Otto Ludwig

Otto Ludwigs Werke

in sechs Bänden.

Herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Mit Ludwigs Bildnis,
einer Abbildung des Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Faksimile,
sowie einer Biographie und Charakteristik Ludwigs.

Erster Band:
Biographie und Charakteristik. — Gedichte und Jugenddramen.

Leipzig.
Max Hesse's Verlag.

Inhalt.

Gedichte.

	Seite
Der junge Dichter	1
Der Städterin Wunsch	5
Wiegenlied	6
Hüttchen im Odenwald	7
Zöllner, Sünder	8
An manche neuere Dichter	8
Der Unzufriedene (1839)	9
Klage	10
Die Kindesmörderin	10
Zerknirschung	11
Todesahnung	12
Das Lied (1840)	14
Das Lied von der Bernauerin	15
Das Volkslied aus dem „Engel von Augsburg“ (1843)	17
Das zerbrochene Herz (1844)	18
Der Ostermorgen	20
Meines Herz	21
Zu stille Liebe	21
Unbelauschte Schönheit	21
Buschlieder	22
Völkerfrühling	30
1848	32
Des Kranken Ungeduld	33
Der Kranke	36

Jugenddramen.

Hans Frei	38
Die Pfarrrose	103
Die Rechte des Herzens	161

BIBLIOTECA
NACIONAL

Das Lied.

Die Sprach' ist ein Markt;
Liegt alles zu Hauf;
Drauf wimmelt's und drängt's
Zum Tausche, zum Kauf.
Das Auge verlockt
Der Flitterputz;
Sieht außen wie Gold,
Ist innen nichts nutz.

Bald hat das Aug'
Sich satt gesehn,
Dann ist's um den Glanz,
Um den Reiz geschehn;
Es läßt dem Markt
Den bunten Kauf
Und sucht in der Au'
Die Veilchen auf.

Es scheint sich der Traum
Von selber fort;
Die reichste Kunst
Ruht' im ärmsten Wort.

Der wilde Dorn
Umzäunt das Bild,
Daß traulich zieht
Das Bächlein mild.

Der Stern so gern
Im stillen Fluß;
Im stillen Hain
Der Gott gern ruht.

Das schönste Herz
Ist sich selbst nicht bewußt;
Der heiligste Schmerz
In der stillsten Brust.

Ludwig-Denkmal im Park zu Meiningen
(von Adolf Hildebrand).

Otto Ludwig.

Biographie und Charakteristik.

Von Adolf Bartels.

Otto Ludwigs Leben ausführlicher darzustellen ist erst seit dem Erscheinen des vortrefflichen Werkes von Adolf Stern „Otto Ludwig. Ein Dichterleben“ (Leipzig, 1891) und nur auf Grund dieses Werkes möglich. Ihm folgt daher auch diese Darstellung in allem Biographischen. Dagegen ist sie bestrebt, in der Charakteristik der Werke des Dichters und seiner dichterischen Gesamterscheinung selbständig zu sein.

Der Geburtsort Otto Ludwigs ist das damals herzoglich-sächsisch-hildburghausensche, jetzt meiningische Städtchen Eisfeld an der Werra, auf altfränkischem Boden gelegen, aber, wie das ganze hennebergische Land, längst mit Thüringen verwachsen. Dort erblickte er am 12. Februar 1813, in demselben Jahre mit Friedrich Hebbel und Richard Wagner, das Licht der Welt. Sein Vater war der Eisfelder Stadtsyndikus und herzogliche Hofadvokat Ernst Ludwig, seine Mutter Sophie Christiane, die Tochter des Kaufmanns und Senators Otto. Er war das dritte Kind seiner Eltern, aber seine älteren Geschwister waren bald nach ihrer Geburt wieder gestorben, und auch er war von schwächlicher Gesundheit. Ein später geborener Bruder erreichte das Jünglingsalter nicht.

Die Familien Ludwig und Otto gehörten beide zum Patriziat oder, wie man bei einer Kleinstadt wohl besser sagt, zum Honoratiorentum Eisfelds und zeichneten sich durch Bildung und Besitz aus. Schon der Großvater Ludwig hatte Dramen geschrieben, die sich handschriftlich erhalten hatten, der Vater gab 1822 zu Kulmbach „Einige Lieder und andere kleine Gedichte“ heraus, die zwar nicht von größerem poetischen Talent, aber doch von poetischem Sinne zeugen. Auch die Mutter des Dichters hatte lebhafteste Empfänglichkeit und Verständnis für Poesie, war u. a. im Shakespeare zuhause. Das Vermögen Ernst Ludwigs gestattete ihm, im Jahre 1814 ein größeres Grundstück zu erwerben und auf ihm einen schönen Garten mit Sommerwohnung anzulegen. Mit diesem Garten, in dem er seine Kinderjahre verspielte, ist das Geschick des Dichters dauernd verknüpft geblieben.

Um das Jahr 1820 brachen schwere Schicksalsschläge über die Familie Ludwig herein. Das Kassenwesen der Stadt Eisfeld war durch die Kriegsjahre in Unordnung geraten, man redete von Veruntreuungen und machte den Stadtsyndikus Ludwig, der sich der Bürgerschaft durch einige zeitentsprechende Neuerungen und als Landstand des Herzogtums auch einigen Herren von der Regierung mißliebig gemacht hatte, dafür verantwortlich. Eine Untersuchungskommission, an deren Spitze der nachmals berüchtigte Hannibal Fischer stand, stellte nun zwar die völlige Unschuld und Ehrenhaftigkeit Ludwigs fest, aber das unerwartete Ergebnis der Untersuchung erregte die Gemüter der Eisfelder um so mehr, und es kam zu einer kleinen Revolution, infolge deren das gesamte herzoglich-hildburghausensche Militär, zweihundert Mann stark, in Eisfeld einrückte und die Rädelsführer verhaftete. Sie wurden bald wieder freigelassen, sannen aber auf Rache, und am 7. Juli 1822 brach in Eisfeld ein vorher als Gottesgericht verkündeter Brand aus, der einen großen Teil der Stadt, u. a. das Rathaus, die Amtswohnung des Syndikus und das Ottosche Haus in Asche legte. In der Nacht nach dem Brande wurde die von der Mutter des Dichters gerettete Gerichtskasse erbrochen und ihres Inhalts beraubt. Der Thäter wurde niemals entdeckt, Syndikus Ludwig aber, der sich bei dem Brande hervorragend ausgezeichnet hatte, ersetzte die gestohlene Summe aus seinem eigenen Vermögen, das dadurch sehr zusammenschmolz. Nun kamen friedlichere Jahre, aber die Gesundheit Ernst Ludwigs, wohl von Haus aus nicht stark, hatte durch all' diese Vorgänge einen schweren Stoß erlitten; er starb am 20. Januar 1825, eben sechsundvierzig Jahre alt. Zwei Jahre darauf folgte ihm sein zweiter Sohn, Otto Ludwig blieb mit seiner Mutter allein zurück.

In den äußeren Verhältnissen der Familie war durch den Tod des Syndikus scheinbar nicht viel geändert worden. Nach wie vor lebte Frau Ludwig in ihrem Vaterhause, das nach dem Brande neu erbaut worden war, mit ihrem unverheirateten Bruder Christian Otto zusammen, dem sie den Haushalt führte. Dieser Bruder Christian Otto war Kaufmann, Besitzer des ersten Ladengeschäfts der Stadt, schon nicht mehr jung, gutmütig und von Haus aus nicht unbegabt, vor allem Musikfreund, aber auch etwas Lebemann. Otto Ludwig mußte als sein Erbe gelten, und der Kaufmann wünschte, daß er später einmal sein Geschäft übernähme, doch setzte die Frau Syndikus einstweilen durch, daß für ihren Sohn das Studium in Aussicht

genommen wurde. Er hatte zuerſt Privatunterricht von einem ſeminariſtiſch gebildeten Schreiber ſeines Vaters, Ludwig Ambrunn, erhalten und dann die Eisfelder Stadtſchule, eine Lateinſchule niederen Ranges, beſucht, nebenher auch, erſt durch den Stadtorganiſten und dann durch den Kantor Morgenroth, einen vorzüglichen Muſikunterricht genoſſen. Nun, im Frühjahr 1828, wurde der Knabe auf das Gymnaſium zu Hildburghauſen geſandt, wo er in die Tertia aufgenommen wurde.

Er blieb dort nur ein Jahr. Auch die Geſundheit der Mutter war erſchüttert, die Anzeichen der Lungenſchwindſucht ſtellten ſich ein, und da war es nur zu natürlich, daß ſie für ihren Lebensreſt den Sohn bei ſich haben wollte. Auch ſchien ihr jetzt, unter dem Einfluß der Krankheit, die vermeintlich ſichere Zukunft als Nachfolger ihres Bruders für den geliebten Sohn wünſchenswerter zu ſein als das langwierige, vielleicht nur unter Entbehrungen durchzuführende Studium. So ward Otto Ludwig Kaufmannslehrling, kein ſonderlich geſchickter, wie berichtet wird. Die Krankheit der Mutter ſchritt fort, der Sohn war ihr treueſter Pfleger, aber es war keine Rettung mehr möglich: Am 21. November 1831 erlag ſie ihren Leiden. Bald nach ihrem Tode ward dem nun Herangewachſenen der Aufenthalt in dem Hauſe des Oheims, der eine ungebildete Perſon zügelloſen Charakters als Haushälterin aufgenommen, unerträglich, und ſo ging er im Oktober 1832 noch einmal auf eine Schule, diesmal auf das Lyceum in Saalfeld. Aber der Verſuch, zum Studium zu gelangen, mißlang diesmal ebenſo wie das erſte Mal; mit den Worten: „Körperliche Schmerzen und geiſtige Erſchöpfung bis zum Lebensüberdruß ſteigend. Ich verliere den Glauben an meine Poeſie, ohne Luſt zu gewinnen zu einer anderen Beſchäftigung“ hat Ludwig ſelber die Saalfelder Zeit charakteriſiert. So war es eine Art Selbſtrettung, daß ſich der Jüngling zu Weihnachten 1833 entſchloß, die Schule zu verlaſſen und ſich in der Stille der Heimat autodidaktiſch zum Muſiker auszubilden. Zunächſt bezog er ſeine alte Wohnung im Hauſe des Oheims wieder, rechnete aber von vorneherein auf die Einſamkeit ſeines Gartenhauſes.

Otto Ludwigs geiſtige Entwickelung bis zu dieſem Zeitpunkt iſt zwar nicht vollſtändig klar — bei welchem Dichter wäre ſie das für die Jugendzeit? —, aber man kann doch allerlei Schlüſſe auf ſie ziehen. Unzweifelhaft war er ein frühreifes Kind: Reizbarkeit der Nerven und damit zuſammenhängend ungewöhnliche Intelligenz ſind ja eine Naturmitgabe des Dichters — wir finden ſie bei dem

Proletariersohn Hebbel so gut wie bei dem Patriziersohn Otto Ludwig; so wundert es uns nicht, daß der Zwölfjährige seinem Vater die Todesgedanken vom Antlitz las, und daß er mit dem Bröder, der damals allgemein verbreiteten lateinischen Grammatik, zugleich die Tragödien Shakespeares kennen lernte. Aber bei Ludwig ist die Nervenreizbarkeit nicht gesund, wie sie das beim Dichter auch wohl sein kann und im Grunde sein soll, sondern von vorneherein krankhaft gewesen, und die Verzärtelung, die die Mutter dem einzigen Kinde angedeihen ließ, hat sie ohne Zweifel noch verstärkt. Nach des Dichters Zeugnis „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute", hat sie auf den Sohn auch geistig einen hervorragenden Einfluß geübt, hat seine frühzeitige Dichterlektüre und seine Theaterneigungen begünstigt und dadurch allerdings wohl etwas Treibhauskultur in die Entwickelung des Knaben und Jünglings gebracht, die ihn dann unfähig machte, es mit der Welt, sei es auch zunächst nur mit dem Schulleben, aufzunehmen. Selbstverständlich hat die nachträgliche Rezension einer dichterischen Entwickelung wenig Wert und zur Erhebung von Anklagen existiert überhaupt keine Berechtigung, aber alles, was zum Verständnis des Werdens und Wesens des Dichters dienen kann, muß allerdings herangezogen werden. Der junge Otto Ludwig, der es auf der Schule nicht aushalten kann, ist sicherlich keine normale Erscheinung, auch dann nicht, wenn man seinen künftigen Dichterberuf zur Erklärung heranzieht; wie er nun aber einmal geworden war, blieb ihm freilich nichts weiter als die Flucht von der Schule übrig, wenn er in die seiner Natur zusagenden Verhältnisse gelangen wollte.

Er hat später die nun beginnende Zeit als die glücklichste seines Lebens bezeichnet, und in der That besaß er alles, was das Glück ausmacht: Jugend, Freiheit, Sorgenlosigkeit, ernsthaftes Streben und die Hoffnung dazu. Zwar, im Hause seines Oheims war eine böse Veränderung eingetreten, die Haushälterin hatte diesem einen Sohn geboren, und der „dicke Herr", wie der Kaufmann Otto in Eisfeld genannt wurde, war nach und nach der Sklave des Frauenzimmers geworden; Otto Ludwig aber bezog schon im März 1834 mit seinem Jugendfreunde Karl Schaller sein Gartenhaus, begann seine Studien mit den allerdings schon etwas veralteten musik-theoretischen Schriften F. W. Marpurgs und komponierte aufs fleißigste, meist einzelne Scenen aus geplanten Opern. Das Leben in der freien Natur bekam

ihm vortrefflich; ein wie er musikbegeisterter Freundeskreis, der sich am Abend im Gartenhause versammelte, brachte Abwechslung und erhielt die notwendige Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft; hier und da wurden auch Ausflüge in die Berge, zu Schützenfesten und Kirmessen und vor allem zu größeren Musikaufführungen, u. a. nach Koburg, unternommen. Das Leben des Sommers 1834 wurde im ganzen auch die nächsten Jahre, bis 1838 fortgesetzt, mußte freilich naturgemäß, wenn auch nicht an Reiz, doch an Befriedigungskraft verlieren, je älter der Dichter wurde. Alle musikalischen Pläne Ludwigs aufzuzählen, die in dieser Zeit hervortraten und nur selten ganz zur Ausführung gelangten, hat keinen Zweck. Außer Opernbruchstücken schuf er namentlich Lieder und Balladen und vor allem an einem Requiem. Dichterische Pläne gingen neben den musikalischen her; schon tauchte der Ludwig sein ganzes Leben begleitende Agnes-Bernauer-Stoff auf, der Idee eines Lehrgedichtes der Musik in der Art von Schillers „Künstlern" wurde nähergetreten und manches Lyrische fertig — noch aber zweifelte Ludwig nicht, daß er zum Musiker bestimmt sei. An Versuchen, Verleger und Kapellmeister für sich zu interessieren, fehlte es wenigstens in der späteren Zeit dieser Lehrjahre nicht.

Natürlich hat man nicht verfehlt, Ludwig dies sein jahrelanges Autodidaktentum vorzuwerfen — daß die Eisfelder über den jungen Mann den Kopf schüttelten, versteht sich ja von selbst. Soweit sich der Vorwurf gegen dichterisches Autodidaktentum im allgemeinen richtet, ist er selbstverständlich nicht haltbar; die Mehrzahl gerade der großen Dramatiker, Shakespeare, Kleist, Hebbel, im Grunde auch Schiller, der die schwereren Lateiner und die Griechen nicht in der Ursprache lesen konnte, besaßen die übliche akademische Bildung nicht, und es wäre wohl die Behauptung siegreich durchzuführen, daß der mehr als jeder andere Dichter auf das Leben angewiesene Dramatiker von der humanistischen Bildung der Schulen und Universitäten eher Benachteiligung als Förderung zu erwarten habe. Auch die Bezeichnung autodidaktischer Studien der Dichter als „regellos" ist unberechtigt; der Dichter folgt eben bei seinen Studien den Bedürfnissen seiner Natur und soll dies auch, weiter nichts als dies. Was speciell Ludwig anlangt, so wissen wir, daß er als Erbschaft von seinem Vater außer den Werken Shakespeares die der deutschen Klassiker und Romantiker, von letzteren vor allen die Tiecks und E. T. A. Hoffmanns, ziemlich vollständig besaß, und wenigstens für mich

besteht die Überzeugung (mag sie auch allen akademisch Gebildeten Deutschlands als Ketzerei erscheinen), daß sich ein begabter junger Mensch aus ihnen mindestens ebenso viel „Bildung" holen kann wie auf Schule und Universität, nur daß heute natürlich noch einige neuere Dichter hinzukommen müßten. Wenn also etwas an Otto Ludwigs Eisfelder Leben auszusetzen sein sollte, so wäre es höchstens dies, daß es zu eng gewesen, daß es den Dichter ohne Verbindung mit der Zeit gelassen und ihn im Lebensstrom nicht schwimmen gelehrt. Wiederum beruhen aber die Hauptvorzüge von Ludwigs Werken, vor allem die Treue und Wärme des Details, auf seinem einsamen Eisfelder Leben. Erst wenn Ludwig seine eigene Art und ihre besonderen Vorzüge zum Maßstab anders gewordener Dichter erhebt und, was ihm fehlt, sich aber bei den anderen findet, als fehlerhaft ansieht, wie beispielsweise die Berücksichtigung der Denkart der Zeit oder der Weltanschauung im Drama, erst dann hat man das Recht, ihm mit der Hindeutung auf die Besonderheit seiner Entwickelung entgegenzutreten, aber noch keineswegs das, einen anderen Weg, als den er ging, für „richtiger" zu erklären.

Auf die Dauer ertrug der junge Dichter oder Musiker das Eisfelder Leben natürlich nicht. Im Hause seines Oheims waren die Verhältnisse, nachdem dieser seine Haushälterin geheiratet, noch ärger geworden — „da habe ich", schrieb Ludwig später, „zuerst die Leidenschaft in ihren versteckteſten und furchtbarsten Regungen studiert, wie denn meine Geschichte bis zum Beginn des Mannesalters ein fortgesetzter Kursus in der angewandten Psychologie und Pathologie war"; über seine Freunde mit Ausnahme etwa Schallers war er geistig längst hinausgewachsen, und die Eisfelder Mitbürger mochten doch wohl schon hin und wieder ihre Kritik an dem „nichtsthuerischen" Leben des jungen Herrn üben. Vor allem: ein begabter junger Mensch will endlich Wirkung sehen oder doch mindestens sich seines Talents durch Anerkennung anderer bewußt werden. Sendungen in die Fremde kamen meistens unbesehen wieder zurück; also blieb Ludwig nichts übrig, als persönlich sein Glück zu versuchen. Das Geschick fügte es, daß er es als Stipendiat seines Landesherrn, des Herzogs von Meiningen, konnte. Man hatte in Eisfeld ein Liebhabertheater eingerichtet, Ludwig wurde dessen Theaterdichter und Kapellmeister und machte dafür sein Singspiel „Die Geschwister" fertig, das mit Hilfe aller musikalischen Dilettanten in Eisfeld und Umgegend eingeübt und am 3. April 1837 aufgeführt wurde. Durch den erlangten

Erfolg sehr gehoben, vollendete der Dichter-Musiker eine Oper „Die Köhlerin", die dann im Spätherbst 1838 auf der Eisfelder Bühne erschien. Und nun erscholl der Ruhm des jungen Talentes über die engste Heimat hinaus, die Kesselringsche Hofbuchhandlung in Hildburghausen nahm die Kompositionen zweier Goethischer Balladen („Die wandelnde Glocke" und „Der Totentanz") von ihm zur Herausgabe an, und der Meininger Hofkapellmeister Grund empfahl ihn an den Herzog Bernhard Erich Freund. Am 18. März 1838 stand er vor diesem, der ihm „seinen allerdurchlauchtigsten Willen kund that, ihn in Leipzig bei Felix Mendelssohn-Bartholdy seine musikalischen Studien vollenden zu lassen". Dazu erhielt er ein Stipendium von 300 Gulden jährlich auf drei Jahre. Nachdem er im Frühjahr noch seinen inzwischen verheirateten und nach Wasungen versetzten Freund Schaller besucht, am zweiten Ostertage des Jahres auf einem Ball in seiner Vaterstadt wegen eines „Schottischen" sehr gefeiert worden war und den Sommer, meist mit der Komposition seines Requiems beschäftigt, still in seinem Gartenhause verbracht hatte, reiste er am 23. Oktober 1839 von Eisfeld ab und kam nach kurzem Aufenthalt in Hildburghausen und Meiningen am 28. d. M. nach Leipzig.

Otto Ludwigs (erster) Leipziger Aufenthalt dauerte genau ein Jahr und verlief so unglücklich wie möglich. Zum Teil lag das an den körperlichen Zuständen des jungen Mannes: Er war mit einer schweren Erkältung nach Leipzig gekommen und hatte den ganzen Winter über seine Nervenzufälle, die ihm das Hören von Musik und dann auch das Klavierspielen unmöglich machten; im Mai 1840 erkrankte er darauf ernsthaft, rheumatische Erscheinungen, Angstschweiß, Herzklopfen, Atemnot, Neigung zum Erbrechen, Brustkrämpfe und Erstickungsanfälle setzten ihm zu, der Arzt stand ratlos. Wohl mochte die ungesunde Lebensweise Ludwigs in Leipzig — er ging nur einmal täglich aus und rauchte, wie es scheint, unmäßig — zum Ausbruch des Leidens beigetragen haben, seine Ursachen aber steckten tiefer, in der ererbten Leibeskonstitution. Ludwig hat Jahre gehabt, wo er gesund erschien, aber es ist unzweifelhaft, daß zwischen den nervösen Zuständen seiner Jugend und seiner letzten Krankheit ein Zusammenhang besteht, daß man von intermittierender Krankheit während seines ganzen Lebens reden kann. Und ebenso unzweifelhaft ist es, daß zwischen dieser Krankheit und der Art seines Schaffens ein Zusammenhang besteht, wenn man auch das letztere nie geradezu als krankhaft wird bezeichnen dürfen; ein gesunder starker Geist lebte

doch in dem kranken Dichter, wenn er auch nicht immer siegreich war. Völlige Klarheit über das Leiden Ludwigs und seine Folgen wird man wohl nie erlangen.

Hinderte schon das körperliche Unbehagen Ludwig, Leipzig und den Leipzigern gegenüber gerecht zu sein und seinen Aufenthalt in der Pleißestadt nach Kräften auszunutzen, so that dies noch um viel mehr die Gewöhnung an das Einsiedlerdasein, die er von Eisfeld mitbrachte, und die er im Grunde, während seines ganzen Lebens nicht mehr überwunden hat. Die Jahre, in denen sich der menschliche Charakter vor allem bildet, die zwischen zwanzig und sechsundzwanzig, hatte er in einer kleinen Stadt, ja, hier hauptsächlich in einer Garteneinsamkeit verbracht; nun stieß ihn die große Stadt — und das war auch das damalige Leipzig im Vergleich mit Eisfeld — von vorneherein ab, er versuchte es kaum noch zu „schwimmen". Tadeln darf man dies, wie gesagt, schwerlich, es entsprach eben auch des Dichters tiefster Natur, der, vielleicht von seiner Krankheit her, etwas Mimosenhaftes anhaftete, es entsprach jedenfalls seiner bereits stark bewußt gewordenen Anschauung, daß einfache Verhältnisse die besten seien, seinem Haß gegen die konventionelle Heuchelei der Gesellschaft. Daß er sich gar keine Mühe gab, diese Gesellschaft kennen zu lernen, daß er sozusagen a priori über sie aburteilte, wird nicht zu leugnen sein, aber eine instinktiv richtige Empfindung lag doch auch dem zu Grunde, und im übrigen gilt für alle Talente von der Art Ludwigs das Wort: „Einseitigkeit macht stark". Dem Werdenden kam die Einseitigkeit freilich noch nicht zu Gute, sie isolierte ihn nur.

Adolf Stern hat gemeint, daß Ludwig in dieser Zeit noch keineswegs so fertig, unbestimmbar und selbstbewußt gewesen sei, als es habe scheinen können. Gewiß, auf künstlerischem Gebiete war er es nicht und ist er es sein Leben lang kaum geworden; aber als Charakter war er es allerdings. So hat er vom ersten Augenblicke an den völligen Gegensatz gemerkt, in dem er zu Felix Mendelssohn, der sein Lehrmeister werden sollte, stand, und ihn auch klar zum Ausdruck gebracht: „Mendelssohn, dem ich einiges aus meiner letzten Oper zeigte, schien es nicht zu gefallen, worauf ich mir am meisten einbildete: das Charakteristische, nämlich, daß ich die Bäuerinnen ihrer Sphäre angemessen singen und sprechen lasse, was freilich nicht mehr Mode ist, da z. B. Bellinis Bauernmädchen sich ausdrücken und singen wie Herzoginnen, und der bis ins kleinste Detail gemalte Amtmann in der ‚Köhlerin'. Er meinte, diese Auffassungsweise

verrate nicht viel Geschmack. Er glaube schon, daß ich Glück damit machen könne, doch rate er mir nicht dazu. Es liegt dies wohl in seiner Individualität, der das Naive, Nächste, Natürlichste fern zu liegen scheint." Es war einfach der Gegensatz zwischen Judentum und Germanentum, der sich da aufthat, und auch die Achtung, die Ludwig für Mendelssohn hegte, konnte ihn nicht ausgleichen. So entstand kein Verhältnis zwischen beiden, Mendelssohn gab dem jungen Musiker, den er als für förmlichen Unterricht schon zu gereift erklärte, seine Ratschläge und überließ ihn dann ganz sich selbst. Nun hätte dieser anderswo Anschluß suchen können, es lebten damals noch Lortzing, der ihm doch im Grunde nahestand, und vor allem Robert Schumann in Leipzig, wie denn überhaupt Pleiß-Athen damals eine musikalische Blütezeit hatte. Aber die Weltscheu Ludwigs ließ ihn allen Berührungen lieber ausweichen, als sie suchen; Schumanns Schaffen schloß er auch in seine allgemeine Verdammung der modernen Musik ein. Eine gewisse innere Berechtigung wird seinem Urteil nicht abzusprechen sein, doch steckt auch ein Kern von trotzigem Nichtwollen darin, der sich aus den anders gearteten Bedürfnissen der eigenen Natur erklärt. In seinem musikalischen Schaffen, das mit dieser Leipziger Zeit abschließt, ist er überhaupt nicht auf die „Höhe der Zeit" gelangt. „Vergleicht man seine Werke mit den Werken gleichzeitiger Meister," schrieb später Julius Rietz, „so ergiebt sich das auffallende Resultat, daß sie in Form und Inhalt etwa dreißig Jahre hinter der Richtung des Geschmacks, der Ausbildung der Komposition und der Klaviertechnik jener Musikperiode zurückliegen. Sie erinnern weder an Beethoven und Schubert, die bereits abgeschieden, deren Werke aber doch damals fast allgemein bekannt waren, noch an Mendelssohn-Bartholdy und Schumann." Ohne Talent war Ludwig als Musiker übrigens nicht, ein Zug zum Charakteristischen und Dramatischen zeichnete ihn aus, und so hat ihm auch etwas wie das spätere Musikdrama Wagners vorgeschwebt („Wenn man nun wirklich eine neue Form der Oper versuchte, eine engdramatische, rouladen- und tiradenfremd, nicht aufhaltend am unrechten Orte, so daß am Ende der Zuschauer nicht wüßte, was ihn eigentlich ergriffe, daß er nicht wüßte, ob er ein Drama oder eine Oper gesehen"), nur daß er sicherlich eine richtige Volksoper, nicht die mythologische große Oper Wagners, etwa etwas „Meistersinger"-Artiges erstrebt haben würde.

In ebenso hohem Grade wie das musikalische stieß Ludwig das litte-

rarische Leben Leipzigs ab, dies sicherlich mit mehr Recht, obwohl es damals recht lebhaft war. Es stand unter dem Zeichen der Jungdeutschen, Heinrich Laube, der mit seiner Frau Iduna, der Witwe des Professors Hänel, gerade seine französische Reise unternahm, war der große Mann, neben ihm standen Gustav Kühne, der von 1835 bis 1842 die „Zeitung für die elegante Welt" redigierte (dann übernahm sie Laube wiederum), und Hermann Marggraff. Von den politischen Sängern der vierziger Jahre lebte damals Karl Beck in Leipzig, noch Student, aber bereits der Autor der „Gepanzerten Lieder" und einiger anderer Gedichtsammlungen. Otto Ludwig empfand von vorneherein, was ihn von den Jungdeutschen trennte, und verurteilte ihre Richtung nicht minder scharf, jedenfalls aber mit mehr innerer Berechtigung als die moderne Musik. „Im allgemeinen hat mich nun der Ton, der jetzt in der Schriftstellerwelt herrscht, verletzt, dieses von aller Pietät verlassene Wesen. Jeder Gelbschnabel will dem Poeten vorschreiben, wie er dichten soll, und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht. Wer mag da seine Kräfte, sein Leben, sein Glück, seine Gesundheit riskieren! Thue dir selbst genug, dies ist das wahre, innere Gesetz, dem wir möglichst nachkommen sollen. Und hat man es nach Kräften gethan, nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produzieren als Kritik in einer zuckerwasser-verschwemmten, charakterlosen Prosa, die ich nur einen Ohren- und Sinnenkitzel ohne tieferen Sinn, ja, ohne praktischen Wert nennen kann, denn man bringt's nicht so weit, nur herauszulesen, was sie wohl mögen gewollt haben, — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geschmack daran gefunden, sich auf diesen Oberflächen zu wiegen, in der Meinung, es denke, und wer weiß wie tief, die produktiven Autoren über die Achsel anzusehen und sich zu freuen, wenn sie recht gemein heruntergerissen werden. Das ist das junge Deutschland. Lies ihre Schriften: es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen." Ganz ähnlich hatte einige Jahre vorher der Student Friedrich Hebbel in München über das junge Deutschland geurteilt, aber er hatte den Entschluß gefaßt, ein polemisches Werk gegen die herrschende Zeitrichtung zu schreiben; Ludwig dachte ganz im Gegenteil, aus dem litterarischen Leben zu flüchten, irgendwo Schulmeister zu werden und nebenbei zu schriftstellern. Immerhin knüpfte er doch einige litterarische Verbindungen, mit Karl Herloß-

sohn, dem Verfasser historischer Romane, der den „Kometen“ herausgab, in dem dann 1840 einige Gedichte von Ludwig erschienen, und mit dem blinden Lyriker Theodor Apel, den er einmal auf seinem Gute Ermlitz besuchte.

Der entschiedene Übergang von der Musik zur Poesie ist in Leipzig noch nicht erfolgt, obwohl sich Ludwig hier wieder viel mit seinen poetischen Stoffen, vor allem wieder mit der „Agnes Bernauer“ und dem „Getreuen Eckhart“, einem gleichfalls schon aus Eisfeld mitgebrachten Dramenstoff mit Karl dem Kühnen von Burgund als Mittelpunkt, beschäftigt, auch neue Pläne, u. a. die zu einem „Marino Falieri“ und zu einer Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten“ entworfen hat. Doch fällt in den August 1840 bereits der charakteristische Ausruf: „Mir genügt das Vage der Musik nicht mehr, Gestalten muß ich haben“, und den Entschluß Ludwigs, nach Mendelssohns Rat Leipzig zu verlassen und in Meiningen Partituren zu studieren, nennt Stern sehr richtig eine „Phantasiebrücke“ für die beschlossene Rückkehr nach Eisfeld, wohin ihn allerdings nicht die bewußte Absicht, jetzt Dichter zu werden, sondern vor allem das tiefe Unbehagen am Leipziger Leben, man darf auch wohl sagen, das Heimweh trieb. Der erste Versuch, es mit der Welt aufzunehmen oder nur sich in die große Welt einzuleben, war vollständig gescheitert, und man durfte wohl bange Zweifel hegen, ob je etwas aus dem nun schon bald Achtundzwanzigjährigen werden würde. Diese Zweifel hat der Freund Schaller, den Ludwig auf der Rückkehr in Wasungen besuchte, jedenfalls gehegt und in tiefster Seele oftmals sicher auch Ludwig selbst, obgleich er sich äußerlich unverändert gab. Wenn er brieflich zu Schaller meinte: „Sei er froh, daß er fern von den Anfeindungen, Anmaßungen und Intriguen der Kunstwelt sein gemütliches Leben führen kann,“ so klingt das doch höchst sonderbar, wie ein Vorwand für die Flucht, denn erfahren hatte Ludwig von diesen Anfeindungen, Anmaßungen und Intriguen selber doch noch nichts. Aber er mochte einerseits als nicht völlig gesunder Mensch die Empfindung in sich tragen, ihnen nicht gewachsen zu sein, und daher das Recht ableiten, ihnen auszuweichen; andererseits durfte er die Überzeugung hegen, an Höhe der Kunstauffassung die Leipziger weit zu überragen, und zuletzt hatte er doch wohl, trotzdem er noch kaum etwas fertig gebracht, nicht einmal ein vollendetes lyrisches Gedicht, die starke innere Zuversicht des großen Talents, die wohl einmal ins Schwanken geraten kann, aber dennoch auch für eine längere

Entwickelungszeit den sichern Halt verleiht. In Meiningen verweilte Ludwig nur wenige Tage, im November 1840 war er wieder in Eisfeld.

Der erneute Aufenthalt in der Heimat, der bis über Pfingsten 1842 hinauswährte, hat den Dichter endlich von ihr, soweit es möglich war, gelöst. Er fand nun doch, daß er sich in Leipzig ein Idealbild von ihr und besonders von ihren Menschen geschaffen; hatte er sich in einem Briefe an Schaller über die geistige Enge der Leipziger Philister aufgehalten, so mußte er nun die Erfahrung machen, daß sich in seiner Vaterstadt deren auch genug aufhielten, und daß sie um so schwerer zu ertragen waren, als sie sich jetzt mit ihm, Otto Ludwig, vielfach beschäftigten. Mochte man ihn auch noch nicht direkt als Gescheiterten betrachten, obwohl man bei seinem Alter selbst dazu einige Berechtigung hatte, jedenfalls hatte Otto Ludwig unter kleinstädtischer Neugierde, Philisterweisheit und Klatsch gerade hinreichend zu leiden, und der Tag kam, wo er seinem getreuen Schaller gestand, daß er sich über dessen Zurückversetzung nach Eisfeld nicht freuen könne, „da ich, unter uns gesagt, mich in Eisfeld tot ärgern müßte und nimmermehr weder in die Stimmung zu schaffen, noch deiner mich zu erfreuen dort gelangen könnte". Die Verhältnisse im Hause des Oheims waren womöglich noch schlimmer geworden; denn der dicke Herr war jetzt krank und seine Frau, wie es schien, unter dem Einflusse des Alkohols, bisweilen halb wahnsinnig, so daß sie mit dem Messer auf ihren Gatten losging. Otto Ludwig verstand sie jedoch, fast durch seinen Blick, zu bändigen. Er behielt sein Schlafzimmer und den Mittagstisch im Hause seines Oheims, verlebte aber den Sommer 1841 natürlich in seinem Garten und nahm sich zum Winter ein Arbeitszimmer bei einem Bäcker. Seine Gesundheit war nicht immer gut, er litt an den Augen und mußte eine Diätkur durchmachen. Seine Thätigkeit war nun eine wesentlich dichterische, obgleich sich doch die Lust zum Komponieren noch gelegentlich regte, er vollendete die Novelle „Die Emancipation der Dienstboten", auch wohl schon das „Märchen vom toten Kinde" und ging endlich ernsthaft an die „Agnes Bernauer" heran, spann aber selbstverständlich auch seiner Art nach unaufhörlich neue Pläne; so dachte er jetzt an einen humoristischen Roman „Der neue Don Quixote" und an einen Heimatroman, in dem der bekannte Dunkelgraf von Eishausen, Vavel de Versay (Graf Pfaffel), eine Rolle spielen sollte. Ludwigs Studien, die neben seinen dichterischen Versuchen, wie man ohne weiteres annehmen kann, stetig hergingen, scheinen innerhalb

der schon früher angegebenen Grenzen geblieben zu sein, sich wesentlich auf Dichter beschränkt zu haben, wie denn auch später der den meisten großen Dichtern eigentümliche Drang, sich des ganzen Gehalts der Welt und der Zeit zu bemächtigen, bei ihm nicht in dem Maße nachweisbar ist — es ist die Begleiterscheinung seiner Neigung zur Weltflucht, Ludwigs Charakteristikum überhaupt: Beschränkung auf einen bestimmten Kreis, innerhalb desselben aber eifrigste Bethätigung, Streben, wirklich auszuschöpfen. Daß Shakespeare und Goethe eine Welt sind, soll man dabei freilich nicht übersehen, nur fragt sich, ob sie für den jeweiligen Welt- und Menschenzustand in jeder Hinsicht ausreichen. Jedenfalls, um Shakespeare näher zu kommen, trieb Ludwig in dieser Zeit Englisch. — Die neue Wendung in seinem Schicksal kam von seiner Novelle „Die Emancipation der Dienstboten". Man scheint ihm das Meininger Stipendium nicht mehr gezahlt zu haben; da wandte er sich unter Einsendung der Novelle an den Herzog mit dem Gesuch, das dem Musiker verliehene Stipendium jetzt dem Dichter zu gewähren. Das Gutachten über das Gesuch hatte Ludwig Bechstein, damals mit Ludwig Storch der berühmteste Thüringer Dichter, Bibliothekar des Herzogs, abzugeben, und es lautete günstig: „In der Novelle von Otto Ludwig nimmt gleich der frappante Titel und der spannende Dialog der ersten Seiten für den Verfasser ein. Durch das ganze Buch herrscht Glätte des Stils, Fülle und Reichtum des Gedankens und eine edle Sprache, die nie um den richtigen Ausdruck verlegen ist und oft ergreifend wirkt. Die Fabel ist einfach, ganz anders als man dem Titel nach erwarten sollte; es herrschte Reflexion überwiegend über die Handlung vor, aber die Reflexion ist immer geistreich u. s. w." „Jedenfalls", lautete das Schlußurteil, „wurde Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zu teil, die Anerkennung und Ermunterung verdient, wenn er auf dem Wege moderner Novellistik fortschreiten will." Daraufhin wurde das Stipendium nach- und fortbewilligt. Ludwig verließ Eisfeld bald nach Pfingsten 1842 und hat es nie wieder gesehen, obwohl er seinen Garten dort behielt und oft von einer Heimkehr träumte.

Die nun folgenden Jahre seines Lebens, vom Sommer 1842 bis zum Sommer 1844, die er in Leipzig und Dresden verbrachte, sind die, in denen er seinen Dämon, die Weltscheu, am glücklichsten überwand; sie ließen den Dreißigjährigen auch endlich zu mehr

geschlossener Produktion kommen. Die fertige Novelle „Die Emancipation der Dienstboten“ wurde bei der jetzt von Heinrich Laube redigierten „Zeitung für die elegante Welt“ untergebracht und erschien daselbst unter dem Titel „Die Emancipation der Domestiken“ im Juli 1843; das mit Heinrich Laube angeknüpfte Verhältnis sollte in der Folge noch von großer Bedeutung für den Dichter werden. Im Sommer 1842 vollendete Ludwig dann seine Agnes Bernauer, der er den Titel „Der Engel von Augsburg“ gab, und im Winter 1842/43 die Novelle „Maria“, „Das Märchen von den drei Wünschen“ und das Lustspiel „Hanns Frei“. Sein früheres Urteil über die Leipziger nahm er jetzt zurück: „Welch interessante Menschen einem hier vorkommen,“ schreibt er in einem Briefe an Schaller, „wünschte ich dir nicht schreiben zu müssen, sondern mit dir zu erfahren. Leipzig ist ein reicher Ort für die Anschauung, was für einen Poeten die Hauptsache bleibt.“ Er hatte nun einen Kreis von Bekannten gefunden, die wie er in der Waldrichschen Gastwirtschaft in der Nähe der Post verkehrten und in ihm das Großes verheißende Talent anerkannten. Von ihnen ist ihm Dr. Johann Gottfried Wetzstein, nachmals als Orientalist bekannt geworden, am nächsten getreten; nach ihm der Philologe Dr. Wimmer. Von litterarisch bekannten Persönlichkeiten gehörte Dr. Johannes Minckwitz, der Platenide, dem Kreise an. Ludwig erkannte jetzt, daß er im Verkehr mit Menschen noch viel lernen könne, und schloß sich auch außerhalb der Kneipe seinen Bekannten an, u. a. zu allerlei Ausflügen in die Umgebung Leipzigs. Auf ihren Rat und mit ihrer Unterstützung unternahm er ferner alle möglichen Versuche, seine Werke unterzubringen, doch hatte er nur mit der „Emancipation der Dienstboten“ Erfolg. Seine vergeblichen Gänge zu Verlegern sind in dem „Märchen von den drei Wünschen“ humoristisch geschildert. Das Wichtigste für ihn wäre die Anknüpfung mit dem Theater gewesen, aber der damalige Leipziger Theaterdirektor Ringelhardt war nicht der Mann, eine „Agnes Bernauer“ im Sturm- und Drangstil zu würdigen. Da fiel es Ludwig ein, daß die Dresdener Hofschauspielerin Karoline Bauer eine entfernte Verwandte von ihm sei und seinen Onkel Christian Otto einmal in Eisfeld besucht habe, und er gedachte nun, durch sie an Tieck und das Dresdener Hoftheater zu gelangen. Ein Brief, dem das Manuskript des „Engels von Augsburg“ beigelegt wurde, fand günstige Aufnahme, das Trauerspiel kam in Tiecks Hände, und Ludwig entschloß sich jetzt, selber nach Dresden zu gehen, wenn auch

nur vorläufig. Im März oder April 1843 fuhr er, zum erstenmal in seinem Leben die Eisenbahn benutzend, hinüber.

Die Hoffnungen, die er auf Dresden gesetzt, erfüllten sich nun freilich nicht. Zwar Karoline Bauer nahm den „Vetter" freundlich auf und empfahl den „Engel von Augsburg" der Intendanz, schickte Ludwig auch öfter Theaterbillete und veranlaßte so, daß er häufiger ins Theater kam, aber der „Engel von Augsburg" wurde doch nicht angenommen, und bereits im Frühling 1844 floh die Bauer, durch unglückliche Liebesverhältnisse veranlaßt, aus Dresden. Tieck, der eben damals nach Berlin übersiedelte, hat Ludwig, wie es scheint, nicht mehr gesehen, aber der alte Romantiker hat dem jungen Dichter über die ihm gesandten Manuskripte — auch der „Hanns Frei" war ihm vorgelegt worden — geschrieben. Wenigstens in der ersten Zeit seines Dresdener Aufenthalts hat Ludwig noch lebhafteren Verkehr unterhalten, und zwar namentlich in Künstlerkreisen: Der Kupferstecher Langer und der Landschafter Oehme, welcher Ludwig dann wieder mit Ludwig Richter bekannt machte, sind hier vor allem zu nennen. Auch die reichen Kunstschätze der Elbstadt hat Ludwig nach Gebühr gewürdigt. Dann im Winter 1843/44 scheint er doch schon wieder in die alte „Isolierung" zurückgesunken zu sein. Seine äußere Lage hatte sich verbessert: Der „dicke Herr" war im August 1843 gestorben und hatte den Neffen zum Erben der Hälfte seines freilich stark zusammengeschmolzenen Vermögens eingesetzt. Die Möglichkeit, einige Jahre sorgenlos zu arbeiten, ließ Ludwig sofort wieder an eine stille Zurückgezogenheit denken, und er fand sie im Sommer 1844 in der Schleifmühle im Triebischthale südwestlich von Meißen bei dem Dorfe Nieder-Garsebach. Dort und in Meißen selbst hat Ludwig mit einigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1849. gelebt.

Man wird gut thun, hier den ersten großen Abschnitt in Ludwigs Leben und Schaffen zu machen. Seine Jugend liegt jetzt hinter ihm und mit ihr auch der letzte Versuch, in der „Welt" heimisch zu werden — von nun an ist Ludwig wieder Einsiedler. Gleichfalls ist jetzt seine eigentliche Jugendproduktion abgeschlossen; was folgt, ist eine neue Periode großer Anläufe und der mannigfachsten Experimente, aus der dann endlich der „Erbförster" erwächst. Gedruckt worden ist von den Jugenddichtungen Ludwigs bei seinen Lebzeiten außer einigen Gedichten nur die Novelle „Die Emancipation

der Dienstboten", alles übrige, obwohl es die Erstlingsnovelle weit überragte, ist erst in den von Erich Schmidt und Adolf Stern herausgegebenen „Gesammelten Schriften" ans Licht getreten. Im ganzen, kann man sagen, steht Ludwigs Jugenddichtung vollständig unter dem Einfluß der Romantik, vor allem dem Tiecks und E. T. A. Hoffmanns, zum Teil auch Jean Pauls. „Die Emancipation der Dienstboten" ist durch das Urteil Ludwig Bechsteins einigermaßen richtig charakterisiert, aber doch nur nach der Seite gewisser formeller Vorzüge, als Kunstwerk geht sie nicht über die damals gewöhnliche halbromantische Taschenbuchnovelle hinaus. Es ist eine Räubergeschichte und zugleich eine Satire gegen die Emancipationsgelüste der Zeit (Gutzkow, Mundt, die George Sand). Den späteren Ludwig erkennt man an gewissen Lieblingsideen und an dem Versuch, die Volksgestalten jede aus ihrem „Metier" herausreden zu lassen. Die Charakteristik ist noch schwach, namentlich die der weiblichen Heldin, die übrigens eine Art Vorläuferin der Eugenie in den „Rechten des Herzens" ist; im Grunde schwebt alles in der Luft. Laube hat die Novelle wohl gedruckt, um seinen „Mitjungdeutschen" eins zu versetzen. — Bedeutend höher steht schon die Novelle „Maria", die, wie erwähnt, in Leipzig entstand, aber in Dresden noch umgearbeitet wurde — wahrscheinlicherweise hat sie bei der Umarbeitung erst die Dresdener Lokalfärbung erhalten, die freilich den thüringischen Untergrund nicht ganz verdrängen konnte. Im Motiv erinnert die Novelle an Kleists „Marquise von O", doch hat Ludwig Kleist, wie ich meine, damals noch nicht gekannt, und es wird denn auch berichtet, daß er seinen Stoff einer mündlichen Erzählung Dr. Wetzsteins entnommen habe (was, nebenbei bemerkt, auch die neuerdings behauptete Abhängigkeit von einer Novelle Theodor Mundts unwahrscheinlich macht). Der Behandlung nach gehört „Maria" durchaus der Tieckschen Schule an; wenn außer Tieck noch Goethe genannt wird, so ist nicht zu übersehen, daß Tieck selbst im Stil seiner Novellen von Goethe mannigfach beeinflußt erscheint, daß der didaktische Zug, der durch sie hindurchgeht, und dem auch Ludwig Rechnung trägt (man beachte u. a. Marias Rede über die Behandlung des Gesindes), vielleicht auf die Goethische Altersproduktion zurückzuführen, eine direkte Beeinflussung Ludwigs durch Goethe hier also nicht mit Notwendigkeit anzunehmen ist. Jedenfalls genügt es, wenn man bei der „Maria" das Tieckische Muster allein nennt. Bewunderer Ludwigs haben die Novelle, „verglichen mit den

romantiſchen Erzählungen Ludwig Tiecks", geradezu als ein poetiſches Meiſterwerk bezeichnet; das iſt etwas übertrieben, Tiecks beſte Novellen (unter ſeinen „romantiſchen Erzählungen" verſteht man gewöhnlich etwas anderes, nämlich die Werke ſeiner früheren Zeit, wie der „Blonde Eckbert") halten den Vergleich mit der „Maria" ſchon aus. Doch zeigt ſich bei Ludwig hier und da ein Fortſchritt über Tieck hinaus, die Situationen ſind oft plaſtiſcher, als man es bei dem Altmeiſter der Novelle gewohnt iſt, die Naturſchilderungen durchweg charakteriſtiſcher. Wiederum fehlen aber auch mannigfache Schwächen nicht; hier und da tritt die Reflexion ſelbſtändig auf, die Volksſchilderung iſt noch nicht ganz gelungen, es kommen manche Ungeſchicktheiten vor, ich erwähne nur die Rede Janſens an der vermeintlichen Leiche Marias. Auch zeigt ſich bereits die Neigung Ludwigs zu übertriebener Pſychologie, beiſpielsweiſe in der Schilderung des ſpäteren Seelenzuſtandes der Maria, und weiter die, das Poetiſche zu ſehr zu verfeinern — warum muß die Heldin den ganzen Tag weiter nichts eſſen, als einen Apfel und ein Schnittchen Brot? Im ganzen iſt jedoch die Linie des wahrhaft Poetiſchen nicht überſchritten, und als Jugendwerk verdient die „Maria" im ganzen ſicherlich das wärmſte Lob. Zu beachten iſt auch das Perſönliche in der Novelle: der junge Eiſener hat unzweifelhaft manches von Otto Ludwig ſelber überkommen, äußerlich u. a. ſeine Kurzſichtigkeit, dann ſeine Neigung zur Abgeſchloſſenheit. Im Oberamtmann Breitung iſt halb und halb Chriſtian Otto, der „dicke Herr", zu erkennen. Perſönlichen Erfahrungen verdanken endlich auch die Rede des alten Eiſener über die Kunſt, in der Eisfelder Weisheit nachklingt, und die ganz aus der Novelle herausfallende Auseinanderſetzung über das Theater (gegen den Schluß) den Urſprung.

Weniger Lob als die „Maria" hat das „Märchen von den drei Wünſchen" gefunden, es ſteht in ſeiner Art aber ebenſo hoch. Iſt die Novelle von Tieck beſtimmt, ſo das Märchen durchaus von E. T. A. Hoffmann; als Muſter iſt hier der „Goldene Topf" zu nennen. Aus dieſem ſtammt direkt, von der Vermiſchung des phantaſtiſchen Elements mit dem Leben der Wirklichkeit abgeſehen, die dem ganzen Genre eigentümlich iſt, das Drei- reſp. Vier-Töchter-Motiv; während aber Hoffmann nur die Erlöſung einer der Töchter darſtellt, läßt Ludwig alle vier den reinen Jüngling finden und erledigt ſich ſeiner Aufgabe nicht ganz ungeſchickt. Aus Hoffmann, wenn auch nicht aus dem „Goldenen Topf", entlehnt iſt weiter das

Motiv der Auffindung der drei zusammenpassenden Makulaturblätter. Im Milieu ist Ludwig selbständig, er stellt das Leipziger Litteratendasein dar, während Hoffmann Dresdener Bureaukraten verwendet. Das Indische in seinem Märchen verdankte der Dichter wohl seinem Freunde Wetzstein — ich betrachte es als einen Fortschritt gegen das stark Nebulos-Romantische Hoffmanns, obschon die Hineinmischung eines germanischen Sagenelements (Dietrich von Bern) wieder nicht glücklich erscheint. Unbedingt über Hoffmann steht Ludwig wie an Reichtum der Erfindung, so an satirischer Kraft: seine Madame Müller z. B. ist einfach genial. Über das persönliche Element in dem Märchen wurde schon gesprochen, nur der Zug, daß alle Litteraten des Stücks dies nur aus Verzweiflung, als ihnen weiter nichts übrig blieb, geworden sind, sei noch hervorgehoben. Die Verachtung, die Ludwig gegen das Belletristendasein — bei den damaligen Zuständen und aus der Empfindung des wahren Dichters heraus mit vollem Recht — hegte, tritt aus ihm deutlich hervor.

„Der Engel von Augsburg", die erste noch vorhandene vollendete Bearbeitung des Agnes Bernauer-Stoffes, ist bisher nicht gedruckt und wird es wohl auch schwerlich werden. Nach Erich Schmidts Angaben ist es ein ziemlich wirres Intriguenstück, auf das im einzelnen Goethes „Götz" von Einfluß gewesen sein könnte. Dagegen gehört das Lustspiel in Versen „Hanns Frei" unbedingt zu den Jugendwerken Ludwigs, die selbständige Bedeutung haben, eine größere vielleicht noch als die Novelle und das Märchen. Tieck schrieb dem Dichter darüber: „Ihr Lustspiel ist ein Schwank in der Art von Hans Sachs. Sprache, Einfälle, Situationen sehr zu loben. Aber — in fünf langen Akten! Höchstens ist der Stoff zu zweien ausreichend. Auch ist gar viele fast steife Symmetrie in der Anordnung der Scenen." Das Urteil stimmt, wenn man das „in der Art von Hans Sachs" nicht allzu bestimmt auf die Fastnachtsspiele des Nürnberger Meisters bezieht; selbstverständlich steht der „Hanns Frei" in der dramatischen Form unendlich viel höher als die primitiven Schwänke des alten Dichters, doch liegt das Werk immerhin in seiner Richtung, ist in seinem Geist und seiner Sprache gedichtet und steht dem Wesen nach dem romantischen Lustspiel Shakespeares und gar erst der Spanier, an die man auch erinnert hat, doch ziemlich fern. Höchstens, daß man bei Hanns Frei und Felicitas an Benedikt und Beatrice aus „Viel Lärm um nichts" denkt. Inwieweit Ludwig Hans Sachs-Studien gemacht, mögen die berufenen Philologen entscheiden; ich

traue ihm faſt zu, daß er ſich mehr an Goethes „Hans Sachſiſche Werke“ gehalten, als an den alten Nürnberger, aber um ſo bewunderungswürdiger wäre dann ſeine Leiſtung. Zum Vergleich wäre von deutſchen Werken etwa Deinhardſteins „Hans Sachs“ heranzuziehen, auf den Ludwig vielleicht durch Goethes Prolog aufmerkſam gemacht worden war (daß Tieck mit ſeinem „in der Art von Hans Sachs“ Deinhardſteins Werk meint, iſt wohl nicht anzunehmen). Da iſt es nun unzweifelhaft, daß Ludwigs Luſtſpiel poetiſch ganz bedeutend höher ſteht, auch als Drama, trotz der von Tieck getadelten Breite, während des Öſterreichers Werk allerdings das gewandtere und wirkungsreichere Theaterſtück iſt. Trotzdem Ludwig ſich ſtreng an ſeine Liebesgeſchichten hält, giebt er doch ein eindrucksvolles Nürnberger Milieu; Deinhardſtein zieht alles Mögliche in ſein Stück hinein und bleibt ſchablonenhaft. Von Nebenperſonen kann man den Vergolder Leblank bei Ludwig und den Ratsherrn Runge bei Deinhardſtein direkt vergleichen — erſterer iſt ganz individuell, ein Original, letzterer durchaus konventionell, die Theaterfigur des intriguanten Gatten. Weiter: Deinhardſteins Sprache iſt zwar hier und da, namentlich in den Monologen Hans Sachs', nicht ohne lyriſchen Reiz, aber im ganzen nicht charakteriſtiſch; bei Ludwig iſt alles charakteriſtiſch, wenn auch etwas archaiſierende Manier nicht fehlt. Die Schwächen des Ludwigſchen Dramas liegen außer in der Breite in dem übertriebenen Parallelismus, der nicht bloß als Symmetrie in der Anordnung der Scenen, wie Tieck ſagt, ſondern auch in der Anlage der Charaktere, ja, ſelbſt in der Einzelrede hervortritt und geradezu den Vergleich mit muſikaliſchen Formen herausfordert, und dann in der Ausführung des Helden, der ein Tauſendſaſſa ſein ſoll, aber nicht mit der nötigen humoriſtiſchen Freiheit und Lebendigkeit geſtaltet erſcheint. Wenigſtens auf mich wirkt er mit der ewigen Wiederholung ſeiner Überlegenheit einigermaßen langweilig. Allerdings müßte man ihn, um ein entſcheidendes Urteil abgeben zu können, erſt auf der Bühne ſehen, und die deutſche Bühne hätte bei dem Mangel an guten deutſchen Luſtſpielen Urſache genug, es einmal mit dieſem „Hanns Frei“, der als Ganzes unbedingt eine achtungswerte Leiſtung iſt und echt deutſch dazu, zu verſuchen. Hat doch ein dem Stoffe nach verwandtes Luſtſpiel des Franzoſen Edmund Roſtand „Die Romantiſchen“ — von den „Verskomödien“ der Schönthan und Koppel-Ellfeld ganz abgeſehen — neuerdings auf ihr ſein Glück gemacht, und ſind doch bei

Ludwig zum Teil dieſelben Kräfte wirkſam, die Richard Wagners „Meiſterſingern“ ſo großen Reiz verleihen.

Die Überſiedelung Otto Ludwigs von Dresden nach der Schleifmühle zu Nieder-Garſebach bei Meißen war Anfang Juni 1844 erfolgt. In einem Briefe an ſeinen Eisfelder Freund Ludwig Ambrunn, ſeinen ehemaligen Lehrer, hat er ſeinen Aufenthaltsort geſchildert: „Ich ſchreibe dir aus einem der lieblichſten Winkelchen Erde; links von mir prächtige Felſen, rechts die kleine kühle Triebiſch, drüben Berge mit grünem Buſch bewachſen, um meine Reſidenz — in einer Schleifmühle — ungeheure, herabgerollte Felsblöcke von mannigfachſten Formen und ſchlanke, grüne, krauſe Erlen bunt durcheinander. Und in welcher Richtung ich den Triebiſchgrund durchziehen mag, ſo wird's immer ſchöner. Meine Werkſtatt ſchlag' ich bald hier bald da auf, einmal zwiſchen den Felsblöcken an der Triebiſch nahebei — ein alter Erlenſtrunk hält mir das Tintenfaß (den Stecher, den dein Chriſtian, den zu grüßen bitte, mir gemacht), die Mappe auf meinen Knieen iſt mein Tiſch; bald über der Klausmühle, dem romantiſchſten Punkt, den ich auf der Welt kenne, etwa zwei Stockwerk hoch, einen ſchmalen Weg ſperrend, der durch junges Gebüſch in wunderſchönen Linien herunterläuft, ſo oft geſchlängelt, daß man merkt, er ſelber mag nicht von dem ſchönen Berge herab — was ihm nun freilich zu verdenken, da das Thal noch ſchöner iſt; bald horſte ich, auf meinen poetiſchen Eiern brütend, auf dem Gipfel eines Felſens. Ob ich gleich allein bin, habe ich nicht die mindeſte Langeweile; ich wende meinen Kopf um, ſo hab' ich das Thal mit edeln, guten, ernſten, komiſchen, böſen Bewohnern bevölkert. Wenn mir's gefällt, geh' ich mit Göttern und Königen um, in einem Anfall von Herablaſſung dagegen kann ich mit Bauern kegeln, die übrigens hier meiſt ſehr reich und ſo gebildet ſind, wie bei uns draußen die angeſehenen Bürger.“ Der ihm von der Heimat her vertraute Reiz mitteldeutſcher Berglandſchaft und die Einſamkeit hatten es Ludwig wieder einmal angethan. Dann aber kam noch etwas hinzu, was ihm das Triebiſchthal beſonders lieb und wert machte: Er lernte hier ſeine zukünftige Frau, Emilie Winkler aus Meißen, kennen, mit der er ſich im Laufe des Sommers verlobte. Sein Liebesglück gewann in einer Reihe von Gedichten, den „Buſchliedern“, den ſchönſten Ausdruck. Außerdem ſchuf er in dieſem Sommer ein Idyll, „die Buſchnovelle“, ſuchte eine humoriſtiſche

Novelle, die „Teufelshochzeitsgeschichte“, wohl noch in Hoffmanns Stil, zu vollenden, widmete aber seine Hauptarbeit einem großen historischen Drama „Friedrich II. von Preußen“, von dem wenigstens das Vorspiel, „Die Torgauer Heide“, fertig und in der „Zeitung für die elegante Welt“ gedruckt wurde.

Ende Oktober 1844 kehrte Ludwig nach Leipzig zurück und verlebte den Winter 1844/45 in dieser Stadt, seine Wohnung in dem Vorort Reudnitz nehmend. Den Entschluß hatte er auf Zureden seiner Freunde gefaßt, die von dem Übergang des Leipziger Theaters an den Dr. Schmidt, dem Laube nahestand, einen neuen Aufschwung dieser Bühne und auch etwas für die Dramen Otto Ludwigs erwarteten. Der Dichter hat, wie es scheint, den „Friedrich den Großen“ in Leipzig vollendet und der Theaterdirektion eingereicht, doch hat sich das Stück in seinem Nachlaß nicht gefunden. Aussichten hatte er in Leipzig mit einem diesen Stoff behandelnden Drama nicht; was Dr. Schmidt und Laube wollten, war das liberalisierende historische Tendenzdrama und etwa noch ein sogenanntes bürgerliches Drama mit modernem Problem. Es war die Zeit, wo das junge Deutschland, Gutzkow und Laube voran, sich des Theaters zu bemächtigen begann, und der große, echte Dramatiker, der wirklich das Drama der Zeit schrieb, Friedrich Hebbel, bereits aufgetreten war, Aufsehen erregte, Liebe und Haß erweckte. Jetzt scheint Otto Ludwig ihn, seinen großen Vorgänger, dessen „Judith“, „Genoveva“ und „Maria Magdalene“ bereits vorlagen, und auf den ihn ein Dresdener Bekannter, der Däne Herr von Mehren, wie Adolf Stern neuerdings festgestellt hat, zuerst aufmerksam gemacht hatte, auch näher kennen gelernt zu haben. Daß die Zeit nicht ganz ohne Einfluß auf Ludwig blieb, beweist sein Plan einer „Charlotte Corday“, und jedenfalls hängt auch die spätere Inangriffnahme der beiden bürgerlichen Dramen „Die Rechte des Herzens“ und „Die Pfarrrose“ mit Einwirkungen des diesmaligen Leipziger Aufenthalts zusammen. Doch hatte der Dichter die Romantik immer noch nicht überwunden, und er war ja leider überhaupt nicht der Mann, stets entschieden seinen Weg zu gehen.

Die alten Freunde hatte er zum größten Teil noch in Leipzig vorgefunden, vor allem Wetzstein, und verkehrte, wenn auch nicht gerade lebhaft, doch ziemlich regelmäßig mit ihnen. Es wird berichtet, daß er damals noch ziemlich häufig musizierte, wie er sich denn noch später als Musiker bezeichnete und vorgab, zur Musik zurückkehren

zu wollen. Auf seinem Zimmer fand man ihn regelmäßig in eine fast undurchdringliche Wolke von Tabaksdampf eingehüllt — sein starkes Rauchen ist, wie mir unzweifelhaft erscheint, mit eine der Ursachen seines körperlichen Leidens gewesen, das ihn schon in Garsebach und auch hier wieder überkam. Allmählich verging der Winter, die Theaterhoffnungen waren hingeschwunden, dagegen der Plan einer humoristisch-idyllischen Erzählung aufgetaucht. Am 2. Mai 1845 verließ Ludwig Leipzig und begab sich abermals ins Triebischthal. In seinem alten Quartier in der Schleifmühle vollendete er während des Sommers 1845 „Die Rechte des Herzens" und brachte, wie es scheint, auch einen beträchtlichen Teil der „Pfarrrose" fertig; im Winter zog er dann seiner Braut wegen und auch, weil ihm die Stadt gefiel, nach Meißen und schrieb einen großen Teil der humoristisch-idyllischen Erzählung, des Schulmeisterromans. Wiederum ging es im Sommer 1846 ins Triebischthal, wo abermals ein „Engel von Augsburg" bearbeitet, die „Pfarrrose" und „Das Fräulein von Scuderi" gefördert wurden, und im Winter abermals nach Meißen. Im Februar 1847 siedelte Ludwig auf ein Vierteljahr nach Dresden über, „entwischte", wie Eduard Devrient sich ausdrückt, dann wieder nach Meißen und nahm seinen Wohnsitz im Gasthof „zu den drei Rosen" in Nieder-Fähre, der Stadt gegenüber. Hier hat er die „Pfarrrose" und „Das Fräulein von Scuderi" zum Abschluß gebracht und an einem neuen bürgerlichen Drama, aus dem sich dann der „Erbförster" entwickelte, weiter gearbeitet. Dann kam das Jahr 1848, an dessen Ereignissen Ludwig innerlich den lebhaftesten Anteil nahm, und das auch seine letzte lyrische Poesie zeitigte. Von seinem kleinen Vermögen zehrend und in den Wirren der Zeit an der Möglichkeit durchzudringen halb und halb verzweifelnd, hat Ludwig in diesen Tagen mit dem Gedanken einer Anstellung als Lehrer im Meiningischen, ja des Ankaufs einer Leihbibliothek in Dresden gespielt. Glücklicherweise gelang ihm im Sommer 1849 die Vollendung des „Erbförsters", Eduard Devrient, der schon lange sein dramaturgischer Berater war, konnte die Annahme beim Dresdner Hoftheater im September durchsetzen, und nun kehrte Ludwig nach Dresden zurück und nahm in dem Gasthof „Zum Trompeterschlößchen" am Dippoldiswalder Platz sein Quartier. Sein langes und unermüdliches Ringen war endlich zu einem bestimmten Abschlusse gelangt.

Das Verhältnis zu Eduard Devrient, das ich bisher absichtlich nicht berührt habe, um es im Zusammenhang darzustellen, war durch

die Übersendung der „Rechte des Herzens“ an diesen, der damals Oberregisseur der Dresdner Hofbühne war, kurz vor Weihnachten 1845 entstanden. Devrient erkannte die große Begabung Ludwigs sofort. Noch im Dezember 1845 erfolgte eine Zusammenkunft, bei der dem Regisseur das Einsiedlerische in des Dichters Aussehen und Wesen auffiel. Bei den „Rechten des Herzens“ verlangte Devrient Änderungen, die Ludwig auch zu seiner Zufriedenheit zu stande brachte, doch da bald darauf ein Zerwürfnis mit seinem Bruder Emil Devrient den Dramaturgen zwang, die Oberregie niederzulegen, kam es zu keiner Aufführung. Wenigstens brachte Devrient das Stück ein Jahr später vor einer größeren Gesellschaft, der auch Ludwig gewissermaßen inkognito beiwohnte, zur Vorlesung und blieb Ludwigs getreuer Berater; die „Agnes Bernauer“, die „Pfarrrose“, „Das Fräulein von Scuderi“, alles hat ihm vorgelegen, und er hat auch allezeit Ludwigs Beruf zum Bühnendichter anerkannt, ihm freilich in der Regel das theatralische Geschick abgesprochen. „Was dem Theater wahrhaft nützen soll, muß aus dem Herzen der Schauspielkunst herausgeschrieben werden,“ das war seine Anschauung, und der Dichter hat sie acceptiert. Jener vierteljährliche Aufenthalt in Dresden zu Beginn des Jahres 1847 erfolgte auf Devrients Veranlassung, und Ludwig hat in dieser Zeit in der That das Theater häufig besucht. Ich weiß nicht, ob Devrients Einfluß auf Ludwig nicht doch ungünstig gewesen ist; Schauspieler und Dramaturgen übertreiben gern die Bedeutung des eigentlich Theatralischen, und manches Ungesunde in den dieser Zeit angehörigen Stücken des Dichters dürfte unmittelbar auf das Streben nach starker Theaterwirkung zurückzuführen sein. Der geborene Dramatiker — es ist immerhin noch die Frage, ob Ludwig das war — braucht jedenfalls nicht vom Dramaturgen zu lernen. Eine rasche Aufführung der Ludwigschen Dramen mit allen ihren Schwächen würde sicherlich den Dichter wie den Menschen erheblicher gefördert haben als aller gute Rat und hätte ihn vielleicht von seiner Experimentierlust (hinter der ja allerdings ein fast übertriebenes Maß von künstlerischer Gewissenhaftigkeit steckte) befreit. Sei dem nun, wie ihm wolle, zuletzt leistete Devrient Ludwig doch den Dienst, den er ihm leisten mußte, am 4. März 1850 fand die erste Aufführung des „Erbförsters“ mit Devrient in der Titelrolle statt, und der Erfolg riß den jetzt siebenunddreißigjährigen Dichter mit einem Schlage aus der Dunkelheit empor, machte ihn berühmt.

Man wird die jetzt hinter Ludwig liegende Schaffensperiode als

die des Übergangs von der Romantik zum Realismus bezeichnen müssen. Es lag ja auch in der Romantik von vornherein ein volkstümlich-realistischer Zug, Heinrich von Kleists „Zerbrochener Krug", Brentanos „Geschichte vom schönen Annerl und braven Kasperl", ja, selbst E. T. A. Hoffmanns Erzählungen thun es deutlich genug dar, und der alte Tieck war in seinen Novellen schon dem Realismus ganz nahe gekommen. Aber doch wird man den Realismus als eine neue Bewegung auffassen können. Für gewöhnlich nimmt man an, daß Heine und das junge Deutschland die Herrschaft der Romantik gebrochen hätten, aber das ist nur insofern richtig, als sie zu der „romantischen" Gesinnung in entschiedenen Gegensatz traten, liberal waren und moderne Probleme aufwarfen; in ihrer Poesie waren sie noch stark romantisch, beispielsweise ist der jungdeutsche Salonheld wesentlich ein romantisches Produkt. Eine viel entschiedenere Loslösung von der Romantik bilden Immermanns Romane, gewisse Dramen Grabbes und Büchners, vor allem aber Jeremias Gotthelfs Lebenswerk, das 1836 begann. Bald nach 1840 war, obwohl das junge Deutschland und die politische Poesie noch „im Vordergrunde des litterarischen Interesses' standen, der Kampf schon entschieden, Willibald Alexis' historische Romane und Auerbachs Dorfgeschichten gewannen dem Realismus ein größeres Publikum, Hebbel, ursprünglich auch im Bann der Romantik, wenn auch nie so stark wie Ludwig, kam über die Ansätze der Grabbe und Büchner weit hinaus und schuf das moderne, psychologisch-realistische Drama. Von allen diesen Vorgängen wußte Ludwig, der Romantiker, jedenfalls nicht genug wenn er auch Hebbel und vielleicht auch schon Gotthelf in den vierziger Jahren kennen gelernt hat; der Einsiedler, der er war, war er in der litterarischen Entwicklung noch ein gutes Stück zurück, aber er brachte dafür auch, wie jedes große Talent, als er dann an sein Ziel gelangte, etwas mit, was die andern noch nicht hatten. Darüber wird bei der Betrachtung des „Erbförsters" zu reden sein; hier sind zunächst die Arbeiten der vierziger Jahre zu charakterisieren.

Von dem Volksschauspiel in Prosa „Friedrich II. von Preußen" ist, wie erwähnt, nur das Vorspiel „Die Torgauer Heide" erhalten. Das Drama sollte den König „in der kritischesten Situation seiner Heldenlaufbahn, zwischen der Schlacht bei Torgau im Herbst 1760 und der Rückeroberung von Schweidnitz im Hochsommer 1762" darstellen; in dem Aufrechtstehen des Helden unter den herbsten Enttäuschungen steckte für Ludwig, wie er es selbst zugestanden hat, die

ſubjektive Wurzel des Stücks. Im übrigen wollte er mit Schillers „Wallenſtein“ ringen und zugleich äußerlich „ein Spektakelſtück mit Lagerfeuern, Muſik und Pulverdampf“ ſchaffen, ſo daß denn das Ganze doch wohl auch etwas von Grabbes „Napoleon“ gehabt haben dürfte. An die Volks- und Soldatenſcenen dieſes Dramas erinnert wenigſtens das Vorſpiel „die Torgauer Heide“ unbedingt, doch kommt Ludwig weiter als Grabbe, gewinnt eine viel größere Kraft und Einheitlichkeit der Stimmung, es bleibt nicht bei bloßen charakteriſtiſchen Einfällen und der Verwendung volkstümlicher Anekdoten, obſchon ſich dieſe auch finden. Schillers „Lager“ jedoch, deſſen realiſtiſches Seitenſtück die „Torgauer Heide“ ſein ſoll, ſteht unbedingt höher, iſt ein wirkliches Weltbild, gegen die Ludwigſche Nachtſcene gehalten, wenn auch die Stimmung kaum ſo intim iſt. Der Ludwigſche Feldwebel iſt dem Schillerſchen Wachtmeiſter direkt nachgebildet.

Das Trauerſpiel „Die Rechte des Herzens“ halte ich entſchieden für das unglücklichſte und unerquicklichſte der Ludwigſchen Dramen. Es iſt ein Polenſtück, wie ſie die Zeit manche ſchuf — ich erinnere an den „alten Studenten“ von G. A. v. Maltitz (1828) —, aber man hat mit Recht dargethan, daß es trotz aller ſchönen Reden über das Schickſal Polens doch kein Tendenz-, ſondern ein Leidenſchaftsdrama ſei. Ludwig hatte unbedingt „Romeo und Julie“ vor Augen, wie der Nebentitel denn auch „Paul und Eugenie“ lautet, manches, wie die Grabgewölbeſcenen, nahm er direkt aus dem Shakeſpeareſchen Drama herüber, doch ſchrieb er das Stück im ganzen im Leſſingſchen Stil, im Stil der „Minna von Barnhelm“ und der „Emilia Galotti“, und auch an dieſe Dramen erinnern manche Geſtalten und Verhältniſſe ganz unmittelbar: Paul, der Held, iſt eine Art Appiani und Tellheim, Thaddeus, der treue Pole, kann die Abkunft von Paul Werner und Juſt nicht verleugnen, die Hofverhältniſſe ſind im Geiſt der „Emilia“ gehalten. Außer den Einflüſſen Shakeſpeares und Leſſings begegnen wir dann aber auch noch ſolchen des Schickſalsdramas (das Grabgewölbe, das Opfer fordert), und weiterhin treffen wir Elemente des Intriguenſtücks, die keineswegs geſchickt verwendet ſind. So iſt das Ganze nichts weniger als eine erfreuliche Miſchung: Die Leidenſchaft iſt nicht unmittelbar, die Handlung ſo unwirklich wie möglich und kaum im Detail wahrer Lebensgehalt, die Romantik aber zwecklos gräßlich, faſt nur theatraliſch dazu. So muß man Ludwig Geiger, deſſen Otto Ludwig-Eſſay (in „Dichter und Frauen“ 1896) im übrigen ſo ziemlich das Unver-

ständigste enthält, was über den Dichter geschrieben worden ist, recht geben, wenn er meint: „Bei Ludwig ist die Fürstentochter, die sich einem polnischen Flüchtling an den Hals wirft, über den man zwar alles Mögliche hört, von dem man aber nichts Rechtes sieht, ein unreifes Ding, deren Liebesberechtigung man stark bestreiten muß; der fürstliche Vater ist ein Theaterprinz; die Nebenfiguren, die kokette fürstliche Gouvernante, der treue ehrliche Diener des Polenjünglings, der Malteser, der gute Diener des schlimmen Fürsten, der wie ein deus ex machina immer gerade da erscheint, wo man ihn am wenigsten erwartet: diese und andere sind so konventionelle Figuren, daß sie echt dramatisches Leben nicht besitzen." Sie besitzen überhaupt kein Leben, lassen gerade das vermissen, was später Ludwigs Stärke wurde. Nur zu Gunsten der Fürstentochter möchte ich noch einen Vorbehalt machen: sie ist, wenn auch „unwirklich", doch dichterisch schön und warm empfunden; der Einsiedler von Garsebach hat ein gut Teil seiner Weltscheu an sie abgegeben. Die Sprache des Stückes ist im ganzen noch Buchsprache, konventionell schön — will man verwandtes Zeitgenössisches, so wird man etwa Gutzkows bürgerliche Dramen („Werner", „Ottfried", „Ella Rose") heranziehen müssen. So viel ist sicher: Auf diesem Wege des Gesellschaftsdramas wäre Ludwig schwerlich etwas geworden.

Sein nächster Versuch führte denn auch weit von ihm ab, das epische Talent in ihm rang nach Bethätigung, und es entstand das umfangreiche Bruchstück des sogenannten „Schulmeisterromans", in das das ältere „Märchen vom toten Kinde" eingefügt und von dem ein leidlich abgeschlossener Teil unter dem Titel „Aus einem alten Schulmeisterleben", die Schilderung einer Bauernhochzeit enthaltend, in den „Gesammelten Schriften" abgedruckt ist. Man hat bei diesem Werk von der Anlehnung an ältere Muster, namentlich an Jean Paul gesprochen, und in der That verrät sich diese im ganzen und im einzelnen (vgl. beispielsweise die Wendung „Maredore schnitt ihm mit ihren Augen nicht das angenehmste Freundlichkeitsgericht vor"), doch bedeutet das Werk, nach dem mitgeteilten Fragment zu urteilen, auch wieder einen großen Entwickelungsschritt über Jean Paul hinaus, es kommt einem die Bauernhochzeit in Immermanns „Münchhausen" („Oberhof") in den Sinn, ja, die geradezu naturalistische Derbheit der Darstellung, die, nur etwas ungefüger, übrigens die eine Hälfte des im Ganzen mißlungenen „Märchens vom toten Kinde" auch schon hat, erinnert an Jeremias Gotthelf,

den Ludwig wenigstens einige Jahre später kannte. Der Schulmeister, der, als Musikant bei ihr mitwirkend, die Hochzeit erzählt, hält den seinem Wesen entsprechenden Ton vortrefflich fest (man denkt dabei fast an echte Selbstbiographien aus früheren Jahrhunderten), und das durchzuführen würde nun freilich Jeremias Gotthelf schwer gefallen sein; aber dieser kommt wiederum in der unmittelbaren Wiedergabe des Lebens weiter, Ludwigs Bauern sind noch etwas „grobianisch" sozusagen, wenn auch im Grund- und Provinzialcharakter keineswegs verfehlt. An Humor mangelt es auch nicht, die derbe Gestalt des Hannoveraners zum Beispiel, die die unangenehme Seite des Niedersachsentums verkörpert, würde selbst einem Reuter Ehre machen. Im ganzen, darf man sagen, zeigt sich hier ein großer Fortschritt über die Jugendarbeiten hinaus, der Autor der „Heiteretei", der das Volk, wenn auch mehr als Beobachter denn als mit ihm Lebender meisterhaft darzustellen verstand, kündigt sich an.

Einen tüchtigen Schritt zum Leben bezeichnet auch das Trauerspiel „Die Pfarrrose", obwohl es als Drama sehr schwach ist. Bürgers bekannte Ballade „Die Pfarrerstochter zu Taubenhain" (ein Dorf Taubenhain liegt bei Meißen) hatte zu ihm die Anregung gegeben, Ifflands Sittengemälde und etwa noch Tiecks Novellen ergaben das ländliche Milieu und zum Teil auch die Gestalten, im Detail und demgemäß auch in der Sprache beweist hier Ludwig aber eine bemerkenswerte Selbständigkeit. Als Ganzes ist „die Pfarrrose" leider ein Intriguenstück, ein sehr rohes und häßliches dazu, die Hauptcharaktere, der angeblich im Kern edle Junker, der die Geliebte bubenhaft bloßstellt und sie mit Hunden hetzen läßt, wie die Geliebte selbst, die ein Naturkind sein soll und dabei nach ihren eigenen Worten auf Rat der Mutter die Kokette spielt, sind nicht möglich, die Nebencharaktere noch viel zu äußerlich (wie dick trägt z. B. die Sabine ihre eigene Tugend auf), die Grundidee („weh' dem, der unter Verleumdung und gemeinem Neid dein [Gottes] Ebenbild tragen will frei und wahr. Auf einem andern Stern vielleicht wohnt das Glück der Wahrheit. Dieser Erde König ist der Schein") ist als tragische Idee nicht tief genug und wird durch das Stück selbst, das eben nur ein Knäuel von Mißverständnissen ist, keineswegs bewiesen, vor allem, es wird viel zu stark auf theatralische Wirkung gearbeitet, mit bitterbösen, romantisch-konventionellen Effekten — auch der Wahnsinn der Pfarrrose, natürlich à la Ophelia, ist ein solcher. So

sollte man bei diesem Stück noch nicht von Ludwigs starrem Wahrheitsdrange und seinem Verlangen nach Natur reden, kaum auch von kraftvoller Leidenschaftsdarstellung. Aber unbewußte Ansätze zu allem Guten, zu lebensvoller Charakteristik im ganzen und im einzelnen sind sicher in dem Stück, es bildet in der That den Übergang von den „Rechten des Herzens" zum „Erbförster". Mancherlei in ihm legt mir die Überzeugung nahe, daß Ludwig Hebbels „Maria Magdalene", als er es schrieb, direkt vorgeschwebt habe; die Reden der Mutter („bis morgen hast du's mit Wernern ins Gleiche gebracht" und das weitere über Ehre und Schande), die ganze Gestalt des Werner, der dem Leonhard Hebbels sehr verwandt ist und handelt, der Schluß („ich danke dir — ohne dich zu begreifen" gleich „ich verstehe die Welt nicht mehr"), auch die getragenen Stellen, die mir die eigentümliche Sprachschönheit der „Maria Magdalene" zu erstreben scheinen, alles das spricht stark für meine Ansicht, die ich im übrigen, der Verwandtschaftsucherei im ganzen feind (ich bringe litteratur-historisches Material in der Regel nur zum Zweck rein ästhetischer Vergleichung bei) keineswegs als maßgebend hinstellen will. Aber wie weit zeigt sich der doch etwas ältere Ludwig mit diesem Stücke in der Entwicklung gegen Hebbel zurück! Viel mehr als der „Maria Magdalene", die eine wirkliche Tragödie ist, gleicht die „Pfarrrose" trotz ihres romantischen und theatralischen Elements den modern-naturalistischen Stücken — die Mutter z. B. könnte man gleich in ein solches herübernehmen. Auch ist mir kein älteres Werk bekannt, in dem die Sprache so in modern-abrupter Weise behandelt würde, wie in diesem. Aber im einzelnen ist hier oft eine Schönheit und Gewalt, die die Modernen meist vermissen lassen.*)

Mit dem „Fräulein von Scuderi" näherte sich Ludwig dann dem historischen Drama großen Stils. Gewiß hat das Stück, wie es ja bei seiner Abstammung von E. T. A. Hoffmanns gleichnamiger Erzählung selbstverständlich ist, romantische Elemente, ja, man mag das Interesse des Dichters für die Hauptgestalt, den Goldschmied Cardillac, eine unheimliche, genial-pathologische Natur, durchaus romantisch nennen; dennoch ist, wie schon der Eingang zeigt, ein Drama auf breiter geschichtlicher Grundlage erstrebt, und die Gestalt

*) Ludwig Geiger hält die „Pfarrrose" mit „Hanns Frei" für das vollendetste Drama Ludwigs. „Alles in diesem ergreifenden Drama ist folgerichtig und lebenswahr." Sieht man aufs Einzelne, so kann man ebensogut sagen: „Nichts in diesem Drama ist folgerichtig und lebenswahr."

des Cardillac wächst auf alle Fälle so hoch empor, daß man Shakespearesche Gestalten zum Vergleich heranziehen kann. Gelungen ist Ludwig das Geschichtsdrama nun freilich nicht, es herrscht eine ziemliche Verwirrung der geschichtlichen Motive: Während man doch denken sollte, daß die gräßlichen Giftmorde, von denen zu Anfang berichtet wird, und die Morde Cardillacs die Existenz der Chambre ardente für den Dichter rechtfertigen würden, macht er, wenigstens später, gerade die Opposition gegen die Chambre ardente zum Kern des Dramas; die Gestalt des Königs und das Verhältnis des Königtums zum Adel, alles bleibt schwankend und unbestimmt, nur der Haß Cardillacs gegen den Adel tritt energisch hervor, und man mag in dem Goldschmied denn immerhin einen Vorgänger der Revolutionäre zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts sehen. Auch wenn man das Stück bloß als geschichtliches Familiendrama mit der Scuderi im Mittelpunkt faßt, erscheint es nicht als gelungen; die Ungeschicktheiten Ludwigs, die nie ausbleiben, wenn er etwas wie eine Intrigue darstellen wollte, fehlen auch hier nicht: Olivier Brussons Beziehung zur Scuderi fällt als künstlich gemacht auf, und Madelons Einführung in das Haus des Fräuleins, wo sie dann fast immer als schlafend erscheint, ist ebenso wenig glücklich. So bleibt unsere ganze Anteilnahme zuletzt an Cardillac haften. Man darf ruhig sagen, daß er ein Monstrum ist: die Verbindung von Künstler-, Verbrecher- und politischem Rächertum, die er bildet, dürfte dem feineren psychologischen Blick nicht ganz einwandfrei erscheinen. Doch hat der Dichter durch die Kraft seines Temperaments allerdings die einheitliche Wirkung der Gestalt erreicht; ist Cardillac ein Monstrum, so ist er jedenfalls ein gewaltiges Monstrum, das sich durch mächtige Lebensäußerungen Glauben erzwingt, die ursprüngliche Hoffmannsche Gestalt ist in der genialsten Weise vertieft und erweitert. Als Ganzes hat man das Drama der zwischen Schillerschem Idealismus und Shakespeareschem Realismus noch schwankenden künstlerischen Entwickelungsstufe Ludwigs zugeteilt; meiner Ansicht nach muß man, wenn man hier Schiller erwähnen will, vor allem seine Sturm- und Drangdramen heranziehen; die Dialektik Cardillacs in seinen Monologen erinnert äußerst stark an die des Räubers Moor und seines Bruders Franz in den ihrigen. In der Sprache tritt Shakespeares Einfluß stark hervor („Und zwischen der Affekte zack'ge Klippen breit' sich das Thal erheuchelten Gemüts"), sonst finde ich statt Shakespeare

eher Grabbe, dessen „Herzog von Gotland“ ja eine ganze Sammlung dem Cardillac verwandter Gestalten, wenn auch keine so realistisch durchgeführte, aufweist, und der in genialen Phrasen wie „Schmink' ist das Leben auf der Wang' des Todes“ — gerade diese mögen Ludwig sein Werk später verleidet haben — excellierte. Hebbels Holofernes und Golo darf man hier wohl kaum nennen, sie sind bei all ihrer Gewaltsamkeit nach Hebbelscher Weise streng der Idee des Gesamtkunstwerkes ein- und untergeordnet und tragen geistig bedeutend weiter. Doch hat Cardillac einzelne Gedanken, die bei Hebbelschen Gestalten wiederkehren, so den, daß der Reiche ein Marmorbild, das er besitzt, straflos zerstören könne, und daß nur das Besitz sei — bei Hebbel findet er sich im „Trauerspiel von Sizilien“. Gedankenübereinstimmung erweist natürlich zunächst nie mehr als Geistesverwandtschaft. Der Merkwürdigkeit halber sei auch auf gewisse Nietzschesche Gedanken im „Frl. v. Scuderi“ hingewiesen, wie sie sich ebenfalls bei Hebbel finden:

„Fried' und Ordnung
Sind für die Schwäche; denn da ist der Schwache
Der Starke, und der Starke ist der Schwache.“

Überhaupt hat Ludwig die Gestalt des Cardillac benutzt, um eine Menge eigener Gedanken los zu werden, besonders auch solche über die Kunst. Man lese daraufhin besonders den siebenten Auftritt des zweiten Aktes, in dem sich etwas wie ein ästhetisches Glaubensbekenntnis des Dichters findet:

„Macht ihr ein Bild, so ist's die Wirklichkeit,
Durch euer großes Auge angeschaut.“

Dennoch ist die Gestalt des Goldschmieds lebensvoll geblieben, Trägerin des ganzen Stücks, mit deren Verschwinden schon im dritten Akt das Interesse an dem Drama vollständig erlischt, trotz L. Geigers gegenteiliger Behauptung. Des Cardillacs wegen hat man auch das Stück wiederholt für die Bühne erobern wollen, doch damit bisher noch keinen rechten Erfolg gehabt. — Wie aus der „Pfarrrose“ der „Erbförster“, so wächst aus dem „Frl. v. Scuderi“, wenn auch nicht so unmittelbar, das Maccabäerdrama Ludwigs hervor.

Über Ludwigs Lyrik, die ungefähr da hervorzudringen aufhört, wo der „Erbförster“ erscheint, genügt es wenige Worte zu sagen. Die Gedichte seiner Jugend sind meist Nachahmung, Goethe, bestimmte Volkslieder sind ganz deutlich wiederzuerkennen. Aus späterer

Zeit stammen einige schöne und selbständ[illegible] Gedichte, die im Ton, dünkt mich, an die Lyrik Julius Mosens erinnern, — womit ich nicht sagen will, daß Ludwig diese gekannt habe. Ein großer oder nur bedeutender Lyriker ist Otto Ludwig nicht, selbst seine vielgelobten Buschlieder erheben sich mit ein oder zwei Ausnahmen nicht über menschlich ansprechende Gelegenheitspoesie, und die patriotische Lyrik zeugt wohl für sein deutsches Herz, ist aber kaum selbständig. Am meisten Begabung hatte Ludwig noch für die Romanze, eine Begabung, die in den Volksscenen seiner Dramen dann wieder hervortritt.

Siebenunddreißig Jahre war Otto Ludwig alt, als ihn der „Erbförster" endlich an sein Ziel führte. In demselben Alter begann Schiller seinen „Wallenstein", lag Heinrich von Kleist seit drei Jahren im Grabe und hatte Hebbel sein fünftes großes Drama, „Herodes und Mariamne", vollendet. So erscheint die Entwicklung Otto Ludwigs doch nicht als ganz normal, weniger, weil er sich lange Jahre zum Musiker bestimmt geglaubt hatte — solche anfängliche Selbsttäuschungen über den künstlerischen Beruf sind ja nicht ganz selten —, als, weil er trotz glühendster Hingabe an die Poesie und unaufhörlicher dramatischer Arbeit ein wahrhaft fertiges Werk in so langer Zeit nicht geschaffen und auch seinen Stil noch nicht vollständig ausgebildet hatte. Man hat diese merkwürdige Erscheinung — Schiller ist schon mit den „Räubern" Schiller, Kleist mit der „Familie Schroffenstein" und Hebbel mit der „Judith" ganz er selbst — dadurch erklären wollen, daß man sagte, er sei ohne Anschauung eines größeren Theaters aufgewachsen, und hat hierzu einen Ausspruch des Dichters: „Es hat den Teufel, in einem so kleinen Ländchen geboren zu sein" citiert. Aber auch die genannten Dramatiker waren in ähnlicher Lage wie Ludwig, zumal Hebbel, konnten jedenfalls von der zeitgenössischen Bühne für ihre Weise wenig genug lernen. So kommt man doch zu der Anschauung, daß in Ludwigs Begabung dem dramatischen Drang ein starker epischer Zug die Wage hielt, daß er ein geborner Dramatiker wie jene drei nicht war. Auch seine jetzt hervortretenden Hauptwerke bestätigen das.

Schon vor der Aufführung des „Erbförsters" hatte Otto Ludwig die Bekanntschaft Gustav Freytags und Berthold Auerbachs gemacht, die beide — neben Freytag trat dann noch Julian Schmidt, Mitherausgeber der „Grenzboten" — auf den Dichter von Einfluß gewesen

sind. Ein Artikel der „Grenzboten“ über den „Erbförster“ noch vor der Aufführung, was damals noch ungewöhnlich war, machte auf das neu auftauchende Talent aufmerksam, ohne Hebbels und seiner „Maria Magdalene“, in deren Richtung der „Erbförster“ doch zweifellos lag, zu erwähnen, und damit haben wir denn schon das Charakteristikum der litterarischen Freunde Ludwigs: es waren alles Feinde Hebbels, die den Nachfolger — das ist Ludwig historisch gesehen unbedingt, so selbständig er auch ist — gegen den Vorgänger ausspielen wollten. Leider ließ sich auch Ludwig selber in die Opposition gegen den Dithmarscher Dichter, der ihn seinerseits als seinen Schüler betrachtete, hineintreiben, vor allem durch Auerbach, dessen Hebbelhaß, vielleicht auf eine persönliche Berührung zurückzuführen, ganz maßlos war. Uneigennütziger, rein von Begeisterung getrieben, näherte sich selbstverständlich die Jugend dem Dichter des „Erbförsters“; aus ihr erwuchs Ludwig ein wahrer Freund, Moritz Heydrich. Der Erfolg des „Erbförsters“ trat, trotzdem die Kritik zum Teil sehr viel an ihm auszusetzen hatte, auch darin zu Tage, daß er außerhalb Dresdens eine starke Aufmerksamkeit erregte; schon im April traf aus Eisfeld, dem Heimatsorte des Dichters, eine Adresse an ihn ein, in der das Werk als das eines „Fürsten der Geister“ bezeichnet und sein Verfasser den „gefeiertsten Lieblingen der Nation“ angereiht ward. Wien, wo Heinrich Laube, auch ein Feind Hebbels, saß, und Weimar waren die ersten Bühnen nach Dresden, die den „Erbförster“ zur Aufführung brachten, dann folgten Stuttgart, München und Karlsruhe, nach und nach die meisten anderen deutschen Theater. So stark Ludwig auch von dem Werte seines Stückes überzeugt war — er nannte es selbst eine Kriegserklärung gegen die Unnatur der Theaterpoesie und das erste Stück, das seit sechzig (!) Jahren die beliebten Kunststückchen über Bord geworfen —, eitel wurde er durch seinen Erfolg und die sich ihm anschließenden Erfolge, wie die einstimmige Aufnahme in die Dresdener Montagsgesellschaft, der die bedeutendsten Männer des damaligen Dresden angehörten, nicht; schon im Mai 1850 zog er sich wieder in die Einsamkeit des Buschbades bei Meißen zurück und begann sich jetzt mit den „Makkabäern“ zu beschäftigen, die in der ersten Bearbeitung „Die Makkabäerin“ hießen und eine Doppelehe Judahs als Motiv hatten. Krankheit und Hypochondrie füllten den Winter 1850/51 aus, im nächsten Sommer wohnte er in dem Dorfe Übigau an der Elbe und brachte die zweite Bearbeitung der „Makkabäer“, diesmal „Die Mutter der Makkabäer“ betitelt, fertig. Die

Sehnsucht nach einem eigenen Heim trieb ihn in dieser Zeit an, endlich die Heirat mit seiner Emilie ins Auge zu fassen. Er ging im November 1851 nach Dresden zurück und vermählte sich, nachdem seine Braut in den herzoglich-meiningischen Staatsverband und das Bürgerrecht von Eisfeld aufgenommen war, am 27. Januar 1852 zu Meißen. Als Wohnung diente dem jungen Paar zunächst das Junggesellenzimmer Ludwigs im Trompeterschlößchen, bis im Juni d. J. die Übersiedlung nach dem Dorfe Strehlen erfolgte.

Hier in Strehlen hat Otto Ludwig im Juni und Juli 1852 die dritte und letzte Bearbeitung seines dramatischen Hauptwerkes, der „Makkabäer", vollendet. Es mag hier beiläufig erwähnt werden, daß die Berliner Tragödin Auguste Crelinger (Madame Stich), die im Jahre 1840 Hebbels „Judith" sozusagen aus der Taufe gehoben hatte, nun, zwölf Jahre später, auch auf Otto Ludwigs jüdische Tragödie Einfluß gewann; ihrer Einwirkung ist es vornehmlich zu danken, daß die Mutter der Makkabäer, Lea, mehr und mehr in den Vordergrund des Dramas trat. Devrient nahm das Stück gut auf; Laube in Wien brachte es zuerst zur Aufführung Ende 1852. Es hätte nicht viel gefehlt, und das Stück wäre an seinem dritten Akt gescheitert; auch in Dresden und Berlin war der Sieg kein entscheidender, obwohl man sich der Bedeutung des Werkes natürlich nicht verschließen konnte. Es sollte Ludwigs letztes Werk für die deutsche Bühne bleiben. Zur Zeit, als die „Makkabäer" zur ersten Aufführung kamen, verließ Eduard Devrient, zum Generaldirektor des Karlsruher Hoftheaters ernannt, Dresden, und damit schied die einzige Person, die den unablässig planenden und selten endgültig vollendenden Dramatiker vielleicht auch noch weiterhin zur Ausgestaltung neuer Stücke vermocht hätte.

Die fünfziger Jahre hat Adolf Stern in seiner Biographie des Dichters im ganzen als „glückliche Jahre" bezeichnet, und wenigstens bis zum Herbst 1856 hin trifft diese Bezeichnung vollinhaltlich zu. Ludwigs Glück erwuchs vor allem aus seiner Ehe: „Meine Frau geht," schrieb er, „und zwar nicht etwa mit Aufopferung, so auf alle meine Lebensbedingungen ein, daß ich schaudern kann, wenn ich mir denke, ich wäre an ein Wesen gekommen, wie sie jetzt fast alle sind; denn das ungeheuerste Vermögen und was sonst wünschens- und erringenswert heißen mag, würde mir keinen Ersatz geben für das Aufgeben dieses meinen geistigen und physischen Bedürfnissen so vollkommen entsprechenden Bei- und Füreinanderseins." Noch im Jahre 1852

wurde dem Dichter der erste Sohn geboren, der den Vornamen des Vaters erhielt, 1854 ein zweiter Sohn, Reinhold, 1856 eine Tochter, Alma, die bald wieder starb, 1858 eine zweite Tochter, Cordelia. Ein festes Heim nach unseren Begriffen hatte Ludwig während der ganzen Zeit kaum, wie er denn überhaupt in seiner Bedürfnislosigkeit auf die Annehmlichkeiten des Lebens wenig Wert legte. Im Winter 1852/53 wohnte er in einem Gartenhause des Kunstgärtners Seidel in Dresden, im Mai 1853 siedelte er nach Loschwitz über, bezog darauf im Oktober des Jahres ein Gartenhaus in Dresden, Äußere Rampische, jetzt Pillnitzer Straße, und hier hat er doch eine Reihe von Jahren gewohnt, so einfach und schlicht wie möglich. Noch immer lebte er von seinem Vermögen, das freilich mehr und mehr zusammenschmolz; die Erträge seiner Werke waren nicht sehr bedeutend. Im Jahre 1858 sah er sich auch genötigt, sein Gartengrundstück in Eisfeld, das er, wohl noch immer einmal an eine Heimkehr denkend, bisher festgehalten hatte, zu verkaufen. Der Erlös von einigen tausend Gulden wird seine Existenz bis etwa 1860 hin gesichert haben.

Nach der Vollendung der „Makkabäer" hat Ludwig, wie erwähnt, kein Drama mehr vollendet. Zunächst, 1853, war ihm die „Agnes Bernauer" wieder nahegetreten, darauf der Maria Stuart-Stoff, bis er sich, wie es heißt, auf Auerbachs Rat dann entschloß, „das Dramatische vor der Hand beiseite zu legen und im Roman oder in der Novelle künftigen dramatischen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen". Doch sind die Gründe seines Übergangs vom Drama zur Erzählung sicherlich nicht bloß äußere gewesen, in Ludwigs Natur lag von vorneherein ein Zug zur epischen Darstellung, der dem zum Drama mindestens die Wage hielt, was auch die Bewunderer des Dramatikers Ludwig sagen mögen. Wir werden später sehen, wie etwa der Grundcharakter der Begabung Ludwigs zu umschreiben sein möge. Im Winter 1853/54 begann der Dichter die thüringische Erzählung „Die Heiteretei", die Auerbach dann bei der „Kölnischen Zeitung" anbrachte, in deren Feuilleton sie von Neujahr 1855 an erschien. Darauf, 1854, ward das „Widerspiel" der „Heiteretei", „Aus dem Regen in die Traufe", vollendet, und 1855 Otto Ludwigs größtes erzählerisches Werk, „Zwischen Himmel und Erde". Es erregte, 1856 erschienen, großes Aufsehen und kam schon 1858 in zweiter Auflage heraus. Im Frühling 1856 erhielt Ludwig, wahrscheinlich durch Geibels Vermittelung (auch Geibel ist einer der

Hebbel-Gegner), vom König Max von Bayern ein Stipendium von siebenhundert Gulden verliehen, zur Vollendung seiner „Agnes Bernauer“ — die Hebbelsche „Agnes“ hatte den König angeblich nicht befriedigt. Es kam nicht zur Vollendung, obwohl ein neuer „Engel von Augsburg“ bis zum dritten Akte gedieh. Der Herbst des Jahres brachte Ludwig einen neuen Krankheitsanfall, den Vorboten seines späteren Leidens, und dann verfiel der Dichter seinen Shakespearestudien, die seiner Dichtung trotz zahlloser neuer Anläufe das Genick brachen. Über die inneren Motive seiner Studien hat Ludwig an Geibel geschrieben: „Der Willkür des falschen Idealismus zu entfliehen, war ich dem Naturalismus in die Hände geraten. Die großen Mängel meiner früheren Versuche schrieben sich von einem Fehler her, in den ich geraten war, um einem anderen zu entgehen. Natürlich, daß ich, sobald ich jene Fehler erkannte, sie zu vermeiden strebte. Ich sah aber bald ein, daß dies mir nicht gelingen würde, ehe ich nicht die Ursache derselben entfernt hätte. Da diese nun als bereits in die innerste Natur meines poetischen Erfindens und Schaffens übergegangen sich erwies, blieb mir nur die Wahl, in meinem alten Irrwege fortzugehen, der, wie ich wohl begriff, endlich aus aller Poesie in die gemeinste Wirklichkeit führen mußte, oder meine ganze Natur zu revolutionieren. Die letztere Partie zu ergreifen war aber nur dann möglich, wenn ich eine längere Pause in der Produktion machen durfte. Ich darf auch wohl sagen, daß ich mit Energie den Prozeß der Wiedergeburt begann und in seinem Verfolge mir weder Trägheit noch Mangel an Ausdauer vorzuwerfen habe; denn die mannigfachen Störungen durch Kränklichkeit zu verhindern hing nicht von meiner Willkür ab.“ Die Wiedergeburt sollte eben durch Shakespeare erfolgen, dem Ludwig die künstlerischen Gesetze des Stils der großen Tragödie, ja, eine absolut sichere dramatische Methode und Technik ablernen wollte. Es war — um es scharfgeprägt auszusprechen — der schwerste Irrtum seines Lebens zu glauben, daß der Dichter lernen könne, was er nicht hat.

Auf den vier großen Werken, die in der Zeit von 1850 bis 1856 erschienen sind, beruht Otto Ludwigs dichterische Bedeutung, jedes von ihnen zeigt seine Begabung in besonderem Lichte, wenn auch ein starker Grundcharakter allen gemeinschaftlich ist. „Der Erbförster“, erst 1853 im Druck erschienen, gilt mit Hebbels „Maria Magdalene“ als das hervorragendste bürgerliche Drama der neueren deutschen Litteratur. Er ist zunächst mit Ifflands „Jägern“ zu-

sammenzuhalten, die Ludwig ohne Zweifel gekannt hat. „Auf den ersten vergleichenden Blick erkennt man," schreibt B. Schweizer, der Herausgeber einer Ludwig-Ausgabe, „zahlreiche Übereinstimmungen in Äußerlichkeiten der Motivierung und Charakteristik zwischen dem ‚Erbförster' und den ‚Jägern', aber auch nur in Äußerlichkeiten. So erinnert das Ulrichsche Ehepaar in manchen Zügen an Oberförster Warberger und Frau, ganz ähnlich gezeichnet ist der Pastor, der in beiden Dramen vergeblich wieder alles ins Geleise zu bringen versucht und dergl. mehr. Übrigens hat auch schon Iffland das realistische Milieu sehr gut verwertet und seine Intrigue ungleich besser zu führen verstanden als Ludwig." Das Urteil stimmt im ganzen, doch besteht die Übereinstimmung der beiden Förster nicht bloß in Äußerlichkeiten, und dann wäre etwa noch auf das von Ludwig Iffland entlehnte wichtige Motiv, daß die beiden Försterſöhne mißverständlich für Mörder gehalten werden, hinzuweisen gewesen. Den ungeheuren Fortschritt von Iffland zu Ludwig wird kein Leser auch nur einen Augenblick verkennen, sich dabei aber vor Augen halten müssen, daß die „Maria Magdalene" dem „Erbförster" vorangegangen. Man hat zwar die Verwandtschaft der beiden Stücke trotz der hier und da erkennbaren Beeinflussung des Charakters des Erbförsters durch den Meister Antons (auch der Erbförster fürchtet das Urteil der Welt trotz seines starren Rechtsbewußtseins, und seine Dialektik klingt oft ganz hebbelisch), trotz der nah verwandten Scenen zwischen Mutter und Tochter, trotz der Übereinstimmung des Tones in den poetisch gehobenen Stellen geleugnet, auch kann von Nachahmung sicherlich nirgends die Rede sein, aber, wie ich schon an anderer Stelle einmal hervorgehoben habe: „Den künstlerischen Fortschritt, den das bürgerliche Drama dieser Art in der deutschen Dichtung bezeichnet, hat Friedrich Hebbel gemacht und nicht Otto Ludwig, und Ludwig hat, wie alle, die nach Hebbel gekommen sind, davon profitiert; denn es giebt außer der unmittelbaren Einwirkung auch einen Zeiteinfluß, dem sich niemand entziehen kann, will sagen, die künstlerischen Thaten verändern die künstlerische Atmosphäre, und das merkt jeder Schaffende von Bedeutung." Für die geschichtliche Betrachtung Otto Ludwigs muß ich also immer wieder Friedrich Hebbel heranziehen, ganz abgesehen von der sicher auch vorhandenen Ähnlichkeit der beiden Begabungen und der Verwandtschaft in ihren Bestrebungen; Hebbel zu gunsten Ludwigs einfach zu ignorieren geht auf keinen Fall.

Die Größe des „Erbförsters“ besteht in seiner Charakteristik und der wunderbaren Wiedergabe des Milieus, in welchen Begriff ich die „Stimmung“ mit einschließe; als Milieudrama — Ludwig braucht dafür in den Studien einmal den Ausdruck „Genredrama“ und verweist dabei direkt auf den „Erbförster“ — hat er meiner Ansicht nach nicht seinesgleichen in unserer Litteratur, auch jetzt noch nicht, nachdem uns der Naturalismus mit einer ganzen Anzahl strenger Milieudramen beschenkt hat. Eine Tragödie hat Ludwig jedoch nicht zustande gebracht, hier bleibt er unendlich weit hinter der „Maria Magdalene“ zurück, ja, selbst als bloßes Drama ist der „Erbförster“ geradezu schlecht. Trotz allem, was die Bewunderer Ludwigs sagen, muß er als eine Schicksalstragödie gelten, wenn dieses Wort ein Werk bezeichnet, in dem Ursachen und Wirkungen nicht in dem richtigen Verhältnis zu einander stehen, und den Charakteren vom Dichter alles Mögliche in den Weg geworfen wird, damit sie darüber stolpern. Hebbels „Maria Magdalene“ giebt ein bestimmtes Grundmotiv, das keine Macht der Erde zu verrücken vermag, Ludwigs Handlung erwächst durchaus nicht aus den Verhältnissen, weder aus den allgemeinen noch den besonderen, obwohl der Dichter durch die Andeutung der auflösenden Tendenzen der achtundvierziger Zeit das erstere glauben machen will, sondern allein aus dem Charakter des Erbförsters, der zu dem Zweck, wie auch der seines Gegenspielers Stein, möglichst extrem gehalten ist, sie erwächst aus diesem aber auch nicht mit voller innerer Notwendigkeit, sondern nur durch eine künstliche Herbeiführung von Situationen (Intrigue im weiteren Sinne), die oft ein einzig anders gesprochenes Wort völlig umwerfen könnte. Das Ganze ist ein Gewebe von Mißverständnissen und Irrungen, und die realistischen Motive, auf die sich der Dichter (in einem Briefe an Julian Schmidt) etwas zu Gute thut, sind eigentlich gar keine Motive, da ihnen nicht das Gesetz der Kausalität, sondern eine Art Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Grunde liegt. Und es ist eine verwünschte Wahrscheinlichkeit, die annimmt, daß ein gelber Gewehrriemen in der Dämmerung erkannt wird, der Mensch, der das Gewehr trägt, aber nicht; es ist eine bitterböse Art des Realismus, die den Vater seine eigene Tochter erschießen läßt, weil er Wein getrunken hat und sie nicht sieht. Kurz, das Stück ist, rein dramatisch gesehen, die tollste Zufallswirtschaft, und so lehnt sich unser Gemüt dagegen auf; denn es will zumal beim Drama, die Charaktere nicht bloß ihrer Natur gemäß

und mit Notwendigkeit handeln, es will sie auch nicht ohne Not zum Äußersten schreiten sehen, und das thun sie im „Erbförster“ allesamt (sogar die Mutter, die sofort entschlossen ist, ihren Mann zu verlassen) unaufhörlich. Ich möchte Ludwig für dieses Stück nicht gerade mehr theatralische Spekulation vorwerfen, aber unzweifelhaft hat er über der Sorgfalt, mit der er das Einzelne bildete, die wahre Aufgabe des Dramas völlig aus den Augen verloren und damit wieder dargethan, daß sein Beruf zum großen Dramatiker trotz vieler einzelner Gaben dazu keineswegs entschieden ist. Jedenfalls muß der, welcher den „Erbförster“ als Drama verteidigen will, auch das grausamste naturalistische Stück gelten lassen, und er soll nicht übersehen, daß die Vortrefflichkeit alles Details die Grausamkeit der Wirkung noch verschärft. In Bezug auf Hebbels „Maria Magdalene“ hat Ludwig das nicht berechtigte Wort ausgesprochen: Der Dichter sei der Richter, nicht der Henker! Man mache einmal die Anwendung auf seinen „Erbförster“, wo nichts, wie bei der „Maria Magdalene“ alles, mit Notwendigkeit geschieht!

Trotzdem der „Erbförster“ nichts weniger als eine Tragödie, trotzdem er kein Welt- und Lebensbild im ganzen, wie es das Drama sein soll, vielmehr nur eine schaurige Novelle in dramatischer Form ist, lasse ich ihn in seiner Art doch durchaus gelten. Alles, was zur Charakteristik gehört, ist tadellos (nur die Marie ist mir bei der letzten Prüfung des Werkes doch hier und da etwas konventionell-poetisch erschienen, so, wenn sie vorm Vater im Elend herhüpfen und die schönen Jägerlieder singen will, und dann gefallen mir die letzten langen Reden des Erbförsters, die von der Leierorgel z. B. nicht mehr; hier wäre sicher der Hebbelsche Lakonismus eher am Platz), das Zuständliche ist mit einer Wärme, Liebe und Treue gegeben, die fast einzig ist in unserer Litteratur, und dadurch eine Grundstimmung hervorgerufen, die von Anfang bis zum Ende mit immer erneuter Stärke wirkt. Wer könnte sich der grandiosen Nachtstimmung der letzten Akte entziehen? Ein Hauptwerk der naturalistischen Heimatkunst — nur ein Thüringer konnte den „Erbförster“ schreiben — also ist das Drama zunächst und gewiß, weiterhin auch immerhin noch ein wichtiger Versuch, der dramatischen Dichtung die Lebenswahrheit, ja -wirklichkeit (die Sprache ist selbst syntaktisch naturalistisch, wenn auch nicht Dialekt) zu sichern, gerade darum aber wohl als Ganzes mißlungen und für die Entwicklung des Dramas als geschlossener Kunstform und speziell der Tragödie nicht von Bedeutung. Der Frage, ob

ein Drama im einzelnen naturaliſtiſch ſein kann, ob nicht auch das Detail in gewiſſer Weiſe „ſymboliſch“ bleiben muß, will ich hier nicht näher treten — eine ſorgfältige Vergleichung gerade des „Erbförſters“ und der „Maria Magdalene“ könnte da einige Klarheit ſchaffen.

Die „Makkabäer“ (1854) ſind, wie geſagt, Otto Ludwigs dramatiſches Hauptwerk und werden von mancher Seite für die bedeutendſte neuere deutſche Tragödie erklärt. Adolf Stern z. B. nennt ſie in ſeiner Einleitung zu dem Werke geradezu die „mächtigſte und innerlich lebensvollſte hiſtoriſche Tragödie, die ſeit 1830 gedichtet worden war, die einzige, deren Phantaſiereichtum und leidenſchaftliche Kraft den Vergleich mit den Meiſterwerken beſſerer Kunſtzeiten nicht zu ſcheuen hatte“, und meint an einem andern Orte: „Wer ſich bewußt blieb und lebendig mitempfand, wie hoch Erfindung, Handlung, Charakterzeichnung, Leidenſchaftsgehalt, künſtleriſche und ethiſche Weiſe dieſes Trauerſpiels über den zahlloſen dramatiſchen Verſuchen und Anläufen der letzten beiden Menſchenalter ſtand, der ſchob die kritiſchen Bedenken leicht zur Seite.“ Bei aller Hochſchätzung Adolf Sterns muß ich ihm doch entgegen halten, daß vor den „Makkabäern“ bereits „Judith“, „Genoveva“, „Maria Magdalene“ und „Herodes und Mariamne“ von Friedrich Hebbel erſchienen waren, und daß es doch wohl nicht gut angeht, dieſe Werke unter die Verſuche und Anläufe zu ſtellen; wir haben überhaupt keinen deutſchen Dramatiker, deſſen Werke weniger den Charakter von Verſuchen und Anläufen trügen. Dann beſitzen aber auch alle Dramen Hebbels jene Eigenſchaften, die Stern den „Makkabäern“ beilegt, Erfindung und Handlung wahrſcheinlich noch in höherem Grade; hier liegen ja ſtets die gar nicht zu leugnenden Schwächen Ludwigs. Worin die „Makkabäer“ Hebbels frühere Werke doch vielleicht übertreffen, werden wir ſpäter ſehen; hier gilt es zunächſt einmal zu konſtatieren, daß „Judith“ und „Herodes und Mariamne“ ihre Vorläufer ſind, genau ſo, wie „Maria Magdalene“ die Vorläuferin des Erbförſters iſt, ja, vielleicht ſelbſt in noch augenſcheinlicherer Weiſe; denn ich finde nicht, daß Ludwig das Judentum im ganzen anders aufgefaßt habe als ſein Vorgänger, und das iſt ein ſehr wichtiger Punkt. Demgegenüber lege ich auf übereinſtimmende Einzelheiten wie die, daß ſowohl Judith wie Lea in Sack und Aſche Geſichte heraufbeſchwören, daß ſowohl Holofernes wie Judah ihre Kraft an einem Löwen erproben, auf die in der „Judith“ wie in den „Makkabäern“ enthaltenen Hungerſcenen wenig Gewicht. Grabbiſch mutet mich der Zug an, daß, nachdem Aemilius Barbus

Judah des Schutzes Roms versichert hat, dieser die Sache einfach umkehrt und „das große Israel Rom seinen Schutz“ bieten läßt; das ist sehr wohlfeil und, da Judah die Macht Roms sehr wohl kennt, fast Renommage. Vor allem zeigt sich in den „Makkabäern“ schon der Einfluß Shakespeares, dem Ludwig dann völlig verfiel; in Mattathias' Rede an Eleazar finden wir den seinen Sohn beratenden Polonius wieder, und die heroische Raserei der Lea zu Anfang des vierten Aktes kann das Lear-Muster garnicht verleugnen. Einzelne Naemi-Scenen erinnern dann noch an Kleists Käthchen. Daß die „Makkabäer“ in der Hauptsache dennoch ein dichterisch-selbständiges Werk sind, soll hiermit natürlich keineswegs bestritten werden, doch wird man freilich bei Hebbel Reminiscenzen überhaupt nicht finden.

Die Schwächen der „Makkabäer“ als Drama geben selbst die Bewunderer Ludwigs zu. So schreibt Stern: „Es entging Ludwig und seinem dramaturgischen Ratgeber, daß die Gestalt der Lea, bis zum Schlusse des zweiten Aktes noch entschieden überragt durch die Gestalt des heroischen Sohnes, in den späteren Akten der Tragödie diesen Sohn überwächst und damit die tragische Einheit und die ungeteilte, ungebrochene Wirkung gefährdet.“ Das ist unzweifelhaft; genau mit der Verwandlung im dritten Akt hört die Tragödie Judah auf und beginnt die Tragödie Lea. Auch daß aus den früheren Bearbeitungen des Stoffs, die eine Familientragödie erstrebten, nicht voll umgewandelte Reste in die letzte übergingen, ist allgemein zugegeben; wir begreifen nicht recht, weshalb Lea ihre Schwiegertochter, mag sie immer aus einem „niedrigeren“ Hause sein — übrigens sind ja die Simeiten Priester, also doch wohl aus Levis Stamm so gut wie die Makkabäer —, so bitter haßt, und erst recht nicht, wie die Mutter an dem stolzen Sohne so völlig verzweifeln kann, nur, weil er geheiratet hat — als ob dem wahren Helden das Weib etwas anhaben könnte, und gar eine Naemi! Im allgemeinen, kann man sagen, sind die „Makkabäer“ eine Mischung aus Helden-, Familien- und Volkstragödie; bald wiegt das eine, bald das andere Element vor, aber die volle Ausgeglichenheit ist nicht erreicht. Ein neuerer Kritiker, S. Lublinski, hat das Drama vor allem als Volkstragödie hinzustellen versucht, als Vorläufer moderner Dramatik, die, statt vom isolierten Helden, vom Boden und von der Umgebung ausgeht, und meint, daß es die psychologische Wechselwirkung zwischen Volk und Führer, zwischen der Priesternation Israel und dem heidnischen Hellas-Rom vortrefflich zur Anschauung bringe. Es steckt ein Stück

Berechtigung in dieſer Anſchauung, aber auch nicht mehr als ein Stück; Lublinski interpretiert in das Drama hinein, unter dem Bann jener radikalen Anſchauungen, die den Helden, wie in der Wirklichkeit, ſo auch in der Poeſie abſchaffen möchten. Es iſt nicht richtig, wenn er ſagt: „Das jüdiſche Volk erſcheint dem Dichter als die geſetzestreue Prieſternation, die weit lieber zu Grunde geht, als daß ſie nur den kleinſten Buchſtaben des Geſetzes zu übertreten wagt.“ In dem erſten Akt ſtellt Ludwig vielmehr das jüdiſche Volk als verkommen und zum Abfall von der Väter Glauben geneigt hin; dann kommt im dritten, während der Schlacht bei Ammaus, gänzlich unvorbereitet und dramatiſch unmotiviert, die Abwendung von Judah, dem Buchſtabenglauben zuliebe, darauf im fünften wieder die höchſte Begeiſterung für den Helden Judah. Man mag da von Unbeſtändigkeit des Volkes reden, aber bei Ludwig, der im ganzen wohl die Behandlung des Volkes bei Shakeſpeare vor Augen hatte, tritt alles ohne Übergänge auf, ſo, wie es der Dichter für die Zwecke ſeiner Heldentragödie gebrauchte. Vollends die Wechſelwirkung zwiſchen der Prieſternation Israel und dem heidniſchen Hellas-Rom iſt nirgends zu entdecken; was Lublinski über dieſe Dinge ſagt, iſt reine Konſtruktion. Wo iſt denn nur der Einfluß des Auslandes mit ſeiner hochentwickelten politiſchen Kultur und Regierungskunſt auf Eleazar, von dem Lublinski ſpricht? Dieſer Sohn des Mattathias iſt weiter nichts als der gewöhnliche jüdiſche Streber und Verräter ſeines Volkes. Griechiſches *Weſen* iſt in der Makkabäertragödie überhaupt nicht vertreten oder doch nur ganz äußerlich, Römertum ſehen wir nur in einer einzigen, dramatiſch dazu noch überflüſſigen Epiſode. Wenn Lublinski gar von Judahs „Bewunderung des Fremden“ redet, weil er einmal den Nationalſtolz der Römer rühmt, ſo iſt das zum Lachen; Judah iſt der echt menſchliche Held, der, ſo national er fühlt, doch von Natur über den nationalen Beſchränktheiten ſteht, der große Menſch — aber der Einfluß des Auslandes hat ihn gewiß nicht dazu gemacht. Wenn die „Makkabäer“ dennoch eine Volkstragödie zu heißen verdienen, ſo können ſie das nur in dem Sinne, daß das Volk allerdings bis zu einem gewiſſen Grade mitſpielt, und dann, weil, wie Lublinski richtig ſagt, „die jüdiſche Seele in dem Drama einen vollwertigen Ausdruck gefunden hat“, beſonders in der Geſtalt der Lea, die ſpezifiſchjüdiſch iſt. Sie iſt keine beſonders ſympathiſche Geſtalt, ſo wenig wie ihr Lieblingsſohn Eleazar, und daher ſpricht Ludwig Geiger wohl auch davon, daß Ludwig das „eindringende

Verständnis eines abgeschlossenen religiös-nationalen Gemeinwesens" gefehlt habe — da ist uns nun freilich Lublinski ein besserer Zeuge. Was Ludwig vielleicht fehlte, war der historisch pragmatische Sinn, den Hebbel in so hohem Grade besaß, und der beispielsweise „Herodes und Mariamne" als historisches Drama weit über die „Makkabäer" erhebt.

Wiederum also ist für diese mehr Schönheit und Größe des Einzelnen als der Wert des Gesamtkunstwerkes ausschlaggebend. Immerhin hat der historische Stoff aber doch Ludwigs Kraft insoweit zusammengehalten, daß man die „Makkabäer" als Ganzes bezeichnen darf, und ich stehe nicht an, die von Lublinski angegebene Grundidee: „die Demut und das Leiden siegen über Stolz und Heldengröße, und nicht das Schwert des Judah scheucht schließlich die Syrier aus dem Lande, sondern die Leidenskraft einer furchtbar geprüften Frau, die sich aus einer Makkabäerin in eine Mater dolorosa verwandelt," selbstverständlich ohne die radikalen Schlußfolgerungen, zu acceptieren. Damit erscheinen die „Makkabäer" freilich als Märtyrertragödie, und die Lessingschen Bedenken gegen diese Gattung finden auf sie bis zu einem gewissen Grade Anwendung. Die sympathischeste Gestalt des Dramas ist selbstverständlich Judah, die naiv-heroische Natur. Sie ist Ludwig im ganzen, bis auf einige wenige „Verfehlungen", von denen oben eine genannt wurde, vortrefflich gelungen, und an sie knüpft wohl vor allem das Raisonnement derer an, die Ludwig über Hebbel stellen möchten — dieser ist erst in der zweiten Hälfte seiner Dichterlaufbahn zur Darstellung des Schlicht-Heroischen gelangt und trug überhaupt zu schwer an den echten Zeitproblemen — denen sich Ludwig absichtlich fernhielt —, um seine Menschen völlig reflexionslos zu halten, obgleich er trotzdem fast immer die Lebenswahrheit, ja, die Größe erreichte. Lea, Judahs Mutter, gehört zu den sich selbst herausfordernden, überhitzten orientalischen Naturen, wie Hebbel eine in der Judith gezeichnet hat, ja, sie gerät noch weit tiefer als die Judith ins Pathologische, man kann sie ruhig halb wahnsinnig nennen — wie den Cardillac. Oder sind Ausrufe wie „der Herr gehorcht, wenn ihn der Judah ruft" und „Judah ist mehr, als Menschen sind; er ist aus Erde nicht geschaffen" bei einer gläubigen Jüdin ohne die Annahme des Größenwahns denkbar? Ihre Mutterliebe erscheint vielfach in wüster Verzerrung, wozu bei dem jüdischen Weib allerdings die Anlage vorhanden ist, und so kann uns zwar ihr späteres ungeheueres Leiden noch erschüttern,

aber nicht einfach menſchlich ergreifen — ſollte Lublinski bei dem Ausdruck Mater dolorosa an die Gottesmutter gedacht haben, ſo müſſen wir ihn energiſch zurückweiſen. Ohne Zweifel, Lea hat etwas Ungeheueres, aber auch etwas Ungeheuerliches, rein tragiſch wirkt ſie auf uns nicht. Noch unſympathiſcher als ſie erſcheint Eleazar, die übrigen Perſonen aber ſind wenig ausgeführt, vor allem die Gegenſpieler, die Simeiten und der König Antiochus, ſind lange nicht zu ihrem Recht gekommen, ja, der König iſt direkt ſchwach, da die Umwandlung aus dem milden Antiochus zu dem Tyrannen mit dem feurigen Ofen nur ganz äußerlich angedeutet wird. Überall treffen wir ſo auf dramatiſche Schwächen, wenn auch die einzelnen Scenen, ja, ganze Akte an und für ſich mächtig wirken. Die Neigung Ludwigs zum Theatraliſchen verrät ſich hier und da, ſo durch das wiederholte Auftreten tanzender Jungfrauen, das allmähliche Erlöſchen der Ampeln im letzten Akt u. ſ. w.

Die ſtarke Seite des Dichters war immer das Detail, und ſo iſt denn in den „Makkabäern“ eine durchgängige Schönheit der Einzelausführung erreicht, die im deutſchen Drama ſelten iſt. Der bibliſche Ton iſt meiſt mit großer Kraft angeſchlagen, in den Bildern eine wunderbare Anſchaulichkeit und zugleich auch die Anpaſſung an die paläſtinenſiſche Natur, ſo daß denn das Milieu charakteriſtiſch in Erſcheinung tritt. Wie ſchön iſt beiſpielsweiſe die folgende Stelle:

„Hörſt du die fernen Klänge?
Ein Bußpſalm — dorther kommt er, wo das Licht
Der Nacht den milden Silberduft ſich ſelbſt
Voranſchickt und den breiten, dunkeln Hügel
Abzeichnet, hinter dem's heraufkommt.“

Dergleichen, das freilich an Shakeſpeare (Kaufmann von Venedig) mahnt, findet man bei Hebbel nicht gern, die Schönheit ſeiner ſpäteren Werke iſt mehr geiſtiger Natur. Um noch eins zu nennen: Wie wundervoll iſt das Wort Judahs, wenn er auf Nikanors Rede: „Jetzt höhnſt du, doch du bebſt einſt, wenn wir kehren“, antwortet:

„Vor Luſt, ja, wie ein Baum im Regen bebt.“

Allerdings fehlt auch das Schwerfällige und Ungeſchickte, das manchmal ebenfalls von Shakeſpeare abzuleiten iſt, nicht:

„Herr ſie verfluchen ſich einer den andern,
Der ſo abſcheulich thut, daß im Geſetz

Er einen Buchstab anders liest als er",
„Stätten vom Ruhme Israels",
„Zug vom Antlitz deines Heldenlaufs" (die ganze Rede des Amilius ist eine schreckliche Periode). Doch im ganzen ist die Sprache bei allem Realismus schön, sie hat etwas von Blumen behalten, während Hebbel leicht nur Edelsteine giebt. Im ganzen darf man vielleicht sagen, hat Ludwig die Übertragung des shakespearischen Stils ins Deutsche mit den „Makkabäern" glücklich vollbracht; weiter wie er darf kein Mensch gehen, wenn er nicht unselbständig werden will. Hebbel ist Shakespeare ferner geblieben und hat sich einen ganz persönlichen, stets unverkennbaren Stil geschaffen. Dasselbe Verhältnis ist festzustellen, wenn man beider Dichter Werke als Gesamtkunstwerke betrachtet: Auch da Ludwig auf den Bahnen Shakespeares, ohne daß ihm jedoch die volle Verbindung des Dramatischen und Theatralischen gelingt, Hebbel auf eigenen Bahnen, auf denen er zwar nicht das Höchste, aber etwas Einheitliches, Geschlossenes und zugleich Neues und Zeitgemäßes erreicht. Er ist der Dramatiker seiner Zeit, Ludwig Shakespearianer, doch durch seine realistische Milieukunst zugleich auch Vorläufer der modernen Naturalisten, die die Form der Tragödie, ja des Dramas sprengten, ohne doch eine neue schaffen zu können — was Ludwig recht wohl auch schon voraus empfand. Hebbel setzte den Realismus vor allem ins Psychologische und gab das Milieu, auf das er freilich auch nicht verzichten konnte, möglichst konzentriert, wie ich schon einmal sagte, durch gewissermaßen symbolische Einzelzüge. Ich glaube, daß sein Weg, auf den ihn übrigens die angeborene dramatische Natur trieb, der richtige ist; auch die vollendetste Milieudarstellung kann die geschlossene, einheitliche Handlung beim Drama nicht ersetzen, und gar das Drama ohne Helden wird wohl immer ein Kuriosum bleiben. Bei den „Makkabäern" wirkt jedenfalls nicht das Volk und auch nicht das Milieu allein, sondern vor allem die Charakteristik und dann die Handlung, wenn diese letztere auch nicht als Ganzes, sondern sozusagen bruchstückweise.

Gegen alle Dramen Ludwigs kann man, wie wir gesehen, schwere Bedenken erheben, bei seinen epischen Werken fallen sie weg, und so wird es doch wohl richtig sein, Ludwig zuerst und hauptsächlich als Epiker aufzufassen, dem zwar das Talent dramatischer Charakteristik nicht fehlte, wohl aber jene gleichsam metaphysische Begabung des Dramatikers, die ihm im Makrokosmos immer den Mikrokosmos

des Dramas zeigt, dann der dramatiſche Wille und das dramatiſche Temperament, die die Handlung erzeugen und den ſchaffenden Geiſt unaufhaltſam fortreißen. Erſt durch ſeine beiden epiſchen Hauptwerke gewinnt denn Ludwig auch die hervorragende Stellung in der neueren Litteratur, als das einzige Genie neben Friedrich Hebbel. Man hat es für nötig gehalten, darauf aufmerkſam zu machen, daß Ludwigs Erzählungen mit der „beim damaligen Publikum ſo beliebten Dorfpoeſie“ nichts gemein haben. Das iſt ohne weiteres klar, Ludwigs Geſchichten ſind ja ſchon rein äußerlich genommen nicht einmal Dorfgeſchichten, da ſie in kleinen Städten unter Handwerkern, die nebenbei allerdings auch Ackerbau treiben, ſpielen, nicht unter Bauern. Aber ſie vermeiden auch alle „Unarten“ der Dorfpoeſie, die der Dichter ſelber, wohl im Hinblick auf Berthold Auerbach, einmal aufgezählt hat: die gemachte Naivität, Sentimentalität, die Anbetung der eigenen Figuren, das Herzlichthun, all das, wodurch die Wahrheit von neuem zur Lüge geworden iſt, die maskierte Bildung, die für naive Natur gelten ſoll, wenn der Autor ſeinen naiven Figuren ſeine eigenen Reflexionen unterlegt, das Spielen mit dem Kleinen, Niedlichen u. ſ. w.“ Wenn man jedoch das, was auf die Auerbachſche Dorfgeſchichte im allgemeinen paßt, dann auch der Jeremias Gotthelfs zuzuſchieben verſucht und Ludwig als auch dieſem allzuſehr überlegen und in keiner Beziehung vergleichbar hingeſtellt hat, ſo hat man freilich damit nur bewieſen, daß man den großen Schweizer nicht ordentlich kennt. Wie Hebbel auf dem Gebiet des Dramas, iſt Jeremias Gotthelf Ludwigs Vorgänger auf dem Gebiet der volkstümlichen Erzählung, und es geht aus einer Stelle der Studien hervor, daß der Thüringer Dichter das recht wohl gewußt hat, läßt er doch ſogar die Vergleichung Gotthelfs mit Shakeſpeare in der Hauptſache gelten. Wenn Ludwig den Satz aufſtellt: „Das aber iſt das Wahre in der poetiſchen Produktion, was jeder kennt und mit ſeinen eigenen Augen geſehen hat, und Wahrheit ging mir von je über alle Schönheit,“ wie hätte er da Gotthelf verkennen können, deſſen einzige Richtſchnur bei der Darſtellung des Volkslebens die Wahrheit war! Wir wollen uns auch nicht verhehlen, daß der Schweizer mit der ſtattlichen Anzahl ſeiner Romane und kleinen Erzählungen ein viel umfaſſenderes Bild ſeines Volkstums geliefert hat als der Thüringer, daß er ihn an unmittelbarer Kraft der Darſtellung, an Reichtum des Details, an umfaſſendem Weltblick und

tiefem Zeitverständnis vielfach übertrifft; ein so großer Künstler wie Otto Ludwig war er aber bei weitem nicht, so sicher er auch große natürliche künstlerische Gaben besaß, und so ist Ludwig allerdings über ihn hinausgekommen, und seine beiden oder richtiger drei Hauptwerke werden noch frisch sein, wenn des Schweizers Werke längst ungenießbar geworden sind, die größeren wenigstens. Gotthelf ist Dichter-Schriftsteller, Otto Ludwig Dichter-Künstler, und der Künstler siegt, wie ich das schon sehr oft ausgesprochen, zuletzt immer.

Sowohl die „Heiteretei" wie „Zwischen Himmel und Erde" sind relativ sehr enge Werke, fast nirgends taucht, trotzdem Gegensätze wie der zwischen Arm und Reich behandelt werden, das, was wir jetzt „socialer Hintergrund" nennen, auf, aber innerhalb ihres engen Rahmens sind die Erzählungen von der größtmöglichen Fülle und künstlerischen Vollendung. Die „Heiteretei" mit ihrem Widerspiel „Vom Regen in die Traufe" ist die volkstümlichere der beiden Novellen, wie man wenigstens die zweite und, insofern sich der Dichter auf die Gestaltung eines einzelnen Konflikts beschränkt, mit Recht nennen könnte; ihre Gestalten wachsen in keiner Beziehung über das eigentliche Volk hinaus, während wir in „Zwischen Himmel und Erde" schon mehr eine Patrizier- oder doch Honoratiorengeschichte haben. Auch geht die „Heiteretei" beinahe direkt auf ethnographische Treue und typische Volksschilderung aus, während „Zwischen Himmel und Erde" sich im ganzen als Schicksalsgeschichte mit ethischer Tendenz darstellt. Diese letztere fehlt jedoch auch in der „Heiteretei" trotz ihres heiteren, man darf wohl fast sagen, humoristischen Charakters nicht; die Umwandlung des wilden Holder Fritz und der trotzigen und spröden Heiteretei zu zeigen, bleibt doch die Hauptaufgabe, die sich der Dichter stellt, und er vollbringt sie mit bewundernswerter psychologischer Kunst, die nur hier und da einmal künstlerischer Voraussetzungen bedarf (wie der, daß das Mädchen noch nie geträumt hat) und in Tüftelei ausartet (wie da, wo die Heiteretei ihre Handoberfläche versteckt, weil der Geliebte dort den vermeintlich vorhandenen Namenszug entdecken könnte). Die Fabel der Erzählung ist sehr einfach, aber sie giebt Gelegenheit zu einer ganzen Reihe der köstlichsten, sowohl drolliger wie echt poetischer Situationen, die alle mit der größten Liebe vollständig ausgestaltet sind und daher eine Anschaulichkeit und innere Wärme besitzen, die fast ohnegleichen sind und den Vorwurf der Breite, den an Spannung gewöhnte Leser wohl erheben könnten, ohne weiteres in die Flucht

ſchlagen. Außer den Hauptperſonen ſind auch die meiſten Nebenperſonen, unbeſchadet ihrer typiſchen Bedeutung, reich mit individuellen Zügen ausgeſtattet, es iſt überhanpt eine faſt vollſtändige Galerie von Kleinſtadtmenſchen, Männern und Weibern, gegeben, die noch heute einen mehr als hiſtoriſchen Wert beanſpruchen darf. Ganz ſicherlich ſind die Geſtalten Ludwigs nicht ohne Anregung des wirklichen Lebens entſtanden, aber direkte Modelle hat er ſicher nicht immer gehabt, und da unterſcheidet ſich ſeine Kunſt eben von der modernen naturaliſtiſchen, die ohne dieſe nicht fertig werden kann; ein gut Teil auch der Erfindung gehört bei dem Thüringer Dichter lediglich der Phantaſie an, es iſt ferner alles durch die Phantaſie hindurchgegangen, und ſo kommen wirkliche Menſchen heraus, nicht Konglomerate ausgezeichnet beobachteter Einzelzüge aus der Wirklichkeit. Wie ſeine Menſchen, vermag Ludwig auch die Umgebung ohne allzu ängſtliche Schilderung anſchaulich zu machen, und die Naturbilder aus der Heiteretei, beiſpielsweiſe die Schilderung der Sommernacht gegen den Schluß, gehören zu dem Schönſten, was er geſchaffen. Sieht man auf das Ganze, ſo muß man ſagen, daß die „Heiteretei“ eine völlig in ſich geſchloſſene, im einzelnen durchweg vollendete künſtleriſche Kompoſition iſt (wie mächtig wirkt der Höhepunkt, als die verlorene Schweſter zu der Heldin zurückkehrt und ſie als ihresgleichen behandeln will!), die durchaus den Eindruck der Naturwahrheit hervorruft, alſo ein wahres Kunſtwerk. Das gilt auch von der kleineren, mit der „Heiteretei“ verbundenen derbhumoriſtiſchen Geſchichte „Vom Regen in die Traufe“. Auf epiſchem Gebiete alſo brachte Ludwig das fertig, was ihm auf dramatiſchem nicht gelingen wollte.

Das vor allem thut denn auch ſeine tragiſche Meiſtererzählung „Zwiſchen Himmel und Erde“ dar, die wohl überhaupt das bedeutendſte Werk Otto Ludwigs iſt, wenn ſie auch nur an innerer Gewalt, nicht aber an Kunſtvollendung über der „Heiteretei“ ſteht. Ja, man könnte vielleicht nachweiſen, daß die „Heiteretei“ die künſtleriſch vollendetere der beiden großen Erzählungen des Dichters ſei: In „Zwiſchen Himmel und Erde“ finden wir eine ganze Reihe äſthetiſcher Schwächen und Unarten, die bei dem künſtleriſch ſtrengen Ludwig ſehr überraſchen, bei ſeinen Zeitgenoſſen allerdings allgemein und wohl auf das Muſter Dickens' zurückzuführen ſind. Da haben wir zunächſt öfter die ſogenannte Zwiſchenreflexion, die in die

Erzählung eingeschoben, sie unterbrechende selbständige Reflexion, meist eine moralische Ausführung, des Dichters, so gleich zu Anfang die über die Heimat und dann noch manche. Weiter kommt hin und wieder ein Aussprechen der Hoffnungen und Befürchtungen des Dichters in Bezug auf seine Personen vor — „daß sie es nie kennen lernte!“ heißt es einmal. Eine ähnliche Aufgabe erfüllt auch der Hausgeist — man könnte sagen, daß diese Dinge zur Vorbereitung der Stimmung da seien, aber die läßt sich anders als auf solch künstlerisch-problematische Weise erreichen. Merkwürdig ist auch ein bei Ludwig, dem Erzähler, sonst nicht anzutreffendes künstlerisches Schwanken: „Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet“ — ei, der Dichter mußte doch wissen, ob die Rettung möglich war oder nicht! Die Hauptschwäche von „Zwischen Himmel und Erde“ aber besteht darin, daß wir statt der Erzählung schon oft nackte psychologische Reflexion (mit der obengenannten Zwischenreflexion, die aus der Erzählung herausfällt, nicht zu verwechseln!) haben, statt anschaulicher Darstellung bloße Charakteristik durch Worte, wie sie etwa der Geschichtschreiber verwendet, aber nicht der Dichter. Alle drei Rettenmair, aber auch andere Personen erfahren diese Charakteristik; der Dichter sagt: so sind sie, statt zu zeigen, wie sie sind. Es ist versucht worden, diese Schwächen der Erzählung (außer ihnen wäre auch noch die schon bei der „Heiteretei“ festgestellte psychologische Tüftelei zu nennen) auf die dramatische Begabung des Dichters zu schieben, und es lohnt sich immerhin, Treitschkes Auslassung über dies Thema anzuführen: „Während blinde Bewunderer das epische Talent des Dichters priesen, gestand der strenge Mann sich unbarmherzig ein, daß seine Novelle nur aus einer Reihe dramatischer Scenen bestand. Für das Epos bleibt das Berichten der Begebenheiten immer das Wesentliche. Doch wo war hier der leichte Fluß der Erzählung, wo die behagliche Freude des Epikers an der Detailschilderung der Außenwelt? Gewiß, die Geschichte ist, wie man sagt, novellistisch ‚spannend‘, aber nur, weil uns der dramatische Konflikt der Charaktere mächtig fesselt. Gewiß, das Buch ist reich an wunderschönen landschaftlichen Schilderungen, aber nur da, wo es gilt, die Stimmung der handelnden Personen in der Natur widerzuspiegeln. Laßt einen Charakter dieses großen Psychologen zwei Zeilen reden, und der ganze Mensch steht leibhaftig vor euch. Aber laßt Ludwig die Außenwelt um ihrer selbst willen schildern, und ihr empfangt einen verworrenen, unklaren Ausdruck. Am allerseltsamsten spielt

das epische und dramatische Talent des Dichters durcheinander, wenn er die äußere Erscheinung seiner Helden zeichnet: er sieht sie vor sich, hell und bestimmt, wie der Epiker, aber er schildert mit peinlicher Unbeholfenheit; wir fühlen die Verlegenheit des Dramatikers, der, gezwungen, zu erzählen, sich verpflichtet meint, alles zu berichten, was der Schauspieler agiert." An und für sich sind diese Bemerkungen meist richtig, der Dramatiker Ludwig hat an „Zwischen Himmel und Erde" naturgemäß stark mitgearbeitet, eben bei der Charakteristik und der Konzentrierung der Handlung in einzelnen stark dramatisch bewegten Scenen. Doch darf man auch nicht vergessen, daß die Form der Novelle, der modernen wenigstens, dem Drama überhaupt sehr nahe steht, daß man für sie einen Konflikt wie für das Drama geradezu verlangt, und daß damit auch eine stärkere Heranziehung der Psychologie ohne weiteres geboten erscheint. Jedenfalls ist der Stoff von „Zwischen Himmel und Erde" schon wegen der Besonderheit seiner Charaktere durchaus ein Novellenstoff (höchstens, daß er ein modernes Milieudrama ergäbe, aber diese sind ja im Grunde auch nur Novellen in dramatischer Form), freilich so stark tragischen Gehalts, daß der Irrtum, als läge im Kern wirklich eine echte Tragödie vor, leicht begreiflich erscheint.

Gegen das Ganze des Werks wollen nun die einzelnen künstlerischen Schwächen überhaupt nicht viel besagen. Seine Hauptaufgabe, zu zeigen: wie das Bewußtsein einer Schuld Menschen und Dinge verfälscht und den Schuldigen zu seiner Rettung Maßregeln ergreifen läßt, die naturgemäß in das Gegenteil umschlagen müssen, hat Ludwig im großen ganzen meisterhaft gelöst; die ursprünglich fast komisch erscheinende und vom Dichter auch leise satirisch behandelte Gestalt des Fritz Nettenmair wächst zwar nicht selber ins Dämonische hinein, wohl aber erweist das sie enger und enger umspinnende Geschick jene unheimliche Gewalt, die uns bis ins Tiefste ergreift. Zweifelhaft erscheint es, ob der Prozeß, der sich in Apollonius Nettenmairs Seele abspielt, mit derselben zwingenden Notwendigkeit durchgeführt ist; der unbefangen Urteilende wird die Heirat zwischen ihm und Christiane doch für möglich erklären, und zwar aus der gar nicht zu bestreitenden Erfahrung heraus, daß es dem Menschen allerdings möglich ist, ein neues Leben anzufangen, daß vor allem die Ehe, indem sie den Mann auf ganz neue Lebensbedingungen stellt, tausendmal ein neues Leben bringt. Aber Ludwigs Verteidigung seines Ausgangs ist doch auch nicht von der Hand zu weisen, eine psychologische Möglichkeit

liegt auch so vor, und die Novelle braucht ja nicht die unbedingte Notwendigkeit des Dramas; nicht der typische, der Einzelfall will hier sein Recht. Das Bewunderungswürdige an dem Werke ist, daß trotz der psychologischen Feinheit, ja gelegentlicher Seltsamkeit der Eindruck der Größe, und zwar nicht durch künstliche, sondern natürliche Mittel, durchaus erreicht wird; nur etwa Jeremias Gotthelf hat von deutschen Autoren hier und da ähnliche Wirkungen (vor allem sein „Geltstag", der ganz ähnliche Verhältnisse behandelt und auch eine dem Annchen verwandte Gestalt hat, ist zum Vergleich heranzuziehen) — was sich etwa bei Auerbach und andern dergleichen findet, ist wohl meist von Ludwig herzuleiten. Ein Kunstwerk wie „Zwischen Himmel und Erde" hat aber weder Gotthelf noch ein Späterer hervorgebracht.

Daß „Zwischen Himmel und Erde" in etwas höherer gesellschaftlicher Sphäre spielt als die „Heiteretei", habe ich schon früher hervorgehoben; es wird auch einmal (der Bürgerverein, der „sich von den niedriger stehenden Schichten der Bevölkerung absondert") direkt gesagt. Überhaupt ist die Vaterstadt Apollonius Nettenmairs ein größeres städtisches Gemeinwesen wie das Luckenbach der „Heiteretei" mit seiner halbbäuerischen Bevölkerung, wird uns jedoch nicht ganz in dem Grade gegenständlich gemacht — bei der „Heiteretei" spielt sozusagen ganz Luckenbach mit, „Zwischen Himmel und Erde" ist fast nur Familiengeschichte. Aber das lokale Milieu fehlt doch auch in diesem Werke nicht, und durch die Genauigkeit in der Schilderung des Schieferdeckergewerkes ist noch eine weitere modern-naturalistische Forderung, die der Darstellung des Berufslebens, erfüllt. Geschichtlich gesehen ist „Zwischen Himmel und Erde" ein Vorläufer sowohl des modern-psychologischen Romans, den besonders die Russen, wie des modern-naturalistischen, den die Franzosen ausgebildet haben, und in Deutschland in seiner Art bisher sicher nicht übertroffen. Über das Persönliche in dem Werke braucht nicht viel gesagt zu werden; sicher enthält es mehr Eisfeldisches als die „Heiteretei", und Apollonius Nettenmair kann in manchen Zügen die Verwandtschaft mit seinem Urheber nicht verleugnen. Aber auch hier hat die Gestaltungskraft, nicht die Erinnerung des Dichters das Meiste und Beste gethan.

„Seit dem Beginn und namentlich seit dem Ausgang des Jahres 1860“, schreibt Adolf Stern, „wurden die Krankheitsanfälle, denen Ludwig auch in den glücklichsten Jahren seines Lebens nur allzu häufig ausgesetzt gewesen war, nicht nur häufiger, sondern verwandelten sich in einen dauernden Zustand des Leidens.“ Über die Natur der Krankheit Ludwigs sind wir nicht hinreichend unterrichtet, sicher aber ist, daß alle ihre Erscheinungen, Skorbut, Rheumatismus u. s. w. mit einer Erkrankung des gesamten Nervenlebens in engem Zusammenhang standen. Der Dichter bewahrte während der fünf Jahre seines Leidens eine bewunderungswürdige Ruhe, und auch seine geistige Klarheit wurde nicht unterbrochen. Hier und da traten kleine Besserungen ein, sein Haus hat Otto Ludwig aber kaum mehr verlassen. Völlig einsam war er darum doch nicht, er empfing Besuche und machte noch zu den alten Bekanntschaften neue. Hatte Adolf Stern, der ihn 1853 kennen gelernt hatte, noch „die hohe Gestalt in dem hellen Sommerrock, gegen den sich das dunkle Haar und der dunkle Vollbart des mächtigen Kopfes kräftig abhoben“, bewundert und in den Zügen des männlich schönen Gesichts keine Spur von Krankheit gefunden, so sah Hermann Lücke 1860 schon eine „etwas gebeugte Gestalt, das große Haupt von langem schwarzen Haar umrahmt, den Bart bis auf die Brust herabreichend, die Stirn über den ernsten tiefliegenden Augen hochgewölbt, trotz des Leidens aber noch beinahe faltenlos klar“; dann wurde, während der Kopf die alte Mächtigkeit bewahrte, die Gestalt immer hinfälliger, und Joseph Lewinsky, der Hofburgschauspieler, der sich ihm verehrend genähert hatte, nennt Ludwig bereits 1863 „eine lebendige Leiche mit lebhaftem Kopf und Auge“. Die geistige Frische Ludwigs, wenigstens in allen besseren Augenblicken, wird von allen, die mit ihm zusammen kamen, bezeugt, aber zu anhaltender Arbeit war er nicht mehr fähig, kaum äußerlich zum Schreiben, und so beschränkt sich die Thätigkeit seiner letzten Jahre wesentlich auf die Beschäftigung mit seinen Dramenplänen in der Phantasie und allerlei, zuletzt kaum noch leserliche Niederschriften zu den Shakespeare-Studien, die ins Ungemessene anschwollen. Der Plan, sie zu redigieren und herauszugeben, konnte nicht verwirklicht werden. Es wäre diese Veröffentlichung auch im pekuniären Interesse des Dichters gewesen; denn an seinem Krankenbette stand die Armut, und obwohl namentlich Auerbach und Freytag sich für ihn bemühten, Schiller- und Tiedge-Stiftung mit ihren damals noch beschränkten Mitteln das Mögliche

thaten, und König Wilhelm von Preußen dem Dichter 1861 einen Preis von 1000 Thalern verlieh (von einem „Schillerpreis“ kann man wohl nicht reden, obgleich es die Feinde Hebbels, der diesen soeben für die „Nibelungen“ erhalten, thaten), völlig wurde die Sorge doch nicht weggescheucht. Im Oktober 1864 mußte Ludwig noch einen Wohnungswechsel überstehen — er siedelte nach der Pillnitzerstraße 27 f, vor dem Schlage, über — dann kam er wunderbarerweise noch einmal zur poetischen Gestaltung, sein „Tiberius Gracchus“-Fragment entstand; am 25. Februar 1865 aber erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Die wunderbaren Verse zum Schluß des fünften Auftritts des „Tiberius Gracchus“ hat man stets als seinen Abschied vom Leben aufgefaßt:

„Noch einmal, eh' ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit' ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin scheid' ich mit der Sonne.“

Beerdigt wurde Otto Ludwig am 28. Februar, morgens auf dem Trinitatisfriedhof der Altstadt Dresden. Seine Witwe lebt mit ihrer Tochter Cordelia noch jetzt (Juni 1900) in Dresden, die Söhne sind, erwachsen, nach Südbrasilien gegangen.

Es bleibt für uns jetzt noch übrig, die Fragmente des Dichters, soweit sie veröffentlicht sind, und die Shakespeare-Studien zu betrachten. Otto Ludwig ist unter den deutschen Dichtern der Fragmentist par excellence, vom Anfang seiner poetischen Laufbahn an bis zu ihrem Schlusse gehen neben den wenigen vollendeten Werken zahllose Fragmente her. Man hat diese eigentümliche Erscheinung zunächst mit der Annahme einer überbeweglichen Phantasie zu erklären versucht, weiter übergroße künstlerische Gewissenhaftigkeit als ihre Ursache hingestellt, endlich die Krankheit des Dichters für sein ewiges Anfangen, Umdichten und Nichtvollenden verantwortlich gemacht. Soviel ist sicher, daß man nicht bloß äußere Ursachen, wie das Fehlen eines dramaturgischen Beraters oder das Kranksein der letzten Periode, als Hindernisse des poetischen Ausgestaltens annehmen darf; das poetische Talent Ludwigs, die Art seiner Produktion und damit wohl in nicht näher zu erklärender Verbindung sein lebenslängliches Nerven-

leiden ergeben sein Nichtfertigwerdenkönnen als unausweichliche Notwendigkeit; das Fertigwerden ist bei ihm die Ausnahme, nicht die Regel. Das Warum dieser Erscheinung werden wir schwerlich je wissen; selbst wenn wir die Umsetzung des Physischen ins Psychische verfolgen könnten, würde hier bei dem komplizierten dichterischen Prozesse noch manches unerklärlich bleiben; Mangel an Selbstvertrauen, Willensschwäche, selbst eine der Platzschen vergleichbare geistige Erkrankung, von der man wohl geredet hat, sind doch immer nur Worte für Unerklärbares. Aber über das Wie können wir uns durch die Beobachtung der Fragmente und im Anschluß an die Erklärungen Ludwigs über sein Schaffen recht gut unterrichten, und da werden wir denn wohl zu der Anschauung gelangen, daß es doch mehr ein Überwuchertwerden der Gestaltungskraft durch die Reflexion als übergroße Phantasie oder künstlerische Gewissenhaftigkeit war, was die Vollendung der Werke Ludwigs verhinderte. Ludwig schildert in einem berühmten Selbstbekenntnis, wie ihm seine Stoffe aufgehen, wie er zunächst eine musikalische Stimmung hat, die ihm zur Farbe wird, dann Gestalten sieht, meist zu Gruppen vereinigt, denen sich immer neue Gestalten und Gruppen anschließen, wie sich darauf zu den Gesichten auch die Sprache findet, und der Dichter aufschreiben kann. Das ist die erste Stufe seiner Arbeit, wobei sich sein Bewußtsein ganz passiv verhält und ihn eine Art körperlicher Beängstigung beherrscht. In der zweiten sucht er die Lücken auszufüllen, sucht die Idee, die ihm unbewußt die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war, sucht die Gelenke der Handlung, um sich den Kausalnexus zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge und den vollständigen Inhalt der Situation, ordnet das Verwirrte und macht nun seinen Plan, „in dem nichts mehr dem bloßen Instinkt angehört, alles Absicht und Berechnung ist bis in das einzelne Wort hinein". „Das sieht dann ungefähr aus wie ein Hebbelisches Stück," meint Ludwig, aber da täuscht er sich eben; wir wissen ganz genau, daß Hebbel durchaus unter dem Zwange der Notwendigkeit produzierte, nachdem allerdings eine Periode der Reflexion vorausgegangen war, und so erhielten seine Werke doch Leben. Ludwig nahm sich die Produktion vorweg, reflektierte dann und suchte darauf, seine dritte Stufe, das Abstraktgewordene wiederum in Konkretes zu verwandeln, dem Bewußten wieder den Schein des Unbewußten zu geben. Gelungen ist ihm das eigentlich nie, höchstens hat er sein Eigenes bewußt in die shakespearische Manier

überſetzt. Es kann wohl auch gar nicht gelingen, der normale dichteriſche Prozeß ſcheint die Aufeinanderfolge von Konzeption, Reflexion und Produktion zu bedingen, wobei die letztere größtenteils wieder unbewußt iſt und ſo das Leben hervorbringt. Bei Ludwig hätte man fünf Stufen: Konzeption, unbewußte Produktion, Reflexion, bewußte Umarbeitung, zweite (doch wohl bewußte) Produktion zu unterſcheiden — es leuchtet ohne weiteres ein, daß der Dichter da in der Regel im Stadium der Reflexion ſtecken bleiben wird. Der Reiz des wirklich-dichteriſchen Schaffens kehrt wohl kaum zum zweiten Male wieder, die Unmittelbarkeit geht rettungslos verloren.

Von Ludwigs dramatiſchen Fragmenten kann man im allgemeinen ſagen, daß ſie durchaus ſhakeſpeare-manieriſtiſch ſind, wenigſtens von den ſpäteren. Das bedeutendſte der älteren, „Die Torgauer Heide“, ward ja ſchon beſprochen; es kann faſt als ſelbſtändiges Stück gelten. In der Ausgabe von Adolf Stern und Erich Schmidt ſind außerdem abgedruckt Akte und Scenen aus „Der Jakobsſtab“, „König Aelfred“, „Der Engel von Augsburg“, „Agnes Bernauerin“, „Genoveva“, „Marino Falieri“, „Die Freunde von Imola“, „Die Kaufmannstochter von Meſſina“, „Tiberius Gracchus“. Von dramatiſchen Plänen Ludwigs beſpricht Erich Schmidt überhaupt vierundzwanzig, manche von ihnen, darunter ein „Chriſtus“, ſind aber Plan geblieben, auch nicht eine Scene iſt aufgeführt. Am charakteriſtiſcheſten für Ludwigs Arbeitsweiſe ſind unzweifelhaft die zahlreichen Behandlungen des Agnes Bernauer-Stoffes, über die Julius Petri eine eigene Schrift verfaßt hat. Die beiden in der Ausgabe vorliegenden Fragmente ſind ſchon im Hinblick auf die Hebbelſche „Agnes Bernauer“, mit der Abſicht, dieſe zu übertreffen, geſchrieben. „Der Engel von Augsburg“ (1856 f.) ſteht gewiſſermaßen in bewußtem Gegenſatz zu Hebbels Werk, Ludwig gab der Agnes eine Schuld, machte ſie zu einer ehrgeizigen Kokette, in der dann freilich ſpäter die Liebe erwacht. Es verſteht ſich beinahe von ſelbſt, daß eine ſolche Agnes Bernauer nicht möglich, eben keine mehr iſt, aber Ludwig bewies überhaupt wenig Reſpekt vor der volkstümlichen Überlieferung, die meiner Anſicht nach, weil ſie es zu feſten Geſtalten gebracht hat, über der ſubjektiven Willkür des Dichters ſteht — was der als gewaltſam verſchrieene Hebbel auch ſtets bedachte. Der Herzog Ernſt und mit ihm die Staatsraiſon ſpielt in dem „Engel“ kaum eine Rolle, dagegen iſt in der Ehe Hans Zengers und der Italienerin Iſotta ein Gegenſpiel zu der Herzog Albrechts und der Baderstochter geſchaffen, und dem

Streit zwiſchen Fürſtenmacht und Adel in der Handlung ein beſtimmter Raum eingeräumt. Geführt wird die Handlung übrigens in der Hauptſache durch Intriguen, ja, man könnte ſagen, durch heimlich zugeſtellte Zettel. Die Ausführung iſt durchaus im Shakeſpeareſtil; ich ſtehe nicht an, gereimte Verſe wie

„Wollt' ich dir weh thun, ſo beſcheine nicht
Der Strahl mehr deiner Himmel mein Geſicht"

einfach bombaſtiſch zu nennen. — In der „Agnes Bernauerin" dann (1859) folgt Ludwig im ganzen Hebbel: der Herzog Ernſt tritt in Aktion, Agnes iſt das unſchuldige Mädchen, die Intrigue iſt weggefallen. Doch wurde augenſcheinlich ſtatt Hebbelſche Knappheit breites volkstümliches Detail erſtrebt. Leider geriet auch dies wieder ganz ſhakeſpeariſch, beiſpielsweiſe iſt der (wohl im Gegenſatz zu der Brackenburg-Natur des Hebbelſchen Theobald) ſehr raufluſtig gehaltene Badergeſelle Raimund, der Reden führt wie

„Wie Jugend Klugheit birgt, auf Trug befliſſen,
Zu jung iſt nicht der Jüngſte, das zu wiſſen"

oder

„Thor, der ich war, zu thun, was mich gereut,
Hab' ſelbſt das Korn ich meiner Furcht geſtreut"

in einem deutſchen Drama einfach unmöglich. Man kann es ruhig ausſprechen, daß Ludwig das den Kernpunkt des Stoffs treffende, in ſeiner ſchlicht poetiſchen Sprache echt deutſche Drama Hebbels, von dem er in ſeinen Studien eine völlig falſche Anſchauung giebt, ſchwerlich übertroffen haben würde. — Als Konkurrenzwerk gegen Hebbel war auch wohl Ludwigs „Genoveva" (1856 f.) gedacht, in der die Heilige als Tugendſtolze hingeſtellt werden ſollte, was eben ſo unleidlich iſt, wie die Verwandlung der Agnes Bernauer in eine Kokette. Man braucht nur die Abſchiedsſcenen bei den beiden Dichtern zuſammenzuhalten, um zu erkennen, auf weſſen Seite die Poeſie war.

Der „Jakobsſtab" Ludwigs iſt eine Behandlung des Jud Süß-Stoffes, der nach Italien, Siena, verlegt wird. Die Notwendigkeit dieſer Verlegung iſt nicht einzuſehen, wahrſcheinlich wurde ſie aber durch die „Emilia Galotti" Leſſings und Shakeſpeares italieniſche Dramen veranlaßt. Die Liebesſcenen ſind denn auch ſtark von „Romeo und Julie" beeinflußt. In dem Stoff ſteckt unbedingt eine

Tragödie, und die Auffassung des Helden, des Ben Mardochai, bei Ludwig ist denn auch großartig genug. — In ähnlicher Sphäre wie der „Jakobsstab" bewegen sich „Die Freunde von Imola", auch hier ist der Einfluß „Romeos und Julies" ausschlaggebend. Von „König Aelfred" und der „Kaufmannstochter von Messina" ist zu wenig fertig geworden, als daß man darüber urteilen könnte; einzelne hübsche Scenen entscheiden ja nichts. Dagegen liegen von „Marino Falieri", der wohl von Hoffmanns „Doge und Dogaresse" angeregt wurde, reichlich zwei Akte vor. Ludwig wollte nach Erich Schmidts Ausdruck die Charakter- und Ehetragödie aus der Staatsaktion herausarbeiten: „Das Politische und eigentlich Historische auf die Seite, es ist ein Novellendrama, ein bürgerliches Schauspiel im Dogenpalast in Venedig. Das Politische und Historische nur der Rahmen, giebt der Handlung nur ein Relief", schreibt der Dichter selbst. Es fragt sich, ob nicht gerade die unlösbare Verbindung des Privaten und Historischen die bei diesem Stoffe zu lösende Aufgabe wäre. Die Ausführung ist denn auch, obgleich die Charaktere trefflich angelegt sind, wieder Shakespearemanier. Relativ am freiesten davon ist noch Ludwigs letztes Fragment, der „Tiberius Gracchus", von dem der erste Akt vorliegt, obwohl doch die Volksscenen und die Gestalt des Saturejus auf das Muster Shakespeares und — Grabbes („Marius und Sulla") verweisen. Aber aus den Reden des Tiberius selber hören wir doch wieder den Ton unmittelbarer, schlichter und starker Empfindung, den Ludwigs Drama seit den „Makkabäern" leider verloren hatte, hier ist, wie die oben mitgeteilte Stelle zeigt, auch wieder reine Schönheit — zu spät!

Man darf wohl nicht geradezu sagen, daß die Shakespearestudien Ludwigs Verhängnis gewesen sind, die Schwächen seines Dramas haben tiefere Ursachen, und eben, weil er dies fühlte, kam er zu Shakespeare, suchte sie mit Shakespeares Hilfe zu überwinden. Aber die Mehrzahl der Fragmente zeigt allerdings fast nur den verderblichen Einfluß Shakespeares, man kann ruhig behaupten, daß, je ferner etwas Shakespeare steht, es um so besser ist. Ich habe schon früher hervorgehoben, daß es ein böser Irrtum sei, zu glauben, daß ein Dichter lernen könne, was er nicht hat; der echte Dramatiker ist meiner Ansicht nach „geboren" auch in dem Sinne, daß er Dramatisch-Lebendiges, Aufführbares und Wirksames ohne weiteres in die Welt setzt, nachdem er seinen Entwicklungsgang, der ihn selbstverständlich auch zu seinen großen Vorgängern geführt hat, gegangen

ist; raffinierte Reflexion über den Charakter des Dramas und seine Wirkungen hilft da in der Hauptsache zu nichts, wohl aber lernt der Dichter beim Schaffen seine Aufgabe und sein Handwerkszeug natürlich nach und nach genau kennen. Shakespeare nun, der allerdings der größte Dramatiker ist, der je gelebt hat, kann seinen Nachfolger unzweifelhaft sehr viel lehren, aber schon der alte Lessing hat davor gewarnt, ihn „nachzuahmen", und Hebbel hat diese Warnung wiederholt. Sie ist um so mehr angebracht, als uns von Shakespeares Drama nun doch allgemach mehr als ein Vierteljahrtausend trennt, und auch Weltdichtung allezeit aus völklichen und zeitlichen Bedingungen erwächst. Wir sehen heute die Menschen anders, als sie Shakespeare sah, wir denken anders über das Verhältnis von Menschennatur und -schicksal, und der moderne Tragiker stellt danach auch eine andere Tragik hin, mag immerhin zuletzt alle Tragik aus einer Wurzel entspringen. Ludwig übernahm aber nicht bloß die tragische Grundauffassung von Shakespeare*), er übernahm seine zeitlich bedingte dichterische Weise und vershakespearte daher sogar seine selbständig aufgefaßten Charaktere, ja, das geringste Detail. So erklärt denn auch Adolf Stern, ein so großer Bewunderer Ludwigs er ist, daß er Heydrichs Anschauung, Ludwig würde auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zu einem vaterländischen Volksdrama und dem vom deutschen Kunstgenius immer und immer wieder erstrebten Ideale einer Shakespeares ebenbürtigen Kunstweise unfehlbar gelangt sein, nicht teilen könne. Die Wahrheit ist sicherlich, daß Kleist, Hebbel und doch auch der Verfasser des „Erbförsters" und der „Makkabäer" einem wirklich deutschen Drama großen Stils viel näher waren, als der Otto Ludwig der Shakespearestudien. Rein subjektiv gesehen, stellen diese, wie Adolf Stern auch richtig empfindet, nur den inneren Gärungsprozeß einer groß angelegten poetischen Natur dar, der, fügen wir hinzu, einige der wesentlichen Eigenschaften des Dramatikers fehlten.

Der objektive Wert der Shakespeare- und sonstigen Studien Otto Ludwigs ist groß genug, unter unsere feinsten Ästhetiker wird er immer zu rechnen sein. Gewiß hat Heinrich von Treitschke recht,

*) Wenn er aber das Mangeln einer einzigen Anlage zu vielen anderen vorhandenen und weiter die Unangemessenheit der Natur des Helden zu der Aufgabe, welche ihm Situation und Leidenschaft stellen, als das Grundverhältnis des Tragischen auffaßt, so möchte man fast an seinem Verständnis für das eigentlich Tragische zweifeln.

wenn er bemerkt, daß dem Dichter die fertige historisch-philologische Bildung gefehlt habe, aber er hatte dafür eben das, was den glücklichen Besitzern dieser öfter abgeht, die dichterische Intuition. Ein Shakespearewerk ohne Berücksichtigung der Studien Otto Ludwigs ist wenigstens in Deutschland in Zukunft nicht mehr möglich; allerdings aber wird der, welcher es unternimmt, mit den meist aphoristischen, tagebuchartigen Aufzeichnungen seine liebe Not haben, wie es denn vielleicht Ludwig selber kaum möglich gewesen wäre, aus seinen Studien ein systematisches Werk zu erbauen. Auch das hat Stern fein empfunden, indem er auf den häufigen Wechsel des Standpunktes und den Einfluß der jeweiligen Lage des Dichters, die Nachklänge gehabter Gespräche und Nachwirkungen seiner einsamen Lektüre (nicht bloß Shakespeares) verweist. Doch fehlen in Ludwigs Studien die festen Grundanschauungen keineswegs, seine Aufzeichnungen sind nicht bloßes Raisonnement, sondern aus der lebendigsten und wahrsten Auffassung der Dichtkunst hervorgegangen — zieht man das ab, was aus seiner, man darf es wohl sagen, fixen Idee, daß Shakespeare ewig und in allem Einzelnen mustergültig sei, und der ihm von Eduard Devrient eingeflößten Überschätzung der Schauspielkunst (noch jedes Drama hat auch den ihm gemäßen schauspielerischen Stil erzeugt) hervorging, so bleibt eine Fülle der tiefsten, feinsten, wahrsten Bemerkungen neben einigem Geklügelten und Spitzfindigen. Wie für Shakespeare, ist Ludwig auch für die Beurteilung der dramatischen Bedeutung Goethes und Schillers in der Hauptsache maßgebend (wie er sich denn hier durchaus mit Hebbel berührt), und es wird nichts helfen, daß die Schillerianer vor seiner Kritik ihres Meisters die Augen schließen. Bedenklicher sind seine Urteile über moderne Werke. Die englischen Romanziers wie Dickens überschätzt er hier und da, und wenn er Kleist und Hebbel mit, wie man nachweisen kann, ziemlich ungenauer Kenntnis und stark voreingenommen verdammt, dagegen Geibels „Meister Andrea“ herausstreicht, Wilhelm Wolfsohns „Zar und Bürger“ sehr milde behandelt und Auerbachs „Barfüßele“ sogar bewundert, so muß man doch den Kopf schütteln und kann sich nur mit der alten Wahrheit trösten, daß auch der beste, edelste, scharfsinnigste Mensch — und der war Ludwig sicherlich — schwache Stunden hat.

Man hat die Studien Ludwigs, die zuerst Moritz Heydrich (1871), dann erweitert und geordnet Adolf Stern herausgab, gleich sehr hoch geschätzt und darüber wohl den Dichter ganz vergessen. Das

letztere ist jetzt nicht mehr zu befürchten, Ludwigs Dichterruhm steht fest. Um es gerade heraus zu sagen: ich glaube nicht, daß die Begeisterung für die Studien bei allen, die sie zeigten, sehr echt und tief war; meistenteils freute man sich wohl nur, daß die Klassiker „etwas abkriegten“. Im ganzen darf man behaupten, werden die Studien stets ein sehr, sehr kleines Publikum haben, und die, die sie mit Lessings so ganz anders gearteten Schriften vergleichen und von ihnen eine Reformation des deutschen Dramas erwarten, wissen nicht, was sie thun. Völlig Ludwigreif wird immer nur der große Dramatiker sein, und der wird sich, wenn er eine ursprüngliche Kraft ist, schön hüten, sich von ihm allzu stark beeinflussen zu lassen, wenn er auch gewiß lernen wird, was von ihm gelernt werden kann. In zweiter Reihe kommt als Leser Ludwigs noch der geborene Ästhetiker in Betracht, der Zwillingsbruder des Dichters ohne dessen produktive Kraft; der wird die Bausteine Ludwigs wohl nach und nach dem großen Bau der Ästhetik einfügen. Wir anderen können uns aus dem reichen Schatz für unsere Zwecke hier und da etwas entlehnen, können uns an Kunsternst und Feinsinn erfreuen — sich ihn ganz zu eigen zu machen, würde ein Menschenleben erfordern, außer den nötigen intellektuellen Vorbedingungen selbstverständlich, und das haben wir nicht dafür übrig.

In der Gesamtheit gesehen, stellt sich Otto Ludwig mit oder nach Hebbel, seinem Vorgänger, als der bedeutendste Dichter der bedeutendsten nachklassischen Periode unserer Litteratur dar, die von den vierziger bis in die sechziger Jahre reichte. Als Persönlichkeit, an Kraft und Selbständigkeit und an dramatischer und lyrischer Begabung steht der Dithmarscher über dem Thüringer; dieser aber übertrifft ihn als Epiker und hier und da an schlichter Natur und poetischer Wärme, obwohl doch auch bei Ludwig eine starke Neigung zur „Reflexion“, um es allgemein auszudrücken, vorhanden ist. Gemeinschaftlich ist beiden das Bestreben, über das rhetorische und breitmalende Drama Schillers hinauszugelangen; Hebbel gelingt es wirklich, *sein* Drama zu schaffen, ein Drama, das, auf dem Boden des psychologischen Realismus stehend, an tragischer Konsequenz wohl so ziemlich alle früheren Werke übertrifft; Ludwig kommt über das Experiment im Grunde nicht hinaus, belebt aber das dramatische Detail in bisher kaum dagewesener Weise. Seine Hauptwerke sind seine beiden Erzählungen, die, mit den Werken des poetischen Realismus der Auerbach und Freytag kaum zu vergleichen, bis auf

diesen Tag unübertroffen sind. Als Ästhetiker nehmen beide Dichter einen sehr hohen Rang ein: Ludwig ist einseitiger als Hebbel, hat in den Hauptsachen nicht immer recht, dringt aber tiefer ins Detail. So ergänzen sie sich gewissermaßen auf fast allen Gebieten. Ihr dichterisches Schicksal ist denn im ganzen auch dasselbe gewesen; es hat gerade ein Menschenalter nach ihrem Tode gedauert, bis sie als die einzigen genialen Begabungen ihrer Zeit allgemein anerkannt und mit ihren Werken in breitere Kreise gedrungen sind.

Ludwigs Werke erschienen zuerst, von Gustav Freytag eingeleitet, 1870. Diese Ausgabe enthält nur „Erbförster", „Frl. von Scuderi", „Makkabäer", „Die Torgauer Heide", „Der Engel von Augsburg", „Tiberius Gracchus", einige Gedichte, „Die Heiteretei' und ihr Widerspiel", „Zwischen Himmel und Erde". Die Shakespeare-studien und Nachlaßschriften gab Moritz Heydrich 1871 und 1873 heraus. Auf vollständig neuer Grundlage steht die große Ausgabe der „Gesammelten Schriften" von Erich Schmidt und Adolf Stern, 1891/92, die wir unserer Betrachtung zu Grunde legten, und die wohl maßgebend bleiben wird. Eine spätere kleinere kritische Aus-gabe ist die von Viktor Schweizer. Die vorliegende will zwischen den großen und den kleinen Ausgaben in der Mitte stehen. So bringt sie eine genügende Auswahl der Gedichte, durchweg chrono-logisch geordnet, aber doch auch ein bißchen zum Ganzen gerundet alle vollendeten Dramen und die wichtigsten Fragmente, alle Er-zählungen, auch die in der großen Ausgabe noch fehlenden, so daß jetzt Ludwigs Entwicklung als Erzähler vollständig zu übersehen ist endlich von den Studien eine reichliche Hälfte, alles, was sich an bestimmte Werke anschließt, also zu kontrollieren ist. Textlich geht sie auf die Originaldrucke der bei Lebzeiten des Dichters erschienenen Werke oder auf die seitdem erfolgten unveränderten Drucke der Hand-schriften Ludwigs zurück; nur der Text des „Märchens von den drei Wünschen" und der des Fragments „Aus einem alten Schul-meisterleben" mußte noch einmal mit der Handschrift verglichen werden.

Gedichte.

Der junge Dichter.

(1832)

Der Götterhauch! der Sturmesdrang!
Der Ruf zur Meisterschaft!
Was fragt er viel? was sinnt er lang?
Geprüft die junge Kraft!

Dem Brandungssturm raubt er den Hall,
Dem wüsten Wirbelschlund;
Des wilden Stromes Donnerfall
Birgt er in seinem Mund,

Den Ruf, der Schlachtenreihn entlang
Durch Tod und Leben gellt,
Und stürmt ihn aus im Heldensang,
Selbst jedes Wort ein Held;

Und tönt ihn aus, den Heldensinn,
Für Wahrheit und für Recht,
Mit Götz wirft er den Handschuh hin
Dem weichlichen Geschlecht.

Und gen die Drachen List und Zwang
Mit Sankt Georg erglüht,
Das Rächeraug' blitzt sein Gesang,
Das Feuerschwert sein Lied.

Mit Wasa zieht er, sein Gesell,
Den Steig gefahrumringt;
Den Bogen spannt er mit dem Tell,
Der Tod Tyrannen klingt.

Und dort im Teutoburger Hain,
Vom Drängerblute rot,
Mit Hermann braust er durch die Reih'n
Und schmettert Römer tot.

So lang der Kampf im Liede glüht,
Stürmt er den Speer dahin,
Und ist er mit den Streitern müd',
Umfängt sie weiches Grün.

Und kühlen mit dem süßen Met
Des Kampfes letzten Zorn;
Mit Jubel durch die Reihen geht
Das lustgefüllte Horn.

Und abgeworfen ist das Joch,
Erfiegt das Heiligtum;
Von Bergen strahlt die Flamme hoch,
Doch höher noch der Ruhm.

Verweht ist 's Stampfen von der Au,
Und Tod und Todesgraus;
Dem Himmel raubt er nun sein Blau,
Schafft Mädchenaugen d'raus.

Der Lilie keuscher Schimmer ruht
Auf zarter Formen Grund,
Drauf gießt er hin der Rose Glut
Für Mädchenwang' und Mund.

Mit Zwergen schlägt er sich ums Gold
Im tiefen Erdenschacht,
Und kräuselt's um die Schläfe hold
Und Silbernackens Pracht.

Vom Himmel holt er Lieb' und Treu,
Die senkt er ihr ins Herz;
Träuft auf die Wangen zarte Scheu
Und um den Mund den Scherz.

Das süße Schmachten dann mit Lust
Wölbt er ums tiefre Aug';
Und senkt die Sitt' ihr in die Brust,
Des Frauenlebens Hauch.

Und stolz und frei umschlingt er dann
Mit ihm Thusneldens Leib.
Wo ist dem Deutschen gleich der Mann,
Und wo ein edler Weib?

Und mit dem Aar im Siegerlauf
Hinauf zum Sonnenlicht,
Und fährt in Wetterwolken auf
Zum großen Weltgericht.

Mit der Posaune Wunderton,
Der durch die Gräber klingt
Und alle Toten um den Thron
Des Weltenrichters zwingt,

So donnert dann sein Lied herab,
Das sturmesbrausende,
Und zwingt sie auf aus ihrem Grab,
All die Jahrtausende.

Und jagt ihm Zittern ins Gebein,
Und reißt ihm vom Gesicht,
Dem Heuchler, seinen Heil'genschein,
Geborgten Glanz dem Wicht.

Und schleudert in die Niedrigkeit
Den Sklaven auf dem Thron,
Den König in dem Bettelkleid
Krönt er mit seiner Kron',

Und wälzt auf ihn mit Rächerhand
Der Menschheit Racheruf,
Den Fürsten, der sein Vaterland
Zum Sklavenkerker schuf.

Und ruft ihm zu: Ihr Herrscher, wißt's,
Vom Schmeichelnest verwöhnt:
Die Mitwelt nicht, die Nachwelt ist's,
Die Könige stürzt und krönt.

Doch du, der weise nie getrübt
Des Rechtes Heiligtum,
Wie Götterthaten du geübt,
Nimm hin den Götterruhm.

Und wer um des Gesamten Heil
Sein einzeln Leben wagt,
Ein ew'ger Name sei sein Teil,
Von Sohn zu Sohn gesagt.

Drauf mit dem ſtillen dumpfen Kind,
Das gläubig hingeſchmiegt
In ſeiner Einfalt gottgeſinnt
Vor ſeinem Heil'gen liegt,

Und die im plump gehau'nen Stein
Der Heiland hehr bewegt,
Den ſie aus reichem Herzensſchrein
In ihn hinüberträgt,

Mit ihr liegt er vorm tauben Holz
In frommem Kinderſinn,
Und Gottes Schauer ſchmilzt den Stolz
In ſüße Schmerzen hin.

Und auf die Stirne haucht er ihr
Den reinen Friedenskuß
Und neigt der Palme Siegspanier
Vor ihr im Engelgruß:

Geſegnet ſei, du fromme Maid,
Dir künd' ich Heil und Luſt;
Den Heiland trägſt du allezeit,
Einfalt, an deiner Bruſt.

Und unbewußt der Erdenlaſt
Steigt er und fühlt ſie kaum;
Denn was der Denker mühſam faßt,
Dem Dichter wird's im Traum.

Die Schranke fällt vor ihm zurück
Des Raumes und der Zeit,
Die Ferne bannt ſein Seherblick,
Jahrtauſende zum Heut!

Er ſpielt, ein Kind, im blauen Grund
Mit jenen Sternen dort,
Ein Kind nur, doch ſein Kindermund
Lallt manches Götterwort.

Und iſt ein Mann in Kampfesglut —
Sein Wort iſt eine That, —
Ein Greis, wenn ſeine Flamme ruht,
Den Sieg bewährt der Rat.

Was edel und nachahmenswert,
Des Menschen Recht und Pflicht —
Das Wort hat ihn ein Gott gelehrt,
Und er verschweigt es nicht.

Der Götterhauch! der Sturmesdrang,
Der mich mir selbst entrafft!
Was frag' ich viel? was sinn' ich lang?
Geprüft die junge Kraft!

Der Städterin Wunsch.

Ein Pfarrermädchen möcht' ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind.

So voll und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein,
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die stehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann sie spazieren gehn;
Die Städter kommen all' heraus,
Das Pastorskind zu sehn.

Da strömt der nieversiegte Born
Der Schmeichelei alsbald;
Sie aber lauscht nur auf das Horn,
Das fernher klingt vom Wald.

Der junge Jäger bläst so hell,
Er bläst ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde schnell —
Meint ihr, daß sie ihn sieht?

Er bückt sich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel doch ist Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt gar ein glücklich Kind!

Wiegenlied.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſt's ſo kalt,
Dräut die feindliche Gewalt.
Liebe ſuchſt du, findeſt Schmerzen,
Bleibſt allein mit deinem Herzen.
Ruhſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſt's Nacht,
Iſt kein Sternlein mehr, das wacht.
Irrtum ſchleicht auf dunkeln Wegen,
Und das Herz kommt ihm entgegen.
Spielſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſt's ſo ſtill;
Kein Vöglein ſingen will.
Hoffnungstod, getäuſchtes Sehnen
Hat zur Sprache nur die Thränen.
Hoffſt ohne Harm.
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.

Da draußen iſt's ſo tot,
Die Liebe iſt verloht.
Läſſeſt dich von Schmeichelblicken,
Herz, mein liebes Herz, berücken.
Trauſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Hüttchen im Odenwald.

Ein Hüttchen ſteht im Odenwald,
Von Tannen tief verſteckt —
Laß ruhn, laß ruhn, wie biſt du bald,
Mein armes Herz, geweckt.

Am Hüttchen ſteht ein Eſpenbaum,
Der zittert immerdar;
Du haſt, mein Herz, den ſchönſten Traum
Geträumt ſeit manchem Jahr.

Es ſtürzt ein Bach mit voller Macht
Hinab den Tannengrund;
In Thränen hab' ich zugebracht
Um dich wie manche Stund'!

Es biegen ſich die Zweiglein lind
Herunter und hinauf.
Sei ſtill! ſei ſtill, du lieber Wind,
Weck mir mein Herz nicht auf.

Und wecken ſoll mir's niemand nicht,
Soll ſchlafen immerfort,
Bis daß ſie ſelber freundlich ſpricht:
Wach auf! mit ſüßem Wort.

Das ſchwarze Haar, das Kränzlein drauf,
Wie iſt dir's nah und weit!
Und ſpricht ſie nicht: Mein Herz, wach auf!
So ſchlaf in Ewigkeit.

Die Tannen rauſchen: Faſſe Mut'
Und ſei mit Klagen ſtill;
Und iſt ſie dir ja lieb und gut,
Sie kann nicht, wie ſie will.

Es floß so mild ein stiller Schein
Um uns die ganze Nacht;
Das Lämpchen war's, wobei sie dein
Mit Schmerzen hat gedacht.

Zöllner, Sünder.

Ging ich durch das alte Thor,
Sah zum Fenster 'nüber,
Sah ich einen Rosenflor,
Ein Gesichtchen drüber,
Ein Gesichtchen, ros'ger rot
Als die roten Rosen.
Meinem Herzen that es not,
Mit dem Kind zu kosen.
Rede kam und eilte fort
Stets mit schnellen Füßen,
Fast zum heißen Liebeswort
Kam's vom leisen Grüßen.
Zöllner, Sünder steh'n allzeit
In der Schrift beisammen,
Streben hier zu meinem Leid
Wiederum zusammen.
Ja, dies Schauen her und hin,
Ist ein Liebessünder;
An der schönen Zöllnerin
Würd' ich gern zum Sünder.

An manche neuere Dichter.

Werdet Männer doch, bei Christ!
Bleibt nicht knabenhaft.
Unerschöpflich Bergwerk ist
Deutschen Sinnes Kraft.
Hängt euch nicht an fremdes Wort,
Kehrt zu euch zurück;
Mutig schreitet fort und fort,
Vorgewandt den Blick.
Deutsch sei euer Thun und Buch,
Freunde, folget mir,
Byron wart ihr lang genug,
Seid nun einmal ihr!

Der Unzufriedene.

(1839)

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen;
Erſt machen ſie mich toll,
Dann heißt's, ich fange Grillen.

Und wie ich keinen braucht',
Da kamen ſie in Haufen;
Und nun ich ſie gern hätt',
Sind ſie davongelaufen.

Und wie ich nichts verlangt,
Da brachten ſie zu eſſen;
Und nun ich hungrig bin,
Nun haben ſie's vergeſſen.

Und als ich war geſund,
Da wollten ſie mich retten;
Nun ich erkranket bin,
Zieh'n ſie mich aus den Betten.

Und als ich nicht geliebt,
Da wollten ſie mich entflammen;
Und nun ich liebe jetzt,
Nun wollen ſie es verdammen.

Und wir verſtanden uns nicht,
Da ließen ſie uns bei einander;
Und wie wir uns wollten verſteh'n,
Da mußten wir auseinander.

Und als ich mich gehen ließ,
Da lobten ſie meine Sachen;
Und nun ich mir Mühe geb',
Kann ich nichts recht mehr machen.

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen.
Ei tauſendſapperment,
Und ſagt noch, ich fang' Grillen!

Klage.

O Lindenbaum, du treuer,
Wie deine Blätter rauſchen,
Du alter, ewig neuer,
Wie deine Blätter rauſchen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! iſt wie der Wind!

So hat ſie mir geſchmeichelt,
Wie deine Blätter rauſchen,
So hat ſie mich geſtreichelt,
Wie deine Blätter rauſchen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! iſt wie der Wind!

Dann ſchmeichelte ſie andern,
Wie deine Blätter rauſchen;
Ja Wind und Untreu wandern,
Wie deine Blätter rauſchen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde;
Ich blieb wie du, o Linde —
Sie — ach! iſt wie der Wind!

Die Kindesmörderin.

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind;
Da wehen die Winde
So ſchaurig lind.
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da küßt' er mich;
Da wehten die Winde
So wonniglich —
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da ſchwoll mein Leib,
Da ächzten die Winde:
Verlaſſen Weib!
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da wollt' ich ruhn;
Da rauſchten die Winde:
Biſt Mutter nun!
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Die alte Linde,
Die wies auf mich;
Es höhnten die Winde —
Da rauft' ich mich.
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da hab' ich bei Nacht
Dem armen Kinde
Sein Gräblein gemacht!
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind,
Da wehen die Winde
So ſchaurig lind.
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Zerknirſchung.

Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben?
Sprengt keine Kraft dies dumpfe Kerkerband?
Muß ewig ich an dieſer Scholle kleben,
Das Lichte ahnend, doch in Nacht gebannt?
So nimm mir, Allmacht, dieſes Sehnſuchtsbeben,
Mach mir zur Heimat dieſes ird'ſche Land —
Laß mich, wie ſonſt ich Himmelslicht begehrte,
Mit Luſt mich klammern — Erde an die Erde!

Ihm, der durch Dunkel irrt zum dunkeln Grabe,
Ihm nimm den unerquicklich fernen Schein,
Das Licht ist kein Geschenk ihm, keine Gabe —
Schufst Erde mich, laß ganz mich Erde sein.
Gieb mir des engen, dumpfen Sinnes Labe,
Laß irdisch leiden mich — mich irdisch freun;
Laß schweigen jene wunderbaren Töne,
Daß ich mit meinen Fesseln mich versöhne!

Laß schweigen die verheißungsvollen Lieder,
Erfüllst du sie dem Schwergetäuschten nicht.
Ja hoffend blähten sie mein schwach Gefieder,
Aufstreben wollt' aus Nächten ich zum Licht;
Da zog mich Lichtgeträumten Staub hernieder
Des tiefen Loses schmerzliches Gewicht!
Schufst Söhne du — nicht furchtgedrückte Knechte,
So gieb mir Erdensinn für Erdenmächte.

Todesahnung.

Hörst du wohl im grünen Dunkel
Durch des Bornes leisen Fall
Wunderbares Tongefunkel?
Hörst du wohl die Nachtigall?
Trauernd klang und bang das Tönen,
Süß ersterbend durch die Nacht,
Wie der letzte Sang von Schwänen,
Eignem Tode dargebracht.

Ha — jetzt hebt sich's im Entzücken
Und es flutet himmelan;
Ach es schwindelt meinen Blicken
Vor der wunderbaren Bahn,
Töne funkeln, Töne sprühen,
Schimmernd wogt die süße Flut,
Helles Lebens-Liebesglühen!
Dunkler, tiefer Todesmut!

Beides faßt sich im Entzücken,
Faßt sich an in höchster Lust;
Solche Wonne muß ersticken
Kleine Nachtigallenbrust,

Lieber, laß uns eilend gehen,
Unter Blumen, unter Duft
Kann ich hören jenes Flehen,
Das so süß zum Tode ruft. —

„Freund, du schwärmst! Aus grünem Dunkel
Hör' ich keine Nachtigall;
Still nur in des Monds Gefunkel
Rauscht des fernen Bornes Fall." —
Ja ich schwärme! Nicht das Singen,
Nein, mich ruft das eigne Herz,
Auf der Düfte leichten Schwingen
Zog er ein, der süße Schmerz.

Sieh die Rosen, wie sie glühen,
Still sich beugen lieber Luft,
Doch aus lebensrotem Blühen
Strömt ein bleicher Nelkenduft. —
„Freund, du schwärmst, du machst mir bange,
Rosen duften hier allein —
Bleich und bleicher deine Wange,
In dem Auge welcher Schein!" —

Ja ich schwärme! Nicht die Blume
Duftet so, es ist mein Herz.
In dem tiefsten Heiligtume
Quillt und wogt der süße Schmerz.
Halte mich in deinen Armen,
Lehne mich an deine Brust;
In dem wehmutfrohen, warmen
Herzen woget Todesluft.

Leg' mich hin ins stille Dunkel —
Durch des Bornes leisen Fall,
Stark und stärker das Gefunkel,
Hebt sich neu die Nachtigall,
Sieh, sie schwindet hoch im Blauen,
Stiller, bleicher Nelkenduft,
Nächtig Wogen — lichtes Grauen —
Still — es ist der Tod, der ruft!

Das Lied.

(1840)

Die Sprach' iſt ein Markt;
Liegt alles zuhauf!
Drauf wimmelt's und drängt's
Zum Tauſche, zum Kauf.

Das Auge verlockt
Der Flitterputz;
Sieht außen wie Gold,
Iſt innen nichts nutz.

Bald hat das Aug'
Sich ſatt geſehn,
Dann iſt's um den Glanz,
Um den Reiz geſchehn;

Es läßt dem Markt
Den bunten Kauf
Und ſucht in der Au
Die Veilchen auf.

Es ſpinnt ſich der Tand
Von ſelber fort.
Die reichſte Kunſt
Such' im ärmſten Wort

Der wilde Strom
Verzerrt das Bild,
Doch treulich giebt's
Das Bächlein mild.

Der Stern ſo gern
In ſtiller Flut,
Im ſtillen Sinn
Der Gott gern ruht.

Das ſchönſte Herz
Iſt ſich ſelbſt nicht bewußt;
Der heiligſte Schmerz
In der ſtillſten Bruſt.

Das Lied von der Bernauerin.

Soll ich die Märe bringen,
Die mir bewegt den Sinn?
So ſagen wir und ſingen
Von der Bernauerin.

„Ich weiß nicht mehr zu raten,
Zu helfen nimmer weiß;
So möge Gott in Gnaden
Aufnehmen meinen Geiſt.

Doch wie ich nun geduldig
Verlieren muß den Leib,
So wahr bin ich unſchuldig
Und meines Herren Weib.

Und ſagt Herrn Ernſtens Schreiben:
Das Badermägdelein,
Das könne leben bleiben,
Woll's ſeine Schnur nicht ſein,

So ſag' ich's doch, und ſchwören
Will ich's noch tauſendmal:
Ich bin in Zucht und Ehren
Herrn Albrechts Eh'gemahl.

Der Frauen höchſter Adel
Iſt ihre Frauenehr',
Die hab' ich ohne Tadel,
Hat keine Fürſtin mehr."

Sie nahm das Ringlein abe,
Das Ringlein war von Gold;
Ihr gab's der edle Knabe,
Den ſie nicht lieben ſollt'.

Leb' wohl, der mir ihn geben,
Leb' wohl, mein liebſter Knab';
So wohl ſollſt du mir leben,
Als ich geliebt dich hab'."

Und um des Hemdleins Falten
Ein Tuch herum ſie wand:
„Sollt' mir das Tuch nicht halten,
Das wär mir eine Schand'.

Nun bitt' ich nur zumeisten,
Daß nur das Totenweib,
Und keines Mann's Erdreisten
Berühre meinen Leib."

Da griff nun so behende
Der wilde Henker dar
Und wand um seine Hände
Ihr golden langes Haar;

Und faßte sie darüber
Mit seiner linken Hand,
Und schwang sie hoch hinüber
Über der Brücke Rand.

Es wichen rings die Wellen,
Sowie sie fiel darein,
Als wollten sie Gesellen
So schlimmer That nicht sein,

Und trugen, wie auf Armen,
Empor den schönen Leib,
Als hätt' es ihr Erbarmen,
Das arme Fürstenweib.

Da faßte mit der Stange
Der Henker wieder dar,
Und wand darum das lange,
Das reiche goldne Haar.

Und tauchte sie mit Schnelle,
Und hielt sie fest darin;
Und traurig zog die Welle
Über die Tote hin.

Da kam ihr Herr von Böhmen
Herangesprengt zu Roß,
Daß ihm der Schweiß in Strömen
Am Barte niederfloß.

Er thät mit Thränen fragen,
Zerriß sich sein Gewand.
„Mein Mund soll sie beklagen,
Sie rächen meine Hand!

Nicht ſoll dem Alten frommen
Die himmelſchrei'nde That;
Weit mehr hat er genommen,
Als er mir geben hat.

Auf, Fiſcher, fiſcht mir eilig
Nach ihrem ſüßen Leib.
O weh doch um mein heilig
Getreues, reines Weib!

Nie ward ein Weib geboren
Von fürſtlich edlerm Sinn,
Zur Fürſtin je erkoren,
Als die Bernauerin.

Und um ſolch' Weib getragen
Hat Jammer nie ein Mann!
So muß ich um ſie klagen,
So lang ich klagen kann."

Das Volkslied

aus dem „Engel von Augsburg".

(1843)

Es hat ein Knab' zwei Mädchen ſchön,
Kathrinchen, die war blond,
Und Elsbeth braun, die muß es ſehn —
Er küßt den roten, roten Mund
Ohne Schmerzen.

Was ſtiehlſt du mir den Liebſten mein;
Und 's fehlt an Knaben nicht?
Du nennſt ihn dein, er iſt nicht dein,
Zu ſchön für dein, für dein Geſicht
Ohne Schmerzen.

Und hab' ich nun zwei Augen klar,
Dazu den ſchlanken Leib;
Der feinſte Knab', ſo paßt's fürwahr,
Freit um das feinſte, feinſte Weib
Ohne Schmerzen.

Mich hat der Knab' zum Lieben fein
Und dich zur Narretei!
Braun Elsbeth zog ein Messerlein,
Stach ihr das Herz, das Herz entzwei
Ohne Schmerzen.

Da sprang wohl längs der weißen Brüst
Ihr rosenfarben Blut.
So geht es, wer zwei Liebchen küßt;
's thut wunder — wunderselten gut
Ohne Schmerzen.

Das zerbrochene Herz.

(1844)

Ich ging im nächt'gen Schweigen
Dahin am Felsenhang;
Es schien der Mond so eigen,
Mir war so seltsam bang.

Da zogen graue Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten sich im Reifen
Herum wohl tausendmal.

Und eh' ich mich versehen,
Stand ich schon mitten drin;
Da ist es mir geschehen,
Daß ich so traurig bin.

Alsbald war ich umschlossen
Von Armen weich und hold,
Alsbald war ich umflossen
Von Locken hell wie Gold;

Alsbald von Wunderaugen
Da ist das Herz mir wund;
Alsbald zwei Lippen saugen
Mein Leben aus meinem Mund.

Der Sinn war mir zerronnen
In Wonnebangigkeit;
Und wie ich mich besonnen,
Da war sie weit schon, weit.

Und bog noch in der Ferne
Den ſchlanken Hals zurück.
Wie blieb' ich doch ſo gerne
Bei dir, mein ſüßes Glück!

Und breiter ſchwoll und breiter
Zum Nebel ihr Gewand;
Das wogte weiter, weiter
Und weiter und verſchwand.

Und jeden Abend kehrte
Die ſüße Fei zurück,
Und jeder Abend mehrte
Der Liebe ſüßes Glück.

Und wieder zogen Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten ſich im Reifen
Herum wohl tauſendmal.

Und eh' ich mich verſehen,
Stand ich ſchon wieder drin,
Da iſt es mir geſchehen,
Daß ich ſo traurig bin.

Sie ſah mit trüben Blicken
Und ſah mich traurig an;
Und drückte zum Erſticken,
So, wie ſie nie gethan.

Ich konnte kaum noch ſprechen:
Was drückſt du mich ſo ſehr?
Dein Herz will ich zerbrechen;
Du ſiehſt mich nimmermehr.

Und preßte feſt und feſter
Ans Herz das liebe Herz:
Ade, du Liebſter, Beſter,
Du meine Luſt, mein Schmerz.

Und feſter noch umſchlungen,
Gepreßt vom lieben Mund,
Da iſt mein Herz zerſprungen,
Zerbrochen wohl zur Stund'!

Sie bog noch in der Ferne
Den schlanken Hals zurück.
O Mond! o lieben Sterne!
Nie kehrt mein einzig Glück.

Und breiter schwoll und breiter
Zum Nebel das Gewand;
So wogt' es weiter, weiter —
O Sterne! und verschwand.

Der Ostermorgen.

Der Ostermorgen lächelt,
Ein Bräut'gam, in die Welt:
Er steigt von Duft gefächelt
Aus seinem blauen Zelt.

Und rings herum das Schweigen;
Der Wald, er steht so still,
Kein Blümchen sich verneigen,
Kein Läubchen rauschen will.

Im fernen Kirchlein singet
Die fromme Christenschar,
Hier von den Steinen klinget
Ein Echo wunderbar.

Als wenn aus Bergestiefen
Das Singen quöll' hervor,
Als wenn die Felsen riefen:
Er lebt, er lebt! im Chor.

Er lebt! er lebt! — da lauschen
Die Blümlein, beugen sich,
Da bücket sich mit Rauschen
Der Wald so feierlich.

Und mächt'ger klingt's und wieder:
Er lebt! er lebt! vom Stein;
Mir rinnt ein Schauer nieder
Am innersten Gebein.

Und denk' — und muß mich beugen —,
Was dort geschrieben ist:
Die Steine werden zeugen,
Wenn mich, der Mensch vergißt!

Reines Herz.

Selig, dem
Die Götter geben
Ein reines, edles Herz.
Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
Was er berührt, mit Wonne zu durchschwellen.
Die enge Hütte dehnt sich zum Olymp,
Wohin er seine Brust voll Götter bringt.
Nur dem ist arm das Leben,
Der es mit armen Augen sieht.
Ihm schmilzt der Dinge Frühling
Unter der gierigen Hand.
Drum, gütige Götter, erhaltet
Ihm, dem Glücklichen, dem ihr sie gabt,
Die selige Gabe, erhaltet ihm
Im Busen das reine, edle Herz.

Zu stille Liebe.

Zwei liebten sich und wollten sich's nicht sagen,
Und küßten sich auf eines Kindes Munde,
Und sahen sich nur in des Kindes Augen,
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht küssen,
Nicht mehr sich sehn und auch nicht mehr sich sprechen;
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede,
Und sind am End' vor Sehnsucht gar gestorben.

Unbelauschte Schönheit.

Schön wie das Veilchen, das sich schamhaft birgt
In seiner Blätter Grün; wie einsam, still
Auf abgelegner Alpentrift das blau
Und goldne Glöckchen, das sich selber duftet,
Von keinem Aug' gesehn; wie Sang des Vogels,
Der eines Hörers nicht bedarf, ja den
Bewundrung scheucht; ungleich der eiteln Kunst,
Die auf dem Markte sitzend, überputzt
Mit Rednerschmuck zu blenden strebt und angstvoll
Um jedes Laffen Beifall buhlt, stets selbst
Sich mischend in das eigne Werk: „Seht, was

So groß und schön euch rührt, das ist die Welt nicht,
Die ich euch zeige, nein, das bin nur ich;
Die Welt ist häßlich, mein Gemüt nur schön."
Der Eitle täuscht den großen eiteln Haufen,
Indes der Kenner von Gefühl ihn flieht,
Waldwärts zur unbelauschten Schönheit zieht.

Buschlieder.

Beim Landschaftern.

28. Mai 1844 unter den schönen Linden auf Scharfenberg.

Sitz' ich zeichnend unter Bäumen,
Haucht es oft mir um die Wangen,
Fühl' ich wie in halben Träumen
Meinen Nacken zart umfangen.
Wend' ich mich, da schüchtern flieht es,
Schlüpft wie ros'ger Glieder Funkeln
Schnell dahin, und aus dem Dunkeln
Wie mit Liebesaugen sieht es.

Wer der flücht'gen Schöne Walten
Doch in heiligem Entbrennen
Ewig in den Armen halten
Könnte und sein eigen nennen.
Ewig klänge von ihm die Kunde,
Doch sie läßt sich niemals zwingen;
Frei nur mag sie Gaben bringen,
Seltene — die Gunst der Stunde.

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge.

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge,
Durch das milde Grün Poetengänge,
Und ein kühles Flüßchen drum gewunden.
Ja, ein traulich Bild hab ich's gefunden,
Mit dem Maß der Schönheit vollgemessen.
Nur ein Mädchen, das mich just verstände,
Das in mir, in dem ich alles fände —
Nur das Beste ist dabei vergessen!

Jetzo hab' ich dich, Natur.

Jetzo hab' ich dich, Natur,
Die mit heiligem Erbarmen

Oft dem wilderregten Sohn
Deine milde Götterruhe
Um die glüh'nde Stirn gegossen —
Jetzo hab' ich dich gesehen
Blauend aus zwei tiefen Himmeln
Unter einer Mädchenstirne
Schön von blondem Haar umzogen —
Jetzo hab' ich dich gesehen
Ganz in deiner süßen Milde
Und zwei ros'ge Schwestern spielend,
Um zwei weiche Mädchenlippen,
Alle deine süßen Zauber
Um die reinste Form geschlungen.
Aber ach! die süße Ruhe
Hast du nicht, wie sonst, dem Sohne
Freundlich in das Herz gegossen,
Unruh' nur und tausend Wünsche
Und der Sehnsucht süßes Bitter,
Die nur du kannst wieder heilen,
Wenn du mit dem gleichen Finger
Ihr das liebe Herz berührtest.

Bist du's?

Bist du das Weib, wie's die Natur
Erschuf nach ihrem heil'gen Bild,
So innig ernst und tief und mild
Und unverwischt der Gottheit Spur?

Bist du das Weib, das diese Welt
Voll Lockung sich nicht rauben kann,
Das übers Leben hin den Mann
Mit Liebesmacht umschlungen hält?

So flute denn das Endchen Zeit
Zum Tode ihre Brut und sich —
Ich fasse dich, ich halte dich
Für alle, alle Ewigkeit!

Sie denkt.

Siehst du — ich muß die Augen senken,
Antwortet dir nicht schon der Wangen Glut?
Ob ich dir gut bin? Nur zu gut, zu gut,
Doch sagen kann ich's nicht — du mußt dir's denken!

Herz im Wege.

Es fragte dich die Tante,
Wie gehst du wunderlich?
Du tanzest wohl im Sande
Menuett und neigest dich?

Doch du warst ausgewichen
Zahllosen Tierchen klein,
Die auf dem Wege schlichen,
Ihr Mörder nicht zu sein.

Gehst du noch jetzt die Stege,
Auf Milde so bedacht?
Mein Herz liegt dir im Wege —
O nimm mein Herz in acht.

So reich!

Wie ruht sich's doch an deiner Brust
So weich, so weich, so weich;
Zu zählen all die Götterlust
Zu reich, zu reich, zu reich!

Und daß ich weiß, du liebst nur mich
In all der Welt so weit,
Wie himmlisch, himmlisch ruht es sich
In solcher Sicherheit.

Wie ist die Lieb' ein süßes Gift
Und Arzenei zugleich:
Sie macht so arm ihn, den sie trifft,
Und doch so reich, so reich.

Und alles, alles, was du hast,
Dein ganzes, ganzes Sein,
Das halt' ich reicher Mann umfaßt,
Ein süßes, selig's Mein.

Du und ich.

Auf bunten Blumenmatten,
Vom Weltgedräng' so weit,
Im tiefen Waldesschatten,
In süßer Einsamkeit,

Da ſollt' ein Leben werden,
Mein Lieb, ſo wonniglich;
Was wär's, das wir entbehrten?
Für uns wär' nichts auf Erden,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, als du und ich!

Wenn über Thal und Berge
Der junge Tag ſich hebt,
Und über ihm die Lerche
Auf ſüßen Wirbeln ſchwebt
So ſelig und alleine,
So friſch und feierlich
Die goldnen Morgenſcheine!
Nur Gott im ſtillen Haine,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Wir thäten mit der Sonne
Die ſel'gen Augen auf,
Und die ihn ſchloß, die Wonne,
Begänn' den Tageslauf.
Du ſchaffteſt und ich ſchriebe
Manch frohes Lied für dich;
Und wer zum Eſſen bliebe,
Das wäre nur die Liebe,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Magſt ſchlafen oder wachen,
Magſt ſitzen oder gehn,
Magſt ſinnen oder lachen —
Ich kann nicht ſatt mich ſehn.
So käm' es, daß in Eile
Der Abend uns beſchlich.
In Städten, manche Meile
Von uns wohnt Langeweile,
Hier Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich.

Und käm' die Nacht gezogen,
Wir ſchauten Bruſt an Bruſt
Zum blauen Himmelsbogen
Und ſeiner Sterne Luſt.

Und — ſüß dahin geriſſen
Die Sterne ſenkten ſich
Herab auf unſre Kiſſen —
Die Nacht ſollt' es nicht wiſſen,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich!

Es windet zwiſchen Hügeln.

Es windet zwiſchen Hügeln
Ein enges Thal ſich fort,
Es ſchwebt mit müden Flügeln
Ein Vöglein überort.

Es tönt ſein leiſes Singen
Trüb übers Bächlein drin,
Das hüpft mit Silberklingen
Durch Rain und Stein dahin.

Und auf den tiefern Matten
Da hat die ſtille Nacht
Aus purpurſammtnen Schatten
Ihr Bette ſchon gemacht.

Hoch an den Felſen drüber
Da webt der letzte Schein
Verwaiſt, verweht vorüber,
Nun muß es dunkel ſein.

Und dunkel iſt's, und Schweigen
Ruht über nah und fern,
Am Himmel aber zeigen
Will ſich ein milder Stern.

Der müde Vogel ſinget:
Dank, ſüßer, ſüßer Schein!
Ich ſchlummre ſchon, das klinget
In meinen Traum hinein.

So ſtille Lüfte fächeln,
Es fließt vom Firmament
Herab dein ſüßes Lächeln,
O träumt' ich ohne End'!

Des Mädchens Lied.

(1844)

Schauſt du mir ſo innig
In das Aug' hinein,
Sprichſt du, ewig bin ich,
Meine Liebe, dein;
Muß ich dir erſcheinen
Als ein thöricht Blut;
Laß mich dann nur weinen;
Weinen thut ſo gut.

Fragſt du, welch ein Leiden
Mich zu Thränen zwingt?
Kann's die Harfe meiden,
Daß, berührt, ſie klingt?
Wie der Klang erſcheinen
Muß, der in ihr ruht —
Sieh, ſo muß ich weinen;
Weinen thut ſo gut.

Wie dich's zwingt, zu dichten,
Iſt dein Herz erregt,
Wie dich's muß vernichten,
Was dich ſo bewegt,
Hauchſt du nicht in deinen
Liedern aus die Glut;
Herz, ſo muß ich weinen;
Weinen thut ſo gut.

Daß ſich ſüßer heben
Kann Violenduft,
Muß ein Träufeln beben
Durch die laue Luft;
Wie du gönnſt den kleinen
Blumen Taues Flut;
So laß, Herz, mich weinen;
Weinen thut ſo gut.

Es ſteht in ſtiller dunkler Nacht.

Es ſteht in ſtiller, dunkler Nacht
Ein Mann am Elbeſtrand,
Der einz'ge, der ſo ſpät noch wacht,
Das Aug' empor gewandt.

Nun ſchattet wohl der Schlummer lind
Ihr liebes Angeſicht,
Und träumt von mir mein einzig Kind,
O Wogen, neckt ſie nicht.

Dann ſingt ihr leis in ſchöner Nacht
In heil'ger Sternenluſt,
Die zwei Geliebte durchgewacht
So ſelig Bruſt an Bruſt,

Wie mich's dahinreißt mit Gewalt
Nach ihrem ſüßen Kuß;
O ſagt ihr, ſeh' ich ſie nicht bald,
Daß ich verſchmachten muß,

Was ich geſucht, erſehnt ſo heiß,
Das Herz ſo ernſt und ſtill,
Das fromme, treue Herz, das weiß,
Was edles Lieben will.

Das will: im treuen Buſenpaar
Ein Herz, nur eins allein.
Das will: ſich ſelbſt vergeſſen gar
Und nur im andern ſein.

Kein Herz iſt glücklicher als ich,
Darf ich ins Aug' dir ſehn;
Doch biſt du froher ohne mich,
So will ich ſchweigend gehn.

Das iſt es, was im fremden Thal
Mir linden Troſt noch giebt:
So war ich glücklich doch einmal,
Du haſt mich doch geliebt!

Schmachtend krümmt ſich das Laub.

Schmachtend krümmt ſich das Laub,
Das nicht ein Lüftchen erquickt,
Ach! und der Himmel ſchickt
Keinen Tropfen — iſt dem Jammer taub.

Bis die bebende Glut
Dunkel zur Wolke ſchwillt,
Rauſchend herniederquillt,
Endlich, endlich, ach! die ſüße Flut.

Matt im ſehnenden Schmerz
Gleich' ich der dürren Flur;
Schick' du, mein Himmel, nur
Einen, einen Gruß nur in mein Herz!

Langer Sommerregen.

Aus allen Himmelsfenſtern fließet
Sein Waſſer ſchon ſo lang' und ſehr;
Das gießt und gießt und gießt und gießet
Und kann kein Ende finden mehr.
Wo heit're Tage wir begehrten,
Iſt das fürwahr ein ſchlimmer Kauf —
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden!

Die Roſe hängt das Köpfchen nieder,
Der Ritterſporn ſchaut grimmig drein,
Verdroſſen hüllt Jasmin und Flieder
Sich ſchweigend in ſich ſelber ein.
Die Eiche dräut mit Zorngebärden,
Schilt rauſchend in das Grau hinauf;
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Die Nachtigall iſt ganz verdroſſen,
Das Rotebrüſtchen ſitzt verdutzt,
Die Ammer macht ſatir'ſche Gloſſen,
Das Graſemückchen ſchweigt und trutzt.
Kein dankend Lied tönt von der Erden
Mehr zu dem Himmel froh hinauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Ich kann kein Lächeln mehr gewinnen
Von meines Liebchens Augen hell;
Je reicher jene Ströme rinnen,
Je dürſt'ger meiner Lieder Quell.
Die Reime trotzig ſich gebärden,
Die Füße bring' ich nicht zum Lauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Durch den Grund.

Durch den Grund
Säuſelt's wie von Liebchens Mund.
Wachtelſchlag
Lockt dir nach:
Gehſt du ſchon?
Horch, ſie ruft mit hellem Ton:
Guckguck
Zuruck
Komm balde, balde;
Hier im Walde
Scheu dich nicht, hier hauſt kein böſer Spuk!

Voll Neid ſchauſt du, wie's wohlgemut
Auf ſchmuckem Zweig ſich lebt und gut.
Laß du den Wein — er wirft dich nieder
Und gießt dir Blei in deine Glieder.
Fink!
Flink
Vom Wieſenquell, das ſchafft dir leichtes Blut!

Dir ſeh' ich's an: der Liebesſchuh
Iſt's, der dich drückt, du Armer du.
Und brach der Falſche dir die Treue,
So laß ihm nur allein die Reue.
Fink!
Flink
Zur Arbeit ſein, das giebt dem Herzen Ruh'!

Du möchteſt mit dem Mädchen gehn?
Gieb acht, bald wird ſie um ſich ſehn.
Sie ſagt dir nicht, daß ſie will ſterben,
Dir ziemt es, um das Kind zu werben;
Fink!
Wink
Ihr freundlich nur — ſie wird dich ſchon verſtehn!

Völkerfrühling.

Wie iſt's ſo ſonnig doch da drauß',
Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
Der Himmel lockt ſo hell und klar,
Was hör' ich nur ſo wunderbar
Hoch über mir erklingen?

Vorbei des Winters Druck und Qual;
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Und immer höher, höher schwingt
Die erste Lerche sich und singt,
Daß mir das Herz im Busen schwillt,
Daß mir im Aug' die Thräne quillt.
O süß ersehnte Klänge:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Lobt Gott, ihr Völker allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Das Eis von allen Strömen springt,
Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt.
Sei du, mein Herz, allein nicht still,
Zerbrich dein Eis und quill und quill
In Frühlingsliedern über.
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Aus jeder Scholle drängt sich's grün;
Das wird ein Wachsen, wird ein Blühn!
Brich auf im Frühlingssonnenschein,
Brich auf, mein Herz, als Knospe rein
Und duste klingend, singend:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Wie das durch alle Zweige schallt,
Aufschauernd bebt der dunkle Wald;
Aufschauernd sink' ich in die Knie,
Gebetet hab' ich frömmer nie
Als bei dem Lerchenjubel:

Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

1848.

Wie bist du doch verachtet,
Mein deutsches Vaterland!
Daß mir die Seele schmachtet,
Mein Herz mir ist entbrannt,
Seh' ich dich, das so prächtig
Vor allen könnte stehn,
So ärmlich, so unmächtig
Und so verspottet gehn.

Daß, Deutschland, du zerschlagen
In vierzig Stücke bist,
Das setzt dich jedem Wagen
So bloß und jeder List.
Es fesseln vierzig Bande
Dir den gewalt'gen Leib,
Drum treiben Zwerge Schande
Mit dir, du Riesenweib.

Und deine Kinder schauen
Gleichgültig deinen Schmerz;
In deinen weiten Gauen
Nicht ein, ein weites Herz?
Soll's nimmer anders werden?
Die Schmach unsterblich sein?
Sieht denn kein Mensch auf Erden,
Kein Gott im Himmel drein?

Wonach die Völker dürsten,
Das eine Vaterland,
Das steht, ihr deutschen Fürsten,
Das steht in eurer Hand.
Sie schrein in ihren Nöten
Um Hilfe zu euch auf,
Und ihr, ihr habt nur Reden,
Habt nichts als Worte drauf?

Ein großes, ernſtes Loſen
Beginnt zu dieſer Friſt,
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer iſt.
Ihr könnt's. O macht zur Stunde
Der Schmach ein glorreich End'
Und fügt zum Fürſtenbunde
Ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
Aufjauchzen nah und fern,
Es ſteigt mit neuem Flimmen
Des Vaterlandes Stern.
Dann laßt die Dränger kommen
Von Oſt und Nord und Weſt,
Was ſoll's den Drängern frommen,
Steht Deutſchlands Einheit feſt?

Und durch die deutſchen Lande
Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag —
Glorreich die alte Schande
Gelöſt an einem Tag!
Und niemand ſoll dir's wehren,
Zu prangen tadellos,
O Vaterland, voll Ehren
Vor allen Völkern groß!

Des Kranken Ungeduld.

Auf den Winden möcht' ich reiten,
Fahren auf der Wolke Rücken;
O wie zög' ich mit Entzücken
Durch die fernen blauen Weiten! —

Wie beengen dieſe Räume,
Dieſe Hügel, dieſe Berge!
Wirbeln möcht' ich mit der Lerche
Hoch im Blauen meine Träume.

O wie eng, wie blaß die Nähe!
Wer die weite goldne Ferne,
Wer die weiten goldnen Sterne
Unter ſeinen Füßen ſähe!

Nicht am Bücherſtaub mehr kleben
Und in früherem Ermatten
Schatten werden unter Schatten,
Will nicht dichten mehr, will leben!

Aus dem vollſten Becher praſſen,
In des Lebens Tiefſtem wühlen,
Will's mit jeder Nerve fühlen,
Will's mit jeder Muskel faſſen!

In die Kräfte überfließen,
Die des Weltalls Lieder dichten —
Im Erſchaffen, im Vernichten
Jede Wolluſt durchgenießen.

Jetzt um ſeine Scheitel weben,
Glitzernd in der Sterne Blinken
Aus dem blauen Becher trinken,
Drin die goldnen Tropfen ſchweben.

Nun durch ſeine Schluchten keuchen,
Durch die tiefen Adern pochen,
Gährendes Verderben kochen
In den feuerſchwangern Bäuchen.

Nun als Silberbächlein rieſeln
Durch das blumenreiche Bette,
Mit den Fiſchlein um die Wette
Über Wurzeln, über Kieſeln;

Rauſchen bis zur Schattengrotte,
Dort der Nymphe nackt Erbangen
Liebgewältigend umfangen
Mit des Haines üpp'gem Gotte.

Mit den Wolken ziehn zuſammen,
Durch die grauen, tropfenvollen
Mit den dumpfen Donnern rollen,
Mit den roten Blitzen flammen;

Aus der Wolk' geborſtner Schwere
Mit dem Regen eilbefliſſen,
Mit den Bächen fortgeriſſen,
Mit den Strömen zu dem Meere:

Feſtgepackt des Schiffes Rippen,
Umgewirbelt ohne Raſten,
Und die Decken und die Maſten
Wurfzerſchmettert an den Klippen;

Hoch im brüllenden Getümmel
Aufgeſchäumt mit weißen Kämmen
Schwarz den Fuß im Grunde ſtemmen,
Kraus die Scheitel an den Himmel;

In den Jammerſchrei der Armen
Jubelnd mit den Winden blaſen,
Mit den Trümmern ſchleudernd raſen,
Hohngelächter — kein Erbarmen!

Ziehen mit der Glocke Tönen
Dann vom rotbeglänzten Turme;
Kämpfen jetzt im Nervenſturme,
Dann in Thränen ſich verſöhnen!

Mit den Lüften möcht' ich fahren,
Möcht' ich mit den morgenhellen,
Pilgerſtörche zu Geſellen
Und der Wanderſänger Scharen.

In der Nachtigallen Werben
Süß auf Sehnſuchtwellen fluten,
Wie ein Seufzer hinzubluten,
Wie ein Lächeln hinzuſterben!

Nun, ein Hauch, den Hirten fächeln,
Klagen wehn durch ſeine Flöte,
Bis ihm Liebesmorgenröte
Bricht aus ſeiner Hirtin Lächeln.

Dann, umkrächzt von Kauz und Eulen,
Mit des wilden Jägers Grauſen
Durch die dunkeln Wälder brauſen,
Durch die dunkeln Schluchten heulen.

Von des Gletſchers Stirne brüllen —
Kaum ein Zwerg noch, ſchon ein Rieſe, —
Goldne Thalesparadieſe
Eiſig in Vernichtung hüllen.

Segel ſpannen die Gedanken,
Und das Herz regt ſeine Flügel.
O zerreiß, mein Herz, die Zügel,
Spreng, o Sehnſucht, dieſe Schranken.

Wer den Weg ins Freie fände
Aus des Lebens banger Enge!
Schwelle, Herz, mein Herz, und ſprenge
Dieſes Buſens Kerkerwände!

Der Kranke.

Wer ſtehet noch an meinem öden Lager?
Kenn' ich die zwei Geſtalten,
Die eine hell wie der Tag uns glänzend,
Die andere wie ſtille Nacht? Wer biſt du?

Die eine Geſtalt

Leben nennen mich jubelnd meine Kinder.
Sieh auf den Bergen die ſchimmernden Lichter,
Herabgefloſſen aus dem Meere von Strahlen,
Das der glänzenden Bogen Blau umwogt.
Sieh die hüpfenden Kähne mit roſigen Wimpeln;
Flügel geb' ich dir, darein zu tauchen —
Soll dir's Morgenrot ſein?

Die andre Geſtalt

Oder Abendrot?
Sieh', jetzt dunkelt es mählich. Die Lichter verglühn.
In einen fließen all' die Schatten zuſammen.
Stiller wird's.
Hoch herauf am Himmel ziehen die Sterne,
Und mit ihnen erhebt ſich ein innerer Himmel;
Im wunderbaren Wehen der Abendglocken
Erwacht dein inneres Saitenſpiel.

Der Kranke

Mann mit der bleichen Wange — wie nenn' ich dich?

Die andre Geſtalt

Nenne mich erfüllte Sehnſucht,
Nenne mich den Ruf deiner Lieben,

Nenne mich die ſtille Abendfeier
Vor der Ruhe der Nacht.
Nenne mich das ſtille Erbleichen der Sterne,
Eh' hervortritt ein ſchönerer Tag.
Menſchen nennen mich: den Tod!

Der Kranke

Sei mir willkommen! —

Hanns Frei.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Theophilus Pirkheimer, Ratsmann in Nürnberg.
Albrecht, ſein Sohn, ein Maler.
Sibylle, ſeine Baſe, eine reiche Wittib.
Sebaldus Mosklech, Ratsmann und Pirkheimers Freund und Nachbar.
Engeltraut, ſeine Enkelin.
Felicitas, ſeine Baſe und Engeltrauts Geſpielin.
Hanns Frei, ein Verwandter der beiden Häuſer.
Deſiderius Leblank, ein Vergolder.
Zwei Burſchen Leblanks.

Die Scene: Pirkheimers und Moskirchs Gärten nebeneinander, in den drei erſten Aufzügen durch eine Hecke geſchieden, durch die vorn eine Thür führt, über der eine bretterne Sonnenuhr angebracht iſt. Hüben und drüben im Vordergrund der Thür gegenüber Lauben, nach vorn geöffnet; aus jeder und hinter jeder Laube Ausgang in die übrigen Teile der Gärten, die man ſich an Thüren in das Freie endend denken muß. Nach hinten aus jedem Garten eine Thür in das Haus, zu dem er gehört.

Die Zeit: im ſechzehnten Jahrhundert.

Erſter Aufzug.

1. Auftritt.

Auf Moskirchs Seite Hanns Frei und Felicitas im Geſpräch.

Hanns Frei. Ihr ſeid fürwahr brav aufgeſchoſſen
Und, wie ich merk', auch unverdroſſen
Mit Hand und Fuß und mit der Zung',
Allein fürwahr nicht ſchön genung,
Daß ich mich drein verlieben ſollte.
Felicitas. Das wär's auch grade, was ich wollte!
Hanns Frei. Ei ſeht nur, wie ſie ſchnippiſch thut!
Vor Euch ſei mancher auf der Hut.
Solch Trutzigthun, das fängt die Männer,
Nur nicht Hanns Frei, der iſt ein Kenner.
Felicitas. Es wär' mir juſt um Euch zu thun,
Und fing ich Euch, was wär's denn nun?

Hanns Frei. Das wär' fürwahr ein Meiſterſtück,
Ein Heldenſtreich und großes Glück.
Das, Bäschen, kann ich füglich ſagen.
Felicitas. Das Glück wär' eben noch zu tragen.
Müßt' Euch umführen in der Welt
Als Wundertier für gutes Geld.
Das iſt der Mann über alle Männer,
Hanns Frei, der große Weiberkenner.
Der hat die Schule durchgelaufen
Und alle Weisheit zu verkaufen,
Iſt witzig ſehr und klug unbändig,
Er weiß die Weiber ganz auswendig,
Und ihre Ränke, ihre Tück',
Das kennt er alles Stück für Stück;
Nur darf ihm keine freundlich ſehn,
Sonſt iſt's um ſeinen Witz geſchehn,
Und lächelt ihn mal eine an,
Iſt's um den ganzen Mann gethan.
Denn was er weiß und was er kann,
Der Arme bleibt ja doch — (bedauernd) ein Mann.
Hanns Frei. Das bleibt er auch, da ſteh' ich für,
Doch muß ich ſagen nach Gebühr:
Wie wir noch ſpielten hier im Garten,
Ließ ſchon Euer Zünglein was erwarten;
Doch hat es wirklich alles Hoffen
In ſeinem Wuchs weit übertroffen.
Felicitas. Doch, Vetter, Euer Übermut
Gedieh, ſcheint mir, nicht minder gut.
Hanns Frei. Damit Euer Zünglein möge zeigen,
Es ſei ihm auch was Gutes eigen,
Thut mir von den Geſpielen kund:
Leben ſie noch? Sind ſie geſund?
Felicitas. Der Albrecht wohl? die Engeltraut?
Die ſind nun Bräutigam und Braut.
Hanns Frei. Nun ja; das war voraus zu ſehn,
Thäten von je zuſammen gehn;
Die Alten auch —
Felicitas. Die wollen's ſchon;
Die Jungen, die ſind weit davon,
Mögen ſich nicht mit Augen ſehn.
Hanns Frei. Iſt's möglich? Konnte das geſchehn?
Felicitas. Je mehr die Alten in ſie dringen —
Hanns Frei. Aha; ich hör' ein Vöglein ſingen.

Felicitas. Je weniger die Jungen wollen.
Hanns Frei. Was gilt es? wie? — die Jungen ſollen!
Felicitas (ironiſch). Gewiß; dazu ſeid Ihr der Mann.
Ja — was der Vetter alles kann.
Hanns Frei. Nun ſpottet nur. Euch, Baſe, ſag' ich's,
Hab' ich's einmal gehoben, trag' ich's.
Und wo ich einmal dran thu' rühren,
Das kann ich auch zum Ende führen.
Und was ich weiß, daß ich es bin,
Das ſag' ich ſtolz und offen hin;
Duckmäuſerei kann ich nicht leiden.
Felicitas. Ihr, Vetter, ſeid nicht zu beſcheiden.
Hanns Frei. Ihr habt von mir noch keine Proben,
So muß ich mich wohl ſelber loben.
Felicitas. Das thut, Herr Vetter, doch erlaubt:
Ihr zwingt wohl keinen, daß er's glaubt?
Hanns Frei (eifrig). Ich will mich weiter nicht vermeſſen;
Ich kann kein flammend Feuer freſſen,
Hab' keinen Drachen noch erſchlagen.
Doch dürft Ihr nur den Schwaben fragen.
Zu einem Hauptmann macht der Bund
Derzeiten keinen Lumpenhund.
Und ſolche güldne Ehrenketten
Trägt auch kein Dummbart, will ich wetten.
Doch abgeſehn von dieſen Dingen —
Der Heiratsplan will nicht gelingen.
Was mag die Jungen doch bewegen,
Sich gegen einander aufzulegen?
Felicitas. Erſt fleh' ich Eure hohe Gnaden,
Der Schuld mich gnädigſt zu entladen,
Daß Eure niedrig arme Magd
Zu zweifeln frevelnd hat gewagt,
Die ohnedies ein Weib nur iſt,
An Eurer weltberühmten Liſt.
Dann ſag' ich Euch mit kurzem Wort:
Nur wenig Jahre wart Ihr fort,
Da ging auch Albrecht — in die Lehr'
Als Maler, ſah ſie dann nicht mehr;
Iſt in der Welt umhergefahren,
Hat die Kinderliebe nicht können bewahren.
Und Engeltraut hat unterdeſſen
Den kleinen Bräutigam auch vergeſſen.
Da fiel's den beiden Alten ein,

Sie wollten ernſtlich Schwäher ſein
Der alten Lieb' und Freundſchaft wegen,
Und weil die Häuſer nah' gelegen.
Daß beide ſich noch gerne ſehn,
Das mußte ſich von ſelbſt verſtehn.
Der Albrecht wurde heimgeſchrieben
Und wäre gern noch ausgeblieben;
Und kein Entſchuld'gen wollte frommen,
Und wollt' er nicht, er mußte kommen.
Und wie er kam nach viel Beſchwer,
Kaum, daß ſie ſich noch kannten mehr,
Viel wen'ger, daß ſie Lieb' empfanden.
Vergeblich, daß ſie dies geſtanden,
Da half kein Flehn, kein Reden — nein!
Die Alten wollten Schwäher ſein.
Die Jungen ſollten ſich bequemen
Und mit Gewalt einander nehmen.
Es wär' zu aller viere Frommen,
Die Lieb', die würde ſchon noch kommen.
Die Alten wurden immer grilliger,
Die Jungen wurden nimmer williger
Und wollen eh'r des Todes ſein,
Als ſie gehorchen und ſich frei'n.

Hanns Frei. Gebt acht nur, Baſe, mich laßt machen,
Und anders ſtehen bald die Sachen.
Mein' Seele wett' ich, meinen Leib,
In kurzem ſind ſie Mann und Weib!

Felicitas. Dürft' ich bei der Gelegenheit,
Weil Ihr einmal darüber ſeid,
Mir einen hübſchen Junggeſellen
Bei Euch, Herr Frei, zum Mann beſtellen?
Und das in möglichſt kurzer Zeit.

Hanns Frei. Das iſt Euch eine Kleinigkeit.
Ausſehen dürft' er wie Eu'r Gnaden;
Wär' er was ſchöner, würd's nicht ſchaden.
Und was beſcheid'ner, wär' mir's lieb —
Ja wartet nur, Ihr kleiner Dieb!
Einem jeden wird nach ſeinen Gaben;
Ihr ſollt einen Duckmäuſer haben;
Sollt alle ſagen, daß Hanns Frei
Zur rechten Zeit gekommen ſei.

Felicitas. Seht Ihr, Hanns Frei, da ſind die Alten.

Hanns Frei. Die noch wie ſonſt zuſammenhalten.

2. Auftritt.

Pirkheimer und Moskirch kommen durch Pirkheimers Garten in den Garten Moskirchs. Vorige.

Pirkheimer. Da iſt ein Fremder.
Hanns Frei (ihnen entgegen). Gott zum Gruß,
Herr Sebald, Herr Theophilus.
Pirkheimer. Wir grüßen Euch; doch gebt Beſcheid,
Herr Kriegsmann gütigſt, wer Ihr ſeid?
Hanns Frei. Meine Herrn, ich will nicht ſelbſt mich nennen;
Beſchaut mich nur; ihr müßt mich kennen.
Und bin auch gar nicht unbekannt,
Beſonders in dem Schwabenland;
Der Utz, der hat vor mir Reſpekt —
Moskirch (erkennt ihn, giebt ihm die Hand).
Weil in Hanns Frei der Teufel ſteckt.
Pirkheimer. Hanns Frei?
Hanns Frei. Der iſt's.
Pirkheimer. (giebt ihm auch die Hand).
So ſeid willkommen.
Wir haben viel von Euch vernommen,
Wie Ihr die Männer habt geſchlagen,
Den Frau'n die Herzen fortgetragen.
Wir hörten Euer gutes Lob
Und freuten uns von ferne drob,
Daß nach Verdienſt und Würdigkeit
Ein Hauptmann Ihr geworden ſeid.
Baſe Felicitas, habt acht,
Daß er Euch nicht die Fehde macht.
Felicitas. Er iſt ſchon mit dem Wein im Krieg,
Und täglich hat der Wein den Sieg.
Ach Gott! die vielen Niederlagen;
Der arme Mann iſt ſo geſchlagen.
Moskirch. Seht, ſeht; ſie fordert Euch heraus.
Felicitas. Nein; gar zu ungleich wär' der Strauß.
Was er nicht umbläſt mit der Lunge,
Das ſticht er nieder mit der Zunge.
Moskirch (ſcherzhaft drohend). Du, du —
Felicitas. Das iſt das Kleinſte nur.
Er zwingt euch ſelber die Natur,
Macht Haß zu Lieb' in wenig Wochen,
Hat mir auch einen Mann verſprochen.
Hanns Frei. Ei ſeht, es ſcheint, Ihr wollt die Fehde.
Felicitas. Das hängt allein an Eurer Rede.

Sagt Eure Meinung ſchlecht und recht,
Herr Frei, vom weiblichen Geſchlecht.

Hanns Frei. Ich ſag' Euch, wie ich heiße, frei,
Meine, daß es geſchaffen ſei
Den Männern nur zur Schnabelwetzung
Und zur gelegentlichen Letzung,
Wie Schmauſen oder Zechen nun,
Da man nichts Beſſ'res weiß zu thun.
Zum Spielwerk in der Friedenszeit.

Felicitas. Hanns Frei, die Rede bringt Euch Leid!
So wahr ich helfe dem Geſchlecht
An ſeinem Feind zu ſeinem Recht,
Zur feierlichen Ehrenerklärung
Und zu des Weiberfeinds Bekehrung.

Hanns Frei. Schon gut, ſchon gut. Ihr werten Herrn
Wißt: was man liebt, das neckt man gern,
Wißt, das ein allzuheftig Nein
Pflegt ein verſtecktes Ja zu ſein,
Wißt, daß die Frauen nur ſich ſpreizen,
Um ſicherer zum Kampf zu reizen,
Und dieſer Kampf, der iſt nur eben
Ein Vorwand, um ſich zu ergeben.
Wollt' einer eher Frieden ſchließen,
Das würde mächtig ſie verdrießen.
Der wunderlichſte Krieg auf Erden,
Sie ſiegen, wenn beſiegt ſie werden.

Moskirch. Ja, Baſe, der iſt Euch zu fein;
Mit dem Hanns Frei laßt Euch nicht ein.

Felicitas. Was die Verleumdung doch gleich ſpricht.
Die Feinheit iſt ſein Fehler nicht.
Ficht er ſo blind und taub vor Hitze
Mit ſeinem Schwert wie mit dem Witze,
Lebt alles noch, was er erſchlug.

Hanns Frei. Wir treffen uns noch bald genug.
Doch jetzt will ich vernünftig reden.

Felicitas. Das thut, Hanns Frei, das iſt von nöten.

Hanns Frei. Daß ich der Dümmſten keiner bin,
Das ſagt ſich ſo von ſelber hin.
Doch muß ein Ding man erſt erproben,
Eh' man mit Wahrheit es kann loben.
Ihr ſollt, ihr Herrn, bei ja und nein
In kurzem frohe Schwätzer ſein;
Es ſollen euerm Wunſche fügen

Die Kinder ſich — und mit Vergnügen.
Und fragt ihr, wer das ſchaffen kann?
So wißt: Hanns Frei, der iſt der Mann.

Pirkheimer. Euerm Verſtand ſteck' ich kein Ziel,
Doch denk' ich, Ihr verſprecht zu viel.

Moskirch. Ei, lieber Vetter, uns wär's recht,
Allein bedenkt, was Ihr verſprecht.
Die Kinder ſollten — mit Vergnügen? —
Sie ſollten — nein, ich müßte lügen,
Sagt' ich, Herr Frei, ich glaub' Euch das.
Eh' mein' ich, es iſt Euer Spaß.

Hanns Frei. So ſollt ihr mir den Kopf abſchneiden,
Und was ihr ſonſt wollt, will ich leiden.
Doch wenn ich euch die beiden fange,
So gebt ihr mir, was ich verlange.

Pirkheimer. Ihr ſeid voll Zuverſicht dabei —

Hanns Frei (bietet die Hand). So kommt —

Pirkheimer. Wir ſchlagen ein!

Moskirch. Es ſei!
Doch merket, habt Ihr Euch vermeſſen,
Kein einz'ger Punkt wird Euch vergeſſen.

Pirkheimer. Das ſag' ich Euch: ſollt's anders kommen,
Ihr werdet bei dem Wort genommen.

Hanns Frei. Nur müßt ihr, ſoviel an euch iſt,
Mitwirken zu der Kriegesliſt.

Moskirch. An uns, verſteht ſich, ſoll's nicht fehlen.

Pirkheimer. Auf unſre Hilfe könnt Ihr zählen.

Felicitas. Und hier, Hanns Frei, hier meine Hand!
So lange Waffenſtilleſtand.

Hanns Frei. Nun werd' ich erſt rekognoscieren,
Herum erſt horchen, ſpionieren,
Den Plan dann ſorglich konzipieren
Und unſre Bündner inſtruieren,
Marſchieren, attakieren, viktoriſieren! (Ab in Pirkheimers Haus.)

3. Auftritt.

Vorige ohne Hanns Frei.

Pirkheimer. Das iſt ein muntres, raſches Blut
Voll Keckheit und voll Übermut.

Moskirch. Doch muß ich ſagen, 's ſteht ihm gut.
(zu Felicitas)
Euch ſieht er wohl zu trutzig drein?

Felicitas. Etwas beſcheidner dürft' er ſein.
Moskirch. Dem Kriegsmann iſt's nicht zu verdenken,
Mag er ſich weniger beſchränken.
Ihm drängt ſich in der Stunden Enge
Zuſammen oft des Lebens Länge,
Ein jeder iſt der letzte Tag,
Des er gewiß ſich freuen mag;
Gilt morgen es vielleicht ſein Blut,
Faßt er das Heut mit frohem Mut.
Nicht? Solche Männer fingt Ihr lieber,
Als Burſchen, in das Liebesfieber
Schmachtend verſenkt, bis an die Ohren?
An dem iſt Eure Kunſt verloren.
Felicitas. Er iſt an meiner Kunſt verloren.
Dem Übermut hab' ich's geſchworen,
Meinem Geſchlecht zu Recht und Ehren
Soll ſich der Weiberfeind bekehren.
Solch trutzig Wort wird nie verziehn.
Abbitten ſoll er's auf den Knien. (Ab in Moskirchs Haus.)

4. Auftritt.

Vorige ohne Felicitas.

Moskirch. Verſucht es nur; doch, iſt mir recht,
So iſt's Euch nicht um das Geſchlecht,
Iſt's Euch um eine nur von allen,
Die ihm vergebens will gefallen —
Ich nenne — ſieh doch, iſt ſie fort? —
Das gäb' ein Pärchen auf mein Wort!
Pirkheimer. Ei, Nachbar, ſorgt Ihr ſchon um Fremde?
Iſt der Rock Euch näher als das Hemde?
Moskirch. Die Hoffnung hab' ich aufgegeben,
Das, was wir wünſchen, zu erleben.
Sie will, wen ich nur wähle, frei'n,
Nur zu dem Albrecht ſagt ſie nein.
Dem Meiſter Leblank, dem Vergolder,
Und jedem andern ſei ſie holder.
Pirkheimer. Er nehme jede von mir als Braut,
So ſpricht er, nur nicht Engeltraut.
Will lieber die Baſe Sibylle nehmen,
Als unſerm Wunſche ſich bequemen.
Ich geb' ihm weiter keinen Gruß;
Ob er will, ob nicht — der Junge muß!

Moskirch. Nein, weiter zwingen möcht' ich nicht.
Pirkheimer. Sie zwingen, ist nur Vaterpflicht.
Moskirch. Würden sie glücklich nicht zusammen,
Sie würden uns im Grab verdammen.
Pirkheimer. Ei seid doch — ist nur 's Kreuz gemacht,
Die Liebe kommt dann über Nacht.
Sie sind doch beide hübsch und gut —
Was will's denn mehr, das junge Blut?
Moskirch. Ja wüßt' es, Nachbar, was es wollte,
So thät' es selber, was es sollte.
Hanns Frei, ob der's wird möglich machen?
Pirkheimer. Damit seid still — das ist zum Lachen.
Moskirch. Hanns Frei — hört, er ist wirklich klug.
Pirkheimer. Zum Wunderthun nicht klug genug.
Moskirch. Es wär' auch einem Wunder gleich.
Pirkheimer. Gebt acht, es wird ein toller Streich. —
Er kommt mit Albrecht in den Garten.
Moskirch. Wie's wird, das müssen wir erwarten.

5. Auftritt.

Die Alten ziehen sich zurück; Albrecht mit Hanns Frei aus Pirkheimers, darauf Engeltraut mit Felicitas aus Moskirchs Hause.

Albrecht. Bei allen gut' und bösen Dingen,
Ich mag sie nicht, laß mich nicht zwingen!
Hanns Frei (ehrbar). Gehorsam ist man den Vätern schuldig.
Albrecht. Laß sich ein anderer geduldig
Fest schmieden an ein Wesen an,
Das er nicht leiden, nicht sehen kann!
Hanns Frei (an der Thür). Sieh, Albrecht, sieh, da kommt sie eben.
Albrecht. Bei Seel' und Leib und Blut und Leben,
Niemand soll mich zu zwingen hoffen!
Da steht die verdammte Thüre offen.
(Er wirft sie zu.)
Hanns Frei (indem er sie öffnet). Magst du nicht, so laß andre sehn
Die Rose bei den Rosen stehn.
Albrecht. Einem andern kann sie Venus sein;
Hat jeder seinen Geschmack allein.
Hanns Frei. Nein, Vetter, nie sah ich fürwahr
Zuvor solch reiches, goldnes Haar.
Albrecht. Ich mag nun einmal an den Frauen
Durchaus nur dunkle Haare schauen.
Hanns Frei. Und die Gestalt, so schlank und hoch!

Albrecht. Meintwegen ſei ſie höher noch.
Hanns Frei. Ein Männerauge ſieht mit Luſt
Solch zarten Hals und junge Bruſt,
Und ſolcher Hüften ſanften Schwung
So zierlich und doch voll genung,
Vom Samt bald züchtig eng umſchloſſen,
In großen Falten bald umfloſſen.
Und dieſer Gang und dieſes Weſen,
Wie einfach und wie auserleſen,
Und wie ſie geht und wie ſich wendet,
Iſt alles edel und vollendet.
Hör', Freund, nicht allerwege find't
Man ſolch ein nettes, feines Kind.
Wie zart die vollen Wänglein blühn,
Und ihre Augen —
Albrecht. Die ſind grün.
Hanns Frei. Biſt du geſcheit?
Albrecht. So ſind ſie grau;
Und kurz: ich mag ſie nicht zur Frau.
Nicht Hüft' noch Bruſt noch Angeſicht —
An ihr gefällt mir alles nicht!
Engeltraut (läuft vor Felicitas, die zu ihr ſpricht).
Ach Gott! wie wird man nur geplagt,
Und hat man's tauſendmal geſagt!
Felicitas. Doch, Baſe, wenn die Eltern wollen,
Wißt Ihr doch, daß die Kinder ſollen;
Und das iſt mehr nicht als Gebühr —
Engeltraut (ſieht die Thür offen).
Steht ſie ſchon wieder auf, die Thür? (Wirft ſie zu.)
Hanns Frei. Das heiß' ich vor der Naſe geſchloſſen!
Felicitas. Was hat dich nur an ihm verdroſſen?
Iſt ſolch ein junges hübſches Blut
So ſanft und doch dabei voll Mut.
Engeltraut. So ſei ihm denn nur ſelber gut.
Doch, Baſe, mich laßt aus dem Spiele;
Und wenn er aller Welt gefiele
Und hätt' unſäglich Leut und Geld —
Felicitas. Nun, er gefällt auch aller Welt.
Engeltraut. Hör' auf; mich ſchmerzen nun die Ohren.
Ein jedes Wort iſt hier verloren,
Das man für jenen Knaben ſpricht.
Ich will ihn nicht! Ich mag ihn nicht!
(Felicitas hat die Thüre offen.)

Albrecht. Iſt denn die Thür ſchon wieder — nein!
Die Thüre ſoll nicht offen ſein! (Schließt ſie.)
Hanns Frei. Mit ihm, da wär' ich nun im Reinen,
Nun ſpionier' ich bei der Kleinen.
(Öffnet die Thüre, die Engeltraut zuwirft.)
Engeltraut. Die Thür will ich nicht offen haben;
Ich frage nichts nach ſolchen Knaben.
Hanns Frei. Aha! Steht's ſo? — Nur wenig Wochen!
Hanns Frei hat nicht zu viel verſprochen.
Felicitas (öffnet). Sollt' wohl Hanns Frei noch drüben ſein?
Albrecht (wirft zu). Was käme ſonſt der Jungfrau ein?
Sie dächte, man will ſie begaffen.
(Frei öffnet, Engeltraut wirft zu.)
Engeltraut. Ich habe nichts mit dem zu ſchaffen!
(Felicitas öffnet; Albrecht ſchlägt die Thüre mit Gewalt zu.)
Hanns Frei (abwehrend). Sie hört's —
(Engeltraut öffnet die Thüre ſelbſt und wirft ſie mit Gewalt wieder zu.)
Felicitas (abwehrend). Er merkt's —
Engeltraut. Er ſoll es merken!
Albrecht. Sie ſoll's! Ich will ſie nicht beſtärken.
Engeltraut. Der Thor!
Albrecht. In ihrem eiteln Wahn!
Engeltraut. Daß ich's mit Vorbedacht gethan!
Albrecht. Die Jungfrau bildet ſich ſonſt ein —
Engeltraut. Felicitas, komm mit herein
Ins Haus, daß er nicht denken mag —
Zum Lachen iſt's —, man läuft ihm nach.
Albrecht. Man will, o Thorheit! um ſie werben.
Engeltraut. Nein! eh' ihn nehmen, eher ſterben!
Albrecht. Kommt mit, Hanns Frei, ins Haus hinein.
Eh' ich — will ich des Todes ſein!

6. Auftritt.

Hanns Frei, dann die Alten.

Hanns Frei (lachend). Ich komme gleich zu dir ins Haus.
Nein, das war komiſch überaus,
Dies Schelten, dieſes Thürzuſchlagen.
Ich mein', ſie faßten ſich beim Kragen.
Will man Hanns Frei nur machen laſſen,
Sollt' ihr euch bald beim Kragen faſſen
Zum Nimmerwiederfahrenlaſſen.
Pirkheimer (der mit Moskirch kommt).
Nun, Vetter, habt Ihr's ſelbſt geſchaut?

Hanns Frei. Bald iſt das Bräutigam und Braut.
Moskirch. Ihr wolltet dennoch es verſuchen?
Hanns Frei. Ich ſage: Backt die Hochzeitkuchen
Und pflückt die Myrten zu dem Kranz,
Die Füße ſalbt zum Hochzeittanz;
Denn was Hanns Frei euch hat verſprochen,
Das macht er wahr in wenig Wochen.
Moskirch. Ihr ſeid von Zuverſicht ſo voll;
Ich weiß nicht, was ich denken ſoll.
Hanns Frei. Nun ruft mir die Felicitas,
So ſollt' ihr hören, wie und was
Zu thun, damit wir's führen aus.
Moskirch. Felicitas! he! kommt heraus!

(Während des Folgenden kommt Felicitas aus dem Hauſe; Hanns Frei und die beiden Alten gehn ihr dabei in Moskirchs Garten entgegen und dann wieder im Geſpräch zurück.)

Hanns Frei. Es liegt einmal in der Natur,
Daß bei der jungen Kreatur,
Die ſich voll Leben fühlt und Mut,
Der Zwang verkehrte Wirkung thut.
Und ſind ſie ohnehin ſchon ſtutzig,
Macht ſie Gewalt noch vollends trutzig.
Die Jungen ſind wie gute Klingen;
Je mehr ſie wollt zuſammenzwingen,
Je mehr ſie auseinander ſpringen.
Doch unterſagt bei ſchwerer Pön
Zwei jungen Menſchen, ſich zu ſehn,
Dann fällt es erſt den Leckern ein,
Es müßte ſich geſehen ſein.
Und was ihr ſie wollt treiben lehren,
Das dürft ihr ihnen nur verwehren.
Moskirch. Es iſt nicht ohne, was Ihr ſprecht.
Hanns Frei. Iſt's nicht? — Hanns Frei hat allzeit recht!
Nun ſtellet euch, ihr Herrn, mit Liſt,
Als wäret ihr in großen Zwiſt
Geraten, heftig uneins worden.
Den Kindern ſagt mit ſcharfen Worten,
Sie ſollen ſich für ew'ge Zeiten
Bei euerm Zorn und Fluche meiden; —
Je höhern Trumpf ihr darauf ſetzt,
Je ſchärfer ihren Trotz ihr wetzt —
Wenn ihr ſie ſeht beiſammen ſtehn,
Ja aus der Ferne ſich beſehn,

So wollet köpfen sie und henken,
Wenn sie nur aneinander denken.
Drauf laßt die Gartenthür vermauern.
Nicht lang — und beide werden lauern,
Wenn es doch möcht', und wie, geschehn,
Daß sie einander könnten sehn;
Und finden so ganz allgemach,
Es sei doch wirklich eine Schmach,
Daß man solch schönes Bild verkannt
Und sich mit Haß davon gewandt,
Das Glück sei zu bezahlen nicht,
Zu schaun solch liebes Angesicht,
Und, eh' sie's merken mit Erschrecken,
Bis an den Hals in Liebe stecken!

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

1. Auftritt.

Pirkheimer. Moskirch. Hanns Frei. Felicitas.

Moskirch. Der Plan, so dünkt mich, sei zu loben.
Pirkheimer. Nun gut; so wollen wir ihn proben.
Hanns Frei. Nun, liebe Base, Felicitas —
Felicitas. Ei! „liebe Base?"
Hanns Frei. Spaß — nur Spaß.
Für Weiber hat Hanns Frei kein Herz;
Sag' ich dergleichen, ist's nur Scherz.
Felicitas. Die Männer dauern mich, die armen;
Hör' ich dergleichen, ist's — Erbarmen.
Hanns Frei. So seid denn so barmherzig nun,
Von mir zu hören, was zu thun.
Felicitas. So seid so scherzhaft, mir, Herr Frei,
Zu sagen, was jetzt nötig sei.
Hanns Frei. Ihr geht zu Engeltraut hinein,
Erschrocken, odemlos zum Schein.
Wie plötzlich und wie arg der Zwist,
Das überlaß' ich Eurer List
Gehörig in das Licht zu setzen.
Felicitas. Euer Vertrau'n weiß ich zu schätzen. (Ab.)

Hanns Frei. Ihr müßt ihr auf dem Fuße nach
Und thun, Herr Moskirch, wie ich sprach.
Ich hol' den Albrecht Euch indessen,
Herr Theophilus. — Nicht zu vergessen! —
(Schließt hinter Moskirch die Gartenthür und geht in Pirkheimers Haus.)

2. Auftritt.

Pirkheimer. Moskirch. Dann zu ersterem Hanns Frei mit Albrecht, zu Moskirch später Engeltraut und Felicitas.

Pirkheimer. Der Frei, der Tollkopf, zwingt mich nun,
Daß ich bejahrter Mann muß thun,
Dergleichen jung ich nicht gethan.
Das steckt wie eine Krankheit an,
Und wie er selbst von Tollheit voll,
Macht er auch andre Leute toll.

Hanns Frei (zu Albrecht, der mit ihm kommt, auf Pirkheimer zeigend, der sich müht, einen Zornigen vorzustellen).
Seht nur den Alten! — Nein, so was,
Das ist doch, Vetter, außerm Spaß.
Da standen sie just wie zwei Drachen
Mit grimmen Klauen, weitem Rachen;
Sie konnten beid' vor Wut nicht sprechen
Und sich nur mit den Augen stechen,
Weit offen und wie Blut so rot;
Sie wären alle beide tot,
Wenn grimme Blicke Degen wären!

Albrecht. Ich kann mir's, Vetter, nicht erklären.

Hanns Frei. Und Leute, die seit soviel Jahren
Bekannt, vertraut, die Brüder waren —

Albrecht. Die keinen halben Tag allein
Ohne den andern konnten sein —

Hanns Frei. Ein Glück, daß ich dazwischen kam,
Eh's eine schlimmre Wendung nahm.
Ja, zwischen dem und jenem Haus
Ist's mit dem Frieden ewig aus.

Moskirch. Da kommt sie schon. Wie soll ich's machen?
Soll zornig thun und muß doch lachen.
Es ist einmal nicht anders nun;
Ich muß schon wie ein Zorn'ger thun.

Felicitas (mit Engeltraut aus dem Haus).
Du, Base, nur hast nichts gehört?
Sie waren so von Zorn bethört,
Daß sie nicht an die Nachbarn dachten.

Die Fledermäuſ' am Tag erwachten;
Die Katze ſtand am Taubenboden
Vor Schrecken auf den Hinterpfoten.

Engeltraut. Was hat es aber nur gegeben?

Felicitas. Es war, als ging's um Tod und Leben.

Pirkheimer. Die Thür laſſ' ich ſogleich vermauern!

Moskirch (zu Engeltraut, rauh).
Was, Jungfrau, was giebt's hier zu lauern?
Ich will Euch auf den Zehen ſtehn,
Nach dem Gelbſchnabel drüben ſehn,
Das will ich Euch vertreiben noch.

Engeltraut. Großvater, aber ſagt mir doch,
Ihr wißt doch, ich kann ihn nicht leiden —

Moskirch. Ihr mögt —? Ihr, Jungfrau, ſollt ihn meiden.

Pirkheimer. Ich will, ſo wahr ich ehrlich bin —
(fährt Albrecht an)
Wo ſiehſt du hin?

Albrecht (verwundert). Ich? nirgendhin.
Das iſt doch ſeltſam —

Pirkheimer. Ihr ſeht mir nicht
Mehr drüben nach dem Milchgeſicht;
Ihr ſollt nicht denken mehr an ſie.

Albrecht. O, da ſeid ruhig; ich will's nie!

Moskirch. Ich will dem Ding ein Ende machen!
(Beiſeite.) Da koſtet's Mühe nicht zu lachen.
Sie ſoll — ich will — ich ſtelle Wachen!

Pirkheimer. Ihr ſollt es Euch nur unterſtehn
Mit einem Blick nach ihr zu ſehn.
Ich will ſchon kräft'ge Mittel brauchen;
Ich laſſ' ihn nicht mehr aus den Augen.

Engeltraut. Großvater, bitte, ſagt mir doch —
Was habt Ihr nur?

Moskirch (gerät in Verlegenheit). Das fehlte noch; (beiſeite)
Weiß ich's denn ſelber?

Engeltraut (faßt ſeine Hand). Nein, Ihr müßt
Mir ſagen —

Moskirch (beiſeite). Wenn ich's ſelber wüßt'.

Engeltraut (hängt ſich an ihn).
Ich laſſ' Euch nicht, bis Ihr's geſagt.

Moskirch. Was ſag' ich nur — Gott ſei's geklagt! —

Engeltraut (ihn liebkoſend). Bitte —

Moskirch. Das liebe Angeſicht — (faßt ſich)
Laß mich; jetzt weiß ich's ſelber nicht! (Entläuft ihr.)

Felicitas (leise zu Moskirch). Recht so. Fast war es um den Plan
Und um die Schwäherschaft gethan.
Moskirch. Ei über Frei und Euch dazu.
Tollköpfe, laßt mich bald in Ruh!
Felicitas (zu Engeltraut). Laß ihn; er wird sonst böser immer;
Durch Fragen, Base, machst du's schlimmer.
Albrecht. Was habt Ihr, Vater? sagt mir nur? —
Pirkheimer. Ihr laßt mir jene Kreatur,
Junkherr, noch einmal will ich's sagen.
Ihr habt nach gar nichts hier zu fragen.
Genug ist's Euch, daß ich es thu'.
Hanns Frei. Recht so, recht so; nur immer zu.
Pirkheimer (zeigt zugleich seinen Ärger über Frei).
Hier giebt's kein Aber und kein Nein.
Ich will es, und drum soll es sein.
Hört Ihr? Ihr widerbellt mir nicht.
Fort mit dem gelben Angesicht.
Ich will ihn zwingen schon, den Thoren.
Fort! Geh' und laß mich ungeschoren!
Hanns Frei (im Tone des Bedauerns; treuherzig).
Wie Euch das Stirngeäder schwillt!
Man meint, Ihr seid im Ernste wild.
Pirkheimer. Zum Teufel auch! Kann kaum mehr schnaufen,
Von dem verdammten Schrei'n und Laufen.
Hol' Euch der Satanas, Herr Frei,
Mitsamt der ganzen Narretei!
Hanns Frei (ernsthaft sich verbeugend).
Damit hat's doch so lange Zeit,
Bis ihr zwei frohe Schwäher seid?
Pirkheimer. So hab' ich mich in Zorn gesprochen,
Daß alle meine Adern kochen,
Als hätt' ich Grund, erzürnt zu sein.
Hielt' ich mich nicht, so schlüg' ich drein;
So juckt es mich in Arm und Händen;
Ich muß nur gehn und muß es enden.

3. Auftritt.

Vorige (ohne Pirkheimer und Moskirch).

Hanns Frei. Nun, Vetter, freu' dich, du bist frei,
Denn mit der Heirat ist's vorbei.
Albrecht. Das alles kam so recht zum Frommen!
Doch kann ich noch nicht zu mir kommen

Vor Staunen und Verwunderung.
Hanns Frei, ich bin nicht klug genung,
Das Widersprechende zu fassen —
Ich soll — ich, denkt nur, soll sie lassen,
Als hätt' ich irgend sie gewollt!

Hanns Frei. 's ist seltsam; Ihr habt ja gesollt!

Albrecht. Dem sei nun, Vetter, wie ihm sei;
(nicht so fröhlich, wie man denken sollte)
Bin ich doch glücklich! bin doch frei.

Engeltraut. Nein, denk' doch nur, mir zu verbieten,
Was ich ja eben hab' gemieden.
Nein, hab' ich denn nur recht gehört?

Felicitas. Gewiß, der Zorn hat ihn bethört —
Und noch dazu mit welchen Worten!

Engeltraut (wie vorhin Albrecht).
Genug! ich bin doch frei geworden.

Hanns Frei (nach der Thür gehend).
Komm, laß uns hören, wie's geschah.

Felicitas. Wer öffnet nur die Thüre da?

Hanns Frei (zu Albrecht in der Thür). Komm mit —

Engeltraut. Wer ist's, der drüben spricht?

Felicitas. Hanns Frei.

Hanns Frei (betonend). Ja so, du darfst ja nicht.

Felicitas. Der hier so oft uns 'rumgejagt
Und ohne Ruh' geneckt, geplagt —

Engeltraut. Ei sieh, das lose, wilde Blut;
Allein von Herzen war er gut.

Albrecht. Nicht weil ich soll, thu' ich sie meiden,
Du weißt doch, ich kann sie nicht leiden.
(Als wenn er fortwollte; er bleibt aber stehn und kommt allmählich näher an die Thür.)

Engeltraut. Wer ist mit ihm?

Felicitas. Der Albrecht —

Engeltraut. Der —
(Wendet sich zu gehn.)

Felicitas (bedauernd). Wenn nur das strenge Muß nicht wär'!

Engeltraut (kommt wieder und allmählich ebenfalls der Thür näher).
Das Muß? Deswegen könnt's geschehn,
Doch will ich den, mag den nicht sehn.

Hanns Frei. Nein, sagt mir nur, Felicitas:
Wie kam denn das? was wird denn das?

Felicitas. Ich weiß Euch nichts davon zu sagen,
Ihr müßt die Alten selber fragen.

(Während Frei und Felicitas weiter reden, beobachten Albrecht und Engeltraut sich gegenseitig verstohlen.)

Albrecht. Ganz unrecht will ich Frei nicht geben,
Es ist so ein Gesichtchen eben —
Doch daß mir viel in diesen Zügen
Gefiele, nein; das müßt' ich lügen;
's ist eben ein passabel Kind,
Wie hunderte zu Nürnberg sind.

Engeltraut. Er hat kein häßlich Angesicht,
Doch schöner ist es eben nicht,
Als hundert andre junge Knaben,
Die man in Nürnberg sieht, es haben.

Hanns Frei (zu Felicitas). Indes die so versunken stehn,
Laßt schnell uns zu den Alten gehn.
Sie müssen rufen erst, dann bald
Die Jungen holen mit Gewalt
Und wie zwei eifersücht'ge Drachen
Die Jungen tagelang bewachen,
Daß Ungeduld und Langeweile
Dem Zwange noch zu Hilfe eile.

(Frei und Felicitas in die Häuser, aus denen sie bald wieder kommen.)

Albrecht. Das reiche Haar wie helles Gold
Auf rundlich weiße Schultern rollt;
Das Füßchen auch ist nicht so schlecht,
Der ganze Wuchs gerade recht,
Zu voll nicht und auch nicht zu klein,
Könnt' anders, doch nicht schöner sein.

Engeltraut. Ich glaube schon, daß andre Frauen
Den Knaben mit Vergnügen schauen.
Ach ja; er ist schon hübsch genug,
Das knappe Kleid von feinem Tuch
Steht ihm ganz zierlich zu Gesicht.
Doch hier bleib' ich nun länger nicht,
Die Knaben gleich zu denken pflegen,
Steht man wo still, 's ist ihretwegen.

(Will gehen und bleibt.)

Hanns Frei (zurückkommend). Albrecht, Ihr sollt zum Vater kommen.

Felicitas. He! Base, habt Ihr nichts vernommen?
Schon zweimal der Großvater rief! —
Die sind in sich versunken tief.

Albrecht. Was sagst du, Frei?

Engeltraut. Felicitas —

Albrecht. Du riefst mir wohl?

Engeltraut. Du ſagteſt was?
Albrecht. Ich komme ſchon —
Engeltraut. Ja, Baſe; gleich.
Hanns Frei (zu Felicitas). Mühmchen, iſt's nicht ein Meiſterſtreich?
Albrecht. Das Köpfchen iſt ganz hübſch fürwahr,
Was ſag' ich, es iſt ſchön ſogar.
Und aus den blauen Augen drin
Spricht ſo ein klarer, tiefer Sinn.
Und Magdlichkeit, ein Schleier mild,
Umfließt das ganze zarte Bild;
Ein wahr' Madonnenangeſicht;
's iſt wahr, ein ſchön'res ſah ich nicht!
's iſt ſeltſam, daß ich's jetzt erſt ſehe;
Doch hohe Zeit iſt's, daß ich gehe.
Sie denkt ſonſt —
Pirkheimer (ruft drinnen). Albrecht!
Engeltraut. Ich geſtehe,
Er könnte mancher wohl gefallen,
Was ſag' ich? Nein — er muß es allen.
Und ſolch ein feines Angeſicht,
Das flehte wohl vergeblich nicht.
Ihm iſt im Aug' die Treu zu leſen,
Dazu in ſeinem ganzen Weſen
Das Adelige, Ehrenfeſte —
Moskirch (drinnen). He! Engeltraut!
Engeltraut. Die Schönſte, Beſte
Iſt er ſchon wert. Wie's nur geſchah,
Daß ich das nicht ſchon früher ſah?
Felicitas. Hört, Engeltraut, Ihr ſollt hinein.
Albrecht. Noch einmal ſchöner dürft' ſie ſein,
Ich bliebe doch bei meinem Nein.
Hanns Frei. Euer Vater, Albrecht, will Euch haben.
Engeltraut. Und hätt' er dreifach größ're Gaben,
Ich möcht' ihn doch zum Mann nicht haben.
Felicitas. So hört doch —
Albrecht. Hätt' ſie ſchwarzes Haar,
Wer weiß — doch ſo hat's nicht Gefahr.
Hanns Frei. Zum Henker, Albrecht!
Engeltraut. Hübſch genung,
Allein mir iſt er viel zu jung.
Ich könnte vor ſo jungem Knaben
Reſpekt und Achtung nimmer haben.
Albrecht. Denn ſchwarze Augen müßten's ſein,

In die ich ſchaute gern hinein.
Engeltraut. Müßt' ſein ein Mann in reifen Jahren,
Der viel erlebt und viel erfahren.
Albrecht. Ja, dann vielleicht wohl macht' es ſich.
Engeltraut. Doch der iſt dümmer noch als ich.
Albrecht (der Ton paßt nicht ganz zu den Worten).
Gut iſt's, daß es ſo weit gekommen
Mit unſern Alten, mir zum Frommen.
Engeltraut (ebenſo). Gewiß, mir ſpart es viel Verdruß,
Daß ich ihn nun nicht freien muß!
Hanns Frei (faßt Albrecht beim Arme, der wie aus einem Traum auffährt).
Albrecht!
Albrecht. Ach ja —
Hanns Frei. Das heißt verſunken.
Albrecht. Ich — bin — von einem Bilde trunken,
Das ich mir eben ausgedacht.
(Geht zögernd, ob er ſie wohl noch einmal verſtohlen ſehen kann, mit Frei ab.)
Felicitas. Nun, Baſe, ſchlaft Ihr oder wacht?
Engeltraut (erſchreckt auffahrend).
Ich hab' — woran denn nur? gedacht.
Es ſauſt und brauſt in meinen Ohren,
Als hätt' ich das Gehör verloren.
Du riefſt wohl mehrmal —
Felicitas. Freilich doch; (führt ſie ab)
Herr Moskirch wird ſonſt zorn'ger noch.

4. Auftritt.

Deſiderius Leblank (kommt durch die äußere Thür des Moskirchſchen Gartens).

Leblank (bleibt überlegend ſtehn).
Drei Weiber hab' ich nun genommen,
Bin jedesmal ſchlecht weggekommen,
Hab' glücklich wieder ſie verloren,
War jedesmal wie neugeboren;
Und nun wir nach der vierten ſehn,
Da wollen wir behutſam gehn!
Ach ja; die Jungfrau Engeltraut
Giebt eine allerliebſte Braut,
Doch was für eine Frau? Das iſt
Die erſte Frag' zu dieſer Friſt.
Denn ſie iſt jung und ſchön daneben,
Da wird's viel Leckermäuler geben,
Die gern von fremden Gärten naſchen;

Kann sie nicht stecken in die Taschen.
Die Frau ist sicher Tag und Nacht,
So sagt man, die sich selbst bewacht;
Viele bewachen sich nur zu gut,
Nehmen den Dieb mit in die Hut.
Das fürcht' ich nun von dieser nicht,
Wenn keine Tugend ihr gebricht,
Ich meine, keine von den dreien,
So werd' ich kühnlich um sie freien.

5. Auftritt.

Leblank. Felicitas (die sich durch die Gartenthür nach Frei umsieht).

Felicitas. Ei sieh, Herr Desiderius;
Seid uns willkommen.
Leblank. Gott zum Gruß,
Mein' allerschönste, ehrenfeste
Jungfrau; Euch wünsch' ich alles Beste.
Felicitas. Ihr war't im Sinnen, als ich kam,
Ich stört' —
Leblank. Dies weniger. Ich nahm
Im Kopf nur die drei Weiber vor,
Die ich genommen und verlor.
Ich war, da sie noch lebten, schon
Am allerliebsten weit davon.
Mit keiner ich lang' alleine blieb,
Und war mir jede Störung lieb;
Besonders ward ich gern gestört,
Wenn ich Kollegia gehört.
Felicitas. Drei Weiber habt Ihr —
Leblank. Glücklich begraben.
Felicitas. Erlebt mögt Ihr da manches haben.
Leblank. An Not, Gefahr und Angst dabei
Denkt man mit Freuden, ist's vorbei.
Thät' ich Euch nicht mit Langweil' quälen,
Wollt' ich das Wichtigst' Euch erzählen. —
Mein erstes Weib war sehr modest,
Gab mir jedoch beinah den Rest.
Sie zankte mit Bescheidenheit
Den ganzen Tag zu jeder Zeit.
Braucht' sich dabei so sanfter Stimm',
Als unsanft war ihr steter Grimm;
Zankt' unermüdet; sehr behende
Fand sie den Anfang, schwer das Ende.

In einem Stück noch war sie recht;
Es steht den Frauen nichts so schlecht,
Als wenn sie so aus weitem Rachen,
Wie Pferde wiehern, schrein und lachen.
Weil lächelnd sie thät alles sagen,
War auch das Schlimmste noch zu tragen;
Weil sie nur leise zankt' im Haus,
So konnte man's nicht hören drauß',
Und blieb doch wenigstens der Schein,
Ich sei der Herr im Hause mein.
So war, wie auf der Wund' ein Pflaster,
Eine Tugend noch bei ihrem Laster.
Hätt' sie die Zanksucht nicht beschwert,
War ihre Sanftmut rühmenswert.
Die Zweite war euch immer froh,
In Dulci, sagt man, jubilo.
Ein fröhlich Herzlein tadelt keiner,
Doch ihr Verstand war um so kleiner.
Und lachte sie ob vielen Sachen,
So gab sie noch weit mehr zu lachen.
Doch darin ihre Tugend saß,
Daß sie des Tags nur einmal aß,
Und war ihr Essen nur gering;
Das war an ihr ein köstlich' Ding.
Denn nichts den Weibern schlechter steht,
Als wenn sie essen früh und spät,
Und was nur durch die Zähne geht.
Hätt' sie nicht mehr gehüpft, gesprungen,
Nicht mehr geplaudert und gesungen,
Als sie gegessen hat alltäglich —
Da war die Frau noch sehr erträglich.
Die Dritt' zum Ende lobesan
Zog jeden Tag, den Gott gethan,
Zwei neugewaschne Strümpfe an.
Das war auch ihre einz'ge Tugend.
Sie war nicht schön in ihrer Jugend,
Wurd's immer wen'ger mit den Jahren.
Sie wußte nicht das Geld zu sparen,
Macht' sich mit dem Gesindelein
Zu sehr vertraut, ja gar gemein,
Und zankte bald und schlug darunter,
Da machten's die nur immer bunter;
Dann war sie freundlich überaus,

Da lachte das Gesind' sie aus.
Von allem Ärger, den sie litt,
Teilt' sie mir täglich redlich mit,
Gab viel Prozente, noch Profit.
Ich trug's rücksichtlich ihrer Jugend
Und ihrer einz'gen feinen Tugend;
Ihr Fuß war klein und wohlgethan,
Und schneeweiß stets der Strumpf daran. —
Ei, riecht das trefflich nach Reseden,
Die stehn wohl dort auf jenen Beeten.
Nicht lieber riech' ich Gänsebraten;
Doch meine sind nicht gut geraten.
(Er betrachtet die Reseden; währenddes kommt Albrecht aus dem Hause geschlichen.)

6. Auftritt.

Vorige. Albrecht, später Pirkheimer.

Albrecht. Er ist zur Base hinaufgestiegen,
Die läßt ihn nicht gleich wieder fliegen. —
Was will ich aber nur hieraus? —
Soll ich denn ewig stecken im Haus?
Er denkt, ich lause der drüben nach;
Hätt's haben können Jahr und Tag;
Das braucht er mir nicht zu verbieten;
Die laff' ich lebenslang in Frieden.
(Er nähert sich wie zufällig der Gartenthür)
Von diesen roten Rosen allen
Will mir doch keine recht gefallen;
Dort sind auch weiße an dem Thor;
Die gelben aber zieh' ich vor.
Ich sah doch heute welche stehn —
Da drüben — richtig; ich muß doch sehn.

Pirkheimer (in der Scene). Albrecht!

Albrecht (fährt zusammen). Ei, was erschreck' ich nur?
(Entfernt sich schnell nach der andern Seite.)

Pirkheimer (in der Thür). Kommst du?

Albrecht. Hier hab' ich eine Spur
Gefunden.

Pirkheimer (führt ihn hinein). Heda! nur herein.

7. Auftritt.

Vorige (ohne Albrecht und Pirkheimer). Engeltraut (ist unterdes, vorsichtig sich umsehend, aus dem Hause gekommen); dann Mosklrch.

Engeltraut. Er schlief ein ganz klein wenig ein
Und dächt' gewiß, würd' er jetzt wach,

Ich lief dem — dem da drüben nach.
Deswegen will er mich bewachen.
Nein! Das ist wirklich doch zum Lachen!
Die Thüre wird — ich muß nur sehn —
Gewißlich wieder offen stehn.
Nicht wahr? — Das kann mich recht verdrießen;
Ich muß nur hin und muß sie schließen.

(Sie geht hin, faßt die Thüre ganz langsam, während sie wie in Gedanken hindurchsieht; währenddes:)

Felicitas. Die Wege sind ein bißchen enge;
Seht, weiter dort steht noch die Menge.

(Indem sie in den Coulissen verschwinden)

Leblank. Ja seht; thu' ich nach einer Frauen,
Verehrte Jungfrau, wieder schauen,
So muß sie die drei guten Gaben
Der seligen drei Weiber haben,
Muß leise sprechen, wenig essen,
Den weißen Strumpf nicht zu vergessen.

Moskirch (drinnen; gähnend). He, Engeltraut!

Engeltraut (schlägt die Thür erschrocken zu). Bin ich erschrocken —
Großvater! — all mein Blut muß stocken —
Nun denkt er sicher — Gott sei Dank,
Da ist der drollige Leblank.

(Sie eilt dabei hinter die Coulisse und kommt dann mit Felicitas und Leblank wieder zum Vorschein.)

Moskirch (in der Thüre). Wo hat sie sich nur hingestohlen?
He, Engeltraut! Soll ich dich holen?

Engeltraut (tritt während ihrer Rede mit jenem auf).
Großvater, ist's denn ein Verbrechen,
Mit Herrn Leblank ein Wort zu sprechen?

(Während Moskirch und Leblank sich bekomplimentieren, fällt der Vorhang.)

(Ende des zweiten Aufzugs.)

Dritter Aufzug.

Die Thür ist verschlossen. In Moskirchs Garten.

1. Auftritt.

Hanns Frei. Felicitas.

Hanns Frei. Drin sitzt er neben seinem Alten,
Das Angesicht in ernsten Falten,
Als wär's sein eigner Wille, zu sitzen

Und ſo vor Langerweil' zu ſchwitzen;
Allein aus ſeinen Augen blitzen
Der Ärger, der verbiſſ'ne Grimm.

Felicitas. Der Baſe geht's nicht wen'ger ſchlimm;
Sitzt wie die Jungfrau bei dem Drachen,
Dem Weinen näher als dem Lachen;
Dem Alten war noch ſchlimmer dabei,
Wünſcht' leis zum Henker den Hanns Frei.
Wie ich die beiden ſah ſich plagen,
Wußt' ich nicht, wen ich ſollte beklagen,
Wer mehr in Not und Ärger ſaß.

Hanns Frei. Das iſt ja eben der wahre Spaß.
Pirkheimer lief auch gern davon;
Doch ich nahm ſie in Ambition;
Ich könnte ſie nicht Männer nennen,
Sie nicht für mündig anerkennen,
So alt ſie auch an Jahren wären,
Wenn ſie auf halbem Weg umkehren.
Und dennoch, glaub' ich, hat's ein Ende,
Sobald ich nur den Rücken wende,
Und leider muß ich heut' verreiſen.

Felicitas. Da wird der Zeiger anders weiſen.

Hanns Frei. Doch kehr' ich wieder heut' zurück,
Und find' ich nur in einem Stück
Meine Befehle übertreten,
So ſollen ſie peccavi beten.
Sie ſind eroberte Provinzen
Und müſſen folgen ohne Blinzen.

Felicitas. Herr Übermut, wollt Ihr nicht ſagen,
Ihr habt auch mich aufs Haupt geſchlagen?

Hanns Frei. Aufs Haupt? Nein, Baſe, das wär' Scherz;
Sagt lieber, Baſe, auf das Herz.
Das hab' ich, kaum nur angekommen,
Ein Cäſar, gleich mit Sturm genommen.

Felicitas. Mit Sturm? — Das heißt: mit vielem Wind
War't Ihr, Hanns Frei, nur zu geſchwind.
Doch wißt Ihr ſchlecht, wie man im Krieg
Mit Mädchen ſich erringt den Sieg. (Beiſeit)
Der Schelm — er weiß es nur zu gut,
Welch' Mittel ſeine Wirkung thut.
Des Herzens Wall iſt nicht mit Raſen,
Mit ſanftem Hauch nur umzublaſen,
Und Jerichos Poſaun' erträgt

Das Herz, das eine Flöte schlägt.
Ihr müßtet flehen, weinen, schmachten,
Sonst ist vergebens Euer Trachten;
Was sonst Ihr proben mög't, Herr Fret,
Mein Herz bleibt ungerührt dabei.

Hanns Frei. Das herzensgute Herzchen das!
Wie läßt es ohne Unterlaß
Sich merken, wieviel ihm dran liege,
Daß man's gefälligst doch besiege;
Und daß es baldigst sei gethan,
Giebt es noch selbst die Mittel an.
Ich kann davon, so leid mir's thut
Nicht profitieren —

Felicitas (drohend). Herr Übermut!
Herr Übermut!

Hanns Frei (sich verbeugend). Fräulein Zungenfertig.

Felicitas (ihm nach). Seid Ihr des Endes nur gewärtig!

2. Auftritt.

Felicitas. Gleich darauf Engeltraut.

Felicitas (sieht ins Haus). Wer kommt denn da so sehr geputzt?
Die Base hat sich aufgestutzt,
Als wollte sie Gevatter stehn
Oder wohl gar zur Trauung gehn.
Ei, Base, du scheinst ja recht froh.

Engeltraut (die aus dem Hause gesprungen kam und Felicitas um den Hals fiel).
Ach, Base, liebste Base, so,
So muß dem kleinen Vogel sein,
Fliegt er ins goldne Blau hinein,
Läßt froh das dumpfe Haus zurück,
Füllt schmetternd den Wald mit seinem Glück.
Ach Base, Base, hab' ich denn Flügel?
Über Hügel und Thal und Thal und Hügel
Und weiter sollt' es geflogen sein
In das ferne, duft'ge Blau hinein!
Es war so eng, so dumpf dadrinnen
Und sollte sitzen, sollte spinnen,
Und außen schien die Sonne prächtig,
Und alles grünt' und wuchs so mächtig,
So übermütig in die Luft.
Da drinnen ist's wie in der Gruft,
So ängstlich, so ein dumpfes Sehnen,
Man möchte wachsen und sich dehnen,

Die Wände leiden's aber nicht,
Die Decke drückt wie ein Gewicht.
So just muß es den Blumen sein,
Die in die Stub' man stellt hinein. —
Ich bin doch sonst im Hause viel,
Die Arbeit ist mir wie ein Spiel;
Es war nur, daß ich nicht sollte heraus,
Was mich nicht drin litt in dem Haus.
An dem ganzen Ärger, der Ungeduld
Ist nur der — der da drüben schuld.
Es läßt nicht rasten mich, nicht ruhn,
Ich möcht' ihm recht, recht wehe thun!

Felicitas. Dem ist es ebenso gegangen;
Er sitzt vielleicht noch jetzt gefangen.

Engeltraut. Das ist doch seltsam —
Felicitas. Soll nicht gehn,
Befiehlt sein Vater, Euch zu sehn.

Engeltraut (angelegen). Und ging er denn?
Felicitas. Man dächt' es bald;
Wozu denn braucht' es sonst Gewalt?

Engeltraut (etwas verdrießlich). So müßt' ich auch nach ihm verlangen;
Ich war ja auch deshalb gefangen.

Felicitas. Möcht' er doch immer nach Euch sehn —
Engeltraut. Nach mir? — er soll sich's unterstehn.
Will nicht von ihm gesehen sein.

Felicitas. Da giebt er, Base, gern sich drein.

Engeltraut (geht nach der Thür). Er soll mich lassen in meiner Ruh' —
Die Thüre, Base, ist ja zu.

Felicitas. Ja, Base, das ist dir ja recht.

Engeltraut. Nun ja; — es ist doch aber schlecht —
Ich hätt' ihn gern —
Felicitas. Am Ende gar —
Engeltraut. Gesehen? — Nein, das ist nicht wahr.
Meinen Zorn hätt' ich an ihm gekühlt,
So daß er's merkt und daß er's fühlt,
Wie wenig ich ihn leiden kann!

Felicitas. Das hilft dir nichts bei einem Mann.
Mach's ihm so bunt und noch so kraus;
Das legt er nicht für Feindschaft aus.

Engeltraut. Er legt —? Nein, sieh, das hätt' er nicht!
Gesagt hätt' ich's ihm ins Gesicht.

Felicitas. Gerätst du über ihn in Wut,
Dann glaubt er erst, du bist ihm gut.

Engeltraut. Du denkſt wohl ſelbſt — nein, ganz in Ruh'
Hätt' ich's und hätt' gelacht dazu.
Nein, Baſe, nein; du haſt doch recht;
Wer weiß denn, was er ſich erfrecht.
Die Thüre wär' leicht eingeſchlagen,
Drum laß den Tiſch dahin uns tragen,
Und vor die Thür —
Felicitas (lachend). Was fällt dir ein?
Der Albrecht wird nicht raſend ſein;
Meinſt du, er kommt mit Axt und Meſſer?
Engeltraut. Sieh, Baſe; beſſer iſt doch beſſer.
Auch muß ſich's prächtig ſitzen dort.
Im Garten iſt kein ſchön'rer Ort,
So ſchattig und ſo kühl gelegen.
Felicitas. Gewiß; des vielen Schattens wegen
Hat man mit gutem Vorbedacht
Die Sonnenuhr hier angebracht.
Engeltraut. Ja, ſcherze nur —
Felicitas. Du ſcherzteſt nicht?
Nein, ſieh mir einmal ins Geſicht.
Engeltraut (ausweichend). Wär' er nur leicht, bät' ich nicht mehr,
Doch mir allein iſt er zu ſchwer.
Felicitas. Du ſollſt die Augen nicht verwenden!
Engeltraut (will gehn). So will ich auch kein Wort verſchwenden!
Felicitas (hält ſie). Du kannſt mir nicht ins Aug' mehr ſchauen,
Du Schelm! Dir darf man nicht mehr trauen.
Engeltraut. Ich mag nur eben jetzt nicht lachen,
Und du willſt mich nur lachen machen. — (Bittend)
Und thuſt's auch mir zuliebe nicht?
Felicitas. So komm, du Schelmenangeſicht.
(Sie tragen den Tiſch miteinander vor die Thüre.)
Iſt's ſo nun recht, du kleiner Dieb?
Engeltraut (beiſeit). Ich hab' ſie ſonſt von Herzen lieb,
Doch jetzo wär' ich gern allein. —
Großvater hat in ſeinem Schrein
Ein ſchönes Buch mit Reimen viel,
Darinnen ſteht ein Trauerſpiel
Vom Siegfried aus dem Niederland,
Der einen Drachen überwand;
So ſchön iſt keins noch dageweſen.
Komm mit; das müſſen wir heut' leſen.
(Führt Felicitas faſt mit Gewalt in das Haus.)
Felicitas. Ei Bäschen, Bäschen, welche Haſt;

Du haſt heut' weder Ruh' noch Raſt. (Beiſeit)
Ich merke ſchon den ſchlauen Gaſt.

3. Auftritt.

Albrecht; dann Moskirch; ſpäter Leblank.

Albrecht (in Gedanken). Ein beſſer Muſter ſind' ich nicht
Zu dem Madonnenangeſicht.
Nur hab' ich leider unterdeſſen
Die Naſ' und ſelbſt das Aug' vergeſſen.
Die Stirne noch, wohl auch das Kinn
Mal' ich aus dem Gedächtnis hin. —
Sie ſelber darf davon nichts wiſſen;
Dächt' wunder ſonſt, was mich gebiſſen.
Beim erſten Blick fleht man um Gnaden,
Beim zweiten will man ſie heiraten —
Was bild't ſich nicht ein Mädchen ein? —
(Sieht ſinnend an der Mauer hin)
Was wird nun hier das Beſte ſein?

Moskirch (kommt ſchnell aus dem Hauſe, will durch die Gartenthüre und lacht über ſich ſelbſt, da er vergebens hat öffnen wollen).
Geſchieht dir recht, du alter Thor;
Das wußteſt du doch wohl zuvor.
Soll man die Stirne ſich zerbrechen,
Wenn man den Nachbar hat zu ſprechen?
Iſt weiter was mit dieſem Plan,
Als Ärger, Plag und Not gethan?
Denkt nur der Nachbar ſo wie ich,
Öffnet die Thür noch heute ſich.

Albrecht. Iſt an der Uhr vielleicht ein Brett,
Das von dem Nagel ledig geht?
(Lehnt eine Leiter an die Thüre)
Sie iſt gewohnt, um dieſe Zeit
Dort in der Laube gar nicht weit
Von hier ein Stündchen ſtill zu ſitzen —
Da ſind wohl Sprünge, ſind wohl Ritzen,
Doch für das Durchſehn viel zu eng.
Hier iſt ein kleines Brett, das ſpreng'
Ich hier von dieſem Nagel los.
Nur langſam, langſam, denn ſonſt ſtoß'
Ich um das ganze Würmerneſt;
Der ganze Kram da hält nicht feſt;
Sonſt fällt der ganze morſche Plunder
Mit großem Lärm und Staub herunter.

Moskirch. Da kommt Herr Leblank durch das Thor
Feſtlich geputzt. Was hat der vor?
Albrecht. Ich bin ſo ſeltſam aufgereizt;
Wovon ich ſonſt zu allerweit'ſt,
Das ſchüfe jetzt gerad' mir Luſt.
Mich würd' es ſchmerzen in der Bruſt,
Könnt' ich ſie recht zu weinen machen,
Und glaub', ich könnte dabei lachen.

4. Auftritt.

Albrecht. Moskirch. Leblank (während der letzten ſtummer Bekomplimentierung).

Moskirch. Was bringt Ihr, Herr Deſiderius?
Leblank. Zuerſt, Herr Sebald, Gott zum Gruß.
Ich komm' zu Euch, um Euch zu fragen,
Ob — (ſieht ſich um und zögert).
Moskirch. Nur heraus dürft Ihr es ſagen,
Worinnen ich Euch dienen kann.
Albrecht. Noch einen Ruck, ſo muß es gehen;
Nun kann ich's wie ein Thürchen drehen.
Mir war's, als hört' ich jemand nieſen;
Es kommt. Schnell läßt ſich's wieder ſchließen.
(Lehnt die Leiter ab und zieht ſich zurück.)
Leblank. Verehrter, vielgeſchätzter Mann,
Will's Euch geheim erſt vorher ſtecken,
Und, was ich bringe, Euch entdecken.
Einſtweilen nur ganz kurz und roh,
Und gleichſam auch inkognito.
Moskirch. Ihr macht mich, Nachbar, ſehr begierig;
Sprecht nur heraus; kein Wort verlier' ich.
Leblank. Nämlich wie ich den Witwerſtand
Nachgrad und nun recht bitter fand,
Und ich desſelben ſehr verdroſſen,
So hab' ich mich mit Gott entſchloſſen,
Mit ſeiner Hilfe dergeſtalten
Um Eure Jungfrau anzuhalten,
Ob Ihr die Tochter Engeltraut
Mir geben wollt zu einer Braut?
Moskirch. Wenn ſie Euch will; mir iſt's eine Ehr' —
Doch —
Leblank. Herr Sebaldus, bitte ſehr,
Ich hab's Euch heimlich nur berichtet;

Offiziell iſt es noch nicht.
Im Garten wird's nicht ſchicklich ſein,
Erſuch' Euch drum, ſofort herein
Gütigſt in Euer Haus zu kommen,
Damit die Werbung vorgenommen
Und drauf erwidert werden mag.

Moskirch. Ihr ſeid —

Leblank. Ich bitt Euch ſehr; hernach.

Moskirch. Im Haus, im Garten, wär's im Wald —

Leblank. Müßt' ungeworben gehn ſobald.
So — wollt' ich lieber keine Frau
Je wieder führen zu der Trau.

(Da Herr Moskirch ſprechen will, fährt er eifriger fort)

Ja wollt' ich lieber doch ein Weib
Ganz ungethan an ihrem Leib,
In allem Laſter gar verdorben,
Als gegen Sitt' und Schick geworben,
Welchergeſtalt nur dieſe beiden
Vom Tier den Menſchen unterſcheiden.
Erſt pocht man an, dann heißt's: Herein;
Man lädt den Gaſt zum Sitzen ein;
Der Freier aber ſetzt ſich nicht
Und räuſpert ſich gefragt und ſpricht.
Der andre will, hat man geſprochen,
Bedenkzeit wenigſtens drei Wochen.
Nun, Lieber, geht hinein ins Haus,
Und klopf' ich an, ſo ſeht heraus
Und fragt dergleichen, wie Ihr ſollt —

Moskirch. So will ich's machen, weil Ihr's wollt.

(Komplimente. Moskirch geht ins Haus; Leblank aus der Gartenthüre, kommt aber gleich wieder herein, als wäre er noch nicht dageweſen, ſieht ſich um.)

Leblank. Herr Moskirch ob zu Haus wird ſein?
In Gottes Namen geh' ich ein.

(Geht in das Haus.)

5. Auftritt.

Pirkheimer und Sibylle kommen aus dem Garten und wollen in ſein Haus; dann Engeltraut aus Moskirchs Haus.

Pirkheimer. Kommt, laßt uns erſt hinüber gehn,
Nach Herrn Sebaldus umzuſehn.

(Da er die Thür verſchloſſen findet und ſich beſinnt)

Zum Teufel! der Hanns Dampf, der Frei!
Der Narr mit ſeiner Hexerei!

So kann ich's — warte nur — ich will
Dem Ding ein End' — Muhme Sibyll',
Hab' ich Euch je einen Dienſt gethan,
So hört mich einmal freundlich an.
Mein Albrecht hat, das merk' ich ſchon,
Auf Euch eine große Paſſion.
Ihr ſollt ihn — Muhme, ſagt nicht nein;
Ich duld' es nicht! — noch heute frein.

Sibylle. Ei ei, Vetter, was fällt Euch ein?

Pirkheimer. Er iſt Euch reich und hübſch genung,
Und Ihr ſeid noch paſſabel jung,
Könnt Kinder kriegen noch die Meng'.

Sibylle. Ei ei; Ihr treibt mich in die Eng'.
Die Sache ließe ſich ſchon lenken;
Laßt mir nur Zeit, mich zu bedenken.

Pirkheimer. Ihr Weiber wollt doch immer Zeit,
Und das Warten iſt euch ſelber leid.

Sibylle. Dem Antrag folgt das auf dem Schritt;
So will's die alte, gute Sitt'.
Dazu hab' ich einen Skrupel noch.
Ich frei' nach Geld; das wißt Ihr doch,
Und thät' mich deſſenthalb bequemen,
Einen alten, kranken Mann zu nehmen,
Damit ich ſpäter nur dürfte frei'n,
Stellt ſich der rechte Werber ein.

Pirkheimer. Will Euch nur einer erſt zur Frau,
Nehmt Ihr's mit ihm nicht ſo genau.

Sibylle. Der muß gar manche Tugend haben,
Die man nicht find't bei jungen Knaben.

Pirkheimer. Ach, Muhme, das iſt dummes Zeug;
Das ſoll nichts gelten, ſag' ich Euch.
Man weiß es, Muhme, ja: die Jugend
Iſt Euch die erſte Männertugend.

Sibylle. Das mag bei vielen Frauen ſein;
Was mich betrifft, ich ſage: Nein.
Wer mich will zu erlangen ſuchen,
Der darf nicht ſchwören, darf nicht fluchen;
Auf Frömmigkeit ſein Thun muß zielen
Und darf nicht trinken, darf nicht ſpielen,
Darf keinen Knoblauch lieben im Eſſen
Und, wo's anſtändig und angemeſſen,
Mit Gunſt zu ſagen nicht vergeſſen,
Muß ſchneeweiß jederzeit und nett

In Händen ſchwenken ſein Facilet,
Nicht tanzen wie die jungen Geſellen,
Muß einen Fuß vor den andern ſtellen,
Muß ſich langſamer Rede befleißen.

Pirkheimer. Poſſen, Weiber! Das ſoll nichts heißen.
Iſt euch der Mann nur hübſch und jung,
So iſt er euch auch fromm genung.

(Gehen ſprechend ins Haus.)

6. Auftritt.

Engeltraut (die währenddes herausgekommen iſt und vorſichtig umſchauend dem Tiſche ſich nähert). Die ſitzt nun drin beim Leſen feſt. —
Ob ſich wohl etwas merken läßt
An ihm, ob es zur Freud' ihm iſt,
Oder es ihn vielleicht verdrießt,
Daß er mich nicht mehr ſehen ſoll?
Ich bin ſo von Erwartung voll! —
Was geht der Knabe dich nur an?
Es iſt, als wär' mir's angethan. —
So ſeltſam leicht und froh und frei
Und doch ſo eigen trüb dabei,
Und weiß nicht, was mich macht ſo froh,
Weiß nicht, was mich doch ängſtet ſo. —
Sollt' er wohl Kummer merken laſſen,
Ich glaub', ich würd' ihn wen'ger haſſen.

(Steigt auf den Tiſch)

Könnt' ich nur einen Spalt erkunden —
Sieh doch, was hab' ich da gefunden!
Da an der Sonnenuhr ein Brett,
Das hin und her zu biegen geht.
Jetzt dreh' ich's auf — ein Stuhl — ich glaube
Doch gar — ganz recht! es iſt die Laube,
In der er ſitzt oft ganz allein.
Kann man's von drüben ſehen? Nein.
Heut' abend noch erlauſch' ich ſo,
Ob er auch traurig iſt, ob froh.

(Sie ſchließt das Brett und ſteigt, da ſie Moskirchs Stimme hört, herab und zieht ſich ins Gebüſch zurück.)

7. Auftritt.

Moskirch. Leblank (erſt noch im Hauſe).

Moskirch. Sie iſt, ſo glaub' ich, Euch nicht gram.
Als ich heut' früh herunter kam,

In ihrem Feierſchmuck ſie fand
Und fragte: Wozu ſolcher Tand?
Sie träume wohl von Feiertagen?
Da wurd' ſie rot bis in den Kragen
Und ſtottert' da ein Zeug daher,
Wie ihr Gewand nicht ſchön mehr wär',
Und wer uns zu beſuchen käme,
Wohl einen Anſtoß daran nähme.
Ich ſag': Wer ſoll denn kommen heute?
Es kommen immer hübſche Leute,
So Nachbar Leblank, der Vergolder.
Es ſcheint, dem Nachbar biſt du holder
Als irgend einem ſonſt? Sie ſchlug
Die Augen nieder auf ihr Tuch
Und ſagte mit verleg'nem Ton:
Ach ja, ich kann ihn leiden ſchon.
Sie iſt allein im Garten hier.
So werdet einig nur mit ihr.

8. Auftritt.

Leblank ſieht ſich um. Engeltraut kommt lauſchend aus dem Buſche und ſtößt auf ihn.

Engeltraut. Sie ſind wohl wieder fort? — Ach nein —
Leblank. Erſchreckt nicht, herzig Jungfräulein,
Daß Ihr mit mir hier ſeid allein,
Wie Eva war im Paradeis
Mit Adam auf des Herrn Geheiß;
Es ſollten ſein der Menſchen zwei,
Daß einer nicht alleine ſei.
Und wie der Herr ein einzig Paar
Geſetzt hat in dem Eden dar,
So ſetzet er den Eden jetzt,
Wo einſam ſich ein Paar ergetzt.
Drum laſſet uns des Zwieſprachs warten,
So wird zum Paradeis der Garten.
Engeltraut (beiſeit; ungeduldig). Was er da ſchwatzt. Wär' er doch fort.
Leblank. O Paradeis, du ſel'ger Ort!
Engeltraut. Das währt noch ſicher an zwei Stunden.
Leblank. Darin ich meine Evam funden,
Du ſeiſt gepreiſt, Halleluja!
Engeltraut. Ich muß nur immer ſagen: Ja,
So werd' ich ihn am ſchnellſten los.

Leblank (beiſeit). Die Blödigkeit iſt noch zu groß;
Iſt ſie nur Frau, der kleine Dieb,
Wird ſie mehr plaudern, als mir lieb.
Nicht wahr, herzliebſte Jungfer —
Engeltraut (mit immer geſpannterer Aufmerkſamkeit nach drüben horchend).
Ja —
Ach Gott! er iſt noch immer da —
Und drüben rauſcht's —
Leblank. Sie hat's verſtanden;
Das iſt die Möglichkeit — und mehr!
Das, muß ich ſagen, freut mich ſehr;
Am Aug' des Mannes Wunſch abſchauen,
Iſt's erſte Stück zu einer Frauen.
Sie weiß ſchon, was ich meine, doch
Iſt zu verſchämt die Jungfrau noch,
Mag es in Worten nicht vernehmen.
Und darum will ich mich nicht grämen.
So wäret Ihr mir wirklich holder,
Als —
Engeltraut. Ja — ja — ich bin auf der Folter.
Leblank. So wär' es meinem Gottentzücken
Erlaubt, das Händlein Euch zu drücken,
Das Ihr mir ſchenken wollt?
Engeltraut. Ja; ja —
Leblank. So eil' ich denn auf Liebesſchwingen,
Herrn Moskirch das zu hinterbringen.
Engeltraut. Ich denk', Ihr ſeid ſchon längſt gegangen.
Leblank. Die zittert förmlich vor Verlangen.
Ich eile, ſonſt wird ſie verdrießlich,
Herrn Moskirch es zu melden ſchließlich,
Wie ſie es kaum mehr kann erwarten,
Mit mir zu gehn im Liebesgarten.
(Geht ins Haus.)

9. Auftritt.

Engeltraut. **Albrecht**, der ſchon während der letzten Reden nach der Mauer hingeſchlichen, um zu lauſchen.

Engeltraut. Nun endlich, endlich iſt er weiter.
Albrecht. Ganz leiſe lehn' ich an die Leiter.
Mir ſchlägt das Herz —
Engeltraut. Hör' ich nicht ſprechen?
Albrecht. Als wär' mein Thun hier ein Verbrechen.
Jetzt gilt es: ſich in acht genommen!

Engeltraut. Großvater wird ja jetzt nicht kommen.
Albrecht. Schickt nur kein Unglück jetzt den Alten.
Engeltraut. Herr Leblank wird ihn fest drin halten.
Albrecht. Nur leise —
Engeltraut. Leise —
Albrecht (sieht sich um). Kommt's denn nicht?
Engeltraut. Wer ist's nur —
Albrecht. Nichts ist's.
Engeltraut. Der hier spricht?
Albrecht. Ist's nicht, als wenn's da drüben rauschte?
Engeltraut. Gott! wenn mich jemand jetzt belauschte!
Albrecht. Bald bin ich oben —
Engeltraut. Wenn der Tisch
Nur nicht —
Albrecht. Was das für ein Gezisch?
Ach Possen!
Engeltraut. Wenn mich Leute sehn —
Albrecht. Nur zu.
Engeltraut. Hier auf dem Tische stehn!
Albrecht. Mich kümmert's nicht —
Engeltraut. Nun kann es gehn.
Albrecht. Nun mach'
Engeltraut. Nun will
Albrecht. ich's auf.
Engeltraut. ich's drehn.
Albrecht. Nun ist's
Engeltraut. Nun ist's
Albrecht. gemacht.
Engeltraut. geschehn.

(Beide ziehen; die morsche Sonnenuhr giebt nach und fällt herab; da sie beide das Aug' an das Brett gelegt, stehen sie plötzlich Gesicht an Gesicht sich gegenüber, erschrecken, fahren auseinander; in ihrer Verlegenheit verneigen sie sich mehrmals gegeneinander.)

Albrecht (nach einer Pause der Verlegenheit). 's ist heut' recht schön.
Engeltraut (ebenso). Heut' ist's recht schön.
Albrecht (nach einer Pause; will spaßhaft sein).
Ihr könnt hier über die Planken sehn.
Engeltraut (verlegen, gereizt). Nach Euch wohl? —
Albrecht (ebenso). Oder ich nach Euch?
(Lachend; gezwungen) Ei warum das nicht?
Engeltraut (ebenso). Dummes Zeug!
Albrecht. Sie denkt, es ist um ihretwegen —
Engeltraut. Er denkt, mir ist an ihm gelegen. —
Albrecht. Das bildet Euch doch ja nicht ein.

Engeltraut. Ich müßte doch — wahnſinnig ſein!
Albrecht. Daß Ihr's nur wißt, ich mag Euch nicht.
Engeltraut. Verhaßt iſt mir Eu'r Angeſicht.
(Sie ſtehen ſich wieder eine Weile ſtumm gegenüber, dann holen ſie tief Atem.)
Engeltraut (wie zuerſt). Heut' iſt's recht heiß.
Albrecht (als wenn er ſich den Schweiß abtrocknete). Entſetzlich heiß.
Engeltraut (wie vorhin). Es geht kein Wind —
Albrecht (ſtreckt die Hand in die Luft). Er geht ganz leis.
Engeltraut (wieder nach einer Pauſe der Verlegenheit). Mich friert etwas —
Albrecht (reibt die Hände). Es wird recht kalt.
Engeltraut. Der Herbſt kommt —
Albrecht. Es wird Winter bald.
Engeltraut (ziemliche Pauſe). Wir haben jetzo wohl den Mai?
Albrecht (ſeufzend). Das Frühjahr kommt nun ſo herbei. (Pauſe.)
Engeltraut (in größter Verlegenheit).
Ihr ſeufzt recht tief; Ihr dauert mich —
Albrecht (gekränkt). Behalt' Sie ihren Spott für ſich,
Die Jungfrau. Nach Ihr ſeufzt' ich nicht.
Engeltraut (faſt weinend beiſeite). Nein, das iſt doch ein Böſewicht. —
Ei ſeht nur, wie beklag' ich Euch;
Euer Vater hat als Vogelſcheuch'
Euch aufgeſtellt in ſeinem Garten;
War ſonſt von Euch nichts zu erwarten.
Albrecht (innig gekränkt beiſeite). Nein! nein! das iſt nicht zu ertragen!
Euer Vater hat mit weißem Kragen
Hier einen Uhu hergeſetzt,
Weil ihn der Vogelfang ergetzt.
Engeltraut (mit wachſender Erbitterung; beiſeite).
So recht mit Luſt er mich verletzt!
Wenn wir nach magern Spatzen fingen,
So dürftet Ihr nicht lang' mehr ſingen.
Albrecht (ebenſo). Sie will mich zur Verzweiflung bringen!
Dem Uhu nur der Witz gebricht;
Solch Ding fängt auch den Dümmſten nicht.
Engeltraut (ſie werden immer hitziger und ſprechen immer ſchneller).
Ei ſeht, ich denk, Ihr ſeid von Holz,
Mit Lumpen ausſtaffiert ſo ſtolz
Und ſprecht? —
Albrecht. Seht, Ihr ſeid ſo langweilig
Und häßlich, daß das Holz ſelbſt eilig
Vor Abſcheu Sprache gewinnt und ſpricht:
Fort, Eule, fort; ich mag Euch nicht!
Engeltraut. Es bleibt dennoch nur taubes Holz!

Albrecht. Eul' bleibt die Eul' trotz ihrem Stolz.
Engeltraut. Doch nach der Scheuche fragt sie nicht.
Albrecht. Gleichgültig, was eine Eule spricht.
Engeltraut. Geht weg —
Albrecht. Geht Ihr doch!
Engeltraut. Fort von mir!
Albrecht. Ei seht; zum Trotz Euch bleib' ich hier!
Geht Ihr doch —
Engeltraut (immer stärker). Ihr.
Albrecht (ebenso). Ihr.
Engeltraut. Ihr.
Albrecht. Ihr.
Engeltraut. Ihr.
(Sie stehen sich wieder schweigend und seufzend gegenüber.)

10. Auftritt.

Vorige. Pirkheimer mit Sibyllen, Moskirch mit Leblank, die, von jenen nicht bemerkt, verwunderte Zuhörer und Zuschauer des letzten Zanks geworden sind.

Pirkheimer. Sie kommen sich noch in die Haar'.
Moskirch. Daß nicht Hanns Frei zugegen war!
Er müßte seine Klugheit loben.
Pirkheimer (zu Albrecht). Heda! Was treibt Ihr mir da oben?
Moskirch (zu Engeltraut). Wie kommt Ihr, Jungfrau, da hinauf?
(Die beiden Jungen in neuer Verlegenheit.)
Engeltraut (kleinlaut). Da von dem Stuhl stieg ich herauf.
Albrecht (ebenso). Ich steh hier, Vater, auf der Leiter.
Pirkheimer. Das seh' ich. Wißt Ihr sonst nichts weiter?
Engeltraut. Ein Mard —
Moskirch. Ein Mard —?
Albrecht. Die kleine Katze —
Pirkheimer. Was ist mit der?
Engeltraut. Oder eine Katze —
Moskirch. Nun, werd' ich's hören?
Pirkheimer. Wird Er's sagen?
Engeltraut. Hat mir mein Täubchen fortgetragen.
Albrecht. Ist diesen Morgen durchgegangen;
Da wollt' ich es nun wieder fangen.
Engeltraut. Herr Leblank schenkt' es neulich mir.
Albrecht. Von Frau Sibyll' das schöne Tier.
Moskirch (zu Leblank bedeutend). Hört Ihr, Herr Leblank?
Pirkheimer (so zu Sibylle). Merket Ihr?

Moskirch. Ach Schnack! dort iſt dein Täubchen ja.
Pirkheimer. Dein Kätzchen, Narr, iſt ja noch da.
Engeltraut (thut ſehr verwundert). So?
Albrecht (ebenſo). Ei?
Engeltraut. Hm! hm!
Albrecht. Das wär' doch viel.
Pirkheimer. Nun hab' ich ſatt das Narrenſpiel.
Moskirch. Das nenn' ich Haß, über die Planken
Zu ſteigen, nur um ſich zu zanken.
Pirkheimer (für ſich). Die werden nimmermehr ſich gut.
Was Ihr nur noch da oben thut?
Schnell, Junker, Euch herabgeſchoben!
Moskirch. Was wollt Ihr, Fräulein, noch da oben?
(Sie ſteigen trübſelig langſam herab).
Pirkheimer (führt Sibylle zu dem Herabſteigenden).
Weil er Euer Kätzchen fangen will,
So fangt ihn ſelber, Frau Sibyll'!
Moskirch (thut dasſelbe mit Leblank und Engeltraut).
Für Euer Täubchen, Herr Leblank,
Nehmt nur das meine hin zum Dank.
Pirkheimer (öffnet die Thüre).
Mit Euerm Plan, Hanns Frei, iſt's aus.
Die ganze Hege ſoll heraus;
Sind beide wieder nur ein Haus;
Und morgen der Verlobungsſchmaus.
(Pirkheimer und Moskirch geben ſich in der offnen Thür die Hände; Leblank und Sibylle ſprechen mit den beiden Jungen, die über das letzte erſchrocken ſind.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Die Scheidung der beiden Gärten iſt hinweggenommen.

1. Auftritt.

Pirkheimer. Moskirch. Hanns Frei.

Hanns Frei. Die weichen Herzen ſtreben bald
Der Liebe zu als einem Halt.
Den ſtärkern Herzen iſt jedoch
Die Lieb' ein aufgezwungen Joch.
Der wunde Stolz der jungen Seelen
Will ſich hartnäckig ſelbſt verhehlen,

Was sie mit Macht zusammenzieht,
Dem, ob er kämpfet, ob er flieht,
Er doch zuletzt sich muß ergeben.

Moskirch. Wir werden das nur nicht erleben.

Hanns Frei. Sie mögen selbst sich nicht gestehn,
Daß sie einander gerne sehn,
Doch noch viel wen'ger merken lassen,
Daß sie sich lieben und nicht hassen,
Weil jedes irrig noch vermeint,
Das andre sei ihm tödlich feind,
Und sich vor seinem Spotte scheut.

Pirkheimer. Bei dem Verlobungsschmause heut,
Herr Frei, habt Ihr Gelegenheit,
Zu zeigen die Beredsamkeit,
Die jetzt vergeblich Ihr verschwendet;
Die Sach' ist fertig und beendet.

Moskirch. 's ist wahr; spart Euer Wort, Herr Frei;
's ist, wie es ist, und bleibt dabei:
Das sag' ich —

Hanns Frei (in komischem Zorn). Was? Wollt Ihr die Fehde,
Trompeter, stoß in die Trompete!
Wall', Banner, in die Luft hinein!
Ihr sagt's —? und ich, ich sage: Nein!
Wie? Wollt Ihr mir mein Werk verderben?
Ich soll an Witzverhaltung sterben?
Und an verhärtetem Verstand?
Hier liegt der Schuh von meiner Hand.
Und eh' zum Lügner wird mein Mund,
Schieß' ich ganz Nürnberg in den Grund.

(Geht ab.)

Moskirch. Was wird der Tollkopf nun beginnen?
Für neue Tollheit nun ersinnen?

Pirkheimer. Wäre nur heut' der Ratstag nicht.
Ich mach's Sibyllen erst zur Pflicht,
Solang' ich weg bin, soll sie gut
Den Albrecht haben in der Hut.
Wir werden, wie ich schon vernommen,
Heut' abends spät nach Hause kommen.

Moskirch. Leblank soll seine Braut bewachen;
Das will ich ihn gleich wissen machen.
Wir gehn an seinem Haus vorbei;
Versucht denn, was Ihr könnt, Hanns Frei!

(Beide ab.)

2. Auftritt.

Hanns Frei. Felicitas. Albrecht. Engeltraut. (Die beiden letzten vermeiden, einander nahe zu kommen; sie sehen zornig aus und suchen sich ihre Mißachtung zu zeigen; dazwischen sehen sie verstohlen nacheinander hin.)

Hanns Frei (treuherzig). Daß nun der Zaun hier weggerissen,
Das mag euch, Kinder, recht verdrießen.
Felicitas. Braucht doch die Thür nicht mehr zu schließen.
Hanns Frei. Den Alten hab ich abgesagt,
Weil sie zu trotzen mir gewagt.
Der Freier läßt Euch, Engeltraut — (Albrecht zeigt Freude.)
Sibylle wird nicht deine Braut — (Engeltraut zeigt Freude.)
Deshalb seid, Kinder, ohne Sorgen;
Doch erst versprecht mir zu gehorchen.

(Sie nehmen jedes eine seiner dargebotenen Hände und sehen sich dabei grimmig und verächtlich an, indem sie ihren Schmerz verbergen, von dem andern so angesehn zu werden.)

Herr Leblank nimmt sein Tag kein Weib,
Sie sei die schönst' an Seel' und Leib,
Die häufig speist und häufig lacht,
Nicht jeden Tag, den Gott gemacht,
Zwei neugewaschne Strümpfe trägt.
So zieht nun braune Strümpfe an,
Sie seien rot, vom Schmutz daran
Erst braun gefärbt; so müßt Ihr sagen,
Felicitas; mit schweren Klagen
Losziehn auf Base Engeltraut,
Sie esse viel, sie lache laut,
Und das so lange, bis ihm graut.
Ich unterdes mit andern Grillen
Mach' schwer das Herz von Frau Sibyllen.
Dann rühmt Ihr ihm die Witib an,
Wie ich bei ihm mit ihr gethan.
Und fangen sie nun an zu flammen,
Dann führen wir sie schnell zusammen!
Nun geht ihr beiden jetzt hinein,
Sie werden bald zugegen sein.
Doch erst nehmt Abschied fein manierlich,
Verneigt euch, faßt und küßt euch zierlich.

(Als wenn er sie zusammenführen wollte; Engeltraut reißt sich los und läuft zornig hinein; Albrecht zeigt ebenfalls Zorn, sieht ihr aber dann wehmütig nach; Frei lacht.)

Hanns Frei (zu Albrecht). Ihr wißt schon, wie Ihr's machen sollt,

Wenn Ihr die Braut verlieren wollt.
(Engeltraut sieht sich wehmütig in der Thüre um.)
Da sind die Würfel, sind die Karten;
Nun geht; wir wollen sie erwarten.

3. Auftritt.

Hanns Frei. Felicitas.

Hanns Frei (Felicitas beobachtend).
Die sieht dem Burschen zärtlich nach —
Hanns Frei! Hanns Frei! werde nicht schwach!
Felicitas (beiseite). Der soll mir doch noch Feuer fangen.
Das dumme Mädchen soll man hangen,
Das nicht den klügsten Mann bethört.
Nun aber, lieber Vetter, hört.
Hanns Frei. „Lieber", nun das läßt sich wohl hören.
Felicitas. Nur dürft Ihr nicht auf Worte schwören.
Glaubt Ihr, es wird uns noch gelingen,
Den Plan zum guten End' zu bringen?
Ihr wißt, was man im Treibhaus pflegt,
Die freie Luft nicht leicht verträgt.
Und diese Neigung wuchs nun auch
Nicht auf nach altem, freiem Brauch!
Euch, Vetter, wär' die Engeltraut,
Das sag' ich Euch, die rechte Braut.
Hanns Frei. Die Pest! Das Teufelsmädchen baut
Sich eine Brücke über mich,
Daß sie den — Albrecht kriegt für sich?
Zum Wetter! würde meine Kunst
An der allein zu Rauch und Dunst!
Die kleinen Herzchen zu erschrecken,
Daß sie vergessen, sich zu decken.
Hab ich der Dirne Zeit gelassen,
Sich zu besinnen, sich zu fassen?
Felicitas (lachend). Ei, über diesen Weiberkenner;
Hanns Frei, der Mann über alle Männer,
Mit all seiner Verwegenheit
Ist sehr in der Verlegenheit.
Ei, Vetter, Vetter, Eifersucht —
Kennt Ihr sie auch, die bittre Frucht?
Hanns Frei. Ei Base, Base Eitelkeit!
Wie seid Ihr doch vom Ziel so weit.
Das Herzchen hab' ich nur zu sicher;
Es spreche ja bescheidentlicher!

4. Auftritt.

Vorige. Leblank (hinter ihm zwei Burſchen mit einem Korbe). Frei (im Abgehen begriffen).

Leblank. Ihr dummen Menſchen, ſachte, ſacht.
Das Zeug iſt nicht von Holz gemacht —
Daß ihr mir keinen Schaden thut!
Hanns Frei (zu Felicitas). Nun macht mir Eure Sachen gut.
Leblank. Mein Herr und Jungfrau, Gott zum Gruß.
Hanns Frei. Felicitas. Willkommen, Herr Deſiderius.
Leblank. Nun wollt' ich, alles wär' vorbei;
Der ganze Spaß, die Freierei,
Der ganze Eh'ſtand mit dabei,
Das Kirchgehn, Laufen mancherlei,
Die Schickerei, die Plackerei,
Die Kocherei, die Backerei,
Die Trinkerei, die Schmauſerei,
Die Brauſerei, die Sauſerei;
Der Hochzeitstag ſowie die Nacht
Nur eitel Müh' und Arbeit macht.
So iſt der ganze Eheſtand
Nur Mühetag und Weheſtand.
Hanns Frei. Ich zweif'le, daß das ernſt Euch ſei.
Leblank. Ja, laßt Euch ſagen nur, Herr Frei,
Es giebt der Menſchen dreierlei.
Die einen freuet nichts, es ſei
Denn ſchon vorüber und vorbei.
Erinnerung iſt ein Vergolder,
Macht alle Dinge ſchöner, holder.
Die andern tanzen auf der Schneid'
Der Gegenwart; es ſauſt die Zeit
Unter ihnen fort und kommt und geht,
Sie meinen aber, daß ſie ſteht,
Sehn nicht davor, ſehn nicht dahinter;
Das ſind des Augenblickes Kinder.
Die dritten aber leben nur
Vorgreiflich auf der Zukunft Spur
In banger Furcht und frohem Wähnen
Und immer neugefaßten Plänen.
Ich bin nun von der erſten Art.
Erſt wenn das Jetzt zum Ehmals ward,
Dann kann ich's recht erſt überſchauen
Und kann's genießen und verdauen.

So, wollt' ich, wär' vorbei die Trau,
Und wär' gewesen meine Frau,
Und sanft und selig schon verschieden.
So könnt' ich nun in stillem Frieden
An all' die schönen Stunden denken
Und in das Herz'leid mich versenken
So recht nach der Behaglichkeit.

Hanns Frei (lacht). Weil Ihr ein Philosophus seid.

Leblank (selbstzufrieden). Ja, ja; so etwas sagt der Neid.
Gehöre schon zum selt'nen Orden;
Was anders wär' aus mir geworden,
Wenn ich was anders worden wär'.

Hanns Frei. Das glaub' ich, bester Herr, recht sehr.
Doch hab' ich zu besorgen mehr.
Euch werd' ich später wiedersehn. (Ab.)

Leblank. Das würd' mich freuen, sollt's geschehn.
(Zu Felicitas gewandt.) Ich meine, zu den vielen Gaben
Sollt' ich auch Unterweisung haben.

Felicitas. Was habt Ihr nur im Korbe da?

Leblank (indem er eine dicke vergoldete Puppe aus dem Korbe und wie ein Kind auf den Arm nimmt). Etwas, wie niemand noch es sah.
Schaut her, den dicken süßen Knaben
Soll Jungfrau Moskirch heute haben.
's ist Hymen, seht, ein Gott der Ehe,
Wie ihn die Griechen hatten ehe.
Er ist von Pfefferkuchenteig
Und, wie Ihr seht, vergoldet reich.
Das ist eine Allegorie
Auf unsern Ehstand; seht Ihr, wie
Er innen süß wird sein und hold,
Dieweil er — (Pantomime des Geldzählens)
außen echt vergold't.

Felicitas. Ei, der wird ihr gelegen sein,
Herr Leblank, bringt ihn nur hinein,
Den ißt sie Euch auf einen Sitz.

Leblank (erschrickt). Den ißt sie — wer denn ißt — potz Blitz?

Felicitas. Nun, wer denn sonst als Engeltraut;
Und lachen hör' ich sie schon laut
Vor Lust.

Leblank. Mir ist das keine Lust;
Ihr wälzt einen Stein auf meine Brust.

Felicitas. Wenn das die Lust Euch kann verderben,
Müßt Ihr um Frau Sibyllen werben,

Die leise wie die Heimchen spricht,
Und wahrlich! viel mehr ißt die nicht,
Als was ein Heimchen essen kann.

Leblank. Beneidenswert ist dann ihr Mann.
Ißt Eure Muhme stets so viel?

Felicitas. Ach nein; sie steckt sich noch ein Ziel,
Wißt Ihr, des alten Herren wegen!
Da kommt sie selbst mit Saus und Braus.
Der Alte, wißt, ist nicht zu Haus.

5. Auftritt.

Vorige. Engeltraut singend und springend aus dem Haus.

Leblank. Sagt, Jungfrau, doch, ist's nie ihr Brauch,
Zu tragen weiße Strümpfe auch?
Ein weißer Strumpf läßt doch gar fein,
Macht auch ansehnlicher das Bein.

Felicitas. Doch will das oft gewaschen sein.
Damit läßt sie sich nicht gern ein.
Und trägt sie erst ihr eigne Taschen,
So will sie gar nicht ferner waschen.
Sie läßt bloß rote Strümpfe schaun —
Die werden so allmählich braun.

Leblank. Ach, Jungfrau, Ihr erweckt mir Graun. —
Wüßt' ich nur, ob ich dürfte traun.

Engeltraut (als habe sie ihn erst bemerkt, hüpfend und singend auf ihn zu).
Ach seht, Herr Nachbar, seid willkommen!

Leblank. Hab' die Erlaubnis mir genommen,
Zu bringen diesen Hymenus
Benebenst meinem feinsten Gruß.
Wollt' ihn betrachten — unterdessen —

Engeltraut (lacht laut). Ein Wechselbalg — ist das zum Essen?

Leblank (schmerzlich). Mein Gott! mein Gott! — Der Gott der Ehe,
Wie ihn die Griechen hatten ehe,
Und ist von Pfefferkuchenteig.

Engeltraut (will ihn nehmen). So will ich ihn versuchen gleich.

Leblank (entflieht ihr, den Hymen wie ein Kind auf dem Arme; sie nach).
Es soll Herr Moskirch erst ihn sehn.

Engeltraut. Das kann dann immer noch geschehn.

Leblank. Jungfrau, Ihr greift mir an mein Herz.

Engeltraut. Gebt her, gebt her; treibt keinen Scherz.

Leblank. Es ist ein Schaustück unter Glas —

Engeltraut. So gebt doch her; treibt keinen Spaß.

Leblank. An sicherm Orte aufzuheben.

Engeltraut. Nun freilich; das will ich ja eben.
Leblank (außer ſich; giebt den Hymen dem Burſchen und ſtellt ſich mit ausgebreiteten Armen davor). Entreißt dem Löwen ſein Junges nicht.
Engeltraut. Er gleicht Euch auch von Angeſicht —
(Beiſeite traurig)
Ach Gott! wie mich's im Herzen ſticht.
(Felicitas muntert ſie auf)
Vor Hunger ſterb' ich nicht deswegen.
(Sie bringt Lebensmittel aus der Taſche und ißt)
Den Kopf laßt mich herunterreißen.
Leblank. Ihr habt doch, ſeh' ich, noch zu ſpeiſen.
Engeltraut. 'S iſt nur, daß man was hat zu beißen;
Ein Viertel Gans, ein magres Huhn;
Du lieber Gott! was iſt das nun?
Nur daß der Mund hat was zu thun.
(Traurig beiſeite)
Ach Gott! Ach Gott! ich möchte ſterben.
Leblank. Leblank, um dieſe laß du werben,
Wer rennen will in ſein Verderben!
Engeltraut (die traurig daſtand, fängt, da er ſie anſieht, wieder an zu ſingen und hüpft zurück ins Haus).

6. Auftritt.

Vorige ohne Engeltraut; die Burſchen gehen auf ein Zeichen von Leblank.

Leblank (nach einer Pauſe). Ihr ſpracht vorhin von Frau Sibyll';
Hört an, was ich Euch fragen will:
Hat ſie wohl einen alten Mann
Oder der lang' noch leben kann?
Felicitas. Ach, die iſt Witib; doch verlobt
So halb und halb —
Leblank. Sei Gott gelobt!
So etwas kann ſich wieder trennen.
Ich wünſchte ſehr die Frau zu kennen.
Felicitas. Aus der Verlobung wird wohl nichts.
Will einen Mann ernſten Geſichts;
Darf ſpielen nicht, ſich nicht vermeſſen,
Wo es ſich ziemt und angemeſſen,
„Mit Gunſt" zu ſagen, nicht vergeſſen,
Beileib auch keinen Knoblauch eſſen
Und muß manierlich, weiß und nett
In Händen ſchwenken ſein Facilett;
(Leblank holt ſchnell ſein Taſchentuch heraus, womit er ſchwenkt.)

Darüber nun noch vieles haben,
Was man nicht find't bei jungen Knaben,
Desgleichen iſt, der um ſie wirbt.
Mit der, glaubt mir, kein Mann verdirbt;
Sie iſt nicht alt und reich dazu
Und hat manch Leinen in der Truh'.

Leblank (bewegt). Nein, wie Ihr ſagtet, was ſie liebe,
War's nicht, als wenn man mich beſchriebe
Vom Scheitel bis zur Zeh'? Fürwahr,
's iſt Himmelsſchickung offenbar.
Ihr müßt mir ſpäter mehr noch ſagen,
Ich kann den Ärger nicht vertragen,
Mir zittert Kopf und Arm und Bein;
Wenn Ihr's erlaubt, geh' ich hier ein;
(zeigt auf die Laube)
Ich muß jetzund ein wenig ruhn,
Abſeit ein kleines Schläflein thun. (In die Laube.)

Felicitas. Wir fügen hier des Himmels Willen;
Nun träumt nur recht von Frau Sibyllen.

7. Auftritt.

Hanns Frei. Sibylle. Felicitas wird zuweilen ſichtbar; dann Albrecht.

Hanns Frei (führt Sibyllen zierlich an der Hand).
Das iſt ein trefflich ſeltner Mann,
Wie ich mit Wahrheit ſagen kann;
Dafür, was er von ſeinem Weib
Verlangt, auch nicht zum Zeitvertreib.
Muß leiſe ſprechen, wenig eſſen
Und nicht die Hauptſach' zu vergeſſen,
Zwei Füße haben wohlgethan
Und täglich weiße Strümpfe dran.
(Sibylle betrachtet ihre wechſelweiſe ausgeſtreckten Füße mit Genugthuung)
So kann ihm auch das laute Lachen
Von Frauen großen Ärger machen.
Sehr liebt er, was auf dieſem Beete
Hier wächſt, ich meine die Reſede.
(Sibylle pflückt welche und ſteckt ſie an ihre Bruſt.)

Sibylle (ſehr leiſe). Ihr habt beſchrieben mich vorhin
In dieſen Dingen, wie ich bin;
Freut mich, daß meinen Gaben allen
Ein ſolcher Mann ſchenkt ſein Gefallen.
Ich möcht' es Himmelsſchickung nennen

Und wünschte sehr den Mann zu kennen.
Wer kommt denn da herausgesprungen?
Der Albrecht ist's; was fehlt dem Jungen?

Hanns Frei. Vielleicht ein Gläschen Wein zuviel
Oder Verlust im Würfelspiel;
Ihr wißt ja, wie die Jungen sind.

Sibylle. Ist sonst doch ein gezog'nes Kind.

Hanns Frei. Er treibt es jetzo nur ganz sacht,
Der Alte giebt zu fleißig acht.
Drum will er gar zu gern heiraten
Der alten Närrin alte Dukaten!

Sibylle. Ei ei; das ist ein Bösewicht —
Wenn nicht der Neid aus diesem spricht.

Albrecht (als wäre er berauscht). Gott's Daus und Zinken! Das ist klug.
Eins, zwei, drei — Wetter! grad' genug,
Geschwinde, Vetter, Base, geschwind.
Dort in der Laube weht kein Wind,
Der uns die Karten könnt' verjagen.
Ein Donnerwetter dem in Kragen,
Der schimpfen will auf unsern Orden.

(Er hat Frau Sibylle halb mit Gewalt in die Laube geführt; bringt Karten und Würfel zum Vorschein.)

Sibylle. Ach Gott, Herr Frei; mit solchen Worten
Kann man die Seel' im Leib' mir morden.

Hanns Frei (zuckt die Achseln). In Welschland ist er so ruchlos worden.

Sibylle. Mir wird es Angst; wir wollen gehn.

Albrecht (würfelt.) Heda — wer hält; das waren zehn.
Beim schwarzgeschwänzten Satanas
Seht, alle achtzehn waren das.

(Er singt)

Das Daus und die Seß und die Zinken, die Acht,
Die haben gar manchen zum Schelmen gemacht.

(Zieht eine Flasche, reicht sie, nachdem er getrunken, an Sibylle)

Auf, Bruder, trinke. Du sollst leben
Und dort (auf Frei zeigend) die Base auch daneben,
Denn ist die Ratte zum Haus hinaus,
Dann tanzt die Katze mit der Maus.

(Beiseit traurig)

Ach Gott! ach Gott! ich halt's nicht aus!

(Faßt sich wieder)

He trinke flinke, sinke, Finke!
Hör' trinke, sag' ich, hörst du? trinke!
Ein Millionen— in deinen Zopf,

Ich faſſe dich bei deinem Schopf
Und abbrevier' dich um den Kopf.

Sibylle. Er wird doch nicht — Gott ſteh mir bei —
Er zieht vom Leder — Herr Hanns Frei!

Albrecht (die bloße Klinge in der Hand).
Was willſt du, Vetter, mit der Grille,
Du denkſt, du biſt die Muhme Sibylle
Und dieſe da (deutet auf Frei) der Vetter ſei?
Das iſt die Baſe, du der Frei.
(Deutet mit der Klinge.)

Sibylle. Ach all ihr Heiligen im Himmel!

Albrecht (will die Klinge einſtecken, was er nicht zuwege bringt).
Die kümmert nicht das Weltgewimmel.
Die trinken ihren kühlen Wein
Und knöcheln mit den Engelein.
Die Engeltraut — was wollt ich ſagen?
Die Englein — Englein — Engelein,
Die traut —

Hanns Frei. Komm, Albrecht, geh hinein.

Albrecht. Als hätt' ich wirklich mich im Wein
Berauſcht, ſo — Baſe (zu Frei) laß das ſein —
(Zu Sibyllen) Trink, Vetter —

Hanns Frei (treuherzig). Thut ihm ſeinen Willen.
So könnt' Ihr ihn am beſten ſtillen;
Merkt Euch das Mittel für die Zeit,
Wo ihr glückliche Gatten ſeid.

Albrecht. Ich kann nicht mehr — bin ſo beklommen,
Als wär' mir alles Glück genommen.
(Nimmt Karten und Würfel und wankt in das Haus zurück, indem er vor ſich hinſingt)
Das Daus und die Seß und die Zinken, die Acht,
Die haben gar manchen zum Schelmen gemacht.

Sibylle (währenddes). Herr Frei, die Zeit wird nimmer kommen
Mag frein, wer will, den Böſewicht. (Beiſeite)
Ich frei nur einen — oder nicht.

(Auf einen Wink von Frei hat Felicitas Leblank geweckt und kommt nun mit ihm aus der Laube; Sibylle und Leblank zeigen Überraſchung, wie ſie ſich erblicken.)

Sibylle (beiſeite). Das Facilettlein in der Hand,
Der Ernſt in Mienen, der Verſtand;
Sah keinen Mann noch ſtattlich feiner.
Sibyll', iſt's der nicht, iſt es keiner!

Leblank (ebenſo). Fürwahr, das iſt ein ſtattlich Weib
Und anmutvoll an Seel und Leib —

Dies Lächeln — dieser Fuß — Triumph!
Noch sah ich keinen weißern Strumpf.

(Sie neigen sich gegenseitig; Leblank ist ernst, dabei sanft und galant, Sibylle spricht sehr leise, lächelt, riecht zuweilen an die Reseda und zeigt ihre Strümpfe.)

Hanns Frei (vorstellend). Hier Frau Sibylle, tugendreich —
An Tugend kommt ihr keine gleich.

(Leblank freudig überrascht.)

Felicitas (vorstellend). Und hier Herr Leblank, der Vergolder —
Natur und Glück sind keinem holder.

(Sibylle freudig überrascht; abermals Komplimente.)

Sibylle (verbindlich). Vergolder, hört' ich öfter schon,
Sei eine schöne Profession.

Leblank (witzig). Vergolder ist, mit Permission
Nur sag' ich's, keine Profession.
Vergolder, sag' ich Euch, mit Gunst,
Vergolder ist die frei'ste Kunst!

Sibylle. Einwendung kann ich Euch nicht machen,
Ihr denket reiflich solcher Sachen,
Ich sag', es ist ein selten Stück
Für eine Frau und großes Glück,
Wenn sie in ihrem Thun und Denken
Ein kluger Mann mag freundlich lenken.

Leblank. Und für den Mann das höchste Gut,
Wenn seine Frau mit sanftem Mut
Die Klugheit ihres Mannes fassen
Und sich von ihr mag lenken lassen.
Dagegen Störrigkeit mir auch
Zuwider ist wie Knobelauch.

Sibylle (erfreut). Den Knoblauch könnt auch Ihr nicht leiden?
So sehr thu' ich den Knoblauch meiden,
Als gern ich die Reseden mag.

(Riecht daran.)

Leblank (erfreut). So sind wir ganz von einem Schlag.

(Sie läßt ihn riechen; er verneigt sich.)

Sibylle. Vergolder also ist, mit Gunst,
Verehrter Herr, eine feine Kunst —

Leblank. Und die auch redlich ihren Mann
Ernährt, wie ich Euch sagen kann,
Und nicht nur ihren Mann allein,
Sie schafft zu leben wohl noch zwei'n,

(Schalkhaft)

Und drei'n und vieren, Frau Sibyll',
Und fünfen, sechsen — wie Gott will.

Sibylle (schämt sich; dann). Ich merke schon, Ihr seid ein Mann,
Der seine Worte setzen kann.
Leblank. Ihr seid eine Frau, das merk' ich schon,
Sehr angenehmer Komplexion.
Doch dürft', verehrte Frau, ich's wagen,
In Züchten etwas Euch zu fragen —
Wie oft am Fuße wie gedrechselt
Ihr, werte Frau, die Strümpfe wechselt?
Sibylle. Verehrter Herr Vergolder, glaubt,
Was einem, das ist Euch erlaubt;
Kein Strumpf kommt zweier an meinen Leib.
Leblank (beiseite). Es ist ein auserlesen Weib.
Sibylle. Das ist mein Stolz, muß ich Euch sagen,
Stets Neugewaschenes zu tragen.
Leblank (mit äußerster Zierlichkeit).
Wär' es erlaubt, nach dreizehn Wochen
Bescheidentlichest anzupochen?
Sibylle (beiseite). Nach dreizehn — nein! wie zart gesprochen. —
Würdet mir dann sechs Monat schenken,
Um mich gehörig zu bedenken.
Leblank (beiseite). Mehr Sittsamkeit ist nicht zu denken.
Nein, das ist außerordentlich!

8. Auftritt.

Vorige. Pirkheimer. Moskirch.

Hanns Frei. Da kommen sie; die werden sich
Verwundern.
Pirkheimer. Kommt nun, Frau Sibyll' —
Moskirch (zu Leblank). Kommt, bester Herr Leblank, ich will —
Leblank (sehr höflich). Ihr wollt — und ich will mich empfehlen.
Moskirch. Wie? Wollt Ihr jetzt davon Euch stehlen,
Eh' noch — Eidam, seid Ihr gescheit?
Leblank (noch höflicher). Verehrter Herr, es thut mir leid,
Doch muß ergebenst deprezieren
Und auf den Eidam resignieren.
Pirkheimer (mit Sibylle im Gespräch). Ich werde die Geduld verlieren.
Wer hat's Euch in den Kopf gesetzt?
Sibylle. Somit empfehl' ich mich Euch jetzt.
(Komplimente zwischen ihr und Leblank; Pirkheimer und Moskirch stehn erstaunt.)
Leblank. Ich will es Euch nur stecken schnell,
Doch ist's noch nicht offiziell,

Daß morgen ich's Euch will verkünden,
Was ich will thun, samt meinen Gründen.
(Geht komplimentierend ab; die Burschen tragen ihm den Korb nach.)

9. Auftritt.

Vorige ohne Leblank und Sibylle.

Pirkheimer. Zum Henker! sagt, was das bedeut't?
Hanns Frei (verbeugt sich vor ihm; treuherzig).
„Bei dem Verlobungsschmause heut,
Herr Frei, habt ihr Gelegenheit,
Zu zeigen die Beredsamkeit,
Die Ihr vergeblich jetzt verschwendet."
Vergeblich ward sie nicht verschwendet;
Die Freier sind nach Haus gesendet —
„Die Sach' ist fertig und beendet!"
Moskirch. Ihr denkt, daß sie beendet sei,
Herr Frei, mit Eurer Schelmerei!
Hanns Frei (sanft und treuherzig höflich).
Ihr mögt nun weinen oder lachen,
Mögt Fäustchen in den Taschen machen,
Mögt Feuer schreien wie die Drachen,
Hanns Frei beendet seine Sachen,
Wird mit Gewalt Euch glücklich machen;
Ihr möcht Euch wie Ihr wollt gebärden,
Hilft nichts, Ihr müßt nun Schwäher werden.
(Da Moskirch reden will, verbeugt er sich gegen ihn und fährt immer höflicher und gutmeinender fort.)
's ist wahr! spart Euer Wort, Herr Frei;
's ist, wie es ist, und bleibt dabei: —
(In seinem gewöhnlichen Ton)
Still; seht die beiden ihre Klagen
Heraus ins sanfte Mondlicht tragen.
Zieht Euch zurück. Wollt Ihr nicht stören,
So werden wir vielleicht was hören
Von Reden an den Mond verlauten,
Der Liebe wirklichen Vertrauten;
Dazu ist er auch taub und stumm,
Hat er das Privilegium. (Ziehen sich zurück.)
Die Lieb' will immer vom Liebchen sagen
Und will nur selber antworten und fragen;
Drum wär' er nicht stumm, sie ließen ihn schon,
Und wär' er nicht taub, lief' er selber davon.

10. Auftritt.

Vorige. Albrecht. Engeltraut. Beide kommen in Gedanken versunken aus den Gärten nach den Häusern zu.

Albrecht. Ich weiß nicht, was das werden soll;
Mein Herz ist mir so übervoll! —
Engeltraut. Von diesem Wogen in der Brust
Hab' ich noch nie, noch nie gewußt —
Albrecht. Die Unruh' läßt mich nimmer drin;
Ich weiß gar nicht mehr, wie ich bin —
Engeltraut. Das Freude bald, bald Angsten giebt —
Ich fürchte, ich bin gar verliebt.
Albrecht. Daß mich es drängt ohn' Ruh' und Rast
An die zu denken, die mich haßt.
Engeltraut. Die Liebe, hört' ich, drängt und peinigt,
Bis sich die Liebenden vereinigt
Für immer sehn und allezeit. —
Das wär' für mich ein großes Leid —
Albrecht. O schöner Name, Engeltraut,
Den sel'gen Engeln angetraut —
Engeltraut. Müßt' ich ihn lieben, großer Gott,
Dem ich zum Hohne bin und Spott. —
Albrecht. Die mich so trüb' und elend macht —
Engeltraut. Der mich so kränket, so veracht' —
Albrecht. Es halten Engel bei dir Wacht.
Engeltraut. Du — du da drüben — gute Nacht.

(Beide ab.)

11. Auftritt.

Die Vorigen ohne Albrecht und Engeltraut kommen wieder.

Hanns Frei. Wer blieb der Sieger in der Schlacht?
Birkheimer (ihm die Hand drückend). Ihr habt ein Meisterstück gemacht.
Moskirch. Hanns Frei, das hätt' ich nicht gedacht.
Felicitas. Der letzte, der am besten lacht.
Hanns Frei. Trompeten! Pauken! Sieg'sgeschrei!
Felicitas. Jauchzt nicht zu früh, Hanns Frei! Hanns Frei!

Vorhang fällt.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

1. Auftritt.

Albrecht sitzt malend in der Laube auf Pirkheimers Seite. Bald darauf in der auf Moskirchs Engeltraut sichtbar.

Albrecht. Vom Fuß bis zu den vollen Lenden
Umwallt von faltigen Gewänden,
Und von der Hüft' in sanftem Zug
Einbeugend steiget bald genug
Anwachsend wieder dann mit Lust
Der Rücken zierlich, voll die Brust,
Demütig stolz der Nacken auf
Zum schlanken Hals, dem Köpfchen drauf,
Auf dessen jugendvollen Wangen
Sich Ros' und Lilie froh umfangen,
In dessen langbefransten Augen
Sich Erd' und Himmel sehnend tauchen. (Besieht)
Ja, diesem leis' erschloss'nen Mund
Sind aller Engel Grüße kund! — (Malt weiter)
Nun von der Lippen Purpuroase
Steigt majestätisch sanft die Nase
Bis zu der Stirne freiem Bogen,
Vom Gold der Locken schön umzogen,
Womit Natur als Heil'genschein
Umspann die Wölbung frei und rein. —
Ein Knäblein nun an ihre Brust,
Beschaut mit frommer Mutterlust,
Sie Liebe nur und nur Gewährung —
Des Weibes irdische Verklärung.
Und noch ein Krönlein obenhin,
Ist's eine Himmelskönigin. (Er springt auf)
O solch ein Kind! Solch eine Braut
Im sel'gen Arm! — Ach, Engeltraut!
Ich kann mich nicht mehr selbst belügen,
Ich fühl's, nach diesen lieben Zügen
Drängt all mein Sein, mein Leben hin!
Ich fühl' es, daß ich elend bin,
Gebannt — und über diese Schranken
Hinüber fliehn — nur die Gedanken! (Matt fort)
Und Männer, Weiber tief gebückt
Die heil'ge Gegenwart entzückt.
So soll das Engelsantlitz strahlen

Und lindern aller Herzen Qualen,
Die gläubig fromm und mit Vertrau'n
In seinen off'nen Himmel schaun;
Das süßest' Antlitz weiß und zart,
Daran ich ach! zum Kranken ward;
Das sel'ge Lächeln um den Mund,
Daran ich ward zum Sterben wund;
Die reine Stirn — so mild gerötet
Das süße Antlitz, das mich tötet.
Ach einzigst' einz'ge Engeltraut —
Unsel'ger ich! warst meine Braut.
Die Lilien all', die roten Rosen
Hab' ich so heftig fortgestoßen,
Daß an dem Dorn ich hängen blieb.
Wie hat' ich doch mein Unglück lieb;
Wie war vom Wahnsinn ich besessen —
Nun so gestraft, wie sonst vermessen!

2. Auftritt.

Vorige. Hanns Frei zu Albrecht herein; legt ihm die Hand auf die Schulter; Albrecht bedeckt sein Bild und wendet sich überrascht.

Hanns Frei (betrachtet ihn achselzuckend).
Nein Vetter, sagt mir, was Euch quält.
Ich seh' es, schon seit Tagen fehlt
Euch ganz die alte Heiterkeit.
Ob Ihr mir nicht zu fleißig seid?
Zeigt doch; was macht Ihr da? —
(Nimmt das Bild, eh' Albrecht es hindern kann)
Ei schaut;
So leibt und lebt die Engeltraut. (Gleichgültig)
Wird nun doch wieder Eure Braut.
Albrecht (sich mühsam fassend). Wieso? —
Hanns Frei. Weil's um den neuen Plan
Mit Leblank und Sibyll' gethan,
Wird wieder, wie ich hörte reden,
Der alte an seine Stelle treten,
Ich meine: der mit Engeltraut.
Albrecht (will gleichgültig scheinen). Was sagst du, Frei? Sie meine Braut?
Hanns Frei. Nun freilich —
Albrecht (beiseit). Jauchzen möcht' ich laut
Und darf es mir nicht merken lassen.
Hanns Frei. Du scheinst noch immer sie zu hassen?

Albrecht. Du weißt es doch, ich mag sie nicht —
Es müßte denn die Kindespflicht —
Hanns Frei. Nein, Freund, ist's das — vertrau' auf mich;
Nein, eher opfr' ich mich für dich.
Du sollst doch sagen, daß Hanns Frei
Ein treuer Freund auf Erden sei.
Albrecht. Dich opfern? Nie geb' ich das zu.
Hanns Frei. Deswegen, Freundchen, bleib in Ruh'.
Das Opfer ist nicht gar zu schwer.
Ich weiß, ich find' kein Mädchen mehr
So schön und von so sanftem Mut.
Und überdies — (vertraulich) sie scheint mir gut.
Albrecht (erschrocken). Sie scheint —? (beiseit) mir ist mein ganzes Blut
Erstarrt —
Hanns Frei. Du kennst das Spiel mit Blicken —
Albrecht. Das Spiel —? (beiseit)
Dies Spiel wird mich ersticken —
Im Schmerz —
Hanns Frei. Du kennst das Händedrücken —
Albrecht (beiseit). Das drückt mein Herz in blut'ge Stücken.
Frei! Frei! Laß du dich nicht berücken.
Sie lockt die Männer mit Gewalt,
Und sind sie heiß, dann ist sie kalt.
Hanns Frei. Siehst du, das spricht der Haß aus dir.
Albrecht (immer heftiger). Nein, Vetter! Vetter! Glaub' du's mir.
Nein, Vetter! nein! ich duld' es nicht.
Siehst du, ich wär' ein Bösewicht,
Ließ' ich dich taumeln ins Verderben —
(Sich vergessend)
Siehst du denn nicht: ich müßte sterben —
(Sich fassend)
Nein doch — ich wollte sterben lieber —
Hanns Frei (beiseit). Ich glaub's, am eifersücht'gen Fieber. (Geht.)
Albrecht (ihm nach). Eh' ich unglücklich sehe dich;
Nein, siehst du, lieber opfr' ich mich.
Soll glücklich sein durch deinen Schaden? —
Sieh, jetzo muß ich sie heiraten.

3. Auftritt.

Engeltraut (erhebt sich). Ach einmal nur ganz dein zu sein,
Ach einmal nur so dein, so dein,
So zwischen Sterben, zwischen Leben
Ein sel'ger Engel hinzuschweben.

Ach, Albrecht, ach! wie lieb' ich dich!
Ach, Albrecht, und du — haſſeſt mich.
Ich bin doch ſchön und bin doch jung
Und bin doch gut und reich genung,
Und fehlt mir auch an Klugheit nicht;
Was iſt's doch nur, was mir gebricht?
Und wär' ich häßlich immerhin,
Hundertmal ärmer, als ich bin,
Und nichts als ſeine Liebe mein,
Welch glücklich Mädchen wollt' ich ſein!

4. Auftritt.

Engeltraut. Felicitas.

Felicitas (eilend). Jetzt Baſe, wird es ernſt fürwahr;
Ihr dauert mich, ihr armes Paar.
Engeltraut. Was für ein Paar?
Felicitas. Nun du —
Engeltraut. Und wer?
Felicitas. Der Albrecht —
Engeltraut außer ſich, was ſie zu bergen ſucht).
Da — da drüben der —
Wer ſagt denn das?
Felicitas. Ei nun die Alten.
Engeltraut (beiſeit). O Gott! wie muß ich an mich halten!
O Gott! o Gott!
Felicitas (bedauernd, treuherzig). Schau, Bäschen, ſchau —
Engeltraut. Bin ich nur einmal ſeine Frau,
Ich weiß, er muß mich lieb gewinnen! —
Felicitas (wie vorhin). Der Schrecken bringt dich ganz von Sinnen —
Engeltraut (beiſeit). Nun muß ich es nicht merken laſſen,
Daß ſich in Lieb' gewandt mein Haſſen,
Kann ſtill mich freuen am Gelingen,
Wenn ſie zu meinem Wunſch mich zwingen! (Ab.)

5. Auftritt.

Felicitas, dann Hanns Frei, Pirkheimer mit Albrecht, Moskirch mit Engeltraut.

Felicitas. Dort kommt er ja. Hanns Frei! Hanns Frei!
Nun kommt Ihr ſelber an die Reih;
Die Alten ſind mit mir im Bund,
Zu ſtrafen Euern Läſtermund!
Seid Ihr ein Rieſ' an Seel' und Leib';
Hier ſeid Ihr Mann, und ich bin Weib.

Albrecht (zu Pirkheimer, mit dem und Hanns Frei er kommt).
Ja, Vater, sehr hab ich's bereut,
Will meine Beff'rung zeigen heut',
Will Euch fortan nie widerstreben
Und freien, wen Ihr mir wollt geben,
Und sollt' sie mir zuwider sein
Wie Gift — ich will nicht sagen: Nein.
(Giebt ihm die Hand.)

Pirkheimer (zu Frei). Spitzbube du! ergiebt sich drein,
Daß er nach seinem Wunsch soll frein.
Und macht mit list'ger Reubezeigung
Noch ein Verdienst aus seiner Neigung.
Doch ohne Strafe geht's nicht ab.

Engeltraut und Moskirch treten auf.

Moskirch. Du machst mir Freude nun genung
Durch deine Sinnesänderung.

Engeltraut. Ich' hab Euch gar zu sehr gekränkt,
Drum nehm' ich nun, wem Ihr mich schenkt,
Und wär' es gleich mein ärgster Feind —

Moskirch (gegen Felicitas). Wir wissen, Jungfrau, wie Ihr's meint.

Pirkheimer (zu Moskirch). Gebacken sind die Kuchen nun,
Geschlachtet Rind und Gans und Huhn,
Und schade wär' es, käm' es um;
So ist mein Rat, Herr Moskirch, drum,
Wir richten den Verlobungsschmaus
Noch heut in Gottes Namen aus —

Moskirch. Ihr nehmt das Wort mir aus dem Mund —
Und schließen denn mit Gott den Bund.

Pirkheimer (nimmt Albrecht bei der Hand).
So nimm denn, Albrecht, deine Braut —

Moskirch (Engeltraut bei der Hand).
So nimm den Bräut'gam, Engeltraut,
Aus meiner Hand.

Pirkheimer. Die Base sei
Dein glücklich Weib.

Moskirch. Kommt doch, Herr Frei.

(Pirkheimer legt Albrechts Hand in die Felicitas', Moskirch Engeltrauts in die Freis. Die kaum verhehlte Freude der Jungen verwandelt sich in Schrecken; vor Schmerz vergessen sie, sich gegen einander zu verstellen, und sehen sich voll Schmerz an.)

Engeltraut (unwillkürlich). Ach Albrecht! Albrecht!

Albrecht (ebenso). Engeltraut!

(Sehen sich ängstlich zweifelnd an.)

Engeltraut. Träum' ich?

Albrecht. Gilt mir der ſüße Laut.
(Sie nähern ſich einander.)
Engeltraut. Gott! wär' es möglich —
Albrecht. Wär' es wahr?
Hanns Frei. In Eile hol' ich den Notar. (Ab.)

6. Auftritt.

Vorige ohne Frei.

Engeltraut. Er liebt mich! —
Albrecht. Was ich nimmerdar
Zu hoffen wagte!
Engeltraut. Großer Gott!
Albrecht (ſtürzt vor ihr auf die Kniee).
Verzeihſt du mir denn all' den Spott?
Es hat mein Herz dabei geblutet;
Mir war es nicht wie Spott gemutet,
Mir that es weher noch als dir.
Engeltraut (kniet nieder zu ihm; ſie halten ſich bei beiden Händen zwiſchen Lachen und Weinen, ohne an etwas außer ſich zu denken).
Ach, guter Albrecht, ſage mir,
Daß du nicht zürnſt, daß ich bis jetzt
So oft und bitter dich verletzt.
Aus Schmerz und Kummer kränkt' ich dich,
Weil ich geglaubt, du haßteſt mich!
Albrecht (nach kleiner Pauſe, in der ſie ſich in die Augen ſahen; lachend).
Nein! nein! ſo tolles Zeug zu machen!
Engeltraut (lachend; die Reden Schlag auf Schlag; immer fröhlicher).
So ſehr — nun muß ich drüber lachen.
Albrecht. Vor Lieb' ſich immerdar zu zanken!
Engeltraut. So ungleich Worte und Gedanken!
Albrecht. Nein, höre doch —
Engeltraut. Nein, denke nur —
Albrecht. Die Gartenthür —
Engeltraut. Die Sonnenuhr —
Albrecht. Die Angſt —
Engeltraut. Die Scham —
Albrecht. Ach! und die Katze
Dazu —
Engeltraut. Das Täubchen — und die Katze,
Dann mit Herrn Leblank —
Albrecht. Mit Sibyllen
Engeltraut. Und ſeinem Kram —
Albrecht. Und ihren Grillen.

Engeltraut (lachend und äußerst froh). Ach Albrecht —
(Sie kommt zur Beſinnung; ſehr traurig.)
Albrecht!
Albrecht (ebenſo). Engeltraut!
Ach Gott; du biſt nun eine Braut.
Engeltraut (faſt weinend). Und du biſt nun ein Bräutigam;
Ach Gott! wie das ſo traurig kam.
(Steht langſam trübſelig auf.)
Großvater!
Albrecht. Vater!
Pirkheimer (ſelbſt zwiſchen Rührung und Lachen).
Seid ihr zahm?
Albrecht. O laßt ſie mir, ſonſt muß ich ſterben!
Engeltraut. Nehmt Ihr mir ihn, iſt's mein Verderben!
Moskirch. In Gottes Namen.
Pirkheimer. Habt euch denn!
Felicitas (ſich zwiſchen ſie ſtellend). Geduld! es gilt hier noch ein Wenn.
Pirkheimer. Wenn ihr wollt thun, was wir euch ſagen.
Engeltraut. So ſagt nur, was?
Albrecht. Könnt ihr noch fragen?
Felicitas. Kommt Frei zurück, wird er erzählen —
Nie pflegt er etwas zu verhehlen,
Was ihm zum Lob gereichen kann —,
Wie er das feine Fädchen ſpann,
Das eine Wette ihm gewann —
Allein ihr merkt nicht auf, ihr Diebe!
(Sie thun ſehr aufmerkſam.)
Und euch zuſammen bracht' in Liebe.
Hat er's erzählt, zeigt alſobald
Gegen einander euch ganz kalt;
Nun ihr es ſäh't, ihr wär't betrogen.
(Sie ſpricht leiſe mit den beiden.)
Albrecht. Ja doch —
Engeltraut. Ja —
Felicitas. 's iſt nur euch zum Frommen.

7. Auftritt.

Vorige. **Frei.** Felicitas tritt ſchnell von dem jungen Paare hinweg.
Hanns Frei. Er wird nicht lange warten laſſen.
Und nun, wie ſteht's? Hat Frei das Haſſen,
Wie er verſprach, in Lieb' verkehrt?
Hat er euch, was er kann, gelehrt?
Ihr Herrn, ihr könnt nicht ſagen nein;

Ich bin Hanns Frei, die Wett' ist mein.
Ihr seid — und tragt es nur geduldig —
Seid mir, was ich begehre, schuldig.
Ich könnte nun was Rechtes sangen,
Doch will ich Bessers nicht verlangen
Als zwei passabel rote Wangen,
Nicht schöner, als man täglich sah,
Nichts weiter, als das Bäschen da.
's ist freilich wahr, 's ist nicht gar viel;
Doch käm' zu teuer sanft eu'r Spiel.
Auch ist's dem Kinde angethan,
Thät sich wohl gar ein Leides an;
's ist nur, daß man vom Tod sie rettet.

Albrecht. Laßt hören doch; Ihr habt gewettet?
So waren wir nur Euer Spiel,
Herr Frei, und Euers Witzes Ziel?
Wie konntet Ihr es aber wagen,
Ihr kluger Herr, das uns zu sagen?
Mir habt Ihr keinen Dienst gethan.
Es war nun unsrer Väter Plan
Zur Reise friedlich so gekommen.
Ihr habt aufs neu den Trotz empört
Und das Gelingen selbst gestört.
Denn nun ich weiß, daß ich betrogen,
Ist mir die Lieb' auch ganz verflogen.

Engeltraut. Das ging mit einem Zauber zu,
Wie schnell ich wiederfand die Ruh.

Albrecht. Euch, Vater, halt' ich nun beim Wort,
Laß mich nicht gängeln fort und fort.
Laßt nur das Wort, das Ihr gesprochen,
Als braver Mann nun ungebrochen.
Laßt mir nur die Felicitas.

Hanns Frei. Zum Satan! ist das Ernst? ist's Spaß?

Pirkheimer. Das habt Ihr klug, Herr Frei, begonnen!
Doch sag' ich Euch, mich freut es nicht.

Hanns Frei (fängt an zu glauben).
Mich wen'ger noch bei diesem Licht!

Pirkheimer. Wißt Ihr, wem Ihr das schuldig seid?
Der übergroßen Eitelkeit.

Moskirch. So geht's mit solchem Übermut;
Ja allzuhoch das fährt nicht gut.

Hanns Frei (wild). Wollt ihr mich mit Dreipfennigreden
Und mit Gevatterweisheit töten?

Zum Satan! mit ſo bill'gem Kauf
Geb' ich die Sache noch nicht auf. (Beiſeit)
Das Schlimmſt' von allem, was es giebt —
Ich merke nun: ich bin verliebt
Und ärger, als ich ſagen mag —
Hanns Frei, pariert mir dieſen Schlag!
Nein, hört mal, kleine Baſe dort,
Und Ihr allein, Ihr ſprecht kein Wort.
Wie, ſchöne Muhme, ſeid Ihr ſtill?

Engeltraut (leiſe). Herr Frei, weil's Großvater ſo will —

Hanns Frei (beiſeit). Das drehte ſich, ſei's Gott geklagt.
Nun wird der Jäger ſelbſt gejagt.
Noch iſt in dieſer Nacht ein Licht.
Felicitas, Ihr wollt ihn frei'n?
Aus Eurer Seele ruf' ich: Nein!

Felicitas. Man ſoll ſich ohne Widerſtreben
In Gottes Fügung ſtets ergeben.

Hanns Frei (mit nachlaſſender Zuverſicht).
Zum Sa— Sie iſt damit zufrieden?

Felicitas. Ich nehm' es, wie es mir beſchieden.

Hanns Frei. Felicitas, denkt, was Ihr thut —
Geſteht's, Ihr ſeid doch mir nur gut.
Er nimmt Euch nur aus Trotz, aus Wut.
Felicitas, es wird dich reuen.

Felicitas. Ich will's geſtehen ohne Scheuen:
Nicht ungern hätt' ich Euch gefreit;
Doch lange währt kein ſolches Leid,
Dergleichen giebt ſich mit der Zeit.

Hanns Frei (wird wieder mutiger).
Was willſt du mit dem zahmen Knaben?
Du mußt einen Soldaten haben;
Das ſteht dir auf der Stirn geſchrieben,
Du kannſt gar keinen andern lieben.
Kannſt du es leugnen, daß Hanns Frei
Expreß für dich geſchaffen ſei?
Und du, wozu biſt du gemacht,
Als mich zu ärgern Tag und Nacht?

Felicitas. Gewiß, Hanns Frei, zu meinem Glück
Ging Euer kluger Plan zurück.

Hanns Frei (immer dringender und weicher).
Zu deinem Glück? das glaub' du nicht;
Glaub' du nur, was die Liebe ſpricht.

Felicitas (ebenfalls ſehr ſanft). Ihr habt an Euch gar manches Stück,

Was einer Frau von Euch kein Glück
Läßt hoffen, ja was großes Leid
Der besten selber prophezeit.

Hanns Frei. Siehst, Bäschen, ich bin ja bereit —

Felicitas. Zum Beispiel: Euer Übermut;
Mit dem fährt Eure Frau nicht gut.

Hanns Frei. Fährt meine Frau — so soll er fahren
Zum Satanas und seinen Scharen,
Giebt ohnedies sich mit den Jahren.

Felicitas. Doch Eure schlimmste Eigenheit,
Daß Ihr ein Frau'nverächter seid.
Denn nur der bare Wahnsinn trachtet,
Um den zu sein, der ihn verachtet.

Hanns Frei. Auch diese hab' ich nicht gepachtet.
Das wird sich, Mühmchen, alles geben;
Wir gehn zu einem neuen Leben!

Felicitas. Das sagt Ihr; kennt man nicht Hanns Frei,
Glaubt man, daß es die Wahrheit sei.

Hanns Frei (kniend). Siehst du, mein Mühmchen, ist's nicht wahr,
Sollst du mich hassen immerdar.

Felicitas. So weiß ich doch, wie schnöd und schlecht
Ihr denkt vom weiblichen Geschlecht.
Ihr sagtet neulich erst, Herr Frei,
Daß mein Geschlecht geschaffen sei
Dem Euern nur zum Schnabelwetzen —

Hanns Frei (komisch bereuend). Ich widerrufe mit Entsetzen.

Felicitas. Und zur gelegentlichen Letzung —

Hanns Frei. Des Heil'gen frevelnde Verletzung.
Glaub' mir's, mein Mühmchen —
(Er sieht Engeltraut und Albrecht in seinem Rücken kosen; beiseit)
Donnerwetter!
Ist das verflog'ne Liebe, Vetter?
Wie? habt ihr mich zum Hohn und Spott?
Ist das Verschwörung? ein Komplott?
Ihr sollt nicht denken, daß Hanns Frei
Nicht klüger als ihr alle sei.
(Er steht mit scheinbarer Resignation auf)
Ich seh', es hilft kein Widerstreben;
Ich muß mich männlich drein ergeben.
(Geht mit seiner alten Munterkeit zu Engeltraut)
Nun kommt nur, meine kleine Braut,
Der Priester wartet, der uns traut.
Wir wollen nicht mit Plaudern, Träumen

Den kleinſten Augenblick verſäumen.
Es wär' — bei aller Liebe Schmerzen! —
Ein Kirchenraub an meinem Herzen.
(Indem er Engeltraut an der Hand nimmt, als wolle er ſie abführen, zu Felicitas, die wie alle die andern verdutzt dortſteht)
Ich wünſch' Euch alles Heil und Glück,
Muhme Braut, zu Euerm Meiſterſtück.

Pirkheimer. Was will der Tollkopf nur beginnen?

Moskirch. Wohin, Hanns Frei?

Felicitas (erſchrocken). Iſt er bei Sinnen?
(Zu Hanns Frei; es ſoll ſcherzhaft klingen)
Hanns Frei, hab' ich zu viel gethan?

Moskirch. Nehmt ſie zu Gnaden wieder an.

Pirkheimer. Nehmt nicht zu ernſt den kleinen Schwank.

Hanns Frei (zu Felicitas). Für Eure Güte meinen Dank.
(Überaus ſanft und freundlich)
Ihr habt an Euch gar manches Stück,
Was einem Mann von Euch kein Glück
Läßt hoffen, ja was großes Leid
Dem Beſten ſelber prophezeit.
Zum Beiſpiel: Eure Eitelkeit —
(Wendet ſich, um zu gehen)
Nein, wir verderben nur die Zeit.

Pirkheimer. Herr Frei —

Hanns Frei (wendet ſich). Was ſoll's?

Pirkheimer. Wo wollt Ihr hin?

Hanns Frei (ſehr höflich, aber entſchloſſen).
Glaubt Ihr, daß ich der Mann nicht bin,
Zu wahren, was Ihr mir gegeben?
An Engeltraut ſetz' ich mein Leben;
Und wenn ihr alle ſchreit und tobt —
Iſt meine Braut, iſt mir verlobt.
Mein Plänchen war für Euch zu fein;
Es iſt gelungen — ſie iſt mein.
(Geht wieder einige Schritte.)

Albrecht. Iſt's denn ſein Ernſt?

Felicitas (entgeiſtert). Ich werde Stein.

Moskirch. Hanns Frei, ſo hört —
(Führt ihm die Felicitas zu, indem er ihm in den Weg tritt)

Hanns Frei (höflich ausweichend). Ihr müßt verzeihn.
(Er führt die Engeltraut vor, als wolle er auf der andern Seite mit ihr abgehen.)

Engeltraut (ängſtlich bittend).
Herr Frei!

Albrecht (ebenſo). Hanns Frei!

Felicitas (furchtſam, doch ſehr innig). Hanns Frei —

(Er bleibt in der Mitte des Vordergrundes ſtehen, wendet ſich nach ihr um; ſie beginnt zu weinen, indem ſie die gefalteten Hände bittend zu ihm aufhebt wie ein Kind.)

Hanns Frei (nach kleiner Pauſe). Es ſei.

(Er wirft Engeltraut dem Albrecht zu, Felicitas fällt ihm in die geöffneten Arme; Pirkheimer und Moskirch zu beiden Seiten; er drückt Felicitas an ſich, dann mit komiſchem Pathos gegen alle die andern gewandt.)

Betrügt noch einmal den Hanns Frei!

Ende des fünften Aufzugs.

Die Pfarrroſe.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Friedrich von Falkenſtein, Jagdjunker.
Major von Wüſtenfels.
Paſtor Döring.
Arzt Werner.
Forſtgehilfe Freitag.
Verwalter Undank.
Die Paſtorin.
Roſe, ihre und des Paſtors Tochter.
Sabine, Werners Schweſter.
Friederike } junge Mädchen.
Suſanne }

Erſter Aufzug.

Wohnſtube bei Paſtors.

Eine Thür im Fond, eine rechts. Ein Klavier, darauf ein Epheuſtock an einem Spannrahmen gezogen; Papier, Tintenzeug. Eine Kommode mit mehreren Fächern. Über der Thür im Fond eine Schwarzwälderuhr mit Gehäuſe. An der Wand einige Kleidungsſtücke; an der Kommode lehnend einige lange Tabakspfeifen.

1. Auftritt.

Die Paſtorin allein, vor der Kommode knieend und in einem halb ausgezogenen Fach kramend.

Paſtorin. Ich muß alles wieder legen, wie es lag. — Nichts zu finden. Und von ihr ſelbſt erfahr' ich nichts mehr. (Horcht auf.) Das iſt ſie wohl gar. (Einiges, was ſie herausgelegt hat, thut ſie ſchnell wieder ins Fach, das ſie zuſchiebt; einiges vergißt ſie in der Eile; ſie ſteht ſchnell auf.) Nein. — Es klopft. Herein!

2. Auftritt.

Sabine. Paſtorin.

Sabine (hat die Paſtorin noch aufſtehen ſehen). Schönen guten Morgen, Frau Paſtorin.

Paſtorin. Ach, Sabinchen, was bringen Sie mir Gutes?

Sabine. Die Roſe nicht zu Haus?

Paſtorin. Sie iſt ausgegangen.

Sabine. Einen ſchönen guten Morgen von meinem Bruder —

Paſtorin. Er läßt ſich gar nicht mehr bei uns ſehn, der Herr Doktor Werner. Setzen Sie ſich doch. Die Mittagsſonne wird ſchwül. Ein Täßchen —

Sabine. Ich komme nur davon, und mein Bruder hält nichts auf den Kaffee.

Paſtorin. Die Herren Ärzte! Mein Mann ſieht alle Stunden aus dem Fenſter, ob Herr Werner nicht kommt. Ich denke doch nicht, daß der Herr Doktor abſichtlich nicht mehr kommt.

Sabine. Deshalb hat er mich hergeſchickt. Er ſagt, um Roſens wegen —

Paſtorin. Der Herr Doktor nimmt's zu ernſthaft mit dem Mädchen.

Sabine. Ich kann's ihm eigentlich nicht verdenken. Die Frau Paſtorin kennen mich —

Paſtorin. Sie ſind ein braves, liebes Mädchen, an dem jedermann ſeine Freude haben muß.

Sabine. Mir kommen die Thränen, wenn Sie ſo ſprechen. Und mein Bruder iſt wie ich. Nein, ſolch ein Gemüt. Drum iſt er auch ordentlich krank. Das ſagt' ich Roſen neulich. Für unglückliche Liebe, ſagt' ich, ſollteſt du wenigſtens Schonung haben. Unglückliche Liebe? ſagt' ſie ganz barmherzig. Das iſt freilich eine ſchreckliche Krankheit. Ich möchte lieber den Schnupfen haben oder gar den Huſten als unglückliche Liebe. Aber er hat ja die Apotheke im Haus und ein Mittel drin, das für alles hilft. Aber was denn für eins? frag' ich ganz ehrlich. Da neben in der Apothekenecke, ſagt' ſie noch barmherziger. Da in dem kleinen rot und ſchwarzen Schränkchen, das zweite Fach von unten. Der Schlüſſel liegt hinter der großen Spiritusflaſche. Ich denk' ja immer noch nicht, was ſie meint. Sagt' ſie: Hat er's uns doch erſt neulich gewieſen. Ich ſage: Doch nicht Opium? Das furchtbare Gift? Und ſchlage die Hände zuſammen vor Schreck. Und, ſag' ich, mein Bruder, ſag' ich, ſagt immer: Ein Mädchen ohne Gemüt, das iſt wie eine Blume ohne Duft. Da hält ſie ſich die Naſe zu. Ich ſage: Aber warum denn nur. Lacht ſie: Ich hab' ſchwache Nerven, und du dufteſt mir zu ſtark. Damit, ohne guten Tag zu ſagen, hüpft ſie fort, läßt ihren breiten Hut an den Bändern hinter ſich herfliegen und wirbelt wie eine Lerche.

(Es pocht und ſcharrt draußen.)

Paſtorin. Herein! Aha, das iſt der Herr Verwalter Undank.

3. Auftritt.

Undank feierlich komplimentierend. Vorige.

Undank. Freundlichſten Bongſchur vom gnädigen Herrn Jagdjunker, und der Herr Paſtor nebſt Madame und Mademoiſelle wären

hiermit freundlichſt eingeladen zu einer kleinen Überraſchung dieſen Abend punkto acht im grünen Pavillon.

Sabine. Der Herr Inſpektor verzeihen gütigſt. Erzählen die Leute da — ich bin nicht neugierig. Ich denke, was geht mich's an, was der gnäd'ge ſelige Herr Onkel in ſeinem Teſtament beſtimmt hat.

Undank (will gehn). Sehr wahr —

Sabine. Da ſollte an des Junkers zweiundzwanzigſtem Geburtstag die junge Gräfin Diemar, die Verwandten alle punkt zwölf zu Nacht auf dem Schloſſe hier verſammelt ſein. Und ſollten ſich erklären, ob ſie einander — nun Sie wiſſen ſchon — heiraten wollten, der Junker und die Gräfin, und dann ſollten ſie des ſeligen Onkels Gut zum Hochzeitsgeſchenke haben.

Undank (mit Verbeugung). Haben — aber (will gehn).

Sabine. Aber wenn der Junker die Komteſſe nicht wollte, ſo ſollte das Gut der Komteſſe gehören und wenn die Komteſſe ſich weigerte, ſollte das Gut dem Junker ſein.

Undank (zart korrigierend, wie oben). Gnädigem Junker ſein —

Sabine. Mir kann's einerlei ſein. Ich frage nicht nach andrer Leute Geheimniſſen. (Undank ſtimmt durch Verbeugung bei, ſieht aber nach der Thür.) Und ob ich's weiß, ob ſein einundzwanzigſter — aber es iſt wohl unſchicklich von einem unverheirateten Mädchen, von eines jungen Herrn Geburtstag zu reden. — Ein ſittſam Mädchen hat ſich um ſich genug zu kümmern.

Undank (den Ruhepunkt benutzend). Daher bitte ich, mich dem Herrn Paſtor ergebenſt zu empfehlen, Frau Paſtorin — Mademoiſelle —

Sabine. Empfehle mich ergebenſt.

Paſtorin (ihn begleitend). Entſchuldigen Sie nur, daß mein Mann — ſeit dem letzten ſchweren Anfall giebt er dem Mittagsſchläfchen eine Stunde mehr zu. Aber machen Sie unſer unterthänigſtes Kompliment und — (abgehend mit Undank) entſchuldigen, Sabinchen — — ich bin —

Sabine. Thun Sie ſich keinen Zwang.

4. Auftritt.

Sabine allein.

Sabine. Was liegt da nur? Die Frau Paſtorin ſpionierte in Roſens Kommodenfach. Wie ich kam, ſchob ſie ſchnell zu. Da iſt das herausgefallen. War auch eine ſchöne Ordnung drin. (Sie hat ein Blatt aufgehoben, lieſt.) Das iſt doch gar — bin ich erſchrocken! So hätten die Leute doch recht, der Junker wollte die Roſe heiraten und das Gut verſchenken? — Ich beneide ſie nicht darum. Ich nicht. Und es iſt am Ende gar nicht einmal ein Heiratsverſprechen; ſie kann ihn gar nicht drauf verklagen. — Er verſpricht ihr mit ſeinem

eignen Blut — ja, es ſieht ſo rötlich aus — (ſehr erleichtert) ewige Liebe. Wie das rührend iſt. Aber verklagen kann ſie ihn nicht darauf. — Die Frau Paſtorin — (legt ſchnell das Papier wieder hin und ſieht beim Epheu).

5. Auftritt.

Freitag. Sabine.

Sabine. Wie der Epheu gewachſen iſt, Frau Paſtorin.

Freitag. Na; wenn ich eine Frau Paſtorin! Die knixt draußen mit dem unendlichen Herrn Inſpektor.

Sabine (wendet ſich überraſcht nach ihm). Freitag? Du biſt hier?

Freitag. Herr Forſtgehilfe Freitag. Aber nicht der heutige Freitag, ſondern ein zukünftiger; nämlich Fräulein Sabinens Zukünftiger, der gekommen iſt —

Sabine (retiriert in ein Fenſter). Wenn uns jemand ſo allein beiſammen ſieht!

Freitag. Dummes Zeug. Hab' meine Mütze liegen laſſen, eh' ich zum Paſtor hinaufging. (Er nimmt die Mütze vom Klavier.) Dem hab' ich's geſagt. Wegen ſeiner Perſon von Tochter. Meine Mutter iſt gebrechlich; das kommt von Gott, und keine Pfarrmamſell braucht ſie deswegen zu verhöhnen. Aber weil ich da einmal bei meiner Mutter bin im Erzählen, da hat ihr jemand eine ganze Rolle Geld heimlich ins Fenſter gelegt. Und das hat niemand anders als der Junker. Da wett' ich. Für den lief' ich auch ins Feuer. Wenn ich nur wüßt', ob das wahr wär', daß der Junker in der Pfarrmamſell ihre Bohnen gefallen ſein ſoll, wie ein Krammetsvogel —

Sabine (raſch). Das kannſt du nur glauben. Ich hab's ſelbſt geſehn.

Freitag. J du grüner Krautſalat! Und was nur?

Sabine (wie vorhin). Die Verſchreibung — (Sie beſinnt ſich.)

Freitag. Eine Eh'verſchreibung? Da ſollt' doch —

Sabine (verlegen). Eine Liebesverſchreibung nur.

Freitag. Was? Und du haſt's ſelbſt geleſen?

Sabine. Nun freilich — du denkſt wohl, hinter ihrem Rücken? — Sie — wies mir's — und meinte — ob man —

Freitag. Ob man —

Sabine (weinerlich). Ob man — nun was ſonſt? — Ob man — was damit ſollte machen können — nun vor der Obrigkeit.

Freitag (hat einen Gedanken). Gehſt du mit, Sabine?

Sabine (entrüſtet). Denkſt du, ich bin ſo eine wie die Pfarrroſe?

Freitag. Na, adjes denn. Aber deinen Bruder darf man doch wohl beſuchen. (Ab.)

6. Auftritt.

Sabine allein; gleich darauf die Paſtorin.

Sabine. Nein, ſo in Verlegenheit, wie ich war! Konnte doch nicht ſagen, daß ich's hinter ihrem Rücken geleſen hatt'. So eine wie die Pfarrroſe hätt' ſich nichts daraus gemacht.

Paſtorin (kommt zurück). Sie haben warten müſſen, liebes Sabinchen.

Sabine. Wie Sie gut ſind! Wer auch ſo eine Mutter hätte!

Paſtorin. Wie die Menſchen zuſammen paſſen, ſind ſie ſelten beiſammen.

Sabine. Wie Sie aus meinem Herzen reden. Aber mein Bruder — ſagt' er, er wüßte nicht, wie er dran wär'. Und würden's nicht ungütig nehmen, wenn er nicht eher wieder in die Pfarre käm', bis die Roſe ſich beſtimmt erklärt hätte. Es gingen da Gerüchte, als wenn Sie's mit der Roſe auf den Junker abgeſehn hätten und meinen Bruder hielten Sie hin; wenn's mit dem Junker nichts wär', wär' mein Bruder noch gut genug. Wir glauben von niemand Schlimmes, beſte Frau Paſtorin, aber aufs Renommee muß man halten. Es iſt abſcheulich von den Leuten.

Paſtorin. Weil meine Tochter und der Junker miteinander aufgezogen und wie Geſchwiſter ſind. — Aber ich weiß. Weil ich mich nicht mit aller Welt gemein mache.

Sabine. Sie ſind auch adlig von Geburt; ich weiß es.

Paſtorin. Nicht, als wenn ich darauf ſtolz wäre. Gott bewahre.

Sabine. Nun, wenn Sie ſtolz ſind! Sie könnten's ſein.

Paſtorin. Neid iſt's. Aber ich lache nur. — Sagen Sie nur Ihrem Herrn Bruder, ich wollte ernſtlich mit dem Mädchen reden.

Sabine. Vielleicht, wenn's nicht zu ſpät wird, komm' ich auf dem Rückweg noch einen Sprung herein. Einen gehorſamſten guten Morgen an den Herrn Paſtor. Und einen Gruß an die Roſe. (Knixt.)

Paſtorin (ſie begleitend). Meine Empfehlung an den Herrn Bruder.

7. Auftritt.

Paſtor im Schlafrock, Käppchen und langer Pfeife kommt von der Seite, geht meditierend auf und ab. Paſtorin kommt wieder herein, geht nach dem Fenſter und ſieht Sabinen nach.

Paſtorin (für ſich). Sie ſieht nicht vom Weg auf. So zuſammengerafft. Wenn die Roſe ſo wär'!

Paſtor. Wo iſt die Roſe, Mutter?

Paſtorin. Im Wald oder auf dem Felde. Weiß ich's, wo ſie iſt? Ich weiß nur, wo ſie ſein ſollte.

Paſtor. Immer das alte Lied. Und ich dächte, endlich einmal müßte die Vernunft — ſiehſt du, Mutter —

Paſtorin. Bemüh' dich nicht. Ich kann's auswendig nunmehr.

Das Weib muß ſelbſtändig ſein, und der Mann ſtolz. Sie ſoll ſein Freund ſein, nicht ſeine Magd. Wer als Jüngling nicht ſtolz war, hat als Mann nichts, worauf er beſcheiden ſein könnte. Die Roſe braucht nicht das Recht des Schwächern anzurufen. Sie iſt an Kopf und Herzen emanzipiert. Und der Junker iſt ein voller, friſcher, ſtolzer Menſch, und beide ſind ſo erzogen, daß ſie gar nicht unglücklich werden können. Du ſiehſt, ich kann meine Lektion. Ich habe ſie oft genug gehört.

Paſtor (will antworten, beſinnt ſich anders). Nun iſt's halb vier.

Paſtorin. Ich ſage nur, es wäre beſſer, ſie wären ſo erzogen, daß ſie ins Leben paßten. (Kleine Pauſe.)

Paſtor (ungeduldig hin und her). Aber da ſein könnte ſie nunmehr. Sie weiß, daß ich nur die Kaffeeſtunde meinem großen Werke über Erziehung abſparen kann. Und daß mich's ſtört, wenn jemand fehlt. — Du könnteſt —

Paſtorin. Das Rauhe herauskehren, und wenn ſie ſich auf dich beruft, behalt' ich noch unrecht. Soll ich auf ſie warten mit dem Kaffee?

Paſtor. Nein. Aber ich werde wieder hinaufgehn, ohne getrunken zu haben. — Wo Werner einmal bleibt? Ich hatte mich ſo an ihn gewöhnt, und er verſtand mich ſo. Wenn wir ſo ein Haus ausmachten mit Werners. Wenn Fritz verheiratet iſt, wird's einſam bei uns werden. Sieh doch, ob ſie noch nicht kommt? Faſt vier. Morgen früh will ich ſelbſt zu Werner hinüber und ihn fragen.

Paſtorin (am Fenſter). Da kommt ſie den Berg herunter wie ein wilder Junge. (Für ſich.) Wenn ich mir dagegen die Sabine denk'!

8. Auftritt.

Vorige. Roſe erſt noch in der Scene. Die Paſtorin arrangiert den Kaffeetiſch, ſchenkt ein u. ſ. w.

Roſe (kommt ſingend näher).

Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach, ſolch ein Paſtortöchterlein
Iſt ein zu glücklich Kind.

(Dabei tritt ſie ein, ihren breiten Strohhut an den langen Bändern ſchwingend und die feuchten Haare mit der Hand abtrocknend.)

Die wilden Roſen auf dem Berge laſſen dem Herrn Paſtor ihren Gruß ſagen, und die wildeſte ſollt' ihn ausrichten. Da mußt' ich gehn, es war keine wildere da.

Paſtor (nach der Uhr ſehend; der Ton ſoll ſehr ſtreng ſein). Vier vorbei —

Roſe. Ich dächte, Väterchen, du wärſt froh, daß du mich nur wieder haſt. Ich wär' noch nicht da. Was weiß man da draußen von der Uhr? Das weiß alles ſeine Zeit ohne Uhr. Nur in den finſtern

Städten und Dörfern rechnet man nach Stunden, damit man einander erzählen kann, wie lang' man ſich gelangweilt hat. Aber ſcharf hinter mir her keuchte ein langer, ſchwarzer Herr, der drückte ſeinen naſſen Mantel aus über Berg und Thal. (Sie zieht den Paſtor, der ſeine ernſte Miene zu behalten ſucht, mit ans Fenſter.) Sieh, Väterchen, da iſt er ſchon auf dem Falkenberg da drüben. Die Schafe flüchten, der Schäfer mit. Das ſieht aus, als wär' eine Lockenperücke toll geworden und liefe davon — und der Zopf hinterdrein.

Paſtor (mühſam ernſt). Ja doch. — Höre du. Der Freitag war da und hat dich verklagt. Wie war denn das? Du hätteſt ſeine gebrechliche Mutter verhöhnt.

Roſe (die ſchon in ſich hineingelacht hat). Das iſt einfach ſo geweſen. Ehgeſtern wie ich nachts den Fritz hinausleuchte, fängt's an zu ſprühn, juſt wie jetzt. Da dauert mich der Junge, daß er im Regen noch bis ins Schloß laufen muß, während ich im Trocknen bin. Und ich denke, ich will auch nichts vor ihm voraus haben. Und ſtell' das Licht herein in die Küche und laufe hinaus nach dem Buſch zu.

Paſtorin (von der Arbeit aufſehend). Da war doch das Nächſte, du gabſt ihm den Regenſchirm mit und —

Roſe. Das iſt auch wahr. Aber wer denkt an das Nächſte? Jetzt, rechn' ich, iſt er am Parkthor, jetzt am grünen Pavillon. Das iſt halber Weg. Wenn du jetzt umkehrſt, kommt ihr zugleich nach Haus. Und wie ich das thun will, ſeh' ich ein ängſtliches Lichtchen in der Näh'; das hatte kaum das Herz zu brennen. War's das Fenſterchen von Freitags Mutter. Wie muß das heimlich ſein, dacht' ich. Wie müſſen die Freuden und Sorgen da drin ſo eng beiſammen ſtecken. Wie gern wär' ich nur ein halbes Stündchen lang die alte Frau ſelbſt geweſen. Weil das nicht zu machen war, dacht' ich, ſiehſt du wenigſtens einmal durch das kleine Fenſter. Da ſaß das alte Mütterchen am Herd auf einem Schemel und trank aus einem kleinen Topf. Das rauchte ſo luſtig, und ſie lachte und nickte ſo hochmütig und doch auch ſo herablaſſend vor ſich hin, als wollte ſie ſagen: Aber was haſt du denn eigentlich, du armer lieber Gott, was du mir noch beſcheren könnteſt? Darauf antwortete ich in meinen Gedanken: Für dich nichts, aber für deinen Gottlob. Wenn du jetzt aufſäheſt und ſäheſt auf einmal eine Rolle Geld im Fenſter und dächteſt: Das hat ein Engel gebracht für meinen Gottlob! Und wie ich das einmal in Gedanken geſehn hatte, ließ mir's keine Ruh, bis ich meine Sparbüchſe umgekehrt hatte und das Geld, das eigentlich für ein neues Kleid beſtimmt war, durch das kleine Fenſterchen hineingeſchoben war. Und faſt hätte mich der Freitag darüber ertappt. Ich war ganz verwirrt und ſchäme mich jetzt noch, daß er denken könnte, ich wär' ſeinetwegen erſchrocken.

Paſtorin. Und glaubſt du denn, du haſt die Alte nicht mehr erſchreckt als erfreut. Anſtatt ſo vergnügt bei ihrem Kaffee zu ſitzen, erſchrickt ſie nun bei jedem Laut, ob nicht ein Räuber ihren Schatz wittert und ſie darum erſchlagen will. Und anſtatt dir Dank zu wiſſen, ſitzt ſie vielleicht bei einer Nachbarin und macht ihre boshaften Gloſſen darüber, daß ihr Sohn dich hat nachts allein im Buſche gehn ſehen. Die Leute glauben einmal, man ſtellt ſich beſſer, als wie man iſt, da —

Paſtor (ſteht ungeduldig auf). Das ſind die Leute. Die Leute ſind eben die Leute. Sollen wir deshalb keine Menſchen ſein, weil die Leute die Leute ſind. Der Leute wegen das Ebenbild Gottes, der die Wahrheit iſt, verunſtalten? Manchen Menſchen kann man aber auch nicht —

Paſtorin. Ich ſage ja nichts mehr. Aber — (ſie unterdrückt ihre Gereiztheit).

Paſtor (wollte etwas ſagen, zuckt die Achſeln wie bedauernd, ſetzt ſich wieder zu Roſen). Da ſeh' ich noch nicht, daß du die Alte beleidigt haſt..

Roſe. Geſtern ging ich wieder vorbei, da ſaß die Alte auf der Schwelle ihres Häuschens und ſah mit ihrem Hunde in einen Topf. Da wollte das Unglück, der Topf fiel die Stufen hinunter und ſchüttete ſeinen ganzen Inhalt aus. Der alte Hund aber und die alte Frau ſaßen ganz erſtarrt vor Schrecken da und ſahen einander an. Die alte Frau wackelte mit dem Kopf, der alte Hund mit der Naſe. Als fragten ſie ſich: Aber was fangen wir nun an? Hätt' mich's das Leben gekoſtet, ich mußte lachen. Dazu fiel mir auch ein, ich käme des Weges wohl gar, damit die Alte merken ſollte, das Geſchenk käme von mir. Da lacht' ich erſt recht, damit des Geſchenks wegen kein Verdacht auf mich fallen ſollte. Das eine Mal hatt' ich in der Haſt nicht ſo viel aus der Sparbüchſe herausgebracht, wie ich gemocht hätte. Da war ich geſtern abend noch einmal dort — (verdrießlich) bin aber dasmal ertappt worden.

Paſtor. Da wird der Freitag bald kommen und dir's abbitten. — Deine Lockenperücke da drüben iſt wieder vernünftig geworden, und der lange Herr iſt ſeiner Wege. — Schon weit über vier. Ein andermal wart' ich nicht wieder. (Geht.)

Roſe (ihn liebkoſend begleitend). Und ein andermal — aber nur nicht wieder dich krank arbeiten, Väterchen!

9. Auftritt.

Paſtorin (wenn ſie meint, der Paſtor könne ſie nicht mehr hören, mit gedämpfter Stimme, in der aber die ganze, vorhin unterdrückte Gereiztheit klingt). Nun wollen wir ein Wort zuſammen reden, Mamſell.

Roſe (tritt ruhig ans Klavier und öffnet).

Paſtorin (noch gereizter). Hörſt du?

Roſe (ruhig). Ich weiß es, eh' Sie ſprechen.

Paſtorin. Werners Sabine war vorhin da. — Du brauchſt über die nicht zu lachen. Du nicht über die. Wollte Gott, du wärſt wie ſie. Werners Sabine iſt ein ſittſames Mädchen. Und ihr Bruder — was haſt du an beiden auszuſetzen?

Roſe. Ich? Gott behüte mich, daß ich tadeln ſollte, was er geſchaffen hat. Und es ſind ſo reinliche Seelen, die da wiſſen, Gott verzeiht, aber die Leute verzeihen nicht. Und ſollt's ein Fleck ſetzen, lieber an der Haut als am Tuch.

Paſtorin. Dir iſt's mit nichts ernſt. Dir iſt nichts heilig. Du lachſt über alles.

Roſe. Über ſolche Dinge kann ich nicht ernſthaft mit Ihnen reden. Aber eben, weil mir's zu heiliger Ernſt iſt damit.

Paſtorin. Mit dem Junker iſt's aus. Ein für allemal.

Roſe. Wiſſen Sie auch noch, daß ich an den Junker nicht gedacht hätte ohne Sie? Wer hat mir von Kind an vom Adel erzählt? Und daß in mir Ihre Anſprüche auf eine hohe Stellung erfüllt werden könnten? Wenn ich nur — (betonend) vernünftig und Ihnen gehorſam ſein wollte.

Paſtorin. Und das iſt der Weg dazu, den du für dich nun einſchlugſt? Ich wollte dich glücklich machen. Ich hab' meine Mutterpflicht erfüllt.

Roſe. Der Durſtige will dem Hungrigen Wein einnötigen; der Kranke dem Geſunden von ſeiner Arznei. Das nennen ſie glücklich machen. Und wenn der Hungrige nicht trinken will, heißt er noch obendrein undankbar.

Paſtorin. Ich wollte, du ſollteſt den Junker in Ehren an dich ziehn. Das darf jedes brave Mädchen. Aber nicht ſich wegwerfen an ihn, wie du thuſt. Und kurz! Ich dulde keine Unſittlichkeit in meinem Hauſe.

Roſe (aufflammend). Wie können Sie ſo reden, Mutter? Mit einem Manne vor den Leuten ſcherzen, das iſt Ihnen unſittlich. Aber einen Mann um das Heiligſte, was er beſitzt, um ſeine Liebe betrügen, das iſt Ihnen nicht unſittlich. Wenn Ihnen die Sittlichkeit weiter nichts iſt als ein Taſchentuch, das man vor den Mund nimmt, als eine Vorſichtsmaßregel gegen die Verleumdungsſucht der Menſchen. Mir iſt ſie mehr.

Paſtorin. Dir. — Drum nennt dich auch alle Welt eine Kokette.

Roſe. Das war ich, wie ich mir täglich von Ihnen vorſagen ließ, was ich heute thun und was ich morgen laſſen ſollte, um dem Junker das Netz immer feſter um den Kopf zu ziehn. — Was wußt' ich? Und nicht den Juncker allein mußt' ich belügen, auch dieſen Werner,

damit einer ſicher bliebe. Und ich folgte Ihnen, weil ich dachte, das müßte ſo ſein. (Kleine Pauſe, dann mehr zu ſich ſelbſt in der Erinnerung.) Bis ich's wußte, bis ich's fühlte, bis an jenen Tag! Wo ich auf einmal die ganze Erbärmlichkeit meines Treibens einſah. Wo ich mich hätte verachten müſſen, wär' ich einen Augenblick länger die Kokette geblieben, zu der Sie mich erzogen hatten. Ich durft' es ihm nicht einmal geſtehn. Ich hätte Sie bloßgeſtellt. Und von meinem Vater hatten Sie mich entfernt, ohne daß ich's merkte. Während ich ihn belog, war der Traum von meiner Offenheit und Wahrhaftigkeit ſein Stolz, ſein Alles. Wenn er mich anſieht, ſo tief aus ſeiner Seele herauf — da — aber ich muß ſchweigen. Ich muß fortlügen. Der Arzt ſagt, ein Schreck könnte ſein Tod ſein.

Paſtorin. Du rechneſt noch auf den Junker?

Roſe. Wie auf Gott und auf meinen Vater.

Paſtorin. Und heut' iſt der Tag, an dem die Gräfin Diemar — Ich ſage nichts mehr. Ich weiß, es hilft nichts. Du haſt lange deinen eignen Willen. Ich ſage dir nur das: bis Morgen haſt du's mit Werner ins Gleiche gebracht. Er will nicht eher wieder zu uns kommen, bis du dich erklärt. Und morgen früh will dein Vater ihn aufſuchen und ihn fragen — und dann —

Roſe. Aber wie ſollt' ich? Er iſt den ganzen Tag nicht zu Haus. Ich müßte ſchreiben.

Paſtorin. Sabine wird bald wieder vorbeikommen. Die könnt' es mitnehmen. — Merke nur das. Mit eurer neuen Weisheit werdet ihr die Welt nicht bekehren. Und — du achteſt freilich nicht, was die Leute Ehre und Schande nennen. Denn du und dein Vater, ihr habt eure eigne Ehre und eure eigne Schande. Aber ich gehöre zu den übrigen, zu den Leuten, über die ihr euch immer luſtig macht, die ihr verachtet. Und geſchieht, was die Leute Schande nennen, ſo bin ich deine Mutter nicht mehr. Ich wollte dich vornehm und glücklich machen in Zucht und Ehren, aber du willſt lieber — dort iſt Papier — ich ſage nichts weiter. Mach', was du willſt. (Geht ab.)

10. Auftritt.

Roſe allein.

Roſe (indem ſie Papier und das Tintenfaß auf den Tiſch holt und ſich daran ſetzt, noch aufgeregt). Schreiben. Aber was? Wenn ich mit ihm reden könnte. Ich bin juſt in der rechten Laune, etwas zu thun, worüber jene die Hände überm Kopf zuſammenſchlügen, wenn ſie's wüßten. — Was liegt aber dort an der Kommode? Hab' ich doch einmal den Schlüſſel ſtecken laſſen, und man iſt — ſo ſittlich geweſen, in meinen Sachen zu ſpionieren? Und gerade das hat ſie nicht bemerkt. Das ſoll mir eine Warnung ſein. Ich will's nicht wieder von mir

laſſen. (Steckt's in den Buſen, ſetzt ſich und ſchreibt.) „Wir ſind heut' abend beim Junker im grünen Pavillon.“ Die Laube daran iſt nah' an ſeiner Apotheke. „Mit dem Schlag halb zehn auf einen Augenblick in der Laube dabei. (In ſich lachend.) Es iſt ſo ein heimlich Plätzchen, daß du dich nicht zu fürchten brauchſt.“ Wollt' ich doch eben fragen: Wo iſt nur die luſtige Pfarrroſe hingekommen? „Meine Ungnade, wenn du ausbleibſt. Roſe Döring.“ (Während ſie das Blatt bricht, lachend.) Nur das Geſicht möcht' ich ſehn, wenn er das lieſt. „An Herrn Werner hier.“ (Ihr Blick fällt aufs Fenſter; ſie ſpringt ängſtlich auf; ehe ſie das Fenſter erreicht, bleibt ſie ſchreckverſteint ſtehen.) Über die breite Schlucht weg. Um ein Haar lag Pferd und Reiter zerſchmettert unten. Der garſtige Junge. Noch einmal. — Er thut's der Wette wegen. Solch ein Junge ſteckt die Gefahr wie eine Feder auf den Hut. Er kommt hierher. Es iſt doch ein ſtolzer blonder Junge!

11. Auftritt.

Paſtorin. Roſe.

Paſtorin (eintretend). Die Sabine kommt die Straße her.

Roſe. Ob ich mich verſtecke?

Paſtorin. Iſt das der Brief? Hörſt du, Roſe?

Roſe. Ja doch, Mutter.

Die Paſtorin ſiegelt mit einer Oblate.

12. Auftritt.

Paſtorin im Abgehen. Roſe. Falkenſtein erſt noch in der Scene.

Falkenſtein. Tiras! Sultan!

Paſtorin (iſt fertig und geht mit dem Briefe rechts).

Roſe. Ich will meinen Vater ſpielen. Da ſein Sammetkäppchen, ſein Sonntagsſchlafrock; eine lange Pfeife und ein Stück alter Zeitung. (Sie ſitzt ſo angethan mit dem Rücken nach der Thür.)

Falkenſtein (in der Thür, ſpricht hinaus). Wollt ihr draußen bleiben, ſchmutziges Geſindel. Glück ins Haus! (Sieht einen Augenblick nach Roſen, lehnt ſein Gewehr in die Ecke; er iſt in Jagdkleidung, hat einen jungen Haſen über der Jagdtaſche hängen.)

Roſe (agiert ihren Vater). Guten Morgen, Fritz. Von der Jagd? (Huſtet von der Pfeife.) Paſſieren da Dinge. Iſt auch der Kaiſer Franz geſtorben. Hm hm.

Falkenſtein (lachend). Vor ſechs Jahren, Herr Paſtor. (Nimmt ſie beim Kopf.) Guten Morgen, kleiner Herr Paſtor.

Roſe (wie vorher). Aber Fritz, wie Sie auch heute ſind. Geht man ſo mit der Geiſtlichkeit um?

Falkenſtein. Mit der Art Geiſtlichkeit, freilich!

Roſe (wirft Schlafrock u. ſ. w. weg, aufſpringend, in ihrem eignen Ton). Und was willſt du denn eigentlich?

Falkenſtein. Nichts. Ich bringe „leiblich Brot fürs geiſtliche“. (Nimmt den Haſen ab.)

Roſe. Nun! wenn alles Brot ſo lange Beine hätte. Das Jagen möcht' ich ſehen.

Falkenſtein. Brot hat keine Beine, und doch jagt ſich mancher danach außer Atem. Aber hier! (Hält triumphierend ein Papier in die Höhe.) Hier! Was hab' ich hier? Heut' iſt's ein Vierteljahr!

Roſe. Ach die Wette!

Falkenſtein. Nun? Haſt du mir's denn abgeſchmeichelt, Schmeichelkatze du? Und weißt, was drinnen ſteht?

Roſe (drollig). Schwarze Buchſtaben; freilich!

Falkenſtein. Alſo du weißt's nicht. Und nicht eine Woche ſollt' ich's vor dir geheim halten können. Und nun betracht' es genau. Iſt's dein Siegel noch? Ja. Und nun mach's auf und ſieh', was drinnen ſteht.

(Roſe thut's.)

Siehſt du! die große Wette haſt du verloren. Und die kleine auch. Wo iſt denn nun das Mädel, das man nicht überraſchen und nicht erſchrecken kann? Nun lies doch. Wenn deine Stimme nicht zittert, ſollſt du die kleine noch gewonnen haben.

Roſe (lieſt). Fritz Falkenſtein — und —

Falkenſtein. Und? — Und Roſe Döring empfehlen ſich als Verlobte. Falkenſtein, am erſten Juni. Das iſt heut'. Und morgen ſteht's in der Zeitung. Und weißt du nun, warum ich gleich fortlief, wie du's geſiegelt hatteſt? Dem Notar abzuſchreiben wegen heute nacht. Er, die Gräfin, die Verwandten, niemand brauchte zu kommen. Ich hätte ſchon eine Braut. Noch vor Mittag ging der Brief ab. Und weißt du nun die Überraſchung, auf die ich deine Eltern heut' einladen ließ in den grünen Pavillon? Was hätte das für Weitläufigkeiten geſetzt wegen der dummen Baronin. Aber wenn nun heute nacht ſo plötzlich meine Leute, die Muſik aus der Stadt, die Raketen, die Transparents mit unſern Namenszügen, die Kanonen und „Vivat Fritz von Falkenſtein und Roſe Döring, ſeine Braut,“ und wir beide da in bengaliſchem Feuer — was will er denn machen, der gute, liebe, alte Herr Paſtor? Als ja ſagen und uns ſegnen? Aber du dummes Mädel biſt mir ganz verſteint. Fehlt dir was? Deine Hände ſind wie Eis. Roſe! (Sie ſchüttelt erſchöpft mit dem Kopf.) Soll ich Waſſer holen? (Sie ſchüttelt; er läßt ſie ſetzen.) Und das iſt das Mädel, das man nicht erſchrecken und nicht überraſchen kann? Und wie war's vorhin am Fenſter?

Roſe. Der arme Schimmel auch.

Falkenstein. Spitzbube du?

Rose (mit gefaltenen Händen wie ein Kind zu ihm auf). Bitte, bitte, mach' nicht mehr so gefährliche Dinge mit dem armen Schimmel.

Falkenstein. Noch gefährlichere, bis du gestehst, daß dir's um den Reiter ist und nicht um den Schimmel. Aber ich muß heim. Undank hat mir sagen lassen, mein alter Lehrer von der Kadettenschule und jetziger Duzbruder ist auf dem Schloß angekommen. Der beste Reiter und Fechter im Land. Aber du kennst ihn ja — den Major Wüstenfels. Und nun heut', eh' deine Eltern gehn, an der hintern Gartenthür. Ich hab' keine Ruh', bis meine Überraschung angebracht ist. Aber daß du nichts verrätst und mir's nicht noch ein paar Stunden vorher verdirbst. Da — (wirft ihr den Hasen zu) und den nicht etwa mit dem Fell brätst — du Mädel, das man nicht erschrecken kann, und das einem alles abschwatzt. (In der Thür.) Sultan! Tiras! Wo steckt ihr Gesindel? Adieu Rose, adieu. (Ab.)

Rose (noch matt; herzlich in sich hineinlachend). Und doch hatt' ich's erraten! Und doch! (Sie springt auf und ihm nach.) Adieu, Tiras! Adieu, Schimmel! Adieu, Fritz!

Vorhang fällt.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Ein Zimmer auf dem Schlosse Falkenstein.

---

1. Auftritt.

Falkenstein. Wüstenfels kommen im Gespräch.

Falkenstein. Noch einmal herzlich willkommen. Von hier kannst du das ganze Thal übersehen. Undank sorgt indes für eine solidere Erfrischung.

Wüstenfels (am Fenster). Hübsch, hübsch. Sehr schön sogar. Aber sehr — ja die Kirche da im Busch wie die Gluckhenne mitten unter den Häuschen.

Falkenstein. Und dort die Bergkette, der Fluß —

Wüstenfels (gähnt oft). Außerordentlich langwei— hübsch, hübsch. Dort ist's wohl, wo die kleine Rosenkönigin vorm Jahr gekrönt wurde. Lebt deine Diane noch? Ein kapitales Tier. Und die Blesse. Gott straf' mich! wenigstens dreiviertel arabisch. Der Schweif konnte voller sein. Es war ordentlich Begeisterung in ihrer Ausgelassenheit. Und

immer niedlich. Die göttlichsten Einfälle jagten sich. Und diese Gestalt. Diese Fülle. Und wenn sie dahin raste im Tanz. Wenn man sie faßte zum Tanz, war's wie ein elektrischer Schlag. Jeden Augenblick kam sie einem einmal unter den Händen weg. War sie wieder eine andre. Sanft, malitiös, neckisch, großartig; wie's ihr eben einfiel. Mächtig leidenschaftlich, daß einem angst werden konnte, wenn man sie sich verliebt dachte. Donnerwetter! Ich hätt' sie doch behalten. Dein Schimmel ist ein prächtig Tier. Aber die Blesse! drehte sich sechsmal auf einem Fleckchen wie ein Schachbrett groß. (Immer gähnend.) Und die Diane? Die Kartoffeln lassen dir wohl keine Zeit zur Jagd? Aber kokett war sie, verdammt kokett. Und auf dich hatte sie's abgesehn.

Falkenstein (nicht eben angenehm berührt). Die Blesse oder die Diane?

Wüstenfels. Fällt mir ein. Im letzten Städtchen hört' ich erzählen von einem Junker in der Gegend, den eine Kokette in ihrem Garn haben soll. Und der Alte — ich denk', es war ein Schulmeister — was weiß ich? und seine Frau machen die Gelegenheit. Thun nicht, als ob sie's merkten, und die kleine Kokette hält's noch zugleich mit einem andern, und der Einfaltspinsel — (gähnt) was da? Dazu sind die Narren da, daß sie angeführt werden. Wollte nach dem Namen fragen. Aber ich vergesse heute alles. — Das verdammte Gähnen, so oft ich im Winde reite.

2. Auftritt.

Undank mit Serviette, Flaschen, Tellern u. s. w. Vorige.

Wüstenfels. Du bist nun vierundzwanzig, Bruderherz?

Falkenstein. Zweiundzwanzig heut'.

Wüstenfels (auf Undanks Bürde zeigend, die dieser eben auf den Tisch setzt). Für solche Jugend ist das ein gescheiter Einfall. (Er setzt sich und nimmt die Serviette vor.) Ich bin nun fünfzig, Bruderherz. (Kostet den Wein.) Der ist's noch nicht. Aber er hat seine Zeit besser benutzt. (Schenkt Falkenstein ein.) Trink!

Falkenstein (lehnt ab). Danke.

Wüstenfels. Soviel der Wein Jahre hat, soviel nimmt er seinem Trinker.

Falkenstein. Du behältst dann fünfundzwanzig. Mir nähm' er mehr, als ich habe.

Wüstenfels. Es ist wohl keiner, der mit fünfzig Jahren nicht wünschte, er wär' noch einmal zwanzig. Aber er dürfte nichts von dem vergessen, was er weiß. Dummes Zeug! Jung sein ist eben dumm sein. Das göttliche Privilegium, dumme Streiche machen zu dürfen. Und — hol' mich der — ein Streich, der nicht zugleich in

gewisser Hinsicht ein dummer Streich ist, ist auch kein gescheiter. Klugheit ist eine Schwäche, eine Krankheit mit Runzeln und Podagra. Ein kluger Mensch von zwanzig Jahren müßte sich aus der Welt hinaus langweilen. Wie ich dich auf der wilden Schecke sah, die keiner sonst bändigen konnte, und ihr Stolz vor dem deinigen die Segel streichen mußte, und du deine Unterlippe nagtest — ein Gestus, in den ich mich verliebt habe —, da dacht' ich: Der soll meine Zwanzig und ich will seine Fünfzig sein. Heut' ist die Zeit der Gesellschaften. Wir führten ein Kompagnieleben. Du gäbst das Kapital Jugend, und meine Erfahrung wär' technischer Kompagnon. Trink' doch. Deliziös. — Aber zum Donnerwetter! (Steht auf.) Weshalb ich da bin. Das verdammte Reiten im Wind. Ich komme als Gesandter von deinem Notar.

Falkenstein. Von meinem Notar?

Wüstenfels. Wegen der Geschichte da mit deinem zweiundzwanzigsten Geburtstag und der kleinen Gräfin Diemar.

Falkenstein. Was ist da noch? Ich hab's ihm abgeschrieben. Sie mag die Baronie behalten, und ich meine Freiheit.

Wüstenfels. Hm. Wenn du noch mehr Baronien wegzuwerfen hast, möcht' ich mir doch auch eine ausbitten. Der Notar meint, die Formalität müßte einmal sein. Es ist schon länger her, daß ich dich besuchen wollte und mit ihm davon sprach. Donner! es kann ein Vierteljahr sein. Ich versprach ihm, dir's auszurichten. Aus der Reise wurde nichts, und ich vergaß es. Vergesse doch sonst nicht so leicht. Also er meint, die Formalitäten wären einmal vorgeschrieben, und die Verwandten würden die Sache nicht so übers Knie brechen lassen. Und wolltest du die Diemar nicht, so hätt's mit der Erklärung immer noch Zeit bis zu dem Geburtstag — das ist heute — nachts zwölf Uhr. Vielleicht besännst du dich selbst bis dahin anders. Und es wär' ja auch möglich, daß die kleine Diemar Lust hätte, das Gut zu verschenken, daß heißt: einen andern zu heiraten als dich. Das könntest du ja abwarten.

Falkenstein (aufflammend). Abwarten! Ablisten! Abschleichen! (Ruhiger.) Diesen Geschäftsleuten ist alles Geschäft. So hätt' ich die ganze Verwandtschaft heute noch zu erwarten, während ich denke, die Geschichte ist abgethan. Undank!

Wüstenfels. Also ausgerichtet hab' ich's Nun mach', was du willst. (Setzt sich wieder zum Essen.)

Falkenstein. Noch was. Du wünschtest zu wissen, wie der Junker heißt, von dem du gehört hast da im letzten Städtchen. Ich glaub', ich kenn' ihn. Aber die Sache ist anders, als du sie gehört hast.

Wüstenfels. Kann sein. Vielleicht ist er's, der sich einen Spaß macht. (Er ißt.)

Falkenstein. Weder das eine noch das andre. Das Mädchen ist rein und herrlich wie die unentweihte Natur —

Wüstenfels (wird aufmerksam). Hm?

3. Auftritt.

Undank. Vorige.

Falkenstein (indem er sich zu Undank wendet, der etwas meldet). Und der Junker ist ein Ehrenmann.

Wüstenfels (während jene sprechen, kauend, gähnend und trinkend). Ein Ehrenmann? Sich ein Vergnügen machen — was benimmt ihm das an seiner Ehre? Ein Ehrenmann ist einer, (etwas ins Feuer geratend) der der Ehre gegenüber das Leben für nichts höher achtet, als es wert ist — also als nichts. Ein Ehrenmann ist einer den Männern gegenüber. Seinem Stande gegenüber. Das heißt sich keine Linie zu nah' treten lassen. Dafür ist der da (schlägt an seinen Degen). Das andre ist seine Sache. (Immer dazwischen gähnend.) Ein Ritt im Wind. Macht das schläfrig. — Wenn du noch eine Partie Whist zusammen bringen könntest.

Falkenstein (mit Undank sprechend). Er wird doch warten können.

Undank. Das will er nicht.

Wüstenfels (gähnend). Geniere dich nicht, Bruderherz. Der Wein und der Ritt. Ich werde ein gewaltig Loch in mein Bewußtsein machen. Thu' mir den Gefallen und thu', als wär' ich nicht da. Donnerwetter! ist das ein Stuhl. (Er hat sich zum Schlafen zurecht gesetzt und kehrt Falkenstein und der Thür den Rücken.)

Falkenstein. So laß er ihn herein. (Undank ab.)

Wüstenfels. In solch einem Stuhl — hätt' — Napoleon seinen Ruhm verschlafen — (Streckt die Beine von sich.)

4. Auftritt.

Freitag. Vorige ohne Undank.

Freitag (redet mit sich selbst im Eintreten; gestikuliert). Was werd' ich da Dinge machen! Hab' ich nicht neben ihm gesessen in der Schule? So daß sich des Schulmeisters Bakel immer auf mich verirrte, wenn er einen Streich gemacht hatte? (Greift in die Halsbinde, dann in die Haare; er sieht den Junker, richtet sich erschrocken gerade.) Gott zum Gruß.

Wüstenfels (immer für sich). Ein närrischer Kerl.

Falkenstein. Guten Abend, Freitag. Bist du auch einmal wieder bei uns? Was bringst du mir?

Freitag (Mut fassend). Na; er kennt doch meinen Namen noch. Meine alte Mutter, Ihro Gnaden —

Falkenstein. Fehlt deiner Mutter was?

Freitag. Freilich. Die Jugend.

Falkenstein. Die fehlt allen alten Leuten —

Freitag. Und dann der Entensumpf, wenn Gnaden sich erinnern.

Falkenstein. Deine Mutter ist doch nicht in den Entensumpf gefallen?

Freitag (lacht sehr). Nimm mir's nicht übel, Fritz. Aber, Gnaden nehmen's nicht ungnädig, das ist zu dumm. Ich war ja in den Entensumpf gefallen. Und damals war er tief. Du thust auch, als könnt'st nicht drei zählen, Euer Gnaden. Wissen's denn gar nicht mehr, wie Sie mitsamt den Kleidern hineinsprangen und das Gottlobchen heraus holten?

Wüstenfels. Was der Kerl nun eigentlich will?

Freitag. Meine Mutter aber, das ist mein alles auf dieser Welt. Wer meiner Mutter einen Pfennig giebt, der hat mir einen Thaler geschenkt. Ich will alles erleiden, wenn's ihr nur wohl geht (wischt die Augen). Aber wir wissen auch recht gut, wo das Geld neulich herkam da auf dem Fensterbrett. Ja, stell du dich, Euer Gnaden, wir wissen den Dieb.

Falkenstein. Es scheint, du glaubst —

Freitag. Halt's Maul, Euer Gnaden. (Thut geheimnisvoll.) Und denkst du nun, dafür soll ich ruhig zusehn? Wenn sie dich in den Sack stecken? Die Pfarrers? Und keinen Muck thun?

Falkenstein (steht auf). Für deine Mutter will ich sorgen. Adieu, Freitag.

Wüstenfels. So wär' er doch der Junker in der Geschichte —

Freitag (verblüfft). Aber —

Falkenstein. Ich mag keine Ohrenbläser. Geh. Dank's unsrer Schulfreundschaft, wenn ich's nicht ernster nehme.

Freitag (traurig). Daß ich eine treue Seele bin, denk' ich, das weißt du, Euer Gnaden. Und wenn's ein dummer Teufel ist, mein' ich, soll man sein Wort nicht verachten, wenn er's redlich meint.

Falkenstein. Kein Wort mehr, oder wir sind Freunde gewesen.

Freitag (in sich hinein brummend, indem er gehn will). Gut. Ich will nichts sagen. Du hast mich aus der Gefahr gezogen, und ich will dich drin sitzen lassen. Gieb ihr meinetwegen noch eine Verschreibung, die vor Gericht gilt. Und wenn du sie nach Werners Häuschen schleichen siehst, wie gestern und ehegestern nacht, dann mach' deine Augen zu, damit du ihnen nicht so scheele begegnen brauchst wie dem Freitag.

Falkenstein (betroffen). Was hast du da für ein Märchen von einer Verschreibung?

Freitag. Ein Märchen? Die Sabine meint, es wär' freilich nur auf ewige Liebe ausgestellt, wenn's schon mit Blut geschrieben wär' — (Falkenstein muß sich setzen.) Aber sie könnte dir doch einmal

eine ordentliche abſchmeicheln — denn das verſteht ſie; ich meine ein Heiratsverſprechen, das vor Gericht gilt, womit ſie dich zwingen kann oder wenigſtens ein rechtes Stück Geld abnehmen — wenn du tief genug heineingetappt wärſt — du verſtehſt mich ſchon — (Falkenſtein ſteht bald auf, bald ſetzt er ſich wieder; will ſich nichts merken laſſen.) O es iſt eine Kokette. Seit ſie die Roſenkönigin machte vorm Jahr, wo du zum erſtenmal wieder hier warſt — mit dem andern Herrn, hat ſie's auf dich abgeſehn; das ſagen alle Leute.

Wüſtenfels. Die Roſenkönigin! Und der andre Herr der bin ich. Lauter alte Bekannte.

Freitag. Ich ſeh' ſie da immer im Buſche ſchleichen bei Nacht da bei Werners zu; erſt geſtern wieder, wie ich von meiner Mutter ging. Und mit den Briefeln an den Werner hätt' ich's der Sabine immer nicht geglaubt, wenn ſie mir nicht geſtern eins gewieſen hätt'.

Falkenſtein (fährt auf). Von wem? (Bezwingt ſich.)

Freitag. Ja, von der Pfarrroſe.

Wüſtenfels. So nannten ſie die Kokette im Städtchen!

Freitag. Den Werner will ſie ſich nämlich aufſparen, wenn's mit dir nichts iſt. Aber der iſt nicht ſo dumm. Ich hab' mir's abgeſchrieben.

Falkenſtein. Gieb —

Freitag. Ich hab's geſchrieben. Kann's aber auch niemand leſen wie ich. (Er lieſt.) „Wir ſind heut' abend beim Junker im grünen Pavillon. Mit dem Schlag halb zehn auf einen Augenblick in der Laube dabei."

Wüſtenfels (will auf). Die Canaille! (Sitzt wieder wie ſchlafend.)

Freitag. „Es iſt ſo ein heimlich Plätzchen, daß du dich nicht zu fürchten brauchſt."

Wüſtenfels. Sie ſpricht Mut zu! Gewöhnlich iſt's umgekehrt.

Freitag. „Meine Ungnade, wenn du ausbleibſt. Roſe Döring." Aber was machſt du auch, Ihro Gnaden? Läuft dir das Blut an den Händen herunter.

Falkenſtein. Nichts. Ich hab' aus Verſehen ein Glas in der Hand zerdrückt.

Wüſtenfels. Aus Verſehen. Solch einen Koloß von Glas.

Freitag. Aber was wahr iſt; ſie iſt am Ende doch nicht allein ſchlecht. Es iſt gleich von Anfang an auf dich abgeſehen geweſen, Euer Gnaden. Das ſagen auch alle Leute. Drum hätt' der Paſtor dich gleich zu ſeinem Schwiegerſohn erzogen — gar nicht ſo auf den Hochmut los mit dem gnädigen Junker — na, du verſtehſt mich ſchon. Und der alten Paſtorin ihr Stolz der iſt bekannt: daß ſie keine Bauerfrau für voll anſieht, weil's nicht adlig geboren iſt wie ſie. Die Leute bedauern dich auch recht, Euer Gnaden, daß du dich ſo

ſchlachten laſſen willſt wie ein gutes Schaf. Andre wieder ſagen: Der Junker iſt nicht ſo dumm. Man müßt' nicht wiſſen, wie's die Edelleute machen. Derzeit ſie denkt, er iſt ihr Narr, iſt ſie ſein Narr geweſt, und reibt ſich die Händ' und lacht ſie aus.

Falkenſtein (zwingt ſich zu lachen). Deine Leute ſind nicht ſo dumm — die letzten mein' ich —

Freitag. Na, ich dacht' es doch. Nun iſt mir ein Stein vom Herzen. Die Junkers ſind Vokativus. Na, leb' recht adieu, Euer Gnaden. (Reicht ihm die Hand.)

Falkenſtein. Laß dir unten bei Undank eine Flaſche vom Beſten geben und trink' meine Geſundheit darin.

Freitag. Das will ich, Euer Gnaden. Du biſt doch immer noch ein prächtiger Kerl. (Er geht knickſend.)

5. Auftritt.

Falkenſtein. Wüſtenfels.

Falkenſtein (ſteht die Hände wider das Herz gepreßt. Kleine Pauſe. Dann ſpringt er auf, nimmt zwei Piſtolen aus einem Kaſten, will gehn, kehrt um). Aber was willſt du, Fritz? Ihn ſtrafen, daß er — ſo klug iſt wie du? Daß ſie ſich kitzeln ſoll, daß ihretwegen — Nein! (Legt die Piſtole hin.) Aber was ſonſt? Erſt Gewißheit! Und von wem? Soll er dir den Puls fühlen und — von ihr? Daß ſie dir Märchen vormacht? Sie warnen, daß ſie ihr Spiel noch feiner treibt? Noch Gewißheit? Ha ha, freilich! So was hat man gern gewiß. Schwarz auf weiß. Um Lebens und Sterbens willen. Das mit der Verſchreibung — das mit dem Stelldichein — iſt nur eins davon wahr, ſo iſt's genug. Für den Kopf genug. Für das Herz zu viel! Wo ich — wo ich — — wenn ich zu tief. Solche Gemeinheit faßt kein Herz. Und du willſt noch fragen? Ob das die Sonne da? Ob das Wein? Ob das — Geh hin und frag' den alten Heuchler. Und wenn er ſeine ehrwürdige Fratze macht und ſagt: Nein, Fritz; ſo zieh' ein Schafsgeſicht und ſag': Nun freilich. Ich müßt's doch auch wiſſen, wenn ich ein Narr wär'! Ich mußt' es ſehn, wenn ich nicht blind war! An dem Benehmen der Paſtorin mußt' ich's ſehn. Wenn die Tochter nicht geſchickter heuchelte als die Mutter. Aber — ſo wahr ich ein Mann bin und kein Bube, mit dem man macht, was man will — ich will das Lehrgeld nicht ſchuldig bleiben. (Er macht Schritte, ſieht bald aus dem Fenſter, packt die Piſtolen bald ein bald aus.)

Wüſtenfels (ihn verſtohlen im Spiegel beobachtend). So recht, Junge! — Wenn er ſo an der Unterlippe nagt, möcht' ich ihn freſſen. Wie ein kleiner Apoll von Belvedere. Ich will — nein; ich darf nicht thun, als hätt' ich was gehört. Das brächt' ihn vollends außer ſich.

Falkenſtein (bleibt ſtehn). Sehn, ob das mit der Laube — und dann — die Dirne herausreißen, und ſollt' ich das Herz mit zerreißen. Ertappen, überführen, vor ihrem Buhlen, vor ihren Helfershelfern, vor dem ganzen Dorfe —

Wüſtenfels. Sinne was aus, Junge. An mir ſollſt du einen Bundesgenoſſen haben. Solche Schmarotzer müſſen's fühlen!

Falkenſtein (ruft aus der Thür). Undank! — (Schritte.) Sie ſoll die Betrog'ne ſein!

Wüſtenfels. Ich muß thun, als hätt' ich die ganze Geſchichte verſchlafen.

6. Auftritt.

Undank. Vorige.

Falkenſtein. Wie iſt's mit dem Feuerwerk, Alter?

Undank. Halten zu —

Falkenſtein. Was giebt's?

Undank. Sind Sie's auch, Herr Jagdjunker?

Falkenſtein. Nein; ich bin eben Oberjägermeiſter geworden.

Undank. Aber —

Falkenſtein. Was ſpioniert Er ſo? Hat Er noch keinen Menſchen geſehn?

Undank. Aber —

Falkenſtein. Sieh Er hin, wohin Er will. Wer hat die Lampen angemacht?

Undank. Joſeph — als ein alter Feuerwerker.

Falkenſtein. Schon gut. Ich werde ſelbſt mit ihm reden. Er ſoll — geh' Er. Wein laß Er bringen. Geh' Er.

Undank kopfſchüttelnd ab.

7. Auftritt.

Falkenſtein. Wüſtenfels.

Falkenſtein. Wenn ich ſo tief — o es kann werden.

Wüſtenfels (gähnend, als erwach' er eben). Bruder — herz —

Falkenſtein (für ſich). Doch ein geſcheiter Streich, daß ich Wüſtenfels nicht — nein; ich hab' ihm nichts davon geſagt — wenn er nicht — (Er füllt zwei Gläſer.)

Wüſtenfels. Fritz! — Biſt du noch da? (Er erhebt ſich.)

Falkenſtein (bringt ihm ein Glas auf). Ich und noch ein guter Kamerad. — Auf fröhliches Weltmannsleben!

Wüſtenfels. Aber ich denke, du trinkſt keinen Wein?

Falkenſtein. Weil ich vorhin? — 's war meine Zeit noch nicht. Komm, Wüſtenfels, ſetz dich. Und hübſche Mädchen! Davon hältſt du nichts? (Er trinkt, ſchenkt wieder ein; das thut er jedesmal, wenn ihn Wüſtenfels anſieht, um deſſen Blick auszuweichen.) Man iſt nur einmal jung.

Wüſtenfels. Und wenn man's ſo iſt wie du, muß man's genießen und genießen laſſen.

Falkenſtein (trinkt). Genießen und dann wegwerfen wie eine ausgepreßte Citrone. (Schenkt wieder ein.)

Wüſtenfels (für ſich). Will der ehrliche Junge den Roué ſpielen. Was der verwundete Stolz für Sprünge macht.

Falkenſtein. Trink. Wie eine ausgepreßte Citrone, ſag' ich dir. Das iſt der Hautgout dabei. Und zertreten, daß ſie niemand aufheben mag.

Wüſtenfels. Zu viel iſt vom Übel, Junge. Wer wird ſo hartherzig ſein.

Falkenſtein (ſtößt an Wüſtenfels' Glas, das auf dem Tiſche ſteht). Hunde! Pferde! Hübſche Mädchen! Stoß an, Bruderherz!

Wüſtenfels. Wie du glühſt. Und gleich darauf wirſt du wieder bleich —

Falkenſtein. Stoß an! Denen, die Moral predigen, iſt's ſelbſt kein Ernſt. Und wär's ein Geſicht wie vom heiligen Sebaſtian, die Augen zwei Fenſter in den Himmel, und die Stimme wendet dein Herz dir um im Leib, und du mußt glauben, wenn du nicht willſt, und er zieht dir die Seele aus dem Leib und macht mit ihr, was er will, daß du mit thränenden Augen dich der Tugend zuſchwörſt — (Schlägt aufſpringend mit der Fauſt auf den Tiſch.) Lüge iſt's! Lüge! Lüge! Schändliche Lüge! Je mehr Frömmigkeit und Herzlichkeit, deſto größer der Schelm, der ſich dahinter verbirgt. (Trinkt und ſchenkt ſich wieder ein.)

8. Auftritt.

Undank mit Wein. Vorige.

Wüſtenfels. Der Undank hat dir was zu ſagen, Junge.

Undank. Ein Vorreiter, gnädiger Herr. Gegen zehn Uhr nachts würde die gnädige Comteſſe von Diemar und ihre Geſellſchaft die Gnade haben —

Falkenſtein. Gieb ihm Wein. Er ſoll luſtig ſein. Sag' Er ihm, ſein Herr wär' ein Lebemann. Wer weiß, was er für Geſchichten gehört hat. Er ſoll trinken und die Mädchen leben laſſen.

Undank (verdutzt). Aber —

Falkenſtein. Lebendiges Aber! Gevatter Aber. Aber Er ſoll gehn, Alter. Zum Petrus an der Himmelsthür ſagt Er noch aber.

Undank achſelzuckend und kopfſchüttelnd ab.

9. Auftritt.

Wüſtenfels. Falkenſtein.

Wüſtenfels (nach ſeiner Uhr ſehend). Jetzt iſt's halb acht. Noch dritthalb Stunden —

Falkenstein. Eben noch Zeit zu einer Posse. Der Pfarrer und die Pfarrerin kommen in einer halben Stunde. Empfang' sie statt meiner. Führ' sie in den grünen Pavillon und — laß sie nicht weiter. Was siehst du mich so an? Trink, Bruderherz. (Trinkt.)

Wüstenfels (für sich). Ah; in der Laube am grünen —

Falkenstein (klingelt). Die alte Pastorin ist hochmütig. Wenn du sie kitzelst, kannst du göttlichen Spaß haben. Zeig' ihr die Transparents an den Bäumen — das F und R — gieb ihr zu verstehn oder — hahaha, es ist göttlich.

Wüstenfels. Das hieße Fritz und — wie weiter?

Falkenstein. Haha — Rose — was? Ganz recht. Ganz recht. Das wär' zu meiner Verlobung. Und mach' sie recht gespannt, hörst du? auf eine angenehme Überraschung, die ich vorhätte diese Nacht. Verstehst du? Fritz und — und so weiter. Und hältst sie fest, bis ich euch hole.

Wüstenfels. Aber wozu —

Falkenstein (hastig). Trink —

Wüstenfels (nimmt ihm das Glas). Keinen Tropfen mehr! Vergißt du die Diemar und den gnädigen Schweif von Vettern und Muhmen?

10. Auftritt.

Undank. Vorige.

Falkenstein. Was läuft Er immer fort, wenn man Ihn braucht? Schon gut. Ich kenne seine Aber schon. Den Joseph muß ich sprechen wegen der Überraschung. Ist er unten? Gut. (Er wendet sich zum Gehn.) Sie wollen nicht geachtet sein. Sie lachen über den dummen Jungen, der wie das Allerheiligste verehrt, was jeder haben kann, der nicht zu blöde ist. Ein Pferd hat eine Seele. Ein Hund hat eine Seele, an der man sich versündigen kann. Ein Weib hat keine. Die ganze Süße herausgepreßt einen wilden, seligen Augenblick lang — und weggeworfen. Und mit dem Fuß zertreten! (Er geht.)

Vorhang fällt.

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Park.

Im Vordergrund links eine Laube mit zwei Eingängen, einem nach vorn, einem dem grünen Pavillon gegenüber, der rechts ist. Über Büschen und Bäumen weiter hinten links das Schloß auf einer bewaldeten Höhe, rechts die Kirche. Es wird allmählich dunkel.

1. Auftritt.

Werner. Freitag im Gespräch von rechts.

Freitag (eifrig erzählend). Deine Leute, sagt' er, sind nicht so dumm hat er gesagt. Werner, verstehst?

Werner. Hm.

Freitag. Und der Kerl dort hinter der Laube. Frag' ich, was er macht? Macht der Kerl eine Geschichte daher von einem Feuerwerk; das sollt' er loslassen zur Überraschung in der Laube.

Werner. In der Laube —

Freitag. Und punkt halb elf auf der Lauer sein und sich nicht regen, damit er losbrennen könnt', sowie der Junker mit Händeklatschen das Zeichen gäb'. Was?

Werner. Halb zehn. Mit Händeklatschen —

Freitag. Aber nun ins Dorf. Wer Beine hat, soll mit Eichenlaub pflücken. Punkt zehn kommt die Gräfin. Da kommt deine Schwester. So spät. Das muß was Apartes sein.

2. Auftritt.

Sabine. Vorige.

Sabine. Der Müller hat schon dreimal geschickt. Ich sah dich hier stehn. Dacht' ich, wenn's schon Abend ist; wenn man vielleicht ein Menschenleben retten kann —

Werner (giebt ihr die Hand). Soll ich's mit Worten entweihn, was ich fühle?

Sabine. Nein, du edler Mensch. Mein Gemüt versteht dich ohne das. Säh'st du, wie mir die Augen übergehn!

Freitag. Mir auch, wenn ich euch zusammen reden höre.

Werner (küßt Sabine auf die Stirn). Adieu, durchsichtig' Gemüt.

Freitag. Apropos, durchsichtig' Gemüt; gehst du heut' mit zum Tanz? — Hätt' ich mir die Zunge verbrannt!

Werner (zu Sabinen im Ton des Verständnisses). Die höhere Bildung kann sich herablassen in das niedere Sein; nicht umgekehrt.

Sabine. Wie du aus meinem Herzen sprichst. Mich versteht niemand als du. (Ab.)

Freitag. Du red'st am End' französisch und weißt's nicht.

Werner. Guter, einfacher, unschuldsvoller Sohn des Waldes, wie deine Naivität rührend ist. Wir sprechen uns noch. (Giebt ihm die Hand.) Adieu, Gottlob.

3. Auftritt.

Werner allein.

Zeigt ihm die Gans das Billet, und der Esel ist auch Ochse genug, die ganze Geschichte gleich — und erzählt mir's da auch noch, als wär's wer weiß wie ein gescheiter Streich. Könnte mich in schöne Kollision bringen mit dem Brausepulver von Junker da oben. War noch ein Glück, daß — hm — ob nicht aus der Dummheit noch wirklich ein gescheiter Streich zu kneten geht? Einmal durchkalkuliert. Was will die kleine Kokette? Daß ihr's nicht ernst mit dem Brief; daß sie eine Neckerei vorhat — Donnerwetter, wie neulich! Wo ich die drei Seiten aus dem Jean Paul da just, wo die Sonne untergeht im Stübchen am Garten, so gefühlvoll herdeklamiere, als wären's meine eignen, augenblicklichen Gedanken! Und sie hört so ehrbar zu, daß ich immer noch hitziger werde. Und wie ich einmal stecken bleib' in der Aktion, hat die Canaille den Jean Paul vor sich liegen und hilft mir da ein — wer zum Teufel denkt, daß die den Jean Paul auswendig kann? Aber sie ist mir auch so in den Tod zuwider, möcht' ich sie nicht ihres Geldes wegen, daß ich sie aus Haß, aus Rachsucht heiraten könnte!

Zweitens: Was will der Junker? Durchkalkuliert. Los will er sie sein, jetzt da die Gräfin Diemar, mit guter Art. Deshalb will er uns zusammen überraschen. Rechnet denn der Mensch nicht? Denkt er nicht daran, daß die Laube hier zwei Eingänge hat. Glaubt der Narr, man wird hier still halten, bis er mit den alten Pfarrers dort aus dem Pavillon kommt? Und deswegen hat er sie doch hierher einladen lassen. — Hätt' er was Gefährliches gegen mich im Sinn, so würd' er nicht illuminieren lassen. — Er will aber einmal gern überraschen; und man muß schon sehn, wie man ihm zu seinem Willen verhelfen kann. Also: wenn ich ihm helfe — kalkuliert. In meinen Armen müßte sie gesehen werden. Sie wird sich sträuben, das gilt natürlich für Verstellung. Da giebt's nun zwei Wege für sie; nur zwei. Entweder vor den Alten und dem Junker dazu für eine Dirne zu gelten, oder meine großmütig dargebotene Hand zu fassen. Ich fühl's an mir, daß ich ihr zuwider bin. Aber der verletzte Stolz, die Erbitterung gegen den Junker, mit dem's ohnehin aus ist; die Verwirrung, Schreck, Scham. Und wenn das alles nicht wirkte, so ist der Gedanke allein genug, daß sie den Alten damit umbringen kann, wenn sie als Dirne dasteht. Hm. Dann hätten wir ja alle drei unsern Zweck erreicht; sie die pikante Situation, er seine Über-

raſchung, und ich — ihre vierzehntauſend Thaler. Überraſche nur zu, liebenswürdiger Junge. Ich wär' ein Narr, wenn ich mich nicht von dir überraſchen ließe! — Da kommt der alte Schnauzbart aus der Reſidenz. Bringt mich da auf einen Gedanken. Ob nicht von der Aufopferung um die Pfarrers ſo viel Zeug überbleiben ſollte, daß eine geſchickte Hand noch ein warmes Verdienſtchen um den Junker daraus zuſammenſchneidern könnte. Und wenn er auch nur hinterher erführe, daß ich ihm in die Karten geſpielt habe. Denn die Praxis auf dem Schloß büßt' ich ungern ein.

4. Auftritt.

Wüſtenfels. Werner; dann Undank.

Wüſtenfels (von rechts; ſieht ſich um). Kommt Er, Undank?

Werner. Um Vergebung, mein Herr; ich ſuche den Herrn von Falkenſtein —

Wüſtenfels. Iſt nicht zu Hauſe.

Werner. Höchſt dringend —

Wüſtenfels. Thut mir leid. Heut' wird er nicht zu haben ſein. Undank, kommt Er denn endlich? Das iſt der grüne Pavillon?

Undank. Das ſind der grüne Pavillon. Einen guten Abend, Herr Doktor. (Er öffnet den Pavillon und beſchäftigt ſich darin.)

Werner. So möcht' ich wohl — Sie ſind ein Lebemann. Man iſt eben auch nicht von — In dieſer Laube ſprech' ich zuweilen — hm hm —

Wüſtenfels (für ſich). Zuweilen — ja, hol' dich! — Sie ſind —

Werner. Arzt Werner.

Wüſtenfels. Richtig.

Werner. Und ich könnte Ihnen verſichern, daß ich's nicht bin, der ſich darum bemüht —

Wüſtenfels (für ſich brummend). Da hat er recht. — Aber, mein Herr, Sie ſind eben nicht diskret. Und ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre Ihrer Konfidenzen komme. Überdies — ſehn Sie —

Werner. Daß Sie beſchäftigt ſind. Deshalb würd' ich Sie bitten: ein Wort an Ihren Freund, der auch der meine iſt. Halb zehn ſoll er heimlich hinter der Laube hier ſein. Sagen Sie ihm, Werner werde die Falſchheit entlarven. Werner werde ſich für ihn opfern.

Wüſtenfels. Hm — daher — Sie wollen —

Werner. Wie wir uns begegnen, Mann! Deutſcher Mann! Ich wollte, wenn er —

Wüſtenfels. Erkenntlich wär' —

Werner. Herr von Wüſtenfels, ich muß Sie um eine Erklärung bitten.

Wüstenfels (will gehn). Wir verstehn uns, mein' ich —

Werner (legt ihm die Hand auf die Schulter, sieht ihn erst schweigend an). Wir verstehn uns — aber im edelsten Sinne des Wortes, oder — wir mißverstehn uns gänzlich. (Verneigt sich, geht einige Schritte und bleibt plötzlich kalkulierend stehn.)

Wüstenfels. Wär' nicht übel, wenn man die beiden zusammenbringen hülfe, den — und die Kokette. Schlimmer könnte man alle beide nicht bestrafen. — Was will der Kerl noch? Wollen Sie noch etwas? Sie sehen, ich bin gesund, und — rasiert bin ich auch. Also —

Werner (verneigt sich immer in Gedanken verbindlich lächelnd und geht noch einige Schritte).

Wüstenfels. Ist das der Pastor, der dort kommt, Undank? Sieht mir nicht aus, als ob euch der tüchtig herunterkanzeln könnte.

Undank. In der Moralität und dem Kapitel vom freien Willen sind der Herr Pastor stark. Aber in der Erbsünde sind der Herr Diakonus stärker.

Wüstenfels. Nun mach' Er seine Anstalten wegen der Gäste für heut' nacht. Ich muß die Honneurs machen.

Undank links, Wüstenfels rechts ab.

5. Auftritt.

Werner (allein; sein Selbstgespräch wird laut). Und ich möchte nicht einmal, daß es so glau abginge. Daß sie's einmal mit jedem Atemzug einschlucken müßte. Und dem alten Tugendnarren seine Menschenkenntnis und seine schiefgewickelten Erziehungsideen einzutränken. (Lachend.) Ein Menschenkenner das! und mit sehenden Augen blind. Da heißt's: Hinter dem Ofen sitzen auch Leute. Und der alten hochmütigen Schachtel, die's einem in jeder Tasse Kaffee zu trinken giebt, daß sie adlig geboren ist. Die ganze Familie bekäm' ich in meine Gewalt. Ja. Der Ansatz ist richtig. Richtig kalkuliert ist's auch. So muß die ganze Rechnung treffen, und — die Vierzehntausend, Werner, sind dein.

(Links vorn ab.)

6. Auftritt.

Von rechts die Pastorin, von Wüstenfels mit grotesker Galanterie an den Fingerspitzen geführt. Der Pastor.

Wüstenfels (nach dem Pavillon zeigend). Gnädige Frau —

Pastorin. Ich bin nur bürgerlich, gnädiger Herr.

Wüstenfels. Vergebung denn, gnädige — oh, Frau Pastorin wollt' ich sagen. Es ist sehr verzeihlich, hier zu irren. Sie haben so ein je ne sais quoi — daß man unwillkürlich —

Pastorin. Sie scherzen, gnädiger Herr. Das Glück schien mich zu etwas Höherem zu bestimmen —

Wüſtenfels. So holt es heut' nur einen Teil ſeiner Schuldigkeit nach — ich darf nichts verraten. Aber wir wollten die Namenszüge an den Transparents entziffern. R D

Paſtorin (unendlich geſpannt mit zitternder Stimme leicht hin). D — die Gräfin Diemar —

Wüſtenfels. Heißt Adele, ſoviel ich weiß. Wie kommen Sie — ach ja, mir fällt ein, der Onkel hätt' es gern gehabt. Sagen darf ich's nicht, gnäd'ge Frau; Sie müſſen's ſelbſt erraten. R? Laſſen Sie ſehn. Richardine — Riekchen — Ro — (ſchlägt ſich auf den Mund) Rolandine. Aber wir ſind — (Will ſie in den Pavillon komplimentieren.)

Paſtor. Wollten Sie einſtweilen voranſteigen?

Paſtorin (einſchaltend). Die Gnade haben —

Paſtor. Wir werden ſogleich —

Paſtorin. Die Ehre haben, dem gnädigen Herrn zu folgen.

Wüſtenfels (verneigt ſich und geht voraus in den Pavillon, er wird zuweilen ſichtbar).

Paſtor. Und was hieß das alles? Mit der Überraſchung, dem Glück und den Namenszügen?

Paſtorin (ſo aufgeregt, daß Lachen und Weinen unwillkürlich in jedem Wort hörbar). Was es ſollte?

Paſtor. Du ſchienſt ihn beſſer zu verſtehn.

Paſtorin (für ſich; wie vorhin). Nach zwanzig Jahren der Erniedrigung mein täglich Gebet erhört!

Paſtor. Ich hoffe, ich hab' ihn falſch verſtanden.

Paſtorin. Und wär's ein Unglück?

Paſtor. Du haſt deine Hand im Spiel gehabt, wenn ich recht verſtanden habe. Sonſt müßt' ich am Menſchen verzweifeln. (Muß ſich ſetzen.) Weiß die Roſe davon?

Paſtorin (faſt ausbrechend). Willſt du deinem Kind ſein Glück nicht gönnen?

Paſtor. Wenn ſie darum weiß —

Paſtorin. Du ſollteſt froh ſein, wenn's noch in Ehren abgeht. Haſt du nicht ſelbſt den Anlaß gegeben?

Paſtor (zürnend). Den Anlaß? Dazu? Der Wahrheit, der Tugend hatt' ich zwei Tempel gebaut. Und nun wird's — wer wird glauben, daß ich nichts wußte?

Paſtorin. Das ſind ja nur die Leute. Und auf die Leute giebſt du ja nichts.

Paſtor. Es iſt nicht um die Leute. Seine Familie — wenn er's je bereute — und Roſe —

Paſtorin. Sei froh, Alter, daß dein Stolz und deine Selbſtändigkeit nicht zu viel Schlimmerem geführt haben.

Paſtor. Das Schlimmſte iſt's nicht — wenn die Roſe nicht

darum weiß. Aber wir müssen — hilf mir auf. Stand ihr nicht mein Herz offen für die flüchtigste Empfindung. Und wann hätt' ich nicht selbst zu ihren Kindersorgen das Doppelte von dem Meinen zugelegt — war's Freude oder Leid. Nein, Mutter, sie hätte mir's nicht verschwiegen. Siehst du wohl, ich hab' ihr Unrecht gethan. Sie weiß nichts davon. Und mit Fritz werd' ich reden. Ist er nicht auch unser Kind? Komm. (Indem sie gehn, gutmütig lachend.) Das sieht ihm so ähnlich, dem Fritz. Er wußte, wollt' er seinen Zweck erreichen, mußt' er uns alle überraschen, die Rose am meisten. Wo war deine Menschenkenntnis, Alte! Es ist ein gutmütiger toller Kinderstreich von ihm. Er ist noch ein völliges Kind.

Beide in den Pavillon ab, dessen Thüre Wüstenfels hinter ihnen schließt. Es ist unterdes dunkel geworden und wird's noch mehr. Einige Augenblicke die Bühne leer.

7. Auftritt.

Falkenstein, Rose, die plaudernd an seinem Arme hängt, rasch von links hinten, bei der Laube bleibt er stehen.

Rose. Wie ich dich plage, du armer Fritz. Mein Geplauder anhören und auch noch ja sagen, wenn ich frage: Nicht, Fritz? Wie, Fritz? Und werd' ich müde so zu fragen? Ich thu's und weiß es nicht. Wenn ich mit mir selber rede, sag' ich: Nicht, Fritz? Wenn ich den Vater oder die Mutter rufen will, merk' ich eben noch, daß ich Fritz rufen wollte. Wenn ich erschrecke über was, ruf' ich unwillkürlich Fritz, als müßtest du immer um mich sein, um mir zu helfen. Ist das nicht drollig, Fritz? Wie, Fritz?

Falkenstein (für sich). Ich hab' den Brief nicht selbst gesehn. Wenn sie jetzt heuchelte, dann —

Rose. Siehst du, mein ganzes Sein ist nur eine Frage, worauf die Antwort Fritz heißt. Wie meine Brust atmet und mein Herz schlägt schlafend und wachend, so denkt meine Seele schlafend und wachend dich. Aber wie bist du, Fritz? Du bist nicht wie sonst.

Falkenstein. Ich? Du irrst.

Rose. Wie bist du nur? Es ist Nacht. Und doch seh' ich, du bist bleich. Ich seh's mit der Seele. Ich hör's an deinem Atem, an deinem Sprechen. Bist du krank, Fritz? Sag' mir's. Sag' mir's. Wonach siehst du immer um? Ich bin bei dir, und dir fehlt was? Wonach pocht dein Herz so heftig, daß ich's hören kann? Daß mich's fortstößt von deiner Brust? Was horchst du so auf?

Falkenstein. Ich? — Die wilde Taube dort drüben im Park —

Rose. Sie girrt süß. Der Wald hält den Odem an. Die Bäume träumen von einer Welt, wo's nie Winter wird. Ich fasse dich und habe dich nicht. Was ist's, das zwischen uns steht? Du bist mein und bist mir fremd.

Falkenſtein (losbrechend). Sie girrt zu ſüß; ich glaub' ihr nicht.

Roſe. Wie biſt du wild? Und fährſt auf?

Falkenſtein (für ſich). Halt an dich!

Roſe. Was ſagteſt du, Fritz? Ich verſtand dich nicht. (Es ſchlägt halb) Du erſchrickſt?

Falkenſtein. Ich? Was du nicht träumſt.

Roſe. Ich fühlt' es, wie du zuſammenſchrakſt. Biſt du krank?

Falkenſtein. Laß — (für ſich). Wenn das Verſtellung wär', ſie wär' ſchändlicher, als ein Menſch ſein kann.
(Mit dem Ton der Liebe) Roſe! Ich — (er bezwingt ſich).

Roſe. Das war der Fritz!

Falkenſtein (zitternd). Ich weiß nicht, klang mir's in den Ohren, oder ſchlug's — was ſchlug's da?

Roſe. Ich hörte nichts.

Falkenſtein (beobachtet ſie zwiſchen Furcht und Hoffnung). Zwei Schläge —

Roſe. Warum? Du willſt nun zu den Eltern? Die Überraſchung? Fritz! mein Vater!

Falkenſtein. Geduld. Geduld. Das war halb zehn. Kennſt du die Laube da noch? beim grünen Pavillon?

Roſe (erſchrickt). Was ſchlug's, Fritz?

Falkenſtein. Was gehn uns die Stunden an?

Roſe. Halb neun?

Falkenſtein. Halb zehn —

Roſe (ängſtlich). Halb zehn?

Falkenſtein (für ſich). Erſchrickt ſie?

Roſe (für ſich). Wenn Werner jetzt — Komm, Fritz.

Falkenſtein. Wohin?

Roſe. Zum See. Laß uns zum See, Fritz!

Falkenſtein. Zum See? Und warum?

Roſe. Hier iſt's ſo ſchwül, ſo ängſtlich. Das Plätzchen beim See iſt das heimlichſte.

Falkenſtein. Iſt's hier nicht heimlicher? Kennſt du die Laube nicht mehr? Hier ſchwuren wir. Hier verſchrieb ich mich dir mit meinem Blut. Die Schwüre ſäuſeln noch im Laub — und du haſt ſie vergeſſen?

Roſe. Am Fels — (für ſich) — Soll ich's ihm ſagen? Nein. Geſtern konnt' ich's noch. Aber heut' nicht mehr. Fritz, am Fels. Ob die Aolsharfe klingt? Laß uns — Fritz, du läufſt nicht ſo ſchnell als ich — was gilt die Wette? (Will ihn fortziehn.)

Falkenſtein (hält ſie; thut ſich die äußerſte Gewalt an). Man muß ſie hier hören. Wenn du nur ſtill wärſt. Aber du ſprichſt ſo laut, als ſollte — man's im Pavillon hören. Biſt du krank, Roſe?

Wonach klopft dein Herz ſo heftig, daß ich's hören kann? Was ſiehſt du immer um?

Roſe. Fritz, ich muß dir was ſagen — Warum reißeſt du dich los? Du haſt mir weh' gethan.

8. Auftritt.

Werner. Vorige.

Werner kommt leiſe hinter dem Pavillon hervor und hinten herum, ſo daß er ſich dem Seiteneingang der Laube nähert.

Falkenſtein (ſich ſo ſtellend, daß er mit dem Geſicht, Roſe mit dem Rücken nach Werner ſteht; für ſich). Er kommt.

Werner. Er hat mich bemerkt. Nun, Werner; du verdirbſt dir's ſelbſt, wenn du's ihm verdirbſt.

Roſe. Biſt du böſe?

Falkenſtein. Böſe? Solch' einem — treuen Täubchen?

Roſe. Was haſt du doch?

Falkenſtein. Warte hier. Geh' nicht weiter. In einem Viertelſtündchen — früher nicht — hol' ich dich zur Überraſchung. Daß ich dich hier finde. (Er geht zum Pavillon und klopft leiſe an.)

9. Auftritt.

Wüſtenfels, die Paſtorin, der Paſtor kommen auf das Klopfen leiſe heraus. Falkenſtein führt ſie vor bis dem Seiteneingang der Laube gegenüber; er wendet ſie der Laube zu. Roſe in der Laube. Werner tritt eben hinein.

Roſe. Daß die Laube ſo einſam — die Nacht ſo dunkel — Fritz! Ich muß ihm nach. Muß es ihm ſagen —

Poſthörner in der Scene; Roſe will dem Falkenſtein nach.

Werner (hält ſie zurück). Roſe —

Roſe (wendet ſich erſchrocken). Was iſt?

Werner. Ich bin's — Werner —

Roſe. Geh'. Ich bitte dich!

Werner. Du wollteſt mir ſagen —

Roſe. Meinem Vater, wenn er dich fragte, nicht von mir und dem Junker — es hätte ſein Tod ſein können — nun braucht's nicht mehr — (Sie will fort.)

Werner (für ſich). Nun überraſche, Junge. (Roſe umfaſſend, als wolle er ſie feſthalten.) Dort ſind Menſchen. (Ganz laut) Roſe!

Paſtorin (verwundert). Das iſt Werners Stimme?

Falkenſtein (faſt zugleich, in die Hände ſchlagend). Licht! Joſeph! Licht!

(Die Laube in bengaliſchem Feuer. Roſe erſchrocken einen Augenblick noch in Werners Armen, dann macht ſie ſich los.)

Ein lebendes Bild. Die Treue in den Armen der Vergeltung.

Rose (reißt sich los). Lassen Sie mich, Unverschämter! (Erblickt ihren Vater, der sich setzen muß.) Mein Vater! (Sie sinkt, die Hände vor das Gesicht geschlagen, in die Kniee.)

Falkenstein. Das ist der Zweite seit einer halben Stunde, den diese — gutwillige Treue beglückt. Wir wollen nicht genieren. Ein Dritter könnte schon warten. Warum applaudieren Sie nicht?

10. Auftritt.

Undank eilig. Vorige.

Undank (zu Falkenstein). Die gnädigste Comtesse, Graf Treuenfurt, der Notar und noch sechs bis sieben Wagen. Sie wollen den gnädigen Junker überraschen. Sie sind dicht hinter mir.

Wüstenfels (nimmt Falkenstein unter den Arm). Das müssen wir verhüten. Komm, Junge. Gratuliere, gnädige Frau. So muß es solchen Schmarotzern gehn.

Falkenstein, von Wüstenfels fortgezogen, will noch etwas sagen; es gelingt ihm nur ein krampfhaftes Gelächter.

11. Auftritt.

Vorige ohne Falkenstein, Wüstenfels, Undank.

Die **Pastorin** (hart vor Rosen). Nun, wird die Mamsell mich mit hinein melieren wollen?

Rose (sieht sie an, als müßte sie sich besinnen, noch auf den Knieen). Sie? — Nein.

Pastorin (dem Pastor entgegen, der sich der Rose nähert). Komm. (Will ihn fortziehen.)

Pastor. Erst muß ich sie fragen.

Werner (will sich an den Pastor wenden, der dreht ihm den Rücken zu; ebenso die Pastorin).

Pastor. Hörst du? — Sprach der — wahr?

Rose (muß sich auf jede Antwort besinnen). Der? — ja.

Pastor. Du hättest mich hintergangen? Du?

Rose. Ich? — Lange —

Pastor. Und du wärst — hörst du? — du wärst?

Rose. Ja.

Pastor (nach kleiner Pause leise aber schneidend) Der Augenblick, wo du mir dein Gesicht aufdringst, ist mein Tod. Fluchen will ich nicht. Segnen kann ich nicht. Fahr' hin, du hast's dir selber bereitet. (Er geht, die Pastorin folgt.)

Rose (hat starr angehört; jetzt faltet sie die Hände mechanisch und sagt) Amen.

12. Auftritt.

Werner. Roſe, die ſich allmählich wieder erholt.

Werner. Da ſteh' ich wie ein — (ſchlägt ſich an die Stirn) kalkuliert und kalkuliert und — doch verrechnet. Mit Menſchen zu thun zu haben, die nicht rechnen und dem Rechnenden nur ſein Exempel verwirren. Das unterſcheidet eben den Menſchen vom Tier, daß er rechnet. Daß die da mir umfällt, anſtatt — wer kann das vorher wiſſen? Halt, Werner. Die Rechnung iſt noch nicht zu End'. Nur fortkalkuliert. Den alten — Menſchenkenner kenn' ich nicht, oder morgen oder übermorgen bittet er ſie um Verzeihung, daß er an ihr und ſeiner Erziehung irr geworden iſt; er muß nur erſt einen Sündenbock ausfindig gemacht haben. Und ſie — wird auch rechnen, wenn ſie nur erſt wieder bei ſich iſt. Bei den Weibern muß man nur immer und immer dasſelbe Fleckchen treffen, und die Sprödeſte wird weich. Es gilt einen Verſuch. (Er reibt ihr die Stirne mit Tropfen) Roſe! Teure Roſe! (da ſie etwas aufſieht) Und wo wollen Sie nun hin?

Roſe (ſieht ſich um). Ich?

Werner. Zu Ihrem Vater?

Roſe. Nein.

Werner. Hier im Freien können Sie nicht bleiben.

Roſe (legt die Hand an die Stirn). Ich — weiß nicht.

Werner. Sie ſind in ſchrecklicher Spannung. Weinen Sie. (Er hilft ihr dabei auf; ſie ſitzt noch immer betäubt auf der Bank in der Laube.)

Roſe. Ich — kann nicht.

Werner. Sie haben unrecht an mir gehandelt!

Roſe. Ja. Alle Menſchen hab' ich belogen. So mußt' es dann kommen.

Werner. Aber was that Werner? Der hintangeſetzte, der verſpottete Werner? In dem ſchrecklichen Augenblick, wo der Undankbare Sie beſchimpfte? die Eltern ſelbſt Sie verließen? Er hielt aus. Er hält noch. Er ſagt: Roſe, werden Sie mein Weib.

Roſe. Aber ich lieb' ihn noch.

Werner. Und ich liebe Sie darum. Denn ich liebe Sie, wie Sie ſind mit all Ihren Schwächen. Nur eins vermöcht' ich nicht zu entbehren: den Segen Ihrer Eltern. Ich bin noch ſo von der alten Zeit. Ihr Vater iſt ſo edel. Er wird ſein einzig Kind —

Roſe. Nicht enterben. Und ich hab' auch noch einen alten reichen Onkel ohne Kind.

Werner. Wären Sie eine Bettlerin. Wernern ſo zu verkennen! — Sie werden wieder das heitere, poetiſche Weſen ſein; dazu meine Schweſter, das tiefe Gemüt — wir drei —

Roſe. Können uns für's Geld ſehen laſſen.

Werner (für ſich). Canaille! — Roſe —

Roſe (ſteht auf). Sie können ein Mädchen wollen, das Sie für ſchlecht halten. Aber ich mag keinen Mann, der das kann. (Wendet ihm den Rücken.)

Werner (wird malitiös). Roſe — o Fräulein Döring —

Roſe. Dank dir, Gott, daß du in dieſer Stunde dieſen Menſchen mir geſchickt haſt. Du duldeſt ſolche Menſchen. Du kannſt edle Menſchen nicht untergehen laſſen!

Werner (wütend; erſt für ſich). Verwünſchte Gans! — Mamſell — o man wird — weil man nicht zum Lückenbüßer — (Er ſieht ſich und fällt in ſeinen ſalbungsvollen Ton.) Werner zürnt nicht. Werner bedauert. Werner hat ſeine Genugthuung in ſeinem Bewußtſein.

13. Auftritt.

Roſe (allein). Mußt du dich zuſammen ſuchen, Roſe? Der unglückliche Brief und dieſer — Werner. Fritz mußte ſich betrogen glauben. Und ich? — Es überſtürzte ſich alles. Wie ich meinen Vater ſah, da raffte mir's wie mit glühenden Fingern durchs Hirn. Daß ich ihn betrogen hatte von Kind an — weiter wußt' ich nichts — alle Gedanken gefeſſelt von dem einen — alle Kraft verſchlungen von dem einen, aller Wille gelähmt von dem einen! — Und hätt's ein Wort gekoſtet — nur eins, und alles war wieder gut — das eine Wort hätt' ich nicht ſprechen können. (Sich ſelbſt ermutigend.) Und es hätt' es auch. Ein Wort, nur eins, und alles war erklärt, und — da kniet das dumme Ding. Roſe? Gänſeblümchen mußt du heißen. Nur an den Vater darf ich nicht denken, jetzt nicht, wenn ich — Wie oft haſt du gewünſcht: wenn du ein Mann wärſt, damit du kämpfen könnteſt um deine Liebe. Nun, Gänſeblümchen, kannſt du's. Schnell, Gänſeblümchen, ſchnell aufs Schloß! Ein Wort, und alles iſt wieder gut. (Links nach hinten ab; man hört ſie noch in der Scene „Gänſeblümchen" rufen.)

Vorhang fällt.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Zimmer im Schloß. Eine große Flügelthür in der Mitte, durch die man, wenn sie geöffnet ist, in reich erleuchtete Gemächer sieht; darin geputzte Gäste, Bediente ab und zu gehend. Musik. Eine Seitenthür. Ein Sekretär. Vorn ein Tisch.

1. Auftritt.

Falkenstein angegriffen auf einem Stuhl. Undank vor ihm stehend.

Undank. Der Joseph, der das — Unglücksfeuer angezündet hat, hat alles mit angehört. Fahr' hin, sagte der Pastor, und die Mademoiselle sagte Amen.

Falkenstein (ergriffen; will's verbergen). Weil sie wußten, daß jemand horchte.

Undank. Und wie der Pastor gegangen waren, und der Herr Doktor ihr seine Hand antrugen, sagte Mademoiselle Döring: wenn der Herr Doktor ein Mädchen haben wollten, das sie für schlecht hielten, so möchten sie einen Mann nicht, der das könnte.

Falkenstein. Und um ihm das zu sagen, bestellt sie ihn nachts in eine einsame Laube. (Er möchte gern mehr hören.) Ist Er fertig mit seinen Märchen?

Undank. Auch das hat der Joseph gehört. Die Mademoiselle hatten Herrn Wernern bitten wollen, dem Herrn nichts zu sagen, der ihn diesen Morgen mit Frühestem fragen wollen, weil's sein Tod hätte sein können, wenn —

Falkenstein. Schon gut. Geh' Er nur.

2. Auftritt.

Falkenstein (allein, aufspringend, sowie Undank gegangen ist). Wenn's kein Märchen ist. Wer sagt mir, ob's kein Märchen ist? Des Lauschers wegen erfunden, der mir's zutragen sollte? Wen frag' ich, der's nicht achselzuckend weiter trägt? Jetzt, wo sie für die Betrogene gilt? O, ich war glücklich. Gestern. Heute noch. Und nun, wie im Fiebertraum — Reue, Grimm, Jammer, Wut, Liebe, Haß — und im tiefsten Grollen ihre Stimme „Fritz", und ihre weiche Hand auf der meinen, wie sie so gern that, so innig und doch — verdorben! Und die Locken aus dem Gesicht schüttelte und mich ansah wie ein Frühlingsmorgen auf einem Berg, daß die Seele kühl vor Tau und blau vor Himmelsfrische und — all das im dunkeln Wald allein — das umzittert mich wie flehende Hände — über die Wurzeln strauchelnd, wenn ein Nachtvogel aufrauscht, wenn sie der Wind bei den Haaren faßt und „Fritz, was hab' ich dir gethan?" — und daß das alles dennoch vielleicht Lüge ist, den mitleidigen Thoren zu

fangen — und mit alledem unter dieſen Menſchen lachen, ſcherzen — ich will trinken, trinken — Einen Zug Vergeſſen, und kredenzte ihn der Tod! (Sinkt in den Stuhl zurück.)

3. Auftritt.

Wüſtenfels (echauffiert, Champagnerflaſche und zwei Gläſer in der Hand aus der Mittelthür). Endlich. — Aber, Menſch, wie du göttlich ſein kannſt. Wenn du willſt. Aber was iſt das mit dir? Drüben klingt noch der Saal vom Beifallruf. Du haſt alles enthuſiasmiert, enchantiert, eskamotiert — die Herzchen nämlich. Alles ſucht nur deiner habhaft zu werden. So lang' du da biſt, brennen die Kerzen hell. Alles iſt hingeriſſen von deinem Wuchs, deinem Stolz, deiner Naivität. Die Naivität wird Mode werden. Und ich laufe dir nach von Zimmer zu Zimmer, um deiner auch einmal habhaft zu werden. Und da ſitzt der Held des Feſtes, der Abgott der Damen, wie ein bleichſüchtig Mädchen allein und — liebäugelt mit dem Mond. Was muß die Gräfin denken! Komm, Fritz! Alles erwartet's nunmehr. Ich bring' den Brauttoaſt aus. Nimm! (Will ihm ein Glas aufdringen.)

Falkenſtein (abwehrend). Noch nicht —

Wüſtenfels. Noch nicht?

Falkenſtein. So weit iſt's noch nicht, ſag' ich dir.

Wüſtenfels. Und warum ſo weit noch nicht. Und was willſt du denn endlich? Es muß doch einmal zur Sprache kommen, daß ihr Brautleute ſeid, daß — Zum Teufel! ſie wiſſen's nicht anders, als dieſe Nacht noch die feierliche Verlobung. Haſt du deine Edelmutsgrillen noch nicht aufgegeben, ſo thu's jetzt; du kannſt deinen Geburtstag nicht würdiger feiern. — Dem Treuenfels wär's ſchon recht. Dem Kerl ſieht der Neid, die Eiferſucht aus den Augen. Donnerwetter aber auch! Dieſe Gräfin! Eine Himmelsfrucht von den Grazien ſelbſt auf einem Teller präſentiert, der aus ſechs Rittergütern gemacht iſt. Und noch eins extra an den Hals geworfen! Du ſiehſt, ich werde poetiſch, und das werd' ich nicht um jede Taille! Konverſation! Tournüre! Das einzige Dumme an ihr, daß ſie ſich in dich vergafft hat. In deine Dorfmanieren, dein Feuer — was weiß ich? Weißt du, was ſie ihrem Oheim antwortete, der von deiner Heftigkeit ſprach? Der iſt vom Treuenfels gewonnen. Weißt du? Ich bin da, ſagte ſie, zu mildern, zu verſöhnen. Wo ich anſpornen müßte, da wär' ich nicht an meiner Stelle. Denk' dir das mit ihrer Grazie — ich bin da zu mildern — aber wo du jetzt ſein magſt, Fritz?

Falkenſtein (in Gedanken). Trink' nur. Ich hab' ſchon zu viel —

Wüſtenfels. So ſcheint's. Jeder Rauſch hat ſeine Nachwehen. Und hat das Herz ſich berauſcht, müſſen ſich die Augen übergeben.

Die Kokette spukt noch — was gilt's! Hör' du, Junge; das war doch nicht recht von dir — da mit der — Pfarrrose oder wie sie heißt —

Falkenstein (fährt auf). Pfarrrose — (besinnt sich) willst du was?

Wüstenfels. Und wenn sie dir was anders angethan hätte; du hast's zu arg gemacht —

Falkenstein (es soll leichthin klingen). Meinst du?

Wüstenfels (für sich). Spiel' Versteckens. Freilich sitzt sie ihm noch im Kragen. Aber sie muß heraus.

4. Auftritt.

Undank. Vorige.

Wüstenfels. Was ist?

Undank (zu Falkenstein). Mademoiselle Döring wünschten den gnädigen Junker zu sprechen.

Wüstenfels (sieht Falkenstein fragend an, der seine Bewegung verbergen will).

Falkenstein. Ich kann jetzt nicht —

Undank (bleibt stehen).

Falkenstein (die Dazwischenkunft Wüstenfels' erwartend). Hört Er?

Undank. Halten zu Gnaden, wenn Sie ein Herz dazu haben. Ich hab' keins dazu —

Wüstenfels. Was hilft's, Fritz? Du mußt deine Härte gut machen. — Selbst mit ihr zu reden — rat ich dir nicht. Aber auch keinem den Auftrag geben, der das Verhältnis zu roh angreift.

Falkenstein (es soll leichthin klingen). Du meinst? Nun gut. Weil du's meinst. Als technischer Kompagnon — haha — (ihm kommt ein Gedanke; rasch.) Wenn — (er besinnt sich auf die Verstellung) du um — was? und so recht fein — ich meine — du hörtest —

Wüstenfels. Was sie zu sagen hat. Aber wenn sie nun sagt: Mit dir hab' ich nichts? Womit soll ich mich beglaubigen? Wenn du noch ein paar Zeilen — ist hier nicht Tinte und Papier? (Giebt's ihm; Falkenstein setzt sich zum Schreiben; für sich.) Er hofft sie unschuldig zu finden und mag sie doch nicht selbst fragen; da soll ich — verstehe, Bruderherz.

Falkenstein (schreibend). „Herr von Wüstenfels" —

Wüstenfels. Zitterst du, Junge!

Falkenstein. Der viele Wein —

Wüstenfels. Das begreift sich.

Falkenstein (steht auf, liest und giebt). „Thut in allem meinen Willen." Und nun laß sie recht schwatzen. Es ist was Drolliges um solch' ein Mädchengeschwätz. Und — vergiß mir nicht — frag' doch nach der Verschreibung, die ich ihr gegeben hätte — aus Spaß

nämlich. Ich frage hernach — wenn ich's nicht vergeſſe. Du kannſt hereinſehn, wenn ſie fort iſt, damit — wie geſagt, wenn ich's nicht vergeſſe. Wer denkt immer an dasſelbe? Ha ha ha.

Wüſtenfels. Willſt du durch die Wand, Junge?

Falkenſtein. Der Wein — (in der Thür wendet er ſich, um noch etwas zu ſagen; er unterdrückt's und geht raſch in den Saal).

5. Auftritt.

Wüſtenfels. Undank.

Wüſtenfels. Schließ Er die Thüren, daß uns niemand überraſchen kann. (Undank thut's; Wüſtenfels kramt im Sekretär, findet Geld.) Das kommt recht. Wo iſt das Mädchen heraufgekommen?

Undank. Die kleine Treppe.

Wüſtenfels. Schließ Er den Korridor ab, daß ſie die kleine Treppe wieder hinunter muß, wenn ſie geht. Die Gäſte dürfen ſie nicht ſehn. Was will Er noch? Laß Er ſie herein.

Undank. Halten zu Gnaden, aber —

Wüſtenfels. Er iſt ein Liebhaber von den Abern —

Undank. Weil ich keiner bin von den Os und Wehs und von den: Wenn ich gewußt hätt' und andern dergleichen lahmen Nachzüglern. Wie ich den gnädigen Junker kenne, iſt die Mademoiſelle Döring die einzige, mit der ſie auf ihre Art glücklich werden können. (Wiſcht ſich über die Augen.)

Wüſtenfels. Er iſt ein Narr mit ſeiner Philoſophie. Führ' Er ſie herein. Und laß Er mich ſorgen.

6. Auftritt.

Wüſtenfels allein, dann Roſe.

Wüſtenfels. Wie ſich das auch treffen muß, daß ich gerad' heute hier bin, wo ſich's um des Jungen Lebensglück handelt. Gerade ich, dem's der Junge angethan hat, der — ich bin des Teufels, wenn er ſagt: Wüſtenfels, gieb dein Leben für mich, wenn ich's ihm nicht hinwerfe, da, Junge! wie einen faulen Apfel. Der Sache muß ein Ende werden.

Roſe (eintretend). Er iſt nicht hier. (Umſehend) Sie, Herr von Wüſtenfels?

Wüſtenfels. Wer ſind Sie? Und wen ſuchen Sie?

Roſe. Ich ſuche jemand, der mich kennt.

Wüſtenfels. Sie kommen, eine Rechtfertigung zu verſuchen wegen der Scene heut'?

Roſe (ſtolz). Ich komme, eine Rechtfertigung zu hören. Aber wo iſt er? (Geht nach der Thür.)

Wüſtenfels (ihr den Weg vertretend). Sie können ihn nicht ſprechen.

Roſe (ruhig). Aber ich muß ihn ſprechen.

Wüſtenfels. Immer beſſer. — Was Sie zu ſagen haben —

Roſe. Ihnen? Ihnen hab' ich nichts zu ſagen.

Wüſtenfels. Denn Sie fühlen, daß Sie eines Grades von Gläubigkeit bedürfen, den Sie bei mir nicht vorausſetzen dürfen. — Um Ihnen und ihm eine Mühe zu ſparen. Herr von Falkenſtein will ein übriges thun. Und Sie werden es mit Dank erkennen. (Verbeugt ſich leicht und wendet ſich.)

Roſe. Ein übriges? Das wäre —

Wüſtenfels (wendet ſich raſch wieder zu ihr; erleichtert zu ſich). Iſt das der rechte Ton? Der Junker will für Sie ſorgen.

Roſe. Will er?

Wüſtenfels. Ich freue mich, Sie ſo vernünftig zu finden. (Geht nach dem Pult.)

Roſe. Das iſt alſo Vernunft.

Wüſtenfels. Wollen Sie hier ſpaßen?

Roſe. Ich? Nein. Aber Sie. Alſo —

Wüſtenfels. Der Junker wird Ihre Ausſteuer beſorgen, wenn Sie ſich — der Junker hat hübſche Jäger.

Roſe (lachend). Ja.

Wüſtenfels (lacht mit; gutmeinend nach ſeiner Meinung, weil ſie keine Schwierigkeiten macht). Und wenn Sie den Junker nicht vergeſſen können — ſo — es ließe ſich vielleicht arrangieren, daß die Intrigue — Sie begreifen —

Roſe. Nun, warum unſre Vornehmen franzöſiſch ſprechen. Sie haben ſo viel zu ſagen, was ſie deutſch zu ſagen ſich ſchämen.

Wüſtenfels. Es giebt Männer genug, die ein Auge zudrücken um ein ſolides Glück — (läßt eine Rolle in Roſens Hut gleiten, den ſie auf dem Tiſche ſpielend hin und her bewegt.) Was meinen Sie?

Roſe. Daß Sie Ihr Geſchlecht das ſchöne Zeugnis nicht hören laſſen ſollen, das Sie ihm da ausſtellen. (Sie hat, indem ſie mit dem Hut fortſpielte, dieſen, wie ohne es zu wiſſen, fortgezogen, ſo daß die Rolle zur Erde fiel.) Fiel nicht etwas? — Fünfhundert Thaler. Das müſſen Sie haben fallen laſſen.

Wüſtenfels (hebt verdutzt auf).

Roſe (während ſie ihm dazu leuchtet, auch gutmeinend). Ei, Herr von Wüſtenfels, Sie ſind zu heftig in Ihrer Bewerbung um meine — Achtung. Ehrlich oder klug — eins davon ſollte man wenigſtens zu ſein ſcheinen. Wenn man auch keins davon iſt. Wer heißt Sie die Leute für ſo leichtgläubig halten? Der Herr von Falkenſtein kann heftig ſein. Er kann irren. Er kann irrend ſich übereilen. Warum nicht? Das alles kann er, und das alles können Sie von

ihm ſagen. Aber gemein ſein? Das kann er nicht. Das ſcheinen nur Sie zu können. Verachten Sie darum den guten Rat nicht, weil er von einem Landmädchen kommt. Und — aber unſer Geſchäft, mein' ich, iſt abgemacht. (Sie will mit leichter Verbeugung gehn.)

Wüſtenfels. Bedaure, daß ich Ihre blanke Weisheit mit nichts anderm als einem ſo abgegriffnen Spruch zu erwidern weiß, als der iſt — aber es würde Anmaßung ſein, Ihrer Weisheit vorzugreifen — wo die Nutzanwendung ſo nahe liegt als (giebt ihr das Papier) hier. (Indem er nach hinten geht, um die Rolle wieder im Pult unterzubringen.) Sie iſt göttlich! Aber ſie iſt Kokette durch und durch — und noch was Schlimm'res.

Roſe (hat geleſen; hält das Blatt immer noch mechaniſch vor ſich hin). Es iſt nicht möglich. Aber es ſteht da. Und leſ' ich's tauſendmal, ſo ſag' ich's tauſendmal: Es iſt nicht möglich — und tauſendmal ſteht's doch da. O, es iſt ſchändlich! Über alles ſchändlich! Es iſt unmöglich! — Aber es ſteht da. Wenn's möglich wär', es wär' — aber es iſt nicht möglich! Aber es ſteht da. Es iſt unmöglich. Aber es ſteht da.

Wüſtenfels (kommt wieder vor; da ſie ſchweigt, deutet er äußerſt höflich nach der Thür). Wenn Sie fertig ſind — Genieren Sie ſich nicht. Ich hab' auch noch Zeit. (Er thut, als wenn er in einem Buche leſen wollte, das er vom Pulte mitgebracht hat.) Ah, Sie glauben noch an eine Reſſource —

Roſe (richtet ſich auf; indem ſie das Papier hinlegt, mit Verachtung). Eine Reſſource?

Wüſtenfels (ruhig). Wegen der Farce mit der Verſchreibung.

Roſe (bald kalt, bald ſich vergeſſend). Gut, daß Sie mich an dieſe Farce erinnern. (Nimmt das Blatt aus dem Buſen, reißt es durch und läßt's in die Stube fallen.) Eine Reſſource — wohl gar — ſehn Sie, Herr von Wüſtenfels. Sie könnten Verdacht ſchöpfen, Sie kluger Mann — man möchte — man könnte — pfui — und wenn — dergleichen ſich knieend anbettelte — (Bewegung, als wenn ſie etwas voll Ekel von ſich ſchöbe; im Gehen lachend.) Eine Farce, gewiß! Denn wie könnte Ihresgleichen im Ernſt eine Seele verſchreiben! Etwas, was Sie nicht haben. Da käm' der beſte Advokat zu kurz. — Sie müſſen ſich eine vom Schneider machen laſſen. (In der Thür lachend ſich verneigend.) Denn der gute Mann hat ja wohl auch das andre beſorgt. (Sie geht.)

7. Auftritt.

Wüſtenfels (allein; etwas konfus). Solch ein Teufel ſteckt hinter dieſem lächelnden Lärvchen! Aber ſie iſt göttlich! hinreißend! genial! Aber — ſchlecht iſt ſie doch. (Man merkt, er muß ſich doch erſt wieder in dieſe Überzeugung hineinreden.) Hm. Und wenn ſie's nicht wäre; nach dem Skandal heute könnte keine Rede mehr ſein. Aber ſie iſt's. Wie

unweiblich dies Kommen. Und wär's noch in Thränen geweſen, verzweifelt, außer ſich. Aber nein! Ganz ruhig und nonchalant. Wie zu einem Geſchäft. Zu einem Handel. Die Gräfin dagegen! Pfui. Die Gräfin mit der vergleichen heißt die Weiblichkeit ſelbſt an den Pranger ſtellen. Und vergißt du denn die Einladung in die Laube, dieſe Thatſache? Dieſes Herrn Werner Konfidenzen? Die Erzählung im Städtchen? Und was du mit deinen Augen geſehen haſt, wie Mutter und Tochter zuſammenhalfen, ihn zu fangen? Verſteht ſich. Bei der erſten Andeutung mußte ſie aufflammen, wenn's ihr Ernſt war. Dieſer tugendhafte Zorn, daß — es nur fünfhundert Thaler waren, und das Komplott hatte ſich auf mehr Rechnung gemacht. Ein Junker und — ſolch ein Knauſer! Und zuletzt das — wie würde ſie beides ausbeuten, wenn ſie ſelber ihn zu ſprechen bekäme. Und dann — ſtänd' ich auch nicht für ihn. Was kann ſolch ein warmherziger Junge von zwanzig Jahren gegen ſolch eine Kokette, die warm und kalt iſt, wie ſie's eben braucht. Hat ſie mich doch faſt konfus gemacht, mich alten Kerl! — Aber dafür müſſen wir thun. Das Komplott wird natürlich alles verſuchen. Da gelten alle Waffen. Nichts darf hereingeſchwärzt werden. Kein Brief. Nichts. Den Jungen bewach' ich ſelbſt. Sie ſoll nicht leiden. Wenn ſie ſieht, daß es mit ihren Künſten nichts iſt, wird ſie zugreifen wie eine andre auch. Aber der Junge ſoll mir das Herzeleid nicht anthun, ſich unglücklich zu machen. Hier kann nur eine Operation retten. Auf ſeine Weigerung darf man's nicht ankommen laſſen. Die Geſchichte iſt wichtig genug, ſein Schickſal zu ſpielen. Vorwärts, Wüſtenfels! Junge, ich kann dir's nicht erſparen. (Er öffnet die Thür und ſieht hindurch, dann tritt er in die Nähe des Fenſters.) Das Meſſer angeſetzt, ohne daß er's weiß. Die Zähne zuſammengebiſſen. Eins. Zwei. Drei. Wenn er gerettet iſt, wird er mir's danken.

8. Auftritt.

Falkenſtein. Wüſtenfels.

Wüſtenfels. Da iſt er ſchon.

Falkenſtein. Wollteſt du was? Winkteſt du mir nicht?

Wüſtenfels. Wegen der kleinen Kokette —

Falkenſtein. Haſt du's mit Mädchen zu thun?

Wüſtenfels. Ich denke, die Kleine wird außer ſich ſein. Vor unglücklicher Liebe. Sieh mal. (Zieht ihn ans Fenſter.) Dort geht ſie noch. Was, Junge? Geht ein Mädchen ſo, das Zahnweh hat? Geſchweige Liebesſchmerz? Wie ſie mit dem Hut ſchlenkert und kokettiert, als wär' ihr ſchon irgend ein Laffe gewiß. Schlenkert ſie nicht deutlich: Die Männer ſind ja billig heutzutag! Für tauſend Thaler hab' ich die Auswahl. Und das zurückgeworf'ne Köpfchen, erzählt es nicht

allen, die ihr begegnen: Die Farce war ich lang' überdrüſſig. Ja wohl eine Farce! Und wenn dergleichen knieend ſich anbettelte —

Falkenſtein (von jetzt ſich immer mehr vergeſſend). Hat ſie das geſagt?

Wüſtenfels (ſpricht ſich in Eifer hinein, um die Lüge ſich ſelbſt wahrſcheinlich zu machen). „Knieend ſich anbettelte." Glaubſt du, ich lüge? Dabei machte ſie eine malitiöſe Bewegung, ſo etwa — als ſchöb' ſie was von ſich, wovor ihr ekelte. Fritz, ich bin ein Narr, daß ich mich ſo ärg're. Die Kokette — „knieend ſich anbettelte" —

Falkenſtein (faßt ihn bei der Schulter). Wüſtenfels!

Wüſtenfels. „Knieend ſich anbettelte" — Und freilich: die tauſend Thaler hatte ſie ſchon.

Falkenſtein (dasmal zweifelnd und zugleich drohend). Wüſtenfels!

Wüſtenfels (hebt ruhig die Verſchreibung auf). Hätt' ich faſt die Quittung vergeſſen. (Giebt ſie ihm.)

Falkenſtein (ſieht auf das Papier; dann eilt er außer ſich nach dem Fenſter, das er öffnet).

Wüſtenfels (ihm nach). Was willſt du aber?

Falkenſtein (aus dem Fenſter). Tiras! Sultan! Martin! Chriſtoph! Hetzt mir die Dirne dort mit Hunden vom Schloß. Fünfhundert Thaler, der ſie bis ins Dorf hetzt!

Wüſtenfels (der ihn vergeblich abhalten wollte). Junge! — Und die Kerle folgen auch und hetzen. Und ſie flieht nicht. Kehrt ſich nicht daran. Geht ſtolzer noch wie vorher. Fritz, das iſt unmenſchlich!

Falkenſtein (wie wahnſinnig). He! Pack an, Tiras! Pack an, Sultan! Pack — (er ſtürzt am Fenſter bewußtlos zuſammen.)

9. Auftritt.

Vorige, gleich darauf Undank.

Wüſtenfels (klingelt, dann gießt er Falkenſtein ein Glas Wein ins Geſicht; ſchließt die Thür. Undank tritt auf). Hebt ihn mit auf, Alter. Stellt zwei Stühle zuſammen.

Undank (erſchrocken). Aber —

Wüſtenfels. Helfen. Nicht philoſophieren. (Sie legen Falkenſtein auf Stühle.) Der Schnitt ging tief. Aber die Jugend verwindet alles.

Undank. Gott ſei Dank! Sie kommen zu ſich.

Falkenſtein (im tiefſten Schmerz). Roſe! (Er richtet ſich auf und ſieht die Helfenden einige Augenblicke fremd an.)

Undank. Erkennen Sie den alten Undank? Die Mademoiſelle Döring —

Falkenſtein (ſchwach, aber voll Verachtung). Wer fragt nach ſeinen Mamſells?

Wüſtenfels (unwillkürlich). Armer Junge!

Falkenſtein (erhebt ſich bleich aber ſtolz). Wen meinen Sie, Herr von Wüſtenfels? Wenn man fragen darf.

Wüſtenfels (als hätt' er überhört). Iſt's ein Wunder? Der Wein. Aber hier ſitzeſt du nun und konverſierſt mit deinem Rauſch von Tiras und Sultan, während drüben die Gräfin —

Falkenſtein (immer mehr ſich erholend). Der Wein. Ja, du haſt recht. Es iſt eine Schande. Hilf mir auf. Der Wein iſt tückiſch.

Wüſtenfels (für ſich). Auf dem ehrlichen Eifer wird's da wohl mal ſitzen bleiben.

Falkenſtein. Aber er ſoll wieder gut machen, was er verdorben hat. (Er kann kaum ſtehen.)

Wüſtenfels Wie du ausſiehſt. Ich fürchte, du biſt wirklich krank.

Falkenſtein. Und ich fürchte, du wirſt im Brauttoaſt ſtecken bleiben.

Wüſtenfels (freudig überraſcht). Iſt's dein Ernſt?

Falkenſtein. So gewiß du ſtecken bleibſt.

Wüſtenfels. Du meinſt? Es gilt!

Falkenſtein. Zwanzig Flaſchen Champagner.

Undank (kummervoll). Aber —

Falkenſtein. Champagner und kein Aber! Laß Er Wein heraufholen, ſo viel der Keller hergiebt. Die fremden Domeſtiken, die Falkenſteiner Nachbarn, meine Leute, wer meine Verlobung mitfeiern will. (Sieht nach der Uhr) Es wird bald zwölf ſein. Hört Er? Punkt zwölf müſſen die Trompeten ſchmettern, die Pauken wirbeln und die Kanonen donnern. Das Feuerwerk nicht zu vergeſſen. Das R D auf den Transparents — heißt Rudolfine Diemar. Damit ſie wiſſen, wie ſie zu rufen haben.

Undank. Aber —

Falkenſtein. Lad' Er ſeine Aber in die Böller oder erſäuf' Er ſie im Champagner. Ich kann ſie nicht brauchen. Vorwärts, Alter! (Undank unter Zeichen der Bekümmernis ab.) Geh' nur voraus. Ich folg' dir auf dem Fuß.

10. Auftritt.

Falkenſtein (allein). Ich will glücklich werden! Ihr zum Trotz. Mein Glück ſoll im ganzen Lande zum Sprichwort werden. Damit ſie's täglich hören muß. Es ſoll heißen: Glücklich wie Fritz von Falkenſtein. Wein! Muſik! Kanonen! Ich will glücklich ſein! (In den Saal ab.)

Verwandlung.

Kirchhof.

Kirche hinten; rechts vorn das Pfarrhaus; über der Kirche etwas links auf der Höhe das Schloß. Im Vorgrund ein großer Leichenſtein. Mondſchein.

11. Auftritt.

Freitag, Suſanne, Friederike von links nach rechts, die Mädchen mit Körbchen über die Bühne.

Suſanne. Was das nur für ein Bellen und Schreien iſt da auf dem untern Weg?

Freitag. Ein Dieb wird's ſein, den ſie hetzen.

Friederike. Wo iſt denn die Sabine?

Freitag (zeigt auf das Pfarrhaus). Da bei Pfarrers da drüben.

Suſanne. Es iſt oben und unten Licht.

Freitag. Der Pfarrer hat einen von ſeinen gefährlichen Anfällen gekriegt. Aber Sapperment, vor zwölf noch müſſen wir mit den Gläſern aus der Schenke zurück ſein. Das ganze Dorf ſoll mit trinken vorm Schloß. (Ab.)

12. Auftritt.

Roſe (allein; weiter vorn links; bleich aber ſtolz und langſam gehend). Können ſie mich noch ſehen? Sie ſollen ſich nicht kitzeln, die Henkersknechte und ihre Herren — Nicht einen ſchnellern Schritt, Roſe. Nicht einen Laut! Nein. Sie kehren zurück. Mich ſieht niemand mehr. (Sie ſetzt ſich ſchweigend auf den Leichenſtein, legt den Kopf in die Hände. Dann ſieht ſie auf.) Und was nun? Den Himmel ſtürmen mit Vorwürfen? (Bitter lachend.) Er iſt taub. Und die ewige Liebe drüben iſt ein Märchen. Willſt du ſie fragen, warum ſie dich zum Menſchen ſchuf? Warum uns eine Seele, die menſchlich fühlt? Ein zähes Herz, das nicht brechen will? Wenn du uns den Männern zum Spielzeug erſchufſt, das ſie ſtraflos verwüſten dürfen? — Aber das Spielzeug für ſolch plumpe Hände mußte dauerhaft ſein. Und freilich! freilich! das iſt's ja eben, was du den Herren der Schöpfung zum Eingebinde gabſt — Die Luſt an unſrer Qual. — Ich lebe noch? Bin ich doch ein Weib. Ich hoffe noch? Weil Jugend nicht zu ertöten iſt. Aber — du liebſt ihn noch? ihn, der — ihn, pfui, pfui, der — (Ein Gedanke macht ſie plötzlich aufſpringen.) Aber ſeine Stimme zitterte, wie er rief. Warum zitterte ſeine Stimme? Er ſtand über mir, ſchön wie der bleiche Mond über der ſchauernden Wolke. Warum war er bleich? Er zürnte. Verachtung zürnt nicht. Nur die Liebe zürnt. Die verzweifelnde Liebe. Roſe! Er hat dich nie mehr geliebt, als da er nach den Hunden rief. — Die Schrift war von ihm. Aber der Auftrag nicht. Und wenn ihm der das Blatt zeigte, das ich hinwarf? Wie mir die Schrift? Und ſagte: Ich hab' ihr Geld geboten. Sie hat dich aufgegeben für Geld. Hier iſt das Blatt. Dennoch durft' er's nicht glauben. Aber hab' ich's nicht auch? Ich durft' es nicht glauben und that es doch. Das iſt ja eben die Liebe

— zwei Herzen und kein Kopf! — Er mußte mir zürnen. Sonst liebte er mich nicht. Er mußte heftiger zürnen. Er mußte — durft' ich denn leben? Thu' ihm nicht unrecht, Rose. Der arme Junge. Leidet er nicht mehr als ich? Aber dennoch soll's ihm nicht geschenkt sein. Er soll mir's beichten, was sie ihm aufgebunden haben. (Lacht in sich hinein.) Wie er sich trotzig hinter seine Wimpern ducken wird. Ich seh' ihn schon. — Und nun, mit der Gewißheit in allen Adern! Sie lassen mich nicht zu ihm; das ist gewiß. Aber der alte Undank und — ich schreibe. Es braucht ja nur, daß er erfährt, wie ich betrogen werden sollte in seinem Namen. — Nun, Herr von Wüstenfels, nun sehn Sie, was Sie können. Hier liegt mein Handschuh. (Sie eilt nach dem Pfarrhaus; vor der Thür bleibt sie stehn.) Halt! dahinein darfst du noch nicht wieder. Rose — nur jetzt keinen Jammer. Mißlingt es, hast du noch Zeit genug dazu. Aber es kann nicht mißlingen. Da ist Sabine. (Klopft ans Fenster.) Sabine!

13. Auftritt.

Rose. Sabine erscheint innen am geöffneten Fenster.

Sabine (weiß nicht, ob sie nicht wieder schließen soll). Du — Rose?

Rose. Du erschrickst?

Sabine. Ich dachte nur — wenn uns jemand beisammen säh'. Du nimmst mir's gewiß nicht übel.

Rose. Nein. Nein. Aber einen Brief besorgst du mir doch? An Undank —

Sabine. Ich müßte Freitag schicken.

Rose. Und bitte, Sabine; dort auf dem Klavier — (Sabine verschwindet vom Fenster; Rose zeigt und spricht leise hinein) links unter dem Epheu — liegt Papier und Bleistift — und dort unter der Guitarre — aus dem Tintenzeug eine Oblate. Es geht schwer auf — du mußt an der Seite drücken. So. So. (Sabine giebt's heraus; wie sie das Fenster schließen will.) Bitte, laß das Fenster nur Einen Augenblick — wie mir das alles so lieb und — Rose! Nicht klagen! Rose! Handeln! (Sabine verschwindet innen.)

14. Auftritt.

Rose (allein). Aber wo nun schreiben? Hier der Leichenstein muß mein Tisch sein. Der Mond leuchtet. Es geht alles, was gehen muß. (Sie kniet am Leichenstein. Vom Schloß ein Adagio, dann ein beliebter Tanz.) Was ist? Ach ja. Der Geburtstag. (Spricht und schreibt dabei.) „Mein Fritz. So gewiß du mich liebst; und du liebst mich mehr als je — so gewiß weiß ich, daß du mich nicht betrügen willst, daß du mich verkennst." (Betrachtet das Geschriebene.) Wie das frostig aussieht. Und das soll schmelzen? Das soll's ausdrücken, wenn ich

aus dem tiefſten Herzen herausatme: Mein Fritz? (Schreibt ſich und ſpricht ſich immer tiefer in die Rührung hinein.) „Nicht, Fritz? das Geld, das Wüſtenfels in deinem Namen mir bot, das kam nicht von dir? Trotz deiner Unterſchrift. Ich riß das Blatt aus meinem Buſen, das du mit Blut geſchrieben haſt, und warf's ihm zu dem Gelde vor ſeine Füße hin. Wenn ſie dir's anders ſagen, ſo lügen ſie. Sie laſſen mich nicht zu dir; darum muß ich ſchreiben. Ich bin nicht falſch, Fritz. Wärſt du's, ſo könnt' ich dich vergeſſen und glücklich ſein. Sei's nicht, Fritz. Laß mich lieber dein denken und unglücklich ſein. — Mußt du mich laſſen? Mußt du, ſo will ich Schmerz und Schande allein tragen. Und du ſollſt nur ſagen: Arme Roſe, wie du mich dauerſt. Nein. Nur: Arme Roſe. Und auch das nicht, wenn dir's zu viel iſt. Nur eine Thräne — nein, nur einen flüchtigen Blick — nein, einen ſtummen Handwink mit abgewandtem Geſicht, wenn du dich ſchämſt. Ich wollt' ihn ſprechen lehren. Tauſendmal die Stunde ſollt' er mir vorſagen: Und doch — und doch — Roſe, und ich hab' dich doch geliebt. Leb' glücklich. Roſe Döring." (Brechend und ſiegelnd.) Sabine!

15. Auftritt.

Sabine immer am Fenſter. Roſe.

Sabine (für ſich). Das haſt du für deine Gemütlichkeit von der. Sollt's einem danken, daß man mit ihr ſpricht.

Roſe (iſt fertig; giebt ihr den Brief). Aber ja in des Junkers eigne Hände ſoll's Undank geben. Mein und ſein ganzes Glück hängt davon ab.

Sabine. Gieb nur. Deine Mutter ruft mir eben.

Roſe. Nur einen Augenblick noch. Wie kommt's, daß Licht in der grünen Stube iſt? Doch nicht —

Sabine. Der Herr Paſtor —

Roſe. In der grünen lag er, wie er ſo krank war —

Sabine. Nun ja: er iſt ganz von ſich. Mein Bruder kommt nicht von ſeinem Bette.

Roſe. Ich muß zu ihm!

Sabine. Um Gottes willen nicht. Mein Bruder ſagt, wenn er dich jetzt ſäh', wär's ſein Tod.

Roſe. Wär's ſein Tod. — Meine Mutter, bitte, Sabine. Nur ein Wort wollt' ich mit ihr reden.

Sabine. Ich will's ihr ſagen. (Sie verſchwindet vom Fenſter.)

16. Auftritt.

Freitag, Suſanne, Friederike kommen zurück über den Kirchhof; im Geſpräch. Roſe tritt in den Schatten.

Suſanne. Wenn ich die Roſe wär', mich ſäh' niemand wieder.

Friederike. Ich lief' heut noch in den Fluß.

Freitag. Die läuft nicht. Es müßte denn mit einem Junker sein oder von einem zum andern. Aber die Gräfin. Was, ihr Nordmädels? Das ist eine Dame. Es ist bald zwölf. Donnerwetter, lauft! Sonst versäumen wir die ganze Verlobung. (Miteinander ab.)

17. Auftritt.

Die Pastorin in der Thür. Rose.

Rose. Verlobung? — Um Gottes willen, Mutter! Wissen Sie von einer Verlobung auf dem Schlosse?

Pastorin. Du warst die Braut, wenn du mir folgtest.

Rose (voll Angst). Ich muß zum Vater. Mutter, lassen Sie mich!

Pastorin. Daß du noch zur Vatermörderin würdest? Das ist's, was du noch werden kannst.

Rose. Und würd' ich's — wer wär' schuld? Wer hat's auf dem Gewissen, was aus mir geworden ist? Daß mir die feurigen Stiche durchs Hirn gehn? Daß ich mich halten muß, daß ich nicht lache und springe über den Jammer wie eine Wahnsinnige? Wahnsinn? Als ob's nichts Schlimm'res gäb' als Wahnsinn! Mutter, wenn jetzt ein Engel sagte: Streck' deine Rechte aus, und dein Vater ist gesund. Oder streck' deine Linke aus, und dein Fritz kehrt zu dir zurück. Aber nur Eins. Das oder jenes. Und hier liegt der alte Pfarrer bleich und tot auf der Bahre, die alten, lieben Hände über der Brust ins Kreuz gelegt. Und die Glocken klängen. Und die Schüler sängen. Und die Neugierigen drängten sich dort um die Kirchhofsthür. Und dort auf der Straße — weißt du, was ich thäte? Mutter? Mutter? Ich zögerte? Ich fragte? Ich besänne mich? Ich wählte? Nein! Nein! Die Linke streckt' ich, ich entsetzliches Kind! Die Linke streckt' ich. Und dort. Dort käm' er. Die Hunde voran. Hoch zu Roß. Mit dem stolzen Wesen. Mit der wehenden Feder. — Glaub's nicht, Mutter! Glaub's nicht. Die drüben haben den Himmel. Die noch auf Erden sind, wollen glücklich sein. Ich will so viel Glück zusammenraffen, als ich in meinen Armen halten kann.

Pastorin. Ich gehe.

Rose (hält sie zurück). Glaub's nicht, Mutter! Glaub's nicht. Aber du hast mich nie geliebt. Du hast niemand geliebt. Nur den Reichtum und die Größe hast du geliebt. Und ich sollte dir das Mittel dazu sein. Glaub's nicht, Mutter! Glaub's nicht, was ich sage. Ich rede nur so in der Angst, damit ich mich selber vergessen will. Ich bin nicht wahnsinnig, Mutter. Aber damit ich's nur nicht werden muß. Wer ist schuld daran, als du? Du hast mich in das Lügennetz verschlungen, daß ich mich nicht halten konnte. Glaub's nicht! Und was hab' ich gethan? Hätt' ich nur immer gelogen und geheuchelt, es wär' alles gut. Nur offen soll kein Mensch sein und großmütig und wahr.

18. Auftritt.

Sabine am Fenſter. Vorige.

Sabine (atemlos). Frau Paſtorin! Um Gotteswillen kommen Sie nur!

Paſtorin. Was iſt denn?

Sabine. Der Herr Paſtor — ich hört' ihn röcheln — ich lief ans Bett — da fuhr er auf und ſtreckte ſich — und ſein Geſicht iſt ſo lang geworden — ach Gott! Er iſt geſtorben.

Roſe (außer ſich; will hinein). Fort!

Paſtorin (hält ſie auf). Fort du! — Willſt du den Vater noch im — Nimmſt du den Werner? Er will ſo gnädig ſein. Fühlſt du, wie gnädig ein Mann ſein muß? Nimmſt du ihn?

Roſe (es ſchlägt zwölf am Kirchturm). Nein, Mutter!

Paſtorin. Biſt du noch ſtolz? So fahr' hin, wohin du willſt.

Roſe (hält ſie gewaltſam feſt). Du mußt mich halten. Du haſt mich geboren.

Paſtorin (ſich losringend). Rühr' mich nicht an! Ich bin eine ehrliche Frau. Du haſt deinen Vater umgebracht. Deiner Mutter für ihre Liebe das Herz gebrochen. Dir muß es vergolten werden. Im Spittel mußt du ſterben, Landſtreicherin. Das haſt du an deiner Mutter verdient. (Geht, wirft die Thür hinter ſich ins Schloß.)

19. Auftritt.

Roſe allein. Freitags und viele andre Stimmen fern vom Schloß her.

Roſe (ſchwindelnd). Das geht ſchnell. Hahahaha. Jetzt die Kirche. Jetzt das Schloß. Hahaha. Und wieder die Kirche, und wieder das Schloß. Was iſt's denn nur? Der alte Pfarrer iſt tot? Aber was kann ich denn dazu? Und wer weiß denn, ob's wahr iſt? An Schmerz wär' er geſtorben? An ſeinem Kind? Wer ſtirbt heutzutag' an Schmerz? Am Huſten, am Schnupfen, wenn's ſein ſoll. An Schmerz? Spaßmacher ihr! Wenn man an Schmerz ſterben könnte, wär' ich ſchon tot. So — nun ſteht das Schloß wieder ſtill. Nun will ich hinauf. Aber was will ich denn oben? Unterwegs wird's mir ſchon einfallen. Verlobung? Und eine Gräfin? Wo ſollte die herkommen? Wenn die Gräfinnen vom Himmel fielen! Oder ſoll ich erſt in die Apotheke? Da iſt ja ein Mittel, das für alles hilft. Hat er's nicht ſelbſt geſagt? In dem Schränkchen in der Ecke — und der Schlüſſel hinter der großen Spiritusflaſche. — Nein. Erſt will ich aufs Schloß. (Wie ſie ſich dahinwendet,)

Freitag (in der Ferne). Vivat der gnädige Junker Friedrich von Falkenſtein und ſeine hochgeborne Braut Gräfin Rudolfine von Diemar!

Viele Stimmen. Hoch! (Musik, Transparente im Park sichtbar.)

Freitag. Und abermals —

Stimmen. Hoch!

Rose (war zurückgesunken; sie springt wie eine Rasende nach dem Schloß zu und ruft in den Lärmen hinein). Und Fluch! Und Fluch! Und Fluch! Fluch der Lippe, die ihn küßt! Fluch der Hand, die ihn streichelt! Fluch hüben! Fluch drüben — (Sie sinkt vor Schwäche in die Kniee; kann die Hände nicht falten.) Und laß ihn glücklich sein — erhöre mich doch, Fritz — er — (Immer schwächer.) Bete — und wollte fluchen. Dazu — Kraft — wenn ich wieder Kraft — dann wieder fluchen — bis ich nicht mehr — und wieder beten — bis — und wieder fluchen — und beten und fluchen — so soll's — die schwarzen Monde — war in der Apotheke — das Sausen — was wollt' ich —

Freitag. Und noch einmal Vivat der hochgebornen Braut —

Stimmen. Und noch einmal — und noch einmal —

Rose (kaum vernehmlich). Und noch einmal — Vivat — und — noch — einmal — (Sie sinkt um.)

Stimmen. Hoch!

Die Musik spielt den beliebten Tanz von vorhin. Das Schloß in bengalischen Flammen. Kanonenschläge.

Der Vorhang fällt langsam.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Am Ende des Dorfes Werners Häuschen; über der Hausthür die Firma „Apotheke". — Eine Rasenbank und Tisch davor. Rechts näher das Schloß, ferner die Kirche. Frühester Morgen. Die Fensterladen des Häuschens noch geschlossen.

1. Auftritt.

Freitag (in ängstlicher Eile von rechts, findet die Thür geschlossen). Ei so schlaft! — Oder sind noch bei Pastors? Wär' ich zum wenigsten gestern bei meiner Mutter gewesen. Wenn ich nur Sabine sprechen könnte. Die Rose — die arme, gute Rose! Ich will doch einmal aufs Schloß. Vielleicht ist jetzt ein Pförtchen offen. (Wieder rechts ab.)

2. Auftritt.

Werner. Dann Sabine.

Werner (rasch von links). Der Ostwind bläst mir in meine Segel. Man kann nicht mehr Lungenentzündungen wünschen. (Er pocht an einen Laden.) Sabine! Hörst du? (Der Laden wird geöffnet.)

Sabine (erscheint im offnen Fenster).

Werner. Wie ſteht's mit der Roſe?

Sabine. Der Wärter konnte ſie kaum zwingen. Immer wollte ſie in die Apotheke. Jetzt iſt ſie ruhig. Aber bei ſich iſt ſie noch immer nicht.

Werner. Mit dem Paſtor ſtand's auch ſchlecht. Dasmal kommt er noch davon. Und richtig; wie ich vorher ſagte. Kaum, daß er aus dem Starrkrampf erwacht war, verlangte er nach der Roſe.

Sabine. Er iſt nicht tot geblieben?

Werner. Gieb mir das gelbe Etui. (Sabine verſchwindet von dem Fenſter; Werner ſpricht hinein.) Ich hab' ihn nur mit Müh' abhalten können, wie er einmal wußte, daß ich die Roſe hatte zu uns bringen laſſen, und daß ſie krank iſt. Damit er warten ſollte, bis ich wiederkäm'. Ich muß ſchnell in die Mühle. (Laut und in ſeinem pathetiſchen Ton.) Mit der Roſe fahr' ſo fort. Du biſt Werners Schweſter. Ich ſage weiter nichts.

Sabine. Iſt auch nicht nötig nach dem, was geſtern in der Laube vorgefallen iſt. Pfui. Und ſo einer —

Werner. Mit der Tochterſchaft bei der Paſtorin war's dasmal nichts. Was? Hahaha. Aber ich heirat' die Roſe. Bleibt's doch in der Familie. (Sich umſehend, dann wieder pathetiſch.) Sabine. Schweſterherz! — Mehr ſag' ich nicht. (Geht links nach hinten.)

3. Auftritt.

Sabine iſt am Fenſter verſchwunden und erſcheint in der Hausthür, die ſie geöffnet hat. Gleich darauf Freitag.

Sabine. Pfui! Pfui! Wie ich mich ſchäme wegen dem.

Freitag (kommt wieder). Noch alles zu. Der Wüſtenfels will niemand zum Junker laſſen, ſagt der Joſeph. — Sabine —

Sabine. Du biſt's. Bin ich erſchrocken. Ich bin noch in den Nachtſachen. (Will gehn.)

Freitag. Ich erbärmlicher Menſch! Wenn ich doch — hörſt du, Sabine? (Hält ſie auf) Das Geld war von der Roſe. Deshalb ſchlich ſie heimlich um das Häuschen herum und erſchrak. Beſchenkt meine Mutter und — ich geh' hin wie ein Judas —

Sabine. Doch nicht zum Junker?

Freitag. Und ſag' ihm —

Sabine (immer ängſtlicher). Aber was denn nur?

Freitag. Nu, von der Verſchreibung, die ſie dir gezeigt hatte, und von den Briefen; was du mir geſagt hatt'ſt — davon rührt ja eben das ganze Unglück her.

Sabine (erſchrocken). Und das trägt er auch gleich — aber ſo geht's mir nur. So eine wie die, die darf ſagen, was ſie will. Der

geht alles zum beſten aus. Aber ich darf nur einmal aus Zartgefühl ein Wörtchen mehr ſagen —

Freitag. So iſt's am End' gar nicht einmal wahr, das mit der Verſchreibung?

Sabine. Die Paſtorin hatte in der Roſe Fach gekramt, da war's herausgefallen —

Freitag. Und du haſt's —

Sabine. Nun freilich hab' ich's geleſen. Und in der Verlegenheit — und du ließeſt mir auch eher keine Ruh' — bis ich — wer weiß was geſagt hätt'. Wenn ich ſo keck wär' wie die Pfarrroſe!

Freitag. Und du biſt beſſer, weil du lügſt? Das hätt' ſie freilich nicht. Zu lügen — dazu iſt ſie zu keck. Und die Leute ins Unglück zu bringen, dazu gehört Gemüt. Und was willſt du denn nun thun vor Gott und deinem Gewiſſen?

Sabine. Sie hat mir einen Brief gegeben. Der ſollte alles wieder gut machen, ſagte ſie. Ich hab' ihn doch noch? Ja; hier.

Freitag. Gieb her! Und wenn nun zehn Wüſtenfelſer wären, ſie ſollen mich nicht vom Junker abhalten, bis ich's ihm gegeben und alles erzählt hab', wie es war. Aber mit uns iſt's aus von der Stund' an. Ich werd' mein Lebtag nicht wieder froh. (Wieder rechts ab.)

4. Auftritt.

Sabine allein; gleich darauf Roſe.

Sabine (ruft ihm weinend nach). Freitag! — Was ich für ein armes Mädchen bin mit all meiner Sittſamkeit. Mit all meinem Inachtnehmen. Nun wird's heißen: Die Pfarrroſe war brav; aber die Wernerſabine hat ſie hineingebracht.

Roſe (kommt aus der Apotheke, wahnſinnig; umſehend, als hätte ſie etwas vor).

Sabine. Kann ſie denn nicht bei Tag Almoſen geben? Wo's alle Leute ſehn? (Wird Roſen gewahr.) Da kommt ſie. (Mitleidig.) Nun, ihr geht's auch danach. Eine andre wär' freilich nicht ſo gutmütig wie ich. Wie ſie geht mit ihren Haaren, das arme Ding! Sie hat mich hineingebracht ins Unglück. Aber ich trag's ihr nicht nach; ich nicht. Ich bin andrer Leute Richter nicht.

Roſe. Wenn man allein wär'. Die paſſen immer auf.

Sabine. Ob ſie nicht jetzt kommt? (Voll Mitleid.) Soll ich dir einen Stuhl herausholen? Wie du mich dauerſt. So geht's. Ich bin freilich öfter ſitzen geblieben beim Tanz. Und wenn du mit jungen Herren herumſpaziert biſt, da ſaß ich ſittſam hinter meiner Arbeit und ſah nicht auf. Und du haſt über mich geſpottet. Jetzt iſt's umgekehrt. Aber ich? Ich ſpotte nicht. Ich nicht.

Roſe. Habt Ihr auch einen Brunnen, junge Frau?

Sabine. Soll ich dir vielleicht ein Glas voll holen?

Rose (knicksend). Wenn Ihr so gut sein wollt. Gottes Lohn, junge Frau.

Sabine. Das ist doch ein Unglück. (Sie holt ein Glas im Haus.)

Rose (in sich hineinlachend). Die Rose ist klug. O, die Rose ist klug. Die wartet, bis sie alle fort sind. Die stellt sich ruhig. Sonst kann sie nicht in die Apotheke.

Sabine (mit einem Glas). Ich komme gleich zurück.

(Ab)

5. Auftritt.

Rose (allein; sie sieht Sabinen nach). Im Schränkchen links — o, ich weiß es noch! Im dritten Fach von oben — und der Schlüssel — hinter der großen Spiritusflasche. — Jetzt ist sie fort. (Sie eilt in die Apotheke.)

6. Auftritt.

Der Pastor, gleich darauf Rose zurück.

Der Pastor kommt mühsam von links hinten; er setzt sich.

Rose kommt wieder mit einem Fläschchen, das sie versteckt hält und erst im Proscenium behutsam hervorbringt.

Pastor. Sie ist es selbst. Rose!

Rose (in die Betrachtung des Fläschchens vertieft). Das hilft gewiß. Das hilft ganz gewiß.

Pastor (indem er sich erhebt). Mein Kind.

Rose. Wer sagt' es nur immer die Nacht? Nein; das war der Perpendikel an der Uhr; der ruhte nicht einen Augenblick.

Pastor. Ich komme dich heimzuholen.

Rose. Wenn's was Schlimmes wär', da hätt' ich's trinken müssen. Und wenn ich's nicht gewollt hätt'. (Sie liest an dem Fläschchen.) O—p—i—u—m. Was das heißen soll? Hm! O—p—i—u—m. Halb voll. So, nun ist's auf. Nun — (will trinken).

Pastor (ihr näher kommend). Du willst nicht?

Rose (erschrocken, sucht das Fläschchen zu verstecken). Wieder einer, den sie schicken —

Pastor. Du bist frei. Aber raten darf ich dir doch? Und wenn du wo sich'rer ruhst als am Vaterherzen — dich hinbringen?

Rose. Daß man nicht gesund werden soll.

Pastor. Du hast kein Wort für mich? Muß ich zu meinem Stabe sagen: Komm, stütze du mich, alter Stab? Mein Kind will mich nicht stützen?

Rose (hat das Fläschchen in Sicherheit gebracht, nun wendet sie sich nach ihm).

Pastor. Nein! Ich sehe falsch. Das kann ja nicht möglich sein.

Roſe. Ihr ſeid der Meiſter Totengräber? Ach ja. Jetzt erkenn' ich Euch. In dem halben Jahr, ſeit die Pfarrroſe geſtorben iſt, hab' ich ſo viel geweint, daß meine Augen ſchlimm geworden ſind. Ein Kind muß doch eine böſe Krankheit ſein, weil man dran ſterben kann. Wenn der alte Paſtor noch lebte — (ihn betrachtend) nein; wer einmal geſtorben iſt, wird nicht wieder lebendig. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Aber verratet's ihnen nicht mit dem Mittel. Bitte. Bitte. Sollt auch recht hübſch ſein, und der liebe Gott wird's Euch vergelten.

Paſtor (muß ſich wieder ſetzen). Großer Gott!

Roſe. Es hieß, an unglücklicher Liebe wär' ſie geſtorben. Aber es iſt nicht wahr. Ich will's Euch ſagen, woran. Zwei waren dran ſchuld, daß ſie geſtorben iſt. Das eine war ein alter Paſtor, und das andre eine junge Gräfin. Der alte Paſtor war gut. Er war nur zu gut. Aber das ſagen alle Leute: Sein Kind, das hätt' er anders erziehen ſollen!

Paſtor. Das war's, was dieſe Nacht mich marterte. Nein, mein Kind, nein.

Roſe. Ja wenn's ein Junge geweſen wär'. Und ich will Euch was im Vertrauen ſagen: Das iſt die Stärkſte, die es weiß, daß ſie ſchwach iſt. Wenn ich nicht ſo viel zu merken hätte. Und da oben, ganz oben in meinem Kopf, da iſt etwas, das will's nicht leiden, daß ich mich beſinne. Seht Ihr; ſie lud einen fremden Mann in eine Laube. Nachts. Aber warum? Eine andre hätt's doch nicht gethan. Eben darum. Eben darum. Weil ſie anders erzogen war als alle andern. Da dachte ſie wunder, was es wär', was die andern nicht das Herz hätten. Davon rührt die ganze Geſchichte her.

Paſtor. Nein, nein! Nur die Einflüſterungen der ehrgeizigen Mutter und ſeine Falſchheit waren ſchuld. Und hat er nicht mich betrogen, der die Menſchen kennt? Und du, ein argloſes Kind —

Roſe (argwöhniſch vor ſeiner Aufregung). Ich hätt' ein Mittel? Ich hab' keins. Wo ſollt' ich's herhaben? Ihr könnt alle meine Sachen durchſuchen danach. Das ſagen alle Leute, Menuett tanzt keine mehr ſo graziös. Seht Ihr? Seht Ihr? (Sie tanzt.)

7. Auftritt.

Falkenſtein. Die Vorigen.

Falkenſtein (erſt noch in der Scene). Roſe! Roſe! Hier iſt das Häuschen — (Er iſt in Jagduniform mit Jagdmeſſer wie geſtern; hat Roſens Brief offen in der Hand. Wie er Roſe tanzen ſieht, erſchrickt er.)

Roſe (tanzend). Roſe? Was ſie nur alle von der Roſe wollen? Die Pfarrroſe? Meint ihr die? Die iſt nicht zu Haus. Die iſt tot

und begraben. Da ist der Totengräber noch; der kann's bezeugen. Jetzt kommt Chaine, dann Ronde, meine schönen Herrn und Damen.

Pastor (faßt Falkenstein beim Arm). Siehst du, was du gethan hast, Elender? Einen alten Mann betrogen und seinem Kind das Herz gebrochen. Stell' dich nicht erschrocken und bekümmert. Wozu sollst du jetzt noch heucheln? Ich alter Mann kann dir nicht schaden.

Falkenstein. Großer Gott! Was hab' ich gethan!

Pastor. Machen Sie sich's bequem. Sie sind ja hier in Ihrer Ordnung. Klatschen Sie nicht?

Rose. Ja, Meister Totengräber, so geht's. Aber wenn die Gräfin gestorben ist, die begrabt mir sechsmal so tief als andre Leute. Wer spricht denn da von einer Gräfin? Stille doch! Stille! Ich kann sie in den Tod nicht leiden. — Nun kommt Ronde, meine schönen Herrn und Damen. (Sie betrachtet den Pastor.) Ich glaube gar, Ihr weint? Und wenn Ihr der beste Mensch seid, und ein Ziegel fällt Euch auf den Kopf, so müßt Ihr sterben wie der schlechteste. Da hat keiner was voraus. Aber die Menschen denken's doch? Sie denken, wenn sie brav sind, muß der liebe Gott einen Unterschied machen? Aber der macht keinen. Gott bewahre. Gott bewahre. Gott bewahre.

Pastor (zu Falkenstein). Nehmen Sie doch Platz. Es sieht sich besser mit an so. Ich sitze auch — weil — Fritz, das konntest du? Um Vergebung. Ich bin siebzig Jahr — zwanzig Jahr an meinem Herzen gewärmt — und ich hätte — ich spreche da, ich weiß selbst nicht, was. Bitte tausendmal — ich habe die Ehre — Rose, du kommst auch nicht —

Falkenstein (hält ihn). Vater, thu' mir nicht unrecht —

Pastor. Herr von Falkenstein —

Falkenstein. Sie müssen — Vater, man zeigte mir einen Brief. — Rose sollte mein Weib werden. Ich fürchtete deine Einwendungen — ich wollte dich überraschen — dich zwingen gestern nacht. Da zeigten sie mir einen Brief, worin sie den Werner nachts in die Laube lud. Ich hätte nicht irr werden sollen, aber ich ward's — mein Stolz raste — Vater, hast du mich nicht selbst zum Stolz erzogen?

Pastor. Auch du klagst mich an?

Falkenstein. Ich wollte lieber der Betrüger scheinen als der Betrogene — ein Schurke — dieser Wüstenfels benutzte es, mich zu gängeln wie — Vater —

Pastor. Siehst du? Siehst du, Fritz? Der Stolz war's nicht. Meine Erziehung war's nicht. Ein Böswicht hat's gethan. Fritz — ich hab' auch dir unrecht gethan.

Rose. Fritz? Fritz? (Sie geht auf Falkenstein zu; wie der sie fassen will, bedeutet sie ihn, sie zu lassen; sie betrachtet ihn sinnend immer näher; kopf-

ſchüttelnd) Hm — hm — was — wenn's nur da oben — aber — nein — (Sie nimmt ſein Geſicht in beide Hände) da iſt doch was, das — ja, wer ſich beſinnen könnte — da hier — da — ja — da um die Augen dahier herum — die Augen hab' ich doch ſchon geſehn. Die freundlichen Augen. Ja. Wo denn nur? Ach ja, warte doch — jetzt, jetzt — ach du lieber Gott vom Himmel, das iſt doch der Fritz? Freilich! Freilich!

Falkenſtein. Vater ſie erkennt mich wieder.

Paſtor (gen Himmel). Ja; du biſt doch die Liebe!

Roſe. Ja freilich! Jetzt weiß ich's ja. Du biſt's. Ich konnte dich nicht ſehen vor dem Schleier hinter den Augen. Du biſt wohl lange weg geweſen? Und ich hab' ſo ſchwer geträumt. Ja, du biſt's. Ich hab' in der Laube gewartet. Du wollteſt zum Vater um ſeinen Segen. Mir wird's immer heller!

Falkenſtein. Ja, zum Vater. Vater, ſegne deine glücklichen Kinder. (Sie knieen vor dem Paſtor.)

Paſtor. Nimm mein alles, Fritz. Beiden geb' ich euch mein Beſtes, mein alles. Keinem kann ich mehr geben, als ich ihm gebe. Dir meine Roſe, dir meinen Fritz. Und ſoll Verkennung zwiſchen uns treten: wir kennen nun ihr Geſicht. Sie kann uns nicht mehr täuſchen. Kommt, Kinder.

Falkenſtein (wie ſie gehn wollen). Vater, das iſt ihr Lächeln nicht mehr.

Roſe (immer in ſich hineinlachend). Daß ich's immer nicht herauskriege—

Paſtor. Roſe — beſinne dich.

Roſe. Ob das der Hochzeitsbitter iſt oder —

Falkenſtein. Siehſt du mich nicht mehr?

Roſe. Freilich! Freilich! Der Leichenbitter ſeid Ihr. Und da kommen ſie ja ſchon.

Paſtor. Roſe —

Roſe. Stille doch! Seht ihr, die da drüben geht? Aber wo ſeht ihr nur hin? Dort. Dort. Das iſt die Gräfin. Wenn's die Locken thun; die hab' ich auch. (Reißt ihre Haare vollends auf; dann faßt ſie die beiden an den Armen und zieht ſie mit, dem eingebildeten Zuge entgegen) Das iſt ſie alſo? Das? Die hochgeborne Braut? Iſt ſie ſchöner als ich? jünger als ich; klüger? beſſer? Was hat ſie vor mir voraus? Die drei Buchſtaben und ſonſt nichts? Laßt ſie meine Kleider anziehn, und dann fragt, wer die Gräfin iſt. Was ſagt ihr? Was? Sie iſt hoch, ſagt ihr? und bleich wie eine Lilie, ſagt ihr? Laßt nur! Laßt! Das Blut wird mir gleich ins Geſicht treten, dann bin ich wieder die Roſe. Wie ſie ſtolz iſt, ſagt ihr? Ich will noch ſtolzer ſein, wenn ſie vorbeikommen. Ob ich nicht auch ſo groß blicken kann? Ob ich nicht auch ſo wegwerfend lächeln kann? Iſt's ſo recht? Seht einmal! Oder ſo? Und wär' ſie noch höher, ſag' ich euch, ich will auf ſie herabſehn. Was iſt ſie denn? Eine Gräfin? Nichts

weiter? Nur eine Gräfin? — Ich will eine Königin sein, wenn sie vorbeiziehn. (Grüßt herablassend mit der Hand) Schon gut. Schon gut. Ich danke euch. Ich danke euch. Das ist die kleine Gräfin? Nicht häßlich. Adieu, ma petite. (Als wehrte sie einen Handkuß ab.) Ich kann das Händeküssen nicht leiden. Schon gut. Schon gut. (Sie sieht in majestätischer Stellung dem eingebildeten Zuge nach, bis er verschwindet, dann fährt sie mit der Hand ans Herz.) Ach Gott! Ach Gott! Ach Gott! Sie hat mir's angethan. Ich muß — (Sie greift nach dem Fläschchen; verbirgt's wieder.)

8. Auftritt.

Wüstenfels erst noch in der Scene. Die Vorigen.

Wüstenfels. Richtig. Hier ist er —

Rose. Wenn sie wegjäh'n! Wenn sie nur einmal wegjäh'n!

Wüstenfels (ist aufgetreten; echauffiert. Er sieht die Gruppe). Und bei wem? Fritz, siehst du, wie mir die Scham auf den Backen brennt für dich? Jetzt noch sich fangen lassen! Nach der Verlobung und allem — o Donnerwetter! Dein Glück ruinieren und auch noch (zurücksehend) den Vettern und Muhmen dort — Gott verdamme sie — ein Schauspiel geben! Muß ich mich in deiner Seele schämen?

Falkenstein (eisig). Sie kommen wie gerufen, Herr von Wüstenfels. Sehn sie doch einmal hier — (Hält ihm Rosens Brief vor und zeigt auf eine Stelle.)

Wüstenfels. Erst komm mit weg.

Falkenstein. Wir bleiben hier. Einer wenigstens bleibt hier.

Wüstenfels. Laß die Dirne, sag' ich dir!

Falkenstein. Du hast gelogen, sag' ich dir.

Wüstenfels (zwischen Drohung und Bitte). Fritz!

Pastor. Herr, weil ich alt bin? Mein Kind ist unschuldig, Herr.

Falkenstein (immer noch den Brief vorhaltend). Sie haben gelogen, Herr?

Wüstenfels (zum Pastor). Unschuldig? Herr. Und wenn sie's wäre, Herr. Was sie scheint, bringt das Weib dem Manne mit. Und Falkenstein ist mein Freund, Herr. Was wissen Sie von Ehre, Herr? Wenn der Mann auf seines geringsten Knechtes Stirn das Urteil seiner Ehre liest? Herr? In meinen Lumpen bin ich ein Ehrenmann gegen den. Ich hab' wenigstens ein ehrlich Weib — keine, die andre Männer nachts in einsame Lauben — was red' ich da mit — Fritz, du kommst mit, sag' ich dir.

Falkenstein. Was weißt du von Ehre, sag' ich dir. Du hast gelogen, sag' ich dir.

Wüstenfels. Zum Teufel — und wenn. So war's, weil nur eine Lüge dich retten konnte. Wirfst du mir das vor? Du konntest nicht an dein Glück denken, so that ich's. Und du mußt mir's danken.

Falkenſtein. Danken; das mein' ich eben. Herr von Wüſtenfels, wer hat Sie zu meinem Vormund — (wild.) Heraus mit der Plempe!

Wüſtenfels (ruhiger). Biſt du heiß —

Falkenſtein. Wir wollen uns abkühlen. Einer muß kühler werden von uns.

Wüſtenfels. Mit deinem kurzen Jagdmeſſer gegen meinen Degen? Fort damit, Fritz. Es wird dummes Zeug.

Paſtor. Was willſt du, Fritz? Er hat recht. Strafe mich.

Falkenſtein. Ihre Ehre hat einen langen Atem, Herr von Wüſtenfels.

Paſtor. Es iſt meine That, Fritz, was du thuſt.

Wüſtenfels. Fritz, ich ſage dir, du thuſt mir unrecht.

Falkenſtein. Lügen Sie vor Weibern. Hier hilft keine Lüge durch. (Eiskalt.) Nun denn; vor allen deinen Spießgeſellen, Remme! (Will ihn ſchlagen.)

Wüſtenfels (fährt auf). Wenn Sie das meinen, Herr von Falkenſtein — (Zieht und legt ſich aus.) Kommen Sie an! (Sie fechten. Wüſtenfels faßt ſich wieder; er ſucht nur ſich zu decken und zu verhindern, daß der Wütende ſich ſelbſt in ſeinen Degen rennt.) Ich kann dir nichts thun, Fritz. Ich bin im Vorteil — aber — (Er wird getroffen; wankt.) Sagt' ich nicht, es wird dummes Zeug? Ich hab's. Es iſt gut. Einmal muß es ſein. (Er ſinkt zuſammen; zugleich)

Roſe (die während des Gefechts vorkam). Jetzt endlich —

Falkenſtein (zum Paſtor). Ich bin gleich wieder hier. Nur mein Pferd — (Ab.)

9. Auftritt.

Vorige ohne Falkenſtein. Sabine mit Waſſer.

Paſtor (bei Wüſtenfels kniend). Einen Arzt! (Umblickend ſieht er Sabine.) Sabine, Ihren Bruder! Schnell!

Sabine ſtellt das Glas auf den Tiſch und eilt ſchnell ab.

Roſe. Jetzt ſieht niemand. Jetzt! (Sie trinkt; muß ſich während des Folgenden ſetzen.)

Wüſtenfels. Kommt mir nicht mit eurem Schröpfkopf, Meiſter Hohlkopf. Ich mag keine Geſichter mehr ſehn. Mit dem dort laßt mich reden. Holt eure Weiber — aus dem Spinnhaus — laßt euch — meinetwegen. Aber daß ein Menſch ſeinen beſten Freund erſchlägt — um eine Dirne ſeinen beſten Freund — das will ich nicht überleben. Heirat' eine, die — ich kann's nicht mehr hindern. — Ich hab' niemand als dich. Meine Schecke iſt mein ganz Vermögen. Magſt du ſie nicht — ſtich ſie auch tot wie ihren Herrn. — Adieu, Fritz. Du dauerſt mich. Jetzt wird's — aus. Mein — Paß — iſt viſiert. (Er ſtirbt; der Paſtor kniet bei ihm.)

10. Auftritt.

Falkenstein hastig zurück. Die Vorigen.

Falkenstein. Die Straße schon besetzt. Wir müssen über den Fluß. Rose!

Rose (hat im Todeskampf ihr Bewußtsein wieder). Wie komm' ich hierher? Vater, bei dir? und Fritz? — Hab' ich so schwer geträumt? Mir träumte, ich nahm eine Arznei —

Falkenstein. Schnell, Rose! Auf meinen Schultern trag' ich dich über den Fluß. Im Vorwerk find' ich Pferde. Eil', sonst wird's zu spät.

Rose. Wohin, Fritz?

Falkenstein. In die Welt. Einerlei, wenn nur mit dir. Wenn sie die Furt gewinnen!

Rose. Flieh! Ich kann nicht auf. — Wie wird mir schlimm, als müßt' ich sterben.

Falkenstein. Was hast du da in deiner Hand? Zwei Totenköpfe? (Liest.) Opium.

Rose. Der Geschmack in meinem Mund. Hab' ich denn getrunken? Hab' ich denn wirklich getrunken?

Falkenstein. Das Fläschchen ist leer.

Rose. So muß ich sterben. Flieh, Fritz!

Falkenstein (resigniert). Ja; mit dir. Geh voran! Ich folge.

Rose. Ich muß sterben. Jetzt, wo die Welt so schön ist, muß ich sterben! Jetzt, wo ich dein bin, muß ich sterben! Laßt mich doch nicht sterben! Es ist Frühling und ich soll sterben! Die Rosen blühn, und ich soll sterben! Nein; ich will nicht sterben. Die Liebe kann ja alles! (Die Männer helfen ihr aufstehen. Ihre Gruppe verdeckt Wüstenfels' Leiche).

Pastor. Gott sei Dank! Dort kommt Werner.

Falkenstein. Zu spät, Vater. — Rose, wie du zitterst!

Rose (sehr zitternd, von beiden Männern gehalten; immer heftiger). Zitterst? Ich? Das denkst du nur. Ich muß ja nicht sterben. So kräftig hab' ich mich nie gefühlt. Ich darf ja leben, Fritz. Und wie wollen wir leben! Jeder Tag der schönste — und immer der folgende doch noch schöner. Seht ihr? Gott will, daß ich lebe. Die Schmerzen lassen nach. Und seht ihr das Morgenrot und die schimmernden Regenbogen, die in den Bäumen hängen? Und die Luft so süß. Das Klingen durch die Blätter, als wären's lauter Aolsharfen. O wir wollen leben. Fühlst du die Gesundheit in meinen Armen? Zitterst du vor meiner Liebesmacht? Und sterben wir einst, so sterben wir zusammen — Arm in Arm — wenn wieder die süßen fernen Glocken klingen wie jetzt, und das Herz schwillt heller und heller, daß es strahlt — und wenn es aufbricht, dann blüht die Blume hinauf. — Zitterst du vor Wonneangst? Wird dir so frei wie mir? Zum

Fliegen? Die Luft so weich — der Himmel so blau. Ach, laßt mich doch! Haltet mich nicht nieder! (Fährt mit der Hand ans Herz; mit veränderter Stimme.) Vater — Fritz — mein — (Sie stirbt; Falkenstein läßt die Leiche niedergleiten und kniet bei ihr.)

Falkenstein. Rose!

Pastor. Sie ist tot.

Falkenstein. Rose, meine Rose!

Pastor. O mein Kind!

Falkenstein (steht nach kleiner Pause gefaßt auf; er sieht sich um). Die Furt ist besetzt. Das brauchtet ihr nicht. Hier ist etwas, das hält. Ja, Rose, du sollst keine Lügnerin sein. Sterben wir, so sterben wir zusammen. Wo betten wir uns hin, mein Weib? In meinem Erbbegräbnis ist's so moderig, und die seligen Hochgeboren bekämen noch in den Särgen Migräne über dich. Und auf den Kirchhof lassen sie dich nicht. Wen sie im Leben verlassen, der soll auch im Tod ausgestoßen sein. Vater, an den Busen der freien Natur leg' ihr lieblichstes Kind. Hinter die Kirchhofmauer, wo der Fluß vorbeizieht — wo wir so oft beisammen saßen — unter den kühlen Linden. Dorthin. Und zu ihr den letzten Falkenstein. (Ersticht sich.)

Pastor (will ihm in die Arme fallen). Fritz, was thust du?

Falkenstein. Ihr Wort mach' ich wahr. Leb' wohl. Ich grüße sie von dir.

Pastor (bei ihm kniend). Gehst du mit einem Groll auf mich hinüber? Er ist bei Gott. Ich bin der Schuldigste, drum muß ich leben bleiben —

(Pause.)

So geb' ich sie dir zurück, allmächtiger Gott, die du mir anvertrautest. Unglücklich, verzweifelt durch mich, der ich nichts wollte auf Erden als ihr Glück. Hätt' ich sie verwahrlost — vielleicht lebten sie noch und wären glücklich. Vielleicht ist's Vorwitz, hier glücklich zu sein und glücklich machen zu wollen. Weh' dem, der unter Verleumdung und gemeinem Neid dein Ebenbild tragen will frei und wahr. Auf einem andern Sterne vielleicht wohnt das Glück der Wahrheit. Dieser Erde König ist der Schein.

Und dennoch, wunderbarer Geist, der sich unserm endlichen Auge mit Rätseln gürtet, die uns ängsten — und dennoch bist du die Liebe. Schmerz und Verzweiflung sind die Arme, mit denen du uns an dich ziehst. Du kannst ja nur thun, wofür wir dir danken müssen. Ich danke dir — ohne dich zu begreifen.

Vorhang fällt.

Ende des fünften Aufzugs.

Die Rechte des Herzens.

(Paul und Eugenie.)

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Ein mediatisierter deutscher Fürst.
Ein Malteser, sein Schwager.
Paul Lubinski, } geächtete Polen.
Michael Czarinski, }
Ein Priester,
Thaddeus, Pauls Diener.
Ein Kammerdiener des Fürsten.
Der Kastellan des Schlosses.
Eugenie, des Fürsten Tochter.
Die Baronesse, ihre Gouvernante.
Mariane, ihre Gesellschafterin.

Schauplatz in und bei einem Schlosse des Fürsten, am Rhein.
Zeit kurz nach dem letzten Polenkriege.

Erster Aufzug.

Eine abgelegene, einsame Stelle des Parkes. Über einen Bach führt malerisch eine Knüppelbrücke; nahe daran unter einer riesigen Linde ein Steintisch und eine Moosbank. Im Hintergrunde sieht man ein kleines Stück vom Schlosse, einige Bogenfenster der Schloßkapelle über dichtem Taxusgesträuch.

1. Scene.

Die Baronesse. Mariane. (Kommen im Gespräch einen Laubgang daher.)

Baronesse. Und die wonnevolle Aussicht auf diese sechs, sage: echs langen, sechs ewigen Wochen, die wir hier verbringen sollen, is der Fürst aus Italien zurückkommt! So lange soll kein Sonett uf meine Augen gemacht werden! So lange soll ich nicht einen, icht einen einzigen Anbeter des Tages zwanzigmal zum glücklichsten nd zwanzigmal zum unglücklichsten aller Sterblichen machen können! – nicht einmal — Mariane, wie bin ich eurer langweiligen schönen Natur so satt!

Mariane. Ich liebe das Landleben, aber ein thätiges. Aber tagelang ohne ernste Beschäftigung an diesen schaurigen Stellen hier zu weilen wie die Prinzessin —

Baronesse. Was? Kräuter suchen und Arzeneien kochen für kranke Bettler, stundenlang in den schmutzigen Hütten herumkriechen, deren bloßer Anblick einem Gemüte Schauer erregen kann, welches weiße Wäsche mit Leidenschaft liebt! Das nennst du keine ernste Beschäftigung? Wen hat Ihre fürstliche Hoheit doch jetzt in der Kur? Noch immer den alten — wie nennt man's doch? — Die Leutchen, die in der schönen Natur wohnen, nennen dergleichen, glaub' ich — Kesselflicker — Gott sei bei uns! —

Mariane. Die kranke Pächterin in der Meierei dort drüben ist jetzt ihr einziger Patient; der Pächter ist schon Rekonvalescent. Nein, Julie, die Güte eines Menschen sollte nie Gegenstand des Spottes werden. Die Armen vergöttern sie.

Baronesse. Ich will keinen Menschen verspotten. Bis zum sechzehnten Jahr im einsamen Kloster aufgewachsen zu sein, wo man außer dem Beichtvater keinen Mann, nicht einmal den eigenen Vater gesehen hat; von einer überspannten Tante mit philosophischen Grillen, heidnischen Tugendgeschichten, mit Vorstellungen von der Welt und den Menschen angesteckt worden zu sein, über die man weinen möchte, wenn man nicht lachen müßte — das ist ohne Spott schon Unglück genug.

Mariane. Ja; sie sieht in den Menschen Engel, sie sieht alles besser und schöner, als es ist. Ist das eine Krankheit, so könnte man keinen bessern Arzt für die Prinzessin finden als Sie, Julie. Ihrer Geschicklichkeit, schöne Täuschungen zu zerstreuen, kommt nur die Bereitwilligkeit gleich, diese Geschicklichkeit anzuwenden. Diese Geschicklichkeit ist's, die die Prinzessin vollends melancholisch machen wird. Nein, Julie; das kann zu nichts Gutem führen.

Baronesse. Stille mit Predigen, stille! Dieser Ort ist schauerlich genug, auch ohne Beihilfe der Langweile einem die Laune zu verderben. Mir ist, so oft ich hierher komme, als müsse hier jemand heimlich begraben sein. Aber nun endlich etwas Vernünftigeres! Dort im Dörfchen halten sich derzeit zwei polnische Flüchtlinge auf, von welchen ich den einen kenne. Er hatte sich — der Aar! — an dem Licht meiner Schönheit bereits die Schwingen versengt, als die polnische Revolution ihn vor dem völligen Verbrennen rettete. Der Kaiser von Rußland hat den Trotzkopf nicht fangen können; die Aussicht auf diese langen, ewigen sechs Wochen könnte mich verleiten, einen Versuch zu machen, ob meinen Augen nicht gelingen sollte, was der russischen Majestät mißlungen ist. Und was die Melancholie der Prinzessin betrifft; ich will mich fünf Jahre älter angeben, als

ich bin, wenn es etwas Schlimmeres iſt als eine recht bösartige Langeweile, die ſich auf die edeln Teile geworfen hat! Sie muß leben lernen und das lernt ſich nur vom Leben ſelbſt. Unſere Geächteten kommen täglich um dieſe Zeit hierher — die Prinzeſſin hab' ich ſchon präveniert; wo es etwas zu tröſten giebt, iſt ſie gleich bereit; ſie macht auf Kranke und Unglückliche förmlich Jagd.

Mariane. Sie wollen die Prinzeſſin in Ihren — Roman, oder wie Sie's nennen, was ſie ſpielen wollen, verwickeln?

Baroneſſe. Verwickeln? — Du biſt ſo ſchwerfällig wie die Prinzeſſin. — Eine Lektion geben in der angewandten Lebenskunſt. Glaubſt du, ich verliere die Fäden aus der Hand?

Mariane. Sie kommt.

2. Scene.

Eugenie. Baroneſſe. Mariane.

Baroneſſe. Nun, ſchöne Gottheit des Waldesdunkels, gönnen Sie uns armen Sterblichen einmal Ihren Anblick. Was finden Sie nur an dieſen alten knorrigen Bäumen?

Eugenie. Was ich nicht ſuche; und was ich ſuche, das find' ich nicht.

Baroneſſe. Götter lieben dunkle Sprüche. Schöne Gottheit, ſprechen Sie menſchlich mit Menſchen.

Eugenie. Du möchteſt mich wieder ärmer machen. Dir iſt's eine Luſt, mich irre zu machen an allem, was ich glaube. Du nimmſt nur immer und giebſt nie etwas dagegen. — O, daß ich noch in meinem Kloſter wäre! Wenn ſonſt die Menſchen ſo herrlich waren, warum ſollten ſie es jetzt nicht mehr ſein können? Nein, nein, ich glaub' dir es nicht. Du könnteſt nicht ſo heiter ſein, wär's dein Ernſt.

Baroneſſe. Aber was verlangen Sie nur von den Menſchen? Ich bin ſchon froh, wenn ſie mich nicht gähnen macht — ich weiß nicht, was Sie mehr wollen von dieſer armſeligen Welt! Die Welt, von der Sie träumen, wartet noch auf ihren Kolumbus. Noch iſt's am größten Hofe wie im kleinſten Bauernhaus der wirklichen Welt die Selbſtſucht, die befiehlt und die gehorcht. Süße Göttin, wer glücklich ſein will, muß leben können; ich meine, der darf das Leben nicht als ein ernſtes ſchweres Geſchäft betrachten, ſondern als eine heitere leichte Kunſt. Wollen Sie ſich für den langen ſchweren Weg noch mit dem Gewichte von Tugenden behängen, die lang' nicht mehr im Kurs ſind? Das Leben wird jedem das, wofür er es nimmt. Dem einen wird die Arbeit zum Spiel, dem andern das Spiel zur Arbeit — Sie ſehen, ich weiß auch zu philoſophieren. — Sie werden leben lernen. Schön, jung, vornehm, liebenswürdig werden Sie ſich eher

heimisch fühlen in dieser verkehrten Welt, als Sie denken.

Eugenie. Du glaubst es? — Ich glaub' es nicht, oder die Welt ist besser, als du sie siehst.

3. Scene.

Thaddeus, erst noch in der Scene. Vorige.

Thaddeus. Nein, das war schlecht von Ihnen. Sie mögen sagen, was Sie wollen; das heißt schlecht gehandelt an mir altem Mann. Nein! Nein. Seine Entschuldigungen sollen nicht gelten!

Baronesse. Mit wem spricht aber der Alte?

Mariane. Es scheint, er spricht mit sich selbst.

Thaddeus (indem er auftritt). Seine Entschuldigungen sollen nicht gelten!

Eugenie. Der arme Alte! Seine Füße tragen ihn kaum mehr. Gute Mariane, du bringst ein Glas Milch und Brot aus der Meierei drüben. Ich heiße ihn unterdes sich setzen. — Guter Alter, es ist ein heißer Tag und Ihr seid müde; ruht Euch ein wenig hier aus.

Thaddeus. Das Mädchen ist schön wie ein Engel und freundlich wie ein Engel. Hier will ich ruhn. Vergelt' ihr's Gott. — Ich setze mich schon. Wenn ich heut' abend bete, will ich für sie mitbeten. Aber sie braucht's nicht. Hätt' ich eine schwere Sünde begangen, müßte sie für mich beten. Ihr kann der liebe Gott gewiß nichts abschlagen. Vergelt's Ihnen der liebe Gott.

Eugenie. So; nehm' Er doch sein Bündel ab, armer Mann.

Thaddeus. Ja, armer Mann! Und ein gekränkter Mann! Gott belohn' Ihre Freundlichkeit gegen einen armen Mann, einen gekränkten Mann, Ihnen könnt' ich alles klagen, was mir fehlt, und dann dächt' ich, mir wäre geholfen.

Eugenie. So; stell' Er seine Füße auf das Bänkchen. Ist Er einer von den unglücklichen Polen, armer Mann?

Thaddeus. Einer von den unglücklichen Polen? — (Schüttelt den Kopf.) Polen hat's einmal gegeben, aber es giebt keine Polen mehr. —

Eugenie (giebt ihm hastig Geld). Hier — hier; — hätt' ich mehr, Ihr solltet alles haben.

Thaddeus. Danke. Danke. Nein; hier hab' ich was. (Zeigt auf seinen Bündel.) Da ist das ganze Geld für das Häuschen und die Wirtschaft noch, schöne blanke Thaler und Papier. Der liebe Gott hat dem alten Thaddeus überall die Herzen aufgeschlossen; er mußte nichts nehmen davon. Nein; beileibe! ich wör' lieber verhungert; das muß ich ja haben, wenn ich ihn finde. Wenn Sie sich so gar sehr um einen alten gekränkten Mann bemühn, muß Thaddeus weinen wie ein altes Weib. Sehen Sie, ich hab' ihn auf meinen Armen

getragen, auf dieſen zwei alten Armen hier; ich hab' ihm Bogen und Pfeile geſchnitzt, hab' ihm Vögel ausgeſtopft, und hab' ihn unſre ſchönen polniſchen Lieder ſingen gelehrt — und nun vergilt er mir's ſo ſchlecht in meinem Alter.

Eugenie. Es muß traurig ſein, ein ungeratenes Kind zu haben.

Thaddeus. Ungeraten? Nein, nein, das iſt er nicht. Er iſt gut und freundlich, wie Sie ſind, er iſt tapfer und brav; kein Pole hat tapferer gekämpft für ſein armes Vaterland, als er, kein Held iſt tapferer, kein Menſch menſchlicher. Er iſt mein und aller Polen Stolz. Nur an mir hat er ſchlecht gehandelt.

Eugenie. Das glaubt Ihr vielleicht nur, Alter, wenn er ſonſt ſo brav iſt.

Thaddeus. Wenn er ſonſt ſo brav iſt? — Wenn er voraneilte, daß die langen ſchwarzen Haare hinter ihm her flogen, und ein Freiheitslied ſang mit ſeiner Stimme, die die Trompeten übertönte, da riß es die Menſchen mit Gewalt hinter ihm drein; wie ein Rauſch kam es über den Nüchternſten, der ihn ſo zuverſichtlich dahinfliegen ſah, als wiſſe er, er ſei des Sieges Lieblingsſohn. Und wie der Bräutigam die Braut, umarmte er die Gefahr auf dem Schlachtfelde; wo ſie war, ſuchte er ſie auf. Nach der Schlacht ging er tröſtend und erquickend von Verwundeten zu Verwundeten; wer ihm die Hand noch einmal drücken konnte, der ſtarb glücklich. Sie wußten, ihre Witwen und Waiſen waren ſeine Schweſtern und ſeine Kinder. Er war der reichſte Mann in Polen, aber ſeine Reichtümer gehörten ſeinem Vaterlande, wie er ſelbſt; er ſah ſich nur als ihren Verwalter an.

Eugenie (tief ergriffen für ſich). Lebt doch ſolch ein Menſch? Gott! wer ein Mann wäre und ſein Freund! Erzählt mir noch von ihm, guter Alter.

Thaddeus. Er hatte einen Freund, mit dem er von Kindheit an aufgewachſen war. Der hieß Leo Sombinski. Die beiden hatten nur einen Willen zuſammen. Sie konnten nicht ſein ohne den andern. Sah man den einen, wußte man, der andere war nicht weit. Wie es immer ſchlechter wurde mit Polen, da ſchickte er ihn ins Ausland, ſeine bedeutenden Güter, die er da beſaß, zu verkaufen und Pferde dafür einzuhandeln und Waffen für Polen. Da fiel Polen, und mein Herr wurde geächtet. Was aus Leo geworden iſt, weiß niemand. Es hieß, er habe ſich in der Fremde angekauft von Pauls Gelde und lebe unbekümmert um dieſen guter Dinge; aber meinen Herrn durfte niemand dergleichen hören laſſen. Leo, ſagt' er, kommt zu mir, oder er iſt tot.

Eugenie. Und dieſer Menſch irrt nun heimatlos? arm? verlaſſen? O Gott! Alter, Ihr habt mich unglücklich gemacht.

Thaddeus (leidenſchaftlich). Das hat er mir gethan. Das hat

er mir gethan. Wie ich mich freute, wenn sie von ihm erzählten, da dacht' ich nicht, daß er zuletzt so schändlich an mir altem Mann handeln könnte, wie er gethan hat. Wenn ich ihn fände, sollt' er's fühlen. Seine Ausreden sollen nicht gelten!

Baronesse (zu Eugenien). Einen bessern Lobredner könnt' ich keinem Menschen wünschen, als solch' eine Entrüstung seines Dieners.

4. Scene.

Paul Lubinski. Vorige.

(Paul und Thaddeus werden einander gewahr und erschrecken; Eugenie erschrickt mit und zeigt die wärmste Teilnahme; die Baronesse ist verwundert. Paul eilt, ohne die andern zu bemerken, in Thaddeus' Arme, der sich Gewalt anthun muß, seine Entrüstung fest zu halten, und deshalb jenem nicht in das Gesicht sieht.)

Paul. Bist du's denn, Thaddeus? Bist du's denn wirklich, du teurer Alter? Hab' ich Vater, Bruder, Vaterland, hab' ich alles wieder einen seligen Augenblick lang? Du guter, alter, treuer Thaddeus, wo kommst du nur her?

Thaddeus. Ja, guter, alter, treuer Thaddeus — dadurch machen Sie's nicht gut, daß Sie so schlecht an mir gehandelt haben.

Paul. Schlecht? An dir? Bist du klug, du lieber, närrischer Alter?

Thaddeus. Ja, schlecht haben Sie an mir gehandelt. Schändlich haben Sie an mir gehandelt. Ich habe Ihren Eltern über fünfzig Jahr gedient, und das ist mein Lohn.

Paul. Thaddeus, ich habe an keinem Menschen schlecht gehandelt — du kennst mich von Jugend auf — wie sollt' ich's an dir?

Thaddeus. Das kann ich beschwören. Dafür hab' ich Sie auf meinen Armen getragen und Ihnen unsere schönen polnischen Lieder gelehrt. Um so schlechter ist's von Ihnen, daß Sie an einem alten Mann, der jeden Augenblick sein Leben für Sie hingegeben hätte, so handeln konnten.

Paul. Ja, die Lieder, die du mich lehrtest! Ach, Thaddeus, erinn're mich nicht an das, was mir ewig verloren ist. Großer Gott! — Einen Strahl nur von meines Vaterlandes Sonne! Einen Hauch nur von der Luft, die um Polens Höhen weht! — Thaddeus, was macht meine Mutter? meine Schwester? (Er hat ihn krampfhaft bei beiden Händen gefaßt.)

Thaddeus. Ihre Mutter und Ihre Schwester?

Paul. Hat man sie entehrend behandelt? Hat man — um Gottes willen, sprich!

Thaddeus. Nein; nein. Sie sind wohl; ihnen ist besser als uns.

Paul. Sie sind tot? —

Thaddeus. An der Nachricht von Polens Ende und ihres

Sohnes Ächtung ſtarb Ihre Mutter; Ihre Schweſter bald darauf an Polens und ihrer Mutter Tod.

Paul (nach einer Pauſe des Schmerzes). Nein — nein — ich will nicht klagen. — Thaddeus — du haſt ſie gekannt — nein, ich will nicht klagen. Thaddeus, wär's nicht, wenn ich klagte, als gönnt' ich's ihnen nicht? — Warum durften ſie nicht aus Freude ſterben über Polens Rettung? — O Gott, meine Mutter — nein, nein; Thaddeus ich kann's eher tragen; ſo iſt's beſſer; ſo iſt's gut. (Faßt ſich gewaltſam.) Aber du biſt müde, mein alter, guter — nein, nein; ſo iſt's beſſer, nun weiß ich, ſie duldet meine Leiden nicht mehr mit — du biſt angegriffen; komm mit mir; du mußt etwas genießen, ſo gut oder ſo ſchlecht ich's eben habe. Dann ſollſt du mir ſagen, womit ich dich gekränkt habe — ja, ſo iſt's beſſer; ſo iſt's gut.

Thaddeus. Nein; eher will ich keinen Biſſen eſſen, eher will ich keinen Tropfen trinken, bis ich meinen Groll vom Herzen geredet habe. Sie gehen fort aus Polen und ſagen mir nicht, und ſchreiben mir nicht, wohin? als wenn ich ein Hund wäre, der nichts zu wiſſen braucht. Und wenn ich ein Hund war, konnt' ich noch Ihre Spur finden. So muß ich alter gekränkter Mann aufs Geratewohl in die Welt hineinlaufen.

Paul. Wunderlicher Thaddeus, ſollt' ich dich in mein Unglück mit hineinziehn? War ich glücklich — glaubſt du, du hätteſt mir fehlen dürfen? Thaddeus, es iſt gräßlich, kein Vaterland haben, wie das Tier des Waldes gehetzt umherirren. Du Alter, ſollteſt mein Los nicht teilen. Glücklich ſein könnt' ich nicht ohne einen meiner Freunde; muß ich dulden, will ich's allein.

Thaddeus. Sie machen mir nichts vor. Sie machen mir nichts vor. Sie können ſich nicht rein brennen. Sie haben mich alten Mann im Stiche gelaſſen, wie kein braver Pole ſeinen Hund im Stiche läßt.

Paul. Thaddeus, ich bin arm; das Wenige, was ich noch hatte, iſt bald verzehrt. Du ſaßeſt daheim in deinem Häuschen und hatteſt dein Auskommen —

Thaddeus. Ich habe ſo lang' von Ihres Vaters Tiſche gegeſſen und Sie wollen mich verachten? Nun verkauf' ich zu Hauſe mein Bißchen und muß herumirren. Wo ich hinkam, waren Polen geweſen, aber Ihren Namen konnte man mir nicht ſagen. Es iſt Zufall, daß ich Sie noch finde. Wenn ich alter Mann nun aus Herzeleid in der Fremde geſtorben wäre; das hätten Sie auf Ihrem Gewiſſen gehabt.

Paul. Thaddeus, mein Stolz iſt alles, was mir übrig geblieben iſt. Biſt du aus Polen mir nach, um mich zu demütigen?

Thaddeus (außer ſich). Sie wollen mich alten Mann von ſich ſtoßen, der wie ein Hund Ihnen nachgelaufen iſt? der ſeine ganze Zuverſicht auf Sie geſetzt hat? Gut. Gut. Dort bleiben und zuſehen,

wie ein anderer auf Ihren Gütern wirtſchaftet? Das konnt' ich nicht. Mit dem Bißchen, was ich hier mitbringe, dacht' ich nun für meine alten Tage zu ſorgen. Darauf hatt' ich gerechnet. Dafür, dacht' ich, muß er dir verſprechen, daß er dich nicht wieder verlaſſen will und wenn er wieder in beſſere Umſtände kommt, dir alles erſetzen und doppelten Lohn geben will von heute an gerechnet. Gut. Gut. Nach Polen komm' ich nicht wieder und behalten will er mich alten Mann nicht. Gut. Gut. An der Straße will ich ſitzen und fragt mich einer, was mir fehlt, will ich ſagen: Mein Herr, dem ich gedient habe von Kindesbeinen an, hat mich nun, da ich alt bin, von ſich gejagt und mich hinausgeſtoßen in die Fremde. Gut. Gut. Da will ich ſitzen bis ich ſterbe vor Hunger und Herzeleid, aber Gott im Himmel will ich's klagen.

Paul. Thaddeus, du marterſt mich.

Thaddeus. Das will ich auch! Das will ich auch. Wenn ich wüßte, was Sie am meiſten kränkte, das wollt' ich thun, bis Sie ſagten: Ich will dich nicht in die Fremde hinausſtoßen, Alter; bleib' bei mir.

Paul. Ich muß es ſchon ſagen, alter Thaddeus, aber —

Thaddeus. Aber alles erſetzen und doppelten Lohn von heut' an gerechnet. Sonſt bleib' ich nicht.

Paul. Thaddeus! Thaddeus!

Thaddeus. Geben Sie mir die Hand darauf, damit ich meiner Sache ſicher bin. So. Nun will ich's Ihnen auch vergeſſen, wie Sie mich gekränkt haben. Nein; verzeihen will ich's Ihnen; vergeſſen kann ich's nicht.

5. Scene.

Mariane kommt zurück mit Milch, Brot und Früchten. Die Vorigen.

Baroneſſe. Da wäre ja ein Romänchen angeknüpft für einige von den unendlichen ſechs Wochen. Dort kommt mein alter Bekannter, der andere Pole, dem ich ganz zufällig begegnen muß. (Zu Eugenien.) Tröſten Sie den hübſchen Polen. Aber — wohl verſtanden! — wir ſind hier aus der Meierei, Verwandte von der Pächterin. (Lachend zu Mariane.) Dir, Mariane, fällt der Alte zu. Wie? Führ' ihn ins Luſthäuschen, da mag er ſchlafen. (Ab.)

Eugenie (mit Milch). Es iſt ſehr heiß. Die Milch iſt friſch und wohlſchmeckend. Nein — Sie zürnen nicht. (Geht nach dem Orte, wo Mariane die Früchte hingeſetzt hat, um ſie herzuholen.)

Paul (verwundert und verlegen). Ich weiß nicht — Thaddeus, wir ſind nicht allein. Wer iſt das Mädchen? Sie iſt ſchön wie Polens Sonne. Ihre Stimme klang mir wie ein Glockenton aus meiner Kinderzeit. So lang' ich ihr Lächeln ſah, war ich ein Glücklicher.

Thaddeus. Sie wird wohl in die Meierei dort gehören. Ich

erzählte ihr von Ihnen; da weinte ſie vor Freude, daß es ſolche Menſchen gäbe.

Paul. Nein, Thaddeus; wenn du von mir ſprichſt, erzählſt du Märchen. Das iſt nicht gut.

Thaddeus. Freilich; Sie möchten ſich ſelbſt verkleinern. Ich mußt' ihr mehr von Ihnen erzählen. Die großen Tropfen fielen ihr aus den Augen. Die Hände hielt ſie über dem pochenden Herzen gefaltet, als wenn ſie betete. „Wer ein Mann wäre und ſein Freund!“ ſo rief ſie. Ich hätte ihr den ganzen Tag von Ihnen erzählen mögen, nur um ſie ſo lange lächeln zu ſehn.

Paul (ſteht bewegt auf, will mehr ſagen, ruft aber nur). Thaddeus! —

Eugenie (kommt mit Obſt zurück).

Mariane (zu Thaddeus). Kommen Sie, Alter; Sie ſollen ſich ausruhn. (Mit Thaddeus ab.)

6. Scene.

Paul. Eugenie.

Paul. So freundliche Sorge iſt mir lang nicht geworden. — Ich hatte — haben Sie Geſchwiſter, mein Fräulein?

Eugenie. Nein.

Paul. Ich hatte eine Schweſter in Ihrem Alter. — Aber Ihre Eltern leben noch —

Eugenie. Mein Vater; aber ich hab' ihn nie geſehn.

Paul. Iſt's möglich? — Er weiß nicht, wie ſchön und gut Sie ſind.

Eugenie. Ich wurde im Kloſter einſam erzogen. Meine Tante war eine herrliche Frau. Wie glücklich war ich, wenn ich zu ihren Füßen ſaß und ſie mir erzählte von herrlichen Menſchen der Vorzeit; es war nichts Großes und Schönes, was nicht das Bürgerrecht hatte in ihrem Herzen. Aber dennoch ſehnt' ich mich, einen Bruder zu haben oder eine Schweſter.

Paul. Ja, man hat an ſich ſelbſt mehr Freude, lebt jemand, der uns liebt. Der lebt nur ein halbes Leben, der allein ſteht in der Welt. Ich hatte, was der Glücklichſte nur haben kann. Ich hatte Eltern, wie ſelten ein Kind; ich hatte Bruder und Schweſter; ich hatte einen Freund! Mein Bruder war glücklicher als ich. Er ſtarb für Polens Freiheit; ſein letzter Blick ſah ſein Volk als Sieger; mein Vater teilte ſein ſchönes Los. Mutter — Gott meine Mutter! — (Sich faſſend.) Mutter und Schweſter ſind geſtorben, der Freund iſt verſchollen — ich allein lebe noch, kann man Leben nennen, was keine Gegenwart, keine Zukunft hat. Nichts ſteht mir freundlich nah, nichts hab' ich zu hoffen; meine Seele irret wie ein ruheloſer, heimatloſer Geiſt, heimatlos, wie ich ſelbſt, über den Stätten ehemaligen Glückes. Denn was ich liebte, was mir nahe ſtand, das birgt das Grab.

Eugenie (fortgerissen von Mitleid). Nein, nein, nicht alles! Wüßten Sie, wie mich schmerzt, daß ich nur ein Mädchen bin. Was ich sagen mag, es sind nur Worte; das beste, was ich habe, sind nur Thränen. Wär' ich ein Mann, ich zöge mit Ihnen. Dürft' ich mit Ihnen dulden, wie wollt' ich stolz sein!

Paul (sieht sie verwundert und gerührt an). Ihr Vater weiß nicht, wie glücklich er ist. Und Sie haben ihn nie gesehn?

Eugenie. Ich soll ihn sehen. In wenig Wochen soll ich ihn sehn. Ich träume nichts anderes. Wenn ich einen Wagen höre, denk' ich, er ist's; hör' ich jemand kommen, spring' ich auf!

Paul (bewegt). Das Leben hat noch ein Glück, das ich nie ahnte. Ich habe alles aus dem blutenden Herzen reißen müssen — und lebe noch; — dies könnt' ich nicht! — Sie wohnen hier reizend.

Eugenie. Gott! Wie konnt' ich Sie an ein Glück erinnern, das — und doch mußt ich's Ihnen erzählen. Ich kann's sonst niemand — sie sind alle so kalt, so gleichgültig. — Ich erzähle Ihnen, wie glücklich ich bin — ach, ich sollte nicht glücklich sein; es ist Sünde, glücklich zu sein, wenn so edle Menschen unglücklich sind.

Paul. O, erzählen Sie mir. Ich fühle mit Ihnen. Ich bin glücklich, hör' ich, daß Sie glücklich sind. Mir ist, als hätt' ich eine neue Heimat gefunden, als fühlt' ich wieder, wie schön das Leben ist. Der Himmel lächelt mich an, als wäre aller Schmerz nur Traum.

Eugenie. Er ist's ja, ist nur Traum. Wir sollen's jauchzend empfinden, wenn wir erwachen.

Paul (faßt ihre Hand). So Hand in Hand einschlafen zum Erwachen auf ewig! — Großer Gott! nun ahn' ich erst, was heimatlos sein heißt. Naht die Freude dem Unglücklichen, so wirkt sie wie der flüchtige Blitz; sie macht die Nacht nur dunkler. Lassen Sie mich fliehn, eh' der Fluch, der an meinen Freuden haftet, Sie erreicht. O sehen Sie: Sie traten freundlich tröstend zu mir wie ein seliger Engel — wie hab' ich's vergolten? Ich habe Sie traurig gemacht.

Eugenie. Nein, nein, nicht traurig. Ich war's, eh' ich Sie sah; nun bin ich's nicht mehr.

Paul. Und doch. Sie weinen; ich habe Sie beleidigt.

Eugenie. Nein, nein! Was müssen Sie von mir denken! Nein, ich bin glücklich. So glücklich war ich nie. Noch vor wenigen Minuten dacht' ich: o daß du ihn sehen solltest, nur sehen! Und doch — dacht' ich — was ist solch einem Mann, was ein unbedeutend Mädchen für ihn empfindet; und nun — nun — zürnen Sie nicht, daß ich weine; ich weine aus Freude.

Paul. Du empfandest für mich, du süße Unschuld?

Eugenie. O wie das eigen ist! Wie ich von Ihnen hörte, wagt' ich nicht in Gedanken zu Ihnen aufzublicken, so hoch sah ich Sie über

mir — und nun ſind Sie ſo freundlich, ſo mild, daß mir iſt, als hätt' ich Sie immer gekannt, als müßt' ich Ihnen ſagen, was mich freut, und klagen, was mir nur irgend fehlt, als müßten Sie alles mitfühlen, was ich fühle. Sie ſind ſo ganz anders als andere Männer. So dacht' ich mir die Männer in meinem Kloſter.

Paul. Ihre Verwandte kehrt wieder. Darf ich Sie morgen wiederſehn?

Eugenie (freudig). Sie ſähen mich gerne wieder?

7. Scene.

Baroneſſe eilig und aufgeregt. Vorige.

Baroneſſe (zu Eugenien). Ihr Vater iſt unerwartet früh in der Stadt angekommen. Er wünſcht, daß wir ihm entgegen kommen. Wir müſſen uns eiligſt umkleiden.

Eugenie. Umkleiden erſt?

Baroneſſe. Sie kennen Ihren Vater nicht. Er verzeiht Ihnen, wenn Sie ungern kommen, aber er verzeiht Ihnen nicht, wenn Sie die Fürſtin vergeſſen. Die Zeit iſt zu kurz. Ich möchte Ihnen noch manchen Wink geben —

Eugenie. Erſt laß mich ihm ſagen, daß ich morgen wieder hier bin.

Baroneſſe. Wem ſagen? Wer iſt der Ihm?

Eugenie. Ihm — dem Polen. Sieh nicht finſter. Ich bin ſo glücklich.

Baroneſſe. Der unglückliche Einfall! Das iſt vorbei. Sie dürfen ihn nicht wiederſehen. Ich will ihn verſtändigen. Gehn Sie unterdeſſen.

Eugenie (zu Paul). Mein Vater —

Paul. Glückliche vergeſſen gern. Sie werden über den Vater —

Eugenie (lebhaft). Nein, nein. Das fühl' ich zu gewiß. Ich müßte mich ſelbſt vergeſſen. Nein; ich werde ihm erzählen von — ach; ich weiß Ihren Namen nicht —

Paul. Paul — Lubinski hieß ich einſt.

Eugenie. Und ich will nur Eugenie heißen.

Baroneſſe (betont). Der Wagen iſt bereit. Der Durchlauchtigſte Fürſt, Ihr Vater, wird unwillig werden.

Paul (erſchrocken). Der Fürſt? — Gnädigſte Prinzeſſin —

Eugenie. Nein, nein; ich heiße Eugenie, nicht Prinzeſſin. Mich ſchmerzt, wenn Sie erſchrecken.

Baroneſſe (verneigt ſich gegen Paul und will Eugenie abführen).

Eugenie (für ſich). Nein; ſo kann ich nicht gehen. (Macht ſich los und geht zu Paul; mit dem innigſten Tone.) Wenn Sie traurig ſind, kann

ich mich nicht freuen. Morgen sind Sie wieder hier. (Will gehen; bleibt aber noch.) Gewiß, mein Vater ist nicht wie Julie sagt. Es soll herrlich werden, wenn Sie nur bleiben! (Sie sieht ihn noch mit bittendem Blick und gefaltenen Händen an und geht mit der Baronesse.)

8. Scene.

Paul Lubinski allein.

Paul. Paul! Paul! Nimm dich in acht! Nimm dich in acht! — Wenn du noch kannst. — Bist Du's denn noch selber, der sich schwindelnd zu besinnen müht, daß er ein Unglücklicher war, der von dem Leben nichts mehr erwartete? Der Klang dieser Stimme — dieses Lächeln — jeder Laut sprach es, jeder Blick rief es, wovon die süße Unschuld noch nicht weiß, daß sie es verschweigen sollte. Ich habe gelitten, ich habe gekämpft wie ein Mann. Das Unmögliche will ich noch — nur dies Glück von mir zu weisen, hab' ich nicht den Mut.

9. Scene.

Michael Czarinski. Paul Lubinski.

Michael. Gut, daß ich dich endlich treffe, Paul. Wie, Paul? Ich muß dich sprechen, Paul. Weißt du? Ich habe dir von ihm gesagt. Wie? — Das nennt diese Canaille ihr Vaterland — wie er bei Warschau vom Pferd absteigt und bis an die Knöchel in den Schmutz einsinkt. Hol' ihn der Teufel — den Vandamme mein' ich, wenn er's gesagt hat. Und ich stand nicht zwei Schritte davon, wie der seinem Prinzen — Friedrich oder wie er heißt, diese Geschichte von Vandamme erzählt. Wie, Paul? „Das nennt diese Canaille" — und wie er die Vogelscheuche vom Prinzen dabei angrinst und dieser wieder das Gerippe von einem Vertrauten. Zum Teufel! Sollen zwei Kerle, die zusammen nicht so viel wiegen, wie der bloße rechte Arm eines Mannes, einem Polen so etwas sagen? Und dies Kichern dazu, wie ein Paar dumme Jungen, die einem rechtschaffenen Mann, ohne daß er's merkte, ein Papier an den Kragen geheftet haben. Aber, Paul, du hörst nicht auf mich.

Paul (in Gedanken). Doch doch —

Michael. Höre, Paul, hier herum wohnen hübsche Weiber. Eben begegnet' mir eine. Hatte ich nicht den Kopf voll über diesen Burschen, so konnte mir's schon an das Herz gehen. So hat der Kopf seine Schuldigkeit gethan und das Herz gerettet. Noch dazu war's eine alte Amour, aus besserer Zeit noch her. Ist dir auch eine begegnet? Höre, du wirst mir rot. Sei gescheit, alter Paul. Höre: ein Polenherz kann kein Liebchen mehr haben als die Ehre allein.

Die nimmt mit dem bloßen Herzen fürlieb. Dummes Zeug. Wenn's zum Ernſte gehen ſoll, ſollſt du einen Heimatſchein aufweiſen und kommſt nur in Verlegenheit. Wie Paul?

Paul. Nun freilich hör' ich.

Michael (ſieht ihn mitleidig an). Du hörſt? Nein; du träumſt, Paul. Laß dich nur von der Hoffnung nicht verlocken. Du weißt, wie wir mit dieſer Dame ſtehn. Armer Paul, willſt du mehr vom Schickſal, als einen ehrenvollen Tod? Morgen gehn wir. Dezember wird's ja wohl noch Krieg geben, wo man für ein zu Grunde gerichtet Leben einen rühmlichen Tod kaufen kann. — Aber erſt, Paul, dieſen — höre, damals gleich ſchrieb ich ihm ein Briefchen, daß er nicht hinter den Spiegel ſtecken ſollte. Aber er war ſchon abgereiſt. Vorhin kommt der Fürſt im Städtchen an, dem dies Gut gehört — und mein Bekannter von damals iſt in ſeinem Gefolge. Heute noch will ich ihm ſeinen Paß ſchreiben. Du ſekundierſt mir.

Paul. Du willſt —

Michael. Dieſem Major ein Thürchen in den Leib machen, aus dem ſeine Bedientenſeele gehorſamſt unterthänigſt herauskriechen kann.

Paul. Biſt du raſend? Glaubſt du, er wird ſich ſtellen? Du bedenkſt nicht, daß wir Flüchtlinge, daß wir Geduldete hier ſind? Wie gern man einen ſolchen Vorwand ergreifen wird, uns los zu werden.

Michael. Einen Vorwand? — Hm, du biſt auch nicht träg' mit Vorwänden. Das muß in der Luft liegen. In Polen warſt du anders. Paul! Paul! ich kenne dich nicht mehr. Dich, deſſen Feuer ich täglich von meinem Phlegma zugießen mußte, muß ich nun anblaſen! Paul, du biſt kein Pole mehr. Ich, der ich ſonſt ein armer Sünder gegen dich war, bin nun ein ganzer Kerl gegen dich. Wie du zu deinem ſterbenden Vater ſagteſt: Leben iſt nichts; Sterben iſt nichts! Freiſein iſt alles! und wir wieder in das ruſſiſche Feuer rannten — dein Vater ſtarb nicht; er vergaß das Weiterleben aus Freude, ſolch einen Sohn zu haben. Da warſt du noch ein Pole! Wenn dich Leo jetzt ſähe! Gut, daß er tot iſt; ſo ſieht er nicht, daß du es biſt.

Paul. Faſſe mich nicht bei dem Schwur an meines Vaters Leiche. Zwinge mich nicht, Micha — es koſtet mich mein letztes, ſchönſtes Glück!

Michael. Ich wollte dich nicht ſelbſt an deinen Schwur erinnern. Du haſt dich anders beſonnen. Du willſt kein Pole mehr ſein. Gut. Ich gebe dir dein Wort zurück. (Will gehen.)

Paul. Das raſſt mein Glück in der Knoſpe — halt, Micha — ich ſekundiere. (Beide ab.)

Vorhang fällt.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Zimmer der Prinzessin. Zu beiden Seiten Thüren. Hinten gotische Fenster, vor welchen wilder Wein und Rosenbüsche.

1. Scene.

Eugenie. Baronesse.

Eugenie (aus tiefen Gedanken auffahrend). O eine Brust! eine treue Brust, an der ich meine Sorgen ausweine! Wonach ich fasse, um mich daran zu halten, das weicht fliehend zurück, und was ich zu halten wähne, zergeht mir spurlos in den Händen wie die Bilder eines Traumes. Keine Hoffnung hält mir Wort. — Julie! Wie wir vorfuhren am Schlosse; wie ich zitternd, außer mir, eine Waise, die einen Vater finden soll, aus dem Wagen eile — nein, heraus fliege, falle in seine Arme, — o Gott, da tritt er zurück. Unzufriedenheit war's, was er empfand, wie er sein Kind zum ersten Male sah; Unzufriedenheit — von keinem Zug der Liebe, der Freude gemildert. Ich spähte mit der Angst eines Menschen, der ein lang geträumtes Glück verlieren soll, nach einem Zug, einem einzigen Zug, einem einzigen, einzigen der Freude, der Liebe in seinem Gesicht. Ach, es war ein Gesicht von Stein, kein gastlicher Anhalt drin für ein Tochterherz. In den Tönen seiner Stimme klang kein Herz. — Kein Wort — kein freundlich, herzlich Wort für ein einzig Kind! Für ein Kind, das Jahre lang die Seligkeit dieses Augenblickes geträumt hatte. Durch alle Adern drang nur Eiseskälte; ich fühlte mich innerlich erstarren. Mein Herz erkaltete fühlbar; ich konnte kein Glied regen; mir war, als würd' ich Stein. Er sprach — ich verstand ihn nicht; ein freundlich Wort, nur eins! ich wäre glücklich gewesen. Ich konnte nicht antworten. Hätt' ich [illegible]n Herz reden lassen, er wäre noch kälter geworden; ich wußte nicht, was auf seine förmlichen Reden erwidern. Ich sehe den Zug der Unzufriedenheit wachsen. Hätt' ich nicht weinen können, ich hätte sterben müssen! Wie im Traume — als ginge mich's gar nicht an, als spräch' — ein Fremder von einer Fremden — hör' ich nun, wie er zu einem seines Gefolges spricht: Man rufe den Arzt; die Prinzessin scheint von der Reise angegriffen. Und zu mir sagt er mit frostigem Lächeln: Sie sind unwohl; ich hoffe, Sie anders wieder zu sehen. Er führt mich an den Wagen und verbeugt sich kalt und sieht sich nicht ein einzig, nicht ein armes einziges Mal nach mir um. Dieses „anders" war so scharf betont; ich mußt' es verstehn. Dies „anders" erfüllt mich mit Angst, ihm wieder zu begegnen. Julie! Ich muß ihn fürchten. Ich Unglückliche kann meinen Vater nicht lieben. Ich kann's nicht, kann's nicht!

Ach ich hatte mir's ſo ſchön ausgedacht. Von Paul wollt' ich ihm erzählen —

Baroneſſe. Von Paul — von dem Polen? Sind Sie bei Sinnen? Das iſt vorbei; den Polen kennen Sie nicht mehr. Was gelt Sie der Pole an? Es ſollte ein Scherz werden, ein Zeitvertreib für ſechs lange Wochen —

Eugenie. Was hat dir der arme Pole gethan?

Baroneſſe. Daß um Gottes willen der Fürſt nichts von Ihrer Teilnahme für dieſen Polen erfährt! Er würde glauben —

Eugenie. Was könnt' er glauben?

Baroneſſe. Nein, Sie ſind — zu unſchuldig. Man möchte lachen, wenn man nicht weinen müßte. Er würde glauben, Sie hätten mit dem Polen ein Verhältnis —

Eugenie. Er iſt anders, wie mein Vater. So dacht' ich mir meinen Vater, nur älter.

Baroneſſe. Dieſer unglückſelige Pole. Er muß fort — noch heute! Was hat Ihnen der Unglückſelige geſagt?

Eugenie. Es macht ihn glücklich, mich zu ſehn.

Baroneſſe. Das wagt' er? Und Sie hörten ihn an? Wieſen den Unbeſonnenen nicht zurück?

Eugenie. Er ſprach, wie er fühlte. Sollt' ich ihn belügen?

Baroneſſe. Was können Sie, die Fürſtentochter, gemein haben mit einem Geächteten?

Eugenie. Ich ſoll ihn verachten, weil er unglücklich iſt? Ihn verachten, der von ſeiner ſtolzen Höhe zu mir armem Mädchen ſich herabbeugt? Der mir vertraut und mir allein, nachdem er alles verloren. Und der letzte, ſchwerſte Schlag ſollt' ihm von mir kommen? Handeln Frauen ſo, ſo wollt' ich lieber eine Schlange ſein als ein Weib.

Baroneſſe. Und was mußt' er ſelbſt von Ihnen denken! Die Männer verachten das Entgegenkommen an den Frauen. Dem Manne gegenüber iſt auch die Fürſtentochter Weib; und will ſie ihren Rang, ſo darf ſie ihrem Geſchlechte nichts vergeben. Die höchſte Fürſtentochter kann mit allem Glanze ihres Standes das gefallene Weib nicht bedecken. Sie kennen die Männer nicht. Es iſt Notwehr, wenn wir der Falſchheit der Männer Verſtellung entgegenſetzen.

Eugenie. Du ſagſt: die Männer ſind ſchlecht und die Frauen müſſen ſchlecht ſein? Ich möchte nicht leben in deiner Welt!

Baroneſſe. Mir glauben Sie, Eugenie; ich kenne das Leben.

Eugenie. Biſt du ein Engel? Soll ich dir glauben, wenn du zu den Menſchen gehörſt, die du mir verdächtigſt? Nein, du machſt mich nicht irr' an ihm. Ihr alle ſeid falſch; er iſt der Einzige, der mich nicht betrügt. Nein! Ich will glauben! ich muß glauben, ſonſt kann ich nicht leben!

Baroneſſe. So laſſen Sie Ihren Vater um des Polen ſelbſt willen nichts von dieſem erfahren. Sie haben an ſeinem Empfang geſehn, daß Ihr Vater die Regungen des Herzens für Schwäche hält. Ihr Glauben an die Menſchen, der Sie alle ſo ſehen läßt, wie Sie ſelbſt ſind, könnte ſich fürchterlich beſtrafen. Laſſen Sie ſich das Schickſal Ihrer Mutter eine Warnung ſein. Sie liebte Ihren Vater mit Leidenſchaft, die er, der nie gefühlt hat, was Liebe iſt, mit einer Kälte erwiderte, an der ihr Herz zu Tode fror.

Eugenie. O ſo iſt nur ein Glück auf Erden möglich — das Glück, als ein Kind zu ſterben.

2. Scene.

Die Thüre links wird durch einen Lakaien geöffnet, durch welche bald darauf hereintritt:

Der Fürſt. Eugenie. Baroneſſe.

Baroneſſe. Der Fürſt ſelbſt. — Um Gottes willen faſſen Sie ſich. Sie zittern —

Eugenie. Um Gottes willen geh' nicht von mir. Er wird mich fragen; ich werde nicht antworten können vor Angſt. Julie, verlaß mich nicht!

Baroneſſe. Thun Sie ſich nur diesmal Gewalt an und faſſen Sie ſich.

Eugenie. Siehſt du das ſteinerne Angeſicht? Dieſer Mann, der kein Herz in der Bruſt trägt, dieſes geſpenſtige Bild, vor dem mir ſchaudert, iſt mein Vater. Ich kann ihn nicht anſehn. Halte mich feſt in deinen Armen, an deinem warmen Herzen, damit ſein Blick mich nicht verſteinert.

Baroneſſe. Sie ſind wirklich fieberkrank, Eugenie.

Der Fürſt (tritt auf; zu Eugenien). Sie haben ſich ennuyiert in dieſem öden Steinhaufen — (da Eugenie ſchweigt, fährt er fort.) Es hieß jungen Damen viel zugemutet — — dafür bin ich Erſatz ſchuldig — Sie ſcheinen nicht gern zu ſprechen? —

Eugenie (ohne ihn anzuſehn). O es iſt ſchön, ſehr ſchön hier.

Fürſt. Was könnte Ihnen hier gefallen haben?

Eugenie. Man iſt ſo allein mit ſich.

Fürſt. Mit ſechzehn Jahren ſucht man die Einſamkeit ſonſt nicht —

Eugenie (verbeugt ſich).

Fürſt (zur Baroneſſe). Folgen der Kloſtererziehung, die bald verſchwinden werden. (Zu Eugenien.) Ich habe Ihnen etwas zu ſagen. (Die Baroneſſe will ſich zurückziehn; da Eugenie ihr ängſtlich nachſieht und als wollte ſie ihr folgen, ſagt der Fürſt zu der Baroneſſe.) Bleiben Sie. (Zu Eugenien.) Soeben erhalte ich Nachricht, daß Prinz Friedrich morgen hier eintreffen

wird. Sie haben das Kloſter verlaſſen, um ſich ihm zu verloben. — (Er beobachtet Eugenien, die kein Zeichen von Teilnahme giebt, einige Augenblicke, dann fährt er fort:) Sein Bruder, der Fürſt, iſt krank; aus gewiſſer Quelle weiß ich, daß die Krankheit eine unheilbare iſt, daß die Ärzte ihn aufgegeben haben. Sowie er ſtirbt, wird Prinz Friedrich Regierender. — — Sie werden ein glückliches, ein beneidetes Los haben. Der Prinz iſt angenehm, ein ſchöner Mann, geiſtreich, nachgiebig, wenn Sie ſeiner Lieblingslaune, ſchöne Herzen zu erobern, nachſehen wollen, haben Sie ihn in Ihrer Hand. — Ich hoffe, Sie werden ſich ihm von einer vorteilhafteren Seite zeigen, als mir.

3. Scene.

Mariane außer ſich, ohne den Fürſten zu bemerken, auf die Baroneſſe zu, die ſich weiter nach dem Hintergrunde zu etwas zu thun macht. Vorige.

Mariane. Wiſſen Sie ſchon? O es iſt gräßlich!

Baroneſſe (ſucht ſie durch Zeichen auf die Gegenwart des Fürſten aufmerkſam zu machen).

Mariane (verſteht ſie nicht). Ein Schuß im Hölzchen, dort bei der Kapelle — ein Duell — die Polen, ſagt man. — Einer iſt geblieben. Der Schuß ging über dem rechten Aug' in die Stirne — ſolch ein Schrecken — ich weiß nicht, ob ich lebe —

Fürſt. Was iſt?

Mariane (erſchrickt, den Fürſten zu ſehn).

Baroneſſe (zum Fürſten, indem ſie durch Zeichen andeutet, die Prinzeſſin dürf' es nicht hören). Ein Duell ſoll im Hölzchen bei der alten Schloßkapelle ſtattgefunden haben. Einer von den Duellanten ſoll geblieben ſein durch einen Schuß in die Stirne —

Mariane. Über dem rechten Auge — es heißt, die Polen — einer blieb auf der Stelle —

Eugenie. Großer Gott! (Sie ſinkt bewußtlos in einen Stuhl; die Baroneſſe eilt ihr zu Hülfe.)

Baroneſſe (zu Mariane). Sie Unvorſichtige! Wie können Sie die Prinzeſſin ſo erſchrecken? Sie kann nicht von ſolchen Dingen reden hören — ihre Nervenſchwäche! Geben Sie den Flacon dort her.

Fürſt (zu Marianen). Laſſen Sie ſchnell einen Arzt beſorgen. (Mariane ab.) Die Polen? Wer ſind dieſe Polen —

4. Scene.

Der Kammerdiener, gleich nach ihm der Malteſer. Die Vorigen ohne Mariane.

Kammerdiener (meldend). Fürſtliche Hoheit, Prinz Hermann. (Ab.)

Der **Malteſer** (der gleich hinter dem Kammerdiener eintrat). Guten Morgen, Schwager Max.

Fürſt (ihn förmlich begrüßend). Was verſchafft mir die ſeltene Ehre?

Malteſer. Wozu da hinterhalten. In ſolchen Fällen iſt gerade heraus das Beſte. Ich komme, erſtlich, die Herrſchaft, die der gewonnene Prozeß mir zuſpricht, in Beſitz zu nehmen —

Fürſt (auf Eugenien zeigend). Sie ſehen, hier iſt nicht der bequemſte Augenblick für Geſchäfte —

Malteſer. Zweitens ſodann — wollten Sie dieſe Papiere anſehn?

Fürſt (erſchrocken). Wollen Sie mich demütigen?

Malteſer. Hier, was Sie dem großen Juden ſchuldig geworden ſind — die Ceſſion der Schuld an mich — dann hier und hier. — Sie haben übel gewirtſchaftet, aber es iſt um mein Nichtchen dort, dem der liebe Gott einen tüchtigen Mann beſchere und — den Gemahl meiner Schweſter durft' ich nicht fallen laſſen. Sie ſind niemand mehr etwas ſchuldig außer mir.

Fürſt. Ich kann Sie jetzt nicht bezahlen. Wollen Sie mich zu Grunde richten?

Malteſer. Na; nur, daß es geſagt iſt. Damit hat's Zeit, bis Sie können. (Er betrachtet Eugenie.) Macht er's mit dem armen Dinge da wie vorzeiten mit ihrer Mutter? (zum Fürſten.) Was fehlt meinem armen Nichtchen?

Fürſt. Das Gerücht von einem Duell —

Malteſer. Aha! Ich kam dort vorbei. Der Major iſt garſtig zugerichtet —

Fürſt. Der Major? — der verdienſtvolle Liebling des Prinzen Friedrich?

Malteſer. Geweſen. Eine Piſtolenkugel hat dieſer übermäßigen Aufhäufung von Verdienſten ein Ende gemacht. Dieſer verdienſtvolle Liebling! Sein unſchätzbarſtes Verdienſt beſtand in der Kunſt, mit der Schere papierne Männchen auszuſchneiden — wenn man nicht die Fertigkeit, auf der hohlen Hand den Klang des Poſthorns nachzuahmen, für noch verdienſtlicher hält. Soviel ſteht feſt für einen künftigen Biographen des großen Mannes, daß er hauptſächlich durch dieſe beiden Dinge die Gunſt ſeines fürſtlichen Herrn gewonnen, der mit Recht viel darauf hält, da er ſelbſt in dieſen Künſten nicht ungeſchickt iſt.

Fürſt. Der Major? Das iſt höchſt unangenehm! höchſt unangenehm?

Malteſer. Man ſagt von Polen — doch iſt's nur ein Gerücht. Einem Polen bin ich auf der Spur, den ich ſchon ſeit Monden ſuche. Find' ich ihn, ſo hat die gewonnene Herrſchaft gleich ihren Herrn. Er wird mein Erbe. Zum Teufel mit den Ausſchneidern und Virtuoſen auf der hohlen Hand. Der Pole wird mein Erbe und muß mein Nichtchen hier heiraten.

Fürſt. Ihre Güte ſetzt ſich vergeblich ſo ſehr in Unkoſten, Herr Schwager. Denn ich habe die Ehre, Sie zu verſichern, daß meine Tochter derzeit noch keines Vormundes bedarf. Ich hoffe, Sie ſind morgen mein Gaſt zur Verlobung der Prinzeſſin mit dem Prinzen Friedrich.

Malteſer. Hm. Ich habe davon flüſtern gehört. Daraus wird nichts. Er möchte wohl, aber er hat keinen Willen, und ſein Onkel, der ihn an ſeinen Fäden hat, hat ſich bereits weiter umgeſehn.

Fürſt. Ich weiß, daß man von mehren Seiten gegen dieſe Vermählung gearbeitet hat; ich bedaure, daß es vergeblich geſchah. Doch möchten wir ſo delikate Sachen nicht lieber auf dem Marktplatze des Städtchens verhandeln? Ich bin untröſtlich über den unglückſeligen Vorfall mit dem Duell. Mußte der unglückſelige Major gerade auf ſeiner Sendung an mich, als mein Gaſt ſich von ſeinem Schickſal erreichen laſſen?

Malteſer (für ſich). Ja; der verdienſtvolle Mann konnte delikater ſein.

Fürſt. Ich muß alles Mögliche thun, den Prinzen von meiner Teilnahme an dieſem ſchmerzlichen Vorfall zu überzeugen. Sie verzeihen —

Malteſer. Bitte — ich begleite Sie. Vielleicht erfahr' ich etwas, was meinen Polen betrifft. (Beide ab.)

5. Scene.

Eugenie. Die Baroneſſe.

Eugenie. O ſage mir, er lebt! Sei barmherzig und ſage: er lebt! Hab' Mitleid mit einem Mädchen, das ſeinen Vater verloren hat und ſeinen Glauben an die Menſchheit, das verkauft werden ſoll an einen Fremden, den ſie nicht kennt, den ſie haßt. Julie! Julie! ſprich: Er lebt!

Baroneſſe. Dieſen Polen hat ein unſelig Geſchick hieher gebracht.

Eugenie. Ihr ſeid ihm alle feind. O ich durchſchaue euch. Wer euresgleichen ſcheint, den laßt ihr gelten; wenn ihr ſeht, daß einer beſſer iſt als ihr, das könnt ihr ihm nicht vergeben! Du biſt falſch, wie ſie alle ſind. Und doch will ich dich lieben, mehr als das beſte Kind die beſte Mutter liebt, ſagſt du: Er lebt!

Baroneſſe. Um Gotteswillen —

Eugenie. Nein! Nein! Er kann nicht tot ſein! Wie ſollte der Himmel ſein ſchönſtes Werk zertrümmern? Nein; nicht zertrümmert hat er's; er hat's der Welt genommen, die ſein nicht wert war — er iſt tot. Ja, er iſt tot; ich hoffe ja, daß er lebe; wie ſollt' er oa leben können! Du ſagſt's, du ſagſt: er iſt tot. O ſag' es nicht noch

einmal. Deine Augen ſagen's ſchon. Laß deinen Mund es nicht nachſprechen, willſt du mich nicht töten.

Baroneſſe. Wie Sie ſo heftig ſind! Der Major iſt geblieben, ſonſt niemand. Nun um Ihret-, meinet- und um des Polen ſelbſt willen begeben Sie ſich in Ihr Kabinett und legen ſich zur Ruhe. Wenn der Fürſt wiederkehrte und Sie von dem Polen phantaſieren hörte, des armen Polen Schickſal würde ein trauriges. Ich will mich unterdeſſen nach allem erkundigen, was man von dem Duell weiß — aber Sie müſſen mir gehorchen.

Eugenie. O ſieh', wie ich gehorche, wie ſchnell ich gehe — (kehrt in der Thüre um) nunmehr ſollteſt du wieder da ſein und biſt noch nicht fort.

Baroneſſe. Nicht eher geh' ich, bis ich Sie in ihrem Kabinett weiß.

Eugenie (kehrt wieder um). Du biſt ſo langſam und mir wird der Augenblick zur Ewigkeit. (Ab.)

(Baroneſſe ſchließt die Thür hinter ihr.)

6. Scene.

Die Baroneſſe, allein, wirft ſich erſchöpft auf einen Stuhl.

Baroneſſe. Einen Augenblick muß ich ruhn. Ich zitt're an allen Gliedern. Großer Gott, wie ſoll das werden! Alle Schuld wird zuletzt auf mich fallen. O daß ich nie dies Schloß geſehen hätte! (Geht.)

7. Scene.

Paul Lubinski, welchen Michael Czarinski mit ſich fort ziehen will.

Paul. Laß mich! Laß mich, ſag' ich.

Michael. Was willſt du hier?

Paul. Weiß ich, was ich will? Ich weiß nur, was ich nicht kann — gehen!

Michael. Und gerade hier, wo man uns finden muß?

Paul. Gleichviel. — Bleiben! Bleiben! Frag' mich nicht. Ich habe keine Antwort als: Bleiben! Was ich will? In einem Felsloch wohnen und wär's nicht größer als das Lager des Dachſes. In Büſchen atemlos lauſchend kauern wie der gehetzte Hirſch, im Moos mich eingraben wie die verfolgte Schlange — nur nicht gehn, nicht gehn!

Michael. Paul, ſei geſcheit. Willſt du auf ihrer Hochzeit tanzen oder an einem Kirchenpfeiler lehnen, bis die Trauung beendet iſt, und dann hinfallen liebesgeckenmäßig wie ein Froſch, daß der Kalkant vor Schrecken Wind zu machen vergißt? Paul, Paul, ſei geſcheit; ſei ein Mann. Nur erſt eine ſichere Zuflucht. Dann ſchreib' ihr.

Frage ſie, ob ſie mit dir gehen will. Will ſie; gut. Will ſie nicht; auch gut — deſto beſſer; ſo haſt du nichts an ihr verloren. Daß ſie eine Prinzeſſin iſt? Dummes Zeug. Der liebe Gott hat Männer und Weiber erſchaffen und keine Lakaiengötter und Zofengöttinnen. Und ich möchte kein Mädchen freien mit Bewilligung von Vater, Mutter, Gevattern und Baſen. Seine Liebe herausholen wie aus einer Löwengrube — das freut den Mann! Aber zum Teufel, die Zeit vergeht und der Teufel holt, was uns von Freiheit geblieben iſt. Meine Gründe ſind wahrlich gut, Paul.

Paul. Gründe ſind gut, nur nicht für den, der keine hören will. Laß mich! Bei Gott, ich bin nicht zum Hören aufgelegt.

Michael. Du willſt nicht. Willſt durchaus nicht. So muß ich dich deinem Schickſal überlaſſen. Ich habe gethan, was ich konnte; mit eigener Gefahr hab' ich's gethan. Du ſelbſt biſt mein Zeuge. Dir können ſie doch nicht ans Leben. Hörſt du? über der nächſten Grenze erwart' ich dich. Leb' wohl! Leb' wohl, mein alter braver Paul! (Küßt ihn und geht.)

8. Scene.

Die Baroneſſe begegnet Michael in der Thür. Sie erſchrickt, wie ſie Paul gewahr wird.

Baroneſſe. Unglücklicher, was wollen Sie hier? Ihnen wird nachgeſetzt. Fliehen Sie. Was wollen Sie hier?

Paul. Zu ihr. Sie muß ich fragen —

Baroneſſe. Raſender, wollen Sie die Prinzeſſin verderben?

Paul. Eins, nur eins, eins will ich nur! Alles andere hab' ich aus dem blutenden Herzen geriſſen. Das Letzte kämpf' ich dem Schickſal ab. Der Menſch kann, wenn er können will!

Baroneſſe (ſtellt ſich abwehrend vor die Thüre der Prinzeſſin). Fort, Raſender! Sie können ſie nicht ſprechen, Sie dürfen ſie nicht ſprechen.

Paul. Raum für einen Verzweifelten, der die letzte Frage thun will an ſein Geſchick!

Baroneſſe. Unbeſonnener, retten Sie Ihr Leben, Ihre Freiheit!

Paul. Meine Freiheit? Ha, ha, ich bin frei, wie die Wolke, die der Sturm peitſcht, wie der Hirſch, dem die Hunde folgen. Wer ſagt Ihnen, daß ich leben will? Ich will's nicht, kann ich's nicht für ſie!

9. Scene.

Eugenie. Die Vorigen.

Eugenie (zwiſchen Freude und Schreck). Paul!

Paul. Eugenie!

Baroneſſe. O nun iſt alles verloren!

Eugenie (ſchaudernd zurücktretend). Haſt du ihn getötet? Klebt Blut an deinen Händen?

Paul. Ich nicht.

Eugenie (faßt ihn bei den Händen). O, das ist gut; nun ist alles gut.

Baronesse. Schlimm ist's, schlimm, wenn jemand den Rasenden bei Ihnen sieht. Reden Sie ihm zu — geben Sie ihm Hoffnung, nur daß er geht. Er soll fliehen — wenn Sie es wollen, thut er's. Wenn der Fürst käme! (Geht nach der Thür in der sie zuweilen lauschend sichtbar wird.)

Eugenie (sieht ihr verachtend nach). Hoffnung geben? Ich soll die göttliche Trösterin entweihen, um ihn zu betrügen? O, der Gedanke ist Euer wert. — Nein, himmlische Wahrheit, ich bleibe dein Kind. — Paul flieh', rette dich!

Paul. Ich will's, weiß ich, daß du mich liebst.

Eugenie. Fingen sie dich, ich müßte sterben.

Paul. Ich will sterben, wenn du mich nicht liebst.

Eugenie. Rette dich. Rette dich mir.

Paul. Hab' ich dich nicht; was soll ich retten? O, sage mir's.

Eugenie. Wärst du wie andere Männer, du könntest mir's verdenken. Laß mich's nicht sagen. Glaube mir's ungesagt.

Paul. Du sollst einem Andern gehören?

Eugenie. Nie. Nimmermehr. O, glaube du an mich, wie ich an dich glaube.

Paul. Du bist ein Engel und weißt, dich muß lieben, wer dir naht. Ich bin ein Mensch und muß die Gewißheit umschlingen, wenn ich nicht sinken soll.

Eugenie. Ein ungewöhnlich Schicksal hat uns erfaßt; ein unwiderstehlich drängender Strom hat uns in seine Wirbel gerissen, eh' wir noch wissen, wie uns geschehen ist. Was sonst Monden, Jahre braucht, ist in wenig Stunden des Schreckens und Schmerzes gereift. Ein großes Geschick hebt uns über das Hergebrachte. Ja, Paul, ich darf es sagen: Wir mußten uns finden und lieben; und fanden wir uns nicht, wir hätten nicht geliebt, bis wir uns dort gefunden hätten. Und gefunden hätten wir uns! Bei diesem Herzen, das der Wahrheit heilig ist: Ich bin dein und du bist mein. O sprich: wo wäre die Gewalt, ein Herz zu zwingen, das wollen kann? Glaubst du mir nicht?

Paul. Dir glaub' ich, dir! Strafe die Wahrheit selbst Lügen, und ich glaube dir.

Baronesse (voll Angst herein). Er kommt! Er selbst! — Sie — schnell in Ihre Zimmer, legen sich zu Bette, sind so krank, daß Sie niemand sprechen können — und Sie — es bleibt kein andrer Weg: Sie müssen durch dies Fenster. Sie bleiben in den Büschen um die Kapelle, bis die Nacht Sie deckt und Ihre Flucht.

Paul (voll Schmerz). Eugenie —

Eugenie (ebenso). Du willst fort? — Ach ja, du mußt —

Paul. Leb' wohl! Ich lasse mich selbst zurück.

Eugenie. O Gott! Seh' ich dich wieder, ach! nur einmal auf dieser trüben Welt? — Paul? — Nein; flieh', flieh'; gieb nichts auf mich thörichtes Mädchen.

Baronesse. Ein Augenblick verdirbt uns alle. Lassen Sie ihn doch!

Eugenie (bricht in Thränen aus). Leb' wohl — geh' und nimm mein Leben mit dir —

Paul (preßt sie an sein Herz). Leb' wohl. Du glaubst, ich gehe, und ich bleibe doch.

Eugenie. Gottes Engel und mein Herz mit dir!

Baronesse (drängt Paul ans Fenster; indem er im Fenster steht).

Paul. Mein Bild für sie — glücklicher als sein Urbild! (Er giebt der Baronesse ein Medaillon und springt aus dem Fenster; da die Baronesse zugleich nach der Thüre sieht, in welcher Eugenie mit dem Schmerzensruf: Paul! verschwindet, fällt das Medaillon zu Boden. Die Baronesse wendet sich danach hin; sie kann, indem der Fürst eintritt, nur noch ihr Tuch darauf fallen lassen.)

10. Scene.

Der Fürst. Die Baronesse.

Der **Fürst** (nachdem er seine Blicke zwischen der Baronesse, die ihre Aufregung nicht ganz bergen kann, und dem offenen Fenster hat wechseln lassen). Wie befindet sich die Prinzessin?

Baronesse (nach Fassung ringend). Ihr Unwohlsein hat auf bedenkliche Weise zugenommen. Ich glaubte, es würde ihr zuträglicher sein, sich zu Bette zu begeben.

Fürst (indem er nach dem offenen Fenster geht, an welchem noch der Stuhl, über welchen Paul stieg). Ich erwarte jeden Augenblick den Arzt aus der Stadt. (Während er durch das Fenster sieht, will die Baronesse das Tuch mit dem Bilde zugleich aufheben.) Was haben Sie da? Zeigen Sie doch — ich meine, das Medaillon, welches Sie da aufhoben.

Baronesse (indem sie es giebt, für sich). Ich bin verloren.

Fürst (betrachtet das Medaillon). Ein schöner Kopf. Der Uniform nach ein Pole. Ganz recht. Hier steht Paul Lubinski. — Ganz artig. Gewiß Pariser Miniature. Nur hier sollt' ich es nicht finden. (Zitiert die Baronesse.) Gehört dies Zimmer nicht zu denen der Prinzessin? — Und der Bote, seh' ich, der es brachte, hatte es eilig; sonst hätt' er die Büsche hier mehr geschont. Und man fand noch nicht Zeit, den Stuhl hier zu beseitigen. Madame —

Baronesse (fällt auf die Kniee). Gnädigster Herr, Vergebung! Ich habe Strafe verdient. Ich flehe Sie nur an, die Prinzessin nichts davon erfahren zu lassen, die ich veranlaßte, sich zu Bette zu legen

— nur — um den Mann hier ungestört sprechen zu können, der — mir teuer ist und — den ich, da er zu fliehen gezwungen war, nur diesen Augenblick noch sprechen konnte. Ich kann's nicht mehr ertragen, daß er mir teuer ist; Gnade, gnädigster Herr, Gnade für ihn — ich werde freudig ergeben dann meine Strafe, meine verdiente Strafe erdulden.

Fürst (ernst und mit Nachdruck). Es ist möglich, was Sie da sagen, und ich will es Ihnen glauben; verstehn Sie mich? ich *will* es Ihnen glauben — um Ihrer selbst willen will ich Ihnen glauben. Ich will selbst, um *Sie* nicht zu kompromittieren, die Verfolgung der Schuldigen nicht weiter betreiben. — — Ihr Besuch kam noch zu rechter Zeit. Eine Viertelstunde später, und Sie waren auf der Reise nach der Residenz. (Aus der Thüre sprechend.) Den Reisewagen!

Baronesse (will nach der Thüre der Prinzessin). Durchlaucht erlauben mir, nur das Nötigste —

Fürst. Ihre Garderobe und was Sie sonst hier besitzen, wird man Ihnen nachsenden. Ich habe das Vergnügen, Sie an den Wagen zu begleiten. Sie haben Aufträge dahin erhalten, die Ihre Eile nötig machten. Sie haben es in der Hand, die Meinung der Welt über Ihre schnelle Abreise zu berichtigen, und werden dies Spiel geschickter arrangieren, als das eben verlorene. Die Folgen Ihres Benehmens fallen auf Sie zurück. Ich bitte um Ihren Arm. Das Medaillon werd' ich Ihnen mit Dank zurückstellen. (Er führt sie ab.)

Vorhang fällt.

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Vor den Fenstern der Gemächer, in welchen der zweite Aufzug spielte. Dichtes Taxusgebüsche nach der Seite hin, wo die Façade der Schloßkapelle sichtbar wird. Wild verraster Platz, die Schloßfenster von Wein und anderen Rankgewächsen umwachsen; hohe, blühende Linden überschatten den Platz.

1. Scene.

Der Malteser; der Kammerdiener.

Kammerdiener. Aus jenem Fenster dort; die Baronesse half ihm heraus. Gleich darauf erscheint der Fürst in dem Fenster. Der Wagen wird angespannt, und die Gouvernante reist ab, wie sie eben geht und steht, ohne erst zu der Reise sich anzukleiden, ohne Abschied zu nehmen von irgend jemand. An dem Fenster dort in dem Zimmer droben sah eine weinende Dame mit dem Tuche winkend dem Fliehenden nach, der in größter Eile im Gebüsche verschwand.

Malteſer. Ein Liebeshandel dieſer eiteln, leichtfertigen Baroneſſe.

Kammerdiener. Aber die weinende Geſtalt, die ihm nachwinkte, war die Baroneſſe nicht.

Malteſer. So war ſie ſonſt eine von den Damen. Alter, beruhigt Euch über das vergoſſene Waſſer. Eine Thränendürre iſt nicht zu befürchten.

Kammerdiener. Mariane, die Geſellſchafterin der Prinzeſſin, war eben nur bei mir geweſen. Und ſonſt war keine Dame um die Prinzeſſin. Warum durfte die Baroneſſe vor ihrer Abreiſe niemand ſprechen? Hier ſprang er heraus und dort in das Gebüſch hinein; eben dort erſchien die Baroneſſe und der Fürſt —; aber von den Fenſtern daneben winkt es ihm nach; — Gott behüte die lieben Hände, die ihm nachwinkten!

Malteſer. Ich merke, ich ſoll erraten; Ihr wünſchtet, ich wüßt' es, und doch möchtet Ihr's mir nicht geſagt haben — Alter, hab' ich Euch verſtanden?

Kammerdiener. Wollte Gott, es wär' anders. Ich ſehe nichts als Unheil vor uns. Warum ſchleicht ſein alter Diener immer noch hier herum?

Malteſer. Ihr meint, ſein Herr ſei — wer iſt ſein Herr?

Kammerdiener. Ja, gnädigſter Herr, ich fürchte, der unglückſelige Pole iſt noch in unſerer Nähe.

Malteſer. Pole? Der unglückſelige Pole? Einer von denen, die den Major —?

Kammerdiener. Ganz recht —

Malteſer. Und derſelbe, den Ihr herausſpringen ſaht? Wenn Ihr nicht irrtet —

Kammerdiener. Eine ſolche Geſtalt vergißt man nicht leicht und verwechſelt man nicht leicht. Großer Gott, wie ſoll das werden! Soll ich's dem Herrn melden? Soll ich's nicht? Vielleicht bringt er heute ſchon den Prinzen mit. Sie kennen ihn. Wenn er's erfährt! Sie wiſſen — wie hat mir das Herz geblutet, wie die ſelige Fürſtin, Ihro fürſtlichen Gnaden Schweſter noch lebte. Sie lebte ſo unglücklich, als ſie ſchön und gut war; ich ſehe ſie noch vor mir; Prinzeſſin Eugenie iſt ihr vollkommenes Ebenbild. Was hab' ich gelitten, wenn ich ſah, wie das ſchöne Vermögen, welches er von der ſeligen Fürſtin hatte, im unmäßigen Aufwand dahinging, erſt die Kapitalien, dann die Herrſchaften, eine um die andere —

Malteſer. Ja, Alter; ihn hatte auch nur die reiche Erbin aus angeſehenem Hauſe gereizt. Für ihre perſönlichen Vorzüge fehlte ihm der Sinn.

Kammerdiener. Ja; ſie war ihm zu ſanft, zu gut. Ein kaltes, ſtolzes Bild wollte er aus ihr machen, und das gelang ihm nicht.

Sie zerbrach unter seinen harten Händen. Und ihre Tochter, ihr schönes Ebenbild! Gnädigster Herr, ich bin ihm stets treu gewesen, aber ich habe oft für mich den Kopf geschüttelt; es ist das erste Mal, daß ich so von ihm rede. Ich hab' ihn immer verteidigt gegen andere. Gegen Sie allein kann ich mein Herz ausschütten. Hat er denn je verlangt, sein Kind zu sehn? Und nun er's zu sich kommen läßt, ist es sein Herz, welches sie ruft?

Malteser. Ja: sein Aufwand hat ihn zu Grunde gerichtet; diese Heirat seiner Tochter mit Prinz Friedrich soll ihm wieder aufhelfen. Dazu für seinen grenzenlosen Ehrgeiz die Aussicht, sein Eidam müsse in kurzem Regierender werden. Aber mit dem Eidam ist's nichts. — Alter, ein Vertrauen um das andere; könnt Ihr Euch noch eines polnischen Grafen erinnern, Leo Lubinski, der öfters bei mir war? Ihr erschreckt?

Kammerdiener. Drum war er mir so bekannt! Ich konnte mich nur nicht erinnern. Drum war mir, als hätt' ich ihn schon gesehn. Ja, das lange schwarze Haar —

Malteser. Ein bleiches schönes Gesicht darunter —

Kammerdiener. Groß und schlank —

Malteser. Stolz in der Haltung —

Kammerdiener. Ja, so schnell er in den Büschen —

Malteser. In den Büschen? Mensch, versteh' ich dich recht? Der, den du dort herausspringen sahst? Was ist mit dem?

Kammerdiener. Dreißig Jahre machen manches Erinnerungsbild bleich. Aber ich müßte meinem Gedächtnis nicht mehr trauen dürfen, wenn's nicht jenes Grafen Ebenbild war —

Malteser. Mensch! Mensch! Alter! Sollte —! Diesen Grafen mit meiner Schwester zu vereinigen, die er liebte, war einst mein Lieblingswunsch; nun ist's der, beide in ihren Kindern vereint zu wissen. Damals kam ich zu spät; meine Schwester hatte schon die unglückliche Neigung zu diesem Fürsten gefaßt. — Wie ich unter fremdem Namen in den Reihen der Polen mitfocht, lernt' ich seinen Sohn kennen, schön, glühend, rasch, mutig und edel wie sein Vater. Da schwur ich, alles zu thun, die mir die Liebsten waren, in ihren Kindern zu vereinen. Verwundet und unfähig zum Kämpfen verließ ich Polen. Ach, nur zu bald folgte mir die Kunde, Polen sei gefallen und seine edelsten Männer geächtet. Mein Freund war geblieben, sein Sohn unter den Geächteten. Umsonst hab' ich bis jetzt alles versucht, ihn aufzufinden, und nun — Alter! ist er's, so wäre ja alles gut. Aber — aber Alter — ist er's nicht, und sie ist, wie ihre Mutter war — schnell gefaßt, ewig gehalten — Alter, das wäre schlimm.

Kammerdiener. Sehn Sie, dort kommt der Alte, sein Diener

Er ſchleicht umher, als hab' er eine heimliche Beſtellung. Jetzt wird er uns gewahr und will uns ausweichen. Ich ruf' ihn. Er kann Ihnen gewiß Auskunft geben, ob ſein Herr es iſt, den Sie ſuchen, und, iſt er's, wo er ſich aufhält. — Ja, Alter, kommt einmal hierher; der vornehme Herr hier will mit Euch ſprechen.

2. Scene.

Thaddeus. Die Vorigen.

Thaddeus. Was wollen dieſe Menſchen vom alten Thaddeus? Er muß ſchon bleiben, ſonſt ſchöpfen ſie Verdacht.

Malteſer. Seid Ihr ein Pole, Alter?

Thaddeus. Könnte ſein, Herr.

Malteſer. Kennt Ihr Paul Lubinski, Alter?

Thaddeus. Könnte ſein, Herr. Wer kannte Paul Lubinski nicht? — Pfui, Thaddeus, nimm dich in Acht.

Malteſer. Recht, Alter: er iſt der Polen Bravſter.

Thaddeus. Iſt er?

Malteſer. Zweifelt Ihr daran? So kennt Ihr ihn nicht.

Thaddeus (immer wärmer). Ich kenn' ihn nicht?

Malteſer. Oder Ihr ſeid ſein Feind.

Thaddeus (hitzig). Ich, Herr? Ich? Und wer hat ihn getragen, wie er noch nicht laufen konnte, als dieſe beiden alten Arme hier? Wer hat ihm vom Sobieski und vom Kosziusko erzählt, wenn nicht der alte Thaddeus? Das erſte Wort, das er lallen konnte, war „Polen"; wer hat's ihn gelehrt, Herr? wenn nicht der alte Thaddeus? Wer hat ſeine Heimat hinter ſich gelaſſen und iſt ihm nachgelaufen in die weite Welt, als der alte Thaddeus? Und der alte Thaddeus wäre ſein Feind? Das iſt dumm geredet, Herr.

Kammerdiener. Heda, Alter! es iſt der Schwager des durchlauchtigſten Fürſten, der mit Euch ſpricht.

Thaddeus (für ſich). Halt, Thaddeus, was machſt du da! Mußt du deinen Herren verraten, alter Dummkopf? Keine Silbe mehr ſollen ſie hören vom alten Thaddeus. Oho; Thaddeus iſt nicht ſo dumm.

Malteſer. Der Eifer gefällt mir an Euch, Alter. Hier habt Ihr zwei Dukaten; Ihr ſollt zehn haben, hundert ſollt Ihr haben, ſagt Ihr mir, wo Paul Lubinski lebt.

Thaddeus (für ſich). Pfui mit dem Blutgeld! Nehmt Eure Dukaten wieder; ich ſtehe nicht in Euren Dienſten. Ich mag Eure Dukaten nicht. Was weiß ich von Paul Lubinski? Fragt einen, der von ihm weiß.

Malteſer. Ihr traut mir nicht, Alter?

Thaddeus. Könnte ſein, Herr.

Malteſer. Haſt du nie von dem deutſchen Oberſten, von dem Oberſten Max gehört?

Kammerdiener. Von dem deutſchen Fürſten, der mit Euerm Herrn focht?

Thaddeus. Ich weiß von keinem Herrn. Was ſoll ich wiſſen? Ich bin ein alter, dummer Mann; ich kann nicht leſen und nicht ſchreiben. (Er geht; die Andern folgen ihm im Geſpräch.)

Malteſer. Alter, wartet doch einen Augenblick noch.

Thaddeus. Ich muß zu Hauſe ſein, eh's dunkel wird. (Ab.)

Malteſer (im Abgeh'n zum Kammerdiener). Aus dem Alten iſt nichts heraus zu bringen. Folgen wir ihm, wird er nur noch miß-trauiſcher. Wir müſſen ihn treuherzig machen. Thut, als merktet Ihr nicht, was er will. (Alle ab.)

3. Scene.

Eugenie, bald darauf Mariane.

Eugenie (kommt tiefſinnig daher und bleibt plötzlich ſtehen, als wenn ſie etwas ſähe). Flieh', flieh', Paul! hinter dem Buſche lauert ein Feind — und hier — und hier — (als ſchräke ſie aus einem Traum auf). — Großer Gott! ja, es war nur ein Traum. — Gott, wo mag er jetzt irren, allein — nein nein! all' meine Wünſche ſind bei ihm!

Mariane (mit einem Handkörbchen). Sie erſchrecken? — Ich bin's ja, Ihre treue Mariane.

Eugenie. Haſt du das Körbchen zu den Kräutern für den Thee für die Pachterin? Was macht ihr Mann?

Mariane. Das Tränkchen, das Sie ihm bereiteten, hat Wunder gewirkt.

Eugenie. Ja; es iſt eine kräftige Arznei. — Ich erſchrak, wie ich dich kommen hörte. Ich glaubte, es ſei der Fürſt mit dem Prinzen, dem er entgegengereiſt iſt. Nicht, Mariane, es iſt ſchlimm, wenn ein Kind erſchrecken muß vor ſeinem Vater? — Nun hilf mir Lindenblüte pflücken. Im Kloſter dacht' ich nicht, wieviel Dank ich meiner Tante ſchuldig war, daß ſie mich dieſe Arzeneien brauen gelehrt. Nun weiß ich's. Giebt es etwas, was eigenes Unglück mildern kann, ſo iſt es die Freude, fremdes mildern zu können.

Mariane (leiſer). Der alte Thaddeus begegnete mir eben; er hatte auf mich gewartet und gab mir dies Briefchen für Sie.

Eugenie (erſchrocken). Gieb! Gieb! Großer Gott!

Mariane. Sie können es vor Zittern nicht öffnen. Ich will Ihnen helfen.

Eugenie (ſetzt ſich). Dank, gute Mariane. — Pflück' indeſſen.

Mariane (pflückt Lindenblüte in das Körbchen).

Eugenie (lieſt). „Ich wohne unter den Toten; im Grabgewölbe

unter der Kapelle. Unter den dichten Sträuchern drum herum fand ich eine Lücke in der Mauer. Willst du mir gehören, so komm' diese Nacht zu mir herab; ein polnischer Priester, ein Unglücksgefährte, den mein Thaddeus aufgetrieben hat, vereinigt uns unzertrennlich für diese Welt. Dir wird es leicht, wenn du dir den Schlüssel verschaffst zu der Thüre, die aus der stets offenen Kapelle in das Grabgewölbe führt. Schreibe nicht; sage meinem Thaddeus nur: „Leben" oder „Tod". Schreibst du Bogen voll, es würde nur eine Umschreibung eines dieser Wörter werden, und ein unglücklich' Geschick könnt' es in unrechte Hände bringen. Sagst du „Leben", so leb' ich und trotze dem Schicksal ein Glück ab für dich und mich; sagst du „Tod" — Deine fürstlichen Ahnen werden den Geächteten unter sich ruhen lassen, wenn es wahr ist, daß der Tod versöhnt." — (Nach einer kleinen Pause, in der sie vor sich hin gesehen hat.) Ist das nicht Schierling dort an der Mauer!

Mariane. Wie kommen Sie darauf? Ja, das ist Schierling.

Eugenie. Ist nicht Schierling ein Gift? Nicht, Mariane, es wirkt Schwindel?

Mariane. Der Absud davon wirkt den Tod. Ich weiß, daß eine ganze Familie davon starb? Aber was ist Ihnen? Sie werden so bleich?

Eugenie. Nichts. Nichts. Ich dachte nur daran, wie ähnlich dieser Schierling dem Leben ist. Er scheint so saftig und frisch und innen — lauert der Tod. Mariane, was versprach mir das Leben! Es hielt sein Wort nicht; der, an den es mich wies als an den Freund, den Vater, der wendet sich fremd von mir, und dem Fremden, in dem ich den ersehnten Freund fand —

Mariane. Geben Sie mir ein Briefchen an den Alten?

Eugenie. Hol' ihn her, gute Mariane; ich muß ihn selbst sprechen.

4. Scene.

Eugenie, dann Mariane zurück, mit Thaddeus.

Eugenie (pflückt Schierling). Und nun komm, du Wunderkraut, das seinen Besitzer der Furcht des Wechsels überhebt. Komm, Zauberblume, vor der die Schlösser springen. Vielleicht bedarf ich deiner. Dich nennen die Menschen Gift und fliehen vor dir — o sie verkennen dich! Du bist die Arznei; das Leben ist der Gifttrank. (Sie wirft die Lindenblüte aus dem Körbchen, füllt es mit dem Schierling und deckt Lindenblüte darüber). Gottes Barmherzigkeit wird verhüten, daß ich dich brauche, aber besitzen muß ich dich. Das Schwerste wird leicht, weiß man, daß man es abwerfen kann, wenn man will. (Mariane und Thaddeus treten auf.)

Eugenie (zu Mariane). Nun, Liebste, geh zum Kastellan; den

Schlüssel zum Grabgewölbe soll er mir schicken. Ich will mir's betrachten; das wird mich zerstreuen. (Mariane ab.) Und nun, Alter, lieber Alter, nun können wir unbeobachtet reden. Alter, guter Alter, du verstehst mich, ohne daß ich dich frage.

Thaddeus. Ja; Gott segne Ihre Freundlichkeit für meinen Herrn. Nunmehr lauert er, daß es Nacht werden soll, denn bei Tage darf Thaddeus nicht an seinen Versteck. Er ißt nicht, er trinkt nicht; unbeweglich sitzt er unten zwischen den Särgen und sieht vor sich hin, daß einem das alte Herz zerspringen möchte, wenn man ihm zusieht; und nun vollends wer ihn gekannt hat in seinem Glücke wie der alte Thaddeus. Dabei ist er so ruhig und mild; kein Ton des Schmerzes, keine Klage; er ist ein Mann im Unglück wie im Glück. Essen Sie doch nur etwas, sagt' ich: Sie verkommen mir sonst. Ja, sagt' er, Thaddeus, wenn du mir die Antwort gebracht hast, dann will ich essen, dann will ich thun, was du willst.

Eugenie. Armer Paul! Armer Paul! — Sag' ihm „Leben", guter Thaddeus. Hörst du? „Leben!" Daß du dich nicht versprichst, du lieber Alter, und „Tod" sagst oder „Sterben". Um Gotteswillen nicht! Hörst du? Ich will dir das Wort aufschreiben.

Thaddeus. Wird der alte Thaddeus das Wort vergessen, mit dem er seinen armen Herrn glücklich machen kann?

Eugenie. Wenn du dich aber versprächest —

Thaddeus. Und wenn ich mich verspräche, hätt' er die Botschaft mir schon von der Stirn gelesen. Er ist des alten Thaddeus Einziges, weiß er. Bin ich froh, bin ich traurig, so ist's seine Freude, ist's sein Kummer. Er wird aufspringen und mir in's Gesicht sehen, dann wird er laut aufschreien vor Freude. Gott segne Sie für die Freude, die Sie meinem armen Herrn machen. Gott segne Sie für die Freude, die Sie dem alten Thaddeus machen, daß er seinem armen Herrn solche Botschaft bringen darf. Wenn ich nur eben so gewiß den Brief hier nicht vergesse, den Herr Michael Czarinski von der Grenze hergeschickt hat.

Eugenie. Dort kommt der Kastellan selbst. Es darf uns niemand beisammen sehn. Geh, lieber Alter, sag ihm „Leben"; mein Leben ist schon bei ihm. (Thaddeus geht.)

5. Scene.

Kastellan. Mariane. Eugenie.

Eugenie. Sie bringen mir den Schlüssel selbst?

Kastellan. Durchlaucht, ich bring' ihn, aber ich flehe, verlangen Sie ihn nicht.

Eugenie. Sie wollen —

Kastellan. Sie blühn in voller Jugendschöne. Sie gehen dem

Schönſten entgegen, was das Leben bieten kann; hören Sie die Bitte eines Greiſes, verlangen Sie den Schlüſſel nicht.

Eugenie. Ich verſtehe Sie nicht. Was hat der Schlüſſel mit meinem Glücke zu ſchaffen?

Kaſtellan. Sie würden meine Gründe für Aberglauben halten. Ich bin nicht abergläubiſch, aber es giebt Dinge, die eine Ausnahme von dem machen, was uns natürlich ſcheint.

Eugenie. Geben Sie mir den Schlüſſel, Alter; die Gründe ſchenk' ich Ihnen.

Kaſtellan. Sie ſcherzen darüber. Mir iſt, als ſäh' ich Sie an dem Rande einer Gruft hinſcherzen. Gleichwohl — verzeihen Sie dem Greiſe, deſſen Haar im treuen Dienſte Ihres Großvaters und Vaters erblichen iſt — gleichwohl ſcheint dieſes Lächeln den Schmerz zu kennen. Ich weiß nicht, was Sie thun wollen, aber es iſt etwas, was über das Glück Ihres ganzen Lebens entſcheidet.

Eugenie (für ſich). Der Mann iſt ein Prophet. Ja, ſolcher Art iſt's, was ich thun will.

Kaſtellan. Das Grabgewölbe will ein Opfer, wird es ohne Not geöffnet. Drei Fälle hab' ich erlebt, die es beweiſen; mehrere noch wußte mein Vorgänger zu erzählen. Es iſt an mehreren Stellen baufällig; die Furcht hielt mich ab, bauen zu laſſen, weil ich es hätte öffnen müſſen. (Mit einer gewiſſen Feierlichkeit.) Und ſo oft es geöffnet wurde ohne Not, ſo oft ſtarb ein Glied Ihrer fürſtlichen Familie eines gewaltſamen Todes. Fürſt Nikolaus ſtürzte mit dem Pferde; zehn Jahre darauf wurde die Prinzeſſin Natalie von dero Bruder unvorſichtiger Weiſe auf der Jagd erſchoſſen; beide ſtarben nicht vierundzwanzig Stunden nach Öffnung des Gewölbes. Prinz Georg, der Dritte, der es ſeit meinem Gedenken öffnete, entleibte ſich in einem Anfall von Melancholie noch in derſelben Stunde.

Mariane (hängt ſich voll Schauder an die Prinzeſſin). Heißen Sie ihn gehn mit ſeinem Schlüſſel. Er ſieht ſelbſt aus wie ein Geſpenſt.

Eugenie (nach einer Pauſe für ſich). Wer es unnötigerweiſe öffnet? — Nein; unnötigerweiſe öffne ich's nicht. Käm' ich nicht, er würde ſich betrogen glauben und — Gott im Himmel! eine zu raſche That — Nein; hier iſt keine Wahl. Mag ſich unſer Schickſal erfüllen — Paul, ich komme! — Ich habe Sie geduldig angehört, Herr Kaſtellan, und nun will ich den Schlüſſel zum Lohne dafür. Der Fürſt, mein Vater, will ihn haben. (Für ſich.) So zwingt ſein Märchen mich zur Lüge. Heilige Wahrheit, verzeih' mir dieſe erſte Lüge. Geben Sie.

Kaſtellan (faltet die Hände und ſieht ſie mit traurig flehenden Blicken an, dann giebt er). Hier, durchlauchtigſte Prinzeſſin, iſt der Schlüſſel. — Gott wende alles zum Beſten. (Er wiſcht ſich die Augen, verbeugt ſich und geht.)

Eugenie. Guter Alter, deinen Wunsch bet' ich aus innerster Seele mit. — Sorge dafür, Mariane, daß mich niemand stört, während ich die Arznei bereite. — Ja, guter Alter, Gott wende alles zum Besten! (Beide ab.)

Vorzimmer des Fürsten.

Unter einem Spiegel hängen zwei Pistolen. Auf jeder Seite eine Thüre, die rechts in des Fürsten Kabinett, die links auf den Korridor. Nacht.

6. Scene.

Der Fürst (im Reiserocke, vom Kammerdiener begleitet).

Der **Fürst** (einen Brief in der Hand). Sein Bruder gestorben, der Regierende — allerdings ein zureichender Grund. Ich will mir nicht denken, er könne einen andern Grund gehabt haben, nicht zu kommen, nachdem von beiden Seiten die Zusammenkunft bestimmt worden war. — Morgen will er mich hier besuchen — doch, damit ich nicht irrig dem Verdacht Raum gebe, er könne einen andern Grund gehabt haben. Nun erlang' ich, daß man sich über die Heirat entscheide; dieses Hinhalten kompromittiert die Prinzessin. Dann giebt er meinen Feinden Gelegenheit, sich in die Sache zu mengen. Dieser Malteser — (sein Blick fällt auf den Kammerdiener). Geben Sie mir das Hauskleid. (Kammerdiener hilft ihm sich umziehen.) Konvenieren ihm die Zimmer?

Kammerdiener. Durchlaucht halten zu Gnaden, von —

Fürst. Hören Sie nicht? meinem — dem Prinzen Hermann?

Kammerdiener. Er bedauerte, Sie hier beengen zu sollen; er hätte ebenso gut im andern Flügel oder in einer andern Etage —

Fürst. Ist Seine Hoheit so anspruchslos? Die übrigen Zimmer sind nicht eingerichtet. Nunmehr wird er sich zurückgezogen haben?

Kammerdiener. Er schreibt Briefe —

Fürst. Hm — an den Hof des Prinzen Friedrich —?

Kammerdiener. Wünschen Durchlaucht seine Gesellschaft?

Fürst. Ich will wissen, ob ich vor seiner Gesellschaft sicher bin. Die Form ist ihm kein hinreichender Grund, zu unpassender Zeit mit Besuchen zu verschonen. Ihre Gesellschaft scheint er zu lieben.

Kammerdiener (betreten). Durchlaucht —

Fürst. Schon gut. — Wie ist das Befinden der Prinzessin?

Kammerdiener. Der Arzt findet den Zustand der Prinzessin aufgeregt, aber nicht krankhaft. Er hat einiges verordnet.

Fürst (tritt auf ihn zu). Haben Sie sonst etwas zu melden? — Ich wünsche nicht durch andere zu erfahren, was Sie mir sagen konnten. Bis jetzt hab' ich Ihnen trauen dürfen.

Kammerdiener. Um Gott, durchlauchtigster Herr, könnten Sie zweifeln?

Fürſt. Ich liebe thätige Beweiſe. Ich bin kein Freund von Redensarten. — Ich werde einen Teil der Nacht den Geſchäften widmen. Bleiben Sie in der Nähe. (Wendet ſich in der Thür.) Noch eins; hören Sie? Ich lieb' es nicht, wenn ſich meine Diener ausforſchen laſſen. (Ab in ſein Kabinett.)

7. Scene.

Kammerdiener allein, dann der Kaſtellan.

Kammerdiener. Gott! Was ſoll das werden? Ich ſeh' das Ärgſte kommen und kann's nicht ändern. — Wer kommt da noch ſo ſpät?

Der **Kaſtellan** (tritt auf, atemlos und verſtört).

Kammerdiener. Wie ſehen Sie aus? Was iſt Ihnen begegnet?

Kaſtellan. Ich muß den Fürſten ſprechen, muß ihn augenblicklich ſprechen. Ich wollte zu der Prinzeſſin, aber der ganze Flügel iſt abgeſchloſſen. Alter! Alter! wir gehen ſchrecklichen Dingen entgegen.

Kammerdiener. Iſt etwas geſchehen?

Kaſtellan. Noch hoff' ich zum allmächtigen Gott im Himmel, nichts. — Ich Unſeliger, daß ich den Schlüſſel hergab; ich durft' ihn nur in des Fürſten eigene Hände geben.

Kammerdiener. Den Schlüſſel? welchen Schlüſſel?

Kaſtellan. Zum Grabgewölbe. — Glauben Sie, daß Geiſter erſcheinen können?

Kammerdiener. Aber wem gaben Sie den Schlüſſel?

Kaſtellan. Der Prinzeſſin.

Kammerdiener. Gott! nun wird mir alles klar. — Der Fürſt darf den alten Mann nicht hören. Hören Sie, der Fürſt iſt beſchäftigt; ich darf niemand vorlaſſen. Gehen Sie. Kommen Sie morgen wieder.

Kaſtellan. Vielleicht iſt's noch zu verhindern. Nein, ich will's nicht auf meinem Gewiſſen haben.

Kammerdiener. Gehen Sie; ich darf niemand vorlaſſen. Gehen Sie.

8. Scene.

Der Fürſt. Die Vorigen.

Kaſtellan. Laſſen Sie mich zu ihm oder ich rufe Gewalt!

Kammerdiener (den Fürſten gewahrend). Nun iſt alles verloren.

Fürſt (zum Kaſtellan). Was wollen Sie?

Kaſtellan. Durchlaucht, auf meinen Knieen beſchwör' ich Sie; brauchen Sie den unglückſeligen Schlüſſel nicht!

Fürſt. Welchen Schlüſſel?

Kaſtellan. Den Sie mir heute abfordern ließen.

Fürſt. Ich hätte Ihnen einen Schlüſſel abfordern laſſen? Durch wen?

Kaſtellan. Durch die Prinzeſſin Eugenie.

Fürſt. Sie phantaſieren, alter Mann.

Kaſtellan. Nein! nein! ich weiß es nur zu gewiß.

Fürſt. Was war es doch für ein Schlüſſel?

Kaſtellan. Der Schlüſſel zum Grabgewölbe. Ich wollte ihn nicht geben, aber Durchlaucht ſelbſt hätten es befohlen, da gab ich ihn, ich Unſeliger!

Fürſt (nach kleiner Pauſe). Ganz recht; ich beſinne mich. Eh' ich abreiſte, gab ich den Auftrag. Welch' ein Lärmen um einen Schlüſſel! — Ach ja, mir fällt ein, man erzählt ſich Märchen vom Grabgewölbe.

Kaſtellan. Wären's Märchen! In dieſem Grabgewölbe — gnädigſter Herr, mit meinen Augen hab' ich's geſehen, mit meinen Ohren hab' ich's gehört. Noch fröſtelt mir's durch alle Adern, noch ringelt ſich der Schauder mir am Rückgrat herab. Mich reut' es, daß ich den Schlüſſel gegeben hatte, eine Angſt, wie ich ſie nie gefühlt habe, ließ mich nicht ruhn. Es trieb mich wie Gewiſſensbiſſe, die Prinzeſſin ſo lange zu flehn, bis ich den Schlüſſel wieder hätte. Aber ich fand den ganzen Flügel abgeſchloſſen, den die Prinzeſſin bewohnt. Meine Angſt wuchs. Ich hätte mich vor die Thüre der Kapelle geſtellt und mit meinen letzten Kräften jedermann den Eintritt gewehrt. Aber der Korridor, der zu der Kapelle führt, war mit abgeſchloſſen. Ich entſann mich, daß die Mauern des Grabgewölbes nach außen zu ſo verfallen ſind, daß man, wenn man durch die dicken Büſche drum herum hindurch gedrungen iſt, hineinſehen, wohl auch hinabſteigen kann in das Gewölbe. Hier wollt' ich bleiben und hört' ich von innen jemand nahen, meine Stimme noch einmal flehend und warnend erheben, weil ſonſt kein Weg übrig blieb, das Entſetzliche zu verhüten. Und wie ich näher komme, durch die Büſche, ſo iſt's, als ob ein bleiches Licht herausſtrahle durch die Mauerlücken und ein rieſenhafter Schatten ſich drinnen bewege. Mir pochte das Herz, alle meine Glieder flogen, dennoch blieb ich. Da hör' ich drinnen eine leiſe hohle Stimme ſagen: „Kommſt du, Thaddeus? Bringſt du Leben in das Reich der Toten?“ So ſprach's. Mir aber war's, als faßten hundert geſpenſtige Krallen nach meinen Kleidern; ich rannte davon. Wie ich erfuhr, daß mein durchlauchtigſter Herr angekommen ſei, eilt' ich hierher. Gott laſſe mich nicht zu ſpät gekommen ſein!

Fürſt. Legen Sie ſich zu Bette, Alter, und erholen Sie ſich von Ihrer Furcht. Ihren treuen Willen erkenn' ich an, aber Sie haben ſich ohne Not abgeängſtigt.

Kaſtellan (voll Angſt). Durchlaucht —

Fürſt (winkt). Ich will allein ſein. Gute Nacht. (Wendet ſich. Kaſtellan ab.)

Fürſt (wendet ſich nach dem Kammerdiener, fixiert ihn bedeutend). Der Alte faſelte, aber er meinte es redlich. Das iſt mehr, als andere von ſich ſagen können. Sie können gehn. Ich werde mich allein entkleiden. (Kammerdiener ſteht betreten, auf wiederholten Handwink des Fürſten geht auch er.)

9. Scene.

Der **Fürſt** allein. (Eine Pauſe.) Die Schatten meiner Furcht ſind Weſen geworden; gut; ſo kenn' ich meinen Feind. — Dieſes Malteſers Sklave ſollt' ich werden? Und dort greift die freche Hand eines heimatloſen Abenteurers nach dem Innerſten meiner Ehre. Meine eigenen Diener werden meinen Feinden willige Werkzeuge. Jenes leichtſinnige Weib mochte mich belügen — ſie that es ungeſchickt genug; aber daß der Mann mich verkauft, dem ich dreißig Jahre lang getraut! — (Pauſe.) Dieſe Heirat muß zu Stande kommen; ſonſt ſeh' ich nirgend Rettung von der ſchandevollen Bevormundung eines übermütigen Verwandten. Das leiſeſte Gerücht von dem Fehltritt der Unbeſonnenen muß die Heirat rückgängig machen. Noch liegen die Fäden allein in meiner Hand. Dieſe Nacht (er unterſucht die Piſtolen und findet ſie geladen) tilgt jede Spur jenes Fehltrittes oder einen Namen von der Liſte der Lebenden, der zu ſtolz war, das Leben zu behalten, wenn er die Bürde der Schande zugleich mit abwerfen konnte. (Er nimmt die Piſtolen zu ſich und geht ab.)

10. Scene.

(Nachdem die Bühne einige Augenblicke leer geſtanden, kommen:)

Der Malteſer; der Kammerdiener.

Kammerdiener. Hören Sie? Er ſchließt die Korridorthüre ab. Er geht durch den Park nach dem Grabgewölbe.

Malteſer. Warum durch den Park?

Kammerdiener. Die Prinzeſſin hat ihren ganzen Flügel abſchließen laſſen. Der Kaſtellan ſchwatzte von einem Lichtſchein im Grabgewölbe und von einer Stimme drin. Die Prinzeſſin hat den Schlüſſel zum Gewölbe; es iſt nur zu gewiß, daß es ein Rendezvous dort gilt.

Malteſer. Von einem Schein ſchwatzt er? Höre; ſolch ein Schein bedeutet, daß ein Schatz zu heben iſt. Sollte mein Pole dort wohnen? Alter? — Was erſchrickſt du?

Kammerdiener. Die geladenen Piſtolen ſeh' ich nicht mehr, die nur vorhin noch unter dem Spiegel hingen.

Malteſer. Donnerwetter! er ſoll ſein Pulver ſparen zum Feuerwerk. Wie kommen wir hinaus? Wir müſſen ihm auf dem Fuße nach.

Kammerdiener. Wir müßten durch das Pförtchen —
Malteſer. Nur ſchnell! ſchnell, Alter! Mein ganzes Glück ſteht auf dem Spiel! (Beide eilig ab.)

(Vorhang fällt.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Das Innere des Grabgewölbes unter der Schloßkapelle, von einer Lampe ſpärlich erleuchtet. Links führt eine Treppe zu der Thür in die Kapelle; rechts die Lücke in der Mauer und die Büſche darum ſichtbar. Der Mond kommt etwas ſpäter und erleuchtet die Fenſter und die Büſche vor der Lücke.

1. Scene.

Paul Lubinski liegt auf der Erde zwiſchen übereinander geſchichteten Särgen ſchlafend ausgeſtreckt; bald nach dem Aufzuge des Vorhangs kommt Thaddeus durch die Mauerlücke; er ſtellt das Geſchirr, das er mitgebracht, im Vordergrund auf einen Sarg, dann geht er zu dem Schlummernden und betrachtet ihn eine kleine Weile.

Thaddeus. Ob der alte Thaddeus ihn weckt? Oder ob er ihn fortſchlafen läßt? Freilich braucht er Ruhe, aber er muß doch etwas genießen, dann die Antwort von der Prinzeſſin und der Brief — (Paul ſeufzt im Schlafe tief auf.) Er träumt ſchwer, da iſt's beſſer, Thaddeus weckt ihn. Herr Graf! (ſchüttelt ihn.) Beſter Herr Graf, werden Sie munter!

Paul (erhebt ſich halben Leibes und ſtreckt die Hände abwehrend gegen Thaddeus). Fort! Fragt nicht mich! — Fort, hohläugiges Geſpenſt!

Thaddeus. Was ſehen Sie denn, Herr Graf? Erkennen Sie Ihren alten Thaddeus nicht mehr?

Paul. Du biſt's, Alter?

Thaddeus. Ich ſah, daß Sie unruhig ſchliefen, und weckte Sie.

Paul. Gott ſei Dank, es war nur ein Traum. Die Särge barſten, und heraus ſtiegen ihre Bewohner, Männer und Frauen hohläugig und bleich. Sie umringten mich und erinnerten: Uns iſt ein Was verſprochen. Das Leben vertröſtete uns auf den Tod, aber der Tod iſt ſtumm. Alles war Wechſel und Schein, Sinnestrug und Glaubenstäuſchung; gieb uns ein Gewiſſes, an das wir uns halten, ein Licht, das uns erwärmt. Einer glühte für Freiheit, ein anderer für das Wiſſen, für ein geliebtes Weſen der Dritte. Aber die Freiheit war ein Schemen, das Wiſſen ein Nichts; ſie ſtarben, wie das Hirn ſtille ſtand; die Liebe wohnte nur in der Wärme des Blutes.

Wir waren Freunde, Brüder, Schweſtern, Gatten; uns wieder zu ſehen über dem Tod war unſere ſüßeſte, gewiſſeſte Hoffnung. Und nun kennen wir uns nicht mehr, wir haben in uns nur das geliebt, was wir waren, was wir nicht mehr ſind. Und während ſie ſo wimmern und das Grauſen mich verzehren will, ſchwebt über mir in goldenen Wolken Eugenie wie ein rettender Engel und reicht mir den Arm, um mich hinauf zu heben zu ſich. Aber all' die Geſpenſter faßten nach mir mit den knöchernen Händen und halten mich feſt und wimmern: Erſt gieb uns ein Gewiſſes, erſt ein Licht, das uns erwärmt, eher laſſen wir dich nicht. Da weckteſt du mich.

Thaddeus. Es iſt kein Wunder, daß Sie ſo ſchreckliche Dinge träumten. Ich könnte hier nicht ſchlafen.

Paul (ſich erhebend). Du bringſt Antwort?

Thaddeus. Die bring' ich. Aber erſt ſollen Sie mir etwas genießen, Sie verkommen ſonſt.

Paul. So gieb mir einen Becher Wein, guter Thaddeus, aber erſt die Antwort.

Thaddeus. „Leben", Herr! (Er holt einen Becher Wein aus einer Flaſche, die er mitgebracht.)

Paul (jubelnd). Leben! Leben! Ja, ich wußt' es! Thaddeus, in meiner Seele wird Frühling. Bilder der Wonne drängen ſich und machen mich trunken. Sonnige Tage, blauer Himmel mit Frühlingswolken, ein traulich Häuschen und unter blühenden Bäumen — mein ſüßes Weib, goldlockige Kinder um mich. Meine Liebe, mein Glück, mein kehrend Glück, dir dieſes Glas! (Er trinkt.) Thaddeus, Thaddeus! Nur ein Winkelchen Erde mein — und ſie ginge mit mir!

Thaddeus. Sie dürfen nur den Mut nicht ſinken laſſen, ſo wird ſich alles noch finden. — Es iſt eine weiße Roſe aus ihr geworden. Sag' ihm „Leben", ſagte ſie; „mein Leben wohnt ſchon bei ihm".

Paul. Den Mut ſinken, Thaddeus? Bei Gott, ſolch ein Weib iſt's wert, um ſie ein Mann zu ſein. Laß ſie aufſtehn, alle, die hier ſchlafen, um mir ſie zu rauben. Laß das Schickſal alle ſeine Schrecken aufbieten — Thaddeus — ich kämpfe ſie ihm ab.

Thaddeus. Nein. Freveln dürfen Sie nicht; das heißt den lieben Herrgott, der helfen will, vor den Kopf ſtoßen. Aber nun thun Sie mir die einzige Liebe und genießen was.

Paul (ſinnend). Iſt nicht heut' der fünfundzwanzigſte? Weißt du, Thaddeus, was dieſer Tag mir bedeutet?

Thaddeus. Soll der alte Thaddeus nicht wiſſen? — Ich wollte Sie nur nicht daran erinnern.

Paul. Und warum, Thaddeus? Es klebt kein Ehrenmakel an dem Tag. Wie ich mein Gewiſſen durchblättere, es iſt kein Fleck

darin, den ich schamvoll überschlagen müßte. Unglück steht darin, doch hab' ich es getragen wie ein Mann. Thaddeus, den Kräftigen schmückt die Last, unter der er ungebeugt einhergeht.

Thaddeus. Heut' vor fünfundzwanzig Jahren — ist mir's als war's gestern — so was sehn meine Augen nicht mehr, solch eine Pracht und einen Glanz. Eine ganze Woche vorher ging's zu wie im Krieg. Hatten wir das ganze Schloß ausgeputzt mit Fahnen und grünem Zeug. Meilenweit her kamen die Menschen. Der beste Wein floß in Strömen. Hei! hatten die Köche zu thun, all' die Mäuler satt zu machen, die gekommen waren zu gaffen und zu jubeln. Wo man hinhorchte, geigt' es und hüpft' es, was Saiten und Sohlen hielten. Der alte Thaddeus aber hatte seine eigenen Gedanken und seine Freude im voraus; denn er hatte ein Feuerwerk in der Arbeit, wie Polen noch keins gesehen hatte. Tanzt, dacht' ich bei mir, tanzt nur zu; ihr werdet euch wundern. Und wie's nun hieß, daß die gnädige Gräfin eines Söhnleins genesen war! 's war heller Mittag. Das Feuerwerk sollte freilich erst bei Nacht abgebrannt werden; in der Freude meines Herzens denk' ich: was Tag! was Nacht! und los ging's wie ein Wetter. Die Feuerräder sprudelten, die Raketen zischten und die Menschen purzelten übereinander und dachten, der jüngste Tag geht los. War das lustig, alter Thaddeus!

Paul. Ja, Alter; heut' vor fünfundzwanzig Jahren sah's anders mit uns aus. In seidenen Windeln lag ich; meine Wiege war mit Silber ausgelegt; nur dadurch, daß ich geboren wurde, war ich Herr von majestätischen Wäldern, prächtigen Schlössern, lachenden Fluren. Eine Schar glänzender Diener folgte dem Handwink meines Vaters — jetzt hab' ich nicht, wo ich mein Haupt hinlege, der Mietsmann des Moders, der Nachbar der Molche, die ungern nur den Eindringling unter sich dulden. Kein Vater, kein Bruder mehr denkt meiner; keine Mutter segnet den fernen Sohn im Herzen und übt an Fremdlingen die Milde, die andere ihrem Liebling erweisen sollen. Thaddeus, mein Gedächtnis ist ein Totenacker; über jedem teuren Namen steht ein Kreuz. — Was der Jüngling Teures hatte, das legte er zu seinem Teuersten, seinem toten Vaterlande, in den Sarg; doch vor dem Manne steht eine goldene Zukunft — ein Weib, rein, schön, wahr wie die heilige, unentweihte Natur. Sage nicht, Thaddeus, ich kenne sie erst seit gestern. Wie ich noch ein Knabe war, in stillen Mondnächten — Thaddeus, für Leo wär' ich gestorben — aber es war etwas anderes als Freundschaft, wonach ich in süßer Unruhe umherirrte, vergeblich die glühende Stirn in die tausfeuchten Blätter drückend, etwas anderes, was mich selbst im Siegesjubel plötzlich aufseufzen machte. Sage nicht, ich kenne sie erst seit gestern — schon als Kind sucht' ich sie, sehnt' ich mich nach ihr. Nein, Thaddeus; es war nicht blos das

Bedürfnis nach Liebe — ich hätte früher geliebt — die Macht über den Sternen hatte uns einander bestimmt; drum riß sie mich aus teuren Armen, trieb mich aus dem Vaterlande, daß wir uns finden mußten. — Hast du dem Priester gesagt, Thaddeus? —

Thaddeus (schlägt sich an die Stirne). Alter Thaddeus — oben wartet er noch im Park. Ich will ihn nur gleich herunter holen. (Ab durch die Lücke.)

2. Scene.

Paul Lubinski allein; gleich darauf Eugenie.

Paul. Knarrt nicht die Kapellenthüre in den Angeln? Ja; es naht Jemand. Die Thür wird geöffnet. Sie ist's! (ihr entgegen.)

Eugenie (kommt, eine brennende Kerze in der Hand, durch die geöffnete Thüre und schreitet eilend die Treppe herab).

Paul. So schwebt der Engel der Seligkeit über der Nacht der Gräber!

Eugenie. Paul!

Paul. Eugenie! — Und dich grauſete nicht vor dieſem Wege?

Eugenie. Er führte zu dir! — Die alten Ahnenbilder schienen unwillig aus ihren Rahmen herausſteigen zu wollen — das Echo höhnte mir geiſterhaft meine Tritte nach; in der Kapelle lag der Schatten wie ein kauerndes Untier zuſammengerollt, das, zum Sprunge bereit, ſeiner Beute lauert. Mich grauſet nicht. Und lag der Tod ſelbſt in meinem Wege, ich wär' über ihn dahin geſchritten mit geflügeltem Fuß. Es galt ja: zu dir!

3. Scene.

Thaddeus mit dem Prieſter; die Vorigen.

Paul. Hier kommt der Prieſter, der uns vereinigen will. — Hab' ich Sie nicht ſchon geſehn?

Prieſter. Am Tage nach der Schlacht bei Oſtrolenka war's, wo ich den jungen Helden hoch zu Pferde ſah, den ich ſo lange zu ſehn gewünſcht, von weinenden Weibern und Kindern umringt, die die Schlacht zu Witwen und Waiſen gemacht hatte. Er hob Kind um Kind zu ſich auf das Pferd, ſtreichelte und küßte ſie und ſagte zu den Müttern: Lehrt ſie Gott bitten, daß er ſie einſt ſo ſchön ſterben laſſen will wie ihre Väter. Die ſind nun meine Kinder; ich habe ſie geerbt —

Paul (verlegen abwehrend). Laſſen Sie ruhn, was die Zeit begraben hat.

Prieſter. Das Große und Schöne begräbt keine Zeit. Es lebt und wirkt belebend in die fernſten Zeiten hinüber. — Die glücklichen Mütter umfaßten freudeſchluchzend ſeine Kniee, ſie riſſen ſich um

seine Hände, sie mit Küssen zu bedecken. Aber der Held, schamrot wie eine Jungfrau und verwundert wie ein Kind, daß andere für groß hielten, was ihm nur natürlich schien, wehrte ihnen und sprach: Ihr wunderlichen Leute, thu' ich denn mehr als ein Pole?

Eugenie. Mein Paul! wie unverdient glücklich ich bin!

Thaddeus. Thaddeus! Thaddeus! fällt dir der Brief endlich ein? Damit ich's nicht wieder vergesse. Herr Michael Czarinski schickt ihn von der Grenze. Es sei sehr wichtiges.

Paul. Gut, Alter; gieb (will den Brief einstecken, sieht dabei die Adresse und erschrickt).

Eugenie. Was ist dir, mein Paul? Du erbleichst.

Paul (erbricht den Brief, überfliegt ihn und setzt sich erschöpft auf einen Sarg; Eugenie lehnt sich mit zärtlicher Teilnahme an ihn; mit matter Stimme:) Gehst du mit mir?

Eugenie. Du fragst?

Paul. Fort aus deinem Vaterlande?

Eugenie. Wo du bist, ist mein Vaterland.

Paul. Du willst alles verlassen?

Eugenie. Was verlass' ich, darf ich dir folgen?

Paul. Dem Heimatlosen folgen, dem Ärmsten, der nichts hat — nicht eine Hütte, in die er dich führen kann?

Eugenie. Dem Ärmsten — hast du nicht mich? Mich rechnest Du nicht? — Gott, wenn du weinst, zerbricht mir das Herz.

Paul (trocknet die Augen). Ja; Glück ist schwerer tragen als Unglück. Dem Unglück hab' ich den Mann gezeigt; das Glück macht mich zum Weibe. — Der Brief ist von Leo.

Eugenie (freudig). Er lebt?

Paul. Er lebt mir doppelt in deiner Freude. — Und was er schreibt! — (liest.) „Lubinski in Neupolen in Nordamerika. — Mein Paul" — (muß inne halten.) Meine Mutter tritt mir unbezwinglich ins Auge — ich kann nicht lesen. — Leo und dich im Arm — und ich frage das Geschick, ob es einen Glücklicheren schaffen kann. — Nun brauchst du nichts zu entbehren, was du gewohnt bist. Mein ist die Wonne, mein Lieb schmücken zu können mit allem, was die Welt schönes hat. Ich — eben noch der ärmste Mann, der Heimatlose, der Gehetzte — ich rufe: Wo ist der Glücklichere? Zeigt ihn mir und all mein Glück hab' er dazu, ist er glücklicher als ich. — Leo hat mein Vermögen gerettet. Er erfährt, ich sei geblieben — sonst lebt kein Erbe mehr — so geht er damit nach Amerika, um das Geld, welches er dem Besitzer nicht mehr zurückgeben kann, nun wenigstens in dessen Sinn zu verwenden. — In einer Gegend von Nordamerika, die unserer verlornen Heimat ähnelt, hat er Land gekauft zu einer Zuflucht für geächtete Polen. „Den Fluß, der die

Länderei durchfließt, tauft' ich die Weichsel" — und nun legt er alles an, Park und Gebäude, wie es in meines Vaters Gütern angelegt war. Leo! Leo! Du herrlicher Leo! „An dem Fluß baut' ich den Pavillon aus dem Schloßgarten deines Vaters auf, wo wir zusammen träumten als Knaben schon von Polens Freiheit." Ja, ja; dort lasen wir Sobieskis Geschichte. Du, alter Thaddeus, hattest uns den türkischen Feldherrn aus Holz geschnitten, nach dem wir mit Armbrüsten schossen; er hatte einen Generalshut auf dem Kopfe und steife Stiefeln an den Füßen. Wir lachten über den steifgestiefelten Türken, und du lachtest mit; wir stellten ihn an den künstlichen Felsen — ob Leo — ja, ja, auch den Felsen hat er gebaut, wie er in meines Vaters Parke stand. — In dem Pavillon wollen wir sitzen du, Leo und ich! Der alte Thaddeus muß wieder einen Türken schnitzen —

Thaddeus. Damit Sie wieder über den alten Thaddeus lachen können —

Paul. Und der alte Thaddeus mit — wir wollen leben, daß uns die Seligkeit nichts schenken kann. — „So baut' ich" — Leo! Leo! — „in dem freien Polen, das ich über dem Meer gründete, dir, dem vermeintlich Toten, ein lebendig Denkmal." Und nun erfährt er — von einem Geächteten, der seine Zuflucht aufsucht — daß ich noch lebe. Er übergiebt diesen Brief einem aus Amerika zurückkehrenden Deutschen aus dem Nachbarlande, der ihm verspricht, mich ausfindig machen zu wollen. Der muß zu Czarinski gekommen sein. — Nun fragt Leo an, ob ich nach Amerika kommen will, oder ob ich einen Ort in Europa bestimmen will, wohin er mir das Gerettete bringe. Auf den ersten Fall liegt ein Schiff in Hâvre bereit, uns überzuführen. Hier sendet er einen bedeutenden Wechsel auf ein Haus in Hâvre. Eugenie, folgst du mir in meine neue Heimat?

Eugenie. Dahin, mein Paul, heute noch! Fort aus dieser Welt der Lüge und des Eigennutzes. Ich kleide mich nur schnell —

Paul. Thaddeus besorgt uns Pferde. Die Grenze ist nah. Wenig Stunden noch, und nichts kann uns mehr trennen! Das erste Grauen des Morgens sieht lachend auf unsre Sicherheit. Kommen Sie nun, unsern Bund vor dem Altare zu weihen. Hier treffen wir uns wieder!

Eugenie. Hier und bald! — Du erschrickst?

Paul. Du wurdest bleich —

Eugenie. Ein Echo wiederholte dein: Hier treffen wir uns wieder. Es klang, als käm' es aus den Särgen.

Paul. Und dein: Hier und bald! wiederholte das Echo, als riefen's uns die Toten nach.

Eugenie (von einer Ahnung ergriffen, hält sich an ihn). Paul!

Paul. Reut dich dein Vorsatz?

Eugenie. Nein! nein! ich fürchte den Tod nicht mit dir! (Alle nach der Kapelle ab.)

4. Scene.

(Nachdem die Bühne kurze Zeit leer gestanden, kommt durch die Mauerlücke vorsichtigen Schrittes)

Der Fürst (nachdem er sich umgesehn). Ja; diese Räume bewohnt ein Lebender. — Hier die Lampe — und was schimmert dort? (Er hebt etwas auf.) Ihr Bild, auf der Rückseite ihre Hand. Die Unbesonnene! Ich hoffte, zweifeln zu dürfen. — Nun bleibt nur der Weg der Ehre. — (Pause.) Der Elende kommt. — Ist das Einer, so verdreifacht das Echo seine Tritte. Nein; ich höre sprechen — (Er tritt hinter einen Pfeiler.)

5. Scene.

Paul Lubinski, Thaddeus, der Priester zurückkommend; die beiden Letzten gehen, während Paul spricht, durch die Mauerlücke ab. Der Fürst.

Paul. Nun sei jung, mein alter Thaddeus; diese Nacht nur sei wieder jung. Eh' der Morgen graut, müssen wir über der Grenze sein. Wenn du mit den Pferden am Ausgange des Parkes angekommen bist, läßt uns der fromme Priester, der uns begleitet, es wissen. Nur behutsam. Alter! Alter! Alles wird wieder gut.

6. Scene.

Paul Lubinski. Der Fürst; zuletzt der Malteser.

Paul. Ja, du bist zurückgekehrt, mein wankelmütig Glück, und schmiegst dich reuig zu den Füßen deines Herrn. Du wolltest mich vernichten durch deine Entfernung, aber du sahst, ich war stärker als du. Ihr feigen Dämonen des Geschickes! Den Weichenden verfolgt ihr feindlich; vor dem Mutigen werft ihr euch dienend in den Staub. Mein Glück halt' ich fest in meinen Armen — wer ringt mir's ab?

Fürst (tritt vor). Einer von uns hat seine Rechnung falsch gemacht. Einer von uns verläßt nicht lebend diesen Ort.

Paul (überrascht). Wer sind Sie, der in der Wohnung des Friedens sein Verderben sucht?

Fürst. — Verderben, aber nicht meines. Kennen Sie dies Bild? Ein Schurke hat die Unerfahrenheit dieser Armen benutzt, sie zu verderben. — Nichts weiter. (Reicht ihm ein Pistol.) Hier, nehmen Sie. Fühlen Sie die Rache des beleidigten Vaters oder vollenden Sie Ihr Verbrechen an der Tochter. Einer von uns darf nicht lebend diese Stätte verlassen. Nehmen Sie; Sie haben den ersten Schuß.

Paul (entsetzt). Ich? Nimmer!

Fürst. Feiger Sünder! Hatten Sie nur zum ersten Schritte

Mut? und erbleichen vor dem zweiten? Was zögern Sie? Das Herz meiner Ehre haben Sie getroffen. Was Sie noch thun können, ist weniger, als was Sie schon gethan haben.

Paul. Um Gottes willen, hören Sie mich! Verderben Sie nicht Ihr einzig Kind.

Fürst. Elender, Sie haben es verdorben. Ich will es rächen oder sterben.

Paul (sich bezwingend). An meinen Worten hängt meines Weibes Glück und meins! — ich muß ruhig bleiben — ich muß um Gotteswillen ruhig bleiben. Hören Sie — Sie müssen mich hören. Ich bin der Gatte Ihrer Tochter. Ich darf nicht schießen. Gott und die Menschen verzeihen dem nicht, der gegen den Verwandten wütet.

Fürst. Gott und die Menschen verzeihen dem nicht, der die heilige Unschuld zu Schurkenplänen mißbraucht. Einen Bund, den der ehrlose Betrüger mit dem Betrogenen schließt, heiligt kein Gott. Der Unerfahrenen haben Sie Liebe geheuchelt — mich wollten Sie brandschatzen. Wie hoch stellen Sie die Abfindungssumme? Sie sind erkannt; lassen Sie immer die Maske fallen.

Paul. Mein Herz, mein stolzes Herz, halt an dich! Vergiß nicht, daß dieser Mann ihr Vater ist. Sei Gott mein Zeuge, wie meine Ehre fleckenlos ist. Meine Verwandtschaft entehrt Sie nicht. Ich bin Graf Paul Lubinski; mein Name ist edel wie Ihrer. Ich will nichts von Ihnen, als Ihre Tochter — ich bin nicht reich, aber ich habe genug, Sie standesmäßig zu erhalten. Wollen Sie einen Menschen zwingen, zum Mörder an dem zu werden, was er liebt? O machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich. Menschlich sein schändet keinen Fürsten. Um Menschlichkeit bitten für das Teuerste entehrt keinen Mann!

Fürst. Um sein Leben betteln entehrt nur den Mann von Ehre.

Paul. Selbst das will ich. Ja, ich will um mein Leben bitten, das meinem Weibe gehört; ich will um Ihr Leben bitten, das Ihrer Tochter gehört. Gott ist mein Zeuge, wie das Herz mir blutet bei der ersten Erniedrigung meines Lebens — und dennoch — (er kniet). Vernichten Sie nicht meine Seele; lassen Sie mich nicht vergebens bitten! Es wäre gräßlich, müßt' ich zum Mörder werden an dem Vater meines Weibes. — (Er erwartet Antwort; der Fürst wendet sich mit verächtlichem Lächeln.)

Paul (indem er sich taumelnd erhebt). Nur nicht dies verächtliche Zucken mit den Mundwinkeln — um Gottes willen, haben Sie Barmherzigkeit mit uns allen — sagen Sie schnell — (aufschreiend) Gott! ich habe gekniet — habe vor einem Menschen gekniet, — vergeblich gekniet — der Mensch duldet nur, was er kann — Gott sei mir gnädig — geben Sie — Sie sind's, der es will — Sie mach'

ich verantwortlich vor Gottes Richterstuhl — Gott sieht es und Gott weiß es — geben Sie. (Wie der Fürst das Pistol geben will, hört man außen die Stimme des Malteſers.)

Malteſer. Hier — hier schimmert ein Licht durch die Büsche; hier finden wir ihn. Kommt, Alter.

Fürst (wild). Muß dieſer — (er bezwingt sich; leise zu Paul.) Sind Sie ein Mann von Ehre, so wollen Sie nicht, daß meine Tochter kompromittiert wird. Vernichten Sie, was in unrechte Hände kommen könnte, und finden Sie mich, jedoch allein, in einer Stunde an der Brücke im Park. Einer nur darf die Stelle verlassen. Sie kommen, auf Ehrenwort?

Paul (rasch). Auf Ehrenwort, ich komme!

Fürst (dem Malteſer schnell entgegen, der eben in der Lücke sichtbar wird). Sie wundern sich, mir hier zu begegnen. Der Kastellan faſelte von Geſpenstern. Es ist der Schein von faulem Holz, was hier leuchtet. Keine Spur von etwas lebendem. Kommen Sie; ich habe mit Ihnen zu reden. (Ab mit dem Malteſer.)

7. Scene.

Paul (allein). Ich komme! Er soll nicht leben, der mich knieen geſehen hat vor sich — hohnlachend mich knieen geſehen hat vor sich. — Paul! Paul! — Herr Gott, was willst du thun? Herr Gott! was hast du gethan? Unglücklicher, den du töten willst — es ist ihr Vater! — Nein; ich wache — es ist kein schwerer Traum — es ist Wirklichkeit. Hier stand er — hier — mir gegenüber — ich bat, — bat vergebens — das Gefühl entſetzlicher Kränkung übermannte mich — kein guter Geist warf sich verſöhnend zwiſchen mich und mein brennend Herz — o hätt' ein einziger Zug aus dieſem Marmorgeſicht geſprochen! ein Klang ſeiner Stimme mich an sie erinnert! Ich nahm die Forderung an, verſprach, verſprach mit meinem Ehrenwort — Gott! was verſprach ich! (Er sinkt zwiſchen den Särgen zuſammen. Nach einer Pauſe erhebt er sich nicht ruhig.) An der Brücke im Park — wo ich sie zum erſtenmale sah — wo dieſer Himmel ſeliger Unſchuld mir aufging, deſſen Glanz dies Auge nie mehr trinken ſoll; wo all' mein Leben dem Zauber einer Engelſtimme ein jubelnd Echo wurde, worin dies Ohr sich nie mehr berauſchen ſoll? — An der Brücke im Park — ich muß — mich bindet mein Wort. Und Einer nur verläßt die Stelle lebend? — Gut. Ich bin der Eine nicht.

8. Scene.

Thaddeus. Paul Lubinski.

Thaddeus (kommt, mit sich redend). Sag' ihm erſt, daß er auf ſeiner Hut ſein ſoll, alter Thaddeus. — Herr Graf, löſchen Sie die

Lampe. Es ſchleichen Geſichter da in den Büſchen herum. Ich höre hinter mir herkommen; da drück' ich mich in einen von den weißblühenden Büſchen, bis ſie vorüber ſind; und wer iſt dabei? Gerade das Geſicht mit der Narbe längs der Stirn, das mich heute, wie ich das Briefchen beſtellen wollte, nach Ihnen ausfragte und mir hundert Dukaten geben wollte, wenn ich ihm ſagte, wo Sie wären. Aber der alte Thaddeus war nicht ſo dumm.

Paul. Grüßen mich alle meine Freunde noch? Ja, die Stimme, die uns vorhin ſtörte, war die Stimme des Malteſers. Thaddeus, thu' mir dem Mann nicht unrecht. Er iſt der edelſte Menſch, den ich kenne.

Thaddeus. Um ſo beſſer. Nun aber, alter Thaddeus, lauf! In einer halben Stunde bin ich mit den Pferden am Park.

Paul. Laß das, Thaddeus. Wir brauchen keine Pferde.

Thaddeus (verwundert). Brauchen keine Pferde? —

Paul (ſchreibt und ſpricht dabei). „Bei Ihrer Freundſchaft, die mein Stolz war, beſchwör' ich Sie, forſchen Sie nicht weiter nach mir. Leben Sie wohl. Mein alter Thaddeus, der Ihnen dies bringt, iſt mein Vermächtnis an Sie." (Faltet das Billet.) So, Thaddeus. Dieſe Zeilen bringſt du dem Mann, der nach mir forſchte.

Thaddeus. Herr Graf, was geht mit Ihnen vor?

Paul. Und nun hier Leo's Wechſel. Das iſt dein. Deine Treue und Liebe kann ich nicht lohnen; ich muß dein Schuldner bleiben. Ich träumte eine Stunde lang von Glück — wir müſſen uns trennen, Thaddeus.

Thaddeus (niedergedonnert). Trennen? Ich alter Mann? Geben Sie acht, was Sie ſagen; das geht ja gar nicht!

Paul (ſchreibt). „Du biſt mein Erbe". (faltet.) Ich weiß es, edler Leo, unſere unglücklichen Gefährten beerben mich; du biſt nur der Verteiler. Mein alter Thaddeus, dies Blättchen couvertierſt du morgen. Hier iſt Leos Adreſſe.

Thaddeus (nimmt ſprachlos vor Beſtürzung Pauls Billet und Leos Brief).

Paul. Noch eins, du guter, alter Thaddeus. In zwei Stunden geh' mit einem Spaten in den Park, an die ſchöne düſtere Stelle bei der Brücke. —

Thaddeus. Wo ich Sie traf —?

Paul. Ganz recht. Dort an der Brücke wirſt du einen Leichnam liegend finden; weißt du die hohe Linde dort? Unter ihr ſaßen wir, wie ich ſie zum erſtenmal ſah. Da begräbſt du die Leiche, machſt die Erde über ihr eben, ſtreuſt Zweige und Blätter darauf, damit man das Neugegrabene nicht ſieht, und ſprichſt über der Stelle ein leiſes Gebet.

Thaddeus. Heiliger Gott, Herr, womit gehen Sie um? Ich

bin Ihnen aus Polen nach, Ihre Kinder auf meinen Armen zu tragen, wie ich Sie getragen habe, aber nicht — nein, nein Herr Graf! —

Paul. Es konnte ein seliges Zusammenleben werden, Alter. — Still, still! Mach' mich nicht weich, Thaddeus. Bin ich nicht ein Krieger? und ein Pole? Nein, Thaddeus, einen Mann soll der Tod an mir finden. Komm, thu' mir mein Ehrenkleid an, in dem ich für mein Polen focht. In ihm will ich begraben sein.

Thaddeus (holt eine Uniform aus einem Bündel und hilft Paul ankleiden). Aber warum wollen Sie sterben, jetzt wo das Glück Ihnen wieder freundlich ist? Und so sich begraben lassen ohne Sang und ohne Klang, ohne Priester und auf ungeweihtem Boden?

Paul. Du bist der einzige, der darum wissen darf. Ja, ich bin's, den du finden und begraben, und über dessen Grabe du beten wirst. Meine alte Heimat, mein Vaterland ist dem Heimatlosen verschlossen; meine neue Heimat ist, wo ich sie fand; und hier will ich ruhn. Und du sollst mich begraben, alter treuer Freund. Eine Thräne aus deinen lieben alten Augen ist mir mehr als Glockengeläute und das handwerksmäßige Gebet der Priester.

Thaddeus. Nein! Nein! Sie müssen nicht sterben! Sie dürfen nicht sterben! Und müssen Sie sterben, so stirbt Thaddeus mit. Schon einmal haben Sie so falsch an mir gehandelt. Erst gingen Sie ohne mich in die weite Welt, und nun wollen Sie ohne mich sterben? Das ist schlecht von Ihnen. Nein! Nein! Sie mögen sagen, was Sie wollen, das ist schlecht!

Paul. Thaddeus, ich hielt dich für meinen Freund; ich habe auf dich gerechnet. Soll ich mich verrechnet haben? Du hast mir nie einen größeren Dienst erwiesen, als den, um welchen ich dich jetzt bitte, und gerade diesen wolltest du mir nicht erweisen? Nein; da kenn' ich meinen Thaddeus besser.

Thaddeus (schluchzend). Ja, Sie wissen, daß Sie alles mit mir machen können, auch was nicht recht ist. Aber ich will diesmal nicht gehorchen. Zu Ihrem Freunde, zu dem Schwager des Fürsten, will ich gehn; Sie sollen gezwungen werden, nicht zu sterben!

Paul. So geh', du hartes Herz; mich aber siehst du nie wieder. Ich wäre gestorben mit dem freudigen Bewußtsein, Thaddeus ist mein treuester Freund auf Erden. Nun soll ich glauben, du bist falsch. Du willst mir den Tod schwer machen. Gut. Geh'. Ich halte dich nicht.

Thaddeus (kehrt um). Verzeih's Ihnen Gott, was Sie an mir thun. Soll's nicht anders sein, im alten Thaddeus sollen Sie nicht geirrt haben.

Paul. Alter Thaddeus, kein Mensch darf um meine Liebe wissen; gieb mir die Hand darauf. O die Verleumdung ist ge-

schäftig! Drum soll niemand des Geächteten Leiche finden; drum soll der Malteser nicht forschen. Sein edler Eifer könnte absichtslos das kränken, was mir das Teuerste ist. Ich muß verschwinden wie ein Geist, dessen Fuß keine Spur zurückläßt. — Leb wohl, du treueste Seele auf dieser Welt (er umarmt ihn); mich ruft mein Verhängnis. (Ab.)

Thaddeus (sinkt zusammen). Gut. Gut. Ich will ihn begraben und will seine Briefe bestellen; dann will ich auf seinem Grabe heulend liegen wie ein Hund, bis ich auch sterbe. Aber Gott im Himmel will ich's klagen! Gott im Himmel will ich's klagen! (Indem er geht, fällt der Vorhang.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Zimmer der Prinzessin.
(Durch die offene Balkonthüre hinten sieht man den Sternenhimmel.)

1. Scene.

Eugenie. Mariane.

Eugenie. Nein, gute Mariane; du mußt mir folgen.

Mariane. Sie sind gewiß krank. Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben. Ich seh's Ihnen an, der Schreck und Kummer dieser Tage hat Ihnen ein Fieber zugezogen. Ich will Ihnen vorschwatzen, was ich weiß; vielleicht zerstreut Sie's.

Eugenie. Du meinst es gut, liebe Mariane. Aber mir fehlt nichts als Ruhe. Ich kann nicht schlafen, wenn ich denken muß, sie sitzt meinetwegen auf.

Mariane. Ich kenn' es; wenn man krank ist und nicht schlafen kann und Stunde nach Stunde schlagen hört und man sich vorkommt wie der einzige lebendige Mensch auf der Welt! —

Eugenie. Kann ich nicht schlafen, ruf' ich dich. Was? So haben wir beide unsern Willen.

Mariane. Aber rufen Sie mich auch. Sie stören mich ja nicht, wenn Sie mich rufen. Die Sorge wird mich ohnehin nicht schlafen lassen.

Eugenie. Nun, gute Nacht, Mariane, du gute Mariane; du meinst es mit mir wie eine Schwester. So, nun geh'. Gute Nacht! (Mariane entfernt sich traurig.)

2. Scene.

Eugenie allein.

Eugenie. Und nun schnell! schnell! Den Regenmantel gegen die kühle Morgenluft. — Gewiß! nunmehr erschrickt er freudig bei

jedem Geräusch und glaubt, ich komme. Nun dies Kästchen. Die mir es gab, verklärte Tante, ich weiß, dein Geist umschwebt mich segnend, schützend. Du weißt, daß ich nicht anders kann, will ich wahr bleiben und gut; — (will gehen) Eugenie, es ist deines Vaters Haus, das du auf ewig verlassen willst. Hast du keinen Abschiedgruß für ihn? Er hatte keinen Gruß für sein Kind, das er zum ersten Male sah. Er rief es ja nicht aus Liebe zu sich; nein, um es seinem Ehrgeiz zu opfern. Ihn verläßt nicht frevelnd ein geliebtes Kind, um einem Verführer zu folgen; aus seinen zwingenden Händen rettet sich ein armes Opfer. — Erst aber, Zeugnis meines zu geringen Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit, komm', Fläschchen mit dem todbringenden Saft, den ich braute, dich vernicht' ich — (horchend) still'! Nahen nicht Schritte? (Sie stellt das Fläschchen, welches sie aus dem Fenster werfen wollte, auf den Tisch.) Den Korridor entlang? Der Unbesonnene! Er ist es selbst. Ich zögerte ihm zu lang. Ich komme, Paul! mein Paul, ich komme!

(Wie sie gegen die Thüre eilt, öffnet sich diese.)

3. Scene.

Der Fürst. Eugenie.

Eugenie (fährt zurück; mit schmerzlicher Resignation). Hier soll's nicht sein. — Herz, sieh' nach andern Sternen auf.

Fürst (als bemerk' er weder ihre Reisekleidung, noch ihre Bewegung). Mir ist unwohl; solche Anwandlungen vergehen leichter in lieber Gesellschaft. — Doch sollt' ich keinen Nachschlüssel nötig haben, um zu meiner Tochter zu gelangen. — Kennen Sie das Bild? Die Hand, die dies Billet schrieb, thäte wohl, dergleichen besser aufzuheben. Künftig bedenken Sie besser, was der Braut des Prinzen Friedrich ziemt.

Eugenie. Göttliche Wahrheit, gieb mir deinen Mut. — Ich kenne den Prinzen nicht —

Fürst. Diesen Morgen noch werden Sie ihn kennen lernen; Sie werden sich ihm verloben.

Eugenie (entschlossen). Ich? nimmermehr!

Fürst. Sie sprechen sehr entschieden.

Eugenie. Ich will nur wahr sein; ich muß wahr sein.

Fürst (mit mildem Tone). Kaum gefunden, wollen Sie mich schon wieder lassen, Eugenie?

Eugenie (für sich). O daß er härter spräche! Dieser Ton schmilzt meine Kraft. Dem ersten väterlichen Worte, das ich von ihm höre, darf ich nicht gehorchen!

Fürst. Ich kann's nicht glauben, daß ein Fremdling Ihnen näher steht, als der Vater.

Eugenie. Gott! ich weiß nicht, ob ich ein Herz zu ihm fassen

darf. Mein Vater — wenn ich Sie so nennen darf, — Sie wissen alles; ich kann Ihnen nichts verheimlichen und könnt' ich es, ich wollte nicht. O Gott! ich weiß noch nicht, ob ich Sie gewonnen habe, und muß schon fürchten, Sie wieder zu verlieren. — Ich trat aus dem Kloster, um dem lang ersehnten Vater zu gehören. Sie nahmen mich kalt auf, unzufrieden, unwillig. Die Baronesse raubte mir meinen Glauben an die Menschen. O Vater, er ist mir kein Fremdling! Wie Sie mir so fremd dastanden, und ich, vernichtet in allen meinen Hoffnungen, zerknickt in meinem innersten Leben dahinsank, trat er zu mir — ich hätte sterben müssen, fand ich nicht ein Herz, ein edles warmes Herz. O lassen Sie ihm, was Sie ihm danken — großer Gott! ich weiß nicht, ob Sie's ihm danken, daß er Ihr Kind bewahrte vor Verzweiflung; ich weiß nicht, ob Sie ein Herz haben für Ihr Kind!

Fürst. Ich habe ein Herz für mein irrendes Kind, das seine Rettung in seiner Schande sieht.

Eugenie. Ich verstehe Sie nicht. Gott! wüßt' ich erst, ob ein Vater mit mir spricht.

Fürst. Es schmerzt mich, daß ich es sagen muß. Ein Verführer hat Ihre Unkenntnis des Lebens benutzt, ein Elender, Unwürdiger —

Eugenie. Ein Unwürdiger? Sie sprechen von einem andern.

Fürst. Eugenie, ich zeige Ihnen mehr Geduld, als Sie verdienen. Ein Unwürdiger hat Sie getäuscht, ein Betrüger, der auf die Summen rechnete, mit welchen man Sie von ihm loszukaufen suchen würde. Und Sie — waren nur zu willig, für kalte, studierte Floskeln die Ehre Ihrer Familie preis zu geben.

Eugenie. O Gott! so träumt' ich! —

Fürst. Ja, Sie träumten. Danken Sie Gott, daß es Ihrem Vater gelang, Sie zu wecken, eh' es zu spät war.

Eugenie. Das ist Ihnen gelungen. Ja, Sie haben mich aus einem schönen Traum geweckt. Diese väterlichen Töne, träumt' ich, galten Ihrem Kinde; o sie galten nur Ihren Zwecken. Gott! o Gott! ich sollte flehn, ich sollte ihn zu erweichen suchen — aber ich kann nicht; ich kann ihn nicht Vater nennen; ich kann nicht heucheln — mir graut vor ihm.

Fürst. Eugenie, Sie treiben mich zum Äußersten. Nun denn, so hören Sie: Noch diese Nacht erklären Sie sich für des Prinzen Braut oder einen sehen Sie nicht lebend wieder, Ihren Vater oder Ihren Verführer, oder morgen hab' ich Ihre Ehre gerächt oder Sie können sich ohne weiteren Widerspruch auf Erden in die Arme stürzen, von denen das Blut Ihres Vaters träuft.

Eugenie (schaudernd). Sie wollten? — Gott, das wär' zu entsetzlich! Nein, nein; das wollen Sie nicht thun, das können Sie nicht thun wollen! Nein! nein! Und haben Sie kein Vaterherz, so

ſind Sie doch ein Menſch und können nicht unmenſchlich ſein. Nein, nein, Sie können's nicht. Wär's wahr, und ich wollte gehorchen, müßt' ich dem Gatten die heilige Treue brechen, und will ich's nicht — nein! nein! auf beiden Seiten ſteht Sünde und Wahnſinn! Großer Gott!

Fürſt. In das Unvermeidliche ſich ergeben iſt Pflicht.

Eugenie. Das Unmögliche zu verlangen iſt unmenſchlich. Nein! Sie können's nicht! Sie dürfen's nicht! Sie glauben nicht an die Rechte des Herzens. Vater — daß ſie nicht aufſtehn als Rächer! Vater, mein Herz könnte, was Sie an meinem Gatten thun, an Ihrer Tochter rächen.

Fürſt. Ihr Herz wird Ruhe belohnen für das tugendhafte Opfer. Sie werden nicht immer denken wie jetzt. Das Frauenherz iſt ſo weich, daß ſchnell und tief etwas ſich ihm eingräbt, aber das Eingegrabene ſich wiederum ſchnell verwiſcht. Sie werden das harte Mittel, welches Sie mir jetzt abnötigen, einſt ſegnen. Sie werden mir's danken, daß ich Sie abhielt, einer flüchtigen Jugendgrille das Glück Ihres Lebens zu opfern. Ich laſſe Sie mit ſich allein.

Eugenie. Sie dürfen nicht gehen und mich der fürchterlichen Angſt überlaſſen. Nein; es iſt nicht Ihr Ernſt. Sie wollten mich ſchrecken, überraſchen; das iſt Ihnen gelungen —

Fürſt. Ihr Schickſal ſind Sie ſelbſt. Drei Loſe ſind in Ihre Hand gelegt —

Eugenie (auf den Knieen). Nein! nein! Sie müſſen mich aufheben, müſſen ſagen: ich habe das Äußerſte verſuchen wollen, aber ich bin ein Menſch. — Gott! Sie haben ſoviel menſchliche Mittel — Sie können mich verſtoßen, Sie können — mich töten — ich will die Hand küſſen, die mir den Gnadenſtoß giebt — nur um Gotteswillen, Vater — Gott! wie fang' ich's an, Sie zu rühren — wälzen Sie nicht — wären Sie ein Menſch — ein Wurm, der ſich ſo vor Ihnen krümmte, müßte Sie erweichen — Vater! Vater! Seien Sie barmherzig — bei Ihrer Seele — bei dem Richter, der einſt richten wird zwiſchen Ihnen und mir —

Fürſt. Ich laſſe Ihnen eine halbe Stunde, ſich zu entſcheiden. — (Geht, nachdem er nach der Uhr geſehen.)

Eugenie (erhebt ſich reſigniert). Nun denn — ich habe gethan, was mir möglich war; ein menſchlich Herz wäre weich geworden. Nun ſoll keine Bitte bei dem Unmenſchlichen mehr Dein Weib erniedrigen, mein edler, unglücklicher Paul. Mag er thun, wozu ſein hartes Herz ihn treibt. Er handelt wie er muß; ſo will auch ich handeln.

4. Scene.

Eugenie (allein). Nun, mein Herz, mein armes Herz, was mußt du thun? Die heilige Treue brechen? oder den Gatten töten

durch des Vaters, oder den Vater töten durch des Gatten Hand? Gräßlich klug ist der Anschlag ausgesonnen, ein schwaches Weib zu zwingen — eins nur hat der kalte Rechner vergessen, eins, was nicht in seinem Buche stand — die Unbesiegbarkeit der Liebe! — Wie lautete doch seine frostige Weisheit? Das Frauenherz ist so weich, daß schnell und tief etwas sich ihm eingräbt und das Eingegrabene sich eben so leicht wiederum verwischt? Herz, mein Herz, bist du so treulos, wie er sagt, sollst du nicht leben, bis die Zeit dich zum Verräter machen kann! (An der Thüre.) Einen Becher Wein, liebe Mariane; aber schnell — der Vater soll den Gatten oder der Gatte den Vater mir töten, brech' ich nicht mein heilig Wort. Aber daß ich dir zuvorkommen könnte — daran dachtest du nicht? Du bist so entschlossen, und dir fiel nicht bei, deine Tochter könnte etwas von deiner Entschlossenheit besitzen?

5. Scene.

Mariane. Eugenie.

Mariane (bringt Wein). Sie wollen so spät noch — und trinken sonst gar keinen Wein?

Eugenie. Weißt du nicht, liebe Mariane: Tausende trinken in diesen goldenen Tropfen Vergessen ihres Grams. Vielleicht gelingt mir's auch. Es ist nur, um diese Fieberbilder los zu werden, um ruhig zu schlafen. Ein freudiges Erwachen wird Gott schenken.

Mariane. In Ihren Blicken ist etwas, was mich ängstigt.

Eugenie. Laß gut sein; jede Angst vergeht. Und nun — schlaf' wohl.

Mariane. Sie sprechen so feierlich.

Eugenie. Der Fürst wird bald wiederkommen, um mir anzukündigen, daß ich eines Prinzen Braut bin. Glaubst du, ich weiß nicht, was einer glücklichen Braut ziemt?

Mariane. Großer Gott! ich hörte Sie vorhin — mir brach das Herz.

Eugenie. Nicht, Mariane? Hätt' er ein Herz, es wäre weich geworden. O hätt' er deins! — Ich habe dir noch gar kein Andenken gegeben, liebe Mariane. (Öffnet das Käſtchen.) Hier, Mariane, nimm diesen Ring; er ist echt wie deine Treue. So oft du ihn ansiehst, denk' an mich und diese Stunde. Du weinst und kannst nicht sprechen? Gieb dir keine Mühe zu sprechen; ich verstehe deine Thränen. Mich hat der Schmerz die Sprache gelehrt, die keine Worte hat. Daß dich die Freude sie lehrte!

Mariane. Bitten Sie den Fürsten, daß Sie mich mitnehmen dürfen. Mein ganzes Leben gehört Ihnen.

Eugenie. Nein, Mariane, mitnehmen darf ich dich nicht. Aber folgen wirst du mir — (Für sich.) Gott gebe, spät und glücklicher.

Und nun geh! ich erwarte den Fürſten. (Wie Mariane an der Thür, geht ſie ihr nach, umarmt ſie; dann drängt ſie die Weinende mit ſanfter Gewalt aus der Thüre, die ſie ſchließt.) Gute Nacht, gute Nacht, Mariane.

6. Scene.

Eugenie allein. (Sie hebt den Becher feierlich und gießt von dem Wein auf die Erde.) Nimm, Mutter Erde, wenn du, die Hoffnung hat, das edelſte Blut zu trinken, ſolch geringes Opfer nicht verſchmähſt. — Nein! dies edelſte Blut wirſt du nicht trinken; denn die ihn morden ſoll, vertilgt ſich ſelbſt. Komm', du Fläſchchen mit Tod gefüllt, wecke du mich aus dem ſchweren Traum des Lebens. (Sie gießt aus dem Fläſchchen den Becher voll.) Paul, mein Paul — dies trink' ich — (Sie will trinken.)

7. Scene.

Eugenie. Paul Lubinski (erſt noch in der Scene).

Paul (fern). Eugenie!

Eugenie (fährt auf und ſtellt den Becher hin). Um Gotteswillen! was war das? Will das Schickſal, daß ich eile? und ruft mich mit ſeiner Stimme, weil es weiß, daß ich dieſer Stimme nichts verſagen kann? Rief's nicht zum zweitenmal? — ein Menſch erklimmt — Gott im Himmel! (Paul ſpringt über das Geländer des Balkons in ihre Arme.)

Paul. Eugenie!

Eugenie. Paul! (Sie können beide nicht ſprechen.)

Eugenie (ſich faſſend). O nun iſt alles gut. Wir fliehn.

Paul. Nichts! Nichts iſt gut! Ich habe dich verdorben.

Eugenie. O faſſe Mut, Paul! winkt uns doch über dem Meere ein Aſyl.

Paul. Ich darf nicht fliehn.

Eugenie. Was hielte dich?

Paul. Mein Wort — mein Ehrenwort. Ich verſprach —

Eugenie. O Gott! meinem Vater?

Paul. Du weißt? —

Eugenie. Du willſt ihn töten?

Paul. Leb' wohl!

Eugenie. Ich verſtehe dich — du willſt ſterben. Mein edler Paul! — Nein — mein eigennütziger Paul. Ich ſoll leben. — Wer ſtirbt, iſt der Glückliche.

Paul (ſieht ſie an und ſtürzt vor ihr nieder).

Eugenie (erſchrocken). Mein Paul!

Paul. Laß! laß! Ich darf meine Augen nicht zu dir erheben! Der Verdammte zu dem Engel. Ich darf nicht ſehen, welch' himmliſch Bild ich vernichtet habe. Selig preiſt ſich, wer es anſchau'n darf — ich hab's vernichtet. Dem Fluche, der mich verfolgt, hab' ich Unge-

heuer das reinſte Leben geopfert. Hier lieg' ich, wo ich ewig liegen ſollte! im Staub vor dir. Ich war ein Mann, bis das Gewiſſen mich zerbrach. O fluch' ihm nicht, der ſich ſelbſt verflucht! Nein, fluche ihm, daß ich aufſeh'n kann zu dir. Deine Reinheit tötet mich.

Eugenie (um ihn bemüht, zärtlich, weinend). Paul! mein Paul! kränkſt du, was mir das Teuerſte iſt? Iſt das Edle fluchenswürdig, ſo iſt's auch der, der es liebt. Bin ich nicht du? Willſt du mir fluchen, Paul? Paul! Paul! laß uns klar bleiben; wir brauchen Klarheit. Nein, du liebſt mich nicht, denn du hörſt mich nicht. Hilf mir ſinnen, mein Paul. Siehſt du, deiner Liebe ſinken ſchon die Flügel; halte dich an mir; meine Liebe trägt uns beide. Laß uns ſinnen, Paul, eh's zu ſpät wird, eh' er wiederkehrt, der Feind unſeres Glückes. Iſt keine Hoffnung mehr unter dieſem Himmel, Paul? Kein Weg mehr, den wir vereint gehen dürfen? Der Himmel wär' ſo heiter, die Erde ſo ſchön, und wir müßten unglücklich ſein? wir allein unter den Tauſenden rettungslos unglücklich? Kein Weg mehr, Paul?

Paul. Keiner — keiner — keiner mehr.

Eugenie. O doch, kleinmütiger Paul; einen giebt's noch, einen Weg; ich geh' ihn. Es iſt ein Weg für den, dem keiner auf Erden mehr offen ſteht. Nur dann nicht iſt es Sünde, dieſen Weg zu gehen, wenn's Sünde iſt, ihn nicht zu gehn.

Paul (freudig überraſcht). Verſteh' ich dich? — In dieſem Becher —

Eugenie. Iſt's, was uns vereint. Auf ſeinem Grund liegt Freiheit und unvergängliche Wonne. Oder fürchteſt du, Paul, der Tod könne uns trennen? Nein! nein! ich weiß gewiß! Laß die Glücklichen zweifeln; die Unglücklichen wiſſen's, daß ein Jenſeit iſt, ein Wiederſehn.

Paul. Du biſt eine Heldin. Du biſt ſtärker als ich.

Eugenie. O ſieh; der Himmel feiert unſ're Brautnacht mit ſeinen ewigen Fackeln — dort am Saume naht die Sonne ſchon. Auf den Tag nach dieſer Nacht bring' ich dir den Gruß — den letzten Gruß für dieſe Welt, mein Paul! (Sie trinkt und reicht den Becher, den ſie von neuem füllt, an Paul.)

Paul. Und ſo erwidr' ich ihn! (Trinkt.)

Eugenie. Dein Teil war der beſſere. Du haſt mich übervorteilt, Paul. Mein Trank war mit Wein verdünnt. Und du haſt mir nichts übrig gelaſſen. Warte, du böſer Paul. — O Paul, wie konnten wir glücklich ſein!

Paul. Sind wir's nicht, mein Weib? Sterben wir nicht vereint? Wieviel ſind ſo glücklich, die das Leben ſcheidet?

Eugenie. Ja, mein Paul, wir ſind glücklich. Komm, laß uns einſchlummern, wie wir erwachen wollen —

Paul. Herz am Herzen —

Eugenie. Aug' im seligen Aug' — der Tod ist nur eine kurze Pause in unserm Glück, ein Umsehen, ein Schließen der Augen und Wiederöffnen! So macht die Wonnethräne im Aug' einen Augenblick lang den Geliebten uns unsichtbar und, eh' wir's noch dachten, ist sie herabgerollt, und vor dem feuchten Auge steh'n die süßen Züge glänzender als vorher.

Paul. Siehst du, so wird es wahr, dies: Hier treffen wir uns wieder! hier und bald! Drum erschütterte uns der eigene Ruf; unser Schicksal sprach in unsern Worten.

Eugenie. Wir haben das Schicksal besiegt, mein Paul. Tief unter uns rollen seine donnernden Wogen; wir stehen selig umfangen auf sonnigem Gipfel.

Paul. Süße Schenkin, dein Trank ist kräftig, schon fühl' ich meine Glieder erstarren; all mein Blut dringt sehnend nach meinem Herzen, um deinem Herzen nah' zu sein.

Eugenie. Mein schöner Paul, du leuchtest bleich wie ein Stern, wenn der Morgen naht.

Paul. Er naht — leb' wohl — komm — bald —

Eugenie. Eilst du mir voraus? — Noch einmal, eh' mir der müde Arm versagt, laß mich dich sehen — so — vollsaugen sollen meine Augen sich, daß dein Bild mir leuchtet im letzten Kampf — auf dem letzten Wege — (sie küßt ihn).

Paul. Mein — (er stirbt).

Eugenie. Dein — ja dein! — Wie bleich du bist, mein Paul. Du bist bleich vor Gram, daß ich so lang' zögere, dir zu folgen. Weg werf' ich die hindernde Last des Lebens und bin bei dir. Gott! Schon weht mich der schaurig kühle Fittich an. Herz — dem bangen Lebewohl folgt schnell ein selig — seliges — Willkommen! (Sie deckt den roten Teppich, womit das Sofa bedeckt war, über sich und Paul.)

8. Scene.

Der Fürst. Der Malteser. Vorige.

Der **Fürst** (indem er einen Brief in seinen Händen krampfhaft zusammenknittert). Ja; nun ist's klar, man hat mich zum Besten gehabt. — Ich warte hier — und schon hat man anderweit für ihn geworben. Schon rüstet man die Vermählung; an allen Höfen wird's bekannt und — ich bin kompromittiert.

Malteser. Gut, Max; morgen schon deklarierst du die Verbindung deiner Tochter mit Paul Lubinski, meinem Erben. So hast du die Wortbrüchigkeit wett gemacht.

Fürst. Ich werde nicht anders können. Doch —

Malteser. Was noch?

Fürst. Die Mißverständnisse zwischen dem Grafen und mir —

Malteſer. Heißen ſie, wie ſie wollen, ich gleiche ſie aus —

Fürſt. Ich bin in Verlegenheit, wie ich die Form rette.

Malteſer. Laß deine traurige Form, Bruder Max. Wag's einmal, ein Menſch zu ſein. — Du weißt, wo er iſt, du weißt's gewiß — wo iſt er? auf der Stelle hol' ich ihn.

Fürſt (lächelnd). Wie Sie nun ſind. Die Vermählung wird morgen deklariert; dieſe Nacht noch ſchreib' ich an die nächſten Höfe. Prinz Friedrich ſoll ſeinen Zweck nicht erreicht haben. Mit dem Grafen übereilen Sie nichts. Nur unter einer Bedingung kann ich meine Zuſtimmung geben. Graf Lubinski wird heimlich und unbemerkt abreiſen; wir werden uns brieflich über den Ehrenpunkt verſtändigen; dann kehrt er ſeinem Stande gemäß zurück — es heißt, er kommt aus Italien, dann —

Malteſer (ungeduldig). Gut, gut; aber —

Fürſt. Sie finden den Grafen in der Krypte unter der Kapelle. Von meinen Dienern darf ihn keiner ſehn —

Malteſer. Soll mir doch eins gelingen auf dieſer Welt! Donnerwetter! Das alte Schloß ſoll ſchnauben unter der Laſt jubelnder Gäſte. Daß ich nur den Hals nicht breche vor freudiger Eile. I ſo ſoll dich! Hab' ich dich endlich. Das kam —

Eugenie (erhebt ſich mit letzter Kraft; der Teppich fällt zur Seite). Zu ſpät —

Malteſer (hält den Becher in die Höhe). Um Gotteswillen — war das Gift?

Fürſt (nach der Thüre). Den Arzt!

Eugenie. Gieb uns — ein — Grab. (Sie ſtirbt.)

Fürſt. Den Arzt!

Malteſer. Das iſt kein Blut in ihren Wangen! das iſt der Morgen, der ſie trauernd rötet. Hier hilft kein Arzt mehr. Über deine traurige Form! Sieh', du haſt's nicht hindern können. Die ſind vereint. Die trennt nichts mehr.

9. Scene.

Dienerſchaft erſchrocken. Mariane ſinkt über der Prinzeſſin weinend zuſammen. Der Fürſt erhebt ſich mit mühſam errungener Faſſung von dem Stuhl, auf den er ſank. Vorige.

Malteſer. Max, ihre letzte Bitte wirſt du gewähren?

Fürſt (bejaht ſprachlos und wendet ſich, um zu gehen).

Vorhang fällt.

Ende.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Otto Ludwigs Werke

in ſechs Bänden.

Herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Mit Ludwigs Bildnis,
einer Abbildung des Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Fakſimile,
ſowie einer Biographie und Charakteriſtik Ludwigs.

Zweiter Band:

Meiſterdramen und Fragmente.

Inhalt: Das Fräulein von Scuderi. — Der Erbförſter. — Die Maccabäer. — Die Torgauer Heide. — Der Engel von Augsburg. — Tiberius Gracchus.

Leipzig.
Max Heſſe's Verlag.

Das Fräulein von Scuderi.

Schauspiel in fünf Aufzügen,
nach Hoffmanns Erzählung.

Personen.

Louis XIV., König von Frankreich.
Graf Miossens.
Serons, ein berühmter Arzt in Paris, der Scuderi Hausfreund.
Degrais, Polizeilieutenant von Paris.
Bontems, Louis' Kammerdiener.
René Cardillac, ein Goldschmied in Paris.
Olivier Brusson, sein Geselle.
Meister Martin, ein Maler.
Meister Lejean, ein verarmter Goldschmied.
Baptiste, der Scuderi Kammerdiener.
Jérome, Bedienter des Grafen Miossens.
Fräulein von Scuderi.
La Martinière, ihre Kammerfrau.
Madelon, Cardillacs Tochter, Brussons Braut.
Caton, Haushälterin Meister Claude Patrus, des Miethsmanns in Cardillacs Hause.
Gendarmen.

Das Stück spielt in Paris, anfangs des achtzehnten Jahrhunderts.

Erster Aufzug.

Bei der Scuderi.

Einfaches Zimmer. Ein Bücherschrank, Schreibtisch mit Papieren, nicht ängstlich geordnet. Eine Thür im Fond und eine Seitenthür.

1. Auftritt.

Graf Miossens. Serons (im Gespräch).

Serons. Ja, mein Herr Graf von Miossens, es ging,
Seit Ihr's verließt, in Frankreich wunderlich.
Miossens. Ich glaube das Unglaubliche nur Euch.
Serons. Kein Band mehr heilig. Von des Argwohns Eishauch
Des trauten Herdes letzte Glut gelöscht.
Der Vater traut den eignen Kindern nicht;

Der Mann ißt nicht von seines Weibes Kost;
Der Bruder sieht im Bruder seinen Mörder.
Und wohl ihm, muß ich sagen, wenn er's that.
Denn ohne Mitleid wütete der Giftmord
Wie eine Seuche durch das ganze Land.

Miossens. Das Übel war verzweifelt und verzweifelt auch,
Ja noch verzweifelter, mein' ich, die Kur.
Ein Tribunal, so unbeschränkt an Macht
Als diese chambre ardente, ist unerhört.
Und dieser unerbittliche la Regnie
An seiner Spitze. Spanien hat nun –
Nichts mehr voraus vor Frankreich. Der Gerichtshof
Wiegt Spaniens heiliges Gericht noch auf.

Serons. Wahr ist's; die fernste Möglichkeit genügt,
Das kleinste Wort, das man willkürlich auslegt,
Und frech dringt er ins Innerste der Häuser
Und reißt den Vater aus der Seinen Arm.
Da schützt kein Rang, kein Ruf, kein wohlerworben
Verdienst. Der Henker der Tortur arbeitet
Für den Kollegen auf dem Blutgerüst;
Denn eher giebt der Tod ein Opfer wieder,
Als dieser la Regnie. Aus seinen Kerkern
Führt nur ein Weg: der Weg aufs Blutgerüst,
Und Gnade dem, der laut ein Urteil wagt
Über dies Treiben! Gegen Euch, Herr Graf,
Sonst gegen niemand thu' ich's.

Miossens. Meister Serons,
Daß Eu'r Vertrauen ich zu schätzen weiß,
Beweist, daß ich es argwohnlos erwid're.
Denn hier beschützt mich die Geburt so wenig,
Als Euch der Ruf von Eurer Meisterschaft
Als Arzt. Den Pair des Reichs, den Grafen trennt
Kein Vorrecht mehr von dem gemeinen Pöbel.
Die Kammer ist's nicht mehr der Pairs, die ihre
Mitglieder richtet. Vor ein königlich
Tribunal wie den Bürger und den Bauer
Schleppt man den Herzog, Grafen und Baron.
Dem König konnte nichts gelegner kommen
Als dies Verbrechen, das dem neuen Griff
In unser Recht erwünschten Vorwand lieh.
Ein Stückchen Staatskunst, das dem schlauern Schüler
Des schlauen Lehrers Ehre macht. Das ist
Ein Kunststück noch aus Mazarinis Schule.

Damit bricht er des Adels Ansehn vollends,
Und sichert sich zugleich des Pöbels Gunst,
Und spielt uns dieses Werkzeug aus den Händen,
Und wie erst wir es gegen ihn gebraucht,
Wird er's zu brauchen wissen gegen uns.
Der Ananas lebt von gemeinem Dünger —
Und dieser große Ludwig ward so groß,
Weil er es nicht verschmäht, so klein zu sein,
Dem Kote schön zu thun an seinen Sohlen.
Alt, uralt ist die Wahlverwandtschaft zwischen
Der Hefe und dem Schaum.

Serons. Und wirklich war es nur des Volkes Gunst,
Was dies Tribunal möglich machen konnte,
Das sich herausnimmt, was der König selbst
Nicht wagt, und seine Eifersucht heraustrotzt,
Die keine Macht im Staate sonst mag dulden,
Als die wie Strahlen von der einen Sonne
Ausgeht allein vom Königsdiadem.
Doch schon beginnt die leichtgeschürzte Gunst
Des Volks den alten Günstling zu verlassen.

Miossens. Ein Lied scheint jetzt der Günstling von Paris.
Schon vor dem Thor empfing es mich; bald lief's
Neben mir her, bald kam es mir entgegen.
Ein alter Schuster brummt' es bei der Arbeit;
Die jungen Herrn — Ihr wißt — die eben nichts sind
Als jung, begrüßten sich damit, als wär's
Ihr Bundesgruß; den Kunden gab's der Krämer
Unter den Buden als Zulage drein.

Serons. Das Volk spielt gern mit solchem Wort. Es läuft,
Ist's einmal ausgeprägt, wie eine Münze
Von Hand zu Hand. Wer nicht von seinem Eignen
Die Schuld der Unterhaltung tilgen kann,
Stutzt seine Armut mit Entlehntem auf.
Ich kenne manchen, der nicht hundert Worte
Im Vorrat hat, und dennoch sich was weiß;
Und neunundneunzig sind geborgt davon.
Die meisten Menschen leben von der Phrase
Und sind drum selber nur lebend'ge Phrasen.
Ein eig'nes Sein wird immer seltener.
Solch Wort fliegt wie ein bunter Federball
Hin und zurück durch den Verkehr, bis sich
Die Farb' vergriffen oder bis ein andrer
Und bunterer des Vor'gen Gönner erbt.

„Liebe ſei der Helmſchmuck ſein,
Den nur Tapferkeit ſoll tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein."

Das Verschen, das Ihr meint: iſt's dieſes nicht?

Miossens. „Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein —"

Ganz recht. Das iſt's.

Cerons. Wißt Ihr, wer dieſe Münze
Hat ausgeprägt? Die liebenswürd'ge Dame,
Die wir erwarten hier in ihrem Zimmer.

Miossens. Das Fräulein Scuderi? Bei meiner Seele!
In dieſem Wort weht 'was von ihrem Atem.
Und kommt's von ihr, dann hat dies kleine Lied
Eine Geſchichte, die mich int'reſſiert.
Von ganzem Herzen acht' ich dieſe Dame.

Cerons. Und wenn ſie's nicht verdient, verdient es keine.

Miossens. Bewundernswürdig iſt, ja unbegreiflich,
Wie dieſes Fräulein aus des Alters Schiffbruch
Der Jugend Reize ſich gerettet hat.
Von ſiebzig Jahren zeigen ſich kaum dreißig.
Der ſüße Duft der Mädchenhaftigkeit
Liegt über die Erfahrung hier gebreitet,
Die nur ein langes Leben geben kann.
Und ſo vereinigt ſie, was beide Zeiten,
Den Winter und den Sommer, reizend macht.
Wenn man nur ſie ſieht, meint man, weißes Haar
Gehöre zur vollkommnen Frauenſchöne;
Sie iſt die Anmut ſelbſt, in weißen Haaren.

Cerons. Der Seele Jugend iſt der warme Boden,
Der dieſes Fräuleins ew'ge Blüte treibt.
Inmitten dieſer ſittenloſen Stadt
Steht ſie in wunderbarer Reinheit da;
Selbſt die Verleumdung hat es nie gewagt,
Ihr Schwarz in dieſes reine Weiß zu malen.
Arm iſt ſie, und doch iſt ſie reich im Geben,
Weil Weisheit ihre Güte unterſtützt.
Kann ſie nur wenig geben, giebt ſie's ſo,
Daß dieſes Wenig viel den Armen wird.
Denn ſie giebt nicht nur, um zu geben, wie's
Die Reichen thun; nein ſie giebt, um zu helfen.
Bis ſie nach Hauſe kommt von ihrer Andacht

Zu Notre-Dame, verkürzet Euch vielleicht
Die Zeit, zu hören, wie jenes Lied entstand.
Miossens. Erzählt mir, Meister Serons; seid so freundlich.
Serons. Trotz Regnies Strenge, trotz der Schlauheit Degrais',
Des Polizeilieutenants, treibt eine Bande
Von Mördern in den Straßen von Paris
Allnächtlich ungescheut ihr gräßlich Handwerk.
Es hat damit ganz eigene Bewandtnis.
Denn nur den Adel trifft der Meucheldolch,
Nur auf Geschmeide scheint es abgesehn.
Wo ist der Edelmann jetzt in Paris,
Der nicht sein Liebchen hätte, das er nachts
Geheim besucht? Und wer geht diesen Weg,
Der nicht zuweilen ein Geschenk, sei es
Ein edler Schmuck, ein Ring, ein reiches Armband,
Auf seinem Herzen trüg' für seine Herrin?
Ein böser Geist scheint jener Bande dienstbar,
Der ihr's verrät, so oft ein Kavalier
Mit solchem Schmuck zur Liebsten nächtlich wandert.
Denn früh am Morgen findet man ihn tot,
Und sonst ist nichts ihm als der Schmuck geraubt.
Der schlaue Degrais tobt, daß seine List
Vor einer größern weichen muß. Vergeblich,
Daß die Maréchaussée, ein kleines Heer
An Zahl, die Straßen von Paris allnächtlich
Bei jedem Stundenschlag durchzieht; vergeblich,
Was irgend List ersinnen mag, Verkleidung,
Verstecke — nichts, nichts spürt die Thäter auf,
Und ihre Spur erneuert jeden Neumond
Ein und derselbe Dolch — scheint es doch fast
Ein und derselbe Arm; so gleicht sich stets
Des Stoßes Richtung und der Wunde Form.
Miossens. Und keinem noch gelang's —?
Serons. Wenn er allein ging,
War er verloren.
Miossens. Das geschieht noch jetzt?
Serons. Vor wenig Nächten noch. —
Miossens (für sich). Dies Wagnis könnte
Mich reizen. Nunmehr ist der Schmuck wohl fertig,
Mit dem der Narr, der Goldschmied Cardillac
Mich fast ein ganzes Jahr hat hingehalten.
Die Nacht noch, wenn es möglich ist. Ich will
Den Arm doch sehn, der schwerer wiegt als meiner.

Ein Harnisch unterm Kleid —; ich will doch gleich
Zum Goldschmied schicken. — Bester Meister Serons,
Mir fällt ein wichtiges Geschäft da ein.
Beendigt nur, ich bitt' Euch, die Erzählung.
Vielleicht kommt unterdes das Fräulein. Sonst
Ersuch' ich Euch, mich zu entschuldigen
Bei unsrer Freundin, komm' ich später wieder.

Serons (verneigt sich). Die Herrn vom Hofe wandten sich vor kurzem
Deshalb in einer Schrift, von Dichterhand
Geschrieben, an den König. Ein Gericht —
Das war des Schreibens Inhalt — zu bestellen
Mit größ'rer Vollmacht und Befugnis noch,
Als die von des la Regnie Tribunal.
Das Schreiben wußte Ludwigs Eitelkeit
So wohl zu treffen, daß er schon bereit schien,
Ihm zu willfahren. Fast schon unterlag sein
Bedenken, als sein Auge wie aus Zufall
Auf unsre Freundin fiel — es war in den
Gemächern der Marquise Maintenon,
Und unter andern Herrn und Damen auch
Das Fräulein gegenwärtig, das der König
Vorzüglich schätzt und achtet. Bei ihr bleibt
Er stehn und fragt — er fordert sie zuweilen
Zum Scherz heraus — sie lächelnd, ob nicht sie auch
Den Rittern um der edlen Minne willen
Geholfen sehen möchte. Da erhob
Das Fräulein sich. Ein Rot, wie's morgenröter
Die siebzehnjähr'ge Wang' nicht kleiden kann,
Umwob die edeln Züge; zwischen Scham
Und edlem Zürnen sprach sie aus dem Stegreif:

„Liebe sei der Helmschmuck sein,
Den nur Tapferkeit darf tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein."

Der König, überrascht von dieser Verse
Erhabnem Sinn, verneigte sich voll Achtung
Und ließ sofort die vier gereimten Zeilen
Als Antwort setzen unter das Gesuch.
Von diesem aber war nicht mehr die Rede.

Miossens. Nun Meister, nehmt den Dank für Eure Güte.
Ein wichtiges Geschäft ruft mich. Empfehlt mich
Dem würd'gen Fräulein und lebt wohl für heut'. (Ab.)

2. Auftritt.

La Martinière. Serons.

Martinière (in der Thür). Sie ſind allein?
Serons. Ich bin's. Soeben ging
Der Graf Mioſſens.

(Sie kommt herein.)

Seid Ihr krank? Was iſt Euch,
Frau Martinière? Iſt dem Fräulein 'was?
Ihr ſeid ſo ängſtlich —
Martinière. Meiſter Serons, wie
Hab' ich den Augenblick erwartet, Euch
Allein zu ſprechen.
Serons. Nun ſo ſprecht! Wir ſind's.
Martinière. Denkt Euch, die vor'ge Nacht — das Fräulein war
Bei Hof — und ich allein in dieſem Zimmer,
Baptiſte war in die Nachbarſchaft gegangen,
Ich weiß nicht anders, als die Hausthür hat
Baptiſte verſchloſſen — denkt, wie ich erſchrecke,
Als ich die Vorhausthüren gehen höre
So haſtig, daß ich weiß, Baptiſt' iſt's nicht,
Und eh' ich mich beſinne nur, warum ich
Doch ſo erſchrecke — Meiſter Serons! wird
Die Thür hier aufgeriſſen und ich bin —
Denkt Euch — allein mit einem Manne hier
Mit wildem Blick, von wildem Haar umflattert,
Todblaß — zwei glüh'nde Augen — „Schweigt" — ſo ſpricht er
Mit droh'nder Stimme, droh'nderen Gebärden —
„Schweigt, wenn Ihr Euer Leben liebt!" Ich mußte
Wohl ſchweigen. An der Kehle packte mich
Der Schrecken feſt mit unſichtbarer Hand.
„Wo iſt das Fräulein Scuderi?" — Was ich
Auch ſtammeln mag, er glaubt mir nicht. Bald droht er,
Bald ruft er, wie im tiefſten Jammer weinend:
Die einz'ge Hoffnung ſei's in ſeinem Elend,
Dem Fräulein Scudéri ſein Herz zu öffnen, —
Spricht von der Qual, die ſeit acht langen Tagen
An ſeinem Leben zehre. Endlich hab' ich
Die Stimme wieder, rufe nach Baptiſte.
Die Gaſſe her lärmt die Maréchauſſée.
Das giebt mir meinen ganzen Mut zurück.
Auf ſeinem Antlitz war es, als erblaßte
Die Bläſſe ſelbſt; ein Schrei rang ſtöhnend ſich

Aus ſeiner Bruſt, der mir das Herz durchſchnitt.
Ein Käſtchen holt' er unterm Mantel vor
Und ſtellt's hier auf den Tiſch, und Hände ringend
Stürzt' er davon. Baptiſte fand offne Thüren,
Wie er zurück kam. Dann, als heute mittag
Ich mit dem Fräulein nach dem Hofe fuhr,
Da reißt's den Schlag Euch auf, daß wir erſchrecken.
Ein bleich Geſicht, von Haaren wild umflogen,
Sieht Euch herein — es war derſelbe, ganz
Gewiß derſelbe, der den Schmuck gebracht.
Wir ſchreien auf vor Schreck. Er gleitet ſtöhnend
Vom Tritt herab — ich weiß nicht, wo er blieb.
Hat's nicht geſchellt? Ja — Gott ſei Dank! Da kommt
Mein Fräulein. Ach, Ihr wißt nicht, werter Meiſter,
Wie mich ſeit geſtern abend alles ängſtet.
Sie ſollte nicht allein gehn, doch ſie thut's.
Beſeht einſtweilen Euch das Käſtchen und
Was drinnen iſt. Dies Käſtchen iſt's, das geſtern
Der ſchauerliche Zuſpruch hat gebracht.
Entſchuldigt mich; ich komme gleich zurück.

3. Auftritt.

Cerons (allein; betrachtend). Ein Etui für einen Schmuck, wenn ich
Nicht irre. Und ich irre nicht. (Nimmt heraus.)
Das iſt
Ein Schmuck für eine Königin. So wertvoll
Der Stoff — die Kunſt hier überwiegt ihn noch.
Nie ſah ich ſolchen Wert, nie ſolche Arbeit.

4. Auftritt.

Fräulein Scuderi. Martinière. Cerons.

Fräulein (giebt Cerons die Hand). Ihr ſeid mir nicht willkommner,
alter Freund,
Als ſonſt; das iſt nicht möglich. Doch bedürftiger
Des Freundesrates fanden Sie mich nie.
Sie wiſſen alles? Haben auch die Zeilen
Geleſen?

Cerons (hat ihr die Hand geküßt). Zeilen? — welche?

Fräulein. Hier, worin
Der unheilvolle Schmuck gewickelt iſt.

Cerons. Hier iſt etwas geſchrieben.

Fräulein. Leſen Sie
Und iſt es möglich, tröſten Sie mich dann.

Ich habe ſiebzig Jahre leben müſſen,
Um ſo viel Hohn und Schimpf noch zu erleben.

Serons (lieſt). „Liebe ſei der Helmſchmuck fein,
Den nur Tapferkeit darf tragen;
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht wert, geliebt zu ſein!“

„Euer ſcharfſinniger Geiſt, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weiſe vergeudet werden ſollen, vor großer Verfolgung errettet. Als Zeichen unſerer Dankbarkeit nehmt dieſen Schmuck, das Koſtbarſte, was wir ſeit langer Zeit auftreiben konnten. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundſchaft und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget.

Die Unſichtbaren.“

Fräulein. Und was ſagt Ihr dazu?

Serons. Ich weiß nicht, was
Ich denken ſoll. Der wunderliche Baum
Der Zeit wirft Euch die allerwunderlichſte
Von ſeinen Früchten in den Weg. — Wollt Ihr
Den Schmuck behalten?

Fräulein. Ich? Doch nimmermehr! —
Wär' er nicht gar ſo wertvoll, könnt' ich glauben,
Die Sache rühre von den Rittern her
Als Rache für den unbedachten Scherz.
Ich möchte mit des Himmels Gabe hadern,
Die harmlos mich ſo tief herabgewürdigt,
Daß eine Rotte Böſewichter mich
Für ihren Advokaten halten darf.

Serons. Deshalb, mein Fräulein, zürnt der Gabe nicht,
Die — harmlos, wie Ihr ſelber ſagt — ſo oft
Den Freundeskreis Euch hat entzückt. Was wär'
So herrlich, daß gemeine Bosheit nicht,
Wenn's ihr nur dient, ſich drauf berufen ſollte?

Martinière. Sie ſind nie billig gegen ſich.

Fräulein. Was würden
Sie thun an meiner Stelle?

Martinière. Weg erſt mit
Dem Schmuck hier. Weſſen Blut mag daran kleben!
Geben Sie ihn der nächſten beſten Kirche.

Fräulein. Das darf ich nicht.

Serons. Sie dürfen's nicht?

Martinière. Warum?

Fräulein. Ich darf nicht fremdes Eigentum verſchenken.
Martinière. Wie wollen Sie den rechtlichen Beſitzer
Ermitteln? Mag's die Kirche dann!
Fräulein. Ich ſeh's
Ihm an den Augen an. Mein alter Freund
Hat etwas ausgefunden.
Martinière. Denn Sie können
Die Sache doch zum Stadtgeſpräch nicht machen.
Wenn Degrais was davon erfährt. Das wäre
Genug, Euch in la Regnies Hand zu liefern.
Fräulein. Laß unſern Freund —
Cerons. Was ich davon verſtehe,
Giebt's einen Goldſchmied nur, der das kann machen,
Nicht in Paris allein, nein, in ganz Frankreich,
In ganz Europa. René Cardillac
Iſt dieſes Schmucks Verfertiger. Laßt ihn
Her zu Euch kommen; laßt den Schmuck ihn ſehn.
Er muß es wiſſen, wem er ihn gemacht,
Und dieſem gebt ſein Eignes dann zurück.
Fräulein. Nun ſiehſt du, Martinière, Cerons denkt
Wie ich. Und war Baptiſte ſchon bei dem Goldſchmied?
Martinière. Er fand ihn nicht daheim. Zu Saint-Sulpice
Fand er den Meiſter. Der will kommen, wie
Er ſeine Andacht nur beendigt hat.
Ihr könnt ihn jeden Augenblick erwarten.
Cerons. Erſchreckt mir nicht, mein Fräulein, wenn er kommt.
Er iſt ein ſeltſamer Geſell. So wie
Es Menſchen giebt, die unter Engelslarven
Den Teufel bergen, ſo giebt's Menſchen auch,
Die Teufel ſcheinen und doch Engel ſind.
Zu dieſen ſtellt den Cardillac. Nie barg
Eine rauh're Nuß Euch einen ſüßern Kern.
Ein langes, frommes, tadelfreies Leben
Voll Biederkeit und jeder Bürgertugend
Steht für die wunderliche Larve ein.
Er iſt ein Künſtler, der ſo ganz verſunken
In ſeine goldnen Träume iſt, daß ihm
Die Wirklichkeit zum bloßen Traum geworden,
Der Traum zur Wirklichkeit. Nachtwandlern gleich
Geht er durchs äuß're Leben und erſchreckt
Die Wachenden.

5. Auftritt.

Baptiſte. Die Vorigen. Dann Cardillac.

Baptiſte. Der Meiſter Cardillac!
Er hat nicht lange Zeit. Noch in zwei Kirchen
Muß er den Abend, ſagt er.
Fräulein. Laß ihn kommen.
Baptiſte (abgehend). Ihr könnt eintreten, Meiſter Cardillac.
Cardillac (tritt unbeholfen ein).
Fräulein. Seid Ihr der Meiſter Cardillac?
Cardillac (verneigt ſich).
Serons. So wenig
Kann dieſer Meiſter ſich verleugnen, als
Seine Arbeit. Beide rät man gleich.
Cardillac. Ihr ſeid
Sehr gütig, Herr.
Fräulein. Ich ließ Euch, Meiſter, bitten,
Zu mir zu kommen. Eine Frage hab' ich
An Euch.
Cardillac. Habt tauſend, und antworten will ich.
Fräulein. Seht dieſen Schmuck und leſet dieſe Zeilen.
Ein Unbekannter brachte geſtern nachts,
Als ich abweſend war, dies beides und
Entfloh.
Cardillac (lieſt und beſieht). Hm! Ja! Das glaub' ich.
Fräulein. Ihr ſeht nun,
Daß ich das nicht behalten kann, woran
Das Blut des Eigners klebt.
Cardillac. Klebt Blut daran?
Zeigt doch! Hm! Ich für meinen Teil, ich ſeh'
Hier nichts von Blut. Das macht verdammte Flecken.
Das müßt' ich ſehn.
Serons. Das Fräulein meint's nicht wörtlich.
Man ſagt ja wohl: an dieſem oder jenem
Klebt Blut, wenn drum ein Mord begangen iſt.
Cardillac. Hm, ja! das ſagt man freilich. Und die Frage?
So iſt's das nicht?
Serons. Zwei Fragen ſind's. Die erſte
Iſt: ob Ihr dieſen Schmuck gemacht?
Cardillac (wird eifrig). Ob ich?
Das iſt die Frage? Und nun frag' ich Euch,
Wenn Ihr's erlaubt, ob hier noch Frage ſein kann?
Warum habt Ihr nicht Euer Aug' gefragt?

Muß man mich fragen, ob ich das gemacht,
Was keiner ſonſt kann machen, als nur ich?
Die Arbeit, Herr, von mir, die Euch nicht ſelbſt ſagt,
Wer ſie gemacht hat, ſeht, die nehm' ich ſo
Und ſchlag' ſie Euch zu Brei. Herr, habt Ihr Augen?
Und fragt mich, was Ihr ſelber ſehen könnt?
Warum fragt Ihr mich nicht, ob das hier gelb,
Das rot und das — ei, geht mir doch zum Henker!

Cerons. Ei, Meiſter, ſeid Ihr kurz —

Cardillac. Herr, ſeid Ihr lang
Mit Euern Fragen. Nunmehr könnt' ich auch
Die zweite wiſſen.

Cerons. Gut. So ſagt dem Fräulein,
Für wen Ihr dieſen Schmuck verfertigt habt?

Cardillac. Ihr fragt ſchon wieder unnütz, Herr. Für wen
Denn ſonſt als für das Fräulein?

Cerons. Habt Ihr mich
Zum beſten?

Cardillac. Wem? wenn dem nicht, der ihn hat?

Cerons. Wenn Ihr es ſo nehmt, freilich; wenn ſie ihn
Einmal beſitzen ſollte, war er auch
Für ſie gemacht. Doch ſeht Ihr, daß das Fräulein
Ihn nicht beſitzen will. Deshalb ja eben
Seid Ihr gefragt. Man will von Euch nun wiſſen,
Wem dieſer Schmuck hier rechtlich angehört,
Wem Ihr ihn auf Beſtellung habt gemacht?

Cardillac. Den macht' ich, Herr, auf eigene Beſtellung,
Das heißt, — wenn Ihr es hören wollt —: ich ſuchte
Ein's Tags das Schönſte von Demanten aus,
Was ich beſaß. Ich bin ſo arm nicht, Herr,
Daß ich nicht kaufen könnte, was ich mache:
Den Schmuck hier macht' ich mir zum heil'gen Chriſt,
Und als er fertig war, da ſagt' ich mir:
Du biſt ein großer Sünder, Cardillac,
Du willſt den Schmuck zur Buße deiner Sünden
Den Heil'gen opfern, wenn du dich erſt ſatt
Geſehen haſt. Und legt' ihn in die Truhe.
Da war er eines Morgens fort — weiß Gott,
Wie es geſchehn — der einz'ge Schmuck allein
War fort; ſonſt fehlte nichts. Was iſt das anders
Als Himmelsſchickung? ſag' ich nun. Mir war
So fromm zu Mut, da ich den Schmuck gehämmert,
Und wie ich nun das edle Fräulein ſeh',

So wird es hell mir vor den innern Augen:
Da weiß ich endlich, daß ich ſonſt für niemand
Den Schmuck gemacht, als für das edle Fräulein.

Serons. Ei ſeht; Ihr glänzt in allen Farben, Meiſter,
Trotz Euerm Schmuck hier. Daß Ihr fromm ſeid, wußt' ich;
Daß Ihr galant ſein könnt, trotz einem Hofherrn,
Damit habt Ihr mich überraſcht.

Fräulein (verwundert lächelnd). Hab' ich
Euch recht verſtanden?

Cardillac. Wenn Ihr gütigſt mich
Verſtehen wollt, bitt' ich Euch nicht vergebens:
Helft meinem frommen Traume zur Erfüllung,
Behaltet gütigſt, was nur Euch gehört.

Fräulein. Nein, Meiſter, ſeid Ihr denn —? Was fällt Euch ein?
Wär' ich, was ich geweſen bin, noch jung
Und, was ich nie war, ſchön; dann, ja; wer weiß,
Was dann geſchäh'. Denn wär' ich jung und ſchön,
Wär' ich auch eitel. Aber, aber, Meiſter —
Auch abgeſehn davon, daß ich nicht weiß,
Wie ich nun eben zu der Gabe komme;
Was ſoll dem welken Arm der friſche Schmuck,
Der nur erinnern wird an das, was fehlt?
Und was dem Halſe der Matrone, die
Sich putzt, indem ſie ihn verſteckt? Ich weiß,
Es ziert ein Schmuck die Schönheit nur allein,
Die ſchön genug iſt, auch den Schmuck zu zieren.
Soll er in ew'ger Ruh begraben liegen?
Nein; eine Sünde wär's an ihm und Euch.

Cardillac (hat, während das Fräulein ſprach, den Schmuck in die Hand genommen und mit Überwindung wieder hingeſetzt; jetzt faßt er ihn krampfhaft mit zitternder Hand; ſein Weſen iſt im Kampf; was er ſpricht, mehr Selbſtgeſpräch).
Ihr wollt ihn nicht. Durchaus nicht. Wollt ihn nicht.
(Er ſchiebt ihn mit Gewalt wieder von ſich.)
Geb' ich's der Kirche, hat die Armut nichts.
Doch in des Fräuleins Hand da wuchert es,
Bringt Segenszinſen hundert-, tauſendfach,
Und was ich vorhab', dazu brauch' ich Segen.
Und ſicher bin ich vor dem böſen Geiſt.
Sie iſt ein Kind des Lichts. Aufkommen kann
Er nicht vor ihr. — Nein, nein. Mein edles Fräulein,
Ihr müßt —
(Er faßt ihn, um ihn dem Fräulein hinzureichen; wie er ihn in der Hand hat, reut's ihn und er zieht ihn zurück.)

Ihr wollt ihn nicht. Bricht mir der Schweiß
Da aus. Ich bitt' Euch, habt Barmherzigkeit
Mit einem Sünder, nehmt ihn hin —

(Er nimmt den schon hingeschobenen wieder zurück; schwer aufatmend.)

Ihr wollt
Ihn nicht — durchaus nicht — wollt ihn nicht? Ah, ah!
Er bleibt mir an den Händen kleben und
Doch brennt er mich.

(Er bricht in Schluchzen aus.)

Nehmt ihn doch nur. Nehmt ihn.
O, all ihr Heiligen! — Ich — hm — ja — ich —
Muß schnell nach Haus; da fiel mir etwas ein.

(Bleibt stehn und hebt die Hand nach dem Schmuck; bezwingt sich.)

Ob — ja — nein. Ich muß fort, muß fort. Ja, ich
Muß fort. Hm, ja; da wartet einer — seht —

(Bezwingt sich noch einmal.)

Fräulein. So nehmt doch —
Cardillac (kratzt sich an den Ohren). Ist das eilig! Ist das eilig!

(Als wenn ihn jemand gerufen.)

Ich komme schon!

(In polternder Eile, wie gejagt, ab.)

6. Auftritt.

Vorige ohne Cardillac.

Fräulein (nach einer Pause verdutzt, wie alle).
Kränkt' ihn die Weig'rung so?

Serons (der die unbehagliche Stimmung durch einen Scherz verscheuchen will).
Mein Fräulein, nehmt mir Euer Herz in acht!
Um Euer Herz will Euch der Meister bringen.
Das ist der Fisch, nach dem der Schmuck hier angelt.

Martinière. Ja; er ist rasend, wenn er nicht verliebt ist.

Fräulein (lachend). Das wär' mir doch noch eine Goldschmiedsbraut:
Gesetzt von Jahren und von echtem Adel.
Wenn er — wir scherzen und doch ist es uns
Kein rechter Herzensernst mit diesem Scherz.
Ich will es nur gestehn, was ich empfinde.
Mich kränkt es, daß ich einem Ehrenmann
So unrecht thun muß, und kann's doch nicht ändern.
Sein Hiersein preßte mir, ein Alp, die Brust
Und kaum barg unter Scherzen ich die Angst.

Mehr war's als Widerwillen — Grauen war's,
War Schauder, was der Mann mir hat erregt.

Serons (zum Gehen fertig).

Martinière. Verliebt ist er. Das lass' ich mir nicht nehmen.

Vorhang fällt. Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Cardillacs Werkstatt.

1. Auftritt.

Olivier sitzt arbeitend. Madelon, von ihm nicht bemerkt, naht sich ihm; zuweilen hält er inne und seufzt auf; wie er das wieder thut, neigt sie sich zu ihm; aufsehend sieht er ihr Gesicht an dem seinen.

Madelon. Schon wieder?

Olivier (schrickt auf). Madelon?

Madelon. Wie klingt das kläglich!
Das heißt nicht: Madelon ist all mein Glück.
Böser Olivier, bist du so falsch?
Du sagtest: Madelon, du bist mein Ich;
Und weiß dein Ich allein nicht, was dich kränkt?

Olivier. Mein Glück ist dein; den Schmerz laß mich behalten.

Madelon. Gieb lieber mir den Schmerz. Den Schmerz vertraut
Man nur dem Freund; das Glück teilt man mit jedem;
Vertraust du mir den Schmerz, bin ich dein Freund.
Bin ich dein Freund nicht? Ach, so täuscht' ich mich!
Dir wollt' ich alles sein; und nun giebst du
Die bess're Hälfte mir zurück. Du denkst,
Ich bin ein kindisch Mädchen, gut nur, wenn du
Erheit'rung brauchst. Ernst muß der Freund dir sein.
Ich bin nicht kindisch nur; ich kann auch ernst sein.
Wie quält' ich mich! Er überschätzt mich, dacht' ich,
Hält mich für besser, klüger, als ich bin.
Nun seh' ich, wie ich irrte, und du zwingst mich,
Mich selbst zu loben. Allzu oir zu sein,
Hofft' ich — und bin dir nichts.

Olivier. Du bist mir — zu viel!

Madelon. Doch hast du recht. Ich bin ein albern Kind.
Gewiß! Sonst könnt' ich raten, was dir fehlt.
Ich kann's nicht, kann nur weinen, kann nur bitten,
Wenn dich was ängstet, das dich treffen soll,
Laß mich's mittreffen!

Olivier (thut ſich Gewalt an). Eine Grille iſt's.
Du würdeſt lachen, wenn du's wüßteſt. Komm
Und laß uns ſcherzen.
Madelon. Sag' mir, iſt's mein Vater?
Olivier (kann eine Anwandlung nicht bergen).
Dein Vater?
Madelon. Claudes Caton ſagt' es mir.
Er hat dich hart behandelt meinetwegen,
Armer Olivier! Für dich nicht hätt' er
Mich aufgezogen — doch was iſt dir?
Olivier (aus Gedanken aufſchreckend). Wo-
Von ſprach ich doch?
Madelon. Von meinem Vater.
Olivier. Was
Hab' ich —
Madelon. Wie er dich aus dem Haus geſtoßen,
Weil er erfuhr, daß du mich liebteſt. Ich
Hatt' es ihm ſelbſt geſagt. Olivier,
Nicht wahr? Ein Kind darf ſeinem Vater nichts
Verſchweigen? Wollt' ich auch, ich könnt' es nicht.
Und er iſt gut, wenn er auch manchmal zürnt.
Das eine Mal ſchien all mein Fleh'n umſonſt,
Doch in der Nacht —
Olivier (wieder aus Gedanken aufſchreckend). Was weißt du von der Nacht?
Madelon. Du närriſcher Olivier; wie du fragſt!
Hatt' er ſich's anders überlegt. Da fiel
Ihm bei, wie du ſo fleißig doch und wie
Geſchickt du biſt. Früh kam er vor mein Bett
Und ſagte: „Wohin denkſt du, daß ſo früh
Ich gehe?" „Auf den Markt wohl?" — „Albern Kind!
So früh? Ich gehe zu Olivier Bruſſon
Und will er, ſeid ihr Bräutigam und Braut."
Da litt mich's freilich auch im Bett nicht mehr.
Du ſchrickſt? Ich hör's am Tritt. 's iſt Claudes Caton;
Sie darf uns nicht beiſammen ſehn, ſonſt zieht
Sie uns mit ihren Scherzen auf.

2. Auftritt.

Caton. Vorige.

Caton (noch in der Thür). Weil ich
Doch juſt vorbeigeh'. Guten Tag herein!
Wo Liebesleute ſind, braucht's nicht den Wunſch.
Ich muß mich ſetzen, wenn ihr mir's vergönnt.

Vor Schrecken zittern mir die Knie. Stets mächt'ger
Wird der Gottseibeiuns. Ei, ei, ei, ei!
's geht nirgends toller zu, als auf der Welt.

Madelon. Ihr habt doch stets 'was Neues.

Caton. Ja; das Neue,
Gott sei's geklagt. Seit vierzig Jahren hab' ich
So vieles Neue nicht erlebt, als nun
In einem Monat. Hm; das Neue, das —
Ist neu; das Alte aber ist das Gute.
Und doch ist jetzt nichts neuer als das Gute.
Doch das ist's nicht, was ich zu sagen kam.
Ja, braver Meister Cardillac, jetzt müssen
Die Frommen sich zusammenthun. Denn soll
Die Welt ein Jahr noch halten, kostet's Knieen
Und Beten, Fasten, Beichten, Händeringen. —
Der fromme Meister — in der Kirch' ist er
Gewiß. Wo sollt' er anders sein? Ganz recht,
's ist seine Zeit. O ja, in dieser Zeit
Ist's endlich Zeit, auf nichts mehr Zeit zu wenden,
Als daß bei Zeit — du lieber Gott! bin ich
Da in die Zeit gekommen — was doch — ja,
Mich wundert gar nichts mehr; i Gott bewahre!
Die Welt geht jetzt so rasch, daß man sich nicht
Verwundern darf, will man zurück nicht bleiben.
Der Meister Cardillac — kenn' ich ihn vier
Und zwanzig Jahr'? Wie so? Und war sein Ja
Nicht mehr, als wenn ein andrer schwur, sein Nein
Nicht wie ein eisern Thor, dadurch kein Aber,
Kein Außer und kein Doch den Weg mehr fand?
Und doch! Heut' schilt er laut, das Angesicht
Zornflammig: Fort mit dir! Aus meinem Haus!
Für dich hängt diese Frucht zu hoch. Mein Kind
Solch einem Burschen? Und denselben Burschen,
Den er heut' ausgewiesen, führt er selber
Mit seiner selben Hand durch selbe Thür
In selbes Haus und in dieselbe Stube,
Zur selben Tochter, die er erst ihm hat
Versagt. Da möchte man doch selber nicht
Denselben Augen und denselben Ohren —
Ich sage weiter nichts; auch wollt' ich damit
Gar eigentlich nichts sagen. Sonst einmal,
Wenn einem eine Taub' ins Maul geflogen,
Will sagen: wenn ein Mensch ein Glück gemacht,

So war er fröhlich auch von Angeſicht
Und lobte Gott und die ihm wohlgethan —
Ihr meint, das geht auf Euch? Nun, wen es traf,
Der wird's wohl ſpüren. Aber ſolch ein Bräutlein —
Euch mein' ich nicht, Herr Bruſſon. Ja, des Königs
Erhabene Perſon, wär' er nichts mehr
Als eines Bürgers Kind, dürfte ſechs Kerzen
Von weißem Wachſe ſeinem Heil'gen ſtiften.
Was meint Ihr? René Cardillacs, des bravſten
Und angeſehnſten Bürgers in Paris
Erwählter Schwiegerſohn — und ein Geſicht,
Als wär' — ich nenne niemand, nein; ich nicht!
Doch kommen einem allerlei Gedanken.
Ein gut Gewiſſen macht nicht bleich — ich meine
Den Mann im Mond — und wenn ein großer Haß
So plötzlich ſich in Lieb' verwandelt, wer
Muß denn auch gleich an Liebestränke denken!
Ein frommer Menſch denkt heutzutage gar nicht.
Nun bin ich fertig für diesmal

(Schritte außen; indem ſie öffnet.)

Der Meiſter?

Ja. Und der arme Lejean iſt mit ihm.

3. Auftritt.

Cardillac raſch herein; hinter ihm Lejean. Die Vorigen.

Cardillac. Ihr wollt? — Was wollt Ihr? Kommt Ihr mir ſchon wieder?
Hab' ich nicht erſt —? Wer ſaugt am Bürger nicht
Sich voll? Der Hof, die Kirche; muß auch ſolch' —
Ihr kommt zu mir, als müßt' es ſein. Zu wem
Geh ich denn nun?

Lejean. Wär't Ihr ein braver Armer,
So ſagt' ich: Geht zu René Cardillac;
Wenn Gott nicht hilft, ſo hilft der Cardillac!

Caton. Bei Gott! Er iſt ein Sieb. Von oben ſchüttet
Der Herrgott; unten lieſt das Armut auf.

Cardillac (als ſollt' es niemand ſehen, daß er giebt).
So; gebt die Hand — ſo, Tölpel. Muß es denn
Jed' Mutterkind mit anſehn?

(Barſch.)

Ich Euch geben
Und immer geben! Fragt doch, ob ich ſolch'
Ein Schwamm bin, den man nur zu drücken braucht.

Lejean. O, Meiſter —
Cardillac. Haltet's Maul! — Sie nennen mich
Freigebig hier? Ich bin's nicht. Ich bin geizig.
Und ſagt Ihr's jemand — überlaufen wird
Man ohnedem von Freund und Feind. Schon gut.
Noch eins! Wenn Ihr wo ſagen hört: der Mann,
Der Cardillac iſt doch ein geiz'ger Schuft;
Da zuckt die Achſeln, ſagt: das weiß der liebe
Gerechte Gott und ich — ich hab's erfahren!
Sagt Ihr mir irgendwo, daß ich Euch gab —

(Wieder barſch.)

Nun geht und laßt mich ungeſchoren!
Lejean. Tauſend
Und aber tauſend —
Cardillac. Wollt Ihr gehen? frag' ich.
Lejean. Laßt einen alten Mann —
Cardillac. Schert Euch zu dem
Und jenem —
Lejean. So nimm du den Dank, o Gott,
Den dieſer gute Mann —
Cardillac. Zum Henker! Bringt
In dieſer gotteslästerlichen Zeit
Die Menſchen noch zum Fluchen!

(Wieder, als ſollt' es niemand ſonſt hören.)

Seid mir ſparſam
Und jeden Freitag könnt Ihr —

(Wieder barſch.)

Wart', ich will
Euch Beine machen!

(Er kommt mit einem Hammer auf ihn zu.)

Lejean (entflieht).

4. Auftritt.

Vorige ohne Lejean.

Caton. Wunderbar! O über
Den Mann, der aller Heil'gen wunderlichſter
Und aller Wunderlichen heiligſter!
Ihr ſeid mir ein Johannes in der Wüſte.
Wie jener ſeinen Leib in härен Kleid,
Verſteckt Ihr Eure Milde hinter Zorn.
Cardillac. Gieb mir mein Hauskleid, Madelon — Daheim
Iſt doch daheim.

Caton. Doch, Meiſter Cardillac,
Wo wir auch ſind, ſind wir bei Gott zur Miete.
Cardillac. Und mit der Zunge tragen wir ſie ab.
Caton. Weshalb ich eigentlich gekommen bin —
Laut red' ich nicht davon. Ihr wißt, daß man
Faſt jeden Morgen hier in Gottes liebem
Paris Erſchlagene gefunden hat.
Cardillac. Und wenn ich's weiß?
Caton. So wißt Ihr nichts; ich meine,
Nicht, wer's gethan.
Cardillac. Und das iſt juſt ſoviel,
Denk ich, als einer weiß. 's weiß keiner mehr.
Caton. Ganz recht. Und einer weiß es doch. Wißt Ihr,
Der eine, der das alles angeſtellt.
Cardillac (wild). Der eine? Dumm Geſchwätz! Was wißt Ihr da
Von einem? Hol Euch der und jener! Hat
Man Euch ein Märchen aufgeheftet? Ja?
Mit Eurem einen! Dichtet ihm doch gleich —
Seid einmal drüber — einen Namen an.
Bringt noch unſchuld'ge Bürger ins Gerede
Mit Euerm —
Caton. Ei, geratet Ihr in Zorn,
Verblaßt Euch ganz.
Cardillac. Verblaßt? Ich bin nicht blaß.
Was ſucht Ihr mir da im Geſicht herum?
Was einer? Nein, ich ſag' Euch: Hundert ſind's,
Hundert zum wenigſten. Es langen hundert
Noch nicht. Und einer? Warum nicht ein Halber?
Das wär' der Teufel!
Caton. Freilich doch, nun freilich!
Der iſt's ja eben, den ich meine.
Cardillac. Was?
Caton. Ja; der Gottſeibeiuns. Das weiß ich ſo
Genau, als wär' ich ſelbſt dabei geweſen.
Seht Ihr, hätt' ich die Hörner ihm befühlt
Mit meinen Händen, wüßt' ich's nicht genauer.
Warum denn ſonſt der Lärmen der Patrouillen
Mit Räuſpern und mit Stöcken durch die Straßen?
Als wollten ſie den Dieb zu fürchten machen
Mit ihrer Furcht? Lärmt auch die Katze, wenn
Sie Mäuſe fangen will? Wann war's doch? War's
Vorgeſtern nicht, daß Euch der ſchlaue Degrais,
Der Polizeilieutenant — er war vermummt

Und ſchlich auf allen vieren durch die Straßen
Im Schatten fort; und wie er in Gedanken
Der Mutter Gottes zwanzig Kerzen ſtiftet
So dick wie er, wenn ſie's gelingen läßt —
Da fingt's und tanzt's die Straßen her, wie nur
Ein Kavalier, wenn er zur Liebſten ſchleicht.
Nun — ich verteid'ge ſolche Gänge nicht,
Ich nicht. Die Strafe war auch gleich dahinter:
Ein Fauſtſchlag wie ein Donnerſchlag. Da liegt
Der Kavalier. Der Polizeilieutenant
Schreit laut: Nun hab' ich euch, ihr Mörderbande!
Stößt in ſein Horn, oder vielmehr er will's,
Will ſchreien und will ſtoßen. Ach, du heil'ger
Sebaſtian! Was ſchreit er und was ſtößt er?
Er ſchreit Miau. Vor Schrecken fährt er ſich
Hinter die Ohren. Da war keine Haut mehr,
Ich meine, keine Menſchenhaut. Er greift
Sich ins Geſicht — ach, nichts und nichts als Hammel-
Und Katzenfell. Der Teufel aber ſpringt
Euch wie ein Hund, ſo groß als wie ein Kalb,
Mit Augen — hört, mit Augen! na — mit Augen,
Ich ſage weiter nichts davon. Hättet
Ihr ſie geſehn — na, ich vergeſſe ſie
In hundert Jahren nicht.

Cardillac. Ha, ha, ha, ha!
Ihr waret ſelbſt dabei?

Caton. So was man ſelbſt
Dabeiſein nennt, ſo eigentlich nun nicht.
Das weiß doch aber alle Welt, was der
Gottſeibeiuns für Augen hat. — Der ſpringt
Auf Degrais los. Der will ſchnell auf die Beine,
Ich meine, auf die Menſchenbeine. Das
Iſt Häckerſpinnen. Nun, ſo läuft er denn
Als Katze auf vier Beinen fort. Der Hund,
Groß wie ein Ochſe, immer hinterher.
So geht es Straßen auf und Straßen ab.
Die Katz' macht Sprünge groß wie ihre Angſt,
Doch der Gottſeibeiuns mit ſeinem langen
Kamelhals immer hinterdrein, bis endlich
Degrais die Genovevenkirch' erreicht, —
Da war er ſicher. Der Gottſeibeiuns
Sah durch die Kuppelfenſter —

Cardillac. Kuppelfenſter?

Das nenn' ich doch in kurzer Zeit gewachsen.
Und Degrais, wuchs der mit?

Caton. Nein; der ward kleiner.
Durchs Schlüsselloch entkam er in die Kirche.
Da schlug es eins und Degrais saß, gestaltet
Wie sonst, in einem Beichtstuhl. Doch ihm war's,
Als wär' er nur aus einem Traum erwacht.
Der Gottseibeiuns aber war entwichen.

5. Auftritt.

Martin. Vorige. Caton (im Abgehen).

Martin. Gott grüß Euch. Seid Ihr Meister Cardillac?

Cardillac. Zuweilen.

Martin. Wie?

Cardillac. Ich meine, Meister! — Cardillac
Heiß' ich nun fünfzig Jahr'. Ihr seht, ich hab'
Zu thun.

Martin. Ihr überrascht mich nicht. Ich muß es
Gestehn: der Ruf von Eurer Seltsamkeit,
Nicht mein Geschäft allein führt mich zu Euch.

Cardillac. Den Leuten, die wie alle andern sind,
Deucht jeder seltsam, der ist, wie er selbst.
Ich bitt' Euch, geht! Wer Kurzweil kommt zu suchen,
Bringt Langeweile mit. Ich merk' schon, Euer
Geschäft ist, einen Narren mir zu zeigen.
Vergebt; ich bin gern grad' heraus.

Martin (für sich). Was ist
Das für ein Mensch! Welch' stechend unstet Auge!
Ist dieses trocken bied're Wesen Wahrheit,
Hat keine Seele je unpassender,
Als dieses Mannes Seele, hier gewohnt.

Cardillac. Ihr habt wohl selten ein Gesicht gesehn?
Ich kann's nicht leiden, dieses Spionieren.
Ihr seht, Ihr stört mich. Wollt Ihr was, so sagt's
Und geht.

Martin. Hier bring' ich, Meister Cardillac,
Fünf edle Steine, nichts Besonders eben —

Cardillac. Seid Ihr ein Kenner? Nichts Besonders? Hm.
Euch soll doch gleich — wenn Ihr kein Auge habt,
So laßt's die edlen Steine nicht entgelten!
Hm, hm, ei, ei, (indem er sie in der Hand zusammenstellt)
Das macht sich. Hm; ja. Setzt
Die schönsten Mädchenaugen einem Fisch

An ſeinen Bauch. Was? Augen ſind nicht Schuppen,
Und Euer Goldſchmied war ein Stümper. Hol' ihn
Der Teufel. Schön iſt alles. Nichts iſt häßlich,
Wenn's nur an ſeiner rechten Stelle ſteht.
Was iſt das Schöne? Was an einem Schmuck?
Die Steine ſind es nicht; das Gold iſt's auch nicht.
Stellt ſie ein wenig anders, als ſie müſſen,
Es iſt dasſelbe Gold, dieſelben Steine,
Doch mit der Schönheit iſt's vorbei. So wie
Des Mondes Abglanz in dem Krug mit Waſſer,
So iſt das Schöne eines Schönern Abglanz,
Das Ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.
Ihr könnt nichts weiter thun, als Euern Krug
So ſtellen, daß der Mond ſich drinnen ſpiegelt,
Und ſteht er recht, ſcheint ſchlechtes Waſſer Gold. —
Hm. — Nichts Beſonders. Wartet nur. Ich kenn' Euch!
Der fad'ſte Hanns, der nicht ſein leichtes Handwerk
Begreift, ſpricht man von Kunſt, da reckt er ſich
Und reißt ſich ſelber zur Bewund'rung hin
Mit weiſem Urteil und mit Lob und Tadel.
Und hätt' er nur nichts Beſſeres zu thun,
Er würd' uns zeigen, wie man's machen muß.
Gebt her und ſagt mir, was es werden ſoll.
Ein Halsband? Armband? Diadem?

Martin. Ein Halsband.

Cardillac. Recht. Recht. Nun geht zum — daß ich's nicht vergeſſe,
Ihr heißt?

Martin. Ich heiße Martin.

Cardillac. Martin? Seid —
Ich will doch hoffen —

Martin. Wohne Faubourg Saint
Germain.

Cardillac. Seid Ihr der große Maler, der
Die heil'gen Kön'ge in der Notre-Dame
Gemalt?

Martin. Was weiter?

Cardillac. Ei, zum Teufel, Herr!
Was weiter? Nichts. Denn weiter geht es nicht.
Seht, ich verſtehe nichts von Proportionen
Und von Verkürzungen. Doch für die Farbe
Und für den Schmuck, da hab' ich Sinn für Hundert.
Da an des Mohrenkönigs Säbel habt
Ihr Edelſteine angebracht — man ſieht,

Ihr habt Verständnis von der Steine Weſen.
Ihr ſeid ein großer Maler.
(Er bringt ihm ſeine Steine mit heftiger Gebärde wieder auf.)
Da — da, nehmt,
Laßt Euer Halsband machen, wo Ihr wollt.
(Er ſetzt ſich wieder zur Arbeit.)

Martin (erſtaunt). Plagt Euch —? Nur eben wolltet Ihr —

Cardillac. Ich wollte;
Nun will ich nicht.

Martin. So ſagt mir wenigſtens,
Warum?

Cardillac. Wenn einer erſt ins Fragen kommt.
Warum halt' ich den Hammer mit der Rechten?
Könnt' ich ihn nicht auch in der Linken halten?
Wenn ich ihn nun mit meinen Zähnen faßte?
Ihr fragt: warum ich Euch nichts machen will?
Wenn ich nun frage: warum fragt Ihr mich?

6. Auftritt.

Jérome. Die Vorigen.

Cardillac (barſch). Was giebt's?

Jérome. Graf Mioſſens, mein gnäd'ger Herr,
Will ſich nicht mehr gedulden mit dem Schmuck —

Cardillac. Ah, mit dem Schmuck. Kommt wieder, guter Freund.
In acht — in vierzehn Tagen. Heute iſt
Der erſte; fragt am letzten wieder nach.

Jérome. Zehn Monde ſchon habt Ihr mich ſo zum Narren.
Jetzt reißt dem Grafen die Geduld. Wenn nicht
Den fert'gen Schmuck, ſo will er ſeine Steine;
Ich geh' nicht eher, bis Ihr mir ſie gebt.

Cardillac. Hol' Euch der — da, ins Teufels Namen, nehmt!
(Er bringt den Schmuck zum Vorſchein.)

Jérome. Nun endlich iſt er fertig!

Cardillac. Fertig? Wißt
Ihr auch davon? Wär't Ihr erſt ſelber fertig!
Und kurz und gut: ich geb' ihn Euch noch nicht.
(Er will den Schmuck wieder wegnehmen.)

Martin. Ein herrlich Stück. Erlaubt. Und das nennt Ihr
Nicht fertig?

Cardillac. Was? Ein Stuhl, ein Tiſch, ein Sattel,
'ne Pflugſchar, die wird fertig. Denn das Handwerk
Iſt endlich. Iſt es brauchbar, iſt's geraten.
Das Schöne wird nie fertig; immer könnt' es

Noch ſchöner ſein. Und Ihr, ein Künſtler, ſprecht
Von Fertigſein?
Martin. Das Schöne iſt ein Maß.
Was drunter und was drüber iſt's nicht mehr.
Cardillac (lauernd). Was, guter Freund? Ihr braucht es doch noch nicht?
Jérome. Ich ſag' Euch, morgen muß der Graf es haben.
Cardillac. Was morgen? Übermorgen. Iſt's denn gar
So eilig?
Jérome. Ein Geburtstag iſt im Jahr
Nur einmal.
Cardillac. Ein Geburtstag; hm; 's hat freilich
Zweifachen Wert, kommt es zum rechten Tag.
Und die Frau Gräfin — iſt wohl jung und ſchön —?
Jérome (lachend). Ja; ſie iſt ſchon zum zweiten Male jung.
Sie war ſchon einmal zwanzig; jetzt wird
Sie's noch einmal dazu.
Cardillac. Spitzbube du!
Der Burſch iſt witzig. Gut. Den Schmuck ſchlag' ich
Zuſammen noch einmal. So wie er iſt,
Paßt er für zwanzig Jahre, nicht für vierzig.
Jérome. So gebt ihn nur; denn — im Vertrau'n — der gnäd'gen
Frau Gräfin wird er nicht zu teil. Der kommt
Gar nicht ſo weit von hier. Wißt Ihr? — Da um
Die Ecke —
Cardillac. Um die Ecke —
Jérome. Von der Straße
Ricaiſe; da gleich bei der langen Mauer —
Da wohnt —
Cardillac. Was kümmert's mich? Laßt mich zufrieden
Mit Euerm Sündenleben.
Jérome. Mein Herr Graf
Kommt nur ſoeben aus dem Krieg zurück.
Wer aus der Fremde kommt — ſo iſt's Gebrauch —
Der muß — Ihr wißt ſchon — ſchwitzen —
Cardillac. Dacht ich's nicht?
Ja; dies Paris; das iſt ein neues Sodom.
Da hilft kein Warnen mehr, kein Himmelszeichen.
Und ſchickt der Herrgott einmal eine Peſt,
Muß der Strafengel noch zum Kuppler werden.
Jérome (will fort). Nun gebt ihn her —
Cardillac. Kommt morgen wieder, morgen.
Jérome. Nun gut. Vor zehn Uhr aber, ſag' ich Euch!
Punkt elfe pflegt mein Herr — iſt's juſt nicht Vollmond —

Ihr wißt nun, welchen Weg zu gehn. Er wird
Mich ſchelten, daß ich heut' den Schmuck nicht bringe. (Ab.)

7. Auftritt.

Vorige ohne Jérome.

Cardillac (für ſich). Da um die Ecke — und Punkt elf' —
Martin. Ich ſehe
Man hat mich nicht belogen. Zwingen muß
Man Euch, will man zu dem Beſtellten kommen.
Cardillac. Gebt Ihr ein Bild, an das Ihr Euch gewöhnt,
So gern aus Euern Händen, Meiſter Martin?
Ein Bild wird erſt durch den Beſchauer fertig.
So iſt's mit Büchern auch. Ein Buch iſt ſchlecht,
Wenn's nicht den rechten Leſer findet, der
Im Leſen erſt es fertig macht. Es lieſt
Kein Leſer mehr heraus, als er hinein lieſt.
Dem andern iſt dasſelbe Buch ein ander's.
Macht Ihr ein Bild, ſo iſt's die Wirklichkeit,
Durch Euer großes Auge angeſchaut.
Der Kluge weiß Euch Dank; indem er ſie
Durch Euer Auge ſchaut, glaubt er die Klarheit,
Die Ruh', die Euerm Anſchau'n eigen iſt,
Die wohn' in ſeinem Aug'. Er fühlt ſich größer
In Eurer größeren Perſönlichkeit;
Das nennt er Kunſtgenuß und dankt es Euch. —
Hol' Euch — da der Gedanke macht mich wild:
Mein Werk ſoll ich hingeben, mich, mich ſelbſt,
Sowie's dem Herrn beliebt zu winken!
Hört Ihr? das macht mich toll. Was meint Ihr? Wie?
Martin. Was hilft's. Ein jeder Stand hat ſeine Rechte.
So wollt' es Gott. Drum laß ich mir's gefallen.
Cardillac. Hat ſeine Rechte? Schwatzt mir nicht ſo zahm.
Gott ſchuf das Recht; die Rechte ſchuf der Teufel.
Ich ſag' es Euch nur, Meiſter: Frankreichs Adel
Iſt faul. Dem ſchönen Frankreich fehlt ein Gärtner,
Der ſchneidet, ſchneidet, bis aufs Leben ſchneidet.
Davon ein andermal. Was, Meiſter Martin?
Ihr macht den Stuhl, und dürft nicht ſitzen drauf.
Ihr ſchafft, damit ein andrer ſchwelgen kann.
Aus Euern Mühen deſtilliert er Wein. —
Und trunken von dem Wein, ſieht er ſich um,
Ob Ihr ein ſchönes Weib nicht habt; ob er
Nicht der Geſundheit Eures Hauſes kann

Das Gift einimpfen, das ſein Blut verpeſtet.
Und was Ihr ſchuft, was Euerm tiefſten Weſen,
Da es erregt in heißen Wogen ſchwoll,
Entſtieg wie eine Göttin aus dem Meere,
Wovor Ihr ſelber knien und ſchmachten möchtet
Ein ganzes Leben lang, — um die verſtumpften Sinne
Empor zu ſtacheln, holt er ſich die Kraft
An Eurem Bild, um Euer Haus zu ſchänden.
Ihr müßt Euch ſelbſt verkaufen. Denn das Bild
Iſt mehr Ihr, als Ihr ſelbſt — denn Ihr müßt leben.
Ihr müßt ihn ſelber waffnen, Euch zu ſchänden
Mit Eurem Heiligſten — denn Ihr müßt leben.

Martin. Er kauft die Leinwand, doch das Bild bleibt mein;
Er holt es in ſein Haus, doch bleibt's bei mir.
Dem, der es ſchaffen kann, gehört das Schöne,
Der Reiche hat den Marmor — wir den Gott.

Cardillac. Zum Teufel, nein! ſag' ich. Denn, wenn er will,
Kann er den Marmor, den er kauft, zerſchlagen. —
Mein iſt nur, was ich ſtraflos kann zerſtören; —
Und thut er das, hat Euer Gott ein Ende.
Aus Eurer Göttin macht er ſeine Dirne
Durch frech Betrachten. —

(Er hat den Schmuck in der Hand.)

Dieſe Himmelsfunken,
Die ſüßen, wonn'gen Tropfen meines Herzbluts,
Die ſoll ein andrer — Herr, was ſagtet Ihr,
Wenn Ihr ſo einen bei der Tochter fändet?
Solch einen Blutvergifter? — Seht, das kann
Mich wütend machen.

Martin. Seid Ihr wunderlich!
Ihr liebt den König, weiß ich, und doch wollt
Ihr ihm nichts ſchaffen, habt, ſo hört' ich einſt,
Ihn auf den Knien gebeten, ihm nichts ſchaffen
Zu müſſen —

Cardillac. Ich lieb' ihn, ſchmied' ich gleich ihm nichts.

(fromm)

Erhalt' uns Gott den lieben Bürgerkönig,

(für ſich)

Die große Ratte, die die kleinen frißt!

Martin. Und dann liebt Ihr den Adel nicht und dennoch
Arbeitet Ihr nur für den Adel. Mich,
So ſcheint es, achtet Ihr und dennoch weiſ't

Ihr selber mich zu einem andern Meister, —
Ich kann nicht denken, welchen Grund Ihr habt.

Cardillac. Ich lieb' den Adel nicht und dennoch — Muß
Man denn zu allen Dingen Gründe haben?
Genug, ich thu's. Warum trägt einer Lust
Zu dem? warum der andre zu was anderm?
Warum stehlt Ihr nicht und ein andrer thut's?
Kommt das auf Euch an?

Martin. Seid Ihr bei Vernunft?
Der böse Keim liegt freilich in uns allen,
Doch unsre Schuld ist's, überwächst er uns.
Nur selten sah ich einen Arm wie Euern;
Nicht Ruh', die Arbeit hat ihn so gestählt.
Durch Übung wächst das Gute und das Böse.

Cardillac. Was da? Was könnt Ihr gegen Eure Art?
Seid Ihr ein Kind des Tags, liegt Euer Wesen
Am Tag und, was Ihr thut, Ihr wißt, warum!
Und Ihr könnt sagen: morgen will ich das
Und in zehn Jahren will ich noch dasselbe!
Das kann der Mensch nicht, den die Nacht regiert.
Er ist sich selbst ein Rätsel. Dunkler Drang
Regiert ihn, und er kann nicht, wie er will.

Martin. Pah! Das ist Euer Scherz nur. Nennt Euch doch
Paris den wackersten von seinen Bürgern;
Zum Wohlthun fleißig, wie zu dem Gebet.

Cardillac. Drum denk' ich: ist er sonst nur fromm und gut,
So gönnt dem alten Kauze seine Launen!

Martin. So muß ich meine Steine weiter tragen?

Cardillac. Wär't Ihr von Adel, so behielt' ich sie.
Ihr seid es nicht; so geht in Gottes Namen!

Martin. Und fragt mich einer, so verschweig' ich's nicht:
Paris hat keinen seltnern Kauz, als Euch. (Er geht.)

8. Auftritt.

Vorige außer Martin.

Cardillac (in Gedanken hin und her). Punkt elf — und um die Ecke — zwanzig Schritte
Von hier — so mag's. Was summt mir stets im Ohr?
Ich will's nicht wissen. — Hm, ihr seid nicht klug —
Der böse Keim liegt freilich in uns allen,
Doch unsre Schuld ist's — Was ist Schuld? Was ist's?
Der Narr! Die Schuld trägt, der uns schuf. Ich hab'

Mich nicht geſchaffen. Wär' ich nicht, ſo wär'
Ich nicht ſo, wie ich bin. Und bin ich nicht,
Wie er mich möchte — warum hat er mich —
Wie kann mich einer ohne meinen Willen
Ins Leben ſetzen und beſtimmen noch
Dazu: Du ſollſt dich plagen, beſſer werden,
Als ich dich ſchuf. — Hm — alſo Punkt elf Uhr —
(verſinkt wieder ins Brüten)
Das was ein Hüben hat, hat auch ein Drüben,
Dasſelbe Ding iſt licht und dunkel, je
Nachdem es ſteht, die Seite bald, bald die.
Gut war nicht ohne Bös; wer's Gute ſchuf,
Der ſchuf das Böſe mit. Und ſchuf's ein Gott,
So iſt das Böſe göttlich wie das Gute.
Er kann nichts ſchaffen, was er ſelbſt nicht iſt.
Und hat's ein andrer — warum litt er's dann?
Und mußt' er's leiden, kann er's auch nicht ſtrafen.
Albernes Zeug. Das Drüben iſt ſo nötig
Als wie das Hüben. Wie der Tag, die Nacht.
Da um die Ecke — ſtill mit deinem Summen,
Verwünſchte Weſpe! — zwanzig Schritte nur —
(Er fährt auf und gewahrt Madelon und Olivier, die beide bei ihrer Arbeit ſitzen.)
Hm. Mit dem Jungen muß ich endlich reden.
He, Madelon, du ſtörſt mich. Geh' hinunter
Zu Claudes Caton. Hörſt du?

Madelon. Väterchen,
Ich gehe ſchon. Siehſt du?
(Sie legt ihre Arbeit in Ordnung und will ihn umarmen.)

Cardillac (abwehrend). Schon gut. Ich rufe.
Eh' komm mir nicht. Schon gut. Schon gut. Ja; ja.

Madelon (ab).

9. Auftritt.

Cardillac. Olivier.

Cardillac (ſieht ihr nach; dann macht er Schritte, mit welchen er ſich Olivier nähert. Plötzlich bleibt er bei dieſem, der erſchrickt, ſtehen).
Hör' du, Olivier, du biſt mir ſo
Verändert. Biſt nicht der mehr, der du mir
Vor vierzehn Tagen warſt. Das hat 'nen Grund.
Was fehlt dir, Junge?

Olivier. Fragt Euch ſelbſt. Ihr wißt es
Beſſer als ich.

Cardillac. Kommſt du ſo außer dich!

Wie du mir bleich wirſt. Hm; das muß doch was
Bedrohlich's ſein! Sagſt du's?

Olivier. Entſetzlicher!
Auf Euch ſtand all mein Hoffen. Keinen Vater
Liebt' ſo ſein Sohn —

Cardillac. Das laß beiſeite jetzt.
Jetzt möcht' ich wiſſen, was du weißt, was du
Von mir zu wiſſen glaubſt — verſtehſt du? glaubſt?
Ich hab's gern reinlich zwiſchen mir und andern.
Ein redlich Wort verhütet Mißverſtand.

Olivier. Sprecht Ihr von Redlichkeit?

Cardillac. Und ſollt' ich nicht?
Du haſt von mir geträumt jene Nacht —

Olivier. Geträumt,
Bis jene Nacht mich gräßlich hat geweckt.
Ihr ſeid ein Ungeheuer. In der Fauſt
Zuckt mir's. Fort, Mörder! Fort von mir.

Cardillac (ganz ruhig und kalt). Kurios.
Sonſt ſeh' ich, wie ein Tiger, ſcharf bei Nacht
Und höre leiſer, als der Haſe hört,
Der bangend ſich im hohen Graſe birgt.
Dich hört' ich nicht, der meinen Schritten folgte,
Nicht eher, als mein ſchauriges Geheimnis
Dir meine That verriet, das Degrais' Liſt
Und aller Wachen Wachſamkeit verhöhnt.
(Indem er die Thür abſchließt.)
Der Zufall, du nicht, hat mich dir entlarvt.
Recht ſo, mein Junge. Recht. So weiß man doch
Nun, wie man ſteht.

Olivier (ſpringt auf). Was wollt Ihr, Gräßlicher?
Wollt Ihr mich morden? Kommt mir nicht zu nah'.
Ich bin nicht ungewarnt, wie Eure Opfer.

Cardillac. Zu ſpät entdeckt' ich dich; und doch noch nicht
Zu ſpät. Es war ein Sprung, ein Stoß. Der Löwe
Springt ſich'rer nicht. Der Blitzſtrahl ſchmettert nicht
Mit ungeſtüm'rer Kraft ſein Opfer nieder,
Die Lungen um den einz'gen Schrei betrügend.
Ich ſchone dich. Warum? — Wenn ich dir ſage:
Ein Stoß, und mein Geheimnis war begraben
Bis zu dem Tag, der alle Gräber öffnet.
Trotz deiner Jugendkraft biſt du ein Kind
Nur gegen mich. — Und wollt' ich noch — was wär's?
Ein armer Burſch wie du verſchwindet ſpurlos

In dieſer ungeheuern Stadt. — Ich geh'
Zu der Genoſſen einem: Hattet Ihr
Die Steine nicht, nach denen ich geſchickt?
Ihr habt geſchickt? — Nun freilich. Meinen Burſchen.
Und weil ich vieles Geld ihm mitgegeben
Und er nicht heimkommt, mach' ich ſelbſt mich auf.
So geh' ich und der Juwelierer lacht
Mir nach und denkt: wie iſt der Mann ſo ehrlich,
Der einem Burſchen ſoviel Geld vertraut.
Ich frage noch in ein'gen Häuſern nach.
So läuft die Sache mir voraus und komm' ich
Aufs Rathaus, kommt ſie da mir ſchon entgegen,
Begleitet von Bedauernis und Warnung
Von wegen der zu großen Ehrlichkeit.
Nun ja. Bin ich nicht René Cardillac,
Das Muſter eines wohlgeſinnten Bürgers?
Derweil im tiefſten Keller du vermoderſt,
Hetzt deinen Namen Scherg' und Schande matt.

Olivier. Sei du ſo klug und ſtark; aus Furcht nicht ſchwieg ich.
Doch Madelon! — O dreimal heil'ger Gott!
Mir iſt's um Madelon, und thu' ich unrecht,
Thu' ich's um Madelon und nicht um dich.

Cardillac (heiſer lachend). Um Madelon —

Olivier. Die Nachricht wär' ihr Tod.

Cardillac. Wie rührend, wenn's ein andrer hörte. Mich
Täuſcht Ihr mit ſolchen Phraſen nicht. Aus Liebe?
Der Menſch thut nichts aus Liebe, macht er's auch
Sich ſelbſt und andern weis. Ich will's Euch ſagen,
Warum Ihr ſchwiegt. Wenn Ihr Beweiſe hättet
Und Zeugen, ſchwiegt Ihr nicht. Und was denn hättet
Ihr ſagen wollen? Etwa das: Ihr ſucht
Vergeblich jener Bande Spur, die frech
Auf offner Straße Mord und Diebſtahl paart?
's iſt keine Bande. Einer nur thut alles.
Unmöglich. Und wer wär' der Eine dann?
Der René Cardillac? Der Goldſchmied? Habt
Ihr Zeugen? Oder ſonſt Beweis? Ihr habt
Sie nicht? Ihr ſeid ein Thor, wenn nicht ein Schurke,
Die wunderlich beſchränkte Künſtlerſeele,
In frommen Träumen heim'ſcher denn auf Erden,
Der unbeholfen Kinder lachen macht,
Der jede Laune harmlos walten läßt
Und ehrlich ſagt, was Dümmere verſchweigen,

Der Bettler ſchilt und immer wieder giebt;
Der wär' entſchloſſen wie ein Löwe, ſchnell
Und blutig wie ein Tiger, liſtig wie
Ein Fuchs? Dem hätte jener Schlaukopf Degrais
Vergeblich tauſend Fallen ſchon geſtellt?
Und wußte man, daß ich dich fortgejagt,
Wie nah dann lag's, der Burſche will ſich rächen?
Ihr hießet vor der Welt und Madelon
Ein undankbarer Böſewicht. — So ſtand's
Noch kürzlich. Da war ich dein ſicher ſchon,
Als ich den Schmuck dir heimlich anvertraute —
Und hätt's nicht, wenn das Fräulein ſelbſt zu Haus war.
Zurückgekehrt zu mir, gingt Ihr dann auch
Zu klagen und man glaubte auch, Ihr ſtändet
Nun als mein Helfer da und mein Genoſſe;
Und Madelon —

Olivier. Ihr wißt, womit Ihr mich
Zu allem treiben könnt. Um Madelon
Schweig' ich. Ich ſollte ſagen: Madelon,
Dein Vater iſt — Verzeih' mir's Gott, ich kann nicht.
Doch Eures Treibens Helfer werd' ich nicht.
So wahr ich lebe, niemand ſollt Ihr mehr
Berauben, niemand töten mehr; ſoll mich's
Mein Leben koſten oder Euch das Eure.

Cardillac (hat Schritte gemacht, nun bleibt er wieder vor Olivier ſtehen; ſein Ton iſt verändert). Du hältſt mich für ein Scheuſal — und ich bin's.
Du thuſt mir recht und doch thuſt du mir unrecht.
(Stellt Stühle nahe zuſammen.)
Komm, ſetze dich, Olivier; du ſollſt,
Der Einz'ge, ſchaun in meines Buſens Hölle.
Mir iſt, als müßt' es mir das Herz erleichtern.
Und ſieh', ich glaub' an Himmelsſchickungen.
So eine iſt's, die dir mich hat verraten.
Zu meiner Beſſ'rung hat ſie dich geſchickt.
Verworfen bin ich, doch, Olivier,
Elender noch, als ich verworfen bin.
Ich bin ein Elender, weit elender,
Als es der Säufer und der Wüſtling iſt,
Der das verachtet und verwünſcht, dem er,
Kaum daß er es verſchwor, aufs neu' verfällt.
Das iſt des Böſen ſchwerſte Strafe, daß
Er nicht ganz bös kann ſein. In ſeinem Herzen
Bleibt unverwüſtlich noch ein Stückchen Himmel,

Ihn ewig ans Verlorne zu erinnern,
Ein Stern, vor dem die Nacht sich schaudernd krümmt,
Ein kühler Hauch, der noch die Gluten anfacht,
Die kein Erbarmen löscht. — —
Und gäb's für Tugend sonst kein Zeugnis mehr,
Das Laster selbst muß für die Tugend zeugen.
Leis' ist der Stimme Ton, doch unbestechlich.
Wenn ich auf meinen Knieen betend ringe
Um Selbstvergessen in der Andacht Taumel,
Dann flüstert sie: du lügst, dir ist's kein Ernst;
Du möchtest Gott betrügen und dich selbst.
Dann fahr' ich auf: es ist kein Gott! und bau'
Aus Gründen mir ein Bollwerk auf, und schließ' ich
Hohnlachend dann: es ist kein Gott! dann flüstert's
Wie Echo irgend aus des Zimmers Ecke:
Und doch ist einer! — Und so leis' es flüstert,
Es überbrüllten's tausend Donner nicht.
Und kämpft um mich der Himmel und die Hölle,
Kann ich's nicht ändern, wenn die Hölle siegt.

(Eine Pause, während Cardillac einige Schritte macht; sein Ton wieder verändert.)

Eh' ich geboren ward, sechs Monde früher
Warf meines Vaters Herr — er war Leibeigner —
In Ketten ihn. Warum? Weil meine Mutter,
Die ihm gefiel, ihm nicht zu Willen war.
Doch einen Vorwand brauchte man. Mein Vater
Sollt' edles Gestein zum Schmuck ihm fassen;
Damit er nun nicht in Versuchung komme,
Sei er bewacht, bis er das Werk vollendet.
Meine Mutter war, wie junge Weiber sind,
Nach Schmucke lüstern. Mit des Mannes Arbeit
Und dem Versprechen, dann ihn frei zu lassen,
Bestach der Edelmann des Weibes Tugend.
Den Morgen nach der sünd'gen Nacht war endlich
Mein Vater frei, wie es der Graf versprochen.
Doch kaum in seiner Hütte, als der Graf
Mit seinen Schergen auf dem Fuß ihm folgte.
„Hier," rief der Graf, „dies Weib hat einen Schmuck
Von mir bekommen, weil es mir an Münze
Gebrach, sogleich ihr die Gefälligkeit,
Die Kurzweil einer Nacht nach Wert zu lohnen.
Hier ist das Geld; nun gebt das Pfand heraus!
Gutwillig, oder man entreißt es Euch!
Mein Vater — was der fühlte, denk' dir selbst.

Meine Mutter — was die that? Sie leugnete,
Bis ſie der Schmuck, gefunden, Lügen ſtrafte.
Schnell war mein Vater, doch der Graf war ſchneller,
Hatt' auch den Dolch zur Hand. — Aus ihrer Ohnmacht
Erwachte meiner Mutter Seele nie
Zur vollen Wirklichkeit. Barmherzig täuſchte
Der Wahn, wo Wahrheit nur Verzweiflung bot.
Bei Tag und Nacht nie dachte ſie was ander's
Mehr, als den Schmuck. Der Wahnſinn ſpielt wie Kinder;
Er macht aus allem alles. Einen Strohhalm
Band ſie um ihren Arm und jauchzt' ihm zu;
Verlor ſie ihn, ſo war der Schmuck geſtohlen,
Im nächſten Strohhalm war er wieder ihr.
Ich wurde ungeboren ſchon der Erbe
Von ihres Wahnſinns Keim. Der Anblick edeln
Geſteins erregte ſchon des Kindes Triebe,
Und kam's aus meinen Augen, war es mir
Geſtohlen, faßte mich ein Schmerz und Grimm
Auf den, der es beſaß, was mein doch war.
Dazu ein Haß auf alle, die genoſſen,
Ohne zu ſchaffen, während der Arbeiter
Aus ſeinem eignen Schweiß ſein dürftig Brot
Nicht kneten darf, giebt er das Beſte nicht
Dem faulen Dränger hin. —
Der Schein des Bluts
Schlich ſich durch meiner Mutter brechend Aug'
In meiner Zukunft Schlummer als ein wild
Vorbedeutend Traumgeſpenſt. Da ſchlief es, bis
Der Haß es weckte und des Wahnſinns Erbtum.
Meines Vaters Mörder war der erſte, den
Es fraß; der Erſte war's, der Letzte nicht.
Nun ſteht's blutrot an meines Bettes Fuß
Und macht mich toll und zeigt die Spangen mir,
Die ich aus meiner Hand gegeben habe —
Läßt mir die Steine blitzen in das Herz
Und wendet ſie bald ſo, bald ſo — wie es
Ein üppig Weib mit ſeinen Reizen thut.
Im halben Wahnſinn faſſ' ich nach dem Schmuck
Und greife leere Luft. Ich ſchließ' die Augen,
Um nicht zu ſehn. Vergeblich. Seh' ich's mit
Den Augen nicht, ſo ſeh' ich's mit dem Herzen.
Dann flüſtert's: Fort mit dem, der dir ihn ſtahl!
Fort mit dem Dränger! Fort mit dem Verführer!

Zapf' das verdorbne Blut ihm aus den Adern,
Eh' er das Weib, die Tochter dir vergiftet.
René auf! Straf' ihn. Räch' an ihm das Elend.
Im Traum eil' ich ihm nach und faſſ' ihn feſt
Und bohr' den Stahl ihm in die Bruſt; und wieder
Seh' ich ihn gehn und wieder treff' ich ihn.
Und eher kehrt nicht Ruh' in meine Bruſt,
Bis, was ich träumte, wirklich iſt geſchehen
Und meinen Schmuck ich halt' in meiner Hand —
Hab' ich ſo das Geſpenſt mit Blut verſöhnt,
Dann iſt mir leicht, als hätt' ich recht gethan.
Doch lange ruht der blut'ge Wahnſinn nicht.
Sieh' her —

(Er öffnet eine geheime Wandthür.)

Die Schmucke hier im Schrein. Bei jedem
Ein Blatt, worauf geſchrieben ſteht, wem er
Auf nächt'gem Gang das Leben hat gekoſtet,
Damit nach meinem Tod das ungerecht
Erworb'ne Gut an ſeinen Eigner kommt. —
Du kennſt den Grund von meinem Elend nun,
Doch meines Elends Tiefe weiß nur ich.
Ein Zufall, der die ſchwangern Mütter ſchreckt,
Prägt unſern Seelen ihre Zukunft auf.
Das Leben iſt nichts ander's, als die Seele,
Aus ſich herausgeſtellt, ihr Spiegelbild;
Erſchien ein Engel meiner ſchwangern Mutter
Am Oſtermorgen beim Geläut der Glocken,
Wär' meine Seele weiß, wie ſein Gewand.
So ſchwankt ſie ruhlos in den dunkeln Tiefen.
Mein Äußeres wär' ihrer Schwärze Bild,
Prägt' ich nicht die Verräter des Gewiſſens
Mühſam mit eiſerner Beharrlichkeit
Zu ihren Gegenteilen um. Es muß
Der herrenloſe Zuſtand meines Innern,
Wenn meine Seele meiner Fauſt voraneilt
Und Reue ſie vergeblich halten will,
Zerſtreutheit ſcheinen, wie ſie Künſtlern eignet;
Und zwiſchen der Affekte zack'ge Klippen
Breit' ich das Thal erheuchelten Gemüts,
Werf' über meines innern Leibs Gebrechen
Den Schleier allen Greuls, Scheinheiligkeit.
Und ſo erſchein' ich ein gutmüt'ger Polt'rer.
Bete für mich, Olivier! Ach, bete,

Daß das Gespenst mich läßt. O bete, daß
Ich fromm kann werden. Keine Seligkeit
Muß reichen an den frommen Seelenfrieden.
Wie ein Verdammter, siehst du, könnt' ich heulen,
Mess' ich die Himmelshöhe jener Wonnen
An meiner Qualen Höllentiefe ab. —
Der Hoffnung grünes Eiland, ewig grün,
Des Glaubens blauer Himmel drüber hin —

(Er verliert sich ins Brüten.)

Hm ja; Aquamarin läßt schon sich sehn;
Jubelnder der Rubin; doch der Demant
Hat alle Farben, weil er keine hat,
Ist die Kokette drunter — — — —

(Wie aus einem Traum auf.)

Ja, — der Schmuck —
Der Schmuck, den ich der Scuderi gesandt —

(Sich besinnend.)

Du hast ihn hingeschafft, Olivier.

Olivier. Ihr wißt es doch; ich hab' ihn hingeschafft.

Cardillac. Du hast ihn hingeschafft. —

(Für sich.)

Ich wollte doch,
Er wär' noch da.

Olivier (für sich, ihn beobachtend). Gott! womit geht er um?

Cardillac (wie vorhin). Erblassen, dacht' ich, sollte das Gespenst
Vor jener Heil'gen — denn so strahlt sie mir
Wehthuend in der Seele Aug'. Sie ist
Ein Kind des Tages. — Fort, Gespenst! Es geht
Nicht fort. Vielleicht, wenn ich was ander's in
Die Händ' ihm spiele. Morgen mag der Graf
Miossens —

(Wie erleichtert, reibt die Hände.)

Ja; das hilft; der muß — der muß.
Punkt elf — da um die Ecke — zwanzig Schritt.
Schon gut. — Der Himmel will mich nicht. Er stößt mich
Zurück. — Und dennoch wollt' ich doch, ich hätte
Den Schmuck noch von dem Fräulein — —
Ah! Du bist
Noch da, Olivier? Es ist schon spät.
Schlaf wohl. — Läg' er im Meer. — Ich schließ' die Hausthü

(Ab.)

10. Auftritt.

Olivier allein, ſpäter Cardillac in der Thür.

Olivier. Ich weiß nicht, wach' ich oder träum' ich ſchwer?
Was will er von dem Fräulein Scuderi?
Will er ſie morden um den Schmuck? — Wenn ich
Verhindern könnte, was der Unmenſch brütet!
Da leuchtet mir zum zweitenmal der Stern;
Iſt's Gottes Fügung, daß der Teufel ſelbſt
Mich an die Retterin erinnern muß?
Heut' nacht noch, wenn er ſchläft, mich niemand ſieht,
Steig' ich durchs Fenſter und durch die
Geheime Thüre. Ja; ich muß zu ihr!
Diesmal wird mir's gelingen, ſie zu treffen.
Wenn ich ihr ſage, Anne Guiots Sohn
Fleht Euch um Rat, um Hilfe, und um Rettung —
Behalten darf den Schmuck ſie nicht. — Gewiß!
Sie iſt ſo gut, ſo klug. Gewiß, ſie weiß
Mir Rat, wie Cardillac unſchädlich wird,
Ohne daß Madelon davon erfährt. —

Cardillac (erſcheint in der Thür).
Biſt du noch auf? Leg' dich zu Bett. (Ab.)

Olivier. Ja, Meiſter.
Ich geh' zu ihr und ſie wird Hilfe wiſſen. (Ab.)

Beim Fräulein von Scuderi.

Eine Thür im Fond und eine Seitenthür.

11. Auftritt.

Baptiſte und die Martinière kommen im Streit durch die Fondthür.

Martinière. Kein Menſch kann durch verſchloſſ'ne Thüren gehn.
Das kann nur der Gottſeibeiuns.

Baptiſte. Drum hätten
Sie ſchließen ſollen.

Martinière. Ich?

Baptiſte. Sie hatten mir
Die Schlüſſel abgeſchwatzt.

Martinière. Geſchwatzt. Mit Ihnen
Da ſchwatzt man auch. Ich ſchwatze nicht mit Ihnen.

Baptiſte. Ich werde wachen.

Martinière. Sie? O gehn Sie immer

Zu Bett. Die Augen fallen Ihnen zu.
Ich glaub', Sie schlafen stehend schon.
Baptiste. Madame!
Martinière. Monsieur!

12. Auftritt.

Das Fräulein. Die Vorigen.

Fräulein (aus der Seitenthür). Ei, Kinder! Lebt ihr stets im Krie
Martinière. Der Herr hier —
Baptiste. Diese Dame hier —
Martinière. Er will —
Baptiste. Sie denkt —
Fräulein. Schon gut. Schon gut. — Was euch entzw
Ihr wunderlichen Kinder, sollt' euch einigen.
Ich weiß, es ist die Lieb' und Treu' für mich.
Du, lege dich, Baptist. Ich weiß, du hast
Die ganze vor'ge Nacht gewacht. Und du,
Martinière, hilf mir mich entkleiden.
(Da Baptiste zögert.)
Ei was! Ihr müßt mir folgen, junges Volk.
Schlaft. Ihr bedürft's. Was fürchtet ihr für mich?
Ein armes Fräulein, das nichts hat, als Bücher
Und etwas Staat, darin an Hof zu gehn,
Das ist, so hoff' ich, doch vor Räubern sicher.
Baptiste. Gehn will ich; aber schlafen? Gnädig's Fräulein —
Martinière. Mein Gott, so gehn Sie nur.
Baptiste. Sie — Sie — o Sie —
Fräulein (giebt ihm die Hand).
Kehr' dich doch nicht an die. Schlaf' wohl, Baptist'.
Baptiste. Die heil'ge Frau thu', was Baptist' nicht kann.
(Küßt ihr die Hand und geht.)

13. Auftritt.

Das Fräulein. Die Martinière.

Fräulein. Heut' nacht träumt' ich zweimal von Anne Guiot.
Martinière. An was man denkt, das träumt man. Sie verdient nich
Die Undankbare, daß Sie an sie denken.
Fräulein. Wie hart du bist.
Martinière. Was Sie an ihr gethan,
Die rechte Mutter that es nicht. Sie nahmen
Das Mädchen von der Straße auf, in Lumpen
Gehüllt, vor Frost und Hunger zähneklappend;
Erzogen sie mit Muttertreu' und Sorgfalt,

Und als ein braver Werber sich gefunden,
Entblößten Sie sich selbst, um sie zu kleiden.

Scuderi. Wer weiß, welch' traurig Schicksal sie verhindert,
Ein Zeichen ihres Lebens mir zu geben,
Wenn sie noch lebt. Ich müßte mich erkund'gen.

Martinière. Und haben Sie das nicht gethan?

Fräulein. Ja. Doch
Wie einer nur, der etwas thut, damit
Er sich nichts vorzuwerfen haben will.

Martinière. Ich leid' es nicht, daß Sie sich unrecht thun.
Sie thaten, was Sie konnten.

Fräulein. Zwanzig Jahr'
Nun müßt' Olivier sein, wenn er noch lebt,
Das arme, liebe Kind; wer weiß, wo es
Jetzt darbt, und ich leb' hier im Überfluß.

Martinière. Nun freilich. Und nun fehlt nur, daß Sie sagen:
Sie sind an seinem Unglück schuld.

Fräulein. Vielleicht,
Wenn ich es sagte, sagt' ich nur die Wahrheit.
Ich ließ sie ziehn mit ihrem Mann.

Martinière. Er hatte
Das Heimweh. Wollen Sie den Schweizer halten,
Wenn ihn das Heimweh faßt? Das wär' sein Tod.

Fräulein. Du bist ein guter Anwalt, wenn es mich
Verteid'gen gilt. Nun geh'. Daß du nicht wachst!
Die Straße wird nicht leer von Degrais' Wächtern.
Schlaf' wohl. Vielleicht giebt mir's ein freundlicher
Engel im Traum, wo Anne Guiot lebt.

(Martinière küßt ihr die Hand.)

Martinière. Ich schließe nur die Thüren.

Fräulein (geht ab durch die Seitenthür).

Martinière. Sie ist selbst
Ein Engel. Und die Martinière fleht
Der Himmel soll ihn noch der Erde gönnen,
Bis sie ihn einst begleiten darf.

(Sie geht. Gleich darauf kommt:)

14. Auftritt.

Olivier außer sich; die Martinière hinter ihm.

Martinière (erst noch in der Scene). Baptiste!
Schnell rufen Sie die Wache! Räuber! Mörder!

Olivier. Ich muß sie sprechen. Still! wollt Ihr nicht sterben.

Martinière (hat ihm die Seitenthür abgewonnen, die sie mit ihrem Rücken deckt).
Versucht's! Doch lebend lass' ich Euch nicht zu ihr.
Olivier. O Gott! So nah dem Ziel und sollt' es nicht
Erreichen. — Habt Erbarmen! Die Verzweiflung
Trieb mich, den Dolch zu ziehn. Ich muß sie sprechen.
Frau Martinière, denn das seid Ihr doch; —
Hier liegt mein Dolch. Ist Euch ihr Leben lieb,
Laßt mich zu ihr. Ich bin —

15. Auftritt.

Das Fräulein. Die Vorigen.

Olivier. Da ist sie selbst.
O Gott sei Dank.
Fräulein. Wer rief nach mir?
Martinière. Laßt ihn
Euch nicht so nah. Dank sei der heil'gen Jungfrau — .
Hört Ihr die Waffen? und Baptistes Stimme?
Die Wache kommt!
Olivier. So muß ich eilen. Fräulein,
Bei Gott und allen Heil'gen fleh' ich Euch,
Schickt morgen jenen Schmuck an Cardillac,
Den Ihr zu Nacht erhieltet. Schickt ihn hin,
Er soll die Steine anders fassen. Mehr
Kann ich nicht sagen. Mich vertreibt mein Schicksal.
Schickt, Fräulein, schickt. — Eu'r Leben hängt daran. (Ab.)

16. Auftritt.

Vorige ohne Olivier.

Fräulein. Was wollte dieser Mensch?
Martinière. Nach Euch verlangt' er.
Der Schreck! Die Angst! Nun die Gefahr vorbei ist,
Nun fühl' ich erst, wie ich erschrocken bin.
Ob sie ihn haben? (Am Fenster.)
Nein! da eilt er hin,
Der Bösewicht.
Fräulein. Die Haare flogen wild
Ihm um die bleiche Stirn; es zuckten ihm
Die Lippen fieb'risch, doch im Auge selbst
Lag etwas freundlich Frommes. Fast erinnert'
Er mich an Anne Guiot —
Martinière. Freilich, was
Das Herz erfüllt, das kommt uns in die Augen.
Sind wir betrübt, gleicht alles unserm Kummer.

Ich sah ihn schon einmal; es ist derselbe,
Der von den Räubern Euch den Schmuck gebracht.
Fräulein. Nicht möglich!
Martinière. Darum sprach er von dem Schmuck.
O gebt ihn weg, den unglückſel'gen Schmuck.
Es ist kein Segen dran. — Da kommt Baptiste.

17. Auftritt.

Baptiste. Vorige.

Martinière. Nun? Haben Sie den Menschen? Ja; Sie sind
Der Rechte!
Baptiste (keuchend). Er war schon zu weit. Er hatte
Zu viel Vorsprung.
Martinière. Zwei Schritte.
Baptiste. Wenigstens
Zweihundert.
Fräulein. Laß es gut sein, ehrlicher
Baptiste. Sie neckt doch nur. Sie macht's nicht anders.
Du kennst sie ja. Dafür ist sie ein Kind
Auch noch.
Baptiste. Ein Kind von fünfzig Jahren.
Martinière. Fünf
Und vierzig erst, wenn Sie erlauben, Herr.
Fräulein. Da bist du fünfzehn älter, mußt drum klüger
Auch sein, Baptist. — Ja, Jugend hat nicht Tugend.
Man hat seine Not, in Ordnung euch zu halten,
Ihr junges Volk. Nun geht; geht. Gute Nacht.

(Alle gehen.)

Vorhang fällt. Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Cardillacs Werkstatt.

1. Auftritt.

Cardillac (allein; arbeitend). Wer kommt da? Ah; der Graf von Miossens
Wird schicken nach dem Schmuck.

(Er holt den Schmuck herbei.)

Hol' euch der Teufel,
Ihr Lastervolk!

(Betrachtet den Schmuck.)

Dich wollen sie mir nehmen,
Mein Kleinod! Meine Seele! So wie dich,
Liebt' ich noch keinen. Und dich, armes Herz,
Will man mir nehmen, einer Dirne hängen
An den verbuhlten Hals. — Du mußt es dulden,
Du armes Ding. Doch ich, ich will's nicht dulden!
Daß ich an jenen denke, den die Scuderi
Nun hat, das ärgert dich. Ich wär' ein Narr,
Dächt' ich an jenen. Du bist tausendmal
So schön. Recht! Kugle, Schelm, mit mir, daß ich
Jenen vergesse. —
Eine Heil'ge ist
Das Fräulein; ihr ein Haar möcht' ich nicht krümmen,
Doch dieser — Graf und seinesgleichen! Ja:
Der Himmel will mich nicht, und dennoch schon' ich
Und schäume nur den Moder oben ab.
Kein heilsam Kraut, langhäls'ge Gräser nur
Reut' ich, die frech die Kräuter überwuchern.
(Schritte in der Scene.)
Das ist der Graf Miossens selbst. Was solch'
Ein Fußtritt sich herausnimmt. Wie ein Herold
Zieht er voran und ruft: Platz da, Gesindel!
Hier kommt des Herrgotts feinstes Backwerk! Doch
Will ich den Hochmut dulden. Er ist noch
Bescheiden gegen jenen Hochmut von
Herablassung. Läßt Gottes Kuchen sich
Soweit herab, zu Gottes Schwarzbrot sich
Herabzulassen; wie läßt sich das Lächeln
So gnädig dann herab, dem Glücklichen,
Der die Herablassung erdulden muß,
Bis auf den Zoll die Tiefe vorzurechnen,
In welche sich der gnäd'ge Herr so gnädig
Herabgelassen, um zu thun, als wär' er
Nichts, als ein bloßer Mensch, nichts, als Canaille.

2. Auftritt.

Miossens. Cardillac.

Miossens. Bin ich hier bei dem Goldschmied Cardillac?
Cardillac. Ist's Euch gefällig; nun so denkt, Ihr seid's.
Miossens. Mein Schmuck ist fertig. Gebt ihn.
Cardillac. Wißt Ihr das,
Herr Graf?
Miossens. Ich höre: will man sein Bestelltes

Von Euch, so muß man selbst es holen. Gebt.
Die Rechnung wird mein Diener morgen holen.

Cardillac. Ihr meint, wenn Ihr befehlt, muß man gehorchen.
Sonst bät' ich Euch: Herr Graf, seid nicht so kurz.

Miossens. Meint Ihr, Graf Miossens soll mit Euch schön thun?
Meine Hände sind zu schwer dazu. Ich bin
Zu streicheln nicht gewohnt und rat' Euch Gutes,
Herr Bürger.

Cardillac. Euer Rat, Ihr wißt's wohl, ist
Zu gut für einen Bürger. Drum behaltet
Ihn selbst.

Miossens. Ihr wollt mir trotzen? Wagt, mir so
Zu kommen, Ihr elender Knecht? Her mit
Dem Schmuck.

Cardillac. Ja, ja! Hier. Hier. Nehmt ihn und — geht.
Dies Zimmer hier ist mein. Begreift Ihr das?
Ihr edler Herr, Ihr gnäd'ger Graf? Seht Ihr,
So werf' ich Euch die Trepp' hinab; Ihr hoch-
Geborner Herr! Was unterfängt sich nicht
Solch ein elender Knecht! Denn seht, solch einer
Hat Arme just wie Ihr. Daran habt Ihr
Wohl gar noch nicht gedacht? Ihr meintet wohl,
Ihr Herren nur seid Menschen und habt Köpfe,
Habt Arme, Beine und dergleichen mehr?
Ich will Euch zeigen, daß wir Arme haben,
So gut und beff're noch als Ihr.

Miossens. Fort mit
Der Hand, verrückter Knecht! Solch ein Verrückter
Hat mehr als Menschenkraft. Heiß' ich Miossens,
So kommt Euch teuer dieses Thun.

Cardillac. Verzeiht,
Mein gnäd'ger Herr, wenn ich in allertiefster
Demut Euch hier beim gnäd'gen Kragen packe
Und Euch in tiefster Unterwürfigkeit
Die Trepp' hinab — 's ist eines Knechtes Treppe,
Und drum nicht wert, daß Ihr hinunter geht —
Wollt Ihr das nicht, so packt Euch huldreichst selbst!

Miossens. Wahnsinniger, ich gehe schon. (Ab.)

3. Auftritt.

Cardillac (allein). Ha ha,
Ha ha ha ha. —

(Pause, dann fährt er auf.)

Er geht mit meinem Schmuck.
Halt' ich ihn auf? Laß ihn nur. Laß ihn nur.
Er wird nicht weit gehn. — Da — Da um die Ecke —
Punkt elf. — Gott sei's gedankt. Das war ein Stein
Vom Herzen; das betrügt den wilden Geist
Da drin. — Statt jener werf' ich den ihm vor.
Was wär' das eine Schurkenthat gewesen,
Das Fräulein morden, das ein Engel ist.
Verbrecher morden, das ist kein Verbrechen.
Thut's doch der Richter auf dem Richterstuhl,
Auf den ihn Gott gesetzt. Er thut es freilich
Nur an den Kleinen. Große Missethäter
Zerreißen ihm sein Netz. Um das, worum man
Das Schächerlein hängt an das große Kreuz,
Hängt man ein Kreuzlein an den großen Schächer.
Das machen ihre angebornen Rechte.
Ha, ha; mein Thun ist mir auch angeboren,
So mach' ich draus ein angeboren Recht
Und bin der Herr von Adelshaß, der Ritter
Vom Dolch, ha, ha! der Graf von Straßenmord.
Der Straßenmord, der ist ihr altes Recht,
Davon ist dies Paris ihr Pergament,
Und fleißig haben sie's mit Blut besiegelt.
Warum, was sie Jahrhunderte gethan,
Warum nicht ahmen das wir ihnen nach,
Wie wir's mit Kleidern und mit Sitten thun?
Scheint sich der Bürger doch ein Bauer, geht er
Nicht wie ein Herr gekleidet. Was? — Schlag elf —
Nun ist es zehn erst, und kaum das. — Das ist
Mein Morgen; da wird meine Seele frisch
Und stark. Ein anderer bin ich bei Nacht.

(Schritte; Gebärden, zuweilen ein Gelächter; sein Selbstgespräch wird mählich wieder lauter.)

Ha ha — ja doch — hm ja. Was ist's? Was ist's?
Ein Leuchten wie von faulem Holz; ein — ja doch —
Ein Krampf, der durch des Dunkels Wimpern zittert,
Am totenfahlen Blei der bunte Moder;
Der Ausschlag böser Säfte; wie der Pilz,
Die Blätter auf der kranken Haut der Erde,
So bunt und seltsam und so flüchtig auch.
Die offne Wunde an dem stummen Nichts
Und wir die Maden drin, und eine macht
Die andre Made fürchten mit Vergeltung,

Dem nebligen Popanz; so macht das Nichts
Im Nichts das Nichts mit künft'gem Nichts zu fürchten.
Je schärfer man's beschaut, je kleiner wird's
Und endlich schwindet's; 's ist im Auge nur,
Nicht außer ihm und in der Wirklichkeit,
Krankheit des Aug's und schwindet mit der Krankheit — —
Diese Zofe der Verwesung, unermüdlich
Mit Schmink' und Putz; wie bunt und frech — es bleibt
Der alte Tod; er wechselt nur die Kleider.
Schmink' ist das Leben auf der Wang' des Todes
Und weiter nichts. Und doch ist ein Geschrei,
Wenn einer, der der Narren Narr nicht ist,
Ein Tröpfchen Schmink' verwischt. Ho! ein Geschrei
Von Tugend, Glauben, Liebe. Seifenblasen,
Vom weiten Weltensterne, in der Näh'
Zwei Tropfen Seifenwasser, wenn der kalte
Verstand sie anhaucht. Kommt mir an, ihr Blasen,
Bastarde ihr vom Tag, dem Millionteil
Des Augenblickes Leben; kommt mir an!
Der Tag ist nur die krankgeword'ne Nacht,
Nur ein Erbleichen auf der Mohrin Antlitz,
Das kaum die Wang' ihr mit dem Fuß berührt.
Tag ist's, solang' die Nacht sich nicht besinnt.
Da kommt 'ne Blase. Tugend? Ja, dich kenn' ich:
Wenn Müdigkeit des Menschen wirkliche
Natur einmal einnicken macht, dann steigst
Du auf und Narren rufen: Welche Tugend!
Dann ist der edele Entschluß gefaßt,
Das nicht zu nehmen, was man nicht mehr mag,
Und just so lang' hält der Entschluß, wie du!
Noch eine Blase? — Wie 'ne rote Mütze.
Von Gottes Gnaden war hier ein Tyrann,
Nun sind es hundert in der Freiheit Namen.
Die Thaten nicht, die Thäter wechseln nur.
Ob einer sie besitzt, ob hunderttausend —
Wer die Gewalt hat, der mißbraucht sie auch.
Noch eine Blase? Her damit. Es ist
'ne Arbeit. Ha ha! Eine Krücke kommt
Geflogen; drum ein Heil'genschein von Seife.
Nach fremden Göttern rafft um sich die Ohnmacht,
Die sich nicht selber Gott kann sein, und tauscht
Des Lebens wilden, sturmdurchbrausten Baum
Um dürres Holz, 'ne Krücke. Eine Krücke

Für Lahme nennt man Glauben. Ha ha ha!
Drum liebt er seinen Glauben, seine Krücke,
Und haßt den Starken, der sie nicht bedarf,
Und wütet, wenn man nach der Krücke faßt.
Noch eine Blase? Eine noch? Die Liebe;
Ein stolzes Schifflein auf der Jugend Welle,
Und falsche Schwüre blasen in die Segel.
Der Zwitter, oben Geist und unten Vieh.
Das Feuer liebt das Holz, das Holz das Feuer.
Des Mannes Lieb ist Herrschsucht. Wie das Feuer
Um's Holz, schlägt er verzehrend seinen Arm
Um des Weibes Selbst und schlingt es gierig in sich.
Und ist nichts zu verzehren mehr, dann ekelt
Ihm vor der Asche, und er flackert weiter.
Des Wolfes Liebe ist, das Lamm zu fressen;
Des Lammes Liebe, sich vom Wolfe fressen
Zu lassen. — Und die Menschenlieb', die Milch,
Von der der Menschheit Brei so süßlich schmeckt,
Die Kinderspeise für entnervte Magen?
Haß ist der wilde Atem der Natur;
Haß ist der Atem in der Menschenbrust,
Der sie zu markiger Gesundheit schwillt,
Und Liebe nur ihr lungensüchtig Keuchen.
Kampf ist des Tieres Leben. Die Vernichtung
Ernährt uns; wir ernähren die Vernichtung.
Die Lunge frißt, ein gierig Tier, die Luft;
Das Auge schlingt die lichten Strahlen ein;
Die Arglist lauert dem Vertrauen auf;
Der Wille sucht die Willen zu verschlingen.
Und wenn wir nicht die Dinge mehr vernichten,
Vernichten uns die Dinge. Fried' und Ordnung
Sind für die Schwäche; denn da ist der Schwache
Der Starke, und der Starke ist der Schwache.
Still da, du Stimm' im Busen, wildes Tier;
Daß du mir nicht die Vorsicht überschreist. —
Punkt elf — da an der Mauer hin. Husch' nur,
Verbuhlter Luftzug, an dem Busentuch
Der stillen, traumversunk'nen Gäßchen hin.
Die Nacht läßt leben, hält ihr Ohr gern zu.
Ihr habt die dunkeln Straßen gern; ich auch.
Nur zu — nur zu — Ihr kommt mir schon. Ich will
Meinen Schmuck schon haben. — Klirrt nur mit den Sporen,
Besorgt Eu'r eigen Grabgeläut'. Still — still —

Die Nacht hält ihren Atem an — ihm nach —
Treu wie sein Schatten — lautlos leicht wie er —
Dem trüben Blick einsamer Lampen, die
Vor Langweil' nicken und sich mühsam nur
Einmal aufrecken und dann wieder nicken —
Jetzt biegt er ein — schnell hinterher — die Mauer
Entlang — des Vorsprungs Schattenmantel um
Die Brust geworfen — flink an ihm vorbei,
Denn ihm zuvorzukommen gilt's. Hier hinter
Das Heil'genbild — das Heil'ge ist gefällig,
Deckt das Unheil'ge gern — und nun nicht atmen —
Schon recken sich des Armes Muskeln — still —
Noch fünfzehn Schritt — noch zehn — so; nun den Arm
In die Höh'; der andre drückt den schweren Atem
Zurück — noch fünf — noch drei — noch zwei — noch —
(Ein Sprung beschließt die Vision und ein Stoß mit der Hand, in der er den Dolch zu haben meint.)
So;
Nun ist's geschehn. Und nun den Schmuck, den Schmuck;
Her mit dem Schmuck. Nun hab' ich —
(Er erwacht wie aus einem Traum, matt.)
Nein — ich hab'
Ihn nicht. 's war nur ein Traum. — Ich hab' ihn nicht,
Meinen Schmuck. Ich hab' ihn nicht. — He, munter! munter! —
Es lauscht doch niemand? Nein. Verwünschtes Träumen!
Ich schließ' die Thüre. Meine Leute müssen
Zu Bett. — Die Caton lauscht mir so umher.
's ist hohe Zeit. Kommt jemand? Ja. Bewahr' —
(Er singt.)
Bewahr' uns unser besser Teil,
Bewahr' uns unser Seelenheil.
Laß es dem Satan nicht gelingen,
Daß er uns fängt in seinen Schlingen.

4. Auftritt.

Olivier. Cardillac.

Cardillac (unterbricht sich im Singen).
Kommst du, mein Junge? Wo ist Madelon?
Zeit ist's, zu schließen. Ich bin schläfrig.
Olivier (für sich).
Nein.
Er täuscht mich nicht. Er geht mit etwas um —
Cardillac (hat für sich fortgesungen; gähnend).
Was meinst du? Ah, ah. Sagtest du nicht was?

Olivier. Ich? Nein. Ich sagte nichts.
Cardillac. Nun, so schlaf wohl,
Mein Junge. Diese Nacht hab' ich geträumt:
Ich war ein andrer Mensch. Ich will es werden.
Schwer ist es, doch wenn man nur wollen will,
So kann man können. Leg' dich. O, es ist
Ein Wohlgefühl, das fromme Wollen. Tugend
Geht über allen Schmuck — den Schmuck — er hat
Ihn noch — den —

(Er reißt sich mit Gewalt los.)

Wie gesagt — wie? sagt' ich's nicht?
Daß ich — nun freilich; ah, ich bin schon halb
Im Schlaf; bin heute müd' geworden. Voll
Eine Stunde hab' ich in Notre-Dame gekniet.
Ich schließe. Leg' dich. — Gute Nacht, mein Junge.

(Er geht, ein Licht in der Hand; man hört ihn singen und gähnen.)

5. Auftritt.

Olivier allein; gleich darauf Madelon.

Olivier. Daß mit dem Fräulein wieder mir's mißlang.
Gott! sie hat nichts geschickt, hat meine Warnung
Verachtet, und der Unmensch — o, es ist
Nur zu gewiß, er brütet ihren Tod.
Was thu' ich? Nein, er darf es nicht. Dann wär' ich
Sein Helfer, sein Genosse. Um Madelon
Schweig' ich, doch nicht, daß er —

Madelon (ist eingetreten und während der letzten Worte, ohne darauf zu hören, von hinten nach ihm zugeschlichen und hält ihm die Augen zu).
Rat', rat', wer's ist!

Olivier. Du —
Madelon (immer noch mit veränderter Stimme)
Nein. Ich nicht. Es ist Herrn Claudes Caton.
Olivier (will sich nichts merken lassen). Du, wart' —

(Geräusch; er erschrickt.)

Madelon. Erschrickst du? Fährst du auf um nichts?
Es war das Thor, das in den Angeln kreischte.
Der Vater schließt's. —
Olivier (für sich). Daß ich ihn nicht verfehle!
Madelon. Dich wundert's auch —
Olivier (wie vorhin). Ging' ich vor ihm, er merkt' es.
Madelon. Er ist so eigen sonst und spart kein Öl,
Und läßt das durst'ge Thor doch immer schrei'n.

Was pocht da noch? Gewiß iſt's Claudes Caton.
Was die nur immer auf den Treppen ſchleicht.
(Während ſie öffnet und Caton eintritt, ſpricht)

Olivier. Ich will ihm nach. An der geheimen Thür
Wart' ich auf ihn. Bin ich nicht jung und ſchnell?
Er ſoll nicht! Nein, ich duld' es nicht. Wie geſtern
Steig' ich aus meinem Fenſter. Gott, laß mir's
Um Madelon gelingen!
(Er eilt ab, ohne Caton zu bemerken.)

6. Auftritt.

Caton. Madelon.

Caton. Na, das heiß' ich
Es eilig haben. — Keine gute Nacht —
Nichts. Im Vorbeigehn, dächt' ich, gute Nacht,
Angenehme Ruh' oder ſonſt was zu ſagen,
Das könnt' die ſchnellſte Eile noch erlauben;
Guten Tag, gute Nacht, Mamſell Caton. Hat er's
Doch ſonſt gekonnt. — Ich will nicht lange ſtören.
Die Lamp' wird's ohnehin nicht lang' mehr machen.
(Sie löſcht ihre Lampe aus und ſtellt ſie hin.)
Die junge Welt — wenn ich was loben kann,
Thu' ich's; das weiß die ganze Welt. Wo Caton
Die Achſeln zuckt, da ſchlagen andre Frau'n
Die Hände ſchreiend überm Kopf zuſammen.
Na — na; ich ſage nichts. Wenn ich nicht täglich
Den Meiſter Cardillac mit Augen ſähe —
Das iſt ein Troſt noch, ſolchen Mann zu ſehn.
Ich kam an ſeinem Kämmerlein vorbei
Und hörte ſeine frommen Seufzerlein.
Der Mann — Gewalt thut er dem Himmel an;
Gott ſelber kann ſich ſeiner nicht erwehren.
Horcht nur —
(Sie öffnet die Thür; man hört Cardillac ſingen.)
Hört Ihr?
(Sie ſingt mit:)
Daß er uns fängt in ſeinen Schlingen.
Dich fängt er nicht, dich nicht, du frommer Mann.
Ich aber bete für dein armes Kind.
Behüte Gott die liebe Madelon.
Denn, fürcht' ich, fürcht' ich ſchier, der Satan ſinnt,
(Sie bekreuzt ſich, ſingend:)
Wie er ſie fängt in ſeinen Schlingen.

Madelon. Es iſt ſchon ſpät, Frau Caton —
Caton. Eine Seele
Zu retten aus des Gottſeibeiuns Klauen,
Iſt's nie zu ſpät.
Madelon. Der Vater hat's nicht gern,
Wenn ich nach ihm noch auf bin.
Caton. So? Und er
Iſt ſtreng; ich weiß es. Ja, ich möchte nicht
Mit ihm zuſammenkommen anders, als
In Fried' und Frömmigkeit. Ich zünde nur
Mein Lämplein wieder an.
(Sie beginnt, kann aber nicht damit fertig werden.)
Ich ſage nur:
Die Menſchen leben froh und unbekümmert
Und laſſen Gott den guten Vater ſein;
Warum muß ich denn nur den Böſen ſehn,
Wo ich nur hinſeh'? und mich drob ereifern?
Die andern, o wie ſind ſie glücklich blind;
Warum muß mich denn nur der Geiſt regieren,
Daß ich mich über alles ärgern muß
Und überall Gottloſigkeit entdecken,
Daß ich drein ſchlagen möcht' mit Hand und Füßen?
Ich denke, Gott hat etwas mit mir vor.
Ich gehe ſchon. Nur eins. Ich ſage nur —
Ich weiß, Ihr hört's nicht gern; doch ſprechen muß ich,
Wenn mich der Geiſt regiert. Ich frage nur:
Was kann ein junger Menſch darunter haben,
Bleich auszuſehn, wenn er ſein gutes Eſſen,
Sein Trinken hat und ſeine rechte Ordnung
In allen Dingen, nicht für Wäſche braucht,
Noch für Geleuchte, Betten, Knecht und Vieh,
Noch ſonſt für was zu ſorgen? Was? Wie kann er
Sich unterſtehn da, blaß zu ſein? Und da vorbei
Mir nichts und dir nichts ſtürzen, als wär' ich
'ne Nadel, und das bin ich, Dank Gott, nicht.
Ein gutes Auge kann mich noch erkennen.
Ich ſage nur: was hat er blaß zu ſein?
Kann er nicht ſagen: Guten Abend; wie?
Und daß ich's Euch nur ſage: was ſteigt er
Aus ſeinem Fenſter nachts? Kann er das nicht
Den Herren laſſen? — Nicht, als lobt' ich die —
Und hat ein Bräutchen wie ein Nelkenſtöcklein!
Madelon. Ihr ſcherzt, Frau Caton; das iſt Eure Art ſo.

Caton. Meint Ihr, Unart sei meine Art? Da schlüg' ich
Doch noch in meinem Alter aus der Art.
Ich sag' Euch: das ist eine Art von dem
Gottseibeiuns. Nehmt Euch vor dem in acht.
Ich sag's ihm so noch, daß es eine Art hat.
Ei, mag er klettern doch soviel er will,
Was geht das mich an? Aber zu verschwinden,
Spurlos verschwinden, sag' ich Euch, rein von
Der Gotteserde wegverschwinden, ganz und gar
So mir nichts, dir nichts und, weiß Gott, wohin?
Das geht Euch nicht mit rechten Dingen zu.
Was ist er bleich und sagt nicht guten Abend?
Als wenn er mich nicht säh'? Hat seinen Grund:
Der Gottseibeiuns mag von mir nichts wissen;
Er weiß, ich bin ihm immer auf dem Dach.
Na, nichts für ungut. Ja; Ihr glaubt mir nicht.
Ihr seid verliebt; da seht Ihr freilich nicht.
's ist eine wilde Nacht heut', schaurig, schaurig,
Über die Maßen schaurig. Nun, wir stehn
Und reden hier im warmen Kämmerlein,
Derweil vielleicht da draußen auf der Straß' 'nem
Vornehmen Mutterkind der kalte Dolch
Ins warme Herz fährt —

Madelon. Macht Ihr mich zu fürchten.
Sprecht nicht so garst'ge Dinge, böse Caton.
Gewiß steck' ich die Nacht bis an die Stirn
Unter der Decke. Daß ein Mensch so was
Soll können; doch ich glaub's Euch nicht.

Caton. Ich glaube,
Ihr glaubt, es glaubt es jemand gern? — Für heut'
Nun weiter nichts, als eine gute Nacht.
Schlaft Ihr nur. Schlaft Ihr nur. Wir wollen desto
Munterer sein. Die Maréchaussé — hört
Ihr sie? — die ist mein Adjutant; ein frommes Lied dazu —
Nun laßt den Bösen bellen. — Gute Nacht.
Schlaft nur. Denn Gott und Claudes Caton wacht.

(Ab.)

7. Auftritt.

Madelon (allein). Was die nicht sieht! Ich zitt're ordentlich
Vor Furcht. Daß es so böse Menschen giebt!
Wie glücklich bin ich doch, du lieber Gott,
Daß ich so guten Menschen angehöre.

Man sagt: so fromm wie René Cardillac.
Da muß ich dankbar sein, solang' ich lebe;
Könnt' ich nicht eines bösen Menschen Kind sein? —
Ob solche böse Menschen Kinder haben
Und Bräute? Und was könnten die dazu?
Ach, das ist schrecklich, wenn man sich's nur denkt!
Ich will's nicht denken, krank könnt' ich sonst werden
Vor bloßer Furcht. Nein, ich will beten. Gott,
Ich kann es nicht dem Vater danken, daß er
So gut ist und so brav. Hörst du ein Kind,
O so vergilt du's ihm! Und meinen Bräut'gam —
Ich weiß nicht, was ihm fehlt, doch ist's kein Unrecht,
Das weiß ich so gewiß — laß wieder sein
So froh und heiter, als er sonst es war. —
Wird das so seltsam sein, wenn man mich Frau nennt,
Und ich nicht mehr im bloßen Kopf kann gehn,
Ein Häubchen tragen muß. Wie ich mag aussehn?
Ach, ich muß lachen, wenn ich nur dran denke.
Und schämen werd' ich mich zuerst. Warum?
's wird ja nicht anders, als es jetzt schon ist —
Was ist's denn weiter, wenn's Frau Brusson heißt?
Das ist schon wahr. Und doch werd' ich mich schämen.

(Sie geht mit ihrer Lampe durch die Seitenthür, nachdem sie das Licht ausgelöscht.)

8. Auftritt.

Einige Zeit bleibt das Theater leer, dann Schritte und das Werda der Marschaussé auf der Straße. Dann bringt Olivier den verwundeten Cardillac mehr getragen als geführt.

Cardillac. Oh — hierher — hierher — oh. Der Teufel selbst
Hat ihm die Hand geführt. — Langsam — nur langsam —
Ich bin des Todes.

Olivier. Setzt Euch in den Stuhl hier.
Gott! ich bin ganz verwirrt — so wie im Traum.
Sagt nur, was ich beginnen soll.

Cardillac. Meinen Schmuck!
Meinen Schmuck!

Olivier. Ist das entsetzlich, wie er stiert
Und mit den Händen tastet in der Luft.
Was thun? Was thun? Kommt zu Euch, Meister, sagt,
Ich bitt' Euch, Meister, sagt, was ich beginne!
Fahrt Ihr so fort, so tötet mich die Angst.

Cardillac. Es wär' ein Gott? Es wär' ein Gott? Du lügst.
Ich soll nicht ruhig sterben.

Olivier. Meister, ich
Hab' nichts gesagt.
Cardillac. Nein, nein, du bist's auch nicht.
Und doch spricht's immerfort. Sieh hin, sieh hin
In jene Ecke; dort kommt's her. Sieh hin,
Wer dort ist.
Olivier. Dort ist niemand.
Cardillac. Aber hier
In dieser; oder dort. — „Es ist ein Gott."
Hörst du, Olivier? „Und doch ist einer,
Und doch!" Wahnsinnig könnte man da werden.
Sieh hin ans Fenster du. Vielleicht spricht jemand
Durchs Fenster: 's ist ein Gott und doch ist einer!
Olivier. Spräch' jemand, Meister, so hört' ich's doch auch.
Cardillac. Wie's flüstert: 's ist ein Gott und doch ist einer —
Und doch! und doch! und immer, immer, immer:
Es ist ein Gott! Es ist ganz nah' herum —
's ist in mir selber, glaub' ich. Wie das brennt
In meiner Seele Ohr. Wie wird mir angst!
Nimm mir den schwersten Hammer, schlag' damit
Den Amboß, bis er weißlich glüht. Laß! Laß!
Brächt' selbst der eh'rne Himmel müd' zusammen,
Kreischten die Stern' in ungeölten Angeln,
Und ging' der Donner mit dem Reiter durch
Und schlüg' den Huf der Wolk' in ihren Rücken,
Daß sie aufstöhnte hunderttausendstimmig —
Das Flüstern übertönt' es nicht: „Es ist
Ein Gott!" O, brüllt' es selbst mit Sturmposaunen
Daher, so wär' es doch zu tragen noch;
Vor einem Lärmen kann die Seele flüchten
Unter der Betäubung Vampirflügel. Diesem
Entsetzlich leisen Flüstern muß sie stehn.
Das hält sie fest und leuchtet unbarmherzig
Ihr alle Falten aus, so daß ihr selbst
Vor ihrer wüsten, leeren Tiefe graut.
„Und doch ist einer!" Hörst du? „Doch ist einer!"
Ha ha ha! „Doch ist einer — doch ist einer."
Wär' ich wahnsinnig, dann wär' alles gut.
Olivier. Die Seele, angstverwirrt, vergreift sich, mengt
Die Gegenteile schaurig lächerlich.
Der Jammer flucht und die Verzweiflung jubelt,
Das Lachen weint, das Weinen lacht. Und mir
Reißt Schwindel hier an dieses Abgrunds Kluft

Die Stütze der Besinnung aus der Hand.
Ach, großer Gott, wie bin ich ratlos!
Cardillac. Schaff'
Mir Madelon. Vielleicht, wenn ich sie seh' —
Olivier (pocht an Madelons Thür). He, Madelon! Hörst du mich, Madelon?
Steh' auf! Steh' auf! Dein Vater —
Cardillac. Nimm den Dolch
Mir aus der Brust. Versteck ihn. Sag' ihr nicht,
Daß ich gemordet bin. Deck' mir was über
Die Brust, daß sie das Blut nicht sehen kann.
Olivier (steckt den Dolch in die Tasche, bedeckt Cardillac die Brust und pocht wieder). Sie hört mich nicht.
Cardillac. Solang' man jung ist, hat
Man guten Schlaf und jeder Traum ist süß
Vom Zucker der Gewissensruh'.
Olivier. Hörst du?
He, Madelon!
Madelon (draußen). Was ist?
Olivier. Schnell, komm heraus!
Madelon. Ich komme schon. Ich zieh' mich nur schnell an.
Olivier. Eil' dich.
Cardillac. Meinen Schmuck! Meinen Schmuck!
Olivier. Wie schauerlich!
Das Fieber rüttelt ihn schon wieder.
Cardillac. Gieb
Mir meinen Schmuck, und du sollst leben bleiben.
Ich will dir einen andern schaffen. O,
Ich weiß schon, wie man Schmucke schafft. Still doch,
Wenn ich dir was erzählen will. Hör' du,
Warum ist rot das Gold und weiß das Silber?
Still doch; so was sagt man nicht gerne laut.
Das Gold ist rot von all dem roten Blut,
Das drum geflossen ist; das Silber bleich
Vor Schauder über das, wozu es lockt.
Sie schliefen süß unschuld'gen Kinderschlaf —
So heißt's, wenn man noch keine Träume hat —
Am Erdenherzen, bis das Raubtier Mensch
Der alten Mutter in das Eingeweide
Die Klauen schlug. Die arglos Schlummernden,
Sie mußten Räuber, Kuppler, Mörder werden;
Nun rächen sie ihre Unschuld am Verführer;
Aus Knechten werden sie des Menschen Herr

Und treiben ihn zu allem Gräßlichen.
Alles ist gut, was noch nicht Menschen dient,
Dem schlauen Feind der Unschuld der Natur.
Die ew'gen Sterne selbst am Himmel dort,
Wenn sie des Menschen Gier erreichen könnte,
Die müßten seiner Lüste Kuppler werden. —
Her mit dem Schmuck. Fort mit dem Schmuck. Fort! — Her! —
Die Steine brennen. Bunte Flammen sind's,
Die durch das Aug' mit glüh'nden Zungen züngeln
Und, durst'ge Vampirn, an dem Hirn mir saugen.
Das brennt! Das brennt! Das brennt! Dasselbe, was
Des Menschen Himmel ist, ist seine Hölle.
's giebt Menschen, die nur beten dürfen, und
Ablassen muß der böse Geist von ihnen.
Ich kann der Kirche schenken. Die Kirch' ist feil.
Für Geld verkauft der Priester mir den Himmel.
Für Geld ist Erd' und Himmel feil. Ha ha!

Olivier. Ein jedes Haar bäumt einzeln ihm die Angst,
Und Schauer kräuseln flüchtig seine Haut,
Wie Wirbelwind den Staub am Boden hin.
Aufzuckt Entsetzen jeder Nerv an ihm,
Ein jeder Nerv ein Mensch im Todesringen.
Jetzt faltet er die Hände. Welch ein Beter!

Cardillac. 's könnt' jemand lauschen. Claudes Caton etwa —

(Er singt:)

Und laß dem Satan —

Hol' euch die Pest, ihr Blutvergifter — halt' ihn!
Mir nach, Olivier, schnell! halt' ihn! halt' ihn!
Halt' ihn! Da läuft er fort mit meinem Schmuck.
Mach' mir die Füße frei, Olivier;
Eine Spinn' umspinnt sie mir — da fall' nicht über
Den roten Faden — ich lauf' und lauf' und lauf'
Und komm' nicht von der Stelle — und muß dort sein
Punkt elf — da an der Mauer. Gieb die Schmucke;
Hörst du, Olivier? Laß Messen lesen!
Dann hol' ich mir sie wieder. — So was kommt
Nicht alle Tage vor; die werden lachen:
Was steht ihr da und schüttelt euch! Bin ich
Der Cardillac nicht mehr, der fromme Bürger?
Ha ha ha ha! die Guten ließ ich leben,
Hab' nur die Schurken abgethan. Ha! Ha!
Hörst du? hörst du? wie's hämmert hier? Ha ha!
Und hin und her ächzt in der Nerven Kreuzgang?

Wie's angſtvoll an die leeren Zellen pocht?
Wie's ruft, wie's trippelt hin und her und ſtöhnt?
'ne arme Seel', die ſoll begraben werden
Und hämmert jetzt ſich ſelber ihren Sarg.

(Singt:)

O du heilig ewig Gut,
Nimm uns du in deine Hut!

Ich will euch — Harniſch unterm Koller tragen,
'nen tugendhaften Mann zum Narren haben,
Mit meinem eignen Dolche mich bedienen —!

Olivier. Sie kommt. Gott, wenn ſie ſeine Reden hört,
Wenn ſie erfährt —

Cardillac. Ich will euch, Schurkenpack!
Halt' ihn! Halt' ihn! Halt' ihn! Olivier!
Er hat meinen Schmuck noch. Bohr ihm durch den Harniſch!
Such' ſeine Seele mit dem Dolch! Halt feſt,
Und laß ſie nicht! Die Seelen ſind wie Luft,
Wie Blaſen. Halt' ſie feſt! Nagl' ihm die Seele
Ans Herz! Häng' ſie an ſeinen Därmen auf!
Halt' ihn! Halt' ihn! Zapf' ab! Zapf' ab! Zapf' ab!

(Singt:)

Und faſſen uns des Todes Wehen,
Laß deine Engel um uns ſtehen.

9. Auftritt.

Madelon im Nachtkleide und aufgelöſten Haaren, mit einem Licht.
Die Vorigen.

Cardillac. Was iſt da — da — da — da? — ein weißer Engel?
Er thut mir in der Seele Augen weh.
Ich kann das Weiße nicht — hat er meinen Schmuck?
Und wenn's ein Engel iſt, meinen Schmuck ſoll er
Mir geben.

Madelon (vom erſten Schreck erholt). Vater! Vater! Was iſt dir?

Cardillac. Ich hab' ein Kind? — Ach, ſo ein frommes Kind.
Dein Atem kühlt mit ſüßem Veilchenduft —
Das wäre ſchön, wenn nicht — jetzt faßt er mich,
Der Tod — Laß — laß — oh — oh —

(Er kann nicht mehr ſprechen.)

Olivier. Siehſt du? Er winkt.
Die Hand ſollſt du ihm geben —

Madelon. Vater, ſtirb
Mir nicht! Ach, ſtirb mir nicht! Was hab' ich dir
Gethan, daß du mir ſtirbſt?

Olivier. Er legt deine Hand
In meine — sieht nach dem Schranke — wie? was meint Ihr?
Er deutet — macht ein Kreuz — ja, ich versteh' Euch.
Ja; ja; er zuckt! es ist vorbei. —
Madelon. Nein! Nein!
Er soll noch leben! Nein, er muß noch leben!
Laß ihn nicht sterben! Liebst du mich, laß ihn
Nicht sterben! Wenn du Mitleid hast mit mir —
Ich will dir alles, was du willst — nur laß ihn
Nicht sterben! —
Olivier. Madelon! Mein armes Mädchen!
Madelon. Gott, hier ist Blut — ist — Hilf'! er ist ermordet!
Olivier. Um Gottes willen, schweig'! — Wenn's jemand hörte!
Madelon. Olivier! Hilfe! Hilfe!
Olivier (außer sich). Du sollst schweigen.
Die Wache zieht vorbei. Ach, Madelon,
Komm zu dir!
Madelon. Du? Du bist's? Und hätt' ich mich
Verloren, hier in deinem Auge fänd' ich
Mich wieder. Ach, Olivier, könnt' ich
Nur weinen!
Olivier. Horch! Was ist das?
Madelon. Nun hab' ich
Nur dich noch auf der Welt, nur dich allein!
Olivier. Um Gottes willen! horch! da auf der Treppe —
Es klingen Sporen. Gott! wer wird mir glauben!
Madelon. Was fürchtest du? Ist nicht mein Vater nun
Ein Engel? Fühlst du's nicht? Mir ist, es weht
Um uns wie leiser, lauer Flügelschlag.
Nun bet' ich noch um eins so gern zu Gott.
Bei ihm ist ja der gute Vater nun!

10. Auftritt.

Caton, Degrais, Gendarmen, erst noch in der Scene. Die Vorigen.

Caton (draußen). Hierher, Herr Polizeileutnant Degrais!
Hier war's, hier oben. O, ich kenne noch
Den Gottseibeiuns; der macht Claudes Caton
Nichts vor.
Degrais (weiter entfernt als Caton). Nicht einen Fußbreit dieses Hauses
Laßt undurchsucht.
Caton. Wenn Eure Leute nur
Standhalten.
Degrais. Ihr seid sicher.

Caton. Meinetwegen?
Mit meinem Rosenkranz und frommen Sprüchlein
Nehm' ich's allein auf mit dem Gottseibeiuns.
Laßt sehen, wer den andern schützen wird.
Ihr mich oder ich Euch? Nur hier herauf!
Kein Wunder, daß Ihr nicht den Bösen fangt;
Der wird Euch leichter fangen, als Ihr ihn.
Er hat Euch schon. Das Liebeln, Trinken, Spielen,
Das Fluchen und das weltliche Erzeigen,
Das sind die Henkel, dran er Menschen faßt.
Nehmt's nicht für ungut, Herr, doch ich muß sprechen,
Wenn mich der Geist regiert. Wie kommt Ihr mir?
Ihr wäret mir die rechten Himmelsfechter.
Wozu das Schwert? Einen Weihwedel hängt
An Eure Seiten. Ein Gebetbuch faßt
Anstatt des Stabs in Eure Hand. Was soll
Dies weltliche Gekrös von Posamenten?
Hängt 's Paternoster um. Das ist Euch besser.
Dann fangt den Satan Ihr; so fängt er Euch.

Degrais. Gut ist's, Frau Caton, was Ihr sprecht. Doch besser,
Wenn Ihr jetzt schwiegt.

Caton. Glaubt Ihr, ich kann nicht schweigen?
Doch muß ich schweigen, bin ich unnütz hier.

Degrais. Wir brauchen Euch, Frau Caton.

Caton. So; Ihr braucht mich?
Ich brauche niemand. Doch — wenn Ihr mich braucht,
Claude Patru ist mein Herr; ich weiß nicht, ob er
Euch kennt? — Nein, Gott sei Dank, er kennt Euch nicht.
Und ging' ich, nicht um Euretwillen ging' ich,
Denn seht: ich steh' in Gottes Namen hier.
Doch Ihr sollt sehen, daß ich schweigen kann. —
Nur immer hier heran! Hier ist die Thür,
Hier in der Stube war der wilde Zank.
Ich wohne gleich darunter. Hier ist vorhin
Geröchelt worden. Hier herein, so fangen
Wir den Gottseibeiuns in seinem Nest.
Ich habe nicht umsonst gewacht. Ich wußte:
(sie tritt ein mit ihrer Lampe)
Der Herrgott hatte Großes mit mir vor.

Degrais (tritt ein; Gendarmen besetzen die Thür).
Im Namen des hochpeinlichen Gerichtshofs
Chambre ardente, was ist hier geschehn?

Caton. Ihr fragt noch, Herr? Seht Ihr nicht hier? Da liegt er,
Der tugendhafte Mann — doch ich kann ſchweigen.
Degrais (unterſuchend). Gemordet? Leuchtet her!
Caton. Gott ſei uns gnädig!
Degrais. Ha, endlich. Gott ſei Dank!
Caton. Seid Ihr ein Heide?
Wollt Ihr uns alleſamt — doch ich kann ſchweigen.
Degrais. Dieſelbe Wunde. Endlich, endlich ſind wir
Der Mörderbande auf der Spur. Wer iſt
Der Burſche hier?
Caton. Olivier Bruſſon, ſein
(auf die Leiche zeigend)
Geſelle.
Degrais. Seht, wie er erbleicht.
Olivier. Herr, wenn ich
Erbleiche, ſo iſt's nicht aus Schuld. Ich bin
Unſchuldig. Bleich macht der Gedank' mich nur,
Daß ich als ſchuldig Euch erſcheinen muß.
Degrais. Müßt Ihr? Das mein' ich eben.
Olivier. Ihr müßt glauben:
In dieſem Zimmer ſei die That geſchehn,
Und ich der Thäter.
Degrais. Ja; das muß ich denken,
Bis Ihr mir, daß es anders iſt, beweiſt.
Frau Caton, ſprecht: Habt Ihr an dieſem Burſchen
Bemerkt, daß er jähzornig iſt? daß er
Im Streit mit ſeinem Meiſter war?
Caton. Hm ja;
Jähzornig? Nun, das weiß ich ſelber nicht.
Noch vor acht Tagen, das weiß ich gewiß,
War er ein andrer. Wie 'ne Taube, ſeht,
'ne ausgeſtopfte Taube, luſtig, rot
Von Wangen — ei, er war ein hübſcher Junge.
Ein Hammerſchlag, ein muntrer Ton und wieder
Ein Hammerſchlag: ſo ſchmiedet' er ein Lied
Und eine Arbeit miteinander fertig,
Und Lied und Arbeit, beides war geraten.
Ja, damals hatt' er ſtets ein freundlich Wort,
Ein guten Tag, Frau Caton; und ſeit geſtern,
Glaubt Ihr, daß mich der Böſewicht nur einmal
Gegrüßt hat? — Und wie ich Euch ſchon geſagt,
Der Meiſter jagt' ihn fort und bracht' ihn doch
Den nächſten Morgen ſelbſt ins Haus zurück.

Olivier. So wahr ich lebe, und so wahr Ihr lebet,
In dieſem Haus iſt's nicht geſchehn. Der Meiſter
War ausgegangen —
Caton. Ausgegangen? Seht doch!
Euch wird ſchon noch der Lügenatem ausgehn.
Olivier. Und in der Straß' Nicaiſe ſtach ihn einer
An meiner Seite tot. Ich trug ihn heim.
Caton. Ihr trugt ihn heim? Durchs Fenſter? Durch den Schornſtein?
Ihr trugt ihn heim?
Degrais. Nach Euern Worten ſcheint es,
Es führt kein zweiter Eingang in das Haus.
Caton. So wenig als zwei Wege in den Himmel.
Und dieſen einen Weg hielt ich belagert
Mit allem Sturmgeſchütz der Frömmigkeit.
Hab' mit den Augen hier den Seligen
Die einz'ge Thür verſchließen ſehn; bin dann
An ſeinem Schlafgemach vorbeigekommen,
Da ſang er einen gottesfürcht'gen Vers —
Es iſt noch keine Stund' vorbei ſeitdem —
Und bin ſeitdem nicht von der Trepp' gekommen.
Und wär' er ausgegangen, was doch nicht iſt,
So müßt' er mir vorbeigekommen ſein —
Das wär' er nimmer ohn' ein freundlich Wort;
Und müßt' die Thür alsdann geöffnet haben —
Denn durch verſchloſſ'ne Thüren geht kein Menſch.
Und nur vorhin hab' ich den Seligen
Mit ganz erſtickter Bruſt hier röcheln hören:
„Halt' ihn! Halt' ihn!" Und, Herr, wie klang Euch das!
Degrais. Was ſagſt du nun? Wie, Burſche?
Olivier. Herr, ſo wahr
Ein Gott im Himmel iſt, der Meineid ſtraft,
Ich kann nicht anders ſagen, als ich ſagte.
Vor meinen Augen ſtach ihn einer tot.
Degrais. Geſchah's, ihn zu berauben?
Olivier. Herr, ich weiß nicht.
Degrais. Und du hieltſt nicht den Mörder ab? Du ſtandſt
Dabei und ließeſt es geſchehn? Standſt ruhig
Dabei? riefſt nicht um Hilfe?
Olivier. Herr, zum erſtern
Kam ich zu ſpät. Und Hilf' herbeizuholen,
Verbot der Meiſter ſelbſt. Ich durft' es nicht.
Degrais. Wenn Ihr wollt lügen, lügt wahrſcheinlicher.

Und was hatt' er ſo ſpät in jener Gaſſe
Zu thun?
Olivier. Ich weiß nicht.
Degrais. Was du ſelbſt?
Olivier. Ich kann's Euch
Nicht ſagen.
Degrais. So? Kommt mir doch etwas näher.
Ihr blutet wohl zuweilen aus der Naſe?
Oder habt Euch geritzt?
Olivier. Als ich ihn trug,
Da floß das Blut von ihm auf mich herab.
Degrais. Und ließ, der ihn erſchlug, den Dolch zurück?
Nahm er ihn mit ſich?
Olivier (verwirrt). Herr, das weiß ich nicht.
Degrais. Es ſcheint, wir wiſſen mehr als Ihr. Er nahm
Ihn mit ſich. Wußt' er, daß der That Genoſſe
Auch ihr Verräter würde ſein —
(mit feierlich erhobener Stimme)
He! Ihr,
Olivier Bruſſon,
(Er reißt ihm raſch den Dolch aus der Taſche und hält denſelben ihm vor die Augen.)
wovon iſt der Dolch
In Eurer Taſche blutig bis ans Heft?
Olivier. Ich bin verloren! Ohne Schuld verloren!
Degrais (unterſucht). Das Meſſer und die Wunde hier verleugnen
Sich nicht. Mit dieſem Dolch iſt es geſchehn.
Olivier. Der Meiſter wollt' es ſo, daß ich den Dolch
Ihm aus der Wunde nahm und ihn verſteckte;
Er wollte nicht, daß es ſein Kind erführe —
Degrais. Er wollte? Ihr, Ihr wolltet's nicht. Genug.
Faßt ihn und legt ihm Ketten an die Hände.
Vielleicht, wenn er die ſpan'ſchen Stiefel trägt,
Fällt dann ihm ein, was jetzt ihm iſt entfallen.
Olivier. Gott! Die Tortur! Allmächt'ger Gott! Sie werden
Mich zwingen, zu geſtehn, was ich nicht weiß.
La Regnie läßt kein Opfer aus den Händen.
Feſſelt mich nicht — und ich bekenn' Euch alles.
Ich bin unſchuldig, doch —
Degrais. Und doch unſchuldig?
Hört man euch Buben ſelbſt, ſeid ihr nie ſchuldig.
Olivier. Ich will Euch nichts verſchweigen. Ihr ſollt ſehn,
Daß ich der Schuldige nicht bin. Zwei Thüren nur
(mit einer Bewegung nach dem geheimen Wandſchrank hin)

Brauch' ich zu öffnen, und Ihr müßt mir glauben.
Unglücklich bin ich, ſchuldig bin ich nicht.
Laßt mich, und Ihr ſollt ſehn.

Degrais. Wohlan, ſo laßt ihn;
Zeig' uns, daß du unſchuldig biſt, und du
Biſt frei.

(Sie laſſen ihn.)

Olivier. Was thu' ich?

(Nach Madelon blickend, um welche, da ſie ohnmächtig, Caton beſchäftigt iſt.)

Madelon! — Ich darf's nicht.
Nein. Führt mich fort!

(Sie halten ihn wieder.)

Nein, laßt mich! Großer Gott!

(Er ſinkt auf die Kniee.)

Was thun? Was thun? O Gott, erleicht're mir
Den Kampf! — Hier ſterben, ſchmerzens-, ſchreckensvoll,
Und doch unſchuldig — dort, o Madelon,
Meine arme Madelon! Es wär' ihr Tod.
Wie haſt du ſo entſetzlich mich verlaſſen!
Und doch, ſterb' ich, ſo muß ſie mich verfluchen —
Und trag' ich alles, das ertrag' ich nicht.
Ich will ſie fragen. Madelon!

(Sie fährt aus ihrer Lethargie auf und umſchlingt ihn leidenſchaftlich.)

Kann ich
Sie laſſen? Ich muß leben! Ich muß leben!
Dies Auge ſoll ich nicht mehr ſehn, wie's Frieden
Und Ruh' mir in die trübe Seele blickt —
Ja; ich will leben! Ihr ſollt ſehn, daß ich
Unſchuldig bin. Ich bin der Mörder nicht.
Ich will Euch zeigen, wer der Mörder war.

Madelon. Mein frommer Vater, hilf uns doch vom Himmel!
Olivier, ſei unverzagt. Er iſt
Ja dort und wird dir helfen. O, ich weiß es!

Olivier. Du weißt es, daß er dort iſt? — Ja; ſo muß
Ich ſterben. Eins nur, Madelon, nur eins,
Eins laß mich fragen: Hältſt mich du für ſchuldig?
Wenn ſie mich töten —

Madelon. Dich, Olivier?
Wenn ſie dich töten, will ich auch nicht leben.

Olivier. Glaubſt du an meine Unſchuld?

Madelon. Wie an Gott
Und meinen Vater.

Olivier. Ja; es muß! — So führt mich,
Wohin Ihr wollt. Ich bin bereit, zu sterben.
Verdien' ich's, ist es nicht um diesen Mord.
Schuldig bin ich — und doch bin ich unschuldig.
Degrais. Schließt ihn und führt ihn fort. Wer ist dies Mädchen?
Caton. Des Sel'gen Tochter, Herr. Ein Engel.
Degrais. Weiß
Sie von der That?
Caton. Ich ging nur erst von ihr.
Sie legte sich zu Bett.
Olivier. Als ich sie weckte,
War alles schon geschehn.
Caton. Seht Ihr, wie sie
Sich schämt, daß Ihr sie so betrachtet?
Degrais. Vorwärts.
Madelon (an Olivier hängend).
Ach, Herr, nehmt ihn mir nicht! Ich habe niemand
Mehr auf der Welt, als ihn. Er ist unschuldig.
Seht, wenn er schuldig wär', liebt' ich ihn nicht.
Er ist so brav, so gut. Ach, Herr, warum
Sollt' ich das sagen, wenn es anders wäre!
(Auf ein Zeichen von Degrais bewegt sich der Zug.)
O Gott, Ihr hört mich nicht. Ihr wollt ihn töten.
Ich aber laß' ihn nicht. Erst tötet mich.
Wenn Ihr ihn tötet, tötet Ihr mich mit,
Und wenn Ihr's nicht wollt. Führt mich mit!
Degrais. Das könnte
Noch werden. — Vorwärts.
Madelon. Führt mich mit! Wo er ist,
Muß ich sein. Wo er nicht ist, kann ich ja
Nicht sein, kann ich nicht leben. Habt Erbarmen!
Ihr tötet mich doch einmal, trennt Ihr uns.
Degrais. Zurück!
Olivier (indem er weggeführt wird). Ach Madelon! arme Madelon!
Meine arme Madelon!
Degrais. Vorwärts!
Madelon (will zu Olivier; dieser aber ist so von Gendarmen umgeben, daß sie nicht zu ihm kann). Olivier!
(Sie sinkt um; Caton bemüht sich um sie.)
Olivier (an der Thür schon, hält mit Gewalt an).
Ihr zürnet mir, Frau Caton. Nicht um mich
Erfüllt mir eine Bitte. Schützt die Arme,
Die stützenlos nun in der Welt soll stehn.

Betet für mich, denn ich muß sterben, weiß ich.
Ihr haltet mich für einen Bösewicht;
Und ich nur weiß, daß ich unschuldig bin.

(Auf erneuten Wink Degrais' drängen die Gendarmen ihn mit sich fort. Indem fährt Madelon aus Catons Armen auf, sieht sich wild um und eilt außer sich nach. Einige tragen den Leichnam ab.)

Vorhang fällt. Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Bei der Scuderi.

(Wie früher.)

1. Auftritt.

Serons und Martinière im Gespräch; sie sprechen leise, um Madelon nicht zu wecken, die auf einem Ruhebette schlafend liegt.

Martinière. Da schleppte man den Mörder eben fort.
Serons. Den Mörder Cardillacs?
Martinière. Den Leichnam trugen
Zwei Männer nah genug an uns vorbei,
Daß ich erkennen konnte, wer es war;
Obgleich nur eben erst die Sonne aufging.
Serons (auf Madelon zeigend). Das Mädchen aber —
Martinière. Hing wie außer sich
Dem Mörder um den Hals; und als man ihn
Gewaltsam von ihr trennte, schlug sie nieder
In Ohnmacht auf das Pflaster. Wie sie das sah,
Da ließ mein Fräulein halten. Alles war
Vergessen, Landpartie und Freundin — alles.
Das war so Wasser auf des Fräuleins Mühle,
Die Jagd auf die Verlassenen macht. Sie nahm
Das Mädchen von dem Pflaster in den Wagen;
Zurück ging's und wir waren wieder hier,
Von wo wir kamen.
Serons. Und das Fräulein?
Martinière. Damit
War's nicht zu Ende. Recht ging's nun erst an.
Serons. Die Kleine blieb dabei, ihr Bräutigam sei
Der Mörder nicht —
Martinière. Ja. Und mein Fräulein hat
Sich's nun geschworen, unversucht will sie
Nichts lassen, was den Menschen retten kann.
Serons. Das sieht dem Fräulein ähnlich, wie das Mitleid

Den Engeln. Doch vergeblich müht sie sich.
Eh' windet sie dem Satan eine Seele
Aus der Hand, als diesem la Regnie ein Opfer.
Und gegen ihren Schützling spricht zu viel,
Als daß man ihre Meinung teilen könnte.

Martinière. Nun ging's sechs Tage lang von Pontius zu
Pilatus, zu la Regnie, zu — weiß ich's?
Sie ißt nicht, schläft nicht — und da hilft kein Wort.
Jetzt eben ist sie wieder auf der Straße
(Nach Madelon zeigend.)
Wär's nicht ein gar so liebes Kind, ich könnte
Der Kleinen dort in vollem Ernste gram sein.

Serons. Dort kommt sie selbst.

2. Auftritt.

Fräulein. Martinière. Serons. Madelon (schlafend).

Martinière. Und ganz erhitzt.
Serons. Mein Fräulein.
(Küßt ihr die Hand.)
Fräulein. Mein alter Freund, willkommen.
Serons. So erhitzt —
Martinière (stellt ihr einen Stuhl).
Ruhn Sie erst aus, bevor Sie sprechen.
Fräulein (betrachtet erst Madelon liebevoll). Ruhn?
La Regnie ruht nicht.
Serons. Lassen Sie doch den.
Was geht Sie der an?
Fräulein. Seht, er weiß noch nicht,
Daß ich ein Advokat geworden bin.
Ei, das versteht ihr nicht, ihr jungen Leute;
Ein junger Anwalt, der muß rührig sein.
Serons (will ihr den Puls fühlen).
Sie müssen —
Fräulein (immer im Scherz). Dacht' ich's nicht? Er will den Puls
Mir fühlen. Ja, das ist so hergebracht.
Wenn man das Rechte will mit rechtem Ernst
Und nicht bloß auf die eigne Ruhe denkt,
Dann fühlen uns die Leute an den Puls.
Serons (ebenso). Wenn jemand will Unmögliches erzwingen,
Dann ist's am Platz. Sie, bestes Fräulein, sollten
Sich schonen.
Fräulein. Schonen. Ja; das ist das Wort.
Man muß das Unrecht dulden, wo es sei,

Wenn's uns nur nicht betrifft; das heißt: ſich ſchonen.
Ich dachte ſchon, Serons, auch Euch zu werben
Zu einem Kämpfer der bedrohten Unſchuld.
Ihr geltet was beim König und man hört Euch.
Hab' ich die Rechnung ohne Wirt gemacht?
Helft Ihr mir, Freund? Oder müßt Ihr — Euch ſchonen?
Wie?

Serons (bedenklich). Fräulein —

Fräulein (ahmt's ihm nach). Fräulein — O, nun iſt's ſchon gut.
Inkommodiert die Zunge mir nicht weiter.
Antwort genug hab' ich an dieſer Probe.

Serons. So machen ſie's, die Ritter von dem Recht;
Niemand iſt ungerechter — um das Recht.

Fräulein. Und Ihr ſeid ein Beſonnener, der vor
Beſonnenheit nicht zur Beſinnung kommt.
An Euch, ich ſeh's ſchon, darf ich mich nicht wenden.
Was ich bedarf, iſt Hilfe, wack're That.
Ich weiß, was man bei Euch, Ihr Klugen, findet:
Rat, der nicht rät, und Hilfe, die nicht hilft.
Ihr, die Ihr bis zur Unbeſonnenheit
Beſonnen ſeid, geht mir, geht. Einen brauch' ich,
Der ſich vergeſſen kann. Das könnt Ihr nicht.

Serons. Und doch — geſetzt —

Fräulein. Ja, wenn und in dem Fall
Der Fall vorfiele, daß, im Fall der Fall wär' —
Die einz'ge Antwort, die ich brauchen kann,
Die heißt: Ja oder Nein. Ich will, will nicht.
Atem vergeudet, wer die That will ſparen.
O, Ihr Beſonnenen, ſo zeigt mir doch
Das Große, was Ihr auf der Welt gethan?
Das Größte, was geſchah, — die Klugheit nicht,
Die Einfalt that's in edelm Selbſtvergeſſen
Und die Beſonnenheit — hat zugeſehn.
Vielleicht thu' ich Euch unrecht und Ihr ſeid
Noch nicht verloren, ſeid noch zu entflammen.

(Sie führt ihn vor das Ruhebett.)

Hieher, Serons, hier kommt mir her und ſeht
Dies Antlitz. Seht es noch einmal und wagt
Mir nur mit eines Zweifels Hundertteil
Die Wahrheit dieſer Stirne zu verleumden.
Ihr ſollt dem Mund nicht glauben, wenn er wacht;
Euch will ich's glauben, Mund und Wachen lügt.
Doch Aug' und Stirn und Schlummer lügen nicht.

Seht her und wagt's zu sagen: Dieses Mädchen
Liebt einen Mörder. — Wär' es; ja, dann traut' ich
Mir selbst nicht mehr. Und sagt mir einer dann:
Der Meister Serons hat's gethan, Ihr selbst
Habt ihm geholfen — dann — dann glaub' ich's ihm;
Dann glaub' ich alles, wär's auch noch so toll;
Dann ist der Schöpfer selber der Verfälscher.

Serons. An dieses Kindes Reinheit zweifl' ich nicht.
Doch alles, was man weiß, spricht gegen ihn,
Ihr seid's allein, die seine Sache führt.

Fräulein. Die Welt ist hart; sie glaubt das Schlimme lieber.
Der Angeklagte ist den meisten Menschen
Schon ein Gerichteter. Was gegen ihn spricht,
Das weiß man; weiß man auch, was für ihn spricht?
Was ihn verdammen kann, drum müht sich jeder,
Da weiß der was und der; zu seinem Besten,
Ach, da hat niemand Lust und niemand Zeit.
Ihr seid, wie alle. So spricht der la Regnie,
So Degrais. Ach, an Härte sind die Menschen
Sich alle gleich.

3. Auftritt.

Baptiste (ängstlich). Vorige.

Fräulein. Was fehlt dir?

Baptiste. Nur erschreckt
Mir nicht; ach, gnäd'ges Fräulein —

Fräulein. Närrischer
Baptiste; warum sagst du nicht: Erschreckt mir?
Denn beides sagt dasselbe. Und nun sprich,
Warum?

Baptiste. Der Polizeilieutenant —

Martinière. O Himmel!
Was will der bei Euch?

Baptiste. Degrais will Euch sprechen.

Fräulein. Seid Ihr so kindisch noch und fürchtet Euch
Vor einem Titel? Laß ihn ein.

Baptiste. Es ist
Nie etwas Gutes, was der bringt. Und einen
Verhängten Wagen führen sie mit sich.

Fräulein. So ist er nicht allein?

Baptiste. Am Wagen unten
Da halten vier Bewaffnete.

Fräulein. Laßt ihn
Nicht warten.
Baptiſte (geht kopfſchüttelnd).

4. Auftritt.

Degrais. Vorige.

Degrais. Edles Fräulein, Ihr entſchuldigt
Mein Kommen mit des Präſidenten Auftrag.
Fräulein. Entſchuldigt, daß ich ſitze, Herr, und thut
Das Gleiche, dann —
Degrais. Mein Auftrag lautet nur
An Euch.
Fräulein (zu Serons). Mein werter Freund —
Serons (küßt ihr die Hand und entfernt ſich).
Fräulein (zur Martinière). Geh', Martinière, nimm die Kleine mit dir.
Martinière (weckt die Madelon, bedeutet ſie, und beide gehen durch die Seitenthür ab).

5. Auftritt.

Fräulein. Degrais.

Fräulein. Und nun ſind wir allein. Nun ſprecht. Ich höre.
Degrais (hat auf ihren Wink Platz genommen).
Der Präſident la Reguie würd' Euch nicht
Beläſtigen, mein Fräulein, kennt' er nicht
Eure hohe Tugend, Euern edeln Mut.
Es liegt in Eurer Hand das letzte Mittel,
Der Sache Wahrheit an den Tag zu bringen,
Die Euch ſo wichtig ſcheint als uns.
Fräulein. Ihr ſprecht
Von dem Olivier Bruſſon. Redet weiter.
Degrais. Er dringt in uns mit flehentlichen Bitten,
Ihm zu erlauben, daß er Euch, mein Fräulein,
Sein Herz entdecke. Alles will er Euch
Geſtehn. Laßt Euch herab, mein gnädig's Fräulein,
Und Ihr erſpart vielleicht ihm die Tortur.
Fräulein. Ich ſoll —
(Sie ſteht auf, ernſt.)
Mein Herr, hab' ich Euch recht verſtanden?
Ich zweifle noch, ob man es wagt, mir eine
Gemeinheit zuzumuten ſolcher Art.
Aushorchen ſoll ich den Unglücklichen?
Soll ſein Vertrau'n mißbrauchen und verraten?
Und wär' er auch der Mörder, der er ſcheint,

Und hört' ich ihn, so ruhte sein Bekenntnis
Mir als ein Beichtgeheimnis in der Brust.
Degrais. Vielleicht, mein Fräulein, änderte sich dann
Euer Entschluß. Erinnert Euch, Ihr batet
Den Präsidenten selbst um Menschlichkeit.
Ihr sollt allein ihn sprechen. Niemand soll
Behorchen, was er Euch vertrauen wird.
Ihr könnt es dann entdecken, könnt's verschweigen,
Könnt soviel davon sagen, als Euch gut dünkt;
Das alles hängt von Euerm Willen ab.
Und daß Ihr nichts zu fürchten habt von ihm,
Dafür steh' ich mit meinem Leben ein;
Er spricht von Euch mit brünstiger Verehrung.
Fräulein. Ihr habt ihn bei Euch?
Degrais. Sprecht Ihr ja, so steht er
Den Augenblick vor Euch. Und sprecht Ihr nein,
So geht die Untersuchung ihren Gang,
Und die Tortur —
Fräulein. O Gott!
Degrais (zuckt die Achseln). Wir müssen ein
Geständnis haben —
Fräulein. Ein Geständnis; ja,
Und wär's ein falsches, ein Geständnis nur!
Geht, geht, Ihr Helfer der Gerechtigkeit;
Ihr machtet einen Engel zu dem Mörder,
Nur, daß Ihr nichts vergebens habt gethan!
(Nach kurzem Besinnen.)
So laßt ihn kommen.
Degrais (aus der Thür). Olivier Brusson, kommt
Herein!

6. Auftritt.

Olivier. Vorige.

Degrais. Ich mache Platz.
Fräulein (wie sie den Olivier sieht). Was seh' ich? Laßt mich
Mit diesem Menschen nicht allein. Gott! ist
Es der? — Hört, nehmt ihn fort. Den Menschen will ich
Nicht sprechen.
Degrais. Kommt denn, Bursche.
Olivier. Großer Gott!
Auch diesmal soll mir's nicht gelingen?
Fräulein. Geht!
Geht! Hört Ihr?
Degrais (mit Olivier ab).

7. Auftritt.

Das Fräulein allein, bald darauf Madelon. Martinière.

Fräulein. O so ist es doch! ist doch!
Es ist derselbe, der das Kästchen — Gott,
Warum durft' ich nicht sterben, eh' ich das
Erfuhr!
Madelon (stürzt herein).
Martinière (sucht vergeblich sie zurückzuhalten).
Madelon. O Mutter! Meine zweite Mutter!
Er ist gerettet! Nicht? Ach nein. Ihr weint.
Fräulein. Geh' — geh' —
Madelon. Was ist Euch? Hab' ich Euch gekränkt?
Was hab' ich Euch gethan?
Fräulein. Nichts. Nichts. Das Herz
Gebrochen — weiter nichts.
Martinière. Was ist Euch nur?
Fräulein. Geht! Geht mir! Ihr seid alle falsch. Ich mag nicht
Mehr leben.
Martinière. Gott! Was ist hier nur geschehn?
Fräulein. Und hätt's ein Engel mir gesagt, — die Schrift
Auf dieses Mädchens Stirn ist nachgemünzt.
Die Thränen fließen nicht des Vaters Tod,
Sie fließen seinem Mörder, dem Gedanken
Der eignen Schuld, der Furcht vor eigner Strafe,
Vor — Gott! wohin gerat' ich da!
Madelon. Ihr seht
Mich nicht mehr an. Und ich weiß nicht —
Fräulein (die sich mühsam gefaßt zeigt). Geh', tröst'
Über den Mörder dich, den ein gerechtes
Gericht verfolgt. Und mög's die heil'ge Jungfrau
Verhüten, daß nicht auf dir selbst ein Teil
Der Blutschuld laste.
Madelon. So ist alles, alles
Verloren! (sie sinkt um; die Martinière um sie beschäftigt).
Fräulein. Meine Welt ist mir zerbrochen,
Meine Welt voll hoher, edeler Gestalten;
Die Scherben stechen mir die Seele wund.
Und in la Regnies Welt soll ich nun leben.
Wie bin ich hilflos, schwach und ganz verlassen
In dieser kalten, schauerlichen Welt!
Wenn ich nicht unbedingt mehr trauen darf —
Wo fängt der Zweifel an? wo hört er auf?
Madelon (knieend). Ach Gott! Mein Vater, der du nun bei Gott bist!

Bist du nicht mehr so gut? liebst mich nicht mehr,
So wie du mich geliebt, da du noch lebtest?
O, ist der Himmel dir so schön, daß du
Dein armes Kind vergißt, das du auf Erden
Zurückgelassen hast in Not und Zagen?

Fräulein (die sich erst von Madelon wegwenden wollte, um nicht bestochen zu werden, kämpft mit dem Eindruck).

Hör' auf. Hör' auf. Zerreiß' mir nicht das Herz
Noch vollends. — Wer kann diese Töne hören.
Und doch mißtrau'n? — Und muß ich denn? Wer kann
Mich zwingen? Hab' ich siebzig Jahre der Tugend
Gelebt, nur um im einundsiebzigsten
An ihrem Dasein zu verzweifeln? Nein!
Vertrauen, Lebensatem meiner Seele,
Dich will ich atmen, bis ich nicht mehr atme.
Du, Martinière, schnell! Baptiste soll eilen,
Degrais zu sagen, daß er wiederkehre (da Martinière sprechen will).
Nein. Geh' erst, und dann rat' mir ab!

Martinière (ab).

8. Auftritt.

Vorige ohne die Martinière.

Fräulein (kann sich nicht mehr bemeistern; sie nimmt Madelon in die Arme).

Mein Kind!
Meine Madelon. Mein liebes, armes Kind.

Madelon (umschlingt sie leidenschaftlich).

Ach, nun ist alles gut. Sie liebt mich wieder!

Fräulein. Muß ich auch noch dich ängsten, liebes Wesen?

Madelon. Ja, du wirst helfen, meine zweite Mutter!

Fräulein. Vertrau' mir nicht so. Not werd' ich, ich fühl's,
Wenn du mich so beschämst. Nur kaum, daß ich
Die Welt geschmäht um ihrer Härte willen,
War ich schon selber hart. — Ach, schon sein Namen —
Olivier Brusson — mußte mich zur Milde
Bewegen. Gott, nun fällt mir ein, was mich
So eigen ansprach in des Menschen Zügen,
Es war etwas von Anne Guiots Antlitz.
Es war ihr Aug'. Wie konnt' ich nur —! Sie selbst
Hab' ich von mir gewiesen in dem Armen.
Gewiß, nur Schmerz sprach aus den milden Zügen.
Sie kommen schon. (Zu Madelon.)
Mein liebes Leben, geh' jetzt,
Laß mich allein.

Madelon (umarmt das Fräulein leidenschaftlich und geht).

9. Auftritt.

Martinière. Degrais. Fräulein. Dann Olivier.

Degrais. Mein edles Fräulein, Ihr
Befahlt —
Fräulein. Entschuldigt, daß ich mich so kindisch
Benahm. Ich habe mich gefaßt und will
Ihn sprechen.
Degrais (wartet, bis Martinière auf des Fräuleins Wink in die Seitenthüre ab, welche das Fräulein selbst verriegelt, dann öffnet er die Mittelthür).
Kommt herein, Olivier Brusson.
Anderthalb Stunden Zeit durft' ich Euch gönnen.
Davon ist schon ein großer Teil verstrichen.
Drum faßt Euch kurz. — Ich gehe (zum Fräulein).
Ein Glockenzug
Ruft mich, wenn Ihr mich braucht. (Ab.)

10. Auftritt.

Olivier. Fräulein.

Fräulein. Unglücklicher,
Nun sprecht; wir sind allein.
Olivier. Verehrtes Fräulein,
Erschreckt nicht vor mir. Mit dem rechten Namen
Nanntet Ihr mich. Und bin ich schuldig, bin ich
Weit unglücklicher, als ich schuldig bin. —
Ach, kennt Ihr mich denn gar nicht mehr? Ist Euch
Mein Antlitz stumm? Spricht nicht mein Auge mehr
Die Sprache, die Euch wiedertönt im Herzen?
Ihr meintet selbst, wie ich so klein noch war —
Fräulein. So trog's nicht. Ihr seid Anne Guiots Sohn.
Sie war's, die mich aus diesen Augen ansah.
Und lebt sie noch, die gute Anne?
Olivier. Nein.
Ein gütig Schicksal schloß ihr Aug', daß sie
Nicht sehn muß, was aus ihrem Kind geworden.
Fräulein. Die Anne tot? Und Euch, mein Kind und Annens Kind,
Muß ich so elend wiedersehn?
Olivier. Wie gern'
Erzählt ich Euch von meiner Mutter. Wie sie
Undankbar schien, zudringlich nicht zu scheinen;
Wie ich — doch meine Worte sind gezählt,
Und reden muß ich Euch von andern Dingen.
Die Welt hält mich für meines Meisters Mörder
Und für ein Glied von jener Räuberbande,

Will mich zur Auskunft zwingen über sie.
Ich weiß, mein Fräulein, ich allein, wer jene
Verruchten Thaten alle hat begangen,
Mein Leben könnt' ich retten, nennt' ich ihn.
Doch will ich sterben, und nur Ihr, nur Ihr
Sollt wissen, was mit mir begraben wird.
Ihr sollt mich nicht verkennen. Weiß ich nur,
Daß Ihr verschweigen wollt, was ich Euch sage —

Fräulein. Das will ich, meiner Anne armes Kind;
Könnt' ich mehr thun für dich, als das!

Olivier. So hört.
Es sind die Worte eines Sterbenden,
Die Ihr vernehmen werdet. Sterben will ich.
Was ich Euch sage, — mich zu retten, sag'
Ich's nicht. Weshalb sollt' ich Euch drum belügen?
Doch Eilen gilt's. Degrais zählt die Minuten.
Darum verschweig ich's, wie zu Cardillac
Ich als Geselle kam. Genug; da war ich,
Und Madelon, des Meisters Tochter, war
Mir hold; wir liebten uns. Deshalb stieß mich
Der Meister eines Tages aus dem Haus;
Denn nicht für mich hab' er sein Kind erzogen.
Nun denkt Euch, was die Zeit mir nicht zu sagen
Erlaubt, denkt meinen Schmerz. Euch wird's nicht wundern,
Wenn ich die Nacht hindurch verzweiflungsvoll
Das Haus umirrte, das mein Liebstes barg.
Mein Schicksal wollt' es so. In dieser Nacht
Sollte der Zufall mir enthüllen, was
Selbst Degrais' Scharfsinn unenthüllbar blieb.
Da stand ich an der Wand, die fensterlos
Vom Hause Cardillacs nach einem engen
Und dunkeln Gäßchen weist. Da hör' ich's knarren
Sechs Schritt von mir, und — denkt Euch mein Erstaunen —
Ein Heiligenbild, die einzige Verzierung
An dieser Wand bewegt sich, dreht sich leis
Wie eine Thür nach innen, und heraus
Kommt Cardillac geschlichen. Tiefer Schatten
Verbirgt vor seinen Lauerblicken mich.
Nun eilt er flüchtig und auf leisen Sohlen
Hart an den Häusern hin. Ich — eil' ihm nach
Ohn' einen andern Grund, als dunkle Ahnung:
Ich könnte, eilt' ich nur, etwas Entsetzliches
Verhindern. Gott! Die Ahnung trog nicht, insofern

Sie das Entsetzliche vorausempfand.
Doch zum Verhindern kam ich schon zu spät.
Ich sah nur noch den Tigersprung, sah lautlos
Das Opfer fallen, ihm den Schmuck entreißen,
Und schon verbarg der Schatten jenen wieder.
Ich warf mich auf das Opfer, ihm zu helfen
Und es zu retten, wenn noch Rettung möglich.
Es war ein junger, schöner Kavalier;
Doch furchtbar sicher war der Stoß gewesen.
Nun rannt' ich durch die Straßen; das Entsetzen
Hinter mir her. Erst spät zwang Müdigkeit
Mich, in der Herberg mir ein Bett zu suchen.
Ich schlief noch nicht, als mit der Sonne früh
Ein Mann zu mir herein ins Zimmer trat.
Gott! wie erschrak ich. Es war Cardillac,
Und mit gutmüt'gem Poltern, wie's ihm zu
Gebot stand, und als wäre nichts geschehn,
Hieß er mich aufstehn und nach Haus ihm folgen,
Wo Madelon, die einmal ohne mich
Nicht leben könne, mich als Braut erwarte.
Dann sagt' er mir, er sei ein großer Sünder,
Durch mich jedoch gedenk' er sich zu bessern.
Ich ging mit ihm. Da gab er später mir
Einen Schmuck; es war derselbe, den ich Euch
Auf sein Geheiß gebracht —

Fräulein. Nun wird mir klar —
Erzählt nur weiter.

Olivier. Als er Euern Namen
Aussprach, da war mir schon, als wär' geholfen.
Ich dachte mir: dem Fräulein sagst du alles,
Was dich bedrängt, und sie wird Hilfe wissen,
Wird wissen, wie der Cardillac unschädlich
Zu machen ist, ohne daß Madelon
Die Schande des verruchten Vaters teilt
Und je erfährt, was sie — ach, teures Fräulein,
Sie sieht in ihrem Vater einen Heiligen,
Und Wahnsinn oder Tod brächt' ihr das Wissen.

Fräulein. Ja; leidenschaftlich, wie sie ist —

Olivier (freudig überrascht). Ihr kennt sie?

Fräulein. Ich sah sie neulich.

Olivier. O, so wißt Ihr selber,
Daß sie ein Engel ist, o, so begreift Ihr,
Warum ich lieber sterben will, als sie —

Seht, teures Fräulein; sollen die Gerichte
Ihres Vaters Leichnam aus dem Grabe reißen
Und die vermoderten Gebeine noch
Brandmarken? — Madelon wird mich beweinen
Als den unschuldig Hingerichteten.
Die Zeit wird diesen Schmerz sie tragen lehren.
Doch tödlich, nimmer heilbar tödlich müßte
Verzweiflung über sie die Wahrheit bringen.
Drum will ich sterben.

Fräulein (ihre Rührung bemeisternd). Und du trafst mich nicht.
Du suchtest mich noch einmal auf; auch da
Gelang dir's nicht. An meines Wagens Schlag —

Olivier. Ich war's; ich war der Elende, der Euch
So oft erschreckte, ohne daß es ihm
Gelingen sollte, Euch sein Herz zu öffnen.
Mein böses Schicksal wollt' es so; denn anders
Ständ's nun um mich, gelang mir's, Euch zu sprechen.

Fräulein (wie vorhin). Und Cardillac? — Er war —

Olivier. Er war's allein.
Nicht eine Bande war's von Mördern. Ihn
Trieb angeborner Wahnsinn zu dem Ärgsten.
Ihn quälten wilde Träume, hetzten ihn,
Bis er den Schmuck, den er gefaßt, dem Eigner
Gewaltsam heimlich wieder abgenommen.
Eines Tags erzählt' er's mir. Er öffnete
Einen geheimen Schrein mir in der Wand.
Drin hängen all die Schmucke, die er gewaltsam
Durch Mord gewonnen, und bei jedem steht
Auf einem Zettel Jahr und Tag und Namen,
Wem er und wann das Leben hat gekostet.

Fräulein. Entsetzlich! Ja, so trog sein Ansehn nicht,
Trog nicht der Schauder, der mich damals faßte,
Als — doch erzähle weiter.

Olivier. Heilig hatt'
Ich mir versprochen, zwar um Madelon
Den Schleier nicht zu lüften, der des Vaters
Unthaten barg; doch — sei es mit Gefahr
Des eignen Lebens — neue Greuel zu
Verhindern; sonst war ich sein Mordgenosse.
Da zeigte sein Gespenst ihm Euern Schmuck.
Was hab' ich da gelitten! Ganze Nächte
Lag ich versteckt bei der geheimen Thür.
Ich warnt' Euch, meine Warnung war vergebens.

Er ging. Ich eilt' ihm nach. Doch diesmal galt es
Dem Grafen Miossens. Zum erstenmal
Gelang der Stoß ihm nicht. Ihn selber traf
Das Schicksal, das den Grafen treffen sollte.
Ich trug ihn eilend heim auf meinen Schultern —
Den Sterbenden — durch die geheime Thür.
Hier legt' er röchelnd unsre Hände noch
Ineinander, dann — Ihr wißt, wie man mich bei
Dem Toten fand und für den Mörder nahm.
Alles sprach gegen mich und was für mich sprach,
Das Dasein der geheimen Thür, des Schrankes
Mußt' ich verschweigen wegen Madelons. —
Noch Eins drückt mich. Der Sterbende hat mich,
Da er schon sprachlos war, mit Blick und Zeichen
Beschworen, das geraubte Gut der Kirche
Zu übergeben. Ach, vielleicht wird Euch
Es möglich, sein Begehren zu erfüllen. —

(Pause. Das ganze Gefühl seiner Lage kommt über ihn; er sinkt weinend mit vor das Gesicht geschlagenen Händen in die Knie. Die Scudéri weint auch. Er faßt sich und erhebt sich.)

Ich weiß, was mich erwartet. — Ihr, Ihr seid
Gewiß von meiner Unschuld überzeugt.
Nichts hab' ich sonst gethan, als daß ich schwieg;
Doch keine Marter soll mir das entpressen.
Und nun, — ach, hört die Bitten Anne Guiots;
Sie ist's, die Euch in meinem Jammer fleht. —
Und nun, ach! hört mich, hört die Bitten eines,
Der sterben muß so jung und ohne Schuld:
Erbarmet Euch der armen Madelon,
Und dankbar will ich Euch noch sterbend segnen!

Fräulein (umarmt ihn, kann kaum sprechen).
Mein armes Kind!

Olivier. O, wie Ihr mich beseligt,
Wie Ihr das Sterben mir erleichtert!

Fräulein. Gott!
Das Sterben! Ist kein Weg denn mehr, dich zu
Erretten. Ach! wenn ich verspreche, alles
Zu thun, um dich zu retten, was ich kann —
Wie ist das ein geringer Trost! Was kann ich,
Die arme Greisin, ich, das schwache Weib,
Als weinen, beten und vor Jammer sterben. (Sie besinnt sich.)
Eins kann ich doch. Kann eine Freude dir
Bereiten. Höre; du sollst jemand sehn.

Nälst du den Jemand? (Sie ruft durch die entriegelte Thür.)
Madelon!

Olivier. O Gott!
Sie ist's? Sie hier? Sie soll ich sehn?

11. Auftritt.

Madelon. Vorige.

Madelon (stürzt in seine Arme). Olivier!
Olivier. Du bist's? Mein Einzig's?
Madelon. Bist du's denn? Ich kann dich
Vor Thränen noch nicht sehn.
Olivier. Ich hab' dich wieder!
(Weinend und lachend.)
Ha ha, ich hab' dich wieder, meine Seele!
Madelon. Ach, du bist bleich, Olivier; mein armer
Olivier!
Olivier. Ich bin nicht arm jetzt. Nein.
Ha ha, ich will den sehn, der reicher ist!
Fräulein (ebenso glücklich wie die Liebenden).
Sein Ich hält der Verdorb'ne krampfhaft fest;
Er hat nichts weiter auf der Welt. So selig
Vergessen kann sich nur das reine Herz. —
Den kalten Degrais hör' ich schon. Ihr müßt
Euch trennen, Kinder. Madelon! Sie ist
Ohnmächtig. Hilf, Olivier; wir tragen
Sie da hinaus. Ach, arme, arme Kinder!
(Es geschieht; sie schließen die Thür.)
Martinière, sorg' für das arme Kind.

12. Auftritt.

Degrais. Die Vorigen.

Degrais. Entschuldigt, edles Fräulein, wenn ich störe.
Die Frist ist um, die mir der Präsident
Bewilligt hat. Olivier Brusson —
(Aus der Thür sprechend.)
Legt ihm
Die Ketten wieder an — Ihr müßt nun gehn.
Olivier. Mein Fräulein, heißen Dank — und lebet wohl! (Er geht.)
Fräulein. Lebt wohl, Olivier Brusson! Hört mich Gott,
Sag' ich Euch nicht zum letztenmal Lebwohl.
(Zu Degrais, der sie fragend ansieht.)
Mein würd'ger Meister, der Beklagte hat mir
Glaubwürdig seine Unschuld dargethan,

Und nur ein edelmütiger Entschluß,
Die Unschuld selbst nicht zu vernichten, hält ihn
Zurück, Euch sein Geheimnis zu entschleiern.
Ein Entschluß, den Ihr selbst bewundern würdet,
Der um so edler ist, als er geheim bleibt.

Degrais (fein lächelnd voll Höflichkeit).
Den Präsidenten wird es freun, wenn es
Brusson bei seiner hohen Gönnerin
Gelungen, ganz sich zu rechtfertigen.
Doch was den edelmütigen Entschluß
Mit dem Geheimnis anbetrifft, wird's ihm
Unendlich leid thun, daß die Chambre ardente
Dergleichen Edelmut nicht würd'gen kann,
Der ihr ein Vorwand nur erscheinen darf;
Und sich, bis das Geheimnis ihr bekannt,
Sich an das Nichtgeheime halten muß.
Zum Beispiel daran, daß, solange nun
Olivier Brusson in Verwahrung ist,
Der Straßenmord schon feiert —

Fräulein. Haltet ein.
Um Gottes willen folgert nichts daraus,
Daß Brusson nun — ich darf nichts sagen. Wüßtet
Ihr — Soviel nur kann ich Euch sagen: Er
Ist nicht der Mörder Cardillacs; er ist
Unschuldig an dem Straßenmord. Ein böses
Geschick zwingt ihn, der Schuldige zu scheinen
Und was ihn retten könnte, zu verschweigen.

Degrais (immer sehr verbindlich).
Der fromme Glaube, der Euch ziert, dem Richter
Würd' er schlecht anstehn. Gut, Ihr sagt, mein Fräulein:
Er muß verschweigen, was ihn retten kann,
Und Edelmut ist's, was dazu ihn treibt; —
Mein Fräulein, diese Worte sprach er selbst,
Als ich ihn griff: „Ich bin bereit zu sterben.
Verdien' ich's, ist es nicht um diesen Mord."
Und worum sonst? Wenn nicht um diesen, doch
Um andre? — Ging der Edelmut so weit,
Muß er verschweigen, was ihn retten kann,
Daß er noch spricht, was ihn verderben muß?

Fräulein. O, dieses unheilbringende Geheimnis,
Was für ihn zeugen sollte, klagt ihn an.
Und doch —

Degrais (achselzuckend, macht sich zum Gehen bereit, immer sehr höflich).
Der Präsident that, was er konnte.
Des Richters Pflicht ist, Unschuld oder Schuld
An den Tag zu bringen. Weil nun, wie Ihr sagt,
Nur des Geheimnisses Entschleierung
Die Unschuld ihm beweisen kann, so weist Ihr
Den Weg uns selbst, der zu dem Ziele führt.
Wir sind so unbescheiden nicht, in Euer
Vertrauen uns zu drängen. Uns bleibt immer
Ein Mittel noch.
Fräulein. Ihr lächelt? Gräßlich ist
Das Lächeln wie das Mittel. Geht; mich schaudert.
Degrais. Auch könnt' es sein, daß wir des Toten Tochter —
Fräulein. Was wollt —
Degrais. Bedürfen bei dem weiteren
Prozeß. Den Präsidenten würd' es schmerzen,
Da er es weiß, daß Ihr Euch ihrer annehmt,
Wenn die Notwendigkeit unvorbereitet
Euch träfe —
Fräulein. Sie —? O, Ihr seid keine Menschen.
Was wollt Ihr mit der Armen? Wollt Ihr sie
Noch ärmer machen? noch unglücklicher?
Wollt Ihr — vor Euerm eisernen Gesicht
Erstarrt mein Blut! Nein — ich will nicht vergebens —
Gut — thut, was Ihr — Ihr dürft ja alles thun,
All das, weshalb Ihr andere bestraft.
Doch glaubt nicht, daß sie schutzlos ist, bin ich
Auch nur ein Weib. Geht, geht, mein Herr.
Degrais (immer ruhig und äußerlich höflich). Deshalb,
So bittet er inständig Euch, mein Fräulein,
Daß Ihr mit dem Gedanken Euch vertraut.
Denn schmerzen würd's ihn, wenn Ihr ihn verkenntet.

(Verbeugt sich tief und geht.)

13. Auftritt.

Fräulein allein. Dann Baptiste.

Fräulein. Nein; ich verkenn' Euch nicht. Glaubt' ich, Ihr wär't
Ein Mensch mit einem Herzen; ja, dann thät' ich's.
Und was nun — was nun thun? Und was nun lassen,
Die Unschuld aus des Molochs Arm zu retten?
Baptiste. Der Graf von Miossens.
Fräulein. Es thut mir leid.

Ich kann ihn jetzt nicht sprechen. Ich bin krank.
Bin —

Baptiste. Um Olivier Brusson —

Fräulein. Was sagst du?

Baptiste. Käm' er. Notwendig sei's, daß er Euch spreche
Wegen des Brusson.

Fräulein. Wie noch einer, der mich
Abmahnen will? Und doch — war's nicht der Graf
Miossens, der — vielleicht — er ist willkommen.

14. Auftritt.

Graf Miossens. Das Fräulein.

Miossens (küßt ihr die Hand). Ich will nicht lange stören, teures Fräulein.
Ihr seid, so hör' ich, Brussons Gönnerin;
Und ihn betreffend, kann ich eine Nachricht
Euch geben, die vielleicht ihm nützlich ist.
Von Euerm ritterlichen Spruch begeistert:
„Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein —"
Beschloß ich, einen Harnisch unterm Rock,
Mit einem Schmuck allein auf nächt'gem Wege,
Dem Harnisch und dem sichern Arm vertrauend,
Das blutige Gezücht der Nacht zu treffen.

Fräulein. Und das gelang Euch.

Miossens (nachdem er sie einen Augenblick angesehn).
Es gelang mir. Ja.
Doch wär' mir's ohne Harnisch nicht gelungen,
So übermenschlich war des Räubers Kraft
Und so entsetzlich seiner Muskeln Schnelle.
Noch rang ich mit dem einen, als ein andrer
Ihm beizustehen kam. Der eine stürzt
Zur rechten Zeit. Ich kann den Degen noch
Gegen den andern ziehn. Da tönen Schritte
Und Waffenklirren Straß' herauf. Ich floh,
Um nicht la Regnie in die Hand zu fallen.

Fräulein. Der andre aber —

Miossens. Eilte zu dem Leichnam —

Fräulein. Und rafft' ihn auf und trug ihn fort —

Miossens. Ihr wißt —
So sah ich recht; so war's derselbe, den
Degrais jetzt hat an mir vorbeigeführt.

Fräulein. Jetzt saht Ihr recht, doch neulich nicht. Der jenem
Zu Hilfe, wie Ihr meint, herbeigeeilt,

Der kam, um jenes Frevelthat zu hindern.
O Gott sei Dank! Nun tagt es endlich! endlich!
Euch sendet Gott mir, der die Unschuld schützt;
Denn Euer Zeugnis muß den Armen retten.

Miossens (tritt einen Schritt zurück).
Mein Fräulein, mißversteht mich nicht —

Fräulein. Wer Euch
Für edel hält, der mißversteht Euch nicht.

Miossens. Euch sagt' ich, was ich sagte: niemand sonst.

Fräulein. Euch glaub' ich, was Ihr sagt; nur nicht das eine,
Womit den eignen Mut Ihr wollt verleumden.

Miossens. Graf Miossens weicht keinem Gegner, der
Mit seinen Waffen ficht. Doch gegen Ränke,
Spitzfind'gen Schein, der mit der Schwere des
Gesetzes sich bewaffnet, kann ich nichts
Und bin ein wehrlos Opfer, wie ein andrer.
Und wagt' ich's doch, müßt' es ein andrer Preis
Als eines solchen Menschen Rettung sein.

Fräulein. Eines solchen — wie Ihr das verächtlich aussprecht!
Gilt's seinem Rufe? Gilt es seiner Herkunft?
Gilt es der letztern, sag' ich Euch: Ihr steht
So hoch, nicht um den Niedern zu zertreten.
Ihr steht so hoch, den Niedern zu beschützen,
Wenn Unrecht ihn bedrängen will. Heißt Ihr
Ein Edler darum, daß Ihr's nicht zu sein braucht?
Wollt Ihr ein Ritter sein, so seid ein Retter.
Seid Ihr ein Mann, so seid Ihr es, damit
Ein Weib nicht wünschen muß, ein Mann zu sein.
Gilt's seinem Rufe nur, so sag' ich Euch,
Ich, die Ihr nie als Lügnerin gekannt,
Daß er unschuldig ist an alledem,
Was man ihm schuld giebt.

Miossens (ausweichend). Doch ist's nicht das Sein,
Mein Fräulein, nur der Schein, der hier verdammt.

Fräulein (öffnet die Seitenthür).
Und seht dies Mädchen dort. Dies Mädchen liebt ihn,
Wie wärmer nie ein Mädchenherz geliebt;
Liebt ihn —

Miossens. Welch' wunderbare Ähnlichkeit!
Es ist die Herzogin von la Vallière,
Um vierzig Jahre jünger nur. — Ja; jetzt
Begreif' ich wohl, warum der König noch

Nach soviel Jahren der Zerstreuung kann
Mit Wehmut seiner Jugendliebe denken.

Fräulein (schließt die Thür wieder).

Was sagt Ihr nun? Wenn Ihr mit Euerm Ruhme,
Mit Euerm Rang —

Miossens. Mein Fräulein, wißt Ihr nicht
Wie lang' dieser la Regnie jenen tapfern
Herzog von Luxemburg, den Stolz von Frankreich,
In der Bastille Kerker schmachten ließ,
Und um ein Horoskop, um weiter nichts,
Das er sich stellen lassen? Was half ihm
Ruhm und Verdienst? Und meine Lage wär'
Ungleich gefährlicher. Ich traf den Mörder
In jener Nacht mit seinem eignen Dolch.
Nun denkt, in welchem Rufe Cardillac
Von Frömmigkeit und Bürgertugend stand.
Freigebig gleicht des blut'gen Todes Unrecht
Die allgemeine Meinung durch Verklärung
Des Lebens aus, das ihm vorhergegangen.
Und selbst geringe Aussaat solchen Lebens
Bringt solchem Tod oft hundertfache Ernte.
Ich bin der Lebende; er ist der Tote.
Was man dem Toten zuviel giebt, das nimmt man
Dem Lebenden. Vom allgemeinen Zorn
Borgt sich die Klage Macht und schüchtert die
Verteid'gung ein. — Und nun bedenkt, was an
Den Dolch sich knüpft. Wer dieses Dolches Herr,
Der so genau in all die Wunden paßt,
Dem läd't Verdacht die Morde sämtlich auf.
Und sagen: diese eine That hab' ich,
Heißt sagen: alle hab' ich sie gethan. — — —
Zu einem will ich mich erbieten, wenn
Daran Ihr G'nüge finden könnt. — Was Ihr
Durchsetzen wollt, als Recht könnt' Ihr es nicht
Durchsetzen vor la Regnies Richterstuhl,
Und wollt' ich opfern, was ich nicht will opfern.
Ihr müßt Euch an den König wenden, nur
Auf seine eigne Überzeugung, sein
Gefühl, das, wo der Richter strafen muß,
Das königliche Gnadenrecht darf üben,
Euch klug berufen. Dazu will ich Euch,
Mein edles Fräulein, helfen, das ich achte,
Mehr, als ich irgend jemand andern achte.

Ihr ſollt Euch bei dem Könige geheim
Auf mich berufen, und — ich will nicht fehlen.
Fräulein. Ja; Ihr habt mir den einz'gen Weg gezeigt.
Ihn will ich gehn an Eurer Hand. Dank Euch.
Moſſeus (küßt ihr die Hand und geht).

15. Auftritt.

Fräulein allein. Dann die Martinière.

Fräulein (durch die Seitenthür, die ſie dann ſchließt).
Schnell, Martinière, daß ich nicht die Zeit
Verſäume, wo den König ich allein
Bei der Marquiſe Maintenon kann treffen. (Wieder durch die Thür.)
Baptiſte ſoll eine Sänfte holen. Dann
Hilf mir mich kleiden. (Schließt wieder.)
Den unſel'gen Schmuck
Von Cardillac leg' ich heut' an. Das muß
Den König ſelbſt auf die Geſchichte bringen.
Martinière (kommt durch die Seitenthür; ſie möchte gern abraten; das Fräulein läßt ſie nicht zu Wort kommen in ſchelmiſcher Eilfertigkeit).
Fräulein. Schnell putze mich. — Ja; das iſt eine Kunſt,
Solch einen alten Menſchen aufzuſtutzen,
Der Müh' nicht wert, die man ſich giebt —
Martinière (während des Anziehens, kommt endlich vom Zeichen zum Wort).
Allein —
Fräulein. Und aller Putz, mit dem die Alten ſich
Aufdonnern —
Martinière. Aber —
Fräulein. Zeigt nur eben, daß es
Vergeblich Mühen iſt.
Martinière. Doch —
Fräulein. Doch? — Schon gut.
Ich ſeh' die Aber all in deinen Augen.
Was ſollſt du deinen Mund bemühn! Du weißt,
Wer recht behalten will, behält auch recht.
Drum laß mich gehen; mir iſt nicht zu helfen —
Es muß gelingen. Muß! Und drum gelingt's. —
Daß ich ſo alt ſein muß, jetzt, wo ich jung
Sein müßte. Muß ich's auch? Muß ich denn alt ſein?
Und müßt' ich's, hab' ich keine Zeit dazu.
Ich kann nicht alt ſein; denn das koſtet Zeit!

Vorhang fällt. Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Wieder bei der Scuderi

(wie im vorigen).

1. Auftritt.

Das Fräulein liegt in einem Sessel krank, die Füße in Decken gehüllt auf einem Tabouret; diese umschlingend sitzt schlafend Madelon. Serons sitzt neben dem Fräulein auf einem Stuhl. Die Martinière bei einer weiblichen Arbeit, von welcher weg sie immer nach dem Fräulein sieht.

Fräulein (mitleidig auf Madelon blickend).
Das arme Ding! Rück' ihr das Köpfchen doch
Ein wenig höher, gute Martinière,
Doch weck' sie nicht. (Es geschieht.)
Das Lächeln, das ihr freundlich
Ein süßer Traum auf ihre Lippe zaubert,
Soll vorschnell nicht die Wirklichkeit verscheuchen.
So. — Noch etwas. — Das arme Mädchen hat
Die ganze Nacht gewacht in dieser Stellung,
Bis sie den Morgen früh nach Kinderart
Über dem Weinen eingeschlafen ist. —
Ja, lieber Meister Serons, huldreich hörte
Der König mich, versprach, was ihm nur möglich,
Woll' er für meinen Schützling thun. Und hat
Nur Miossens das Seine auch gethan,
Hoff' ich das Beste.

Serons. Zweimal schon war er,
So hört' ich, bei dem König. Einmal blieb
Er eine Stunde voll mit ihm allein. —
Noch etwas. Heute morgen war ich in
Cardillacs Haus, um etwas zu erfragen,
Wenn's möglich, was für Euern Schützling spräche.
Frau Caton, Meister Patrus, dort des Miets-manns
Haushälterin, erzählte mir von Wundern.
Zwei Nächte schon sei über ihrer Wohnung
In Meister Cardillacs eh'mal'ger Werkstatt
Ein Schreiten und ein lebhaftes Gespräch
Gewesen. Da es bei verschlossner Hausthür
Geschehn und sonst kein Eingang mehr ins Haus,
So sei kein Zweifel, daß der Gottseibeiuns
In eigener Person der Redner sei.
Sie fürchte nun den Gottseibeiuns nicht,
Sei drum dem Treiben einst so nah als möglich

Geſchlichen, und wenn ſie nicht wüßte, daß es
Nur eitel Blendwerk damit ſei, ſo würde
Sie ſchwören, daß ſie den Olivier Bruſſon
Und Degrais miteinander ſprechen hören.

Fräulein (erheitert). Ei, das kommt immer beſſer. Seht mich nicht
So fragend an, warum, was Ihr erzählt,
Mich ſo erfreut —

Serons. Mein Fräulein, Ihr vergeßt,
Die Hausthür, die geſchloſſen war. Das Reden
Klang eben nur in der Frau Caton Hirn,
Sonſt nirgends.

Fräulein. Doch verſichr' ich Euch, es klang
Wo anders noch — Still, ſtill! ich ſag' zuviel.
Horch, Martinière, ſchellt es nicht im Vorhaus?

Martinière. Ich hörte nichts.

Fräulein. Doch ich. So ſilbern klang mir's,
Als hätt' es gute Nachricht mir zu melden.

Martinière (ab).

Fräulein. Daß ich hier liegen muß. So Freud' als Kummer
Drückt doppelt auf den Liegenden. So was
Hilfloſes iſt im Liegen. Alter Freund,
Laßt mich nur auf ſein und Ihr werdet ſehn,
Nur ſchneller dann geneſ' ich.

Serons. Ruhe muß
Der Unruh' Folge tilgen. Zuviel war's,
Was dieſe Tage Eure Seele hat
Dem Körper zugemutet.

Fräulein. Und nun mutet
Der Körper noch weit mehr der Seele zu.
Doch muß ich Euch geſtehn: einmal ſchon hab' ich
Verſucht heut, aufzuſtehn, und konnt' es nicht.

Martinière (freudig herein, einen Brief in die Höhe haltend).
Hier iſt's! Hier! Hier!

Fräulein. Ei junges Volk, was giebt's?

Martinière. Vom Hof, mein Fräulein.

Serons. Ihr verfärbt Euch; ſeht,
Ich ſollt' es nicht erlauben, daß Ihr jetzt
Euch um die Sache kümmert —

Fräulein. Beſſer, jetzt
Erblaſſen, als nachher erröten. Gieb. Das iſt
Die Hand der Maintenon. Wie mir das Herz pocht.
Nur junge Mädchen, dacht' ich, hätten Herzen.

Nun weiß ich's beſſer. Sieh; ich kann das Blatt
Vor Zittern nicht erbrechen. Brich und lies.

Martinière. Geht mir's doch nicht viel beſſer. Gott, nun iſt
Ja alles gut! (Sie lieſt:)
„Ich bedauere, mein ſehr würdiges Fräulein, daß ich in der Euch bewußten Sache nichts thun kann. Das Volk will des Angeklagten Tod. Es gilt, dem Volke die Gerechtigkeit ſeines Königs zu zeigen. Ihr wißt, wie der König in dieſem Punkte denkt; ebenſo, daß ich, Euch zu gefallen, ſchon zu weit über meinen Grundſatz hinausgegangen bin: mich auf keine Weiſe in die Geſchäfte zu miſchen." (Eine Pauſe der Betretenheit.)

Martinière. Ach, Ihr verblaßt Euch ganz.

Fräulein. Schlimm, ſchlimm genug,
Daß ich nichts beſſers weiß zu thun. Jetzt, wo
Geholfen werden muß. — Sie ſagt ſich los,
Und alles in dem Brief iſt hoffnungslos.
Und ich — hier lieg' ich —

Martinière. Nein; Ihr werdet mich
Im ganzen Ernſt nun böſe machen! Habt Ihr —

Fräulein. Was hab' ich? Nichts hab' ich gethan. Wer nicht
Genug gethan hat, der hat nichts gethan.

Martinière. Ach ja. Euch ähnlich ſieht's. Warum packt Ihr
Euch nicht die Schuld noch auf, daß es mißlang?
Bis jetzt hab' ich geduldig zugeſehn.
Nun aber wird's zu viel. Ich leid' es nicht,
Daß Sie noch etwas thun in dieſer Sache.
Sie haben nun das Ihrige gethan.

Fräulein. Dir iſt das Grund genug, weil du nur mich
Entſchuld'gen willſt. Du kannſt das, aber ich
Darf's nicht. Ich darf mich nicht entſchuldigen.
Was kommt da noch? Das iſt Baptiſte.

2. Auftritt.

Baptiſte. Vorige.

Fräulein. Was iſt?

Serons (will Baptiſte abhalten von dem Fräulein).
Sie haben Schlimmes —

Martinière. Schweigen Sie.

Fräulein. Sprich nur,
Baptiſte; ich heiße dir's.

Baptiſte. Heut' noch, heut' noch
Soll die Hinrichtung ſein.

Fräulein. Von wem?

Baptiste. Von —
Martinière. Daß Sie uns
Das Fräulein töten? Sie —?
Baptiste. Mein Gott, was soll
Ich denn nun thun?
Fräulein. Laß dich nicht irre machen,
Mein ehrlicher Baptiste. Und sprecht mir leise,
Daß Ihr das arme Kind nicht weckt. Es ist
Ihr Urteil, fürcht' ich, was du sprechen willst.
Das Restchen Traum, das ihr Gesicht umlächelt,
Vielleicht, vielleicht ist es ihr letztes Lächeln,
Denn seine sich're Rettung träumt sie noch.
Heut' schon will man ihn töten? Gott und wann?
Baptiste. Den Abend noch. La Regnie hat geschworen,
Kein Engel soll ihn retten.
Fräulein. Großer Gott!
Baptiste. Das Volk ist ganz empört.
Fräulein. Empört? Was sagst du?
Worüber denn empört, wenn er soll sterben?
Baptiste. Darüber eben, daß er sterben soll.
Fräulein. Und hast du recht gehört?
Baptiste. Da braucht man nicht
Sehr aufzuhorchen. Hört man's doch von hier
Wie ferne Wellen brausen. „Nieder mit
La Regnie," schreit das Volk, „der König lebe!
Der König soll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie!" Keinen mehr
Will es hinrichten lassen, den la Regnie
Verurteilt.
Fräulein. Und doch schreibt die Maintenon
Das Gegenteil?
Serons. Sie schreibt, wie sie's erfuhr.
Der König ist ein Haupt, das seinen Augen
Und Ohren selten trauen darf. Und eh'
Der Ruf des Volks in seine Höh' gelangt
Ist er oft so undeutlich schon geworden,
Daß es nur kleiner Müh' bedarf, aus ihm
Sein Gegenteil zu deuten. Ebenso
Umlagert in unruh'ger Zeit das Volk
Ein Haufe feiler Schmeichler, der, was ihm
Vom Throne kommt, verfälscht. Sicher ist's: Das,
Was Ludwig für des Volkes Stimme hält,
Ist Regnies nur und seiner Kreaturen.

Martinière.
Was? Ihr wollt aufstehn? Jetzt? Bei Eurer Schwäche?
Fräulein. Jetzt
Darf ich nicht schwach sein.
Martinière. Doch Ihr seid's. Und Ruhe
Nur kann Euch helfen jetzt.
Fräulein. Wo jetzo muß
Geholfen werden, hilft die Ruhe nicht,
Da hilft nur Thätigkeit.
Martinière. Und was denn wollen
Sie thun?
Fräulein. Zum König gehn. Den König sprechen,
Dem König sagen, wie man ihn belügt.
Cerons. Sie kommen nicht zu ihm.
Fräulein. Um diese Zeit
Beginnt der Staatsrat in der Maintenon
Gemächern.
Cerons. Doch Sie kommen nicht dahin.
Die Schwäche läßt Sie nicht. Und wären's nicht
La Regnies Ränke. Glauben Sie, er wird
Sie vor den König lassen?
Fräulein. Was la Regnie
Wird thun, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, was
Ich thun muß.
Cerons. Welchen Gegnern werfen Sie
Den Handschuh hin?
Fräulein. Der Gegner nicht, das Recht ist's,
Was man bedenken muß.
Cerons. Der Mutigste
In Frankreich wagt nicht, was Sie wagen wollen.
Es ist la Regnie, ist der allgewaltige
Minister Louvois, sein Busenfreund!
Martinière. O Himmel! Säh' ich nicht, wie es muß kommen!
Ich seh' es, was das End' wird sein. Des Königs
Ungnade —
Fräulein. Und du meinst, die kostet mir
Den kleinen Jahrgehalt, von dem ich lebe?
Martinière. Von dem so viele Arme leben; ja.
Cerons. Vielleicht noch mehr. Die Rache des la Regnie kann
Sie bluten lassen —
Fräulein (lächelnd). Nun, da käm' ich ja
Über die Ungnad' weg mit bester Art.
Cerons. Die Aufregung schon kann Sie töten.

Fräulein. Seht doch!
Da schlüpft' ich dem la Regnie aus der Hand.
Martinière. Und die paar Jahre, die Ihr Alter Ihnen
Noch gönnt, so hinzuwerfen!
Fräulein. Ist's so wenig,
So ist's auch nicht so großer Schonung wert.
Und werf' ich sie denn hin für nichts? Such' ich
Sie für den höchsten Preis nicht loszuschlagen?
Martinière. Und selbst die Maintenon hat Sie verlassen.
Fräulein. So nöt'ger ist es, daß ich selber handle.
Schnell, Martinière, gieb mir den Mantel um.
Und du, Baptiste, bring' eine Sänfte her.
Sagt, Serons, seht auch Ihr die Ähnlichkeit
Zwischen dem Mädchen und der la Vallière?
Serons. Sie kann nicht größer sein — doch —
Fräulein. Hör', Baptiste
Zwei Sänften bring', und schnell. Nun, Meister Arzt,
Wo ist die Schwäche denn? Steh' ich nicht straff,
Wie Ihr?
Serons. Der Körper borgt noch von der Seele —
Fräulein. Dann mag die Seele von dem Körper borgen.
Ich muß sie wecken nun. He, Madelon,
Wach' auf! — Wir können uns nicht putzen erst.
Dem Veilchen steht nichts schöner, als sein Laub,
Der Frucht nichts schöner, als ihr leiser Duft.
Nicht ein Gedanke von Gefallsucht darf
Dies schöne Bild der Reinheit heut' entstellen.
Wach' auf!
Madelon (erwachend). Ja, meine Mutter. Ach, ich glaube,
Doch war ich eingeschlafen. Zürne nicht.
Fräulein. Sagt ihr noch nichts. Vielleicht ist ihr der Schmerz
Noch zu ersparen.
Martinière. Ach, Sie denken nur
An andrer Schmerz —
Fräulein. Das beste Mittel ist's,
Den eignen zu vergessen. — Sei nicht böse;
Auch du mußt mit. Wenn ich einmal beschwere,
Dann thu' ich's ordentlich. Ich weiß nicht, was
Mir widerfahren kann. Und du, Baptiste,
Bleibst heim.
Baptiste. Ich nicht, mein Fräulein. Der Baptiste
Bleibt nicht daheim. Er geht mit Euch zum König.

Ging's in den Tod, der alte Baptiſte ließ
Euch nicht allein.

Serons. Erlaubt's ihm, Fräulein, und
Erlaubt's auch mir. Erlaubt mir, daß ich über
Eure Geſundheit wachen darf.

Fräulein. Still! Still!
Ihr böſen guten Menſchen. Wollt ihr mich
Zum Weinen bringen jetzt mit eurer Liebe?
Ihr ſollt mir doch — bei Gott, ich müßte weinen,
Hätt' ich die Zeit dazu. Nun ſeht ihr nicht,
Daß ich muß helfen, wo ich kann? Wie ſoll ich
Denn ſonſt Gott dankbar ſein für eure Liebe?

(Sie ſtützt ſich auf Martinière und Madelon; im Gehen.)

Es geht noch langſam. Doch laßt das nur gut ſein.
Komm' ich erſt in den Gang, dann überhol' ich
Euch alle. Und nun vorwärts. — Hat er ein
Und ſiebzig Jahr' gehalten mir bis jetzt,
Der alte Leib, wird er auf einen Tag
Mehr oder weniger nicht intereſſiert ſein.
Kommt, Kinder, kommt. Schon geht's was beſſer. Kommt.

(Alle ab.)

Verwandlung.

In den Gemächern der Marquiſe Maintenon.

Eine Mittelthür. Zwei Seitenthüren vorn.

3. Auftritt.

Das Fräulein, geführt von der Martinière und Madelon, durch die Mittelthür. Serons.

Fräulein. Da wären wir. Dies iſt das Zimmer. Hier
Kommt er vorbei.

Serons. Die Maintenon ſtellt Euch
Dies Zimmer zur Verfügung. Doch ihr ſelbſt
Möchte vergönnt ſein, wegzubleiben. Sie
Will Euch nicht hindern; doch Ihr ſollt auch nicht
Auf ſie zählen.

Fräulein. Kommt nicht jemand? Ja. Nun geht,
Ihr lieben Menſchen. Laßt mich nun allein.

Martinière. Ihr zittert.

Fräulein. Es iſt kühl hier. Sonſt um nichts.
Du, Madelon, mußt an der Thüre bleiben,
Daß ich dich gleich —

Madelon. Ja, Mutter; ich will nah sein.
Fräulein. Heut' bin ich eine wichtige Person.
Ich fühl's bis in die Füße. Gebt mir doch
Einen Stuhl. — Hier muß ich auf der Lauer liegen.
Dorther kommt mir mein Wild. Sollt' ich's erlaufen,
Da wär' es sicher heut' vor mir.

(Der Stuhl wird ihr nahe an die rechte Seitenthür gesetzt.)

Nun geht. (Giebt allen die Hand.)

4. Auftritt.

Das Fräulein (allein). Bis jetzt hab' ich gescherzt, die lieben Menschen
Mir heiter zu erhalten, die um mich
Sich ängsten. Und nun wird mir selber bang.
Muß ich die Thür hier lang' ansehn und denken:
Hier wird er kommen, geht mir's wie dem Kranken,
Dem man das Messer vor die Augen hält,
Das ihm soll helfen. — Ist dies auch ein Kampf?
Mein alter Leib, nur jetzt verlass' mich nicht,
Wo alles mich verlassen hat und ich
Allein auf mich muß stehen — oder sitzen!
Ich muß versuchen, über diese Spanne
Voll schwerer Spannung mich hinwegzuscherzen.
Der gute Gott soll dieses freundliche
Geschenk mir nicht umsonst verliehen haben.
Er selbst ist ja ein heitrer Gott, und alles,
Was er geschaffen, ist sein heitrer Spiegel.
Scheint einem Menschen dieser Spiegel trüb',
Ist's nur sein eignes trübes Angesicht,
Was ihm daraus so trüb' entgegensieht.
Der gute Wille lächelt, Frömmigkeit
Und Tugend, Glaube, Liebe, Hoffnung lächeln;
Die gute That hat keine finst're Stirn.
Heiter ist alles Gute; doppelt gut,
Wenn's doppelt heiter ist. — Nun komme, was
Da will! —

(Schritte; sie schrickt zusammen und steht auf.)

5. Auftritt.

Bontems. Fräulein.

Fräulein. Das ist Bontems, der Kammerdiener
Des Königs, nicht der König selbst.
Bontems. Mein Fräulein,
Erwartet Ihr den König?

Fräulein. Sonſt wär' ich
Nicht hier.
Bontems. Ihr ſeid es um des Bruſſons willen —
Fräulein. Um der Unſchuld willen, Freund.
Bontems. So gut die Sache
Erſt ſtand, unwiderbringlich iſt ſie nun
Verloren. Seine Majeſtät, der König
Wollte den Bruſſon ſelber ſehn. Schon iſt er
Hiehergeführt und wartet auf den Wink.
Wenn ihn der König einmal ſah, war er
Gerettet. Denn wie Licht und Wärme von
Der Sonne, geht der Strahl der Gnade von
Der Majeſtät aus. Aber la Regnie
Kam dem zuvor. Bei der Gerechtigkeit,
Deren Bild die Majeſtät ſoll ſein, beſchwor er
Den König, ſtellt' des Volkes Wut ihm vor,
Wenn dieſer Sünder, deſſen Tod das Volk
Zu ſeiner eignen Sache macht und laut
Zum König aufſchreit um ein ſtrenges Beiſpiel,
Begnadigt würde. Das iſt ſeine Seite,
Wo er verwundbar iſt. Im Kampfe gegen
Den Adel muß er auf das Volk ſich ſtützen.
Jetzt eben führt man den Unglücklichen
Zurück in die Gewalt der ſtrengen Richter,
Und ſeinen Tod kann niemand mehr verhindern.
Der König iſt ſo ungehalten auf des
Bruſſons Verteidiger, daß er kein Wort
Für ihn mehr hören will; ja, nicht den Namen
Des Bruſſon darf ihm jemand nennen, der
Den höchſten Zorn nicht auf ſich laden will.
Mein Fräulein, laßt Euch raten; gebt es auf,
Alles in dieſem Spiel zu wagen, wo
Ihr nichts gewinnen könnt. Wollt Ihr, ſo nah'
Dem Grab, ſo ſchwere Laſt noch auf Euch laden,
Den Zorn des Königs und jenes la Regnie
Allmächt'ge Rache? Nein, mein edles Fräulein.
Ich kann etwas bei ſeiner Majeſtät,
Und wo es ſonſt mag ſein, glaubt meinem Wort,
Dürft Ihr auf meine Dienſte ſicher rechnen.
Doch hier — des Königs Zorn iſt noch zu neu,
Und dieſer Richter Rächerarm zu eilig. — —
Er kommt. — Der König kommt. — Sie wollen dennoch —?
Mag Gott Sie ſchützen bei dem kühnen Wagnis.
(Er zieht ſich zurück.)

6. Auftritt.

Das Fräulein allein, gleich darauf der König.

(Das Fräulein erhebt ſich; der König tritt ein aus der rechten Seitenthür; wie er das Fräulein ſieht, verfinſtern ſich ſeine Züge; er ſchwankt einen Augenblick, ob er nicht wieder umkehren ſoll; er will ſchnell vorbei; um das Fräulein nicht zu Wort kommen zu laſſen, ſpricht er während des Gehens.)

König. Ah. Seht. Mein edles Fräulein Scuderi.
Ich habe dringende Geſchäfte —
Fräulein. Majeſtät,
Das dringendſte Geſchäft für einen König iſt
Gerechtigkeit!
König (bleibt verwundert ſtehen). Die rufen Sie an? (Will gehen.)
Fräulein. Majeſtät,
Im Namen Ihres Volks ruf' ich ſie an.
Im Namen Ihres Volks Gerechtigkeit!
König. Die ſoll dem Volke werden. Doch uns deucht,
Die wir gewähren wollen, iſt die nicht,
Um die Sie bitten.
Fräulein. Hören müſſen Sie!
König. Wohlan; ich will Sie hören. Einen Namen
Nur nehm' ich aus. Wie Sie den Namen nennen —
Fräulein. Den ſollen Sie nicht hören. Einen Fremdling
In dieſen Zimmern bring' ich, wenn ſein Name
Auch oft genannt wird —
König. Muten Sie mir jetzt
Nicht zu, ſpitzfind'ge Rätſel aufzulöſen —
Fräulein. Das Volk, mein König, ruft zu Euch um Recht
Gegen die Mörder —
König. Das wird ihnen ſchon.
Fräulein. Nicht gegen die, mein König, die bei Nacht
Und heimlich morden; nein, mein König. Recht
Gegen die Mörder, die bei Tage morden
Und öffentlich, und die dem Recht zum Hohn
Sein heilig Schwert zum Mörderdolch entweihn;
Gegen die Mörder, die, was ſie verletzen,
Zum Vorwand ſelber nehmen der Verletzung;
Die unterm Namen der Gerechtigkeit die
Gerechtigkeit verhöhnen; die dem König
Des Volkes Lieb' entfremden. Darum ruft
Das Volk, das ſeinen König lieben will,
Recht gegen die Entfremder, die Entweiher,
Recht gegen die la Regnie!

König. Fräulein, Ihr
Seid kühn.

Fräulein. Ich weiß es, was ich wage, daß ich
Den Fremdling hier einführen will: die Wahrheit.
Ihr wollt das Recht, mein König, doch la Regnie
Will's nicht. Ihr wollt, das Volk soll Euch vertrauen,
Seinen Vater in Euch sehn; Ihr wollt es, aber
La Regnie will es nicht. Ihr wollt die Wahrheit,
Ihr seid so groß, die Wahrheit nicht zu hassen,
Selbst wenn sie Euch nicht zeigte, was Ihr wünscht;
Ihr wollt die Wahrheit, doch la Regnie will
Sie nicht. Mein König, gebt dem Volk, was Ihr,
Nicht, was la Regnie will.

König. Die Klage will beweisen,
Verdächtigung will nur schaden.

Fräulein. Majestät,
Ich steh' am Grabe. Mich erwartet schon
Ein höhrer Richter, als Ihr selber seid,
Der Richter, der auch Euch einst richten wird,
Der zwischen uns entscheiden wird. Glaubt Ihr
Nicht mir, so sendet Boten, doch nicht jene,
Die in la Regnies Solde stehn. Denn die
Geschöpfe loben ihren Schöpfer. — Mich
Führte mein Weg durch große Haufen Volks.

(Auf einen Wink des Königs Montems ab.)

„Nieder la Regnie! Doch der König lebe!
Der König soll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie. Keinen mehr
Soll dieser Schlächter schlachten!" Solche Worte
Hört' ich von Hunderten, und nicht allein
Vom Pöbel, der nur, um zu schreien, schreit.
Wut gegen den la Regnie und Vertrauen
Zu seinem väterlichen König spricht
Von jedem Mund. Rechtfertigt, Herr, das letzte,
Indem der ersten Ihr ihr Recht verschafft.
Sie wollen nicht zwei Kön'ge, sagen sie,
Sie wollen nur den einen, gottgesetzten,
Den König, den sie lieben, der sie liebt,
Und der vom andern sie befreien wird,
Den alle hassen und der alle haßt!

König (steht sinnend).

Fräulein (holt Madelon).

7. Auftritt.

Madelon. Vorige.

Fräulein (Madelon an der Hand).
Sag' du's ihm, Unschuld, was sein Volk begehrt
Von seiner Liebe. Fleh' im Namen aller
Unmünd'gen um das Recht der Unschuld, um
Der Schwäche Schutz! Sag' ihm in ihrem Namen:
Kein Alter, kein Geschlecht, kein schwer erworben
Verdienst, kein Ruf schützt vor la Regnies Schergen.
Das Geständnis ist schon fertig vor der Frage.
Das Vorgesagte zwingt die Henkerqual,
Dem — Richter nachzusprechen, und die Unschuld
Gesteht Verbrechen, die sie nicht dem Namen
Nach kennt. Aus seiner Kinder Armen reißt er
Auf bloße Möglichkeit den Vater. Der
Weiß nicht, warum? Das braucht's ja nicht. Man wird's
Ihm auf die Zunge legen schon, was er
Gestehen soll. Er wird es gern. Denn das
Geständnis lohnt der Tod, der endliche
Befreier aus der Kerker-Modergruft
Und — (sie wird immer schwächer)
aus der Quäler Händen —

Bontems (der unterdes wieder erschienen). Ha! wie schlau!
Die la Vallière selber —

König (macht eine Bewegung zu gehen).

Fräulein (wankend). Recht, mein König! —
Mein König — Recht — Ich sterbe — mir wird übel —

König (zu Madelon). Schnell rufen Sie um Beistand —

(Er fängt die Sinkende auf; Bontems stellt schnell einen Stuhl, worauf sie der König gleiten läßt. Der König geht bis zur andern Seitenthür, wohin Bontems auf seinen Wink ihm folgt; dort bleibt er so lange stehen, bis er Madelon mit der Scuderi Leuten zurückkommen sieht.)

8. Auftritt.

Das Fräulein, die Martinière, Madelon, Serons.

Fräulein. Ich muß sterben
Und — hab' — nicht — (will aufstehn und dem König nach).
Recht, mein König!
(Sie fällt der Martinière ohnmächtig in die Arme.)

Martinière. Ach! sie stirbt!

Madelon (aufschreiend).
Sie stirbt? Ich laß dich nicht! Du darfst nicht sterben!

Martinière. Ach! ist sie tot, nimm mich mit ihr, mein Gott!

Serons (um sie beschäftigt).
Noch stirbt sie nicht, macht uns noch nicht zu Waisen.
Reibt ihr die Stirn mit diesen Tropfen. So.
Seht Ihr, schon wirkt's.

9. Auftritt.

Olivier. Vorige.

Olivier (erstaunt). Meine Mutter? Madelon? Ich
Bin frei! Gott, ich bin frei! Ich muß nicht sterben!
Ich muß in Regnies Kerkern nicht verschmachten.
Frei bin ich! Keine Kette rasselt mehr
Und weckt mich aus dem goldnen Freiheitstraum
Zur Verzweiflung auf. Noch immer fürcht' ich, jetzt,
Jetzt wird sie klirren. Nein, es ist kein Traum! Ich
Bin frei, frei wie der Vogel in der Luft,
Frei wie der Fisch im Meer. Hab' ich nur erst
An den Gedanken mich gewöhnt, — meine Madelon,
Hier laß uns danken! Hier zu ihren Füßen
Der Retterin. Hier danken, weinen, jubeln!
Fräulein (öffnet die Augen). Wo bin ich? Wenn ich nicht im Himmel bin?
Olivier. Ihr seid ein Engel. Wo Ihr seid, da ist
Der Himmel.
Fräulein. Meiner Anne Guiot Sohn —
Olivier. Ist frei durch Euch, frei wie des Himmels Wolken!
Fräulein. Ihr, Serons — Martinière — Madelon —
(giebt jedem die Hand).
Ja; ich bin in der Maintenon Gemächern,
Wo ich den König — doch wo ist der König?
Ohnmächtig war ich wohl? Ihr lieben Menschen
Seid so bekümmert, und um mich. Daß ich
Euch soviel Sorgen mache.
Martinière (bei ihr knieend, fast zürnend). Ewig sieht
Sie nur das Wenige der andern; für
Ihr eignes Viel hat sie kein Aug'. Ein jeder
Thut ihr genug; sie selber nur kann nie sich
Genug thun.
Fräulein (abwehrend). Still! Wer kommt?

10. Auftritt.

Bontems. Vorige.

Bontems. Mein edles Fräulein,
Ihr habt gesiegt. Von Herzen meinen Glückwunsch.
So eben fliegt der Bote fort. Die Chambre

Ardente hat aufgehört. Mit Regnies Reich
Iſt's aus. Schon habt Ihr Euern Schützling wieder.
In Frankreichs Namen dankt der König Euch.
Es iſt kein Wunder, ſagt' er; weſſen Sache
Die Tugend ſelber führt, der muß gewinnen.
Hier ſendet er an Euers Schützlings Braut
Einen Abſchlag nur von dem, was Frankreich ſchulde,
Sie auszuſteuern, wie's der Braut geziemt
Von Euerm Schützling. Beide ſollen aber
Von dieſem Augenblick das Land verlaſſen
Und ſich in ſeine Heimat Genf zurückziehn,
Wo ſie der König nicht vergeſſen wird.
Doch allen Dank verbittet ſich der König.
(Er verbeugt ſich und geht ſchnell ab.)

11. Auftritt.

Vorige ohne Dontems.

Fräulein. So geht, ihr Kinder. Gott und dieſer Kuß
Mit euch.
Olivier. Ihr wollt allein uns ziehen laſſen?
Nein. Ihr geht mit uns.
Madelon. Mutter, Ihr zieht mit.
Fräulein. Ihr dummen Kinder, denkt ihr denn, es iſt
'ne Kleinigkeit —? Denkt nur die hundert Schachteln;
Meine Tauben und den alten Star — ei ja,
Ihr junges Volk wißt, was dazu gehört,
Wenn ſolch ein altes Fräulein reiſen ſoll,
Und gar im Augenblick. — Geht; geht, ihr Kinder,
Und dankt dem König durch Gehorſam. Laßt
Nunmehr die Raupe ſich einſpinnen, wo ſie
So lang gewohnt. In meinem Alter reißen
Die alten Fäden nicht ſo leicht und ſpinnen
So leicht ſich neue an. Geht, Kinder, geht!
Und wird's euch wohl, wenn ihr die neue Heimat
Erblickt, bin ich's, die euch entgegen kommt
Von dort. — Thut mir die Liebe! Nein. — Kein Wort mehr.
Doch eins! Olivier, komm noch einmal.
Der Biſchof von Paris wird jene Schmucke,
Als ihm von einem reuig Sterbenden
Dazu vertraut, den Eig'nern wiedergeben.
Olivier. O meine —
Fräulein. Stille! Still! Kein Wort jetzt mehr,
Wenn Ihr mich liebt. Lebt wohl.

Madelon. Lebt wohl. Doch kommt
Uns nach!
Olivier. Denn ohne Euch iſt unſer Glück
Ein halbes nur! (Olivier und Madelon ab.)

12. Auftritt.

Vorige ohne Olivier und Madelon; bald hernach Baptiſte.

Fräulein (zu Serons; man merkt, daß ſie ſich in Gegenwart der eben Abgegangenen Gewalt angethan hat). Gut, daß ſie gehen müſſen,
Bevor ich ſie betrüben mußte —
Serons. Meint Ihr —
Fräulein. Ich mein' es nicht; ich weiß es, wußt' es ſchon
Vorher. Mein letztes Haus darf ich beſtellen.
Meine Seele hat dem alten Leib zuviel
Geborgt. Nun iſt ſie bankerott wie er. —
Nun geh' ich gern.
Martinière. O ſprecht nicht ſo.
Fräulein. Ich denk'
Euch wenig Sorgen mehr zu machen. Hoff' ich doch,
Mein heiter Leben ſchließt ein heiter Ende.
Baptiſte (echauffiert herein).
Fräulein. Was iſt, Baptiſte? Wo haſt du deinen Atem
Gelaſſen?
Baptiſte. Fräulein! Ach, mein gnädig Fräulein!
Das iſt mein ſchönſter Tag in dieſem Leben.
Wenn Ihr — ach, ganz Paris iſt Euch ein Sprachrohr
Für dieſen einen Ruf: das Fräulein Scuderi!
Die Retterin! Die Helferin! Die — (ſchluchzend)
ich —
Ich überleb' die Freude nicht. Die Chambre
Ardente ſei aufgelöſt. Den Boten trugen ſie
Auf ihren Schultern. Ach, mein Fräulein, geht
Jetzt nicht, denn ſie zerreißen Euch vor Lieb'
Und Dankbarkeit.
Fräulein. Das Schickſal mußte mir
Was Bitt'res miſchen in das allzuſüße
Getränk. Muß ich das Stadtgeſpräch noch werden?
Was hab' ich denn gethan für ſolchen Preis?
Soviel als von dem Beifall das Verdienſt
Überſteigt, ſoviel verliert der Beifall ſelbſt
An ſeinem Wert. Zu große Ehre macht
Sich ſelber wohlfeil. Und ein ſtiller Blick
Des Gleichverſtehns ehrt Geber und Empfänger

Mehr, als der Straßen lärmendes Gepränge.
Ein ſolcher Dank würdigt allein vor Gott
Sich ſelber nicht herab. Die Maintenon
Wird mir den Aufenthalt bei ihr vergönnen,
Bis dieſe guten Menſchen wieder ruhig
Genug ſind, mich nicht ſchamrot mehr zu machen.
(Sie wendet ſich, auf die Martinière geſtützt, zu gehen. Die andern folgen.)

Vorhang fällt. Ende des Stückes.

Der Erbförſter.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Stein, ein reicher Fabrikherr und Gilterbeſitzer.
Robert, ſein Sohn.
Chriſtian Ulrich, Förſter des Gutes Düſterwalde, genannt der Erbförſter.
Sophie, ſeine Frau.
Andres, Forſtgehilfe bei Ulrich,
Marie,
Wilhelm, } beider Kinder.
Wilkens, ein großer Bauer, der Förſterin Oheim.
Der Paſtor von Waldenrode.
Möller, Steins Buchhalter.
Jäger Gottfried, genannt der Buchjäger.
Weiler, Ulrichs Holzhüter.
Der Wirt von der Grenzſchenke.
Frei,
Lindenſchmied, } Wilddiebe.
Kathrine.
Baſtian, Steins Diener.
Zwei Träger.

Das Stück ſpielt abwechſelnd im Jägerhaus von Düſterwalde und in Steins Schloß zu Waldenrode, einmal im dritten Aufzug in der Grenzſchenke und im heimlichen Grunde.

Erſter Aufzug.

Jägerhaus von Düſterwalde.

Im Hintergrunde des Zimmers eine Flügelthür und ein Schrank, zu beiden Seiten gewöhnliche Thüren. Rechts ein Fenſter; links im Hintergrunde der Ofen; weiter vorn eine Schwarzwälder Uhr; dann ein Riegel, an dem mehrere Flinten, darunter zwei doppelläufige, Jagdtaſchen und dergleichen Gerät hängen, und ein Bücherbord, auf welchem Bibel und Geſangbücher liegen.

1. Auftritt.

Man hört in der Scene Musikanten ein Stückchen blasen.

Weiler, langsam sich umsehend durch die Mittelthür; die **Försterin** zugleich geschäftig von links. Dann **Andres**, **Wilhelm**, zuletzt **Marie**.

Försterin. Da sind die Musikanten schon. Wo hab' ich nur den Kellerschlüssel? Die Musik muß zu trinken haben. — Der Weiler?

Weiler. Der Weiler. Wo ist denn der Alte? Der Förster?

Försterin. Mein Mann? Ist er nicht draußen?

Weiler. Von wegen mit den Holzhauern. —

Försterin. Kann Er nicht warten?

Weiler. Warten? Behüte. Alle Hände voll zu thun.

Försterin. So mach' Er, daß Er fortkommt.

Weiler (sehr ruhig Tabak in seine kurze Thonpfeife stopfend). Ja.

Försterin. Sollt' er vielleicht schon mit dem Herrn Stein —

Weiler. Ja; Sand gestreut schon am Dienstag. Und die Guirlanden draußen an der Thür. — Heut' ist doch gar die Verlobung vom Herrn Robert Stein und der Jungfer Marie? Da wird die Freundschaft noch erst recht dick werden, wenn's heißt: „der Herr Schwiegervater Stein". Und das ist noch nicht einmal alles. Der Stein hat nun auch das Gut gekauft, worauf der Ulrich Förster ist. Der dicke Advokat aus der Stadt hat's gestern richtig gemacht. Und der Stein ist heut' als Herr von Düsterwalde aus seinem Bett gestiegen.

Försterin. Hier den Tisch —

Weiler (indem sie den Tisch zusammen tragen, auf der linken Seite). Wird's der Ulrich gut kriegen, nun sein alter Freund sein Herr geworden ist und noch obendrein sein Schwiegervater wird.

Försterin. Weiter nach dem Ofen zu. Noch einer muß herein.

Weiler (in sich hineinlachend). Wahre Kesselflicker die beiden, der Stein und der Ulrich. Alle Tage einmal Zank.

Försterin. Warum nicht gar Zank? Scherz ist's. (Geschäftig hinaus, gleich darauf wieder herein.)

Weiler (hinter ihr her gestikulierend bis an die Thür). Scherz? Da hat sich's. Der eine hitzig, der andre eigensinnig. Seit sich's um den Kauf handelt, da ist das Durchforsten der tägliche Zankapfel. Die reichen Leute wollen doch immer auch was verstehn, wenn's auch nichts ist damit. Da meint der Stein, wenn er allemal die andere Reihe Bäume wegschlüg' im Wald, da bekäm' die erste mehr Licht und mehr Platz zum Wachsen. Kann auch sein, daß der Buchjäger das aufgestöbert hat in einem alten Buch. Aber damit kommt er dem Ulrich schön an. Noch vorgestern denk' ich, sie fressen einander auf, daß von keinem was übrig bleibt. Der Stein: Es wird **durchforstet**. Der Förster: Es wird **nicht durchforstet**. Der

Stein: Aber es wird durchforſtet. Der Förſter: Aber es wird nicht durchforſtet. Der Stein: Aber es wird durchforſtet. Der Förſter: Aber es wird nicht durchforſtet. Der Stein auf; den Rock zu, zwei Knöpfe auf einmal, zwei Stühle über den Haufen gerannt und — fort. Ich, denk' ich, nun wird's doch einmal aus ſein mit der Freundſchaft? Ja, proſit Mahlzeit. Das war vorgeſtern Nacht und geſtern früh — kaum war's Tag — wer da vom Schloß daher gepfiffen kommt und an des Förſters Fenſter pocht, als wär' nie nichts paſſiert — das iſt der Stein. Und wer ſchon eine Viertelſtunde gewartet hat und drin ſein „Gleich!" unter dem weißen Schnauzbart hervorſchnarcht — das iſt der Ulrich. Und nun miteinander hinaus, mir nichts, dir nichts — in den Wald — als wär' nie nicht kein Zank geweſt. Und das fällt auch keinem Menſchen mehr auf. Nachts gezankt und früh miteinander in den Wald — als müſt's ſo ſein. Aber macht er's denn mit ſeinem Jungen anders, der Stein? Mit dem Robert? Der Stein? Hat der nicht ſchon ein halb Dutzend Mal fortgewollt? Und hernach iſt er wieder zu gut. Konfuſe Wirtſchaft das! (Während des letzteren iſt er Schritt vor Schritt vor dem Tiſch zurückgewichen, den Andres und Wilhelm hereingetragen bringen und an den bereits zur Linken ſtehenden Tiſch fügen, der in der Richtung von der Rampe nach dem Hintergrunde ſteht.)

Förſterin. Hierher. So. Und nun Stühle, Jungens. Aus der obern Stube. Der Weiler könnte wohl —

Andres und **Wilhelm** (ab).

Weiler (preſſiert, indem er ſich zum Gehen fertig macht). Wenn er nicht die Hände voll zu thun hätte, der Weiler! Draußen mit den Holzmachern — dann wegen des Tannenſamens und von wegen mit dem Salz — da — ich kann nicht zu Gedanken kommen vor der Arbeit. Und der Alte — (Gebärden, Ulrichs Strenge andeutend.)

Förſterin. Na; ich will nicht ſchuld ſein, wenn Er etwas verſäumt. (Geht wieder.)

Weiler (ganz ruhig). Ja. (Den Finger an der Naſe.) Aber ob er auch jetzt allemal der erſte ſein wird, der die Hand bietet? Der Stein? Wenn er nun des Förſters ſein Herr iſt? Ja; ich will nicht prophezei'n, aber — der Herr hat doch allemal recht, weil er der Herr iſt. Hm. Wenn's mal was ernſthaftes gäbe! Hab' ohnehin mal wieder die luſtigen Geſichter ſatt.

Förſterin (mit Andreas und Wilhelm, die Stühle tragend). Sieben, acht, neun, zehn Stühle. (Zählt nochmals leiſe.) Ja.

Weiler. War auch kein übel Geſicht das, was der Buchjäger geſtern ſchnitt, Mosjeh Andres; Sie haben auch wieder was mit ihm vorgehabt.

Förſterin. Mit dem rachſüchtigen, brutalen Menſchen? (Sie deckt die Tafel.)

Andres. Wer kann mit dem in Frieden leben?

Förſterin. Nun; geſchehn iſt geſchehn. Aber in acht nehmen darfſt du dich vor dem.

Weiler. Sela. Denn es iſt kein Glied an dem Kerl, woran der Kerl nicht ſchlecht wär'.

Andres. Ich fürcht' ihn nicht.

Förſterin. Du, Wilhelm, ins Gärtchen. Kaiſerkronen, Löwenmaul, Ritterſporn — nur was großes, damit es ein Anſehn hat im Glas. — Steins werden bald kommen mit Herrn Möller, dem Buchhalter —

Weiler. Dem Hageſtolz —

Förſterin. Sieh doch, Andres, ob der Vetter Wilkens noch nicht kommt?

Andres, Wilhelm (ab).

Weiler. Der Wilkens kommt auch?

Förſterin (betonend). Der Herr Wilkens? Wird nicht ausbleiben, wenn ſeiner Muhme Tochter Verlobung hat!

Weiler. Hm, freilich. Hat Geld, der Herr Wilkens. Der größte Bauer in der Gegend. Ich war auch einmal ein Herr Weiler. Eh' mir die Gläubiger meinen Kaffeeladen zugeſchloſſen. Da haben ſie den „Herrn" in die Thür geklemmt. Da ſteckt er noch. Nun iſt's „der Weiler" ſchlechtweg. „Der Weiler könnte" — „weil der Weiler doch einmal da iſt" etcetera. Manchmal, wenn mir's Vergnügen macht, ärgr' ich mich drüber. Ein eigen Vergnügen, ſich zu ärgern — aber es iſt eins. Hui, da kommt die Jungfer Braut.

Marie (tritt auf; während des Folgenden wird von den Frauen die Tafel gedeckt).

Weiler. Hui! Wie ein Eichhörnchen.

Förſterin. Der Weiler will dir eine Schmeichelei ſagen, Marie. Er hat ſeine aparte Art.

Weiler. Ja. Schad't nichts. Grob oder fein. Wenn das Weibſen nur merkt, daß es geſchmeichelt ſein ſoll, da iſt es ſchon zufrieden. Wie wenn die Jungen ſo'n glattes Kätzelchen ſtreichen. Sanft oder rauh, wohl oder weh', es kann ſich's nicht erwehren zu ſpinnen.

Marie. Und der Vergleich war wohl auch eine Streichelei?

Weiler. Wenn ſie ſpinnen müſſen, wird's ſchon geſtreichelt geweſen ſein.

Marie (durchs Fenſter ſehend). Er kommt, Mutter.

Förſterin. Der Robert?

Weiler. Da will ich nur zu meinen Holzmachern. Sonſt ſtudert der Alte! (Ab.)

Förſterin (nachrufend). Wenn er nicht hereinkommen kann, will ich ihm ſein Teil aufheben. — Ein ungemütlicher Menſch! Und höflich wird er nunmehr auch nicht. Das kommt noch aus ſeiner guten Zeit her. Und deshalb ſieht's ihm auch dein Vater nach. Weil ſie alte Kameraden waren. Der Buchjäger gehörte auch dazu. Wie der ſein Vermögen vertrunken hatte, kam er an den Stein. (Die Tafel überſehend.) Hier oben der Bräutigamsvater. Daneben deiner. Dann der gute, launige Herr Paſtor. Wenn der nicht wär', wär' der Robert längſt fort.

Marie. Mutter, dasmal war der Robert ſo wild, ſo ungeſtüm —

Förſterin. Ja, dasmal konnte der Paſtor und wir ihn kaum halten. (Zählt die ſchon Genannten noch einmal.) Dann hier Herr Möller. Und dort dein Herr Pate, der Herr Vetter Wilkens. Dann hier ich, dort Robert und du. Untenan endlich Andres und Wilhelm. Wie die Zeit vergeht! Wenn ich an meinen Verlobungstag denke! Da war ich nicht ſo glücklich als heut.

Marie. Mutter, ob's jedem Mädchen ſo iſt, das eine Braut werden ſoll, wie mir?

Förſterin. Hat nicht jede ſo große Urſache froh zu ſein wie du.

Marie. Aber iſt denn das auch Fröhlichkeit, was ich fühle? Mir iſt ſo ſchwer, Mutter, ſo —

Förſterin. Freilich; wie dem Blümchen, an dem ein Tautropfen hängt. Es hängt den Kopf, und doch iſt der Tau ihm keine Laſt.

Marie. Als wär's unrecht von mir, daß ich den Vater verlaſſen will — wenn's gleich um Robert iſt.

Förſterin. Das Wort Gottes ſagt: Das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und am Manne hangen. — Bei mir war's noch anders, als bei dir. Dein Vater war ſchon ein ſchmucker Mann — nicht mehr ſo jung, aber hoch und ſtraff wie eine Tanne; ſein Bart war damals noch kohlſchwarz. Es ſah gar manche nach ihm um, die ihn gern gehabt hätte; das wußt' ich. Aber er war mir zu ernſt und ſtreng; alles nahm er ſo genau, und aufs Vergnügen hielt er gar nichts. Es war nicht leicht, ſich in ihn zu ſchicken. Brotſorgen hab' ich nicht gehabt. Und daß er mich etwa ſchlecht behandelt hätte — das müßt' ich auch lügen, wenn ſchon er barſch thut.

Marie. Und mehr hatt'ſt du nicht gehofft? Mehr nicht?

Förſterin. Wenn der liebe Gott alles erfüllen ſollte, was ſolch ein Mädchenherz hofft, das ſelber nicht weiß, was es will! Aber da kommt Robert. Wir wollen recht fröhlich ſein, damit er nicht in ſeine Gedanken fällt.

2. Auftritt.

Robert. Vorige.

Robert. Guten Morgen, liebe Mutter. Guten Morgen, Marie.

Förſterin. Guten Morgen, Herr Bräutigam in Hoffnung.

Robert. Wie ich mich freue, Sie ſo heiter zu ſehn. Aber du, Marie? Du biſt traurig, Marie? Und ich bin ſo froh. So überfroh! Den ganzen Morgen ſchon bin ich im Wald. Wo die Büſche am hellſten funkelten vom Tau, da drängt' ich mich durch, daß die feuchten Zweige mir ins glühende Geſicht ſchlagen mußten; da wärf ich mich ins Gras. Aber es litt mich nirgends. Mir war, als könnte mir nichts helfen, als wenn ich laut weinte. — Und du, ſonſt ſo friſch und munter wie ein Reh — du biſt traurig? heute traurig?

Förſterin. Sie freut ſich gewiß, lieber Robert, aber Sie kennen ſie ja von Kleinauf — wo andre laut werden, da wird ſie ſtill.

Marie. Nein, Robert; traurig bin ich gewiß nicht; mir iſt nur ſo feierlich. Den ganzen Morgen ſchon. Wo ich geh' und ſteh', als wär' ich in der Kirche. Und —

Robert. Und —

Marie. Und daß nun bald das Leben wie hinter mir abreißen ſoll, wie unter mir verſinken und ein neues angehn ſoll, ein ſo ganz neues — ſei nicht böſe, guter Robert! — das iſt mir ſo eigen, ſo ängſtlich —

Robert. Ein neues Leben? Ein ſo ganz neues Leben? Es iſt ja noch immer das alte Leben, Marie, nur ſchöner. Es iſt ja noch immer der alte liebe Baum, unter dem wir ſitzen, nur daß er blüht.

Marie. Dann, daß ich den Vater verlaſſen ſoll! — und die Mutter! Das Alte ſeh' ich vergehn, das Neue ſeh' ich nicht kommen; das Alte muß ich laſſen, und das Neue kann ich nicht erreichen —

Robert. Mußt du denn den Vater laſſen? Bleiben wir nicht alle beiſammen? Hat nicht deshalb mein Vater das Gut Düſterwalde gekauft?

Förſterin. Das iſt die Angſt, die man im Frühjahr hat, man weiß nicht woher? und nicht warum? Und im Frühjahr weiß man doch, daß es nur immer noch ſchöner werden muß, und fürchtet ſich doch. Man fürchtet ſich eben vor dem Glück. Nun ſollen ſich meine liebſten Wünſche erfüllen und — geht mir's denn anders? Kann ich mir nicht ordentlich wünſchen, es wär' ein Braten verbrannt, oder es zerbräch' etwa von den feinen Tellern einer? Glück iſt wie Sonne. Ein wenig Schatten muß ſein, wenn's dem Menſchen wohl werden ſoll. Ich will nur nachſehn, ob's in der Küche nicht ein wenig dergleichen Schatten geſetzt hat. (Ab links.)

Marie (nachdem ſie und Robert einige Augenblicke ſchweigend gegenüber geſtanden). Fehlt dir was, Robert?

Robert. Mir? Nein. Vielleicht —

Marie. Du biſt noch auf deinen Vater böſe? Und er iſt ſo gut!

Robert. Daß er ſo gut iſt! Daß ſeine Güte faſt ſchwerer zu tragen iſt, als ſeine heftigen Launen! Sein Zorn verletzt nur, ſeine Güte demütigt. Seinem Zorn ſetz' ich meinen Stolz entgegen — aber was ſeiner Güte?

Marie. Und du wollteſt fort, du böſer Robert, und uns alle verlaſſen!

Robert. Ich wollte, aber ich bin ja noch da. O das war eine böſe Zeit! Ich war an allem irr, an dir, Marie, an mir ſelbſt. Aber das iſt ja nun alles vorbei. Ein wenig Schatten muß ſein, aber nur nicht zuviel. Komm', Marie. Hier im Haus iſt's ſo ſchwül. Die Muſikanten ſollen uns das fröhlichſte Stückchen aufſpielen, das ſie können. (Sie wollen ab.)

3. Auftritt.

Der Förſter, die Förſterin hinter ihm. Vorige.

Marie (wie ſie den Förſter ſieht, läßt ſie Robert und umſchlingt jenen).

Förſter. Daß dich — Mädel! (Sich los machend.) Iſt das ein Sonnenblick nach einem Regentag, daß einem die Bremſen an den Kopf fliegen? Habt ihr dem Robert die Ohren voll gelamentiert, Weibsvolk? Albernes Ding da. (Schiebt Marie von ſich.) Ich hab' mit Robert zu reden. Ich hab' Sie geſucht, Herr Stein.

Robert. Herr Stein? Nicht mehr Robert und du?

Förſter. Hat alles ſeine Zeit, das Du und das Sie. Wenn das Weibsvolk weg iſt —

Förſterin. Wir machen ſchon Platz, alter Werwolf. Red' immer.

Förſter. Ja. Sowie ihr draußen ſeid.

Robert (führt ſie). Nicht böſe, liebe Mutter.

Förſterin. Da könnte man auch nicht aufhören, böſe zu ſein.

Förſter. Macht die Thür zu; hört ihr?

Förſterin. Nu — nu —

Förſter. Wer iſt hier Herr? Element!

4. Auftritt.

Förſter. Robert.

Förſter (wie ſie allein ſind, wird er verlegen und geht einige Male auf und ab).

Robert. Sie wollten —

Förſter. Freilich — (wiſcht ſich den Schweiß.) Hm. Setzen Sie ſich, Herr Stein.

Robert. Dieſe Vorbereitungen —

Förſter (zeigt auf einen Stuhl am vordern Ende des gedeckten Tiſches).

Robert (ſetzt ſich).

Förſter (nimmt die Bibel vom Bord, ſetzt ſich Robert gegenüber, thut die Brille auf, ſchlägt auf, räuſpert ſich). Sprüche Salomonis, einunddreißig, zehn: „Wem ein tugendhaft Weib beſchert iſt, die iſt viel edler, denn die köſtlichſten Perlen. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides ſein Leben lang. (Kleine Pauſe, dann barſch nach dem Fenſter, indem er ſitzen bleibt.) Wilhelm, ob du dich vorſehen wirſt da draußen! Und dann weiter unten am dreißigſten. Wird er mir doch den ganzen Buchsbaum vertreten, der Element! Lieblich und ſchön ſein iſt nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben. — — Robert —

Robert (aus Gedanken). Vater Ulrich —

Förſter. Wiederum Sirach da am ſoundſovielſten. — Herr Stein —

Robert. Schon wieder „Herr?“

Förſter. Ich muß ſchon noch einmal du ſagen. Sonſt geht mir's nicht los da von der Lunge. — Robert —

Robert. Sie ſind ſo feierlich!

Förſter. Feierlich? Kann ſein. Die Sache iſt auch danach. Man iſt kein Heide. (Stellt ſich in Poſitur.) Du haſt dich alſo in Gott entſchloſſen, Robert —

Robert. Aber —

Förſter. Ja, wenn du mich ſo anſiehſt. — Du willſt heiraten, Robert?

Robert (ſteht auf, verwundert). Aber Sie wiſſen's doch —

Förſter. Freilich. Aber eine Einleitung muß doch ſein. Setz' dich nur. Aber du mußt mich auch einmal ausreden laſſen. Hab' ſonſt ein geſunde Bruſt. 's iſt mir aber, wenn ich predigen will, als ſäh' ich den Paſtor im Chorrock hinter einem Haſen her. (Erleichtert.) So; jetzt hab' ich die Fährte. Es wechſelt ein Hirſch vom Lutzdorfer herüber. Hörſt du, Robert? Und nun paſſ' auf. Hier die Gabel iſt der Hirſch. Hier da, ſiehſt du? Hier das Salzfaß, das biſt du. Und der Wind kommt vom Teller daher. Was machſt du nun, um den Hirſch zu beſchleichen? Was? (Einhelfend.) Du — nun?

Robert. Ich muß —

Förſter (nickend). Mußt — (Gebärden.)

Robert. Ihm den Wind abgewinnen.

Förſter. Wind abgewinnen. Richtig. Merkſt du nun, wo ich hinaus will? Du mußt ihm den Wind abgewinnen. Das iſt's. Siehſt du, deshalb mußt' ich mit dir reden. (Feierlich.) Du mußt

dem Hirſch den Wind abgewinnen. (Steht auf.) Und nun — mach' ſie glücklich, Robert, meine Marie. (Will gehen.)

Robert. Aber was hat das mit Marien zu ſchaffen?

Förſter. Ja; du haſt mich noch nicht verſtanden? Siehſt du? Der Hirſch darf's nicht merken, daß dir's um ihn zu thun iſt, und die Frau noch weniger. Du machſt zu viel Sachen mit den Weibern. Kinder dürfen nicht wiſſen, wie lieb man ſie hat, beileibe nicht; aber Weiber noch weniger. Sie ſind auch nichts als erwachſene Kinder, nur pfiffiger. Und die Kinder ſind ſchon pfiffig genug.

Setz' dich, Robert. Ich muß dir doch was erzählen. (Sie ſitzen am Rande des Tiſches, dem Publikum zugewendet.) Wie meine Marie vier Jahr alt war, nicht höher als ſo — komm' ich einmal ſpäter am Tag nach Haus als gewöhnlich. Wo iſt die Marie? frag' ich. Eins ſagt: in der Kammer, das andere: vor dem Haus. Sie wird ja kommen. Aber proſ't die Mahlzeit; es wird Abend, es wird Nacht und — keine Marie da. Ich geh' hinaus. Im Garten, im Grenzbuſch, an den Klippen im heimlichen Grund, im ganzen Forſt — keine Marie. Meine Frau ſucht indeſſen bei euch, dann im Dorfe Haus für Haus. Wen ſie nicht find't, das iſt die Marie. Soll ſie jemand geſtohlen haben? Ei, ſie war ein Wachspüppchen von einem Kind, die Marie. Ich komm' in kein Bette die ganze Nacht; die Marie war ſchon damals mein ganzes Leben. Den andern Morgen biet' ich das ganze Dorf auf. Da fehlt keiner. Sie waren alle vernarrt in die Marie. Ich will doch wenigſtens die Leiche begraben. Im heimlichen Grund, weißt du? das Tannendickicht — unter den Klippen am Lautenſteg, wo der alte Felsweg drüber hingeht überm Bach — daneben die Weiden. Dasmal kriech' ich das ganze Dickicht aus. In der Mitte iſt der kleine Wieſenraum; da ſeh' ich endlich was Rotes und Weißes. Gott und Herr! und ſie iſt's — und nicht etwa tot oder krank, nein, friſch und lebendig im grünen Gras drin und hat ſich rote Bäckchen geſchlafen wie die Feuerblumen. Robert! — Aber (er ſieht ſich um, leiſer), ſie wird's doch nicht etwa hören? (Er rückt näher an Robert; wenn er ſich einmal vergißt, ſpricht er dann deſto leiſer.) Ich ſage: biſt du's denn? Freilich, ſagt ſie und wiſcht ſich die Augen, daß ſie funkeln. Und lebſt? ſag' ich, und biſt nicht geſtorben? ſag' ich, vor Hunger und vor Angſt? ſag' ich. Einen halben Tag und eine ganze Nacht im Wald allein, im dickſten Wald? Komm', ſag' ich, daß die Mutter ſich unterdes nicht tot ängſtigt, ſag' ich. Sagt ſie: Wart' noch, Vater. Aber warum und worauf? Bis das Kind wieder kommt, ſagt ſie. Und nimm's auch mit; bitte Vater; das iſt dir ein liebes Kind. Aber was denn um alle Welt für eins? frag' ich. Das zu mir gekommen iſt, ſagt ſie, wie ich vorhin von euch fortgelaufen war um den gelben Schmetterling, und nun auf

einmal so allein war im Wald und weinen wollte und nach euch schrein, und mir Beeren gesucht hat und so schön mit mir gespielt hat. Vorhin? sag' ich. Ist's denn nicht einmal Nacht geworden unterdessen? sag' ich. Das wollte sie nicht glauben. Wir suchten das Kind und — fanden's natürlich nicht. Die Menschen glauben an nichts mehr; aber ich weiß, was ich weiß. Verstehst du, Robert? Sag' nichts. Ich dächte, ich hätt' es verschändet, wenn ich's auf die Zunge nähm'. Da, drück' mir stillschweigend die Hand. Gut, Robert. — Daß sie nicht hört, was wir von ihr reden. (Geht leise nach der Thür; sieht nach.)

Marie (draußen). Willst du was, Vater?

Förster (lacht dem Robert heimlich zu, dann barsch). Nichts! Und komm' mir nicht etwa herein, eh' ich — (kommt wieder; halbleise). Siehst du, so mußt du's machen. Du machst viel zu viel Sachen mit dem Mädel da. Sie ist (noch leiser) ein Mädel, auf das jeder Vater stolz sein könnte, und ich denk', sie soll eine Frau werden nach dem Herzen Gottes. Ich hab' eine; siehst du, dir sag' ich's, weil ich weiß, daß du's ihr nicht wieder sagst; denn sie darf nichts davon wissen, sonst wär' alle Arbeit umsonst. Und Arbeit hat mich's gekostet, bis ich sie so weit gebracht hab'; Arbeit sag' ich dir. — Daß du mir mein Mädel nicht verdirbst, an das ich so viel Müh' gewandt hab', sie richtig zu erziehn.

Robert. Sie können denken — aber ich verstehe Sie gar nicht.

Förster. Das ist's ja eben. Mit Fleiß thust du's nicht. Aber tausend Element! mach' mir nicht so viel Sachen mit dem Mädel, hörst Du? Wenn du so fortmachst, hat sie dich in vier Wochen im Sack. Die Weiber wollen immer Herr sein; darauf geht ihr ganzes Dichten und Trachten, ohne daß sie's selber denken. Und wenn sie's sind, dann sind sie doch unglücklich. Weiß ich mehr als ein Beispiel davon. Ich seh' nur zur Thür hinein und da weiß ich schon, was der Mann wert ist. Ich seh' nur das Vieh an. Ist die Katze oder der Hund nicht gezogen, so sind's die Kinder auch nicht und die Frau noch weniger. Was? Meine Frau kennt mich noch immer nicht, was das da (zeigt aufs Herz) betrifft. Und hätt' sie mir das einmal abgeluxt — dann heidi, Autorität! Die Frau kann ein Engel sein; der Mann aber muß thun wie ein Bär. Und absonderlich ein Jäger. Das gehört dazu wie der Schnauzbart und der grüne Rock.

Robert. Aber sollte denn —

Förster (eifrig). Nein, Robert. Ein für allemal nicht; da ist kein Ausweg. Entweder er zieht sie sich oder sie zieht sich ihn. — Zum Beispiel, wie man's da machen muß, nur ein Exempel. Meine Frau kann keinen Menschen leiden sehn — da kommt denn das Elend haufenweise, und ich möchte wissen, was draus werden sollte,

wenn ich ſie noch ins Geſicht loben wollte darum. Da brumm' ich denn und fluch' eins wie ein Landsknecht, aber dabei mach' ich ganz ſachte Platz, daß ſie freie Hände kriegt. Und merk' ich nun, ſie iſt fertig, da komm' ich wieder wie von ungefähr gebrummt und gewettert. Da heißt's: der Erbförſter iſt ſchlimmer auf die Armut wie der Teufel, aber ſeine Frau und ſein Mädel, das ſind Engel vom Himmel. Und das ſagen ſie, daß ich's hören ſoll. Und ich hör's auch; aber ich thu' nicht dergleichen und lach' mir inwendig eins und äußerlich thu' ich noch um eins ſo barſch. — Es ſcheint, draußen kommen die Gäſte ſchon. Robert, meine Frau und mein Mädel, meine Marie — wenn ich einmal — du verſtehſt mich, Robert. Gieb mir die Hand. Gott ſieht uns. (Wiſcht ſich über das Auge.) Himmelelement! — Daß du den Weibern nichts merken läßt — und regierſt ſie, wie's ſein muß — (Er wendet ſich um, ſeine Weichheit zu verbergen, mit Gebärden ſeinen Zorn ausdrückend, daß er ſie nicht bezwingen kann. In der Thür trifft er auf:)

5. Auftritt.

Stein. Möller. Wilkens. Marie. Förſterin. Vorige.

(Begrüßungen mit dem Förſter.)

Stein. Wohin ſo raſch, Alter? Habt Ihr ſchon Händel mit dem da?

Förſter. Ja; ich hab' ihm die Leviten gezeigt, dem jungen Herrn, von wegen mit dem Weibsvolk da.

Stein. Hochverrat gegen die Majeſtät des Pantoffels? Und das dulden Sie, Frau Schwiegermutter?

Förſterin. Ein bißchen mehr, ein bißchen weniger — wo man ſich einmal auf ſo viel hat einrichten müſſen!

Förſter. Und da ſag' einer, die Frau da wär' nicht geſcheit genug, einen unter den Pantoffel zu bringen. Aber gieb uns Karten. Ich hab' dem Stein da Revanche verſprechen müſſen auf heut' vor dem Frühſtück noch —

Stein. Und die muß ich haben. (Der Förſter und Stein ſitzen einander gegenüber rechts und ſpielen Karte.)

Förſterin (ſieht einen Augenblick zu; dann zu Robert, indem ſie geſchäftig abgeht). Wenn ſie nur heut' nicht etwa wieder auf das Durchforſten kommen!

Möller (links zu Wilkens tretend; indem er auf Marie zeigt, die mit der ab- und zugehenden Mutter und Robert ſpricht). Das nenn' ich eine ſchmucke Braut.

Wilkens. Und auch kein Bettelkind, Herr Buchhalter.

Möller (galant). Wer weiß nicht, daß Herr Wilkens ihrer Mutter Oheim iſt?

Wilkens (geſchmeichelt). Hm.

Möller. Und Herr Wilkens braucht ſich, mein' ich, des Hauſes Stein und Sohn nicht zu ſchämen.

Wilkens (ruhig). Bewahre.

Möller (wird ganz Feuer). Herr, die Firma Stein und Sohn! Ich diene der Firma zwanzig Jahr. Das iſt meine Ehre und mein Stolz. Die Firma iſt mein Weib und Kind!

Wilkens. Ei ja.

Möller. Die erſten Häuſer in Deutſchland würden ſich's für eine Ehre rechnen, ſich mit Stein und Sohn zu verſchwägern.

Wilkens. Glaub's ſchon. (Wendet ſich zum Brautpaar.)

Möller (grimmig für ſich). Und der Kerl thut noch ſo bauernſtolz, als müßte ſich Stein und Sohn auf ſein Jägersgänschen da noch was rechtes einbilden. Seine fünfundvierzig gehn in drei Teile, und das erſt nach ſeinem Tod. Die einzige Tochter von Löhlein und Compagnie mit ihren achtzig! Das war ein ander Kapital ins Geſchäft; und flüſſig von heut' ab. Die Mißheirat iſt unverzeihlich. Was hilft's? Man muß —

(Draußen ertönt ein Dreher.)

den Ärger vertanzen. Kann ich die Ehre haben, Frau Förſterin, im Grünen? (Mit alter Junggeſellengrazie.)

Stein. Ob ich einmal Karten bekomme!

Förſterin. Soviel haben wir wohl noch Zeit.

Wilkens. Der Wilkens läßt ſich auch noch nicht wegwerfen (in der Taſche kramend); der Wilkens muß auch noch einmal ſeinen Thaler auflegen für die Muſikanten. Es wird wohl erlaubt ſein, Herr Bräutigam?

(Möller führt die Förſterin, Wilkens Marien hinaus. Robert folgt.)

6. Auftritt.

Stein. Förſter.

Stein (wirft die Karten hin). Hab' ich denn einen Trumpf?

Förſter (meldend). Zwanzig in Grün.

Stein (nimmt ſeine Karten wieder auf; ungeduldig). Warum nicht vierzig? Da über dem Grün fällt mir ein — Haſt du's überlegt nun, das mit dem Durchforſten?

Förſter. Der Kerl iſt ein — (Sie ſpielen fortwährend.)

Stein. Welcher Kerl?

Förſter. Der das ausgeheckt hat.

Stein. Ich?

Förſter. Dein Buchjäger da —

Stein (wird immer hitziger; betonend). Mein Buchjäger?

Förſter (immer ruhiger und leichter). Na, meinetwegen meiner.

Stein. Was du immer mit dem haſt!?

Förſter. So laß ihn weg.

Stein. Als wenn ich — du — bei jeder Gelegenheit bringſt du den. Du kannſt nicht von ihm loskommen. Wie Teig hängt er dir in den Zähnen.

Förſter (ſehr ruhig). Wie zum Exempel jetzt.

Stein. Du haſt's einmal darauf abgeſehn, mich zu ärgern.

Förſter. Dummes Zeug; dir iſt's nur ums Krakehlen.

Stein. Mir? — Aber was ſtichſt du da gleich, wenn ich mich verwerfe?

Förſter. Verworfen iſt verſpielt.

Stein (wirft ſeine Karten hin). Nun; da haſt du die ganze Geſchichte! (Springt auf.)

Förſter. Ich gebe. (Miſcht ganz ruhig und giebt.)

Stein (der Schritte gemacht). Ich ſpiele nicht mehr mit dir.

Förſter (ohne ſich ſtören zu laſſen). Aber das Geben iſt an mir.

Stein (ſetzt ſich wieder). Alter Eigenſinn!

Förſter. Gleich oben hinaus.

Stein (nimmt ſeine Karten; noch heftig). Nicht nachgegeben! Und wenn ſein Unrecht klar iſt wie der Tag.

7. Auftritt.

Möller, der die Förſterin geführt bringt, Wilkens. Der Walzer draußen zu Ende. Die Vorigen.

Förſterin. Aber nun dächt' ich —

Förſter. Noch einmal herum.

Förſterin. Fertig wär' alles —

Förſter. Der Paſtor —

Förſterin. Mit dem Frühſtück ſollten wir nicht auf ihn warten, hat er ſagen laſſen. Aber punkt elf käm' er zur Verlobung.

Förſter. So ſetzt euch und eßt.

Stein. Bitte — laſſen Sie ſich nicht abhalten.

Förſter. Ob wir hier ſitzen oder dort. — Jetzt einmal vierzig in Grün! (Immer im Spielen.)

Stein. In Gottes Namen.

Förſter (ſiegreich). Fällt dir der Buchjäger nicht wieder ein? Und das Durchforſten? — Das wäre —

Stein (hält an ſich). Nu ſiehſt du doch —

Förſter (immer raſcher). Daß der Kerl ein Eſel iſt. Der Ober iſt ein Freimann.

Stein. Ich denke daran, daß wir nicht allein ſind.

Förſter (etwas vom Spiel erhitzt). Und Trumpf — Und Trumpf! — Durchforſten!

Stein. Es ist genug, sag' ich. Der Einfall war mein.

Förster. Und Trumpf!

Stein. Und wenn ich — (Er bezwingt sich.)

Förster (siegreich). Ja und was denn? (Macht die Karten zusammen.)

Stein (äußerste Gewalt sich anthuend, nicht loszubrechen). Und wenn ich's haben wollte — und wenn ich drauf bestünde — so —

Förster. Blieb's, wie es ist.

Stein. So würde durchforstet.

Förster. Nichts würde.

Stein. Das wollen wir doch sehn. Und nun wird durchforstet.

Förster. Nichts wird.

Stein. Herr Förster!

Förster (lachend). Herr Stein!

Stein. Es ist gut. Es ist gut.

Förster (mit Seelenruhe). Wie's ist.

Stein. Kein Wort —

Förster. Und kein Baum —

Stein (steht auf). Keinen Widerspruch, und keinen Hohn. Das bitt' ich mir aus. Das muß ich mir ausbitten. Ich bin Herr von Düsterwalde.

Förster. Und ich bin Förster von Düsterwalde.

Stein (wird immer hitziger; man sieht, welchen Anteil an seiner Empfindlichkeit und zugleich an seinem Bemühn, dieselbe zu bezwingen, die Gegenwart anderer hat. Der Förster behandelt die Sache leicht, wie etwas, was alle Tage vorkommt. Die Försterin sieht voll wachsender Angst von einem zum andern. Wilkens verändert keinen Zug. Möller ficht seines Herrn Partei gestikulierend mit durch. Immer rasches Zusammenspiel). Sie sind mein Diener. Und ich befehle: es wird durchforstet. Oder Sie sind's gewesen. Es wird durchforstet!

Förster. Alter Hitzkopf!

Stein. Oder Sie sind mein Förster gewesen.

Förster. Dummes Zeug.

Stein. Und der Buchjäger wird in Ihre Stelle kommen.

Förster. Recht so. Ich gratuliere.

Stein (knöpft sich ein). Es wird durchforstet.

Förster. Es wird nicht durchforstet.

Försterin (zwischen den beiden). Aber —

Stein. Es thut mir unendlich leid. — Herr Möller! — Ich empfehle mich allerseits. (Ab.)

Möller. Bravo! Endlich einmal ausgesprochen wie Stein und Sohn! Ganz Gehorsamster. (Folgt Stein.)

Förster. Ich gebe — (Er sieht beim Mischen auf.) Aber — So

laßt ihn laufen! Wenn er nicht eine Stunde lang ſitzen kann, ohne loszugehn, der alte Pulverſack der —!

8. Auftritt.

Förſter, der gleichmütig dort ſitzt, Förſterin neben ſeinem Stuhle ſtehend. Wilkens tritt zum Förſter.

Förſterin. Aber was ſoll nur das werden?

Wilkens. Er hätt' ihm nachgeſollt.

Förſter. Alter Hitzkopf.

Förſterin. Ich bin wie aus dem Himmel gefallen. Am Verlobungstag!

Wilkens. Aber er wird doch nicht um die paar elenden Bäume da —

Förſter. Elende Bäume? Donnerwetter! In meinem Forſt iſt kein elender Baum! — Dummes Zeug. Lamentiert mir da um nichts.

Wilkens. Aber der Herr Stein —

Förſter. Wird nicht weit laufen. Wenn er ausgebraust hat, iſt er der erſte, der — er iſt beſſer, als ich.

Wilkens. Aber —

Förſter. Ihr habt doch immer ein Aber. So macht er's alle Tag'. Seit zwanzig Jahren —

Wilkens. Aber heut' iſt er Sein Herr.

Förſter. Herr oder nicht; durchforſtet wird nicht.

Wilkens. Aber ſo verliert Er die Stelle.

Förſter. An den Buchjäger? Litanei. Der Stein kann den Buchjäger ſelbſt nicht leiden und weiß, was er an mir hat; ich brauche mich nicht zu loben. Zeig' Er mir den Forſt in der ganzen Gegend, der daſteht wie meiner. — Hört Ihr? Da iſt er ja ſchon wieder. Setzt Euch. Und wenn er hereinkommt, thut mir nicht dergleichen.

9. Auftritt.

Möller (raſch herein). Vorige. Zuletzt Andres.

Förſter (nicht aufſehend). Na, ich gebe. (Nimmt die Karten, bemerkt ſeinen Irrtum.) Sie ſind's, Herr Möller?

Möller (feierlich). Aufzuwarten.

Förſter. So ſetzen Sie ſich. Iſt er wieder kühl, der alte Hitzkopf? Warum kommt er nicht herein? Ich ſoll ihn holen? (Will gehn.)

Möller. Herr Stein läßt den Herrn Förſter fragen, ob er ſich beſonnen hätte?

Förſter. Dächt' ich doch!

Möller. Daß Sie durchforſten wollen.

Förſter. Daß ich nicht durchforſten will.

Möller. Das heißt, daß Sie die Förſterſtelle aufgeben.

Förſter. Das heißt — daß Sie ein Narr ſind.

Möller (ſehr feierlich). Ich habe den Auftrag von Herr Adolf Friedrich Stein, Chef des Handelshauſes Stein und Sohn, im Fall Sie den Befehl Ihres Herrn auszuführen ſich noch weigern ſollten, Ihnen Ihre Abſetzung anzukündigen und auf der Stelle dem Buchjäger zu notifizieren, daß er Förſter von Düſterwalde iſt.

Förſter. Und das wär' Ihnen ein Vergnügen —

Möller. Von mir iſt hier nicht die Rede; hier iſt die Rede von der Firma Stein und Sohn, die zu vertreten ich die Ehre habe. Ich laſſe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit. (Tritt ans Fenſter.)

Förſter. Abſetzen? Mich abſetzen? Wiſſen Sie, was das heißt? Einen Mann, der vierzig Jahre lang redlich gedient? Himmelelement, Herr! Wenn ich thäte, was er will — dann wär' ich abſetzenswert. Durchforſten! Und der Berg liegt gegen Nord und Nordweſt offen wie ein Buch —

Wilkens. Hm! Aber von Seinen Bäumen iſt dahier auch gar nicht die Rede.

Förſter. Daß der Wind ſich hineinlegt und alles zuſammenknickt? Element! Dummes Zeug. Es iſt gar nicht ſein Ernſt. Wenn er ſich nur erſt beſinnt. —

Wilkens. Drum und ſo ſagt' ich ja. Bis es zum Hauen kommt, kann einer ſich noch hundertmal beſinnen. Und das ſieht Er doch, daß es dem Herrn Stein hier nicht abſolut ums Hauen iſt? Sondern nur, daß er ſein Anſehn behaupten will. Wenn er Herr iſt, ſo muß er doch recht behalten.

Förſter. Aber er hat Unrecht, und zu einem Unrecht ſag' ich nicht ja. Vierzig Jahr hab' ich das Meine nichts geachtet um das, was mir anvertraut war, hab' ich —

Wilkens. Hm, und ſo dächt' ich, wenn Er's vierzig Jahr mit ſeinen Bäumen treu gemeint hat, ſo könnt' Er das nun auch einmal mit Frau und Kindern und mit ſich ſelbſt.

Förſter. Weiß Er, daß das dem Stein ein Schaden werden kann von ſechstauſend Thalern? Was? Um die ich ihn brächte mit meinem ja? Und dann ſollt' einer auftreten und ſagen: der Ulrich hat ja dazu geſagt? In fünfzehn Jahren konnte ein Schlag daſtehn, daß ein Jägerherz aufgehn mußte davor und —

Wilkens. Hm; und das kann ja noch immer —

Förſter. Wenn der vermaledeite Wind von Hersbruck her einmal drin gelegen hat? Er red't, wie Er's verſteht.

Förſterin (furchtſam). Aber was ſoll aus uns werden?

Förſter. Wir ſind ehrliche Leute und das wollen wir bleiben.

Wilkens. Hm! Wenn hier von der Redlichkeit ganz und gar die Rede wäre!

Förſter. Aber zum Teufel, Herr, von was ſonſt? Was? Pfötchen geben? Schlagt nur zu! Ihr werdet ſchon klug werden. Und ins Fäuſtchen lachen? Nur kein ehrliches, offenes Wort. Das iſt Eure Bauernmoral ſo. Wenn's Euch nur nicht an den Geldbeutel geht, Ihr laßt's gehn. Wo Ihr nicht müßt —

Wilkens (ſelbſtzufrieden). Hm, ja. Wo der Bauer nicht muß, da regt er nicht Hand und nicht Fuß. Da hat Er ſchon recht; das iſt ſo die Bauernmoral. Und ich ſag' Ihm, die Bauernmoral iſt nicht dumm. Hätt' Er die Bauernmoral befolgt, ſo hätt' er ſeine Schuldigkeit gethan und nicht für den Heller mehr und hätte das Seine an ſich gewandt und an Frau und Kinder, und nicht an fremdes Gut; ſo könnt's Ihm nun auch egal ſein, was draus wird. — Wes Brot ich eſſe, des Lied ich ſinge. Er wird nicht bezahlt, daß Er Herr, ſondern daß Er Diener ſein ſoll. Wenn alſo Sein Herr ſagt: es ſoll durchforſtet werden —

Förſter. So muß ich dafür ſein, daß es *nicht* geſchieht. Der redliche Mann geht vor den Diener.

Wilkens. Hm! Da wären wir ja glücklich wieder beim Anfang. (Wendet ſich.)

Förſterin. Er will doch nicht gehen? Er iſt noch mein einziger Troſt, der Herr Vetter. Er wird ſich ja noch beſinnen. Auf den Herrn Vetter giebt er noch das meiſte.

Wilkens. Das merk' ich.

Förſterin. Die Verlobung! — Die Marie! — Und daß auch der Herr Paſtor nicht da iſt! Wenn doch nur der Herr Vetter —

Andres (tritt auf).

Wilkens. Er hat einen Schädel von Eiſen. Kann man ihm denn was deutlich machen?

Möller (der bis jetzt ruhig aus dem Fenſter geſehn, ſieht nach ſeiner Uhr und wendet ſich dann feierlich gegen den Förſter). Herr Förſter; nun möcht' ich um Ihre letzte Erklärung bitten.

Förſter. Was ich geſagt hab', das hab' ich geſagt. (Schritte; bleibt ſtehn.) Und übrigens kann er's gar nicht, das mit dem Abſetzen. Er kann mich ja gar nicht abſetzen. Erſt muß er mir nachweiſen, daß ich's verdient hab'. Um nichts und wieder nichts kann er mich nicht abſetzen.

Möller (mit Anſehn). Alſo Sie wollen *nicht*? Rund heraus: Sie wollen *nicht*?

Förſter. Wenn's Ihnen noch nicht rund genug war, Nein! Runder kann ich's nicht zuſammenbringen. Ein Schurke will ich

nicht sein, und einen redlichen Mann kann er nicht absetzen. Ist das nun rund genug, daß es rollt? Ich bin Förster und ich bleibe Förster und — durchforstet wird nicht. Das sagen Sie Ihrem Herrn und Ihrem Buchjäger und wem Sie wollen!

Försterin. Haben Sie nur ein wenig Geduld mit ihm. Das kann ja gar nicht Herrn Steins Ernst sein, und Sie haben schon soviel Güte gehabt —

Möller. Wenn ich's wäre, ich, Justus Möller — was thät' ich nicht, der Frau Försterin zu gefallen? Aber ich stehe hier als Bevollmächtigter von Stein und Sohn.

Förster. Wenn er ein Recht zu haben glaubt, so mag er's verfolgen. Und du sollst mein gutes Recht nicht so beleidigen, Weib, daß du beim Unrecht betteln gehst. Guten Tag, Herr Möller. Wünschen Sie sonst noch was? Nicht? Haben Sie sonst noch was zu sagen?

Möller (sehr feierlich). Nichts, als daß Ihre Försterschaft von diesem Augenblick an zu Ende ist. Hier ist die Besoldung, ein Halbjahr voraus. — Dafür werden Sie so bald als möglich, spätestens in drei Tagen das Forsthaus räumen, damit der nunmehrige Förster hereinziehn kann, der von diesem Augenblick an ganz allein für den Forst zu sorgen hat.

Förster (muß sich setzen).

Försterin (zu Andres, den sie immer zurückhalten müssen und der nach der Thüre eilt). Wohin, Andres?

Andres. Dem Robert sagen, was sein Vater —

Försterin. Daß Du nicht etwa —

Andres. Laß mich, Mutter, eh' ich den am Kragen fasse da — (heftig ab).

Förster. Schon gut. Schon gut. Daß du mir still bist, Weib! (Steht auf.) Guten Tag, Herr Möller. Hier haben Sie Geld liegen lassen. Herr, sonst werf' ich's Ihnen nach. (Tritt ans Fenster und pfeift.)

Möller. Sie sehen, Frau Försterin, ich thu' meine Schuldigkeit mit Schmerzen. Ich gehe zum Buchjäger.

Förster (ohne sich nach ihm zu wenden). Glückliche Reise!

10. Auftritt.

Der Förster steht am Fenster und pfeift. Wilkens sucht Stock und Hut. Die Försterin sieht ratlos von einem zum andern. Möller im Abgehen stößt auf Robert und Andres, die hereingestürmt kommen. Marie hängt an Roberts Arm, den sie zu besänftigen sucht.

Robert (zornig im Hereintreten). Er soll nachgeben, er soll den schönen Tag nicht stören.

Andres. Geh' zu deinem Vater; der hat den Streit angefangen

Möller. Gut, daß ich Ihnen begegne, Herr Stein. Sie möchten ſogleich nach Hauſe kommen. (Ab.)

Robert. Ulrich, Sie geben nach, Sie müſſen nachgeben.

Förſter (ſich vom Fenſter wendend). Sie, Herr Stein? Was ſuchen Sie bei mir? Marie, du gehſt dort hinaus. Was ſuchen Sie bei dem Mann, den Ihr Vater abſetzen will?

Robert. Aber warum wollen Sie nicht ja ſagen?

Andres. Weil er ein rechtſchaffener Mann bleiben will und ſich nicht zum Schurken machen laſſen will von euch. (Förſter winkt ihm zu ſchweigen.)

Robert. Mit dir red' ich jetzt nicht, Andres.

Förſter. Sind Sie mit Ihres Vaters Bewilligung hier, Herr Stein? Außerdem — Herr, und wenn Ihr Vater mir meine Stelle nehmen könnte und meine Ehre — daß ich ein unbeſcholten Kind hab', das kann er mir nicht nehmen. Und ein andrer — was? Junger Herr, hier bin ich kitzlich. Verſtanden?

Förſterin. Aber willſt du's noch mit dem letzten Freund verderben?

Förſter. Die Marie hat einen Ruf zu verlieren. Wenn er ein Freund iſt, weiß er ohne mich, was er thun muß.

Robert. Ich weiß, was ich thun muß, aber Sie wiſſen's nicht; ſonſt ſetzten Sie Ihrer Kinder Glück nicht an eine Laune — an —

Förſter. Oho; das ſagen Sie Ihrem Vater, junger Herr.

Robert. An einen Eigenſinn. Ich hab' Ihr Wort und Marie hat das meine; ich bin ein Mann und will kein Schurke ſein.

Förſter. Und weil Sie kein Schurke ſein wollen, ſoll ich einer ſein? Soll's heißen: der Ulrich hat Vater und Sohn auseinander gebracht? Herr, mein Mädel da iſt zu gut, als daß es heißen ſoll von ihr, ſie hat ſich in die Familie geſchlichen. Herr Stein, hier bin ich zu Haus. Sie wiſſen, was ich meine.

Förſterin. So laß die Kinder wenigſtens —

Förſter. Einen dummen Streich machen? Und Ihr ſeht zu und hernach wißt Ihr nichts als Heulen.

Robert. Marie, wie es auch werden mag —

Förſter. Ich weiß nicht, ob ich die Marie kenn'. Wenn ich die Marie nicht kenn', ſo iſt's beſſer, du gehſt gleich mit ihm.

Marie. Vater, er meint's ſo treu.

Förſter. Gut; ſo geh' mit ihm.

Förſterin. So hart —

Robert. Bei dem Himmel, Marie, der uns einander beſtimmt hat —

Förſter (wie vorhin, zur Förſterin). Und daß du mir nicht etwa — Hörſt du, wenn's geſchäh' — (Er wendet ſich mit ihr nach dem Hintergrunde.)

Andres (losbrechend). Nun ist's genug. Marie, du gehst oder der hier geht.

Försterin. Nun fang' auch du noch an, Andres! (Sie geht zu ihm auf die linke Seite.)

Andres. Ich hab' lang' genug geschwiegen. Laß mich, Mutter. Sein Vater hat meinen Vater beschimpft, der soll nicht auch noch meine Schwester beschimpfen.

Robert. Du bist mein, Marie. Den will ich sehn, der uns — Fort mit der Hand!

Marie. Robert, es ist mein Bruder!

Andres (drohend). Nur einen Schritt weiter, so —

Robert. Fort, sag' ich, um Gottes willen —

Andres. Du bist mein Mann nicht —

Robert. Nicht mit der Fingerspitze sollst du berühren, was mein ist. Euch allen zum Trotz —

Andres. Hörst du's, Vater?

Förster (zwischen die beiden tretend). Zurück da, Bursche. Wer ist Herr im Haus?

Andres. Bist du's, Vater, so zeig', daß du's bist, oder laß mich's dem zeigen da.

Förster. Andres, jetzt gehst du dorthin und muckst mir nicht.

Andres. Vater —

Förster. Ob du Parition leisten wirst!

Andres (reißt eine Flinte von der Wand).

Förster. Was machst du da?

Andres (verbissen). Nichts. Hier im Hause bist du Herr; draußen ist's niemand; draußen sind wir's alle.

Förster. In meinem Forst bin ich's.

Andres. Aber keinen Schritt weiter.

Förster. Was heißt das? Antwort!

Andres. Nichts weiter, Vater. Es braucht's nur der dort zu wissen. Wenn du auf deine Ehre nicht hältst — für der Marie ihre sorg' ich. Das ist für den, der der Marie zu nahe kommt.

Försterin. Was für Reden!

Robert. Reden eben. Kinder fürchten sich vor Reden.

Andres. Bei Reden soll's nicht bleiben, so wahr ich ein Mann bin.

Robert. Wärst du ein Mann, du drohtest nicht, du —

Andres. Wären wir wo anders, du höhntest nicht —

Förster. Andres!

Robert. } Gieb Raum —

Andres. } Fort, sag' ich.

Förster (fast zugleich pfeift durchdringend auf dem Finger).

Andres. Wo du nicht mehr —

Förſter (indem er zwiſchen die beiden tritt). Rebelliſche Jungens! Ruhe da. Daß ſich's keiner einfallen läßt! Blitzjunge da! Wenn ich einen Vormund brauche, ſo nehm' ich keinen Gelbſchnabel dazu. Bin ich Herr hier oder iſt's ſonſt jemand? Was haſt du hier zu thun, Burſche? In den Wald mit dir; dem Weiler auf die Hände ſehn, daß er nicht faulenzt; dann ein Dutzend Ahornpflanzen in der Baumſchule herausgenommen, in feuchtes Moos geſchlagen; der Haslauer Bote, wenn er kommt, daß er nicht warten muß. Kein Muck. Vorwärts!

Andres (gehorcht und geht, nachdem er Robert einen herausfordernden Blick zugeworfen, den dieſer beantwortet).

Förſter. Und Sie, Herr Stein; guten Tag, Herr Stein; Sie wiſſen, was ich meine.

Förſterin. Wenn Sie's Ihrem Vater vorſtellten; aber ſanft und freundlich! Und brächten ihn zurück.

Marie. Dann ſäh' ich, wie lieb du mich haſt, Robert.

Förſter (milder). Eher kommſt du mir nicht wieder. Adieu, Robert. Und läßt mir das Mädel da in Ruh'.

Robert. Ich gehe. Aber wie's auch werden mag, mein Recht an die Marie geb' ich nicht auf. (Ab.)

Förſterin. Muß heut' denn alles zum Schlimmſten ausgehn? Und Er, Herr Vetter, auch Er will uns verlaſſen?

Willens. Hm! Wenn einer abſolut mit der Stirn durch die Wand will! Der Narr bin ich nicht, der die Hand dazwiſchen hält. (Ab.)

Vorhang fällt. Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Im Schloſſe.

1. Auftritt.

Stein (allein; er ſitzt). Verwünſchter alter Eigenſinn! Der ganze ſchöne Tag verdorben. Jetzt ſäßen wir bei Tiſch. Recht mag er ſchon haben, daß das Durchforſten nicht taugt. Aber muß er mich deshalb ſo in Rage bringen? Freilich, ich mußte klüger ſein als er. Meine Hitze war ſchon auch mit ſchuld. — Mich dauert nur die Förſterin — und die Kinder. Ich will auch — (Steht auf, ſetzt ſich wieder.) Was denn? Eine Thorheit mit der andern gut machen? So unüberlegt im Nachgeben ſein, wie ich's im Übelnehmen war? Alter Sprudelkopf! Aber das ſoll mir eine Lehre ſein. — (Kleine

Pauſe, dann ſteht er wieder auf, nimmt Hut und Stock und wirft beides wieder hin.) Nein, es geht nicht; es geht durchaus nicht. Was? Das wär' eine Blamage, nie wieder gut zu machen. Dasmal muß er kommen; ich kann ihm nicht helfen. Aber er hat vielleicht ſchon — iſt das nicht Möller? (Raſch dem Kommenden entgegen.)

2. Auftritt.

Robert. Stein.

Robert (erhitzt hereintretend). Sie wollen mein Glück zerſtören, Vater?

Stein (überraſcht, unwillig). Robert!

Robert. Das dürfen Sie nicht.

Stein. Daran fehlt's, daß auch du kommſt und mir den Kopf warm machſt.

Robert. Vater, von der Verlobung laſſen Sie mich wegholen wie das Kind vom Spielzeug; aber ich bin kein Kind, dem man giebt und nimmt, wie's einem einfällt, ich hab' Ihr Wort, und Sie müſſen es halten. Sie wollen mein Glück einer Laune opfern? Soweit geht kein Vaterrecht!

Stein. Aber was willſt du nun eigentlich?

Robert. Sie fragen, ob Sie ſich mit dem Förſter verſöhnen wollen?

Stein. Junge, wie kannſt du dich unterſtehn? Willſt du mich zur Rede ſtellen? — Geh' zu dem Eigenſinn; er hat unrecht, er muß nachgeben.

Robert. Vom Förſter komm' ich; er wies mich zu Ihnen —

Stein. Ich kann nichts thun — und nun laß mich in Ruh'.

Robert. Sie wollen nichts zur Verſöhnung thun?

Stein. Nichts, wenn er nicht nachgiebt; und nun geh' deiner Wege.

Robert. Wenn Sie nichts zur Verſöhnung thun, betret' ich ſeine Schwelle nie wieder. Andres und ich ſind Todfeinde geworden; vielleicht ſteh' ich ihm heut' noch auf Tod und Leben gegenüber. — So mag's kommen, wie's will; ich hab' alles, was ich thun konnte. Vater — mich kann kein Vorwurf treffen. Wenn ein Unglück geſchieht — Sie konnten's verhüten und der Förſter konnt' es verhüten — Marie iſt mein, und nicht Sie und nicht der Förſter ſollen mir ſie nehmen.

Stein. Biſt du raſend, Junge? Den Augenblick auf dein Zimmer! Hörſt du?

Robert. Vater, ich frage Sie —

Stein. Zu gehorchen haſt du, nicht zu fragen!

Robert. Der Jähzorn reißt Sie hin. Vater, ich bitte Sie,

reißen Sie die Narbe hier nicht auf, die nur halb geheilt ist. Ich will's erwarten, bis Sie ruhig geworden sind, bis Sie Ihrer wieder mächtig sind.

Stein. Du siehst, daß ich meiner mächtig bin; du willst mich mit Gewalt reizen, und es gelingt dir nicht. Aber nun kein Wort mehr! Keinen Laut!

Robert (außer sich). Kein Wort? Hundert Worte, tausend Worte, soviel die Brust erträgt. Ich will reden; bis ich's los habe da vom Herzen, will ich reden. Ihrem Möller, Ihren Schmiedeknechten verbieten Sie zu reden, mir nicht. Zeigen Sie Ihre Ungeduld, wie Sie wollen, bleiben Sie oder gehn Sie — reden will ich. Sie sollen's einmal wissen, daß ich's nicht mehr ertragen will, wie ein Knabe behandelt zu sein, daß ich frei sein will, daß ich allein stehen kann, daß Sie mich sollen achten müssen, daß ich weder Ihr noch irgend eines Menschen Spielball sein will.

Stein. Drohst du mir mit dem alten Lied? Ich kann's auswendig. Du bist noch da? Ich denke, du bist gegangen. Ja so; reden willst du, reden. Rede, thu', was du willst; ich halte dich nicht.

Robert (ruhig im Tone des Entschlusses). Und wenn Sie's nun wollten, es wär' zu spät. Auf meinem Recht besteh' ich und sollt' es mein oder eines andern Leben kosten; aber Sie und den Förster mach' ich verantwortlich dafür.

Stein (den seine Hitze schon zu reuen beginnt). Junge —

Robert. Leben Sie wohl — vielleicht auf ewig! (Stürzt ab.)

3. Auftritt.

Stein allein, dann der Pastor.

Stein (sich vergessend einen Schritt nach). Wohin? — Robert! Junge! — Verwünscht! Kaum die Hitze verredet und den Augenblick darauf — Aber ist's auch nicht, als hätten alle sich verschworen, mich mit Gewalt nicht aus dem Harnisch herauskommen zu lassen? Wenn er sich wirklich verfeindet hat und rennt mit den Hitzköpfen zusammen — Aber nachlaufen kann ich ihm doch nicht. — Kommt er wieder?

Pastor (tritt ein).

Stein. Sie, Pastor? Sie treffen mich da —

Pastor. Hab's schon gehört. (Giebt ihm die Hand.)

Stein. Der Robert, der Junge —

Pastor. Hat mich fast über den Haufen gerannt. Er will wieder einmal fort? Was? Den wollen wir schon festmachen.

Stein. Und mit dem alten Eigensinn —

Pastor. Weiß schon. Ist auch die alte Geschichte, die ewige Geschichte, von der man das Ende allemal vorher weiß.

Stein. Dasmal doch nicht ſo gewiß.

Paſtor. Ja; ſie iſt verwickelter als ſonſt, weil zugleich die mit dem jungen Herrn drein kam. Und noch überdies iſt der junge Herr dasmal auch mit dem Andres zuſammengerannt, indes —

Stein. Iſt er das nicht, der hier kommt?

4. Auftritt.

Möller. Die Vorigen.

Stein. Sie, Möller? Wie ſieht's aus? Er giebt nach?

Möller. So wenig, daß er Ihnen vielmehr ſagen läßt, Sie könnten ihn gar nicht abſetzen.

Stein. Ich könnte nicht? — (Ruhiger.) Wenn er noch meinte, ich könnt' es nicht wollen. — Und Sie haben alles verſucht?

Möller. Alles.

Stein. Auch mit dem Buchjäger gedroht? Als ſollte der Förſter werden, als ſollten Sie dem ſogleich die Beſtallung bringen, wenn —

Möller. Als ſollt' ich? — Mein Auftrag klang beſtimmter. Ich bringe Ihnen den gehorſamſten Dank des Buchjägers; er nimmt die Stelle an.

Stein. Er nimmt — er nimmt ſie an? Er nimmt ſie wirklich an? Was das für ein dienſtwilliger Menſch iſt, der Buchjäger! Und Sie dazu — mit Ihrer Eile. — Sind Sie ganz des Teufels, Herr? Ein Schreckſchuß ſollt' es ſein für den Ulrich. Der ſollte vernünftig werden — nachgeben. Und wenn ich's in der Hitze ſo geſagt hätte, wie Sie's verſtanden, ſo hätten Sie's anders verſtehen müſſen. Sie wiſſen, daß ich im Herzen nicht daran denke, den alten Mann da, der tauſendmal mehr wert iſt — aber Sie haben's auch, Sie haben's richtig verſtanden, aber — ich erinn're mich nun zu ſpät, Sie haben immer gegen dieſe Heirat geſprochen.

Möller. Ich habe zwanzig Jahr der Firma Stein und Sohn gedient, Zeit genug, einmal zu erfahren, daß man auch zu gewiſſenhaft dienen kann. Ich habe nichts gethan, als buchſtäblich Ihren Auftrag erfüllt. Und wenn Sie mich dennoch verkennen wollen, ſo muß das mein Troſt ſein: Ich habe der Würde von Stein und Sohn nichts vergeben. (Er ſetzt ſich zur Arbeit.)

Stein. So mag's Ihnen die „Würde von Stein und Sohn" danken, was Sie da gemacht haben, ich nicht. (Pauſe.) Aber freilich; bei Licht beſehn, was war auch anders zu thun? nach dem, was vorgegangen war. Beruhigen Sie ſich nur. — Ich hab' einmal den Herrn geltend gemacht —

Paſtor. Der obendrein noch ſo neu iſt.

Stein. Ich hab' einmal die verwünſchte Wahl geſtellt. Vor

dem alten Wilkens da. Ich kann doch nicht — So ein verwünſchtes raſches Wort! Und das man nicht einmal recht innerlich ernſt gemeint hat und das nun zum Schickſal wird, daß uns zwingt, daß unſer Herr wird, weil wir uns nicht die Mühe gaben, ſein Herr zu ſein —

Paſtor. Ja, der Beſonnenheit wird es verwünſcht ſchwer, für die Schulden einzuſtehen, die die Hitze gemacht hat. Warum haben Sie auch nicht wie gewöhnlich bloß unter vier Augen gezankt!

Stein (der Schritte gemacht). Nein, es geht nicht. — Und dennoch, wenn ich an die hitzigen Jungen denke — Möller, ſchicken Sie doch gleich nach meinem Robert, laſſen Sie ihn ſuchen; ich hätte mit ihm zu reden.

Möller (geht und kommt bald wieder).

Stein. Ich kann dem alten Eigenſinn nicht helfen; dasmal muß er zu Kreuze kriechen. Ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, das muß er ſelbſt einſehn. Und nunmehr kann er auch zu Verſtande gekommen ſein. — Aber damit er ſieht, daß ich bereit bin, zur Verſöhnung zu thun, was ich nur irgend kann, ohne mich zu blamieren — wie wär's, Paſtor, wenn Sie zu ihm gingen? Die Stelle freilich, die muß er vor der Hand aufgeben, aber ſeinen bisherigen Gehalt, den kann er — ja, den ſoll er verdoppelt fortbeziehn; er mag ihn einſtweilen als eine Penſion anſehn. Ich dächte — er iſt doch die Hauptſchuld an der Geſchichte — damit bezahlt er ſeinen Teil daran billig genug.

Paſtor. Ich mache mich gleich auf den Weg.

Stein. Und ich begleite Sie ein Stück. Muß ich doch nicht ganz allein promenieren.

(Beide links ab.)

5. Auftritt.

Möller allein, dann der Buchjäger.

Möller. Und wenn nichts aus der Hochzeit würde da mit der Löhlein, ſo hat Stein und Sohn doch einmal durchgegriffen. Die Galle hat mir's umgewendet, wenn er allemal der erſte war — Dasmal bin ich zufrieden mit meinem Alten und will ſeine Naſe gern einſtecken. — Aber was poltert nur da draußen herum? (An der Thür.) Ein Glück, daß die durch die Zimmer gingen. Es iſt der Buchjäger. Und in welchem Zuſtand! Iſt das auch ein Menſch? (Er bringt den betrunkenen Buchjäger hereingeführt.)

Buchjäger (erſt noch in der Scene). Wo iſt der Stein? Heda, Kerl! der Stein! Seid Ihr's, Möller?

Möller (mit Gönneranſehn). Daß Ihr's ſeid, darüber kann man nicht im Zweifel ſein. Was wollt Ihr hier?

Buchjäger (indem ihn Möller auf einen Stuhl ſetzt). Bedanken, man

muß ſich doch bedanken. Holt mir den Stein. Bedanken, — 's iſt einmal Mode ſo.

Möller. In dieſem Zuſtand?

Buchjäger (indem ihn Möller mit Anſtrengung auf dem Stuhl niederhalten muß). Zuſtand? Was geht Euch der Zuſtand an? Daß ich mich bedanken will, das iſt Zuſtand genug. Laßt mich mit dem Zuſtand zufrieden. Iſt er drin? Was?

Möller. Da drin iſt niemand. Seid froh, daß niemand drinnen iſt. Euch iſt nicht zu helfen. Ihr wollt einmal auf keinen grünen Zweig kommen. Eure Gönner können keinen noch ſo klugen Streich für Euch machen, ohne daß Ihr ſelber gleich einen hundertmal ſo dummen drauſſetzt, der alles wieder verdirbt. Den Herrn reut's ſchon, daß er Euch die Stelle gegeben hat, und Ihr gebt ihm auch gleich —

Buchjäger. Ihr dummer Kerl Ihr, das Ihr ſeid. Mit Eurer Gönnerſchaft, das Ihr ſeid. Wenn Ihr nicht den Stein und den Ulrich auseinanderbringen wolltet der Löhlein wegen! Und wenn ich ſo dumm wär', wie ſo ein verwetterter, vermöllerter, vergönnerter Kerl. Baſta. Daß ich einen Tag Förſter bin? Denn zwei Tag dauert's nicht, bis die zwei Keſſelflicker wieder einig ſind; hernach iſt's wieder aus mit meiner Förſterſchaft. Ihr denkt, weil Ihr keinen Durſt habt, ſeid Ihr ein honnetter Kerl? Einen Tag weiß ich's — einen Tag bin ich's — Tu — Turbationsförſter nämlich — und den Tag hab' ich angewandt, Bruderherz — an Ulrichs Andres — angewandt, Bruderherz. Komm, Bruderherz, denn ich bin fidel, Bruderherz. Du vermöllerter Gönner du! (Fällt ihm um den Hals.)

Möller (ſchamhaft und äußerſt verlegen ſich ſeiner erwehrend). Aber was denken Sie denn? Wenn's jemand ſähe! So ſchämen Sie ſich doch! (Sich in der Autorität gewaltſam zurechtrückend). Mit Ulrichs Andres habt Ihr was vorgehabt? Was?

Buchjäger. Vorgehabt, vorgehabt, den hab' ich vorgehabt, wißt Ihr? von wegen geſtern, wißt Ihr? und von wegen der Galle auf ſeinen Alten, wißt Ihr? Ihr wißt nichts, wißt Ihr? Seinen weißen Katzenbart, der Alte, ſoll er zerbeißen vor Wut, wenn er's hört —

Möller. Aber was mögt Ihr nur mit dem Andres angeſtellt haben?

Buchjäger. Was? Nichts. Werdet's Zeit genug erfahren. Was? Durſt, Durſt, das iſt mein Jammergeſchrei, das iſt mein Siechtum, mein Elend, das iſt mein Gichtbruch, daran muß ich noch umkommen in meinen jungen Jahren. Wo iſt der Stein?

Möller. Jetzt kommt Ihr mit auf meine Stube und trinkt eine Taſſe ſchwarzen Kaffee, damit Ihr vernünftig werdet. Ich muß

dann nach dem Hochofen; da nehm' ich Euch mit bis an die Mühle am heimlichen Grund. Und Ihr geht vollends heim. Man muß Euch die Hände binden, wenn Ihr Euer Glück nicht wegjucken sollt.

Buchjäger (indem ihn Möller abführt). Wo ist er? Heda! Wo ist er? Der Stein?

Im Jägerhaus.

6. Auftritt.

Die Försterin allein, dann Weiler und später der Förster.

Försterin (das Fenster schließend). Er kommt noch immer nicht zurück, der Robert, und der Herr Pastor auch nicht.

Weiler (indem er durch die Mitte tritt). Na, wenn der nicht auf die Nase fällt! Aber wer ist's denn nun eigentlich? Ob mir die Frau Försterin was aufgehoben hat? Aber ich hab' ohnehin keinen Appetit. Hm.

Försterin. Kalt wird's geworden sein. (Holt einen Teller mit Speisen aus dem Ofen, Brot u. s. w. dazu aus dem Schrank und setzt es auf den Tisch zur Linken.)

Weiler. Wir werden alle einmal kalt. (Setzt sich zum Essen.)

Förster (ist seitwärts eingetreten). Hat Er den Hirsch wieder gespürt da aus dem Lutzdorfer?

Weiler. Will dich stolzieren. Aber so ist's. Sowie's heißt Mann und Frau, Herr und Diener — dann ist Lieb' und Freundschaft heidi!

Förster. Und was heißt das da mit dem Stolzieren?

Weiler. Mit allen vier Beinen stand er da am Grenzbusch im Hafer drin und fraß.

Förster. Wer?

Weiler. Der Hirsch da aus dem Lutzdorfer.

Förster (nachdrücklich). Ein Hirsch hat Läufte, und keine Beine, und frißt auch nicht, sondern er äset.

Weiler. Meinetwegen.

Försterin (seine Mahlzeit besorgend). Aber was ist denn nur?

Weiler. Hm.

Försterin. Ob man's nun erfährt? Wenn man nichts wissen will, da wird er nicht fertig.

Förster (bleibt vor ihm stehen; streng). Weiler, hört Er?

Weiler. Na, der Buchjäger da. Sechs Zoll ist der heut' gewachsen, hat gleich seinen Hut mit den Tressen aufgesetzt und seinen Hirschfänger umgethan und zwei Bittre und ein sechs Kümmel mehr getrunken als gewöhnlich; hat aber auch einen Weg nötig, noch halb so breit wie sonst.

Förſter. Iſt Er fertig?

Weiler. Beinah! Aber wer iſt denn nun eigentlich der richtige Förſter von Düſterwalde? Der weiſt ſchon die Holzhauer zum Durchforſten an, da muß er's doch ſein? Aber Ihr thut auch, als wär't Ihr's noch?

Förſter. Ich bin's auch noch; ich bin Förſter von Düſterwalde und niemand ſonſt.

Weiler. Ihr wollt's durchſetzen? Aber ich will Euch ſagen, wer heutzutage recht behält. (Pantomime des Geldzählens.) Wer den längſten Atem hat. — Wer kommt da ſo eilig?

7. Auftritt.

Wilkens in ſeiner Art haſtig herein. Weiler eſſend. Förſter. Förſterin.

Wilkens (eintretend). Aber was iſt denn nur paſſiert dahier? Einen guten Tag herein.

Förſterin (erſchrocken). Paſſiert? Aber um Gottes willen — iſt denn was paſſiert?

Förſter. Gleich oben hinaus.

Wilkens. Er wird doch noch ſehen mit Seinem Eigenſinn.

Förſterin. Aber was denn nur?

Wilkens. Weiß ich's? Begegnet mir der konfuſe Hanns da am Scheibenweg und ficht mit den Händen, als wenn er auf jemand losſchlüge und weiſ't daher nach dem Jägerhaus —

Förſter. Er wies auf den Wald; das Durchforſten meint' er —

Wilkens. Mein Weg war eigentlich ein anderer, aber ich denke, ich muß doch ſehn. Und da ſteht auch gleich eins in tiefen Gedanken, da nicht weit vom Haus. Iſt's der Andres. Denk' ich, den fragſt du. Hm. Wie mich der kommen hört, fährt er auf, ſieht mich wild an und — fort iſt er. Ich ruf' ihm; hm; der hat ja ſeinen Namen vergeſſen. Ich lauf' ihm nach, aber der — fort, als hätt' er kein gutes Gewiſſen.

Förſterin. Was das nun wieder iſt!

Förſter (ruft aus dem Fenſter mit Autorität). Andres!

Weiler. Da kommt er ja ſchon.

8. Auftritt.

Der Paſtor. Vorige. Weiler ſitzend.

Weiler. 's iſt der Herr Paſtor. (Begrüßung.)

Förſterin. Gott ſei Dank! Der gute Herr Paſtor!

Förſter. Sie meinen zur Verlobung zu kommen, Herr Paſtor — aber —

Paſtor. Ich weiß alles, was Ihr angeſtellt habt.

Förſter. Der Herr Stein.

Paſtor. Von dem komm' ich eben. Und was ich Ihnen zu bringen habe — ich weiß, Sie nehmen's deshalb um nichts unfreundlicher auf, weil ich's bringe.

Försterin. Wenn der Herr Paſtor vom Herrn Stein kommen, da kann noch alles gut werden. Aber Sie wiſſen nicht, Herr Paſtor, wie eigenſinnig der Mann da iſt.

Paſtor. Was denn? Ich weiß alles. Aber er iſt doch nicht der Hauptſünder; ſonſt käm' ich nicht als Steins Geſandter. Der will den erſten Schritt thun.

Wilkens. Ich thät' ihn nicht, wenn ich der Herr wär'.

Paſtor. Ja, alter Freund Ulrich, dem Stein thut's leid, daß ſeine Hitze die Urſach' gegeben hat, den ſchönen Tag zu ſtören.

Förſter. Hört Er, Vetter Wilkens?

Paſtor. Das mit dem Abſetzen war gar nicht ſo ſchlimm gemeint.

Förſter. Hört Er, Weiler?

Paſtor. Daß es nun freilich ſein Bewenden dabei haben müßte —

Förſter. Sein Bewenden — Herr Paſtor, was ſoll das heißen?

Paſtor. Daß er ſein Wort nicht ſogleich wieder zurücknehmen könnte, ohne ſich zu blamieren. — Das müßten Sie ſelbſt einſehn.

Förſter (gedehnt). So? Und der Buchjäger?

Paſtor (zuckt die Achſeln). Iſt vor der Hand Förſter von Düſterwalde; das iſt nicht zu ändern —

Förſter. Das ſagen Sie; aber ich ſag' Ihnen, Herr Paſtor, der Buchjäger iſt's nicht; Förſter von Düſterwalde bin ich. Und ich bin's, Herr Paſtor, und ich bleib's, Herr Paſtor, bis der Herr Stein bewieſen hat, daß ich gegen meine Pflicht gehandelt hab'.

Paſtor. Damit Sie aber ſähen, wie bereit er ſeinerſeits wär', ſein Teil Unrecht auszugleichen und das alte gemütliche Verhältnis wieder herzuſtellen, ſollen Sie Ihren bisherigen Gehalt verdoppelt fortbehalten als Penſion.

Förſter (macht Schritte und pfeift).

Paſtor. Soweit mein Auftrag, alter Freund; und nun —

Förſter (bleibt vor dem Paſtor ſtehn). Wofür, Herr? Will er mir meine Ehre damit abkaufen? Herr Paſtor, meine Ehre iſt mir nicht feil. (Schritte und pfeift.)

Paſtor. Aber, alter, wunderlicher Freund —

Wilkens. Ja, wenn er einen Menſchen anhörte!

Förſter (wie vorhin). Soll's ein Gnadengehalt ſein? Ich brauche keine Gnade. Ich kann arbeiten. Umſonſt nehm' ich nichts. Ich nehme keine Almoſen. Ich weiß, er kann mich nicht abſetzen, wenn ich nicht ſchlecht geweſen bin; das weiß ich aus mehren Exempeln, zum Beiſpiel vom Jäger Rupert in Erdmannsgrün. Wenn ich mich

willig abſetzen ließe, ſo geſtänd' ich ſelber ein, daß ich ſchlecht wär'. Dem Rupert konnten ſie auch nichts beweiſen, und er blieb in ſeinem Dienſt? Und wer nimmt einen Abgeſetzten in Dienſt? Herr Paſtor, ich hab' von Vater und Großvater eine Ehre ererbt und bin ſie meinen Kindern und Kindeskindern ſchuldig; mein Vater hat vor mir die Stelle gehabt und mein Großvater vor meinem Vater; ſie heißen mich den Erbförſter im ganzen Thal; ich wär' der Erſte aus meinem Stamm, der abgeſetzt wäre. Gehn Sie hinaus in meinen Forſt, Herr Paſtor, und wenn Ihnen nicht die Seele davor aufgeht — Herr Paſtor, ich habe den Forſt bis auf den Kirchhof gezogen; da liegt mein Vater und mein Großvater und von ihren Herrn ſteht das Zeugnis auf ihren Steinen: Sie waren redliche Männer und treue Diener. Sie liegen, wie ſich's für Jägersleute gebührt, unter grünen Tannen. Herr, und wenn mein Kindeskind einmal dahin käm' und fragte: Aber warum liegt der nicht unter den Tannen, der ſie gepflanzt hat? Warum haben wir nichts mehr da zu ſuchen? Iſt der ein Schurke geweſen, daß ſein Herr ihn hat abſetzen dürfen? Und wenn ſie meinen Grabhügel ſuchen und finden ihn hinter der Kirchhofsmauer? Herr, wenn Sie ohne Ihre Ehre leben können, ſo iſt's gut für Sie — oder vielmehr, ſo iſt's ſchlecht von Ihnen. Aber ſehen Sie, Herr Paſtor, für mich giebt's nur eine Wahl, entweder neben meinem Vater und Großvater unter die Tannen oder — hinter die Kirchhofsmauer. Herr Paſtor, ich bin Förſter hier, oder er müßte öffentlich erklären, der Herr Stein, daß er an mir gehandelt hat als ein Schurke. Das Meine hab' ich in ſeinen Forſt gewandt; ich will nichts herausnehmen als den Stock, an dem ich in die Welt gehe und in meinen alten Tagen einen neuen Dienſt ſuche, aber von mir muß die Schande abgewiſcht ſein, und auf ihm muß ſie kleben bleiben. Ich bin in meinem Recht und will's behaupten.

Wilkens. In ſeinem Recht? Hm. Was will Er mit dem Recht? Recht koſtet Geld. Recht iſt ein Spielzeug für die Reichen wie Pferde und Wagen. Hm. Mit ſeinem Recht und Unrecht da. Sein Recht, das iſt ſein Eigenſinn; Er reißt noch Frau und Kindern die Kleider vom Leibe, damit Er nur ſeinen Eigenſinn warm halten kann.

Paſtor. Aber —

9. Auftritt.

Wilhelm. Vorige.

Wilhelm. Vater, der Andres iſt draußen und will nicht herein. Ich hab's ihm geſagt, daß du ihn gerufen haſt.

Förſterin. Komm, Wilhelm, wir wollen hinaus zum Andres —

Förſter. Stille da, Weib! Daß ihr ihn vollends konfus

macht mit Lamentieren? Entweder ihr verhaltet euch ruhig, oder ihr geht da hinaus und ich zieh' hinter euch den Schlüssel ab.

(Er geht feierlich nach der hintern Thür.)

Andres! Du kommst sogleich herein. Hörst du?

10. Auftritt.

Andres. Vorige.

Andres (in der Thür; wie er die Menschen sieht, will er zurück).

Förster. Andres, du kommst herein. Vor deinen Vorgesetzten.

(Setzt sich wie zu einem Verhör.)

Förster, Försterin, Weiler, Wilhelm auf der linken Seite; Pastor, Wilkens auf der rechten; Andres, der niemand anzusehen wagt, in der Mitte.

Förster. Hierher, Forstgehilfe Andres Ulrich. Wo kommst du her?

Andres. Vom Gehege, Vater.

Förster. Wo hast du deine Flinte, Andres Ulrich?

Andres (schweigt).

Förster. Wer hat sie?

Andres (dumpf). Der Buchjäger.

Förster (steht unwillkürlich auf).

Försterin (voll Angst). Ulrich!

Förster (setzt sich wieder). Hier hat niemand zu reden als der Forstgehilfe Ulrich und sein Vorgesetzter. Andres —

Andres. Vater —

Förster. Warum siehst du mich nicht an?

Andres. Ich kann niemand mehr unter die Augen sehn. Ich will als Schiffsjunge nach Amerika. Laß mich, Vater!

Förster. Junge, du hast zu antworten, wenn dich dein Vorgesetzter fragt. Was hat der Buchjäger? Heraus damit.

Andres. Ich war eben drüber, die Ahornpflanzen in der Baumschule herauszunehmen —

Förster. Wie ich dir befohlen hatte.

Andres. Da kam der —

Förster. Der Buchjäger. Weiter, Andres Ulrich.

Andres. Mit sechs Holzhauern vom Brandsberg her —

Förster. Vom — weiter, Andres Ulrich.

Andres. Er war betrunken —

Weiler (halblaut). Wie gewöhnlich — (auf einen Blick des Försters, als hätt' er nichts gesagt).

Andres. Und die Holzhauer waren's auch. Er ließ die Korbflasche umgehn. „Hier wird angefangen", sagt' er; „der Ulrich hat schöne Wirtschaft gemacht", sagt' er; „darum ist er abgesetzt." Wie er das gesagt hatte, trat ich vor —

Förster. Tratst du vor — (Steht auf.)

Andres. Und ſagte, er wär' ein elender Verleumder. Und übrigens hab' er nichts anzuordnen im Forſt.

Förſter (ſtreckt ſich). Im Forſt.

Andres. Und ſollte gehn, wohin er gehörte.

Förſter (nachdrücklich). Gehörte. (Setzt ſich.) Und der —

Andres. Lachte —

Förſter (ſteht auf, ſetzt ſich wieder, pfeift und trommelt vor ſich auf dem Tiſch; dann) Weiter —

Andres. Und ſagte: „Was will der Kerl?"

Förſter (mit ſtarker Stimme). Andres!

Andres. Vater —

Förſter. Und du? Weiter, weiter.

Andres. „Hat da Pflanzen aus meinem Forſt in der Hand? (Leiſe.) Haltet mir den Holzdieb, den Pflanzenſtehler!"

Förſter (kleine Pauſe). Und die —

Andres. Hielten mich.

Förſter. Und du —

Andres. Es waren zuviel — mein Wehren half mir nichts.

Förſter (der den Kampf mitkämpft). Half nichts; es waren ſechs über einem.

Andres. Ich war wütend, wie ich ſah, was er wollte. Sie zogen mich — aus. Ich ſagte, er ſollte mich erſchießen, ſonſt wollt' ich's ihn, wenn er mich lebendig gehn ließe. Dazu lacht' er. Die — mußten — mich — halten —

Förſter (ſpringt auf). Und der —

Andres (widerſtrebend, flehend). Vater —

Förſter. Und der hat —

Andres. Hat —

Förſter (ſchwach). Hat —

Andres (außer ſich). Vater, ich kann's nicht ſagen. Das hat mir noch kein Menſch gethan auf der Welt!

Förſter (tiefatmend). Stille jetzt. Sag's hernach — Andres. (Pauſe, er geht bei Andres vorüber, der nun zur Förſterin tritt.) Schönes Wetter heut', Herr Paſtor — zuckt mich da auf einmal wieder der alte Fluß im Arm. Und die Mücken ſpielen ſo tief — Es wird noch Gewitter geben heut'. — Andres, er hat dich — ich hab's nie, und ein Fremder — ein — ſag' nichts, Andres — ich verſteh' dich. (Macht Schritte.)

Förſterin (zu Andres). Daß du auch den Buchjäger geſtern gereizt haſt!

Weiler. Hab' ich's nicht prophezeit?

Förſterin. Du biſt totenblaß. Ich will dir Tropfen geben —

Förſter (bleibt ſtraff vor Andres ſtehn, die Förſterin weicht ängſtlich zurück).

Hör', Andres. Und Er, Weiler. (Weiler kommt vor.) Aufgepaßt. Wer in meinen Forst kommt mit der Flinte — angerufen! Versteht ihr mich?

Weiler. Hm.

Förster. So ist die Instruktion. Angerufen! Ich bin der Förster und niemand sonst, und ihr seid meine Leute. Der Herr und Sohn passieren. Wer aber sonst in meinen Forst kommt mit einer Flinte, hört ihr? mag's sein, wer's will; mag er einen grünen Rock am Leibe haben oder nicht — der ist ein Wildschütz, der wird angerufen: Halt! Flinte weg! Wie's die Instruktion besagt. Wirft er sie hin, gut; wirft er sie nicht hin, drauf gebrannt — wie's die Instruktion besagt. — Und du, Wilhelm, gehst auf der Stelle zum Advokat Schirmer in der Stadt. Dem erzählst du alles. Er soll eine Klage machen gegen den Stein und seinen Buchjäger und soll sie einreichen bei den Gerichten. Vergiß nichts, Wilhelm; daß mein Vater und mein Großvater die Stelle hatten, daß sie mich den Erbförster heißen, das Exempel vom Rupert in Erdmannsgrün; es wird nicht nötig sein, aber aus Vorsicht; daß der Forst offen liegt gegen Mitternacht und Abend, vergiß mir nicht; und daß der Stein mich absetzen will, weil ich nicht als ein Schurke an ihm handeln will. Wenn du jetzt gehst, kannst du noch vor Nacht wieder heim kommen. Andres und ich begleiten dich bis an die Grenzschenke. Da kann dich der Andres abends erwarten, wenn du wieder kommst. (Zu Andres, der unter den Flinten wählt.) Nimm die doppelläufige mit dem gelben Riemen, Andres. Ich nehm' die andere.

Andres (thut es). Mutter, ein Tuch; mich überläuft es so kalt.

Försterin (holt es aus dem Schrank). Aber du solltest heimbleiben, Andres, auf den Arger. (Hilft ihm das Tuch um den Hals binden.)

Wilkens. Und Er sieht nicht, daß Er absolut Unrecht behalten muß? Er ist mit sehenden Augen blind?

Pastor. Des Absetzens wegen wollen Sie klagen? Das können Sie nicht.

Förster (der sich unterdessen den Hirschfänger angesteckt). Das kann ich nicht? So ist's recht, daß er mich absetzen will?

Pastor. Unbillig ist's gewiß, unrecht vor dem Herzen, aber nicht vor dem Gericht.

Förster. Was vor dem Herzen recht ist, das muß auch vor den Gerichten recht sein.

Pastor. Wenn Sie sich's erklären lassen wollten —

Förster. Erklären? Hier ist alles klar bis auf Ihre Hirngespinste da, womit einen die Herren eintreiben möchten, daß man an seinem eignen Verstand irr werden soll. Mit Aber und Wenn, das kenn' ich. Die Aber und Wenn, die kommen ganz oben aus

dem Kopfe; da weiß das Herz nichts davon; das ſind Praktikenmacher. Nun gut, Herr Paſtor, erklären Sie doch einmal. Aber mit ja und nein. Was drüber iſt, das iſt vom Übel. Die Aber und Wenn ſind vom Übel. Der Herr Stein will mir meine Ehre nehmen; meine Treu und Rechtſchaffenheit will er mir mit Schande vergelten; in meinem fünfundſechzigſten ſoll ich daſtehn als ein Schurke. Nun, Herr Paſtor auf ja und nein: iſt das recht?

Paſtor. Auf ja und nein? — Freilich; recht iſt's nicht im gewöhnlichen Sinne, aber —

Förſter (fällt ein, ſiegreich). Alſo recht iſt's nicht? Und wenn's nicht recht iſt, ſo muß es unrecht ſein. Und dazu ſind die Gerichte da auf der Welt, daß Unrecht nicht geſchehen ſoll. Mich ſoll kein Menſch irr machen an meinem guten Recht; und der iſt mein Freund geweſen für immer, der mir noch das Wort vom Nachgeben ſpricht. Amen. Wenn's nur ein Aber brauchte, Unrecht aus Recht zu machen, ſo wollt' ich lieber unter den Wilden leben, ſo wollt' ich lieber das erbärmlichſte Tier ſein auf Gottes Erdboden als ein Menſch. Seid ihr fertig, Jungens?

Andres und **Wilhelm.** Ja.

Förſter. So kommt, Jungens. Alles andere kann zum Teufel gehn, Herr; aber Recht, Herr, Recht muß Recht bleiben!

(Indem er geht und die andern folgen, fällt der Vorhang.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Grenzſchenke.

1. Auftritt.

Lindenſchmied. Wirt. Möller tritt herein; nach ihm Frei.

Möller. Herr Wirt, ein Glas. (Für ſich.) Wird ja nunmehr ſeinen Weg vollends heimfinden, der Buchjäger. Von der Mühle da am heimlichen Grund hat er kaum eine Viertelſtunde nach Haus. — Einen guten Abend.

Frei (noch außen). Ein Glas im Vorübergehn. (Tritt ein.) Da hinüber ins Herzogliche. Da geht's luſtig zu.

Wirt. Gott behüt' uns vor der Sorte Luſtigkeit. Wohl bekomm's, Herr Buchhalter!

Möller. Eine ſchöne Geſellſchaft!

Wirt. Wollen Sie ſich nicht ſetzen, Herr Buchhalter?

Möller. Danke. Ich muß noch nach dem Hochofen den Abend;

meine Leute ſind ſchon voraus. (Für ſich, indem er das Glas an den Mund nimmt.) Auf glückliches Zuſtandebringen der Heirat mit Löhlein und Kompagnie.

Frei. Da drüben weiß man ſchon nicht mehr, was oben und was unten iſt, und bei uns geht's heut' oder morgen noch los. Der Erbförſter hat ſich ſchon in ſeinem Jägerhaus verbarrikadiert.

Wirt. Dummes Zeug. Der! Die Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt!

Frei. Man iſt ſo lange gewiſſenhaft, als es geht. Ein Hundsfott, der's eine Stunde länger iſt. Den Buchjäger will er oder ſeine Leute erſchießen, wo ſie ihn finden. (Gebärde.) Und der Erbförſter fackelt nicht; da kenn' ich den alten Teufelskerl mit ſeinem weißen Schnauzbart.

Lindenſchmied (heiſer lachend). Oho!

Frei (ſieht ſich nach ihm um). Wollt Ihr etwa dem Buchjäger ſeine Partei nehmen? Was, Lindenſchmied?

Lindenſchmied (wie vorhin). Dem Buchjäger ſeine —

Frei. Weiß jedes Kind, wie lieb Ihr den habt.

Lindenſchmied (mit Gebärde, wie vorhin). Haha!

Frei. Der Weiler hat's den Erbförſter ſelbſt ſagen hören. Und ich ſag' Euch, was der Erbförſter ſagt, das iſt ſo gut, als hätt's ein anderer ſchon gethan.

Lindenſchmied. Wird ſich hüten, der — der Erbförſter — (Gedämpft.) Wenn die nicht wären, die am grünen Tiſch. Und der nicht wär', der — (deutet pantomimiſch an, daß er den Nachrichter meint).

Frei. Der hat aufgehört. Der —. Denn jetzt iſt's (ſchlägt auf den Tiſch) Freiheit! Der Erbförſter ſoll leben! Und wer's ſchlimm mit ihm meint — ich zeig' auf niemanden —

Möller (eilig). Hier, Herr Wirt. Schon faſt acht.

Wirt. So eilig, Herr Buchhalter?

Möller. Im Hochofen warten ſie auf mich.

Wirt. Sie bekommen —

Möller (ſchon an der Thür). Laſſ' Er nur. Ich behalt' es gut auf morgen. (Ab.)

2. Auftritt.

Vorige, ohne Möller.

Frei (ſteht auf; die Fauſt hinter ihm her ballend). Nichts ſollt ihr gut behalten, du und deinesgleichen da. Es ſoll euch alles bezahlt werden. Lindenſchmied, geht Ihr mit da hinüber ins Herzogliche?

Lindenſchmied. Hab' meinen Weg für mich. (Kommt vor.) Die hinter ihrem grünen Tiſch! Daß ein ehrlicher Kerl erſchrickt, wenn ein Blatt rauſcht, und hinter ſich ſieht, ob nicht der Büttel hinter ihm drein iſt.

Frei. Wird umgeworfen der, der grüne Tiſch — ſag' ich Euch. In zehn Jahren ſoll's niemand mehr erfragen können, was ſo'n Büttel 'mal für ein Ding geweſen iſt. Jetzt iſt Freiheit, und die Ordnung hat aufgehört; jeder kann machen, was er will, kein Büttel mehr, kein grüner Tiſch mehr, ſag' ich Euch; kein Turm, keine Ketten. Hätt' der Herrgott die Haſen expreß für den Edelmann gemacht, ſo hätt' er ihnen gleich ſein Wappen in den Pelz gebrannt. War eine Kleinigkeit das für einen Mann wie der Herrgott. Das wiſſen die Menſchen jetzt, daß die in den Zuchthäuſern verehrungswürdige Dulder ſind, und die Vornehmen ſind Spitzbuben, und wenn ſie noch ſo ehrlich wären. Und die Fleißigen ſind Spitzbuben; denn die ſind ſchuld, daß die braven Leute, die nicht arbeiten mögen, arm ſind. Das könnt Ihr in den Blättern gedruckt leſen. Und wenn der Erbförſter den Buchjäger vornimmt (Pantomime), ſo kann ihm niemand was anhaben drum; denn der Buchjäger hat die ehrlichen Leute ins Zuchthaus gebracht, wenn ſie geſtohlen hatten.

Lindenſchmied. Und wird nicht geſtraft? Nicht? Und auch ein anderer nicht, wenn er's thut?

Frei. Und auch ein anderer nicht, ſag' ich Euch. Da drüben haben die ehrlichen Leute das Schloß angebrannt und geplündert; mehre Menſchen ſind dabei verunglückt; kräht kein Hahn danach. Wer jetzt ſo was auszuwetzen hat. Und der Ulrich braucht nicht weit zu laufen; der Buchjäger torkelt da im heimlichen Grund herum, hat den Hut verloren —

Lindenſchmied (fährt krampfhaft haſtig in die Taſchen). Und nichts — gar nichts — nicht ein ſtumpfes Meſſer bei mir!

3. Auftritt.

Andres. Vorige.

Andres (hereintretend). Iſt das heiß hier! (Er nimmt ſein Tuch ab.) Guten Abend. (Wickelt das Tuch um das Flintenſchloß und lehnt die Flinte neben ſich an.) Daß ſich niemand da vergreift; die Flinte iſt geladen. (Zum Wirt.) Ich weiß nicht, was das iſt. Wird mir auf einmal ſo elend da herum. Ich wollte auf meinen Bruder warten an der Grenze.

Wirt. Machen Sie ſich's bequem, Herr Forſtgehilfe.

Andres. Noch kommt der Wilhelm wohl nicht. (Er wirft ſich auf eine Bank, legt bald die Arme auf den Tiſch und den Kopf darauf.)

Frei (ſchlägt ſein Glas auf den Tiſch auf). Noch eins, Wirt. Und das iſt Gnade, daß ich jetzt bei Ihm trinke, wo's noch was koſtet. In acht Tagen muß Er ſchaffen, und kein ehrlicher Menſch braucht Ihm mehr einen Pfennig zu bezahlen dafür, ſag' ich Ihm.

Lindenſchmied (von nun an unverwandt bald nach Andres, bald nach der Flinte ſchielend). Wenn er einſchlief einmal — der da! (Über den Tiſch

gelehnt zu Frei heimlich.) Da im heimlichen Grund, sagt Ihr? — Und meint Ihr auch gewiß, Frei, daß nichts' mehr gestraft wird?

Frei. Vorurteil, sag' ich Euch. Wenn Ihr was anstellt und sie hängen Euch, sollt Ihr mich einen Schuft nennen Euer Leben lang. Seht Ihr. Was man sonst einmal Treu' und Ehrlichkeit genannt hat, das haben uns die alten Weiber weiß gemacht. Und ein Kerl, der sein Wort hält, das ist ein Schuft, und so einem trau' ich nicht über die Thürschwelle. Das Volk ist ehrlich an und für sich, weil's das Volk ist. Ihr sollt nur die Herren da reden hören; war ein Professor dabei, der muß es wissen.

Lindenschmied (führt ihn fort). Aber mit dem Gewissen? Und von wegen mit dem da drüben?

Frei. Vorurteil. Nichts weiter, sag' ich Euch.

Lindenschmied. Hab's immer gedacht das; aber sonst durfte man so was nicht sagen.

Frei. Dem Volk haben sie von Himmel und Hölle weiß gemacht, damit der gnädige Herr seine Hasen allein behalten sollte. Den armen Leuten haben sie von Kind an ein Gewissen eingetrichtert, damit sie sich's gefallen lassen sollten, wenn die Reichen herrlich und in Freuden lebten.

Lindenschmied. Und er ist im heimlichen Grund? (Der Wirt wird aufmerksam.)

Frei. Wer?

Lindenschmied. Der — (knöpft sich ein).

Frei. Wo wollt Ihr hin?

Lindenschmied. Schulden bezahlen, eh' die Welt neu wird. (Während er Andres verstohlen beobachtet, mit der Linken in der Westentasche, um den Wirt zu bezahlen.) Kann's nur nicht heraus kriegen da mit der —

Frei. Eure Finger an der Linken sind steif —

Lindenschmied (mit Gebärde). Die an der Rechten werden noch krumm.

Frei. Habt Ihr einen Fluß gehabt?

Lindenschmied (heiser lachend). Ja, einen bleiernen. Zwei Lot Pulver und drei Schrot. (Er spricht immer gedämpft, um den Andres nicht zu wecken.) Ein Denkzettel von dem da im heimlichen Grund —

Frei. Vom Buchjäger?

Lindenschmied. Weil ich Thaler schlug aus dem Strahlauer Herrn seinen Rehen. Lief ungemünztes Geld genug im Wald herum.

Frei. Noch eins, Wirt! (Giebt dem sein Glas.)

Lindenschmied (in sich verloren, allein im Vordergrund). Sechsmal lief ich hinaus, wo er vorbeikommen sollte; aber er kam mir nicht. Damals war das Gewissen noch Mode. Da dacht' ich: jetzt soll's nicht sein, und verschob's, wenn er mir einmal von selber käme, so

daß ich sehn müßte, es sollte sein. Nächte lang hat's mich gewürgt wie der Alp und von meinem Blut gezehrt, daß ich nicht an ihn sollte, und jetzt — ha ha ha! (Lacht krampfhaft kurz, weckt sich damit aus seinen Gedanken und sieht sich betreten um.)

Frei. Habt Ihr gelacht, Lindenschmied?

Lindenschmied. Weiß nicht, ob ich's war.

Frei. Ihr habt eine kuriose Lache. Geht Ihr mit, Lindenschmied? Ins Herzogliche?

Lindenschmied (schlägt ihn auf die Schulter). Mann, jetzt ist Freiheit! Hab' meinen eignen Weg.

Frei. Meinetwegen! (Tritt in den Hintergrund zum Wirt.) Was hab' ich zu zahlen zu guter Letzt? Hier; gebt heraus.

Wirt. Da sind drei, vier —

Lindenschmied (hat den Augenblick benutzt, wo niemand ihn beobachtet, Andres' Flinte verstohlen hinwegzunehmen, und eilt mit derselben ab).

Frei. Welche Zeit, Wirt?

Wirt. Achte durch.

Frei (im Abgehen). Adies!

4. Auftritt.

Wirt. Andres.

Andres (schrickt auf). Acht? — Nun kann der Wilhelm kommen.

Wirt (naht sich Andres ängstlich). Sie sind ein braver Mensch; Ihnen kann ich meine Angst ausschütten. Das ist eine greuliche Brut, die da eben gingen. Worte sind gefallen! Der Buchjäger ist betrunken im heimlichen Grund und der Lindenschmied, sein Todfeind, ihm nach. Unter Reden! Er sprach von Fingerkrummmachen. Und der Mensch ist zu allem fähig.

Andres. Er meint, der Lindenschmied will dem Buchjäger ans Leben?

Wirt. Aber gesagt hab' ich's nicht. Wenn ich's anzeige, brennen die mir das Haus über dem Kopf zusammen. Und wenn ich nichts thu' — (macht Schritte).

Andres (wollte aufstehn, setzt sich wieder). Um den? — Mag ihm geschehn, was Gott zuläßt. Um den geh' ich nicht.

Wirt (wie vorhin). Was ich nur anfang' da?

Andres. Der Vater sagt: wenn's Hilfe gilt, muß jeder tüchtige Mensch einstehn und nachher erst fragen: wem hab' ich geholfen?

Wirt. Ob ich's doch anzeige? Aber —

Andres (steht rasch entschlossen auf). Ich gehe. Ich will sehn, ob ich ihn finde, den Buchjäger. Dem Wilhelm wird ja nichts geschehn. Sind nur die paar Schritte bis heim. Was such' ich da nur? Mein Tuch. Da in den Schläfen hämmert's und saust. Wo hab' ich's

doch? — Ich hab's um die Flinte gebunden. (Da er die nicht findet.) Aber wo ist meine Flinte?

Wirt. Ihre Flinte fehlt?

Andres. Hier hatt' ich sie angelehnt. Die mit dem gelben Riemen.

Wirt. Die hab' ich erst noch lehnen sehn.

Andres. Hat Er sie vielleicht aufgehoben?

Wirt. Ich? Nicht angerührt. Allmächtiger Gott! Wenn der Lindenschmied — Sie lagen und ich zählte just — Was ist da zu machen?

Andres. Nichts. Ich geh' ohne Flinte. Ich hab' nicht Zeit, eine andere zu Hause zu holen.

Wirt. Aber unbewaffnet —

Andres. Laß Er nur. Wenn mir nur nicht noch schlimmer wird da auf der Brust. (In der Thür.) Wenn ich nur nicht zu spät komme! (Draußen.) Gute Nacht, Meister Wirt. (Sie sind beide unterdes abgegangen.)

Verwandlung.

Im heimlichen Grund.

Pittoreske Waldschlucht; hinten querüber der Bach, jenseits desselben Felsen, an welchen ein steiler, schmaler Weg mit dem Bach gleichläuft; Dämmerung.

5. Auftritt.

Robert (hat eine Flinte umhängen). Kathrine.

Kathrine. Wie schauerlich das hier ist! Wir sind schon so weit vom Schlosse. Wo sind wir nur, Herr Robert?

Robert. Im heimlichen Grund, Kathrine.

Kathrine. Im heimlichen Grund? Wo's so unsicher ist? Wo immer die Wilddiebe aus dem Herzoglichen —? (Sieht sich ängstlich um.)

Robert. Ohne Sorgen, Kleine; wir haben einen sichern Begleiter bei uns. (An sein Gewehr schlagend.) Siehst du dort?

Kathrine. Etwas schimmern wie eine weiße Wand und dunkle Laden daran —

Robert. Das ist das Jägerhaus.

Kathrine. Wirklich? Ja, Gott sei Dank! Jetzt seh' ich das Hirschgeweih oben am First gegen den Abendhimmel.

Robert. Hier ist der Brief. Aber so frei in der Hand darfst du ihn nicht tragen. — Hast du auch einen Vorwand? Wenn der Alte dir begegnen sollte?

Kathrine (verschämt und selbstzufrieden lächelnd). Ach, Herr Robert, sollte ein Mädchen so dumm sein? Da machen Sie sich keine

Sorge. Meine kleinen Schweſtern lernen ſtricken und näh'n bei der Mamſell — da —

Robert (macht den Brief zuſammen, in den er ſah). Nun hier, Kathrine. Aber nur in Mariens oder ihrer Mutter Hände giebſt du den Brief, niemandem ſonſt, auch Andres und Wilhelm nicht. Nur in ihre eigenen oder in ihrer Mutter Hände. —

Kathrine. Aber ſo weit ſoll ich noch allein?

Robert. Kaum zwei Büchſenſchüſſe weit. Mich darf niemand in der Nähe des Jägerhauſes ſehn. — Heimwärts gehſt du die Straße. Nur wenn du den Brief nicht haſt anbringen können, kommſt du hierher zurück.

Kathrine. Aber daß Sie auch nicht fortgehn.

Robert. Nein, Kathrine. Hier bleib' ich.

Kathrine (ab).

6. Auftritt.

Robert allein, dann der Buchjäger, zuletzt Möller mit zwei Arbeitern.

Robert (ſieht Kathrinen eine Weile nach; dann Schritte). Ob ſie kommen wird? Ob ſie ihren Vater laſſen wird um mich? (Bleibt ſtehn.) Als ein Jäger geh' ich in die Welt. Ich bin jung, kräftig und verſteh' mein Handwerk aus dem Grund — warum ſollt' es nicht glücken? (Sich in Gedanken verlierend.) Und dann — ſo aus dem Walde heimkommen — ſo kräftig müd' vom Tagewerk im Freien! Und ſie hätte ſchon nach mir umgeſehn — und käme mir entgegen — und nähm' mir die Flinte ab — um auch etwas zu tragen — und hinge ſie um — und ſo ſtände mein Jägerhaus wie das dort — ſo rauſcht' es in den Bäumen, und ich umſchlänge ſie und jubelte: nur das Glück iſt ein Glück, das man ſich ſelber dankt! — Und dann —

(Ein Schuß fällt und weckt ihn.)

Buchjäger (noch in der Scene, aufſtöhnend). Schurke!

Robert. Was iſt das?

Buchjäger (kommt auf die Scene getaumelt; Robert eilt auf ihn zu und faßt den Sinkenden). Ich — bin — hin —

Robert. Gottfried! Ums Himmels willen! Iſt auf Sie geſchoſſen worden? Heda! Niemand in der Nähe? Heda! zu Hilfe!

Möller (in der Scene). Schnell, Leute, dort hinüber! Vom Steg her kommt das Rufen!

Robert. Dort kommen Menſchen. Hierher! Hierher! Zu Hilfe!

Möller (wie vorhin). Das iſt Herrn Roberts Stimme.

Robert. Wenn hier Rettung möglich iſt, muß ſie ſchnell kommen. (Öffnet des Stöhnenden Rock und Weſte.)

Möller. Ja, Sie ſind es, Herr Stein. (Tritt auf mit zwei Arbeitern.) Aber —

Robert. Möller — Sie ſind es? Sehn Sie, was hier geſchehen iſt. — Leben Sie noch, Gottfried?

Buchjäger. Noch — aber —

Möller (hinzutretend). Der Buchjäger. Barmherziger Gott!

Robert. Meuchlings erſchoſſen. Die Kugel ging durch den Rücken.

Möller. Gottfried, reden Sie; wer hat's gethan?

Buchjäger. Er hatt' — die Flinte — mit dem gelben Riemen —

Robert. Andres' Flinte?

Buchjäger. Er hat — mir's — gedroht —

Robert. Es iſt nicht möglich!

Möller. War's der Andres, Gottfried?

Buchjäger. Der — Andres — ja —

Möller. Er ſtirbt. (Pauſe.) Leute, nehmt ihn auf. Und Sie, Herr Stein — das iſt eine Mördergrube dahier. Kommen Sie! Kommen Sie! Es lauern noch mehr dahier herum; nur erſt begegnete uns der Weiler mit dem Gewehr — der boshafte Menſch; der ſpionierte; das iſt klar. Das iſt eine förmliche Jagd. Kommen Sie! Aber um Gottes willen, warum wollen Sie nicht —

Robert. Gehn Sie nur.

Möller. Aber was haben Sie nur vor? Und Ihr Herr Vater — wenn ich Sie allein in der Gefahr laſſe — wenn ich Sie nicht mitbringe. Wie ſoll er mir glauben, daß ich Ihnen zugeredet habe?

Robert. Sie haben ja Zeugen hier bei ſich. Ein Wort für tauſend — ich bleibe hier. (Macht heftige Schritte.)

Möller. Nun ſo kommt, Leute; ihr habt's gehört. (Im Abgehen.) Allmächtiger Gott! Was wird das noch werden.

(Die Arbeiter haben die Leiche aufgenommen; Möller mit ihnen ab.)

7. Auftritt

Robert allein, ſpäter Andres, zuletzt Lindenſchmied.

Robert. Schändlich! Schändlich! Einer ſolchen Rache wär' Andres fähig geweſen? Und ich muß es glauben — ich muß! Der Sterbende ſagt' es; er hatt' es gedroht — es war ſeine Flinte — und alles iſt wirklich — hier ſtarb der Gemordete — hier iſt — er ſchrieb's mit ſeinem Blut in den Raſen, damit ich nicht zweifeln dürfte. Und ſolche Menſchen ſtehn zwiſchen mir und meinem Glück? Steh' feſt, Robert, hier gilt's das Äußerſte! Du haſt's mit Menſchen zu thun, die keine Unthat ſcheun. — Wer kommt dort? — Er iſt es ſelbſt — Andres — (Dem Andres, der noch nicht ſichtbar,

entgegen.) Nur heran! Wenn du mich ſuchſt, Mörder. Mich findeſt du nicht wehrlos und ungewarnt wie den Buchjäger —

Andres (indem er bleich und wankend auftritt). Der Buchjäger —?

Robert. Dort tragen ſie ihn hin. Er iſt gemordet, und du haſt es gethan.

Andres (aufwallend). Ich, Robert?

Robert. Der Gemordete hat dich erkannt und deine Flinte — und dein Gewiſſen zeichnet dich.

Andres. Hör' mich — um Gottes willen —

Lindenſchmied (kommt hinten über den Felsweg geſchlichen.)

Robert. Flieh', Mörder. Jeder Schritt trägt dich dem Blutgerüſt entgegen. Hier iſt das Blut, das dich anklagt, und du ſelbſt trägſt das bleiche Geſtändnis vor dir her; das Fieber, das dich rüttelt, zeugt gegen dich.

Andres. Das Fieber über dich, ſchändlicher Lügner! Die Flinte ſtahl mir der Lindenſchmied, der dem Buchjäger aufpaſſen wollte. Ich eilte nach, wie ich's erfuhr; ich wurd' ohnmächtig — riß mich mit Gewalt aus der Ohnmacht auf und —

Robert. Der Lindenſchmied hätte —

Andres. Glaubſt du mir nicht, ſieh dorthin nach dem Felſenweg —

Robert. Mörder, ſteh'! Oder ich ſchieß' dich nieder.

Lindenſchmied (eilt auf dem Felswege über die Bühne).

Robert (folgt ihm unten).

Andres (wankt ihm nach). Sieh' dich vor, Robert! Der Menſch iſt verzweifelt — es geht um Tod und Leben!

Lindenſchmied (hinter der Scene). Bleibt zurück; ich ſchieße!

Robert (ebenſo). Die Flinte weg und ſteh'!

Andres. Er ſchlägt an — ſpring' ſeitwärts, Robert! (Es fallen zwei Schüſſe nacheinander.) Da iſt's geſchehn! (Er verſchwindet in den Büſchen.)

Verwandlung.

Schloß.

8. Auftritt.

Stein unruhig herein; dann Baſtian, ſpäter der Paſtor.

Stein. Ob der Möller vergeſſen hat, den Robert ſuchen zu laſſen? Oder ob der Junge — der Zwiſt mit dem Andres! Baſtian!

Baſtian (in der Thür).

Stein. Wo iſt der Buchhalter?

Baſtian. Gegen Abend noch nach dem Hochofen gegangen.

Stein. War mein Robert nicht wieder zu Hause seit heut' mittag?

Bastian. Der Herr Robert haben sich reisefertig gemacht und sind dann mit Kastellans Kathrine weggegangen.

Stein (winkt).

Bastian (geht).

Stein. Und der Pastor — könnte nun auch längst zurück sein —

Bastian (in der Thür). Der Herr Pastor —

Stein. Wie gerufen.

Pastor (tritt auf).

Stein (giebt ihm die Hand). Endlich! Endlich! Bringen Sie gute Nachricht?

Pastor (achselzuckend). Sie könnte besser sein.

Stein. Sind Sie dem Hitzkopf, dem Robert, begegnet?

Pastor. Nein.

Stein. Ich hofft' es schon — weil Sie so lange blieben, Sie würden ihn mitbringen.

Pastor. Ein Kranker, zu dem man mich von meinem Weg hierher abrief, hat mich bis jetzt aufgehalten.

Stein. So denken Sie nur, Sie kommen vom Kranken zum Kränkeren. Wenn Ungeduld, Unzufriedenheit mit sich selbst, schlimme Befürchtungen Krankheiten wären, so wär' ich ein gefährlicher Patient. — Aber die Antwort. — Ich lasse Sie auch nicht einmal zu Atem kommen. (Deutet ihm an, Platz zu nehmen; setzt sich, steht gleich wieder auf.) Wenn ich nur wenigstens sitzen könnte. Sechsmal schon hatt' ich den Hut mechanisch in der Hand; so reißt mich die alte Gewohnheit des Zusammenlebens mit dem Förster in Händen und Füßen, schlimmer als das Podagra. Unterdes hat ich einen Gedanken — aber erst: wie ist's mit dem alten Eigensinn?

Pastor. Ich kam eben nicht zum besten bei ihm an mit Ihrem Anerbieten. Und doch, wer weiß, ob er sich nicht noch dazu verstanden hätte, wenn nicht unglücklicherweise die Geschichte mit dem Andres —

Stein. Mit dem Andres? welche Geschichte? (Springt auf.) Er ist doch nicht mit dem Robert zusammengerannt?

Pastor. Dasmal nur mit dem Buchjäger —

Stein (setzt sich wieder). Sie sehn, ich zittre vor Ungeduld —

Pastor. Der Buchjäger, betrunken wie gewöhnlich, hat ihn wie einen Holzdieb behandelt, ihn schlagen lassen —

Stein (springt wieder auf).

Pastor. Da war's denn kein Wunder, daß der Alte auf nichts mehr hörte und jeden, der außer Ihnen mit dem Gewehre in den Forst kommt, als einen Wilddieb behandeln lassen will.

Stein (der Schritte gemacht). Bastian!

Baſtian (in der Thür).

Stein. So wie Möller kommt — die Canaille wieder abgeſetzt — eingeſperrt ſoll die Beſtie werden — hörſt du?

Baſtian. Der Buchhalter?

Stein. Der Buchjäger — und der Möller mit, wenn er — Kommen Sie, Paſtor! (Nimmt Hut und Stock.)

Baſtian (ab).

Paſtor. Sie wollen —

Stein. Sie fragen? — Hin zum Alten! Die Grillen wegwerfen, allen Wilkens und Möllers zum Trotz!

Paſtor. Recht ſo! Ich bin dabei. (Er ſteht auf.)

Stein (bleibt ſtehn). Warten Sie noch, Paſtor. Soll ich vergebens den guten Gedanken gehabt haben? Hören Sie, was mir vorhin einfiel — wie vom Himmel herunter. Paſtor! wenn ich dem Robert heut' noch Düſterwalde abträte? Als ſelbſtändiges Eigentum? Er könnt' ihn mit allen Ehren wieder einſetzen, den Alten, und niemand wär' blamiert. Augenblicklich ſetz' ich die Ceſſion auf. Sie ſchnell ins Jägerhaus, Paſtor —

Paſtor. Mit dieſer Botſchaft —

Stein. Eh' der Alte oder die hitzigen Jungen oder alle drei einen Streich machen, der — (Er macht ſich zum Schreiben fertig.)

Paſtor. Und morgen —

Stein. Als wär' kein Heute geweſen —

Paſtor. Kommt Herr Stein wie gewöhnlich um die Jägerhausecke und pocht ans Fenſter, und der weiße Schnauzbart drin ſchnarcht ſein Gleich —

Stein. Und wenn Sie den Robert treffen —

Paſtor. Bin ich der erſte, der dem neuen Gutsherrn von Düſterwalde gratuliert —

Stein. Und heute bringen Sie alle mit, den Alten, die Jungen, die Mutter und die Braut, dann (kommt zum Paſtor nach der Thüre) brechen wir zum Vorfeſt meinem älteſten Johannisberger den Hals. — Was iſt aber da draußen? Wer ſtürmt da die Treppe herauf? (An der Thüre.) Was iſt paſſiert?

9. Auftritt.

Vorige, Möller, ſpäter Baſtian.

Möller (außer ſich herein). Gräßlich! Gräßlich!

Stein. Aber was iſt denn?

Möller. Ein Mord! Ein entſetzlicher Mord!

Stein. Aber ſo ſagen Sie doch —

Möller. Der Herr Robert —

Stein. Mein Sohn! (Sinkt in einen Stuhl.)

Paſtor. Robert iſt gemordet? (Tritt beſorgt zu Stein.)

Baſtian (tritt ein).

Möller. Noch nicht; noch, hoff' ich, nicht. Aber — ich bin ganz außer mir. — Den Buchjäger hat er ſchon erſchoſſen, Ulrichs Andres. Die machen förmlich Jagd auf ihre Feinde, die vom Jägerhaus. Den Buchjäger ließ ich heimſchaffen. Der Menſch ſieht gräßlich aus; die Kugel ging links am Rückgrat ein. Er iſt in Herrn Roberts Armen geſtorben. Ich fragt' ihn noch: war's der Andres, Gottfried? „Der Andres war's", ſagt' er, — „der Andres war's" — und ſtreckte ſich, und aus war's mit ihm. Ich bat Herrn Robert, um Gottes willen mit heimzukommen; er war ganz außer ſich und wollte nicht. Und keine zweihundert Schritt war ich mit den Leuten, da fielen wieder zwei Schüſſe hinter uns.

Stein (ſteht auf; außer ſich). Augenblicklich zu Pferde — Sie können's tot reiten — nur ſchnell — Militär aus der Stadt — den ganzen Wald beſetzen — die Mordbande einfangen da vom Jägerhaus. Du, Baſtian, ſchnell meine Lütticher, die geladene — dann die Arbeiter zuſammenrufen — ſich bewaffnen — nach — wo war's, Möller?

Möller. Beim erſten Lautenſteg — im heimlichen Grund, kaum eine halbe Viertelſtunde überm Jägerhaus drüben.

Paſtor. Gott gebe nur, daß das Schlimmſte noch zu verhüten ſteht.

Stein (ſtampft mit dem Fuß). Baſtian! Baſtian! Und was ſtehen Sie noch da? So eilen Sie doch!

Möller (ab).

Stein. Und ich — während — Baſtian!

Baſtian (bringt die Flinte).

Stein (reißt ſie ihm aus der Hand). Ich komme! Robert, halte dich! — ich komme! (Alle ab.)

Vorhang fällt. Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Jägerhaus.

(Dämmerung.)

1. Auftritt.

Wilkens. Die Förſterin.

Wilkens. Ihr Mann iſt abgeſetzt; da beißt die Maus nicht den Faden ab. Und wenn er bleiben will, iſt's juſt der verkehrte Weg, den er da einſchlägt; durch Aufruhr darf ſich's ſchon der Stein

nicht abtrotzen lassen. Der Buchjäger ist jetzt Förster. Hm. Der Buchjäger ist ein brutaler Mann; aber hier ist er im Recht. Wenn sie nun zusammenrennen, Ihr Mann und der Buchjäger? Und jeder den andern als Wilddieb behandeln will? Oder der Buchjäger noch einmal über den Andres gerät? Und der thut, was ihm sein Vater befohlen hat? Oder der Andres und der junge Stein geraten an einander? Hm. Und im besten Fall so ist der Ulrich ein abgesetzter Mann, den kein Mensch wird in seinen Diensten haben wollen nach dem offenen Aufruhr, den er sich hat zu schulden kommen lassen. Und was soll dann aus Ihr werden und aus Ihren Kindern?

Försterin. Der Herr Vetter Wilkens wird seine Hand nicht von uns abziehn. Wenn der Herr Vetter nur noch einmal mit ihm spräch'.

Wilkens. Nach dem Trumpf, den er darauf gesetzt hat? Und wenn der nicht wär'; einem Tauben zu predigen, da ist mir meine Lunge zu lieb dazu. — Sie muß von ihm weg mit den Kindern. Das sagt' ich mir unterwegs vorhin und gab mir die Hand darauf, daß ich's durchsetzen wollte, und kehrte wieder um, damit ich's Ihr sagte. Eh' Sie eine Leiche oder einen Mörder im Hause hat.

Försterin (schlägt vor Schreck die Hände zusammen). So schlimm wird's ja nicht werden!

Wilkens. Hm. Sie will's drauf ankommen lassen; Sie ist mir auch eine kuriose Mutter. Ich bin aber nicht so gleichgültig wie Sie und will kein Unglück auf meinem Gewissen haben, wenn ich's verhüten kann. Ich habe noch den weit'sten Weg. Kurz und gut: läßt Sie den und kommt mit Ihren Kindern zu mir, so soll's zur Stunde gerichtlich gemacht werden, daß Sie und Ihre Kinder meine Erben sind. Bis morgen Mittag kann Sie ein Langes und Breites überlegen. Ist Sie morgen Mittag bis Zwölf in der Grenzschenke, da will ich Sie erwarten, so gehn wir auf der Stelle in die Stadt zum Notar; ist Sie's nicht — auch gut. Aber ich bin ein Schurke meines Namens — und Sie weiß, dem Wilkens sein Wort wiegt sein Pfund — und die Hand an mir soll verflucht sein, die Ihr oder Ihren Kindern kann noch den Bissen Brot abschneidet. (Geht.)

Försterin (erst überwältigt, indem sie ihm ängstlich eilig folgt). Aber, Herr Vetter! Herr Vetter Wilkens —!

2. Auftritt.

Marie allein; dann die Försterin zurück.

Marie (hat ein Briefchen in der Hand). Daß ich's doch genommen hab'! — Bis ich mich besann — und da hatt' ich's schon in den

Händen — und die Kathrine war auch so schnell wieder fort. — Ich hätt's nicht nehmen sollen.

Försterin (auftretend). Die harten Männer! Da hilft kein Bitten. Was hast du da, Marie?

Marie. Einen Brief von Robert.

Försterin. Wenn den dein Vater säh'!

Marie. Ich weiß auch gar nicht, wie ich ihn genommen hab'. Aber der Robert dauerte mich so sehr. Die Kathrine sagte, er ständ' unten im heimlichen Grund und wartete. Da fiel mir auch mein Traum ein von heute nacht.

Försterin. Ein Traum?

Marie. Da war ich dort am Quell bei den Weiden an meinem Lieblingsplätzchen und saß in den bunten Blumen und sah nach dem Himmel hinauf; da stand ein Gewitter, und mir war so schwer, daß ich vergehen wollte. Und das Kind, weißt du, das bei mir gewesen war vor vierzehn Jahren, wie ich mich verirrt hatte, das saß neben mir und sagte: Arme Marie! und zog mir den Brautkranz aus dem Haar und steckte mir dafür eine große, blutrote Rose an die Brust. Da sank ich hinter mich in das Gras zurück, ich wußte nicht, wie. Drüben im Dorfe läuteten sie, und das Singen der Vögel, das Zirpen der Grillen, die leise Abendluft in den Weiden über mir — das alles war wie ein Wiegenlied. Und der Rasen sank mit mir tiefer und immer tiefer, und das Läuten und das Singen klang immer ferner — der Himmel wurde wieder blau, und mir wurde so leicht — so leicht —

Försterin. Ein eigener Traum. Hast du den Brief aufgemacht?

Marie. Nein, Mutter; und ich will's auch nicht.

Försterin. So laß ihn wenigstens den Vater nicht sehn. — Ach! Marie, wir werden fort müssen vom Vater!

Marie. Vom Vater? Wir?

Försterin. Er kommt; laß dir nichts merken. Steck' den Brief ein. Nimm die Bibel da vor dich, daß er dir nichts anmerkt. Ich will's noch einmal versuchen — wenn er denkt, wir gehen fort, giebt er doch vielleicht nach, und wir können bleiben.

3. Auftritt.

(Die Bühne wird immer dunkler.)

Der Förster. Die Vorigen.

Förster. Der Wilhelm noch nicht da?

Försterin. Ich hab' ihn noch nicht gesehn.

Förster (tritt ans Fenster und trommelt gedankenvoll daran).

Försterin (beginnt einzupacken).

Marie. Aber, Mutter —

Förſterin. Stille jetzt, Marie, und meng' dich nicht ins Geſpräch.

Förſter (hat ſich gewandt und eine Weile ſeiner Frau zugeſehn). Was machſt du da?

Förſterin (ohne aufzuſehn). Ein paar Kleider pack' ich ein — wenn ich fort muß —

Förſter. Wir müſſen nicht. Dafür giebt's ein Recht.

Förſterin (kopfſchüttelnd). Dein Recht? (Fährt fort.) Ich werde fort müſſen mit den Kindern.

Förſter (überraſcht). Du wirſt —

Förſterin. Wenn du nicht Frieden machſt mit dem Stein.

Förſter. Wenn —

Förſterin. Du brauchſt dich nicht zu ereifern, Ulrich; du kannſt nicht anders und ich auch nicht. Ich mache dir keinen Vorwurf; ich ſage nichts, gar nichts. Du willſt für deinen Feind anſehn, wer dir zum Nachgeben rät — laß mich nur ausreden — und der Vetter Wilkens will die Kinder enterben, wenn du auf deinem Kopf beſtehſt und ich nicht mit den Kindern bei ihm bin bis morgen mittag; ich kann da nichts thun, als — ſchweigend gehn.

Förſter (tiefatmend). Du willſt —

Förſterin. Ich will nichts; du willſt und der Vetter Wilkens will. Ihr harten Männer macht das Schickſal und — wir müſſen's erdulden. Wenn du nachgäbſt, ja, dann könnten wir bleiben. Glaubſt du, ich geh' gern? Für mich — ich wollte aushalten bis zum Tod. Aber um die Kinder — und um — dich mit.

Förſter (finſter). Wieſo um mich?

Förſterin. Du biſt abgeſetzt, du haſt kein Vermögen; und einen andern Dienſt in deinem Alter — nach deiner Geſchichte mit dem Stein — du könnteſt —

Förſter (heftig). Almoſen nehmen? Von Frau und Kindern?

Förſterin. Ereifere dich nicht. Ich ſage ja nicht: Gieb nach; ich will dir ja nichts aufdringen. Du kannſt nicht nachgeben, und ich — kann nicht bleiben — wenn du nicht nachgiebſt. — Müſſen wir auseinander (ihre Stimme zittert) — ſo wollen wir's im Guten. Wir wollen einander verzeihn, was das andere uns zuwider thut, oder (mit leiſem Vorwurf) — wovon das Andere denkt, daß man ihm zuwider thut.

Förſter. Du willſt alſo zum Wilkens?

Förſterin. Ich muß.

Förſter. Und die Kinder ſollen mit?

Förſterin. Um die iſt's, daß ich's thu'.

Förſter. Wollt ihr nicht auch den Nero mitnehmen? draußen?

den Hund? Was ſoll er länger bei ſeinem abgeſetzten Herrn, der Hund? Nehmt ihn mit, den Hund. Und wenn ich recht behalte, wie ich recht behalten muß — und als kein Schurke mehr daſteh' vor der Welt — dann kann er ja wiederkommen, der Hund. Ihr meint, er geht nicht von mir? Wird doch die Beſtie nicht dümmer ſein, wie die Menſchen ſind. Weib und Kinder ſind klug, und ſo'ne arme Beſtie will allein dumm ſein? Man muß der Beſtie einen Tritt geben für ihre Dummheit. Ein alter Mann — ein ruinierter Mann, der als Schurke daſtänd', wenn's dem Stein nach ging, in ſeinen weißen Haaren, und ſo'ne Beſtie will nicht Vernunft annehmen? Fünfzig Jahre redlich gedient und aus dem Dienſt als ein Schurke, weil ich kein Schurke ſein will — hab' das meine zugeſetzt dabei, und die arme Beſtie will in ihrem Hundehaus dankbarer ſein, als der reiche Stein in ſeinem Schloß? Da ſollte man doch das ganze Beſtienzeug vor den Kopf ſchießen, wenn's zu weiter nichts da wär', als daß ſich der Menſch vor ihm ſchämen müßte. — (Schritte; er kehrt ſich zu ihr, weicher.) Wir ſollen zwei ſein. Nach fünfundzwanzig Jahren? — Gut. So mag jedes allein tragen von nun an — ſolang' das Herz hält.

Förſterin. Ulrich — (Sie muß Marien immer abhalten, die zum Förſter ſtürzen will.)

Förſter. Wir ſind zwei von nun. Geht, geht. Der Wilkens iſt reich, und ich bin ein armer Mann trotz meinem Recht. Ihr zieht dem Gelde nach. Ich halt' euch nicht. Aber wenn ihr ſagt, ihr habt recht gethan — dann — Und nun iſt's abgethan. Nicht mehr das Wort davon.

4. Auftritt.

Wilhelm. Die Vorigen.

Förſter (ſitzt rechts). Komm her, Wilhelm. Wo haſt du den Andres gelaſſen?

Wilhelm. Ich hab' an der Grenzſchenke eine Viertelſtunde lang auf ihn gewartet.

Förſter. Hat er gedacht, du kommſt ſpäter —

Förſterin (für ſich). Der Andres iſt nicht mit? Des Ohms ſeine Reden kommen mir nicht aus den Gedanken.

Marie (zündet die Lampe an und ſetzt ſie auf den Tiſch zum Förſter).

Förſter. Haſt du den Advokaten gefragt, bis wenn die Sache aus ſein kann? Daß ich mein Recht hab'?

Wilhelm. Er will keine Klage machen.

Förſterin (tiefatmend für ſich). Das wär' noch eine Hoffnung —

Förſter (ſteht auf, ganz perplex). Er will —

Wilhelm. Du wärſt nicht im Recht, Vater.

Förſter. Nicht im Recht —? (muß ſich ſetzen.)

Förſterin (wie vorhin). Daß er doch noch nachgäb'.

Wilhelm. Die Staatsdiener wären, die könnten nicht abgeſetzt werden, wenn's ihnen nicht zu erweiſen ſtünd', daß ſie's verdient hätten. Aber du wärſt keiner; dein Herr wär' nicht der Staat, ſondern der, dem der Forſt gehörte, der Gutsbeſitzer.

Förſter (verbiſſen). Alſo wenn ich ein Staatsdiener wär', dann dürfte mir der Stein nicht Unrecht thun. Und weil ich keiner bin, ſo darf er mich zum Schurken machen? Du haſt ihn nicht verſtanden, Wilhelm.

Wilhelm. Er hat mir's dreimal vorgeſagt.

Förſter. Weil du ihm die Sache nicht vorgeſtellt haſt, wie ſie iſt. Daß dein Urgroßvater ſchon Düſterwalder Förſter war, und dein Großvater nach ihm, und daß ſie mich ſchon vierzig Jahr den Erbförſter heißen im ganzen Thal.

Wilhelm. Das, ſagt' er, gereichte Herren und Dienern zur Ehre, aber vor Gericht darauf zu gründen wär' nichts.

Förſter. Aber er weiß nicht, daß der Stein mich abſetzen will, weil ich für ſein Beſtes war, daß der Forſt gegen Mitternacht und Abend offen liegt. So ein Advokat weiß nicht, daß ſo ein Wald wie ein Gewölbe iſt, wo immer eins das andere hält und trägt. So hält's alle Gewalt aus, aber brecht nur ein Dutzend Steine mitten heraus, ſo holt's der und jener.

Wilhelm. Dazu zuckt' er nur die Achſeln.

Förſter (immer eifriger). Und das meine, was ich hineingewendet hab'? Und daß ich die Bäume alle ſelber gepflanzt hab'? Was? Die der Wind nun um nichts und wieder nichts zuſammenknicken ſoll?

Wilhelm. Dazu hat er nur gelächelt. Du möchteſt ein recht braver Mann ſein, aber vor Gericht gält' das nicht.

Förſter (ſteht auf). Wenn einer brav iſt, das gilt nichts? So muß einer ein Schelm ſein, wenn's was gelten ſoll vor Gericht? — Aber der Rupert von Erdmannsgrün! Was? Wilhelm?

Wilhelm. Der wär' eben ein Staatsdiener geweſen. Nachher ging ich noch zu einem andern Advokaten; der lachte mir geradezu ins Geſicht. Aber dem hab' ich's geſagt, wie ein Jägerjunge.

Förſter. Gut. Aber der Andres? Was?

Wilhelm. Wie der Andres in den Wald gegangen wär', hat er geſagt, wärſt du ſchon abgeſetzt geweſen. Das müßteſt du ſelber wiſſen, daß kein Fremder in einem Forſt Pflanzen herausnehmen dürfe, ſo mir nichts, dir nichts, und ohne des Förſters Wiſſen und Willen. Der rechtmäßige Förſter wär' aber da ſchon der Buchjäger geweſen, und ſo hätt' der Andres ſich's allein zuzuſchreiben, wenn er wie ein Holzdieb behandelt worden wär'. Und da würd' er ſelber

einſehn, daß er beſſer daran thät', wenn er die Zurechtweiſung ruhig ertrüg' und nicht weiter an die Sache rührte und froh wär', daß er noch ſo davon gekommen wär'.

Förſter (hat ſich wieder geſetzt; eine Pauſe; dann pfeift er und trommelt vor ſich auf dem Tiſch).

Förſterin (ihn ängſtlich beobachtend). Wenn er ſo ruhig wird —

Förſter. Alſo ich muß eine Schurke bleiben vor der Welt? Gut. — Warum packt ihr nicht ein, Weiber? Wilhelm, hol' mir eine Flaſche Wein.

Förſterin. Du willſt Wein trinken? Und weißt, er thut dir kein gut, Ulrich? Und noch dazu in den Ärger hinein —

Förſter. Ich muß andere Gedanken haben.

Förſterin. Du wirſt allemal ſo außer dich auf den Wein, du kannſt dir den Tod darin trinken.

Förſter. Beſſer den Tod trinken, wie als ein Schurke leben. Und ein Schurke muß ich bleiben vor der Welt. Wilhelm, eine Flaſche und ein Glas. Bin ich ſchon nicht mehr Herr im Haus? Vorwärts!

Wilhelm (geht).

Förſterin. Wenn du dir noch einen andern Gedanken faßteſt; aber du thuſt's nicht und — ich muß fort.

Förſter. Das iſt abgethan, Weib, und mein Gedanke iſt gefaßt. Lamentiert mir nicht. Morgen geht's fort. Wenn ich ſchon kein Staatsdiener bin und — heut' will ich noch einmal luſtig ſein.

Wilhelm (bringt Wein; der Förſter ſchenkt ein und trinkt öfter, jedesmal ein volles Glas; dazwiſchen pfeift und trommelt er).

Förſter. Thut mir das Licht da weg, daß ich meinen Schatten nicht ſeh'.

Wilhelm (ſtellt die Lampe auf den Tiſch der Frauen, ſetzt ſich zu dieſen und nimmt die noch offene Bibel vor ſich).

Förſterin (für ſich und zu Marien). Der Andres kommt immer noch nicht, und 's iſt ſchon ſo lang' dunkel. Und ich muß gehn morgen. Jetzt ſag' ich wohl: ich muß gehn, und weiß noch nicht, wenn's dazu kommt, ob ich's auch kann. Wenn man zwanzig Jahr zuſammengelebt hat in Freud' und Leid. Und vom Wald Abſchied nehmen, der den ganzen Tag ſo grün zu allen Fenſtern hereinguckt. Wie ſtill's uns vorkommen wird, wenn wir das Rauſchen nicht mehr hören und den Vogelgeſang und den Axtſchlag hallen den ganzen Tag. Und die alte Schwarzwälder Uhr dort — ſo ging ſie ſchon, wie ich noch eine Braut war, und nun biſt du ſchon eine geweſen. Dort in jener Ecke ſtand'ſt du zum erſtenmal auf und lieſſt, Marie, drei Schrittchen weit, und da, wo der Vater ſitzt, ſaß ich und weinte vor Freude. Iſt das das Leben? Ein ewig Abſchiednehmen?

Wenn ich doch bliebe? Wenn ich d'ran denke, was der Ohm ſagte, daß Alles geſchehen könnte! Wenn der Brief vom Robert — Wilhelm, geh' doch in den Garten. Ich muß das Trinkglas beim Born vergeſſen haben, oder in der Laube oder ſonſt da herum.

Wilhelm (geht).

5. Auftritt.

Vorige ohne Wilhelm.

Förſterin und Marie vorn an der Lampe arbeitend. Der Förſter bald hinten ſitzend, bald am Tiſche vorbei Schritte machend ans Fenſter.

Förſterin (nachdem ſie gewartet, bis Wilhelm hinaus iſt). Wenn du ſäheſt, Marie, was der Robert ſchreibt.

Marie. Ich ſoll's öffnen, Mutter?

Förſterin. Vielleicht läßt ſich noch alles gut machen, und der Robert ſchreibt uns, wie. Wenn du's nicht öffnen willſt, gieb mir's. Wenn ich's thu', brauchſt du dir nichts vorzuwerfen. (Sie öffnet.) Wenn ich leſen könnte bei Licht! Wenn ich die Brille nähm', müßt' er's merken. Lies mir's vor, Marie.

Marie. Ich ſoll's leſen, Mutter?

Förſterin. Wenn ich dir's heiße, kannſt du's wohl. Da leg's neben die Bibel. Und wenn er näher kommt oder wenn er aufmerkſam wird, ſo lieſ'ſt du aus der Bibel.

Marie. Aber was?

Förſterin. Was dir zuerſt in die Augen fällt. Wenn ich huſte, lieſeſt du aus der Bibel. Zuerſt das Briefchen.

Marie (lieſt). „Liebe Marie. Ich hab' dir ſo viel —"

Förſterin. Er ſteht ſchon wieder auf von ſeinem Stuhl; lies aus der Bibel, bis er am Fenſter iſt.

Marie. „Um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einen Menſchen hat verletzet, ſo ſoll man ihm wieder thun."

Förſter (trommelt am Fenſter).

Förſterin (ihn immer beobachtend). Nun den Brief, Marie; bis ich huſte.

Marie. „Ich hab' dir ſo viel zu ſagen. Komm den Abend oder die Nacht in den heimlichen Grund an den Quell unter den Weiden; da will ich dich erwarten. Komm, Marie. Morgen früh geh' ich in die Welt, dir und mir ein Glück zu erwerben. Kommſt du nicht, ſo weiß ich, wie du's meinſt, und du ſiehſt nie wieder —"

Förſterin. Er will fort? in die Welt? Für immer, wenn du nicht gehſt? Dann wär' alles verloren!

Marie. „Du ſiehſt nie wieder deinen Robert."

Förſterin (huſtet, da der Förſter ſich eben vom Fenſter wendet). Aus der Bibel, Marie.

Marie. „Wie er einen Menſchen verletzet hat, ſo ſoll man ihm wieder thun. Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein, den Fremden und den Einheimiſchen, denn ich bin der Herr, euer Gott.“

Förſter (iſt aufmerkſam geworden, bleibt ſtehn). Was iſt das da vom Recht?

Marie. „Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein —“

Förſter. Es ſoll einerlei — Wo ſteht das da?

Marie. Hier, Vater; da links oben.

Förſter. Leg' was darauf, wo das anfängt, was du da geleſen haſt vom Recht. — Seht ihr nun, daß ich recht hab'? Wenn ſchon ich Unrecht behalten muß. Daß das alte Herz dadrin kein Lügner iſt? „Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein.“ Nicht eins für Staatsdiener apart. — Damals war das Recht noch geſund, da wohnt' es noch nicht in den ſtaubigen, dunſtigen Stuben. Unter den Thoren, im Freien wurd' es gehalten, wie man da lieſt. Wenn ich zu ſagen hätte, müßten die Gerichte im Walde ſein; im Walde bleibt dem Menſchen das Herz geſund; da weiß man, was recht und unrecht iſt ohne Wenn und Aber. Mit ihrem heimlichen Karten haben ſie's verabert und verwennt, in ihren dumpfen, ſtaubigen Stuben, da iſt's krank und ſtumpf geworden und iſt's welk geworden, ſo daß ſie's kneten können, wie ſie wollen; und nun muß beſiegelt werden und muß verbrieft werden, was recht iſt, ſonſt ſoll's nicht recht ſein; nun haben ſie dem Manneswort die Geltung genommen und einen Spitzbuben daraus gemacht, ſeitdem man nur das zu halten braucht, was man beſchworen hat und beſiegelt hat und verbrieft, und haben aus dem alten guten Recht einen Achſelträger gemacht, daß ein alter Mann, der nicht das Federchen an ſeiner Ehre gelitten hat, als ein Schurke daſtehn muß vor den Menſchen — weil die in ihren Stuben zwei Rechte haben ſtatt eins.

(Er ſetzt ſich und trinkt.)

Förſterin. Es wird immer dunkler, und der Andres kommt nicht. Und bei ſolchen Reden wird einem erſt recht angſt. Wenn du zum Robert gingeſt —

Marie. Zum Robert? Aber was denkſt du denn, Mutter?

Förſterin. Daß das ein Gottesfinger iſt — das da mit dem Robert ſeinem Brief.

Marie. Ich ſoll zum Robert? Jetzt? Nach dem heimlichen Grund?

Förſterin. Und was wär's? Fürchten thuſt du dich nicht.

Marie. Fürchten auch! (Stolz.) Ulrichs Mädchen!

Förſterin. Wie oft biſt du tiefer in der Nacht draußen geweſen!

Marie. Aber der Vater wußt's auch. Wenn's der Vater will

und du, weiß ich, ſteht hinter jedem Baum ein Engel. — Und der Vater ſagte: wenn ich die Marie nicht kenn' —

Förſterin. Ich kann nicht ſo gut fort wie du, ohne daß er's merkt. — Es konnte alles noch gut werden — aber — es ſollte nicht ſein. Und dein Traum? Dir wurde ſo leicht, der Himmel wurde ſo blau — Siehſt du, im heimlichen Grunde, am Quell unter den Weiden, da ſoll dein und unſer aller Gram aufhören.

Marie (den Kopf ſchüttelnd). Meinſt du, Mutter?

Förſterin. Wenn du gingſt. Wir könnten dann beim Vater bleiben, der Robert redete noch einmal mit ſeinem Vater, der Ohm Wilkens gäb' auch nach, und der Brautkranz ſollte dir zum zweitenmal noch ſchöner ſtehn.

Marie. Ich ſoll den Vater betrügen, Mutter? Dann glaubt' ich, mir könnt's nie wieder gut gehn auf der Welt.

Förſterin. Gingſt du doch für ihn. Vielleicht wenn er morgen hinaus muß ins Elend oder wenn ſie ihn einſetzen in den Turm oder noch was Schlimmeres geſchieht —

Marie. Dem Vater? —

Förſterin. Ja. Dann wirſt du vielleicht zu ſpät denken, wär' ich doch gegangen!

Marie. Aber, Mutter, wenn ich nun im Walde wär' und der Vater begegnete mir? Oder träf' uns beiſammen?

Förſterin. Wir müſſen ihn fragen, ob er heim bleibt.

Marie. Ich kann ihn nicht anſehn, ohne daß mir das Herz zerſpringen will.

Förſterin. Frag' ihn wegen der Suppe.

Marie. Ich will ihn gleich fragen. (Sie nähert ſich dem Förſter ängſtlich, ſteht neben ihm, ohne daß er ſie bemerkt.)

Förſterin (aufmunternd). Sei kein Kind!

Marie (leiſe). Vater. (Sie beugt ſich über ihn; außer ſich vor Mitleid.) Vater, armer Vater! (Sie will ihn umſchlingen.)

Förſter (ſieht ſich um; rauh). Was giebt's? Ohne Lamentieren!

Förſterin (da Marie ohne Faſſung ſteht). Die Marie —

Marie (bezwingt ſich). Gehſt du heut' noch in den Wald?

Förſter. Warum?

Marie. Weil —

Förſterin (fällt ein aus Furcht, Marie möchte die Wahrheit ſagen). Der Suppe wegen; ob ſie die wärmen ſoll?

Förſter. Nein. Und was willſt du noch, dummes Ding? (Wendet ſich ab. Da Marie zögert, rauh.) Hörſt du?

Marie (zur Förſterin zurück). Mutter, er hat geweint! Ich ſah eine Thräne an ſeiner Wimper hängen, Mutter! und ich will ihn betrügen.

Försterin. Er weint, daß er in ſeinem Alter noch ins Elend ſoll. — Und du — mußt ja nicht gehn.

Marie. Wenn du ſo ſprichſt, Mutter! — Ich gehe ja.

Försterin. So ſag' gute Nacht; Zeit iſt's nunmehr. Ich helfe dir dann aus dem Fenſter ſteigen. Jetzt wartet der Robert ſchon, du kannſt bald zurück ſein.

Marie. Ja, Mutter, ich will gehn. Aber nicht um den Robert, Mutter, und um mich; nur für den Vater. Ich will's ihm ſagen. Robert, will ich ihm ſagen, du findeſt noch ein Mädchen, ſchöner und beſſer als mich, aber mein Vater findet kein Kind mehr, wenn ich ihn laſſe. Ich will's ihm ſagen; Robert, will ich ihm ſagen, ich will dich vergeſſen; Gott wird mir's geben, daß ich dich vergeſſen kann. Bleib' fern von mir, daß ich dich nicht wiederſeh'. Er wird's, nicht, Mutter? er wird's; ich hab' ihn ja ſo ſehr geliebt.

Försterin. Geh' nur; ſag' gute Nacht und laß dir nichts merken.

Marie (ſteht beim Förſter).

Försterin. Die Marie will dir gute Nacht ſagen.

Förſter. Kannſt's nicht ſelbſt, dummes Ding?

Marie (ſich beherrſchend). Gute Nacht, Vater.

Förſter. Gute Nacht. — Ihr braucht nicht auf mich zu warten morgen, wenn ihr zum Ohm geht. Ich bin vielleicht ſchon aus. Ich hab' einen Gang; weiß nicht, ob ich wiederkomme — morgen. Und nehmt den Nero mit — und was ſonſt noch da iſt, nehmt alles mit. Ich brauche nichts mehr — als mein Handwerkszeug, meinen Stutz und — Pulver und Blei. Die andern Flinten könnt ihr verkaufen. Geh' zum Wilkens du, armes Ding, der verſchafft dir vielleicht den Robert noch — wenn ich nur erſt fort bin; wenn die Leute nur erſt vergeſſen haben, daß dein Vater ein abgeſetzter Mann war.

Marie. Gute Nacht. (Außer ſich.) Gute Nacht, Vater!

Förſter. Mädel, das iſt ja eine gute Nacht wie auf ewig. — Haſt recht, Marie. So ein Flecken muß weg, wie ich einer bin auf euerm guten Namen. Geh', Marie. Hörſt du, Marie?

Marie. Du ſollſt bleiben, Vater, und gehſt du, geh' ich mit dir.

Förſter. Was ich für einen Weg hab', den geht man allein. Geh', Marie.

Försterin. Leg' dich, Marie.

Förſter. Gute Nacht; und nun iſt's gut; du weißt, ich kann das Lamentieren nicht leiden.

Marie. Du gehſt nicht ohne mich, Vater, du kannſt nicht leben ohne mich, Vater; Vater, das fühl' ich jetzt an mir.

Förſter (abwehrend). Ja doch. Was ſo'n Gelbſchnabel nicht fühlt.

Marie. Du wend'ſt dich ab, Vater, damit ich nicht ſehn ſoll, daß du weinſt; Vater, ſtell' dich wild, wie du willſt —

Förſter (will ſich losmachen). Dummes Ding da.

Marie. Ich geh' mit dir. Du hältſt auf dein Recht und ich auf meins, und das iſt, daß ich dich nicht laſſen darf. Vater, ich fühl's nur jetzt erſt ſo, daß ich niemand auf der Welt ſo lieb hab' als dich. Morgen gehn wir zuſammen — wenn du gehen mußt. Ich zieh' vom Wilhelm Kleider an. Es giebt ja noch grünen Wald auf der Welt. Und lamentieren hören ſollſt du mich gewiß nicht: deshalb fürchte dich nicht. Ich kann ja die Nächte weinen, wo du's nicht ſiehſt. Aber dann ſiehſt du mir's am Tage an den Augen an. Ich muß ja gar nicht weinen. Nur lachen will ich und vor dir herhüpfen und ſingen; die ſchönen Jägerlieder. — Siehſt du, Vater, das iſt die letzte Thräne um den Robert; und die iſt ſchon trocken, ſiehſt du? Wir wollen ſchon noch ein Glück finden auf der Welt — wenn du fort mußt, Vater. Und wenn's nicht ſein ſoll, ſo wollen wir Gott danken und bitten, wenn er uns nur brav ſein läßt. Dann wollen wir denken: es iſt zu viel verlangt, wenn wir auch noch glücklich ſein wollen. Hab' ich nicht dich? Haſt du nicht dein gutes Recht und deine Marie? Was brauchen wir mehr? (An ſeinem Hals.)

Förſter (der ſie immer abgewehrt hat, faſt wild, weil er ſich der Weichheit kaum mehr erwehren kann). Freilich! Freilich! Dummes Ding. (Ruhiger.) Und ein Tiſchchen deck' dich, ein Goldeſelein ſchlag' aus, und das Märchen iſt fertig. Nun leg' dich, Marie. (Rauh.) Hörſt du?

Förſterin. Komm, Marie.

Marie (an der Kammerthür ſieht ſie ſich um, ſie eilt nochmals zu ihm; ihn außer ſich umſchlingend). Gute Nacht! Gute Nacht!

(Sie eilt in ihre Kammer. Die Förſterin folgt.)

Förſter (ihr nachſehend). Mein Mädel, mein armes Mädel. Hier darf's nicht ſein, wenn ich mir ein Ende mach'! — Element, ſchäm' dich, alter —

6. Auftritt.

Weiler. Der Förſter.

Weiler (grüßt ſchweigend; er iſt ſehr aufgeregt; er hängt die Flinte an den Riegel und macht ſich mit dem Jagdzeug zu thun). Hm.

Förſter (wird ihn gewahr). Er? (Fällt wieder in Gedanken.)

Weiler. Ich.

Förſter. Wo kommt Ihr noch her?

Weiler. Aus dem Walde. — Am Staket hab' ich Euern Wilhelm geſprochen. Alſo ſeid Ihr doch abgeſetzt.

Förſter. Weil's zweierlei Recht giebt.

Weiler. Und das habt Ihr nicht vorher gewußt?

Förſter. Euern Lohn habt Ihr auf drei Monate voraus.

Weiler. Und könnt gehn; das weiß ich auch. Wo iſt denn Euer Wilhelm? Ja ſo; ich bin ihm begegnet. Und Euer Andres?

Förſter (halb abweſend). Nicht zu Haus.

Weiler. Aber Ihr wißt doch wohl, wo Euer Andres iſt?

Förſter (ungeduldig). Was wollt Ihr noch? Laßt mich in Ruh.

Weiler. Meinetwegen. Mir kann's gleichviel ſein.

Förſter. Drum denk' ich, Ihr geht.

Weiler. Alſo der Andres. Und Ihr wißt nicht, wo er iſt?

Förſter. Immer der Andres! Habt Ihr was, ſo ſeid nicht wie ein Gewitter, das ſtundenlang ſteht.

Weiler (zeigt nach dem Fenſter). Da unten überm Lautenberge kommt eins herauf. Die Kibitze kreiſchten ſo ängſtlich. Dacht's vorher. Es war zu ſchwül. — Ulrich, (kommt zu ihm) vor einer Stunde iſt einer erſchoſſen worden.

Förſter. Ihr wißt, wer?

Weiler. Ihr wißt's nicht? Wenn Euer Andres zu Hauſe wär' —

Förſter. Immer vom Andres! Ihr wißt was von ihm.

Weiler. Hm. Die Büchſe — hört mal, hatt' Euer Andres die mit dem gelben Riemen?

Förſter. Warum?

Weiler (wie in Gedanken). Ich kenne doch Eure Büchſe —

Förſter. Ihr wollt mich konfus machen?

Weiler. Ihr habt ſie nicht zu Haus?

Förſter. Ich antwort' Euch nicht mehr. Hab' ohnehin Wein getrunken.

Weiler. Gebt wohl Acht, daß Ihr Euch nicht irrt.

Förſter. Gebt wohl Acht, daß ich Euch nicht am Kragen faſſe.

Weiler. 's iſt nicht zum Spaß —

Förſter. Das ſollt Ihr ſehn.

Weiler. Aber ich weiß nichts, als was ich gehört hab' und geſehen hab'. Und ſetzt Euch. Mir iſt's auch nicht, wie lange ſtehn. Muß ausſehn, mein' ich, wie meine Thonpfeife da. (Der Förſter am Tiſche rechts ſitzend; Weiler hat ſich einen Stuhl dicht zu ihm gerückt, erzählt haſtig mit unheimlich gedämpfter Stimme.) Wie ich vorhin zum Feierabend von meinen Holzhauern weggeh', hör' ich einen Schuß da, da nach dem heimlichen Grunde zu. Ich denke, wenn Ihr's vielleicht wär't, und geh' darauf zu. Aber es mußt's der Robert Stein geweſen ſein. Der geht Euch da bei dem erſten Lautenſteg hin und her wie eine Schildwache. Denk' ich: Worauf muß denn der lauern? Auf ein Wildpret nicht; denn da läuft man nicht hin und her. Denk' ich, das mußt du abſolvieren. Machſt dich hinter die hohe Eiche. Da ſiehſt du alles und wirſt nicht geſehn. Aber ich bin

Euch noch nicht dort, da wird ein Halloh hinter mir. Und was hör' ich da? Euern Andres und den Robert im ärgſten Zank. Ich konnte nichts Ordentliches verſtehn; aber man hörte, daß ſie auf Tod und Leben hintereinander waren. Ich will mich eben näher ſchleichen; da kommen ſie ſchon gerannt. Der eine drüben auf dem Felſenweg über dem Bach, der andere hüben. Der hüben, das war der Robert, die Flinte am Backen. Zwei Schritt von mir bleibt er ſtehn. „Steh'! oder ich ſchieß' dich nieder!" Auf dem Felſenweg kann niemand ausweichen. Da heißt's: Menſch, wehr' dich deines Lebens! Und nun piff paff — zwei Schüſſe hintereinander. Dem auf dem Felſen ſeiner pfiff zwiſchen dem Robert und mir in die Büſche hinein. Aber dem Robert ſeiner — Ulrich; ich hab' manchen Schuß gehört, aber ſo keinen, man konnt's dem Blei anhören, es witterte Menſchenleben. Ich weiß nicht, wie mir's war, wie der drüben zuſammenbrach wie ein getroffener Hirſch —

Förſter. Der Andres?

Weiler. Wer ſoll's ſonſt geweſen? Was? Iſt er denn zu Haus etwa? Wißt Ihr etwa, wo er ſonſt iſt? Und der Getroffene hatte die Flinte mit dem gelben Riemen. Die hielt er feſt; der Riemen leuchtete ordentlich wie ein Notzeichen durch die Dämmerung. Das klang ſchauerlich, wie das Eiſenzeug an der Flinte über die Klippen herunterklapperte und die Leiche nach durch die Büſche knickte und ſchleifte — bis der Bach unten aufklatſcht, als führ' er vor Schrecken zuſammen. Und wie's nun ſo kurios ſtill wurde darauf, als müßt' es ſich ſelber erſt beſinnen, was doch paſſiert wär'; da war's, als jagte mich einer. Ich müßte ſchon eine halbe Stunde da ſein, wenn ich mich nicht verlaufen hätte. Ich, der jeden Baum kennt daherum. Da könnt Ihr Euch nun denken, wie mir's war. Erſt am zweiten Lautenſteg da nach Haslau zu hatt' ich das Herz, einen Augenblick zu verſchnaufen. Dort, wo der Bach in Felsſtücken ſpektakelt. Ich ſeh' zufällig hinunter. Da hantiert der Bach mit einem bunten Lumpen. Da iſt's. Kennt Ihr's vielleicht? (Bringt Andres' Tuch zum Vorſchein und hält's ihm vor die Augen; der Förſter reißt's ihm aus der Hand.)

Förſter. Lauter Geſtalten vor meinen Augen — der Wein — (Er hält's bald ferner, bald näher, ohne es ſehn zu können.)

Weiler (kleine Pauſe). Ihr ſeid ſo ſtill. Fehlt Euch was?

Förſter (ſtößt einen einzigen lauten Atem aus und hält das Tuch immer noch mechaniſch vor ſich hin, ohne es zu ſehn).

Weiler. Euer Geſicht iſt ganz verzerrt. Will Eure Frau rufen.

Förſter (eine Bewegung, als ſchöb' er mit äußerſter Anſtrengung eine Laſt von ſich). Laßt nur; 'n bißchen Schwindel. Hab' heuer noch

nicht zu Ader gelaſſen; der Wein dazu — 's geht ſchon vorüber — Sagt niemand was davon — (Erhebt ſich mühſam.)

Weiler. So ſind die doch richtig zuſammen geraten, der Andres und der Robert. Aber was wollt Ihr denn nun thun? Als ein abgeſetzter Mann? Wenn der ſagt: ich hab' den Wildſchütz angerufen; er hat das Gewehr nicht weggeworfen? Ihr wißt's am beſten, dann darf der Jäger drauf brennen. Er braucht nicht einmal zu rufen; wenn er nur richtig trifft, ſo hat er auch recht. Und wer nun vollends wie Euer Andres zwei Stock tief vom Felſen ins Waſſer gefallen iſt, dem ſteht die Zunge ſtill ohne Pulver und Blei. Ihr kennt ja das Recht, wie es heutzutage iſt! Und Euch werden ſie obendrein noch einſtecken wegen Widerſetzlichkeit. Ihr dauert mich. Ich möchte nicht Ihr ſein. Was?

Förſter. Das Wetter iſt ſchon über dem Lautenberg, hört Ihr? Wenn Ihr lang' macht, erwiſcht Euch der Regen.

Weiler. Es blitzte ſchon vorhin. Wie ich die Lärchenhöhe herkam, macht' es die ganze Gegend hell. Da ſah' ich, der Robert geht noch immer hin und her bei den Weiden unten.

Förſter (geht nach der Thür, damit Weiler gehn ſoll, er wartet auf deſſen Gehn).

Weiler. Wollt Ihr nochmal zum Advokaten gehn? Ja, wenn Ihr ein Staatsdiener wär't. Aber was wollt Ihr ſonſt?

Förſter. Nichts.

Weiler. Wer's glaubt —

Förſter. Narr, der Ihr ſeid; zu Bette gehen.

Weiler. Iſt noch gar nicht ſo weit.

Förſter. Die Thür zumachen und die Laden.

Weiler (da er nicht anders kann; zögernd). Nun ſo ſchlaft wohl, Ulrich — wenn Ihr könnt.

(Ab; der Förſter hinter ihm.)

7. Auftritt.

Die Förſterin. Später der Förſter und Wilhelm.

Förſterin (aus Mariens Kammer). Nun kann ſie ſein, wo die Weiden anfangen. (Am Fenſter.) Er macht die Laden herum. Ich muß der Marie ihren zum Schein ſchließen, damit ſie hereinſteigen kann, wenn ſie zurückkommt. Der Andres noch immer nicht da! Wird mir doch auf einmal, als hätt' ich die Marie nicht fortlaſſen ſollen.

Förſter (mit Wilhelm eintretend. Die Förſterin geht wieder in die Kammer).

Wilhelm (im Eintreten). Vater, Kramers Lore kam ans Staket, der Stein wäre außer ſich; man hätte Schüſſe im Walde gehört — der Robert fehlte und der Stein hätte den Möller in die Stadt ge-

ſchickt; der ſollte Soldaten holen. Die ganze Mörderbande im Jägerhaus ſollten ſie gefangen nehmen, hat er geſagt. Der Möller wär' eben im Karriere vor Kramers vorbeigeſprengt. Vor Eins könnten ſie da ſein.

Förſter (indem die Förſterin aus Mariens Thür tritt). Was haſt du noch draußen? (Sieht ſich um.)

Wilhelm. Im Garten, Vater. Mutter, in der Laube war nichts.

Förſterin (bleibt an der Thüre). So muß es doch hereingekommen ſein. (Zum Förſter.) Suchſt du was?

Förſter. Ich? Nein. Ja, die Büchſe mit dem gelben Riemen. Wo die herumſtehen muß? Vielleicht in der Marie ihrer —

Förſterin (unwillkürlich die Thür deckend, raſch). In der Marie ihrer Kammer iſt keine Flinte.

Wilhelm. Die hatte doch der Andres mit, wie er mich begleiten ging.

Förſter. Gut. (Zeigt das Tuch.) Hab' ich da ein fremdes Tuch in der Taſche; iſt's dein, Wilhelm?

Förſterin. Das rot und gelbe Tuch? Das gehört dem Andres.

Förſter. Er hat's geſtern liegen laſſen, und ich hab's in Gedanken eingeſteckt.

Förſterin. Geſtern? Heut' erſt, eh' Ihr gingt, hab' ich's ihm gegeben.

Förſter. Haſt du's ihm — gut

Förſterin (kommt näher). Ja! Ja! das iſt Andres' Tuch. (Sie betrachtet's.) Hier iſt's gezeichnet.

Förſter (will's ihr nehmen). Gieb her.

Förſterin. Es iſt naß. — Und was iſt das für Blut da an dem Tuch?

Förſter. Blut? (Bezwingt ſich.) Von meiner Hand. Ich hab' mich da am Flintenſchloß geriſſen. Geh' nur!

Förſterin (beſchäftigt ſich auf der andern Seite der Bühne).

Förſter. Wilhelm, komm her. Lies einmal da, da in der Bibel, von da an, wo das Zeichen liegt.

Wilhelm. Mitten im Kapitel?

Förſter. Vom Zeichen da. Vorwärts! (Holt ſeinen Hut.)

Wilhelm (lieſt). „Welcher des Herrn Namen läſtert, der ſoll —"

Förſter. Das iſt's nicht. (Hängt die Flinte um.)

Wilhelm. „Wer irgend einen Menſchen erſchlägt" — iſt's das?

Förſter (ergriffen, tritt einen Schritt näher). Nein — aber lies nur. (Er ſteht bei Wilhelm; während des Folgenden nimmt er unwillkürlich den Hut ab und faltet die Hände darüber.)

Wilhelm. „Wer irgend einen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben. Wer aber ein Vieh erſchlägt, der ſoll's bezahlen Leib

um Leib. Und wer ſeinen Nächſten verletzet, dem ſoll man thun, wie er gethan hat. Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einem Menſchen gethan hat, ſo ſoll man ihm wieder thun. Alſo daß wer ein Vieh erſchlägt, der ſoll's bezahlen. Wer aber einen Menſchen erſchlägt, der ſoll ſterben."

Förſter. Der ſoll ſterben.

Wilhelm. „Es ſoll ein Recht ſein unter euch, den Fremden und den Einheimiſchen, denn ich bin der Herr, euer Gott."

Förſter. Amen. (Setzt den Hut auf, will gehn; wendet ſich.) Wann könnten die da ſein, Wilhelm?

Wilhelm. Die Soldaten?

Förſter. Vor —

Wilhelm. Vor Eins.

Förſter. Noch Zeit genug.

Wilhelm. Wozu, Vater?

Förſter. Zum — Ausſchlafen.

Wilhelm. Vater, wie ſiehſt du mich nur an?

Förſter. Zu Bett', Wilhelm! (Da die Förſterin eintritt.) Gieb der Mutter die Hand.

Förſterin (überraſcht). Willſt du noch fort, Chriſtian?

Förſter. Ja.

Förſterin. Hat der Weiler vielleicht den Hirſch wieder geſpürt?

Förſter. Ja. Kann ſein.

Förſterin. Wie du ausſiehſt! Man könnte ſich fürchten vor dir, wenn man nicht wüßte, wie's wird, wenn du Wein getrunken haſt.

Förſter. Drum will ich ins Freie.

Förſterin. Dann ſiehſt du alles anders, wie's iſt. Du kannſt in die Schlucht ſtürzen.

Förſter. Dann ſchneid'ſt du das Blatt dort aus der Bibel und legſt mir's mit in den Sarg.

Förſterin. Was das für Reden ſind!

Förſter. Zu Bett, Wilhelm. (Wilhelm ab.) Bete — oder bete nicht —

Förſterin. Was iſt mit dir, Chriſtian? Warum wird mir ſo angſt? Bleib', um Gottes willen bleib'! Dein Geſchäft wird ja noch Zeit haben!

Förſter. Nein; es muß heute noch gethan ſein. (Er geht.)

Förſterin (will ihm nach). Ulrich —

Förſter (in der Thür ſich wendend, leiſe vor ſich hin). Aug' um Auge — Zahn um Zahn. (Ab.)

Förſterin (vor dem Schein des Wetterleuchtens zurückweichend, der durch die geöffnete Thür dringt). Gott ſei uns gnädig! (In der Thür.) Ulrich! (Draußen verklingend.) Ulrich!

Vorhang fällt. Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Jägerhaus.

Nacht. Kurze Zeit das Theater leer, dann

1. Auftritt.

Die Förſterin allein, kommt mit einer Lampe herein, leuchtet in Mariens Kammer hinaus, ſtellt die Lampe auf den Tiſch, geht an das Fenſter, öffnet den Laden, durch welchen der Schein des Wetterleuchtens hereindringt, ſieht hinaus; dann ſchließt ſie beides wieder, nimmt die Lampe wieder und leuchtet abermals in die Kammer. Dazwiſchen horcht ſie manchmal auf und zeigt große Angſt.

Noch immer nicht! Wenn er ihr begegnet wär'! Wenn er ſie beiſammen getroffen hätte! Nun müßte ſie da ſein. Daß ich ſie auch fortgelaſſen hab'! Und der Andres kommt auch nicht. Und die ſchwüle Wetternacht dazu!

(Sie horcht auf.)

Das war ſie doch? Endlich! Gott ſei gelobt!

(Leuchtet in die Kammer.)

Nein; ſie iſt's nicht. Der Wind ſtieß den angelehnten Laden auf.

2. Auftritt.

Wilhelm in Hemdärmeln. Förſterin.

Wilhelm. Sind die Soldaten da, Mutter? (An Mariens Kammerthür.) Mutter, wo iſt der Vater?

Förſterin (erſchrickt und ſchließt die Thür ſchnell).

Wilhelm. Und die Marie? Sie iſt nicht in ihrer Kammer?

Förſterin. Was du dir einbild'ſt.

Wilhelm. Ihr Bett iſt noch wie friſch gemacht.

Förſterin (horcht erſchrocken). Iſt das der Vater? Wilhelm, ſag' nichts davon vor dem Vater!

Wilhelm. Ich bin's auch, der den Angeber macht. Aber du mußt mir ſagen, wo die Marie iſt.

Förſterin. Nach dem heimlichen Grund. Um den Robert zu bitten —

Wilhelm. Mutter, wir betteln bei niemand. Ich hole ſie.

Förſterin. Bei dem Wetter?

Wilhelm (zieht ſeine Jacke an). Das wär' mir auch mein Jägerjunge, der ſich aus ſo'nem bißchen Blitzen was machte. Sag' mir nur, welchen Weg die Marie gegangen iſt. Den untern am Waſſer? Gut. Sie iſt nicht wie die andern, aber ſie iſt doch nur ein Mädchen. Und das fürchtet ſich. (Ab.)

3. Auftritt.

Försterin (allein; ihm nach).

Wilhelm! Wilhelm! (Kommt wieder.) Er ist schon fort. Und das Wetter wird immer schlimmer. Unten ein Nebel und oben das Gewitter immer näher. Und vom Brandsberg her kommt noch eins dazu. Und der Ulrich draußen und keins von den Kindern zu Haus. Und so ganz allein in dem einsamen Jägerhaus mitten im Wald und so tief in der Nacht —

(Man hört eine Thür zuschlagen; sie schrickt auf.)

Barmherziger Gott! Er ist's. Wenn er in die Kammer säh' und säh' die Marie nicht! Oder —

4. Auftritt.

Der Förster (hastig herein; bleich und verstört). Die Försterin.

Försterin (ihm entgegen). Bist du's schon — (sich korrigierend) endlich?

Förster (sich scheu umschauend). Hat jemand nach mir gefragt?

Försterin. Nein. Sind sie hinter dir?

Förster. Wer?

Försterin. Der Buchjäger —

Förster. Warum?

Försterin. Weil du kommst wie gehetzt.

Förster. Die Soldaten meint' ich. — — Daß ich überall die Marie seh'. Im heimlichen Grund —

Försterin (erschrickt). Im heimlichen Grund — (für sich.) Großer Gott!

Förster. Und auf dem ganzen Rückweg hört' ich sie hinter mir gehn.

Försterin. Auf dem Rückweg —

Förster. Wenn ich ging, hört' ich sie hinter mir; wenn ich stand, stand sie auch, aber ich sah nicht um.

Försterin (erleichtert). Du sahst nicht um?

Förster. Ich wußte ja, es war nichts. — Mir ist, als müßte sie jetzt noch hinter mir stehn.

Försterin (will ablenken). Hast du was geschossen? Liegt's draußen?

Förster (unwillkürlich schaudernd). Draußen?

Försterin. Vor der Thür. Wie siehst du mich an? — Was ist das an dir?

Förster (wendet sich unwillkürlich ab). Was ist's?

Försterin. Ein Fleck —

Förster. Was du siehst —

Förſterin. Warum willſt du's nicht zeigen.

Förſter. Es iſt nichts. (Er wendet ſich zum Tiſche rechts, legt die Flinte ab.) Die Suppe warm? Die Zunge klebt mir an.

Förſterin (nimmt einen Teller und Löffel aus dem Schrank, geht damit zum Ofen, wo ſie die Suppe eingießt). Wenn er in die Kammer ſäh'! Was ich frage, das frag' ich nur in der Angſt, daß er die Marie darüber vergeſſen ſoll. (Sie ſetzt die Suppe vor den Förſter auf den Tiſch zur Rechten; horcht.) Regt ſich's nicht in der Kammer? (An des Förſters Stuhl, um ihn zu beſchäftigen.) Ulrich, meinſt du nicht, daß der Robert noch alles wieder gut machen könnte?

Förſter (macht eine Bewegung).

Förſterin. Was fährſt du ſo auf?

Förſter. Weck' mir die Marie nicht. — War nicht jemand am Fenſter?

Förſterin. Das iſt der alte Roſendorn draußen, der immer ſo ängſtlich nickt und ans Fenſter pocht, als hätt' er Unglück zu verhüten und niemand hörte auf ihn. (Pauſe; für ſich.) Es iſt ſo ſtill. Ich muß nur reden, ſonſt hört er meinen Atem und merkt mir die Angſt an. Und daß er die Marie nicht hört, wenn ſie ins Fenſter ſteigt. (Öfter dazwiſchen lauſchend.) Den ganzen Abend liegt mir's im Sinn. Geſtern noch ſagte mir der Robert —

Förſter. Immer der —

Förſterin (hat ſich zu ihm geſetzt). Wir gingen an den Weiden hin; dort wo das Tannendickicht iſt, unter dem Felſen, im heimlichen Grund —

Förſter (heftig). Laß den weg —

Förſterin. Fährſt du auf! Es war in der Abendſonne; und wie ich mich umſeh', da kommt's hervor unter den Tannen — ſo rot. Ich — erſchrocken — um Gotteswillen, ſag' ich, das iſt doch Blut!

Förſter (wirft den Löffel hin und ſteht auf).

Förſterin. Da ſpiegelte ſich das Abendrot in dem Waſſer. — Aber was haſt du nur?

Förſter. Immer mit deinem Grund. Was kümmert dich der Grund?

Förſterin. Iſt dir was begegnet dort? Es ſoll nicht richtig ſein dort. Robert hat mir's geſtern erzählt. Es ſoll ein böſer Fleck ſein dort. Da hat einer einen andern umgebr—

Förſter (faßt nach der Flinte). Was weißt du?

Förſterin (voll Angſt zurückweichend). Ulrich! —

Förſter. Wirſt du ſchweigen?

Förſterin (bleibt vor ihm ſtehen; ſchaudernd und ahnend). Ulrich! Was haſt du gethan?

Förster (hat ſich gefaßt). Dummes Zeug da. Iſt das eine Nacht für ſolche Geſchichten? (Verſinkt.)

Försterin. Schieß' zu. Eine Stunde früher, eine Stunde ſpäter; du haſt mich doch auf deinem Gewiſſen. (Sinkt in einen Stuhl links.)

Förster (Pauſe; dann, während er langſame Schritte macht, mit denen er ihr zögernd allmählich näher kommt). Ich muß dir was ſagen, Sophie. — Wenn du's nicht ſchon weißt. — Es läßt mir keine Ruh'. — Ich bin im Recht. Aber — und dann weiß ich nicht, iſt's wahr oder iſt's ein ſchwerer Traum? — So einer, wo man nicht thun kann, was man will — und ſich abmattet — weil man immer thun muß, was man nicht will. — Komm her. Hörſt du? Leg' die drei Finger auf die Bibel.

Försterin. Großer Gott! was wird das ſein!

Förster. Es wär' gräßlich, wenn ich ſie umbringen müßte, und am Ende wär' alles doch nur — und dann hätt' ich's vergeblich — Sophie — (Ganz nahe; leiſe.) Es ſoll ein Toter liegen im heimlichen Grund.

Försterin. Du biſt im Rauſche oder im Wahnſinn.

Förster. In meinem Recht bin ich. Sieh' mich an, Weib. Glaubſt du an einen Gott im Himmel? Gut. Gut. So leg' die drei Finger auf die Bibel, da hierher. Da ſteht mein Recht. Nun ſprich mir nach: „So gewiß ich ſelig werden will —"

Försterin (matt). So gewiß ich ſelig werden will —

Förster. „So gewiß ſoll's ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre."

Försterin. So gewiß ſoll's ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre. (Sie muß ſich ſetzen.)

Förster. Und nun merk' auf. — Es iſt kurz — kein Aber und kein Wenn dabei — es iſt klar wie das Recht — und Recht muß Recht bleiben — ſonſt brauchen wir keinen Gott im Himmel! (Nachdem er ſchon einigemal angeſetzt, gedrückt und leiſe, indem er ſie vorführt.) Erſchrick' nicht. — Der Robert hat unſern Andres erſchoſſen und ich — ich hab' ihn gerichtet.

Försterin. Ach Gott! (Sie kann ſich kaum mehr halten; ſie will nach dem Stuhl; er hält ſie feſt.)

Förster. Ich hab' ihn gerichtet. Wie's dort ſteht, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich hab' ihn gerichtet, weil die Gerichte nicht recht richten. Sie haben zweierlei Recht, und hier ſteht's: Ihr ſollt einerlei Recht haben. Ich hab' ihn nicht gemordet; ich hab' ihn gerichtet. (Er macht Schritte, verſinkt dann wieder an der Stelle, wo er die Försterin noch glaubt, die nach dem Stuhle ſchleicht.) Aber ich weiß nicht, ob's auch geſchehen iſt — das, was geſchehen iſt. Im Kopf iſt mir's

ſo wild und wüſt — (beſinnt ſich mühſam) aber es iſt doch wohl geſchehen — was geſchehen iſt — und wie's geſchehen ſollte — was geſchehen iſt — da kommt mir die Marie in die Augen, als ſtellte ſie ſich vor ihn und winkte mir zurück und ſchrie: es iſt ja der — nun der, den du weißt. Es war dummes Zeug; es war nur in meinen Augen. Auf den Wein geht mir's allemal ſo, daß ich Dinge ſeh', die nicht da ſind. Und wenn ſie's geweſen wär' — der Schuß war ſchon nicht mehr in meiner Hand.

Förſterin. Allmächtiger Gott! (Sie ſchleppt ſich mühſam in Mariens Kammer.)

Förſter (wird's nicht gewahr und fährt vor ſich hinſtarrend fort, als ſtände ſie noch neben ihm). Sie war's nicht. Wie ſollte die Marie dort hinkommen? Es iſt eben der Wein, daß ich ſie heut überall ſeh'. Aber ich war doch erſchrocken, bis ich ſah, es war nur der Rauch geweſen vom Schuß. Es ging alles im Kreis vor meinen Augen. Aber wie der Rauch weg war — das war ein Augenblick — da ſah ich den — noch immer daſtehn wie vorhin, aber nur einen Augenblick — da brach er zuſammen, da war's geſchehen, was geſchehen iſt. Da faltet' ich die Hände über meinem Stutz und ſagte: dir iſt dein Recht geſchehn. Und betete: Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig. Da flog ein Schwarm Eulen auf und krächzte. Das war, als ſagten ſie Amen; da ſtand ich wieder ſtraff auf meinen Füßen. Denn das Recht will Gott und Erd' und Himmel und alle Kreatur.

(Er verſinkt ins Brüten.)

5. Auftritt.

Förſter verſunken, allein; dann Stein, der Paſtor, erſt noch in der Scene.

Stein (noch draußen). Ulrich!

Förſter (erwachend, mechaniſch). Stein!

Stein (wie oben). Hörſt du?

Förſter (auf einmal im Zuſammenhang). Es iſt doch geſchehn. (Er faßt nach der Flinte, bezwingt ſich aber.) Nein; nicht den Gedanken mehr als mein Recht!

Stein (eintretend, der Paſtor hinter ihm). Wo iſt dein Andres, Ulrich?

Förſter. Was willſt du von meinem Andres?

Stein. Meinen Robert von ihm fordern.

Förſter. Deinen Robert? Von meinem Andres? — Hier ſieh' her. (Zeigt das Tuch.)

Paſtor. Um Gottes willen! — an dem Tuche klebt Blut!

Stein. Was iſt das?

Förſter. Das iſt meines Andres Blut, und dein Robert hat's vergoſſen. Und du haſt deinen Möller nach Soldaten geſchickt. Und

du haſt mich zum Schurken gemacht vor der Welt. Mit euern zwei Rechten! Daß ihr's biegen könnt', wie ihr wollt. Aber hier (auf ſeine Bruſt ſchlagend) giebt's noch ein Recht; das könnt ihr nicht biegen und eure Advokaten nicht.

6. Auftritt.

Andres (erſt noch draußen). Die Vorigen.

Andres (draußen, leiſe). Vater —

Paſtor. Wer ruft?

Stein. Iſt das nicht Andres' Stimme?

Förſter (fortfahrend). Hier ſteht es: Einerlei Recht ſoll ſein. Und das Recht hat euch gerichtet. Wer einen Menſchen erſchlägt, der —

Andres. Vater!

Förſter (zitternd nach der Thür ſtarrend, tonlos, mechaniſch). Der — der — ſoll — ſterben —

Andres (tritt ein).

Stein (Andres entgegen). Gott ſei Dank! Andres, du lebſt!

Förſter (rafft ſich zuſammen). Es iſt nicht wahr. Er iſt tot. Er muß tot ſein.

Andres. Vater!

Förſter (die Hand abwehrend gegen ihn ausgeſtreckt). Wer biſt du?

Andres (immer ängſtlicher). Kennſt du deinen Andres nicht mehr?

Förſter. Mein Andres iſt tot. Liegſt du erſchlagen im heimlichen Grund — dann ſollſt du mein Andres ſein, dann iſt alles gut, dann wollen wir jubeln, dann wollen wir ſingen: Herr Gott, dich loben wir!

Paſtor. Er iſt wahnſinnig.

Stein. Andres, mein Robert —

Andres. Sie haben mein Tuch, das der Lindenſchmied mir geſtohlen hat, eh' er den Buchjäger erſchoß.

Stein. Der Lindenſchmied hat den Buchjäger erſchoſſen? Und mein Robert —

Andres. Robert verfolgte ihn. Er zwang Robert, auf ihn zu ſchießen.

Förſter. Der? Der hat deine Flinte? —

Andres. Mit meinem Tuch geſtohlen.

Förſter. Und der Robert hat ihn —?

Andres. Der Lindenſchmied war nicht tödlich getroffen; da ließ ich ihn in der Mühle verbinden und in die Gerichte ſchaffen —

Förſter (immer mehr zuſammenbrechend). Ich hab' unrecht! (Sinkt in einen Stuhl.)

Andres. Drum komm' ich jetzt erſt heim.

Förſter (ſteht auf, geht mit dem Gewehr zu Stein). Stein, thu mir mein Recht.

Stein. Was ſoll das?

Förſter. Aug' um Aug', Zahn um Zahn —

Stein (den Paſtor anſehend). Was iſt das wieder?

Förſter. Der Weiler hielt den Lindenſchmied mit der Flinte für meinen Andres. Dein Robert hat den Lindenſchmied getroffen und ich — hab' deinen Robert dafür erſchoſſen.

Paſtor. Allmächtiger Gott!

Andres (zugleich). Den Robert!

Förſter (faſt zugleich). Schieß' zu.

Stein (hat die Flinte an ſich geriſſen). Mörder du! (Der Paſtor fällt ihm in den Arm.)

Andres (ſchnelles Zuſammenſpiel). Den Robert, Vater? Der Robert lebt.

Zugleich.
Stein. Er lebt?
Paſtor. Er lebt?
Förſter. Er — lebt?
Andres. Er lebt, ſo gewiß ich lebe!

Förſter. Es war nur ein Traum? Ich wär' kein Mörder? Ich wär ein unbeſcholtener Mann?

Paſtor. Das ſind Sie, Ulrich. Verſcheuchen Sie den unglücklichen Wahn.

Stein. Mann, wozu hätt'ſt du mich verleitet! (Legt die Büchſe weg.)

Förſter. Du haſt ihn geſehn? Wann haſt du ihn geſehn, Andres? Jetzt, Andres? Jetzt erſt, Andres?

Andres. Nur jetzt, wie ich heimging, begegnet' ich zwei Männern aus der Mühle mit einer Tragbahre. Der Robert hatte ſie eben aus den Betten gerufen; ſie gingen nach dem heimlichen Grund; Robert war ihnen ſchon voraus.

Förſter. Nach dem heimlichen Grund?

Paſtor. Mit einer Bahre?

Stein. Was lauert da noch?

Förſter (iſt nach Mariens Kammerthür gelaufen; zieht jetzt die Hand vom Drücker wieder zurück). Gott ſei Dank! (Horchend.) Ich hör' ſie atmen. O ſie hat einen ruhigen Schlaf. Eine Welt von Sorgen, und ſie atmet ſie einem weg von der Bruſt. Hören Sie, Herr Paſtor, hören Sie?

Stein. Der Unglückliche! Sein Wahnſinn kehrt wieder.

Paſtor (nach einer ängſtlichen Pauſe, in der der Förſter an ſeinem Geſichte hing). Ich höre nichts. Das iſt Ihr eigner ſchwerer Atem, den Sie hören.

Förſter (beginnt wieder zuſammenzubrechen). Mein eigner ſchwerer

Atem, den ich höre — (Er rafft ſich zuſammen, öffnet.) Meine Augen lügen. Wo ſie nicht iſt, da ſeh' ich ſie, und wo ſie iſt, da ſeh' ich ſie nicht. Herr Paſtor, um Gottes willen ſagen Sie: dort liegt die Marie, (Er hat den Paſtor krampfhaft beim Arm gepackt.)

Paſtor. Ich ſehe ſie nicht. Das Bett da iſt unberührt, die Fenſter offen — die Frau Förſterin —

Förſter (ſtürzt in die Kammer). Weib! Weib! Unglückliches Weib!

7. Auftritt.

Förſterin (geſpenſtig; kann kaum gehn und ſprechen, vom Förſter mit Gewalt hereingeriſſen). Vorige.

Förſter. Wo haſt du mein Kind?

Andres. Mutter, was iſt dir? (Er unterſtützt ſie auf der einen, der Paſtor auf der andern Seite.)

Förſterin. Andres! Doch einer!

Förſter (ſchüttelt ſie). Mein Kind! Mein Kind! Wo haſt du mein Kind?

Förſterin (mit Abſcheu, aber ſchwach). Laß mich, du —

Förſter. Meine Marie!

Förſterin. Nach dem heimlichen Grunde — du —

Förſter. Rabe, du lügſt!

Förſterin. Zum Robert —

Förſter. Ja, ſie iſt mir begegnet — im Nebel — wie ich kam —

Förſterin. Das war der Wilhelm —

Förſter. Die Marie war's, Weib, die Marie!

Paſtor. Sie kann nicht mehr antworten. Sie iſt ohnmächtig.

Stein. Macht ſie von dem Raſenden los!

Förſter. Du willſt ſagen, ich hätte mein Kind —

Andres. Mutter! Mutter! (Er und der Paſtor, um ſie beſchäftigt, am Tiſche rechts.)

Stein (der unterdes den Förſter von ihr abzuhalten ſucht). Laß ſie los, Wahnſinniger!

Förſter. Wahnſinnig? Gott gebe, daß ich's bin! (Es pocht; entſetzt tritt er einen Schritt zurück und ſtreckt abwehrend die Hand gegen die Thür.) Dummes Zeug! Was wollt ihr denn? Ihr alle da? Das iſt ja die Marie. Sie ſteht draußen und traut ſich nicht herein, weil ſie in die Nacht hinausgelaufen iſt. Sie hat das Herz nicht; ich bin ſtreng — o ich bin ſtreng. Dummes Mädel! (Er reißt ſich ſelber auf.) Komme, was da will! (Er ſtürzt nach der Thür; eh' er ſie erreicht, pocht es nochmals; er tritt wieder entſetzt und ohnmächtig zurück.) Das hitzige Fieber graſſiert — weiter iſt's nichts. Das ſind die Vorboten; Zähneklappen und Fröſteln am Rückgrat herab. Holunderthee — 's iſt um eine Nacht Schweiß oder zwei. — Was hat das Pochen mit dem Fieber?

Warum macht niemand auf? Ruf' doch eins herein. Warum seid ihr alle so bleich und bringt die Zähne nicht von einander? Hat eins Märchen erzählt und ihr graut euch? Meine Marie war ein lebendig Märchen — sie ist — sie ist, will ich sagen. Daß die Marie tot wär', das thut sie mir nicht zu Leid. Sie weiß, daß ich nicht leben kann ohne meine Marie. Hört ihr sie kichern draußen? Nun wird sie hereinhüpfen und mir die Augen zuhalten, wie sie's macht, und ich darf ihr den Spaß nicht verderben. O es ist (er will lachen und schluchzt) — ein (wie außer sich) — Einmal muß es doch — Herein! (Er wollte nach der Thür, sinkt aber mit zugehaltenen Augen in einen Stuhl links.)

8. Auftritt.

Robert, Wilhelm, dann zwei Männer mit einer bedeckten Bahre, die sie hinstellen und gehn. Die Vorigen.

Stein. Robert! (Ihm entgegen.) Siehst du, Ulrich? Er lebt!

Robert (ihm in die Arme fallend, bleich und außer sich). Vater! Vater!

Stein. Was ist dir?

Robert. Daß der Mörder mich getroffen hätte! Vater Ulrich, sei ein Mann!

Förster (zusammengerafft mit letzter Anstrengung). Nur zu. Ich will sehn, ob ich einer bin

Robert (nimmt die Decke weg).

Stein. Großer Gott!

Försterin (die, von Andres und dem Pastor unterstützt, an der Bahre in die Knie gesunken ist). Marie!

Andres. Ach Gott! sie ist's, die Marie.

Stein (Zusammenspiel aller). Wie ist's geschehn? Erkläre, Robert!

Pastor. Mir ist's entsetzlich klar.

Robert (mühsam seine Fassung erhaltend). Sie betete: „Gott laß mich nur meines Vaters sein." Ich will ihr sagen: Marie, du läßt mich? Da springt sie auf mich zu, als wenn sie mich decken wollte mit dem eignen Leib, winkt und ruft nach dem Walde zu. Ich sehe niemand; ich verstehe sie nicht; ich will fragen: was ist dir, Marie? da fällt ein Schuß, sie bricht mir in den Armen zusammen, ich stürze über sie, eine Kugel hat ihr Herz getroffen.

Försterin. Das war ihr Traum.

Stein (hält Robert in seinen Armen, fast zugleich). Sie starb für dich.

Förster. Sie sah mich auf ihn zielen und lief absichtlich in meinen Schuß. Ich wollte richten und — hab' mich selbst gerichtet. Verbrechen und Strafe mit eins. Ich betete: Gott sei seiner armen Seele gnädig; ich betete für mich; und die Eulen haben Amen gekrächzt und meinten mich!

Robert (tritt entsetzt zurück). Allmächtiger — er hat's selbst —!

Stein. Du haſt's nicht mit Bewußtſein gethan. Ein ſchrecklicher Wahnſinn trieb dich wider deinen Willen.

Paſtor. Nicht ſo ſtarr, Mann. Gott legt nicht den äußern Maßſtab an die That. Unſchuld und Verbrechen ſtehn an den Enden des Menſchlichen; aber den Unſchuldigen und den Verbrecher trennt oft nur ein ſchnellerer Puls.

Förſter. Gebt mir Worte des Lebens für Euer Hirngeſpinſt, kein Wenn und kein Aber. Sagt mir was, daß ich's glauben muß, Euré Reden zwingen nicht. Was tröſtet Ihr meinen Kopf? Tröſtet mein Herz, wenn Ihr könnt. Könnt Ihr mein Kind lebendig machen mit Euerm Troſt, daß mir's in die Arme fliegt? Dann tröſtet zu. Jedes Wort, das mein Kind nicht lebendig macht, ſchlägt's noch einmal tot.

Stein. Fliehʼ nach Amerika; ich will dir Päſſe beſorgen; allʼ mein Geld iſt dein. Dein Weib und deine Kinder ſind die meinen!

Förſter. Hörſt du, Andres, was der Mann da ſagt? Er will euch Geld geben. Dafür kauft euch eine Leierorgel. Damit zieht auf den Märkten umher und ſingt von dem alten Mordkerl, der ſein Kind erſchoß. Um nichts, um gar nichts, auf der Welt um nichts. Ihr braucht kein Bild. Nehmt die alte Frau da mit; ſo malt euch kein Maler die Geſchichte, wie ſie auf ihrem Geſicht geſchrieben ſteht. Streicht mir das Kind heraus. Beſchreibt ſie ſchöner als ſie war — wenn ihr das könnt, wie ihr euch den ſchönſten Engel denkt, und dann ſagt: Sie war doch noch tauſendmal ſchöner. Und den alten Mordkerl ſtellt mir hin, daß über das Kind ein Waſſerfall kommt von Thränen und auf den Alten jeder Gaſſenjunge die Fäuſte ballt. Das wär' ein Herz, wie's der alte Mordkerl hatte, der's erſchoß, das die Geſchichte hörte und euch nicht mit klappernden Zähnen den letzten Pfennig gäb', und hätt's zehn verhungernde Kinder zu Haus, und nicht zu Gott betete für das Kind und dem alten Mordkerl fluchte, der's erſchoß. Sagt nicht: der Mann war redlich ſein Leben lang und hat ſich gehütet vor dem Böſen und hat einen Gott geglaubt und hat kein Stäubchen gelitten an ſeiner Ehre, ſonſt glauben ſie's euch nicht. Sagt, er ſah aus wie ein Wolf, ſagt nicht, ſein Bart war weiß, wie er's that, ſonſt giebt euch niemand was. Das glaubt euch niemand, daß einer ſo alt ſein kann und doch ſo ein Böſewicht. Und unten hin macht noch ein Bild, wo der alte Mordkerl ſich erſchießt und als Geſpenſt umgeht bei Nacht. Und wo er's that, da ſitzt er wimmernd die Mitternächte hindurch mit ſeinen glühenden Augen und ſeinem weißen Bart; und da kühlt kein Lüftchen und da fällt kein Tau und kein Regen; da wachſen giftige Blumen, das iſt verflucht, wie er ſelbſt. Und das Tier, das ſich hin verirrt, brüllt vor Angſt, und den Menſchen rüttelt's wie ein

Fieber. Und einem Engel geht ein Streifen aus dem Mund: da sitzt er, den Gott gezeichnet hat. Abel war ein Mann und Kain nur sein Bruder, aber das war ein Kind, und der's erschlug, war sein Vater. Für den Kain noch eine Seligkeit, aber für den alten Kindesmörder keine — keine — keine! — O einen Trost! Einen Trost! Einen Strohhalm nur von einem Trost. Ich wollt' meine Seligkeit drum geben, wenn ich eine zu erwarten hätte. Gott will ich fragen, ob's noch einen Trost giebt für mich. (Er nimmt die Bibel und liest, erst an allen Gliedern zitternd, mit stoßendem Atem.) „Wer irgend einen Menschen" —

Pastor. Nicht weiter, Ulrich. Lassen Sie mich Ihnen Worte des Lebens zeigen, Worte der Menschlichkeit. „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere und lebe" —

Förster (der die Bibel festhält und sich losmacht, fast zugleich). Laßt mich, ihr Unmenschen mit eurer Menschlichkeit. (Er liest weiter, mit jedem Wort wird sein Wesen ruhiger und gewisser, der Ton seiner Stimme kräftiger.) „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben." (Legt die Bibel hin.)

Stein. In diesen Worten findet er Beruhigung?

Pastor. Gönnt jedem den Trost, der ihn tröstet.

Förster (nimmt die Bibel wieder auf; der Ausdruck seines Wesens steigt bis zur Freudigkeit). Das ist Gewißheit, das ist Verheißung, das zwingt; kein Aber und kein Wenn. Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben; das heißt: dann ist's gebüßt, dann ist's ausgelöscht, und er ist wieder rein.

(Er setzt seinen Hut auf und knöpft sich ein.)

Ich geh' in die Gerichte. (Will gehn.)

Stein. Und du meinst, sie werden dich töten?

Förster (bleibt stehn und wendet sich).

Pastor. Man hat Schuldigere begnadigt als Sie.

Förster. Zum Zuchthaus — was? wie den Leutner? der — Ja, sie richten nicht recht, nicht, wie's dasteht, in ihren Gerichten, weiß ich's doch — aber — gut — gut — (Nimmt die Flinte.)

Stein. Was willst du!

Förster. Nichts. Die Flinte da muß ich mithaben, womit's geschehen ist. O sie nehmen's genau damit. — Lebt wohl, Andres, Wilhelm — Haltet die Mutter gut.

(Giebt allen die Hände.)

Stein — Herr Pastor — Robert — Sophie — Sie ist ohnmächtig; Gott wird sie mir bald nachschicken. — Begrabt mir mein Kind. Laßt die Glocken läuten; ihren Brautkranz legt auf ihren Sarg — o ich bin ein altes Weib — Wenn wir uns wiedersehn, bin ich kein Mörder mehr. (Grüßt noch einmal mit der Hand.)

Stein. Du willſt —

Förſter (wendet ſich an der Thür). Mein Recht — und dann (zeigt in die Höh') zu meinem Kind. (Ab.)

(Kurze Pauſe, in welcher die Übrigen mit Verwunderung und Rührung ihm nachſehn.)

Stein (von Ahnung ergriffen.) Wenn der andere Lauf noch geladen iſt — ſchnell eilt ihm nach —

(Vor der Thür fällt ein Schuß.)

Fast zugleich.

Zu ſpät! — Ich ahnt' es.

Andres, Wilhelm (hinauseilend). Vater!

Robert (in der offenen Thür von Schreck und Schmerz feſtgehalten über das, was er ſieht). Er hat ſein Recht!

Stein (auch in der Thür). Zum zweitenmal ſein Richter.

Paſtor (hinzutretend). Ihm geſchehe, wie er geglaubt.

Vorhang fällt. Ende des fünften Aufzugs.

Die Makkabäer.

Trauerſpiel in fünf Akten.

Perſonen.

Antiochus Eupator, Antiochus Epiphanes' Sohn, König von Syrien.
Gorgias, Nikanor, } ſyriſche Feldherrn.
Mattathias, ein jüdiſcher Prieſter zu Modin.
Lea, ſein Weib.
Simon, Judah, Jonathan, Eleazar, Johannes, Joarim, Benjamin, } beider Söhne.
Naemi, Judahs Weib, Boas' Tochter.
Jojakim, Sohn eines jüngeren Bruders Mattathias'.
Simei, ein jüdiſcher Prieſter zu Modin.
Amri, ſein Sohn.
Boas, Simeis Bruder, Judahs Schwiegervater.
Aaron, Sohn eines andern Bruders Simeis.
Iſſaſchar, ein Älteſter von Modin.
Uſiel, ein jüdiſcher Hauptmann.
Nathan, ein jüdiſcher Krieger.
Joſuah, Eliah, Miſael, Ruben, } Bürger von Modin.
Amilius Barbus, römiſcher Geſandter an Judah.
Ein jeruſalemitiſches Weib.
Ein Greis, ihr Vater.
Ein ſyriſcher Hauptmann.

Syriſche, jüdiſche Hauptleute und Krieger. Gefolge des Barbus. Volk von Modin und Jeruſalem. Mägde Leas. Bekränzte Kinder, Frauen und Greiſe. Jungfrauen mit Flöten und Zymbeln.

Die Scene vor den Thoren von Modin, einmal im dritten Akt ein Hügel bei Ammaus, im vierten bei Rahels Grab und in Jeruſalem, im fünften im Lager des Antiochus vor Jeruſalem.

Die Zeit zwiſchen den Jahre 167 und 161 vor der chriſtlichen Zeitrechnung.

Erſter Akt.

Vor den Thoren der Bergſtadt Modin im Gebirge Judah.

Rechts vom Schauſpieler die Häuſer der Familie Simei, links die des Hauſes Mattathias; rechts führt ein Felſenweg aus dem Thale herauf, das den Berg, auf dem Modin liegt, umgiebt; die daher Kommenden werden erſt mit den Häuptern, dann allmählich ganz ſichtbar; links vorn mündet eine Felſenſchlucht aus. Hinten ein Thor der Stadt Modin; über der Stadtmauer, die meiſt aus natürlichen Felſen beſteht, die Häuſer der Stadt, und über dieſen fern und ferner die zackigen Hörner des Gebirges Judah; der Horizont hoch angenommen. Palmen und Terebinthen den Thalweg herauf und ſonſt verſtreut. Links vorn ein ſteinerner Tiſch und Raſenbänke.

Lea, den Thalweg herunterſehend. Joarim, kränzewindend auf einer Raſenbank. Benjamin, zuhörend vor ihm. Hinten kränzewindende Mägde.

Joarim (indem er lebhaft erzählend auf die Bank tritt und in das Thal hinunterzeigt).
Da — diesſeits in dem Thal der Terebinthen
Lag Saul, dort Goliath mit ſeinem Heer.
Dort aus dem Bach nahm David ſich den Kieſel —
Iſt's nicht ſo, Mutter?

Lea.
Bei der Eiche dort
Traf er auf Goliath.

Joarim.
Und ſchlug ihn nieder.
Und Saul und unſers Volkes Krieger jagten
Die Brüder Goliaths durchs ganze Thal
Bis an das Thor von Ekron und von Gaza.

Benjamin. Von Salomo erzähl' mir, Joarim.

Joarim. Da Saul geſtorben war, ward David König,
Und nach ihm Salomo, ſein Sohn. Da war
Israel groß — nicht, Mutter?

Benjamin.
Da war's groß?
(Er läuft zu Lea.)
Was heißt das, Mutter? Sag' mir: wer iſt groß?

Lea. Der, den man fürchtet, auch wenn er nicht droht.

Benjamin. Und ſo war Salomo?

Lea.
Er war's; es knieten
Fünf Heidenkönige um ſeinen Stuhl,
Froh, ihm zu dienen.

Joarim.
Schiffe ließ er bau'n —

Lea (im wachſenden Eifer vergißt ſie auszuſchauen und nähert ſich mit Benjamin dem Joarim. Beide Kinder ganz Ohr).
Und ſeine Segel trugen ſeinen Ruhm
Das Meer entlang, ſo weit als Menſchen wohnen.
Bis an Ägypten dehnte ſich ſein Reich,

Von Typhſa bis gen Gaſa zahlten ihm
Die Könige Tribut. Die Tochter Pharao
Erkannt' es für ein Glück, ſein Weib zu ſein,
Und bracht' ihm Gaſa zu in Kanaan.
Er ſaß auf elf'nem Stuhl, mit Gold bedeckt,
Und pur von Gold war all ſein Trinkgefäß.

Benjamin (ausbrechend). O, daß ich groß wär'!

Lea (lächelnd). Du?

Benjamin. Damit, wenn du
Von mir erzähltеſt, deine Augen glänzten,
Wie wenn du uns von Salomo erzählſt,
Und du nicht weinteſt mehr, daß Iſrael
Zerfiel und ſchwach ward und des Fremden Knecht,
Und nun der Syrer ſitzt auf Davids Stuhl.

Joarim. Ich weine nicht. Was würde Judah ſagen!
Ein Mann und weinen?! Pfui!

Lea. Biſt du ein Mann?

Joarim. Nein; werden will ich's, daß du nicht mehr traurig
Mußt ſagen: Iſrael hat keinen Mann!

Lea (ihn liebkoſend). Das willſt du? du?

Benjamin (von der andern Seite ſich beiſchmiegend).
Ich auch; doch du mußt froh ſein.

Lea. O, hielte ſtets der Mann dem Kinde Wort,
Wer dürft' es mehr als ich? Doch ſo iſt's nicht.

Joarim. Warum auch weinen? Kommt nicht einſt der Retter,
Der Iſrael befrei'n wird und erhöh'n?
Zum großen Volk uns wieder machen, hoch
Auf Zion herrſchend, wie's einſt David that?
Das hat der Herr verheißen, unſer Gott,
Da er noch zu den Menſchen redete.
Drum laß den Gram und ſei uns fröhlich, Mutter,
Will er aus Judahs Stamm ihn doch erwecken,
Aus Davids Haus, und biſt doch du auch, Mutter,
Aus Judahs Stamm und von des David Haus!

Eleazar (kommt den Thalweg herauf).

Benjamin. Sieh, hier kommt Eleazar.

Lea (Eleazar entgegen). Iſt die Schafſchur
Beendet ſchon? Kommt euer Vater?

Eleazar (er iſt haſtig und aufgeregt). Mutter,
Hilf mir von hier!

Lea. Was iſt dir? Biſt du nicht
Vom Vater mir geſandt? Was ſollteſt du? —

Daß er nicht zürne. Ihr da,
(ſie küßt die Kinder) zu den Mägden;
Helft Kränze winden zu des Vaters Feſt. (Sie gehorchen.)
Nun, Eleazar? (Sie führt ihn vor.)

Eleazar. Vor dem Hauſe will
Er eſſen und ſchon ſind ſie auf dem Weg'.

Lea. Wen bringt er mit zu Gaſte?

Eleazar. Judahs Schwäher,
Den Boas, deſſen Bruder Simei
Und Amri —

Lea. Freunde, Mattathias' würdig?
So weiſ' er im Geſetz, im Leben iſt
Er's nicht. Ein Kind durchſchaute dieſe Heuchler,
Doch ihn macht ſeine eig'ne Treue blind.
Iſt Judah bei der Schafſchur?

Eleazar. Wußt' ich nicht,
Nach Judah würd'ſt du fragen? Wär' ich Judah,
Nach Eleazar hätt'ſt du nicht gefragt.

Lea. Was iſt dir? Biſt du krank?

Eleazar. An Judah krank' ich.
Nur eben erſt da an dem Felſenſteig:
„Wer iſt der ſchlanke Knab' mit Feueraug'
Und ſtolzem Weſen?" „Von des Judah Brüdern
Iſt's einer." „Judah? Kennſt du den?" „Ich ſollte
Nicht kennen, der die einz'ge Hoffnung iſt
Des Volks?" „Ja, einen Mann laß uns erſchaffen,
So ſprach der Herr, und Judah ward. Er, der
Nun Lamm, nun Löwe iſt, und wieder Lamm,
So wie der Augenblick ihn heiſcht; ſo ſtolz
Im Denken, ſtark im Thun und ſchlicht von Wort.
Iſt er der Mann nicht, Iſrael zu retten,
So iſt es keiner!" So wetteifert Jung'
Mit Jung', ihn lobend; Eleazar iſt,
Der Gegenwärtige, vergeſſen, jeder
Lebt im Abweſenden. Und ſollt' er nicht?
Judah nur iſt etwas und Eleazar
Ein Namenloſer, einer, der nichts wäre,
Wär' er des Allgenannten Bruder nicht.
Laß mich von hier!

Lea. Wohin?

Eleazar. Gleichviel; nur wo
Ich nicht mehr Judahs Bruder heißen muß.

Lea. Wollt Ihr mich beide laſſen, böſe Knaben?

Eleazar. Mich wirſt du nicht vermiſſen, bleibt nur er.
Lea. Judah? Verließ er nicht die Mutter ſchon,
Wie er ſich an die Simeitin hing,
Die nied're Magd, des niedern Hauſes Tochter,
Vom jüngſten Sohn des jüngſten Narons?
Das unterm Heuchelſchleier Abfall birgt?
Der Herr will Mattathias' Haus erhöh'n
Und durch des Mattathias Haus ſein Volk;
Den König wählt er ſich, den Helden wählt er,
Der jenen krönen ſoll, aus dieſem Haus
Und —
Eleazar. Was ſprichſt du? Wer iſt es, den der Herr
Zum König ſich erwählt? Iſt's Judah?
Lea. Nein.
Ihn zog ich auf zu ſeines Volkes Helden,
Zum Retter aus des Fremden Drängerhand —
Eleazar. Ein König — ſagteſt du — aus unſerm Haus?
Lea. Der Gram verriet, was Hoffnung heimlich hegte.
Eleazar. Wer iſt er? wer der König, den du meinſt?
Lea. Du biſt er.
Eleazar. Ich? — Doch woher ſprichſt du das?
Lea. Frag' nicht; laß dir genug ſein, daß ich's ſprach.
Eleazar (ſinnend). Ja. — Du haſt mir, da ich ein Kind noch war,
Schon einmal ſo geſprochen. Um den Stolz
Gegen die Brüder hatte Mattathias
Mich ſtreng' beſtraft; ich ſaß und weinte; da
Trat'ſt du zu mir; nur einen Augenblick,
Damit der Vater es nicht merkte; ſtreicheltеſt
Die naſſe Wange mir — als ſprächſt du's jetzt,
Hör' ich dein Wort: Vergiß dein Weinen, Kind;
Die Zeit wird kommen, wo du ſtolz ſein darfſt.
Lea. Das merkteſt du?
Eleazar. Lehr' mich mich ſelbſt vergeſſen!
Eh' lernt' ich alle Weisheit dieſer Welt,
Eh' daß ich dieſes einz'ge Wort vergäße!
Lea. Soll ich's ihm ſagen? Quillt aus ſeinem Eifer
Doch Troſt, er wird nicht ſein, wie Judah iſt!
Weil Mattathias mir's verbot? Der Weisheit
Soll man gehorchen, nicht dem Mund. So höre —
Doch deinen Mund verſieg'le kluges Schweigen:
Vor zwanzig Jahren, da, als ich mit dir
Geſegnet, las ich einſt im Jeſaias,
Wie ich gewohnt war ſchon von Kindheit auf,

Da, wo er von des Retters Zukunft spricht,
Der wieder Davids Stuhl erhöhen soll;
Da faßte mich der ganze Schmerz des Falls
Des Hauses David, meines Väterhauses,
Und seiner Knechtschaft unter fremdem Arm,
Der ganze Schmerz um meiner Söhne Schmach,
Da zu gehorchen, wo sie herrschen sollten,
Um dich, die Knospe, die, noch nicht geöffnet,
Im Mutterschoße schon die Ketten trug.
Und Asche streut' ich auf mein Haupt und schloß
Mich einsam ins Gemach und fastete
Und hielt den Schlummer fern drei Nächte lang.
So lang' schrie ich zum Herrn um seine Hilfe:
Herr, mich laß weinend in die Grube fahren,
Doch meine Kinder laß den Retter sehn
Dein Volk erhöhen vor der Erde Völkern
Und ihren Stuhl erhöhen vor dem Volk,
Wie's Fürstenkindern ziemt. Ja — weiter ging ich —
Herr, schrie ich endlich, wecke deinen Retter
Aus meinem Samen! — Da, wie ich so schrie —

Eleazar. Wie du so schrie'st, da — was geschah da?

Lea. Da
Fiel Müdigkeit vom Herrn auf mein Gebein,
Und — das Gesicht des Herrn kam über mich.

Eleazar. Des Herrn Gesicht? — Doch wie —

Lea. Es brannten rings
Die Wände, wie um Mose einst der Busch,
Und oben — wich die Decke weit und weiter
Und dehnte sich und wie ein Saphir war's.
Und durch den unermeßlich weiten Raum
Ging erst ein Donner,
Dann eine Stimme, säuselnd wie die Luft,
Wenn sie bei Nacht in Palmenwipfeln säuselt,
Und rieselnd, wie ein Quell in Wüsten rieselt,
Und sprach, doch ich verstand nicht, was sie sprach,
Und doch wußt' ich, sie sprach: erheb' dein Auge.

Eleazar. Und du erhobst dein Aug' und sahst — was sahst
Du da?

Lea. Aarons Hut sah ich sich langsam
Herniederlassen. Über meinem Schoß
Hielt er im Schweben wie ein Adler, der
Mit ausgespannten Flügeln auf der Luft
Zu ruhen scheint — so lang', als sprachlos ich

Und wie gelähmt zurückgeſunken lag —
Und um
Den Hut lief wie ein Kranz die Krone David.
Eleazar. Die Krone David? Um Aarons Hut
Lief wie ein Kranz die Krone David? um
Den Hohenprieſterhut —
Lea. Die Königskrone.
Eleazar. Und ſchwebte über deinem Schoß und du,
Mit mir warſt du geſegnet, nicht mit Judah?
Lea. Mit dir.
Eleazar. Doch dann! doch dann!
Lea. War es verſchwunden
So plötzlich, wie ein Wolkenſchatten ſchwindet,
Und ich ſank auf die Knie' —
Eleazar. Das war's, was mit
Geſang zu Nacht im Thal der Terebinthen
Einſt vor mir herzog wie Prophetenruf!
Lea. Schon naht dein Vater uns —
Eleazar. Ja, alles eint
Sich, um zu rufen: ein Geſicht war's und
Kein Traum! Den nächſten Anſpruch hat zur Würde
Des Hohenprieſters nach dem Haus Onias',
Der jetzt den Hut auf ſeinem Haupte trägt,
Des Mattathias, meines Vaters Haus —
Doch — welche Welt von Hinderniſſen legt
Sich in Onias' Söhnen, ſeinen Enkeln
Dem raſchen Glauben in den Weg!
Lea. Du glaubſt
An Hinderniſſe? Hinderniſſe findet
Nur der, der an ſie glaubt.
Eleazar. Was heißt das?
Lea. Nichts.
Wenn du mich nicht verſtehſt, ſo ſprach ich nicht
Zu dir. Komm'.
Eleazar (kämpfend). Nur beſonnen laß uns bleiben!
Lea. O freilich! Faſten und durchwachte Nächte
Und Jeſaias' flammend Wort — iſt's denn
Ein Wunder dann, zu ſehn, was nirgend iſt
Und dem Beſonnenheit den Glauben weigert?
O ſo beſonnen ſein, das koſtet wenig
Beſinnen! Doch ſchon kommt dein Vater. Birg',
Was dich bewegt. Wir reden mehr davon.
Judah (kommt, einen toten Löwen über der Schulter).

Lea. Du, Judah?
Judah. Friede sei mit meiner Herrin!
Lea. Zu deines Vaters Fest kommst du allein?
Judah. Hier bring' ich einen Gast, der ungebeten
Oft einsprach; (er wirft ihn in die Öffnung der Felsschlucht)
's ist ein sonderbarer Kauz;
Dasmal mußt' ich ihn nöt'gen.
Lea. Wußt' er nur
In Demut seine Tücke zu verhüllen,
Dann —
Judah. Dann war er kein Löwe. Ganz gewiß.
Kommt dort nicht Mattathias?
Lea. Warum kommst du
Allein?
Judah. Du siehst, ich komme nicht vom Haus;
Und käm' ich auch vom Haus, ich sparte dir
Verhaßten Anblick, ihr Demütigung.
Lea. Doch deinem Haus erspart'st du diese nicht,
Wie —
Judah. Laß das abgethan sein, bitt' ich, Herrin.
Lea. Wie Judahs Liebe zu der Mutter ist,
Ja abgethan, wie Judas großes Streben,
Ja abgethan, wie all der Größe Saat,
Mit Thränen in die Seele dir geströmt,
Vor einer Demutslarve falschem Lächeln!
O Judah, harrst du so des Herren Ruf?
Der Stunde so, mein irrgelocktes Kind,
Die Mattathias' Haus erhöhen soll,
Daß du, du selbst, der es erhöh'n soll, es
Erniedrigst? Komm' zurück zum Herrn, zur Mutter,
Trenn' diesen Eh'bund, wirf die Heuchlerin
Zurück in ihres Loses Niedrigkeit!
Judah. Kein Los ist niedrig, das die Seele adelt,
Und wahrlich, Mutter, nicht hinab, hinauf
Sehn muß ein solch gewöhnlich Menschenaug'
An ihr, als deines Judah ist. So hoch
Erhebt sie ihrer Demut Niedrigkeit,
Als nicht des Stolzes kühnstes Wagen schwindelt,
So rein — doch wozu zwingst du mich? Ich lobe,
Was mein ist. Gut, daß mich kein Fremder hörte,
Sonst säh' er mich erröten.
Lea (wollte antworten; da sie die Kommenden hört, schweigt sie).

Simei, Mattathias, von Johannes geführt, Boas, Amri, Simeon, Jonathan kommen den Thalweg herauf. Judah begrüßt die Kommenden.

Simei (indem er ſichtbar wird). Was beklagſt du,
Was deine Schuld nicht iſt?

Judah (für ſich). Schon wieder jammernd!

Mattathias (wird ſichtbar). Die Schuld der Väter iſt der Kinder Schuld.

Boas (ebenſo). Allein Ergebung hilft ſie leichter tragen.

Amri. Hat dich dein Gott mit voller Hand geſegnet,
Daß über fremdes Leid du klagen ſollſt?

Mattathias. Iſt mir mein Bruder fremd? mein Volk ein Fremder?

Simei. Wahr iſt's, es könnte beſſer ſein, wie's iſt.

Judah (für ſich). Könnt's wirklich?

Simei. Doch zu unſrer Väter Zeit
War's noch weit ſchlimmer. Sind wir nicht im Lande
Von Jakobs Erbteil mind'ſtens? Haben wir
Nicht unſern Hohenprieſter noch?

Judah (wie vorhin). So lang er
Des Syriers Schatten iſt.

Simei. Und unſern Gott?

Judah (wie vorhin). So lang' der Syrier ihn wohnen läßt
Bei ſich zur Miete.

Simei. Sind wir ſozuſagen
Nicht noch ein Volk für uns? Antiochus,
Der Ältere iſt ein Tyrann, doch hält ihm
Der Herr die Hand gebunden wider uns.
Sein Sohn Antiochus, der Jüngere,
Der in Jeruſalem jetzt ſitzt, iſt uns
Gewogen.

Judah. Ja, er ſucht uns abzuſchmeicheln,
Was uns ſein Vater noch nicht abgetrotzt.
Herr, wenn aus andern Gründen auch, doch rat' ich
Wie Simei, laß' deinen Kummer fahren.
Weinteſt du mit dem Weinenden — nun das
Begriff' ich, doch du weinſt um den, der lacht,
Du weinſt im Haus, das eine Hochzeit feiert.
Du ſiehſt im Geiſte, Herr, ein ander Volk.
Dies Volk ſitzt nicht mehr unter Thränenweiden
Und Jeremias' Harfe, Herr, hat längſt
Schon keine Saiten mehr. Dies Volk iſt nicht mehr
Dem Volke Jeſaias' gleich; ſo abgegriffen
Iſt von den vielen Händen das Gepräg',
Durch die es ging. Du ſeufzeſt nach dem Retter,

Der altes wiederbringen soll? Die Zeit
Geht vorwärts; tot ist das Vergangene,
Und Volk und Kinder greifen nach dem Neuen.
Herr, ziehst hinauf du nach Jerusalem —
Daß dir's nicht geht wie mir! Ich stand verdutzt.
Rings griechische Gewänder! — ist's auch noch
Die alte Davidsstadt? — und alt und jung
Wie auf verdrehten Knie'n! — Wie gottgesandt
Kam mir da Joel, unser alter Gastfreund,
Entgegen. Joel! rief ich; vor dem Ruf
Erschrak der Mann und wich vor mir; ich nach,
Und erst in einem kleinen Gäßchen, nah'
Am Schafthor, blieb er ganz verlegen stehn.
„Ich bitte dich: nenn' mich nicht Joel mehr,
Denn Menelaus heiß' ich jetzt, so, wie
Onias' jüngster Bruder. Freund, man merkt,
Daß du vom Lande kommst; ich bitte dich:
Sprich griechisch oder laß' mich gehn. Nennst du
Verdrehtes Bein das angezog'ne Knie,
Mit dem die Griechen ihre Götter bilden,
Das so weit schöner ist, als unser jüdisch
Gemeines Steh'n auf straffem Bein? Ja, Freund,
Solch' alter Vorurteile, wie dies Steh'n
Auf straffen Beinen sind wir voll; das kommt
Von unserm Eigensinn, mit dem wir uns
Dem Strom der griech'schen Bildung abgeschlossen,
D'raus alles abgestorb'ne Völkertum
Des Morgens neues Leben trinken muß.
Doch Jason wird uns retten!" Jason? Was
Soll uns der Grieche? fragt' ich. „Nun beim Zeus!"
Entgegnet' er, „Wodin liegt aus der Welt.
Onias' Bruder ist's, des Hohenpriesters —
In der gestreckten Kniezeit hieß er Jakob —
Er ist's, der uns die Fechterschulen baut,
Der uns zu Menschen machen wird, sobald
Er an Onias' Stelle sitzt. Schon hat er
Antiochus vierhundert Zentner Silbers
Geboten, daß er ihn nicht hindern soll,
Wenn er sich mit Onias' Krone krönt.
Und schon —"

Mattathias. Halt ein! Der Mund müsse verstummen,
Der lachend so ein frommes Ohr zersticht,
Den Pfeil des Unglücks noch mit Hohn vergiftet! —

Der Unglückſel'ge wirſt den frommen Namen,
Mit dem ſein Vater ihn genannt, von ſich!
Boas. Die Sprache, die der Herr geheiligt, da er
Vom Sinai zu ſeinem Volk ſie ſprach!
Mattathias. Harons Prieſterhut macht er zur Ware·
Judah. Die man beim Syrierkönig kauft —
Mattathias. Er lockt
Das Volk mit griech'ſchem Greu'l vom Herren fort!
Boas. Wie gehſt mit deinem Volk du zu Gericht!
Simei. Ich ſag' euch: Thorheit iſt's, 's iſt Lüge von
Dem — Menelaus oder wie er ſonſt heißt.
Vierhundert Zentner Silber! wie käm' Jaſon
Dazu?
Judah. Der Tempelſchatz iſt reich, mein Ohm,
Und Schlüſſel giebt's wohl zu dem Heiligſten.
Mattathias. Vom Schatz des Herrn! Der Waiſ' und Witwen Armut?
Entſetzlich! mehr, als eine Zunge kann
Ausſprechen, mehr als hören kann ein Ohr;
Doch Fromme giebt's noch in Jeruſalem,
Gewiß noch Männer in der Davidsſtadt,
Die eng' um das Geſetz des Herrn ſich ſcharen;
Sie werden Schulter ſich an Schulter ſtemmen —
Judah. Herr, ſie verfluchen ſich einer den andern,
Der ſo abſcheulich thut, daß im Geſetz
Er einen Buchſtab anders lieſt als er.
Die einen nennen ſich die Heiligen,
Die andern die Gerechten. Beide macht
Die Wut des Haſſes blind fürs Allgemeine.
Der Laue höhnt, der Syrier lächelt — Herr,
Sieh' hin, das iſt das Volk, um das du klagſt.
Mattathias. Herr, ſende deinem Volk bald einen Retter!
Judah. Herr, ſende deinem Retter bald ein Volk!
Mattathias. Zweifaches Weh häufſt du auf deinen Knecht.
Sein Volk hat ſich von dir gewandt, und der
Die Blüte ſeiner Hoffnung war, iſt nun
Ein Höhner, der des eig'nen Volkes Schmach
Herzlos verſpottet, wie der Spötter Ham
An Noah einſt, dem eig'nen Vater, that!
Judah. Und ſoll ich ächzen? Meiner Väter Gott!
Gäb's keinen andern Weg zu deiner Gnade
Als nur durchs Ächzen — außen müßt' ich bleiben;
So wenig iſt von einem Junikäpchen
Im Judah.

Simei (zu Mattathias, der sich von Judah ab nach hinten wendet).
Er ist scharf wie Bergesluft.
's ist Jugend, von sich selber überfüllt,
Und Kraft, die mit sich selbst nicht weiß, wohin?
Laß ihn nur, Alter; oft hab' ich's erlebt:
Die wild'sten Knaben wurden mit der Zeit
Die zahmsten Männer.
Lea. Herr, irr' nicht zu früh
Im eig'nen Kind. Haßt er das Volk, so haßt er's
Aus Liebe. Diesen Haß und diese Liebe
Laß für ihn bürgen. — Nur des Diamants
Harrt dieser Stahl, der würdig ist, den Funken
Zu wecken, der in seiner Kühle schläft.
Den großen Mann in ihm zu wecken, braucht's nur
Den großen Augenblick. — Boas und Simei
Und Amri, Mattathias lud euch ein,
So wünscht er, daß ich euch willkommen heiße.
Und nun, Herr, wirf die Sorgen weg. Schön sitzt
Sich's unter dieser Palme Schatten heut';
Ein Lüftchen, kühl vom Schnee des Libanon,
Erfrischt die Sinne. Was von Sorge noch
Und Last des Tags dich drückt, — sieh' hin: dort nah'n
Bekränzte Dirnen, mit dem Saitenspiel
Und leichten Tanz es dir hinweg zu scherzen.
(Sie gehn nach hinten; Mägde ihnen mit Kränzen tanzend entgegen.)
Simei (zu Amri). Sie heißt willkommen uns, weil er es wünscht.
Gleichviel! ihr Mahl ist besser als ihr Gruß. (Beide folgen.)
Jojakim (wird den Thalweg heraufkommend sichtbar).
Weh' über Israel!
Mattathias. Was für ein Ruf?
Jojakim (bleibt wie entsetzt stehn, wie er das Bekränzen sieht).
Ist das des Mattathias Haus?
Mattathias. So fragt
Des Mattathias Bruderssohn?
Jojakim. Der Zorn
Des Herrn auf Israel, und Mattathias
Hält Feste? Israel in Sack und Asche.
Und Mattathias kränzt sein Haupt? Dort Stöhnen,
Hier Saitenspiel?
Mattathias. Eh' du uns zürnst um etwas,
Das wir nicht wissen, meld' es uns. Ist's von
Onias?
Simei. Wie? er wär' entsetzt?

Jojakim. Entſetzt,
Meinſt du, und ſiehſt ſchon bleich? Was willſt du thun,
Vernimmſt du, was ihm wirklich iſt geſchehn?
Fort mit den Kränzen! Staub auf euer Haupt!
Tot iſt Onias!
Mattathias (wie alle erſchrocken). Tot?
Simei. Tot?
Lea. Tot, ſagſt du?
Hörteſt du's, Eleazar?
Eleazar. Staunend —
Lea. Schweig';
Ruf' all dein Leben jetzt ins Ohr.
Jojakim. Ich ſagt' es —
Gemordet — Herr der Rache, weck' den Rächer
Für deinen Knecht und deines Knechtes Haus!
Mattathias. Sein Haus?
Boas. Was lauert mehr noch?
Eleazar. Auch ſein Haus?
Lea. Ich atme kaum —
Jojakim. Des Greiſen ſpärlich Blut
Genügte ſeinen Mördern nicht; ſie wollten ſich
In Blut berauſchen. Alle ſieben Söhne
Onias' — ja, als lebte noch der Greis
In jedem ſeiner Enkel fort — das Blut
Des ganzen Hauſes ſchreit zum Rächer auf.
Lea (zu Eleazar). Zweifelſt du noch?
Eleazar. Woran? an meiner Seele?
Den Königsreif fühl' ich ſchon um die Stirn.
Lea. Vor dir ſend' ich, der dir den Weg bereitet.
Mattathias (der wie die Übrigen überwältigt geſtanden).
Onias tot? Weint, Töchter Iſraels!
Boas. Er war ein Quell im Thale Iſrael —
Jojakim. Und Menelaus zieht herauf.
Lea. Auch der?
Er will Onias rächen?
Jojakim. Nein; er will
Von Jaſons Haupt, er, den der Herr verfluche,
Die Kron' entreißen des Verfluchten Haupt,
Sich ſelbſt damit zu krönen.
Simei. So beſtiehlt
Der Dieb den Dieb.
Lea (zu Eleazar). Und treibt uns ſelbſt zur Eil',
Ihm zu begegnen.

Simei (sie haben sich mit den Augen verständigt).
Amri, komm; wir gehn.
Lea. Da mit Verwirrung so die Zeit uns droht,
Die Stadt Modin verlangt von euch ein Beispiel —
Beschließt drum, Männer, wie ihr handeln wollt.
Simei (für sich). Soll ich die Stufe sein für fremden Fuß? —
Nun so beschließ' ich, daß es wenig taugt,
Sich selber das Gesind' zu überlassen. (Zu Boas.)
Komm, denn du fehlst so gut als ich daheim.
(Simei geht mit Amri.)
Mattathias. Ihr geht? Nun Rat und Hilfe nötig, lassen
Die Freunde mich? Boas, auch du?
Boas. Was ist
Boas, daß er ein Beispiel geben sollte?
Der Mann der Demut? Welch' ein Beispiel kann
Modin von Boas fordern, als Ergebung
In Demut? Sei der Herr mit dir, mein Bruder!
(Umarmt Mattathias und geht.)
Lea. Laß sie; denn der Verlust ist ein Gewinn.
Ließen uns alle, die den falschen Sinn
In Demut hüllen. Alles laß! Denk' jetzt
Nur an den Anspruch, an der Söhne Recht.
Mattathias. Bist du berauscht? So wie dem Trunk'nen glüht
Die Wange dir.
Lea. Von Mutterseligkeit
Denn wär' ich trunken; doch ich bin es nicht.
Die Mutterſorge heißt mich mich besinnen,
Denn nur Besonnenheit führt zu dem Ziel.
Mattathias. Du sprichst von unserm Anspruch?
Lea. Soll ich nicht?
Nun, da kein Hindernis —
Mattathias. Vergissest du
Onias' Brüder?
Lea. Die durch ihre Schuld
Längst selber dem Vergessen sich geweiht?
Kann auch der Abgefall'ne Priester sein?
Ihr Anspruch lischt in ihres Abfalls Greu'l,
Dein Anspruch steigt voll Reinheit leuchtend auf,
Ein Stern, nach dem sich alle Blicke richten.
Jojakim. Ja, Herr, nach dem Gesetz bührt dir der Hut.
Lea. Dir hält das Alter schon den Fuß gebunden;
Send' einen deiner Söhne denn hinab,
Was man von deinem Anspruch denkt, zu hören.

Die Gleichgeſinnten gilt's dann zu vereinen,
Das Volk ſich zu gewinnen ohne Aufſehn
Und ſcheinbar ohne Zweck; klug dann abwarten,
Bis des Onias Brüder ihre Kraft
Und die Geduld des Volkes ſelbſt vergeudet
Und alles, von Verwirrung überſättigt,
Im andern Zuſtand ſchon den beſſern ſieht.
Dem Syrier ſelbſt wird es gelegen kommen,
Kann Ruh' er ſchaffen und den Schein doch wahren.
Schnell ſende, Herr, eh' uns die Haſt der Zeit
Verliert und unſre Reu' vergeblich nachweint.
Du ſiehſt dich um und wählſt? Den Überleg'nen, der
Verwirren kann und ſelber feſt doch ſtehn
In der Verwirrung. — Sieh', ob ich vorhin
Zuviel ſprach. (Zu Judah, der in ſich kämpfend daſteht, feierlich.)
Judah! Mattathias' Sohn!

Judah. Es rief? und du warſt's, Herrin?

Lea. Ich? Die Stunde rief,
Die Größe ſelbſt: Auf, was in Judah Mann iſt!

Judah. Den Schakal? —

Lea. Träumſt du jetzt vom Jagen?

Judah. Bis
Der Löwe kommen wird, und — kommen wird er.

Lea. Verträumteſt, was die Toten wecken müßte?
Du weißt nicht, was geſchehn?

Judah. Doch, doch; ich weiß es.

Lea. Der Mann in Judah fände ſeine Stunde,
Die Stunde nicht in Judah ihren Mann?

Judah. Ich bin ein Freund der Ruhe — und was ſollt' ich —
Hier, wo es Worte künſtlich ſetzen gilt,
Ein feines Spiel zu ſpielen — was ſoll da
Der ungelenke Judah? Den Gewinnenden,
Den Glänzenden, den Redner ſende, Herrin,
Send' Eleazar!

Mattathias. Siehſt du deinen Judah?

Lea. Hat dieſes Weib ihn mir ſchon ſo verderbt?

Mattathias. Sein Hohn verſchont des eig'nen Bruders nicht.

Judah. Ihn ſendet, er hat Ehrgeiz; Judah, wißt ihr,
Hat keinen.

Lea. Herr, folg' ihm.

Mattathias. Der Leichtverführte
Iſt's, der euch Weiber leicht verführt. Klug iſt er,
Allein ihm fehlt die Feſtigkeit des Manns.

Lea. Herr, iſt dir das Geſicht, das mir der Herr
Einſt ſandte, noch ein Traum? da wundervoll
Für ſeine Wahrheit ſchon Erfüllung zeugt?
Hat nicht der Herr den Ungebornen ſchon
Erwählt? und meinſt du, ſeinem Boten wird
Der Herr nicht geben, was er braucht? Und ſieh:
Iſt er nicht ſchon ein and'rer, als er war?
Wie jetzt der Größe Schwing' ihn trägt — Herr, ſieh'
Ihn an — wo iſt die Krone, Herr, die ihm
Mehr Glanz zu leihn vermag, als er der Krone?
Nun kommt herein, daß —

Eleazar. Nicht die Schwelle, Herrin,
Vom Vaterhaus beſchreitet Eleazar,
Eh' er des Herren Botſchaft ausgeführt.
Laß meinen Stab mir holen.

Lea (winkt). Joarim!

Joarim (ins Haus).

Lea. Sieh, wie der Eifer ſeine Stirn vergoldet,
Daß ohne Krone ſchon er König iſt.
So bleib', mein Kind!

Eleazar. So, Herrin; kleiner nie
Als meine Größe. Nie ſoll Eleazar
Sich Größe leih'n von etwas außer ihm,
Und wär's die Krone.

Mattathias. Herr, verſchließ dein Ohr!

Lea. So ehrt dein Denken deiner Mutter Ahnen.
(Joarim bringt den Stab.)
Hier nimm den Stab; wär's ſchon das Scepter Davids!
Nun ſegn' ihn, Herr, und heiß ihn zieh'n.

Mattathias. Iſt das
Dein Segen? Iſt das einer Mutter Segen?
Die Mutter ſoll das Kind vor Leidenſchaft
Behüten, die den Reifern oft dahinreißt, —
Und du, du ſelber füllſt des Knaben Hirn
Mit Schwindelbildern? Reizeſt ſeinen Stolz
Zur Überhebung, deiner gleich? Weh' dir!
Daß dich der Herr nicht an dem Gegenſtand
Der Überhebung ſtrafe, daß du nicht
Dem Liebling fluchen müſſeſt!

Lea. Iſt's denn beſſer
Zum Abſchied zürnen? Sieh', noch ließ ich keinen
Von meinen Söhnen in die Fremde zieh'n;
Soll ich ihn niederdrücken, wenn er geht?

Eleazar. Herr, laß mich zieh'n und gieb mir deinen Segen.
Lea. So leicht läßt du die Mutter? — Geh' und kehr'
Dich nichts an mich; das Mutterherz iſt thöricht.
Mattathias. Geleit' ihn, Jojakim, ſei ſein Gewiſſen!
Lea. Vorſichtig, Kind, ſei mit dem Syrier.
Sei freundlich mit dem Niedrigſten; ein Lächeln,
Das nichts dich koſtet, tauſcht dir Herzen ein.
Mattathias. Sei oft in ſeinem Hauſe, halte dich
Zu ſeinen Knechten —
Lea. Sei aufmerkſam, daß du
Geſund bleibſt. Schwerer iſt die Luft da unten,
Und man wird leichter krank. O daß ich dich
Mit dieſem Kuß verſiegeln könnte wie
Ein Kleinod, daß dich keine rauhe Hand
Berühren könnte und kein gift'ger Hauch,
Bis daß dich Größ' erbräch' und leuchtend hoch
An ihrer Stirn' hieß glänzen. Leb' — leb' wohl!
Mattathias. Nimm dieſe Lehren noch: Thu' mehr als not,
Und denk', du hätteſt weniger gethan.
Siehſt du, daß and're falſch ſind, ſei du ſelbſt
Gerecht, ſo mußt an der Gerechtigkeit
Der Welt du nie verzweifeln und behältſt
Die Thatkraft unzerbrochen. Laß dich nicht
Irr' machen am Geringſten im Geſetz.
Denn Zweifel frißt wie Feuer fort und wird
Nur hungriger vom Freſſen. Werde nie
So reich am Geiſt, daß arm du würd'ſt am Herzen.
Des Menſchen iſt der erſte Schritt, der zweite
Nur halb, der dritte ſo nur, wie ein Schiff
Auf hoher See des Eigners iſt; drum, wenn
Den erſten Schritt du thun willſt, denke, daß
Du in dem erſten ſchon den dritten thuſt.
Nun geh', mein Sohn, der ſei geſegnet, der
Dich ſegnet, wer dir flucht, der ſei verflucht.
Leb' wohl, mein Jojakim, ſei, wie du biſt.
Jojakim. Dein Auftrag, Herr, ſei deines Knechtes Seele.
Lea. Leb' wohl, und laß uns öfter von dir hören.
Was hilft's, zu zaudern, zu verſchieben, was
Doch einmal ſein muß. Lieber eile, Herz,
Dem Jetzt voraus, vergiß ſein wirklich Geh'n,
Indem du ihn im Geiſte kehren ſiehſt,
Die Herrlichkeit der Könige mit ihm.
Eleazar. Nun, Herr und Herrin! Brüder, lebet wohl!

Es heften Flügel ſich an meine Füße.
Der Herr trägt mich auf ſeiner Hand dahin.

Die Brüder. Leb' wohl!

Lea. Noch dieſen Kuß nimm, Lea's Sohn,
Und dieſen Gruß, (wirft ſich vor ihm nieder)
Iſraels künft'ger König!

Eleazar (hebt ſie auf). Nicht ſo. Vor dir kniet einſt das weite Land,
Zu deinen Füßen dieſes Landes König.

(Ab. Die andern folgen, außer)

Judah (der einen Augenblick den Gehenden nachſieht).
Geh' hin und ſei der Sclav' des Scheins, der Schatten
Des Syriers. Judah will ſein. Ihn treibt
Ein and'rer Ehrgeiz, der das Höchſte nur
Sein wert hält; — einziger Gedanke du,
Der dieſen Buſen bis zum Springen ſchwellt,
Reif' in des Schweigens Schatten. Nur die That
Soll deine Zunge ſein.

(Indem er nach der andern Seite geht, fällt der Vorhang.)

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

Scene wie im erſten.

Judah, Naemi vom Thale herauf, aus dem Hauſe Lea; Mattathias, von Jonathan, Johannes, Joarim, Benjamin geführt.

Lea. Gut, daß mein Bote dich ſo ſchnell getroffen.

Judah. Dein Bote? Sandteſt du nach mir?

Lea. Die Hand
Des Herrn fiel plötzlich auf ſein Haupt —

(Sie zeigt auf Mattathias, der eben aus dem Hauſe kommt.)

Judah. Was ſeh' ich?

Lea. Der Todesengel folgt dem müden Schritt
Schon mit gehob'nem Schwert. Bald wird es fallen.
Der Sterbende verlangte nach Naemi,
Der Simeitin —

Naemi (flehend, Judahs Unwillen zuvorzukommen).
Zürne nicht der Mutter
Um dieſes Wort, Herr —

Judah. Hörſt du? Mattathias
Verlangt nach Judahs Weib. — Geh zu ihm, Demut.

(Sie geht nach einem bittenden Blicke auf Mattathias zu; Judah und Lea folgen.)

Mattathias. Noch einmal ſei mein Stab, du blühend Reis.

Naemi (indem er ſich auf ſie ſtützt).
Noch tauſendmal, erhört der Herr Naemi.

Mattathias. Heiß' mich nicht leben. Tagesmüd' bin ich
Und durſte nach der Ruh', ſo wie ein Knecht
Zur Zeit der Ernte nach dem Schatten durſtet
Und nach dem Quell der Wanderer ſich ſehnt.
Hier hin, mein Kind, (zeigt nach der Bank) hier endet ſich mein Weg.
Hier laßt mich ſitzen, wo mein brechend Aug'
Die Stätten ſieht vom Ruhme Israel,
Dort, wo Sennaherib dem Herrn erlag,
Dort, wo Iſais Sohn den Rieſen ſchlug.
Süß, wie der Atem einer jungen Braut,
Weht hier die Luft, und lieblich, wie ihr Mund
Auf ihres Liebſten Mund, liegt kühler Schatten
Auf dieſer Stelle, da ich ſterben will.

(Sie helfen ihm ſich niederlaſſen und unterſtützen den Sitzenden, um ihn knieend.)

Gott Abrahams! wie haſt, Barmherz'ger, du
Den Knecht geſegnet; wie ſo wenig war,
Herr, ſeines Dienſtes und wie reich ſein Lohn!
Herr, zürnſt du, daß ich, den du reich gemacht,
Aus eig'nem Trieb ein armer Bettler war?
Daß ich die Freude, die du täglich reichteſt,
Aus meinen Händen gleiten ließ und nach
Dem Jammer griff, mit dem dein Volk du ſchlugſt?
Ach, die einſt herrſchend ſaß, die Königin
Der Völker liegt verachtet nun im Staub,
Vor deren Blick die Völker zitterten —
Zerteilung hat ſie ſchwach gemacht; nun iſt's
An ihr, zu knien und fremden Hohn zu tragen.
Glied wütet wider Glied; voll Schadenfreude
Lacht nun der Starke, ſtraflos höhnt der Schwache;
Beut ſich die Rechte ſelber doch dem Feind,
Der Linken Kraft zu feſſeln, jubelt doch
Der Fuß dem Feinde zu, drängt der das Haupt.
O Schmach, wenn Kinder Einer Mutter ſich
Befeinden! Schmach dem Mann, der ohne Scham
Die Schande ſeiner eignen Mutter mehrt!
Kommt, Söhne, eh' der Tod mein Aug verlöſcht,

Daß ich euch segne. Wo ist Eleazar?
Ist nicht nach ihm gesandt?
Lea. Schon muß er kommen.
Mattathias. Und Judah? — Sendet nicht nach ihm. Soll er
Den Sterbenden verhöhnen?
Judah. Herr —
Mattathias. Das ist
Der Arm von Erz, ist meines Judah Arm,
Doch das ist meines Judah Herz nicht mehr.
Judah. Herr — soll ich prahlen? — jetzt?
Lea. Herr, reg' dich nicht
So auf. Erheil're dich! Wirkt Eleazar
Doch für dein Volk!
Mattathias. Für sich, nicht für sein Volk!
Nur für sein Haus, nicht für des Herren Größe.
Was kann des Herren Volke Gutes kommen,
So lang's ein Knecht ist in des Fremden Hand?
Mein Leben frißt der Tod mit meiner Hoffnung,
Daß meine Augen noch den Retter säh'n.
Herr, laß sie brechen, denn dein Retter ist
Noch fern. Wie wird mir? (sinkt in Ohnmacht.)
Lea. Seht nach Eleazar!
Kommt er noch nicht?
Jonathan (umschauend). Herrin, er kommt.
Lea. So heißt
Ihn eilen.
Jonathan (winkt). Jojakim ist mit ihm.
Lea. Wer
Hat Jojakim gerufen?
Eleazar (erst in der Scene). Lebt er noch? (er tritt auf)
Daß er mich segne.
Jojakim (tritt auf). Daß er dich verfluche!
Lea (tritt Jojakim in den Weg). Willst du ihn töten?
Jojakim (will immer Eleazar folgen). Besser ist's, er stirbt,
Als daß du länger ihm die Wahrheit birgst.
Lea. Du nahst ihm nicht! (hält ihn ab.)
Eleazar (beim Vater knieend). Schon kehrt sein Geist zu ihm.
Mattathias. Sind das nicht meiner Söhne Häupter?
Eleazar. Vater!
Mattathias. Die Stimme meines Eleazars? Ja; ich seh' ihn.
Noch einmal an des Hauses Fenster tritt
Die Seele, eh' sie es für immer läßt. —
Wie steht es unten?

Eleazar. Gnade hat dein Knecht
Gefunden vor dem Aug' Antiochus'
Des Jüngern.
Jojakim. Gnade? Um den Preis der Gnade
Des Herrn.
Mattathias. Iſt das nicht Jojakim?
Eleazar. Mich höre,
Nicht dieſen, Herr! Antiochus iſt edel,
Und ſeine Schweſter iſt ein hehres Weib,
So wie der Grieche ſeine Herä bildet,
Doch ſüßer Reiz dämpft lieblich ihre Hoheit.
Sie ſteigt von ihrem Thron zu mir herab,
Wie Selenä einſt zu Endymion.
Lea. Wer könnte ſich erwehren, ihn zu lieben!
Mattathias. Mußt du dein Süß in Bitter hüllen? Was
Schmähſt du mein Ohr und deinen Mund mit ſolch
Unheil'gen Lauten? — Weh'! ich ſeh's, es wird
Die Tochter Syriens ſein ſchwaches Herz
Zu ihren Göttern lenken!
Jojakim. — Weh' dir, Mann
Des Todes, ſtirb', doch fluch' ihm erſt. Er hat
Geopfert vor dem Aug' des Syriers.
Mattathias. Geopfert?
Lea. Doch nach unſerm Brauch'. Siehſt du,
Warum der Herr den Starken nicht erwählt?
Er wollte nicht das Schwert. Das Koſen ſollte
Sein Bote ſein. Er machte, daß das Herz
Der Tochter Syriens nach deinem Sohn
Sich ſehnte, Freundſchaft goß er in das Herz
Antiochus' für deinen Sohn, wie er
In Jonathans für David goß.
Jojakim (auflachend). Ha, Freundſchaft?
Eleazar. Ja, Freundſchaft! Dir zum Trotze und den deinen,
Dem Neid, der jeden Atem mir belauert. —
Und ſeines Vaters Tod erharrt er nur,
Der noch die Hand hält über Menelaus,
Damit er mich zum Hohenprieſter ſetze;
Und meine Brüder ſollen Fürſten ſein.
Jojakim. Vom Dornbuſch Feigen und vom Heiden Freundſchaft!
Unſeliger, der nur die Angel iſt,
Mit der der Heide fäht nach deinem Volk,
Und die er fallen läßt, hat er den Fiſch!

Unſel'ger, der um Flitter, Kindertand
Von Schmeichelei ſein eigen Volk verrät!
Mattathias. Weh' mir! Soll ich dem eignen Kinde fluchen?
Lea (tritt dazwiſchen). Wenn du mußt thun, was dich der Fremde heißt,
Der Neider, dem der Neid die Seele frißt,
Sei blind; ſieh nicht, wie Jeſaias' Wort:
„Dann wird Ägypten und Aſſyrien
Zum Herren flehn auf ſeinem heil'gen Berg"
Durch Eleazar ſich erfüllen ſoll;
Fluch' ihm, der Jeſaias' Wort erfüllt,
Dem eignen Kind! Was fluchſt du nicht? Mußt du
Nicht fluchen? Will's nicht Jojakim? (ſtellt ſich vor Eleazar.)
Wohl! fluch' ihm, doch
Mir fluche mit!

Aaron, Simei (kommen voll Angſt den Feldweg herauf).

Aaron. Der Syrier!
Simei. Weh' uns! der Syrier!
Er kommt!
Aaron. Es kommen Reiſige, vom Zorn
Des Syriers ausgeſandt!
Mattathias. Was überſchreit
Den Jammer Mattathias'? Häufſt du, Herr,
Noch mehr auf einen Sterbenden?
Aaron. Er zieht
Herauf ſchon gen Modin!
Boas (kommt aus ſeinem Hauſe). Wozu dies Schrei'n?
Ein Haufen Jaſoniten, Reiſige
Von der Partei des Menelaus, der
Hinabzieht nach Jeruſalem. Geht heim
Und fleht in Demut, daß nicht Schlimm'res komme!
Aaron (ins Thal zeigend).
Herr, ſieh' ſie ſelbſt!
Simei (ebenſo). Hier ſind ſie ſchon. Sie ſteigen
Herauf —
Judah (hinabſehend). Nikanor iſt's und Gorgias —
Eleazar (ebenſo). Antiochus' des Alten beide Hände.
Boas. Ein Durchzug nach Ägypten iſt's —
Simei. Wer kommt
Da atemlos?
Aaron. Und gärend wie der Schlauch,
Den zu zerreißen droht ſein Inhalt?
Amri (kommt den Thalweg heraufgeſtürzt). Er
Iſt in Jeruſalem —

Judah. Wer?
Amri. Er — der König —
Der Syrier — der Alte — er hat den Tempel
Erbrochen und entweiht! Er hat das Heiligste
Besudelt mit dem Blut unreiner Tiere.
Judah (zornig). Er hat — o gut! er hat dem Volke endlich
Ans Herz gegriffen!
Amri. Er hat den Schaubrottisch
Geraubt — den Rauchaltar hat er genommen —
Den siebenarm'gen Leuchter weggeführt,
Und aus der Bundeslade hat er das
Gesetz gerissen und hat es zerrissen,
Mit seiner Hand zerriß er das Gesetz.
Jojakim. Der Herr reckt seinen Arm; sein Volk, thu' Buße!
Amri. Gerissen hat er's aus der Bundeslade
Und hat's zerrissen; mit den eignen Händen
Zerriß er das Gesetz —
Judah (für sich). Und unsre Ketten,
Wenn dieses Volk noch zürnen kann.

Nikanor, Gorgias (mit syrischen Kriegern den Felsweg herauf. Es ist Volk zusammengelaufen. Eine Pause der Erwartung).

Gorgias. Hier sorge,
Nikanor, daß der Altar sich erhebt.
Und ich verkünd'ge den Befehl indes.
Nikanor. Dort seh' ich Steine haufenweis geschichtet.
Macht euch ans Werk, ihr Krieger!
Simei. Was soll das
Uns werden?
Gorgias (tritt in die Mitte, so oft er den Namen Antiochus nennt, neigen sich die Syrier, die Simeiten und welche im Volk).
Unser Herr Antiochus,
König von Syrien und Babylon,
Armenien, Mesopotamien,
Assyrien, Bithynien, Israel,
Von Paphlagonien, der Herr von Pontos,
Von Cappadokien und Pergamos,
Und von Galatia wie von Ägypten,
König von Indien, Antiochus,
Der unser Aller Herr, thut euch zu wissen:
Nachdem es mir gefallen hat, daß Alle,
Die in dem Schatten lagern meines Stuhls,
Hinfür zu meinen Göttern beten sollen,
Also sollt ihr auch, Männer von Judäa

Und Israel, in euern Städten, sollt
Auf euern Bergen steinerne Altäre
Errichten, meinen Göttern da zu opfern.
Nikanor. So spricht der König, unser Herr und eurer.
Gehorcht ihm denn, ihr Männer dieser Stadt.
Helft Steine tragen und den Altar schichten.
Greift an!
Simon (tritt vor). Herr, das sei fern von uns. Denn unser
Gesetz verbeut uns, irgendwo 'nen Altar
Zu haben, außer in dem Tempel zu
Jerusalem; wie unser Gott, der Herr,
Ein Einz'ger ist, und keiner neben ihm,
Und hier nicht wohnt und sonst auch nirgendwo
Als nur im Tempel zu Jerusalem.
Gorgias. Im Tempel zu Jerusalem wird Zeus
Olympios wohnen; in dem Tempel, der
Sich hier erheben wird, die herrschende
Athenä.
Simei. Hier ein Tempel?
Aaron. Hier ein Altar?
Nikanor. Murrt ihr, Verstockte, wider euern Herrn?
Meint ihr, der Herr der halben Welt entsendet
Uns in dies Ländchen, um mit seinem Knecht
Zu handeln? Er befiehlt. Der Herr gebeut,
Der Sklav' gehorcht. Greift an!
Mattathias. Herr Zebaoth,
Laß uns so tief nicht sinken!
Gorgias. Welcher hier
Ist Mattathias?
Eleazar. Hier der Sterbende.
Simon. Herr, laß ihn ruhig sterben; sprich mit uns!
Gorgias. Ihr seid die Söhne Mattathias'?
Simon. Herr,
Du sagst es.
Gorgias. Und du heißest?
Simon. Simon, Herr.
Gorgias. Nun wohl denn, Simon, Mattathias' Haus
Ist angeseh'n beim Volke dieser Stadt
Vor allen; weise geh's denn allen vor
Mit gutem Beispiel, sich und sie zu retten
Vor'm Zorn Antiochus'.
Simon. Herr, schlimmer wäre
Der Stadt des Herren Zorn, als der des Königs.

Nikanor. Du zeichnest selbst dich als des Königs Feind?
Er wird dich finden.
Gorgias. Euch, ihr Übrigen,
Geb' ich Bedenkzeit, bis das Werk vollendet.

(Auf der Rasenbank links vorn Mattathias, von Naemi und Benjamin gehalten, das Haupt zurückgesunken an des hinter ihm stehenden Joarim Brust; die Seinen um ihn gruppiert und zwischen ihn und den Vorgang geteilt; ganz vorn Judah; dann Eleazar und Lea; rechts Simei, Amri, Boas und Verwandte beratend; in der Mitte hinter dem Altar, den die Krieger errichten, Gorgias und Nikanor; sowie der Altar fertig, stehn die Krieger im Halbkreis hinter ihnen. Das Volk, darunter rechts ganz vorn Aaron, hinter ihm Anhänger Simeis, auf der rechten Seite Issaschar, Ustel und andere Anhänger des Hauses Mattathias, umgiebt die drei Gruppen im Halbkreis.)

Judah. Halt' an dich, Herz! nicht unreif reiß' die Frucht
Vom Baum der Rettung! Jonathan! Du, eil'
Zu meinem Hause bei den Terebinthen;
Voll ist's von Waffen, bring' sie her; und du,
Johannes, mit Posaunen ruf' das Volk
Der Stadt hierher und auf dem Wege sprich
Mit tausend Feuerzungen zu dem Volk —
Jonathan. Herr —
Judah (bittend). Fort.
Johannes. Bedenke —
Judah. Erst helft mir's vollbringen,
Dann widerratet — dann will ich bedenken.
Jonathan, Johannes (ab).
Lea (zu Eleazar). Siehst du die Augen glüh'n? den Atem stocken?
Die Fäuste, die sich unwillkürlich ballen?
Die Hände, die nach Waffen in der Luft
Schon suchend greifen, eh' der Kopf noch weiß,
Wozu? Nur eines Wort's bedarf's,
Das diesem Zorn, der nach dem Ausdruck ringt
Und ihn nicht finden kann, die Zunge leiht,
Den dumpfen Drang sich selbst verstehen lehrt —
Und hingerissen sind sie wie im Sturm
Über sich selbst aus dem gewohnten Dulden
Zu einer That, die kein Besinnen un-
Gethan mehr machen kann und schwanker Reu'
Den Weg abschneidet, je zurückzukehren;
Und was nicht Mut, das wird Verzweiflung enden.
Der Herr hat selbst den Augenblick gesandt.
Groß sollst du sein durch dich, nicht durch die Gunst
Des Syrers; du sollst der Frommen Zweifel
An dir beschämen, sollst —

Eleazar. Doch denkst du auch,
Israel ist der Saum nur am Gewand
Des Syriers? ein Nichts vor seiner Macht?
Dem Syrier gehorcht die Welt. Und nur
Der Alte ist's, der uns bedräut. Und wird
Er ewig leben? Ein Gewitter braust er
Vorbei und Heit're bringt sein milder Sohn.
Gorgias. Schon wendet thränenschwer ihr mildes Antlitz
Die Gnade. Einmal noch winkt ihre Hand.
Nikanor. Weh' euch, weicht sie dem Zorn, eh' ihr gehorchtet!
Simei (der sich lebhaft mit den Seinen beratet).
Was thu' ich?
Amri. Folg' dem Syrier, so bewahrst du
Des Volkes Leben vor Verderben; so
Hebst du dein Haus vor Mattathias' Haus
Boas. Demütig beug' dich vor des Herren Hand,
In der der Syrier nur die Rute ist.
Simei. Der Mensch will leben, wenn er sonst nichts will!
Gorgias. Vollendet steht der Altar; hebt das Bild,
Das segenbringende, der Göttin d'rauf!
Jojakim (sich wegwendend, das Gesicht ins Gewand verhüllt. Viele thun desgleichen). Das Auge müsse nie das Heilige
Mehr schau'n im Tempel zu Jerusalem,
Das diesen Greu'l gesehn!
Mattathias. Herr, schlag' mein sterbend' Aug'
Mit Blindheit!
Gorgias. Jammert Keinen dieser Stadt
Verderben, daß er opf're, sie zu retten?
Nikanor. So hört, ihr Rasenden: Wer noch von nun
Israels alten Gott verehrt, muß sterben!
Wer unsers Königs Götter höhnt, muß sterben!
Lea. Noch immer wählst du?
Eleazar (kämpfend). Wozu willst du mich
Hinreißen!
Judah. Halt! o halt' an dich, mein Herz!
Nikanor. Wenn nicht von diesem Altar Opferduft,
Von einem dieser Stadt entzündet, steigt,
Eh' dieses Stundenglases Sand verrann,
Soll von Antiochus und seiner Rache
Die Stätte pred'gen bis zum End' der Zeiten,
Das Stoppelfeld vom abgehau'nen Trotz,
Und fern im Schweiß vor des Agypters Pflug
Die Witwen euch der Knechtschaft Sonne sengen.

Judah (für sich). Herr Zebaoth, laß keinen ihm gehorchen!
O Waffen! Waffen! Eil' dich, Jonathan!
Simei (sich Gorgias nähernd).
Halt' ein!
Judah (ihm in den Weg). Was willst du?
Simei. Opfern will ich, retten!
Judah. Verderben! — Und mein eig'ner Ohm! Herr, halt' ihn
Zurück. Soll einer gehn, so sei's ein and'rer!
Simei. Geh' aus dem Weg mir!
Judah. Herr, ich fleh' dich, geh' nicht!
Amri. Was will der Thor? Geh', Herr, wer darf dich hindern?
Judah. Ich. — So wahr Gott lebt, leben soll der nicht,
Der geht, um diese Bubenthat zu thun.
(Die Simeiten stehen unentschlossen.)
Lea (zu Eleazar). Siehst du sie zagen? Was ein Mann vermag!
Und kannst es tragen, daß du keiner bist?
Eleazar (kämpfend für sich).
Ihm nachthun? — Eher trag' ich Vaterfluch,
Eher vergäß' ich Volk und Gott! Er soll
Der erste wieder sein und Eleazar —
Nikanor. So wählt ihr eurer Stadt und eu'r Verderben —
Simei. Du hört'st den Drohenden —
Gorgias. Antiochus
Vermag nicht, den Gehorsam zu beschützen?
Umgebt ihn schirmend, Krieger, der dem Altar
Gehorchend naht —
Nikanor. Und haut den Rasenden,
Der ihn zu schrecken wagt, in Stücken!
Naemi (zwischen Judah und Simei, indem die Krieger mit Doppelreihen eine Gasse zu dem Altar bilden). Herr,
Geh' nicht. Sieh meine Angst! Geh' nicht, mein Ohm!
O hör' Naemi's Stimme! Wenn du gehst,
Wer kann dann wissen, wo es endet? Hör' mich
Und hör' auch du mich, Herr!
(Sie sinkt Judah ohnmächtig in die Arme.)
Judah. Hör' sie!
Simei. Hör' du sie!
Judah. Dein eig'ner Ohm verwirft dich, armes Weib.
Geh' — (Er wirft sie Simon zu.)
Simei. Herr, ich gehe schon —
Judah. In dein Verderben!
Mattathias. Ein Jude geht! So nimm mich zu dir, Herr!
Simei. Laß deinen Diener Gnade finden, Herr;

Wenn er will opfern — wie vollendet er's?
Nie sah er einen deines Glaubens opfern.

Gorgias. Knie' hinter dem Altar und heb' die Hände.

fast zugleich.

Amri, Aaron, Boas. Er kniet. Gesegnet, der das Volk errettet!
Jojakim (sich krümmend). Thut Buße! Seine Hand ist ausgereckt!
Judah. So sei sein Blut auf ihm! Ich kann nicht anders.

Gorgias. Nun heb' die Augen zu der Göttin auf,
Dann bete für dein Volk —

Judah (hineilend, durch die Doppelreihe der Krieger brechend).
Bete für dich,
Abtrünniger! So eiferte Pinchas
Für das Gesetz des Herrn —
(er hat einem Krieger das Schwert aus der Scheide gerissen und ersticht Simei, der hinter den Altar fällt; dann zerstört er mit den Füßen den Altar.)

fast zugleich.

Simei (sinkend). Ich sterbe.
(Einen Augenblick Stille der Überraschung.)
Amri (auf Judah zu, von dessen Blick auf halbem Wege festgebannt).
Nieder mit
Dem Mörder!
Eleazar (der Judah einige Schritte nachgeeilt, kann jetzt erst sprechen).
Was thust du?
Nikanor (vor Überraschung einen Schritt zurückgetreten; die Krieger sind vor Judah auf die Seite gewichen). Was unterfängst du dich?
Verwegener!

Judah (hat die Statue heruntergeworfen, daß sie zerbrach; mit einem Fuß auf der Statue stehend, das Schwert in der Rechten über seinem Haupte schwingend. Posaunen in der Scene immer näher, in die folgenden Reden).
Der Herr ist Gott allein,
Der Herr, der war, der ist, der ewig sein wird,
Israels Gott, Er, der lebend'ge Gott,
Der Gott, der nicht von Menschenhand gemacht,
Der Mächt'ge, der auf Feuersäulen wandelt,
Und alle Himmel beben, wenn er schilt,
Er spricht: ich bin dein Gott, und sonst ist's keiner:
Anbeten sollst du keinen Gott als mich. —
Was ich mich unterfange, fragst du, Heide?
Ich setze meinen Fuß auf deinen Gott.
Er liegt zertrümmert. Wo ist seine Macht?
Kann er sich selbst nicht helfen, und soll's euch?
O arme Beter! ärm'rer Gott!

Nikanor. Zu lang'
Schon dulden wir des Buben Schmäh'n. Greift ihn!
Reißt ihn in Stücken!

Judah. Volk von Israel,
Ich bin ein Einzelner. Was bäumt denn dieſe
Zurück unſichtbar? überfüllt ihr Auge
Mit Schrecken, der die ehr'nen Arme lähmt?
Das iſt der Gott Jehovah Zebaoth,
Der mich umkreiſt mit ſeines Fittichs Schrecken.
Er will's! der Herr will's! Wenn der Herr es will,
Wer widerſtrebt?
Joſakim. Er will's!
Simon, Iſſaſchar, Uſiel. Er will's! Er will's!
Volk (anwachſend). Er will's! Der Herr will's! Ja, er will's! er will's!
Nikanor. Auf, Krieger!
Judah. Heran, ihr Götzenknechte, kommt!
Ich bin ein Einzelner; was zagt ihr denn?
Ich höhne eure Götter — kommt heran!
Ich diene noch dem alten Gotte Jakob,
Dem Gotte, der ſein Volk erretten wird.
Er ſchüttelt meinen Arm, und bleicher Tod
Fällt von ihm nieder wie die Frucht vom Baum,
Und Jammer rauſcht wie Hagel von ihm nieder!
Volk (immer näher drängend). Er will's!
Uſiel. Bringt Waffen!
(Es werden von hier an Waffen auf einen Haufen zuſammengetragen, die das Volk aufrafft, ſich zu bewaffnen.)
Volk. Waffen! Waffen! Waffen!
Nikanor. Scheucht ein Verrückter euch den Mut davon?
Greift ihn! Ha, Schande! Seid ihr Krieger? ſeid
Ihr Buben? Muß ich ſelber euch beſchämen?
Volk (während die, welche ſchon Waffen aufgerafft, ſich um Judah ſcharen).
Ha, Waffen! Waffen! Steht zu ihm! Gott will's.
(Jonathan, Johannes, Prieſter mit Poſaunen, Volk.)
Gorgias (Nikanor mit Gewalt zurückhaltend).
Wirfſt du umſonſt dein Leben hin?
Nikanor. Schmach! Schmach!
Gorgias. Die Schmach zu tilgen, laß uns leben.
Nikanor. Und
Es kommt der Tag!
Judah. Ihr geht?
Gorgias. Ja, doch wir kehren
Mit Hunderttauſend.
Judah. Gott allein iſt Tauſend-
Maltauſend!
Nikanor. Bebt dem Zorn Antiochus'!

Judah. Er ſoll nur kommen, ſoll nur holen ſeinen
Zerbroch'nen Gott!
Gorgias. Du ſpotteſt bald nicht mehr.
Nikanor. Jetzt höhnſt du, doch du bebſt einſt, wenn wir kehren.
Judah. Vor Luſt, ja, wie ein Baum im Regen bebt.

(Die Syrier ins Thal hinab, ab. Boas, Aaron, Amri tragen Simeis Leiche, Weh und Rache rufend, nach ihren Häuſern zu.)

(Bis zu Ende des Aktes Waffenbringen und Waffnen, wobei Frauen und Kinder helfen, Abſchiednehmen, immer noch Zuſtrömen des Volkes, und näher und ferner Poſaunen und der Ruf: Er will's! in der Scene.)

Joſakim (von einigen aus dem Volke gefolgt, hinter den Syriern her).
Laßt ſie nicht flieh'n! Ergreift ſie! Tötet ſie!
Eleazar (will ihn halten). Unſinnige! Ruft ſie zurück —
Judah. Weh' dem,
Der meine Boten an den König kränkt!

(Sie gehorchen ihm; er reißt ſeinen Mantel ab und in Stücken, die er den Nächſtſtehenden zuwirft, die damit, nachdem ſie nach ſeinem Gebote gethan, abgehen.)

Taucht dieſe Stücke in des Frevlers Blut,
Tragt ſie durchs Land, mit lauter Stimme rufend:
So that der Judah dem Abtrünnigen.
Wer denkt wie er, der ſammle ſich zu ihm.
In Judahs Felſenwüſte harrt der Aar,
Bis ihm zum Flug die ſtarken Schwingen wachſen.
Johannes bleibt euch, Frauen von Modin,
Der Herr und dieſer Felſenfeſte Schutz.
Nun, Männer, reißt das Liebſte von dem Herzen,
Denn, wen der Herr erwählt, den will er ganz.
Lea. Hört Mattathias, denn der Geiſt des Herrn
Iſt über ihm.
Mattathias (mit Hilfe der Nächſten ſtehend).
Judah, mein Sohn! mein Herz
Dröhnt wie die Harfe unter Spielers Hand.
Der Herr rührt mich; mit ſeinem Jubel an,
Daß ich erzitt're wie das Blatt im Sturm
Und klinge, wie der Harfe Saiten klingen.
Zeuch' hin, mein Judah, Streiter Gottes, zeuch'!

(Judah kniet vor ihm; der Alte legt ſeine Hände auf Judahs Haupt.)

Er ſchickt den Sieg vor deinen Scharen her.
Folgt ihm, ihr Söhne, den ſein Atem treibt;
So wie ihr Judah folgt, folgt euch mein Segen.
Doch wer von Judah läßt, der ſei verflucht!

(Eleazar, der sich von der ihn zurückhaltenden Lea losgemacht und reden wollend sich ihm genähert, wankt einen Schritt zurück.)

Du hast mir deinen Retter noch gezeigt —

Eleazar. Laß mich! Herr, stirb nicht, bis du mich gehört —

Mattathias. Nun laß, Herr, deinen — Diener ziehn in —

(Er stirbt.)

Judah (knieend über ihn gebeugt). Frieden
Mit dir, mein Vater!

Lea. Fliehst du?

Eleazar. Muß ich nicht?
Treibt mich sein Fluch nicht fort und euer Eifer?

(Für sich.)

Den ich verdienen muß, da er mich traf. —
Das Volk zu retten kehr' ich einst, das ihr
Verderbt —

Judah (aufstehend). Und ew'gen Haß dem Syrier
Und uns nicht Ruh', eh' uns der Sieg sie gönnt!

Usiel (reicht ihm eine Lanze und einen Helm).

Eleazar (zu Lea). Es kommt der Tag, da ich dich fragen komme:
Ist Judah noch der Größere?

Judah (setzt den Helm auf). Nun tönt,
Posaunen, in das Kriegsgeschrei: Er will's!

Die Bewaffneten (sich rangierend).
Er will's! der Herr will's!

Judah (hebt den Speer). Schwert des Herrn und Judah!

(Posaunen; die Gewaffneten, Judah, Simon, Jonathan, Usiel an der Spitze, ab; Eleazar reißt sich von Lea los und eilt den Felsweg hinab; indem die Zurückbleibenden Anstalten machen, Mattathias' Leiche aufzuheben, fällt der Vorhang.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Ein Hügel am Schlachtfeld von Ammaus.

(Posaunen und Geschrei: „Sieg! Sieg mit Judahs Schwert!" in der Scene. Es kommen Simon, Jonathan, Hauptleute, Krieger.

Jonathan. Die Syrier flieh'n!

Simon. Beth Horon und Ammaus,
Ihr kleinen Sterne, kaum beachtet sonst,
Nach euch wird nun der Blick des Forschers sehn!

Jonathan. Beth Horon hat Israel neu geboren;
Ammaus hat es aufgesäugt mit Blut.
(Judah kommt mit Amilius Barbus und Gefolge.)
Judah. Willkommen, wackrer Römer!
(Er bleibt an der Coulisse und spricht hinein.)
Heißt die Reiter
Den Sieg verfolgen! Jenen größern Haufen
Nehmt in die Mitt'; zerdrückt ihn zwischen Fluß
Und Fels und eurer Wucht! Die kleinen hier
Und dort zerstäubt. (Vorkommend.)
Schnell, Simon, nach Modin;
Jonathan nach Jerusalem mit diesem
Ölblatt von Glück und Sieg und bald'ger Heimkehr!
Simon. Nicht umsehn will ich auf dem Weg. Lebt wohl! (Ab.)
Jonathan. Und ich — hilft gute Botschaft eilen, wie
Sich schlimme hindernd an die Fersen hängt,
So maß kein schnell'rer Schritt je meinen Weg.
Lebt wol! (Ab.)
Judah. Lebt wohl. (Zu Amilius.) Verzeih' die Unterbrechung.
Amilius. Mich sendet der Senat von Rom zu dir,
Und glücklich fügten es die Götter so,
Daß ich, vom eig'nen Aug' belehrt, daheim
Versichern kann, daß deines Bildes Größe,
Wie sie es sehn, nichts der Entfernung dankt.
Doch laß mich Worte sparen —
Judah. Römisch ist's;
Ich weiß, so sparsam ist der Römer nicht
Mit seinem Herzblut, als mit seinem Atem.
Er achtet nur die That.
Amilius. Du sprichst es aus,
Was Roms Senat bewog, mich dir zu senden.
Denn seinem immer wachen Aug' entging
Kein Zug vom Antlitz deines Heldenlaufes;
Die Kühnheit nicht, die dein erschlafftes Volk
In ihren Strom hineinriß, hinter ihm
Abschneidend jeden Rückweg seiner Feigheit
Zum altgewohnten Dulden, daß Verzweiflung
Den Mut ersetzen mußte; nicht die Weisheit
Und die Enthaltsamkeit, mit der, indem
Du nie dein junges Glück auf einmal wagtest,
Nie Größ'res wagtest, als du durftest, bis du
Das Größte wagen durftest, aus Verzweiflung
Du Mut schufst; nicht das Zeugnis deiner Schlachten,

Daß du die Feldherrnkunst verstandst, zu siegen
Und — wie die Hand der ew'gen Götter auch
Die Würfel lenkte — nie besiegt zu sein.
Und nun von solchem Heldenlauf gewonnen,
Beut dir die große Roma ihren Schutz.

Judah. Sag' Rom, das dich gesendet, Judahs Dank
Für seine gute Meinung, wünscht' er schon,
Sie wäre besser noch, doch auch verdienter,
Und nicht sein Lob so auf des Volkes Tadel
Gebaut. Denn, wahrlich! dieses Volk hat mehr
Gethan, als du von Judah rühmst; und nur
Des Volkes Meinung sprech' ich aus, sag' ich:
Der soll nicht stehen wollen, der es nicht
Auf eig'nen Füßen kann. Und grad' heraus:
Wir steh'n ganz leidlich. Zwanzig Schlachten hat
Dies Volk geschlagen und mit diesem Sieg
Den Weg geöffnet nach Jerusalem.
Dem Syrier fehlt's an Menschen und an Geld.
Vergolde, bitt' ich, was ich dir gesagt,
Zu unscheinbar sonst ist's, mit deiner Kunst.
Und nun — Rom bietet seinen Schutz — Rom will
Damit, ich weiß es, nicht ruhmredig sein;
Ich nehm's als eine Form der Höflichkeit,
Wie unter seinesgleichen man sie wechselt,
Und, sie erwidernd, bietet denn durch mich
Das große Israel Rom seinen Schutz.

Æmilius. Ich sehe, daß die Näh' dich nicht verkleinert
Wie manche Ruhmesgrößen. Lebe wohl! (ab mit Gefolge.)

(Jojakim kommt.)

Judah. Leb' wohl! — Schon sinkt der Abend. — Gebt das Zeichen
Zum Einhalt den Verfolgern!

(Ein Hauptmann ab; Posaunensignal.)

Laßt die Wachen
Ablösen! Vorsicht sei des Glückes Siegel. (Ein Hauptmann ab.)
Wie stattlich diese Römer! Selbstgefühl,
Wie ziert du selbst im Übermaß ein Volk!
Im kleinsten Römer lebt das große Rom.
Wird mir's gelingen, nur die Hälfte dir,
Die Hälfte nur von Roms Zuviel zu geben,
Mein Volk?
Roms Schützling sein? — Im Stärkern wähle Mensch
Und Volk den Herrn, doch nie den Freund, sonst wird
Der Freund zum Herrn. Hat nur der Fuchs die Pfote

Im Taubenschlag, bald ist er selber drin.
Geh', stolzer Römer, lieber Feind, als Freund. —
Nun heißt die Krieger lagern, Schar für Schar!
Den Vorrat öffnet, geizt nicht mit dem Wein;
Laßt sie des Sieg's sich freun!

Jojakim. Herr, keinen Wein!
Laß sie nicht jubeln, laß sie beten, Herr;
Laß sie nicht trinken, laß sie fasten, Herr!
Laß sie demütig sein und sich nicht rühmen;
Denn niemand hat gesiegt, als nur der Herr,
Und überheben soll sich nicht das Werkzeug!
Des Herren Sabbath kommt hereinzubrechen,
Von dem der Herr zu Mosen redete:
Wer nicht an meinem Tage ruht, soll sterben.
Du schicktest deine Brüder, Herr, zu reisen,
Botschaft zu bringen; sende nach, ruf' sie
Zurück, zwing' sie nicht gegen das Gesetz!

Judah. Wenn ich dir folgte, zwäng' ich nicht die Boten?
Wär's neue Sünde nicht? Drum, heil'ger Eifer,
Laß es genug sein an der Einen Sünde,
Und nicht —

(Geschrei in der Scene: „Flieht! Flieht! Nein! Steht und sterbt!")

Was soll das Schrein? Was ist geschehn?

(Nathan kommt eilig.)

Nathan. Herr, flieh', denn fürchterlicher naht der Feind,
Als den du schlugst! Gen Abend starrt das Thal
Von Spießen zahllos, und der Schilde Glanz.
Im Abendschein ist eines Meeres Glanz.

Judah. Der Feind? — Der Wein ist deines Hirnes Feind.
Geh', leg' dich! Solchen Feind besiegt der Schlaf,
Und unsre Wachen stehen weit ins Land.

Nathan. Die Wächter kehrten heim, vom Siege sicher
Gemacht.

Jojakim. Vom Siege nicht; nein, weil der Sabbath
Beginnt hereinzubrechen. Herr, sie thaten
Nach dem Gesetz, und alle Heil'gen lobten's
Und sagten, daß sie heilig dran gethan —
Denn niemand mehr soll herrschen, als der Herr —
Und ihrer ist die Mehrzahl deines Heeres.

Judah. Tod über euch, ihr Rasenden, ist's wahr!
Heilig gethan? Heilig? — Ich sag' euch: wahrlich!
Ihr hättet heiliger gethan, ihr hättet

Alles Geſetz des Moſes übertreten
Und meinem Wort gehorcht —
Jojakim. Ha! welche Läſt'rung!
Herr, Herr, verſchließ' dein Ohr!

Uſiel (tritt auf).

Judah (ihm entgegen). Schnell, Uſiel,
Zurück und heiß' ſie ſich zum Rückzug ordnen.
Uſiel. Zu ſpät, Herr, denn der Feind iſt ſchon zu nah.
Judah. So heiß' im Rückzug ſie ſich ordnen, kämpfend
Die Hinterſten den Feind abtreiben, bis
Die Nacht uns von ihm ſcheidet!
Uſiel. Deine Meinung
Sah ich voraus, doch fehlte der Gehorſam.
Auf deines Vaters Bruderſohn berufen
Das ganze Heer ſich, denn der Sabbath nahe,
Und keiner dürfe fechten.
Judah. Keiner dürfe —
Der Sabbath — ſie berufen ſich — auf wen?
Uſiel. Auf Jojakim.
Judah. Auf Jojakim? Auf dieſen?
Du haſt verkehrt gehört. Judah befiehlt
Und — ſie berufen ſich? — geh', ſcherz' mit andern!
War's Judah, der die zwanzig Schlachten ſchlug
Und ſiegte? Nein! wie ließ' das Volk dann Judah,
Von einem Thoren von ihm fortgelockt,
Der nichts vermag, als eifern; nein; es iſt
Unmöglich. Geh'! Judah befiehlt, hörſt du?
Der Judah, der ſein Volk befreit, befiehlt
Dem Volk, zu fechten. Geh'! Kein Wort mehr, eh' du
Zurückkehrſt!
Jojakim. Schon' der Deinen Blut. Sieh' hin,
Dem Syrier bieten wehrlos ſie die Bruſt,
Doch deinen Joel ſchlagen ſie zu Boden,
Der ſie will zwingen zu verfluchter That.
Judah. So weit ſchon wär's? Was jahrelanges Müh'n,
Was der Gedanke eines ganzen Lebens
Geſchaffen, ſoll ein Hauch aus Thoren-Mund
Zerwehen können? Sprich Vernunft zum Volk!
Nur dieſen Sieg noch, und es iſt gerettet!
Jojakim. Iſt dies auch Judah? dies auch Jojakim?
Wenn eure Mutter Größ' euch predigte,
Stand Jojakim verachtet unter euch —
Judah. Iſt's das? — Hier nimm den Führerſtab; mein Mund

Soll durch den deinen reden, meine Hand
Durch deine siegen; mein sei nur die Müh',
Und dein der Ruhm des Sieges und der Rettung!
Ist dies Gebot dir noch zu klein? Komm, laß
Den Handel gelten, heil'ger Neid, dein Volk
Nicht zu verderben!

Jojakim. Mund voll Lästerung!
Bin ich wie du? Herr, deinen Heiligen
Will er bestechen, daß um faulen Ehrgeiz
Dein Knecht dich lasse. Unglückseliger,
Weit besser ist's, das ganze Volk verdirbt,
Als daß von dem Gesetz ein Buchstab' nur
Werd' übertreten!

Judah. Weisheit, du wirst Unsinn
Im Mund des Schwärmers, und die Thorheit furchtbar,
Ansteckender und sonnverfinsternder,
Als Pest und als Heuschreckenscharen sind!
So untergehn? — so elend lächerlich,
So — Volk, das nach der Schande jagt, wie andre
Völker nach Ehre! — So den Kelch am Mund,
Verdursten; die Dattel schon am Gaum, verhungern;
So — an der Spitze schon des Speers den Sieg —
Und — untergehn — so, so — als tötete
Der Tod allein nicht, half' nicht Schmach dazu?
Nein! nein! er soll nicht! hier mit diesen Händen
Erwürg' ich dich, wenn du dein Volk nicht rettest!

(Alle Anwesenden scharen sich schützend um Jojakim, außer Ussiel.)

Jojakim. Laßt ihn; er mag's vollenden. Auf die Läst'rung
Häuf' er den Mord am Heiligen. Laßt Jojakim,
Ja, laßt ihn sterben für sein Volk!

Die Hauptleute (um Jojakim). Tod, wer
Den Heil'gen Tod droht!

Judah. Recht! recht! recht! Drückt noch
Die Schlange, die euch sticht, fest an den Busen
Und küßt des Löwen Zahn, der euch zerreißt!
Elendes Volk, zum Werkzeug nur gemacht,
Leih' dich dem eigenen Verderben dar,
Straf' so dich selber! Volk, was warst du, eh'
Dich Judah aufnahm aus dem Staub? Das wirst
Du wieder werden, ärmer denn zuvor.
Du hattest nichts — nichts — gar nichts — selbst der Mut
In deiner Brust, der Witz in deinem Hirn
War Judahs Mut und Witz: ich, den du zwangst,

Dich zu verachten, that der eig'nen Seele
Gewalt um dich, und — und so vergiltst du mir?
Verflucht der Arm, der für dich schlug! verflucht
Dies Herz, verflucht das Aug', das für euch wachte!
Die Kröte wollt' ich zu 'nem Adler flügeln;
Hin in den Sumpf, der deine Heimat ist,
Werf' ich dich wieder! (Es kommen immer mehr Krieger.)

Jojakim. Hört ihr? hört ihr? hört ihr?
Mein Hirn erschwindelt ob der Lästerung,
Mein Blut schwillt gärend auf wie Most im Schlauch,
Der Herr füllt wider Willen mich mit Eifer.
Er prahlt mit dem, was nur gelieh'n ihm war!
Wir alle nichts, der Herr nur hat gethan.
Der Böse wie der Gute thut unwissend
Und meinend, nur dem eig'nen Antrieb folg' er,
Des Herren That. Der Herr braucht auch den Bösen,
So lang' er will, zu seiner Zwecke Werkzeug;
Läßt seine That geschehn, bis er ihn hinwirft
Und ihn verdirbt um seiner Absicht Bosheit.
Das neue Syrierheer kommt von dem Herrn.
Er selbst hat es erweckt, uns zu versuchen,
Ob wir ihm folgen oder seinem Feind.

Usiel. Was willst du thun? Du fliehst? Du giebst es auf?
Denn alles ist verloren.

Judah. Geb' ich's auf,
Dann ist's verloren — Fliehen? Sterben? Feig
Sich selbst einreden, Tod für etwas sei
Das Größte? Leben ist's! Was ist's, den Schaum
Vom Kelch des Lebens schlürfen, wenn er braust?
Hinsinken, um in Liedern aufzustehn,
Eh' man des Bechers Grund gesehn? Nein, Tropfen
Um Tropfen kosten; so die bitt're Hefe
Auskosten bis zum letzten! Undank tragen,
Verdächtigung, zerstört zu sehn und wieder
Zerstört und immer wieder, was man schuf,
Zerstört, durch die zerstört, für die man schuf,
Und dennoch nicht ermüden! Heuchler, sieh',
Was du vermagst; schlag' deine Brust und roll'
Dein glühend Aug', hier leuchtet Judahs Schwert,
Hier ruft die Stimme, die dem Sieg gebeut!

Jojakim. Der Tod ist Sieg hier, und der Sieg ist Tod.
Stirb', Volk, dem Gotte, der den Sabbath schuf!

Judah. Gott schuf den Sabbath, da er ruhte, doch
Er ruhte erst, da er sein Werk vollendet;
So thu', sein Volk; erst Sieg und dann den Sabbath!
Mir nach, sein Volk, zum Sieg! (Ab. Ussiel folgt ihm.)
Jojakim. Mir nach zum Tod! (Ab.)

(Die übrigen folgen Jojakim.)

Von der andern Seite kommen Antiochus, Eleazar, Nikanor, Gefolge.

Antiochus (zu Nikanor).
Du bringst uns schwere Nachricht, doch du bringst auch,
Was uns sie leichter tragen machen kann.
Ein Trost ist bei des Vaters Tod dies Heer,
Das er in Persien warb vor seinem Tode
Und, das in seinem Sinn gebraucht zu sehn,
Ihm, der ein Gott nun auf uns niederschaut,
Das schönste Sohnesopfer dünken muß.
Mit in sein Grabmal schließ' ich meine Milde
Und seinen Zorn nehm' ich in meine Brust.
Nur solchen soll der Zweig der Milde blüh'n,
Die so wie du, mein Ajax, freigewillt
Aus ihres Volkes düsterm Wahnesmoder
Herauf sich retteten ans heitre Licht
Der Götter ihres Königs.
Eleazar. Deiner Götter.
Sie waren deine, und so mußten sie
Auch deines Ajax Götter werden, Herr.
Gorgias (kommt eilig). Herr, Nikomedes hat den Kampf begonnen,
Wie du gebotst.
Antiochus (wendet sich nach der Coulisse).
Der Kampf — ist das ein Kampf?
Nikanor. Was ist das? Ist's ein Wüstenbild, das hier
Uns äfft? Doch hier ist keine Wüste. Wehrlos,
Den Schild nicht brauchend, lassen sie sich schlachten.
Gorgias. Noch mehr — unglaublich ist's — die einen knien
Und singen Psalmen, andre werfen sich
Selbst in der Unsern Schwert.
Antiochus. Als wär's ein Glück,
Sich schlachten lassen, und ein Liebesdienst,
Sie schlachten, von den Unsern.
Nikanor. Sie berauschen sich
Im Trank des Tod's.
Antiochus. Nur Einer, mächtig ragend
Wie Ares, kämpft und ruft zum Kämpfen auf.
Ist das nicht Judah, ist's der Kriegsgott selbst!

Er spricht und wirft sich in den Kampf, der Meinung,
Daß sie ihm folgen. Seht, die Unsern weichen
Vor ihm allein. Nur tausend Judahs, und
Mit meinen Hunderttausend wär' ich nicht
Des Sieg's gewiß. Er sieht sich kämpfend um,
Ob sie ihm folgen, eilt zurück und trifft sie
Mit Reden, schärfer, denn ein syrisch Schwert;
Nun mit geschwung'nem Speer stürzt er von neuem
Ins blut'ge Bad — vergebens — wendet nun
Den Speer — so wie der Treiber auf das Vieh
Läßt er die Schläge auf die Trägen regnen.
Umsonst. Nun droht er mit dem Schwert. Er haut
Den Nächsten nieder; doch der Nebenmann
Erhebt sich nicht; er will den Tod, komm' er
Vom Judah oder von dem Feind. Dies Volk
Bezwing' ich wohl, doch diesen Judah nicht.

Eleazar (für sich). Verfolgt mich seine Größe überall?
Besiegt selbst, siegt er!

Antiochus. Wer erklärt dies Rätsel?

Eleazar. Der Sabbathtag, an dem kein Heiliger
Was anders thut, als ruh'n, bricht eben an.

Antiochus. Ist's so, benutzt die Thorheit! Gorgias, du
Wirfst mit dem halben Heer dich auf den Feind
Und schlägst die Thoren mit der eig'nen Thorheit.
Wir mit der andern Hälfte ziehen weiter,
Den Schreck der Überraschung vor uns her.

(Zu Nikanor.)

Du sendest Boten nach Jerusalem
Im Namen ihres echten Hohenpriesters —
Und daß er's wirklich sei, nimm ihr Gesetz
Zu Hülfe und der Priester Stammregister.

(Nikanor ab.)

Uns nennt Tyrannen dieses Thorenvolk?
Sein einziger Tyrann ist sein Gesetz;
Brecht auf! Des nächsten Abends Rot sieht Ajax
Als Hohenpriester. Gen Jerusalem! (Alle ab.)

Verwandlung.

Scene wie im ersten und zweiten Akt.

Frühester Morgen. Waffengeklirr und Geschrei Kämpfender in der Scene. Ein Volkshaufe wirr durcheinander rufend aus der Stadt nach vorn.

Josuah. Getöse wie von Waffen!

Eliah. Schrei'n vom Felsenpaß!

Miſael. Und mondenlang von Judah keine Nachricht!
Ruben. Gott Israels! es ſind die Syrier!
Alle. Wir ſind verloren!
Iſſaſchar (tritt aus der Mündung des Felſenpaſſes).
Nicht, weil Lea lebt.
Volkshaufe (durcheinander).
Wer iſt's? 's iſt Iſſaſchar, der Sohn Medimnah!
Der Alt'ſte von Modin! Herr, ſprich, was iſt's?
Iſſaſchar. Ein Haufen Syrier, derſelbe, der
Vor Judahs Annah'n ins Gebirg' zurückwich,
Iſt eingedrungen in den Felſenpaß,
Der hier heraufführt aus dem Terebinthenthal.
Verrat hat dieſen einz'gen Weg zur Feſte
Den Feind gelehrt, den nur die Bürger kennen;
Doch Leas Wachſamkeit vereitelte
Den Bubenſtreich und die Natur des Paſſes,
So eng und ſteil, voll Steingeröll' und Dornen,
In dem ein tapfrer Mann ein ganzes Heer
Abhalten kann — und ſeht! ſchon iſt ſie Sieg'rin.
(Lea mit Anhängern, den gefangenen Aaron in der Mitte, aus der Mündung des Felſenpaſſes.)
Jubelt ihr zu: Ein langes Leben Lea!
Der Mutter von Modin Tag' ohne Ende!
(Johannes mit Gefolge und dem gefangenen Boas aus der Stadt, von einem zweiten Volkshaufen begleitet, der ſich hinter Lea gruppiert.)
Joſuah, Eliah, Miſael, Ruben.
Der Mutter von Modin Tag' ohne Ende!
Miſael. Fallt vor ihr nieder!
Lea. Nicht ſo. Nur dem Herrn,
Dem Schutzgott Israels, gebührt der Preis
Und Judah, dem Erwählten; dann den Treuen,
Von deren Thun mein Aug' ich Zeuge ſein hieß,
Damit mein Mund vor Judahs Ohr ſie rühme,
Vor Judah, der der That nichts ſchuldig bleibt.
Ich ſeh' ihn, wie ſich ſeine Heldenſtirn
In Wolken hüllt, vernimmt er, wie Verrat
Modin bedroht, ein Bürger von Modin
Dem blut'gen Feinde ſelbſt den Weg gezeigt,
Bis Sonnenſchein die Nachricht ihm entlockt,
Wie Treue den Verrat beſiegt und den
Verräter ſelbſt gefangen nahm. Zeigt ihn
Dem Volke!
(Es geſchieht.)

Josuah, Eliab, Misael. Aaron!
Ruben. Der Brudersſohn
Von Simei!
Alle. Weh' über Aaron!
Johannes. Herrin, noch mehr hat der Verrat gewagt.
Rückkehrend von den Thoren, die, wie du
Befohlen, ich mit treuer Hut beſetzt,
Ergriff ich dieſen hier. Er ſprach zum Volke,
Es ſchreckend mit erlog'nem Dräu'n der Zukunft,
Um ſie von dir hinweg, dem Syrier zu-
Zuängſtigen.
Lea. Wer iſt er?
Iſſaſchar. Tod den beiden!
Johannes. Hier iſt er.
Lea. Boas?
Volkshaufe. Weh'! Weh'! über Boas
Josuah. Weh' über Simeis ganzes Haus!
Misael. Ergreift ſie!
Iſſaſchar. Werft ſie vom Felſen ihren Freunden zu!
Eh' iſt nicht Sicherheit fürs Volk Modins.
(Amri von einem dritten, größeren Volkshaufen begleitet, aus der Stadt.)
Amri. Streut Aſche auf das Haupt!
Dritter Volkshaufe (in großer Aufregung). Streut Aſche! Aſche!
Der Syrier kommt!
Lea (tritt vor). Volk von Modin —
Amri. Biſt du
Die Retterin, ſo rette jetzt!
Dritter Volkshaufe (drohend). Ja, rette!
Lea. Volk von Modin, der Syrier dräut nicht mehr.
Und du, Sohn Simei, dein Verrat mißlang.
In unſ'rer Hand ſind deines Plans Geſellen,
Und abgeſchlagen iſt der Syrier.
Amri. Der Syrier? Der Haufe — ha, was hilft's
Den Haufen? Schlag' die Heere von Beth Horon,
Die Heere von Ammaus tilg' uns aus!
Dritter Volkshaufe. Die Heere von Beth Horon! von Ammaus!
Lea. Der zwanzig Syrierheere hat vertilgt,
Lebt er nicht mehr, auch dieſe zu vertilgen?
Amri. Und halt' des Königs Wagen auf, wenn er
Rückkehrt aus Perſien von Elymais,
Da, wo der Tempel ſteht aus purem Gold,
Die Fenſter von Demanten; jeder Zoll
Prägt hundert Krieger. Alles Volk umher

Schickt Sklavenhändler seinem Herrn nach;
Das Kind im Mutterleib' schon ist verkauft.
Bist du die Retterin, so reit' uns nun;
Bist du erwählt, so zeig's jetzt, thu' ein Wunder!

Viele Stimmen aus dem dritten Volkshaufen.
Ja, reit' uns! Zeig's.

Der übrige dritte Haufe. Ein Wunder! Thu' ein Wunder!

Erster Volkshaufe (indem er, der bis dahin auf der andern Seite stand, nach rechts auf Leas Seite hinübergeht, um sich mit dem zweiten zum Schutze Leas zu vereinigen. Amri und der dritte Volkshaufe zieht sich aus der Mitte nach links). Der Herr mit Lea aus dem Stamme David!

Lea. Schmach auf das Volk Modins, wenn's Bess'res nicht
Will heißen, als der Stimme Tochter des
Verräters! Lallst du seine Läst'rung nach,
Der dich will reißen in den eig'nen Abfall?
Was hat denn Simei für dich gethan,
Daß du die Seele seiner Hand vertraust?
Wie des Tyrannen Knechte hier den Altar
Erbauten, wie der Syrier dir griff
Nach deinem Gott, war's Boas, der dir half?
War's Amri, der den Altar schlug, daß klingend
Das Bild des Greu'ls zerbrach? Nein, er beriet sich
Und sprach: süß ist das Leben.

Erster, zweiter Volkshaufe und Issaschar. Er beriet sich —
Weh' über Simei!

Boas. Herr, wer bin ich,
Daß ich vor deinem Volke sprechen dürfte?
Und doch nimmst du mir selber das Gewand
Der Demut ab und setzest mir aufs Haupt,
Wie einen Helm, den Zorn zu zürnen des
Gerechten. Simei, mein Bruder, kam
Zu geh'n zu opfern — ging er sonst um was,
Als um des Volkes Leben? War Antiochus
Der Alt're ewig? Hatten wir nicht Ruh',
Bis daß sein Sohn den Scepter nahm und uns
Zurückgab unsern Gott und sein Gesetz?
Ist das nun besser, was dein Judah that,
Daß er begann, was er nicht enden kann,
Daß er die Söhn' uns nimmt und wirft sie hin
Dem nimmersatten Syrierschwert zum Opfer?

Dritter Volkshaufe.
Daß er die Söhn' uns nimmt? Weh' über Judah!

Erster Volkshaufe. Hoſiannah Mattathias' Sohn! Hoſiannah!

Lea. O freilich hatten wir nicht Ruh', wenn Judah
Des Mann's der Demut Bruder opfern ließ?
Ja, ebenſo, wie du demütig biſt,
So, wie dein Zorn gerecht, ſo wahr ging jener
Zu opfern, um ſein Volk zu retten. Heuchler,
Den keine Scham mehr bändigt, rettet' er
Das Volk, wenn er es lockte von dem Herrn?
Nein; er verdarb's mit ewigem Verderben,
Wenn Judah nicht, den ſich der Herr berief,
Das eig'ne Leben hinwarf in die Wage!

Erſter, zweiter Volkshaufe und Iſſaſchar.
Weh' Simei und ſeinem ganzen Haus!

Dritter Volkshaufe (ſteht ungewiß).

Boas. Den ſich der Herr berief! Hat das der Herr,
Wer dann will Judah ſchmäh'n? Und hat er's nicht?
Sagt Judahs Mutter nicht: er hat's gethan?
Sitzt nicht ihr Hochmut mit im Götterrat?
Wer weiß es anders? Hat nicht alles Volk
Gehört, wie Gott den Judah rief? Iſt's nicht ſo?
Ihr ſagt: wir haben nichts gehört; es redet
Der Herr von Angeſicht nicht mehr mit Menſchen,
Nur durch die Schrift und Bücher des Geſetzes?
Nun gut; ſo ſteht's geſchrieben irgendwo?
Es ſteht geſchrieben: retten will der Herr
Sein Volk zu ſeiner Zeit; Er will's, der Herr
Will's retten; ſonſt ſteht in den Schriften nichts.
Es ſteht nicht drin: der Judah ſoll es retten,
Noch irgend wer, denn nur der Herr. Und wenn
Er's will, braucht er den Judah? braucht er ſonſt wen?
Iſt er nicht ſtark genug, es ſelbſt zu retten?
Iſt's Läſt'rung nicht, zu ſagen, daß der Herr
Den Judah dazu braucht, noch irgend wen?

Dritter Volkshaufe und Amri (immer drohender.)
's iſt Läſterung! 's iſt Läſterung!

Boas. Nun, wenn
Der Herr den Judah nicht bewegt, was ſonſt?
Hat er aus Lieb' zum Volk ihm vorgegriffen?
Denn vorgegriffen hat er ihm, wenn nicht
Der Herr ihn hat gerufen —

Dritter Volkshaufe und Amri (immer drohender Lea auf den Leib rückend, indem von dem erſten und zweiten Volkshaufen immer mehr von ihr zurück-

treten. Iſſaſchar, Joſuah, Eliab, Miſael, Ruben verweilen am längſten bei Lea.)

Ja; er hat
Ihm vorgegriffen! hat ihm vorgegriffen!

Lea. Er hat ihm —

Amri (lachend). Lieb' zu ſeinem Volk? Er hat's
Gehaßt, er hat's verſpottet, hat's verachtet.

Lea. Wagt man —

Dritter Volkshaufe. Er hat's verſpottet! hat's verachtet!

Lea. Sein Leben für den Feind?

Dritter Volkshaufe (immer aufgeregter). Er hat's! er hat's!

Voas. Gott ſelbſt gab Israel in Feindes Hand,
Wo's bleiben ſoll, bis er es ſelbſt errettet.
Mit Skorpionen wird er's züchtigen,
Ausſchütten all ſein Mark! Weh', weh' dem Samen
Von Jakob, weh' dem Volk von Israel,
Kehrt's nicht freiwillig unter ſeine Hand!

Die Meiſten aus dem Volke.
Weh' Jakob! weh' dem Volk von Israel,
Kehrt's nicht freiwillig unter ſeine Hand!

Lea (ſteht verlaſſen). Weh' Jakob! weh' dem Volk von Israel,
Folgt es dem Rate der Abtrünnigen!
Verblendet Volk, hör' meine Stimme —

Amri. Fort!
Der Syrier ſteht am Paſſe; laßt ihn ein!

Volk. Ja! fort zum Syrier und laßt ihn ein!

Lea (hat ihnen den Paß abgewonnen, Joarim und Benjamin an den Händen).
Zurück! Nie! Nimmermehr! Und ſollt' ich ſelbſt
Der Pforte Riegel ſein, dahingeſtreckt
Zur Erde dieſen Leib, der Israels
Erretter trug! Zwei Kinder und ein Weib
Zertretet erſt!

Amri. Noch haltet. Woran wird
Der Syrier in uns den Freund erkennen,
Daß er uns nicht mit ſeinen Feinden töte?

Volk. Ja, ſprich, woran?

(In der Scene immer näher kommend Muſik von Zymbeln, Flöten, Pauken.)

Lea (reißt die Kinder an ſich). Ha! ich verſteh' ſein Aug'.
Wachſ't feſt an meiner Bruſt! Eh' reiß' der Tiger
In Stücken uns, eh' er uns lebend trennt!

Amri. Bring' ihm des Judah Brüder, daß er ſich
An ihnen räche! Über ihrem Haupt
Mach' unſern Bund, Herr, mit dem Syrier.

Lea (indem Amri die Kinder ihr nehmen will).

O nun ein Wunder! Herr, ein Zeichen, bist du
Mit Leas Sohn! Ein Zeichen, Herr! sonst war
Ein Traum nur dein Gesicht!

Amri. Gieb sie gutwillig!

(Aus der Stadt kommen rosenbekränzte Jungfrauen, auf Flöten, Hymbeln, Pauken musizierend, hinter ihnen rosenbekränzte Kinder, Frauen, Greise im feierlichen Zug; zuletzt Simon. Große Bewegung unter dem Volke.)

Boas. Was kommt dort?

Aaron. Festlicher Gesang.

Amri. Was soll
Die Thorheit?

Aaron. Will das Volk den Retter preisen?

Lea. Sie sind nicht aus Modin.

Johannes. O wär' es Judah!

Lea (aufschreiend). Es war kein Traum! Ha, Sieg!

Die Jungfrauen. Sieg! Sieg!

Boas. Verflucht!

Johannes. Simon!

Simon. Wir bringen Sieg. Mit deinem Judah
Der Gott der Zebaoth!

Amri. Brust, Brust, bleib' ganz!
Der Judah Sieger? Thoren! Bei Beth Horon
Dort steht der Herr, die Wag' in seiner Hand,
Und wägt sein Volk und in der Syrier Schale
Wirft er noch seines Zorns Gewicht. Der Herr
Wird richten!

Simon. Wird? Schon hat der Herr gerichtet.
Der Syrier Hunderttausend wogen leicht;
Der Herr warf sein Gewicht in Judahs Schale.
Der Judah rief den Herrn, da wandelte
Ein Rauschen in den Palmen über ihm
Und wirbelte den Sand empor und warf ihn
Den Syriern in die Augen, daß sie blind
Des Judah Schwert nur fühlten und nicht sahn.

Lea. Der Herr geht vor dem Judah her, hört ihr?
Der Herr gehorcht, wenn ihn der Judah ruft!

Erster Volkshaufe (wieder um Lea).
Er ist! er ist! der Herr ist mit dem Judah!

Amri. Unselige, was ras't ihr da? Ein Kind
War bei Beth Horon Syriens Heer; so wie
Ein reis'ger Mann gegen ein Kind, so ist
Das Heer, das bei Ammaus steht, gegen
Das von Beth Horon. Nicht die Waffen braucht's.

Wenn ſie vom Jordan trinken, wird er leer;
Sie atmen, und die Luft iſt weggeatmet
Über Israel; all ſein Vieh verſchlingt
Ein Wahl; vor ihrem Auftritt bebt die Erde;
Der Wind von ihrem Schrei wirft Judah ſchon.
Der Herr läßt ſich mit Glück den Frevler mäſten,
Eh' er ihn ſchlachtet zu der Rache Mahl.
Und er wird richten! bei Ammaus wird
Er richten.

Simon. Dort gerichtet hat er ſchon,
Dort bei Ammaus hat der Herr gerichtet!
Wer zeigt die Stoppeln noch von ihrer Saat?

Iſſaſchar. Weh', weh' und Tod dem Hauſe Simei!

Lea. Der Herr ſetzt Judah auf des Herren Stuhl
Und läßt ihn richten über Syrien.
Judah iſt mehr, als Menſchen ſind; er iſt
Aus Erde nicht geſchaffen!

Amri. Einen Fluch,
Der mich erleichtert! Noch nicht. Kehren laß
Antiochus von Elymais erſt.

Simon. Er iſt gekehrt —

Amri. Und wird euch ſchrecklich richten!

Simon. Niemand mehr richtet, den der Herr gerichtet;
Denn unterwegs ſchlug ihn des Herren Hand,
Warf tot ihn von dem Wagen auf das Feld;
Ein Denkmal: Seht; ſo ſtraft der Herr Tyrannen!

Lea. G'nügt dir dies Wunder, wunderhungrig Volk?

Iſſaſchar. Tod über Boas; über Amri; Tod
Über Simeis ganzes Haus!

Volk. Er ſterbe!

Iſſaſchar. Reißt ſie aus ihren Häuſern! Steinigt ſie!

Volk (indem ſie die Simeiten ergreifen).
Ja, ſteinigt ſie!

Iſſaſchar. Hier mit des Altars Steinen,
Auf denen Simei geſündigt hat.

Volk. Laßt keinen flieh'n!

Naemi (flehend den Saum von Leas Mantel faſſend).
Herrin!

Lea. Was geht die Tochter
Boas' mich an? Fort!

Volk. Boas' Tochter? Hin
Mit ihr zum Tod, mit Boas' ganzem Haus!

Simon. Herrin, rett' Judah's Weib!

Lea. Aus Königstöchtern
Wählt Judah ſich ſein Weib. Willſt du den Zorn
Des Herrn verew'gen? Wer, wenn zu Gericht
Er geht mit ſeinen Feinden, hindert ihn?
Nun auf, ihr Frau'n von Israel, zum Reih'n,
Zum Siegesreih'n mit Zymbeln und mit Pauken!
(Sie nimmt einer von den Frauen die Zymbeln, ſetzt ſich an die Spitze des Zuges und führt ihn zymbelſchlagend linkum über die Bühne.)

Naemi (indem ſie fortgeriſſen wird).
Ich bin des Judah Weib! Um Judahs willen!
Die Menſchen hören nichts; hör' du mich, Herr!

Volk (hat die Eilenden auf die Knie geriſſen, hält die Hände über ſich).
Nieder! Ihr Blut über ihr Haupt! Sie haben
Den Herrn gelästert!
(Sie laufen zurück, um Steine zu holen.)

Boas (laufend). Halt!

Amri (ebenſo). Ein Bote!

Boas. Hört
Den Boten erſt!

Nathan (kommt aus dem Thore). Weh' Israel!

Amri Ha, Rettung!

Lea (den Zug aufhaltend).
Ein Bote? (Ihm entgegen.) Welchen neuen Sieg kommſt du
Zu melden?

Amri. Keine Taube mit dem Ölblatt!
Ein Hiobsbote!

Nathan. Weh' dir, Israel!
Antiochus zieht auf Jeruſalem.

Lea (nimmt eine Spange von ihrem Gewand).
Da, nimm das Kleinod hier für deinen Scherz
Und gieb uns ſeinen Kern! Welch neuer Sieg
Lieh deinen Atem?

Nathan. Iſt's ein Scherz, ſo iſt's
Ein blut'ger, den nur Wahnſinn kann belachen.
Antiochus —

Lea. Wenn du nicht ſcherzeſt, lügſt du,
Doch viel zu ungeſchickt, um uns zu täuſchen,
Sagſt du: die Toten ziehen in das Feld!

Nathan. Der Junge iſt's, der Alte nicht; er zieht —

Lea. Noch beſſer! Thor, du weißt nicht, daß der Junge
Israels Freund iſt? Nun, ſo kommt er denn,
Bekehrt von Eleazar zu den Unſern,
Um Judah zu begrüßen.

Nathan. Feindlich kommt er;
Sein Liebling Ajax, ein Abtrünniger
Aus Israel, ist seines Zuges Seele.
Er hat den König uns zum Feind gemacht.
Schon zieht er auf Jerusalem.
Lea. Er komme!
Dort bei Ammaus steht der starke Judah;
Er mag nur kommen; er wird wieder geh'n!
Nathan. Dort bei Ammaus steht kein Judah mehr —
Unaufgehalten zieht Antiochus
Mit seinem Volke nach Jerusalem;
Dort herrscht der Hunger und die Pest; es kann
Sich keinen Tag lang halten gegen ihn.
Jojakim (aus der Stadt). Heil Israel!
Lea (zu Nathan). Hörst du?
Jojakim. Du bist gerettet!
Lea. Nun scherze wetter.
Jojakim. Judah —
Lea. Hat gesiegt —
Jojakim. Den Frevler schlug der Herr —
Lea. Den Syrer.
Jojakim. Den Judah. Gott verwarf ihn!
Nathan. Hörst du's nun?
Lea. Sie rasen —
Jojakim. Den Verruchten, der das Volk
Am Tag des heil'gen Sabbaths kämpfen hieß.
Doch Jojakim schuf, daß sie wehrlos starben.
Lea. Wahnsinniger! Er hat das Volk verderbt
Und rühmt sich noch der That. Zum Tod mit ihm!
(Niemand gehorcht; das Volk verläßt einer um den andern Lea.)
Jojakim. Du hast's verderbt Verfluchter noch als Kain,
Hat dieses Weib sein ganzes Volk erschlagen!
Lea. Was steht ihr bleich? Verloren ist noch nichts;
Hinausgerückt nur ist das Ziel, damit sich
Des Herren Wort erfülle. Noch ist nichts
Verloren, noch lebt Eleazar!
Jojakim. Ajax —
Lea. Verflucht er und sein ganzes Haus! In Martern
Müss' ihn die Mutter sterben seh'n! —
Simon. Halt' ein —
Jojakim. Fluche nur zu!
Lea. Nenn' mir ihn nicht. Noch lebt
Ein Richter ihm, und nun ist seine Zeit,

Der Tag, an dem er fragt: Iſt Judah größer?
Ihn und nicht Judah krönte das Geſicht.
Nun wird er auferſteh'n, wie die Sonne wird
Er auferſteh'n, wie die Sonne wird er wandeln
In ſeiner Thaten Glanz. Judah war nur,
Der vor ihm herging, nur ein Stern der Nacht,
Doch Eleazar wird die Sonne ſein!
Er wird ihn faſſen, den Abtrünnigen!

Jojakim (auflachend). Den Ajax Eleazar?

Lea. Ihn und dich.

Simon. Weh' mir und dir, daß ſo des Vaters Wort
Zur Wahrheit wird!

Lea. Was willſt du, Thor? Welch' Wort?

Simon. Du ſelber müßteſt einſt dem Liebling fluchen.

Lea. Du raſeſt —

Simon. Ajax iſt dein Eleazar.

(Alles weicht entſetzt einen Schritt zurück.)

Bei meiner Brüder Leben! ſelber ſah
Ich ihn in Jericho, da ich verkleidet
Als Späher dort verweilt.

Lea (ſteht ganz verlaſſen). Weh'! — Wer ruft Weh'
Hier, wo die Sieger jubeln? Steht ihr bleich?
Iſt's Sitte, bleich ſein, wenn ein Rabe krächzt?
Auf, Töchter Israels, zum Siegesreih'n!

(Sie thut einige Schritte; der Zug bleibt vor Entſetzen ſtehn; ſie ſelbſt, wie ſie ſich auf den Geſichtern orientiert, wie erſtarrend.)

Weh' mir und weh' dem Tag, an dem ich ward!

(Sie zerreißt ihr Gewand.)

Jojakim. Er ſollte König ſein; nun iſt er's. Schreckt
Dich deines Hochmutstraums Erfüllung nun?

Lea. So wär' des Herren Wort? — zweideutig Heil
Vorſpiegelnd, doch Verderben —

Simon. Nein, er hält
Sein Wort; ob uns zum Lohn, ob uns zur Strafe,
Giebt er in unſ're eig'ne Hand.

Lea (lachend gen Himmel). Ich hab'
Noch Kinder!

Amri (reißt ihr Jojakim von den Händen und führt ihn nach links, wo er gleich feſtgehalten und abgeführt wird). Nun nicht mehr.

Simon (ſtürzt auf ihn zu, als Amri auch Benjamin nehmen will).
Verruchter, fort
Die Hand —

Amri. Auch du kommst mit. Ergreift ihn, Männer!
(Sie thun's.)
Und jenen! (Johannes, auf den er zeigt, wird gepackt. Nun reißt er selbst auch Benjamin von ihrer Seite und eilt mit ihm ab.)
Lea (will nach; die noch zurückgebliebenen Männer halten sie zurück).
Meine Kinder!
Amri (im Abeilen.) Hol' sie dir
Beim König! (Mit seiner Partei und den Gefangenen ab.)
Lea. Meine Kinder!
(Will nach; indem sie erschöpft zu Boden sinkt und die Jungfrauen sich um sie bemühen.)
Meine Kinder!

Vorhang fällt. Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

Auf dem Wege von Modin nach Jerusalem.

Mehrere Felswege kreuzen sich unter Sykomoren und Granaten. Schroffe Felswände zu beiden Seiten. Vorn rechts eine große Sykomore; links ein Granatenbusch. Hinten Jerusalem. Es dämmert.

Aaron und Gefolge mit dem gefangenen Johannes.

Aaron. Hier haltet einen Augenblick, bis Amri
Uns mit den Kleinen eingeholt.

Amri und Gefolge, in dessen Mitte Joarim und Benjamin.

Amri. Wo ist
Mein Oheim?
Aaron. Herr, voraus.
Amri. Hier laßt uns rasten!
Benjamin (zu Joarim). Dort kommt die Mutter. Wer ist's, der sie führt?
Joarim. Sie wankt' und fiel und rafft' sich wieder auf.
Und fiel von neuem —
Johannes. Welch' ein Anblick!
Joarim. Da
Erbarmte sich ein ährenlesend Mädchen
Und lief herzu und hob sie auf.
Johannes. O seht!
Zerrissen das Gewand; wie ein Gewölk'
Vom Wind gepeitscht das Haar um ihre Schläfe;
Vom öftern Stürzen auf den Felsenkanten
Das Antlitz blutig und voll Staub!

Benjamin. Ach, Mutter!
Joarim. Du arme Mutter!
Lea (erſt noch in der Scene). Weile, blut'ger Amri!
Amri. Still, Brut, wenn ſie am Leben bleiben ſoll.
Bei Simei! der Schwur iſt heilig. Fort!
(Er winkt; Amris und ein Teil von Aarons Gefolge mit den Kindern ab.)
So ächzt der Kibitz hinter ſeiner Brut.
Erſt macht' es Spaß mir, doch nun Langeweile.
Schnell fort, daß ſie zurückbleibt!
(Bleibt ſtehen und packt Aaron.)
Daß der Herr
Dich treffe, Knecht! wo haſt den Simon du,
Den Älteſten?
Aaron. Du biſt nicht wütender,
Als ich, und ich nicht ſchuldiger, als du.
Amri. Nicht ſchuldiger, tilg' ich mit dieſem Meſſer
Die Schulden dir!
Aaron. Erſt höre, wie's geſchah.
Dort, wo der ſteilſte Fels auf ſchmalſtem Weg
Uns Mann nach Mann zu gehen zwang, dort ſprang er,
Wo die Gazelle nicht zu ſpringen wagt —
Amri. Und Keiner hielt ihn?
Aaron. Doch. Aſſarja,
Der Nächſte hinter ihm; ihn riß er mit
Und — lebt er? iſt er tot? ich weiß es nicht.
Lea (tritt auf, von einem Mädchen geführt).
Häuf' nicht des Rächers Grimm! gieb mir die Kinder,
Daß er dich ſchone!
Amri. Machſt auch du den Kopf
Mir warm?
Lea. Wo ſeid ihr?
Amri. Hörſt du? Bleib' zurück!
Lea. Johannes! Benjamin! Hört ihr?
Amri. Ich will
Mir Ruhe ſchaffen. Bindet mir das Weib
Dort an die Sykomore!
Lea. Binden? Mich,
Die ſchon die Schwäche bindet?
Amri. Schnell! Hierher!
(Sie wird ergriffen; das Mädchen flieht.)
Lea. Thu's nicht! Thu's nicht! Der Herr wird es nicht dulden,
Daß du es thuſt. — Läßt du die Luft doch mitgehn;
Sieh', die Gedanken könnt'ſt du mir nicht binden.

Daß sie nicht folgten deinem Schritt, und sieh',
So still wie ein Gedanke will ich sein.
Nicht einmal bitten will ich mehr!

Amri (zeigt an die vordere Seite des Stammes der Sykomore). Hierher.
Vorwärts! (Zu Einem.) Nicht weinen sollst du, binden, Schurke!

Lea (während sie hingeschleppt und gebunden wird).
Unmenschen, ein ohnmächtig Weib zu binden!
Nein, nicht Unmenschen! denn ihr könnt's ja nicht.
Seht, hier sind meine Hände; wie ein Kind
Laß ich mich binden; denn ihr könnt's ja nicht.
Und hättet ihr's gethan, ihr flüchtet euch
Vor Mitleid selbst und schnittet wieder auf —

Amri. Lernt Hochmut selber betteln?

Lea. Sieh', wie ruhig
Dein Schmäh'n ich trage.

Amri. Schwäche ist geduldig.

Lea. Mann, weine nicht; wenn du um mich weinst, was
Soll ich dann um die Kinder thun? Wenn du
Nur seufzest, müßt' ich untergehn in Thränen.

Amri. Uns sied'st du nicht in Thränen weich; versuch's
Nun mit dem Strang! vielleicht reißt er aus Mitleid.

(Amri, Aaron und Gefolge gehn.)

(Naemi tritt mit dem Mädchen auf, das auf Lea zeigt.)

Lea. Ich weiß, ihr könnt nicht gehn, nicht so mich lassen —

Naemi. Sie ist's! ich danke dir.

(Mädchen geht.)

O, welch' ein Anblick!

Lea. Weh' mir! was ist's so still? Sie sind gegangen,
Und ich — was folg' ich nicht? Elendes Seil,
Willst du die Mutter von den Kindern trennen?
Sieh', was die Mutterliebe kann; so reiß'
Ich dich in Stücken!

(Vergebliche Anstrengung; es wird Nacht.)

Weh' mir! So allein
Im wilden Felsenthal muß ich verschmachten,
Und meine Kinder sterben fern von mir!

Naemi. Ich knüpf' sie los. O Hände, zittert nicht!

Lea. Wer spricht hier? Wem gehört die Helferhand?
Wer knüpft mich los? Auf meinen Händen fühl'
Ich Thränen; weiche Locken fallen d'rauf.
O, das sind Haare, so wie Joarims,
Ein Veilchenatem, so wie Benjamins.
O, wer du bist, wenn du kein Engel bist,

Laß deine Mutter nicht! laß dich nicht ſtehlen!
Sieh, auf den Knieen, wär' ich frei, läg' ich
Vor dir: o Kind, gehorch' ihr, iſt ſie doch
Die Bruſt nur und du biſt das Herz darin.
Doch redet ſie von Größe, hör' ſie nicht!
Iſt ihr der Thron zu niedrig, Größe ſelbſt
Nicht groß genug für dich, hör's nicht; jed' Wort
Zuckt tauſend Schwerter einſt auf dich und ſie.
Und rief' der Herr dich ſelbſt, o hör' es nicht!
Wir müſſen thun nach unſerm Wort; er thut,
Was ihm gefällt; wer rechtet mit dem Herrn?
Er zieht den Vorhang ſeiner Wolken zu,
So wie die Mächtigen der Welt es thun;
Stürm' deine Klage hin, du Leidender;
Schrei' auf um Unrecht, das ſie dir gethan;
Sie lächeln ihrer Macht und hören's nicht!

Naemi. Ein Arm iſt frei.

Lea. O Kinder! meine Kinder!
Ihr ſolltet Helden, ſolltet Kön'ge ſein; —
O wär't ihr Bettler, doch ich hätt' euch hier,
Wär't ihr verachtet, doch in meinen Armen,
Wär't ihr verabſcheut, doch an meiner Bruſt!

(Sie iſt losgebunden.)

Herr, was ſtrafſt du die Kinder? ſtrafe mich!
Such' meine Schuld, Herr, an mir ſelber heim!
Was ſchläft dein Donner? Herr, ruf' deinem Blitz!
Laß deine Winde raſen, dein Geſchoß,
Den Hagel, wirf nach mir; ſieh, ſelber bahn'
Ich deinen Fluten einen Weg zu mir!

(Sie reißt ihr Obergewand ab.)

Fort, Spangen! Fluch, was glänzt und was verlockt!
Verflucht ſei Größe, außen ſtrahlenblendend,
Innen voll Dornen! Ruhm, verflucht ſei'ſt du,
Ein Treiber ohn' Erbarmen! Winde, peitſcht

(Sie reißt die Haare los.)

Mit meinen eig'nen Haaren mich! — O ſtill!
Ein Hamſter ſchleicht zu ſeinem Neſt; er hat
Die Backen vollgefüllt für ſeine Kinder.
Der Vogel auf dem Zweig ſchrickt aus dem Schlaf;
Ein Habicht hat die Kinder ihm geraubt,
So träumt er, und er rafft ſich auf, der Schwache,
Vom Starken ſie zu retten. Seht mich, Mütter
In Feld und Wald, am Himmel und auf Erden,

Hier eine Mutter, unnatürlich, wie
Sonst keine! Sieben Söhne, wie sie nie
Ein Mutterauge schöner sah, hat sie,
Sie selbst verderbt! Helft mir der Tig'rin fluchen!
O, keine Tig'rin hätte das gethan! —
Der am einsamen Bett der Hindin steht,
Ihr aushilft in der Stunde der Geburt,
Wenn ihre Seele zagt, Herr, sieh verblutend
Ein Mutterherz aus sieben Todeswunden,
Das ganze Weib ein brechend Mutterherz,
Und sprich: es ist genug! (Sie sinkt zusammen.)

Naemi (sie haltend). Herrin, du sinkst,
Erquicke dich an diesem Quell.

Lea (matt). Wer spricht?
Die Ährenleserin, die heut' mich aufhob
Und führte? Geh' und sei gesegnet; ist's
Auch nur der Segen eines armen Weibes.
Geh' heim; ich bleibe hier; ich will hier sterben.

Naemi. Von ihrem Schmerz erfüllt, kennt sie mich nicht.
Trink', Herrin!

Lea. Deine Stimme thut mir weh.
Geh', Mädchen! Mädchen? Nein, du bist kein Mensch!
Die Mutter trinken, wenn die Kinder schmachten?

Naemi. Um deiner Kinder willen stärke dich,
Daß du sie rettest!

Lea (wie erschreckt). Rettest? Was sagst du?
Sie rettest?

Naemi. Ist der König doch ein Mensch;
Er wird die Kinder deinem Fleh'n nicht weigern.

Lea. Er wird — bist du ein Engel? wird er? ja!
Er wird! Kennetest du meinen Benjamin;
Säh'st du ihn lächeln, o du müßtest sagen:
Er kann den Kindern nichts zu leide thun!
Fort! Weh' mir! Nun ich retten könnte, bin ich
Gelähmt.

Naemi. Hier trinke, daß dein Geist zurückkehrt
Zu dir. Ich führe dich und, wirst du matter,
So trag' ich dich —

Lea. Gieb! Gieb den Trank. Vergebt
Mir, Kinder, daß ich trinke! (Sie trinkt.) Trink' ich doch
Nur, euch zu retten. — Sieh, nun bin ich stark.
Doch wohin führt der Weg zum Syrier nun?

Naemi. Schon such' ich ihn. Hörst du die fernen Klänge?

Ein Bußpſalm — dorther kommt er, wo das Licht
Der Nacht den milden Silberduft ſich ſelbſt
Voranſchickt und den breiten dunkeln Hügel
Abzeichnet, hinter dem's heraufkommt. Dort
Der Hügel muß der Ölberg ſein, dort liegt
Jeruſalem —

Lea. Die Stimme! Das iſt nicht
Die Ährenleſerin —

Naemi. Und dort im Thal
Seh' ich des Königs Zelte ſchimmern. Komm
Den Weg hier; ſchon wird's hell.

(Der Mond geht über Jeruſalem auf.)

Lea. Du biſt Naemi!
Was willſt du dort?

Naemi. Die Kinder retten.

Lea. Du?
Fort! ſei barmherzig! — Du, die ich gehaßt?
Die ich verfolgt?

Naemi. Du mußteſt mich verfolgen,
Damit du endlich meine Treue ſäh'ſt.

Lea. Dem Glücke folg'; ich hab' nichts mehr zu geben.
Zu deinem Vater geh', zu ſeinen Göttern!

Naemi. Ich geh' mit dir, wohin dein Fuß dich führt.
Dein Gott iſt mein Gott; wo du ſtirbſt, da ſterb'
Ich auch; da will ich auch begraben ſein.
Kehr' dich nicht weg. So wahr der Herr lebt, nur
Der Tod ſoll mich von Judahs Mutter ſcheiden.

Lea (ſinkt vor ihr auf die Kniee).

Naemi. Was thuſt du, Herrin?

Lea. Laß mich! Du biſt beſſer
Als ich. Vergieb mir und dann ſegne mich,
Damit ich gehe!

Naemi. Ohne mich?

Lea. Wohin
Ging' ich von nun, daß du nicht mit mir gingeſt
Als meiner Seele beſſ'rer Teil? O ſieh,
Schon hab' ich meiner armen Kinder Erbe
An dich gegeben, meine letzten Thränen. —
Soll dich, das ſchöne, junge Weib, das Aug'
Der rohen Krieger ſehn? Nein, bleibe hier
Und warte mein; bald kehr' ich mit den Kindern.

Naemi. Gehorsam deinem Worte bleibt Naemi,
Und es geleiten dich des Herren Engel!

(Sie führt sie ab. Von der andern Seite kommen Judah, Ussiel und einige Krieger.)

Judah (zu den Kriegern im Auftreten).
Schnell fort und ruft's durchs ganze Israel;
Ich schleiche nach Jerusalem mich durch.
Dort herrscht der Hunger und die Pest; doch hat
Die Herzen nur die Not noch nicht gelähmt,
Und kann ich's halten, bis ihr Hilfe bringt,
Dann, Syrier, sitz' fest auf deinem Thron,
Sonst schüttelt Judah dich wie reifes Obst!

(Die Krieger gehen; Naemi kommt zurück.)

Naemi. Hier im Granatenbusch will ich mich setzen,
Doch schlafen nicht; sonst säh' ich sie nicht kehren.

Judah (einige Schritte nach hinten).
Wie Sicherheit hier mit bequemem Flügel
Dies Lager brütet! Kein Verhau! Kein Graben!
Ist Judah tot? Ist er ein Thor geworden,
Daß man ihn höhnen darf? Geduld, bis dir
Die ausgefall'nen Schwingen wieder wachsen;
Dann zahl' die neue Schuld ihm mit der alten.
Nun nach Jerusalem!

Naemi (aufschreckend). Es nahen Männer.
Die Stimme — ja er ist's!

(Sprachlos zu seinen Füßen.)

Judah. Was will dies Weib?
Naemi. Mein Herr!
Judah (überrascht, er hebt sie auf). Röslein von Saron! Lilie
Im Garten Salomo!
Naemi (weinend). Voll Staub und Blut —
Judah. Nichts; nur mein Bett hat abgefärbt.
Naemi. Du schliefst
Auf Stein, mein armer Herr? und ohne Polster?
Judah. Wie mancher schlief die Nacht gar ohne Kopf.
Naemi (lachend). Daß ich dich wieder habe, lieber Herr!
Judah (sie an sich drückend).
Blüh' auf, mein Röschen, blüh'; hier ist dein Boden.
Naemi. So schlug die Nachtigall, wie du zuerst
Hierher mich pflanztest, und so wob der Mond
Um sie und den Granatbusch all sein Gold.
Judah. Und doch, mein Röschen, deine Nachtigall

Um einen Mund voll Brot, all deinen Mondſchein
Um einen Becher Wein, und wär' er ſauer!
Naemi. Du Armer hungerſt, und ich habe nichts!
Judah. Hör', Uſiel, ein Rätſel. Sprich, was iſt's?
Der Männer hunderttauſend ſprengen's nicht,
Doch füllt ein einzig flüſternd Weib es aus. —
Doch wie kommſt du hierher? Was macht meine Mutter?
Was meine Brüder?
Naemi. Deine Brüder ſind —
Beim Syrier.
Judah. Mehr, als ich fürchtete.
Und meine Mutter? wo, als bei den Kindern?
Wie? ja, ich traf's?
Naemi. Sie hofft —
Judah. Sie hofft —? Kein Weib
War weiſer, keine Mutter thörichter!
(Zu Uſiel.)
Ich eile nach Jeruſalem; hörſt du
Uns aus den Thoren brechen, wirf dein Häuflein
Vom Fels in ihre Sicherheit. Vom Syrier
Hoffſt du die Kinder, Mutter? Selbſt ein Kind
In deinem Wahn! Der Syrier wird ſie geben
Nicht deinem Fleh'n, doch deines Judah Schwert!
(Will gehn, bleibt.)
Und wenn — nein — bleib' — hinunter, Herz; ich kann
Nicht helfen, Mutter! Mit Jeruſalem
Iſt Israel verloren. Nein; ich darf
Das Spiel nicht wagen. Hier verblute, Menſch
In Judah; wohn' von hier in dir allein,
Errettung Israels, des Judah Seele!
Ich laſſe dich im Schutze Uſiels,
Mein Weib. Leb' wohl! Vielleicht ſehn wir uns wieder.
Naemi. Nie, wenn du mit Vielleicht Naemi tötеſt!
Herr, wer giebt dir das Recht, allein zu ſterben?
Ich geh' mit dir; mein Leben iſt in deinem.
Judah. Nicht ſterben, leben will ich! Geh'! Leb' wohl!
(Er geht einige Schritte nach hinten, Uſiel und Naemi nach der Seite; er bleibt ſtehn und wendet ſich unwillkürlich noch einmal nach Naemi; er ſchämt ſich, den wahren Grund ſeines Umwendens merken zu laſſen und ruft:)
Uſiel!
Uſiel (indem er und Naemi ſich wenden).
Ja, Herr; was willſt du?
Judah. Nichts; es kam

Mir ein Gedanke nur, doch nahm ich ihn
Zurück.

(Naemi sprachlos in seinen Armen.)

Röslein von Saron — (Er bezwingt sich.) Geh'! Leb' wohl!

(Er macht sich los und geht rasch nach hinten, Ustel und Naemi nach der Seite ab.)

Verwandlung.

Eine Straße in Jerusalem mit Aussicht nach dem Tempel. Mondschein, Gewitterwolken am Himmel.

(Hungernde und Kranke vor den Thüren, vorn ein Weib mit einem Kinde und ein Greis.)

Simon von der einen, Jonathan von der andern Seite, sehn sich, wenden sich traurig ab, dann fallen sie sich schluchzend in die Arme.

Simon. O daß ich nie entrann den Händen Amris!
Jonathan. O Simon!
Simon. Jonathan!
Jonathan. Alles verloren!
Durch Zions Gassen rief ich auf zur Wehr —
Keine Antwort, kaum ein Blick, der matt sich hob,
Als wollt' er fragen: Wer stört mich im Sterben?
Und schwach zurücksiel, eh' er mich erreicht.
Simon. Kein lebend Menschenaug' sah, was das meine
Den kurzen Weg durch Akras Straßen sah.
Hier tot ein junges Weib, das Kind verschmachtend
An ihrer Brust, und über sie hinweg
Lacht wild der Wahnsinn aus dem Aug' des Gatten.
Jonathan. Ich sah, wie Sterbende sich niederlegten
Gleichgültig so, als wär's zum Schlaf, und Leichen
Zum Polster nahmen für ihr Haupt, um andern
Denselben Dienst zu leisten.
Simon. Hunger dient
Der Pest, und die dem Tod, schrecklich wetteifernd
In ihres Dienstes Hast; und wo nicht Tod,
Da schaut Verzweiflung aus den stieren Augen.
Sie haben keinen Fluch mehr, keine Thränen.
Der Feind pocht an das Thor; sie hören's nicht.
Kein Ruf weckt die lebend'gen Leichen mehr.
Das Weib (zu Jonathan, sein Gewand fassend).
O, einen Bissen nur! Sieh', Herr, mein Kind
Verschmachtet. Einen Bissen nur, und wär' er
So, daß dein Hund ihn ekelnd liegen ließ!

Jonathan (reißt ſich los, ſchmerzlich).
Unglückliche, wer giebt mir, euch zu geben?
Wollt' ich von meinem eig'nen Fleiſch dir geben,
Nicht ſoviel ließ mir Hunger, dich zu ſätt'gen.
Das Weib. Um deines Bruders Judah willen, Herr!
Meine Mutter, Herr, und meine ſieben Brüder,
Sie hofften bis zum letzten Augenblick:
Käm' Judah nur, dann wären wir gerettet.
Sie ſtarben alle, und kein Judah kam.
Jonathan. Unglückliche, hier hilft kein Judah mehr!
Greis (ohne ſich zu bewegen). Kommt Judah?
Weib. Hörſt du, Herr? er hörte uns
Den Judah nennen. Nein, mein armer Vater!
Simon. Was iſt das? Hörſt du? Fernes Schrei'n —
Jonathan. Das iſt
Der Syrier, der unſ're Schwäche nutzt.
Auf, Volk Jeruſalems! der Syrier ſtürmt!
Auf! zu den Mauern, Krieger!
Simon. Ruf' die Steine:
Sie hören dich; doch dieſe Leichen nicht.
Jonathan. Schon naht der Lärm; er iſt ſchon in den Mauern.
Herr, was beginnen?
Simon. Frag' die Weiſen hier;
Beredt iſt ihre ſtumme Antwort: ſterben!
Jonathan. Doch das iſt weder Kriegsgeſchrei noch Weh'ruf!
Simon. 's iſt Jubel —
Jonathan. Näher kommt's. Sie rufen —
Volk (erſt noch in der Scene ganz fern). Judah!
Jonathan. Deutlich hör' ich den Ruf: er iſt's!
Volk. Er iſt's!
Die Herumliegenden (halb aufgerichtet).
Der Judah?
Weib (zum Greiſe). Hörſt du, Vater? Judah kommt!
Greis. Der Judah — (Er ſtirbt.)
Weib. Herr, er ſtirbt! Weh' mir, er ſtirbt
Und hat den Judah nicht geſeh'n!
Volk (näher jubelnd). Er iſt's!
(Die Herumliegenden ſitzen voll Spannung; manche raffen ſich auf.)
Simon. Aufrafft ſich, was halbtot ſchon lag; nur einer
Iſt auf der Welt, der das vermag.
Volk (näher). Der Judah!
Der Vater!
Weib. Ja, er iſt's!

Die Übrigen (sich aufraffend). Er ist's!
Weib (zu ihrem Kinde, das sie hoch hebt). Schau, Joël,
Mein Knäblein, Judah, unser Aller Vater!
Jonathan. Sieh', wie sie seine Knie umfassen. Kaum
Kann er den Fuß erheben. Lachend, schluchzend,
Wie Kinder zu dem lang vermißten Vater,
Durften sie auf zu seinem Heldenantlitz
Und trinken Mut aus ihm.
Simon. Sieh, wie dies Weib
Mit ausgezehrtem Arm ihr Kind erhebt,
Daß es ihn seh'!
Jonathan. Todkranke Greise schleppen
Sich mit der letzten Kraft in seinen Weg,
Nur um des Helden Kleider zu berühren.
O Schauspiel sonder gleichen! Wunderanblick!
So wie ein Adler seine Kinder trägt,
So trägt er Israel auf seinen Schwingen.
Wie hinter Scherzen er sein Mitleid birgt,
Der Mann, der seine Tugenden verhüllt,
Daß unsre Armut nicht an sich verzweifle!
Simon. Willkommen, großes Herz von Israel!
Laß uns entgegen, wenn es möglich ist,
Dies Volksmeer zu durchschwimmen! (Beide ab.)
Volk (hereindringend, durcheinander. Die Frauen ihre Schleier schwingend).
Hosiannah!
Hosiannah in der Höh'! Judah, der Vater!
(Judah tritt auf mit Simon und Jonathan. Das Volk kämpft darum, an seinem Weg kniend, seine Kleider zu berühren.)
Judah. Mein Volk —
Volk (wie vorhin). Still, Judah spricht! Tod, wer ihn stört!
Judah (ist aufgeregt und bezwingt gewaltsam seine Rührung).
Ihr hungert, Kinder? Desto besser wird's
Euch schmecken, wenn der Syrier heimgejagt
An trock'nen Rinden kauen muß. Und bald
Jag' ich ihn heim. Nur noch zehn Tage haltet
Jerusalem, dann zieht ein Heer von Brüdern
Heran, euch zu befrei'n.
Jonathan. Zehn Tage, Herr
Und Bruder? —
Simon. Kaum drei Tage reicht der Vorrat,
Das Leben ärmlich uns zu fristen, nur
Daß wir nicht sterben.

Judah. Steht es so? — Dann hat
Der Herr uns auf uns selbst gestellt, zu zeigen,
Was er vermag. — So bringt, was ihr noch habt,
Zu einer Mahlzeit in des Tempels Vorhof;
Daß Kraft den schwachen Gliedern wiederkehre;
Dann in des Wetters Schutz und wenn der Mond
Vom Himmel wich, mit leisem Tritte schleichen
Wir in des Syriers Lager uns, die Priester
Mit den Posaunen auf die Berge rings
Umher; und wenn die letzten uns'rer Krieger
Im Lager, dann weckt ihr Posaunenruf
Den unsern und ringsum den Ruf der Höh'n
Und die Verwirrung in dem Syrierlager,
Die, sich bedrängt von allen Seiten meinend,
Dem Tod im Innern selbst entgegen flieh'n.

(Es wetterleuchtet.)

Was zagen? Lebt der alte Gott nicht mehr?
Zieht er nicht selber seinem Volk zu Hülfe?
Dort in der Wetterwolk' steht er gelagert
Mit allem Himmelsheer. Seht ihr das Glüh'n
Der Helm'? der Schwerter Glanz? der Speere Blitzen?
In seinen Händen hält er seine Donner;
Die Sterne streiten mit aus ihrer Bahn,
Wie da Deborah einst und Barak siegten.
Nun laßt umarmt uns sitzen bei dem Mahl,
Von dem Gesetz des Herren uns erzählend,
Wie oft dem Volke half sein Helfergott!
Wer einen Feind hat unter seinen Brüdern,
Der such' ihn auf, mit ihm sich zu versöhnen,
Umschling' ihn mit dem Arm, der ihn umschlingt,
Und küß' den Friedenskuß auf seine Stirne,
Daß wir ein heilig Heer sind vor dem Herrn.

(Zu dem Weibe, indem er das Kind ihr von den Armen nimmt.)

Läßt du dein Kind? — und soll der Herr uns lassen?
Sein Kind? Sein Knäblein Jeschirun?

(Er nimmt's auf den Arm und schwingt's in die Höhe).

So wird
Er's heben mit den Armen seiner Macht;
So wird er lächeln, wie dies Kindlein lächelt.

(Er giebt das Kind wieder.)

Auf, Brüder, nun zum Mahl und dann zum Sieg!

(Er geht ab, Simon und Jonathan umschlingend.)

Volk (indem es ihm begeistert umarmt folgt, durcheinander).
Ein heilig Heer des Herrn zum Mahl! zum Sieg!
(Alle nach hinten.)

Vorhang fällt. Ende des vierten Akts.

Fünfter Akt.

Im Zelte Antiochus'; ein Thronsessel mit Baldachin; das Zelt aus prächtigen Stoffen durch von der Decke herabhängende Ampeln erleuchtet. Wenn die Hinterwand sich öffnet, Aussicht über das übrige Lager auf das hoch liegende Jerusalem, erst vom Monde beschienen, der dann von Gewitterwolken verdeckt wird und später untergeht.

Antiochus, Eleazar, Nikanor (eben eintretend). Ein Hauptmann als Ordonnanz am Eingange.

Nikanor (beugt die Kniee vor dem sitzenden Antiochus).
Herr, alles ist gethan, was du gebotst.
Des Marterofens Flamme leuchtet weit,
Ein glüh'nder Warnungsfinger, um den Unsinn
Zu schrecken aus des Wahnes altem Trotz.

Antiochus. Und noch kein Bote von Jerusalem?
Ein Schritt naht eilend. Ist's der Bote endlich?
Jerusalem ergiebt sich?

Nikanor (der durch den Eingang gesehn). Hoher Herr,
's ist Gorgias.

Antiochus. Den erst ich heimgesandt?
Was wendet den Vermessenen zurück?

Gorgias (eilend herein, beugt das Knie).
Herr, zürn' der Botschaft, doch dem Boten nicht.

Antiochus. Was ist?

Gorgias. Du glaubtest auf dem Wege mich.
Schon war ich's, als auf schaumbedecktem Rosse
Mir Lysias entgegen kam.

Antiochus. Den ich
Auf meinem Stuhl hieß sitzen, bis ich kehrte?
Was treibt ihn treulos weg von seiner Pflicht?

Gorgias. Er war ihr treu; drum mußt' er sie verlassen.

Antiochus. Ha, Aufruhr?

Gorgias. Eil' und Sorge warf ihn nieder.
Sein Wort an dich heißt: Unzufriedenheit
Mit diesem Judenkrieg, durchs Siegerbeispiel
Der Juden kühn gemacht, trägt frech den Aufruhr
Durch deine Lande. Kehr', Herr, um zu steuern!

Antiochus. Was mehr?
Gorgias. In deinen Heeren Meuterei,
Drum rechne nur auf das, so mit dir ist!
Auf dies auch rechne, Herr, nicht zu gewiß!
Führ' sie zurück, dann bürg' ich ihre Treue;
Doch gegen Juden —
Eleazar. Die sie erst besiegt?
Gorgias. Ich habe manches Sieges stählenden
Einfluß gesehn auf Siegerheere wirken
Und weiß, daß Sieg den Sieg gebiert. Allein
Der bei Ammaus über Waffenlose,
Die selbst dem Schwert die unbewehrte Brust
Entgegenboten, Herr, das war kein Sieg,
Wie er Besiegte schwächt und Sieger stärkt.
Die Krieger überfiel ein Grau'n im Schlachten,
Sie fühlten sich nicht Krieger mehr, nur Mörder.
Die Wut des Feindes weckt die eig'ne Wut
Und scheucht den Sinn der Menschlichkeit von dannen;
Doch kalt zu morden, das ist grauenhaft.
So kam's, daß die Empfindungslosigkeit,
Mit der die Sterbenden den Tod begrüßten,
Indem sie lächelten und lächelnd starben,
Das Lächeln von der Sieger Wange pflückte
Und bleiche Reu' drauf sä'te und Besorgnis,
Wie man sonst im Gesicht Besiegter liest.
„Mit solchem Feind zu kämpfen, den solch' furchtbar
Gewalt'ger Gott erfüllt, daß er, was menschlich
Im Menschen ist, den Sinn für Schmerz verzehrt?
Sie lachen uns'rer Streiche, und wir werden
Die ihren doppelt fühlen, wenn ihr Gott,
Der sie beseelt, es will!" Das und noch Schlimm'res
Sagt' ihre Bläße und ihr trüber Blick.
Eleazar. Wenn das erfahr'ne Auge dasmal nicht
Im fremden las, was in ihm selbst nur stand.
Antiochus. Vollende, denn die Wolk' auf deiner Stirn'
Birgt mehr noch.
Gorgias. Philipp, dem dein Vater sterbend
Auftrug, daß er zum König dich ernenne,
Braucht diesen Vorwand treulos, der Regierung
Des Reichs sich anzumaßen. Kehrst du nicht,
So geht er weiter. Thu' es, Herr!
Eleazar. Eh' daß
Der Juden Unterwerfung du vollendet?

Gorgias. Noch mehr; der Sohn von deines Vaters Bruder,
Demetrius, erhebt den alten Anſpruch
Auf deinen Thron. Gelandet iſt er ſchon
An deinem Strand und naht der Hauptſtadt eilend,
Und alles fällt ihm zu, wohin er kommt,
Denn er verſpricht den Frieden mit dem Judah,
Der großen Scheuche von ganz Syrien.
Kehr' eilend —

Eleazar. Den Triumph des Feinds im Rücken,
Der den Rebellen laut zurufen wird:
Harrt aus wie wir, wie wir dann müßt ihr ſiegen?

Nikanor. Herr, zieht dein Zögern dieſen Aufruhr groß,
Rankt ſich an ſeinem Siegerſtab die Hoffnung
Der Juden neu empor, und zwiſchen Feinden
Wirſt du erdrückt.

Eleazar. Schickſt du den Ruf vom Siege
Voran, beſiegſt den Arm du durch das Ohr.
Ein Tag beendet alles!

Antiochus (der Gorgias mit dem abgegangenen und wieder eingetretenen Hauptmann reden ſieht). Iſt's der Bote?

Gorgias. Die Wache bringt ein Weib. Für Judahs Mutter
Giebt ſie ſich aus, die dich zu ſprechen fleht.

Eleazar (für ſich, erſchreckend).
Meine Mutter? Jetzt? Weh' mir! Was bringt ſie her?

Antiochus. Des Judah Mutter? Geh' und heiß ſie kommen!

(Der Hauptmann ab.)

Und muß ich's töten, um's zu unterwerfen,
Will ich auf dieſes Volkes Leichnam ſtehn.

Lea (wird vom Hauptmann hereingeführt, ſie kniet am Eingang des Zeltes nieder, Nikanor führt ſie auf den König zu; ſie wirft ſich ſchweigend vor dem König nieder; währenddes)

Eleazar. Sie iſt's! O welch' ein Anblick, Tiger zähmend!
O Mutter! Mutter! Kaum noch halt' ich mich,
Dein heilig Knie in Staub gebeugt zu ſehn!
Sturm Gottes, wie du dieſes Prachtgefäß
Zerſchlugſt, von Menſchenhoheit überfüllt,
Du konnteſt ſeinen Inhalt nicht verſchütten;
Noch predigt jede Scherbe Majeſtät. —
Klag' ich das Schickſal an um meine That?
Still, Eleazar! dort liegt Grau'n und Schwindel.
Was ich gethan, hätt' ich umſonſt gethan.
Verbirg' dein Mitleid, ſchling's zurück in dich;
Ihr hälf' es nicht und dich würd' es verderben!

Antiochus (nachdem Lea eine Weile vor ihm gelegen).
Wer bist du?
Lea. Herr, ein Weib, verarmt an allem,
Und selbst an Thränen; eine Mutter, Herr,
Die deine Majestät zu flehen kommt:
Herr, bist du Gottes Bild an Macht und Größe,
Sei's auch an Gnade; gieb mir meine Kinder!
Antiochus. Sind sie in meiner Hand?
Gorgias (der mit dem Hauptmann gesprochen). Drei Brüder, Herr,
Des Judah, von dem Hause Simei
Als Zeichen seiner Treue dir gebracht.
Sie harren deines Spruchs.
Eleazar (für sich). Auch meine Brüder?
Aus allen Adern strömt mein Leben fort.
Lea. Um deinen Eleazar! gieb sie mir.
(Sieht um und bleibt auf Eleazar haften, der sich abwendet.)
Eleazar (für sich). Nacht, sei mitleidig! birg' mich ihren Augen!
Lea. O meiner Seele Kind, noch ungeboren
Begnadigt schon mit göttlicher Verheißung,
Mußt du nun so der Mutter Auge flieh'n?
Und weh' mir! durch der Mutter eigne Schuld?
Herr, sieh ihn an; wie, angenagt vom Wurm,
Die süße Blüte welkt; gieb mir auch ihn;
Wenn du ihn liebst — und, Herr, ich weiß, du liebst ihn —
Willst du nicht seinen Tod und giebst ihn mir!
Neig' deinen Scepter, Herr, und sieh, wie schön
Sich Majestät in Dankesthränen spiegelt.
Eleazar (für sich). Halt', Eleazar, dich! du darfst nicht reden.
Antiochus. Du flehst um deiner Kinder Leben?
Lea. Um
Ihr nacktes Leben.
Antiochus. Tod und Leben liegt
In ihrer eignen Wahl.
Lea (erschreckend). Wie meinst du das?
Antiochus. Bekehrung heißt ihr Leben, Weig'rung Tod.
Lea. Das wolltest du? Herr! Herr! was sprichst du da?
Antiochus. So will es das Gesetz Antiochus'.
Lea. Nein, Herr! Sprich: das Gesetz, das ich gemacht,
Kann ich vernichten.
Antiochus. Bald, das schwör' ich dir,
Soll es euch heil'ger sein, als das von Moses.
(Zu Nikanor.)

Führ' sie zum Marterofen; thu' mit ihnen,
Wie das Gesetz gebeut!

Nikanor. So thu' ich, Herr. (Will gehn.)

Lea (hält ihn). Nein, bleibe noch! (Wirft sich wieder nieder vor Antiochus.)
Herr, höre mich; laß mich
Nur erst der Schreckensworte Sinn verstehn!
Ihr ungeahnter Klang hat mich erschreckt.
Sieh, meine Sinne schwindeln von dem Schlag.
Abfallen oder sterben? — (zu Nikanor) Bleib' noch! — Sterben?
Du kalter Laut, du lügst Gleichgültigkeit.
Wer hört die Angst der Kreatur dir an,
Alles zu lassen, was das Auge sieht,
Das Auge selbst? Und selber was wir hassen,
Wird lieb uns, wenn's es lassen gilt. Wie klein
Der Sprung, und doch liegt eine Welt von Sträuben,
Anklammern angstvoll zwischen seinen Ufern.
(Sie hält Nikanor wieder auf, der gehn will.)
O alles! alles! Nur nicht Tod! nicht Tod!
Und doch — Herr, bleib' noch! Kann ich sie erst sehn?
Wie sind sie? Lassen sie von ihrem Gott?

Nikanor. Sie sind voll Trotz.

Antiochus. Voll Trotz? Ich will ihn brechen.
(Er winkt, Nikanor will gehen.)

Lea (hält ihn wieder). Sie sind voll Trotz? O freilich! Strenge wirkt
Nur Trotz. Mit Droh'n verlangten's fremde Männer,
Da bäumt sich in dem Kinde schon der Mann;
Doch wenn die Mutter fleht, da wird der Mann
Zum Kind und läßt sich lenken. Herr, vergönne
Die Frage mir: Darf ich die Kinder sprechen?

Antiochus. Wenn du zu ihrem Heile reden willst —

Lea. Wie sonst? Wie anders soll die Mutter reden?
Darf ich allein sie sprechen?

Antiochus. Laß dir g'nügen —

Lea. Wie du willst, Herr; ich meinte nur, sprech' ich
Vor deinem Angesicht, sie würden glauben,
Ich rede deine Rede. Sei's darum!
(Antiochus winkt: der Hauptmann bringt Johannes, Joarim und Benjamin.)

Eleazar (für sich). Antiocha, schütz' du mich, süßes Bild!

Benjamin (Lea erblickend und auf sie zulaufend).
Die Mutter! Joarim, da ist die Mutter!

Joarim. O Mutter! Mutter!

Johannes (umfaßt ihre Kniee). Herrin!

Lea (alle umarmend). Kinder! Kinder!
Antiochus. Zur Sache!
Lea. Ja, mein Herr; so thu' ich ſchon.
Dorthin ſeh't. Jener Mann dort iſt der König;
Er will euch leben laſſen, wenn ihr euch
Von euerm Gott zu ſeinen Göttern wendet —
Benjamin. Wir haben ihm ja nichts zu Leid gethan;
Weshalb ſollt' er uns töten?
Lea. Doch er wird's.
Joarim. So laß ihn, Mutter. Er iſt nur ein Menſch,
Wie du und ich und meine Brüder ſind.
Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menſchen.
Lea. Mein Heldenkind! — Vergieb mir, Herr; es iſt
Ja ſo natürlich, daß die Mutter freut,
Wenn ihr die Kinder nachgeartet ſind.
Von ihrer Mutter haben ſie den Trotz.
Kommt her, du böſer Joarim, und du,
Mein Benjamin und mein Johannes; legt
Die Hände mir aufs Haupt, ſchwört mir, zu thun,
Was ich euch ſagen werde!
Joarim. Doch nichts wider
Den Herrn!
Lea. Ich ſchwör' euch zu für euern Schwur,
Zu euerm Heil nur fordr' ich dieſen Schwur.
Benjamin, Joarim, Johannes (die Hände auf Leas Haupt).
Wir ſchwören, Mutter!
Johannes. Und nun ſprich!
Eleazar (bewältigt ſich, daß er ihnen nicht laut zuruft:) Schwört nicht!
Antiochus. Zeigt ihr den Marterofen, eh' ſie ſpricht!
(Die hintere Zeltwand fällt; Ausſicht auf das Lager, über dem hinten Jeruſalem mit dem Tempel, vom Monde erleuchtet; der Himmel übrigens bewölkt; von der Seite fällt ein Feuerſchein auf die Bühne; Wetterleuchten.)
Lea (vor dem Feuerſchein entſetzt zurückwankend).
Gott Israels! (kniend.) Herr, ſei ein Menſch! Du hatteſt
Eine Mutter und du weinteſt, wie ſie ſtarb, —
Gewiß! Du weinteſt! Herr, du ſelbſt haſt Kinder
Und liebſt ſie, Herr! Gewiß! Du liebſt ſie, Herr!
Gehorch' ich dir, gehorch' ich nicht — ich muß,
Ich ſelbſt, die Mutter ihre Kinder töten.
O, denke deiner Mutter, deiner Kinder
Und ſprich: es iſt genug; lebt euerm Gott!
Antiochus. Nun komm' zum Ende!
Lea. Ja, zum Ende komm' ich,

Zu meinem Ende! — Nur so lange, Herr,
Laß mir den Atem, bis ich sie gerettet
Nicht vor des Königs, nur vor deinem Zorn!
Mein Fluch auf den, der brechen wird den Schwur!
Nun hört, was ihr geschworen: Bleibt getreu
Dem Gott der Väter; er allein ist Gott!
Und du nun, Herr, nicht mehr um Gnade fleh' ich:
Sei nur gerecht! Sie können nun nicht anders;
Nur mich laß sterben; ich allein bin schuldig!

Antiochus. Nur du sollst leben! Meinen Schwur an deinen!
So fremd sei mir Barmherzigkeit, als dir
Die Mutterliebe ist. — Führt sie zur Marter,
Den Ältesten zuerst, zuletzt den Jüngsten!

(Von hier an ferner, allmählich näher kommender Donner.)

Lea. Du bist ein Henker, kennst das Mutterherz;
Ein feiger Henker, der sich schmähen läßt!
Wärst du ein Mann, ich lebte schon nicht mehr,
Um dich zu schmäh'n!

(Antiochus winkt Nikanor; dieser will die Kinder fortführen.)

Lea (hält Nikanor auf, ununterbrochen sprechend).
Was ras' ich, Herr? Hör' nicht,
Was Wahnsinn aus mir redet. Bei dem Gott
Des Himmels und der Erde! sei ein Mensch!
Nur diesmal sei ein Mensch!

Antiochus. Was flehst du mich?
Ihr Tod und Leben steht in deiner Hand.
Du hört'st, ich schwur. (Wendet sich zu gehen.)

Lea (kleine Pause des Kampfes). So schwurst du dein Gericht —
Denn diese wird der Herr, ihr Gott, erwecken,
Wenn du ein Schatten bist im Totenreich.
Thor, der du meinst, die Kinder zu verderben,
Und bist das Werkzeug nur, sie zu erhöh'n!
Denn über ihrer Marter wird der Herr
Von seinem Volke wenden seinen Zorn.
So lang' ein Odem weht, wird er sie preisen,
Doch du wirst ewiglich verworfen sein!

Eleazar (für sich). Sie reißt mich fort so wie auf Adlerschwingen.

(Da Antiochus wieder winkt, stürzt er vor ihm auf die Kniee; Nikanor bleibt noch erwartend.)

Herr, laß sie leben! Herr, laß sie! um mich,
Herr, laß sie leben, ihrem Gotte leben!
Herr, sieh: ich bin ihr Bruder; sieh, ihr Volk

Ist mein Volk; sieh, ihr Gott mein Gott; ich muß
Ihr Schicksal teilen, welches auch es sei.
Antiochus. Wirfst du zu früh die Larve hin, Verräter?
Eleazar (aufschreiend). Verräter? ich, der alles dir geopfert,
Volk, Vater, Mutter, Brüder, Gott und mich?
Antiochus. Dem sollt' ich trauen, der sein Volk verriet?
Eleazar (auflachend). Das Herz gerissen aus der Brust und dir
Geopfert und nun weggeworfen wie
Ein totes Werkzeug, das man nicht mehr braucht!
Du bist gerecht, furchtbarer Gott, du strafst
Verräter durch Verräter. Zitt're d'rum,
Tyrann, auch dein Verrat wird sich bestrafen.
Vor deinem Diener zitt're, der dir treu ist,
Und zwing' durch Mißtrau'n selbst ihn zum Verrat.
Antiochus. Aus meinen Augen!
Eleazar. Strafst du so, Tyrann?
Aus deinem Aug'? Das heißt: aus Nacht und Tod
Ins Leben, in das Licht und in die Freiheit!
(Wirft sich den Seinen in die Arme.)
Ich hab' euch wieder!
Lea. Zweimal mir Gebor'ner,
Doppelt mein Kind!
Eleazar. Ich hab' euch wieder, Mutter,
Euch, Brüder! Aus des dunkeln Thales Irrweg
Gerettet, steh' ich an des Vaters Thür.
Sieh, wie sich dir des Herrn Gesicht erfüllt;
Wir alle tragen Kronen jetzt, sind Fürsten
Des Duldens, du der Schmerzen Königin. —
Daß der Tyrann nicht meine, seine Ohnmacht
Füll' uns mit Bangen! — Judah grüß' mir noch.
Sag' ihm: ein Königreich warf Eleazar
Von sich — und sag' ihm, daß ich ihn geliebt
Wie — Nun leb' wohl! Sieh' her, Tyrann, der du
Dich Sieger meinst, sieh' her: wir sind die Sieger!
Wir höhnen deiner Qual und deiner Götter,
Denn mit uns ist der ewig einz'ge Gott.
(Er umschlingt Johannes und Joarim und eilt mit ihnen ab, indem er anstimmt und die Beiden einstimmen:)

Wen er behütet, der kann lachen,
Denn wer ist herrlich so wie Er?
Der Herr ist mächtig in den Schwachen,
Schickt seinen Sieg vor ihnen her.
Halleluja!

(Nikanor und Gorgias folgen. Die folgenden Reden begleitet der Psalm, bal
schwächer, bald stärker, melodramatisch; Donner immer stärker und in kürzere
Zwischenräumen. Der Sturm reißt am Zelte und verlöscht eine Ampel nach de
andern; das Mondlicht immer düsterer unter den Gewitterwolken.)

Lea (unwillkürlich nach). So laßt die Mutter ihr? ohn' eine Thräne
Ohn' einen Kuß, eh' noch das Mutterherz —
Weh' mir! Was thu' ich? Falsche Thränen, fort!
Wollt ihr dem Henker feile Helfer sein?
Wenn jetzt du weinst, hast du sie nie geliebt.
Zu stählen gilt es jetzt, nicht zu erweichen! —
Geht hin, zu kämpfen, wie ein Löwe kämpft,
Geht hin, zu sterben so, wie Lämmer sterben.
Hörst du, mein Kind? (nach dem Himmel zeigend).

Benjamin. Jehovahs Stimme donnert;
In Wolken donnert hoch der große Gott.

Lea. Er ist euch nah'; der Herr sieht, wie ihr leidet,
In seines Atems Sturm ist er euch nah'.
In seinem Donner redet er zu euch,
Daß über euerm Haupt er wenden will
Den Zorn von seinem Volk. Er will euch rächen
Und euch erwecken wieder von dem Tod.
Vergebens birgst du unter deinem Lächeln
Der Seele Angst, die deine Blässe plaudert;
Wo willst du hinflieh'n? wo, Tyrann, wenn er
Herniederfährt im Sturm, um dich zu richten?
(Der Sturm verlöscht zwei Ampeln.)
So wie er deine Lampen jetzt verlöscht,
So wird er dich verlöschen! — Benjamin,
Hörst du Schaddai's Ruf?

Benjamin. Hast keinen Henker,
Tyrann, du mehr für Benjamin?

Antiochus. Welch' Weib!
Und welch' ein Kind! — Im Schein der letzten Ampel
Steht er so wie mein Perseus vor mir da.
Soll's heißen: seine Heere schlug ein Mann,
Ihn selbst ein sterbend Weib mit ihrem Knaben?
Schenk' seinen Schwur ihm, Weib; gehorch' und rett' ihn.
(Eine einzige Lampe flackert noch; der Mond ist unter.)

Lea. Rette dich selbst!

Antiochus. Und er soll groß —

Lea. Er ist
Größer, als du.

Antiochus. Gieb ihn dem Leben!

Lea. Leben
Wird er, wenn dich des Todes Nacht umfängt.
Antiochus. Auf deiner Seele laſt' er denn. Sprich ſelber
Sein Urteil ihm.
Lea. Er ſterbe. Nehmt ihn hin!
(Sie hält ihn, bei ihm kniend, unwillkürlich feſt.)
Geh! — Seid barmherzig! nehmt ihn mir!
(Matt, indem ſie ihn mit Gewalt fortſtößt.)
Geh'! Geh'!
Benjamin (geht, die Hände erhoben, in den Geſang einſtimmend ab).
Lea (kniet; ſie ſtemmt mit Anſtrengung ſich auf eine Hand, um nicht zu ſinken; ohne zu hören, was geſprochen wird, ſieht ſie Benjamin ſtarr und atemlos nach. Gorgias kommt eilend zurück).
Antiochus. Gehorchen ſie?
Gorgias. Für ſolche Menſchen, Herr,
Giebt's keine Marter. Sieh' und hör' ſie ſelbſt.
Ein ſolch' Verachten aller Qual ſah ich
An keinem Weſen noch.
Nikanor (eilend herein).
Nikanor. Herr, laß es enden!
Die Krieger ſteh'n entſetzt. Von Bruſt zu Bruſt,
Von Zelt zu Zelt ſchleicht die Entmutigung.
Die Meuterei hebt ſchon ihr Schlangenhaupt,
Die Schar, die die Gefang'nen ſoll bewachen,
Befreit ſie ſelber. Aus der Brüder Qual
Weisſagen ſie das Ende Syriens.
Die Simeiten, die ſie dir gebracht,
Zerriſſen ſie im Zorn; ich konnt's nicht hindern.
„Fort," hört' ich einen rufen, „eh' das Weib,
Das rieſige, den Himmel niederbetet,
Uns zu erdrücken!" Andre ſchwuren drauf,
Judahs Poſaunen klängen durch die Donner.
Herr, laß das Schauſpiel enden!
Antiochus (nach kleiner Pauſe). Macht ein Ende!
(Der Hauptmann ab.)
Zum Aufbruch blaſ't! Zurück nach Syrien!
(Noch ein aufjubelndes Halleluja, dann ſchweigt der Pſalm plötzlich.)
Lea (zuſammenbrechend). Gelobt ſei Gott, der Herr! es iſt vollbracht.
Nun — end' — dein Werk an mir — ſonſt trügt,
dir untreu,
Dein — Scherge Tod — dich um — die Marterluſt.
(Die letzte Ampel verlöſcht. Von allen Seiten Poſaunen in den Donner.)

Antiochus. Posaunen? Sind's die unsern?
(Erstes Frührot; das Gewitter verzieht sich.)
Judahs Gefolge (erst noch in der Scene).
Judahs Gefolge. Schwert des Herrn
Und Judah!
Geschrei im Lager. Ein Überfall! Ein Überfall!
(Von der einen Seite kommt Judah mit Gefolge, von der andern Syrier, Alle mit bloßen Schwertern.)
Judah. Birg, Syrierkönig, dich im Kern der Erde,
Der Judah gräbt sich nach! — Du bist's; sonst lügt
Dein stolzes Angesicht. Steh' meinem Schwert!
Nikanor. Den König schützt!
(Die Syrier scharen sich um Antiochus; sie stehn bis in die Coulissen hinein, so daß man an ihre Menge gegen Judahs Häuflein glauben kann.)
Antiochus. Halt' ein! Bist Judah du,
Scheuch' an die Seit' zurück der Deinen Schwerter
Und hör' mich reden. Nicht aus Furcht — sieh' her,
Unübersehbar folgen meine Treuen.
Ihr seid vom Hunger abgezehrt, die Meinen
Sind stark; was irgend Sieg verspricht, das steht
Auf meiner Seite.
Judah. Wer den Sieg verspricht,
Ist unser Gott, der Herr, der uns beseelt.
Bist deines Schwert's du so gewiß, was ziehst du
Die Zunge? Zieh' dein Schwert!
Antiochus. Wollt' ich's bekränzt
Vom Siege seh'n, so zög' ich's; doch den Frieden
Zu reichen, genügt die unbewehrte Hand.
Ich will euch nicht vertilgen. Lebt fortan
Und sterbet euerm Gott; bei meinen Göttern
Und euerm Gott schwör' ich's.
Judah. Gieb mir die Mutter,
Die Brüder, die Gefang'nen meines Volkes,
Und zieh' in Frieden.
Antiochus. Deine Brüder kann
Kein Gott dir wiedergeben.
Judah (wütend, will auf ihn ein). Kindermörder!
(Die Seinen folgen, die Syrier setzen sich zur Wehr; da erhebt sich Lea zwischen Beiden mit dem Aufwand der letzten Kraft.)
Lea. Zurück, Sohn Mattathias'! laß ihn zieh'n!
Im Namen deß, der war und ist und sein wird!
Er spricht durch mich: Zieh', Syrier, hin in Frieden!
(Die Syrier zieh'n ab; Lea hält Judah zurück.)

Und du — ſetz' nicht der Brüder Sieg aufs Spiel,
Den ſterbend ſie erſiegten. — Hier hat Gott
Geweilt; — bet' an!

(Sie ſinkt, Judah hält ſie.)

Judah. Wie wird dir?

Lea (immer ſchwächer). Meine Leiche
Und deiner Brüder bring' zu Mattathias
In unſer Erbbegräbnis nach Modin.
Dann nach Jeruſalem und reinige
Sein Haus vom Heidengreu'l und weih's ihm neu.
Noch nach Jahrtauſenden wird unſer Volk
Das Feſt von Judahs Tempelweihe feiern.
Wie Moſen das gelobte Land, ſo zeigſt
Du meinem letzten Blick die Herrlichkeit,
Die neue deines Volks, und ſo — wie Moſe —
Sterb' ich — dich — preiſend —

(Sie ſtirbt; Judah läßt ſie nieder und kniet bei ihr.)

Jonathan, Simon, jüdiſche Krieger, Prieſter und Volk.

(Sonnenaufgang; der Himmel iſt rein; ein ferner Donner verhallt leiſe bis zum Ende des Stückes.)

Krieger, Prieſter, Volk. Fort iſt der Tyrann!
Judah ſei König! Judah ſei's, der Retter!

Judah (halb für ſich).
Er braucht den Starken nicht; er haucht die Schwäche
Mit ſeinem Odem an, und ſie wird Sieger;
Es überhebe keiner ſich vor Gott. —
Nehmt auf den toten Leib!

(Es geſchieht; er ſteht auf.)

Sein Prieſter will
Ich ſein, doch König iſt allein der Herr!

(Er erhebt den Speer; indem man ſich zum Abzug ordnet, einige Poſaunenakkorde; der Vorhang fällt ſchnell.)

Ende des Stückes.

Die Torgauer Heide.

Vorspiel zum historischen Schauspiel: Friedrich II. von Preußen.

Personen.

Friedrich II., König von Preußen.
Ziethen, General der Kavallerie und Chef eines Regiments.
Leswitz, Husarenmajor.
Eine Ordonnanz.
Feldwebel vom Regiment Forcade.
Reykow, Sergeant vom Grenadier Regiment Anhalt-Bernburg.
Franz, Wilhelm, } seine Söhne, Grenadiere von demselben Regiment.
Ein Grenadier vom Regiment Manteufel.
Ein Grenadier vom Regiment Prinz Heinrich.
Ein Dragoner vom Regiment Bayreuth.
Ein Kürassier vom Regiment Schönaich.
Ein Husar von Ziethens Regiment.
Ein preußischer Tambour.
Zwei schwarze Husaren.
Eine preußische Marketenderin.
Zwei österreichische Grenadiere.
Ein österreichischer Kürassier.
Ein österreichischer Pfeifer.
Ein Franzose in kaiserlichen Diensten.
Preußische und österreichische Soldaten von allen Waffengattungen.

Zeit: nach der Schlacht bei Torgau, vom 3. auf den 4. November 1761. Schauplatz: ein Teil der Torgauer Heide.

Erste Scene.

Auf der Torgauer Heide.

Um ein Feuer kauern Grenadier Manteufel, der schwer verwundete Reykow, ein Tambour und mehrere Preußen. Nacht. In der Ferne unabsehbare Wachtfeuer zerstreut.

Grenadier **Manteufel** (zu Reykow). So kommt doch näher an das Feuer, Alter! Puh! ist das feucht und kalt! Die Nacht frißt mehr Menschen, als der Tag gefressen hat. Ihr könnt's doch haben, Alter; aber wer schwer verwundet ist und sich nicht an ein Feuer mehr schleppen kann —

Tambour. Und das Höllengesindel, das auf der Heide umher wacht und den armen Teufeln, die das Wundfieber schüttelt, noch

die Jacken auszieht, daß ihnen der Frost vollends den Garaus macht. Kommt doch, Alter!

Nepkow. Nein; zu ehrlichen Soldaten darf ich mich nicht setzen.

Tambour. Er faselt wohl? Alter, schüttelt Euch das Wundfieber?

Grenadier. Er ist vom Regiment Bernburg, dem der Fritz vor Dresden die Säbel genommen hat und die Hutschnüre — da kommt Gesellschaft.

2. Scene.

Feldwebel, Kürassier Schönaich, Bayreuth-Dragoner, Grenadier Prinz Heinrich, die zwei österreichischen Grenadiere, der österreichische Kürassier, der Franzose in kaiserlichen Diensten, und andere Preußen und Österreicher, vor Frost zitternd und ermattet.

Tambour. Weiß und blau durcheinander.

Dragoner. Gut'n Morgen, Kameraden. Preußen?

Grenadier **Manteufel.** Allemal. Bringt ihr Gefangene?

Dragoner. Feldwebel, sagt den Kameraden unsre Konvention.

Feldwebel. Nämlich. Da wir hier nicht wissen, wer die Schlacht gewonnen hat, so haben wir eine Konvention untereinander geschlossen, Preußen und Österreicher —

Dragoner. Und des gräßlichen Wetters wegen —

Feldwebel. Nämlich. Und die Punktation ist die: Erstlich: Waffenstillstand die Nacht durch —

Dragoner. Und gütliches Vertragen —

Feldwebel. Zweitens: Sowie gewisse Nachricht kommt, wer gesiegt hat, so ergeben sich die Kameraden der siegreichen Armee als Gefangene. Seid ihr dabei?

Grenadier **Manteufel.** Wär' ich noch frisch, ich besänne mich.

Tambour. Gut. Wir sind dabei.

(Die Angekommenen haben sich unterdes zu den andern um das Feuer gelagert.)

Kürassier (streckt sich). Ah! thut das wohl!

3. Scene.

Ziethen-Husar mit der Marketenderin. Vorige.

Husar. He, Kameraden! Was ich da bringe.

Dragoner. Ja, die Ziethenschen, denen entgeht nichts.

Grenadier **Manteufel.** Lotte, bringt mir einen hierher; ich kann nicht auf.

(Mehrere haben die Marketenderin umringt.)

Marketenderin. Geduld, meine Herren, Geduld!

Grenadier **Manteufel.** Meine Herren, ihr seid alle noch ziemlich auf dem Zeuge. Hier liegt ein alter, schwer verwundeter Kame-

rad. Ich will zuletzt haben, aber der alte Brave da muß zuerst bekommen.

Dragoner. Brav gesprochen, Pommer! Gebt dem Alten zuerst, Lotte!

Marketenderin. Da ist's schon.

Grenadier **Manteufel** (reicht's an Reykow). Trinkt, Alter!

Reykow. Nein, ich darf nicht trinken mit ehrlichen Soldaten.

Grenadier. Seid kein Thor!

Reykow. Wenn wir unsre Säbel wieder haben, dann wollen wir eins zusammen trinken.

Grenadier. Darüber müßt Ihr Euch hinwegsetzen. Ihr habt eben das Unmögliche nicht möglich machen können. Ihr seid der Übermacht gewichen. Nun greift aber zu! Seht Ihr nicht, wie ich vor Frost zittere? Zum Teufel, ich kann's nicht mehr halten. So trinkt doch!

Reykow. Seht Ihr, ich hab' immer auf Ehre gehalten. Ich bin ein Brüner aus preußisch Westphalen. Meine ältesten Söhne dienten dem Fritz. Wie die Franzosen uns zusammen genommen hatten, lachten die Jungen; nun wir nicht mehr preußisch wären, dürften sie dem Fritz nicht mehr dienen, und desertierten. Und so thaten's noch andere Brüner. Aber wir nahmen sie nicht auf, sondern jagten sie mit Schande aus der Stadt; wir wollten sie nicht mehr für unsre Söhne ansehen, wenn sie nicht augenblicklich zum Fritz gingen. Und ich nahm meinen Dritten und meinen Vierten, meinen Franz und meinen Wilhelm — mein Fünfter konnte noch keine Muskete tragen — und wurde in meinen alten Tagen wieder Soldat, weil der Fritz Leute brauchte. Und nun muß mir's passieren, daß unser Regiment zurückweicht; da hat uns der Fritz die Säbel genommen und unsern Offizieren die Huttressen.

Dragoner. Seid Ihr einer von den braven Brünern? Zum Teufel! so soll keiner von uns ein Glas berühren, bevor Ihr getrunken habt. Das soll man den Brünern nachreden, so lange noch ein treues Herz seinen Preis gilt.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Auf den Siptitzer Höhen wird's wieder ganz dunkel und still. Dort muß es grausam wild hergegangen sein. Wie ein feuriger Drache wälzte sich's brüllend nach der Heide herunter.

Husar. Vater Ziethen kam von drüben über die Höh'n.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Und Lestwitz schrie: Freiwillige vor! Da trat das ganze Bataillon Bernburg, was bei dem Korps war, zusammen vor.

Reykow (gespannt). Das andre Bataillon ist beim Ziethen. Das ganze Bataillon?

Grenadier **Prinz Heinrich.** Was davon noch auf den Beinen war, und dem Leſtwitz hinterdrein; der wie ein Teufel vorweg auf Dauns Batterie zu.

Nepkow. Fällt Bajonett! Vorwärts, Jungen! Nur dem Leſtwitz nach; der führt euch nicht in die Schande.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Und Hülſen hierher mit ſeinem Korps. Er fuhr rittlings auf einer Kanone. Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erſchoſſen; er war verwundet und konnte nicht gehen. Da ſagt' er: Setzt mich auf eine Kanone, aber ſchnell, denn ich hab' Eile! Und auf dem eiſernen Pferde ritt er nun ins Feuer, daß ihm die weißen Haare flogen im Wind.

Grenadier **Manteufel.** Aber der Fritz? Wo iſt der Fritz?

Huſar. Der iſt gewiß mitten drin. Bei Kollin, wie alles ſchlecht ging, hielt er einen Haufen Flüchtlinge auf und führte ſie rechtsum! gegen eine Batterie. Wie ſie ſo nah' waren, daß die Kugeln ſie erreichten, gingen ſie zum zweitenmale durch. Das wurd' der Fritz in ſeinem Eifer gar nicht gewahr; endlich ſprengt' ihm unſer Major Le Grand nach und ſchrie: Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern? Da betrachtet der Fritz die Batterie noch einmal durch ſein Glas, ſo kaltblütig, als ſpielten dort Jungen mit Erbſen, und dann ritt er ganz langſam durch den Kugelregen wieder zurück.

Erſter öſterreichiſcher Grenadier. Das iſt halter viel.

Huſar. Ja, er iſt verwegen, der Fritz. Das hat er mehr als einmal gezeigt. Aber der Himmel hält ſeine Hand über ihn. Wo war's denn nur, daß er nach der Schlacht ſeinen Rock aufmachte und eine Kugel herausfiel?

Öſterreichiſcher Küraſſier. Wie er ſeinen Rock aufmachte? Wie macht er das?

Huſar. Wie's andre Leute auch machen. Er knöpft eben einen Knopf nach dem andern auf, ſo wird's von ſelbſt.

Erſter öſterreichiſcher Grenadier. Mit Gunſt, meine Herren, das iſt nicht vom Rechten. — Man weiß es auch im ganzen Reich; er iſt — ihr verſteht mich ſchon —

Feldwebel. Nämlich. — Bei euch ſcheint der Aberglauben noch recht im Schwange.

Grenadier **Manteufel.** Er trägt eine Rüſtung auf dem bloßen Leib.

Feldwebel. Dummes Zeug! Ein Etui trägt er auf der Bruſt; daran fuhr die Kugel, die ſchon matt war.

Erſter öſterreichiſcher Grenadier. Nun ja; ſagt' ich's nicht? er hat ein — ein Etui? Behüt' uns Gott und die heiligen elftauſend Jungfrauen vor einem Etui! Ein Chriſtenmenſch und der

an Gott glaubt, hat nichts mit einem Etui zu schaffen. Der Prinz Eugenius war ein Feldherr trotz einem; aber mit solchen Dingen ließ er sich nicht ein.

Zweiter österreichischer Grenadier. Wie heißt so ein Ding?

Erster. Ein Etui.

Zweiter. Ein — ein — Gott sei bei uns; ich will ein solch' sündlich Ding nicht auf meine Zunge nehmen.

Repkow (phantasierend). Immer drauf, Jungen, drauf! Den Säbel an die Seite oder auf den Sarg!

Feldwebel. Das mit der Kugel, das war bei Hochkirch, wo die vierte Batterie zum Teufel ging. Weder eine Kanone, noch ein Mann davon ist wieder gesehen worden.

Marketenderin. Sein Wort in Ehren, Feldwebel, aber was Er da sagt von der vierten Batterie, das ist gelogen.

Feldwebel. Nämlich. — Lotte, Sie drückt sich nicht höflich aus.

Marketenderin. Höflich oder nicht — die Wahrheit muß gelten. Und wer mir die vierte Batterie antastet, der tastet mein Kind an; denn ich kann sagen, ich bin die Mutter von der vierten Batterie.

Husar. Muß das eine schwere Geburt gewesen sein!

Feldwebel. Die vierte Batterie, sag' ich, ist zum Teufel gegangen mit Mann und Maus.

Marketenderin. So? Und war's nicht etwa der schwarze Philipp, der Feuerwerker von der vierten Batterie, den der Fritz gefragt hat: wo habt ihr eure Kanonen, Kinder? Die hat der Teufel bei Nacht geholt, sagt der Philipp. So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen, sagt der Fritz.

4. Scene.

Zwei schwarze Husaren mit blankem Säbel und vorgehaltenen Pistolen. Vorige.

Erster schwarzer Husar (zum zweiten). George, nimm sie in die Flanke. Vorwärts! Ergebt euch!

Zweiter (von der andern Seite). Ihr seid Gefangene.

Grenadier **Manteufel.** Was stellt das vor?

Dragoner. Bist du's, Fritze?

Erster schwarzer Husar (verdrießlich). Preußen?

Zweiter. Sind die Weißen da euer, Kameraden?

Tambour. Seid ihr bei Trost? Zwei Mann, und wollt eine ganze Gesellschaft fangen?

Feldwebel. Nämlich. — Hier ist Waffenstillstand. Hier ist nichts für euch zu suchen, ihr müßtet euch denn wärmen wollen oder eins trinken. Lotte, einen für die schwarzen Kameraden!

Marketenderin. Da! Aber die vierte Batterie — ich will den sehen, der mir ins Gesicht sagen will: die vierte Batterie —

Feldwebel. Nämlich. Halt' Sie das Maul von Ihrer vierten Batterie.

Ziethen-Husar. Recht so, Feldwebel, bringt die vierte Batterie zum Schweigen!

Marketenderin. Zum Schweigen? Mich? Ihr wollt mich zum Schweigen bringen? Was wär't ihr denn, wenn ich nicht euer bischen Courage im Fäßchen da mitschleppte? Will mein eigner Kümmel wider mich rebellieren? Zum Schweigen — mich zum Schweigen bringen! Nein, seh' nur einer!

Schwarzen Husaren. Adieu, Kameraden.

5. Scene.

Vorige ohne die Schwarzen.

Ziethen-Husar. Seit ihr gescheit? Wollt ihr die greuliche Nacht euch in die Eibe locken lassen? Sie sind schon fort. Die Schwarzen haben einen Sporen zuviel. Zwei Mann sechzig fangen!

Grenadier **Manteufel.** Das haben sie mehr als einmal gemacht. Und denen ergiebt sich auch gleich alles. Wo sich die schwarzen Kerle nur sehen lassen, ist Furcht und Zittern.

Husar. Nun, ihr Herrn Pommern seid auch nicht die höflichsten, wenn das wahr ist, was ich gehört habe. Bei Neiße war euer Regiment, mitten unter Laudonschen Reitern, wohl vier Regimenter stark, abgeschnitten von aller Hilfe. Laudon schickt einen Offizier: ihr sollt euch ergeben; dann sollt ihr eure Bagage behalten. Außerdem will er euch bis auf den letzten Mann in die Pfanne hauen. Manteufel dreht seinen roten Schnauzbart und sagt: der Offizier soll seine Pommern selbst fragen, ob sie sich ergeben wollen. Der Offizier trägt's nun vor; eh' er aber ausgered't hat, schreit das ganze Regiment aus einem Halse: Wir wollen euch was — und so weiter.

Grenadier **Manteufel.** Das ist wahr. Bis unter die Kanonen von Schweidnitz war er hinter uns her; aber wir wehrten uns unter fortwährendem Marschieren, daß er mit großem Verlust endlich abkratzen mußte; und bis jetzt ist er nicht wiedergekommen.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Die Schwarzen geben kein Quartier; das ist's.

Feldwebel. Nämlich. Das ist ein Märchen. Die Franzosen wollten in Brandenburg Winterquartier machen. In der Affaire von Roßbach schrieen die Franzosen „Quartier"! Die guten Brandenburger kannten das Wort nicht und hielten's für Hohn und bezogen's auf die Winterquartiere, die die Franzosen in ihren Häusern

beziehen wollten. Sie schrieen: Wart', wir wollen euch Quartie geben, — und säbelten drauf los wie die Fleischer, bis die Franzose sich auf das Wort: Pardon! besannen; das verstanden nun die gute Märker. Daher kommt das Märchen von den Schwarzen.

(Alle lachen.)

Küraſſier **Schönaich** (empfindlich). Das waren wir, die Schönaich Küraſſiere, und nicht die Schwarzen. Was iſt darüber zu lachen

Feldwebel. Nämlich. Es iſt ſelten alles beiſammen; der ein hat den Kopf, der andere das Herz und den Arm. Es giebt aber Leute, die beides haben.

Küraſſier. Ihr müßt Euch nur ſelber loben. Andere brauchen' nicht, verſteht Ihr?

Feldwebel. Nämlich. Donnerwetter! Weiß Er, was der Fritz geſagt hat? Weiß Er? Er — Er — Nämlich. Wenn ich Soldaten ſehen will, hat er geſagt, muß ich das Regiment Forcade anſehen hat er geſagt.

Dragoner (mißbilligend). Feldwebel —

Feldwebel. Na — nichts für ungut, Küraſſier. Wir wollen uns nichts drauf einbilden, ob wir von dem Regiment ſind oder von dem; aber darauf wollen wir uns was einbilden, daß wir unter dem Fritz dienen. Bildet er ſich doch was drauf ein, daß er uns kommandiert. Bei Lowoſitz ſagt' er: Meine Truppen haben ſich nie ſo geſchlagen, ſeit ich die Ehre habe, ſie zu kommandieren. Was, Lotte? Sie iſt ein vernünftiges Weib; hab' ich nicht recht?

Marketenderin. Er hat recht, Feldwebel; aber was die vierte Batterie betrifft, da hab' ich recht. Die vierte Batterie —

Feldwebel. Weib, will ſie uns umbringen mit ihrer vierten Batterie?

Marketenderin. Die vierte Batterie —

Feldwebel. Ich wollte, ſie führ' ihr in den Leib und die fünfte und ſechſte dazu.

Viele (trinkend und lachend). Hallo die Lotte und die vierte Batterie!

Repkow. Fritz, gieb uns unſ're Säbel wieder!

Grenadier **Manteufel.** Der hat's noch immer mit ſeinen Säbeln zu thun.

Repkow (aufgebäumt phantaſierend). Ins Feuer, Jungen, ins Feuer! Mir nach! Heut' muß Dresden ausgewiſcht werden. Der Fritz ſoll den Hut ziehen vor uns und ſoll ſagen: Da, Kinder, habt eure Säbel wieder und eure Huttreſſen, und ein Hundsfott, der noch übel ſpricht von euch. Vivat der Fritz! Schreit, Kinder, wenn er an der Fronte herunterkommt. Mein Jüngſter iſt vierzehn Jahr;

sobald er eine Muskete tragen kann, sollst du ihn auch haben. Nun laßt uns eins singen:

Hinein! hinein! die Fahnen dort, die brachten sie nur mit,
Daß wir sie sollen nehmen. Hinein mit schnellem Schritt!
Die brüllenden Kanonen thun in der Fern' so barsch;
Wir woll'n sie in der Nähe sehn. Im Sturmschritt! Marsch!

Husar. Was ist das? Horcht!

Dragoner. Der alte Brüner dort singt im Fieber.

Husar. Das in der Ferne mein' ich, dort zu —

Grenadier **Manteufel.** Wo der Alte den Odem herkriegt. Er ist schon ganz verblaßt.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Wie er den Arm aufstemmt; seine Augen werden immer gläserner.

Zweiter österreichischer Grenadier. Das ist grauslich anzusehen — und wie er mit den Zähnen klappert und mit den Fingern hantiert!

Grenadier **Manteufel.** Es ist der preußische Grenadiermarsch, den er vor sich hinbrummt.

Zweiter österreichischer Grenadier. Lauf' doch einer zum Hochwürdigen. Ob er ein bös Gewissen hat, daß er nicht ersterben kann.

Grenadier **Manteufel.** Ein bös Gewissen? Donnerwetter! Ein preußisch Soldatenherz hat er im Leib, das die Schande kränkt und das nicht fragt nach Leben oder Sterben, sondern nach Schande oder Ruhm.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Was ist das? Blasen nicht die Ziethenschen da drüben Viktoria?

Husar. Sie kommen näher. Die Ziethenschen Trompeten unterscheidet man eine Stunde weit. Ihre Stimme greift durch wie Vaters Ziethens Vorwärts.

Reptow. Vorwärts! Bernburg bekommt seine Säbel wieder. Viktoria! (Singt:)

Der alte Grenadier noch ruft, indem er sterbend sinkt,
Kam'raden über mich dahin, bis euch der Sieg gelingt,
An mir ist nichts gelegen, behält der Fritz das Feld.
So stirbt ein preußischer Siegesheld!

Mehrere. Horcht!

Reptow (wiederholt, gespenstig aufgebäumt, mit starker Stimme).

An mir ist nichts gelegen, behält der Fritz das Feld.
So stirbt ein preußischer Siegesheld!

(Er bricht zusammen.)

Grenadier **Manteufel** (der mit den andern nach der Gegend hingesehn, aus welcher sie Ziethens Trompeten zu vernehmen glauben, wendet sich nach dem Umgefallenen). Was ist mit dir, Kamerad? Hast du so eilig?

Ja, der hat's ausgemacht. Der Tod hat Respekt vor solch einem grauen preußischen Helden; er hat geduldig gewartet, bis der Alte mit seinem Liedchen fertig war. Der ist aus Kummer über seinen Säbel gestorben, nicht an seinen Wunden. Fahr' wohl, Alter!

Grenadier **Prinz Heinrich.** Die österreich'schen Kameraden sind ja auf einmal so still. Sind sie auch hinüber?

Erster Österreicher. Sie sind eingeschlafen.

Dragoner. Laß sie ruhen. Sie haben Ruhe verdient; sie haben sich geschlagen heute wie die Löwen.

Der Franzose (im Schlaf). Bien vite, Jean! Perouto!

Husar. Der träumt von seinem Friseur. Hat ihm Seidlitz seinen Puder genommen, wie er mit seiner Handvoll Reitern den Soubise mit 8000 Mann aus Gotha jagte und mit seinen Offizieren das fürstliche Essen verzehrte, das die armen französischen Teufel in der Angst unangerührt hatten stehen lassen?

Erster Österreicher. Er wird halter noch müde sein vom Laufen bei Roßbach.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Seht doch. Ihr habt's hinter den Ohren, ihr Österreicher.

Grenadier **Manteufel.** Ist's aber nicht schmählich, daß wir uns das Fell zerhauen, Preußen und Österreicher, und dieses Franzvolk unsrer guten alten Mutter Deutschland auf den Rippen herumkrabbeln lassen, daß sie uns die paar Laster, die unsre Vornehmen noch nicht aus Paris geholt haben, vollends herüberschleppen?

Erster Österreicher. Gewissermaßen halter sind wir freilich alle beide Deutsche, Österreicher und Preußen; das ist schon wahr, Mutter Therese will auch den Frieden.

Feldwebel. Nämlich? — Zweimal wollte der Fritz Frieden schließen, wie die Sachen im Gleichgewicht standen; einen schimpflichen Frieden aber schließt der Fritz nicht. Die Sache handelt sich um die Nationalehre der Preußen, und ich kenne den Fritz: der stirbt lieber, als daß er der preußischen Reputation etwas vergiebt. Und seine Armee denkt ebenso; der geringste Trainknecht hat seinen Stolz. Drum bringt die ganze Welt den Fritz nicht nieder. Wir schießen uns nicht um den Haß oder um die Habgier unseres Königs; unsre Säbel führt nicht sein Neid oder sonst ein persönlich Gelüsten, was das Volk nichts anginge; sondern der Fritz kämpft für uns und unsre Ehre, drum fechten wir für Fritz und seine Ehre.

Dragoner. Brav gesprochen, Feldwebel; von uns Soldaten denkt keiner anders.

Feldwebel. Zum Teufel! kein Preuße denkt anders. Der Bürger und der Bauer opfern mit Freuden ihr Letztes; das letzte Pferd spannt der Bauer aus dem Pfluge, den letzten Sohn nimmt

er aus den Armen der Mutter und bringt ihn dem Fritz. Und wenn der Bauer so denkt, Donnerwetter! was soll der Soldat thun? Und geht über Preußen hinaus! Der Thronfolger von Rußland trägt dem Fritz zu Ehren preußische Uniform; nur zwei Augen dürfen zufallen, und das Blättchen wendet sich. Die Engländer feiern Fritzens Geburtstag wie den ihres Georg; der Pitt sagt: eh' der Tower in London nicht mit dem Schwert in der Faust erobert ist, laß ich nicht vom Fritz. Vom Ende der Welt her schickt der Tartarkhan Gesandte an den Fritz. Alle Welt tauft ihre Kinder nach dem Fritz. — Die in Wien dachten nicht, einen christlichen Krieg zu führen. Auf Preußens Vernichtung war's abgesehen. Der Kosak im fernen Asien hatte keine Ruhe vor der Rachsucht der Kaiserin; der Schneemann, der Schwede, dachte an der deutschen Sonne und an den deutschen Mädchen aus seinem Winterschlafe aufzutauen; der unruhige Franzose war froh, daß es in Deutschland Geld zu stehlen geben sollte, Schlösser dafür zu bauen in Paris und seine Maitressen drin mit Zucker zu füttern. Nämlich — Donnerwetter! Nämlich —

Erster Österreicher (steht auf). Kameraden Preußen, ist unsre Konvention aufgehoben?

Dragoner. Gut; Feldwebel, geht nicht zu weit. Unsre Konvention muß gehalten werden. Laßt den Streit!

Husar. Ist kein Trompeter hier? Laßt uns eins singen, was die Kameraden Österreicher mitsingen können.

Grenadier **Mankeufel.** Da ist ein Tambour.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Und hier ist ein Pfeifer. Vorwärts, die Pfeife heraus!

Pfeifer. Meine Finger sind verfroren.

Grenadier **Prinz Heinrich** (macht Platz). Da, setzt Euch näher ans Feuer und macht los, so tau'n sie auf.

Pfeifer. Aber was denn für eins?

Feldwebel. Nämlich. Lotte, sie ist sonst ein kluges Weib und weiß immer ein Auskommen.

Marketenderin. So? Aber mit der vierten Batterie hat Er recht! Und die vierte Batterie soll mir in den Leib fahren! Und die vierte Batterie ist zum Teufel! Und die vierte Batterie —

Feldwebel. Sie soll recht haben, Lotte, sie soll recht haben. Sie hat einen Vierundzwanzigpfünder von einer Zunge im Hals; sie hat ein ganzes Geniekorps im Schädel! Wir schlagen Chamade.

Marketenderin. Und nun die Ochsen am Berge stehen, muß doch die Lotte ihr bißchen Verstand vorspannen. Gebt Acht! ich will eins vorsingen, und eins, was gegen die Türken geht, was jeder Christenmensch mitsingen kann mit gutem Gewissen. (Sie trällt

noch einmal erſt, dann beginnt ſie zu ſingen: Prinz Eugenius. Der Pfeifer und Tambour akkompagnieren, das ganze Chor fällt ein. Während des Geſanges kommt)

6. Scene.

Friedrich II., von einer Ordonnanz begleitet, auf ſeinem Schimmel geritten.

Vorige (Geſchrei durcheinander). Der Fritz! der Fritz! Vater Fritz! Guten Morgen, Vater Fritz!

Grenadier **Manteufel.** Der Fritz iſt auch nicht müßig geweſen; das ſieht man an ſeinem Rock.

Friedrich. Guten Morgen, Kinder. Iſt noch Platz bei euch? Singt in Gottes Namen zu! (Der Tambour bringt ſeine Trommel an das Feuer, auf welche Friedrich ſich ſetzt.) Puh! iſt das eine Nacht!

Grenadier **Manteufel.** Biſt du verwundet, Vater Fritz?

Friedrich. Geritzt, Kamerad. Ein Preuße nennt das keine Wunde. (Er ſchreibt auf dem Knie.)

Ordonnanz (zu den Soldaten, die ihm Platz gemacht haben am Feuer). Gott behüte vor ſolcher Nacht. Gott laſſe mir den Tag leben, und ſei er noch ſo heiß; man ſieht ſeinem Feinde doch in die Augen. Um ein Haar hätten ſie den Fritz gefangen und uns mit. Das iſt eine Verwirrung, wie der Himmel ſeit dem Turmbau zu Babel keine wiedergeſehen hat. Freund und Feind rennt aneinander und purzelt übereinander; zwei fangen einen und werden wieder gefangen. Dazwiſchen das Zähneklappern, Heulen und Fluchen der Verwundeten, die der Froſt an den feuchten Boden angenagelt hat. Und die unzähligen Feuer durch die Heide machen einen vollends blind. Und an allen blau und weiß durcheinander.

Friedrich (ſpricht zum Schreiben). Sobald der Morgen graut, wieder formieren, die Infanterie nicht feuern, mit gefälltem Bajonett. — Ordonnanz!

Ordonnanz. Hier.

Friedrich (giebt ihm das Papier). Da, an Hülſen.

Ordonnanz. Wo?

Friedrich. Auf dem Schlachtfeld. Wo die meiſten Toten und Verwundeten — das iſt ſeine Spur. Avant!

Ordonnanz (ab).

(Trompeter in der Ferne freudig.)

Huſar. Straf' mich Gott, Fritz; das iſt die Stimme der Ziethenſchen!

7. Scene.

Franz, den ſchwer verwundeten Wilhelm auf den Armen, legt ihn am Feuer nieder, ohne Fritz zu gewahren. **Vorige.**

Franz (zum Grenadier Manteufel). Grenadier, habt Ihr meinen Vater geſehen?

Grenadier **Manteufel.** Den alten Repkow? O ja.

Franz. Lebt er noch? Iſt er geſund?

Grenadier **Manteufel.** Ob er lebt? Ob er geſund iſt? Ihm fehlt nichts mehr auf der Welt, als ſein Säbel. Der kränkt ihn im Himmel noch.

Franz. Iſt er tot?

Grenadier **Manteufel** (deutet auf die Leiche). Da, fragt ihn ſelbſt.

Franz. Und hat nicht gewußt, daß wir geſiegt haben?

Grenadier **Manteufel.** Das erſte Wort, was wir hören. Der Fritz hat geſiegt! Victoria! (Will aufſpringen und fällt wieder zurück.) Ja ſo — es geht nicht.

Franz. Der Wilhelm wird's auch nicht mehr lange machen.

Grenadier **Manteufel.** Kurz und gut; ſo lob' ich's.

(Ganz fern beginnt eine Stimme zu ſingen: Nun danket alle Gott; dazwiſchen ferne Trompetenfanfaren. Allmählich fallen mehr Stimmen und fernere und nähere Muſikchöre in den Geſang ein. Franz hat Wilhelm zu der Leiche des Vaters gelegt. Es wird allmählich Tag.)

Huſar. Da kommen zwei in weißen Mänteln. Straf' mich Gott, Vater Ziethen iſt der eine; der andere der Leſtwitz. Vater Ziethen, hierher! Hier iſt der Fritz!

8. Scene.

Ziethen. Leſtwitz. Vorige.

Friedrich. Ziethen? Was bringt Er?

Ziethen. Den Sieg von Torgau, Fritz. Iſt das ein guter Morgen?

Friedrich (reicht ihm die Hand). Er grüßt nicht anders. Danke.

Ziethen. Nicht mir. Dem jungen Herrn da, der zur rechten Zeit mit einer Handvoll wackerer Kerle mir entgegen kam und die Daunſchen verwirrte und aufhielt, bis Hülſen auf ſeiner Kanone geritten kam, und wir die ganze Geſchichte zwiſchen uns hatten.

Friedrich. Leſtwitz, ich bin Sein Schuldner.

Leſtwitz. Nicht meiner, Sire. — Das Bataillon Bernburg hat ſeine Ehre gerettet. Ich rief: Freiwillige vor! Das ganze Bataillon ſchrie: Hier! Und ſo ging's in Dauns Batterien hinein, und keiner ſah ſich um.

Franz. Fritz, gieb uns unſre Säbel wieder. Wir haben Dresden ausgewiſcht.

Friedrich. Ihr ſollt ſie haben. (Lüftet den Hut.) Kinder, vor dem Regiment Bernburg hab' ich Reſpekt. — Adieu! (Er beſteigt ſeinen Schimmel und reitet, von Ziethen und Leſtwitz begleitet, ab.)

9. Scene.

Vorige ohne Friedrich, Ziethen und Leſtwitz.

Alle. Adieu, Vater Fritz!

Erſter öſterreichiſcher Grenadier (überreicht Uhr und Börſe dem Grenadier Manteufel, der ihm zunächſt ſitzt). Kamerad, ich bin Euer Gefangener.

Grenadier **Manteufel.** Behaltet's, Kamerad; könnt's weiter brauchen.

(Dasſelbe thun die übrigen Öſterreicher.)

Grenadier **Prinz Heinrich.** Behaltet's als ein Andenken an die Konvention auf der Torgauer Heide.

Franz (kniet bei Wilhelm und kann vor Schluchzen nicht reden). Ach, daß der Vater noch lebte! Ach, daß der Vater noch lebte!

Wilhelm (mit immer ſchwächerer Stimme). Bekommen wir ſie wieder, Franz? Daß ich's dem Vater drüben ſagen kann!

Franz (außer ſich). Freilich, Wilhelm, Herzenswilhelm! Sag' dem Vater, der Fritz hat den Hut gezogen vor unſerm Regiment und hat geſagt: Kinder, vor dem Regiment Bernburg hab' ich Reſpekt! Und ſag' ihm, hörſt du, ſag' ihm: ſein Franz hat ſich wacker gehalten, ſein Franz hat den Hülſen herausgehauen, wie er von der Kanone gefallen war — hörſt du? Und der Fritz hat den Hut gezogen, Wilhelm, der Fritz —

Wilhelm. Wie er ſich freuen wird. Franz, mir wird ſchlimm.

Franz. Und der Fritz hat geſiegt, hörſt du? Vergiß nicht —

Wilhelm. Gott erhalt' ihn, den Fritz! — Grüß' mir die Guſte! (Er ſtirbt.)

Franz. Ich will's. Ich will ſie grüßen, bleib' ich am Leben. Ach, Wilhelm! Herzenswilhelm! — Er hat's ausgemacht. —

(Sonnenaufgang: der Geſang kommt immer näher; die auf der Bühne ſtimmen mit ein. Das Orcheſter nimmt den Choral auf und ſchließt, nachdem der Vorhang gefallen, mit einer Jubelſymphonie.)

Ende des Vorſpiels.

Der Engel von Augsburg.

Ein dramatiſches Fragment.

Perſonen.

Der Herzog von Bayern.
Albrecht, ſein einziger Sohn.
Des Herzogs Vizedom in Straubing, } des Herzogs Räte.
Der Kanzler, }
Graf Törring, }
Hanns Zenger, ein Augsburger } Ritter und Albrechts Freunde.
Seidelſtorfer, } Bayriſche }
Gundelfinger, } }
Ritter Landsberg.
Der Pfleger vom Albrechts-Schloſſe Straubing.
Kaſpar Bernauer, ein Bader in Augsburg.
Ein Herold.
Giullo, ein Diener der Iſotta.
Ralf, der klugen Frau aus Ungarn Gehilfe.
Ein Knecht des Vizedoms. Ein Zimmermann.
Iſotta, Gemahlin Hanns Zengers.
Agnes, Bernauers Tochter.
Walpurgis, Bernauers Schweſter, genannt die kluge Frau aus Ungarn.
Beate, Agnes' Pflegeſchweſter.
Gäſte beim Bankett Hanns Zengers in Augsburg.
Ritter, Knappen, Turniergäſte in Regensburg.
Kammerfrauen, Geſinde, Söldner auf Schloß Straubing.
Söldner des Vizedoms.

Die Scene im erſten Aufzug in Augsburg, im zweiten in Regensburg und auf dem Schloſſe zu Straubing, im dritten und vierten auf dem Schloſſe zu Straubing, im fünften auf dem Schloſſe und in der Nähe des Schloſſes von Straubing.
Zeit im Jahre 1436 der chriſtlichen Zeitrechnung.

Erſter Aufzug.

1. Scene.

Bei der klugen Frau aus Ungarn.

Walpurgis. Agnes.

Walpurgis. Siehſt du, das iſt mein Zauberſpiegel. Dahinter thu' ich ein Bild oder einen lebendigen Menſchen —

Agnes. Aber merkt's denn Keiner, der hineinſieht, daß ein Bild oder ein lebendiger Menſch dahinter iſt?

Walpurgis. Keiner; sonst säh' lange schon niemand mehr hinein. Wer den Spiegel ansieht, meint, sein Glas ist in die Mauer gefügt. Wer denkt, daß die Wand hohl ist? Und der seidene Flor hinter dem Glase und der feine Rauch, den mein Bursche zwischen dem Glase und dem, was dahinter ist, aufsteigen läßt. Nun, hast du denn nicht selbst hineingesehn?

Agnes. 's ist wahr, Base, es kann's kein Mensch erraten. Wieviel schlägt's da vom Perlaßturm?

Walpurgis. Neulich hätt' ich dich beinah' in den Spiegel gesetzt, wie der junge Damiant seine künftige Frau sehn wollte.

Agnes. Schlug das neun?

Walpurgis. Warum?

Agnes. Um neun Uhr geht Hanns Zengers Bankett an. Aber der Raimund und die Beate sind noch nicht da. Sie wollen mich abholen zum Bankett. Baf', wie ich mich darauf freue!

Walpurgis. Dein Vater weiß nicht, daß du bei mir bist?

Agnes. Nein, Base. Ihr wißt ja, ich soll nicht zu Euch. Ich darf auch niemand sagen, daß Ihr meine Base seid. Der Vater ist wunderlich.

Walpurgis. Mir recht. Es wär' auch eine rechte Ehr' für mich, wüßten die Leute in Augsburg, daß ich des Baders Bernauer Schwester bin. Zu der weisen Frau aus Ungarn kommt Vornehm und Gering, in ihren Spiegel zu sehn; zur Walpurgis Bernauerin, dem Augsburger Stadtkind, käm' kein Hund, und ich müßte verhungern. Hätten sie mich in Augsburg nicht vergessen, ich wär' nie wieder hierher gekommen.

Agnes. Hat's nicht draußen gehustet? Wär's der Raimund und die Beate, sie kämen herein.

Walpurgis. Du kannst das Bankett nicht erwarten.

Agnes. Ja, die vielen Lichter und die vornehmen geputzten Leute! Wie die glücklich sind! Und doch sagt mir nur, Base, wie so eine traurig sein kann?

Walpurgis. Du red'st von des reichen Hanns Zengers junger Frau?

Agnes. Ja, wie sie heut' mit durch die Straßen zog! Die dicken schwarzen Locken voll Edelgestein, wie Johanniswürmchen in einem dunkeln Busch, die weichen weißen Hände, Finger an Finger golden von Ringen, wie eine Fürstin, den weißen runden Hals zurückgebogen, ich und all die Menschen darum sah'n nichts, als sie, und sie — so kalt, so finster, so — als wär' ihr ihr Glück zum Ekel — sagt mir nur, Base, wie so eine so sein kann?

Walpurgis. Nun, sie wird an ihre Heimat gedacht haben; sie ist aus Genua in Welschland; ich war auch dort mit meinem Spiegel;

da iſt's anders als hier, und ſie ſoll den Hanns Zenger nicht gemocht haben; ihre Eltern haben ſie gezwungen, ihn zu frei'n; und vielleicht hat ſie einen andern lieb gehabt; wer weiß das?

Agnes. Wenn tauſendmal! ich an ihrer Stell' hätt' alles vergeſſen.

Walpurgis. Du denkſt; ja, du weißt noch nicht, wie Liebe thut.

Agnes. Doch, Baſe; hab' ich nicht den Vater lieb und den Raimund?

Walpurgis. Ja, was du jetzt lieb haben nennſt.

Agnes. Aber das iſt der Raimund doch?

Ralf ſieht herein.

Ralf. Eine vermummte Dame will Euch ſprechen, kluge Frau; aber allein!

Walpurgis. Geh' in die Kammer ſo lang. Eine Lampe iſt drin. Da haſt du was zu ſpielen.

Agnes. Der ſchöne Schmuck! darf ich ihn auch umthun?

(Sie geht in die Thüre.)

Walpurgis. Wie du willſt; nur halt' dich ruhig. Nun laß die Dame herein, Junge.

Iſotta tritt herein; vermummt.

Iſotta. Seid Ihr die kluge Frau aus Ungarn?

Walpurgis. So nennen ſie mich im Reiche Frankreich, Welſchland und Böhmen. Kommt näher, edle Dame! Was wollt Ihr, edle Dame? Wollt Ihr den Spiegel fragen, den Albertus Magnus durch ſeine dienenden Geiſter aufgerichtet hat? Edle Dame, was wollt Ihr? Edle Dame, ſagt an!

Iſotta. Nicht ich; ein anderer will Euern Spiegel fragen. Aber laßt Eure Fratzen; bei mir ſind ſie nicht angewandt. Hier ſeht — was ſeht Ihr hier?

Walpurgis. Einen Beutel von Gold, edle Dame. Dukaten aus Ungarn, aus meinem Vaterland. — Ei ja, mein Vaterland ein reiches Land!

Iſotta. Soviel vorher, und zweimal ſoviel nach dem Dienſte, den Ihr mir leiſten ſollt. Wollt Ihr?

Walpurgis. Ihr ſeid raſch, edle Dame; Ihr ſeid kein deutſches Blut, edle Dame.

Iſotta. Das kümmert Euch nicht. Ich bin raſch, weil die Zeit mich eilen heißt. Wollt Ihr? Laßt mich's wiſſen!

Walpurgis. Ein nun, vielleicht, edle Dame — wenn ich ihn erſt weiß, edle Dame, den Dienſt.

Iſotta. Nun ſo hört: Der junge Herzog Albrecht von Bayern iſt hier in Augsburg zu Hanns Zengers Nachhochzeit als Gaſt. Er wird zu Euch kommen und Euern Spiegel fragen — ich ſag' Euch vorher, was? Er wird Euern Spiegel fragen nach dem Weibe,

das ihn lieben kann. Ihr lacht und habt eine falsche Antwort auf der Zunge! Er meint das Weib, das ihn lieben kann, den Albrecht, den Menschen, nicht den Fürsten. Oft betrogen, noch zuletzt von einer fürstlichen Braut, traut er schwer. Sein Vater und dessen Räte dringen auf eine neue fürstliche Verlobung; er will nur ein Weib, das er selbst gewählt, dessen Liebe er gewiß, sei sie Fürstin oder Bettlerin.

Walpurgis. Ja, edle Dame, die Zeit steht auf dem Kopfe, edle Dame; Oben will hinunter, Unten will hinauf. Die neue Lehr' da von Böhmen herüber — vor acht Tagen haben sie 30 Menschen verbrannt, da um in Regensburg — jeder will sein Gesetz aus sich nehmen. Der heimlichen Heiraten sind mehr, denn der öffentlichen: Gott besser's, bet' ich; denn, edle Dame, ich bin keine Hexe, ja, edle Dame, ich bin keine Hexe, ich bin nur eine kluge Frau. Aber Euer Begehr, edle Dame, Euer Begehr?

Isotta. Schlug's nicht vorhin am Perlaßturm? Ich muß fort. Mit einem Worte denn: Ihr sollt dem Herzog Albrecht in Euerm Spiegel eine Dame zeigen, die Dame, die den goldnen Lohn Euch bietet, die mich schickt!

Walpurgis. Hm, sie ist vornehm; sie will Herzogin sein. Sie meint, eine Krone ist drei solcher Beutel wert. Sie meint, um drei solcher Beutel kann ein Spiegel lügen.

Isotta. Wahrlich, nie sprach Euer Spiegel so wahr, als wenn er die Dame, die mich schickt, ihm zeigt. Sie will nicht Herzogin sein; sie ist schon gebunden. Der Zwang der Eltern verkaufte sie einem reichen Werber, den sie haßt, wie sie den Herzog Albrecht liebt. Doch sie will nicht fremde Schuld büßen, nicht schon bei ihrem Leben, ein marmorn Weib, liegen auf ihrer Gruft; den Hund zu des Grabsteins Füßen läßt sie den Närrinnen des Buchstabens. Liebesbedürftig, reich an ungeweckter Liebe, frei vom Formelnkram der Welt, wie Herzog Albrecht —

Walpurgis (für sich). Hm; die Dame seid Ihr selbst.

Isotta. Doch wozu das?

Walpurgis. Ei, ich will seh'n, ich will seh'n, edle Dame. Will der Spiegel dem Herzog die Dame zeigen; nun, ich will ihn fragen. Ich sag's Euch morgen wieder.

Isotta. Morgen denn, und fragt den Spiegel, was Euer Lohn sein wird; vielleicht zeigt er Euch einen Beutel mit Dukaten mehr. Ich muß fort. Also morgen. (Sie geht.)

Walpurgis. Hm, vier Beutel solcher Dukaten. Hundertmal schon hab' ich's billiger gethan, was die verlangt. — Nesel, komm' heraus; ich bin allein.

Agnes, mit dem Schmuck geziert, tritt herein.

Agnes. Nun, Baſe, gäb' ich eine edle Rittersfrau?
Walpurgis. Wie du ſchön biſt! wie du ſchön biſt! Kein Wunder, daß dich die Augsburger ihren Engel nennen.
Agnes. Und geh' ich auch wie eine Rittersfrau? Seht her!
Walpurgis. Wahrlich, du könnteſt einen dazu bringen, daß er ſein Wappen und deine Abkunft vergäß'!
Agnes. Geſtern hört' ich wieder einen hinter mir her ſagen, wie ich von der Kirche kam: Wahrlich, wär' der ärmſte Ritter ihr Vater, ſie ſollte meine Gräfin ſein!
Walpurgis. Was mir da für ein Gedanke kommt! Mädel, du könnteſt ein Herzogsſchätzchen werden, wenn du wollteſt. Wirſt du rot bis in den Hals hinein! Nun was iſt dir, Mädel? Warum wirfſt du den Schmuck auf den Tiſch?
Agnes. Ich geh' heim. Der Vater hat recht. Ich komme nie wieder zu Euch.
Walpurgis. Nun, nun, ei, ei —
Agnes. Weil ich arm bin und eines Baders Tochter, meint Ihr, ihr könnt mit mir reden, wie —
Walpurgis. Mädel! Mädel! biſt du ſo ſtolz? du weißt, wie gut dir das ſtolze Weſen ſteht.
Agnes. Könnt Ihr zu mir ſo reden? Hab' ich Euch Anlaß gegeben dazu?
Walpurgis. Wahrlich, ich glaub', du brächt'ſt ihn dazu; und wär' er nicht ſo, wie die Dame ſagte; wenn er dich ſo ſäh'! Und wär' er ein Eisblock, und ein Mann iſt er doch!
Agnes. Ich weiß nicht, was Ihr da redet? Ich geh', Baſe —
Walpurgis. Nun, ich mein's nicht bös. Der Herzog Albrecht iſt hier; er will in meinen Spiegel ſehn. Das Weib will er ſeh'n, das ihn lieb haben könnte; da dacht' ich, wenn er dich ſäh' —
Agnes. Redet Ihr wieder ſo?
Walpurgis. Nein, an das Schätzchen dacht' ich nicht mehr. Nein, Neſel; aber er will nach ſeinem Sinn heiraten — und wär's eine Bettlerin, die ihn lieb hätte, er würde ſie zu ſeiner Herzogin machen.
Agnes. Was ſagt Ihr, Baſe? Und er will ſie in Euerm Spiegel ſeh'n?
Walpurgis. Es war ein Einfall. Ich bin eitler in dir, wie ich's in mir war. Und ich war auch nicht häßlich; wahrlich nicht; aber ſo ſchön, wie du — Neſel, wenn ich dich ſo anſeh', ich glaub', es iſt nie ein ſchöner Weib auf der Welt geweſen — Neſel, ich glaub', ſäh er dich in meinem Spiegel, du würd'ſt ſeine Herzogin!
Agnes. Das ſagt Ihr nur ſo. Ein Herzog und eine arme Baderstochter! Das wäre das erſte Mal.
Walpurgis. Ei, alles iſt einmal zum erſten Mal geweſen; und was alle Tage geſchieht! Die Sonne iſt einmal zum erſtenmal auf-

gegangen. Nun, es war ein Einfall. Und wer weiß, ob's dein Glück wäre. Ei, ich hab' mich umgesehen in der Welt; ich hab' die Herzen pochen hören, unter dem Sammet und unter dem Bauerntuch; aus dem sonnenverbranntesten Gesicht strahlten die hellsten Augen, leuchtete das hellste Herz.

Agnes. Base, ich wollt', Ihr hättet mir nichts gesagt!

Walpurgis. Denk', es war Scherz.

Agnes. Das will ich auch, das will ich auch, Base.

Ralf tritt ein.

Ralf. Zwei Ritter sind draußen; der eine will in Euern Spiegel seh'n. Es ist der Herzog Albrecht. Er will nicht gekannt sein; das Gesicht hat er vermummt, aber sein stolzes Wesen nicht. Laß' ich ihn herein?

Walpurgis. Wart' noch. Was zeig' ich ihm? Er muß morgen wiederkommen; die vier gold'nen Beutel laß ich nicht im Stich.

Agnes. Er ist's? Base! Und Ihr meint wirklich —

Walpurgis. Was, Nesel?

Agnes. Ihr wißt's —

Walpurgis. Mädel, sei klug! Ja, ich wollt', ich hätte dir nichts davon gesagt. Und hast du's nicht vergessen wollen? Du zitterst?

Agnes. Baf', weil ich denke, jetzt ist's in meiner Gewalt und, thu' ich's nicht, müßt's mich reu'n, so oft ich daran dächte. Erst war's, als könnt's nicht sein; nun ist's, als könnt' ich nicht leben, wenn's nicht wär'? Base, sagt mir nur, meint Ihr, daß es werden kann —

Walpurgis. Wenn du's klug anfing'st, — wie er ist und wie du aussiehst — Mädchen, du machst, daß ich schwindle wie du.

Ralf. Er will nicht mehr warten.

Agnes. Base, laß mich in den Spiegel!

Walpurgis. Und wenn dich's reute? Wenn du mir die Schuld gäbst einmal?

Agnes. Nein, Base, nie; mag's werden, wie es will!

Walpurgis. Nun, so komm'! Laß sie herein, Ralf, die beiden Herrn.

Ralf. Geht nun; und ich will Euch erscheinen und verschwinden lassen, als wär' ich ein Hexenmeister gewesen, schon wie der Teufel noch in die Schule ging. Kommt herein; bald wird die kluge Frau erscheinen.

Albrecht und Seibelstorfer treten ein.

Seibelstorfer. Und Ihr glaubt mir nicht? Hunderte sind als Zweifler hier hereingekommen und als Gläubige wieder gegangen. Die schwierigsten Fragen, wenn man noch von schwierigen Fragen in Augsburg reden kann, seit die kluge Frau aus Ungarn hier ist —

Albrecht. Pah! Fragen iſt nie ſchwierig geweſen, nur das Antworten.
Seibelſtorfer. Aber was wollt Ihr hier, wenn Ihr nicht glaubt?
Albrecht. Guter Junge, was ich den Spiegel fragen will, zeigt mir keiner, und wär' er, was man von dieſem ſagt, allwiſſend. Was ich ſehen möchte, iſt nicht auf der Welt.
Seibelſtorfer. Und doch wollt Ihr ihn fragen?
Albrecht. Bis zum Beginn von Hanns Zengers Bankett iſt noch eine ganze halbe Stunde. Der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Stunde ſechzig Minuten: daß jede dieſer Minuten zur Ewigkeit werden kann, davon hat deine lammäugige Geduld keine Ahnung; du wirſt erſt nach deinem leiblichen Tode ins Fegefeuer kommen. Ich will mich im voraus an den Minuten rächen; ich will ſie töten, bis die kommt, die mir's mit Gleichem vergilt.
Seibelſtorfer. Dort unter dem roten Vorhang iſt der Spiegel. Hier in dieſem Kreiſe müßt Ihr ſteh'n, wenn Ihr ihn fragt! Dann — aber da kommt die weiſe Frau ſelbſt.

Walpurgis tritt wieder ein.

Walpurgis. Ich bin's, die Ihr nennt. Welcher von euch iſt's, der den Spiegel Albertus Magnus' fragen will? Seid Ihr's?
Seibelſtorfer. Ich nicht.
Albrecht. Nein, ich, weiſe Frau.
Walpurgis. Wer ſeid Ihr, Herr?
Albrecht. Ein Mann, der kam zu fragen, nicht gefragt zu werden.
Walpurgis. Was wollt Ihr fragen, Herr?
Albrecht. Nichts, was ich von Euch beantwortet haben möchte. Iſt dies Euer Spiegel?
Walpurgis. So fragt ihn!
Albrecht. Wie? Höflichkeitshalber? Seine Geiſter halten auf Etikette? Seinem Kredite wär' es förderlicher, müßt' er nicht nach der Frage fragen. Nun gut; aber ich will's ihm nicht leicht machen.
Nun denn, ihr Wundermächte dieſes Spiegels,
Wie uns die zuverläſſ'ge Kunde meldet,
Hineingebannt von Albert Magnus ſelbſt,
Verdrießt's euch nicht, ſo redet zu dem Frager!
Doch thut ihr eure Wunder nur am Glauben,
So, fürcht' ich, bleibt ihr meiner Frage ſtumm.
Ein Etwas trag' ich tief in meiner Seele,
Unglücklich, weil ich's außer mir nicht finde.
Iſt's irgend außer mir, nun denn, ſo zeigt mir's!
Jetzt rollt der Vorhang auf, und es muß kommen.
Wie nun? Iſt das die Antwort? Graue Schatten,
Wie wenn am Morgen in Geburtsweh'n ſich
Der Nebel windet in der Felſenſchlucht:

Und eben so wird die Geburt auch sein,
Ein windig feuchtes Nichts. Hier nehmt, Sibylle!
Das große Nichts der Welt tritt für das kleine
Des Spiegels ein und hilft ihm
Aus der Verlegenheit. Komm, Seibelstorfer!
Doch — wie? — 's ist nicht zu End'? da flammt ein Blitzstrahl;
Die Nebel fallen — rosig steigt's empor — —
Ja! seh' ich denn — ich selber noch in mir?
Ein Weib auf Blumen ausgestreckt zum Schlummer,
Im Traume süß errötend, hingegossen,
Wie schmelzende Musik im stillen Thal,
Wie Mondenschein, wenn Nachtigall am Bach
Im Hauch dahin stirbt, der das Menschenherz
In Sehnsucht schwellt, dem Menschenmund unsagbar.
Bei meinem Gott! Das ist es, was mir fehlt.
Und, Spiegel, deinen Geistern bitt' ich ab
Den Zweifel, der dich kränkte. Doch das Bild
Glaub' ich nicht dir, nein, ich glaub' dich dem Bilde.
Du könntest lügen, dieses Weib kann's nicht;
Wie schön ist dieses Weib, bei Gott, dies Weib ist schön!
Doch das ist's nicht — Wahrheit — das ist's — der Duft
Unabgestreift urwirkender Natur,
Als käm' es eben aus der Schöpf'rin Hand
Und duftet' noch von ihrem Hauch. Wo bist du?
Daß ich dich finde! Bist du frei? Ja, noch
Schrieb Liebe nicht in dieses Himmelsbuch.
O Wahrheit, meine Göttin, fleischgeworden!
Wie? schwind'st du hin? Ihr Silberwölkchen, muß
Wahrheit verschleiert sein auf dieser Welt
Nach kurzem Augenblick des Schau'ns? Noch einmal,
O Spiegel, sei des Bild's Gebärerin,
Mein Herz soll seine Amme sein, es säugend
Mit Sehnsucht, bis mein Urbild ich gefunden.
Fort ist's, und nur mein eigen Bild zeigt mir
Das taube Glas.

Walpurgis. Spart Euch die Müh', edler Herr. Mein Spiegel antwortet keinem Menschen mehr als einmal, edler Herr.

Albrecht. So schwellend reich an Treu' in armer Hütte
War einst des reichen armen Heinrichs Weib,
Das arme Schloßverwalterskind, da es,
Den Herrn vom schupp'gen Aussatz zu befrei'n,
Der Schande Trotz bot und dem blut'gen Tod
Und mit ihm zog, das zarte Weib, allein.

So lag sie unterm Messer dort des Schlächters,
So sah sie Heinrich, als gestürzt er kam,
Das Messer wegriß aus des Schlächters Hand,
Und rief: nein, lebe! ich will elend sein!
Dies süße Antlitz war's, das zürnend weinte,
Zum erstenmal dies sanfte Leben zürnend, —
Und Zorn stand lächelnder auf diesem Antlitz,
Als Lächeln auf dem Antlitz andrer Frau'n —
Daß sie nicht sterben sollte, ihn nicht retten;
So lächelnd, daß das Schicksal selber weinte
Und Heilung lächelte dem armen Heinrich
Ohn' Opfer, und des treuen Weibes Willen,
Zu sterben, für die That sich g'nügen ließ.
Und nun, wie jener Heinrich einst, in Gold
Gehüllt, dem armen Schloßverwalterkind
Den Brautkranz in die blonden Locken flocht,
So, von noch schlimm'rer Pest durch dich geheilt —
Denn nur die eig'nen Glieder schuppt' ihm Aussatz,
Doch meines Leidens Leib war eine Welt —
Thu' ich mit dir; sei du noch niedriger
Als Niedrigkeit, als Armut ärmer noch,
Ich nenn' dich Weib und meine Herzogin,
Und schlägst du deine Wurzeln all' in mich,
Mit meinem ganzen Herzblut nähr' ich dich.
Demanten geh'n verloren, Sterne nicht;
Gedächtnis! einer Schwäbin war die Tracht, —
Ich will sie finden, sollt' ich Hütt' um Hütte
Durchsuchen müssen. Diese Nacht noch reis' ich.
Und find' ich dich — sei du noch niedriger —

Seibelstorfer. Und das Bankett Hanns Zengers, gnädiger Herr?

Albrecht. Wie? giebt es andre Dinge noch? So sieht
Das Aug', das in die Sonne sah, erst nichts
Als sie, auch noch, wenn es sie nicht mehr sieht.
Nun denn! Zu dem Bankett, denn ich versprach's.
So lange wandle, Schatten unter Schatten,
Und thu', als wären's Menschen; rede, lache,
Wovon die Seel' nichts weiß; als wär'st du hier,
Derweil du fern bist auf dem Weg zu ihr.
Hier nimm', Sibyll', und mehr noch send' ich dir.
Doch dann such' deinen Pol, Magnet, fühllos
Der ganzen leeren Welt, die sie nicht ist.

Albrecht und Seibelstorfer ab. Ralf tritt ein.

Walpurgis. Dank' edler Herr; bitte, edler Herr, rekommandiert meinen Spiegel weiter, edler Herr!

Agnes tritt ein.

Agnes. Nun komm' heraus, Mädchen; es ist gelungen. Er will dich suchen in ganz Schwaben; er muß dich finden, wenn und wo er's nicht erwartet: noch heut' auf Hanns Zengers Bankett. Wer ist da draußen?

Ralf. Der Raimund, Eures Vaters Geselle, und Jungfer Beate, Eure Gespielin.

Walpurgis. Sie kommen, dich zum Bankett abzuholen. Sei klug, Mädchen, sei klug! Thu' nicht, als wüßtest du von ihm. Es weiß niemand, daß ich deine Bas' bin, als die Deinen, und die sagen's niemand. Aber nicht einmal, daß du mich kennst, darf jemand wissen; er, der Herzog, am wenigsten.

Raimund, Beate treten ein.

Raimund. Hörtet Ihr mich nicht rufen, Jungfer Agnes?

Beate. Komm, schnell; das Bankett ist schon angegangen.

Walpurgis. Und doch, Nesel — wenn du dir's aus dem Kopfe schlügst und gingst gar nicht hin!

Agnes. Gebt Euch keine vergebliche Müh', Base; und sollt's mein Tod werden, ich muß hin. Kommt! (Gehen ab.)

Walpurgis. Pack' zusammen, Junge; diese Nacht müssen wir heimlich aus Augsburg. Spute dich!

2. Scene.

Nebengemach zum Bankettsaale bei Hanns Zenger.

Hanns, Isotta, Kanzler, Seibeltorfer von der einen, der Vizedom und Törring von der andern Seite herein.

Kanzler. Geschäfte allerlei — ei, nun man hat's
Erlebt, daß mit dem besten Willen man
Zum Lügner wurde — Frage, Rat, Besprechung,
Das spinnt sich aus sich selber unvermerkt,
Daß Zeit, in ihre Maschen eingefangen,
Sich selbst vergißt —

Hanns. Ja, in der That, Herr Kanzler,
Eu'r spätes Kommen thut dem Fest zu nah' —

Kanzler. Ei, bitte sehr, nur mir. Vor zwanzig Jahren
Fand ich vielleicht den Vorwurf mehr gegründet.
Doch wie es zu geschehen pflegt, das Schlimme
Entschuldigend oft machen wir es schlimmer.
Drum soll Entschuldigung nicht länger mir
Verhindern, was nicht zu entschuld'gen wäre:
Des Festes Dame schuld' ich noch den Gruß.

Hanns. Hier, Herr Kanzler, seht die hübsche Italienerin, die sich

mir an den Hals warf, als ich, kaum in Genua angekommen, den linken Fuß noch im Steigbügel hatte.

Vizedom (näher tretend). Verzeiht Hanns Zengern ſeine Art, Madonna! Denn ſo verwachſen iſt ſein Gut's und Schlimmes, Daß man nicht ſcheiden darf.

Iſotta. Herr Vizedom, Noch fragt' ich keinem nach; gleichgültig iſt mir Das Eine, wie das Andre.

Kanzler. Wie nur gelang's Euch, Den ſchönſten Strahl Italiens heit'rer Sonne Dem nebelvollen Deutſchland zu gewinnen?

Hanns. Ei, das bedarf auch der Erzählung. Kennt Ihr das alte Lied nicht, Herr Kanzler? Sie ſahen ſich und ſchmachteten; ſie wollten zuſammen oder ſterben. Ich verbrauchte zwei Lauten, die eine zerſpielt' ich, die andre ging von meinen Thränen aus dem Leim. Madonna ſtarb vor Sehnſucht fünfundzwanzigmal jeden Tag, bis die Kupplerin Sonne erwachte, den Lilienkelch ſchaukelte, da floſſen die beiden Tautropfen darin ineinander. Ei, Madonna, mein Evangelium erbaut Euch nicht?

Iſotta. Bemüht Euch nicht, ich höre nicht darauf.

Hanns. Nun das war's, was mich an Euch reizte. Über die Narren, die aus der Ehe einen ewigen Liebesrauſch machen wollen! Ei, Liebe als Lebensaufgabe betrachtet, macht den Mann zum Weibe! Alſo, vernünftig zu reden, Madonnas Vater, Graf Viviani, und ich begriffen, alles ſei vorhanden, was zu einer vernünftigen Ehe notwendig: Gleichheit des Standes und der Güter; nichts fehlte, als was in Fleiſch gefaßtes Achzen: Liebe nennt, — und das war nur ein Vorzug unſerer Ehe mehr, wenn es auch Madonna damals nicht begriff. — Aber was? ſeid Ihr ſchon zum Gehen gerüſtet, geſtrenger Herr Vizedom und Herr Graf Törring? Wollt Ihr meinem Feſte einen gewaltſamen Tod bereiten, indem Ihr ihm den Kopf nehmt?

Vizedom. Es wäre niemand, der es uns mehr verdenken müßte, als Ihr, Herr Zenger, vergäßen wir das Turnier zu Regensburg. Wir ſind zu deſſen Vögten erwählt und müſſen die erſten auf dem Platze ſein. Madonna, dürft' ich mit ſtechen, Ihr müßtet meine Dame ſein! So empfehl' ich mich Eurer Huld. Seine fürſtlichen Gnaden, Herzog Albrecht ſeh' ich nicht beim Feſte. Euch und ihn begrüß' ich übermorgen beim Turnier. Und ſo lebt wohl!

Hanns. Wollt Ihr den Ehrentrunk verſäumen? Ei, geſtrenger Herr Vizedom, ohne den ſollt Ihr mir nicht geh'n.

(Alle ab.)

Albrecht und Agnes treten auf.

Agnes. Mein Vater will, der Raimund wird mein Mann.
Albrecht. Und Ihr? Wollt Ihr das auch?
Agnes. Was kann's Euch helfen,
Wenn Ihr das wißt?
Albrecht. Wenn ich der Raimund wär',
Sagt mir, fiel dann Euch das Gehorchen schwer?
Schwerer als nun?
Agnes. Was fragt Ihr? Laßt mich geh'n!
Albrecht. Nicht eher, bis ich dir ins Aug' geseh'n.
Agnes. Ich bitt' Euch —
Albrecht. Gut; doch süßer mußt du bitten.
Agnes. Faßt mich nicht so; das hab' ich nie gelitten!
Albrecht. Wollt' ich dir weh thun, so bescheine nicht
Der Strahl mehr deiner Himmel mein Gesicht.
Doch sprich, was ich gefragt.
Agnes. Wollt' ich's Euch sagen,
Ihr ängstetet mich nur noch mehr mit Fragen.
Ihr kennt mich wenig Stunden noch,
War't vorhin so bescheiden doch,
Nein, seid nicht traurig; ich will Euch nicht kränken,
Allein was müßtet selbst Ihr von mir denken?
Albrecht. Von dir? Was von dir denken?
O, von der eig'nen Lüge angetrübt,
Vergiftet, Pest bis in die Fingerspitzen,
Säh' nicht die eig'ne Wolk' in dich hinüber.
Was von dir denken? Was vom Demant denken,
Deß tiefste Seele, Licht, den ganzen Leib
Erfüllend, ihn durchgeistet?
Und wie? Nur wenig Stunden kenn' ich dich?
Und warst in meiner Seele, weil sie weiß,
Erst schlummernd, dann erwachend mit ihr selbst,
Ihr erstes Sehnen und ihr letztes, bis
Du selber dir entgegentratst, dich fandest,
Und an dir selbst beseligtest?
Und wärst du mir noch fremd — zu lange wählt,
Wer das Vollkomm'ne nicht beim ersten Blick
Ergreift; zu kurz, wer um den Mangel
Sich Jahre lang im Wählen dreht. —
Agnes. Ja, nun versteh' ich Euch schon wieder nicht.
Albrecht. Gut so; verständest du's, du wär'st es nicht.
Agnes. Ich bin ein ehrlich Mädchen, laßt mich, Herr!
Die Leute werden reden

Albrecht. Was von Euch denken? Und was denket Ihr
Von mir?
Agnes. Laßt mich's nicht ſagen — nein —
Albrecht. Erröt'ſt du?
So ſchämt Natur ſich ihrer nackten Schöne,
Weil Bildung, überputzt, ſtolziert
Mit ihrer Häßlichkeit. O Flittern! Trödelkram!
Agnes. Ich kann's nicht, bin ſo klug nicht, wie Ihr ſeid.
Albrecht. Ha! bin ich etwas mehr? Dann weg damit!
Denn Mangel iſt's, nicht Reichtum. Was ich klüger bin,
Als du, bin ich zu klug. Mit Bildung überkupfern wir
Das Silber der Natur. Sprich, ſprich: was denkſt du
Von mir?
Agnes. Das Beſte dächt' ich gern; gewiß!
Albrecht. Ihr kennt mich nicht?
Agnes. Nein, Herr.
Albrecht. Seht mich, wie ich hier ſtehe,
Ein Mann, von Anſehn, ſo wie andre auch,
Mit dem, was Glück die Leute nennen, reicher
Bedacht, als Viele, dennoch ärmer
In meinem Wiſſen, dem dies Glück nichts weiter
Als müß'ge Zierat, als ein goldner Knopf
Am Mantel; doch 'ne Welt trag' ich in mir
Für Euch, darin zu herrſchen; ſeht, ein Mann,
Der ganz ſich giebt, doch ganz auch nehmen will!
Sprecht, daß Ihr mein ſeid, und ein Prieſter fügt
Die Hände uns, den Seelen nachzuthun.
Agnes. Der Raimund und die Beate werden mich vermiſſen.
Albrecht. Wie, ſprichſt du nichts? Vor Wonne bang;
So würzt die Blum' der Tau in ſüßen Nöten:
O ſo, mein ſüß' Erröten,
Schweigſt du beredter, denn je Rede klang!

(Beide in den Saal.)

Hanns, Iſotta, Seibelſtorfer treten auf.

Seibelſtorfer. So iſt's. Er ſah die Dirne im Spiegel der Hexe, fand ſie hier, ließ die heimliche Trauung beſtellen, der Prieſter wartete im Margarethenkirchlein, eh' er noch geworben hatte — Sehen, Vergaffen, Werben, Heiraten, alles in kaum vier Stunden und — nun, Bayern hat eine Herzogin.
Hanns. O Donnerwetter! ich handelte und zankte mit meinem Schwiegervater ebenſo viel Tage lang um ein elendes Pferd, — nein, elend war es eben nicht, aber doch nur ein Pferd — das ich noch haben wollte, und — Wahrheit muß ans Licht, Madonna — gab Euer

Vater den Schecken nicht, ich brach die Verhandlungen ab und ließ Euch sitzen. Und der — hat man je so was gehört!

Isotta. Und suchtet Ihr nicht ihn abzuhalten?

Hanns. Abhalten? Den? ei, Ihr kennt ihn nicht. Ihm widerraten, um ihn nur eigensinniger zu machen? Was wollt Ihr ihm sagen? Sagt ihm, Ihr wollt Fürst sein und ein Liebesheld zugleich? Eins wird das Andere verderben, der Fürst wird am Liebhaber scheitern, der Liebhaber am Fürsten; Ihr werdet beides verlieren! Sagt ihm das und er antwortet Euch: eben darum, um Euch zu beweisen, daß ich beides zugleich kann! Was Ihr ihm einwenden mögt in Rücksicht auf Stand, Staatsklugheit und was sonst seine Heirat zu einem dummen Streiche macht — nun, es sind eben Vorurteile, und er wird Euch weisen, daß man die Wahrheit des Lebens in der Wirklichkeit durchsetzen kann. Sagt ihm: man darf nicht Großes und Kleines um denselben Preis kaufen und jedes mit seinem ganzen Ich bezahlen, ei, dafür ist die Scheidemünze da; man muß dem Augenblick geben, was ihm gehört, aber nicht mehr, sonst findet uns der andere Tag bankerutt; sagt ihm das, sagt ihm, was Ihr wollt, — er wird die Achsel zucken und aus der Glorie seiner vermeinten Überlegenheit heraus ein mitleidig lachendes: Ihr seid eben der kalte Hanns! sprechen. Hitze, Tollheit ist ihm die einzige Tugend, die er gelten läßt. Kommt, Seibelstorfer, laßt uns mit Wein hinunterschwemmen, was unser Verstand nicht schlucken mag. Er wird die Dirne austrinken, wie ein heißer Sonnenstrahl den Tropfen Tau. (Ab.)

Seibelstorfer (für sich). Und Ihr werdet mit Eurer Kälte Euer heiß italienisch Weib wohin treiben, wo Eure Ehre toll werden muß, sie zu finden. Ich lobe mir eine Ehe, weder vom Verstand der Liebe, noch von der Liebe dem Verstand zum Trotze geschlossen. (Ab.)

Isotta. Klar ist's, die Hexe hat benutzt, was sie von mir wußte, die Dirne in seine Liebe einzuschwärzen. Es darf ihr nicht gelingen, Herz!

Giulio. Gnädige Frau —

Isotta. Was thun? — Giulio, du mußt dem Vizedom nach und ihm einen Zettel in die Hand spielen, doch so, daß er dich nicht fragen kann. Dann — weißt du an die Hexe zu kommen, die sich die kluge Frau aus Ungarn nennen läßt?

Giulio. Ihren Helfershelfer lernt' ich in Genua genauer kennen, als ihm lieb war, und frischte hier die Bekanntschaft auf.

Isotta. Geld, List, Gewalt, brauch', was du willst! Noch diese Nacht mußt du mir sagen können, wie die Dirne zu ihr steht, die

ſie Herzog Albrecht dieſen Abend in ihrem Spiegel zeigte. Geh' — doch ich muß erſt den Zettel ſchreiben für den Vizedom — komm!

(Beide wollen ab.)

Seibelſtorfer kommt.

Seibelſtorfer. Schnell, gnädige Frau! Die Dirne iſt entführt; wir ſollen Zeugen ſein bei der heimlichen Trauung; Euch blüht die Ehre, der Baderherzogin Geſellſchafterin zu werden. Hanns Zenger holt ſeinen Mantel und flucht. Eilt, ich bitt' Euch!

Iſotta. Ich werfe nur ein Gewand über gegen Nachtluft und neugierige Augen. Komm, Giulio, den Zettel an den Vizedom!

(Alle ab.)

Raimund tritt auf.

Raimund. Ich finde ſie nicht, ſie nicht und die Beate nicht. Fortwährend tanzte ſie mit dem Manne, der Herzog Albrecht geweſen ſein ſoll. Er ſprach in ſie hinein, ſie hörte nichts als ihn. Raimund! Raimund! wär's wahr, was du fürchteſt. Was dann? Lärmen machen? Nein. Ich geh' heim und rufe den Meiſter! (Ab.)

3. Scene.

Eine Straße in Augsburg. Mondſchein.

(Ein Glöcklein läutet.)

Es treten auf Albrecht, Agnes am Arm, Hanns, Iſotta, Seibelſtorfer, alle vermummt.

Albrecht. Und ſo verklang der letzte Orgelton;
Der Mönche Glöcklein ſchwingt die Silberzunge
Und kündet zu den goldnen Sternen auf:
Nie heiliger ward eine Eh' geſchloſſen.
Du weißt nun, wer ich bin, mein ſüßes Lieb!

Agnes. Ja, Herr —

Kaſpar und Raimund kommen.

Raimund. Da ſind ſie!

Kaſpar. Dirne, hab' ich dich?

Agnes. Mein Vater, Herr!

Albrecht. Das trifft ſich gut; mein Lieb,
Erblaß nicht ſo! Willkommen, wack'rer Alter;
Ihr treffſt uns auf dem Weg' zu Euch.

Kaſpar. He, Dirne!
Fort, her zu mir und mit nach Haus! Hörſt du?

Albrecht. Hört Ihr uns, Alter?

Kaſpar. Ei, nichts da, mit der
Hab' ich zu ſchaffen hier und ſonſt mit niemand!

Das ist mein Kind. Wie? oder bist du's nicht?
Bist du 'ne Dirne?
Agnes. Vater, sprecht nicht so!
Ich bin ein ehrlich' Weib —
Kaspar. Ein ehrlich' — pfui doch!
Hanns. Kennt Ihr mich, Alter?
Kaspar. Ja; Ihr seid Hanns Zenger.
Hanns. Was gebt Ihr auf mein Wort?
Kaspar. Nach dem es ist;
In andrer Sache viel, in dieser nichts.
Seibelstorfer. Ich, Kunz, der Seibelstorfer, schwör' Euch zu:
Der Mann hier und dies Weib sind Mann und Weib,
Durch heil'gen Schwur und Kraft des Sakraments
Und Priestersegen am Altar geeint.
Hanns. Und so thu' ich, mit Namen Hanns von Zenger.
Kaspar. Ja, Spiegelfechterei!
Seibelstorfer. Und so gebt Raum!
Kaspar. Nicht für den Teufel, aller Lügen Vater,
Noch für 'nen Nestling seiner Brut,
Just klug genug, ein Gänschen zu betölpeln,
Wo eigne Dummheit dritter Mann im Spiel;
Mich angelt Ihr mit solchem Köder nicht.
Agnes. Ihr kennt mich, Vater; nicht um alle Welt,
Um allen Glanz und alle Pracht nicht ward ich
Hier meines Herrn, noch irgend eines Mannes,
Gott weiß und Ihr, als etwas andres sonst,
Denn als sein ehrlich Weib allein. Vor Zeugen,
Die Lichter brannten und der Priester eint' uns;
Vorm heil'gen Altar tauschten wir die Ringe;
Die Orgel klang vom Chor, das Glöcklein schallte;
Der Priester fragte, und wir sagten Ja,
Der Priester segnet', und wir sprachen: Amen.
Nichts ward vergessen, auch das Kleinste nicht.
Recht ist die Eh' und ich ein ehrlich Weib!
Kaspar. Und wär's,
'ne dumme Dirne seid Ihr. Was 'ne Kette
Von Eisen Euch, dem ist's ein Strohband nur.
Weißt du, wie lang' geheime Eh' den bindet?
Nicht länger, als des Blutes Hitze raucht,
Die sie geschlossen.
Meint Ihr, der Samt zu Eurem Antlitz trägt sich
Nicht ab, wie andrer Samt? und länger hält Eu'r Lärvchen,
Als einen kurzen Dirnensommer durch,

So lang' die Roſen blüh'n und Käfer ſchwärmen?
Und ſolche Liebe länger, als Eu'r Lärvchen?
Und länger ſolche Treu', als ſolche Lieb'?
Und länger ſolche Eh', als ſolche Treu'?
Ein kurzer Sommertag, und Euer Sammet
Iſt abgetragen, welk und fadenſcheinig.
Soll er Euch länger tragen, als ſein Wams?
Dann fort mit Euch und mit dem Wams zum Trödler!

Raimund. Vom Vater und vom Himmel mir beſtimmt,
Was wollt Ihr bei den Großen? an dem Hofe,
Mit Euerm Kind'svertrau'n, das ſie benutzen,
Und ohne Freund? Ein Eindringling ſeid Ihr
Dort nur, den man ſich gern vom Halſe ſchafft;
Im kleinen Häuschen ſeid Ihr ſeine Seele.
Glaubt, nach dem Gärtchen ſehnet Ihr Euch noch,
Das jetzt zu klein Euch iſt. Er wird's bereu'n;
Denkt an das arme Fürſtenweib in Holland,
Das teuer zahlte mit dem Tod ihr Lieben.

Iſotta. Glaubt's nicht! Schlägt jedes Herz am Hof nur halb
In meines Herzens Takt, nie mißt Ihr Freunde.

Raimund. Glaubt's doch! Am Hofe, heißt's, meint der's am ſchlimmſten,
Der ins Geſicht am freundlichſten ſich zeigt.
Ich bin ein armer Burſch, doch Euern Standes;
Was wollt Ihr mit dem großen Herzog? Seht:
Vornehm erzogen, hat er andre Wünſche,
Iſt anderes gewohnt, als Ihr; was will
Das Vögelchen, im niedern Buſch geworden,
Beim Adler, der auf kalter Höhe niſtet?

Kaſpar. Noch iſt die Eh' vollzogen nicht, wenn Ehe,
Und noch zu trennen.

Raimund. Laßt ihn! Geht mit uns!

Albrecht (für ſich). Jetzt zeige, Liebe, dich, daß echt du biſt.
Ich ſtell's in Eure Hand, hört; Ihr ſeid frei:
Mein neues Recht geb' ich freiwillig hier
Zurück dem Manne, der es ſonſt beſaß;
Nur Euer freies Wort traut Euch von neuem
Zum Weibe mir. — Wahr iſt's, Ihr kennt mich, Agnes,
Seit Stunden erſt, und ſeine Lieb' iſt älter,
Als Euer Denken; jeder Eurer Tage
Trägt eine Liebesnarb' von ihm im Antlitz.
Wahr iſt's: ſo, wie er ſagt, wirbt Luſt der Großen
Und hält geheime Eh' als Köder hin,
So ſchnell zerriſſen wie geſchloſſen. Hört Ihr?

Agnes. Ihr sagt's und seid so klug; Euch glaub' ich's, Herr.
Die ganze Welt ist schlimm, doch Ihr seid's nicht.
Albrecht. Und bin ich's nicht, kann ich's nicht werden noch?
Macht einen Gott aus mir! Ich bin ein Mensch,
Ein Mensch wie jeder, seht, von Fleisch und Blut;
Mein Denken ist begrenzt; mein Fühlen wechselt
Wie andrer Menschen Fühlen; was Gewalt
Hat über andre, das beherrscht auch mich;
Gebrechlich ist so Lieb' als Haß in mir.
Nein, sprecht nicht jetzt; sonst schelt' ich Euch leichtsinnig.
Ein Kind, das läuft von einem Spiel zum andern —
Sprecht Ihr und habt bedacht nicht, was Ihr sprecht!
Agnes. Nun, Vater, seht Ihr doch, wie brav er ist?
Kaspar. Ich seh', wie klug er ist. Nun sag': ich folg' Euch!
Mach' ihn vom Vorwurf der Verlockung frei!
Wie denn? Du heiße Dirne, rennst du nicht —
Läßt du so lang' ihn locken? — in die Falle?
Agnes. Herr, ich bin Euer Weib und muß Euch folgen,
Was auch mein Schicksal sei!
Albrecht. Bist du's? bist du's?
Nein, Alter, geht noch nicht! Erst hört mich, Alter!
Du, Seel' der Wahrheit selbst, du hört'st mich jauchzen,
Brächt' tiefstes Mitleid mir die Stimme nicht,
Daß ich dich so gequält. — Kommt, Vater, folgt uns!
Kaspar. Dem Teufel, doch nicht Euch.
Albrecht. Was soll ich sagen,
Daß Ihr mir glaubt?
Kaspar. Sagt nichts; das glaub' ich Euch.
Albrecht. Ihr zürnt —
Kaspar. Ei gar! Bin ich nicht Dank Euch schuldig?
Blind war ich siebzehn Jahr', Ihr macht mich sehend
Im Augenblick. Wie nun? wer nennt Euch ungleich?
Gleich im Betrug, betrügt Euch — nun, es gehe,
So lang' es geht! Sie lockt Euch, Ihr lockt sie.
Doch fällt's noch 'mal Euch ein, zu prüfen, sagt ihr,
Sie soll nicht Eure Herzogin mehr sein, —
Und seht, wie lang' dann ihre Liebe hält.
Die Liebe von zwei Stunden schon so stark?!
Ein ehrlich' Weib! ist's nicht 'ne schöne Scheide,
Die Fürstin drin zu schützen vor dem Rost?
Ihr seid 'ne Dame; nehmt zum Beispiel Euch
Die Dirne, die mein Kind hieß. Thoren giebt's
Genug; doch jeder, merkt, ist's nur einmal.

Gewiſſen, Eltern zwiſchen Euch, 'ne Welt, —
Seht, ob Eu'r Leichtſinn das auch überſchwatzt.
Ich ſegn' Euch nicht und brauch' Euch nicht zu fluchen;
Ihr flucht Euch ſelbſt: Eu'r Thun iſt Euer Fluch!
So geh' ich, denn ich ſprach und that genug.

(Kaſpar mit Raimund ab.)

Albrecht. Beſtürm' ihn wärmer; er muß mit uns gehn!

(Albrecht und Agnes folgen.)

Seibelſtorfer. Er machte ſie faſt ſelber irr'.

Hanns. Wär's ihm gelungen! Teufel, mach' geſchehen ungeſcheh'n, und nimm, was ich habe!

Seibelſtorfer. Euer ſchönes Weib ausgenommen.

Hanns. Nichts ausgenommen, nichts!

Iſotta. Nun, Ihr könntet es billiger haben.

Hanns. Was?

Iſotta. Etwas, das, jetzt noch ein unſichtbarer Wurzelkeim, anwachſen könnte, Felſen ſprengend, geſchweige den übereilten Bau dieſer Ehe.

Hanns. Was meint Ihr?

Iſotta. Sagt mir: Wenn der Herzog, der die Wahrheit in eigener Geſtalt in dem eiteln Dinge zu beſitzen meint, glauben müßte, die Dirne ſelbſt habe im Spiegel geſeſſen, wenn —

Hanns. Wie? Könntet Ihr das? Der Narr einer einfältigen Dirne in all ſeiner Geiſtesüberlegenheit? Das packte ihn an ſeiner kitzlichſten Stelle! Wenn Ihr das könntet! Aber — er würde Beweiſe verlangen —

Iſotta. Bis morgen, denk' ich, hab' ich ſie. Und wenn Ihr helfen wolltet —

Hanns. Nur? Nur helfen? Was? Ein Lautenſpieler will ich werden, alle Mäuſe Schwabens mit Eurem Lobe totſingen, Sonette machen auf Eure Schönheit, noch mehr: die Saiten meiner Natur umſtimmen, daß ſie ſelber eine Laute wird für den Milchſinger des blinden Kerlchens Liebe —

Iſotta. Bemüht Euch nicht; behaltet, oder gebt, wer es haben mag. Mein Grund wäre, daß ich nicht die Magd einer Bürgerdirne ſein will.

Seibelſtorfer. Stille! Das Paar kommt unverrichteter Sache zurück. Der Baderſchwiegerpapa war unerbittlich.

Hanns. Thut es, um welchen Preis Ihr wollt; nur, laßt Euch beſchwören, thut's!

Iſotta (beiſeite). Kann auch dieſer Eisblock warm werden? So ſoll meine Liebe ſeine Freundſchaft in ihren Dienſt werben, und er

selbst soll gezwungen mich zwingen, nach dem zu ringen, wonach jeder meiner Pulse glüht.

Albrecht, Agnes zurück.

Albrecht. Geliebt's Euch, Hanns, so sind wir diesen Rest
Der Nacht Euch Gäste. Morgen dann mit Frühstem
Nach Straubing, meinem Schloß. Dort gilt mein Weib,
Madonna, Eure Freundin, bis Natur —
Doch unser Wunsch eil' ihr nicht vor, nein, heiße
Sie zögern! — jenen Tagen Grenze setzt,
Die meiner Tage Quell. Dann führ' ich dich,
Im Diadem auf stolz geschmücktem Roß,
Als Herzogin heim in mein Väterschloß.

(Sie gehen alle.)

Vizedom und Törring im Vorübergehn.

Vizedom. Ich fühlte den Zettel hier mir in die Hand gedrückt. Aus Gedanken aufsehend, sah ich keinen Bringer.

Törring. Ich meinte, Ihr ließet ihn mit Willen gehn, und faßte ihn nicht weiter ins Auge.

Vizedom. Des Mondes Helle reicht nicht hin; in der Herberge will ich's lesen — oder auf dem Wege nach Regensburg; denn schon dämmert der Morgen.

(Beide ab.)

Raimund (im Auftreten zurücksehend). Sagt ja niemand, Meister, wohin sie ist und was sie geworden ist. Ja nicht! Ich geh' zu des Vizedoms Werbern, der in Straubing regiert an Herzog Ernsts Stelle. Dorthin will sie Herzog Albrecht führen. Damit sie eine treue Seele in ihrer Nähe hat; und daheim konnt' ich nicht bleiben. Sie wird meiner nicht bedürfen! — ist's doch ordentlich, als thäte mir das leid. — Hier seh' ich das Häuschen noch, wo sie — Still! Ade, Augsburg! Mein Glück, ade! (Ab.)

4. Scene.

Zimmer in Hanns Zenger's Hause.

Agnes, Isotta.

Isotta. Eu'r Vater wohl wird schweigen, teure Fürstin —
So nenn' ich Euch schon jetzt, dem Herzen folgend,
Das jetzo schon als Herrin Euch erkennt —

Agnes. Ja, Ihr seid herzlich gut, gewiß! ich weiß.

Isotta. Dennoch, wie leicht setzt das Gerücht aus Fetzen,
Von unbemerkten Lauschern aufgeschnappt,
Zusammen oft, was heimlich bleiben sollte,
Und schreit's auf offnem Markte aus. So kommt
Der Herzog, Euer Herr, wenn er erscheint

Auf dem Turnier zu Regensburg zur Zeit,
Wo man entführt Euch hält, ihm klug zuvor.

Agnes. Es war Hanns Zengers Rat —

Iſotta. Ja, ſeine Kälte
Sah, was Eu'r Herr, in ſeines Glückes Wärme
Sich wiegend, überſeh'n gern hätte.

Seibelſtorfer tritt auf.

Seibelſtorfer. Fertig
Zur Reiſ' iſt alles, gnädige Frau. Auch ſteckt
Der Morgen ſeine goldne Fahn' ſchon auf.
Eu'r Herr auf ſeinem Weg nach Regensburg
Wird, ſchaut er um, ſchon Augsburg nicht mehr ſehn.
Nach Straubing denn, wohin ſein Wort uns weiſt!
Ich bitt' Euch, nicht zu zögern.

(Seibelſtorfer und Agnes ab.)

Giulio erſcheint.

Iſotta (den Abgehenden nachrufend). Geht voran!
Ich folg' euch ſchleunig. (Zu Giulio.)
Kommſt du endlich, Giulio? Eil' dich — nur das Was jetzt, das Wie auf dem Wege!

Giulio. Der Vizedom hat Euern Zettel, und die Hexe — iſt des alten Bader Vernauers Schweſter. Die neue Herzogin war vor dem Bankett bei ihr und —

Iſotta. Genug! Mach' dich fertig, dem Herzog nach Regensburg zu folgen. Ich ſchreibe ſchnell die namenloſen Zeilen, die du ihm geſchickt in die Hände ſpielen mußt, daß er nicht ahnt, woher! Mach' dich fertig, Giulio!

(Giulio ab.)

Iſotta. Fort muß die Fälſcherin! Mein Zettel ſagt ihm,
Wie er betrogen iſt, und wiſcht die Schminke,
Die ihn bezaubert, von der Dirne Wangen,
Daß er nichts ſieht, als was ſie wirklich iſt:
'ne dumme Dirne, die, vom Stolz gekitzelt,
Gern Fürſtin möchte ſein. „Ja, Herr — Nein, Herr —"
Sonſt nichts! Und wenn zu Wundertönen tief
Und mächtig Lieb' ſein Dichterherz erregt:
„Ja, jetzt verſteh' ich Euch ſchon wieder nicht —"
Und dann das dumme Nicken mit dem Kopf:
„Ei ſeht doch! Nun, das glaub' ich ſchon" — ſo gänſehaft phlegmatiſch,
Daß ſich ſein ſtolzer Geiſt empören müßte,
Zur Dummheit ſelbſt geſpannt zu ſein, wär' er
Des Zaubers los, der ſie zum Wunder lügt.

Daß das geschehe, Klugheit, dopple dich,
Und, Liebe, zeig', wie du erfinderisch bist:
Zeig' ihm dich, wie du bist, und anders doch,
So daß er sehn muß, du bist's, was er ersehnt,
Doch nicht die Absicht merkt, die dies ihm zeigt.
Verbirg den blut'gen Hohn und Groll, der aufschwillt
Bei ihrem bloßen Anblick; mach' die Dummheit
Zur Puppe in deiner Hand, zur Helferin
Gegen sie selbst, durch plumpe Schmeichelei,
Und schreck' vor nichts zurück, daß dein er sei!
So raub' dem Räuber ihn, stiehl ihn dem Diebe,
Der dir gehört nach allem Recht der Liebe! (Ab.)

Ende des ersten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

1. Scene.

Turnierplatz bei Regensburg.

Zwei Zimmerleute sind noch an den Schranken beschäftigt. Ein Herold mit seinen Dienern.

Herold. Wer bei dem Turniere zu Regensburg mit stechen will, der bringe sein Wappen, damit wir untersuchen, ob es echt sei und rein, ob er mit stechen darf, und es zurückweisen oder aufhängen zu den andern. Zur Waffenschau! Zur Waffenschau, ihr edlen Ritter!

Der Vizedom, Törring, Landsberg und noch einige Ritter.

Vizedom (liest von einem Zettel). „In diesem Augenblicke macht Herzog Albrecht eine schwäbische Baderdirne zur Herzogin von Bayern. Herr Vizedom, Säule des Rittertums, duldet Ihr das?" — So lautet der Zettel, der mir vor meiner Abreise in Augsburg, wie ich euch sagte, in die Hände gespielt wurde, und den ich erst auf dem Wege las. Meint ihr, der Zettel lügt? Und wenn er Wahrheit spricht, was dann?

Törring. Dann frag' ich mit dem Zettel: Herr Vizedom, wollt Ihr das dulden?

Vizedom. Und ich antworte für den Vizedom: Bei den Gräbern meiner Ahnen, nein!

Landsberg. Und ich für den ganzen bayrischen Adel: Keiner von uns! Nie soll eine Baderdirne über unsern edeln Frauen sitzen!

Vizedom. Darum erst zur Frage: ist's wahr?

Landsberg. In dem Trotz, den sie voraussetzt, trüge die That

Herzog Albrechts Stempel. Zeigte er nicht, seit er ein Mann, sich derart, daß wir den Kopf schütteln mußten in ernster Besorgnis, deutete ein Finger auf die Stunde, in der Herzog Ernstens Tod ihn zum Herzog macht und zu unserm Herrn? Fuhr dann nicht unwillkürlich die Rechte nach dem Schwertgriff, als gält's schon jetzt, bedrohte Rechte zu verteidigen? In schwächlicher Kindheit von den welschen Denkern und Dichtern, seiner mailändischen Mutter erzogen, gewann er nie ein Herz für Adelsehre und Rittertum.

Törring. Im Letzten irrt Ihr, Herr Landsberg. Kräftiger geworden als Jüngling, holte sein Stolz in feuriger Eile nach, was der kranke Knabe versäumt. Er ruhte nicht, bis er die Besten übertraf in ritterlichem Thun.

Vizedom. Doch nicht aus Freude an ritterlichem Thun, Graf Törring. Wahrlich nur, um auf diese Vorzüge, die er an sich selbst nicht achtet, bei andern mit besserer Miene herabsehen zu können. Sein Hochmut ruht auf seinem Witze. — Was ist das?

Landsberg. Jauchzen des Volkes; es kommt näher, es kündigt sein Hierherkommen an. Er bringt seinen Schild zur Waffenschau.

Vizedom. Diesen Spielmann, der ihm voranzieht, wirbt er mit seinem Adelshasse, um ihn einst gegen uns und unsre Rechte zu brauchen.

Törring. Den Zettel muß Herzog Ernst sehn.

Vizedom. Damit, leugnet der Sohn Absalom, die Sache abgethan ist? Bei meinem Eide, nein! Wir fordern ihm im Namen des ganzen bayrischen Adels sein Ritterwort ab: er sei nicht der schwäbischen Baderin Gatte. Giebt er's, so ist er's nicht; verweigert er's, so giebt er dem Zettel recht, so gesteht er öffentlich ein, was den Herzog Ernst und den ganzen Adel Bayerns gegen ihn bewaffnen muß.

Albrecht und Kanzler treten auf.

Albrecht. Ich soll mehr an meines Vaters Hofe sein, Herr Kanzler?

Kanzler. Dann wünscht Euer Vater, unser Herr, Ihr möchtet seine Räte besser behandeln.

Albrecht. Er sollte wünschen, sie wären bessere Leute, dann gäbe sich's mit der Behandlung von selbst — Euch ausgenommen, versteht sich, Euch ausgenommen, Herr Kanzler! Aber seht selber diesen Vizedom von Straubing, wie er einhertritt: wie ein Festroß mit dem Verdienste seiner Ahnen als Decke auf dem Rücken. Gut, daß seine Ahnen ihn adelten, er hätte sie nicht geadelt; sein eigen Verdienst reicht kaum hin, ihn allein warm zu halten. Fleischhackerverdienst.

Kanzler. Ihr seid scharf, gnädiger Herr, Ihr seid scharf —

Albrecht. Wenn Ihr mich wetzt. (Hanns Zenger tritt auf.) Was giebt's, Hanns?

Hanns. Der Vizedom weiß von Eurer Heirat; weiß Gott, woher! Er will Euch Euer Ritterwort abfordern, Ihr seiet nicht vermählt, um Eure Weigerung dem ganzen bayrischen Adel als ein Ja auszulegen; hütet Euch! Seht, er steht schwarz wie ein Gewitter — wenn er so schweigsam ist —

Albrecht. Entschuldigt, Herr Kanzler, einen Augenblick. — Ja, er weiß, daß der Thaler Groll durch jedes Zornwort um einen Groschen Thatkraft ärmer wird; und nie sah ich einen bessern Haushälter mit seinem Groll, als diesen Vizedom. Bei meinem Eide, sein bloßer Anblick wendet mir die Galle um.

Kanzler. Vermeidet ihn, gnädiger Herr.

Albrecht. Daß seine Eitelkeit sich kitzelte, ich sei vor ihm geflohn? Eher werf' ich's ihm in die Zähne, was er erlauern will.

Hanns. Denkt an Euren Vater —

Albrecht. Ich will ihn nicht zum Worte kommen lassen. Ohne Sorgen, Hanns; ich will den kalten Hanns noch überkalthannsen. — Und Ihr fandet mich so schnell, Herr Kanzler?

Kanzler. Die Liebe des Volkes führte mich auf ihres Gegenstandes Spur.

Albrecht. Pah, auch ein Herkommen, wie die Verse unserer höfischen Poeten. Die Welt ist eine andere geworden; aber sollen sie umsonst von ihren berühmten Großvätern eine Form geerbt haben? Hörtet Ihr nie die Lieder, die jetzt Handwerksburschen, Schüler und andere fahrende Leute dichten? Die lassen den Dingen ihre eigene Haut; ist sie noch ungelenk und rauh, auf dem Wege von Mund zu Mund wird sie schon glatt werden und eine Art von Schönheit finden, die sich mit der Wahrheit verträgt. Also Ihr meint, das Volk liebt mich?

Kanzler. Sein Atem trug Euern Namen in die Wolken, und ihre Hände warfen ihm einen bunten Knäuel von Mützen und Hüten nach.

Albrecht. Mein Schneider versteht sein Handwerk gewiß. Aber warum springt Ihr ab?

Kanzler. Vergebung, gnädiger Herr, den Vorwurf mach' ich Euch! Ich redete von dem Jubel des Volkes, der Euch galt, nun —

Albrecht. Noch einmal: der mir galt! — und sagt' ich Euch nicht, er galt meinem Schneider? Ich fürchte sehr: trug ich das zerlöcherte Wams des Bettlers, der um jene Ecke schlottert, mit Euerm Beweise säh' es ebenso windig aus.

Kanzler. Ihr wolltet Euch verkleiden? Ihr, gnädiger Herr? Ja, wenn der Fürst bei Euch in den Kleidern steckte; und das mag

vorkommen, gnädiger Herr, das mag vorkommen! Aber der Dichter würde sagen —

Albrecht. Was er nicht verantworten kann, wenn Ihr's für Euch anführen wollt.

Kanzler. „Durch jedes Loch der Jacke blickt der Fürst."

Albrecht. Der Fürst! — Ah! seht Ihr, so galt der Jubel des Volkes dem Fürsten, nicht mir.

Vizedom (hinzutretend). So fein spalten hat Euch nicht der Waffenmeister gelehrt, gnädiger Herr. Erlaubt, daß wir als Vögte des Turniers Euch in Regensburg willkommen heißen!

Albrecht. Wir danken und grüßen Euch, Herr Vizedom. Da wir vom Fürsten reden, Herr Kanzler — ich möchte Euch gern in die Enge treiben — sagt mir doch: wer ist ein Fürst? Wir reden von nichts, Herr Vizedom; aber wenn von nichts reden verboten wäre, — müßten die Höfe zu Trappistenklöstern werden. Also immer zu, Herr Kanzler: was ist ein Fürst?

Kanzler. Ein Fürst, nun — —?

Albrecht. Kurz und bündig; nicht mehr als drei Worte; wer Euch mehr zugiebt, ist verloren.

Kanzler. Nun denn —

Vizedom. Wenn Ihr mir erlaubt, gnädiger Herr: Ein Mann, der fürstlich denkt, oder wenigstens — fürstlich denken sollte.

Albrecht. Sollte! Ei, wer fragt, was er sein sollte? Was er vielleicht einmal werden wird? Die Frage ist: was ein Fürst ist, was er jetzt ist! Nun, Herr Kanzler?

Kanzler. Ihr treibt mich ein, gnädiger Herr — man hat's erlebt — laßt sehn! laßt sehn! — Nun denn: Einer —

Albrecht. Einer —

Kanzler. Der regiert.

Albrecht. Wie lang' seid Ihr erst am Hofe? Ich werde irr' —

Kanzler. Fast fünfzig Jahr'! Ich kam —

Albrecht. Ein halb Jahrhundert fast am Hofe und — wißt nicht besser dort Bescheid? Sagt: Einer der regiert *wird*! Der keinen Schritt thun kann, wie ihn Menschen thun, ohne an ein Adelsprivilegium, ein Herkommen oder an sonst eine hölzerne Rücksicht anzustoßen. Der Diener seiner Diener; der Hammer, mit dem sie ihr Glück und ihrer Feinde Verderben schmieden; ein armer Mann, der den Unzähligen schmeicheln muß, die er braucht, damit die Wenigen ihm schmeicheln, die ihn nicht entbehren können.

Vizedom. Gnädiger Herr —

Albrecht. Ein — Kommt, laßt uns mit diesen Leuten hier reden. An ihnen ist noch etwas von der ersten Hand der Natur. Zu solchen Schurzfellen muß man fliehn, wenn man sich von den

Gespenstern des Herkommens erholen will. Ihr, Mann im Schurze, was treibt Ihr da?

Melchior. Wißt Ihr's nicht? Nun so könnt Ihr lernen, daß das Schurzfell vor den Harnisch geht; wenn gleich Ihr selber gemacht scheint, einen zu tragen.

Albrecht. Wie so? Der gestrenge Herr Vizedom möcht' es wissen; er ist ein großer Bürgerfreund.

Melchior. Nun: erst müssen wir die Schranken bau'n, erst muß unser Schwert dabei gewesen sein, eh' der Ritter das seine ziehen kann.

Albrecht. Euer Schwert? Der Mann hat Verstand für zwei Federbüsche, Herr Vizedom! Du meinst die Axt; und wahrhaftig! die Axt ist des Zimmermanns Schwert, und das Schwert die Axt des Ritters. Es braucht so wenig Kopf dazu, die eine wie das andere zu regieren. Und mit dem Schwert baut der Ritter sein Haus, und mit der Axt haltet Ihr Eure Feinde, Hunger und Sorge, Euch vom Leib.

Melchior. Richtig. Aber wißt Ihr auch vom Hunger? Ja, vom Hörensagen. Nu, der Herrgott hat alles gut ausgeteilt: der eine hat den Hunger, der andere zu essen.

Albrecht. Und einer die Würde, der andre das Verdienst — wenigstens bei Hofe, sagt man.

Melchior. Und doch giebt's solche Allesbitterschmecker, die sich nicht dabei beruhigen wollen.

Albrecht. Aber wie geht Ihr mit dem Stamm da um? Dieser Stamm war ein Baum, hatte seinen grünen Federbusch, der nickte im Wind, und seinen braunen Küraß wie einer, als er noch im Walde stand. Und der Hauch der Gunst buhlte mit ihm, die Sonne der Majestät vergoldete ihn, und seine Schmeichler, die Vögel in seinen Zweigen, machten Musik dazu. Und jetzt — ja, das könnte sich manche bunte Feder und manche hoffährtige Elle Seide und Sammet zu Herzen nehmen. Derselbe Wind, der heut ihre gestickten Rippen bläht, wird in acht Tagen ihre Fetzen da im Staube fegen. Pfui, was dünkt sich eine Handvoll von lebendigen Staubes gegen die andere! Wie, Herr Vizedom? Und was baut Ihr da für Verschläge in Gottes freie Welt hinein, daß ehrliche Leute darüber straucheln müssen? Und paart den frischen, grünen Zweig da mit der dürren Stange? Und habt ihn losgerissen von dem Heideblümchen, zu dem er sich neigte im Wald? Was? ist der grüne Zweig ein Junker, und das Heideblümchen ein Bürgerkind? Und nun nagelt Ihr ihn an das dürre Fräulein Stange? Oder hat der Zweig selbst das Blümchen verlassen? So hat er unehrlich gehandelt, obgleich Ihr ihn darum lobt. Ihr sagt: Die

Ehre seines Geschlechtes hat es verlangt. Was ist das für eine Ehre, die Ehrlichsein entehrt? Wie? der Bürger hat keine Ehre? Hat er das nicht, was Ihr Ehre nennt — vor Gott ist er um so ehrlicher. Was habt Ihr aus Gottes Welt gemacht! Ihr und Euersgleichen! Was macht Ihr noch jeden Tag aus Gottes Welt! O, das sind unverschämte Gesellen, gestrenger Herr Vizedom. Ich grüß' Euch noch einmal; wir sehen uns öfter während des Turniers. Jetzt lebt wohl, ihr Herren! Ich muß fort, soll ich nicht zornig werden; und dies Gelichter ist eines ehrlichen Zornes nicht wert. Was? Sollen Stangen und Riegel den lebendigen Menschen meistern? Ich sage Euch, es giebt Menschen, die ohne Krücke gehn können, und — was mehr ist — die es wollen!

(Ab mit Hanns Jenger.)

Kanzler (zu Gundelfinger). Laßt ihn! laßt ihn! Ein Boden für Fürstentugend, wenn auch noch zu üppig. Aber die Zeit nutzt Menschen ab und Dinge. Nun, wir haben's erlebt. Sie brachte das jugendliche Zuviel auf das rechte Maß, während das rechte Maß in der Jugend schon im Mannesalter nur zu oft unter sich selbst herabsank. (Ab.)

Landsberg. Und Ihr ertrugt's, Herr Vizedom? Er wollte Euch reizen.

Vizedom. Pah! seinen Witz auskramen wie ein Mädchen seine Bänder. Soll die Welt nicht wissen, was der Knabe von seinen welschen Spitzfindlern gelernt? Und — um die Ecke, eh' die Rute, die er verdient, niederfiel!

Törring. Alles, was er sprach, war nur ein verblümtes Ja auf unsere noch ungethane Frage. Man sah, wie sein Stolz mehr unsern Glauben fürchtete, er halte die Heirat aus Feigheit heimlich, als seine Klugheit unser Wissen darum.

Landsberg. Dazu gab seine Rede jeder unserer Befürchtungen Recht. Diese Ehe ist ein Vorbild des Bundes zwischen Thron und Volk zu des freien Adels Unterdrückung: ein Eisenhandschuh, den er uns hinwirft.

Vizedom. Sei es! Ich nehme ihn auf. Herold, kommt her! Hört: Wenn Herzog Albrecht sein Schild vor Euch bringt, weist es zurück! Nicht eher darf er stechen in diesem Turnier, bis er den Makel von seinem Wappen gewischt, womit es beschmutzt steht; bis er Euch sein Ritterwort gegeben: er sei nicht einer Augsburger Baderdirne Gemahl. Werdet Ihr bleich, Herold? Er wird rasen. Aber Euch schützt das Turniergesetz und ich, der Vizedom von Straubing, der erste Vogt und Euer Oberer bei diesem Turnier!

Törring. Doch der Herzog Ernst?

Vizedom. Mag er zürnen, er muß es billigen und mir danken. Wenn nicht, so schlag' ich seine Gunst in die Schanze.

Landsberg. Schon kommt er zurück.

Vizedom. Ruft mich zu Euerm Schutze. Und so thut Eure Schuldigkeit, Herold! Auf die Tribüne, ihr Herren, bis unsre Zeit kommt. — Der verzogene Fürstenknabe lerne den Vizedom von Straubing kennen; der Witzling hüte seinen Witz! (Sie besteigen die Tribüne.)

Albrecht und Hanns treten auf.

Hanns. Noch einmal: kehrt um! Der Vizedom stand totenbleich, seine Lippen bebten.

Albrecht. Noch einmal: nein! Ich bin in der Laune, ihm zu sagen, was er wünscht; mich reut, daß ich es nicht that! Ehre selbst schämt sich in mir. Herold, hier hängt diesen Schild auf!

Herold. Verzeiht, Herr Herzog —

Albrecht. Was soll's?

Herold. Auf Euerm Wappen haftet Verdacht unebenbürtiger Verbindung.

Albrecht. Haftet — Sklav', häng' auf!

Herold. Nicht eher, als bis dieses Schildes Glanz gereinigt strahlt.

Albrecht. Wie? Was? Wozu?

Herold. Gebt Euer Ritterwort, gnädiger Herr, Ihr seiet nicht einer Augsburger Badertocher Gemahl.

Albrecht. Gut, Sprachrohr, gut! Kein Wort verloren. Den Mund kenn' ich, der durch dich spricht. Und wußt' ich nicht, diese schwarze hagere Schlange würde noch nach mir stechen, eh' ich sie zertrat? Das mir? Mir? Und ich zertrat sie nicht, eh' sie stach? Solche Früchte wachsen an Euerm Baum, Hanns Zenger! Wo ist er? Sei klug für dich und ihn, Herold; häng' auf!

Herold. Im Namen des Turniergesetzes —

Albrecht. Im Namen des Vizedoms, Lügner! Wo? — Fort, Sprachrohr; dort steht mein Mann! Hierher, Herr Vizedom!

Vizedom. Nicht auf Euren Befehl. Vergeßt nicht, daß ich hier nicht bloß Eures Vaters Diener bin!

Albrecht. Des Teufels Diener! Das Schild da hinauf! Befehlt Eurer Puppe!

Vizedom. Im Namen des Turniergesetzes: Nein!

Albrecht. Im Namen Albrechts des Wittelsbachers: Ja!
Häng' auf, du Sklav'!

Vizedom. Noch einmal: Nein!

Albrecht. Ja! ja!
Und noch einmal: Ja! und hunderttausend Ja!

Vizedom. Im Namen auch gemeiner Ritterschaft,

In Regensburg hier zum Turnier versammelt,
Von denen der Geringste so nicht sich
Entehrt, zu stechen mit dem Gatten einer
Gemeinen Dirne —

Albrecht. Dirne? — Nun so hör' —
Ha, einer Dirne? — Bauer! Bauer! Bauer!
Gemeiner Bauer du! So hör' — 'ner Dirne?!
Hör's Erd' und Himmel denn und wer es mag:
So üb' ich Fürstenrecht, ein wahrer Fürst,
Nicht Fürstenpuppe, von der Lüg' gegängelt,
So üb' ich Fürstenrecht und heilige
Durch heiligen Gebrauch das oft Entehrte,
Wahrheit und inneres Verdienst erhebend
Und Lüge stürzend, Scheinen ohne Kern,
Und thu' dir, wie der Himmel pflegt, im Zorn
Zur Strafe deinen Wunsch. So hör' es jeder —
Und ob uns schmerzt, den heißgeliebten Vater
Zu kränken, denn nur seinethalb verschleiert'
Ein Kleinod ich, und sonst um keine Welt,
Mit Heimlichkeit und Schweigen — Ehre zwingt
Uns nun, der keiner sich entziehen darf,
Laut zu erklären — Bayern hör's und Reich —
Frau Agnes, eines Baders Kind aus Augsburg
Und mir vor Gottes Aug' durch Priesterhand
Als Hausfrau angetraut, zur Herzogin
Von Bayern: diesen aber hier, der wider
Verdienst der Vizedom von Straubing hieß,
Durch diesen Streich mit flachem Schwert entehrend
Zum Bauer, so den beiden nichts gewährend,
Als ihr Verdienst; nichts nehmend, als was Glück,
Die Metze, dem Verdienste stahl und aufhing
Dem, der's entehrte. Denn nicht adl' ich jene,
Sie adelnd: nein, sie adelt unsern Thron; —
Und den entehrend, nehm' ich wahre Ehre
Ihm nicht; ich nenn' ihn das nur, was er ist.
Und Ihr da, Herold, laßt die Schranken brechen!
Zu End' ist das Turnier, eh' es begann,
Und niemand bricht 'nen Speer hier! Fort! Ich sag' es, ich
Albrecht der Wittelsbacher!

(Ab, von Hanns, den Knappen und Rittern gefolgt.)

Vizedom (der hatte ziehen wollen, taumelnd von Törring und Landsberg gehalten).
Oh!

Törring. Wie ist Euch, Herr Vizedom?

Landsberg. Ein Schlagfluß hat ihn gelähmt. Sein adlig Herz brach unter der Übergewalt seines Zornes über unadlig Thun, wie eine Leier unter eiserner Spielerhand. Könnt Ihr nicht sprechen, Herr Vizedom?

Vizedom. Bringt mich hinweg! Tod ist in mir; ich sterbe —
Am eignen nicht; gesamten Adels Tod
Trifft so mich mit, den Einzelnen — schwört mir —

Landsberg. Was, Herr Vizedom?

Törring. Könnt Ihr fragen?

Landsberg. Rache! —

Törring. Was sollen wir thun, Euch zu rächen?

Landsberg. Wo?

Vizedom. Nicht mich, des Adels Ehre, an der Ursach', —
Wo es am tödlichsten ihn trifft — an ihr,
Der Dirne, — sie muß sterben, ihm im Arm,
Wo's ist — Kommt — Laßt mich —

Landsberg. Ihr könnt nicht allein stehn.

Vizedom. Führt mich zur Herberg'!
Dort will ich euch — dort schwört mir auf mein Schwert,
Statt meiner einzustehn, faßt mich der Tod,
Bevor — ich kann nicht mehr —

Törring. Kommt, ihm zu schwören!
Sterbt einmal Ihr, so lebt Ihr zweimal fort
In uns, um Euch zu rächen.

Landsberg. Racheerben
Laßt Ihr zurück. Die Dirne — sie soll sterben!

(Sie führen den Vizedom ab.)

Giulio kommt eilig.

Giulio. Es ist gelungen! er hat das Papier. Er zerknittert es in seinen Händen, ohne noch zu wissen, was es enthält, ohne nur zu wissen, daß er etwas in seinen Händen hält; so in Aufregung drängt er sich durch die Menge, durch das Murmeln und Murren der Ritter und das Jauchzen des Volkes. Hanns Zenger sah mich desto genauer an. Er erriet, woher der Zettel kam, und half mir, unbemerkt vom Herzog zu entschlüpfen. Fort! da kommen sie! Damit er seinen Arzt nicht sieht. Ich wette, das niederschlagende Mittel wird ihn so bleich machen, als er jetzt rot ist. Sie kommen. Fort und heim zur Madonna! (Ab.)

Albrecht und Hanns.

Hanns. Was haltet Ihr für ein Papier in Euern Händen?

Albrecht. Ich will der Welt zeigen: ich bedarf des Sattels der Herkommen nicht, um zu Pferde zu sitzen!

Hanns. Wie kommt Ihr zu dem Papier da?

Albrecht. Ich weiß nicht. Fort mit den Fransen und Quasten der Gewohnheit und Lüge!

Hanns. Wollt Ihr mir's erlauben? Vielleicht eine Warnung, die Ihr nicht unbeachtet lassen dürft. Ihr habt den Bizedom und in ihm den bayrischen Adel aufs tiefste beleidigt; sie stecken die Köpfe zusammen; besser — (Er sieht in den Zettel.) Hm!

Albrecht. Was ist? Was wollen sie —

Hanns. Nichts vom Adel — nichts, Herr, überhaupt nichts. —

Albrecht. Mir das? Und doch — Aber was hast du? Gieb her!

Hanns. Laßt; ich zerreiß' es.

Albrecht. Erst will ich's sehn. Sieht dies Nichts seinem Spiegelbilde in Eurem Antlitz gleich, so ist's ein Was, und ich muß es sehn.

Hanns. Seht's nicht! O Bayern! o alter Ernst! o Bayern!

Albrecht. Du prüfst, was ich nicht habe, meine Geduld.

Hanns. Prüfen! Prüfen! — Daß Ihr meintet, an Euerm eig'nen Atem zu ersticken — daß es heraus mußte! das Gedächtnis des alten Ernst verzehrt in der Glut! und — um was? Nein, laßt mich's zerreißen; es kann zu nichts mehr helfen; und jetzt dürft Ihr's nicht lesen, jetzt nicht, jetzt, wo — nein, es müßte Euch rasend machen!

Albrecht. So brauchst du's nicht zu thun. Zum Teufel, gieb! (Er reißt's ihm aus der Hand und liest, was Hanns verhindern zu wollen sich stellt.) „Des großen Herzog Albrechts Stolz fiel sich über einer Dirne kleinen Fuß zu tot." —

Hanns. Und Bayern! und Bayern mit! die Erde dröhnt noch vom Fall des Riesenleibes.

Albrecht. Was soll's — Hand zittre nicht! „Die kluge Frau aus Ungarn ist" —

Hanns. „Des Baders Vernauer in Augsburg Schwester, und die klügere Dirne war am heiligen Helenenabend vor dem Bankett Hanns Zengers bei ihr. Prüft selbst, und Ihr werdet es so finden." —

Albrecht. Ja Lüge! Lüge! ungeheuer wie
Noch keine! Menschen redeten im Leichtsinn
Und dachten nicht der Folgen; Frömmigkeit
Verbarg die Wahrheit um der Folgen willen;
Was Lüge hieß bis jetzt, war gute Meinung,
War Schonung, Liebe, Scherz und Neckerei,
Ein schuldlos Kind nur, gegen die gehalten;
Mit dieser erst kam Lüge auf die Welt.

Hanns. Riet ich Euch nicht gut, Ihr solltet das jetzt nicht lesen? Jetzt, wo Eure Liebe den teuersten Preis bezahlt hat mit Vater, Fürstenpflicht, vielleicht mit dem Ruin Bayerns, mit allem, was

Euch heilig sein muß — die Ware nichts nutz. Jetzt erfahren, Eure Klugheit sei betrogen, im Netz gefangen von einer dummen Dirne?

Albrecht. Ich glaubte nicht dem Spiegel nur, ich prüfte.

Hanns. Ja, Ihr prüftet die Schlange und — fandet sie klug.

Albrecht. Sie ging mit mir, gab alles hin um mich —

Hanns. Bis auf die Krone, wie ihr Vater sagte, der sie besser kennt. Warum lerntet Ihr sie nicht erst kennen? Ein Pferd, einen Hund zu kaufen, nahmt Ihr Euch mehr Zeit.

Albrecht. Nicht wahr? Sie kannte mich nicht. Tod, wenn sie im Spiegel stak, war's noch eine Lüge mehr! Nein, es ist nicht möglich! Dies Himmelsantlitz, jeder Blick ein Taubenbote aus dem Paradies, jeder Hauch süße Unschuld, jedes Wort ein Klang vom Himmel! Wahrheit auflegen wie Schminke, Natur aufsetzen wie geborgtes Haar — es ist nicht möglich! Fort, nach Straubing! Du sollst sehn, es ist nicht. Pferde! Pferde! es kann nicht sein. 's ist Lüge, wer auch sie erdacht hat. Fort nach Straubing! es muß sich zeigen! (Beide ab.)

Kanzler und Gundelfingen treten auf.

Kanzler. Verwünscht! verwünscht! Hat man's nicht erlebt? Nein, wahrlich nicht! Das paßt nicht hierher; nein, man hat's noch nicht erlebt, so alt wir sind. Und es fehlte nichts, als daß auch wir den Kopf verlören, so alt wir sind. Wenn eines Einzelnen Ungebührnis auch die Andern aus ihren Kreisen drängt, da gilt's den einzigen Vorteil zu brauchen, den Alter nicht nimmt, sondern giebt. Der Adel schwierig, ein alter Feind lauert vor der Thüre, dem nichts lieber wäre, als Zwist und offne Fehde zwischen Vater und Sohn. Das ist der Punkt, wo wir alle Stützen unserer Kunst ansetzen müssen, soll Bayerns Bau, von dem Stoße wankend, nicht umstürzen. Herzog Ernst muß abgehalten werden, Gewalt brauchend, die Kluft zwischen Albrecht und dem Adel auch zwischen sich und dem Sohn zu setzen. Versteht Ihr wohl? Wie wir den Vizedom kennen, wird er auf eigene Hand verfahren und die Dirne, das Ärgernis, schleunigst wegschaffen, wie's geht. Herzog Ernst muß außer dieser Sache bleiben. Nun wir haben's erlebt — und hier paßt die Redensart wieder —: mehr als ein verlorener Sohn kam zu seinem Vater reuig zurück, und es war Freude darüber, mehr als über dreißig Gerechte. Laßt uns nach München; Herzog Ernst muß alles durch uns erfahren, und so zugerichtet, wie's unserm Plane dient. Er wird dennoch heiß werden. Nun, wir haben's erlebt: Die Sache mußte doch gehn, wie wir es wollten — unbeschadet unserer Ehrfurcht vor der

Majestät und lediglich zu Nutz und Frommen des Schiffes, das wir steuern. Kommt! (Beide ab.)

2. Scene.

Erleuchtet Gemach auf Albrechts Burg zu Straubing. (Nacht.)

Giulio und Isotta.

Giulio. Den ganzen Weg hierher waren der Herzog und Euer Gemahl mir auf den Fersen.

Isotta. Und du weißt nicht, was das Papier wirkte?

Giulio. Nichts, als seine Eile, die meine fast überholt hätte. Und die Heimlichkeit ihres Eintritts; denn seht, schon stehen ihre Rosse im Schloßhof. Ich entferne mich jetzt, denn jeden Augenblick können sie hereintreten. (Ab.)

Isotta. Warum so eilig? Warum so heimlich? Herz, verrate dich und deine Spannung nicht durch dein lautes Pochen. Fürchtest du? Er hatte sie zur Herzogin erklärt, den Vater, den Adel tödlich beleidigt, als er den Verrat erfuhr; das bringt sein Gewissen auf meine Seite. Es muß gelingen! Da sind sie schon!

Albrecht und Hanns (treten auf).

Isotta. Wie? gnäd'ger Herr, seid Ihr's? Entschuldigt, trefft Ihr
Uns nicht gerüstet noch, Euch zu empfangen.
Doch wie? noch kaum begann das Ritterfest
In Regensburg, und schon — ja, Eu'r Entschluß,
Es zu besuchen, reut' Euch unterwegs
Und führt' Euch uns zurück.

Albrecht. Ganz recht; so ist's.
Doch wo ist sie?

Isotta. Eu'r fürstliches Gemahl?

Albrecht. Ja, sie. Weiß sie von unsrer Ankunft schon?

Isotta. Wohl schwerlich; unerwartet und so heimlich —

Albrecht. Gut; sorgt, daß sie nicht eher davon hört,
Als wir es wünschen — bitt' ich.

Isotta. Ei, Ihr wollt
Ein Fest ihr gönnen für das Fest, das Ihr
Euch selbst versagtet.

Albrecht. Bitte, seht, ob sie
Noch wacht — ja, da Ihr's doch erraten habt,
Es giebt 'ne Überraschung. Bitte, seht,
Und bringt die Nachricht uns hierher!

Isotta. Ich gehe.
Sie soll nichts wissen, eh' Ihr selbst es wollt,
Und bald erfahrt Ihr, wacht sie oder nicht. (Ab.)

Albrecht. Doch! doch! so soll es sein! Denn, ist sie falsch —
Doch ist sie's nicht; ihr Falschsein machte Treue
Zum Gaukler und entvölkerte den Himmel
Von seinen Engeln — ist sie falsch, so ist sie
In Falschheit Meisterin, und Forschen tröge
Sich selbst und wär' geleg'ne Warnung nur
An ihre Vorsicht — Schnell versammle, Hanns,
Das ganze Schloßgesind'; in Feierkleidern —
In jeder Hand 'ner Kerze Licht, in jedem Mund
Der Ruf: lang lebe unsre Herzogin
Frau Agnes! Drein im Jubel der Trompete
Beschwingter Ton, dem Ohr ein buntes Wimpel
Über dem Jubel flatternd — alles, was
Zum Schwindel schwellen kann die Eitelkeit,
Und wenn nur einen Augenblick Verstellung
Im Ansturm jäher Überraschung kann
Ihr nüchtern Spiel vergessen machen, so
Beschwör' den Geist ich, wenn er's ist, der sie
Besitzt, herauszutreten auf ihr Antlitz,
Es Lügen strafend —
Ein unbewußt Geständnis abzulegen,
Ob sie der Ehrgeiz zog und Liebe nicht.
Du, an des Zuges Spitze, huldigst ihr
Und so, als riefe sie mein Vater selbst,
Des ganzen Landes frohe Zustimmung
Sie auf den Thron. Nun eile dich: ich hole
Derweil der Mutter reichen Fürstinschmuck
Aus seinem Schrein. (Ab.)

Isotta (kommt wieder). Sie wird nichts erfahren.

Hanns. Habt Ihr erfahren? Wißt Ihr, was er vorhat?

Isotta. Noch eine Probe.

Hanns. Er will den Finger ins Feuer stecken, um es zu prüfen, ob es brennt.

Isotta. Ich fürcht' es; doch —

Hanns. Doch? doch? Habt Ihr noch ein Doch? Steckt es ein mit Eurer ganzen Kunst. Seine Feder ist schlaff geworden; Euer Drücken daran ist vergebens.

Isotta. Und doch entlarv' ich ihm die Dirne!

Hanns. Pah! Was wollt Ihr Einem zeigen, der seine Augen absichtlich schließt, um nicht zu seh'n, was Ihr ihm zeigt? Ich möchte wissen, wann ein Mensch etwas anderes gefunden hätte, als er finden wollte. Den ganzen Weg über sann er auf Mittel und verfiel in Fieberhast von einem Entschluß auf den andern, bis er

diesen ausgegrübelt hatte, den, der unter allen möglichen am wenigsten zum Ziele führen kann — und eben darum. Er will finden, sie sei nicht falsch, oder Ausflüchte übrig behalten.

Isotta. Er soll keine übrig behalten. Eben jetzt läuft die Dirne mit einem Diadem, das ich ihr schenkte, von Zimmer zu Zimmer, von Spiegel zu Spiegel, ist schon Herzogin in ihrem Schwindel, ziert sich, spricht vornehm zu den Damen und dem Volke, die der Rausch ihr vorgaukelt, verneigt sich und führt ganze Schauspiele auf. Ich will ihn heimlich zu ihr führen; er muß sie, unbemerkt von ihr, beobachten, seh'n, wie Eitelkeit ihre Puppe an allen Drähten zieht. Ich führ' ihn hin, eh' sie des Spieles müde wird. (Ab.)

Hanns. Da kommt er selbst, und, hab' ich Augen, schon wieder ein anderer, als vorhin. Verflucht der Wahnsinn Liebe, wenn er solche Dinge knetet aus einem Dinge, das ein Mann war, eh' sie über ihn kam. Und nur ein Bruchteil mehr Kälte in dieser hitzigen Mischung, und der Neid selbst müßte sagen: es ist einer!

Albrecht (kommt, den Schmuck in der Hand).

Wer glaubt, wird selig. Wie? wird selig? Nein'
Wer glaubt, ist selig schon. — Daß keine Brücke,
Kein Kahn zurück uns führt zu jenem Eiland,
Dem Paradies der gold'nen Kinderträume,
Den Mann, der ihre Dämmerung, gelockt
Von Durst nach Licht, verließ! Dem zweiten Mutterschoß
So weich, daß Tausende freiwill'gen Schlummer
Darin vorziehen der Geburt ans Licht;
Der rosenhänd'gen Künstlerin,
Die um der Wahrheit knöchern Schreckensbild
Das Fleisch der Täuschung webt, die sammt'ne Lüge,
Aus Ros' und Lilie gewoben, spinnt.
Wer wär' ein Held, vergoldete die Bahn
Nicht Ruhm mit seinem Gold, wenn wesenlos
Und nichtig auch, wie Abendsonnenglüh'n?
Wer wär' beglückt durch eines Weib's Besitz,
Säh' durch ihr Kosen er ihr in das Herz?
Wer möchte sterben, gält' der dürre Scherge,
Der Tod, der Führer nicht zum Wiedersehn?
Und wenn ich glaubte nun, wär' ich nicht glücklich?
Ja — schärfte mir den Zweifel nicht Gewissen.
Zuviel hab' ich geopfert, mit dem Scheine
Nur des Errung'nen inn'rer Anklag' Kampf
Zu schwichtigen; wiewohl Notwendigkeit

Die eig'nen Ketten polstert und mir sagt:
Ergieb dich, denn untrennbar ist das Band!

Hanns (für sich). Wär't Ihr ein Mann nur wieder, trennbar wär's.

Albrecht. Und Liebe, die nicht lassen will vom Glauben,
Und Stolz, der nicht betrogen gelten will —

Hanns (wie vorher). Das ist's. Nun wahrlich! Euern Stolz will ich
Bewaffnen gegen Liebe und sich selbst.
Ihr sollt die Probe machen, wollt Ihr nicht,
Die Ihr ersonnen und nun lassen möchtet.
Ich geh, die Dirne doch zu überraschen;
Ihr sollt vergebens nach der Täuschung haschen. (Ab.)

Isotta (kommt). Hier sind' ich Euch —

Albrecht. Was ist?

Isotta. Sie wacht und — nein,
Ich sag's Euch nicht, Ihr müßt es selber seh'n,
Was Euch erglühen macht', und wär't Ihr Marmor.

Albrecht. Was ist's?

Isotta. Ein seliges Geschöpf! Wollt Ihr
Ihr süßes Treiben seh'n, so folgt mir leise,
Und heimlich führ' ich Euch in ein Versteck,
Wo Ihr sie sehen könnt, doch sie nicht Euch.
Und sel'ger überrascht sie Euch, als Ihr
Sie überraschen könntet, glaubt das mir!

Albrecht. Sie betet? singt ein schlichtes Lied von Scheiden
Und Wiederfinden? spinnt des Liedes Stimmung
In wache Träume aus, den Faden netzend
Aus ihren Augen? spricht mit mir, den sie
Noch ferne wähnt? Wie?

Isotta. Kommt nur, gnäd'ger Herr!

Albrecht. Ich folg' Euch. Hoffend, daß der Anblick endet
Die Zweifel all' und Furcht in Wonne wendet. (Beide ab.)

Hanns und der Pfleger des Schlosses treten auf.

Hanns. Wie gesagt, Herr Pfleger, was in Regensburg vorgegangen, davon soll bei Herzog Albrechts Zorn vor seiner fürstlichen Gemahlin nicht gesprochen werden. Er will nicht, daß die Gespenster Furcht und Sorge ihr junges Glücksgefühl welkend anhauchen. Und nun kommt, damit die Huldigung, die wir vorhaben, durch Zögern nicht den Reiz einer Überraschung verscherze.

Pfleger. Ich habe das ganze Gesinde, auch die Söldner, die unter meinem Befehl stehen, in die große Halle zusammenrufen lassen.

Hanns. So kommt! Keinen Augenblick verloren! (Beide ab.)

Ein anderes Gemach.

Mondschein durch die Fenster, sonst keine Beleuchtung.

Isotta, Albrecht treten auf.

Isotta. Schnell, hierher, hinter den Vorhang! Sie wird gleich hereintreten. Haltet den Atem an, damit Ihr die süßen Gespenster ihrer Träume nicht verscheucht! Seht Ihr sie? So thut sie, wenn sie allein ist, seit wir in Straubing sind. Ist's nicht ein süß Geschöpf?

Albrecht. Auf sel'ger Insel
Sitz' wieder ich bei dir, und ferne brandet
Das leere Treiben und der Lärm der Welt;
Des Zweifels Larven sinken tot zur Tiefe.
O zaubervoll Geschöpf in reicher Armut,
Kaum halt' ich mich, dich an mein Herz zu reißen.
Ein enges Stübchen, wenig Möbel nur,
Doch fest; im Herzen wenige Gefühle,
Doch unergründlich tief — fort, bunte Menge!
Herz, deine wahre Heimat ist die Enge!

Isotta. Sie kommt —

Albrecht. Da ist sie! Wie? ein trüber Schatten
Über dem Himmel? — Sehnsucht? Sorge? Ja!
Nimmt Liebe jeden Abschied doch für ewig,
Jed' Wiedersehn als neugeschenktes Glück.
Die Liebe liebt den Schmerz; sie fürchtet gern,
Weil sie im Fürchten tiefer sich genießt;
Herz, fürchte nicht; ich lebe, bin dir nah!

Isotta. Still!

Agnes (tritt ein, mit einem Diadem geschmückt).

Agnes. Ich könnte mir Lichter bringen lassen; werd' ich doch einmal Herzogin hier, aber ich schäme mich. — Im Monde blitzt das Gestein nicht so hell aus dem Spiegel. — Ach ja, die Base hat recht; ich bin ein schönes Weib, so schön! — und klug bin ich auch — und so vornehm! Ich glaub', ohne den Spiegel wär' ich Herzogin geworden. — Herzogin — ich bin's ja noch nicht. Wenn ich nur nicht häßlich werd' vorher. — Ich will nicht daran denken; ich will lieber denken, wie's sein wird, wenn ich Herzogin bin. — Was denn zuerst?

Albrecht. Was ist das? Liebe, rede mir es aus!

Isotta. Ich verstehe nicht, was sie mit dem Spiegel meint. Aber habt Ihr je was Reizenderes geseh'n?

Albrecht. Mein Vater! Bayern!

Isotta. Still; mäßigt Euer Entzücken, Herr! — Nun, Dirne, plaud're zu!

Agnes. Flüſterte nicht etwas? — Es iſt die Donau, die von dort drüben herüber rauſcht. Nun bin ich Herzogin und mit meinem Herrn in Augsburg, um den Vater zu holen. Ja, ſo ſoll's ſein! Wir ſind in Augsburg. Die Leute drängen ſich, wie ſonſt, mich zu ſeh'n. Da iſt der Engel! Da iſt der Engel! — Der Engel? ſagen andere; das iſt ja die geſtrenge Herzogin von Bayern, Frau Agnes! Die Trabanten voran. Nun ſind wir ſchon an des Vaters Häuschen. Mein Handſchuh fällt mir aus der Hand, (ſie läßt einen Handſchuh fallen) — Hanns Zenger's Hausfrau hebt ihn auf — (ſie hebt ihn auf und überreicht ihn) — hier, gnädige Frau, — ſie iſt gut und ich hab' ſie lieb; aber vor den Leuten muß ich ſagen: Gut ſo, ich danke Euch! — Da kommt der alte Philipp um die Ecke. Da, Herr Seibelſtorfer, gebt ihm das! Nein; kein Armer ſoll leiden, wenn ich Herzogin bin. Dankt nicht, Philipp! Schon gut, ſchon gut! Aber, Herr Schultheiß von Augsburg, kein leichtes Mädchen duldet mir auf den Gaſſen und auch an den Fenſtern nicht, ſonſt geh' ich auf der Stelle! Und nun kommt der Vater aus dem Häuschen. Wie er ſtaunt! Ja, ich bin's, und, ſeht Ihr, die Eh' iſt doch gültig! Wie Ihr mir leid gethan — nun, Ihr glaubt mir's nicht. Und wenn Ihr auch nicht vornehm ſeid, ich will mich Euer nicht ſchämen. Wir können nicht alle vornehm ſein, gewiß nicht. Und habt Ihr den Raimund noch bei Euch? Siehſt du — oder ſeht Ihr, Raimund? Ja! das wird ſich beſſer ſchicken! — wie lieb ſie mich alle haben? Seht Ihr nun, Raimund, wie Ihr den Vornehmen Unrecht gethan habt? — Aber da träum' ich, und es iſt noch gar nicht ſo weit. Wer weiß, wie lange noch — nein! ich will ja nicht mehr daran denken. (Es tönen Trompeten.) Und nun iſt Bankett auf dem Gewandhauſe; wir treten herein, da klingen Trompeten und alles —

(In der Scene noch Trompeten und der Ruf:)

Hoch, Frau Agnes! von Gottes Gnaden Herzogin von Bayern!

Hanns Zenger, der Pfleger, das Schloßgeſinde, alle mit brennenden Kerzen herein; ſie bilden einen Halbkreis um Agnes, wiederum von den Söldnern der Beſatzung umgeben; Albrecht und Iſotta haben ihren Verſteck verlaſſen.

Alle. Hoch! und abermals hoch!

Hanns (knieend). Herzog Ernſt in München grüßt Euch als ſeine geliebte Schnur, Frau Herzogin!

Pfleger (ebenſo). Und wir ſind die erſten unter Euren Unterthanen, gnädige Frau, die Euch huldigen!

Iſotta (den Schmuck aus Albrechts Hand nehmend). Und ich bin ſo glücklich, Euch mit dem Herzoginnenſchmucke zu ſchmücken, den Euer Herr mitgebracht!

Albrecht. Es ist nicht wahr, und doch — ist es! Es ist nicht möglich, und doch — es ist!

Agnes (sich umsehend, wird Albrecht gewahr, läuft auf ihn zu). Seid Ihr's denn, lieber Herr? bin ich's? Und träum' ich auch nicht? Und ich bin Herzogin? und ich seh' Euch?

Albrecht. Ihr seht mich; doch es konnte geschehn, daß Ihr mich nicht wiedersah't.

Isotta. Wie das, gnädiger Herr?

Albrecht. Ich stürzte unterwegs —

Isotta. Ihr stürztet? Wie Ihr mich erschreckt!

Albrecht. Mein Pferd strauchelte hart an einem Abgrunde —

Isotta. Ihr fielt doch nicht — o, so redet doch!

Albrecht. Sie hört's kaum — sie müßte fragen!

Hanns. Die Tiefe öffnete einen Rachen voll scharfer Felsenzähne, spitzig genug, einen Harnisch zu durchbeißen. Wahre Reihnadeln, und so lang, daß soviel Fallende, hintereinandergespießt, daran Platz gefunden hätten, als Lerchen an einem Bratspieße.

Isotta. Ihr seid doch nicht verletzt, gnädiger Herr? Gewiß, Ihr seid's und verhehlt's uns nur, uns nicht zu schrecken.

Agnes. Immer wieder möcht' ich fragen: ist's wahr? Hundertmal hab' ich das alles schon daheim geträumt. Wie war ich dann traurig, wenn mich der Vater weckte! Wie ich albern bin, lieber Herr! Glaubt Ihr's wohl, jeden Augenblick fürcht' ich, jetzt wird er rufen, und es ist wieder nur ein Traum?

Isotta. Eine größere Gefahr drohte Euch. Euer Herr — Ihr wißt's nicht —

Agnes. Wir Ihr ängstlich seid; da steht er ja gesund! — Und es ist doch wahr!

Albrecht. Ja, es ist wahr! es ist doch wahr!

Agnes. Und wie der Schmuck schön ist — ach, seht doch nur, lieber Herr!

Albrecht. An dem Weibe, das ihn trug — Mir flirrt's vor den Augen. Hinaus, wo mich niemand sieht! Nicht der Mond darf mich bescheinen! (Ab.)

Agnes. Wie nennt man das?

Isotta. Ein Diadem, gnädige Frau.

Agnes. Wird mir's auch steh'n? Seht doch einmal! Meine Hände zittern vor Freude. Wie meint Ihr, Herr? Wo ist er?

Beate. Er ging hinaus.

Agnes. Und sagte nichts? Wär' er krank?

Beate. Er sah finster aus; er war blaß wie die Wand.

Isotta. Und kam so heiter von Regensburg und war's nur eben noch!

Beate. Gewiß, ihn hat was recht bitter verdrossen.

Isotta. Nun — aber gewiß nur der Leute wegen.
Agnes. Wißt Ihr, was?
Isotta. Nun — aber verzeiht, gnädige Frau — Ihr spracht nicht, redetet die Leute nicht an. Hörtet Ihr, wie er an seine Mutter dachte? denn sie trug den Schmuck vor Euch. Seine Mutter hätte an Eurer Stelle mit den Leuten geredet. Sie war eine Fürstin! Sie sprach so, daß Gelehrte verstummten, und in sich allein verliebte Kunst sich selbst vergaß, um keines ihrer Worte zu verlieren. Sie war die Huld selbst im Reden; mit wem sie sprach, der fühlte so lang' sich größer, und doch verlor ihre eigene Größe nichts dabei.
Agnes. Ich hätte reden sollen, meint Ihr?
Isotta. Ja; doch nur der Achtung willen, die Achtung erzeigen Euch eingebracht hätte. Es wäre nur natürlich, wollte er Euch geachtet sehn; und vielleicht — daß er erwartete, Ihr würdet sein angefochten Urteil thätig in Schutz nehmen.
Agnes. Ich verstehe Euch noch nicht.
Isotta. Denn seht: Wär't Ihr eine gebor'ne Fürstin, man nähme für Recht, was Ihr thätet; da Ihr's aber nicht von Geburt seid, müßt Ihr durch Euer Benehmen die Menschen zwingen, Euch herzoglich zu finden! Schwerer jederzeit wird's dem, der aus eig'ner Kraft gestiegen, sich oben zu halten; denn die alles bezwingende Macht der Gewohnheit kommt ihm nicht zu Hülfe, sie ist seine Feindin.
Agnes. Ihr meint, ich bin nicht gewesen, wie eine Herzogin sein soll? Ich will ihm doch nach. Meint Ihr nicht? ich will ihm versprechen —
Isotta. Nein, gnädige Frau, Ihr seid kein Bürgerweib. Nie sah ich das eine Fürstin thun. Denkt, daß all' die Leute hier Eure Gebärden beobachten. Seht heiter aus, doch voll Würde. Die Niedern rächen sich gern an dem, dem sie gehorchen müssen, durch Spott hinter seinem Rücken! drum laßt sie nicht in Euer wahres Herz seh'n; ihr Urteil über Euch, das er in ihren Mienen läse, müßte ihn kränken in seiner und Eurer Seele.
Agnes. Sind die Leute wirklich so? Mir ist, als preßte der Schmuck mir das Herz zusammen.
Isotta (für sich). So treib' ich die alberne Dirne in ein steifes Gebahren, dessen Zwang ihre Hoffahrt rächend straft und, seinen Zweifeln Recht gebend, ihn von ihr scheiden muß.
Agnes. Was sagtet Ihr?
Isotta. Mir fiel ein, ich könnte doch irren.
Agnes. Nein; so wird es sein, wie Ihr sagt. Daran hab' ich nie gedacht; jetzt erst fällt mir's aufs Herz!

Isotta. Seid heiter; ich will nicht müde werden, die schwere Last der Größe Euch tragen zu helfen. Kommt, gnädige Frau! — Die Frau Herzogin dankt gnädigst euch allen und wird sich in ihre Zimmer zurückziehn.

Hanns. Darf unser ehrerbietiger Jubel Euch begleiten?

Agnes. Was sag' ich? Ich bin in mir selbst irr'. Ich bin hier fremd; jetzt weiß ich's erst. Nehmt Euch meiner an!

Isotta. Um Gott, stolz aufgerichtet! Laßt sie keine Verlegenheit merken! — Fürstliche Gnaden erlaubt Euch, sie bis an ihre Zimmer zu begleiten.

Agnes. Ich dank' euch, euch allen; gewiß, ich dank' euch.

Hanns. Nach Augsburg an Euer Baderfaß! Dafür wollt' ich Euch danken!

(Alle mit Hochrufen und Musik ab und mit den Kerzen, daß nur Mondschein das Zimmer erhellt.)

Albrecht (tritt auf). Hierher verfolgt mich die Musik nicht mehr,
Der Hölle Hohn ins Ohr mir gellend; hier ist
Kein Auge mehr, das mit dem Spott mich stachelt,
Den ich ihm selber leihe. — Schändlich! schändlich! schändlich!
Und schlimmer noch als schändlich; lächerlich!
Der Wahrheitsjäger selbst im Netz der Lüge,
Ein zappelnd Wild, und nicht durch fremde List,
Durch eig'ne Überklugheit! wie zum Hohn
Vor Lüge flieh'nd ihr in den Arm geflohn.
Und dann geprahlt noch — o des Witzes Krone!
Ein Narr, ein feierlicher Narr, ein heldenhaft
Gespreizter Hanswurst, nas'geführt, gehänselt
Von einer Gaukeldirn', in toller Posse
Den Fürstenhut vermählt der Narrenkappe,
Entweihend, was zu weih'n er sich vermaß,
Und Lüg' als Wahrheit auf den Thron gestellt!
Recht, Mond, verhüll' dein Aug' im Schleier, schäm' dich
Für mich, da ich's nicht thu', im jähen Abfall
Verhärtet zu 'nem alten Possenreißer,
Der Ehr' in Schande sucht, taub für Versöhnung,
Die Brücke von dem Herzen in die Wange
Zerbrochen und das Blut, vom häuf'gen Ansturm
Träg, feil und fühllos jedem Sporn der Scham.
Und bergen noch mit glatter Mien', damit
Der eig'ne Hohn nicht schwillt zum Hohn der Welt.
Und hingeworfen — was, darf ich nicht denken —
Ist's möglich? und mich gängelt Liebe noch?
Noch? nun, da bloß die bare Lüge steht,

Nur im Gewand der eig'nen Häßlichkeit,
Ein eitel gaukelnd Ding, ein Schmetterling,
Halt' ich den Schleier, den sie selbst läßt fallen —
So mich nun müh'nd im eigenen Betrug,
Da sie nicht Müh'n mehr wert des Mühens hält —
Auf ihren Schultern fest, und schließ' die Augen,
Der Wahrheitshung'rer, Wahrheit nicht zu sehn?
Und doch — beim heil'gen Gott — wüßte sie Lüge sich,
Sie würde sich verbergen, ja, beim Himmel!
Und sich verraten durch das Übermaß
Des Müh'ns darum, nicht der Mühlosigkeit.
Das Weib ist eitel; und ein armes Mädchen,
Das still im Thal ein nied'res Veilchen kroch,
Tief überdeckt von ihrer Blätter Schatten,
Gerissen an der Hoheit blendend Licht,
So plötzlich in die Höh', soll schwindeln nicht?
Ja, wahrlich! sie nicht tadl' ich, nur die Probe,
Und mich, daß ich den flücht'gen Augenblick
Nahm für den ganzen Menschen; daß ich treulos,
Gesundheit krank zu schelten, selbst Gesundheit
Erkranken machte! Nein; erst laß entweichen
Den Schwindel, dann wird sie sich Wahrheit zeigen! (Ab.)

Ende des zweiten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

1. Scene.

Zimmer im Schlosse zu Straubing.

Früher Morgen.

Albrecht (tritt auf). „Doch fällt's nochmal Euch ein, zu prüfen, sagt ihr,
Sie soll nicht Eure Herzogin mehr sein."
Wie? ist's schon Tag? — „nicht Herzogin mehr sein,
Und seht, wie lang' dann ihre Liebe hält,
Die Liebe von zwei Stunden" — wie?
Kannt' er sie so? —
Ha, Zweifel, laß mich, oder nimm mich ganz —
So oder so, und wieder wär' ich Mann!
Doch hin und hergerissen — „von zwei Stunden" —
Ja wahrlich! eine Liebe von zwei Stunden,
Nicht älter einen Augenblick!
„Und schon so stark" — Wie? ist sie's nicht bei mir?

Ein Augenblick ist lang' genug, um Krankheit
Zu zeugen, die oft später Tod erst heilt;
Warum nicht — „sagt ihr" — doch mit welchem Vorwand,
Daß Prüfung nicht, durchschaut, sich selber höhnt?

Agnes (naht schüchtern und lehnt sich an ihn).

Albrecht. „Sagt ihr" — Was soll das?

Agnes. Zürnt nicht, Herr!

Albrecht. Seid Ihr's?
Ich will allein sein.

Agnes. Herr, seht nicht so finster,
Ich kann nicht reden sonst, und, Herr, Ihr glaubt nicht,
Wie schwer mir's ward. Und doch, Ihr ruft mir nicht,
Ich mußt' ein Herz mir fassen.

Albrecht. Ein Herz?
Habt Ihr ein Herz? Ha, welch' ein Zauber
Geht mit dem Mond, daß er die Wolken bannt,
Die er doch selber aufsog aus dem Meere,
Den wilden Zorn nicht toben läßt und ihn,
Indem er selber doch ihn reizt,
Zum Schmerze dämpft?

Agnes. Ich weiß nicht, Herr,
Doch heißt's, der volle Mond vertreibt Gewitter.
Ihr sprecht von gestern Abend?

Albrecht. Ja, und länger.

Agnes. Ja, gestern sah ich's selbst. Der ganze Himmel
War schwarz von Wolken, in der Fern' schon blitzt' es,
Da ging der Mond auf.

Albrecht. Wie 'ne Herzogin,
Verglicht Ihr nicht?

Agnes. Doch, Herr; ich dacht' an Euch,
Und wie Ihr freundlich war't in jener Nacht,
Da Ihr von dem Turniere kamt, dann zürntet,
Und sagtet nicht, warum; und wie so oft
Ich an dem Fenster stand seitdem und sah
Euch hin und hergeh'n bange Nächte lang,
Und sah Euch doppelt durch die nassen Augen,
Und tausend gute Nacht wohl sandt', und weinte,
Daß keine einzige zurück mir kam; —
Wie nun der volle Mond aufging, da schwanden
Die Wolken bis auf eine, die stand tief
Und ward zu Regen; da war't Ihr der Mond,
Der bleich über der Wolke stand im Zürnen;
Und ich die Wolk', die unter ihm zerfloß.

Albrecht. Das kann nicht Lüge sein; so wahr — wie wahr?
Wie da, als sie mir log, ich sei ihr fremd,
Und dort, o Höll', im Spiegel!?
Und Blödheit selbst, die sich verraten so,
Griff nach der alten Lüge hier.
Agnes. Herr seid Ihr krank?
Die Nacht, als Ihr von Regensburg zurückkamt,
War't Ihr gestürzt.
Albrecht. Damals vergaßt Ihr mich —
Agnes. Helft mir, mein lieber Herr;
Allein find' ich nicht aus, was Euch so quält!
Albrecht. O liebtest du, du tautest Seligkeit!
Was ist das?
Agnes. Herr, Trompeten.
Sie künden einen Gast.
Albrecht. Heda! wohin?
Bleibt, bitt' ich; 's ist der Kanzler Tuchsenhauser,
Ein Gast, dem freundlichen Empfang wir schulden.
Ha! muß ich Euch jetzt bitten?
Heda! die Frau'n der Herzogin!
Nehmt Euch zusammen; zeigt dem Gast nicht dies
Gesicht; Ihr habt ja zwei Gesichter, wie?
Agnes. Ich weiß nicht, was Ihr meint.
Albrecht. Ihr sollt die Herzogin jetzt spielen, mein' ich.
Wie? habt Ihr das Gesicht verlegt? Ihr hattet's
Nur neulich noch, als Gundelfingen kam.
Da war't Ihr fürstlich.
Agnes. Herr, ich gab mir Mühe;
Doch war ich's nicht, denn Ihr war't unzufrieden.
Ihr sagtet's nicht, allein ich fühlt' es wohl.
So scharf saht Ihr nach mir; Ihr meintet nicht,
Daß ich es merkte; doch das machte mich
Verwirrt; ich wußte nicht mehr, was ich sprach,
Noch was ich that; nur daß ich immer mehr
Mich mühte, daß Ihr immer finst'rer blicktet,
Statt freundlicher; gewiß, ich macht' Euch Schande, —
Und doch, gewiß! ich wollt' es nicht.
Albrecht. Ja — mir?
Mir zu gefallen gabt Ihr Euch die Müh'?
Ei, armes Weib, das so sich zwingen muß
Zu thun, was ihr zuwider ist! Da kommt der Gast.
Ich bitte, seid was steifer! So!

(Der Kanzler, Hanns, Isotta kommen.)

Albrecht. Ei willkommen, alter Herr! Begrüßt ihn, Frau Agnes; sagt ihm, Ihr freut Euch, ihn zu sehen!

Agnes. Ich freu' mich, Herr, gewiß!

Albrecht. Ei stolzer! stolzer!

Agnes. Seid uns willkommen!

Albrecht. Hirn, ich werde irr'!
Kann wer so heucheln?

Agnes. Wär' er wieder fort!

Kanzler. Tiefsten Dank, gnädiger Herr, und Euch lege ich mein Herz zu Füßen —

Albrecht. Hat man das erlebt?

Kanzler. Was, gnädiger Herr?

Albrecht. Daß Ihr Euer Herz einer Dame zu Füßen legtet? Böse Menschen — nicht am Hofe, denn da giebt es keine bösen Menschen — böse Menschen behaupten von Euch, Ihr hättet es Euch ausschneiden lassen, weil's Euch hinderlich war am Hofe, und in der Maschine —

Kanzler. Ja, gnädiger Herr, wie es die Läufer mit ihrer Milz thun? Doch Ihr verderbt mir meine Rede. — Nun, man hat's erlebt —

Albrecht. Also doch —

Kanzler. Daß man sich fing in seiner eigenen Redekunst —

Albrecht. Ach so.

Kanzler. Euch dank' ich ehrerbietigst, hohe Herzogin — der Schönheit Königin —

Albrecht. Würde der Dichter sagen. Allein — doch davon hernach! Und somit, Frau Agnes, bitten wir Euch um Urlaub. Bei seinem Geh'n wird der Herr Kanzler die Herzogin von Bayern begrüßen, hoff' ich.

(Agnes, Isotta, Damen ab.)

Albrecht (nachsehend). Wahr und doch Lüge — Lüge und doch wahr!
Das drückt die Sporen ein und reißt zurück doch,
Und bäumt das Hirn zum Wahnsinn,
Und macht mich Weib genug, ihr nachzusehn,
Taufeucht, wie Erd' der Scheidesonne Gehn.
Ha, ich vergesse mich! —
Und nun zu dem, was Ihr mir bringt, Herr Kanzler.

Kanzler. Hier, gnädiger Herr, ein Schreiben von Eures Vaters fürstlicher Gnaden eigner Hand.

Albrecht (hat geöffnet; für sich). Die Zeilen strafen mich und jeder Buchstab'
Läuft Sturm auf seines Sohnes Herz; es braucht
Des Sinnes nicht, der sie beseelt. — Ich will

Es ſpäter leſen und die Antwort ſenden.
Was Neues ſonſt, Herr Kanzler Tuchſenhauſer?

Kanzler. Gnädiger Herr, die Ritterſchaft und die Stände von Bayern — da Eures Vaters fürſtliche Gnaden ihnen zu lange zu zögern ſcheint in dem, was ſie für nötig halten, — ja, die Stände haben einen Tag und einen Ort geſetzt, um unter den Flügeln des Herrn Burggrafen von Nürnberg wegen deſſ' zu beraten, was ſeit dem Turniere zu Regensburg alle Herzen erregt, und was, obgleich nicht neu mehr, doch ſo neu erſcheint, daß es alles Neue neben ſich alt macht.

Albrecht. Himmel! ſolchen Lärmen um einen umgeſtoßenen Haubenſtock! Mit Hirn ausſtopfen, wäre der beſte Rat für Schädel, die ſo an überflüſſigem Echo krank ſind. Aber es ſind ſchlechte Jahre für dies Gewächs; es will nicht geraten.

Kanzler. Im Intereſſe meines gnädigen Herrn forſcht' ich ſelbſt auf meiner Reiſe — anderwärts ließ ich's durch Freunde thun —, um aus den einzelnen Meinungen mir den Spruch, der erfolgen möchte, vorbildend zuſammenzuſetzen. Das Reſultat war — aber verzeiht, gnädiger Herr, ich muß in ihrer Sprache reden.

Albrecht. Ja, Ihr redet lieber fremde Sprachen; daß ich es anders halte, werdet Ihr, hoff' ich, bald hören.

Kanzler. Nun, die Meinung iſt — ich benutze Eu'r fürſtlichen Gnaden Vergünſtigung —: fiel' es Euch ſchwer, Euch von dem — Gegenſtande Eurer Anbetung zu trennen, ſo möchtet Ihr ſie behalten, als — verzeiht, als — Euer — Schätzchen —

Albrecht. Als — Himmel und Erde! ſprecht mir das Wort nicht noch einmal aus!

Kanzler. Da aber Bayern der Erbfolge und davon abhangender Ruhe und Sicherheit wegen einer Herzogin bedürfe — wolle ſagen: einer wirklichen, das heiße: einer geborenen Fürſtin, ſo werde man fürſtliche Gnaden — ernſtlich vermahnen müſſen, zu ſolcher ebenbürtigen Verbindung —

Albrecht. Wie? Mir das? Albrecht dem Wittelsbacher?

Kanzler. — des Nächſten zu ſchreiten. Widrigenfalls —

Albrecht. Widrigenfalls? —

Kanzler. Nun, man habe es erlebt — Euer fürſtlichen Gnaden ſeien die Anſprüche nur zu bekannt, die Euer Vetter, der Bärtige, Herr Ludwig zu Ingolſtadt fürſtliche Gnaden, wiederholt an Eurem Herzogtume geltend zu machen verſuchen wollen — und ſo —

Albrecht. Und ſo — ich will Euch der undankbaren Mühe entheben, fremden Unſinn weiter nachzuſchwatzen, Herr Kanzler — und ſo — werden ſich fürſtliche Gnaden, Herr Albrecht, durch den

Popanz der Entsetzung einschüchtern lassen — und so — Wie? muß man fortwährend um sich hau'n, um von diesen auserwählten Spatzen der Weisheit nicht für einen alten Hut, über Stroh und Lumpen hängend, gehalten zu werden? Kein Vater wird einen Sohn so gehorsam finden, als mein Vater mich, wo ich ihm gehorsam sein darf; aber jenen Puppenspielern der Majestät sagt: Albrecht der Wittelsbacher habe die Drähte zerschnitten, an denen sie zieh'n. Ihm gelte nur der adlig, den sein Verdienst adle; fürstlicher sei kein Weib an Wahrheit, Ehr' und Treue, und würdiger des Bayernthrones, als das seine; und ob er selbst ein höheres Anrecht an diesen Thron geltend machen könne, als das zufällige der Geburt, — ei nun, sie seien in dem Falle, darüber Aufklärung sich zu verschaffen. Und — doch genug, übergenug davon! Wie lange werdet Ihr bei uns bleiben, Herr Kanzler?

Kanzler. Gnädiger Herr, ich habe nicht Muße, meine Flügel zusammenzufalten. Vergönnt mir noch, mich bei Eurer hohen Gemahlin zu beurlauben.

Albrecht. Ich folge Euch, aber den Abschiedstrunk sollt Ihr mir nicht vergessen, eh' Ihr weiter fliegt!

(Kanzler ab.)

Albrecht. War's wahr, ich sprach ein großes Fürstenwort.
Doch fühlt' ich, was ich sprach? Ein hohler Prahler,
Ein Schatten, der, nachäffend, vor'ges Sein
Verhöhnt! Ha, Mühlgeklapper, weiter nichts!
Drin liegt des Werkes Seel', der Müller tot,
Drauß' klappt indes die Mühl' mechanisch fort,
Nicht Körner mahlend mehr und darum nur
So lauter klappernd. Wie? Was thu' ich denn,
Mein Dräuen wahr zu machen? Such' ich Freunde?
Und werbe Söldner? Häuf' ich Waffen auf?
Die schlechte Gegenwart belügend, mach' ich
Zum Lügner bessere Vergangenheit
Und setze Mannespläne, die als Knab'
Ich faßte, nun als Mann zu Knabenträumen
Herab, vom Zweifel hin und her und Glauben
Geschaukelt zwischen Stolz und Reu', am Zweifel
Die Reue wachsend und an Reu' der Zweifel
Im Wechselzeugen ohne End'. — Stets thu'
Dem Manne, Schicksal, so, der zweier Dinge
Sich frevelnd so vermißt, daß keinem er
Gerecht wird und an einem kränkt das andre.
Gewißheit! Könnt' ich wünschen doch, ihr Drohn

Wär' Wahrheit schon und ich der Kron' entsetzt,
Dann weiß ich sicher, ob dies Weib mich liebt,
Ob nicht, und die Gewißheit, diese Mutter
Der Manneskraft, sie schüfe mich
Zum zweitenmal zum Mann. Ha, wie — wenn ich —
Hier dämmert der Gewißheit Morgengrauen,
Die Sonn' verkündend — Strahl, erlisch mir nicht,
Eh' du die Hoffnung mir entzündet! — wie?
Ja, so halt' ich dich fest! Wenn sie erfährt,
Was mich bedroht, und finst'rer mal' ich Nacht,
Als schon sie ist — und ich ihr sage:
Willst du nicht Herzogin mehr sein, bin ich
Gerettet? Ja, so sei's; und sagt sie Ja,
Dann, Erd' und Himmel trotzend, halt' ich sie
Auf meinem Schild als Bayerns Herzogin —
Was sag' ich? Deutschlands Kaiserkrone setz'
Ich einst ihr auf ihr Haupt! Doch sagt sie Nein,
Von diesem Herzen
Reiß ich sie los, und sollt's zerrissen sein! (Ab.)

Der Pfleger des Schlosses, Ritter Landsberg treten auf.

Landsberg. Den Lärmen von dem Besuche des Kanzlers bei Eurem Herrn benutzt' ich, mit Hilfe dieses Reitermantels mich Euch unerkannt von Andern zu nähern.

Pfleger. In fremder oder eigener Gestalt, Ihr seid mir willkommen, Herr Landsberg! Noch willkomm'ner, könntet Ihr mir Gutes von dem Befinden des Herrn Vizedom sagen.

Landsberg. Diese Zugabe zu Eurer Freundlichkeit kann ich mir nicht zu Nutze machen. Der Vizedom krankt seit dem Turnier von Regensburg — nun, Ihr wißt — von Tag zu Tag dem Tod sichtbar entgegen, und nur die Gewalt eines Gedankens, eines noch ungelösten Gelübdes hält die reisefertige Seele noch in dem verfallenden Hause zurück. Ich wünschte, Ihr führtet mich an einen Ort, wo unserer Unterredung Störung weniger droht, als hier.

Pfleger. Kommt mit und sprecht Euch aus. Ich hab' ein Ohr, das zu empfangen, was Ihr mir mitteilen wollt; aber keinen Mund, es weiter zu geben. Herr, mit dem Vizedom stirbt die bayersche Adelsfreiheit, und — doch kommt, Herr! Es wäre manches zu sagen. (Gehen ab.)

Agnes, Beate von der Halle zurück.

Beate. Ja, Euer Gnaden —

Agnes. Sei still, Beate!

Beate. Muß ich nicht so zu Euch sagen? Ei, gefällt's Euer Gnaden nicht mehr, Euer Gnaden zu heißen? Ja, Ihr sollt lachen, darum

ſprech' ich ſo, nicht, damit Ihr noch trauriger werden ſollt. Das hättet Ihr nicht gedacht in Eures Vaters Gärtchen, daß eine der Herzogin müde werden kann?

Agnes. Nimmermehr!

Beate. Daß Ihr nicht ſingen ſollt, nicht in den Garten laufen, wenn Ihr Luſt habt — und immer der Schweif von ſteifen Damen hinter Euch drein!

Agnes. Ja, was mir lieb iſt und was ich kann, das darf ich nicht — und ſoll thun, was ich nicht kann. Und doch wollt' ich nicht müd' werden, ſäh' ich nur, es hälfe. Aber er wird nur immer wunderlicher. Ich glaub' ſchon, es iſt nicht darum; aber warum ſonſt, das ſagt er nicht. Manchmal, wenn ich im Bette aufſitz' die lange Nacht und kann nicht ſchlafen, da fällt mir ein, was mir mein Vater ſagte —

Beate. Wie? daß er es falſch meint, und wollt' dich nur verlocken?

Agnes. Nein! ich bin falſch, du biſt falſch, die ganze Welt iſt falſch — er iſt's nicht!

Beate. Aber was ſonſt?

Agnes. Nun, daß es ihn reut.

Beate. Muß er's denn an dir auslaſſen? Haſt du denn ihn dazu gebracht, oder er dich?

Agnes. Ich wollt', ich wär' nie bei der Baſ' geweſen — nie! dann wär' ich nicht ſein Weib geworden. Damals war mir's nur um die Herzogin; ich glaub', damals hatt' ich den Raimund lieber, als ihn; bis ich ihn ſah und er auf dem Bankett um mich warb. Und auch nachher hab' ich zu viel an die Herzogin gedacht, und zu wenig an ihn.

Beate. Weißt du? der Raimund iſt hier?

Agnes. Auf dem Schloß?

Beate. Nein, in der Stadt, er iſt Söldner geworden beim Vizedom. Wenn du den Raimund genommen hätt'ſt, der wär' nicht ſo geworden gegen dich, wie der Herzog. Komm, wir wollen in das abgelegenſte Zimmer gehn; da wollen wir unſre alten Liedchen ſingen und plaudern und wollen denken, wir ſind wieder im Gärtchen.

Agnes. Ja, im Gärtchen, wie war's ſchön! Daß ich noch im Gärtchen wär'! Aber mein Herr müßte mit ſein, aber nicht ein großer Herzog, ein armer Badergeſell', wie der Raimund war. Der arme Raimund!

Beate. Komm, ſei luſtig!

Agnes. O mir iſt das Herz ſchwer, mir iſt das Herz ſchwer, es glaubt mir's niemand, wie ſchwer mein Herz mir iſt! (Beide ab.)

Es treten auf Albrecht, Iſolta.

Schluß des Fragments.

Tiberius Gracchus.

(Ein Fragment.)

Personen.

Mucius Scävola, römischer Konsul.
Publius Scipio Nasica
Lentulus
Servilius } Senatoren und Optimaten.
Nävius
Gajus Lälius
Marcus Pollio } Senatoren.
Tiberius Gracchus
Marcus Octavius, ein Reicher } römische Jünglinge.
Publius Saturejus, ein Demagoge.
Mucius
Gajus } gemeine römische Bürger.
Strabo
Ein pergamenischer Gesandter.
Ein Schreiber des Konsuls.
Ein Herold.
Freunde Tibers.
Senatoren von Nasicas Partei.
Senatoren von Lälius' Partei.
Volk. Klienten und Sklaven der Optimaten.
Gefolge des pergamenischen Gesandten.
Volkstribunen. Lictoren.
Claudia, Tiberius Gracchus' Gemahlin.

Das Stück spielt in Rom im Jahre 133 v. Chr.

Erster Aufzug.

Ein Platz in Rom. Vorn, dem Schauspieler rechts, beginnt eine Straße. Hinten eine Halle mit Sitzen, mit breitem Eingange, welcher durch einen Vorhang geschlossen werden kann, dessen Außenseite mit den Wänden, in welchen der Eingang, das säulenverzierte Portal einer Kurie darstellt.

1. Auftritt.

In der Halle sitzen der Konsul Mucius Scävola und Senatoren, darunter Nasica, Servilius, Lentulus, Nävius, Lälius, Pollio, und Andere von Nasicas und Lälius' Partei. Ein Schreiber. Vor dem Eingange zu beiden Seiten sitzen Lictoren, links dem Schauspieler steht wartend Tiberius Gracchus.

Scävola. Verlies, Schreiber, den Senatsbeschluß über den Vertrag mit den Numantinern und dem Quästor Tiberius Gracchus, der ihn schloß.

Schreiber (liest). „Senat und Volk" —

Scävola. Noch haltet ein — ist Tiberius Gracchus hier?

Tiberius. Hier, Konsul, und des Beschlusses gewärtig.

Scävola. Lies weiter!

Schreiber (leſend). „Senat und Volk haben beſchloſſen, den Vertrag, von Tiberius Gracchus als Quäſtor des Konſuls Mancinus mit dem Volke der Stadt Numantia in Spanien geſchloſſen, für ungültig zu erklären, weil ſchimpflich für die Ehre des römiſchen Namens, und — darin den Entſchließungen der Väter, treuer Bewahrer römiſcher Ehre, in früherer Zeit und unter ähnlichen Umſtänden, folgend, — genannten Tiberius Gracchus als Urheber und Gewährleiſter des Vertrages nackt und bloß dem Volke der Stadt Numantia auszuliefern, damit dieſes ſeines Schadens an ſeiner Perſon nach Gefallen ſich erhole."

Naſica. So lautet der Senatsbeſchluß. Haſt du,
Tiberius Gracchus, etwas noch zu ſagen?

Tiberius. Viel — oder nichts, Naſica. Hätt' ich billige Richter —
Ich hab' ſie nicht — ſpräch' ſchweigend ich genug;
So, ſagt' ich tauſend Worte, ſpräch' ich nichts.
Ob der Vertrag, der zwanzigtauſend Bürger,
Umzingelt ſo, daß keine Tapferkeit,
Und war ſie mit Marcellus' Mut gepaart,
Den Tod zum Heldenſchmuck verklären konnte —
Ob der Vertrag, der zwanzigtauſend Krieger,
Ruhmloſem Tod verfallen, Rom gerettet,
Die Ehre Roms beſchimpft — ich weiß es nicht;
Doch denk' ich, daß er deshalb Rom beſchimpft,
Weil ich ihn ſchloß.

Naſica. Vernünftle nicht, ergieb dich, ſei bereit
Zur Reiſe. Heute noch trittſt du ſie an.

Tiberius. Sehr eilig haſt du's! —
Ich bin's, ich bin ergeben und bereit.
War je ich Römer, heute darf ich's zeigen,
Den Einzelwillen dem geſamten beugend.
Fremd überdies iſt meiner Seele Trotz,
Und was ihm gleicht. — Seht Ihr mich tief erregt,
Um das iſt's nicht, dem ich entgegengehe;
Sei's Tod, wie's denn wahrſcheinlich, ſei's Entehrung,
Schlimmer als Tod — und dieſe iſt gewiß —
Nicht, was mein harrt, nein, was zurück ich laſſe,
Droht meiner Faſſung, macht das arme Wort mir
Im Buſen beben.*) Nicht mein eigen Los,
Roms Schickſal iſt's, das mir die Augen näßt.
Wär' lieber meines Geiſtes Auge blind,
Daß ich's nicht ſähe, wie die fremde Maſſe
Der Sklaven furchtbar drohend ſich vermehrt,

*) tötet mir das Wort
Noch ungeboren.

Derweil die freien Bürger — Not und Hunger
Wirft würgend auf den Grund sie, der die Fremden
Pflegend ernährt — in gleicher Schnelle schwinden
An Zahl und Wehrkraft. Säh' ich's, säh' ich nicht
Den Unglückstag sich nah und näher nah'n,
Der jene fremden Massen übermächtig
Zertrümmernd wirft gegen die Freiheit Roms.
Und das — hat keinen Kämpfer, keinen mehr!
Ein kurzer Tag wirft Freiheit, Ruhm und Größe,
Weltherrschaft, Glanz, Gewalt des armen Roms,
Den Prachtbau der Jahrhunderte — ein Tag!
Seh' ich allein ihn nah'n? Und giebt's kein Mittel,
Das ihn zurückhält? Götter! Alle sehen's!
Es giebt ein Mittel, doch Rom braucht es nicht:
Ein Mittel, das kein Recht verletzt, nein! das
Verletzte Rechte heilt; ein Mittel, welches
Das Volk verjüngt und seine Wehrkraft mehrt
Und Zahl, und jene fremden Droher mindert.
Die Länderei'n, in früh'rer Zeit erobert,
Und ehe sie der Staat vergab, von Reichen
Bebaut — vorläufig hieß es da, doch sah'n sie
Das nicht Zurückgeforderte; warum man es
Zurück nicht forderte, ich weiß es nicht;
Nun, es geschah nicht, und die Ländereien,
Die ihr Besitzer, denn noch ist's der Staat,
Zurück nicht forderte, gewöhnten sie sich
Wie ein rechtmäßig Eigentum und rechtliche
Erwerbung anzusehn — o gebt, ihr Reichen, —
Ihr bleibt noch reich genug, auch ohne Unrecht;
Ruhmvoll wird's scheinen, was nichts ist als nackte
Gerechtigkeit, thut ihr's freiwillig; — gebt,
O gebt die Länderei'n heraus, verteilt sie
Nach gleichen Rechten unter's Volk und euch.
Ihr rettet so für immer, was sonst euch
Verloren ist und jenen, rettet Rom.
Was sagt ihr? Nichts? Ich seh' durch kalte Blicke
In kält're Herzen; das ist schlimm'rer Tod,
Als mir der Spanier geben kann. Man sagt,
Das Wort von Sterbenden hab' größ're Kraft,
Übernatürliche; es ist nicht wahr!
Ich bin ein Sterbender, doch diese rührt
Mein Wort nicht; diese rührt kein Wort, und sprächen
Die ew'gen Götter selbst. Zu euch, ihr Götter,
Der Armen letzte Zuflucht, wend' ich mich:

Roms Armen gebt Geduld, den Reichen leiht
Einſicht und Milde gegen ihre Brüder,
Daß ſie das ſind, was ſie ſich heißen laſſen,
Mit Wahrheit ſind, was jetzt mit hohlem Klang,
Die Väter Roms. Euch bitt' ich, hohe Götter,
Euch bitt' ich, fleh' ich, ruf' ich, euch beſchwör' ich,
Götter — ich kann nicht mehr — o Rom — o Rom!

(Er geht ab.)

2. Auftritt.

Scävola. Des Volks Tribunen! Den Senatsbeſchluß
Gieb, Schreiber, den Tribunen. Nehmt ihn hin,
Um, wie es Roms Verfaſſung will, dem Volk' ihn,
Das ihr verſammelt, zur Genehmigung
Oder Verwerfung mitzuteilen. Geht!

(Die Tribunen ab.)

3. Auftritt.

Naſica (für ſich). Nicht zur Verwerfung weiß ich, heut. Das Volk
Iſt eingeſchüchtert, überdies erkauft.
Rom iſt Tibers, und wir der Sorge los.
(Laut.) Ihr ſaht nun ſelbſt, hochweiſe Väter Roms,
Wie höchſt gefährlich dieſer Menſch dem Staat;
Ein Jüngling voll von mißverſtand'ner Tugend
Und überſpannt von Drang und Schwärmerei,
Die oft gewagten Muſter alter Zeit noch
Zu überſteigern: — jetzt, wo nach Beendigung
Auswärt'ger Kriege armes Volk die Stadt
Zum Sprengen überfüllt, gewöhnt vom Kriege
Nichts ohne Führer, mit dem Führer alles
Zu wagen, — ein Menſch, der Rede mächtig, nicht ſein ſelbſt,
Vor dieſem Volke redend, leicht verführt' er's,
Ihn zu verführen — dieſes iſt noch leichter —
Zu Neuerungen, die den kranken Staat
Aus ſeinen Fugen völlig reißen würden.
Das macht zur Pflicht, ihn aus dem Staat zu ſchaffen,
Hieß mich den Antrag auf das Urteil ſtellen,
Das ihn entfernt. Der Sache Ausgang nun
Zeigt, daß es Rom noch nicht an Guten fehlt.

(Er geht ab, die übrigen folgen ihm. Es bleiben nur Lälius und Scävola, die im Geſpräch nach vorn kommen. Sowie die Halle leer, ſchließt der Vorhang ihren Eingang.)

4. Auftritt.

Lälius. An ſolchen „Guten" wird es Rom nie fehlen;
Die Götter preiſ' ich nicht darum — doch iſt
Zum Scherz die Sache nicht, nein ernſt, zu ernſt
Zum Scherz; wär's nur ein andrer Grund, als wirklich,
Der den Naſica ſo zum „Guten" macht.
Pah, die Gefahr für ſeine Länderei'n,
Auf denen er, ein kleiner König, ſitzt,
Von tauſenden von Sklaven, die, nicht Rom
Und Roms Gefahr, macht ihn zu ſolchem „Guten".
Wahr ſprach Tiber, nur zu wahr für die „Guten" —
Ich komme nicht von dieſen „Guten" ab —
Und tief thut mir ſein Schickſal leid, denn beſſ'res
Verdient er.

Scävola. Wunderbar umſchließt der Jüngling,
Was irgend Hoffnung geben kann, in ſich.
Nie ſah ich ſolche Gaben ſich mit ſolcher
Erziehung einen; ſchon als Kind beſaß er
Die Herzen und die Zungen Roms.

Lälius. So iſt's.
Mit meinen ſiebzig Jahren bin ich ſein.
Stets iſt's die Liebe, die die Liebe anzieht,
Wie Eiſen der Magnet; in ihren Born,
Der unerſchöpflich quillt in ſeinem Herzen,
Taucht er Empfangenes, und was er giebt,
Eh' er es giebt, und das Gemeine ſelbſt
Bringt er als laut'res Gold aus ihm hervor.
Sein einz'ger Fehler, wenn es einer iſt,
Und ſtets der Weichheit Schatten und Gefährte:
Zu leicht erregt des Bornes tiefe Glut
Auf ſeinem klaren Spiegel Sturm, und Liebe zeigt,
Gewaltſam ſelbſt gezwungen, ſich gewaltſam.

Scävola. Des Volks Beſchluß, denk' ich, wird ihn befrei'n
Von dem, was heut die Reichen durchgeſetzt
Trotz unſ'res Müh'ns für ihn.

Lälius. So hoff' auch ich;
Und thät' ich's nicht, wär' meine heut'ge Sorge
Mit ſolchem heitern Lichtſchein nicht geſäumt.
Dies Hoffen ließ mich ſcherzen über das,
Was uns im tiefſten Herzen krank gemacht:
Die Macht der Reichen und ihr hartes Herz.
Bis heute dacht' ich wie Tiber — ich weiß.
Auch du, mein Konſul, und die Väter alle,

Die wir die „Guten“ nennen, nicht Naſica,
Ihr dachtet ebenſo, ſaht in der Teilung
Der unvergeb'nen Länderei'n des Staates,
Die jene ohne Recht ſich angemaßt,
Die Heilung der Gefahren Roms. Von heut an
Werd' ich wohl anders denken. Schlimm iſt's, ſchlimm,
Und Worte beſſern's nicht. — Doch laß uns gehn;
Der Sonnenzeiger an dem Janustempel
Weiſt ſpäte Stunde. — Es war ein langer Kampf,
So lang als hart, und — jene blieben Sieger!

(Sie gehen ab, die Lictoren vor dem Konſul.)

5. Auftritt.

Tiberius, Claudia und Octavius.

Claudia. Nein, laß mich ſchelten! Hören es die Götter —
Sie hören's nicht — Tiber, der fluchen dürfte,
Thut es ja nicht. Ohnmächtig rüttelt mein
Gebet am Himmel, nicht ſtürzt er auf jene;
Tibers Gebet hält ſeine Pfoſten feſt.
Sein Weib und ſeine Freunde mögen leiden,
Sie dürfen ſchadlos ſein.

Octavius. O, ſieh ihn an,
Schon' ihn, birg deinen Schmerz; ich thu' es auch.

Claudia. Tiber! Tiber!

Tiber. Mein Weib, mein liebes Weib!

Octavius. Doch willſt du nicht den Volksbeſchluß erwarten?

Tiber. Wozu, Octavius?

Claudia. Ja, mein Tiber!
Erwart' ihn. Wenn's auf ewig ſcheiden gilt,
Iſt zögern ſchon ein Glück. Reiß dich nicht los!
Iſt ſchon die Neige bitter, ſüßt ſie uns
Erinnerung. Wir leben noch einmal
Die Stunden alle, drängen Jahre Glücks
In einen einz'gen Augenblick zuſammen.
Dann — bleib', erwarte noch den Volksbeſchluß!

Tiber. Vom Volke hoff' ich nichts.

Claudia. Dann iſt es ſchlechter,
Als jene noch, undankbar, ſchnöd' undankbar —

Tiber. Verkauft mich heut der Arme nicht, wovon
Soll morgen er mit Weib und Kindern leben?
Wir haben Hunger nie gefühlt, mein Weib,
Wir waren glücklicher, ſind drum nicht beſſer,
Wenn wir nicht wiſſen, was das Elend kann.
Und ſind ſie ſchlimm, wie ſollten ſie's nicht ſein,

Beſitzlos, ohne Heimat, wie ſie ſind?
Claudia. Sprich nicht von Heimat! Du ſollſt keine haben.
Schlimm'res noch droht — Tiber, was dich bedroht,
Ich darf's nicht denken!
Tiber. Recht; denk' nicht dran!
Octavius (zu Claudia). Ich folg' ihm, doch ich ſag's ihm jetzo nicht;
Er gäb's nicht zu.
Tiber. Ihr Götter! keinen Abſchied!
Denk', wo ein Römer, da iſt Rom, und Götter
Schau'n golden auf uns nieder überall.
Nein, keinen Abſchied, keinen! Wie der Hirſch —
So hört' ich oft, ich ſelber liebte nie
Der Jagd grauſame Luſt — der edle Hirſch,
Wenn tödlich ihm der Pfeil ins Leben drang,
Stirbt ohne Laut; nur eine Thräne bebt
Im großen Aug'; ſo ſinkt er ſtumm zuſammen,
Zum Nacken ſtill das Haupt; — ſo klaglos heilig,
Wie dieſes edle Tier, ſterb' unſer Glück.
Noch einmal, eh' ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege ſtand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von ſchönern Tagen;
So gleit' ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schweſtern eben noch geflüſtert,
Das niemand fallen ſieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin ſcheid' ich mit der Sonne.
(Alle ab.)

6. Auftritt.

Volk. Mucius. Gajus. Saturejus. Später Strabo.

Mucius. Muß ich Formalien machen, Gajus?
Gajus. Freilich, Mucius, wenn du zum Volke reden willſt.
Mucius. Und ich habe das Wort?
Gajus. Zugegeben, du haſt das Wort, Mucius.
Mucius. Nun, ich bin von meinem achtzehnten bis in mein dreiundſechzigſtes Soldat geweſen und habe nie Formalien gemacht. Und ſoll ich's heute, wo wir gehen, um abzuſtimmen, ob Tiberius Gracchus in den Tod gehen ſoll oder nicht? Seht ihr, unſer Centurio in Spanien war ein Mann, der gewiß ſeine Formalien machen konnte, wenn er wollte, ein Mann wie von Eiſen, ſag' ich euch. Und wie Tiberius Gracchus vom Heere ging in Spanien, ſchlug unſer Centurio ſeine viereckige Fauſt zornig vor ſeine Augen, weil er Waſſer drin hatte, wie ein Weib; wir gemeinen Leute aber heulten laut.
Gajus. Nun ſiehſt du deine Formalien, Mucius? Und du kannſt keine machen, du nicht?
Mucius. Sind das Formalien?

Gajus. Freilich, und zwar formaliter, ſiehſt du, Mucius. Formalien müſſen ſein, und deine ſind eben ſoldatiſche. Wie, Mucius?

(Strabo kommt.)

Mucius. Nun, dann ſoll mir einer ſagen, der mit in Spanien war, ob meine Formalien ehrliche Formalien ſind oder nicht.

Stimmen. Ehrliche, Mucius — Keiner vom ſpaniſchen Heer, der nicht für Tiber durchs Feuer gelaufen wäre.

Gajus. Nun ſeht ihr, nun ſeht ihr! Einmal muß es zum Ausbruch kommen, ob Mucius in Spanien und Afrika und Macedonien geweſen iſt. Da ſieht man's, und ich denke, es hat ſeine Folgerungen, daß ich täglich auf dem Forum bin.

Strabo. Weil deine Frau dies nicht leiden will, ſo forumt ſie dich zu Hauſe und iſt dein Prätor und Lictor zugleich.

Gajus. Man laſſe das, was nicht zu den Formalien gehört. Mucius, ſprich weiter; Mucius, du haſt das Wort.

Mucius. Und haben wir Urſache dazu, Bürger? Er und nur er hat zwanzigtauſend arme römiſche Bürger vom gewiſſen Tode errettet. Die Numantiner trauten nur ihm. Bürger, ich bin einer von den zwanzigtauſend und bin lebendig und in Rom. Hatten wir Urſache dazu, Bürger? Nun, ſo mögen die Götter ſich über uns erbarmen. Muß ich Formalien machen? So müſſen es meine Augen thun, denn ich kann nicht mehr reden.

Gajus. Gut, ſehr gut, Mucius! — Bürger, abgeſehn davon, daß es Mucius mit den Augen thut, und aller übrigen Rechte und Pflichten unbeſchadet, können wir's vor den Göttern verantworten, wenn wir Tiberius Gracchus in den Tod ſchicken laſſen?

Strabo. Ich bitte ums Wort —

Volk. Nein, Gajus, nein, wir können's nicht.

Strabo. Ich bitte ums Wort. Und bleibt noch, Bürger!

Gajus. Du haſt es, Strabo.

Strabo. Ihr nehmt die Sache nicht richtig, Bürger. Gut, Tiberius Gracchus hat zwanzigtauſend von uns das Leben erhalten. Gut, wenn das Leben ein Geſchenk iſt für den, der nichts zu leben hat. Aber wenn uns Tiberius Gracchus unſre Ländereien verſchafft, dann haben wir zum Leben auch etwas zu leben.

Gajus. Recht, zugeſtanden! Aber unſre heutigen Formalien haben nichts mit den Ländereien zu thun.

Stimmen. Richtig, Strabo. Gajus weiß, was zu den Formalien gehört.

Gajus. Ich danke euch, Bürger —

Strabo. — daß ſie ihren Verſtand hingethan haben, wo ſie ihn nicht wiederfinden? Was die Ländereien mit unſern heutigen Formalien zu thun haben, ſieht ein Blinder. Seht, Bürger, wozu dieſer Senatsbeſchluß? Der römiſchen Ehre wegen? Ja, ſo ſteht's darin. Aber ich ſage euch, es iſt unſrer Äcker wegen.

Gajus. Ja, hm! Deine Folgerungen, Strabo!

Strabo. Nun ſeht, Tiber hat geäußert, wir müßten unſre Äcker haben, und die Reichen fürchten, er ſetzt es durch, wenn er hier bleibt. Ich ſage euch, Bürger, Tiber ſoll in den Tod, weil ſie unſre Äcker behalten wollen.

Gajus. Hier iſt etwas, hier iſt etwas, oder das iſt nicht meine Hand!

Strabo. Ich ſage euch aber, ſie ſollen unſern Tiber nicht in den Tod ſchicken, und ſollen auch unſre Äcker nicht haben! Wohin, Bürger? Laßt ganz, was ihr noch an Sohlen und Schuhen habt oder von Haut an euren Füßen. Denkt ihr, wir ſollten auf euch gewartet haben? alle unſre Stimmen waren verkauft. Aber mögen die Blutſauger dafür thun, was ſie wollen und können: es iſt abgeſtimmt, Tiber iſt frei und nunmehr auch zu unſerm Tribun erwählt. Denn das muß er ſein, um uns zu unſern Äckern zu helfen. Laßt uns Tiber aufſuchen! Kommt, Bürger!

Volk. Kommt, zu unſerm Tiber, zu unſerm Tiber!

Eine Stimme. Dort kommt Tiber von ſeinem Hauſe, mit dem Lictor, unſer armer Tiber! Laßt uns ihm entgegen, laßt ihm des Volkes Liebe und Vertrauen zu ihm ſehen. Gehſt du mit, Saturejus? Kommt, Bürger! Kommt zu unſerm Tiber!

(Volk ab.)

7. Auftritt.

Saturejus. Freilich komm' ich mit — zu eurem Tiber! Euer Tiber! — Geht zum Henker; iſt das alles, was ich erreicht habe? Erſt kroch ich vor den Reichen wie ein Hund, um ein hündiſches Abendeſſen, gegeben wie einem Hund, gegönnt wie einem Hund und verzehrt wie von einem Hund; ich hätte ſie gern dafür gebiſſen wie ein Hund. Deshalb begann ich vor dem Volke zu kriechen, ſchimpfte auf die Reichen und küßte Schuften die Hände, ärmer und ſchlechter, als ich ſelber bin. Aber es war auch nichts; denn da kam dieſer Tiber; er ſagte: gebt mir eure Liebe! Sie zahlten ſie ihm hin, und er ſtrich ſie ein. Da kommt er. Recht, höchſt zerlumpter, aber höchſt edler Staatsbürger Gajus, küß ihm die Hand. Hängt euch an ihn wie Schmutz, ſpringt an ihm in die Höhe wie Hunde. Er kann ſich ihrer nicht erwehren. Ich haſſe ihn, denn er will beſſer ſein, als die Götter ihn geſchaffen haben, mehr, als ein Menſch. Das will ſagen, mehr, als ein vernünftiger Hund. Das iſt der edle Vorzug des Menſchen, elend ſein zu können, wozu es der vernunftloſe Hund nie bringt — Ich neide ihm ſein Glück; aber da die Woge der Volksgunſt ihn hebt, will ich mich anhaken an ihn. Erſt will ich ſehn, wo ich ihm beikommen kann, — und iſt er euer Tiber, Geſindel, ſoll er auch der meine ſein, aber ich nicht ſein Saturejus.

8. Auftritt.

Tiber, Claudia, Octavius, Gajus, Mucius u. ſ. w.

Tiber. Was iſt? was wollt ihr? Sagt, kann ich euch helfen?
Gajus. Da haſt du unſre armen Formalien, da haſt du des elenden Volkes Formalien, Tiber!
Volk. Unſere armen Formalien! Unſer Tiber!
Tiber. Euer Tiber? Ich bin's!
Sie faſſen mich und küſſen meine Hände,
Kein Zipfel meines Kleids, den ſie nicht faßten.
Entſetzlich Elend, dem ein Gott erſcheint,
Wer ihnen menſchlich nur entgegen kommt.
Was wollt ihr Armen? macht mich nicht zum Weibe!
Laßt mich! Ich bin ein Menſch; ich bin kein Gott.
Doch kann ich's, was ihr bitten wollt — ſo nicht.
Nein, ſo nicht mehr! Sonſt muß ich euch entfliehn.
Ich bin zu weich, glaubt ihr, ich bin von Stahl?
Mucius. Wir gehen in den Tod, eh' wir dich laſſen!
Gajus. Das ſind unſere elenden Folgerungen, Tiber!
Strabo. Du mußt nicht in den Tod, Tiber!
Tiber. Was iſt das? Götter, gebt Beſinnung, gebt!
Mucius. Wir elendes Volk haben dich frei gemacht.
Tiber. Wie? Ihr? — und ich? — Die Geber ihr, ich muß
Der Nehmer ſein? Octavius! Claudia!
Träum' ich? Ich ſoll nicht gehn? O, weckt mich, Freunde!
Getäuſcht aufwachen, Götter, wäre Tod!
Faßt mich, daß ich euch fühle! Feſter! feſter!
Claudia. O mein Tiber!
Octavius. Tiber!
Volk. Unſer Tiber!
Tiber. Bin ich's, dem dieſe Welt voll Liebe ward?
Euer Tiber! Ja euer! — Seht ſie an,
Claudia, Octavius! o ſeht ſie an!
Die Körper kaum bedeckt, die Wangen bleich,
Des Elends Stempel überall, kein Glied,
Das jammervolle Kunde nicht erzählte
Von Not und Hunger, übermenſchlich, furchtbar!
Wie? Wißt ihr, was ihr thut, die ihr von harter Hand
Wild auf den Weg geworfen und zertreten?
Ihr, deren Born ſo lange Not verſiegte,
Daß keine Thräne für den Schmerz ihr hattet,
Nicht für das Weib, nicht für die Kinder, nicht
Für Eltern und Geſchwiſter, wenn die Peſt
Des Hungers ſie aus euren Armen riß,

Nicht für eu'r eignes Elend — ew'ge Sonne,
Sahst je du solches? Weltumschauer, siehe,
Sie weinen Freudenthränen, daß sie mir,
Mir Liebes zeigen konnten! Wie! Ihr thatet,
Was eure Peiniger euch nie verzeihn?
Wie? mußtet ihr es wagen, mußtet ihr?

Mucius. Sie mögen uns thun, was sie können, wir tragen's um dich, Tiber!

Tiber. Ihr Götter, die ihr niederschaut, empfingt
Ihr je solch' Opfer, Ewigwaltende,
So lang die Welt, von eurer Hand gehalten,
Im Äther schwebt? O, seht herab, in diesen
Zertret'nen euer heilig Bild noch ganz!
Die Schrift der Götter in der Menschheit Buch,
Wer mag sie löschen? wer den ew'gen Kern
Der Menschenbrust ertöten? Not und Hunger,
Thut euer Ärgstes; wilde Tyrannei,
Zerstück' ihn; aus den Stücken siegend noch
Schlägt seine Glut und weht, ihr eigen Banner,
In goldner Säule hoch ob dem Gemeinen,
Das sie verzehrt, und grüßt die ew'gen Götter
Als ihres Wesens Schwester und Genoß.

Strabo. Hörst du den Volksjubel, Tiber? Du bist unser Tribun!

Tiber. Wie? neue Ehre? Noch die alte nicht
Bezahlt, und neue Ehre schon? — Ihr lähmt
Mit solchem Vorsprung der Vergeltung Sehnen,
Und wären sie von Stahl! euer Tiber!
Bin ich nicht euer? eu'r erkauftes Gut?
Nie mög' der Tag euch wecken, wo ihr sagtet:
Unser zu teu'r erkauftes Gut. Hört, Arme,
Elende, wie Tiber sich euch versiegelt
Mit allem, was er hat und ist; o wär'
Es mehr um euretwillen! Und nun bitt'
Ich, laßt mich heimgeh'n. — Sagt, nein, müßt ihr sehen,
Wie schwach ich bin? — Ach, nur der Wunsch ist stark,
Um euretwillen stark zu sein. Nein, laßt mich,
Umdrängt mich nicht, laßt meine Hände! Ich —
Euer Tiber fleht euch, ihr Freunde, schont mich!

(Er geht; die Übrigen folgen, außer Saturejus.)

9. Auftritt.

Saturejus. Nun, toller konnte es nicht sein, wenn ein Gott zu diesem Gesindel herabgestiegen wäre. Aber der Gott war noch mehr außer sich als seine Anbeter. Es war mehr Verstand in

den Schuften, ihn zu dem Verſprechen zu verlocken, als in ihm, das Verſprechen ſich ablocken zu laſſen; ein Wort, deſſen Klang ſo glatt von der Zunge glitt, als das nichtsſagendſte: euer Diener, mein Herr; an deſſen Halten aber einer erſticken könnte, der ſeinem Verſtande mehr Atem gönnt, als dieſer Tiber. Gut, er iſt in der Stimmung, die ich brauche. Ich will mich einniſten — nicht in ihn, ſondern in ſein Glück; denn der Sterbliche iſt ein Thor, der es mit einer andern Gottheit hält, als mit dem Glück.

(Ab.)

10. Auftritt.

Strabo mit Volk.

Strabo. Saht ihr, wie er gerührt war von unſerm Elend? Hörtet ihr, was er ſagte? Bürger — er iſt ſo gut — um eine Thräne zu trocknen, gäbe er den Himmel, wenn er ihn zu verſchenken hätte, ſag' ich euch; ſolchen Tribun findet das arme Volk nicht mehr, ſo lange die Sonne auf und untergeht. Drum, wenn ihr eure Äcker haben wollt, Bürger, zeigt eure Wunden, doch ſo, daß es nicht ſcheint, als thätet ihr das, damit er die Wunden ſehe; ſeufzt und ſeht traurig aus; ich habe einen Schreiber in meiner Verwandtſchaft und will an alle Monumente ſchreiben laſſen, was das arme Volk von ihm erwartet. Seht ihr ihn kommen, drängt euch um ihn, küßt ihm die Hände und Kleider und was ihr nur erwiſchen könnt; wenn er auf dem Heimwege iſt, begleitet ihn und zeigt ihm, was Ehre ihr wißt und könnt. Ich ſage euch, Bürger, rettet uns einer aus unſerm Elend, ſo iſt's unſer Tiber, ſonſt keiner — und wäre er ein Götterſohn.

Volk. Nein, keiner als unſer Tiber, keiner als unſer Tiber. Wir alle thun, was Strabo rät.

(Ab.)

11. Auftritt.

Tiber und Saturejus treten auf.

Saturejus. Darum, Tiber, weil du Tribun biſt, beantrage das Geſetz der Ackerteilung; wir alle ſtehn dir bei.

Tiber. Ich will's. Verzeih, dein Name!

Saturejus. Ich bin einer von den vielen, die keinen Namen haben, ein gewiſſer Saturejus. Beſinne dich nicht vergeblich. Du haſt noch nichts von mir gehört, und wenn, nichts Gutes. Saturejus — nun, der Name iſt ſo bequem zu vergeſſen, als irgend ein andrer. Aber deine Mittribunen, was die betrifft, ſo wäre nichts gegen ſie zu ſagen, als daß ich darunter bin. Trotzdem kannſt du dich auf ſie verlaſſen; es iſt keiner darunter, der Veto ſagt, wenn du das Geſetz vor dem Volke beantragſt, und ſo muß es durchgehen.

Tiber. Der Antrag ſoll meine erſte Amtshandlung ſein, die Durchführung des Geſetzes meine Lebensaufgabe.

Saturejus. Gut; denn ich habe, ſo fremd ich dir bin, den Plan, mich bei dir einzuniſten, wie man ſagt.

Tiber. Du biſt ein eigener Kauz, ſcheint es.

Saturejus. Pah, Kauz! Sag': Schuft. Alle Menſchen ſind Schufte. Ich bin der ſchlimmſte darunter. Ich krieche um ein Abendeſſen, ich ſchmeichle dir, wenn du eitel biſt; und biſt du es nicht, ſo mache ich dich eitel. Glaubſt du es nicht, ſo lade mich ein, und du wirſt es ſehen. Ich glaube, ich hungere ſeit zwei Tagen, und ich hatte ſchon öfter nichts zu eſſen.

Tiber. Du biſt mein Gaſt, Saturejus. Aber einem Verleumder glaube ich nicht, und du biſt dein eigener Verleumder.

Saturejus. Pah, mein Freund. Denn ich ſage nie die Wahrheit.

Tiber. Du forderſt zu viel von dir, Saturejus.

Saturejus. Nichts da; ich fordere nie etwas von mir, alles von andern.

Tiber. Du biſt eines von jenen ſeltenen Geſchöpfen, merk' ich, die außen Stein ſind und innen Perlen. Wer den Mut hat, ſchlechter zu ſcheinen, als er iſt, kann nicht ſchlecht ſein. Ich urteile nicht nach Worten, die ſind Luft. Gieb mir die Hand und komm mit in mein Haus.

Saturejus. Du ſollteſt mich nicht in dein Haus kommen laſſen, geſchweige in dein Herz. Nun, du thuſt es auf deine Gefahr; ich ſchminke mich nicht; ich nicht habe dich betrogen, du dich ſelbſt! (Beiſeite.) Er iſt im Glücke. Ich hab' ihn. Das iſt eine Erfindung, die Menſchen zu belügen, indem ich die Wahrheit ſage.

Tiber. Und käm' ein Gott in dieſe Welt, er müßte,
Sich zu bethätigen, die Dinge ſchaffen,
Wie mir das Glück ſie ungebeten zuführt.
Ihr Götter, Dank dafür! Und wär' das nicht —
Die Armen und Zertret'nen löſten mich
Mit eigener Gefahr, und ich, ihr Götter,
Ich ſollte jemand's Schuldner ſein an Liebe
Und doppelt ihm die Schuld nicht überzahlen?
Komm, Saturejus, gieb mir deine Hand.
Du biſt des Volkes Freund, drum biſt du meiner.
So lang' ich habe, iſt für dich bei mir
Gedeckt. Komm, Saturejus, zu den Freunden!

(Beide ab.)

Ende des erſten Akts.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Otto Ludwigs Werke

in ſechs Bänden.

Herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Mit Ludwigs Bildnis,
einer Abbildung des Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Fakſimile,
ſowie einer Biographie und Charakteriſtik Ludwigs.

Dritter Band:

Erzählungen.

Inhalt: Die Emancipation der Domeſtiken. — Die wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen. — Maria. — Das Märchen vom toten Kinde. — Aus einem alten Schulmeiſterleben. — Es hat noch keinen Begriff

Leipzig.
Max Heſſe's Verlag.

Die Emancipation der Domestiken.

Novelle.

Es kann dir nicht fehlen. Aus zuverlässigen Quellen weiß ich, daß die Stelle dir nicht entgehen wird.

Ich sehe aber auch, was kommen muß. Das Einerlei des Geschäftsgangs wird deinen regen Geist allmählich in die Zwangsjacke des Philisteriums einschnüren. Aus den Meldungen deiner Offizianten wirst du dir ein gar anderes Bild von der Menschheit zusammensetzen; das göttliche Vertrauen zu den Menschen die Bekanntschaft nur der schlimmsten aus deiner Brust löschen. Und um der ganzen Metamorphose die Krone aufzusetzen, sieht der Herr Polizeidirektor sich nach einer jungen Frau Polizeidirektorin um, und mit ihr zieht der Talisman einer unentfliehbaren Alltäglichkeit, die aktenstaubgepuderte, wiegenschaukelnde Prosa in seinem Herzen ein als Königin für die Heide eines ganzen langweiligen Daseins.

O, daß du so schön angefangen, um so — ich will nicht sagen, wie zu enden.

Das Leben, sagte der andere, ist einem schönen Gedichte nur zu unähnlich. Je eher einer aus der Illusion kommt, desto besser für ihn; immer kann sie doch nicht dauern, und das Schrecklichste, was es für den Menschen geben kann, ist der Rückblick auf ein verfehltes Leben.

Wie in einem Gedichte, im Anfange nur angedeutet, in immer bestimmteren Umrissen die Charaktere hervortreten, die Verknüpfung immer reicher, die Erwartung immer gespannter wird, so zerfließen im wirklichen Leben die kühnen Umrisse, das geniale Streben nach Eigenheit in Stoff und Form immer mehr in die allgemeine Ähnlichkeit.

Und wenn die Kräfte in ihrer Mannigfaltigkeit tausendfach gehemmt in Unmut zusammenbrechen, dann ist das Erstrebte fürs Erstreben, der Besitz für das schöne Vollgefühl des Ringens ein weit befriedigenderer Ersatz, als man früher dachte. Wer kann sein eigener Gesetzgeber sein? Wer will in diesem Zeitalter des Eigennutzes seine innere Ganzheit retten? Unzerschnitten aus den Armen dieser eisernen Jungfrau sein Ideal herausholen? Keiner noch, der der Welt den

Krieg ankündigte, hat ſie beſiegt. Beſſer in ein Bündnis mit ihr eingehen, ihr einen kleinen Tribut entrichten, um nicht alles zu verlieren.

Das iſt es aber eben, entgegnete der Baron. Laß die Maſchine nur deinen kleinen Finger erhaſchen und ſie zieht und häkelt und rafft deinen ganzen Körper nach und wirft dich in die zermalmenden Walzen, aus denen kein Entfliehen mehr iſt.

Diene ihr nur im Kleinſten und du biſt in gar nichts mehr dein Herr.

Darauf will ich's ankommen laſſen, erwiderte der Polizeidirektor in Hoffnung. Wir wollen ſehn, wem ſie am ſchlimmſten mitſpielt, dem Bundesgenoſſen oder dem Feinde.

Schön iſt's, das Paradiesvogelsleben in höhern Regionen, aber es kommt die Zeit, wo er die ganze Pracht ſeiner Schwingen für ein paar ſolide Beine gäbe, darauf ruhen zu können.

Nimm bei Zeit Ballaſt ein, Freundchen; ſchließ deinen Spiritus in ein Glas, eh' er verfliegt. Laß nicht auf einmal deine Lebensluſt und Kraft im glänzenden Feuerwerk aufgehen, ſpare für die dunklen Nächte, die noch kommen werden. Und ritteſt du den Pegaſus zu ſchanden, die Proſa holt dich noch ein. Du wirſt nur ein Geſellſchaftskavalier des Lebens ſein; das Glück hat dich ſo bedacht, daß du nie ſein Knecht wirſt ſein müſſen. Du ſprachſt vom Umſehen nach einer Frau Polizeidirektorin, ſieh dich nach einer hübſchen Baronin um. Die Ehe iſt noch immer unter allen bürgerlichen Anſtalten diejenige Miſchung, in welcher am meiſten Silber der Poeſie zu finden. —

Die Ehe, ſagte der andere mit wegwerfendem Lächeln, die Mauſe- oder Fliegenfalle der Liebe, die, wie jenes Vögelchen, die Freiheit nicht überlebt. Was ich irgend an der Einrichtung unſerer Staaten zu tadeln fände — keine iſt unzweckmäßiger, ja zweckwidriger, als die Ehe. Die Fäden der Neigung, die doch nur allein das Geſetz jener Verbindung ſein kann, wenn ſie ihr Ziel erreichen ſoll, ſind ſo fein, ſo zart, daß ſie die täppiſche Hand der bürgerlichen Ordnung unmöglich aushalten.

Im natürlichen Zuſtande war die Liebe ein Kampfpreis, die Kräfte übend, den Menſchen erweiternd; jetzt iſt ſie ein Beſitz, in deſſen Sicherheit der höhere Menſch in uns erſchlafft, der niedere, nach künſtlichem Reiz ſuchend, ihre natürliche Keuſchheit entweiht. Mit dem Beſitz hört das Streben auf, und nur das Streben ent-

wickelt uns; was wir unbeſtritten beſitzen, welkt uns, wie die gebrochene Blume in der warmen Hand, und wir welken mit.

Sich in die Hitze hineinſprechend, wie es lebhaften Menſchen auch bei Dingen zu gehen pflegt, die ſie an und für ſich nicht ſehr intereſſieren, bemerkte er einen ſatiriſchen Zug im Geſichte des Freundes und, ſich unterbrechend, ſagte er nicht ohne den Unwillen, den die Bemerkung fremder Kälte dem Enthuſiasmus abnötigt: Du lächelſt? Ich glaube, ſehr am unrechten Orte; was du fühlen würdeſt, wenn du nicht ſchon halb verſunken wärſt in den Pfuhl der Philiſterei, worin der kräftige Strom der Menſchenempfindung zur Lache wird.

Sei nicht böſe, Freund, antwortete der andere, unbemüht, ſein Lächeln zu unterdrücken. Ich dachte an die Reviſion, die einſt der Ehemann mit der Junggeſellenphiloſophie vornehmen wird oder nach deinem Ausdruck das ſtehende Waſſer mit der Philoſophie des Stromes. Und ſo gewiß ich hier ſtehe, ich erleb' es, daß du einmal von zwei blauen oder ſchwarzen Augen wieder in die künſtliche Welt zurückgeführt wirſt, die wahrlich nicht ſo verkünſtelt iſt, wie du ſie jetzt ſiehſt.

Der Baron ſchien ſeine Empfindlichkeit vergeſſen zu haben, denn er geriet wieder in ſeinen Eifer. Freundchen, deine ſchwarzen oder blauen Augen bringen mich eben auf das rechte Kapitel. — Die Hochzeit, nicht die Liebe, nicht die Sache ſelbſt und ihre Pflichten, nur der Egoismus eines eigenen Herdes und die Berechtigung in der bürgerlichen Geſellſchaft iſt's, wonach ſie ſtreben. Sie zu erreichen, bieten ſie alle Mittel auf; ſind ſie oben, wird das Klettergerüſt eingeworfen. Oft iſt es das letzte Ja, welches die Braut am Altare ausſpricht; dann beginnt das neue Teſtament, das Reich des Nein in ſeinen tauſend Abſtufungen, deren letzte faſt mit dem Ja zuſammenzufallen ſcheinen, aber nur ein maskiertes Nein ſind. Jetzt gilt's, ſich zu entſchädigen für den langen Zwang. Der Mann iſt nun eingefangen; was ſoll ſie ſich weiter um ihn bemühen? Sonſt putzte ſie ſich für ihn, jetzt für andere. Sie wollen nicht beſſer werden, als ſie ſind, denn unter die Haube zu kommen, genügt ein bißchen Schein. Nachher iſt Sein und Schein nicht mehr nötig.

Hör' auf, lachte der Freund; die Wahrheit iſt ein mathematiſcher Punkt; ſo wie ſie ins Geſicht fallen will, iſt ſie's nicht mehr. Du meinſt Frauen, aber nicht die Frauen. Daß dein Wort einige, vielleicht viele trifft, leugn' ich nicht. Ich weiß, daß alles, was du ſprachſt, dein rechter innerer Ernſt nicht iſt. Du biſt ein kleiner

Rechthaber, und kommt ein solcher in den Eifer, so überbieten sich Eifer und Übertreibung in unendlicher Wechselsteigerung. Daß dich deine Eltern einem Mädchen bestimmt, das du nie gesehen, hat und vielleicht nicht mit Unrecht deinen Trotz geweckt und den möchtest du Spitzfindiger nun gar zu gern zur Tugend machen. Freundchen, gewinn es doch nur über dich, sie einmal zu sehen. Wie sie mir beschrieben worden ist, ist sie gerade solch' ein kleiner Trotzkopf, als ihr Bräutigam wider Willen. Namentlich soll sie die Eigenschaften, gegen die du mit Schwert und Stangen wütest, und die doch den Frauen häufig so gut stehen, nicht oder nur in sehr kleinem Maße besitzen, Verstellung und Eitelkeit.

Mit so guter Meinung der Freund gesprochen, schien seine Rede den Baron nicht sonderlich zu erbauen. Nicht eitel scheinen, sagt' er, ist bei den Frauen die größte Eitelkeit. Sag' mir aber nur niemand heutzutage etwas von Frauenliebe, dieser Einbildung einer Einbildung, diesem Schatten eines Schattens. Tritt vor sie hin, die dich liebt, die dir den Sirenensang vorsingt von ewiger Liebe, und sag' ihr: an dieser Hand klebt Blut oder du reichst auf ewig der Verachtung der Welt die Hand, wenn du sie mir giebst, oder nur: süßes Fräulein, ich habe Schulden wie Sand am Meer, und höre, was sie sagt, wie viele Stunden ihre Ewigkeit lang ist.

Das wäre doch auch hyperromantisch, Freund; eine solche wirst du nicht finden und, hoff' ich, auch nicht suchen.

Drum eben will ich gar nicht heiraten. Es wäre mein Tod, mein ewiger, käm' ich an eine Mäklerin, die mir Liebe nach Pfund und Loten zuwöge. Eine Liebe, die man zurücknehmen kann, ist keine Liebe. Die Liebe giebt entweder alles oder sie giebt gar nichts. Die wahre Liebe fragt nicht nach der Meinung der Welt, für sie existiert nichts außer ihr. Du wirst mir übrigens wohl glauben, daß ich den Leichtsinn bloß sinnlicher Wesen nicht meine. Doch wozu die Possen, ich heirate nicht und jene am wenigsten. Und nun laß uns von etwas anderem sprechen.

Gern hätte der gute Freund noch eines erwähnt, was ihm sehr am Herzen lag. Des Barons Vater und der seiner Bestimmten hatten vor ihrem Tode festgesetzt, daß der Teil, der sich weigere, dem Wunsche der Eltern nachzukommen, sich in ihren Kindern vereinigt zu wissen, den bedeutendsten Teil seines Erbes dem andern abtreten solle. Aber er kannte des Freundes Ansichten über diesen Punkt

und wollte den Verstimmten in den letzten Stunden, die sie vielleicht auf lange miteinander zubrachten, sich nicht entfremden. Er begann daher von der Reise zu sprechen, zu der der Freund schon gerüstet vor ihm stand.

Der Baron liebte es, in der schönen Jahreszeit als ein rüstiger Fußwanderer Berge und Thäler seines Vaterlandes zu durchstreifen. Der Winter hatte ihm Jahre zu währen geschienen, und nur des Freundes Gegenwart, der ihn aber, von Geschäften überhäuft, bei weitem nicht so oft und lang sehen konnte, als er wünschte, hatte ihm das Entbehren der geliebten Streiflust in etwas ersetzt. Nun der Lenz begann die schlummernden Knospen zu wecken, die Kehlen seiner kleinen Apostel, der Wald- und Feldsänger in Schwingung zu setzen und Blume nach Blume das Köpfchen neugierig lauschend aus dem Grase streckte, ob es Zeit sei, in die liebe kosende Luft hinein zu wachsen, da litt es ihn nicht länger in der dumpfen Stadt. Der Freund hatte den lieben Flüchtling eine Strecke geleitet; jetzt reichten sie sich die Hände, und der eine schritt dem Wohnplatze seines ihm lieb gewordenen Geschäftes, der andere den heiteren Ahnungen, die der Frühling in der jungen Brust eines sorgenlosen Reisenden weckt, entgegen.

Am Wege, der sich an Felsen vorbei durch den Wald schlang, stand ein Meilenzeiger, und es war nur eben noch hell genug, seine Inschrift mit etwas Anstrengung entziffern zu können. Waldstatt-heim, sagte der Baron vor sich hin, ist ja der Ort seiner neuen Anstellung, und nunmehr kann er dort sein. Ist's doch schon über einen Monat, daß wir in der Residenz von einander schieden. War es nun der kühle Abend und der schneidende Zugwind, der aus den Schluchten unter dem Wege, der eben nur dem Felsen abgestohlen war, heraufschnitt, oder der Hunger und die Ermüdung, daß des Barons Seele eine ungewohnte Sehnsucht nach enger Häuslichkeit ergriff. Immer schönere und lockendere Bilder knüpften sich an das Andenken des Freundes, der, wie er wußte, in der Provinzstadt, der er sich näherte, den Göttern stiller Häuslichkeit einen Altar zu errichten gesonnen war. Zum ersten Male und mit desto größerem Reize malte er sich das behagliche Leben im Kreise eines beschränkten Geschäftes, das in seiner Beschränktheit eben einen festen freundlichen

Anhaltspunkt gewährt, an der Seite eines freundlichen Weibes aus, und eine Stufenleiter harmlos ſpielender Spiegelbilder des Paares vergaß er dabei nicht. Es war ihm, als erkenne er nun erſt, was dem Menſchen dienlich ſei, und ſeine Pläne eines kosmopolitiſchen Lebens, heraufgehoben aus den Grenzen und Einfriedigungen des bürgerlichen, ſah er fern außer ſich liegen, und was er lange mit dem innerſten Ernſt und Herzblut ſeiner Empfindung genährt, lag ſo abenteuerlich vor ihm, wie ein Kapitel aus dem Don Quichotte. Ja, ſagte er vor ſich hin, indem er ſich vor der immer ſchneidender wehenden Zugluft in ſeinen Oberrock einknöpfte, Beſchränktheit, Menſch, iſt dein Element. Du mußt deine Arme um dich ſelber ſchlagen, und deinen Beſitz in dich zuſammendrängen, wenn du glücklich ſein willſt. — Es war gerade zu rechter Zeit, daß er aus ſeiner Träumerei erwachte, denn er ſah, daß der nächſte Schritt ihn hätte in eine Schlucht ſtürzen laſſen, tief genug, den Sturz tödlich zu machen.

Er wandte ſich, um wieder auf den Fahrweg zu gelangen, den er, wie er glaubte, nur kaum verlaſſen haben konnte. Aber nachdem er eine geraume Zeit geſchritten, fand er nur einen ſchmalen Fußweg, von dem er, anſtatt, wie er glaubte, auf die Fahrſtraße zu kommen, eine ungewiſſe Wahl nach mehreren Richtungen hinführender ſchmaler Steige vor ſich ſah. Dazu legte ſich jetzt ein ſo dichter Nebel in die Dämmerung, wie ein Schleier über den Schleier, daß er die Richtung der Wege kaum bis zu Mannslänge unterſcheiden konnte. Was hilft es, lange zaudern, die lange Wahl iſt oft die ſchlimmſte, ſagte er vor ſich hin und ſchritt rüſtig des nächſten Weges weiter. Es wurde immer dunkler, und nur dem Gefühle nach konnte er unterſcheiden, daß der gewählte Weg allmählich abwärts führte und keiner der frequenteſten ſein mochte, denn oft brauchte er die ganze Gewandtheit ſeiner geübten Kraft, über Baumwurzeln ſtrauchelnd, den Fall zu verhüten. Plötzlich ſtand er ſtill und hielt den Atem an; er meinte, Töne vernommen zu haben, die ihn zu menſchlichen Wohnungen zu führen vermöchten. Und wirklich vernahm er, nach einer Strecke Weges wieder anhaltend, ein fernes Hundegebell aus der Tiefe herausklingend, und bald auch ein fernes Brauſen wie von einem Mühlwehr. Es hat einen ganz eigenen Reiz, in gänzlich fremder Gegend verirrt, auf Töne des Lebens zu lauſchen. Der ganze Zauber der Märchenwelt, den eine wundergläubige Amme oder ein alter Bedienter in die abenteuerdurſtige Knabenphantaſie geſät,

wacht auf und man ist in einer ganz neuen Welt, in der das Natürliche das einzige Wunder erscheint, vorbereitet auf das Seltsamste, ja es ersehnend. Jeder Klang weckt ein entsprechendes Märchenbild, und während der Körper unter den Einflüssen der Nachtluft und Feuchtigkeit erstarrt, siedelt sich in der Brust eine heimliche Wärme ein, die Müdigkeit, Hunger und die Beschwerden des Weges bis zum Traumhaften uns verschleiert. Das Rauschen des Wehres klang immer näher, wie eine zauberische Musik, zu der das Klappern einer Mühle den Rhythmus lieh und Hundegebell in ungewissen Pausen einstimmte.

Jetzt wurde es plötzlich heller, und unser Wanderer sah seitwärts ein Dörfchen liegen, dessen erleuchtete Fenster gastlich zu ihm herüberwinkten. Er war unschlüssig, ob er nach dem Dörfchen sich hinwenden sollte oder seinen Weg nach der Mühle hin verfolgen. Das Dörfchen lag ihm näher und er vermochte schon dunkle Gestalten an den nächsten Häusern hinwandelnd zu erkennen. Aber seiner Phantasie war das abenteuerliche Wandern durch die neblige Nacht hin so lieb geworden und das Bild des nächtlichen Aufenthalts in der einsamen Mühle so reizend, daß er beschloß, dem Dörfchen vorbeizugehen. Er unterdrückte sogar die Frage nach dem Namen des Dörfchens und ließ die Gestalten, die ihm vorbei nach jenem hinschritten, unangeredet vorüber, um nicht aus seinem Märchentraume geweckt zu werden. Schon hatte er das Dörfchen weit hinter sich, und das Mühlengeklapper und Hundegebell tönte noch ebenso fern, als vorhin, vielleicht weil der Wind, der ihm die Töne täuschend näher gerückt hatte, sich zu legen begann, und er bereute schon, vor dem gastlichen Anblicke des Dörfchens vorübergegangen zu sein, als er vor sich in der Tiefe ein ungewisses Licht gewahrte, das von einem Kienspane, der gewöhnlichen Beleuchtung armer Waldbewohner, herzurühren schien. Er förderte seine Schritte, denn der Hunger, dessen Mahnung die aufgeregte Phantasie ihn eine Zeit lang vergessen lassen, regte sich nun mit desto stärkerem Ungestüm. Jetzt lag das Häuschen, aus dem das Licht glänzte, dicht vor ihm. Er suchte den Eingang, den er nach langen Mühen endlich fand, und trat gebückt durch einen kurzen, niedrigen Hausplatz, von dem Licht geleitet, das durch die Ritzen der altersschwachen Thüre sich stahl, diese öffnend, in die niedrige, schwarzgeräucherte Stube. Eine Figur, die auf einem Schemel hockte, raffte sich auf, ergriff den Kienspan, und eine hagere

Weibsgeſtalt von ungewöhnlicher Länge trat ihm eilig entgegen wie einem, den man ſehnlich erwartet hat.

Nun iſt's gut, ſagte die Geſtalt mit faſt männlich klingender, heiſcherer Stimme; ihr Geſindel macht einem nichts als Angſt um eure lumpigen paar Goldpfennige, die ſo keinen Segen bringen — wer ſeid Ihr? was wollt Ihr? unterbrach ſie ſich ſelbſt, da ſie, dem Ankömmling ins Geſicht leuchtend, ihren Irrtum gewahrte.

Sie war ſchwerlich überraſchter als unſer Freund, dem die grelle Beleuchtung ein knochiges, markiertes, gelbhäutiges Geſicht mit einem kleinen Zwickelbarte, wie er an Mannweibern öfters zu finden, noch pittoresker erſcheinen ließ.

Wir wohnen in einem Walde voller Diebsgeſindel, ſetzte ſie hinzu; da iſt einer armen Wirtin nicht zu verdenken, wenn ſie ihre Gäſte genau anſieht. Ihr thätet wohl, weiter zu gehen. Damit ſank die lange Geſtalt wieder auf den Schemel zuſammen, ſo daß ſie in der ungewiſſen Beleuchtung der Kienfackel und dem mit ihr verbundenen Rauch wie ein formloſer Knäuel erſchien.

Unſer Freund, einen kleinen Schauer abweiſend, ſetzte ſich auf einen Stuhl zu dem Tiſche, der, einſt viereckig geweſen, nur noch eine ſchwache Ahnung ſeiner urſprünglichen Geſtalt darbot, und gab der ſtummen Sprache ſeines Magens Worte.

Nichts mehr da, brummte die Geſtalt, ſich enger in ſich kauernd.

Unſer Freund zog ſeine Börſe, um ſeinem Verlangen einen klingenden Nachdruck zu geben. Und damit ſchien er das Rechte getroffen zu haben. Einen gierigen Blick nach der Börſe des Fremden, aus dem der einladende Glanz des Gottes der Erde blinkte, werfend, erhob ſie ſich, und wiederkehrend, ſetzte ſie ſchweigend wie vorhin einen Teller, deſſen neueſte Geſchichte in den noch unverlöſchten Spuren der verſchiedenen Speiſen, die er beherbergt hatte, zu leſen war, mit grobem Brot und einem Käſe, deſſen Anſehen nur einen Wolfshunger, wie ihn unſer Freund beſaß, nicht abzuſchrecken vermochte, vor ihm hin. Unſer Freund konnte ſich das unheimliche Gefühl, das ihn durchdrang, nicht verhehlen und ſuchte es durch einen Zwieſprach mit der Wirtin abzuweiſen, die aber, kaum antwortend, es noch mehr erhöhte.

Sagt mir doch, gute Frau wie das Dorf heißt, vielleicht einen Büchſenſchuß von Eurem Wirtshauſe? begann er einen neuen Anlauf, und er mußte die rechte Materie getroffen haben, denn die

Wirtin erhob ſich von ihrem Schemel und bot, ſich ihm gegenüber an den Tiſch ſetzend, ihm williger den Anblick ihrer Reize, als vorher, aber ihre Züge gewannen nicht durch den Ausdruck von ängſtlicher Neugier, der in ihnen ſichtbar ward.

Das Dorf? ſagte ſie leiſe nach einem ſcheuen Blick in der engen Stube umher. Habt Ihr denn eins geſehen? Auf eine Meile in der Umgegend iſt kein Haus, als meine arme Schenke, die den Namen nicht einmal verdient.

Sah ich's doch ganz deutlich, begegneten mir doch Leute, die aus dem Dorfe kamen.

Habt Ihr ſie denn angeredet?

Nein, und die Mühle kann doch u[illegible]öglich eine Meile von hier entfernt ſein.

Die Mühle? flüſterte, den Kopf wiegend, die Wirtin.

Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich bei wachen Augen träumte, ſagte der Gaſt lebhaft, indem es ihm nicht unmöglich ſchien, geträumt zu haben und noch zu träumen, wie wir ja oft im Traume uns fragen, ob wir träumen? Die Wirtin ſchwieg noch, und es war ſo ſtille, daß in dem Spinnen eines alten Katers in der Ecke der aufgeregten Phantaſie unſeres Freundes wieder Mühle, Wehr und Hundegebell erſchien. Endlich erhob die Wirtin ihr Geſicht von dem pergamentenen Lager der knochigen Hände und ſagte: Da habt Ihr das verwünſchte Dorf geſehen, das ſchon vor meines Großvaters Gedenken dort verſunken iſt. Man ſagt, ſetzte ſie leiſer hinzu, die Bauern des Dorfes ſeien lauter Räuber geweſen und der Müller ihr Hauptmann, und zur Strafe muß nun Dorf und Mühle umgehen. Ja es iſt ein böſes Handwerk, aber was bleibt den armen, ruinierten Leuten in der böſen Zeit mehr übrig, und doch ſollte man lieber verhungern, als — ſie erſchrak über ihre eigenen Worte und ſah den Gaſt mißtrauiſch an. Die Börſe, die unſer Freund noch vor ſich liegen hatte, ſchien einen Kampf in ihr zu erregen. Sie kniff die Lippen ein und bewegte die Hände bald wie raffend danach, bald wie abwehrend. Endlich ſchrie ſie auf: Nein, ich will's nicht! Ich will's nicht. Unſer Freund wußte kaum, wie ihm geſchehen war, als die Wirtin in krampfhafter Angſt ihm die Börſe in die Mütze geworfen und ihn aufgezogen und nach der Thür hingedrängt hatte. Fort! fort! ächzte ſie durch die klappernden Zähne, die Häuſer gehen um, die Seelen haben keine Ruhe. Sie mögen mich tot-

ſchlagen, beſſer ruhig liegen im Grabe, als herumächzen in der finſtern Nacht.

Ein leiſes Klopfen am Fenſter machte ſie erſt zuſammenſchaudern, dann drängte ſie unſern Freund, der im Fieber zu liegen glaubte, durch eine Thüre in einen finſtern Raum. Der Klang einer tiefen, rauhen Stimme brachte ihn wieder zu ſich. Heute nacht iſt ein Fang zu machen, hörte er ſie ſprechen. Die wilde Gräfin; wer ſie kapert, der kriegt einen Stein im Brett beim Fritz. Wir haben's erſt erfahren, doch iſt's vielleicht nicht zu ſpät. Haltet Euch wach und ſagt den andern, wenn ſie kommen, daß ſie uns folgen.

Das Fenſter ward zugeſchlagen; gleich darauf öffnete ſich die Thüre des Verſchlages, und er ſtand außen im Freien. Die Wirtin hieß ihn warten und kam gleich wieder heraus. Ich will nichts mehr zu thun haben mit fremdem Gut; es wiegt ſchwer auf der Seele und läßt ſie nicht ruhen. Schon hundertmal wollt' ich umkehren, aber ſie ließen's nicht. Da nehmt die Brieftaſche, vielleicht findet Ihr, wem ſie gehört, wenn ihn nicht die Unmenſchen kalt gemacht haben. Fremd' Gut brennt und läßt nicht ruhen. Da nehmt den Stock, daß ihr Euch wehren könnt, wenn die Ungeheuer über Euch kommen. Fort, eh' wieder welche kommen. Damit ſchob ſie ihn fort, und noch im Sinnen, was er thun ſolle, hört' er ſie die Thüre zuſchlagen und wimmern: Die Häuſer gehen um, die Seelen haben keine Ruhe. Gott ſei mir gnädig! — Die kalte Abendluft machte unſern Freund wieder zu ſich ſelbſt; er ſah eine Geſtalt im Walde verſchwinden; es mußte der Räuber ſein, den er vorhin ſprechen gehört. Er fühlte, daß er das Seine thun müſſe, ein Verbrechen zu hindern, und ſeiner ungewöhnlichen Kraft vertrauend, machte er ſich auf den Weg, dem Verſchwundenen nachzueilen.

Zwei Dinge nahmen vor allem andern die Denkkraft und in deren Ermangelung die Redewerkzeuge der Domeſtiken der Gräfin Erlenbach in Anſpruch. Das eine war das Gerücht von den liſtigen Gaunerſtreichen und frechen Gewaltthaten des ſchwarzen Fritz und ſeiner Bande, die ſich in den Spelunken des Bergwaldes aufhalten ſollte, an deren Fuße das alte einſame Schlößchen ſtand, das ihre Herrſchaft mit ihren zwei Töchtern ſeit Beginnen des Frühlings zum Wohnſitz erkoren hatte. Der Einſamkeit war gelungen, was die Herrſchaft und der ſorgſame Haushofmeiſter in der lebhaften

Provinzialhauptstadt stets nur vergebens gesucht, Einigkeit unter sie zu bringen. Die Langeweile hatte sie mählich zusammengeführt, die Gewohnheit den Vereinigten den Umgang unter sich unentbehrlich gemacht und die gemeinsame Verehrung aller für die Gräfin und ihre Töchter den Zauber vollendet, der die sonst sich feindlich Abstoßenden als Eine Familie darstellte. Und so war nun dieses Gerücht und die Sorge für das Wohl und die Sicherheit der Herrschaft, wie sich denken läßt, ein nicht unbedeutender Teil der Verhandlungen in der Dienstbotenstube. Was die Glieder dieses Wohlfahrtsausschusses fast ebenso angelegentlich beschäftigte, war eine Veränderung, die mit dem Benehmen ihres Chefs, des Haushofmeisters, vorgegangen, und diese Frage gab jedem Einzelnen Gelegenheit, seinen Scharfsinn zu zeigen. Der Haushofmeister Xaver Lindenblatt war ein Mann von durchaus rechtlicher Denkungsart, musterhafter Ordnungsliebe, seit vielen Jahren der geschätzte, wertgehaltene Diener der gräflichen Familie, die ihm unbedingtes Vertrauen zu schenken gewohnt war. Der Dienerschaft gegenüber streng, wo es sein mußte, außerdem immer bereit zu Rat und Hilfe, ohne durch Vertraulichkeiten seiner Achtung etwas zu vergeben, freundlich und mit einer Art Vaterliebe alles umfassend, was unter seine Aufsicht gestellt war, mußte er ein Gegenstand ihres Vertrauens und ihrer Achtung werden. Der Herrschaft ein Berater, dessen bescheidener Ausspruch nie unbeachtet beiseite geschoben, war er der Dienerschaft Orakel. Und als ein Mann, auf den alles sah, mußte er durch die plötzliche Veränderung seines Benehmens um so mehr allen auffallen, als man eine gewisse in der Dauer vieler Jahre und dem Drange gewichtiger Umstände stets gleich gebliebene Gemessenheit in Wort und That, Miene und Bewegung als unzertrennlich mit seinem Wesen zu halten sich gewöhnt hatte. Der Mann, der nichts aus der ersten Hand gab, selbst den gewaltsamen Wirkungen der Natur, die auch den Stärkeren auf Augenblicke zum willenlosen Werkzeuge machen, ihre Äußerung zuzuwiegen schien, ging jetzt wie in träumerischer Selbstvergessenheit ganze Tage lang, ohne ein Wort zu sagen, umher; dann saß er lange still, bis er, mit dem Finger schnippend, wie einer, der eine schwere Aufgabe gelöst, aufsprang und mit triumphierendem Ausdruck des wohlgenährten männlichen Gesichtes seine Wanderung von neuem begann. Was ihn sonst erfreut, was die Gewohnheit langer Jahre ihm unentbehrlich gemacht

zu haben schien, war vergessen, selbst die Mundt'schen, Gutzkow'schen, George Sand'schen Schriften, die er sonst dem Zirkel seiner Untergebenen mit Begeisterung vorzutragen pflegte, wanderten jetzt ungelesen in die Leihbibliothek der Provinzialhauptstadt zurück.

Es konnte nicht an Hypothesen fehlen; so viele Köpfe, so viel besondere Vermutungen, doch hatte noch keine Äußerung des Gegenstandes der allgemeinen Aufmerksamkeit ein Gewicht in die Schale irgend einer derselben gelegt. Der Jäger verschwor sich mit schrecklichen Flüchen, deren jedem er ein: „aber ich will nicht fluchen" an die Ferse heftete, der Haushofmeister habe nichts anders im Kopfe, als eine Verbesserung der Perkussionsgewehre, worüber der Kutscher nur lachte. Etwas so Unbedeutendes konnte den Mann nicht so derangieren; etwas Wichtigeres mußte es sein, doch lag er selbst noch mit sich im Streit, ob der Haushofmeister über der Erfindung eines Wagens, der nicht umfallen könne, oder einer Veränderung des gräflichen Marstalls grüble. Jeder legte dem Haushofmeister unter, was ihn selbst beschäftigte; der Kammerdiener, der nie eine eigne Meinung zu haben pfleg'e, vielleicht weil er es für beschwerlich hielt, gab im Herzen dem recht, der zuletzt gesprochen. Nur die Frauenzimmer waren einig, wiewohl sie nur durch Andeutungen zu verstehen gaben, daß die Liebe die Gottheit sei, die das Unglaubliche vollbringe; und es ist wohl kein Zweifel zu hegen, daß jede sich selbst für den Gegenstand derselben in ihrem Herzen erklärte und über die andere, die sich in die Karte sehen ließ, sich heimlich lustig machte. So standen die Sachen, als der Haushofmeister mit der Miene eines Mannes, der den Riesen der Ungewißheit in seinem Innern niedergerungen, in die Versammlung der Dienstboten trat und mit dem würdevollen Schweigen, das eine wichtige Mitteilung beredt bevorwortet, sich auf dem Ehrenplatz am Tische niederließ. Die Zeit, die er brauchte, eine Prise zu nehmen, reichte hin, die Domestiken schweigend um die Tafel zu reihen. Ich bin nur kurios, flüsterte der Kutscher dem Jäger zu, ob der Wagen vier oder sechs Räder haben wird; der Jäger flüsterte dem Koch ins Ohr: Ich will nicht fluchen, aber der Teufel soll mich holen, wenn meine Flinte in acht Tagen nicht ein anderes Gesicht hat. Der Koch aber wandte sich zur Mamsell und sagte mit zuversichtlichem Lächeln: das schöne Geld für den neusten Ofen ist ganz vergeblich ausgegeben; passen Sie acht; wenn's nicht wahr ist, will ich mich spicken lassen. Die

Mamsell lächelte, wir wissen nicht, ob über des Kochs Irrtum. Die Haushälterin aber hielt schon das Taschentuch in Bereitschaft und machte alle Anstalten zu einem schamhaften Erröten, obgleich es ihr wunderlich vorkam, eine Liebeserklärung vor so viel Zeugen anhören zu sollen; die Bedienten dachten gar nichts; der Kammerdiener lächelte jedem freundlich zu, als gebe er ihm im voraus recht; der Küchenjunge endlich dachte mit Gewissensangst des Bratens, den sein Ungeschick neulich ins Feuer geworfen.

Jetzt räusperte sich der Haushofmeister. Die Spannung unterdrückte den Atem. Freunde, begann der Haushofmeister mit einem Tone, der seine Rührung nicht verhehlen zu wollen schien. Ich muß ein Wort zu euch reden, ein vorbereitendes, wegbahnendes, euch in den rechten Gesichtspunkt setzendes, eure Seele, die, mit dem Zwang der Ketten alter Satzung versöhnt, sich verschlossen hat vor dem Eindringen neuer zeitgemäßer Ideen, öffnendes, für eine Saat der Freiheit des allgemeinen, dessen Heil nur aus der Freiheit des Individuums entsprießt, empfänglich machendes, euch zum Sprengen eines tausendjährigen Vorurteils kräftigendes, würdig und fähig machendes Wort. Noch ist der große Augenblick nicht gekommen, das ungeheure Werk in seiner ganzen Anlage, Bedeutendheit und segensreichen Größe vor euern Augen zu entrollen. Es ist nicht das Werk des Augenblicks, der seine Geburten wiederum zerstört, es ist das Werk, das in mächtiger Berührung des Weltgeistes erzeugte, liebevoll zur Reife aufgepflegte Werk eines Lebens voller Erfahrung, für das ich euch zu gewinnen hoffe, und ihr, Lieben, sollt mir es ausführen helfen, sollt die gesegneten, beglückend und beglückten, beneideten, enkelbewunderten, nachweltangestaunten Mitarbeiter sein am Heile der Menschheit. Seine Stimme schien ihm vor Rührung zu versagen, aber es war die Rührung eines großen Geistes, der an seiner eigenen Größe mit Wonnegefühlen hinanstaunt.

Eine heilige Stille trat ein; jeder suchte das Gehörte dem anzupassen, was er in seinem Innern für den noch unausgesprochenen Zweck hielt, und jeder wurde in seiner Meinung bestärkt, der Koch, Kutscher und Jäger, weil der allgemeine Eingang zu allem zu passen schien; die Frauenzimmer, weil sie einmal glaubten und alles, was nicht augenfällig ihren Kreis berührte, für Redensarten zu halten geneigt waren. Mit doppelter Aufmerksamkeit hing jedes Ohr am Munde des Haushofmeisters, der wieder anhub:

Freunde, es hat, alle Kräfte anstrengend, das innere Wesen des Menschen, das Denkende und sich des Denkens Bewußte, das System aller Erkenntnisse in und außer uns, aller Beziehungen unserer Freiheit nach außen hin, was soll ich weiter Worte machen; mit einem Worte: das, was Philosophen und andere Leute die Seele nennen, in allen seinen geheimsten Schleifwegen zu ertappen, glänzende Erfolge errungen. Die Hauptentdeckung aber behielt das lenkende Schicksal für meine Beobachtung zurück. Diese Hauptentdeckung in kurzen Worten ist —

Er hielt einen Augenblick inne, um das nun zu Sagende um so würdiger und überraschender auftreten zu lassen; diesen benutzten seine Zuhörer, um ihm und den andern zu zeigen, daß sie das Problem gelöst, und fast zugleich hörte man: ein Perkussionsgewehr — ein Wagen — ein neuer Ofen.

Diese Hauptentdeckung, fuhr der Redner fort nach einer Pause der Verwunderung über die Nennung dieser unter sich und mit seiner Idee heterogenen Dinge: diese Hauptentdeckung ist — Freunde, man hat bis jetzt geglaubt und gewußt, daß der Mensch einen Verstand hat, aber er hat zwei.

Der Haushofmeister schwieg und beobachtete die Wirkung seiner Eröffnung. Aber er las auf allen Gesichtern nichts als ein gedankenloses Staunen. Seine Zuhörer waren wie aus dem Himmel gefallen. Der Jäger drehte die Augen heraus und hätte gern geflucht, wenn er in diesem Augenblicke kapabel gewesen wäre, sich auf einen Fluch zu besinnen. Der Kutscher mühte sich, hartnäckig seine Meinung festhaltend, zwischen ihr und des Haushofmeisters Worten eine Beziehung zu finden, aber die Gedanken verwirrten sich und die Stube ging mit ihm im Kreise. Wie ein Schiffbrüchiger sah der Kammerdiener bald zu dem einen, bald zu dem andern, ob er nicht einen Gedanken finde, an den er sich klammere. Die Frauenzimmer waren froh, sich nicht in die Karte haben sehen zu lassen, der Küchenjunge aber weinte laut und war durch keinen Trost zu besänftigen.

Der Haushofmeister schaute mit dem Lächeln eines Mannes, der gewiß ist, zu überzeugen, vor sich hin und schien sich an der Wirkung seiner Rede zu ergötzen. Endlich fand der Jäger Worte.

Da soll ja gleich ein Kreuzbataillon Hagel-, Schrot- und Donner — aber ich will nicht fluchen, denn es schickt sich nicht für einen

Christenmenschen und der ein gräflicher Jäger ist, aber ich wollte, Er hätte was anders gesagt, als solche konfuse Dinge.

Redt Er das mit Verstand, Jäger?

Das will ich doch meinen.

Sieht Er, Jäger; das hat Er mit Verstand gesprochen, aber mit welchem? Mit dem linken.

Der Jäger griff sich an den Kopf, als wolle er's mit Händen greifen, dann stöhnte er: mit dem linken! und sank in stillem Grimm in sich zusammen. Der Kutscher sagte mit ungewisser Stimme: das ist bildlich geredt, also zwei Räder —

Ich weiß nicht, was Er mit Seinen albernen Rädern will und Seinem bildlich. Buchstäblich nehm' Er's, Kutscher. Ich will's Ihm nur in die Hände geben. Pass' Er acht. Wenn, um populär und doch verständlich zu reden, Ihm etwas begegnet, daß Er auf Rat und Hilfe sinnen muß, da wird Ihm gleich etwas einfallen und zwar das Nächste und Richtigste. Sieht Er, das ist der rechte Verstand. Anstatt nun aber zu thun, was der rät, fangt Ihr an zu grübeln und zuletzt denkt Ihr's zu haben und ist just verkehrt; das ist der linke, der naseweise, altkluge, sich breitmachende, prahlende, unverständige Verstand.

Was das nun ist! der unverständige Verstand! der rechte Verstand und der linke Verstand, ächzte der Jäger, darüber könnte man den Verstand verlieren und wenn er dreifach wäre. Aber ich versteh' Ihn nach und nach. Der rechte und der linke, das ist wie bei einer Doppelbüchse.

Sieht Er, Jäger. Von Kind auf wird der rechte, ordentliche Verstand vernachlässigt; ganz unterdrücken läßt er sich nicht; aber der Mensch schämt sich seiner und versteckt ihn so sorgfältig, wie Kontrebande. Hingegen wird der andere gesäumelt, gepflockt, gefüttert, gepflegt und jedermann thut groß mit ihm und putzt ihn mit Redensarten, so gut er kann. Je mehr nun der linke ausgebildet wird, desto mehr tritt der rechte in den Hintergrund. Und ist nun einer so weit gebracht, daß er das Nächste nicht mehr sieht, und das, was vor ihm liegt, in Indien und China sucht und aller Wahrheit mißtraut, weil sie ihm zu schlicht ist, dann nennt man ihn einen Gebildeten. Reden zu halten und sich bis in den siebenten Himmel zu entzücken, dazu ist der linke Verstand wie gemacht; wenn's aber ans Thun geht, da hapert's und da wird denn der rechte Verstand vor-

geſucht; der ſetzt nun aber auch ſeinen Kopf auf, weil er nur gut ſein ſoll, wenn man den andern nicht mehr brauchen kann, und ſo kommt's nun, Leute, daß die Gelehrteſten und Gebildetſten gerade die dümmſten Streiche machen, denen der ſchlichte, gemeine Mann, der ſeinen rechten Verſtand nicht verachtet, ſondern honett gehalten, entgeht.

Abermals ſchaute der Redner ſich im Kreiſe um, um zu erfahren, ob ſeine Zuhörer ſeinem Ideengange gehörig gefolgt.

Der Kutſcher hatte ſich endlich losgemacht von ſeiner vorgefaßten Meinung; er hob den Finger und ſagte wichtig: Herr Haushofmeiſter Er hat da einen wahren Pferdegedanken losgelaſſen, einen verſtaunungswürdigen Gedanken. Wenn nur nicht hinter der ganzen Geſchichte der linke Verſtand ſteckt.

Der Jäger aber ſchrie außer ſich: ich bitt' euch um Gottes willen, Leute, denkt euch doch nur, was das für 'ne kurioſe Wirtſchaft iſt, zwei Verſtände in einem Kopfe. Iſt das nicht wie ein Haſe mit acht Beinen, der erſt auf den einen vieren läuft, hernach ſich herumſchlägt und auf den andern vieren fortmacht. Da ſoll ja — aber ich will nicht fluchen.

Jawohl, beſtätigte der Kammerdiener, das iſt ja abergläubiſch; ich habe mir etwas umgeſehen in der Welt und bin bis Stargard gekommen und überall Haſen und Menſchen geſehen, aber keinen Haſen mit acht Beinen und keinen Menſchen mit zwei Verſtänden.

Nehm' Er mir's nicht übel, das kann man einem Menſchen nicht ſo an der Viehſaſche anſehen, ſagte der Kutſcher; ſo wenig, wie man einem Stalle anſieht, wieviel Pferde drinne ſtehen. Ich ſehe nicht ein, warum's partuhtemang unmöglich ſein ſoll. So gut man zwei Pferde an einen Wagen ſpannt, können zwei Verſtände in einem Hirnſchädel ſein.

Und wenn man bedenkt, fuhr der Kammerdiener, das Echo der letztgehörten Meinung, fort, was der Menſch ſchon alles erdacht hat, Eiſenbahnen, Kunſtausſtellungen, Reibfeuerzeuge, Hagelaſſekuranzen, Theologie, Philoſophie, Punſcheſſenz, Konſtitutionen, Landſtände und Eau de Cologne, ſo kann man kaum glauben, daß das alles mit einem einzigen Verſtand wäre zu erfinden geweſen. Darin muß ich ſchon beiſtimmen.

Seht ihr, Leute, fuhr der Haushofmeiſter fort, des rechtſchaffenen Dienſtboten Pflicht iſt, der Herrſchaft zu gehorchen, ſo weit

es sich mit der Religion — merkt ihr nun, wo ich hin will? und der Rechtschaffenheit verträgt. Nun ist — merkt ihr's?

Richt' Er nur die Deichsel, sagte der Kutscher, hernach werden wir's schon sehen.

Nun gehören die Herrschaften durchwege zum sogenannten gebildeten Stand, das heißt zu dem, der dem rechten Verstand den Abschied gegeben hat. Ihre Befehle kommen aus der Überlegung, aber nicht aus der rechten, sondern aus der linken. Ist es nun des Dienstboten Pflicht, die Befehle der Herrschaft zu befolgen, soweit es sich mit der Religion und der Rechtschaffenheit verträgt, so frag' ich, was verträgt sich mit der Rechtschaffenheit? Ich will euch zum Exempel ein Beispiel geben. Seine Herrschaft, Kutscher, ist in ein Mädchen verliebt, die ihn nicht mag. Wenn es Ihm selber passierte, würde Ihm der rechte Verstand sagen: laß sie laufen, es giebt Mädchen genug. Und Er thät's und es wär' ein gescheiter Streich. Seine Herrschaft aber schämt sich des rechten Verstandes und wendet sich an den linken. Der sagt: du bist der miserabelste, erbarmungswürdigste Mensch auf der Welt; ohne das Mädchen zu leben, ist dir schon gar nicht möglich; du mußt sterben und, weil die Natur nichts nach guten Worten fragt, mußt du ihr unter die Arme greifen. Und nun wird Er in die Apotheke geschickt, Kutscher, um Gift zu kaufen. Er sieht, daß sein Herr, wenn die erste Hitze vorüber ist, einen anderen Gedanken fassen und es hernach bereuen wird, daß er sich umgebracht hat; wird Er nun Gift holen?

Das werd' ich bleiben lassen, antwortete der Kutscher.

Dann befolgt Er aber den Befehl seines Herrn nicht und ist kein rechtschaffener Dienstbote? Au contraire und im Gegenteil. Denn Er soll seinem Herrn nur insoweit gehorchen, als sich mit der Religion und der Rechtschaffenheit verträgt. Und zu einem Selbstmorde helfen, das verträgt sich weder mit der Religion noch mit der Rechtschaffenheit. Frage: warum? Weil die Religion — die Religion ist und die Rechtschaffenheit die Rechtschaffenheit. Hab' ich mich nun populär genug ausgedrückt?

Haushofmeister, sagte der Jäger, jetzt brennt's zusammen. Soll mich — aber ich will nicht fluchen, was Er da sagt, ist mir wie aus der Seele geredt.

Je, Jäger, entgegnete der Philosoph, wenn's nicht jeder wüßte, wär' es auch nicht wahr. Die Wahrheit hat jeder in sich, er achtet

ihrer aber nicht, weil er nicht weiß, was er damit machen soll. Aber sowie jemand das Ding herausbringt und herweist, daß es ein Goldstück ist, da greift jeder in den Sack nach dem bisher nichts geachteten Dinge und erkennt mit Lust seinen Wert.

Ist nun aber des rechtschaffenen Dienstboten Pflicht, mehr den Nutzen der Herrschaft vor Augen zu haben, als ihren Befehl, so folgt daraus, daß derselbe, wenn der Befehl nicht zum Nutzen abzweckt, nicht allein ihm nicht gehorchen darf, sondern sogar das Gegenteil thun muß. Nun ist's aber gewiß, daß die Herrschaft den Dienstboten, der offen gegen den Befehl handelt, fortschicken und dadurch außer stand setzen wird, für ihren Nutzen zu wirken. Sehen wir's auf der einen Seite als Pflicht an, für ihren Nutzen zu wirken, so folgt auf der anderen Seite daraus, daß wir die Hindernisse vermeiden müssen, also dem Befehl so zuwiderhandeln, daß die Herrschaft es nicht bemerkt und — wohl verstanden das nur, wenn der rechte Verstand in uns laut wird, daß der Befehl vom linken herrührt.

Eine Stille allgemeiner Bewunderung trat ein. Der Kutscher erhob sich und sagte mit feierlicher Stimme: Haushofmeister, Er ist ein großer Mann. Er sieht, wo die Welt der Schuh drückt, und weiß ihn über den rechten Leisten zu schlagen.

Er überschätzt meinen Wert, sagte der Haushofmeister behaglich lächelnd. Ich weiß gewiß, daß ich nicht der einzige bin in diesem Kreise von Menschenfreunden, die die leidende Welt an die treue, warme Brust nehmen möchten mit dem heiligen Schwur, das Mögliche zu thun, ihre Schmerzen zu lindern, die Krankheit des Lebens mit der Wurzel zu vertilgen.

Nein, sagte der Jäger; Er ist nicht der einzige, der das Große zu thun glüht, aber er ist der einzige, der die Sache auf das Blatt geschossen hat. Ich staune Ihn an, Haushofmeister.

So ist denn, begann dieser, sich erhebend, mit feierlichem Tone, so ist denn der große Augenblick gekommen, nach dem mein Herz gelechzt hat. Ich habe euch nicht verkannt; ihr seid, für was ich euch hielt. Unsere Zeit ist eine große, und das Größte wird bald nicht mehr Fabel sein. Keine Kriege rütteln an den Pfosten der politischen Welt, kein Heldenmeteor zieht über Graus und Verwüstung die blutige Bahn, aber wie der junge Frühlingssaft in Erde und Geschöpfen, so regt sich der Geist der Humanität belebend und knospentreibend. Man arbeitet an der Emancipation der Irrländer, die

Emancipation der Juden iſt vorbereitet. England hat die Feſte des Sklavenhandels zerſtört, der großherzige Franzoſe erkämpft dem ſchönen Geſchlechte ſeine Rechte, der Natur wird wieder zu exiſtieren vergönnt; wir ſind's, die in des Weltgangs Räder greifen, die geſunkene wieder zu erheben; wir haben das beglückend Entſcheidende vorbereitet, — es iſt — die Emancipation der Domeſtiken!

Wir haben den Talisman der wahren Gleichheit erfunden, für deſſen Wahnbild die Franzoſen einen König mordeten. Der Domeſtike wird der Herrſchaft gleich ſtehen, weil er nicht mehr blind gehorchen wird, die Herrſchaft wird ein wahres Glück genießen, weil ſie nicht mehr die Mittel findet, es ſelbſt, dem Drange der Leidenſchaft oder den Zuflüſterungen des linken Verſtandes gehorchend, unglückſelig irrend zu zerſtören. Und nun ihr alle, denen die Humanität, die wahre Bürgertugend durch meinen unwürdigen Mund ihre Götterſprache an das Herz legt, wollt ihr die Mitarbeiter ſein am großen Werke, die Träger unſterblichen Ruhmes, die in Werken der Nachwelt Geprieſenen, die in Kupfer, Stein und Stahl Geſtochenen, von der Maler- und Bildhauerkunſt in unſterblichen Monumenten Verewigten? die mit einem Gutzkow, Mundt und anderen Herrlichen zugleich Genannten? So ſchlaget ein in dieſe meine dargebotene Hand; es iſt die Menſchheit ſelbſt, die leidende, hilfeverlangende, die euch die Hand reicht, eure Treue lohnen, eure Trägheit und Untreue aber verklagen wird bei allen Geſchlechtern der Nachwelt.

Der Jäger rannte in wilder Begeiſterung umher, einen nach dem anderen in ſeine Arme preſſend und mit dem Bundeskuſſe begrüßend.

Der Kutſcher ſchwur, wer ſich ausſchließe, ſolle für ſein ganzes Leben Hafer kauen müſſen; der Koch ſtimmte in das Weinen ſeines Gehilfen ein und verſicherte, in der Wehmut des großen Augenblicks zerfließe ſeine Seele wie Eis auf der Zunge. Die Frauenzimmer glühten von großen Ideen, der Kammerdiener fluchte mit dem Jäger, perorierte mit dem Kutſcher, weinte mit dem Koch und deklamierte mit dem Frauenzimmer. Aber in ſchweigender Majeſtät ſchwebte der Haushofmeiſter über allen wie die inkarnierte Idee der Emancipation der Domeſtiken.

Im Geſellſchaftszimmer der Gräfin war eine Pauſe eingetreten. Sie ſelbſt ſchien, in Gedanken verſunken, den Stillſtand des Geſprächs

nicht zu bemerken. Die Pflegetochter war eben wieder an das Fenster getreten, um zu sehen, ob die Schwester, die man vom Besuche bei einer unweit wohnenden Freundin zurückerwartete, noch immer nicht komme. Es war nahe an Mitternacht. Jetzt schlug die Schloßuhr. Die Gräfin fuhr erschreckend aus ihren Gedanken auf und sagte dann: Es ist vielleicht Thorheit, daß ich mich ängstige. Nicht das erste Mal ist's, daß Florentine länger bei ihrer Freundin weilt, als sie sich vorgenommen; ich glaube, nicht sowohl aufgehalten durch die Bitten jener, als ihrer eigenen abenteuerlichen Neigung nachgebend, die sie das Unbehagliche, Angstende so angelegentlich aufsuchen heißt, wie andere dem Behaglichen, Sichern sich zuwenden. Und die Räubergeschichten, von denen wir seit kurzem so vielfältig haben erzählen hören müssen, sind es auch nicht, die mich ängstigen, da sie, die so deutlich erkennbaren Zuthaten der erregbaren barocken Phantasie der Waldbewohner hinweggenommen, sich etwa auf einen einzigen nächtlichen Einbruch reduzieren lassen, der, im Hochwalde ohne besondere Gefahr des Entdecktwerdens ausgeführt, in unserer belebteren Gegend gewiß nicht zu erwarten ist. Jene Richtung Florentinens ist's, — Ihnen als lang bewährten Freund unseres Hauses will ich's nicht verschweigen, — die, schon am Kinde bemerkbar, durch meine unzeitige Nachgiebigkeit gegen ihre Launen leider genährt, wenigstens nicht geschwächt, immer stärker zu werden droht und am Ende — ich seh' es voraus — bis zur unweiblichen Vermessenheit sich steigern wird.

Teure, gnädigste Frau, entgegnete der Geistliche des benachbarten Dorfes, den die Gräfin wegen seiner anspruchlosen, milden, echt frommen Denkungsart lieb gewonnen, ein Mann, der unter dem Schnee des Alters noch den ganzen unzerpflückten Blütenzweig warmer Jugend bewahrte, — vertrauen Sie dem Genius im Herzen der Komtesse. Sie ist durch und durch Weib im edelsten Sinne des Wortes, wenn sie uns auch zuweilen als ein anmutig wildes Rätsel erscheint. Und gerade durch ihre wunderlichsten Launen blickt, wie durch eine Maske, der reinste, mildeste weibliche Geist mit sanftem Auge.

Mit Mutterwonne, sagte die Gräfin, hab' ich die Blüte des zartesten tiefsten Gemütes seit ihren ersten bewußten Jahren in ihr wahrgenommen und zu hegen gesucht. Aber mit um so größerem Schmerz fühl' ich es, daß ich an dem Aufschossen des Unkrautes

neben jener Blüte die größte Schuld trage. Ich habe ihren Launen zu viel nachgeſehen. Ich habe ſie zu ſehr gehen laſſen.

Ich weiß nicht, nahm der Arzt des Hauſes das Wort, ob Sie ſich hierüber einen Vorwurf machen dürfen. Das iſt das Schlimme unſerer Zeit, daß man mehr Erziehung als wirkliches eigenes Sein findet. Man gönnt dem Stoff nicht mehr, ſich ſelbſt die Form zu ſchaffen; darum ſind die Menſchen ſich jetzt ſo ähnlich, wie Münzen. Das Individuum geht in der Gattung unter; wir haben nicht Menſchen mehr, nur Stände. Kein Menſch ſpricht mehr die Idee eines in ſeiner Eigenheit bedingten Organismus aus, ſondern nur mit vielen anderen zuſammen die Idee eines Standes. Und daran gewöhnt, dies für das Beſſere, ja Notwendige zu halten, ſtört es uns, wenn wir neben dem bürgerlichen Stempel auch den einer unabhängigen Natur erblicken. Jener Drang übrigens, uns durch die Vorſtellung, ſelbſt durch das Aufſuchen widerwärtiger, ja dem Triebe der Selbſterhaltung geradezu widerſprechender Zuſtände ein Vergnügen oder vielmehr die Empfindung zu bereiten, in der die Äußerſten der Luſt und des Schmerzes ſich berühren, iſt neben manchem anderen Rätſelhaften tief in der menſchlichen Natur begründet. Von dem dunkeln Grunde dieſer Vorſtellungen hebt ſich der Lichtgedanke unſerer inneren Freiheit leuchtender ab, die uns den Tod beſiegen läßt, indem wir ihn leiden; über die Schrecken eines ungünſtigen Schickſals uns triumphieren läßt, indem ſie uns zerſchmettern. So mag der Hauptreiz dieſes Gefühles eben die erhöhte Ahnung unſerer geiſtigen Unabhängigkeit und darum dieſe Luſt beſonders in der Menſchen- und Völkerkindheit lebendig ſein, der ſie als eine Nötigung gegeben ſcheint, jenen Schatz in ſich zu ſuchen und aus der Dämmertiefe der Ahnung an den Tag des Bewußtſeins herauf zu fördern.

Das Rollen einer leichten Chaiſe unter dem Thorweg des Schloſſes unterbrach das Geſpräch. Mariane war wieder ans Fenſter geeilt und ſagte verwundert: mir iſt als ſäh' ich eine dunkle Mannesgeſtalt bei Florentinen in der Droſchke. Iſt's ein Kranker? Sie läßt ihn von den Bedienten herausheben; er regt ſich nicht. Das iſt doch ſeltſam. Sie eilte der Schweſter entgegen und nachdem man die Komteſſe mit den Bedienten im Korridor ſprechen gehört und das Geräuſch des Thüröffnens, traten die beiden Schweſtern zu unſerer Geſellſchaft herein.

Der Arzt und der Geiſtliche begrüßten die Kommende, mit

sichtlichem Wohlgefallen an der schönen hohen Gestalt haftend, die mit bewegter Eile auf die Mutter zuschritt. Jetzt erst bemerkten sie die ungewöhnliche Marmorblässe ihrer schönen Züge, und mit ungeduldiger Spannung hing alles an ihrem Munde.

Mutter, sagte sie zu der Matrone mit kindlichem, doch festem Tone, du siehst — deine besorgten Blicke sagen mir's — du siehst mir's an, ohne daß ich es aussprechen muß, daß mir, was ich so lange gewünscht, ein Abenteuer begegnet ist. Ich will dir gerne gestehen, daß ich mit meinem Jagen danach ein ungehorsames Wesen bin, das deine Liebe und Verzeihung gar nicht verdient; du sollst aber sehen, daß ich besser werde; versuch' es nur diesmal noch mit mir. Du wirst dich wundern, wenn ich dir sage, daß ich dir einen Gast mitgebracht habe. Wenn du erfährst, wie dein ungezogenes Kind ihm zweifach schuldet, wirst du ihm gern ein Plätzchen zum Aufenthalt und ein paar freundliche Hände zur Pflege in deinem Hause gönnen, dem er einen Schmerz sparte, von deinem bösen, unbesonnenen Mädchen in unmädchenhafter Laune hereinbeschworen. Und nun du genug weißt, um nicht vergeblicherweise zu erschrecken, bitte ich dich, sende unsern guten Arzt zu ihm, der sich mit seiner Ohnmacht entschuldigt, sich nicht selbst als ein Gast von Lebensart vorzustellen.

So ruhig und mit ihrer von allen gekannten Art sie das gesagt, so ängstlich heftig setzte sie, an den Arzt gewandt, der mit den anderen einer Auflösung des Rätsels harrte, hinzu: Gehen Sie; wenn Sie wiedergekehrt sind, sollen Sie alles erfahren. Eher kein Wort.

Die Gräfin hatte ihr mit einem Blicke freundlichen Vorwurfs die verzeihende Hand gereicht. Sie setzte sich auf das Taburett zu den Füßen ihrer Mutter, legte das Gesicht in beide Hände und schien keine Frage zu hören, die man an sie richtete, und so trat abermals eine Pause ein, aber eine ängstigende, peinigende.

Der Arzt kam wieder zurück und meldete, daß die Schußwunde bei der kräftigen Gesundheit des Verwundeten mehr Schmerzen als Gefahr zu bringen gemacht sei; die Ohnmacht in gleichem Teile von einer Kontusion am Kopfe, wahrscheinlich durch einen Kolbenschlag verursacht, herrühre. Nach dieser Beruhigung wurde die Komtesse aufgefordert, der allgemeinen Wißbegierde Genüge zu leisten. Aber neue Besorgnisse für die Reizbarkeit ihres Gemütes wurden erregt, als sie, im Begriffe, ihre Erzählung zu beginnen, in ein lautes

Weinen ausbrach, das einige Minuten lang krampfhaft die ganze edle Gestalt erschütterte. Dann richtete sie sich kräftig auf, und es schien, als habe sie in diesen Thränen den ganzen Tribut des Schreckens, der Angst und der Pein der Selbstvorwürfe der Natur ohne Abzug bezahlt.

Sei ohne Sorgen, teuerste Mutter, sagte sie zu der Besorgten; nun ist alles Fremdartige aus meinem Wesen hinweggespült und ich denke auch die Neigung, die dir so viel Schmerzen schon gemacht und, ich weiß es, noch mehr ahnen ließ.

Gebe das der gütige Gott, sagte, freundlich über die losgegangenen schönen gelben Haare von der hohen, reinen Stirn streichelnd, die Gräfin; denn es war der einzige Grund zur Betrübnis, den du mir je gegeben.

Ehe ich mein heutiges Abenteuer erzähle, laß mich, teuerste Mutter, mich eines vielleicht lange von dir vergessenen erinnern. Es ist mir, als müßte ich meine Buße mit einer Beichte beginnen, als dürft' ich nichts vergessen, wodurch ich dich gekränkt, mir vorzuhalten, um so recht zu fühlen, wie ich deiner Verzeihung so gar nicht wert bin, die ich um einer unmädchenhaften Grille willen deine Ruhe, dein Glück auf das Spiel setzen konnte. Ach nur zu bald regte sich in dem Kinde schon das gefährliche Gelüst, dessen ich mich jetzt noch anklagen muß. Jene erste Sorge bereitete ich dir, kaum zehn Jahre alt, indem ich mich in den Saal unseres alten Schlosses am See, demselben, das der Sage nach ein Tummelplatz unheimlichen Treibens ist, einschließen ließ. Du wirst dich noch erinnern, du wareſt dahin gefahren, um die Verbesserungen, die der Verwalter an den Gütern vorgenommen, zu besehen. Wir waren natürlich von der Partie, denn unsere kleine Phantasie war ganz erfüllt von dem wundersamen Rufe des Schlosses, und die liebe Mutter gab den Bitten der Lieblinge gerne nach. Die Zimmer des Schlosses wurden eben gelüftet; ich stand an der Thüre des Saales, der mir die Schwelle eines Zauberreiches deuchte. Je länger ich hinabsah, desto mehr wuchs der Vorwitz, und endlich schlüpft' ich leise hinein und mein Entschluß befestigte sich zwischen Lust und Zweifel, die Nacht hier zuzubringen; ich hielt mich stille, so daß die Bedienten, die abends die Thür schlossen, mich nicht bemerkten. Das letzte Schloß knarrte und mein Wunsch war erfüllt. Der Gedanke an dich, Liebste, an die Angst, die du haben würdest, wenn du mich

vermißteſt, kam mir gar nicht in den Sinn. Wie eine Selige ſchritt ich durch die dunkler und dunkler werdenden Räume, und ich muß es geſtehn, es war mir ein Schmerz, als die Diener auf dein Geheiß ſuchend, mich fanden und ich ihnen folgen mußte. Das Gefühl jener wenigen Stunden hat mich bis auf die jetzige Zeit begleitet und mich zu manchen Wagniſſen und Abenteuerlichem verlockt. So auch heute. Die Räubergeſchichten, die das Gerücht in der ganzen Gegend herumgetragen hat, verleiteten mich ſchon einigemal, ganz allein durch die Nacht zu fahren, was du, liebe Mutter, nicht einmal erfuhrſt, indem du mich dem Schutz mehrerer Bedienten vertrauteſt, die ich unter Vorwänden von mir entfernte. So fuhr ich auch heute ſpät vom Hauſe meiner Freundin, und wie ich mich ſo allein im Walde ſah in der ungewiſſen Helle eines wolkenbedeckten Himmels, umfing mich die ganze mit Furcht und Schauer gemiſchte Behaglichkeit, die ich ſo gerne hervorrief. Dasmal ſollte aber das Abenteuer ſeine Scene außer mir aufſchlagen. Eine dunkle Geſtalt ſchlüpfte aus dem Dickicht und hielt das Pferd an. Mehrere folgten, und eh' ich mich recht beſann, fühlte ich mich ergriffen. Die eine der beiden Piſtolen, die ich, mit Gewehr umzugehn gewohnt, auf dieſen Fahrten ſtets mit mir führte, verſagte, und mein Heldenmut war nahe daran, vor dem Andrange der Angſt zu erliegen. Wie im Traume hör' ich da eine tiefe, kräftige Männerſtimme Halt rufen, gewichtige Schläge fallen; die feindlichen Hände laſſen mich, ich fühle, daß der Augenblick die That verlangt. Schon ſind zwei der Geſtalten entflohen, die dritte glaub' ich mit dem Helfer ringen zu ſehn. Der Schuß fällt. Der dritte Feind flieht den andern nach; ich ſehe meinen Helfer wanken, ſtürze aus dem Wagen, und mit Schrecken bemerke ich, daß mein Schuß den Freund getroffen. In dem Augenblicke fühlte ich durch alle Angſt und Sorge hindurch den Entſchluß, nie wieder dem abenteuerlichen Drange nachzugeben. Der Helfer blutet; in der Angſt binde ich meinen Schleier um die Wunde, danke ihm; welche Worte mir die Pein eingab, weiß ich nicht mehr, und klage mich zugleich an. Er ſagt mit brechender Stimme: Sorgen Sie nicht; es iſt nicht gefährlich, und ſinkt zuſammen. Die Angſt giebt mir Rieſenſtärke; ich hebe die große kräftige Geſtalt in den Wagen, treibe die Pferde, zu laufen, wie ſie können, und ſo bin ich nun hier bei euch, teure Freunde, gelobend, euch nie wieder durch unſelige Abenteuerluſt zu ängſtigen.

— ———

Der Verwundete war in ein hübsches Zimmer gebracht worden. Die Gräfin wollte dem Retter ihres geliebten Kindes keine Pflege mangeln lassen, und die Gerettete selbst bestand sogar, dem Wunsche der Mutter entgegen, darauf, so lange der Verwundete ohne Besinnung liege, die Aufsicht bei seiner Pflege zu übernehmen. Ich habe dich leichtsinnig zu oft gekränkt, sagte sie zu der gütigen Mutter; es ist billig, daß mir eine Strafe werde, die mich für immer abschreckt, etwas zu thun, was dich betrüben kann. Drum will ich, die traurige Folge meines Fehlers nicht aus dem Auge lassend, den Stachel des Selbstvorwurfs immer spitz erhalten. Auch bin ich es dem Leidenden schuldig. Er hat das Leben um mich gewagt; fast hätt' ich ohne Vorsatz das seine zerstört, das gewiß wertvoll ist, denn ein wertloses Leben wagt man nicht. Dein Kind, dein verhätscheltes Kind hat, du weißt es ja, einmal seine besonderen kindischen Meinungen. So denkt es, daß man sich mit Geld, und was sind bezahlte Leistungen mehr? nur abfinden, aber nicht vergelten kann, und ist so stolz, nichts schuldig bleiben zu wollen.

Mit Recht entgegnete die Mutter mit einem Lächeln, das nicht ohne Beimischung von Unmut war, nennst du dich ein verhätscheltes Kind, und ich fühle nur zu sehr, daß ich allen Entschlüssen zum Trotz fortfahren werde, dich zu verhätscheln. Wir kennen ihn nicht — Er ist ein Leidender, also uns empfohlen. Er hat für mich sein Leben gewagt, also ist er meiner teuern Mutter ein lieber Bekannter.

Dennoch, liebes Kind, scheinst du mich zu einer Unbesonnenheit treiben zu wollen. Oft müssen wir der braven That Achtung zollen und des Thäters uns schämen. Indem wir, von unserer Denkungsart ausgehend, vergelten und belohnen wollen, scheinen wir dem anders Denkenden undankbar oder werden ihm unbequem. Wer dankbar, wahrhaft dankbar sein will, muß mehr den Gegenstand der Dankbarkeit im Auge haben, als sich selbst, sonst opfert er unter schönem Vorwande nur seinem Egoismus. Ich wünschte, er bliebe in der Pflege der Bedienten, die ihm die sorglichste werden soll; wenn wir ihn und seine Verhältnisse kennen, wird es uns um so leichter werden, für ihn zu thun, was mehr Wert für ihn haben wird, als die Aufopferungslust eines unvorsichtigen Kindes, das besser thäte, über sich selbst zu wachen.

Du denkst gesiegt zu haben, gutes Mütterchen, sagte die Tochter mit der Laune, die sie so gut kleidete und als die gewichtigste Waffe

gegen der Mutter Widerſtand erprobt war, und noch iſt dein Feind gar nicht aus dem Felde geſchlagen. Ich habe mir alles das ſelbſt geſagt, was du mir entgegenſtellſt, und deshalb mit Marianen gemeinſchaftlich Unterſuchungen angeſtellt. Auf der Briefſtaſche, die, da man ihn entkleidete, aus ſeiner Überrocktaſche fiel, ſteht mit goldenen Buchſtaben gedruckt: Werning, Legationsrat. Geöffnet haben wir ſie nicht, denn das wär' unrecht geweſen; aber die feine Kleidung, die Wäſche und was ſonſt an ihm unter die Kompetenz der Frauen gehört, paßt zum Range.

Der Einwand, ob man auch bedacht, wie der Legationsrat, der als ein fähiger Diener des Landes, namentlich aber durch ſeine eigenſinnige zum Sprichwort gewordene Ordnungsliebe und Widerwillen gegen alles Excentriſche bekannt war, um dieſe Zeit zu Fuße auf den von allen Hauptſtraßen entfernten Holzweg gekommen ſein könne, fruchtete ſo wenig, als die frühern Einwände, und die Komteſſe blieb Siegerin.

Der Verwundete lag noch immer ohne Beſinnung. Der Wärter hatte ſich auf kurze Zeit entfernt. Mit Rührung haftete das Auge Florentinens auf den bleichen ſchönen Zügen. Die ganze Begebenheit der letzten Nacht, ihr Entſchluß, ſpät zu fahren, der Räuberanfall, die unerwartete Rettung, die Verwundung des Retters ſelbſt durch ſie, alles lag wie ein wirrer Traum hinter ihr, und ſie fühlte mit Behagen das Geſpenſt der Abenteuerluſt verſchwunden. Die Schatten hatten einem freundlich erwärmten Lichte Platz gemacht. Sie ſah wieder auf den Verwundeten hin, und der Wunſch kam in ihre Seele, er möchte die Augen nicht aufſchlagen und ſie immer in dankbaren Gefühlen ihrer Rettung ſeinen Schlummer bewachen müſſen. In dieſes tote Bild hinein, ſagte ſie leiſe vor ſich hin, hab' ich den ganzen verkannten Reichtum meines Lebens gerettet. Meine Phantaſie kann es ſchmücken mit allem dem, was dieſes Herz erſehnt. Dieſe ſtille Geſtalt iſt mir ſo traulich, ſo bekannt wie ein Geſpiele der Kindheit. Es iſt, als ſchwiege alle Sehnſucht, als wiche Vergangenheit und Zukunft vor der Fülle dieſer ruhigen, leidenſchaftloſen Gegenwart. Doch wie lange wird dies Glück währen? Schon zittre ich vor ſeinem Erwachen. Der fremde Geiſt, der meiner Sehnſucht überall anſtändig kalt verwundert entgegentritt, wird aus den geöffneten Augen ſprechen, dieſe Züge in Bewegung ſetzen. Das Glück, das mich ſo freundlich umſchlang, wird mich auf einmal

nichtssagend, frostig anlächeln, die Arme sinken lassen und verschwinden. Giebt es wohl größere Qual, als diese Unverstandenheit? Alles umfassen wollen mit dem Reichtum des jungen Herzens, sich selbst täuschen wollen im unbedingten Hingeben, und die wohlmeinenden Seelen greifen in die Tasche nach einem Almosen. Laß ihm die Besinnung rückkehren, und er ist ein Mann, eine schöne empfindungslose Spielpuppe für den Egoismus.

Sie erschrak, da der Verwundete jetzt wirklich die Augen öffnete, sich matt umsah, mit verklärten Blicken auf ihr verweilte und wieder still zurücksank. Die Gräfin empfand durch den Schrecken hindurch, es sei nicht der fremde Blick ihr begegnet, den sie gefürchtet.

Ein neues und doch wie liebes altbekanntes Gefühl begann sich im tiefsten Herzen zu dehnen, wie die Knospe, die dem Aufblühen entgegenschwillt. Und als er unter ihren sorgenden Händen das dunkle Auge wieder öffnete, zitterte ein wunderbarer Schmerz durch die schlanke, hohe Gestalt und brach die stolze Kraft, daß sie in die versagenden Knie sank in unauslöschlichem Weinen.

Ich will fortträumen, sagte er mit matter Stimme. Das Leben hat nichts Schöneres als den Traum. Zumal solchen Engelstraum nach Höllenträumen. Bist du mein Engel? Mein Schutzgeist, edle Gestalt? Wie heißest du? Daß ich dir rufen kann, wenn das Leben mich zermalmen will.

Nicht ich bin dein Schutzgeist, sagte das Mädchen im leisen Weinen, du bist der meine.

Wie komm' ich hierher? fuhr der Kranke fort. Ich kann mich nicht besinnen. Wie zu dir, wenn du nicht vom Himmel herabgestiegen bist?

Du bist in dem Hause, dessen Kind du retteteſt aus Räuberhänden, in dem Hause, das dich als seinen größten Wohlthäter bewillkommt und mit Wonnethränen segnet.

O so segne du mich, durchsichtiges Bild, sei mir Dunkeln, Verirrtem der leuchtende Schutzgeist, flehte der Kranke. Du bist, was ich gesucht, ohne es zu wissen. Eh' du verschwindest, segne mich.

Durch Florentinens Herz klang es wie der Accord einer Engelharfe. Vor ihrer Seele hob das Geschick den Vorhang mit den lächerlichen Hieroglyphen des Menschenwerks. Sie erhob sich hoch und schlank und bog sich über des Kranken Haupt. Wenn Gott in uns ist, wie ich jetzt fühle, daß er ist, so darf ich's. Ich segne dich

und will dein Schutzgeist sein. Sie hatte die weiche Hand auf sein Haupt gelegt und küßte einen Geisterkuß auf seine Stirne. Denn das Irdische war unter ihr versunken und das trunkne Aug' war Genosse der Engel. Sie sah ein unabhängiges Leben der Geister von den Körpern, wie sie ohne das sinnliche Mittel aufeinander wirkend sich begegnen aus unendlicher Ferne in Sehnsucht, Verlangen, im Streben nach dem Wahren und Schönen. Und weder Zeit noch Raum begrenzte den Verkehr. Jahrtausende, Weltentfernungen zerflossen vor dem Bewußtsein der ewigen Seele. Die Satzungen der Menschen zertropften wie Nebel. Sie neigte sich und sagte: und nun segne du auch mich und versprich, mein Schutzgeist zu sein.

Der Kranke erhob sich, und Körper und Krankheit schienen ihre Rechte verloren zu haben vor der Kraft des Seelendrangs, aber es war nur ein Augenblick, und er sank in neue Ohnmacht zurück.

Der Kranke erholte sich allmählich. Der Leib schritt sichtlich der Genesung zu, aber die Seele schien sich noch nicht recht in das wiedergewonnene Leben finden zu können. Sein Denken und Thun glich dem eines Nachtwandlers. Man hatte versucht, die Erinnerung voriger Zustände in ihm zu wecken. Aber diese Bemühung hatte nicht den besten Erfolg. Nur einige Begegnisse schien sein Gedächtnis bewahrt zu haben, aber ihm zur Qual. Und die Heftigkeit, mit denen er sich ihrer zu entschlagen mühte, gaben ihm fast das Ansehen eines, der die Schläge eines verletzten Gewissens in krampfhafter Anstrengung abzuweisen sucht. War dieser Umstand geeignet, Zweifel zu erregen, so ließ der feine Anstand, das edle Wesen, das durch jene Wunderlichkeiten unverkennbar hindurchleuchtete, sie, wenn nicht vergessen, doch in den Hintergrund rücken. Man behandelte ihn als den, wofür man ihn vom Anfang hielt, und da er der Meinung nicht widersprach, überließ man es der Folgezeit, wie sich diese vielleicht scheinbaren Widersprüche entwirren möchten. Seltsam war es, daß die heftigsten Anfechtungen von dem Kranken wichen, sobald die junge Gräfin, wenn auch von dem Kranken nicht gesehen, in das Zimmer trat. Dann wurde er ruhiger und schlummerte bald ein, und ein still zufriedenes Lächeln lag auf seinen Zügen, wie das eines Kindes, das die Mutter, den Inbegriff all seiner

Wünſche, ſich freundlich nahe weiß. So hatte hinwiederum die junge Gräfin für den Kranken die ganze liebende Sorge einer Mutter und ſaß Nächte lang vor den herabgelaſſenen Vorhängen ſeines Bettes, um die wohlthätige Wirkung ihrer Nähe ihm zu gönnen und die etwa eingeſchlummerten Wärter auf ſeine leiſeſte Regung erwecken zu können. Dieſe mütterliche Sorge iſt der eigentliche Fokus des weiblichen Lebens. Sie gewinnt dem Manne, der ſie in Anſpruch nehmen darf, leicht mit dem Rechte eines Kindes das eines Geliebten, und es iſt die innigſte Frauenneigung, die aus dieſer Mutterſorge hervorgeht. So hatte der Kranke das Bewußtſein allmählich wiedergewonnen, und nichts ſchien ſeiner Geneſung mehr im Wege zu ſtehen, als die Sehnſucht nach dem Wiederſehen jenes Bildes, das ſich in jenen kurzen Augenblicken des den ſchrecklichſten Stürmen entrungenen Bewußtſeins ſänftigend und tröſtend und dann nicht wieder gezeigt hatte. —

Die Gräfin, deren Blick die wachſende Neigung der Tochter zu dem zweideutigen Fremden, auch wenn ſie dieſe hätte verbergen wollen, kein Geheimnis bleiben konnte, ſah mit Angſt einer ſchlimmen Kataſtrophe entgegen. Sie kannte die Feſtigkeit, mit der Florentine, ſo ſchnell ſie auch ergriff, an dem einmal Ergriffenen hing, und fürchtete, durch Widerſpruch ſie nur zu beſtärken; ſie ſah Schmerz und Entfremdung auf beiden Seiten voraus; gleichwohl erkannte ſie die Notwendigkeit, das noch zu verhüten Mögliche zu verhüten, die das Bewußtſein, ſich ſelbſt als die Grundurſache aller böſen Folgen anklagen zu müſſen, um ſo unabweisbarer darſtellte. Sie hatte bisher mehr in dem Verhältniſſe einer älteren Schweſter, als einer Mutter zu Florentinen geſtanden, ſie beſchloß, wenn, wie vorauszuſehen, die Warnung der älteren Schweſter erfolglos bliebe, die Mutter zu zeigen.

Sie waren allein. Die Mutter ergriff die Hand der Tochter und zog ſie neben ſich auf das Sofa. Dann ſah ſie mit dem langen freundlichen Blick, deſſen Macht auf der Tochter Herz ſie kannte, ihr ins Auge und begann:

Haben wir nicht ſonſt jeden Tag unſere Meinungen ausgetauſcht über das, was gerade das eine oder uns beide beſchäftigte? Und ſchon iſt's eine Woche, daß wir die freundliche Gewohnheit nicht finden konnten. Ich bin ihr nicht ausgewichen, aber du, mein Kind, ſcheinſt den Sinn für dieſe ſchöne Herzenseinigung verloren zu haben. Kann es etwas geben, was zwei Herzen, die in langem gegenſeitigen

Bedürfnis das natürliche Band der Sympathie fester geschlungen, im Laufe weniger Tage zu entfremden vermag? Laß uns das, was wir besprechen müssen, leidenschaftlos besprechen, daß, können wir uns, was ich nicht hoffe, nicht vereinigen, wir wenigstens uns klar bleiben. Denn das Schlimmste, was zwischen zwei Herzen treten kann, ist die Unklarheit.

Mutter, sagte die Tochter mit innigem Tone, bin ich dir je unklar gewesen?

Und wirst es auch diesmal nicht werden, entgegnete die Mutter. Hast du mir nichts zu sagen? Aus meinem Munde dürfte das Ausgesprochene wie Vorwurf klingen. Und das soll nicht sein. Kein Hauch der Leidenschaft soll unser Auge trüben.

Ich weiß, was du meinst, Mutter, sagte Florentine, und ohne diese Anregung hätt' ich dir's gesagt. Du weißt, daß ich das Halbsagen, das Verschleiern, was man schöne Weiblichkeit nennt, nie gekannt und auf die Gefahr hin, unweiblich zu scheinen, mir nie den Zwang angethan habe, mich anders zu geben, als ich bin. Und wie sollte ich dich täuschen, vor der wie ein offenes Buch zu liegen der Stolz meiner Seele ist? Du glaubst mir es ja, daß mir weh thut, deine Sorge nicht zerstreuen zu können, indem ich das Rechte erkenne, wo du Bedrohliches und notwendig zu Vermeidendes siehst.

Ich verstehe dich, entgegnete die Mutter. Unsere Ansichten sind in diesem Punkte sich entschieden entgegen; wir würden nur wieder auf das alte, ewig unabgethane Gespräch kommen, auf den alten Streit, der sich nie entscheidet, weil er aus Gefühlen und nicht aus Begriffen hervorgeht und man Begriffe wechseln kann, aber nicht Gefühle. Das Bedrohlichere, das sich jedem anderen aufdrängt, scheinst du gar nicht zu ahnen.

Und doch, teure Mutter, sagte Florentine. Soll aber nur das böse Gewissen träumen? Hinterläßt das böse Beginnen nur bei dem Angst, der es ausführte? Muß man in den wunderlichen Phantomen verstimmter Nerven Spuren wirklich geschehener Unthaten und in dem ohnedies Beklagenswerten, den sie martern, den Urheber oder Genossen derselben erkennen? Darf ich's, die vielleicht die ganze Schuld dieser Verstimmung trägt? Warum sind wir so geneigt, wenn es uns der Opfer der Dankbarkeit und Menschenliebe bequem überhebt, zu verdammen? Zu verdammen, wo wir im schlimmsten Falle retten sollten? die Ursache der Hilfeverweigerung aus der

Hilfsbedürftigkeit nehmen? Einem das Almosen versagen, weil er arm ist?

Florentine, sagte die Gräfin mit unverhehltem Schmerze, wir sind uns fremder geworden, als ich für möglich hielt. Wir wollen einen Streit aufheben, der nur gegenseitige Verbitterung nach sich ziehen und doch zu keinem befriedigenden Resultat führen würde. Wer mit dem Herzen für eine Meinung ist, gegen den führt der Verstand ein stumpfes Schwert. Wer Recht behalten will, ist nicht zu widerlegen. Nur wünsch' ich, daß du eines bedächtest. Wenn du deinem Herzen folgst, weil es ein Recht auf dich hat, so bedenke, daß nicht allein das Herz Rechte auf dich hat. Lerne den Gedanken, der sich nie realisieren darf, abweisen, eh' er so mit deinem Wesen verwächst, daß nur eine schmerzliche Operation dich retten kann. Denke, Kind, daß, wenn du auch meine Rechte, die ich noch nie zwingend habe gegen dich geltend gemacht, nicht anerkennen magst, daß du nicht dein Eigentum bist, daß deines sterbenden Vaters Wort dich mahnt, zu erfüllen, wofür er seine Ehre eingesetzt hat. Glaubst du, daß ich es besser mit dir meine, als du selbst? Sieh keinen Vorwurf, kein Drängen der Überredung zu etwas, was, dir fremd, in meiner Seele entstanden, in meinen Worten. Sieh' darin nicht eine parteiische Ansicht, die dich als ihr Mittel behandelt, sondern eine Darstellung des Notwendigen, Unvermeidlichen, das unabhängig von uns über uns beiden steht. Bedenk' es ohne Bitterkeit, wie es ohne Vorwurf gesagt ist. Halte den Arzt nicht für deinen Feind, damit deine Krankheit eine heilbare sei.

Wie sollt' ich dich verkennen, sagte die Tochter mit Schmerz, dich, die zu allen Zeiten mehr Liebe mir erwies, als ich verdiente, und nie das Verdienst dieser Liebe geltend machte, als für mein eigenes Wohl. Könntest du mich ganz mißverstehen? Ich habe nichts, keine Regung meines Herzens dir verheimlicht, habe dir es offen gezeigt, weil ich keine dir verheimlichen kann noch will. Und so soll es fernerhin immer klar sein zwischen uns.

Der Geistliche und der Arzt unterbrachen das Gespräch. So sehr die Gräfin sich in der Gewalt hatte, so war es ihr doch nicht möglich, ganz unbefangen zu erscheinen. Die Freunde, die vielleicht errieten, wovon die Rede gewesen war, erkannten, daß sie störend zwischen Mutter und Tochter getreten seien; das verlegene Benehmen, in dem ihre Bemerkung leicht zu lesen war, wirkte wiederum auf

die Gräfin, die, ohnehin verstimmt, es nicht auf angenehme Weise empfand, daß sie, was sie sich selbst gerne verborgen, zum Gegenstande fremder Beobachtung gemacht. So war es kein Wunder, daß man den ungezwungenen, heiteren Ton, der gewöhnlich die abendlichen Unterhaltungen belebte, nicht finden konnte. Es war ein fremder Geist zwischen die Teilnehmer getreten, der jede Bemühung, das liebe Altgewohnte hervorzurufen, vereitelte.

So war es allen erfreulich, daß der Kammerdiener jetzt mit einer Meldung eintrat, die das Unbehagliche wenigstens in den Hintergrund drängen konnte. Ein fremder Reisender, seinem Benehmen nach von feiner Bildung, sprach für die wilde Regennacht die gastfreie Gräfin für sich und einen Begleiter um ein Obdach an und bat, sich ihr vorstellen zu dürfen.

Es war eine große schöne Gestalt im kräftigsten Mannesalter; Wuchs und Haltung so fein als kräftig und sein Gesicht eines von jenen, die dem Beobachter gleich beim ersten Blicke als die Summe eines Menschen sich darstellen, den mannigfache innere und äußere Mühen und Kämpfe durchgearbeitet und zur reinen Form gemacht haben. Dunkles Haar und eine ungewöhnlich bleiche Gesichtsfarbe gaben ihm noch mehr Charakter. Hingegen zeigte sein Begleiter ein Gesicht, das man hätte nichtssagend nennen können, wenn nicht der stechende Blick kleiner grauer Augen ihm den Ausdruck von Tücke und Hinterlist gegeben hätten. So unterschied ihn auch ein linkisches und plumpes Benehmen, ein gemeiner Dialekt sehr zu seinem Nachteil von jenem, der nur mit gewählten Worten die Gräfin bat, ihm die Störung, die er habe machen müssen, zu verzeihen. Es ist nicht allein das schlimmste Wetter, was mich zwang, auch die mannigfachen Gerüchte von Räubereien, die ich in der Gegend vernehmen mußte, haben Anteil an dem Entschlusse, nicht weiter in der Nacht zu reisen, und mögen, wie ich hoffe, dazu beitragen, den ungebetenen Gaste Ihre Verzeihung zu sichern.

Seine Sicherheit und sein gefälliges Betragen, die Leichtigkeit, mit der er den hier herrschenden Ton herauszufühlen und sich in ihn zu stimmen wußte, weckten die Unbefangenheit der Hausgenossen, und bald vergaß man, daß Fremde zugegen waren.

Das Gespräch wandte sich bald zu den Gerüchten, die in der Gegend umliefen. Die Waldbewohner erzählten sich von einer Räuberbande, die an hundert Mann stark sein sollte, wenn nicht stärker.

Wirklich war dieses mit Wald bedeckte, von Schluchten zerrissene Gebirge geeigneter zu einem Aufenthalt für Lichtscheue, als irgend eine andere Gegend, um so mehr, da sich die Grenze zweier Staaten durchhinzog, die auch die Besitzung der Gräfin, ja sogar das Schloß in zwei Teile teilte, deren jeder einen anderen Lehnsherrn hatte.

Besonders aber, sagte der Arzt, haben unsere phantasiereichen Waldbewohner die Person des Hauptmanns mit allem ausgestattet, was nur irgend in einer Erzählung Interesse zu erregen geeignet ist. Es wird schwer, zu entscheiden, ob Großmut oder Grausamkeit, Mut oder List das Überwiegende in diesem Charakterbilde sind. Er ist der Gegenstand der Unterhaltung für jung und alt. Daß er die Armut zu verschonen pflegt, hat ihm diese gewonnen. Die Mädchen lauschen hinter'm Spinnrocken auf die Geschichten vom hübschen Räuberhauptmann, wie er ein Mädchen, das ihn für den Jäger hält, schützend durch den verrufenen Wald begleitet und nah an ihrer Wohnung ihr ein Tuch schenkt und mit den Worten verschwindet: bete, Kind, für den Fritz und sage deinen Nachbarn, die Armut sei ihm heilig, sie sollen sich nicht fürchten; und in manchem klopfenden Herzchen steigt der Wunsch auf, ein ähnliches Abenteuer zu erleben. Aber dieser Held des Volkes und besonders der Frauen ist zugleich ein kluger und energischer Regent seiner wilden Unterthanen, bei denen er auf die strengste Mannszucht hält. Wer ohne den Befehl des Hauptmannes eine Expedition unternimmt, setzt sich der empfindlichsten Strafe aus. Bei solchen Gelegenheiten erschien er wohl plötzlich und unerwartet, ein unerbittlicher Richter, in der Mitte der Strafbaren. Noch schlimmer soll er mit Dieben und dergleichen Gesindel umspringen, die seine Oberherrschaft nicht anerkennen, fiel der Fremde ein. Davon hab' ich mir folgende Geschichte erzählen lassen. Eine von den kleinern Banden, die neben der größern, von welcher die Rede ist, in diesen Gebirgen hausen, war eben in einer einsam stehenden Mühle, ich denke, sie heißt die Moormühle, eingebrochen, um den Müller, der im Rufe großen Reichtums stand, um etwas leichter zu machen. Während einige die Zugänge besetzt hielten, andere die Vorräte revidierten, mißhandelten drei dieser Bursche den aus dem Bette geholten Müller auf das erbärmlichste, der die Aufbewahrungsörter seines Reichtums angeben sollte. Da fällt außen ein Schuß. Einer der Gesellen springt ans Fenster und sieht die Mühle von montierten Leuten umzingelt. Sie lassen von ihrem Vorhaben,

nur auf die Flucht bedacht, die ihnen aber nicht gelingt. Die sämtlichen Teilnehmer der verunglückten Expedition wurden gefangen und entwaffnet nach dem nicht zu ferne liegenden Landstädtchen gebracht, wo man die bewaffnete Eskorte, die nicht die Uniform des Landes trägt, für Soldaten eines benachbarten halten muß, wiewohl auch dieser Meinung manche Zweifel sich entgegenstellen. Nachdem das vermeinte Militär abgezogen ist, bringt endlich ein Bürger des Städtchens, dem jenes im Walde begegnet, die Kunde, daß Räuber von Räubern eingefangen und der Gerechtigkeit überliefert worden, die ihm von jenem unter mutwilligen Scherzen an die Obrigkeit des Städtchens anbefohlen war.

Solcher Geschichten, nahm der Geistliche das Wort, erzählt das Waldvolk unzählige, deren manche den Stempel der Erdichtung unverkennbar an der Stirne tragen. Darüber wundert man sich nicht, wenn man weiß, mit welcher Vorliebe das Volk solche Geschichten vernimmt, man kann sagen, verschlingt. Bei manchen Armsten hab' ich ganze Sammlungen von Mordgeschichten, wie sie bei Gelegenheit einer Hinrichtung gedruckt zu werden pflegen, deren Beginn gewöhnlich eine ungeschickte Romanze macht, gefunden.

Was, sagte der Arzt, unserm Räuber noch die Herzen des Volkes zuneigt, ist, daß er Feind ihrer Feinde ist. Denn der Arme sieht den Reichen immer wie eine Art Erbschleicher des Glückes, der gemeinschaftlichen Mutter an. Wenn er sich mit jenem vergleicht, sieht er nur die Vorzüge des Reichtums und die Nachteile der Armut. Wahr ist's, der Arme allein giebt Steuern und Almosen, der Reiche hat sie wegzuwerfen, denn man giebt nur, was man nimmt, das heißt hier, was man dem Glücke durch Arbeit und Darben abdringt; was zufällt, wird nur weggeworfen. So sieht er in solchen Raubgesellen nur Ausgleicher der ungerecht verteilten Lose. Ist nun der Spitzbube listig genug, die klügsten Anstalten der Behörden durch größere Schlauheit und verwegene Streiche zum Gelächter machen zu können, so ist er der Mann des Volkes. Denn List und Verwegenheit sind die beiden Eigenschaften, die dem gemeinen Menschen unfehlbar imponieren.

Zu verwundern ist nur, sagte der Geistliche, wenn nur ein kleiner Teil dieser Gerüchte wahr sein sollte, daß von seiten der Behörden noch nichts Nachdrückliches gegen sie versucht worden ist.

Diesen Morgen erst, entgegnete der Arzt, vernahm ich in der

Stadt, es werde baldigſt eine bedeutende Streife in die Gegend geſendet. Der neue Polizeidirektor werde die Sache um ſo emſiger betreiben, als er beſorge, ein geliebter Jugendfreund, der ihn beſuchen wollte, könne in die Hände der Räuber gefallen ſein, von deſſen Abreiſe von Stetten jenſeits des Waldes nach Waldſtattheim er bereits Nachricht habe, ohne daß er bei ihm eingetroffen.

Dem guten Doktor fiel noch zu guter Zeit ein, daß er den Namen des Jugendfreundes nicht nennen dürfe, wenn er die Gräfin nicht vielleicht vergeblich erſchrecken wolle. Denn der Freiherr von Rudenz, eben der, der in die Hände der Räuber gefallen ſein konnte, war nach dem Willen von Florentinens und ſeinem Vater ihr Verlobter. Zwar zeigte ſich der junge Freiherr ſo wenig geneigt, den Wunſch der Väter zu erfüllen, daß, nachdem er noch als ein Kind den ſeinen verloren, er nicht dazu zu bringen war, die ihm Beſtimmte nur zu ſehen, und ebenſo hatte die junge Gräfin ihren Widerwillen gegen eine Verbindung ſolcher Art oft genug ausgeſprochen; ihre Mutter aber, die den Gehorſam beider gegen die väterlichen Vorſchriften für unverletzliche Pflicht anſah, zählte ihn zugleich unter ihre heißeſten Wünſche.

So wird ſich, nahm der Fremde das Wort, nach einer kleinen Pauſe, die auf die Mitteilung des Arztes gefolgt war, ſo wird ſich, hoff' ich, dieſe Gegend bald wieder unter die ſicheren rechnen können, denn auch der benachbarte Staat wird, wie ich gewiß weiß, dieſe Plage nicht länger dulden, und ſchon ſind die geeigneten Maßregeln getroffen.

Wirklich iſt es die höchſte Zeit; die Verbrechen dieſes Abſchaums haben, wenn man den Gerüchten nur halb glauben darf, das höchſte Maß erreicht. So hörten wir noch jenſeit der Grenze die Geſchichte von einer jungen adligen Dame, die allein in der Nacht von einer Freundin heimkehrend, überfallen worden ſein ſoll. Dieſe Geſchichte erſcheint allerdings etwas fabelhaft, mag aber doch nicht ohne Grund ſein. Daß eine Dame dieſes Standes in ſolcher Nachtzeit ohne alle Begleitung auf der Straße ſich befunden haben ſoll, iſt in hohem Grade unwahrſcheinlich, wiewohl eine ſolche Erſcheinung in unſerer nervenſchwachen, hyſteriſchen Zeit eine erfreuliche und unter ſolchen Umſtänden eine höchſt romantiſche ſein möchte.

Die Verwundung des unvermuteten Retters durch die Gerettete iſt vollends romanhaft.

Ist es dem Fritz zu verdenken, sagte der Begleiter nach der gemeinen Art, die seinem Äußeren entsprach, wenn er um eine Braut wirbt, die Herz hat, wie er? —

Ein Blick des Fremden, den er flüchtig über den Sprecher hingleiten ließ, hielt die größere Unschicklichkeit, die er wohl noch auszukramen Lust haben mochte, zurück. Der Arzt, der die Gräfin in Verlegenheit, Florentinen in Unwillen erröten sah, schickte sich an, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, als Florentine mit einem Ernst begann, der die hohe, edle Gestalt noch höher und edler erscheinen ließ.

Sie scheinen, lieber Doktor, mich eines Geständnisses überheben zu wollen, welches ich thun muß, wenn ich meiner Versicherung jene Erzählung sei trotz dem Scheine der Erdichtung wahr, Glauben schaffen will. Ihre Bemühung, mir es zu ersparen, deren Freundliches ich dankend erkenne, zeigt, daß Sie es für etwas Demütigendes, wenigstens für etwas auf alle Weise Unangenehmes halten. Mag es sein; so habe ich, indem ich die Unvorsichtigkeit beging, gefehlt und muß das offene Geständnis derselben als den kleineren Teil der verdienten Strafe ansehen, deren größerer das kränkendere Gefühl ist, durch jene das Nachbarland vielleicht für lange der Thätigkeit eines trefflichen Mannes beraubt zu haben.

Der Fremde weilte einen Augenblick mit Staunen auf der hohen und doch so lieblichen Gestalt, dann entgegnete er mit Wärme: Glauben Sie, Gnädigste, durch jene Unvorsichtigkeit, wie Sie es nennen, gefehlt zu haben, so verdank' ich ihr das einzige Glück, so viel Mut und edle Offenheit mit der liebenswürdigsten Anspruchslosigkeit gepaart bewundern zu können. Verzeihen Sie meiner Wärme diese Äußerung, die Sie beleidigen dürfte, wenn Sie die Scheidemünze verlegener Kälte, die durch ein Kompliment sich loskaufen zu müssen glaubt, in ihr sähen. Mögen Sie mir nun noch eine Frage zu gut halten, die nur die Teilnahme ungeheuchelter Achtung mir eingiebt. Sie glauben, wie ich vermuten muß, in Ihrem verwundeten Retter den Legationsrat Werning zu beherbergen? Es lag in dieser Rede etwas, was das Gefühl der jungen Gräfin unangenehm berührte. Diese eiligere, als zarte Annäherung schien mit der vergeblichen Achtung im Widerspruche und aus einer falschen Meinung hervorzugehen, zu der gerade die gepriesene Offenheit die Berechtigung hergegeben zu haben schien. Es liegt in der Verdorbenheit unserer

ſocialen Zuſtände und iſt ein Beweis für ihre Verdorbenheit, daß die unbefangene Sittlichkeit am leichteſten verkannt wird, weil wir dieſe ſchon verloren haben müſſen, um die Möglichkeit dieſes Verkennens einzuſehen und verhüten zu können. Zugleich machte die Frage ein Chaos noch geſtaltloſer Befürchtungen in ihr rege, die nur zu drohende Geſtalt gewannen, als der Fremde fortfuhr: Jener verdiente Mann hat ein ähnliches Schickſal, wie das Ihres Pfleglings erfahren. Was ich in der benachbarten Reſidenz erſt vor einigen Tagen davon erfuhr, wo es jedes Herz mit Bedauern erfüllte, iſt folgendes: Er fährt, in Geſchäften ſeines Hofes unterwegs, die Landſtraße nach Weilen, wie Sie wiſſen, am andern Äußerſten dieſes Waldes. Von der ſcharfen Nachtluft, wie durch die Beſchwerniſſe einer anhaltenden Reiſe ermüdet, iſt er eben eingeſchlafen, als der Knall eines Piſtols ihn erweckt.

Er ahnt ſein Schickſal, doch ſchon iſt's zu ſpät, ihm zu entgehen; ſchon ſind ſechs Fäuſte nach ihm ausgeſtreckt, die ihn, eh' er nach den Piſtolen in der Wagentaſche greifen kann, mit Blitzesſchnelle packen und aus dem Wagen reißen. Einer hält die Pferde, ein geſpanntes Piſtol droht dem Poſtillon, der, regungslos und ohnedies von Furcht gelähmt, mit anſehen muß, wie jenem unter den abſcheulichſten Mißhandlungen die Brieftaſche entriſſen, der ganze Wagen ausgeplündert wird. Nachdem die Ungeheuer hohnlachend im Walde verſchwunden, hebt er, nur froh, ſelbſt ohne Mißhandlung durchgekommen zu ſein, den Ohnmächtigen, Zertretenen in den Wagen und übergiebt ihn im nächſten Orte der Pflege des Geiſtlichen. —

Der Arzt und der Geiſtliche ſprachen nochmals den Wunſch aus, die Gegend von dieſer Geißel befreit zu ſehen, indem ſie im Innern den Sorgen und Befürchtungen Raum gaben, die in weit größerem Grade die Gräfinnen empfanden, die ſich jetzt entfernten, die eine, um Maßregeln zu treffen, die ihr unumgänglich notwendig ſchienen, die andere, um ihre Gefühle fremder Beobachtung zu entziehen, die in der Einſamkeit eines entfernten Gemaches über ihre Faſſung zuſammenſchlugen, wie Wellen über dem Verſinkenden.

Während die Herrſchaft ſolchergeſtalt mit Sorgen rang und auf Wege ſann, dem Bedrohlichen, das ein neckender Zufall verwirrend und entzweiend in den vorher niegetrübten Frieden des Hauſes ge-

worfen zu haben, ſchien, zu entgehen, gewann die abenteuerliche Idee des Haushofmeiſters mehr und mehr Boden in der Phantaſie der Domeſtiken. Auf den Geſichtern lag ein feierlicher Ausdruck; in jeder Bewegung ſprach das Bewußtſein der durch die Emancipation gewonnenen Bedeutung. Würdevolles Schweigen herrſchte in der Domeſtikenſtube; ein Wink, ein geheimnisvolles Lächeln der ſich Begegnenden ſchien die Sprache der Eingeweihten in dieſen neuen Bund. Erſt von dem Punſch, unter deſſen feurigem Einfluß das große Stiftungsfeſt dieſe Nacht gefeiert werden ſollte, ſchien die Entſiegelung der Zungen zu erwarten. Unter dieſen ſchweigenden, geheimnisvollen Geſtalten ſtand der Haushofmeiſter als die ſchweigendſte, geheimnisvollſte. Er hielt ſich ſelbſt umarmt und wärmte ſich an der eigenen Sonne, um die die andern als Planeten liefen, an ſich dunkle Körper und mit jener entlehntem Licht. So ſtanden die Sachen in der Dienſtbotenſtube, als ein Lakai den Haushofmeiſter zu der Gräfin rief.

Der Gräfin hätte die ſelbſtgefällige Wichtigkeit im Benehmen des Haushofmeiſters auffallen müſſen, wäre ſie weniger mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen. — Noch einmal faßte ſie die Beſüchtungen, die ſeit jener abenteuerlichen Nacht in Bezug auf den Fremden ſich ihr aufgedrungen, ſo wie die Möglichkeiten, die ſie um ihrer Selbſtberuhigung willen jenen entgegengeſtellt, vor dem Tribunal der Überlegung zuſammen und gab endlich das Vorhaben, Florentinen in den Rat zu ziehen, auf, denn der Entſchluß, der nur allein das Bedrohliche ableiten und Bedrohlicheres verhüten konnte, mußte bei jener Widerſpruch finden und ſie kannte ihre Nachgiebigkeit gegen jene zu gut, als daß ſie dieſe auf die Probe hätte ſtellen dürfen, wo es jener Wohl galt. Sonſt hatte ſie ihrer Tochter keinen Entſchluß, der eine oder beide betraf, verſchwiegen; je größer ihr Kummer war, nun die erſte Ausnahme machen zu müſſen, um ſo nötiger ſchien dieſe Ausnahme.

Sie werden, wandte ſie ſich nun zum Haushofmeiſter, augenblicklich in die Stadt ſenden, den Polizeidirektor bitten laſſen, unverzüglich ſich hierher zu begeben. Laſſen Sie dem Boten das ſchnellſte Pferd ſatteln. In einer halben Stunde muß er dort, in kaum zwei Stunden kann der Polizeidirektor hier ſein.

Der Haushofmeiſter ſchien etwas ſagen zu wollen, zwei ſich widerſtrebende Geiſter zeigte ſein Geſicht, aber er verneigte ſich ſchweigend und ging. Kaum war er in der Domeſtikenſtube ange-

kommen, als er ſich von neugierigen Geſichtern umgeben ſah, die nur die in der letzten Zeit zur Verehrung gewordene Achtung gegen den großen Mann von tauſend Fragen abhielt. Der Haushofmeiſter verſenkte die Hände überzwerch in die Rocktaſchen und ſchritt geſenkten Hauptes ein, zweimal durch das Zimmer. Dann erhob er langſam das Haupt und begann mit der tonloſen Stimme der Ungewißheit: Schicken oder nicht ſchicken — das iſt die Frage. Das iſt die Frage, wandte er ſich an die Lauſchenden, die wir zu löſen haben. Aber ihr wißt noch nicht, worum es ſich handelt, theure, verehrte Genoſſen des heiligen Werkes. Eben bringe ich den Befehl, ohne Verzug nach dem Polizeidirektor zu ſenden. Laßt uns wohl überlegen, ob wir dieſem Befehl gehorſamen dürfen oder nicht? Laſſen wir uns durch das Wort: „Befehl“ nicht ſchrecken, ebenſowenig aber durch die neue Wolluſt des Unabhängigkeitsgefühls fortreißen. Denn eine höhere Rückſicht, die über beiden ſteht, muß unſer leitender Stern ſein. — Hört und urteilt: Lange ſann die Verehrte, deren Wohl unſer heißeſter Wunſch ſein muß, eh' ſie den Befehl ausſprach. Sinnt der rechte Verſtand lange, der nur das Zunächſtliegende mutig zu ergreifen braucht? Nein. Während des Sinnens irrte ihr Auge von Gegenſtand zu Gegenſtand. Aber der rechte Verſtand ſchaut gerade und mutig in die Welt hinein und nimmt unverwandten Blickes ſein Ziel aufs Korn; dieſes Suchen des bald nach oben, bald nach unten geworfenen Auges — wer verkennt darin die Verlegenheit des linken, der im halbbewußten Mißtrauen auf ſich ſelbſt, verzweifelnd nach allen Seiten hin nach Hilfe und Halt raffend, nicht ſtehen und nicht fallen kann? —

Soll mich, ſagte der Jäger, jetzt fühl' ich erſt die Wahrheit von dem, was er ſagt. Jetzt ſpür' ich die beiden Verſtände ganz deutlich in meinem Kopf. Welcher aber iſt der rechte und welcher der linke? Und wenn ich bedenke, daß ich ſchon dazu den rechten brauche, um zu wiſſen, welcher von beiden der rechte und welcher der linke iſt, ſo ſeh' ich nicht ein, wie und wenn ich darüber klug werden ſoll. Denn am Ende giebt ſich der linke auch für den rechten aus. — Ein Verſtand ſagt: Der Haushofmeiſter iſt ein kluger Mann und hat recht; der andere: Die Gräfin iſt eine kluge Frau und wird ſchon ihre Urſachen haben, warum ſie ſchicken will. Und wenn ich nun frage: welcher iſt der rechte, ſo ſchreit jeder: ich! ich! Und je länger ich darüber ſinne, deſto wirrer ſchreien die beiden Verſtände

durcheinander. Wenn ich fluchen möchte, ſo ſollte ein Stern — Granaten — Blitz — Schrot — und Pulver —

Stille, Jäger, ſagte der Kutſcher, welches war der erſte Verſtand, der in ihm angezogen hat?

Der erſte? ſann der Jäger. Wie mich dünkt, fingen ſie beide zugleich an, aber wie ich nicht anders ſagen kann, fühlt' ich es ganz genau, daß der eine hüben, der andere drüben war. Da merkt' ich aber nicht darauf, welcher hüben und welcher drüben war; wie ſie vollends ins Handgemenge gekommen waren, da war's zu ſpät. Gleichwohl iſt mir's juſtament, als wär's, als hätte — ja ganz recht, der Haushofmeiſter hat ſchon recht — aber freilich — die Gräfin kann auch recht haben.

Jäger, Jäger, ſagte der Haushofmeiſter, ſieht Er, Er iſt auch einer von denen geweſen, die ihren rechten Verſtand nicht honett halten. Da ſieht Er an ſich ſelbſt, was es für Folgen hat. Wie will Er nun andern helfen, der ſich ſelbſt nicht helfen kann? Jäger, Jäger, das hätt' ich nicht von Ihm gedacht!

Dem Jäger ward bei dieſen Worten, die der Ton ängſtlicher Teilnahme noch eindringlicher machte, ſehr weh' ums Herz. So war er der einzige in dem Kreis, der die Segnungen des rechten Verſtandes nicht teilte, gerade er, der ſich ſo glücklich und erhaben träumte durch ſie. Er allein ſollte nicht mit arbeiten können an dem großen Werke und, was ihn am meiſten ſchmerzte, er allein ſollte nicht in Stahl geſtochen werden, er, der Jäger mit dem hübſchen Schnauzbart, während ſelbſt der Küchenjunge jenes Glückes teilhaftig werden konnte.

Er fiel zerknirſcht in einen Stuhl und ſagte mit zuckenden Lippen im Ton des tiefſten Jammers: Recht ſo! Du biſt einmal ein Unglückskind, biſt es von Anfang an geweſen. Mir iſt nie was beſchert geweſen, wie ich noch im Hemde ging, fiel ich über einen Geldſack, Nachbars Gottfried hob ihn auf. Ich hatte eine zerſchlagene Naſe, er das Geld. Und wenn wir zwei Apfelhälften nach Rücken und Schneide verloſten, allemal hatt' er die gute und ich den Wurm. Iſt mir je ein Fuchs ſchußgerecht gekommen? Wie war's mit der Suſanne in der Hirſchfelder Krone; nachdem ich alles an ſie gehängt hatte, nahm ſie nicht einen Schuſter? Schlug nicht, wenn ich drei Däußer hatte im Grundehrlich, allemal die vierte Farbe? Und der Auerhahn neulich? — Ach was Auerhahn! aber der rechte Verſtand!

Nehm' Er ſich's nicht zu ſehr zu Herzen, ſagte der Haushofmeiſter. Heute iſt nicht immer. Wo wär' der Menſch, der jeden Tag gleich aufgelegt wäre zu allem. Denk' er doch, daß eine kleine Unpäßlichkeit den größten Philoſophen auf eine Weile dumm machen kann, z. B. Kopfweh, Schnupfen.

Ach beſter Herr Haushofmeiſter, ſeufzte der Jäger, was wär' ich für ein glücklicher Menſch, wenn's nichts weiter wäre als ein Schnupfen, der ſich auf den rechten Verſtand geworfen hätte. Wahr iſt's, ſchon mehrere Tage hat mich's in der Naſe und in den Augen geprickelt. Da wär' mir bald geholfen. Über den Punſch geht da gar nichts. Sieht Er an, von ſeinem Troſt iſt mir ſchon ganz anders geworden. Soll mich — jetzt wird mir's ganz helle. Ja, kaum hatt' er die Sache vorgeſtellt, ſo ſpürt ich's ganz genau auf der rechten Seite, ſo etwas über dem rechten Aug': Der Haushofmeiſter hat recht — aber — ich unglückſeliger, gelieferter Menſch! — die Gräfin kann auch recht haben. — Laß Er mich, Haushofmeiſter, Er ſieht ja, ich verdien' es nicht, daß Er ſich zu mir herabläßt, ſieht ja, daß Hopfen und Malz an mir verloren iſt! —

Zu derſelben Zeit, da die gräflichen Domeſtiken den deſperaten Jäger bedauernd und tröſtend umgaben, trat die junge Gräfin bleich, aber Entſchloſſenheit in den ſchönen Zügen, zu der Mutter herein. — Mutter, ſagte ſie mit weichen, doch ernſten Tönen, nach dem, was wir vorhin gehört, mußt du glauben, recht gehabt zu haben und noch recht zu haben, und ich weiß, was du deshalb wirſt thun wollen. Daß du glaubſt, recht zu haben, kann ich nicht hindern; der Verſtand iſt auf deiner Seite, und meinem Gefühl wirſt du nicht glauben wollen, aber bitten kann ich dich, mit den Maßregeln, die du gewiß zu nehmen gedenkſt, dich nicht zu übereilen.

Dein Anblick und deine Worte, entgegnete die Mutter mit Würde, überzeugen mich nur zu ſehr, wie zweckmäßig ich handelte, daß ich die Maßregeln, von denen du red'ſt, bereits getroffen habe. Die Rückſichten, die ich früher unklug auf deine Launen genommen, haben dich ſo weit geführt; die einzige Rückſicht, die ich nun noch zu nehmen gedenke, die Rückſicht auf die Ehre unſeres Hauſes, wirſt du ſpäter ſegnen.

Du nennſt, ſagte die junge Gräfin, was mich treibt, Laune, und wie du die Sache ſiehſt, kannſt du nicht anders; was würd' es ändern, wenn ich dir verſicherte, es ſei ein Gefühl, was mich

nicht täuschen kann. Giebt es doch Gründe, die der Erfolg als richtig erweist und die der Verstand doch nimmer anerkennen will. Du hast nach der Stadt geschickt, Anzeige zu machen, daß ein, allem Anschein nach gefährlicher Mensch auf deinem Schloß sich befinde, wahrscheinlich ein Mitglied der berüchtigten Diebesbande, wenn nicht gar ihr Anführer. Dir selbst hast du gesagt, du müssest die Pflicht persönlicher Dankbarkeit der Pflicht gegen den Staat, gegen die allgemeine Sicherheit hintanstellen. Ist's nicht so?

Folgst du dem, was dir die höchste Pflicht erscheint, so wirst du mich nicht tadeln, thu' ich das Gleiche; du denkst groß genug, aus meiner Gesinnung heraus es für das Notwendige zu erkennen.

Wenn du wüßtest, Liebe, Gute, ach! zu Gute, wie mich schmerzt dich kränken zu sollen und keinen Ausweg zu sehen, den ich gehen darf; du würdest Mitleid fühlen, nicht Unwillen. Sieh', wie ich geteilt bin, in zwei blutende Stücke zerrissen, wie ich dir recht geben muß in dem, was du thust, wie ich deine Liebe gegen mich darin erkennen und dir doch undankbar scheinen muß!

Wie du mußt, kann ich nicht begreifen, entgegnete die Mutter in einem Tone, durch dessen Unwillen mehr Mitleid klang, als sie sich merken lassen, vielleicht sich selbst gestehen wollte; aber wie du willst, wie du wollen kannst, macht mich irre an alledem, was bis jetzt mir das Teuerste, ja ich darf es sagen, was bis jetzt mein einziges Glück war.

Mutter, Mutter, sagte die Tochter mit den Tönen des tiefsten Schmerzes, höre mich, eh' du mich tötest mit solchen Worten. Will ich, was die Ehre deines Hauses kränken könnte? Du hast ihn nicht gesehen, nicht gehört. Dies milde Auge, diese Stimme, in der das Silber einer tiefen, reichen Brust klingt, gehört keinem, der den Fluch der Menschheit über sich heraufrufen konnte. — Was hat er dir gethan, was, sei es das Ärgste, kann er verbrochen haben, das dich der Dankbarkeit überhöbe? Und sei es, wie du glaubst. Und habe er das Ärgste verbrochen, weißt du, was ihn dazu getrieben hat? Hast du seine schlaflosen Nächte belauscht, hast du mit dem Finger des Trostes die Brandwunden seiner Verzweiflung gekühlt, hast du ihm die Hand geboten, wenn er seine nach Rettung ausstreckte und Verachtung ihn zurückwies, eh' er sie noch verdiente, daß du dich von ihm wegwenden dürftest, als von einem Unverbesserlichen? Darfst du es, weil die meisten an deiner Stelle es thun würden? Einer ist, der es dem Unglücklichen gedenkt, wenn er, den die Lieb-

losigkeit der Menschen zum Teufel machen wollte, nur ein gefallener Mensch ist. Mutter, es giebt einen, vor dessen Richterstuhl nicht ein schnellerer Puls, eine Stunde, in der das Blut heißer vom Herzen strömte, als sonst, verdammt. Wie nun, wenn dieser eine den Unglücklichen an mich gewiesen hätte? Wenn dieser mir die Pflicht persönlicher Dankbarkeit zu der der Menschlichkeit auflegen mußte, diese Meinung zu beglaubigen? Und ich, die ich es fühle, daß ich es soll, und du, die ich zu helfen und zu retten stets bereit gesehen, wir wollten jene Spruchfertigen um den wohlfeilen Ruhm beneiden, den Unglücklichen, den unsere Hand heraufziehen konnte, zurückzustürzen in die Hölle seines alten Elendes? — Nein, du machst mich nimmer glauben, daß du das willst. Daß du dich loskaufen wollen könntest durch unnützes Mitleid, durch wohlfeile Gemeinsprüche. Ich weiß es, du nimmst den Befehl zurück. Du treibst mich nicht zum äußersten, drängst mich nicht, thun zu müssen, was dich und mich ewig schmerzen müßte. Mutter! Bei deiner Liebe, an die ich glaube, wie an alles Heilige, glaube an mich! Nimm den Befehl zurück! —

Die Gräfin bot alle Festigkeit ihres Charakters zum Kampfe gegen das Mitleid auf; aber es war nur ein Scheinkampf und der Sieg auf der mildern Seite. Vor dem Anblick der schönen, zu geliebten Tochter auf den Knieen, die Hände flehend erhoben, das Zucken innerster Seelenangst über die bleichen Züge, vor den Tönen, aus dem tiefsten der Brust heraufgezogen, vor dem Gebrochenen der stolzen Gestalt, vor dieser lebendigsten sinnlichen Gegenwart zerfloß die Zukunft mit ihren Befürchtungen in gestaltlosen Nebel, wie das Grauen eines nächtlichen Traumes vor dem Scheine des sichern, goldenen Tages. —

Wieder kam der Haushofmeister von der Gräfin zurück. Neugieriger, als vorher, umdrängten seine Schüler den Außerordentlichen; nur der Jäger saß abseit, in sein Unglück verloren und ohne Mut, den Begabteren sich zu gesellen.

Der Haushofmeister aber überflog mit sicherem Blick seine Untergebenen, haftete auf Franz, dem Vorreiter, zog ihn durch einen Wink sich näher und sprach mit gewichtiger Kürze: Schnell satteln, nach der Stadt reiten, den Polizeidirektor bitten, so schnell als möglich zu kommen, Militär mitzubringen. Er darf das Pferd tot jagen, aber in anderthalb Stunden muß Er mit dem Polizeidirektor hier sein. — Ein zweiter Wink entfernte den Verwunderten und nun

wandte der Haushofmeister sich zu dem Jäger. Jäger, sagte er, geb' Er sich zufrieden. Die Sache hat sich ausgewiesen, Er hat nicht unrecht gehabt. Er hat das Richtige geahnt. Hör' Er an. Jetzt nimmt die Gräfin den Befehl, nach der Stadt zu schicken, zurück. Zu rechter Zeit kommt mir die Einsicht, daß ich geirrt, daß jener Befehl doch vom rechten Verstande herrühren muß, den der linke nun widerufen will. Ich antworte daher, schnell meine Maßregeln nehmend: „Gnädigste," oder so, „Der Bote ist bereits abgeschickt." Die junge Gräfin: „Senden Sie schnell nach, der Bote darf nicht zum Polizeidirektor kommen. Hören Sie? Und sollte es ein Pferd kosten!"

Der Jäger sah auf, wie einer, den das Unglück mißtrauisch gegen jede Hoffnung gemacht hat, der nicht wagt, der Freude über gute Botschaft sich zu überlassen, weil er mit dem Schmerz der Enttäuschung zu vertraut ist. Wie es aber der Beredsamkeit des Meisters gelungen war, ihn zu überzeugen, geriet er außer sich, rannte umher, umarmte, wer ihm in den Weg kam, erzählte jedem, was jeder selbst mit angehört hatte.

Sehr verschieden von denen des Jägers waren in demselben Augenblicke die Empfindungen der jungen Gräfin, mit denen sie die Mutter verließ. An Klarheit und Einstimmung mit sich selbst, wie mit der Mutter gewöhnt, empfand sie den Zustand der innersten Spaltung in der vollen Stärke einer ersten Erfahrung. Die widerstandlose Ergebung der schwächeren Menschen in ein Ungemach als in ein Unvermeidliches, Unabänderliches, diese rettende Schwäche des leichtgebogenen Rohres, die den meisten ihres Geschlechtes so oft als eine Kraft angerechnet wird, die die Kraft des Mannes übersteige, kam ihrem starken Charakter nicht zu gute.

Aber es giebt auch einen Schirm der Stärkeren gegen die Schläge des Ungemachs, das jene so gern Schicksal nennen; dieser ist die spannende Kraft des Entschlusses, in der die auseinander geschreckten Kräfte sich einen und wieder finden. Dort giebt die Seele ihre besten Neigungen auf, indem sie ihre Trägheit, ihr Unvermögen als Verdienst sich anrechnet, mit den Bildern des Verlorenen einen koketten Götzendienst treibt und die Grausamkeit der Verhältnisse entgelten läßt, was ihre eigene Schwäche verschuldet hat; hier faßt sie ihre Neigung fester in die Arme und in steter Wechselwirkung wächst an der Kraft die Neigung, an der Neigung die Kraft, sie zu behaupten.

Diese Kraft des Entschlusses war es, die der hohen Gestalt alle ihre Elastizität, der kindlichen, edlen Seele, die jene belebte, all' ihre Fassung wiedergab. Der Ausdruck des Schmerzes, von der Mutter, wenn auch nur auf Augenblicke verkannt zu sein, erhöhte, indem er den Stolz der Erscheinung minderte, ihre Schönheit.

Nach Tische hatte sich die Familie wieder in dem gemütlichen Zimmer zusammengefunden, in dem wir sie schon einigemal getroffen. Auch der Doktor und der Geistliche weilten noch unter dem gastlichen Dache. Beide litten mit unter dem, was unausgesprochen aus den Seelen der beiden Gräfinnen in die ihren hinüberzitterte. Die beiden Fremden hingegen schienen sich immer besser zu behagen. Während der Blick des Angesehneren öfter unbemerkt mit brennendem Ausdruck auf den Zügen der jungen Gräfin weilte, schien das stechende Auge des andern das ausgesuchte Meublement des Zimmers zu mustern oder haftete mit einer Art Gier auf einer eleganten, wohlverschlossenen Kassette.

Das Gespräch wurde durch den Eintritt eines Domestiken unterbrochen. Ein Polizeioffiziant aus dem S... schen, dem Nachbarlande, sei im Vorzimmer und verlange angelegentlichst den Herrn Oberpolizeidirektor, der, wie er ganz gewiß wisse, auf dem Schlosse sich befinde, zu sprechen. Ein Schreiben, das jener ihm zur schleunigeren Bestellung übergeben, hielt der Lakai in der Hand, ungewiß, ob und an welchen der beiden Fremden er es zu übergeben habe. Verwunderung, mancherlei Erwartung, mehr oder weniger Befürchtungen ähnelnd, spannte alle Blicke auf den feingebildeten Fremden, der, nachdem er den Brief mit aller Würde seines nun bekannten Charakters angenommen, sich mit gefälligem Anstand zur Gräfin wandte, sein anfängliches Inkognito, sowie das Vorgeben, das ihn zu ihrem Gaste gemacht, damit zu entschuldigen, daß er die Ursache seines Hierseins verschweigen wollen, um bei der gütigen Wirtin nicht unnötiger Weise die Befürchtungen zu erregen, die ein solcher Besuch zu solcher Zeit erregen mußte.

Zugleich stellte er seinen Begleiter als den Polizeirat Morand vor und bat um die Vergünstigung, den Brief in ihrer Gegenwart erbrechen zu dürfen. Die Gräfin entgegnete in der wahrhaft adligen Weise, die ihr so natürlich war; in dem Benehmen des Vorgestellten hingegen zeigte sich all' die Unbeholfenheit und die verlegene Anmaßung, die Menschen von gemeiner Herkunft, die diese verbergen wollen, Vornehmen gegenüber eigen ist.

Der Oberpolizeidirektor war indes zu den Lichtern auf dem Kredenztiſche getreten und hatte den Brief erbrochen. In ängſtlichen Lagen beziehen wir das ſtumme Schrecken oder den Ausdruck des Mitleides auf anderen Geſichtern gern auf dieſe unſre Lage ſelbſt und fürchten in jeder Anrede eine Ankündigung neuen Schreckens oder Schmerzes. So kam es, daß die unverkennbare Gewalt, die der Polizeidirektor anwenden zu müſſen ſchien, den Eindruck des Geleſenen zu verbergen, in den Gräfinnen und in den ihnen ſo ergebenen Freunden des Hauſes alle Befürchtungen wieder aufregte, die nur kaum beſchwichtigt ſchienen.

Der Oberpolizeidirektor wog den geleſenen Brief einen Augenblick allgemeiner Spannung in der Hand, dann trat er langſam auf die Gräfin zu. Er hatte das Anſehen eines Mannes, der eine Pflicht ausüben muß, die ihn ſchmerzt, und darum das Unabwendbare ſo ſehr zu mildern ſuchen wird, als er irgend kann. Gnädigſte Gräfin, ſagte er, bei meiner Ankunft und dem gaſtfreundlichen Empfange auf dieſem Schloſſe ahnte ich nicht, daß das Schickſal mich zu einem Werkzeuge der Kränkung für Perſonen machen würde, die ich ſo innig verehre. Wenn ich nicht hoffen, ja nach Ihrer wahrhaft adligen Denkungsweiſe vorausſetzen dürfte, daß Sie den Beamten nicht dem Menſchen entgelten laſſen werden, würde ich mich unglücklich fühlen müſſen. — Man hat, erſt ſeit meiner Abreiſe von S . . ., entdeckt, daß die Böſewichter, durch welche dieſe Gegend verrufen iſt, mit mehreren Grundbeſitzern in Verbindung ſtehen, ſei es, daß dieſe ein verſprochener Gewinn, ſei es, daß Furcht ſie dazu willig gemacht hat. Unter dieſen Namen, auf welche zwei in S . . . gefangene Mitglieder jener Bande ausgeſagt haben, befindet ſich — nehmen Sie erſt die Verſicherung des Menſchen von mir, wie weit ich entfernt bin, einer ſolchen Schändlichkeit Glauben beizumeſſen, der ich ſie als Beamter nicht verſagen darf, ehe das Gegenteil bewieſen iſt — unter dieſen befindet ſich auch — der Ihre.

Die Gräfin erglühte vor Unwillen; ſie erhob ſich in ihrer ganzen Würde. Mein Herr, ſagte ſie, ich kann nicht glauben, daß eine ſolche Ausſage ſolcher Menſchen gegen ein Haus, das noch unvergeſſene Verdienſte einſt in die Nähe des Herrſchers gehoben und eben ſolche bis jetzt in dieſer Nähe gehalten, nicht mit der Verachtung zurückgewieſen ſein ſollte, die ſie verdient.

Der Oberpolizeidirektor zuckte die Achſeln. Es iſt nicht dieſe

Ausſage allein. Auch in der rätſelhaften Anweſenheit des Fremden unter falſchem Namen, in dem dem Legationsrat Werning geraubten Porteſeuille, das, wie bekannt, dieſer bei ſich führt, hat man Verdachtsgründe gefunden. Daß ſich alles zu Ihrer glänzenden Rechtfertigung ausweiſen wird, zweifle ich nicht im mindeſten; ſo lange aber, bis dies geſchehen, kann ich nicht mehr thun, als dem Befehl, der auf Hausſuchung und Verſicherung der Perſonen, namentlich der jenes verdächtigen Fremden lautet, und dem ich gehorchen muß, den ſchonendſten Verſtand unterzulegen.

Nicht Ihre Schonung iſt's, die ich verlange, Herr Oberpolizeidirektor, ſagte die Gräfin mit Stolz. Verſäumen Sie kein Jota von dem, was Ihnen obliegt. Weder Ihre Schonung, noch irgend Schonung. Aber ſeien Sie Zeuge, daß ich gegen ſolches Verfahren proteſtiere und mich auf den Fürſten berufe, deſſen eigene Ehre in der meines Hauſes gekränkt wird. Und nun erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe, wenn Sie der Kränkung der Ehre meines Hauſes nicht die Kränkung meiner Perſon hinzufügen wollen.

Die Gräfin verließ würdevollen Schrittes das Zimmer. Die Tochter wollte ihr folgen; der Oberpolizeidirektor aber hielt ſie zurück, indem er ihre Hand ergriff, die er ehrerbietig an ſeine Lippen führte. Ohne jene fahren zu laſſen, ſah er ſie mit einem Blicke an, in dem ſo viel Schmerz ſich zeigte, als Ehrerbietung. Verkennen auch Sie mich? ſagte er mit leiſer Stimme, in der ſchmerzliche Angſt zu beben ſchien. Soll ich mich nicht unglücklich fühlen, ſo ſagen Sie mir, daß Sie die Meinung Ihrer würdigen Mutter, die Sie nicht mehr verehren können, als ich, nicht teilen, daß Sie mich nicht verkennen.

Auf Ihrer Seite, mein Herr, ſagte Florentine verwundert, ſcheint das Verkennen zu ſein. Weder das Benehmen meiner Mutter noch meines kann Ihnen Urſache gegeben haben, zu glauben, daß Ihre Privatmeinung der Gegenſtand unſerer Wißbegierde ſein könne.

Ehe der Oberpolizeidirektor die beweglichen Worte fand, deren Inhalt der Ausdruck ſeiner Züge beredter vorher ausſprach, neigte ſich Florentine und folgte der Mutter.

Der Oberpolizeidirektor ſprach erſt leiſe mit dem unterdes eingetretenen Kommiſſar, dann wandte er ſich zu dem Rat, in deſſen Geſicht ihm ein ironiſcher Zug begegnete, und ſagte: Genügen Sie Ihrer Pflicht. Laſſen Sie ſich die Schlüſſel übergeben und ſchicken

mir die Domeſtiken des Schloſſes, die ich ausſenden will, die Polizeimannſchaft aus der Umgegend hierher zu verſammeln, da es nach den Nachrichten, die ich eben erhalte, mehr als wahrſcheinlich iſt, daß wir einem Einbruch, vielleicht einem förmlichen Angriff dieſe Nacht zu begegnen haben. Dieſe Nachricht widerſpricht, was mir große Hoffnung giebt, der Ausſage der Gefangenen. Bevor wir aber wiſſen, welcher die Wahrheit für ſich hat, erſcheint es notwendig, Maßregeln für beide Fälle zu treffen.

Der Rat ging, und der Oberpolizeidirektor näherte ſich einem geöffneten Pulte. Meine Herren, ſagte er zu den Hausfreunden, die, entſchloſſen, dieſe Nacht hier zu bleiben, der verehrten Familie, nachdem ſich die Sachen geſtalten würden, zum Dienſte oder Troſte bereit, nur über das zunächſt Ratſame unſchlüſſig waren; die Not, das eigene Intereſſe Ihrer Erlaucht berechtigt mich, mich ohne den Zeitverluſt von Bitte und Frage dieſes Papiers, ſo wie der Domeſtiken zu bedienen. Zugleich muß ich Sie erſuchen, bis auf weiteres dieſes Zimmer nicht zu verlaſſen. Dieſes, noch vor wenigen Augenblicken der gemütliche Zeuge häuslichen Stilllebens wurde zum Bureau. Die Domeſtiken, auch den Küchenjungen nicht ausgenommen, wurden mit Befehlen und Requiſitionen nach den nahe gelegenen Orten verſandt. Aber ein Wink, ein heimlich zugeflüſtertes Wort des Haushofmeiſters war genug, ſie zu bedeuten, wie weit ſie dem Befehle nachkommen dürften. Nachdem der letzte Bote aus dem Thore ſein konnte, forderte der Direktor den Haushofmeiſter auf, ihm die Zimmer des Schloſſes zu öffnen. Der Rat aber zog, was den Hausfreunden ſeltſam vorkam, einen Bund Dietriche aus der Taſche und begann in höchſteigener Perſon die Durchſuchung der verſchloſſenen Möbel.

Der Haushofmeiſter führte unterdes den Oberpolizeidirektor und den Kommiſſar, der dieſem folgte, durch einen langen Korridor, an deſſen Ende er ſtehen blieb. Hier ſagte, er, ſich gravitätiſch verneigend, erblicken Dero Geſtrengen die Thüren der drei Zimmer, die auf S . . . ſches Territorium in Form eines Pavillons hinausgebaut ſind. Das mittlere beherbergt zur Zeit einen Fremden, der die junge Erlaucht aus Räuberhand gerettet, dabei aber von Hochderſelben unvorſätzlich

verwundet und nachdem hierher gebracht worden. Befehlen Sie vielleicht hier herein?

Öffnen Sie erſt die andern, ſagte der Oberpolizeidirektor. Der Haushofmeiſter gehorchte. Beiden Zimmern war es anzuſehen, daß ſie in längerer Zeit weder bewohnt, noch ſonſt in Anſpruch genommen waren. Nur etwas zog im zweiten das Auge der Beamten auf ſich. Es war ein Koffer, ſtark mit Eiſen beſchlagen und mit mehreren Schlöſſern verſehen. Der Polizeidirektor befahl dem Haushofmeiſter, ihn zu öffnen. Die Entſchuldigung des Haushofmeiſters, daß er weder je einen Schlüſſel dazu in Händen gehabt, noch einen geſehen, ſchien den Argwohn des Beamten zu wecken. Auf ein Zeichen von ihm brachte der Kommiſſar einen Bund Dietriche aus der Taſche und zeigte ſich mit dem Gebrauch dieſer Werkzeuge ſo vertraut, als nur ein Schloſſer ſein kann. Dennoch ſchien ſeine Kunſt der Einrichtung der Schlöſſer nicht gewachſen. Mit einem halblauten Fluche warf er die Dietriche neben den Koffer und brachte aus einer, wie es ſchien, dazu eingerichteten Taſche ein anſehnliches Brecheiſen zum Vorſchein. Damit gelang es beſſer als vorher mit den Dietrichen. Ein, zwei Rucke und der Deckel war abgeſprengt, und mit gieriger Hand fuhr der Kommiſſar in den Bauch des Koffers, zog und brachte ein langes, faltiges Weſen ans Licht.

In demſelben Augenblicke trat der Rat mit einem Fremden von ſeltſamem Anſehen herein, der Kleidung nach halb Polizeioffiziant, halb Landſtreicher. Der Oberpolizeidirektor ſchien einen Augenblick überraſcht, dann trat er dem Fremden fragend näher und war bald in ein Geſpräch mit ihm verwickelt, das eben ſo intereſſant zu ſein ſchien, als es leiſe geführt wurde.

Selbſt auf den Kommiſſar ſchien die Ankunft des Mannes einen ſpannenden Eindruck zu machen, denn die Augen forſchend jenem zugewandt, ließ er das nun ſich als eine alte Robe ausweiſende Weſen aus der Hand fallen ohne ein Wort des Ärgers über die getäuſchte Erwartung und blieb unbeweglich in dieſer Stellung, bis der Oberpolizeidirektor ihm mit dem Tone eines Mannes, der Eile hat, zurief: Schnell anſpannen laſſen. Sie, fuhr er, zu dem Rat gewandt, fort, werden die Unterſuchung fortſetzen, indes ich zu den Gräfinnen gehen werde, die baldmöglichſt das Schloß verlaſſen müſſen, wollen ſie ſich nicht dem Ärgſten ausſetzen. Die ganze Bande jener Böſewichte hat es auf das Schloß abgeſehen. Es iſt nichts weniger

im Werke, als die junge Gräfin zu rauben, deren Schönheit die Begierden ihres Anführers gereizt hat. Noch sitzt der ganze Hause eine Achtelmeile von hier in dem Hause eines Hehlers. Eine Viertelstunde Verzug und das Gräßlichste ist nicht mehr zu hindern.

Der Oberpolizeidirektor eilte mit dem Boten zu den Gräfinnen, der Rat und der Kommissar an die Ausführung seiner Befehle. Der Haushofmeister aber schritt, das Chaos einer werdenden Welt im Haupte, still wie ein Geist dem alten Rüstsaale zu, wo ihn seine Untergebenen, die der Oberpolizeidirektor längst außerhalb des Schlosses wähnte, seinem Winke und einigen vorhin dem Jäger zugeflüsterten Worten zufolge, mit Sehnsucht erwarteten.

An der verschlossenen Eisenthüre blieb er stehen und flüsterte durch das Schlüsselloch: „die Emancipation der Domestiken", und sofort öffnete sich die gewaltige, die der Jäger nach dem Eintritte des großen Mannes sogleich wieder verschloß.

Eine Lampe stand auf der großen Eichentafel, deren Schein nicht durch die verschlossenen Fensterläden drang. Neben ihr rauchte eine Bowle Punsch, die der Koch mit Hilfe des Küchenjungen, geschickt alle Möglichkeit der Entdeckung umgehend, auf seltener betretenem Wege aus der Küche herbeizuschaffen gewußt hatte. Rings um die Tafel, matt angeflimmert vom Schein der Lampe, saßen die dunkeln Gestalten der Domestiken schweigend und feierlich, wie einst die Beisitzer der heiligen Feme. Kinder, sagte der Haushofmeister feierlich, die Stunde ist gekommen, die zeigen muß, ob unser Bund der Auswuchs puerilen Übermutes ist oder das wohlüberlegte Werk willensstarker Männer, die nicht stehen bleiben auf dem Wege vom großen Entschluß zur großen That. Man erwartet einen Einbruch der Räuber, die Gräfin wird entfliehen wollen, sie darf nicht, deutlich sagt mir's der rechte Verstand. Bald muß der Polizeidirektor unserer Provinz anlangen, bis dahin gilt's, dem, was kommen kann, mutig die Stirne zu bieten. Bedarf es, wie ich weiß, daß es nicht der Fall ist, einer Aufmunterung, so denkt, daß es der rechte Verstand war, der die Hilfe vorbereitete, die wir jeden Augenblick erwarten können, und seid überzeugt, daß dieser rechte Verstand, dessen Mahnung unter uns vor allem jener große Mensch empfand, das, was er so weise vorzubereiten wußte, auch zu einem rühmlichen Ende führen wird.

Den Jäger, auf den der Haushofmeister während des Schlusses seiner Rede gezeigt, erhob diese Anerkennung über alle menschliche

Schwachheit; bei den andern vermählte sich die Wirkung des bereits reichlicher als nötig genossenen Punsches mit dem Trieb der Nacheiferung, eine Ehe, die nur gewaltige Kinder erzeugen konnte.

So mußte der ritterliche Geist, der einst in diesen Räumen gehaust, in seiner ganzen Macht über die so vorbereitete Versammlung kommen, als der Haushofmeister, indem er einen nahehängenden Brustharnisch herabnahm und anschnallte, das Signal zur allgemeinen Bewaffnung gab. Bald waren die Ritter der Emancipation der Domestiken wunderlich genug herausgeputzt, aber keiner war, der sich nicht trotz einem der Helden gefühlt hätte, deren sie sich aus Ritterromanen, die sie fleißig gelesen hatten, eh' der Haushofmeister die Emancipationsschriften in die Mode gebracht, entsannen; und es trug nicht wenig zur allgemeinen Begeisterung bei, daß sie nun diese beiden großen Richtungen in einer Thätigkeit vereinen sollten.

Der Jäger stützte sich auf ein ungeheures rostiges Schwert, starrte vor sich hin und sprach mit dumpfen Tönen: Es war eine wilde Nacht, die Fahnen der Unkenburg klirrten um ihre Spindeln, das Käuzchen ächzte vom bemoosten Wartturm, die Rüden heulten, Blitze zuckten durch das blutige Gewölk, Donner krachten, mit heischern Klängen schlug die Burguhr Mitternacht, — da schwebte der Geist Erichs von Hoheneichen —

Halt Er das Maul, Jäger, sagte der Koch, Er wird uns allen graulich machen. Der Dummkopf von Küchenjungen zittert schon wie Espenlaub.

Genug, gebot der Haushofmeister. Gott und der rechte Verstand streiten mit uns. Vorwärts! Schweigend und ohne Geräusch rückte der ritterliche Zug bis zur Thorhalle, die er besetzte. Schon war die Reisechaise angespannt, der Kommissar, der eigenhändig diesen Dienst besorgt, auf dem Wege zu melden, daß der Wagen bereit sei. Auf einen Wink des Haushofmeisters schirrte der Kutscher die Pferde wieder ab, führte sie in den Stall, dessen Thür er verschloß und den Schlüssel dem Haushofmeister übergab. Eben so schnell war die Chaise in die Wagenremise gezogen und diese ebenfalls verschlossen. Alles dies war geschehen, als eilenden Trittes der Oberpolizeidirektor mit den Gräfinnen die breite Haupttreppe herabkam. Verwundert und ängstlich sahen die Gräfinnen in dem leeren Hofraume sich um. Der Oberpolizeidirektor rief unter Flüchen den Kommissar herbei, der, der Verwundertste unter allen, mit tausend Schwüren versicherte,

hier habe erst noch der Reisewagen gestanden, wo eben der Herr Oberpolizeidirektor stehe.

So wird doch noch eine Chaise und Pferde aufzutreiben sein. sagte der Polizeidirektor, jetzt drängt die Zeit, nachher reden wir ein Wort miteinander, Herr Polizeikommissar. Damit eilte er selbst nach dem Stalle. Als er die Thüre verschlossen und ohne Schlüssel sah, warf er dem Polizeikommissar einen Blick zu, vor welchem dieser erbleichte. Brecheisen her! sagte er mit vor Wut halberstickter Stimme. Zitternd zog es der Kommissar, sein Schicksal ahnend, hervor; der Oberpolizeidirektor riß es ihm aus der Hand und schien es zuerst zur Bestrafung des Ungehorsams brauchen zu wollen, als eine neue und größere Überraschung seinen Arm sinken machte, den er kaum zu dem Streiche erhoben hatte. Aus dem Thorwege nämlich trat eine hohe Gestalt, halb gepanzert, einen Helm mit geschlossenem Visier auf dem Kopfe, einen gewichtigen Morgenstern in der Hand, eine Erscheinung, so unerwartet und abenteuerlich gegen die Mitternachtstunde in den unsichern Schein der Thorlaternen hineinschwankend, daß selbst der Polizeidirektor einen Augenblick aus der Fassung gebracht schien.

Aber die seidenen Strümpfe und Schuhe der Gestalt im grotesken Abstich mit der schweren Rüstung des oberen Leibes nahm ihr beim zweiten Blick alles schreckende und hätte wohl in anderer Situation eine komische Wirkung gethan. Und das ganze Rätsel der Gestalt war gelöst, als das geöffnete Visier die wohlbekannten stattlichen Züge des Haushofmeisters zeigte, der alsbald mit feierlicher Stimme anhob: Herr Oberpolizeidirektor, strafen Sie jenen Geängsteten nicht um eine That, die nicht die seine ist. Streben Sie nicht vergebens gegen eine Macht an, die Ihnen so unüberwindlich ist, als unbekannt. Wenn ich näher davon sprechen dürfte, Sie würden mich doch nicht verstehen.

Was soll der Narrenkram? fuhr der Oberpolizeidirektor den Redner an, die Schlüssel schaffen Sie — oder —

Der Haushofmeister antwortete auf das lakonische „oder" noch lakonischer, indem er mit dem Finger nach der Thorhalle zeigte, in der die Gestalten der Domestiken sich zeigten, deren Menge das Helldunkel verdoppelte.

Des Jägers lange, grotesk geputzte Gestalt zeigte sich am deutlichsten. Am Barte erkannte ihn der Oberpolizeidirektor. Er wandte sich heftig gegen die Gräfin; die Entdeckung, wie seine Befehle voll-

zogen worden, erſtickte faſt ſeine Worte: „Madame, wollen Sie den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit den Räubern nicht zur Gewißheit machen, ſo bringen Sie dieſe Canaille zur Raiſon!“

Gnädigſte Frau, ſagte der Haushofmeiſter mit dem Tone und der Miene ungeheucheltſter Ehrfurcht und Ergebenheit, bei allem, was heilig iſt, beſchwöre ich Sie, keinen Befehl, der uns zwingen müßte, Sie, ohne helfen zu können, dem Verderben entgegengehen zu ſehn! Droht Ihnen Gefahr, von wem dürfen Sie Hilfe erwarten, wenn nicht von Ihren Domeſtiken, die Sie anbeten und ihr Leben für ein zu kleines Opfer für Ihre Sicherheit anſehen. Spreche ich, wie ihr's alle meint, Kameraden?

Leib und Leben für unſere gnädigſte Herrſchaft! ſchrie der Koch, indem er den Punſchlöffel, den er noch in der Hand hatte, um den Kopf ſchwang. Leib und Leben für unſere gnädigſte Herrſchaft! ſchrie Punſch und Treue aus dem ganzen Chor.

In dem Augenblick ließ ſich von außen ein durchdringendes Pfeifen vernehmen. Der Oberpolizeidirektor erbleichte. Aus dem Schloſſe kamen in odemloſer Eile Rat, Kommiſſar und Bote, letzterer überdies unter einem gefüllten Mantelſacke keuchend.

Im Namen des Geſetzes, Madame und Mademoiſelle, folgen Sie mir, ſchrie der Oberpolizeidirektor, mit Blitzesſchnelle ein geſpanntes Piſtol voraushaltend. Wer mir und meinen Arreſtanten in den Weg tritt, iſt verloren!

Die Gräfin ſchwankte. Unter der Spannung des Augenblicks verwirrte ſich ihre Beſinnung; halb ohnmächtig lehnte ſie an Florentinen, der die Notwendigkeit des Handelns all ihre Kraft wiedergab. Sie fühlte, ſie dürfe das Schloß nicht verlaſſen, ihren Schützling nicht preisgeben. Nur der Mutter Bitte und die Entblößung von allem Schutze hatte ſie vorhin vermögen können, dem Oberpolizeidirektor zu folgen. Nun die Treue einer zahlreichen Dienerſchaft die vorher emporgeſchnellte Wagſchale ſinken machte, wurde jenes Gefühl Entſchluß.

Herr Oberpolizeidirektor, ſagte Sie mit feſter Stimme, Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß es nicht S . . . ſcher Boden iſt, auf dem wir uns befinden.

Der Augenblick drängt; eilen Sie, entgegnete der Oberpolizeidirektor und wollte ihre Hand faſſen. Aber Florentine trat einen Schritt zurück und ſtand in ſolch' entſchloſſener Hoheit da, daß jener an einem Erfolg ſeiner Bemühungen zu zweifeln begann.

Nochmals und durchdringender klang außen das Pfeifen. Über das Gesicht des Polizeidirektors zuckte es hin, wie ausbrechender Wahnsinn. Aber nur einen Augenblick. Die Erregung machte einer furchtbaren Kälte Platz. Er steckte das Pistol ein, verneigte sich, indem er nicht ohne Beimischung von Hohn lächelnd sagte: Meine gutgemeinten Maßregeln zu Ihrer Rettung sind durch Sie selbst vereitelt worden, warum, habe ich zu spät erkannt. Ich habe die Ehre, gnädigste Gräfinnen, Sie unter anderen Umständen wieder zu sehen, und folgte ruhigen Schrittes seinen Untergebenen, die schon vor ihm und hastiger das Schloß verlassen hatten.

Noch nicht lange waren des Gehenden Schritte im Thorweg verhallt und das Thor geschlossen, als der Hufschlag eilender Pferde dem Schlosse einen neuen Besuch anzukündigen schien.

Mariane eilte der verehrten Pflegemutter und der geliebten Schwester mit Freudenthränen entgegen. Die Hausfreunde aber, die sich noch in dem Zimmer, in dem wir sie verlassen, bewacht geglaubt, und von den letzten Vorfällen erst jetzt durch die Gräfinnen erfuhren, wußten nicht, ob sie über diesen Ausgang sich freuen sollten. Zwar schien es, betrachtete man das Nächstmögliche, sicherer unter der Hut der treuen Domestiken in dem ziemlich festen Schlosse zurückzubleiben, als sich der Nacht und einem Angriffe der Räuber im Freien auszusetzen, die, wenn sie wirklich den Raub beabsichtigten, wofür das von allen gehörte Pfeifen zu beweisen schien, gewiß schon das Schloß umzingelt hielten. Um so mehr wunderte man sich über den Abgang des Oberpolizeidirektors unter so bedrohlichen Umständen. Das ganze Benehmen desselben und seiner Offizianten war schon allen seltsam vorgekommen. Alles dies aber vergaß man über der Befürchtung, die seine letzten Worte rechtfertigten, in denen man die Erklärung seiner eiligen, einer Flucht gleichenden Entfernung finden zu müssen glaubte. Das Pfeifen, welches die Nähe der Räuber anzuzeigen schien, war demnach das Warnungszeichen seiner Späher gewesen.

So war man zwischen Zweifel und Sorge noch weit von aller Beruhigung, als die Gemüter von neuem aufgeschreckt wurden. Mariane, die eben aus dem Zimmer gegangen, kam blaß und

zitternd zurück. Vom Hofraum her klang reisiges Getöse; auf der Treppe klirrten gewichtige Tritte.

Der erste Gedanke der Erschreckten mußte der erwartete Einbruch sein. Das ruhige Verhalten der Domestiken, die gewiß nicht den Räubern das Thor gutwillig geöffnet haben würden, widerlegte jenen. Nichtsdestoweniger fühlte jeder die ängstliche Spannung, die er auf des andern Gesicht las. Der Haushofmeister war es wiederum, der der Ungewißheit ein Ende machte, indem er den Polizeidirektor der Provinz ankündigte, nach dem heute geschickt worden war. Dem zweiten Boten, der dem ersten nacheilen und ihn zurückholen sollte, war, noch ehe er die Stadt erreicht, dieser schon mit dem Polizeidirektor entgegengekommen. Das ganze Schloß, nebst den Wirtschaftsgebäuden und Scheuern, war bereits von Dragonern umzingelt, ein Räuber schon gefangen, den eben der Polizeidirektor verhörte.

Um vieles leichter fühlten sich Wirtin und Hausfreunde auf diese Nachricht. Dem Herolde der Sicherheit ward ein gnädiges Lächeln, welches der Glückliche mit stolzer Bescheidenheit aufnahm und zu den andern Posten der Anerkennung, die ihm in diesen Tagen geworden, in das Buch eines dankbaren Gedächtnisses eintrug.

Noch befahl ihm die Gräfin, für gute Bewirtung des Militärs zu sorgen; die Frage nach der Persönlichkeit und dem Benehmen des Polizeidirektors beantwortete das Erscheinen des Polizeidirektors selbst, der jetzt hereintrat, um sich nach den Befehlen der Gräfin zu erkundigen. Er hatte bei allem männlichen und amtlichen Anstande etwas in Gesicht und Benehmen, was ihm neben der Achtung auch das Vertrauen derjenigen gewinnen mußte, die ihn nicht fürchten durften.

Die Frage des Polizeidirektors setzte, obschon sie an sich nicht unerwartet kommen konnte, die Gräfin in Verlegenheit. Die Ankunft des Polizeidirektors selbst war zu unerwartet gekommen. Weder sie noch Florentine hatte, nachdem der zweite Bote, der den ersten zurückholen sollte, abgegangen war, an die Möglichkeit gedacht, jener könne zu spät kommen. Dazu erinnerte ein flehender Blick Florentinens an die Zusage, die sie jetzt wünschte verweigert zu haben. Entschlossen, den Punkt nicht zu berühren, mühte sie sich, die Gerüchte von der Nähe der Bande, die durch den Raubversuch bekundete Absicht des Anführers auf Florentinen, mit solcher Dring-

lichkeit der Besorgnis darzustellen, daß sie genügend erschienen ohne Hinzutreten irgend eines gewichtigern Grundes, eine lebhafte Phantasie bis zur Vorstellung der Gewißheit eines nahen Überfalls gereizt zu haben.

Der Polizeidirektor sagte: ein guter Genius nicht nur Ihres Hauses, sondern des ganzen Landes muß Sie nach mir haben schicken lassen. Nach der Aussage des Kerls, den meine Leute bereits gefangen eingebracht haben, war diese Stunde zur Ausführung des Anschlags bestimmt. Der Anführer selbst befinde sich unter fremdem Namen, unter welchem aber, wisse er nicht, auf dem Schlosse. Hat der Mensch die Wahrheit gesagt, so kann das Raubtier uns nicht entgehen. Und haben wir nur dieses, so fehlt der übrigen Bande Atem und Seele, und im Kurzen muß die Sicherheit wieder hergestellt sein. — Haben Sie vielleicht erst kürzlich einen Bedienten angenommen, den Sie früher nicht kannten? Oder außer dem vermeintlichen Werning einen Besuch, den Sie nicht genauer kennen? Und vor allem, was wissen Sie von diesem?

Die Gräfin verneinte die erste Frage; zur Beantwortung der zweiten stellte sie dem Polizeidirektor die beiden Hausfreunde vor; dieser begrüßte den Arzt, den er jüngst in der Stadt hatte kennen gelernt, und wiederholte seine letzte Frage.

Die Gräfin versicherte, daß sie den in Rede stehenden nie gesehen. Florentine aber entgegnete mit Lebhaftigkeit, der Umstand, daß jener fälschlich für den Besitzer des fremden Namens gegolten, könne nicht ihm zur Last gelegt werden; wenn er jener Meinung nicht widersprochen habe, so sei er auch bis jetzt nicht im Besitz eines klaren Bewußtseins gewesen. Und noch jetzt würde man durch Fragen mehr an seinem Zustande verschlimmern, als über ihn aufgeklärt werden.

Der Polizeidirektor nahm ihre Aufregung mit Verwunderung wahr. Dann sagte er: Sie vergessen das Portefeuille. Daß dies dem Legationsrat Werning unter Mißhandlung geraubte, in den Händen eines Landstreichers gefunden, einen mehr als bloß zureichenden Grund zum Verdachte gegen diesen geben muß.

Florentine empfand bei diesen Worten, obschon sie sich gestehen mußte, der Polizeidirektor habe nicht mehr gesagt, als was ihr selbst, so oft abgewiesen, eben so oft sich wieder aufdrang, neben der Sorge für ihren Schützling, einen lebhaften Unwillen. Es ist des Menschen

Art, daß es ihn verdrießt, das, was er, weil er es sich selbst nicht leugnen konnte, sich vermäntelte, bei seinem wahren Namen nennen zu hören. Etwas von diesem Unwillen lag in dem Tone, mit dem sie entgegnete: Wiese sich dieser Verdacht als gegründet aus, so würde der S . . . sche Polizeidirektor, in dessen Bereich das Zimmer liegt, das der Bedauernswürdige bewohnt, diesem die Freiheit gewiß nicht gelassen haben.

Vergeblich haben Sie, entgegnete der Polizeibeamte mit feinem Lächeln, die Worte: in dessen Bereich das Zimmer liegt, nicht eingeschaltet. Und doch vielleicht vergeblich, wenn ich mich getraue, die Überschreitung meiner amtlichen Berechtigung in diesem Falle verantworten zu können. Aber lassen Sie mich fragen, wann mein S . . . scher Kollege hier anwesend war und weshalb?

Die Gräfinnen nnd die Hausfreunde ergänzten sich wechselseitig in der Erzählung des Verlangten.

Erst zeigte das Gesicht des Hörenden Verwunderung, dann eine unverkennbare Spannung und nachdem er sich hatte wiederholen lassen, der S . . . sche Beamte habe nur kaum einige Minuten vor seiner Ankunft das Schloß verlassen, sagte er sichtlich erleichtert: So begegnen ihm meine Leute auf jeden Fall, da ich zugleich von vier Seiten her das Schloß einschließen ließ. Über manches, denke ich, wird er uns Auskunft geben.

Zu Florentinen gewandt, nahm er das vorige Gespräch wieder auf. Sie nannten jenen einen Bedauernswürdigen; ich möchte ihn einen Beneidenswerten nennen, dem die Dankbarkeit einen so eifrigen, als liebenswürdigen Anwalt gewonnen hat. Wie aber nun, gnädigste Komtesse, wenn die vermeintliche Hilfe, sowie der Anfall nur eine Spiegelfechterei gewesen wäre? Sie müssen uns sagen können, ob der vermeinte Retter gegen die Genossen des beabsichtigten Raubes etwas gethan hat, was außer Zweifel setzt, daß Anfall und Rettung mehr als zwei Komödien gewesen, deren Plan von einem und demselben Autor herrührt, und zwar von demselben, der zugleich der Held des zweiten Stückes war.

Diese Frage, entgegnete Florentine, kommt mir zu unerwartet, als daß ich hoffen dürfte, die befriedigende Antwort so schnell zu finden, als ich sie gewiß zu finden glaube. —

Seine einzige Waffe war ein Knotenstock. Mußte ihm aber, wenn er eine Täuschung vor hatte, nicht daran liegen, diese so wahr-

scheinlich als möglich zu machen? Hätte er diesen Zweck nicht sicherer erreicht, wenn er sich mit Pistolen versah, die ja blind geladen sein konnten, und die an einem Reisenden in dieser Gegend kein Befremden erregen? Wer täuschen will, wird eher zu viel, als zu wenig thun.

Noch eine Frage erlauben Sie mir, fuhr der Polizeidirektor fort. Hat einer von den Genossen des Anfalls auf den vermeintlichen Retter geschossen oder sonst ernstlich gegen ihn sich verteidigt?

Der Kolbenschlag, entgegnete die Komtesse, der genügte, den Unglücklichen auf so lange der Besinnung zu berauben, genügt wohl, die ernstliche Verteidigung des Gebers außer Zweifel zu setzen.

Auch dies, sagte der Polizeidirektor, befreit ihn nicht von dem Verdachte, daß er, wenn auch nicht Genosse des Anfalls, doch Genosse derer, die ihn ausführten, sein könne. Denken Sie nur der Exempel, die der Hauptmann der Bande an seinen Untergebenen statuiert, die auf eigne Hand und ohne seinen Befehl etwas unternehmen. Wäre es so seltsam, daß einer einmal diese Strafe nicht so resigniert aufgenommen hätte, wie vorher andere in ähnlichem Falle? Sie können recht haben, verehrteste Komtesse. Ich aber muß den Menschen sehen und sprechen. Wär' er auch von allem Verdachte frei, der mich als Beamten dazu berechtigt, so kann er vielleicht Auskunft, vielleicht Beruhigung über etwas geben, was mich selbst und nur zu nahe angeht. Besinne ich mich recht, so bin ich's hier nicht allein, der diese Auskunft wünschen muß. Aus des Baron Rudenz, meines Jugendfreundes, eigenem Munde weiß ich, daß er in der Gräfin Erlenbach eine werte Verwandte und die innigste Freundin einer gestorbenen, geliebten Mutter verehrt.

Daß der Polizeidirektor die Wahrheit gesprochen, bezeugte die Bläße, die das zarte Gesicht der Gräfin zum Mormorbilde machte, indem sie mit der Angst dringlicher Sorge sagte: Lassen Sie mich wissen, welches widrige Geschick den Teuern getroffen hat, damit ich für ihn thue, was mir möglich ist. Zögern Sie nicht, ich bitte Sie, damit kein Verzug die Hilfe schwieriger oder gar unmöglich macht.

Von Stetten aus, sagte der Polizeidirektor, kündigte er mir einen Besuch an. Ich erwarte ihn mit all' der Sehnsucht und Freude, womit man den teuersten Freund seiner Jugend erwartet. Die Zeit, in der er bei mir ankommen wollte, ist da, der Ersehnte nicht. Ein neuer Tag kommt, aber er bringt ihn nicht. Ich schreibe

nach Stetten, er ist abgereist von da zu derselben Zeit, da er sich's vorgenommen. Ich reise selbst dahin, frage unterwegs in allen Dörfern. In dem nächsten von Stetten aus hat man einen Fußreisenden gesehen, die Beschreibung paßt. Von da hört jede Spur auf. Ich will Ihnen nicht vorerzählen, was alles ich that und versuchte — keine Nachricht, keine Spur. Es ist nicht anders, es kann nicht anders sein, er ist den Bösewichtern in die Hände gefallen. Deshalb bot ich alles auf, etwas Entscheidendes gegen diese unternehmen zu können. Auf morgen Nacht war eine große Streife bestimmt, heute hofften meine Späher ihre Hauptschlupfwinkel ausfindig zu machen.

Ihre Botschaft, gnädige Gräfin, beschleunigte nur, was bereits im Werke war. Die braven Dragoner standen schon zu meiner Disposition; so ward es möglich, daß ich Ihrem Gebote in solcher Schnelle und mit solchen Mitteln Gehorsam leisten konnte. — Ich entferne mich einen Augenblick, nachzusehen, ob jene nichts von dem unterlassen, was ich anordnete, um dann desto ungestörter nach dem Freunde forschen zu können, den wir so schmerzlich vermissen.

Der Polizeidirektor hatte das Zimmer verlassen. Die Gräfin sah den teuren Verwandten im Geiste den schrecklichsten Gefahren ausgesetzt und empfand die ganze Qual der Ungewißheit, ob und wie ihm zu helfen sein möge. Von Florentinens Antlitz aber leuchtete das Panner des Entschlusses, den auszuführen die Entfernung des Polizeidirektors Hoffnung und Gelegenheit gab. Hatte sie vorher Ursache, ihre Neigung zum Abenteuerlichen anklagen zu müssen, so fühlte sie ihr jetzt Dank. Denn diese Neigung war es gewesen, die ihr Lust und Ausdauer gegeben, durch das ganze Archiv der alten Schriften, die auf die Geschichte des Schlosses und seiner früheren Besitzer Bezug hatten, sich durchzuarbeiten, und wieder war es jene gewesen, die sie die dort gefundenen Andeutungen auf die Existenz eines geheimen Ganges hatte vergleichen und endlich diesen Gang finden lassen, und eben jene Neigung hatte sie vermocht, dieser Kunde das Anziehende eines ausschließlichen Geheimnisses zu bewahren. —

Der Rette., wie wir ihn jetzt noch nennen wollen, erstaunte über die hohe liebliche Gestalt mit den eilgeröteten Wangen, aber es war das Erstaunen eines Menschen über eine himmlische Erscheinung.

Es war ja dieſelbe Geſtalt, die er einigemal in den kurzen Augenblicken des rückkehrenden Bewußtſeins geſehen und dann nicht wieder, dieſelbe Geſtalt, die das Übergewicht der reizbaren Phantaſie des Kranken, ihr ſeltenes und jedesmal ſo kurzes Erſcheinen ihm wirklich zu einer himmliſchen gemacht hatte. Und dieſe Geſtalt, mit der der Ausdruck des Mitleids eines Engels mit menſchlichem Leiden in ſeinem Ideengange unzertrennlich verknüpft war, ſtand jetzt vor ihm, ſelbſt von dem menſchlichen Gefühle der Angſt übermannt, aus beengter Bruſt atmend, über die ſchönen Formen hin das Beben fieberiſcher Anſpannung.

Mein Schutzgeiſt! ſtammelte er.

Soll ich der werden, ſagte das Mädchen ſo dringlich eilig, als es die fliegende Bruſt erlauben wollte, ſo antworten Sie mir auf eine Frage. Aber Wahrheit! Kein Mißtrauen — keine Vermäntelung, keine Entſchuldigung. Jenes Porteſeuille gehört Ihnen nicht, es iſt dem wahren Beſitzer geraubt. — Keine Worte. Ja oder Nein.

Ja, ſagte der Verwunderte, aber —

Genug, ſagte das Mädchen in einem Tone, durch den der ganze Kampf bebte, in dem die noch immer genährte Hoffnung der ſchrecklichſten Gewißheit des Gegenteils zu weichen begann. Sie ſind einer jener Unglücklichen —

Der Schmerz der geliebten Geſtalt brächte den noch von der Krankheit Aufgerechten außer ſich. Ohne mehr aus ihrem Zuſtande ſchließen zu können, als daß etwas Entſetzliches ſie ängſtige, fürchtete er nur, die Möglichkeit, dieſes Entſetzliche wegzuräumen, könne außer dem Bereich ſeiner Kräfte liegen. Er warf ſich mit Leidenſchaft vor der Beängſteten auf die Kniee, die mit abwehrender Bewegung, totenbleich und mit faſt tonloſer Stimme ſagte: Stille, ich weiß, ich weiß.

Dem jungen Manne ward's wunderlich zu Mute. Lag er im Fiebertraum? War die ſeltſame Situation, in der er ſich befand, Wirklichkeit?

Das Mädchen fühlte durch die Vernichtung aller Hoffnung hindurch den Wert des Augenblickes. Mit krampfhafter Haſt fuhr ſie fort: Jetzt keine Erklärung — Stehen Sie auf! — Hier die Tapetenthüre.

Der junge Mann ſprang auf. Kann meine Entfernung Sie retten, ſagte er ſchmerzlich, ſo will ich. Aber wiederſehen darf ich Sie? muß ich Sie!

Nie mehr, nie in dieser Welt, entgegnete das Mädchen mit bebender Stimme. Nie dürfen wir uns wiedersehen. Sie versprechen mir, ein neuer Mensch werden zu wollen. Sie dürfen mich nicht täuschen, die ich Ihnen so unendlich traue. Hier nehmen Sie, fuhr sie fort, einige Preziosen von bedeutendem Wert hervorziehend, damit nicht die Not Sie auf den schrecklichen Weg zurückstößt, den Sie verlassen. Kann es Sie trösten, im neuen Streben stärken, so denken Sie, daß ein Wesen lebt, dessen Leben nur ein Wunsch ist, Sie dort wieder zu finden Und nun eilen Sie oder Sie sind verloren!

Gilt es nur mir, rief der junge Mann freudig ergriffen, sind Sie nicht gefährdet durch mein Dableiben, so will ich zu Ihren Füßen erwarten, was mich treffen soll. Sie nicht wiedersehen ist das Schrecklichste, was mich treffen kann, der Tod zu Ihren Füßen ein seliger!

Eilige Schritte von außen.

Die Thüre geöffnet. — Zu spät! Zu spät! rief Florentine mit sterbenden Tönen und sank, die Augen mit den Händen bedeckend, in den Stuhl. Der junge Mann lag mit gekreuzten Armen vor ihr auf den Knieen.

Erstaunen hielt den Polizeidirektor in der geöffneten Thüre zurück. Da wandte der Knieende das Gesicht gegen die nahende Gefahr. Ein Schrei und zwei Freunde lagen sich in den Armen.

Welcher Zufall! rief der Polizeidirektor, oder soll ich's Schickung nennen? Haben Räuber diese Gegend in Angst setzen müssen, damit zwei stolze Herzen mit Gewalt glücklich werden mußten, die sich sonst ewig geflohen haben würden im unseligen Irrtum!

Nun begreif' ich, entgegnete der andere. So galt ich für einen — Räuber?

Der Polizeidirektor lächelte und sagte leise, aber pathetisch: Tritt hin vor sie, die dir den Sirenengesang vorsingt von ewiger Liebe, und sag' ihr: an dieser Hand klebt Blut — war es nicht so? Und wie hieß der andere Passus? — Ich denke: Genug ich heirate nicht und am wenigsten Jene. Jene? wiederholte er mit einem Augenwink nach Florentinen hin.

Wär' es möglich? rief der Baron wie erschrocken.

Und du hättest nie nach dem Namen deiner Geretteten gefragt? fragte der Polizeidirektor dagegen.

Alles Vergangene schien mir ein Traum, sie eine Himmelserscheinung, der man durch Neugierde sich verlustig macht.

Der Baron hörte nichts von den fernern Fragen des Polizeidirektors. Vor Florentinen hingesunken, die noch immer regungslos, ein schönes Bild des Schmerzes, dort saß, zog er ihr mit sanfter Gewalt die Hände von den Augen.

Ich bin nicht einer jener Unglücklichen, stammelte er, für den du mich hieltest, aber ich bin unglücklich, unglücklicher noch, wenn du mich nicht liebst. Du wolltest mein Schutzgeist sein. Ich nehme dich beim Worte.

Das Mädchen sah sich um, wie einer, der, aus schwerem Traum erwacht, nicht weiß, was von dem, was er zu sehen meint, der Wirklichkeit gehört, was dem Traume.

Der Polizeidirektor trat hinzu und sagte sanft, indem er die Hand auf des Knieenden Kopf legte: Rudolf von Rudenz, der Vermißte, Ihr Verwandter, mein Jugendfreund.

Über Florentinens Züge glitt es wie ein seliges Lächeln, dem eben so plötzlich ein Thränenstrom folgte, so stark, daß das ganze Wesen des Mädchens sich in Thränen auflösen zu wollen schien und die ganze Gestalt vom Schluchzen erschüttert wurde. Dann eben so plötzlich gefaßt erhob sie sich in ihrer ganzen Größe, sah den Glücklichen einen Augenblick mit wunderbar treuherzigem Auge an und gab ihm schweigend die Hand. Und nun zu der besten und glücklichsten der Mütter, sagte der Polizeidirektor.

So war nun an die Stelle der Angst und Besorgnis dieser abenteuerlichen Nacht größere Freude getreten. Der Baron hatte die Liebe gefunden, an deren Existenz er zweifelte, Florentine durfte den Retter ohne innern und äußern Widerspruch lieben, der Polizeidirektor hatte den Jugendfreund wieder, die edle Gräfin endlich freute sich zugleich des Wiederfindens des teuern Verwandten und der Erfüllung ihres heißesten Wunsches. Die Hausfreunde teilten die Freude, wie sie vorher mit gelitten hatten. Da zog ein Jubelschrei unten vor dem Schlosse die Glücklichen an das Fenster. In den Arrestanten, die die Dragoner daher brachten, erkannten sie mit Erstaunen den S . . . schen Oberpolizeidirektor, den Rat, den Kommissar und den Boten, noch mehr erstaunt, als sie erfuhren, in der Person des vorher vermeintlichen Oberpolizeidirektors sei endlich die Geißel der Gegend, der Anführer der Bande gefangen. Der Mantelsack, der

dem Boten abgenommen worden war, enthielt bei der Unterſuchung ein Bedeutendes an Geld und Pretioſen, was bei der vorgeblichen Hausſuchung von dem ſchlimmſten Gauner der ganzen Bande, dem ſogenannten Rat Morand, war erbeutet worden. —

Der Polizeidirektor war mit ſeinen Dragonern und den Delinquenten bereits auf dem Wege zur Stadt, doch nicht ohne das Verſprechen entlaſſen, ſobald es ihm möglich ſein werde, mit ſeiner jungen Gattin die Gräfinnen und den Jugendfreund auf mehrere Tage zu beſuchen. Dieſe hatten die Ruhe geſucht, die ſie nach den Gemütsbewegungen dieſer Nacht ſo notwendig bedurften. Auf dem Tiſche der Domeſtikenſtube aber dampfte eine Bowle friſch bereiteten Punſches, umgeben von begeiſterungglühenden Geſichtern. Was auf den Geſichtern glühte, tönte von den Zungen. Jeder ſprach, keiner hörte, und doch ſchien es, als verſtänden ſich alle. Da erhob ſich die ſtattliche Geſtalt des präſidierenden Haushofmeiſters, und wie durch einen Zauber gebannt ſtanden alle Zungen ſtill, als er mit dem Tone feierlicher Rührung anhub·

Freunde! Brüder! Mitgenoſſen des großen Werkes, nicht mehr des großen Planes, denn er iſt That geworden, männliche, herrliche That! Ich ſehe euch alle glühen von begeiſterter Freude — und iſt es ohne Grund?

Iſt es etwa die Freude des Egoiſten, der ſeinen Eigenſinn behauptet hat? Iſt es die Freude des Habſüchtigen, der ſich bereichert hat durch die Verarmung des Nächſten? Iſt es die Freude des Geizigen, der, da er ſeinen Schatz vergraben wollte, einen neuen dazu fand? Iſt es die Freude des Gecken, dem ſeine Schöne den Cotillon zuſagte für den nächſten Ball? Iſt es die Freude eines Gelehrten, der aus dem Staube alter Folianten im Schweiße ſeines Angeſichts einen Erdenkloß zuſammenklaubte, aber keinen Adam? Iſt es die Freude des Ehrgeizigen, der den geſtürzten Vormann zur Stufe machen kann zum Emporſteigen? Iſt es endlich die Freude des Hofmanns, den ſein Fürſt auf die Schulter klopft, da er verdient hätte, ganz wo anders geklopft zu werden? — Nein, meine Freunde, meine Brüder. Es iſt die Freude des Edeln, dem es Gott gegeben, der Retter ſeiner Brüder zu ſein. Es iſt die Freude eines Kolumbus, der nach Kampf und Todesgefahr knieend das Land begrüßt, das Tauſenden eine goldene Heimat werden ſoll.

Es iſt — doch, meine Freunde, vorgeſehen! haben wir geprüft,

daß wir uns freuen dürfen? Sind wir nicht zu voreilig? Ist es Männerart, sich vom Scheine dahinreißen zu lassen? Haben wir uns auf das schnelle Pferd gesetzt, dem der hinkende Bote folgt?

Wie, Freunde? Lasset uns doch versuchen, ob wir uns Rechenschaft geben können? Mag der Plusmacher von Plan zu Plan fliegen, um den Irrtum, den er ahnt, sich nicht eingestehen zu müssen. Ich denke, wir brauchen es nicht. Die Gnädigste wollte den Polizeidirektor kommen lassen, dann widerrief sie den Befehl. Wir schickten nun gerade, und ich frage euch: was wäre geworden, hätten wir gehorcht? Der vermeintliche Oberpolizeidirektor versendete euch alle. Warum? damit er nicht gehindert würde in seinem schändlichen Plane. Hätte mir der rechte Verstand nicht eingegeben, euch zu halten, die Gnädigste — man kann sagen — mit Gewalt zu hindern, dem Bösewicht zu folgen, ich zittre, mich schaudert's, nur zu denken, was hätte geschehen müssen.

Haushofmeister, sagte der Jäger, können wir, kann die Menschheit Ihm genug danken für das Licht, das Er aufgesteckt hat? Er ist ein großer Mann, ich aber bin ein Elender. Ich muß es gestehn, wenn mir's nicht das Herz abdrücken soll, was für ein abscheulicher Zweifel an Ihm manchmal in mir aufstand. Er sagte, der rechte Verstand gehe zuerst los; das lange Sinnen sei eben der linke, und doch besann Er sich selbst so lange. Kann Er mir verzeihen, Er, dem ich nicht wert bin, zu Füßen zu liegen? Ein Kreuz — Hagel — Schrot — aber ich will nicht fluchen, soll mich holen, — tret' Er mich zusammen, Haushofmeister, denn ich verdiene nichts Bessres.

Steh' Er auf, Jäger, entgegnete der Haushofmeister mit sanfter Stimme. Und wäre seine Sünde noch größer. Wer könnte in dieser Stunde noch zürnen, wer dürfte sich in dieser Stunde unterfangen wollen, zu strafen, sei es auch nur mit Worten! Wirkt die ewige Liebe durch uns zum Wohle der Brüder, hat uns zu heiligen Gefäßen geweiht, aus denen die Menschheit sich Gesundheit trinken soll nach langem Siechtum, und wir könnten das Bitter menschlichen Grolles in uns aufnehmen wollen? Nein! Der Name dieser Stunde heiße Vergessen! Vergeben!

Vergessen! Vergeben! schluchzte es, ein unendliches Echo durch das Zimmer. Man umarmte sich unter Thränen.

Da öffnete sich die Thüre und herein bewegte sich ein feierlicher Zug. Der Koch schritt voran, ihm folgten die Frauenzimmer, einen

Kranz tragend, den ſie in Ermangelung paſſenderen Grünes aus gedörrten Lorbeerblättern, Majoran, Rosmarin und anderen Kräutern des Küchenvorrats gewunden hatten. Dann kam der Kutſcher, und der Küchenjunge ſchloß den Zug. Feierliche Stille herrſchte, als ſie den Haushofmeiſter zweimal umſchritten und endlich vor ihm ſtehen blieben. Die Frauenzimmer ſetzten ihm den Kranz auf, und der Kutſcher räuſperte ſich und begann mit begeiſterten, bald aber vom Weinen unterdrückten Tönen und entſprechenden Gebärden:

Großer, Vortrefflicher, Unausſprechlicher! Nimm den Dank der Menſchheit aus unſern Händen. Spiegle dich in dieſen Thränen, die mir ſtromesweiſe aus den Augen laufen. Nimm unſere Verſicherung, daß wir dein Werk fördern wollen, ſo lange uns Gott das Leben ſchenkt. Sterben iſt ein Bitteres, aber der Tod iſt uns allen beſchieden, er ſei duſemang oder plötzlich. Brüder, Wehmut iſt eine ſchöne Tugend. Darum laſſet die Toten ruhen, denn ihnen iſt wohl. Deshalb lebe unſer Haushofmeiſter, der Erfinder der Emancipation der Dienſtboten!

Er lebe, hallte es von jedem Munde, und jetzt drang, die herabgebrannten Lichter beſchämend, die erſte Röte des Morgens durch die Fenſter herein und legte ihre Glorie um die erhabene Gruppe der Umſchlungenen.

Die wahrhaftige Geſchichte von den drei Wünſchen.

Ich kann's durchaus nicht ertragen, ſagte er und ließ die Rouleaux herab. Gerade ſolch ein ſchöner Frühlingstag war es, gerade ſo ſtrömten die Geputzten aus der Stadt. Seh' ich ſolch ein ſchlankes Kind, wie es, das Herz voll vom Lerchengeſang der jungen Hoffnung, neben dem ſtampfenden Papa und der ſchleichenden Mama daher trippelt, ſo fällt mir eine Geſchichte ein, über die ich wahnſinnig hätte werden können, wenn ich nicht beſſer wüßte, wie es ſich damit verhält. Aber ich ſeh's an dem einfältigen Geſichte, das du machſt;

wenn du mich begreifen ſollſt, muß ich dir erſt erzählen, was mir begegnet iſt, ſeit wir uns nicht ſahen.

Er ſetzte ſich auf den Stuhl am Flügel und begann:

Zu ſtille Liebe, eine Liebesgeſchichte.

Weder die Tauſend und eine Nacht, noch ihr in Berlin verſtorbener Vetter, der ſelige preußiſche Kammergerichtsrat Hoffmann, hat eine wunderſamere Geſchichte erdacht, als die iſt, die ich ſelbſt erlebt habe, und die ich dir nun erzählen will.

Daß ich vor zwei Jahren mich hierher nach Leipzig wandte, den Koffer voll von Manuſkripten, das Hirn voll von Hoffnungen, das weißt du. Wie ich — nicht die Manuſkripte, aber die Hoffnungen los wurde, brauche ich dir nicht zu ſagen, denn auch du haſt am Teiche Bethesda gelegen, bis der Engel die Waſſer eines Buchhändlergemütes bewegte. Bei allen bis auf einen war ich geweſen, von allen dieſen war ich Unglücklicher, der keinen Namen hatte, abgewieſen; wie ſchämte ich mich vor allen den Magiſtern, Hausknechten, Kommis, der Jugend nicht zu gedenken, die mir begegnete! Jeder, meinte ich, müßte mir anſehen, daß ich Unſeliger keinen Namen habe. Nun ſtand ich vor dem Hauſe des letzten; es war palaſtähnlich; ſeine Größe und Eleganz nahm mir das letzte Reſtchen Mut; die Goldbuchſtaben „Jammerdegenſche Verlagsbuchhandlung“ ſchauten wie höhnend auf den Autorenembryo herab, dem vor dieſem Glanze der letzte Hoffnungsſtern, je von der Preſſe geboren zu werden, erblich.

Während meine Seele in Apathie darniederlag, waren meine Füße deſto thätiger. Was nun geſchah, muß ich für eine Fügung des Schickſals halten. Ich ſah endlich wieder auf, und ſonderbarerweiſe kam mir der Gedanke, daß ich ein Paar Stiefel brauche, in demſelben Moment, als meine Augen der Firma Chriſtlob Fintlein begegneten, unter welcher ein Herrenſtiefel gemalt ſtand. Es geſchah aber in der Fleiſchergaſſe, daß dies Zuſammentreffen ſtattfand und mich beſtimmte, zu Herrn Fintlein hinaufzuſteigen.

Aus einem finſtern Hausplatze gelangte ich auf eine noch finſterere Treppe. — Hier nicht; vier Treppen hoch. — Ich ergab mich darein und ſtieg weiter. Das war die vierte Treppe — doch ich irrte wohl — dieſe führte unmittelbar unter das Dach. Eine Luke warf gerade ſo viel Licht auf die gegenüberſtehende Wand, daß ich in derſelben eine

Thüre gewahr wurde. Noch stieg ich, als die Thüre sich öffnete, und der Lichtschein wie verklärend auf ein Gesichtchen von solcher Anmut fiel, daß man glauben konnte, nur diesem zu Gefallen habe er es über sich gewonnen, in diese unwirtlichen Räume zu dringen.

Dies Gesichtchen — alle seine Formen waren schön und edel; es war eins von jenen durchsichtigen, die nur wie ein Florschleier um eine höhere geistige Schönheit sich schmiegen, eins von jenen, die uns zugleich reizen und rühren, die uns so fremd und doch so lieb und bekannt erscheinen; es war eins von denen, deren Anblick Frieden und Freude giebt. Aus den ruhigen Augen, über welchen die seidenen Wimpern fast ohne Bewegung schwebten, schaute eine Seele, die so über das Stürmen der Leidenschaft, wie über den Wechsel kleiner Launen erhaben schien. Dabei war das ganze Gebilde so mädchenhaft in sich selbst geschmiegt!

Regungslos, wie verzaubert stand ich, als das schöne Mädchen an mir vorbeischritt. Lange war sie im Dunkel der Treppe unter mir verschwunden, als die Stimme des Herrn Fintlein mich aus den seltsamsten Träumen weckte. Er vernahm mein Begehren und bat mich, bei ihm einzutreten. — Das enge Stübchen erzählte von bitterer Armut, dennoch hingen über dem schmutzigen Bette einige Christusbilder und flammende Herzen, von schönen Reimen umgeben. Madame Fintlein hockte vor dem Ofenloch, und zwei kleine halbnackte Mädchen wollten sich vor dem Eintretenden in die Rockfalten der Mutter verstecken, ein so mühsames als vergebliches Streben. Ein drittes, etwa zwölf Jahre alt, hatte über seinen ärmlichen Anzug ein neues Jäckchen gezogen, und ein Lächeln über dem hungerblassen Gesichtchen zeigte, daß sie sich für sehr schön geputzt hielt. Damit ich mich setzen könnte, wurde der einzige Stuhl, den ich sah, von seiner Bürde befreit. Währenddes begann Herr Fintlein:

Sie sind hier zu armen Leuten gekommen, aber Armut schändet nicht, sondern Dummheit und Gottlosigkeit. Wollen Sie sich nun setzen? Rittergüter und Kapitalien setzt es bei meinen Kindern nicht nach meinem Tode; aber die Erziehung ersetzt alles. Wünschen Sie eng schließend oder —?

Weit, sagte ich.

Sehr wohl, fuhr er fort. Eng kann die Stube sein, der Geist aber und das Herz müssen weit sein. Großes Erbe kann ich meinen Kindern nicht hinterlassen, aber ich lasse nichts dahinten, wodurch sie

ſich hervorthun können; ſo laſſ' ich ſie Franzöſiſch lernen, und da ſie ſich eng an die Vorſchriften des Magiſter Kauderer halten, haben ſie's ſchon recht weit gebracht. Sie wünſchen mit Eiſen?

Ja, ſagte ich.

Eiſern, fuhr Herr Fintlein fort, eiſern iſt aber auch ihr Fleiß. Und trotzdem, daß unſer Magiſter eigentlich ſchon unter das alte Eiſen der Gelehrſamkeit gehört — Sie kennen ihn wohl?

Nein, ſagte ich.

Der gute Mann hat ſich eigentlich, fuhr Herr Fintlein fort, dadurch, daß er das Eiſen nicht zu ſchmieden verſtand, als es warm war, in das Halseiſen der Armut geſteckt — die Schäfte wünſchen Sie?

Lang, ſagte ich.

Da es nun, fuhr Herr Fintlein fort, da es nun auf keine Weiſe mehr bei ihm langen wollte, hat ihn die Univerſität in den Spittel eingekauft. Dadurch wäre die Welt, der er noch lange hätte nützen können, zu kurz gekommen, wenn nicht die Langeweile und das Federſchleißen wäre, und der Mann, was ſeine ſchwache Seite, den Schnaps betrifft, nicht zu kurz gehalten würde. Nun deſertiert er, ſo oft er kann, um ſich durch Unterricht ein Schnäpschen zu verdienen. —

Herr Fintlein war mit dem Anmeſſen fertig. Sie hatten vorhin einen angenehmen Beſuch, unterbrach ich ihn. Seine Augen begannen vor Freude zu leuchten; dabei nahmen ſeine Züge einen geheimnisvollen Ausdruck an. Haben Sie ihn geſehen?

Er war im Aufbruch begriffen, wie ich kam, ſagte ich.

O ſo iſt, ſagte er, indem er ſeine Hände wie ſegnend auf mich legte, faſt ſchluchzend, Ihnen die Bahn gebrochen zum Durchbruch; ein Verbrechen wäre es, brächen Sie nun nicht die Bande der Wolluſt und Vernunfthoffart durch, die dem Reiche Gottes ohne Unterbrechung Abbruch thun. Der Menſch, der den Stolz ſeiner Vernunft nicht bricht, iſt ein elender Bruch, den nur die Hingebung im Glauben zu einer ganzen Zahl machen kann. O mein Bruder in Gott, brich mir nicht das Herz, indem du den Umgang nicht abbrichſt mit dem Wolfe, der täglich ſinnt, wie er unter die auserwählten Glaubensſchäflein brechen möge!

Dabei ſtreckte er den gelben, hagern Arm mit der pechgeſalbten Hand, in der er noch das Maß hielt, gegen die niedrige Decke; an

ſeiner ſpitzigen Naſe rannen zitternd zwei große Thränen herab, die ſich mühſam durch die zuſammengekniffenen Lider und die buſchigen grauen Wimpern hindurch hatten arbeiten müſſen.

Mir ward faſt graulich. Beſter Herr Fintlein, ſagte ich, bemühen Sie ſich nicht vergeblich; ich verlange nichts von Ihnen als die Stiefel und Auskunft über die Dame.

Madame Fintlein ſetzte einen Topf beiſeite, ſchneuzte eins der kleinen Weſen, dann ließ ſie ein gutmütiges Lächeln über die fabelhafte Geſtalt ihres Gemahles gleiten und ſagte: Sie dürfen's dem Fintlein nicht übelnehmen, wenn er Sie ein bißchen bekehren will; er meint es gut in ſeinen närriſchen Gedanken. Aber was die Dame betrifft, ſo iſt ſie eigentlich gar keine Dame, ſondern ein lieber Gottesengel. Das ſagte Fintlein ſchon, wie ſie nur zum erſten Male dageweſen war. Unſer kleiner Jakob, Gott hab' ihn ſelig, war gerade im Sterben, und ein Polizeidiener wollte Fintlein mit ſich nehmen wegen der ſechs Thaler, die wir dem Herrn Flötenſpiel, dem geizigen Fleiſcher an der Ecke, ſchuldig waren. Ich hatte mich über mein ſterbendes Kind geworfen und wollte an Gott, an der Bibel und an allem verzweifeln, da ſtand auf einmal das ſchöne Weſen mitten unter uns und gab dem Polizeidiener das Geld, daß er fortging. Da langte Jakobchen, Gott hab' es ſelig, das ſonſt zu keiner andern Seele ging als zu mir, nach der Dame, und ſie nahm es auf den Arm, trug es an das Fenſter und ſah es ſo mild an und ſang dazu ſo wunderbar ſchön, daß ich es noch immer in den Ohren höre. Und das Kind, das immer geſchrieen hatte und ſich gewunden, ehe die Dame hereinkam, war ſo ruhig, und ſein Geſichtchen wurde immer freundlicher. Hier ſtand ich und hatte die Hände gefaltet, und dort ſtand Fintlein und hatte auch die Hände gefaltet, und wir beide ſahen einander lächelnd an; und doch war's, als wär's Sonntag, und als wären wir in der Kirche; aber das Lächeln kam daher, weil jedes wußte, daß es dem andern ebenſo war. Nun legte mir die Dame das Jakobchen auf den Arm; es war ſelig verſchieden; und fort war ſie, ehe wir's uns verſahen, und auf dem Tiſche lag Geld, daß wir das Jakobchen begraben laſſen konnten und uns Trauerſachen kaufen. Da ſagte mein Fintlein: Uns hat Gott angeſehen, denn ſeiner Engel einer hat uns heimgeſucht. — Sie iſt auch in allem ſo ganz anders, wie die jungen Frauenzimmer ſind. Dazu war ihr einmal eine Locke aufgegangen; wie ſie darnach langte, fiel ihr das

Obergewand von dem ſchönen bloßen Arm, und da ſah ich, daß durch Arm und Hand roſenrot die Sonne ſchien.

Das erzählte mir Madame Fintlein; Herr Fintlein aber bekräftigte die Wahrheit des Erzählten durch fortwährendes Nicken und andere Geſten, indem er mit der einen Seite ſeines Geſichtes weinte und mit der andern lachte.

Und Sie wiſſen nicht, wo ſie wohnt? wie ſie heißt? fragte ich.

Wenn mir, entgegnete Herr Fintlein, dieſe Fragen auch heiß gemacht hätten, ſo hätte ich dennoch die Neugier ſchweigen heißen, denn es heißt —

Beſter Herr, fiel ihm Madame Fintlein ins Wort, einigemal wollte ich ihr nachgehen oder wenigſtens nachſehen, aber Fintlein litt's nicht. Er ſagte, das ſei Fürwitz, und ſie würde dann gewiß nicht wieder kommen.

Ein Meer von unbeſchreiblichen Gefühlen arbeitete in meiner Bruſt. Schneller, als ich heraufgekommen war, eilte ich die dunkle Treppe hinunter; mir war, als müſſe ſie mir heute noch einmal begegnen. Ich durchrannte alle Straßen der Vorſtädte, ich durchrannte alle Wege der Promenade. Hie und da rief mir eine bekannte Stimme; das hörte ich fern wie im Traume; je dunkler es wurde, deſto ſchneller lief ich; hier rannte ich mit einem zuſammen, der mir fluchend nachſah, dort wich eine ängſtlich, einer verwundert mir aus; kaum daß ich es bemerkte.

So rannte ich eben durch die Dresdener Straße. Es war ſchon Nacht geworden; ein rauher Wind blies mir entgegen. Da erhob ſich in einem der Häuſer eine Frauenſtimme in ſo wundervollen Klängen, daß mich's feſthielt, als wäre ich gebannt. Ich ſah auf; im Scheine der Gaslaterne glänzte mir wieder das goldne: „Jammerbegenſche Verlagsbuchhandlung" entgegen. Es war ein einfaches Liedchen, was die Stimme ſang — aber dieſe Klänge — ſo wunderſam getragen, ſo ruhig und klar! Mir war, als ſähe ich den ruhigen Blick, der mich heute durchleuchtet, dem wieder zu begegnen ich mich ſehnte. Ich zweifelte nicht, daß beides, Blick und Stimme, derſelben gehöre, die, ſeit ich ſie geſehen, die Herrin meines Herzens war. Der Geſang verſtummte; ein Licht um das andere verloſch in den Fenſtern ringsum; rauher und immer rauher blies der Wind mich an; in mir aber wehte ſüße Frühlingsluft, und alle Knoſpen meines Innern ſprangen klingend auf.

Nachdem er ſo weit erzählt hatte, blieb er erſt ſchweigend eine Weile ſitzen, dann ſprang er auf und riß die Binde vom Halſe wie einer, dem es an Luft fehlt. Drauf brachte er aus ſeinen Taſchen eine Anzahl Krämerdüten hervor, die er auf dem Tiſche vor ſich ausbreitete.

Ich muß, ſagte er dann, ehe ich in der Geſchichte meiner Liebe fortfahre, einen Abſprung machen; die Gefühle, die die Erinnerung jener Zuſtände in mir hervorruft, würden mich ſonſt aufreiben.

Du betrachteſt dieſe Düten mit Verwunderung; was wirſt du ſagen, wenn du erfährſt, daß, was auf ihnen gedruckt iſt, im engſten Zuſammenhange mit meiner Geſchichte ſteht. Was wirſt du ſagen, wenn ich dir erzähle, daß ich an einem und demſelben Tage in der einen von dem kleinen Kuchengarten Kuchen heimgetragen und dieſe zweite um ein feines Meſſerchen gewunden, das mir ein Freund aus Bamberg zum Präſent ſchickte, erhalten? Daß mir an dem Abend desſelben Tages, wie ich durch die Tauchaer Straße gehe, ein Kind nachläuft und mir dieſe dritte zieht, indem es ſagt: Sie haben das Papierchen verloren. Ich laſſe nun von ſolchen Düten und Emballagen, die ich bekomme, nichts ungeleſen. Du wirſt erſtaunen, wie ich erſtaunte, zu finden, daß dieſe drei Dinge urſprünglich Blätter aus einem und demſelben Buche und, was das ſeltſamſte iſt, unmittelbar aufeinanderfolgende Blätter ſind. Muß man nicht hinter dieſem ſcheinbaren Zufallsſpiel eine höhere Fügung ahnen?

Dieſe Blätter ſind allem Anſcheine nach eine Überſetzung aus einer uralten Sanskrithandſchrift. Ich halte mich nicht bei Vermutungen über ihren Urſprung auf, ſondern bitte dich, ſie durchzuleſen. Sowie ich mich erholt habe, fahre ich dann in meiner Geſchichte fort.

Ich ergab mich darein und las:

Die Geſchichte von der Erſchaffung der Nymphe Urvaſi, von den ſechshundert weißen Pferden, jedes mit einem ſchwarzen Ohr, und dem Fluch des weiſen Chyavana.

Es begab ſich, daß Arjuna und Kriſchna auf die Erde herabſtiegen und ſich von Ahinſá, dem Weibe des heiligen Dherma, abermals gebären ließen. Und Dherma nannte Arjuna Nara, dem Kriſchna gab er den Namen Narayana. Als ſie erwachſen waren, führten die beiden ein ſo beſchauliches Leben, daß die Götter darob ſich ängſteten. Da ſandte Indra, der Gott des Himmels, die ſchönſten Weiber ſeines Reiches, Kama (Liebe) und Vaſanta (Früh-

ling), mit den fünfunddreißig Millionen Aſparaſas oder Himmelsnymphen zu ihnen herab, damit die Schönheit ſie zur Liebe reize und ſie ihrer Buße vergäßen. Die Weiſen ſaßen am Ufer des lotosumnickten Ganges, als die himmliſchen Mädchen herabkamen, und ſchauten ſo ernſt vor ſich hin, daß dieſe nicht wagten, ſie anzureden. Da begannen die Mädchen, in der Hoffnung, dadurch die Aufmerkſamkeit der Weiſen auf ſich zu ziehen, himmliſche Tänze. Sie verſchlangen die Arme zu lieblichen Gruppen ineinander, ſo daß es ſchien, Himmel und Erde ſeien durch unendliche Blumengewinde verbunden, indem die Körper wie Roſen und Lilien erſchimmerten, und die grünen Schleier wie durchſichtiges Laub ſie umwehten, bald bildeten ſie ein buntes bewegliches Dach über den Weiſen, bald ſchienen ſie künſtliche Schriftzüge, mit Perlen von Roſenfarbe, Purpur und Silber auf den Sammet des blauen Himmels geſtickt.

Aber Narayana erriet den Plan der Götter. Er nahm den Blick ſeiner Augen von ſeinem Nabel hinweg und richtete ſein Antlitz gegen die Mädchen und hieß ſie willkommen, und die Mädchen freuten ſich ſeiner Freundlichkeit und der Gewalt ihrer Reize. Da nahm Narayana einen Lotosſtengel von der Erde und ſetzte ihn vor ſich auf ſeinen Schenkel. Und der Stengel dehnte ſich und wuchs und ſchwoll, bis er dem Bilde eines Weibes glich, ſchöner als irgend ein Weib im Himmel und auf der Erde. Kama und Vaſanta aber weinten, und es weinten mit ihnen die Nymphen über ihre Schönheit, die nun übertroffen war. Narayana richtete ſein Auge auf das Bild, da ſprang die Rinde des Lotoszweiges und fiel auf beiden Seiten nieder. Und glänzender als die Sonne ſtand die Schönheit des Weibes, das Narayana erſchaffen, da, nur in den Purpur ſchamhaften Errötens gekleidet. Und Narayana mußte lächeln zum erſten Male in ſeinem Leben, und Kama und Vaſanta mußten lächeln und mit ihnen die Nymphen trotz ihres Schmerzes, denn ſolche Schönheit kann kein Auge ſchauen, ohne zu lächeln. Von jeder Regung der ſchönen Glieder zitterte die entzündete Luft und ſeufzte melodiſch auf; was der Blick ihrer Augen traf, loderte auf in farbigem Glanz; wie ſie nun in ſich gebogen dahin ſchritt, tönten die Seufzer zu ſüßen Harmonien zuſammen, und lohte es vor ihr her, wie wenn tauſend ausgebreitete Pfauenſchweife den abendglühenden Himmel fächeln. Narayana nannte das Weib Urvaſi, von Uru (der Schenkel), weil ſie auf ſeinem Schenkel ſtehend von

ihm erſchaffen worden war, und übergab ſie Kama und Vaſanta und den Nymphen, ſie Indra zu überbringen. Dazu gebot er ihnen: Saget Indra, an dieſem Geſchenke möge er ſehen, daß Narayana der Geſellſchaft der Schönheit nicht bedarf. Indra aber ſchenkte ſie ſpäter dem Gálava. —

Damit endete das erſte Blatt; wie ich zu dem zweiten greifen wollte, ſchien er ſich wieder erholt zu haben. Er fuhr nun fort in der Geſchichte: Zu ſtille Liebe, wie folgt:

Das Schickſal hatte mich Glücklichen auserſehen, jenes ſüßeſte Leben einer Todesgefahr zu entreißen. Sein vornehmſtes Werkzeug dabei war der wohlberühmte Schneidermeiſter Heidermann. Dieſes zum Ideal des Nobeln mit Gewalt anſtrebende Gemüt hatte die Äußerung einiger Mitgäſte einer benachbarten Dorfſchenke, daß Lords und Barone in London bei Nacht nie anders ritten als mit einer Laterne an jedem Knie, zur Nachahmung ſolcher Sitte begeiſtert, dieſe Sitte aber hinwiederum die hoffnungsvolle Jugend der Stadt zu jubelnder Nachfolge. Das Roß, das ſich nicht ſo leicht in die vornehme Weiſe fand als ſein Herr, ſcheute plötzlich und rannte wütend mit ihm daher, der ſich kaum noch im Sattel hielt. Das Geſchrei und verunglückte Verſuche, es aufzufangen, machten es nur wütender. Noch einige Schritte war es hinter mir, als ich vor mir in dem Fenſter einer Sänfte das lieblichſte Antlitz gewahre. Sie öffnet ängſtlich die Thüre; der eine Träger ſtrauchelt, da er hinter ſich ſehend das nahende Ungeſtüm gewahrt. Die Sänfte will eben umfallen; mit einem Sprunge ſtehe ich zwiſchen Sänfte und Pferd und fange die Dame auf; das wütende Pferd wirft mich mit dem Kopf gegen die Sänfte; ich raffe mich auf, und nur die Angſt um das lieblichſte Weſen erhält mir eben ſo lange die Beſinnung, bis ich die Ohnmächtige einem Fiaker übergeben und ihn angewieſen habe, wohin er ſie bringen ſoll. —

Sehen Sie doch, werteſte Madame Müller, ſagte der Magiſter Kauderer — und dies waren die erſten Worte, die ich, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm —, ſehen Sie doch, werteſte Madame Müller, der Juvenis macht Anſtalt, wieder zu ſich zu kommen, und ſo empfehle ich mich Ihnen, um in mein Spittel zurückzukehren, ehe geſchloſſen wird.

Edler Gefährte unſrer Rettungsthat, entgegnete eine weibliche Stimme, die etwas ausgeſungen ſchien, edler Kauderer, Sie

werden doch unſere liebenswürdige Madame Flötenſpiel noch begrüßen?

Zugleich vernahm ich von der andern Seite ein Geſpräch zwiſchen zwei jüngern Stimmen.

Und du haſt dich zurückgezogen von ihr, die wir alle für deine beſte Freundin hielten?

Herzensghismondchen, entgegnete die andere, du kennſt mein Zartgefühl. Kann ich mit dieſem Herzen die Freundin einer Tyrannin ſein, der die höhere Weiblichkeit ein Fremdling iſt? Denke dir: Luischen und Belcolore, hatten beide ſich Tücher gekauft. Ganz glücklich kommen ſie zu ihr; jede zeigt ihr ihr Tuch und will wiſſen, was ſie dazu meint. Und ſie — nein, es iſt ſchrecklich! man kann es kaum erzählen! — ſie ſagt: Luischen, Ihr Tuch iſt nicht garſtig, aber — nein, die arme Belcolore, dies durchſichtige Weſen — ich kann nicht dran denken, ohne zu weinen — du mußt wiſſen, wie die arme an einem Liebeskummer leidet; Eduard, das ſchwarzlockige Ungeheuer, ſtieß ihr den Dolch der Untreue in die Bruſt — der Menſch trug ſo feine Wäſche, und dennoch war er ein Teufel! Ja ſieh: Belcolore, ſagt ſie — Herzensghismondchen — Belcolore, ſagt die Unmenſchliche, Ihr Tuch iſt abſcheulich — denke doch, wie entſetzlich: Belcolore, ſagt ſie, Ihr Tuch iſt abſcheulich.

Nein, ſeufzte die andere tief auf, die Natur wollte eine Tigerin ſchaffen, kein zartes Weib, als ſie ſie geboren werden ließ. Ja, auf das bitterſte mußte dich das erzürnen, du ſanftes Weſen, wie ich dich kenne.

Madame Müller ſtreichelte die beiden mit der rechten Hand, in der ſie eine Priſe hielt, und ſagte zwiſchen Freude und Rührung: Daran erkenne ich meine Pappenheimer. Sehen Sie, teuerſter Magiſter Kauderer, mühſam iſt mein Streben, aber ſo lohnt es ſich.

Indem trat die Erwartete, die Herrin des Hauſes, ein, in dem ich mich befand. Magiſter Kauderer und Dame Müller traten ihr entgegen, und da ich mit dem Geſichte gegen die Thüre lag, konnt' ich, ohne den Kopf drehen zu müſſen, durch die halbgeſchloſſnen Lider alle drei bequem betrachten.

Madame Flötenſpiel war eine Brünette, halb Juno halb Venus, Dame Müller ward neben ihr zum Saturnus. Aus den dunkeln Augen der Madame Flötenſpiel ſchaute ein raſches, entſchloſſnes Weſen, dem eine gewiſſe ſüße Begehrlichkeit gar anmutig über die

Schulter ſah. Ihre Formen hatten die Fülle, die Frauen über dreißig ſo ſtattlich läßt; ihre Stimme war weich und wohlklingend; dazu gewann dieſer kräftigen und doch ſo anmutigen Erſcheinung ein gewiſſes gutmütig ſchalkhaftes Weſen jeden Beſchauer. Dame Müller ſchien neben dieſer warmen, konkreten Natur ein abſtrakter Begriff. Sie war Blondine, und zwar von der langen, hagern, ſtarknochigen Art; dabei eine Beleſene und Denkerin und hatte ſich mit aller Energie ihres Weſens auf die zarte Weiblichkeit geworfen. — Magiſter Kauderer — du wunderſt dich, daß ich bei dieſen Nebenperſonen meiner Geſchichte mit Vorliebe weile und über die Hauptperſonen und Hauptumſtände deſto ſchneller hinweggleite. Dir wird's begreiflich werden, wenn ich dir ſage, daß ich alle Aufregung ſorgfältig vermeiden muß; weshalb ich, wie du ſiehſt, meinen Puls beſtändig unter den prüfenden Fingern habe. So laß mich denn nur noch andeuten, wie Madame Flötenſpiel mich mit gleichſam taxierendem Blick überſchaute; wie Magiſter Kauderer, Madame Müller und ihre Töchter uns verließen, und ich mich ſtellte, als käme ich eben zur Beſinnung; wie ich heimkehren wollte; wie Madame Flötenſpiel die Angeln ihrer Blicke in meine Augen einzuſenken begann, indem ſie mich verſicherte, ich ſehe einem Freunde ähnlich, der ihr Herz durch Untreue gebrochen, und mich mit Sirenentönen fragte, ob auch ich ſolcher That fähig; wie ſie in der Wärme der Unterhaltung ſich neben mich aufs Sofa ſetzte, mir ſchalkhaft in die Augen ſah, ob ich, wie ſie ſagte, ſie ehrlich anſehen könne; wie ſie den einen Arm um meinen Hals legte, damit ich nicht durch Wendung meines Geſichts aus dem Examen liefe; wie ſie dazwiſchen poſſierliche Streiche trieb, und das alles ihr ſo natürlich und anmutig ſtand, daß mir heißer und immer heißer zu Mute ward, und ich fühlte, daß meine Beſinnung zum zweitenmal im Schmelzen begriffen ſei, als, ein rettender Engel, Herr Flötenſpiel eintrat; wie ich, um es möglichſt kurz zu machen, endlich für die Aufnahme dankend mich empfahl und, nur auf das Verſprechen baldigen Beſuches entlaſſen, den herbeigerufenen Flaker beſtieg. Der Schrecken, die Angſt um die geliebte Geſtalt hatten ein Unwohlſein zur Folge. Vierzehn Tage mußt' ich das Bett hüten. Madame Flötenſpiel zeigte ihre Teilnahme durch öftere Nachfragen nach meinem Befinden, über alle Schmerzen aber und ſelbſt über die Langeweile erhob mich das Bewußtſein des Dienſtes, den ich jenem

Wesen geleistet hatte, das ich mehr liebte als mich; und nur die Sorge, wie auf sie der Schreck jener Stunde gewirkt haben möge, konnte der Freudigkeit zuweilen Abbruch thun, von der ich mein ganzes Innere erhellt und erwärmt fühlte. —

Hier untersuchte er seinen Puls. Da er ihn zu bewegt fand, machte er abermals eine Pause. Ich aber nahm das zweite Blatt der indischen Geschichte und las:

Nun trug es sich zu, daß Gálava, als er hinlänglich unterrichtet war, seinen Lehrer, den weisen Jamadagni, anging, ihm zu sagen, durch welches Geschenk er seine Dankbarkeit gegen ihn an den Tag legen könne. Jamadagni entgegnete ihm, er verlange nichts. Gálava wiederholte seine Bitte, Jamadagni seine Antwort. Da ging Jamadagni hinweg, weil er nicht mehr antworten mochte, aber Gálava folgte ihm und ließ nicht ab zu bitten. Und Jamadagni verließ seine Einsiedelei und seine Säule und floh vor ihm von einem Ende der Welt zum andern, aber Gálava verfolgte ihn unermüdlich mit seinen Bitten. Da ward der weise Lehrer zornig, daß ihm der Bart zitterte. Wohlan, schrie er, du Lästigster unter allen Menschen, so schaffe mir denn sechshundert Pferde, alle weiß am ganzen Leibe bis auf das rechte Ohr, das schwarz sein muß.

Gálava ging in seine Einsiedelei und betrachtete hundert Jahre lang seinen Nabel und büßte, um sich auf seine Reise vorzubereiten. Dann begab er sich mit Urvasi, die Indra ihm geschenkt, auf den Weg. Er durchzog die ganze Welt; zuerst aber kam er zu dem Könige Pururavas, der zweihundert von den Pferden besaß, die Jamadagni von ihm verlangt hatte. Diesem gab er Urvasi zur Frau und erhielt, da die Nymphe dem König eine Tochter geboren hatte, die zweihundert Rosse von ihm zum Geschenke. Drauf entwich er mit Urvasi, die die Gabe hatte, daß sie ewig Jungfrau blieb, nach Persien zu dem Geisterfürsten Asumani und vermählte ihm die Nymphe. Da diese dem Geisterfürsten eine Tochter geboren hatte, erhielt er auch von diesem die zweihundert Rosse, die er von jener Art besaß, wie der weise Jamadagni sie verlangte. Nun waren noch zweihundert solcher Tiere auf der Welt; sie besaß an der westlichen Grenze der Welt ein Held und Fürst, der von seinen Landesgenossen Herr Dietrich von Berne genannt war. Von diesem erhielt er sie auf gleiche Weise, wie er die andern von Pururavas und dem Geisterkönig Asumani erhalten hatte. Nun brachte er die

Roſſe nebſt der ſchönen Urvaſi zu Jamadagni und ſchenkte ihm beides, die Roſſe und das Mädchen. Urvaſi gebar aber von dem Weiſen ihre vierte Tochter, dann gab ſie Jamadagni dem Gálava und Gálava dem Indra wieder zurück. —

Das war es, was auf dem zweiten Blatte gedruckt ſtand. Wie ich das dritte beginnen wollte, hatte er ſich wieder erholt und fuhr folgendermaßen in ſeiner Erzählung fort:

Der Schützenhausgarten war angefüllt mit geputzten Figuren. Nur an einem Tiſchchen war noch Platz für mich. Der mir zunächſtſitzende Herr wandte mir das Geſicht zu; es war Herr Flötenſpiel. Er grüßte mich mit der ſüßſauern Miene, die ihm eigen zu ſein ſchien, griff ſodann nach dem Glaſe, welches der Kellner mir eben gebracht, trank und ſagte ganz ruhig: Das iſt wohl das Ihre? Mein Arzt hat mir das Bier verboten; nun paſſiert mir immer, daß ich in der Vergeſſenheit ein Glas, das in meiner Nähe ſteht, für das meine anſehe, indem ich denke, ich hätte mir welches geben laſſen. Ich würde Bier trinken dürfen, wie ſonſt, fuhr er fort, wenn ich nicht geheiratet hätte. Jeden Chriſtenmenſchen ſollte man vor dem Heiraten warnen. Aber ſehen Sie, das kommt davon: Ich kann's meiner Frau nicht wehren, daß ſie Geld von ihrem Vermögen ausgiebt, und mehr ausgiebt, als mir lieb iſt, denn das hat ſie ſich, wie noch manches andre, wie wir uns heirateten, ſchriftlich ausbedungen. Sie iſt täglich, wo etwas los iſt; es mag nun Wohlthätigkeit getanzt werden oder auch nur ein ſimples Gelärm von einem Gartenkonzert ſein. Nun kann ich nicht zu Hauſe bleiben; ich ſehe innerlich, wie ſie Groſchen vor Groſchen hinwirft, da duldet's mich nicht mehr zu Hauſe. Nun gehe ich in denſelben Garten und ſetze mich, wenn es möglich iſt, an einen Tiſch, dem ihrigen gegenüber. Da iſt's denn nun meine ganze Unterhaltung, mich zu ärgern. Kein Kind, kein Dienſtmädchen kann das unglückliche Weib ſehen, ohne daß es ihnen die Backen voll Kuchen ſtopft, und wenn nun ſolch ein ausgehungertes Geſicht von Betteljungen ſo recht ins Zeug hineinbeißt, kann ſie ſich vor Freude kaum laſſen, und ich geſchlagener Mann ſitze nun da und zähle Groſchen um Groſchen nach, und mit jedem Groſchen ſetzt mir der Wurm einen Zahn in den Magen.

Als er ſo geſprochen hatte, ſeufzte er tief auf, trank mit einem Zuge mein Glas vollends leer und ſagte trocken: Das iſt wohl das Ihre?

Flötenspiel, sagte sein Vis-à-vis, erzählt uns doch einmal den siebenjährigen Krieg. Aber erst schaut einmal dort hinüber, wie dem kleinen Veilchenhändler der Kuchen schmeckt, den Eure Frau ihm bissenweise in den Mund schiebt und sich tot lachen will, wenn der Kleine den Mund schon für den zweiten Bissen begehrlich öffnet, eh' der erste noch hinunter ist.

Herr Flötenspiel seufzte auf und drückte sein Taschentuch krampfhaft in der Hand zusammen.

Beruhigt Euch, sagte ein anderer, und alle zusammen: Erzählt uns den siebenjährigen Krieg!

Mir ist's gerade nicht so, entgegnete Herr Flötenspiel; weil ihr's aber haben wollt, so kann's geschehn. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn — das ist wohl das Ihre? — Gott hab' ihn selig, denn er lebte damals noch und hat uns Kindern den siebenjährigen Krieg so oft erzählt, daß wir ihn auswendig wissen. Der siebenjährige Krieg war aber so:

Die Geschichte vom siebenjährigen Krieg.

Es war schon ziemlich weit hin, erzählte mein Vater; ich und eure Mutter waren noch auf. Damals nämlich wurde nicht so viel geschlafen als jetzt, denn die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und das Fleisch war gar nicht zu bezahlen. Lichte und Öl waren nicht wohlfeiler, drum saßen wir im Dunkeln oder auch eigentlich nicht im Dunkeln, denn der volle Mond hing in die Stube herein wie ein Kürbis. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Wie gesagt, es war schon spät, als mein Vater und meine Mutter noch aufsaßen. Sonst hatte er abends gewöhnlich in der Bibel gelesen, aber seine Augen wurden mit jedem Tag älter, und alles war teuer. Da sprachen sie nun von dem und dem und von diesem und jenem; jetzt fiel meinem Vater etwas ein, dann meiner Mutter; manchmal sangen sie auch ein Kirchenlied, denn meine Mutter hatte eine schöne Stimme, und Öl und Lichte kosteten noch einmal so viel als sonst. Der Pfarrer aber war klug genug. Damit er das Geleucht ersparte, kam er abends bald zu dem, bald zu dem, und man mußte ihm noch obendrein Papier geben, worauf

er dann mit Bleiſtift, wie er ſagte, etwas aufſchrieb, was ihm eingefallen war. Denn wenn der Pfarrer abends zum Beſuche kam, konnte man ihn nicht im Finſtern ſitzen laſſen. Und ſo machte er ſeine Predigten, und die guten Narren mußten ihn in Licht und Papier dabei frei halten. Mein Vater aber war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. — Das iſt wohl das Ihre? —

Weil nun, wie geſagt, der Pfarrer dieſen Abend nicht bei meinen Eltern war, ſo ſangen ſie noch: Nun ruhen alle Wälder, machten die Laden zu und dann die Thüre und legten ſich in Gottes Namen zur Ruhe. Es gab damals viele Leute, die nicht ſo ruhig ſchliefen, als meine Eltern, denn die Butter koſtete einen Thaler und acht Groſchen, und das Fleiſch war nicht zu bezahlen; und der Hunger iſt ein unbequemer Bettgenoſſe; er dreht ſich im leeren Magen hin und her, wie einer, der nicht ſchlafen kann, und wer ihn im Leibe hat, dem geht's nicht beſſer. Meine Eltern aber, Gott habe ſie ſelig, ſchliefen, bis ſie aufwachten, und da war die Nacht vorbei, und es war Tag. Denn mein Vater war ein eigenſinniger Mann; alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. — Das iſt wohl das Ihre? —

Nun trank er früh im Bette gern einen Kümmel. Diesmal aber wußte er nicht, ſollte er's thun, oder ſollte er's nicht thun. Denn es war alles teuer; die Butter koſtete einen Thaler und acht Groſchen, und das Fleiſch war nicht zu bezahlen. Endlich aber dachte er: Geſtern war der Pfarrer nicht da, und du haſt Geleuchte und Papier zu ſeiner Predigt erſpart. So, dachte er, kannſt du in Gottes Namen einen trinken. Meine Mutter war ſchon auf; ehe ſie noch ihr Halstuch umthat, ging ſie gewöhnlich an den Schrank, worin die Flaſche ſtand. Dasmal aber wurde meinem Vater ſein Kümmel verkümmelt. Draußen ging's auf einmal los, als ſollte die Welt untergehen. Pferde trabten vorbei. Das wieherte und trompetete und raſſelte und fluchte und ſakramentierte dermaßen durcheinander, daß mein Vater mit gleichen Beinen in die Hoſen fuhr. Er war ein beherzter Mann, aber es war ihm nicht einerlei, wie er den Laden aufmachte, um zu ſehen, was es gebe. Und das geſchah nicht nur bei meinen Eltern, ſondern in allen Häuſern war Angſt und Schrecken; draußen aber war der ſiebenjährige Krieg.

— Sehen Sie, das war der ſiebenjährige Krieg, und iſt kein Wort davon oder dazu, denn mein Vater war ein eigenſinniger Mann. Alles und jedes mußte an ſeinem Platze ſein, und alles und jedes mußte zu ſeiner Zeit geſchehn. — Das iſt wohl das Ihre? —

Nachdem Herr Flötenſpiel ſeiner ſchönen Erzählung halber belobt worden war, forderte man ihn auf, noch etwas Belehrendes der Art zum beſten zu geben. Er aber deutete auf ſeine Frau, die eben aufbrach, und ſagte: Sehen Sie, lieben Freunde, nun wird ſich wo anders geärgert. Gott behüte einen Chriſtenmenſchen vor dem Heiraten. Ich habe ihr ſechzehn Groſchen Courant nachgerechnet, die ſie hier unnötigerweiſe für Kuchen — ſehen Sie, ſie hat ein Stück liegen laſſen; ehe die Kellner abräumen — Diener von Ihnen. —

Der Tiſch, den Madame Flötenſpiel und ihre Geſellſchaft inne gehabt, wurde alsbald von einer andern eingenommen. Ein ältlicher dicker Herr und zwei junge Damen, die eine von überaus edler Geſtalt, nahmen an ihm Platz. Die Damen ſaßen von mir abgewandt und unterhielten ſich; die kleinere zeigte große Lebendigkeit und ſchien die Koſten des Geſprächs faſt allein zu tragen. Der Herr ſenkte wie in ſtiller Beſchaulichkeit ſein Antlitz nach vorn und hielt ſeine Augen unverwandt auf den unterſten goldnen Knopf des feinen blauen Fracks geheftet, der über Nankingbeinkleidern zugeknöpft ſeinen ſtattlichen Leib umgab. Augen, Naſe und Mund waren von ſo bedeutender Größe, daß das ganze Geſicht eben nur aus Augen, Naſe und Mund zu beſtehen ſchien; den träumeriſchen und doch ſcharfen Ausdruck ſeiner Augen verſtärkten noch um ein Großes die ſtarken langhaarigen ſchwarzgrauen Brauen, die über ſie herabhingen wie Gras und Flechten aus dem alten Geſteine gewachſen über die hohlen Fenſter einer Ruine. —

Jetzt wandte ſich die edle Geſtalt — ihr Auge glitt über mich hin — ſie war's, der Engel des Herrn Fintlein, die Sängerin, die von mir Gerettete! Sie wandte ſich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an den dicken Herrn, dem ſie zu erzählen ſchien, indem ſie zuweilen herüberſah zu mir. Der dicke Herr erhob ſich und kam mit vornehmer Freundlichkeit auf mich zu.

Entſchuldigen Sie — meine Tochter ſagt mir ſoeben, in Ihnen erkenne ſie den Retter aus Lebensgefahr, den uns alle angewandte Mühe bisher nicht auffinden ließ. Darf ich — unterbrach er ſich ſelbſt, indem er eine koſtbare goldene Doſe präſentierte. Es war mir

äußerst unangenehm, fuhr er dann fort; denn ich bleibe nicht gern schuldig — mein Name ist Jammerdegen. Ich bin, wie Sie wohl gehört haben werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen — kommen Sie doch mit herüber. Sie heißen?

Ich nannte meinen Namen und folgte ihm pochenden Herzens. Es ist wahrlich nichts Kleines, auf einmal mit allen seinen Unvollkommenheiten vor der zu stehen, um deren Heiligenbild man einen Himmel gebaut hat von geträumten Herrlichkeiten, und nun einem solchen Blicke begegnen zu müssen, vor dessen Klarheit alles Geckische, alles Verwirrte, Düstere, Unganze in uns abfällt und wir mit Schrecken sehen, wie arm wir sind und daß nun eigentlich gar nichts in uns stehen bleibt, was ihr gefallen könnte, der zu gefallen der einzige Wunsch unseres Lebens ist. Und doch lag in diesem Blick eine Milde, ein Versöhnendes, Friedengebendes, ein — da haben wir's; mein Puls läutet wieder einmal Fiebersturm.

Er ging auf und ab, um sich zu beruhigen; derweile nahm ich das dritte Blatt der indischen Geschichte und las:

Die vier Töchter der Urvasi wuchsen auf und wurden der Mutter gleich an Schönheit und Anmut, so daß jede in dem Land ihres Vaters für das Schönste galt, was je ein Auge gesehen. Urvasi, die gern einmal ihrer sich erfreuen wollte, bat Indra, diesen Wunsch ihr zu gewähren. Da schickte Indra seine Gandharbas ab, die sie während der Nacht von ihrem Lager holten und sie zu Urvasi brachten, ohne daß die Schlummernden gewahr wurden, was mit ihnen vorging. So sehr sie beim Erwachen staunten, sich an einem ihnen fremden Orte zu befinden, so gewannen sie sich bald lieb, und gewannen sich so lieb, daß sie sich nie wieder trennen wollten. Auf Urvasis Bitten wies Indra den Prinzessinnen einen der herrlichen Haine von Gandhamadana zum Aufenthalte an. Dort freuten sie sich in ewiger Jugend der heiteren Gegenwart und ihrer Liebe. Jetzt erquickten sie die schmachtenden Lotosblätter ihrer Glieder in den krystallenen Fluten der Mandakini, und es kamen die goldgelben Schwäne herbei, schmiegten sich liebkosend unter sie und trugen sie wie lebendige Kähne am schattigen Ufer dahin; wenn sie schlummerten, fächelten sie unzählige weiße Pfauen mit ihren stolzen Schweifen, und der süße Koil (Kokila) wiegte sie ein und weckte sie wieder mit seinen schönsten Liedern. Und sie liebten sich so, daß sie umarmt gingen,

umarmt ſaßen und umarmt ſchliefen. Und ließen ſich ihre Hände im Schlummer, ſo ſchraken ſie auf und faßten ſich von neuem.

Eines Tages erwachten die drei älteſten eher als die jüngſte, und weil dieſe ſo ſanft ſchlummerte, blieben ſie ruhig neben ihr liegen, damit ſie ſie nicht weckten. Da ſagte die älteſte zu den beiden andern: Sehet doch, Geliebte, welch ſeltſamer Hügel unter den dichten, ſchattenreichen Äſten des breiten Jambu dort!

Es ſind Zellen der weißen Ameiſe, ſagte die zweite, und aus den Zellen iſt Kuſagras gewachſen und buntfarbiges Moos.

Was aber, ſagte die erſte wieder, mag den Glanz verurſachen, der aus dem Hügel durch die beiden Öffnungen dringt, die nebeneinander ſtehen wie zwei Schweſterſterne?

Gewiß, ſagte die dritte, ſind es zwei edle Steine; wollt ihr, ſo graben wir ſie aus.

Da die jüngſte eben erwachte, ſo begaben ſie ſich zu dem Hügel der weißen Ameiſen; jede der drei älteſten brach einen Kuſahalm ab und fuhr damit in eine der beiden Öffnungen. Kaum aber hatten ſie die Halme eingeſenkt, als Blut aus den Öffnungen drang. Da erſchraken die Mädchen, daß ihre Haut erſtarrte und ihre Antilopenherzen zitterten.

Es war aber Chyavana, der Sohn Bhrigas, des Sohnes Brahma, der gewaltigſte aller Weiſen, der über himmliſchen Dingen brütend, ſeinen Nabel alſo tiefſinnend beſchaute, daß ihn die weißen Ameiſen mit ihren Neſtern überbaut hatten. Aus einigen der verwitterten Neſter war Gras und Moos gewachſen. Urvaſi, die eben daher kam, als ihre älteſten Töchter dem Weiſen mit Kuſahalmen in die Augen ſtachen, fürchtete die Rache des Gewaltigen und bat Indra, er möchte die drei in die entfernteſte Weltgegend entrücken. Indra gewährte ihr die Bitte und entrückte ſie ſamt dem Haine von Gandhamadana in den fernſten Weſten der Welt. Aber der weiſe Chyavana erhob ſich und ſchüttelte im Zorn ſeine Glieder, daß die Ameiſen von ſeinem Leibe weithin in die Lüfte ſtoben. Seitdem findet man die Ameiſen in aller Welt. Und Chyavana fluchte den Mädchen und dem Lande, das ſie aufnahm, und ſprach: So ſoll Flachheit Land und Volk ſtrafen, wohin ihr floht vor meinem Zorn. Einander nahe, ſeid ewig getrennt. Nur dann endet die Kraft meines Fluches, wenn — hier fiel der erzürnte Weiſe in eine fremde Sprache. Folgende ſind die Worte, die er ſprach, und die bis jetzt kein Brahmane enträtſelt

hat. (Hier stehen, merkt der Übersetzer an, in Sanskritlettern folgende deutsche Worte: Wenn, wo ihr lebt, ein reicher Buchhändler einst einem unberühmten Autor den Verlag eines seiner Werke und zugleich seine einzige Tochter selbst zum Weibe anbietet.) Urvasi, so fährt das Manuskript fort, Urvasi, die das Schreckliche vernommen hatte und Schrecklicheres noch befürchtete, fiel ihm zu Füßen und richtete die unwiderstehlichen Blicke ihrer Lotosaugen bittend auf ihn. Als die Nymphe so in dem ganzen verführerischen Glanze ihrer Reize vor ihm lag, begann sein Mund zu stammeln, seine Augen gruben sich ein in ihre Schönheit wie zwei lüsterne Bienen ins Schattiginnerste der Mangoblume, und er vermochte nicht, ihnen zu wehren. Da floh er in eine Einsiedelei, und es währte hundert Jahre der Selbstbeschauung und Buße, bis seine Brust wieder so ruhig atmete, daß er fortsprechen konnte die Worte seines Fluches. Aber von seinem Feuer glimmten nun auch nur die Kohlen noch. Und er sprach: Barmherzigkeit will ich üben um deiner Schönheit willen, wo ich das Schwert des Rechtes gezückt in meinen Händen führe. Euch sei das Süßeste, was Menschen und Götter kennen, die der Beschaulichkeit nicht leben, euch sei die Lieblichkeit der Liebe ein Trost. Doch jede von euch soll dem, den sie erkiest, eine Bedingung auflegen, die — der Weise schien noch viel zu sprechen, aber er murmelte, schon wieder in die Betrachtung seines Nabels sich vertiefend, so leise, daß der Bart die Worte fraß, und das Ohr der Weltgeschichte vergeblich lauschte. —

Das war es, was auf den drei Blättern stand, mithin war ich am Ende der Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und von dem Fluche des heiligen Weisen Chyavana. —

Er fuhr fort in der Erzählung der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe: Was soll ich zu meinem Schmerze jedes Wort wiederholen, was wir wechselten, während Herr Jammerdegen in tiefer Beschaulichkeit den untersten der fünf goldenen Knöpfe betrachtete; was soll ich die Schneide meiner Sehnsucht schärfen durch die Aufzählung und Schilderung der Blicke, die bald Boten wurden eines süßen Verständnisses. Dir genügt zu wissen, daß wir uns öfter sahen, daß wir beide wußten, daß wir uns liebten, ohne daß ein Wort dies Verhältnis je berührt hätte. Das Kind eines Buchhalters von Herrn Jammerdegen, ein wunderschöner Knabe, den Fides stets um sich

hatte, war das Mittelwesen, in dem wir uns körperlich berührten. Es starb. Ein Lied, wenn man einen solchen kunstlosen Erguß Lied nennen mag, das ich zu jener Zeit aufschrieb, mag dir die Sache erklären. Späterhin hab' ich ihm den Namen gegeben:

Zu stille Liebe

Ein Dämmerlied

Zwei liebten sich und wollten's sich nicht sagen.
Sie küßten sich auf eines Kindes Munde,
Beschauten sich nur durch des Kindes Augen
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht sprechen,
Nicht sehen mehr und auch nicht mehr sich küssen.
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden,
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede
Und sind am End' vor Sehnsucht gar gestorben.

So standen die Sachen, als eines Tages auf dem Augustusplatze ein Freund mir begegnete, der mit wichtigem Blick mich fragte, ob ich eine Neuigkeit wissen wolle. Weißt du denn, daß Jammerdegens Fides heiratet?

Soll ich das Chaos von Schrecken, Schmerz, Wahnsinn noch einmal fühlen, indem ich dir erzähle, wie mir bei diesen Worten zu Mute ward? Der Freund schien meinen Zustand nicht zu bemerken und fuhr fort: Alle Welt wundert sich, daß das schöne, reiche Mädchen solch einen verlebten, kranken Häßlichen heiraten will. Aber die Krankheit und die Häßlichkeit des Patrons ist es eben, was sie ihm gewonnen hat. Weil sie so ganz anders ist wie die andern, ist sie allen ein Rätsel. Können sie doch schon nicht begreifen, wie sie, die nicht etwa eine Kopfhängerin oder ein überzartes Leipziger Wesen, sondern ein lebenskräftiges und gesundes Mädchen ist, nicht an Bällen und dergleichen Vergnügen findet und sich nur wohl befindet, wo sie helfen kann, unter Armen und Kranken — von denen auch du einer bist. Dazu kommt noch, daß der unermeßlich reiche Bräutigam ihr eine sehr bedeutende Summe jährlich zur Disposition zu stellen versprochen hat, wenn sie ihn heirate, mit deren Hilfe sie ihren Trieb zum Wohlthun leichter befriedigen kann.

Der Freund verließ mich. Ein Frost schüttelte mich, ich fühlte den Tod in allen meinen Gliedern. Ich wußte, daß, was der Freund mir erzählt, nur ein lügenhaftes Gerücht sein konnte, dennoch wurde mir immer fieberischer. So ging ich denn in die Walderichsche Restauration, die, wie du weißt, in der Dresdener Straße, der Post gegenüber, liegt, um Zerstreuung und Erwärmung in einem Glase Punsch zu suchen, eine Hoffnung, die kurz vor mir drei junge Männer hereingeführt hatte, die, wie du bald hören wirst, an demselben Übel litten wie ich.

Ich kann's nicht begreifen, sagte Herr Walderich, wie man solche Dummheiten nachreden kann, die irgend ein loser Vogel ersonnen hat, einem Albernen etwas aufzubinden. Zweierlei kann mich zum unbändigsten Zorn reizen, nämlich wenn einer mir zeigt, daß er mich für schlecht, oder daß er mich für dumm hält.

Ich sage Ihnen, entgegnete einer von den Gästen, die ganze Stadt ist voll von den drei Dingen. Erstlich einmal soll sich am letzten Freitag im Februar auf dem Schneckenberg ein herrliches Schloß haben sehen lassen.

Ein langer Seufzer unterbrach den Sprechenden. Er kam von einem Tische, an dem drei junge Männer saßen.

Zum zweiten, fuhr jener fort, logiert im Hotel de Bavière gegenwärtig eine Dame von unendlichen Reichtümern, die anstatt eines Kopfes, wie es bei lebendigen Menschen üblich ist, einen Totenkopf auf dem Halse trägt.

Wieder erscholl von jenem Tische her ein Seufzer.

Die dritte Merkwürdigkeit endlich ist, daß alle acht Tage im Härtelschen Palais bei Nacht eine wundersam fremdartige Musik sich hören läßt, ohne daß ein lebendiger Mensch drinnen sich aufhält.

Ein dritter Seufzer erklang von dem Tische, an dem die drei jungen Männer saßen, und lenkte alle Blicke dahin. Es waren drei blasse Gesichter; das eine zeichnete ein außerordentlich langes Haar, das zweite ein schwarzes Pflaster auf der linken Wange, das dritte ein starker Knebelbart aus. Auf jedem der drei Gesichter stand in deutlichen Lettern das verlorene Lebensglück zu lesen. Keiner sprach eher ein Wort, als da die anderen Gäste, im Schachspiel vertieft, sie nicht mehr zu gewahren schienen. Da mich die drei ungemein interessierten, und ich in der Stimmung, in welche mich des Freundes Mitteilung versetzt hatte, mich vor dem tête-à-tête mit mir selbst

fürchtete, so ließ ich eine Bowle Punsch bringen und bat jene, meine Gäste zu sein. Ich erfuhr nun, daß sie drei Litteraten waren, der Langhaarige gab sich daneben mit dem Sanskrit ab, der mit dem Pflaster hatte sich auf das Altdeutsche und auf die politische Poesie geworfen, der Litteratus mit dem Knebelbarte endlich übersetzte persische Lieder ins Deutsche.

Wir wurden bei jedem Glase bekannter. Endlich sagte ich, indem ich das meine erhob: Was wir wünschen! Alle drei seufzten auf, wie vorhin bei der Erzählung von den drei Gerüchten. Da der Langhaarige meine Verwunderung bemerkte, sagte er: Sie wundern sich über den Eindruck, den das Wort Wünsche auf mich gemacht hat; wollen Sie die Erzählung meiner Schicksale anhören, werden Sie ihn begreiflich finden. Er erzählte:

Geschichte des ersten Litteraten

In meinem siebenzehnten Jahre, begann der erste Litterat seine Geschichte, in meinem siebenzehnten Jahre war ich Laufbursche bei dem Schuhmachermeister Fintlein in der kleinen Fleischergasse. Ich fühlte auf das lebendigste in mir, daß ich zu anderen Dingen bestimmt sei, als zum Wasserholen, Stiefelwichsen und was damals noch sonst meines Amtes war. Da ich nun dies alles mit Widerwillen trieb, so ist es kein Wunder, daß es oft nicht zu meinem Lobe ausfiel, und ich böser Worte genug vernehmen mußte, was meinen Widerwillen nur wieder verstärkte. Das einzige, was in jenen Tagen trauriger Knechtschaft mich erhielt, war ein Freundschaftsbund, den ich mit zwei gleichgeplagten Wesen gestiftet hatte. Der eine, ein schlanker, zarter Junge, war dem Schneidermeister Heidermann eine Treppe tiefer das, was ich eine Treppe höher Herrn Fintlein war. Der andere, der Pflegesohn einer gewissen Madame Müller, ein blonder Krauskopf mit treuherzig blauen Augen und roten Backen, wohnte uns gegenüber. Wir wußten uns auf unsern Berufswegen zu begegnen; da ging denn die eine Hälfte des halben Stündchens, das wir zu erübrigen wußten, mit Klagen über die Gegenwart, die andere Hälfte mit Träumen in die Zukunft hin. So saßen wir einst, während unsere Tyrannen uns im Schweiße unseres Angesichts glaubten, ganz gemütlich beisammen. Einige noch unbesetzte Buden und unausgepackte Kisten, denn es war gerade die Ostermesse, verbargen uns vor jedem Späherauge, das unsere Muße unseren Tyrannen

hätte verraten können. Wir saßen auf unsern Holzpantoffeln zu ebener Erde und schauten träumend in das helle Frühlingsgewölk hinein, das eilend über uns dahinzog.

Endlich sagte ich: Wißt ihr, was ich eigentlich werden möchte? Ein schwedischer General! Da dürfte mich Herr Fintlein nicht um jede Kleinigkeit aushunzen, und wenn ich Semmeln holte, ginge ich in Uniform; wie würde der dicke Bäcker dann Respekt bekommen, und Madame Nauplius, die hübsche junge Fleischerin an der Ecke, was würde die für Augen machen!

Hier unterbrach den Litteraten mit dem langen Haar der Litterat mit dem Pflaster, und seine Stimme zitterte vor Freude: Der schlanke Schneiderjunge hatte seine Augen fest auf das große Haus gerichtet, welches ihm gegenüberstand. Wenn ich das große Haus hätte, sagte er, brauchten wir nicht mehr auf offner Straße zusammenzukommen, wo einer unserer Tyrannen uns doch einmal finden kann. Das schönste Zimmer behielten wir dazu; das Übrige würde vermietet und dafür Pfefferkuchen gegessen.

Der Litteratus mit dem Knebelbarte stand auf und sprach in großer Bewegung: Der kleine blonde Krauskopf aber sagte: Wer ein Pascha von drei Roßschweifen wäre! Dann weinte ich nicht mehr, wenn ich betteln muß, sondern zöge meinen türkischen Säbel heraus. Wie würde mich dann Madame Müller loben, brächte ich nicht bloß schlechte Pfennige nach Hause.

Noch nicht ausgesprochen hatte der dritte Litteratus, als sich alle drei lachend und weinend in den Armen lagen.

Hundert Fragen flogen hin und her. Erzähle du nun fort, sagte der zweite Litteratus, dann melden auch wir nach der Reihe unsre Abenteuer; auf diese Weise erfahren wir in kürzerer Zeit und in besserer Ordnung, wie es jedem ging, und wie es ihm noch geht, als durch verwirrendes Hin- und Herfragen.

So fuhr denn der erste Litteratus in seiner Geschichte fort: Wir träumten, sagte er, und träumten; darüber verging Stunde um Stunde, und die einbrechende Nacht erinnerte uns zu spät an das Nachhausegehen. Wir stoben auseinander und haben einander nicht wiedergesehen, bis wir nun uns so unerwartet wiedergefunden haben. Wie ich nach Hause kam, blieb Meister Fintlein ruhig auf seiner Brücke sitzen und sah sich nicht einmal nach mir um, sondern zeigte jene schreckliche Ruhe, die einem Gewittersturm voranzugehen pflegt.

Ein alter verabſchiedeter preußiſcher Korporal, der ihn jeden Abend zu beſuchen pflegte, ſaß ihm gegenüber und dampfte aus einem thönernen Pfeifenſtück, das er, wenn er einige Züge gethan hatte, vor ſich hin hielt, indem er es nachdenklich zu betrachten ſchien. Endlich bewegte er nach alter Leute Art erſt wie ſprechend den Mund, ehe er begann: Ich weiß nicht, Monſieur Fintlein, ob Sie die Geſchichte wiſſen vom alten Fritzen, die ſich im Anfang des ſiebenjährigen Krieges zugetragen hat? Herr Fintlein verneinte.

Ja ſeht ihr, ſagte der alte Soldat, der alte Fritz hatte einen Blick in ſeinen Augen, der deſperat war. Wenn er einen armen Sünder nur anſah, ſo fiel der in die Kniee und geſtand alles, was er auf ſeinem Gewiſſen hatte. Wenn er dieſen Blick nicht hatte, war er in der Schlacht bei Lowoſitz verloren. Da ſieht er ſich einmal per Zufall um, und was ſieht er? Einen öſterreichiſchen Grenadier ſieht er ganz in der Nähe, der die Flinte auf ihn angeſchlagen hat und eben losſchießen will. Da denkt der alte Fritz, wenn der losſchießt, ſo iſt der ſiebenjährige Krieg in den vier erſten Wochen zu Ende. Was thut nun der alte Fritz? Der alte Fritz ſieht den Kerl mit ſeinem deſperaten Blick an, ſo daß der hinfällt vor ihm, die Flinte wegwirft und anfängt, alle ſeine Sünden zu geſtehen, die er in ſeinem Leben begangen hat. Aber der alte Fritz lachte ſich ins Fäuſtchen, daß das Ding ſo gut abgelaufen war, und ritt davon.

Meiſter Fintlein lachte ärger als der alte Fritz und konnte ſich gar nicht wieder zufrieden geben. Der Korporal aber, der nicht ſicherer zu beleidigen war, als wenn man über ſeine Geſchichten lachte, ſtieg von ſeinem Stuhle auf und ging mit einem kirſchroten Geſichte umher, indem er leiſe vor ſich hin fluchte. Ein böſes Ungefähr, wenigſtens hielt ich es damals dafür, ein böſes Ungefähr wollte, daß er in dieſer Stimmung meiner anſichtig wurde. Ich ſaß in einer Ecke und ſpann Hanf. Er trat vor mich hin, wichſte ſeinen grauen Schnauzbart und ſchnauzte mich an: Willſt du auch ſolch ein Schuſter, ſolch ein Monſieur Pechvogel werden?

Nein, Herr Korporal, ſagte ich in Angſt; ich will kein Schuſter werden, aber ein General will ich werden.

Was? ſchrie der alte Soldat, froh, eine Kreatur gefunden zu haben, an der er ſeinen Zorn auslaſſen konnte. Ich hab's nicht weiter gebracht als bis zum Korporal, und ſolch ein Eſel von Schuſterjungen will General werden? Und ſolch ein Monſieur Fintlein will mir meine Geſchichten verdeteſtieren?

Damit zog er mich mit der Kraft eines alten Löwen hinter meinem Spinnrade vor, warf mich über einen Schemel und bearbeitete mich mit ſeinem alten Korporalſtock auf das beſte.

Herr Fintlein aber geriet aus ſeinem Lachen plötzlich in gleichen Zorn. Solch ein Korporalſtecken will dem Fintlein eins aufſtecken? Wer's aber nicht ruhig einſteckt, das will ich ihm ſtecken! So ſchrie Herr Fintlein und — ſchlug mit dem Korporal um die Wette auf mich los.

Ich habe andern Leuten meine Geſchichten erzählt; dem General Möllendorf habe ich meine Geſchichte erzählt; weiß Er das?

Dieſer Junge iſt dazu da, daß ich ihn prügle; es hat niemand anders meinen Jungen zu prügeln. Ich bin ſelbſt alt genug, meinen Jungen zu prügeln. Weiß Er das?

So wurden die beiden, indem ſie ſich zankten, immer heftiger, und ich Unglücklicher konnte an einem gewiſſen Teile meines Leibes ihre zunehmende Hitze gradweiſe meſſen. Lange ertrug ich's mit heldenmäßiger Faſſung, endlich aber riß ich mich los und rannte vor Schmerz und Wut laut weinend davon.

Wo und wie lange ich nun, von Schmerz, Scham und Wut betäubt, herumgelaufen ſein mag, das weiß Gott. Die Beſinnung kam mir wieder in der Gegend des Café français, als ich mich vergebens fragte, ob ich wache oder ob ich träume. Denn vor mir lag ſtatt des Schneckenberges ein herrliches Schloß, rotglühend, wie aus einem einzigen Rubin geſchnitten. Und rings um das Schloß wiegten rieſige Bäume ihre ſeltſam geformten Blätter in ſommerwarmer, von den ſüßeſten Düften träufender Luft. Große, rote Blumen, wie ich hernach erfuhr, Lotosblumen, winkten aus dem ſmaragdenen Grün wie halbgeöffnete, küſſedurſtige Mädchenmünde. Ohne zu wiſſen, was ich that, ſchritt ich immer weiter in dieſe Herrlichkeit hinein. Jetzt dehnte ſich, zitternd im Mondenſcheine, unüberſehbar vor mir ein blinkender See, von weißen und goldgelben Schwänen berudert. Drin ſpiegelte ſich das rubinrote Schloß und die ſchlanken Palmen mit den tauſend und abertauſend Pfauen, deren Flügelſchlag die lauen Lüfte ſanft kühlend bewegte. Der See hatte ſeinen Zufluß von einem Waſſerfall, der in unzähligen Abſätzen von einem Gebirge herabkam, welches in dunkeln Wald gekleidet von Höhe zu Höhe aufſtieg, bis ſeine letzten blauen Spitzen mit dem Himmel verſchwammen. Hier rollten die Waſſer mit ſanfter Gewalt

zu Thal in den See hinab; ein Brausen aus der Ferne erzählte, daß sie weiter oben jäher herabstürzen mußten. Rechts, wo ein Teil der Wasser von dem andern sich trennte, um nach kleinen Umwegen, wie verirrt, zwischen schattigem Gebüsche hin und her wankend nach dem See sich hinzufühlen, glaubte ich unter blühendem Jasmin eine menschliche Gestalt ruhen zu sehen. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war das schönste Weib, das man sehen konnte. Halb lag sie, halb saß sie, den rechten nackten Arm hatte sie wie selbstvergessen über sich ausgestreckt, so daß das Wasser des kleinern Falles an ihrer Hand sich brechend in funkelndem Staubregen über die ganze liebliche Gestalt dahinstob, und sie mit einem Schleier von dem feinsten Silberflor überdeckt schien. Über die schlanken Glieder, deren Schönheit ein grünes Gewand nicht verbarg, war eine süße Mattigkeit ausgegossen; der Busen zuckte von Zeit zu Zeit, wie mit einem Kummer ringend, auf; das lieblichste Mädchenantlitz war auf die Seite gesunken; um den Mund wohnte der reizendste Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht, und die großen, dunkeln Augen waren halb träumend halb suchend nach der Ferne gerichtet.

Ich stand in einem nahen Busche und wagte nicht zu atmen; da sagte die wunderschöne Gestalt halblaut vor sich hin: Es kommt wieder keiner, es kommt wieder keiner. Der wunderbar klagende Ton klang mir in der Seele wieder; mein eignes Ungemach war vergessen über dem Schmerz, von dem ich dieses Wesen tyrannisiert sah, dessen unaussprechliche Anmut meine ganze Seele eingenommen hatte. Er weckte einen nie gefühlten, nie geahnten Heroismus in mir. Ich hielt mich nicht mehr und stürzte vor ihr auf die Kniee, die mich verwundert freundlich betrachtete.

Nehmen Sie mein Leben, Mamsellchen, wenn es Ihnen helfen kann! so rief ich, indem ich mich innerlich über mich selber wunderte, wie ich zu der Herzhaftigkeit komme, so zu einer so vornehmen Dame zu reden. Schon fürchtete ich, sie würde es übel nehmen, aber sie erhob sich und lachte laut vor Freude und klaschte in die Hände, wie ein recht fröhliches Kind; aber es stand ihr das alles so schön und majestätisch, wie vorhin der Ausdruck des Schmerzes. Von dem See kamen auf das Klatschen sechs Schwäne auf mich zu, die mich, ich weiß heute noch nicht, wie es zuging, in die Luft hoben und mit mir davonflogen. Erst wußte ich nicht, sollte ich mich fürchten; bald aber gefiel mir diese Partie außerordentlich. Ich lag wie auf

dem weichsten Bette und hatte ganz das angenehme Gefühl, als wenn ich zuweilen im Traume flog. Nun ließen sie sich sanft herab und trugen mich in ein grünes, rings mit Spiegeln verziertes Gemach, auf dessen Boden ein Bassin von weißem Marmor angebracht war. Als sie mit ihren Schnäbeln an meinem Schusterschurz zupften, verstand ich sie und legte den Schurz, ebenso meine übrigen Kleidungsstücke und meine Holzpantoffeln ab, worauf sie mich mit sanfter Gewalt in das Bassin drängten, das mit lauem Wasser so weit angefüllt war, daß es, wenn ich darin saß, mich bis zum Halse bedeckte. Da ich zu verstehen glaubte, was ich solle, so säuberte ich mich nach Kräften. Das Wasser mußte eine wunderbare Kraft besitzen, denn ich mußte selbst die Weiße und Zartheit bewundern, die meine Haut nach dem Bade zeigte. Die Schwäne hoben mich abermals auf und trugen mich in ein andres Bassin, das wie Rosen duftete und, wie ich nachher erfuhr, mit Rosenöl gefüllt war. Als ich aus diesem Bassin stieg, sah ich mich in den unzähligen Spiegeln und wunderte mich selbst über mein schönes Ansehen. Die Schwäne brachten mir von Jasmin duftende Kleider von fremdartigem Schnitt, in deren Gebrauch ich mich nun so leicht fand, als sei ich von Kind an an diese Tracht gewöhnt. War aber meine Außenseite verändert, so war es mein Inneres noch viel mehr. Der ganze Schusterjunge war durch dieses Bad aus meiner Persönlichkeit herausgeschwemmt; ich begriff selbst nicht, wie ich zu den hohen Gedanken kam, die in den gewähltesten Ausdrücken mir nur so von der Zunge flossen.

Als ich der Spiegel nicht mehr bedurfte, rauschte es rings um mich auf, und ich merkte nun erst, daß die grünen Wände von den dichten Zweigen des Sambu gebildet waren, daß, was ich für die blaue Decke des Gemachs gehalten, der blaue Himmel selbst, und die Spiegel nichts andres als die ausgebreiteten Schwänze weißer Pfauen gewesen waren. Nun hoben mich die Schwäne abermals auf und brachten mich in einen herrlichen Hain voll von den lieblichsten Vögelgesängen. Sie hatten mich kaum niedergesetzt, als ich die schöne Jungfrau von einem goldnen Throne herabsteigen und mir entgegenkommen sah. Sie war herrlich geschmückt; ihr schönster Schmuck aber ein wahrhaft königlicher Anstand neben dem schamhaftesten, mädchenhaftesten Wesen. Heil, sagte sie, indem sie sich entschleierte und mich mit roten Asokablumen überstreute,

Heil meinem Herrn! Dann faßte sie mich bei der Hand und hieß mich mich auf einen ebenfalls goldnen Thron setzen, der neben dem ihrigen stand. Teuerster Prinz, fuhr sie fort, von nun sehe ich Euch für meinen Herrn und Gatten an, und alles, was ihr sehet, dieser große frucht- und tierreiche Hain wie das Rubinschloß mit seinen sieben Höfen, alles, was ich besitze, ist euer Eigentum, wie ich selbst es bin. Aber es ist schon spät, und ihr werdet der Ruhe bedürfen. Sie klaschte in die Hände, und von dem See her kamen die Schwäne, hoben uns auf und trugen uns in das Schloß, und zwar in das herrlichste, heimlichste Schlafgemach, das man sich denken kann.

So schnell ich vorhin mich angekleidet hatte — wieviel schneller kleidete ich mich nun aus! Als wir beide das Lager bestiegen hatten, schlug ich trunken von Seligkeit meine Arme um sie. Wie erstaunte ich, wie schmerzte mich, als sie meine Zärtlichkeit nicht allein nicht erwiderte, sondern sich mir entwand und sich erhob — wie ich glauben mußte, um mich zu verlassen.

Nicht so, Prinz, sprach sie mit Ernst. Wisset, daß ich Vasanta bin, eine von den drei unglücklichen Prinzessinnen, die dem heiligen Chyavana mit Kusagras in die Augen stachen. Da ich die letzte war, die es that, bin ich, obwohl zu Strafe, doch zu geringerer von ihm verdammt, als meine geliebtesten Schwestern, diese so ärmsten und beklagenswertesten Frauen, wie sie die schönsten und besten sind. Diese Strafe besteht darin, daß ich, ihnen nahe, dennoch ewig von ihnen getrennt bin. Nur der Liebe ist es vergönnt, über dieses Ungemach mich zu trösten. Und zwar kann nur ein Goldensonntagskind mein Gatte werden, da kein andrer weder mich noch mein Schloß und meine übrigen Besitztümer gewahr werden kann. Jeder andre sieht nur einen kleinen Sumpf, über den hinweg der Blick einen Ruhepunkt findet, eh' er noch der Ruhe begehrt, und einen Ruhepunkt findet in dem unschönen Hinterteil eines gemästeten Engels auf der Höhe des Berges von der traurigen Gestalt.*) Ihr seid solch ein Goldensonntagskind, das mir Indra zugeschickt hat. Ihr seid nun mein Gatte und Herr und könnet in ewiger Jugend und Schönheit bei mir wohnen, wenn ihr nur eins zu thun fest gewillt seid. Dies eine ist, daß ihr nie das Mal zu sehen begehret,

*) Anspielung auf das Gellert-Denkmal auf dem Schneckenberge.

das ich auf meiner linken Hüfte trage. Wollet ihr mich nun ganz beſitzen, ſo ſchwöret mir, dies eine zu halten.

Ich ſchwor. Sie nahm mich hierauf, indem ſie vor Scham und Freude errötete, liebevoll in die Arme, küßte mich auf den Mund und ſagte mit dem ſüßeſten Tone: O halte deinen Schwur, mein liebes Herz, daß du mein bleibſt, den ich mehr liebe als mich; ſowie du ihn brichſt, ſind wir ewig geſchieden. —

So führten wir nun ein Leben, in dem Sorge, Ärger und Gram Fremdlinge waren. Sie zeigte mir mit jedem Tage mehr Liebe; jeder Tag wies mir neue Reize an ihr. Weit entfernt, daß der ungeſtörte Beſitz Überdruß oder auch nur vorübergehendes Erkalten erzeugt hätte, wuchs unſre Seligkeit mit jedem Tage, ſie war ſo reich, daß ſie immer neu blieb; jeder letzte Kuß ſchien mir der ſüßeſte. So lebten wir, und ſo würden wir noch leben, wäre ich nicht der Elendeſte und der haſſens- und verachtungswürdigſte unter allen Menſchen.

Einſt brachten wir, wie gewöhnlich, die ſchönſte tropiſche Nacht im Freien zu. Ich horchte den Geſängen des Koil; Vaſanta ſah unverwandt zum geſtirnten Himmel auf. Plötzlich verbreitete ſich ein Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, ſchön, wie dieſe Züge ſelbſt, und ſie rief: Heil mir, daß die Zeit gekommen iſt, meinem lieben Herzen einen Wunſch zu erfüllen, wonach es lange geſchmachtet hat! Dann aber wiſchte eine ängſtliche Bläſſe das Lächeln vom Lotos ihres Antlitzes, und mit trauriger Stimme fuhr ſie fort: Wehe mir, daß die Stunde zu kommen droht, da ich die Sonne meines ſüßen Glückes zum letztenmale ſehen ſoll! Damit ergriff ſie beide meine Hände, ſenkte ihre Augen tief in die meinen und ſagte mit einer Stimme, die mir das Herz umwendete: Liebe Seele, brichſt du mir deinen Schwur, ſo ſind wir beide elend; du nur kurze Zeit, denn ihr Menſchen habt den mitleidigen Tod, ich aber ewig und ohne Ende.

Ich ſtürzte ihr zu Füßen und verſchwor mich bei allem, um ſie zu beruhigen, ich Unſeliger! Es gelang mir, wenn ſich das treueſte Herz der Erde nicht nur ſo ſtellte, als ſei ſie beruhigt, um mir nicht einen Augenblick zu verbittern — mir, der ich Unmenſch genug war, aus elendem, kindiſchem Fürwitz ſie und mich zu verderben.

Es begab ſich aber, daß der König von Schweden unerkannt nach Leipzig kam und einige Zeit ſich daſelbſt aufhielt. Abends pflegte

er mit einem Kammerherrn um das Thor zu wandeln. Bei einem solchen Gange fiel ihm ein großer und prächtiger Palast auf dem Roßplatze auf. Er hatte nie ein schöneres Gebäude gesehen; dazu waren alle Fenster des Palastes prächtig erleuchtet, Trompeten- und Paukenschall scholl festlich aus dem Palaste weithin durch die Nacht. Elegante Wagen kamen von allen Seiten her angerasselt, prächtig gekleidete Herrschaften stiegen heraus, und so oft einer vorfuhr, so oft sprangen zwei Thore von köstlicher Eisenarbeit auf, und man sah in einen unermeßlichen Raum mit so unzähligen Lichtern, daß mehr als Sonnenhelle herausdrang, und mit schönen Gruppen der herrlichsten fremden Blütenbäume aus allen Zonen in solchem Reichtum besetzt, daß mit jeder Thüröffnung ein wahrer Strom der süßesten Wohlgerüche herausquoll. Der König befahl seinem Begleiter, den ersten besten, der aus dem Schlosse kommen würde, nach seinem Besitzer zu fragen und nach der Ursache des Festes, das er heute feiere. Es währte nicht lange, da schritt ein ansehnlicher Mann heraus; diesen hielt der Kammerherr an, indem er ihn höflich bat, seine Neugier zu entschuldigen. Mein Herr, entgegnete der Gefragte, was ich von dem Besitzer des Schlosses weiß, will ich Ihnen gerne mitteilen. Sie fragen nach der Ursache des Festes, was er giebt? Darauf kann ich Ihnen nur sagen, daß er entweder jeden Tag ein Fest giebt oder gar keins; denn so prächtig und laut wie heute ist das Schloß jeden Tag, den Gott werden läßt. Daraus können Sie abnehmen, wie reich der Besitzer des Palastes sein muß. Betrachten Sie aber seine Gemahlin, so wissen Sie nicht, weshalb er mehr verdient, beneidet zu werden, um seine Reichtümer oder um die Schönheit, die Güte und den Geist seiner Frau. Man sagt, daß er einer wunderlichen Grille zu Gefallen in der Welt umherreist. Er erwartet nämlich, daß irgend ein Fürst ihn zum General mache, aber ohne daß er sich darum auf irgend eine Art bemühen will. In dem Lande, wo er General wäre, würde er dann bleiben. Der Fürst, der es wüßte und seinen Wunsch erfüllte, würde seinem Lande keinen geringen Vorteil dadurch verschaffen, denn es ist kein König, der mehr Aufwand machte, als der Besitzer dieses Palastes.

Dieser, der Besitzer dieses Palastes, war ich nun selbst, und meine Gemahlin hatte, ohne daß ich es wußte, alles angeordnet, daß es so kommen mußte, wie es kam.

Der König von Schweden fühlte eine unbezwingliche Lust, den

Besitzer des Schlosses und seine Gemahlin kennen zu lernen. Deshalb entschloß er sich kurz, mit seinem Kammerherrn ohne weiteres hineinzutreten. Sollte der Besitzer des Schlosses fragen, was sie wünschten, so sollte der Kammerherr sagen, sie seien Fremde, die morgen mit dem frühesten abreisen müßten; weil sie nun so viel von der Schönheit des Schlosses gehört, so hätten sie sich mit eigenen Augen davon überzeugen wollen, selbst auf die Gefahr hin, unhöflich und zudringlich zu erscheinen. Als sie dies untereinander ausgemacht, traten sie auf das Thor zu und verwunderten sich nicht wenig, daß die Thorflügel vor ihnen aufsprangen, als wären sie erwartete Gäste. Ihr Staunen wuchs, als auf der Treppe ich und meine Frau ihnen mit prächtigem Gefolge entgegenkamen und beide, den König und den Kammerherrn, auf die Weise bewillkommneten, wie es ihrem Range zukam.

Er konnte sich kaum fassen, und besonders schien die Schönheit Vasantas, die im ausgesuchtesten modernen Putze bei weitem alles überstrahlte, was ein Auge irgend von weiblicher Schönheit und fürstlichem Anstand gesehen haben mag, ihn auf das angenehmste zu überraschen. Wir führten ihn durch viele Säle, deren jeder anders und schöner verziert war als der vorige, in den Speisesaal; meine Frau wies ihm und seinem Kammerherrn die ersten Plätze an, die für sie aufgespart waren. Die Pracht des Saales und der Tafelausschmückung, die Vortrefflichkeit des Orchesters, das den Gästen unsichtbar angebracht war, die Delikatesse der feinsten Speisen und Weine, vor allem aber die geistreiche Unterhaltung meiner Frau bezauberten ihn so, daß, wie er endlich, von seinem Kammerherrn mehrmals erinnert, aufbrach, er seinen Rock aufknöpfte und den Gustav-Wasaorden, den er über dem Unterkleide trug, herabnahm und ihn mir umhing, indem er sagte: Einen Mann, den das Glück und die Natur bedacht wie Sie, können Könige nicht beschenken. Nehmen Sie dies nur als einen Zoll der Dankbarkeit für den schönsten Abend, den ich bei Ihnen genießen durfte. Weil aber nach den alten Ordensgesetzen diesen Orden niemand tragen darf, der nicht Generalsrang hat, so müssen Sie sich schon gefallen lassen, daß ich Sie hiermit zu einem General der Infanterie ernenne.

So sprach der König und ging, und am Thore, bis wohin wir ihn begleiteten, stand eine köstliche Staatskarosse für ihn bereit, die ihn nach Hause brachte.

So war ich denn nun am Gipfel aller meiner Wünsche angelangt, Gatte des schönsten, besten Weibes, und was zu sein ich schon als Kind gewünscht, schwedischer General: ich war der glücklichste aller Menschen, wie ich so bald darauf der unglücklichste werden sollte — durch meine eigene Schuld!

Es war schon am nächsten Morgen, daß das Unkraut des unseligsten Fürwitzes in mir aufschoß. Noch war ich im ersten Gefühl der Freude über den neuesten Liebesbeweis meines Weibes, als ich schon mutwillig ihr ganzes Glück vernichten konnte. Ich war munter und weidete meine Augen an der Schönheit meines Weibes, das noch fest schlummerte. Ihr Köpfchen lag auf meinem linken Arm. Da kam mir der unselige Gedanke: sie liegt so, daß die kleinste Bewegung dir das Mal zeigen könnte, das du nicht sehen sollst. Der Gedanke dieser Möglichkeit erregte mir so das Blut, daß ich meine Pulse schlagen hörte. Ich rief all meine Festigkeit zu Hilfe. Ich wünschte, sie möchte aufwachen und so den Kampf in mir enden. Und doch weckte ich sie nicht, weil der Fürwitz in mir sprach: Wer weiß, ob je die Gelegenheit dir wiederkommt, die du jetzt benutzen kannst, ohne daß sie es merkt, ohne daß irgend jemand es merkt; dabei sah ich mich in dem Zimmer um, als wollte ich mich überzeugen, daß niemand mich das thun sehe, was ich vorhatte. Immer schneller wechselte das Für und Wider in meinen Gedanken, eine Art Wahnsinn kam über mich; ein krampfhafter, wie unwillkürlicher Zuck mit dem Finger, und — die schönste Hüfte lag bloß, wie aus Marmor gehauen vor meinen Augen, die das bewegte Blut wie mit Nebel umhüllt hatte. Gerade auf der Mitte der Wölbung ward das Mal, einer Lotosblume ähnlich, sichtbar, nur wie ein Erröten auf das zarteste Weiß gehaucht. Eine ebenso schnelle Bewegung verdeckte es wieder. — Nun das Gelüste befriedigt war, überfiel mich der entsetzlichste Haß, die tiefste Verachtung gegen mich selbst. Sie seufzte in demselben Augenblick im Schlafe auf, und ihr Antlitz erbleichte wie von tödlichem Schreck. Hatte ich eine Waffe in den Händen, ich erlebte den Augenblick nicht, in dem sie die Augen öffnete und mich mit so schmerzlichem und doch vorwurfslosem Blick ansah. Ich hatte meine Augen geschlossen vor Scham und hatte nicht den Mut, mich nur zu regen. Blinzend, indem ich mich stellte, als schliefe ich noch, sah ich, wie sie aufstand und sich anzog, in welcher Beschäftigung sie sich tausendmal unter-

brach, um die Hände zu ringen. Ihr Antlitz war wie verſteinert, und vergebens bemühte ſie ſich zu weinen. Dazwiſchen ſank ſie mehrmal kraftlos auf das Bett zurück. Endlich war ſie fertig. Sie kam auf mich zu; indem ſie ſich über mich bog, kamen ihr die erſten Thränen und kamen in ſolcher Fülle, daß ſie mich wirklich in Thränen badete. Der Schmerz, der mir wie ein glühendes Eiſen durch die Seele ſengte, nahm mir die Beſinnung. Nur noch wie im Traume hörte ich, wie ſie in den ſüßſchmerzlichſten Worten von mir Abſchied nahm, wie ſie mir ſo liebevoll zuredete, mich zu faſſen, und dann wieder in lautes Schluchzen ausbrach; fühlte ich, wie ſie mich mit tauſend Küſſen und Thränen bedeckte, meine Hände und mein Geſicht unaufhörlich an Mund, Wangen, Augen und Buſen drückte.

Wie ich endlich wieder zu mir kam, war ſie verſchwunden ſamt dem Gemach und dem Bette; unfern des Schneckenberges glaubte ich in einem Buſche zu liegen. Eiſeskälte rann ſtatt des Blutes durch meine Adern; von neuem floh mir die Beſinnung. Zum zweitenmal erwachend fand ich mich in einem ärmlichen Bette; die guten Leute, die mich umſtanden, hatten mich im bloßen Hemde als einen Fieberkranken im obern Park gefunden. — Und ſo bliebe mir denn weiter nichts zu melden, als daß ich endlich aus Verzweiflung unter die Litteraten gegangen bin. Die langen Haare trage ich, um den Mangel meines rechten Ohrläppchens zu verſtecken, welches mein ſcheidendes Glück im Schmerzensſturme des Abſchiedes mir abbiß.

Alle Anweſenden bezeugten mit mir dem erſten Litteraten, wie er ſeine Erzählung mit einem tiefen Seufzer als Punktum geſchloſſen hatte, ihre Teilnahme und wandten ſich nun zu dem zweiten Litteraten, der alsbald folgendermaßen das Wort nahm.

Geſchichte des zweiten Litteraten.

Vor allen Dingen muß ich Ihnen, ſo begann der Litteratus mit dem Pflaſter auf der rechten Wange, den Wunſch, den ich als Schneiderjunge that, als ich mit meinen beiden Leidensgefährten hinter den noch unbenutzten Buden ſaß, die uns eine Mauer waren gegen den möglichen Überfall eines unſrer Tyrannen, vor allen Dingen muß ich Ihnen dieſen Wunſch in das Gedächtnis zurückrufen, das große, ſchöne Haus zu beſitzen, dem ich gegenüberſaß, und mich einmal ſatt eſſen zu können in Pfefferkuchen.

Als ich jenen Tag nach Hause eilte, fürchtete ich das Ärgste von dem Grimm des Herrn Heidermann, der mir bei ähnlicher Gelegenheit schon gedroht hatte, mich fortzujagen, sobald ich wieder meine Pflicht vergessen würde. Diesen Tag sollte das drohende Gewitter ohne Ausbruch über mir dahingehn. Herr Heidermann war ausgefahren und wollte erst spät wieder zurückkommen. Sie müssen wissen, daß mein Tyrann — was wahr ist, muß man sagen — der nobelste Tailleur war, den man sich denken kann. Er besaß eine nette Equipage und mit einem Kollegen zusammen einen Kutscher, aus dem sein Genie einen kleinen Hofstaat zu machen wußte, da er ihn vermittelst mehrerer Liverein bald als Kutscher, bald als Reitknecht, bald als Jäger auftreten ließ. Dazu war er ein Patriot und Liberaler, voller Flamme gegen den Servilismus, und zwar einer aus der zahlreichsten Klasse der Liberalen, einer von denen, die, während sie gegen Tyrannei deklamieren, Tyrannen ihrer Familie sind und aller der Unseligen, die von ihnen abhängen. In seiner äußern Erscheinung war er Kavalier und Lebemann, wußte trotz einem Grafen durch die Nase zu reden, wenn er den Marqueur rief, in Gebärden und Sprache war der große Kunst sein Muster; was soll ich viel Worte machen? er war der Schneider des Jahrhunderts. Auch Madame Heidermann stand nicht im Geruche des Servilismus. Vor den Augen der Leute waren Herr Heidermann und Madame Heidermann das zärtlichste Paar, woraus ich schon damals, besaß ich mehr Erfahrung, hätte schließen müssen, sie seien sich im Herzen spinnenfeind.

Wie ich schon sagte, war Herr Heidermann, als ich jenesmal zu spät nach Hause kam, ausgefahren. Dazu hatte den Studiosus, der uns gegenüber wohnte und zufällig immer etwas zu fragen und zu bestellen hatte, wenn Herr Heidermann nicht zu Hause war, eben wieder ein solches Geschäft herbeigeführt. Da nun Madame Heidermann während seiner Anwesenheit besonders guter Laune zu sein pflegte, kam ich auch bei ihr heute ohne Strafe, ja selbst ohne Strafrede durch.

Ich habe, sagte der Studiosus Bellin zu Dame Heidermann, ich habe das Gedicht, was Sie zu dem morgenden Geburtstage Ihres Gemahles wünschten, besorgt. Schicken Sie nur zu Herrn Sterzing im Gewandgäßchen bei Herrn Restaurateur John und lassen Sie das Gedicht holen, von dem ich mit ihm gesprochen, daß es eine Dame würde abholen lassen.

Dies geschah sogleich, und zwar wurde der Auftrag mir. Um mein voriges Ausbleiben gut zu machen, eilte ich nun desto mehr; als ich mit dem Gedichte zurückkam, fand ich Herrn Bellin und Dame Heidermann über einem ausgezogenen Sekretärfach gebückt, worin sie sehr angelegentlich etwas zu suchen schienen. Sie fuhren wie erschrocken auseinander, als ich hereintrat. Herr Bellin hob die Hand hoch auf, in der er eine Stange Siegellack hatte, und rief: Hier hab ich's. Ist das Gedicht gesiegelt, daß er es für einen Brief halten muß, so wird's Herrn Heidermann eine doppelt angenehme Überraschung verursachen. Während Herr Bellin die Siegelung vornahm, verbot mir Dame Heidermann bei Strafe sofortiger Entlassung mit Schimpf, Herrn Heidermann etwas davon zu sagen, daß Herr Bellin in seiner Abwesenheit hier gewesen, Siegellack mit gesucht und das Gedicht gesiegelt, weil ihm sonst, wie sie sagte, die Freude der Überraschung verdorben werden würde. Herr Bellin empfahl sich und ging.

Der merkwürdige Tag brach an, der der Welt den Heidermann gegeben, ebenso heiter, als Herr Heidermann selbst als Sonne des Hauses im Osten seines Schlafzimmers aufging. Der stolze Blick seiner Augen war gemildert durch eine sanfte Rührung. So begegnete er mir, festlich in seine Kommunalgardistenuniform geknöpft, auf seinem ersten Wege zum Wohnzimmer. Um einen Zentner fühlte ich mein Herz leichter, als er mir im Vorbeischreiten lächelnd mit dem Finger gedroht hatte. Im Wohnzimmer, wohin ich ihm folgte, weil ich Zeuge der Überraschung sein wollte, die hier vorgehen sollte, kam ihm Dame Heidermann mit ausgebreiteten Armen entgegen. Das Dienstmädchen mußte das Pfand der ehelichen Liebe herbeibringen, bei dessen Erblicken eine neue graziöse Umarmung erfolgte, wobei Dame Heidermann über die Schulter des Herrn Gemahls einen Feuerblick nach Herrn Bellin hinüberwarf, der gegenüber in seinem Fenster sichtbar war, und Herr Heidermann mit der Hand des rechten Armes, den er in gefälliger Rundung um den Nacken seiner Frau gelegt hatte, dem Dienstmädchen die pralle Wange kneipte. Dazu seufzten beide vor Wonne und Rührung dermaßen, daß erst der Zuschneider und dann die übrigen Gesellen, die der großen Scene zuschauten, in ein lautes Weinen ausbrachen, in das aus Sympathie einzustimmen ich als eine weiche Seele mich nicht enthalten konnte Madame Heidermann führte den König des Festes zu dem Tische

auf dem die Geschenke ausgebreitet lagen, unter ihnen das versiegelte Gedicht. Dies ergriff er, warf einen Blick auf seine Gattin, dann zum Himmel. Er erbrach's, entfaltete es, las laut einige Verse und schrie auf, indem sein Haar sich sträubte: Entsetzliches Weib, thust du mir das?

Wie er so, wie Karl Moor auf der Bühne, mit dem Oberleibe zurückgebogen die geballten Fäuste weit vor sich hinstreckte, ließ sich fast zugleich ein unauslöschliches Lachen und ein schmerzliches Weinen vernehmen. Das Lachen kam von Herrn Bellins Fenster, das Weinen von Madame Heidermann, die mit Schmerz und Zorn erkannte, daß Herr Bellin ein Unwürdiger sei und ihr Herz schändlich betrogen. Wie ich später erfuhr, hatte Bellin Herrn Sterzing, den er gut kannte, gebeten, eins von seinen schönen Schneiderliedern sauber abgeschrieben bereit zu halten, weil eine sehr gebildete Dame, die dem Volkshumor sehr zugethan wäre, es abholen lassen würde. Eine tolle Laune hatte ihn getrieben, das Schneiderlied dem Festeskönig in die Hand zu spielen. Herr Sterzing mußte glauben, ich sei von jener Dame gesandt. Dies war die Ursache dieses entsetzlichen Schneiderzorns, und ich sollte sein Opfer werden.

Madame Heidermann, das Ärgste fürchtend von dem Zorne des tyrannischen Gatten, der noch immer sprach- und bewegungslos, eine furchtbare Gewitterwolke, an dem Horizonte stand, dessen Sonne er eben noch gewesen, rief schluchzend: Teuerster Heidermann, holder Gatte, zürne nicht deinem unschuldigen Weibe, das bis in den Tod dich liebt; an dem Irrtum ist der Junge schuld, der das Gedicht zu deinem Preise bestimmt holen sollte und dieses Unglückspapier gebracht hat.

Mehr brauchte es nicht, um Herrn Heidermanns ganze Wut auf mich Unschuldigsten zu lenken. Wie ein Tiger stürzte er auf mich los. Entfloh ich nicht, so war es meine letzte Stunde. Ich hörte ihn noch, indem ich über die Gasse lief, wie er vor Wut brüllend Spiegel, Gläser und selbst die Fenster mittels einer großen Schere demolierte, die ihm unglücklicherweise gerade zur Hand gelegen hatte.

Ich war lange gelaufen, als ich meinen Schritt anhielt und zu überlegen begann, was nun zu thun sei. Zu Herrn Heidermann zurückzukehren, dazu hätte mich keine Macht der Welt zwingen können. Wie ich zufällig aufsah, merkte ich, daß ich wieder vor dem Hause stand, dessen Besitz mein größter Wunsch war. Ich habe Gelegenheit

genug gehabt, zu bemerken, daß auch das zarteſte Schneidergemüt immer Courage hat; einen Beleg dazu finden Sie, meine Herren, in dieſem Teil meiner Geſchichte. Jeder andre, jeder Nichtſchneider würde an meiner Stelle der Verzweiflung nahe geweſen ſein; ich hielt mein Haupt keck empor, ſchaute mich um und fragte das Schickſal: Welches von dieſen Häuſern haſt du für mich bauen laſſen?

Über dem Beſinnen, was ich thun ſollte, fiel mir ein Gerücht ein, welches Magiſter Kauderer bei Herrn Heidermann erzählt hatte. Im Hotel de Bavière ſollte ſeit einiger Zeit eine Dame von ungeheuren Reichtümern logieren, von der es hieß, ſie ſei nach Leipzig gekommen, ſich einen Mann damit zu kaufen. Mancher, jung und alt, waren, von der Hoffnung angelockt, den Reichtum der Dame zu heiraten, zu ihr gekommen und hatten ſich ihr zum Gemahl angeboten. So lange die Dame den Schleier vorbehalten, hatte es gut gethan; ſowie ſie aber den Schleier gelüftet, waren ſie, vom entſetzlichſten Grauen gepackt, davongelaufen und todkrank oder wahnſinnig geworden; denn ſtatt des ſchönen, blühenden Antlitzes, auf das man von ihrer Geſtalt und ihren ſchönen Händen ſchloß, hatte ſich ein grinſender Totenkopf gezeigt. Schneider haben immer Courage. Ich war wegen des Geburtstagsfeſtes im vollen Putz — ein junger Menſch muß ſich alles verſuchen. Ich blies über meinen blauen Frack hin und — ich brauche es Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß ich den Weg nach der Petersſtraße zu einſchlug.

In den Thorweg des Hotel de Bavière kaum eingetreten, wurde ich von dem erſten Marqueur, deſſen ich anſichtig ward, noch ehe ich ein Wort geſprochen, auf das artigſte gebeten, ihm zu der Dame zu folgen, die mich erwarte. So ſeltſam dies mir ſchien, ſo ging ich dennoch, ohne das Mindeſte von Furcht oder Beſorgnis zu empfinden, dem Voranſchreitenden nach. Denn ich wußte, daß ich mein Glück machen würde, weil ich wußte, daß ich es recht wollte. Man kann, was man will, aber man muß wollen können. Hätte ich es immer gekonnt!

Der Marqueur öffnete und hieß mich eintreten. Wollte ich ſagen, daß meine Faſſung ſich völlig gleich geblieben wäre, ſo würde ich lügen. Dies Halbdämmer, das durch irgend eine künſtliche Art der Beleuchtung erzeugt hier herrſchte, konnte wohl den, den eben noch die Helle des natürlichen Tages umgeben hatte, überraſchen. Dazu war es ein ſeltſam grünliches Licht, das an den ſchwarz be-

schlagenen Wänden spielte, durch dessen Wirkung mir meine eignen Hände wie Totenhände vorkamen. Einige lange Minuten stand ich in Erwartung dessen, was da kommen sollte, allein. Es war eine solche Totenstille, daß mir war, als hörte ich die Gewänder der Zeit vorbeirauschen. Nun öffnete sich ohne das mindeste Geräusch eine Thüre, und herein trat, leise wie ein Geist, eine hohe, schöne Frauengestalt. Ein schwarzes Gewand umschloß ihren Leib und bedeckte selbst die Füße und folgte ihrem Schritt in dunkeln Wellen als Schleppe. Den obern Teil ihres Leibes, Gesicht und Schultern verhüllte ein schwarzer Schleier von solcher Dichtigkeit, daß weder Farbe noch Umriß durch ihn zum fremden Auge sprach. Zwei weiße Hände von seltner Schönheit glichen zwei weißen Rosen auf einem Leichentuch. Eine tiefe Altstimme von außerordentlicher Weichheit und Anmut, dabei von seltsam feierlichem Klang ließ sich vernehmen, wie sie mich als einen Bekannten, Längsterwarteten empfing und durch die Thüre, aus der ich sie eben schreiten gesehen, in ein Gemach führte, dessen Beleuchtung und Ausschmückung noch weit schauriger war, als die in dem ersten. Die Wände waren ebenfalls schwarz tapeziert; darauf waren in gleichen Zwischenräumen Kissen gemalt wie von blutrotem Sammet, auf welchen die zwei Totenbeine, die sich auf unsern Beinhausverzierungen unter einem Schädel kreuzen, in blendender Weiße glänzten. Man wunderte sich, daß die Schädel fehlten. Eben das erinnerte aber an die Sage, daß die Dame statt eines blühenden Mädchenkopfes einen solchen auf den Schultern trage. Ein Schneider hat immer Courage; nichtsdestoweniger fühlte ich Schauer auf Schauer in mir dahingleiten. Die Hand, in der sie die meine hielt, schien mir regungslos glatt und kalt wie Marmor, dafür pulsierten meine eignen Fingerspitzen; ich zitterte vor dem Augenblick, in welchem sie den Schleier heben würde. So saß sie stumm vor mir, ohne daß ich ihren Atem hörte oder aus der mindesten Bewegung ihrer Schleierfalten und ihrer Busenbedeckung hätte schließen können, daß ein lebendiges Herz unter ihnen schlage. Dazu ward es dunkler und dunkler und immer dunkler, die schwache Beleuchtung schien gänzlich verlöschen zu wollen; der grünliche Schein ward immer grüner.

Endlich sagte sie, und ihre Stimme klang wie eine Totenglocke: Sie haben mich noch nicht gesehn; es ist Zeit, daß Sie mich sehen. Und ohne daß sie sich bewegte, wie von unsichtbaren Händen gezogen, fiel der Schleier zu beiden Seiten zurück — mich schüttelte es — ein

bleicher weißer Schimmer — jetzt gilt's, sagte ich zu mir, indem ich entschlossen die Zähne zusammenbiß; sei's, was es wolle, ich mache mein Glück — und mit festem Blicke schaute ich — plötzlich wurd' es tageshell — in das schönste, blühendste Mädchengesicht, dessen Züge von der lieblichsten Freude strahlten.

Alle Götter mögen dich segnen, rief sie aus, mein liebster Freund, für deinen Mut! Alle, die bis jetzt um mich warben, alle sahen in dieser Dämmerung das Gespenst ihrer eigenen Feigheit, das sie zum Wahnsinn erschreckte. Ich bin nun dein mit allem, was ich besitze, selig, das Eigentum eines Mannes zu sein. Doch schwöre mir, eh ich dein Weib werde, daß du nie an einem Montage mich besuchen willst oder forschen, was ich an diesem Tage treibe. Brichst du den Schwur, so ist dein Glück und das meine für ewig dahin.

Ich schwur, und sie nahm mich in die Arme, indem sie mich liebevoll küßte; dabei fiel ihr langes, gelbes Haar um uns beide und deckte die Umfangenen bis auf die Füße, wie eine goldstoffene Decke. Sie klatschte in die Hände, da traten zwanzig schöne Jungfrauen herein, alle mit blondem Haar und von hohem, schlankem Wuchse, ihnen folgten zwanzig zierliche Pagen und ebensoviel Ritter in schimmernden Schuppenharnischen.

Wisse, sagte sie zu mir, daß ich Hildeswind bin, die Tochter Herrn Dietrichs von Berne; und zu jenen gewandt sprach die Prinzessin: Hier sehet ihn, der nun mein und euer Herr geworden ist.

Ich war erstaunt; die Prinzessin sagte lächelnd, indem sie mich an das nächste hohe Spitzfenster des gotischen Saales führte: All diese Burgen, die du diese Waldberge krönen siehst, gehören dir; bis wo der blaue Himmelsbogen sich müde auf die fernen Gebirge stützt, dehnt sich das Reich Dietrichs von Berne, dessen König du nun bist. Tausende von Menschen, Sklaven des Tyrannen Gold, sehen von diesen Herrlichkeiten nichts; ihnen ist diese Gegend flach, wie sie selbst sind. Darauf sehen sie eine bunte Masse von Häusern, in denen man mit Kaffee handeln kann und mit Büchern und Papieren; das nennen sie Leipzig und bilden sich viel darauf ein.

Ich muß sagen, daß mich diese Rede fast verdroß. Ich bin ein geborner Leipziger und habe, wie alle meine Mitbürger, und mit Recht, eine große Verehrung für meine Vaterstadt. Wer aber kann über solche Worte zürnen, wenn sie von den schönsten, frischesten Lippen kommen, von Lippen, die ihn so liebevoll geküßt, von Lippen,

die nur erſt geſprochen: Ich und all mein Land, wir ſind von nun an dein? Und gegen das alles brauchte ich nichts in die Wage zu legen, als je nach ſechs Tagen des Vergnügens einen Tag der Entſagung, einen Tag, der mir ohnedies nicht Langeweile bringen konnte, da es der luſtige blaue Montag war.

Der luſtige blaue Montag — mir raubte er die Luſt meines Lebens.

O Schändlichſter! Heute erfüllt das beſte Weib deinen heißeſten Wunſch, und morgen ſchon dankſt du ihr mit Verrat! Ach! ſie ahnte nichts von ihrem und meinem, alſo um ſo mehr ihrem Unglück, als ſie mir das Tuch von den Augen nahm und über mein Erſtaunen lachte, die Hände zuſammenſchlug und wieder lachte wie ein frohes Kind, indem ſie zehnmal wiederholte: Siehſt du, was der heilige Chriſt meinem Kinde beſchert? Siehſt du, was der heilige Chriſt meinem Kinde beſchert?

Vor mir aber ſtand mit unzähligen brennenden Weihnachtslichtern beſteckt jenes große ſchöne Haus, das ich als Kind ſchon zu beſitzen gewünſcht. An der Faſſade des Hauſes waren die herrlichſten Zieraten angebracht, und zwar, wie ich bald ſah und roch, von dem gewürzigſten Pfefferkuchenteig, von Mandeln ſtrotzend und Citronat. Einen großen Pfefferkuchen gab ſie mir zum Koſten. Wie ich ihn breche, um ihn mit ihr zu teilen, habe ich den Schlüſſel zu dem Hauſe in der Hand; der Pfefferkuchen war in den Kaufbrief geſchlagen. —

Hier geriet der zweite Litterat in große Bewegung. Wiederholt ſchlug er ſich mit den Fäuſten vor die Stirn, indem er mit kläglichem Tone rief: Und all dies Glück mußteſt du ſtören! Du ſelbſt! Was du durch Mannesmut errungen, mußteſt du durch die erbärmlichſte, kindiſchſte Leichtgläubigkeit verlieren! Ach mir ſelbſt ſcheint es jetzt unglaublich! Blauer Montag! Blauer Montag! was für ein ſchwarzer Fleck biſt du in meiner Geſchichte!

Mußteſt du Unſeliger, fuhr der zweite Litterat fort, mußteſt du Unſeliger in den drei Mohren vier Gläſer Grog trinken? Daß du dem, der innen ſchwärzer iſt, als drei Mohren zuſammengenommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in ſeinem ſchwarzen Herzen um alles dieſes dich beneidete, erzählen konnteſt, wie du dazu gekommen? Mußteſt du ſeine Einflüſterungen anhören? Mußteſt du ihm nicht

bei dem erſten zweideutigen Worte, welches deine Frau betraf, eine ſtechen? Beim zweiten ihn maſſakrieren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutſcher auf die Pferde ſchlagen muß, ſo ſchlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; ſo ſtürze ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; ſo zertrümmre ich die Thüre zu ihrem Zimmer in meiner Wut; ſo — Gott im Himmel! wie ſchnell kam mir die Beſinnung zurück, da ich nun beſchämt vor ihr ſtand, die erſtaunt, dann ſchmerzlich zürnend zu mir aufſah! Gott im Himmel! wie ſtrich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie ſie von dem Sofa aufſtand und jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen ausrief: So ſei's Gott geklagt, wie du mir lohnſt für meine Liebe! So ſei's Gott geklagt, wie du mich ſtürzeſt in die Tiefe des Jammers! So ſei's Gott geklagt, wie du mich zwingſt, dich unglücklich zu ſehen! So ſei's Gott geklagt, wie du mich zwingſt, dich zu laſſen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen Mond, einen Tag, eine Stunde nur, um mich deiner noch zu freuen und dich zu tröſten. Ich habe dir die Größe meiner Liebe nicht gezeigt, da du noch mein warſt; das kränkt mich ewig, da es nun zu ſpät iſt. O zeige jeder dem Freunde ſeine ganze Liebe, jeden Augenblick kann das Schickſal euch trennen, und dann bereut ihr's zu ſpät!

So klagte ſie, indem ſie mich, der ich vor Schmerz keines Wortes mächtig war, hundertmal an ſich drückte, immer heftiger, und mich endlich in die rechte Wange biß. Der Schmerz drang durch alle meine Glieder; ich verlor das Bewußtſein. O wäre mir's nie wiedergekehrt! Als ich erwachte, war mir nichts geblieben, als die Laſt peinigender Selbſtvorwürfe. Die Bißwunde in meiner Wange hier unter dem Pflaſter hat ſo wenig heilen wollen, als die Wunden in meinem Herzen. Ich wurde ſpäter Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann in Leipzig; da ich ſeine Kinder das Vaterunſer lehrte, ſagte er: meine Kinder ſollen keine Katholiken werden; und dankte mich ab. Die alte Deſperation und der neue Ärger wirkten zuſammen, und ſo ging auch ich unter die Litteraten.

So endete der zweite Litterat, wie der erſte gethan hatte, mit einem tiefen Seufzer. Und mit einem tiefen Seufzer begann ſeine Geſchichte der dritte.

Geſchichte des dritten Litteraten.

Ich bin, wie ihr wißt, an zehn Jahre jünger als ihr, meine

Jugend- und Leidensgenossen, mit denen mich an jenem verhängnisvollen Tage derselbe Schlag traf. Ich beginne aber meine Geschichte von einer frühern Zeit, von jener Zeit, wo ich von dem Totenbette meiner armen Pflegemutter in die Welt hinaus mußte. Ich wußte nur meinen Schmerz, bis der Hunger mich lehrte, auf dieser Welt gelte es nicht, Vergangnes zu beklagen; hier gelte es, in die Gegenwart sich zu schicken und dem Zukünftigen zu begegnen. Ach, für mich gab's kein ander Mittel, nicht Hungers zu sterben, als das Betteln. So lange meine Pflegemutter lebte, hatte ich, so arm sie war, nie betteln müssen. Kein Wunder, daß ich den Mut dazu nicht finden konnte. In der kleinen Fleischergasse in der weltberühmten Stadt Leipzig geschah's, daß auf einmal ein Stimmchen neben mir sich vernehmen ließ: Madame Müller! Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie fragen, ob Sie morgen, wenn's schön wäre, mit betteln gingen? Komm herauf, sagte eine ältliche Dame, die zu einem Dachfenster heraussah, komm herauf und bringe den Kleinen mit, der da neben dir steht. Das Kind, ein kleines Mädchen, nahm mich bei der Hand, und ich, der ich nichts zu versäumen hatte, folgte ihr willig und gern.

Sehn Sie nur, sagte die Dame, indem wir in ein ärmliches Stübchen traten, das in seiner Art elegant genannt werden konnte, sehn Sie nur einmal, wertester Herr Magister Kauderer, diesen kleinen blonden Krauskopf. Aus seinen großen blauen Augen spricht viel Talent; freilich müßten die roten Backen wegfallen. Wenn er, wie mein geübter Blick mir sagt, herren- und heimatlos ist, könnte ich mich entschließen, ihn an der Stelle meines freundlichen Adelbert zu behalten, den der Tod mir aus den Armen riß, die ihm mütterliche geworden waren.

Und wirklich trat ich, nachdem ein Examen die Schärfe ihres Kennerauges belegt hatte, an jenes Adelbert Stelle. Wie heißest du? fragte Madame Müller. Jakob? Der Name klingt nicht, rührt nicht; er ist einer von jenen gleichgültigen Namen; von nun heißest du Theodor, mein Kind. Sieh, das ist Belcolore, dies Ghismonda, diese Kleine Rosaurabella, talentvolle Anfängerinnen; die sind nun deine Schwestern. Nach diesem feierlichen Aktus fuhr Magister Kauderer fort, wo unser Eintreten ihn im Vorlesen des Sächsischen Trompeters gestört hatte. Und zwar las er zunächst von einem Pascha mit drei Roßschweifen, dessen Namen er, so oft er vorkam,

mit solchem Respekt aussprach, daß von diesem Augenblick an der Wunsch in mir lebendig wurde, ein Pascha von drei Roßschweifen zu sein, der mich später nie wieder verlassen hat.

Dame Müller widmete mir einen großen Teil ihrer Zeit. Sie war ungemein von ihrer Kunst eingenommen und suchte auch ihren Zöglingen diese Liebe beizubringen. Vormittag übte sie uns in der Theorie, das heißt: wir mußten rührende Geschichten ersinnen, wobei sie durchaus nicht auf äußerste Wahrscheinlichkeit drang. Denn sie sagte: Ich kenne tausend Damen, darunter die feinsten, die im Theater oder beim Roman über die unwahrscheinlichsten Leidenssituationen in Thränen zerfließen und beim wirklichen Elend kalt vorübergehn können. Es ist also nicht die Sache an sich selbst, die die Wirkung thut, sondern allein die Behandlung. Das weibliche Herz — und dieses kommt bei unsrer Kunst vornehmlich in Betracht, da die Männer leichter geben als die Frauen, und meist, ohne daß man Kunst anwenden müßte — das weibliche Herz ist so zart, daß das wirkliche Elend es nicht rührt, sondern beleidigt in seiner rohen, nicht durch Kunst gemilderten Erscheinung. Und daher, eben von dieser Geistigkeit, dieser Zartheit kommt es, daß das weibliche Herz sich öfter vor diesen Eindrücken verschließt, nicht aber von einer gewissen innerlichen Kälte, wie jene Weiberfeinde behaupten, die da annehmen, die Frauen besäßen nur Phantasie, aber kein Gemüt.

Doch ich komme von diesen Äußerungen der Madame Müller, die wenigstens beweisen können, daß sie eine gebildete und denkende Künstlerin war, wieder zu meiner Geschichte selbst. Vormittags also wurden rührende Situationen erfunden und in Scene gesetzt, das heißt: die nötigen Zuthaten von Gestikulation, Blicken, Seufzern, Thränen und dergleichen hinzugefügt. Der Nachmittag gehörte der Praxis. Meine Pflegeschwestern gingen schon ihre eignen Wege; ich aber mußte, nachdem mein zu gesunder Teint durch Fasten etwas gemildert war, mit der Madame gehn. Da galt ich denn bei kinderlosen Frauen für eine Waise, die Madame Müller angenommen, weil ihr der Himmel die Erfüllung des heißesten Wunsches, ein eignes zu haben, versagt. Bei Damen, die mit ihren Gatten im Zwist lebten, war ich das Kind eines rohen Menschen, der sie, meine Mutter, und mich im Trunke zu töten gedroht, weil er uns nicht mehr ernähren könnte, und dergleichen. Sehr stolze Damen bat sie zu Gevatter und versicherte so lange, nicht Eigennutz, sondern

außerordentliche Verehrung vor ihnen sei die Ursache, bis die gebotene Ablösungssumme ihr genügte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie aus der Geschichte derjenigen selbst, die sie um Hilfe ansprach, das Hauptmotiv der Geschichte nahm, die sie als die ihre erzählte. Dies fiel ihr leicht, da sie die Dienstmädchen, denen sie die Karte schlug, oder die Kunden der Leihbibliothek von Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten waren, die Madame Müller nebenbei hielt, auf die pfiffigste Weise auszuhorchen und für sich zu stimmen wußte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie hier die Farben ihrer Schilderung nur hinhauchte, dort wieder mit markigem Pinsel auftrug, hier einen einzigen halbverhaltenen Seufzer spielen ließ, dort eine ganze Sündflut von Thränen bereit hatte, je nachdem sie wußte, was die Nerven der bestürmten Damen aushielten. Das einzige, was öfter unverändert wiederkehrte, war der Refrain: Unsereins ist schlimmer dran wie ein Bettler; man leidet im stillen.

Der Wohlthätigkeitssinn der Leipziger ist bekannt; einer solchen Künstlerin konnte es nicht fehlen.

So lange ich als Appendix der Madame Müller mich passiv verhalten konnte, that es gut; wie ich mich auf eignen Füßen bewegen sollte, zeigte sich bald meine gänzliche Unfähigkeit. Dazu kam, daß, nachdem ich einigermaßen an das Fasten gewöhnt war, meine Gesichtsfarbe wiederkehrte und mein ganzes Ansehen immer weniger zu meinem Berufe paßte. Sie pflegte mich hungern zu lassen oder körperlich zu züchtigen, wenn die Gaben, die ihr jene Geschichten einbrachten, ihr zu gering schienen. Das hatte im Anfang die von ihr wohlberechnete Folge, daß, während sie ihre Dichtungen vortrug, das Vorgefühl meines nahenden Ungemachs mir bittre Thränen erpreßte, wodurch ihre Bemühungen sehr gefördert wurden. Mit der Zeit aber wurde ich fühllos, und weder das Vorgefühl noch das Ungemach selbst vermochten mehr, mich aus meiner apathischen Gleichgültigkeit zu scheuchen. Dame Müller hatte also Gründe genug, mit mir unzufrieden zu sein.

So stand ich um die Zeit, als ich euch kennen lernte, deren Unglücksgenosse ich später noch einmal zu werden bestimmt war, unter derselben oder noch schlimmern Tyrannei wie ihr. Und unser Träumen und gänzliches Vergessen der Außenwelt an jenem Frühlingsnachmittag verursachte auch in meiner Geschichte eine Katastrophe. Madame

Müller empfing mich nicht mit thätlichen Bezeigungen ihrer Unzufriedenheit, wie ich gefürchtet hatte, ſondern richtete mit dem feierlichen Ernſte, den ſie ſo ſehr in ihrer Gewalt hatte, etwa folgende Rede an mich: Lieber Theodor, ich halte es für meine Pflicht, ein ernſtes Wort mit dir zu reden, ein Wort, deſſen Notwendigkeit mich ſo ſehr kränkt, als es dich nur irgend kränken kann, ein Wort, das ich nicht mehr verſchieben darf, will ich die Verſicherungen der mütterlichen Fürſorge, welche ich dir oft gethan, nicht Lügen ſtrafen. Lieber Theodor, das Schrecklichſte, was dem Menſchen begegnen kann, iſt, wenn er ſich ſagen muß: Du haſt deine Beſtimmung verfehlt; um ſo ſchrecklicher, je weiter er über das Alter hinaus iſt, in dem man noch hoffen darf, mit Erfolg einen neuen Lebensweg einſchlagen zu können. Noch biſt du nicht über dieſes Alter hinaus. Lieber Theodor, es kränkt mich, deine jugendliche Eitelkeit ſo zerſchmettern zu müſſen, wie ich doch muß, aber ich muß dir ſagen: Du haſt kein Talent zu der Kunſt. Mit der rotbäckigen ſtumpfen Behaglichkeit, mit der du mir eben zuhörſt, als ginge die Sache dich gar nicht an, wirſt du nimmer zu der Objektivität der Darſtellung hindurchdringen. Es giebt, wie du weißt, viele gute Menſchen in Leipzig. Du biſt nicht häßlich und haſt etwas Wackres in deinem Anſehen; vielleicht nimmt einer oder der andre dich als Laufjungen in den Dienſt. Hältſt du dich gut, kannſt du mit der Zeit Markthelfer oder Hausknecht werden, am Ende deiner Lebensperſpektive ſteht vielleicht, wer kann es wiſſen? eine bürgerliche Nahrung. Unſre Nachbarn, der Schuhmacher Fintlein und der Schneider Heidermann, ſind beide willens, ihre derzeitigen Laufjungen fortzujagen. Es käme nun darauf an, was du werden möchteſt, Schuſterjunge oder Schneiderjunge —

Ich hatte ſehr aufmerkſam zugehört, ſo wenig ich auch den größten Teil ihrer Rede verſtand. Ach, Madame Müller, ſagte ich in meiner Unſchuld, Schuſterjunge mag ich nicht werden, Schneiderjunge auch nicht, aber ein Paſcha von drei Roßſchweifen möcht' ich werden!

So ſagte ich. Ich weiß nun nicht, glaubte Madame Müller wirklich, ich hätte ſie verhöhnen wollen, oder war ſie der Gelegenheit froh, auf dieſe Weiſe mich los zu werden: Nein, rief ſie, indem ſie mich zornesrot am Arm ergriff und aus der Thür warf, die ſie hinter mir verſchloß, eine ſolche Schlange will ich nicht länger an

meinem Busen wärmen. Komm mir nie wieder vor meine Augen, undankbare Kreatur!

Lange stand ich weinend vor der Thüre; sie öffnete sich mir nicht wieder. Weinend stolperte ich die vier Treppen hinab. Wie ich aus dem Hausthor ging, kam mir erst recht das Gefühl meiner nunmehrigen Verlassenheit; ich rang meine Hände und schrie, indem ich bitterlich weinte, unaufhörlich: Ach, Madame Müller! Ach, Madame Müller! Ich will ja gewiß kein Pascha mit drei Roßschweifen werden; behalten Sie mich doch nur!

Während ich diese Worte unter den schmerzlichsten Thränen wiederholte, kam wie eine gute Fee Madame Flötenspiel die Gasse daher. Nachdem sie mich nach ihrer gutmütigen, lebhaften Art über die Ursache meines schmerzlichen Gebärdens ausgefragt hatte, wobei sie an meinem blonden Kraushaar zupfte und mit der flachen Hand mir auf die Backen schlug, indem sie bald über mein Elend zu Thränen gerührt war, bald über meine naiven Ausdrücke sich tot lachen wollte, sagte sie: Laß gut sein, Krausköpfchen, und weine mir nicht deine muntern blauen Augen krank; ich will für dich sorgen, und wirst du so, wie dein Aussehen verspricht, wer weiß, was dann geschehen kann. In zwölf Jahren ändert sich gar manches.

Sie nahm mich mit sich nach Hause. Herr Nauplius, denn so hieß ihr damaliger Gatte, wohl dreimal so alt als sie, schien nicht sehr zufrieden mit diesem Zuwachs der Familie; aber sie verstand ihn so für mich zu gewinnen, daß er allmählich eine wirkliche Zuneigung zu mir zu fassen schien. So schlecht es mir sonst gegangen war, so gut ging mir es jetzt. Die besten Bissen wußte Madame Flötenspiel — lassen Sie mich meine Wohlthäterin bei ihrem jetzigen Namen nennen — mir zuzuwenden. Und ebenso mütterlich sorgte sie für mein geistiges Teil. Ich lernte lesen, schreiben, rechnen, französisch, englisch, und lernte um so fleißiger, je mehr ich merkte, welch Vergnügen ich meiner Wohlthäterin dadurch bereitete. Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, gab mich Madame Flötenspiel bei Herrn Entenfraß, einen Kaufherrn in der Petersstraße, in die Lehre. Ich kann den wundersamen Eindruck, den mein Herr Prinzipal, als ich ihn zum ersten Male sah, auf mich machte, nicht vergessen. Acht Kommis besorgten den Verkauf. Herr Entenfraß, ein ziemlich untersetzter, jedoch ungemein beweglicher Mann, schien zwecklos dazwischen in dem Gewölbe umherzusteigen.

Mit einer gewiſſen faſt ängſtlichen Unruhe, welche ſich in beſtändigem Achſelzucken ausſprach, ſchob er den grünen Augenſchirm, den er immer trug, bald auf dieſe, bald auf jene Seite. Dabei rief er von Zeit zu Zeit mit gellender Stimme: Nummer eins de el em, Nummer zwei de el em und geſtikulierte auf das ſeltſamſte mit dem rechten Arm, deſſen Hand mit einer Elle bewaffnet war. Die Bedeutung dieſes Treibens blieb mir, ſo lange ich Lehrling war, ein Rätſel. An dem Tage, mit dem meine Lehrzeit ablief, rief der jüngſte Kommis mich in das Kontor, wo ich Herrn Entenfraß ſamt ſeinen übrigen Leuten in einer magiſchen Dämmerung antraf. Es war eines Sonntags unter der Kirche. Die Fenſterladen waren geſchloſſen, und das myſtiſche Helldunkel rührte von der einſiedleriſchen Flamme einer Kontorlampe her. Herr Entenfraß begrüßte mich, indem er die Elle, die er in der rechten Hand als Kommandoſtab zu führen gewohnt war, vor mir ſenkte, eine Ehrenbezeugung, die mir bis dahin noch nie zu teil geworden war. Rings um Herrn Entenfraß ſtanden die acht Kommis in feierlichem Schweigen, die Markthelfer hinter ihnen.

Da Herr Fiſcher, ſo begann Herr Entenfraß zu reden, unſre bisherige Nummer eins, uns verläßt, wird Herr Schmidt, unſre ſeitherige Nummer zwei, in die eins vorrücken, die bisherige Nummer drei in die zwei und ſo fort. Und du, Theodor, wirſt als Nummer acht in die Reihe dieſer würdigen Männer eintreten. Und ſo wäre denn die Zeit, das ernſte Geheimnis des De el em dir aufzuſchließen. Es giebt, werteſte nunmehrige Nummer acht, es giebt Menſchen, deren ganzes Streben dahin geht, mit Kaufleuten und Wirten wider den Willen dieſer in Gütergemeinſchaft zu treten. Dazu giebt es zwei Wege: den Weg des Borgens, ohne den Willen zu bezahlen, und den Weg des unmittelbaren Beſitznehmens von einer Sache wider nicht allein den Willen, ſondern auch wider das Wiſſen des bisherigen Beſitzers. Beide Richtungen zählen in unſerm Leipzig viele Anhänger. Und namentlich vor der zweiten mich zu wahren, iſt mein Geſchäft, während meine Kommis verkaufen, die Phyſiognomien und Gebärden der oft nur vorgeblichen Kunden zu ſtudieren. Finde ich etwas Verdächtiges, ſo warne ich die betreffende Nummer durch das ſo unbefangene und doch ſo vielſagende De el em — die Anfangsbuchſtaben der drei Worte: das Luder mauſt! Und nun noch einiges Beherzigenswerte über den Stand, dem du angehörſt. Ein

altes Sprichwort ſagt: Lieber zehn Neider als einen Mitleider. So laſſet uns froh ſein! Zeigt ſich der Neid im Verkleinern ſeines Gegenſtandes, in der Bemühung, ihn lächerlich zu machen, ſo fehlt es unſerm Stande nicht an Neidern. Wie viel Spottnamen hat der Neid andrer Stände für uns erfunden! Oder glaubt er, erfunden zu haben! Denn wir würden, wenn wir ſie betrachten wollten, finden, daß wir ſolchen Spott uns leicht gefallen laſſen können, indem er nichts als eine Anerkennung iſt, die ſich im Ärger, daß ſie ſich nicht verleugnen kann, ſtellen will, als ſei ſie Spott. So nennt man uns zuweilen Induſtrieritter. Sind wir es nicht? Wo liegt das Beſchimpfende? Ich kann es in dem Worte nicht finden. Hat man es im Ärger darüber erfunden, daß wir es ſchneller dahin bringen, wie andre, Pferde kaufen zu können zu unſerm Vergnügen und auf dieſe Weiſe beritten zu werden? Wer belegt uns hauptſächlich mit dieſem Namen? Die ſogenannte gelehrte Kaſte, in unſerm Sinne oft: die geleerte. Was anders treiben denn aber ſie ſelbſt, als Induſtrie? Der eine verkauft ſeine Überzeugung der Kirche oder dem Staate gegen eine jährliche Rente und macht in Aberglauben; der andre marktet mit dem Rechte, der dritte verkauft ſeine Gifte für Geld und arbeitet für den Totengräber, der vierte macht in Syllogismen. Induſtrie iſt alſo auch ihre Göttin; aber Ritter ſind ſie nicht. Wir ſind noch ein Echo jener fahrenden Ritter; während jene gähnend hinter dem Ofen hocken, bieten wir die mutige Bruſt den Winden, den Waſſern des Himmels und den Saugſtacheln hungriger Gaſtwirte auf der Reiſe. Während ſie, was die Zeit in ihrem Fortſchreiten bereits zertreten hat, zu traurigem Scheinleben wieder aufzubrüten ſich mühen, werfen unſre rüſtigen Hände die Weberſchiffchen von Land zu Land, von Meer zu Meer und weben dem neuen Geiſte ein neu Gewand, ziehen wir der Erde den Ringpanzer der Eiſenbahnen an zum Todeskampfe mit tauſendjährigem Dunkel. Wir wiegen und nähren den jungen Geiſt eines neuen kräftigen Lebens auf unſern thätigen Armen, der, ein junger Herkules, noch in der Wiege die Schlangen Despotie und Geiſteszwang zerdrücken wird. Und ſo ſchlage ich denn dich, gegenwärtigen Theodor Eſpe, zu ſolchem Ritter! Theodor, du warſt bis heute Lehrling; Herr Eſpe, von nun an ſind Sie Kommis!

Herr Entenfraß zitterte vor Begeiſterung, als er mit der Elle meine Schulter berührte. Es war ein feierlicher Augenblick.

Die nächsten Jahre bieten meiner Geschichte nichts, als daß ich von Nummer acht zu Nummer eins emporstieg. Madame Flötenspiel konnte ihre wachsende Neigung zu mir nicht bergen, und es war kein Zweifel, daß ich, sowie Herr Nauplius, der bereits vor Schwindsucht in seiner eignen Haut wie in einem Burnus einherging, das Zeitliche segnete, der Mitbesitzer ihres bedeutenden Vermögens werden würde. Nicht vergessen darf ich, daß ich in dieser Zeit für acht gute Groschen zu Mittag aß, beständig das Eleganteste auf dem Leibe trug, vier Dutzend der feinsten Hemden von schlesischer Leinwand besaß, daß ich Konzerte und Theater besuchte, über alles sprechen konnte, daß ich die Ritterpflicht nie versäumte, wenn ich mit meiner Prinzipalin und ihren Töchtern in einem Kaffeegarten oder auf einem Balle zufällig zusammenkam, sie auf das galanteste zu unterhalten. Sie waren stolz auf mich und konnten es sein, denn Urteile wie: Schiller führt uns aus uns heraus, Goethe führt uns in uns hinein, was man auch umgekehrt sagen kann; Redensarten und Ausdrücke, wie objektiv und subjektiv, absolut und relativ, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, die höhere Ironie und dergleichen haschten sich auf meinen Lippen. Dabei schwärmte ich für die Menschheit wie Marquis Posa, und wo zum Besten Armer, Abgebrannter und dergleichen getanzt oder Konzert gehört wurde, da war ich nicht der letzte und schonte weder Füße noch Ohren. Dieses Schwärmen gab mir etwas Interessantes, Schmachtendes, vornehm Abgestandnes; dazu die unendliche Bescheidenheit, die ich immer besaß und noch besitze — kurz: ich war der liebenswürdigste und vollkommenste Jüngling, den das Königreich Sachsen seit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Eines Tages — es war in der Ostermesse — trat eine schlanke, schöne Dame in persischer Tracht in Herrn Entenfraß' Gewölbe. Sie wandte sich an mich; ich mußte ihr das zeigen und jenes. Sie ließ, was sie kaufen wollte, beiseite legen und gab es ihren Begleitern, einem schwarzen Sklaven und einer weißen Sklavin, die es nach Hause bringen sollten. Dann nahm sie den Schleier ab, verbeugte sich und verließ mit ihren Domestiken das Gewölbe. Wie vom Blitz getroffen stand ich da. Solche Schönheit hatte ich nie gesehen, nie geahnt. Mit niegefühlter Wonne durchschauerte mich ihr Lächeln. Ich sah die blendend weiße Stirn mit den dunkelschwarzen Bogen der Brauen, die feinste Adlernase zwischen zwei dunkeln Sonnen,

den ſchmalen, zarten Mund, das lieblich gerundete Kinn, den vollen und doch ſo zierlichen Wuchs, ich ſah dieſe Reize lang noch, nachdem ihre Beſitzerin den Laden verlaſſen hatte, und neu eingetretene Kunden verwundert vor mir ſtanden, daß ich, ſonſt die Gewandtheit, die Geſprächigkeit, das Leben ſelbſt, ein ſteinernes Bild geworden ſchien.

Mit Schrecken fiel mir plötzlich ein, daß die Dame mich nicht bezahlt hatte. Herr Entenfraß war verreiſt; wie ſollte ich vor ihm beſtehen, dem er alles anzuvertrauen gewohnt war! Es war keine Kleinigkeit, was die Waren, die ſie gekauft und mitgenommen hatte, betrugen; es war eine Summe von mehr als tauſend Thalern. Meine einzige Hoffnung war, die ſchöne Perſerin werde ſich erinnern, daß ſie mich nicht bezahlt habe, und das Geld entweder ſelbſt bringen oder ſchicken, ehe Herr Entenfraß zurückgekommen ſein würde.

Und wirklich hatte ich mich nicht getäuſcht. Acht Tage nachher kam ſie wieder mit ihren beiden Begleitern. Ihre Stimme klang mir nun doppelt wie die ſüßeſte Muſik, da ſie ſich entſchuldigte, in der Zerſtreuung das Bezahlen vergeſſen zu haben; ſie nahm noch mehrere Waren heraus, dann bezahlte ſie dieſe und die vorigen mit. Und wieder nahm ſie den Schleier ab, ehe ſie ging; und wieder ſtand ich regungslos wie eine Bildſäule. Der Markthelfer, der mich erinnerte, das Geld einzuſtreichen, das leicht, ohne daß ich es gemerkt haben würde, jemand hätte hinwegnehmen können, mußte mich wecken wie aus dem tiefſten Schlafe.

Von Madame Flötenſpiel kam eine Einladung auf den Abend. So dankbare Geſinnungen ich gegen ſie hegte, ſo war in meiner Seele ihr Bild durch das der Fremden dennoch völlig in den Hintergrund gedrängt. All meine Gedanken, all meine Empfindungen ſchwärmten wie Bienen um die Blume jener wundervollen Reize. Ob ich ſie wiederſehen würde? Ob und wie ſie meiner dächte? Dieſe und tauſend ähnliche Fragen wandten trotz allen Widerſtrebens meine Gedanken immer von neuem von meinem Geſchäfte ab, daß ich froh war, wie die Stunde des Gewölbeſchluſſes ſchlug. Kaum konnte ich vor Unruhe die gewählte Toilette machen, die Leipzigs Damen an mir zu bewundern gewohnt waren. Ohne eigentlich zu wiſſen, wohin ich wollte, verließ ich meine Wohnung, ſo in Träumen, daß erſt der ungeheure Lärm, aus dem Raſſeln des Dampfkaruſſels, dem Brüllen der Löwen, dem Aborgeln ſchauderhafter Mordthaten und unzähligen andern Elementen gemiſcht, mich lehrte, daß der

Weg, den ich unwillkürlich verfolgt, unter die Buden führe, in die lärmende Stadt der Vagabunden, die mit Anfang der Meſſe wie ein Pilz aufſchießt und vier Wochen darauf wie in die Luft zerſtoben ſcheint.

Friede ſei mit euch! ſprach eine Frauenſtimme zu mir; ich ſah auf und erblickte — denkt euch mein Staunen, meine Freude — die Begleiterin des Inbegriffes meiner Wünſche. Allah ſei geprieſen, der mich in euern Zügen leſen läßt, daß die Befürchtungen meiner Gebieterin vergebens geweſen ſind!

Mein Entzücken ließ ſie nicht ausreden. O daß ich alle Befürchtungen Ihrer und meiner Gebieterin zu tilgen vermöchte, wenn es anders möglich iſt, daß Befürchtungen einem ſo vollkommenen Weſen haben nahen können, als Ihre und meine Gebieterin iſt.

Die Sklavin zeigte in ihren Mienen ebenſo viel Freude, als ſie in den meinen bei Erwähnung ihrer Herrin geleſen haben mochte.

Reden Sie, fuhr ich fort, ſprechen, befehlen Sie; was kann ich thun, ihres Anblickes würdig zu werden, ohne den ich, ich fühle es zu gewiß, nicht mehr leben kann?

Allah iſt groß! rief ſie aus. Wiſſet, daß die liebenswürdigſte Prinzeſſin der Welt, Sonne des Lebens genannt, ſo ſehr nach Euern Anblick ſchmachtet, daß die Perlen ihrer Gazellenaugen nicht mehr über Roſen rollen, ſondern über Lilien. Schlafloſe Nächte haben die Sonne in einen Mond verwandelt, der in Thränenwolken badet.

Während die gute Sklavin ſo ſprach, lenkte ſie ihre Schritte nach dem Königsplatze zu, über den Königsplatz dahin, die Zeitzer Straße entlang; wir waren am Härtelſchen Palais angekommen, als ſie ſtehen blieb und in die Hände ſchlug. Da öffnete ſich die Thüre, der Schwarze, den ich ſchon zweimal in der Begleitung der ſchönen Perſerin geſehen, ließ uns eintreten und verſchloß hinter uns wieder die Thüre.

Eine ſilberne Treppe mit goldnem Geländer führte mich die Sklavin hinan; zu beiden Seiten der Treppe ſtanden ungeheure brennende Wachskerzen. Die Düfte von Moſchus und grauem Ambra zogen in Wolken durch die weiten Räume des ſchönſten aller Paläſte. Ich ſtaunte, indem ich bei mir ſagte: Iſt das nicht, als würde ein Märchen der Tauſend und einen Nacht lebendig? Wirklich, meine Freunde, ich war nahe daran, zu zweifeln, daß, was mir begegne, Wahrheit ſei, daß ich nicht träumte oder im Fieber

phantaſierte. Jetzt ſprangen zwei Flügelthüren auf, und wir traten in einen Saal von unzähligen Säulen geſtützt, die hohen Palmbäumen glichen. Die Kuppel ſchien aus einem Saphir geſchnitten, und ſeine Farbe war dieſelbe, wie die des Himmels, der durch die großen offnen Fenſter von allen Seiten ſichtbar war. Mitten in dem Saale drängte ein großer Springbrunnen ſeine Waſſerſäule faſt bis zur Decke der Kuppel empor; ſeine Wogen, in tauſend blinkende Sterne zerbrochen, weckten in das Silberbecken zurückfallend die ſüßeſten Cymbeltöne. Ich ſtand und wagte kaum zu atmen. Nun nahte von außen Muſik, eine andere Thüre ſprang auf, und herein traten in ſchöner Ordnung zwanzig ſchwarze Verſchnittene mit gezückten Säbeln, prächtig in goldbrokatne Gewänder gekleidet. Darauf folgten ebenſo viel der ſchönſten Sklavinnen mit Saitenſpielen, die ſie auf die lieblichſte Weiſe rührten. Und nun kam Sonne des Lebens ſelbſt in ihrer Wunderſchönheit. Noch einmal zwanzig Frauen, auf Hoboen blaſend und ſanften Flöten, beſchloſſen den Zug. Die ſchwarze Dienerſchaft reihte ſich hinter dem Tiſche, an den Sonne des Lebens ſich ſetzte, nachdem ſie mich auf das anmutigſte willkommen geheißen und eingeladen hatte, mich zu ihr zu ſetzen. Die Sklavinnen umgaben uns, bald in den lieblichſten Tänzen ihre Reihen verſchlingend, bald in die ergötzendſten Gruppen geordnet. Sonne des Lebens ſchnitt derweile den ſaftigſten Apfel in der Mitte durch und gab die eine Hälfte mir, dann ſchenkte ſie ſelbſt den kühlen Wein in eine Schale, neigte ſich vor mir und trank. Nun reichte ſie die Schale mir, indem ſie mit der ſüßeſten Stimme ſang, wobei die Sklavin, die mich hierher geführt hatte, ſie mit der Laute begleitete.

Sonne, dies war der Sinn der Verſe, die ſie ſang, Sonne des Lebens nennen ſie mich; aber du biſt die Sonne, und ich das Leben, das ohne die Sonne ſterben muß. Bin ich Sonne des Lebens, ſo mußt du Leben der Sonne heißen.

Ich trank, nachdem ich mich gegen ſie verneigt hatte, und ſang zu den Tönen, die die Sklavin auf der Laute anſchlug:

Du biſt die Sonne, ich will der Mond ſein, der dich liebt und dir ewig folgt.

Biſt du der Mond, entgegnete Sonne des Lebens, biſt du der Mond, ſo nimmt von nun die Sonne ihr Licht vom Monde, nicht mehr der Mond ſein Licht von der Sonne; denn ohne dich bin ich

dunkel, und meine Strahlen verlöſchen in den Thränen der Sehnſucht, die ich um dich weine.

Schon beim Beginnen dieſes Verſes waren Thränen aus ihren Augen geſtürzt; nun erhob ſie ſich und eilte wie außer ſich auf mich zu; indem ſie ihre Arme um mich ſchlang, ward ſie ohnmächtig. Kaum daß ich ſie nicht fallen ließ und ſelbſt hinſank; ſo bebten alle meine Lebensgeiſter vor der Übermacht dieſer Seligkeit.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſprach ſie: Süßes Leben, das ich endlich in den Armen halte, ſo bin ich nun dein mit allem, was mein iſt; nicht der Gedanke eines Gedankens, nicht der Hauch eines Hauches in mir, der nicht dein wäre, die ich der Schatten deines Schattens bin. Weh mir, daß ein unerbittliches Verhängnis ſechs Tage in der Woche mich dir und mir ſelbſt entrückt. Jede Woche findeſt du mich an dieſem Tage hier, bis die Sonne des künftigen Tages uns wieder für ſechs, ſechs lange Tage trennt. Aber ſchwöre mir erſt, ein Geheimnis ſei unſre Liebe; der Hauch, der einem fremden Ohre das mindeſte von ihr verrät, verlöſcht uns die Kerze ſüßewigen Liebesglückes.

Ich ſchwur. Darauf ſetzten wir uns wieder an unſre Plätze; ſie ſchenkte ein; wir aßen, tranken und ſahen uns in die ſeligen Augen. Auf einen Wink von Sonne des Lebens machten die Tänzerinnen eine Pauſe; ihre Lieblingin rührte allein die Laute, und die ſchönſte ſelbſt begann ohngefähr folgendes zu ſingen:

O Schmerz, ſechs Tage getrennt zu ſein; ſechs Jahre werden ſie mir ſcheinen; der Tag des Wiederſehens, ach! nur ein Augenblick.

So lange du mich küſſeſt, ſcheint mir die Zeit ſtille zu ſtehn; ach! aber ſie ſcheint es nur und eilt mit verdoppelten Schritten.

So lange du mich in deinen Armen hältſt, fühle ich, daß ich glücklich bin; ſo wie du mich läſſeſt, wird mir bange.

So lange dein Herz mich drückt, bin ich geſund; dann aber drückt mich das meine, und ich kranke zum Tode.

Nur dann wär' ich geſund, hätt' ich das Gift deines Mundes, an dem ich kranke, beſtändig an meinen Lippen; nur dann wäre mir leicht, ruhte immer die Laſt deines Hauptes drückend auf meinem Nacken; nur dann wär' ich frei, läg' ich immer in den Roſenketten deiner preſſenden Arme.

Süßes Leben, unſer Glück iſt die Roſe, aber Schweigen heißt der Zweig, der ſie trägt.

Und wie wonnig iſt's, zu wiſſen, daß wir uns lieben; zu wiſſen, daß nur wir es wiſſen, daß wir uns lieben!

Mein Glück und dein Glück ſind wie ein Antilopenpaar gelagert. Darum ſchweige, mein Leben. Sprichſt du ein Wort, ſo ſchrickt es auf und flieht, wo du es nimmer wieder ſiehſt.

Thränen ſtürzen aus ſeinen großen Augen, wenn es dich fragt: Da wir ſpielten, warſt du ſo glücklich, warum verſcheuchteſt du uns?

Denk ich, du könnteſt nicht ſchweigen, ſo wird mir bang; die Schatten trüber Zukunft verſchlingen mir den Tag der heitern Gegenwart.

Drum laß uns hingehn, wo wir ungeſehen uns faſſen und uns umfangen halten, ſo lange die Nacht uns beide umfangen hält.

Den preſſenden Armen glaubt die Liebe mehr als dem Munde; dem Munde glaubt die Liebe mehr, wenn er küßt, als wenn er ſpricht.

Damit ſtand ſie auf, nahm mich bei der Hand und führte mich in das ſchönſte Schlafzimmer, welches man ſich denken kann. So ſehr wir eilten, ſo lange währte es, bis wir es erreichten, weil wir uns bei jedem Schritte küſſen mußten. Das Lager war weich, Wolken von Wohlgerüchen umſchwammen es; von ferne klang das Saitenſpiel der Sklavinnen und ſüße Wettgeſänge, dazwiſchen ſäuſelte das Klingen der Waſſertropfen auf dem ſilbernen Becken vom Saale her.

Mein Glück war zu groß, als daß es hätte dauern können. Und von ſeinem höchſten Gipfel mußte ich fallen hinab in die Tiefe des Harms. An demſelben Tage, an deſſen Morgen die teuerſte Hand das Dekret des Sultans mir übergab, mittels deſſen ich zum Paſcha von drei Roßſchweifen ernannt war, an demſelben Tage verlor ich Geberin und Gabe. Ach! ſie ahnte es wohl! Ehe ich von ihr ging, umfing ſie mich ſo innig, als wollte ſie mich erdrücken, und biß mir das Stück aus der Oberlippe, weswegen ich den Schnauzbart tragen muß.

Noch desſelben Tages führte mich mein Weg an dem Hauſe des Herrn Nauplius vorbei. Ich ſah mehrere ſchwarzgekleidete Männer ins Haus treten; die Erinnerung an die ſüßeſte Nacht, denn jede letzte war die ſüßeſte, beſchäftigte mich ſo, daß mir nicht einfiel, der Todesfall, den die Anweſenheit dieſer Schwarzgekleideten verkündete, könnte die Familie betroffen haben, der ich ſo viel Dank ſchuldete. Daran wurde ich erſt erinnert, da Madame Flötenſpiel am Fenſter erſchien. So wie ſie mich ſah, öffnete ſie das Fenſter und ſagte: Ich ſehe wohl, daß Sie wenig Zeit mehr für mich haben; bedenken Sie

aber, wie sehr ich jetzt eines Freundes bedarf, so schenken Sie mir doch vielleicht den kurzen Augenblick, um den ich Sie bitte.

Sie sprach diese Worte mit dem Ausdruck unverkennbaren Schmerzes; ich sah nun erst, wie unrecht es war, wie undankbar, eine solche Wohlthäterin so ganz zu vernachlässigen, wie ich mir vorwerfen mußte, gegen Madame Flötenspiel gethan zu haben. Und mit dem festen Vorsatze, was ich versäumt, nachzuholen, insoweit es geschehen könnte, ohne Sonne des Lebens Rechte auf mich zu kränken, ging ich hinein.

Madame Flötenspiel führte mich schweigend an die Leiche des Herrn Nauplius und ebenso wieder zurück. Er war mir ein Vater, sagte sie, und ihre verweinten Augen straften diese Worte nicht Lügen. Dennoch gilt, fuhr sie fort, mein Kummer nicht ihm allein; die Hälfte meines Kummers gehört einer Hoffnung an, die ich zugleich mit meinem Gatten begraben muß!

So sprach Madame Flötenspiel, und ihre krampfhaft aufzuckende Brust wiederholte das Gesprochene. — Was sollte ich entgegnen? Ich verstand nur zu gut, was sie meinte. Und hätte ich's bei jener Äußerung nicht verstanden, so mußte das, was folgte, das Verständnis mir eröffnen. Sie sah mich einige Augenblicke ernsthaft an, dann, wie sie sah, daß sie mich traurig gemacht hatte, mühte sie sich, in das launige Wesen zu fallen, das sie so gut kleidete. Sag mir nur, Krausköpfchen, sagte sie, wo du dich jetzt herumtreibst. Seht nur, welch ernsthaftes Gesicht er macht, damit ich die Lüge glauben soll, die er vorbringen will! Und er weiß es nur zu gut, daß ich mir noch schlimmeres von ihm gefallen lasse, als solche Falschheit, wenn ich ihn nur sehen kann. Er weiß zu gut, wie ich mich vor zehn Jahren in ein kleines Krausköpfchen verliebte, in ein irreflatterndes, verwaistes Vögelein, daß ich's an den Busen nahm und wärmte und ihm mein Herzblut gegeben hätte, wenn dem Schalk damit gedient war; nun fliegt mir's fort und sieht nicht mehr nach mir!

Bei den letzten Worten hatte sie die vergebliche Bemühung, ihre Empfindungen unter dem launigen Wesen zu verstecken, aufgegeben, und nun rächten sich jene für den Zwang, den sie ihnen angethan, durch Verdoppelung ihrer Gewalt.

Ich habe kein bessres Herz gekannt, als das der Madame Flötenspiel; zudem macht es doppelte Wirkung auf uns, sehen wir einen Menschen so recht traurig, den wir nur froh gesehen, und von

deſſen Perſönlichkeit wir kaum die heitere Laune trennen können; vorzüglich aber war es der Vorwurf, der für mich ſowohl in Äußerungen als eben in der Art, mit der ſie gethan wurden, lag, was mich auf das heftigſte erſchütterte.

Ihre Äußerungen, entgegnete ich und mühte mich nicht, meine Bewegung zu verbergen, laſſen mich beſorgen, daß Sie mich des ſchändlichſten Laſters fähig halten, welches ich mir denken kann.

Wer ſagt das? ſprach Madame Flötenſpiel. Hab ich geſagt, ich hielte Sie eines Laſters fähig? Hab ich Ihnen hilfreich werden dürfen, ſo muß mir das eine Freude bleiben, aber ein Recht giebt mir's nicht über Sie, es müßte denn das Recht ſein, daß ich mir's nicht von Ihnen wehren laſſe, Ihre Mutter ferner zu bleiben. Können Sie einen Vorwurf in dem, was ich ſagte, finden, da Sie wiſſen, daß ich Sie auf keine Weiſe kränken will?

Ich war im Begriffe, zu antworten. Madame Flötenſpiel, die kein trauriges Geſicht ſehen konnte, verſuchte nochmals jenen ſcherzenden Ton. Die Herzensgüte, die ſich darin zeigte, vermehrte nur meine Bewegung.

Glaubſt du denn, Krausköpfchen, ſagte ſie, indem ſie mich am Haare zupfte, ich wüßte nichts von der Prinzeſſin am Zeitzer Thor?

Ich Unſeliger nahm in meiner Verwirrung dieſe Worte, mit denen ſie, wie man zu ſagen pflegt, auf den Buſch ſchlug, für baren Ernſt, und ſo mußte ich glauben, ſie kenne das ganze Verhältnis. Wiſſen Sie — wollte ich voll Erſtaunen fragen. Alles, unterbrach ſie mich. Aber ich hätte auf ihrem Geſichte leſen müſſen, daß ſie überraſcht war, wenn nicht ein böſer Genius mich blind und taub gemacht hätte, nur — leider! — nicht ſtumm. Glauben Sie mir, rief ich, alles will ich thun, was Sie wünſchen; ich weiß, wie viel ich Ihnen ſchulde; nur von Sonne des Lebens zu laſſen verlangen Sie nicht von mir! Nur das — ach! einen Augenblick zu ſpät kam ich zur Beſinnung; das unſelige Wort war geſprochen — wie ein Wahnſinniger ſchrie ich auf — wie ein vom Blitz Getroffener ſtürzte ich nieder.

Madame Flötenſpiel kniete nieder zu mir, der ſich am Boden wand wie ein Verzweifelter. Beruhige dich doch, armer Schelm, ſagte ſie weinend aus Mitleid mit mir; haſt du das Mädchen lieb, und iſt ſie gut, ſo heirate ſie doch; du weißt ja, was ich beſitze, iſt dein. Beruhige dich doch nur. Ich will ja weiter nichts von dir,

als nur manchmal dich ſehen. Beruhige dich doch nur, armer Schelm! Beruhige dich doch nur!

Ich hatte nur Sinn für meinen Schmerz. Fort rannte ich.

Den nächſten Sonnabend abends war ich unter den Buden; es zeigte ſich keine Sklavin, mich zu Sonne des Lebens zu führen. Ich lief an das Härtelſche Palais; es war und blieb verſchloſſen. Ich mietete ein Zimmer in der Nähe. Ich wurde ein Ritter Toggenburg. Herrn Entenfraß, Madame Flötenſpiel hatte ich vergeſſen; Tag und Nacht ſtand ich lauſchend an meinem Fenſter oder rannte wie wahnſinnig um das Palais herum. Vergebens; es öffnete ſich mir nie wieder. Und nun frage ich euch, hatte ich weniger Grund als ihr, unter die Litteraten zu gehen?

So beſchloß der dritte Litteratus mit einem tiefen Seufzer ſeine Erzählung.

Fortſetzung
der Liebesgeſchichte: Zu ſtille Liebe.

Während der letzten Worte des dritten Litteraten war ein Gaſt hereingetreten, den ich um dieſe Zeit hier nicht erwartete. Es war Herr Jammerdegen; mit ihm kam eine bleiche, kranke Mannsgeſtalt. Beim Anblick des Bleichen fuhr mir's wie ein Schwert durch meine Seele. Dieſem alſo konnte Fides mich aufopfern? Und warum? Weil er unglücklicher ſchien als ich? So war es nur das Erbarmen eines Engels geweſen, was ich für Liebe hielt. Und dies Erbarmen wandte ſich von mir, da es einen Bedürftigeren fand. — Gott im Himmel weiß es, daß mich nicht reizt, was tauſend andre verführen kann, Geld, Ruhm, Wolluſt, Macht; was ich ſchon als Kind erſehnt, was noch heute mein heißer, alleiniger Wunſch auf dieſer Erde iſt, ein Herz, unbedingt mir hingegeben, wie ich ihm, das alſo hatte ich verloren oder — nie beſeſſen. Freilich hatte ich ja nie ein Wort davon zu ihr geſprochen. Hatten wir denn aber nicht auf jenes Kindes Lippen den Verlobungskuß geküßt? Hatte mein Auge nicht durch das Auge des Kindes, nicht mein Mund durch den Mund des Kindes um ſie geworben, ihr Auge, ihr Mund auf demſelben Wege das beſeligende Ja mir geſandt?

Herr Jammerdegen nahm neben mir Platz, ſein Begleiter mir gegenüber. Die drei Litteraten ſprachen von den Hoffnungen, die durch jene Gerüchte in ihnen erweckt waren, andere ſprachen anderes;

ich fuhr fort in meinem Selbſtgeſpräch. Herr Jammerdegen, der bis jetzt nach ſeiner Weiſe auf dem unterſten ſeiner blanken Frackknöpfe die Augen hatte ruhen laſſen, wandte ſich endlich zu mir und ſprach, und mit jedem Worte wurde er freundlicher: Ich habe ſchon öfter das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen, Herr — er nannte meinen Namen. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wiſſen werden, Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann beim Landtage und dergleichen. Er präſentierte mir ſeine goldene Doſe: Darf ich? — Wiewohl, was ich mit Ihnen zu ſprechen habe, eigentlich nicht hierher gehört. Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet und lieben ſie, wie ich recht gut weiß, obſchon Sie mich es nie haben wiſſen laſſen. Fides hat erklärt, ſie könne nur mit Ihnen glücklich ſein. Ich will ihrem Glücke nicht in den Weg treten; ich kenne ſie zu gut, als daß ich glauben ſollte, eine Laune, die mit den Flitterwochen ſchwindet, ſpreche aus ihr. Sie ſehen, daß ich keiner von den grauſamen Vätern bin, deren ich ſelbſt einige verlegt habe. Ich hoffe, Sie kennen mich nun. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wiſſen werden, Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann beim Landtage und dergleichen. Drum wünſchte ich aber nun auch, daß mein künftiger Schwiegerſohn Ruf hätte, eine Notabilität wäre. Haben Sie etwa ein Manuſkript liegen? Bringen Sie mir's morgen. Ich will's verlegen. Und wenn ich's verlege, ſo iſt Ihr Ruf gemacht. Wir Buchhändler ſind's, die aus den Schriftſtellern etwas machen.

So ſprach Herr Jammerdegen. Was ich empfand! Wie alle Seligkeit gegen meinen Zuſtand im Preiſe fiel!

Ein Donnerſchlag oder ein Erdſtoß zitterte unter unſern Füßen dahin. Herr Jammerdegen ward zuſehends größer; die Schöße ſeines Frackes dehnten ſich und wurden zum Königsmantel; in unbeſchreiblicher Majeſtät ſtand er da. Vor Erſtaunen wie betäubt begann ich: Verehrteſter Herr Buchhändler, Buchdruckereibeſitzer, Stadtrat, Kirchenvorſteher, Erſatzmann Jammerdegen —

Jamadagni! entgegnete mit majeſtätiſchem Lächeln der Angeredete; Jamadagni, der königliche Weiſe, der Enkel Brahmas, der durch ſeine Inkarnation als Leipziger Buchhändler den Fluch löſte, der Vaſantaſena, ſeine und der göttlichen Urvaſi Tochter, jahrhundertelang von den geliebten Schweſtern trennte, weil dieſe Chyavana,

den die weißen Ameisen überbaut, mit Kusagras die heiligen Augen verletzt.

Staunte ich schon über die Veränderung, die mit Herrn Jammerdegen vorgegangen war, so wußte ich noch weniger, was ich denken sollte, wie die Straße draußen, von unzähligen Fackeln beleuchtet, ein Schauplatz der wundersamsten Aufzüge wurde. Fast zugleich kamen von verschiednen Seiten her vier edelgestaltete verschleierte Damen, die eine auf einem weißen Elefanten, die andre in einem Wagen von Schwänen gezogen, die dritte auf einem mit Glöckchen behangenen Kamel, die vierte auf einem weißen Zelter von außerordentlicher Schönheit. Ich will gar nicht reden von den goldstoffenen Sätteln und Decken; ich würde vergebens ihre Pracht zu schildern unternehmen. Die zwei ersten Damen trugen indische Fürstengewande, die dritte zeigte sich in persischer Prinzessinnentracht, die vierte war angethan wie Chriemhild in den Nibelungen. Hinter ihnen ein Gefolge von Brahminen und Bajaderen, von schwarzen und weißen Sklaven und Sklavinnen, altdeutschen Jungfrauen, Pagen und Rittern, alle auf das herrlichste geschmückt und beritten.

Vasanta! Hildeswind! Sonne des Lebens! schrieen die drei Litteraten zugleich auf, unvermögend vor freudigem Schreck, ihre Sitze zu verlassen. Die Damen waren unterdes mit Hilfe des Gefolges von ihren Tieren herabgestiegen und lagen lange und sprachlos sich in den Armen. Jetzt traten sie herein und knieeten vor dem königlichen Weisen, der sie segnete und umarmte. Drei von den vier Damen eilten nun auf die Litteraten zu, die vierte, die edelste Gestalt, die je ein Auge gesehen, die schlanken Glieder in Purpur gehüllt, auf dem unzählige Perlen prangten, einen Kranz der lieblichsten Blumen in der weißen Hand, nahte sich mir. Sie schlug den Schleier zurück; der himmlische Friede selbst lächelte mich an aus großen braunen Augen — es war Fides! Sie trat nahe zu mir, über ihre Wangen ergoß sich das süßeste Rot, als sie mir den Kranz auf das schwindelnde Haupt drückte. Wir sanken beide in die Kniee, unsre Stirnen berührten sich; keines aber sah das andre durch den Schleier der unaufhörlich quellenden Freudenthränen. Von dem Tische der Litteraten her rauschten Küsse und das Ächzen des höchsten Entzückens. Über uns schwebte die segnende Hand Jamadagnis, die Wände der Restauration wichen zurück und dehnten sich in unübersehbarer duftender Grüne, die Decke hob sich und streckte sich unendlich

und wunderblau über uns hin — ich ſank zurück vor dem Übermaß der Wonne, eine Ohnmacht deckte ihre kühlen Schleier über mich hin.

Zum zweitenmal erwachte ich in ganz fremder Umgebung. Es ſchien mir eine Stube über der Reſtauration des Herrn Walderich, in der ich, wie ich mich zu erinnern glaubte, früher ſchon einmal übernachtet hatte. Wie war ich hierhergekommen aus dem Palmenthal? Wo war Fides, wo Jamadagni, der königliche Weiſe, wo waren die drei wunderſchönen Damen, wo die drei Litteraten hingekommen? Ich ſtand auf und trat ans Fenſter; drüben die Firma: Hahnſche Verlagsbuchhandlung, weiter vorn die Poſt — ich hatte mich nicht getäuſcht. Im Kopfe war mir's düſter, wie nach einer durchſchwärmten Nacht. Ich zog mich an und ging hinunter in die Reſtauration. Ich fand Herrn Walderich allein.

Sagen Sie mir doch um des Himmels willen, fragte ich, wo der königliche Weiſe Jamadagni hinkam, nachdem ich die Beſinnung verloren hatte vor übergroßer Freude? Wo die vier Prinzeſſinnen, die auf Elefanten, Kamelen, Schwanenwagen und Roſſen geſtern kaum hier eingezogen waren?

Herr Walderich ſah mich voll Erſtaunen an, dann ſagte er: Elefanten — Kamele — Jama —

Jamadagni, ergänzte ich, der in ſeiner Inkarnation Jammerdegen hieß und —

Jammerdegen — ach ſo, entgegnete Herr Walderich; Sie meinen den reichen Buchhändler, der geſtern vom Regen überraſcht mit ſeinem Schwiegerſohn hier eintrat.

Schwiegerſohn? fragte ich. Sie reden da Dinge, die ich nicht verſtehe.

Herr Walderich zeigte mir im Tageblatte eine Verlobungsanzeige: Fides —

Einige Wochen nachher kam in der Liſte der Getrauten: Jungfrau Fides, eheleibliche einzige Tochter des Herrn Gottlieb Daniel Jammerdegen, Buchhändlers, Buchdruckereibeſitzers, Stadtrats, Kirchenvorſtehers u. ſ. w., mit — wüßte ich nicht zu gut, wie ſich die Sache wirklich verhält, ſo hätte ich wahnſinnig werden müſſen, wie ich das las. Nur das eine will mir nun nicht klar werden, das einzige, warum dieſe Trennung ſein muß! Warum nahm mich Jamadagni, mich allein nicht mit in ſein Reich, wie er ohne Zweifel mit den glücklichſten der Menſchen, mit den drei Litteraten gethan hat, die

nun mit ihren Frauen in den goldenen Hainen von Gandhamadana hausen in ewiger Jugend der Liebe und des Lebens, unter schlanken Palmen, wo der Lotos duftet und der süße Koil singt, wo der folgende Tag immer der schönere ist? Wüßte ich nicht, daß Fides-Vasantasena durch die Bitten und Thränen ihrer Sehnsucht ihren Vater bewegen wird, mich nachzuholen, so — nein; ich muß an andre Dinge denken, sonst — dabei fühlte er seinen Puls — sonst erlebe ich's gar nicht einmal!

Maria.

Eine Novelle.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Sie hatten den Wagen erreicht, den der alte Eisener, um noch ein Stündchen die Gesellschaft seines Sohnes zu genießen, bis auf die Höhe vorausgeschickt hatte, von der herab man auf der einen Seite ein enges, durch Mühlen und Fabriken belebtes, auf der andern ein breites Thal mit freundlichen Dörfern vor sich liegen sah.

Der Alte schob die Reisemütze tiefer in die Stirn, so daß der große Schirm derselben die blendende Röte der Abendsonne von seinen Augen abhielt, die er noch besonders durch seine buschigen schwarzgrauen Brauen schützen zu wollen schien, die er tief herabzog, indem er zu sprechen fortfuhr: „Und je einförmiger das Geschäft ist, um welches sein Leben sich schlingt, wie die Pflanze um den schützenden Stab, desto besser für den Menschen. Je kleiner der Punkt, von dem aus er wirkt, desto mehr wird er wirken. Er wird gezwungen, seine Kräfte zusammen zu halten, und das ist schon ein Vorteil von Bedeutung. Und von diesem Punkte aus kann er sich allmählich ausbreiten ohne Gefahr, seinen Schwerpunkt zu verlieren. Hat er's soweit, daß nicht nur seine Existenz gesichert ist, daß er sonst noch manche Ausgabe bestreiten kann, ohne jene zu schmälern, nun so schaffe er sich Bücher an, Bilder und was ihm sonst beliebt.

So hab' ich's gemacht. Mochten meine Bilder andern gefallen oder nicht, kamen sie dem manieriert vor, jenem blechern, dem dritten Gott weiß, wie; mir gefielen sie. Ihre Betrachtung soll mich zerstreun. Je weniger sie Anspruch darauf machten, mich inniger zu berühren, desto besser für mein Geschäft und mich. Nur Geschäftslose haben aus dem Betrachten von Bildern, aus dem Beurteilen von Büchern ein Geschäft machen können, und man sieht eben wieder daraus, wie der Mensch eigentlich für das Geschäft geschaffen ist. Was man Kunst nennt, soll uns das Leben verschönern, aber nicht unbequem werden dadurch, daß sie eigne Gesetze haben will, die wir lernen und respektieren sollen. Was mir gefällt, das ist schön für mich, und wenn mir's nicht mehr gefällt, werf' ich's weg. Wenn ich's bezahlen soll, so muß es sein, wie ich's brauchen kann. Wenn die Reichen alle den gesunden Lebenssinn besäßen, so würde dieser gerühmte Künstlerstolz bald zu einer Künstlerdemut und kein junger eitler Mensch mehr, durch dies Phantom verlockt, den Vernünftigen zu einem Gegenstande mitleidigen Achselzuckens werden."

Der Sohn, auf welchen diese Reden eigentlich abgezielt hatten, fühlte sich zu verletzt durch sie, als daß er sich hätte zutrauen dürfen, wenn er darauf entgegne, den Ton festhalten zu können, der dem Sohne dem Vater gegenüber geziemt; zugleich kränkte ihn die Meinung, die sein Freund, der sie beide begleitet hatte, ein Künstler von bedeutendem Rufe, nach diesen Reden von dem Manne bekommen mußte, den er so gern von jedermann geachtet gesehen hätte. Den Alten verdroß dagegen das anscheinend stolze Schweigen des Sohnes, und so wurde der Abschied nicht zugleich ein Abschluß, was er unter Freunden und so nah' Verwandten immer sein sollte.

Der Alte, der dies empfand, ließ den Wagen noch einmal halten und sagte zu dem Sohne: „Deine Reise wird, wenn du sie so, wie ich hoffe, zur näheren Bekanntschaft mit den verschiedenen Zweigen der Industrie benutzest, einen vernünftigen Menschen aus dir machen, den wiederzusehen ich mich freuen werde." Er nahm die Mütze ab und wies ein Gesicht, in dessen strengen Zügen sich mehr Vaterliebe und Sorge zeigte, als die Empfindlichkeit des Sohnes überdauern konnte.

Nachdem er dem Wagen eine Zeitlang nachgesehen hatte, wandte der junge Eisener sich bewegt zu dem Freunde und sagte mit der Treuherzigkeit, die ihm eigen war: „Wenn Sie ihn genauer kennten

würde Ihre Meinung von ihm eine vorteilhaftere sein. Er ist der beste Mensch und voll Liebe; und sein rauhes, zuweilen tyrannisches Benehmen nur der Ungestüm eines redlichen, liebenden Herzens, dem es leider versagt ist, aus der Enge einer beschränkten Lebensansicht herauszugehen."

„Es fragte sich nun," sagte Ritter, „ob wir umkehren, oder ob wir, da wir einmal so weit sind, vollends nach Marklinde hinuntergleiten, das heute seinen großen Jahrmarkt hat."

„Marklinde," entgegnete der junge Eisener; „ist's nicht die Pastorstochter von Marklinde, die der künftigen Himmelskönigin auf Ihrem Bilde: Maria und Magdalena als Mädchen Gestalt und Züge geliehen hat?"

„Wie ich das malte," sagte Ritter, „hab' ich nicht daran gedacht, daß es Marie und Magdalene als Mädchen vorstellen sollte; die ungemeine Ähnlichkeit von zwei mir bekannten Mädchen, deren eine allerdings jene Pastorstochter ist, und die einander doch wieder so gänzlich unähnlich sind, hat mir Anlaß und Stoff zu dem Bilde gegeben; es sind zwei Mädchen auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, in das Träumen vertieft, welches jenem Alter so eigen ist. Ihre Zukunft, deren Geist sie träumend und ahnend beschwören, tritt für den kundigen Beobachter sichtbar aus ihren Zügen hervor. Denn der Charakter des Menschen ist sein Schicksal. Ich weiß nicht, wer das Bild so taufte, wie Sie es nennen und alle, die von ihm reden."

„Ich erinnere mich nicht," sagte Eisener, „je ein freuden- und friedengebender Gesichtchen, als das der Marie, gesehen zu haben. Doch ist es noch völlig das Gesicht eines Kindes; wie auch in der Gestalt, trotzdem, daß es ihr nicht an Fülle mangelt, noch keine Spur vom Weibe. Während die Magdalene im Auge schon das Dunklere, Durstige, in der Gestalt schon das sich in sich Verhüllende, das, ohne es selbst zu wissen, locken will, im Ausdruck des Gesichtes und der Gestalt das Weiche, Nachlassende trägt, steht die Marie so kindlich unbefangen, so unbedürftig abgeschlossen, daß man nicht zweifelt, die Entwickelung, die bei jener ihren Jahren bereits um vieles vorgeeilt, habe bei dieser noch gar nicht begonnen. Man sieht, daß jene weiß, was sie wünscht, während dieser der Gedanke noch gar nicht gekommen ist, daß sie noch etwas anderes wünschen könne, als sie als Kind gewünscht hat."

„Wenn Sie das in dem Bilde gefunden haben," ſagte Ritter, „ſo bin ich zufrieden mit meiner Arbeit. Aber Sie müſſen die Mädchen ſelbſt ſehen. Fräulein Agthe, die Magdalene, wie Sie ſie nennen, wird heute wahrſcheinlich zugegen ſein. Sie iſt die Tochter des Rentamtmanns von Marklinde und wird dieſen Ehrentag ihres Geburtsortes gewiß nicht in ihrer Penſion, in dem nicht ſo fernen Dresden, zubringen. Sie werden ſich wundern über das Verhältnis, in dem die kleine Marie zu ihr und den übrigen Mädchen ſteht, wie namentlich zwiſchen dieſen beiden, die ſich ſo ähnlich ſehen, wie ſelten zwei Geſchwiſter, nicht die mindeſte Annäherung ſtattfindet, wiewohl es bei der gänzlichen Verſchiedenheit beider Naturen eigentlich nichts weniger als ſeltſam iſt."

„Wird man beide wohl an einem öffentlichen Orte zuſammen ſehen?" fragte Eiſener.

„Wir gehen," ſagte Ritter, „in die Pfarre. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß die Schenke heut' überſchwemmt iſt von lärmenden, ſtreitſüchtigen Betrunkenen. Alles, was ſich für nobler hält als jene, geht zum Paſtor; das verſteht ſich wie von ſelbſt. Und wir brauchen um ſo weniger Bedenken zu tragen, als der Paſtor neben ſeiner ſehr guten Stelle ein ebenſo bedeutendes Vermögen beſitzt und dieſen Ehrentag ſeines Dorfes auch für ſeinen anſieht. Dort können Sie ſchon das Pfarrhaus mit ſeinen Umgebungen erkennen. Nach dem Garten zu oder vielmehr im Garten ſeh'n Sie das kleine freundliche Gebäude, was der Paſtor auf ſeine eigenen Koſten dazu gebaut hat. Sehen Sie dort zwiſchen den zwei erſten der drei hohen Pappeln auf dem nächſten Hügel, über welchen die Chauſſee führt, links von dem buchenbewaldeten Berge; es unterſcheidet ſich von den andern Häuſern und namentlich von dem alten Pfarrhauſe durch die hellere Röte ſeines neueren Ziegeldaches; auf dem Schornſtein hat ein Storch mit ſeiner Familie ſich etabliert; das Neſt verbirgt uns noch der große Lindenbaum, das uralte Wahrzeichen von Marklinde — gleich dahinter blinkt ein Fenſter von der Kirche aus dem Violettgrau von Weinbergen. Wir gehn hier von der Chauſſee ab; betrachten Sie ſich noch einmal jene Berge und das wunderſchöne Thal. Wenn wir dieſem nähern Fußſteige folgen, der uns zwiſchen den grünen Samenfeldern hindurch bis an den Lindenbach, dann zwiſchen Wieſen und den Erlen, die ihn beſchatten, ganz nah' an ihm dahinführt, verlieren wir dies Thal ganz aus den Augen, und jene

Berge ſehen wir erſt unter dem Dorfe wieder, und zwar von einer weniger großartigen Seite.

Eiſener, der ſo kurzſichtig war, daß er mit unbewaffnetem Auge nicht einmal die weniger fernen Punkte, die Ritter ihm zeigte, deutlich wahrnehmen konnte, ſagte: „Ich möchte Sie beneiden um Ihr ſcharfes Auge. Wie glücklich, wer ein gutes Auge hat; die Formen ſind ihm plaſtiſcher, die Farben farbiger, nichts iſt ihm zu fern, ſelbſt der Himmel iſt ihm näher. Der Einfluß eines ſchärfern oder ſchwächern Geſichtes auf den Charakter ſeines Beſitzers iſt unberechenbar. Wieviel entſchloſſener, klarer, beſtimmter, lebensmutiger iſt der Gutſehende als der Schlechtſehende!“

Eiſener fand den Weg, wie der Freund ihm vorher geſagt hatte. Sie ſchritten rüſtig aus. Nun hörten ſie ſchon die Trompete, die Hörner und den ſchnurrenden Baß der Tanzmuſik auf der Wieſe beim Wirtshauſe. Einige Minuten führte ſie ihr Weg zwiſchen Gärten dahin; der alte ungeheure Lindenbaum bot ſich als Wegweiſer, das Storchneſt tauchte aus den grünen Büſchen; eine Wendung, und Linde und Storchneſt verdeckend ſtand das alte Pfarrhaus vor ihnen. Das Grün des Teufelszwirns, der das alte, aus grauem Sandſtein erbaute Haus faſt ganz überdeckte, gab ihm ein trauliches, gaſtliches Anſehen. Der große Hund, der ſeitwärts an der Kette lag, ſchien den Gebrauch dieſes Tages zu kennen; er empfing die Fremden, ein Bild der Hoſpitalität, mit Schweifwedeln und freundlichem Winſeln, als ob er bedaure, ihnen die Höflichkeit ſeiner Begleitung nicht erweiſen zu können.

Sie traten hinein. Durch die offene Thür ſahen ſie ein ſchönes ſchlankes Mädchen in der Wohnſtube mit zwei Kindern beſchäftigt. Dem Knaben legte ſie ſtatt des beſchmutzten einen neugewaſchenen Kragen um; dabei trieb der Kleine ſolch ausgelaſſene Streiche, daß ſie in der Mitte ihrer Strafpredigt vom Lachen unterbrochen wurde. „Siehſt du, Muhme Marie,“ ſagte der Knabe, indem er ſich mühte, ernſthaft auszuſehen; „du ſchmälſt mich, und eigentlich biſt du ſelbſt ausgelaſſen und lachſt, wo es gar nicht nötig iſt.“ Das Mädchen bemerkte unſere Freunde, die ſie freundlich willkommen hieß. „Wollen Sie nur dahinter in den Garten geh'n, da finden Sie den Vater und die ganze Geſellſchaft.“

„Ein kleiner Neffe wohl?“ fragte Eiſener, dem Knaben die hochrote Wange ſtreichelnd. Das Mädchen ſchüttelte den Kopf und

ſagte in ihrer freundlichen Weiſe: „Es ſind die Kinder von einem Freunde meines Vaters aus Dresden. Sie leben bei uns, weil die Landluft und die Landkoſt die kleinen Menſchen geſund und ſtark macht. Und giebt's nun einmal Unruhe und Unordnung im Hauſe, dann ſind ſie nicht zu bändigen.“

Während unſere Freunde über die Hausflur und den Hof gingen, an den der Garten ſtößt, ſagte Ritter: „Sie iſt geiſtig noch ſo wenig Weib, daß die Neigung, die ihre ſchöne Bildung einflößt, auch nicht das mindeſte von der Geſchlechtsneigung hat, und man ſogar ihre körperliche Entwickelung überſieht. Da iſt auch von jener reizenden Scheue, die aus der bloßen Ahnung entſpringt, es müſſe doch etwas anderes um den Mann ſein, noch keine Spur. Gleichwohl hat ſie das ſechzehnte Jahr hinter ſich und beſitzt in der Führung des Hausweſens eine Mündigkeit wie wenig Ältere.“

Der Paſtor, ein kleiner brünetter Mann von großer Beweglichkeit, kam den Freunden entgegen wie lang' erwarteten Gäſten. Im Garten ſaßen auf der einen Seite die Älteren und Verheirateten um einige große Tiſche; das junge Volk ergötzte ſich in einiger Entfernung ſpringend, ſingend, lachend und ſpielend auf ſeine Weiſe. Marie zeigte ſich thätig als Wirtin, war bald hier, bald dort, nahm aber weder hier an dem Geſpräche noch dort an dem Spiele teil. Ein ältlicher hagerer Herr von munterem Ausſehen trat zu unſern Freunden und dem Paſtor. „Behaltet“, ſagte er zu dieſem, „den ältern für euch; den andern nehm' ich für uns junge Leute in Beſchlag. Was ſollen wir“, fuhr er fort, indem er ohne weiteres Eiſenern unter den Arm nahm und hinwegführte, „was ſollen wir bei den Alten ſitzen, wir, die wir noch vom Scherzen und Küſſen etwas halten. Die Lippen ſind zum Lachen und Küſſen gemacht, nicht um damit vom Wetter zu plaudern. Sehen Sie hier, nichts als hoffnungsvolle Jugend, die ſich vorgenommen hat, nicht eine Minute vor der Zeit alt zu werden.“

Man begrüßte den neuen Ankömmling wie einen alten Bekannten. Fräulein Agthe, der ein junger Jäger viel Angelegentliches mitzuteilen zu haben ſchien, ſah verſtohlen zu dem hübſchen Eiſener herüber, der ſich zwiſchen zwei junge Damen ſetzen mußte, um bunte Reihe zu machen.

Es war eine Pauſe eingetreten. Von der heftigen Bewegung des letzten Spieles, der ſogenannten ruſſiſchen Motion, erhitzt, vom

Lachen ermüdet, saß man auf Stühlen, Bänken und im Grase und wehte den glühenden Gesichtern mit Tüchern und Zweigen Kühlung zu. Endlich wandte sich der Oberamtmann Breitung, so hieß der muntere alte Herr, an Fräulein Agthe und sagte, indem er ihr mit komisch graziöser Kniebeugung eine Guitarre überreichte: „Lieblichste aller Julien, sämtliche gegenwärtigen Lungen bitten durch die meinige Ihren schönen Mund, nun auch die Herzen in Bewegung setzen zu wollen, von denen sie behaupten, sie seien bis jetzt auf ihre Kosten geschont worden.“

Fräulein Agthe errötete, suchte und fand Ausreden, die nicht angenommen wurden und auch nicht angenommen werden sollten. So nahm sie die Guitarre und sang nach einigem Zureden mit hübscher Stimme folgendes Liedchen:

Der Städterin Wunsch.

„Ein Pfarrermädchen möcht' ich sein,
Wie auf dem Lande sind;
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind!

„So voll und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein;
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

„Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut;
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die steh'n ihr gar zu gut.

„Im grünen Garten vor dem Haus
Kann sie spazieren geh'n:
Die Städter kommen all' heraus,
Das Pastorskind zu sehn.

„Die Städter sind an Artigkeit
Und Komplimenten reich;
Geknetet wird mit Zierlichkeit
Der alte Zuckerteig.

„Es ſtrömt der nieverſiegte Born
Der Schmeichelei ſobald;
Sie lauſchet nur dem Jägerhorn;
Fernher erklingt's vom Wald.

„Der junge Jäger bläſt ſo hell,
Er bläſt ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde ſchnell —
Meint ihr, daß ſie ihn ſieht?

„Er blickt ſich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel iſt doch Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

„Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt ein glückſelig Kind."

Der junge Eiſener mußte ſich geſtehen, daß Fräulein Agthe ein reizendes Kind genannt zu werden verdiente. Einigemal begegnete ſeinen Augen, die mit Wohlgefallen von dem Spiel ihrer ſchönen Hände zu dem dunkellockigen Köpfchen und von da auf jene zurückwanderten, ein Blick von ihr, den ſeine Eitelkeit zu ſeinen Gunſten zu deuten mehr als nur zu willig war.

Das Liedchen war geendet. Breitung ſagte zu Eiſenern, nachdem er die Sängerin in ſeiner launigen Art mit Lob und Komplimenten überhäuft hatte, mit einer gewiſſen Weichheit: „Für mich hat ein ſolches Pfarrerkind mit rundem Strohhut und langen Zöpfen, friſch wie die Natur, in der ſie aufgewachſen iſt, wie es über den abgeriſſenen Bildern vom Stadtleben, die es ſich nach den Äußerungen Beſuchender gemacht, brütet, ſie vereinigt, neue hinzudichtet und ſich über ihre eigenen Träume wundert, etwas ungemein Anziehendes. Ein Pfarrerkind aber kenne ich, das ich mehr liebe, als ich ein eigenes Kind würde lieben können. Jetzt ſteht ſie hinter der kleinen Kokette. Seht hin, junger Freund, wollt Ihr das Weib, wie ſie ſein ſollten, neben dem Weibe ſehen, wie ſie wirklich ſind?"

„Ich meine," ſagte Ritter, der herzugetreten war, „die Weiber könnten nicht beſſer ſein; wenn wir Männer nur nicht ſo ſchlecht wären. Wir benutzen die Schwäche der Weiber, weil wir ſchwächer

ſind wie ſie. Das Bedürfnis, zu lieben, das ſo leicht getäuſchte Vertrauen der Unerfahrenheit wär' ihre Stärke und ihr Schutz, wäre der Mann ihr gegenüber edel, wie er ſein ſollte. So wird die Unſchuld ſelbſt an dem Weibe zur Verräterin, und ſie müſſen ſie ſchon verloren haben, um zu wiſſen, daß man ſie verlieren und wie man ſie ſchützen kann."

Der junge Eiſener reichte dem Freunde die Hand und ſagte: „Was Gutes an mir iſt, hab' ich den Frauen zu danken. Das Andenken an meine treffliche Mutter hat mich von mehr Unbeſonnenheiten zurückgehalten, als die Lehren und das Beiſpiel der weiſeſten und beſten Männer. Dieſe ſanfte Macht, der zu gehorchen ſo ſüß iſt und ſo lohnend zugleich! Während ſie ſo liebevoll ergeben dem Manne gehorcht, beherrſcht das Göttliche in ihr den Mann, ohne daß er es weiß. Der unmerkliche, aber mächtige Einfluß ihrer ſanften Nähe hat ſeinen Entſchluß ſchon beſtimmt, eh' er ihn faßte, iſt ſeinem Zorne ſchon wie ein Engel in den Arm gefallen, eh' ſeine eigene Kraft ſich wider ihn waffnen konnte, hat ihn ſchon zum Rechten und Schicklichen gewandt, eh' er ſich der Wahl bewußt war. Vor ihrem klaren Blick kann das Verworrene nicht beſteh'n, ſinkt dem Frechen das rohe Wort unausgeſprochen in die ſchamerfüllte Bruſt zurück; aus ihren Augen trifft den Gefallenen ſchmerzlich mahnend der Glanz des verlorenen Paradieſes, lächelt dem Bereuenden der Troſt der ewigen Barmherzigkeit; ſie ſind die Sonne, um die die Sterne des Großen, Edeln und Schönen kreiſen, von ihnen erhellt und erwärmt."

Der alte Breitung weidete ſich an dem glühenden Geſichte Eiſeners, dann ſagte er lächelnd: „Für Euern Eifer, junger Herr, verdientet Ihr ſchon einen freundlichen Blick von den ſchönſten dieſer Sonnen. Aber was ſolch enthuſiaſtiſches Lob des ſchönen Geſchlechtes ſelbſt betrifft, ſo iſt es im Munde eines jungen Mannes mehr dazu gemacht, uns von ſeinem Erteiler gut, als von dem Geſchlechte ſelbſt beſſer denken zu laſſen. Wenigſtens von dem größten Teile des Geſchlechtes, denn alle über einen Kamm zu tadeln möchte wenig klüger ſein, als alle zu loben. Aber wir kommen vor den Weibern nicht zu den Weibern. Seht, wie argwöhniſch ſie zu uns herſehen; ſie ahnen ſo etwas von einer Verſchwörung gegen ſie. Übrigens merk' ich, daß es zum Abendeſſen gehen ſoll."

Unter den Bäumen, in denen ein leiſer Abendwind muſizierte, ſaß es ſich frei und luſtig bei Wein und kalter Küche. Eiſener hatte

ein Plätzchen gefunden, das ihm außerordentlich gefiel. Er ſaß Julien gegenüber, die ebenſoviel Gefallen an ihm zu finden ſchien, wie er an ihr. Zur Rechten hatt' er den muntern alten Breitung, der durch luſtige Einfälle und fleißiges Einſchenken die ihm zunächſt Sitzenden in die Stimmung zu verſetzen ſuchte, die ihn ſelbſt außer dem Hauſe ſelten verließ. Dies gelang ihm vollkommen, und die entfernter Sitzenden hatten nur immer zu fragen und weiter zu erzählen, welch' luſtige Thorheit eben von dort ausgegangen ſei. Dem jungen Eiſener, den der eingenötigte Wein, mehr als ihm gut war, erwärmte, ſchien die ſchelmiſche Julie immer reizender; ein Spiel mit Blicken begann zwiſchen beiden, welches den jungen Jäger eiferſüchtig zu machen ſchien. Hingegen empfand Eiſener ſelbſt etwas ganz Ähnliches, wenn ſein Nachbar zur Linken, ein junger Beamter, an die emſige Marie Worte richtete, die die Neigung, die ſie eingegeben hatte, nicht verbargen. Faſt mit Ängſtlichkeit lauſchte er ihren Antworten und war entzückt, daß in ihnen auch nicht das mindeſte einer Entgegnung dieſer Neigung hörbar wurde, und dann wunderte er ſich ſelbſt über dieſe ſeltſame Teilung ſeines Weſens. Im dunkeln Auge Juliens glühte eine Flamme, von der er fühlte, wie ſie ihn entzündete, und ihr Feuer in ihm immer mehr um ſich greifen müßte, ohne daß er ihm würde wehren können, ja ohne daß er dies würde wollen können.

Der junge Beamte ſagte zu ihm: „Sehen Sie nur einmal, nirgends fehlt etwas an der ziemlich langen Tafel, und gleichwohl iſt's nur Marie, die aufwartet. Alles iſt geſchehen, eh' der Wunſch ausgeſprochen, ja eh' er gefühlt iſt. Und da iſt nicht ein Hin- und Hereilen, ein Bringen und Wiederwegtragen. Es iſt immer alles gemacht, und man ſieht nicht, wie es gemacht wird; man denkt unwillkürlich an die alte Sage von den Hausgeiſtchen, die den Frauen unſichtbar helfen."

Eben ſtand die ſchlanke Marie wie ein Heiligenbild hinter Julien, und das reizende Weltkind ſank ihm in aller ſeiner verführeriſchen Grazie neben jener tief im Preiſe. Er fühlte das Bedürfnis, ſich klar zu werden, da ſtieß Breitung mit ſeinem Glaſe gegen das wiedergefüllte Eiſeners. Trinkend und lachend fand er den bunten Wechſel von äußerſt lebhaften Vorſtellungen, der bereits an die Stelle ruhiger Beſonnenheit trat, bald immer weniger bedrohlich und endlich ſogar angenehm und erwünſcht.

Es war Nacht geworden; mehrere von den Gästen, die fühlen mochten, daß sie zuviel gethan, suchten ihr Lager. Das junge Volk vergnügte sich, aufgeregt vom Weine, mit Spielen, die, mit Tanz und lebhaften Bewegungen verbunden, die Aufregung nur noch vermehrten. Man lärmte und schrie durcheinander, und wenn man merkte, wie sehr man sich anstrengte, ohne weder die andern zu verstehen, noch von ihnen verstanden zu werden, brach man in Lachen aus und vermehrte den Lärmen nun aus Mutwillen und Lust an der Ausgelassenheit. Der junge Eisener, der, von je an Mäßigkeit gewöhnt, sonst nie an solch lärmendem Treiben Geschmack gefunden, wunderte sich selbst, wie er sich heute darin wie in seinem eigentlichsten Element befand.

Nun wurde das Handwerkerspiel gespielt, in welchem zwei Mitspielende das Zimmer verlassen, um ein Werkzeug zu ersinnen, welches von den Handwerkern gebraucht wird, als die sie beim Wiedereintreten sich zu erkennen geben. Wird von einem der übrigen Mitspielenden dies Werkzeug erraten, so muß dieser mit seinem Nachbar an die Stelle jener treten, und diese nehmen dafür die durch den Abgang jener leer gewordenen Sitze ein. Der sogenannte Plumpsack, der die Rücken derjenigen trifft, die sich zu langsam im Gehen und Setzen erweisen, darf dabei nicht fehlen. Eisener hatte erraten und mußte mit seiner Nachbarin das Zimmer verlassen. Ihm wurde seltsam, wie er in dem dunkeln Nebenzimmer sich zu der schnellatmenden Julie herabbog und statt ihres Ohres ihr glühender Mund seinem Munde begegnete, und die weiche pulsierende Gestalt ihm wie ohnmächtig in die Arme fiel. Im Ringen mit sich selbst, im Bestreben, die Besinnung festzuhalten, die ihn zu verlassen drohte, faßte er unwillkürlich ihren Arm und stand schon wieder mit ihr im Gesellschaftszimmer, eh' er noch sich des Warum bewußt war.

Endlich trennte man sich scherzend und lachend. Der alte Breitung, der einzige von den Älteren, der sich noch nicht zurückgezogen hatte, wies, wie er denn die Stelle des Haushofmeisters auch den Tag über versehen, den jungen Leuten ihre Nachtquartiere an. Jedes Geschlecht wurde zusammen untergebracht, die Mädchen in einer großen Stube des Parterre neben den verheirateten Frauen, die jungen Männer neben den ältern eine Treppe hoch. Den jungen Eisener wies er in ein Zimmer im Pavillon, in dem dieser seinen Freund, den Maler Ritter, bereits schlafend fand.

Eiſener ſtellte ſich an das offene Fenſter, um ſein erregtes Blut zu kühlen und, weil er fühlte, er könne nicht ſchlafen, an der ſchönen Gegend, die im Silber des Vollmondes vor ihm lag, ſich zu erfreu'n. Aber ſeine Phantaſie zauberte, ſo oft er ihr auch wehrte, immer wieder jenes dunkle Zimmer um ihn und die reizende Julie in ſeine Arme. Er bereute tauſendmal, ſo ſehr er ſich mühte, ſich über ſeine inſtinktmäßige Flucht zu freuen, daß er das ſüße Gift nicht in vollen Zügen aus dem Becher getrunken, deſſen bloße Berührung ſein ganzes Weſen in dies fieberhafte Pulſieren gebracht hatte. Die Glut, die in ihm wohnte, gab er dem Zimmer ſchuld und ging herab in den Garten, in dem er die geſuchte Kühlung ebenſowenig fand. Der Duft der Blumen, das Säuſeln der Blätter und das ferne Rauſchen eines Wehrs wiegten endlich ſeine erregten Lebensgeiſter in jenes angenehme Dämmern, in dem der Wechſel der Bilder ſo ſchnell erfolgt, daß die ermüdete Aufmerkſamkeit weit zurückbleibt, und das Gefühl des Daſeins endlich in der Empfindung einer ſüßen Mattigkeit aufgeht. Er lenkte ſeine Schritte, ſchon in halber Bewußtloſigkeit, dem Pavillon wieder zu, ſtieg ebenſo die Treppe hinauf, öffnete, kleidete ſich aus und legte ſich zu Bette.

Eben war er im Einſchlafen, als ein Geräuſch ihn ſtörte, und er ſeine Augen nach der Thür wendete, die er leiſe öffnen hörte. Ihm war, als ob er eine weiße Geſtalt hereinkommen ſähe, und doch hört' er keinen Tritt. Jetzt wurde ein Vorhang aufgezogen; der Schein des vollen Mondes drang durch das Fenſter und zeigte ihm eine ſchlanke weibliche Geſtalt, die eine ziemliche Weile ohne irgend eine Regung im Fenſter ſtehen blieb. Seinem ſchwachen Geſichte war es unmöglich, mehr zu erkennen als eben noch die Geſtalt; überdies wandte ſie ihm jetzt den Rücken zu. Jetzt ging ſie an den Spiegel unweit des Fenſters; indem ſie hineinſah, ſchien ſie ſich auszukleiden. Daß ſie ſich auskleide, vermutete er mehr, als er es ſah, da der Spiegel im Schatten hing. Jetzt bewegte ſich die Geſtalt nach ihm zu. Er griff mit den Händen nach der Seite, wo Ritters Bett unmittelbar neben dem ſeinigen ſtehen mußte. Er fand es nicht; er mußte in ein anderes Zimmer geraten ſein. Der Gedanke, in der Sicherheit der Nacht zum erſten Male mit einem weiblichen Weſen allein zu ſein, ſchlich erſt wie ein Tropfen Eis, dann wie Feuerglut über alle ſeine Nerven hin. Sein Herz pochte hörbar, als die Geſtalt zu ihm ins Bette ſtieg. Das Seltſame,

Abenteuerliche der Situation war nicht gemacht, ernüchternd auf den Berauschten zu wirken, dem die Erregung bis in die Fingerspitzen pulsierte. Die Macht der warnenden innern Stimme schwand mit der Besinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.

Die Gestalt, die seine Liebkosungen ohne Erwiderung, aber auch ohne Widerstand geduldet hatte, erhob sich bald wieder und entfernte sich, nachdem sie sich vor dem Spiegel wieder angekleidet hatte, ebenso geräuschlos und gespenstig, als sie gekommen war.

Zweites Kapitel.

Sehr früh erwachte Eisener geistig und körperlich verstimmt. Das seltsame Abenteuer dieser Nacht mühte er sich für die Gaukelei eines Fiebertraumes zu halten. Er wendete sich im Bette um und versuchte, ob er nicht wieder einschlummern könne. Aber jenes Abenteuer malte sich ihm, trotz seines Mühens, es jetzt zu vergessen, in immer lebhafteren Farben vor; eine wachsende Unbehaglichkeit bemächtigte sich seiner, so daß er zuletzt aufsprang und sich ankleidete, um in einem Morgenspaziergange die Heilung zu finden, die er sonst in ähnlichen Zuständen oft mit Erfolg darin gesucht hatte. Auf dem Boden vor dem Spiegel lag eine weiße Spitzenschleife; sollte die Gestalt gestern diese Schleife verloren haben und also doch kein bloßes Fieberbild gewesen sein?

Er nahm die Schleife auf, betrachtete sie, als könnte sie ihm Aufklärung geben, und je länger er sie betrachtete, desto gewisser schien ihm, es wäre Wirklichkeit, was er so gern für einen Traum gehalten hätte.

Er steckte die Schleife zu sich und ging hinab in den Garten. Die Frische that ihm wohl. Vor dem heitern Morgenwind, dem muntern Schlage der Finken, dem Duft der grünen Bäume und der Blumen und dem behaglichen Gefühle, das alles sei wirklich, verschwammen ihm die Erinnerungen der Nacht in einen gestaltlosen Knäuel, der in eben dem Maße an Farbe abnahm, als seinem erkräftigteren Geiste die Farben des jungen Morgens farbiger und seine Töne klingender erschienen.

In vollen Zügen sog er den Morgen ein. Durch das Gebüsch

ſchimmerte ein roſafarbenes Gewand. Es war Marie, die an der nächſten Wendung des parkartigen Weges vor ihm ſtand, beſchäftigt, wilde Heckenroſen zu pflücken. Sie hatte ihn nicht bemerkt und wendete ſich mit leichtem Erſchrecken nach der Seite hin, von der ſein Fußtritt hörbar wurde. Es ſchien, ſie wäre ungewiß, ob ſie bleiben oder ſich entfernen ſolle. Eiſener wunderte ſich, indem er an die zutrauliche Sicherheit dachte, in der ſie ſich geſtern immer gezeigt hatte. Sie bückte ſich tiefer, und Eiſenern ſchien der kleine Teil ihrer Wange, den er ſehen konnte, ſowie Ohr und Hals etwas mehr als gewöhnlich gerötet, was freilich auch in der gebückten Stellung und der Friſche der Morgenluft ſeinen Grund haben konnte.

Er ſagte: „Sie ſind ſo frühe ſchon munter, Marie?“ Sie ſah auf und ſagte: „Ich muß wohl. Wenn die Leute früh zur Arbeit ſollen, muß man ſelbſt früh auf ſein. Und nun bin ich ſo gerne jeden Tag ein Stündchen im Garten; man ſieht, was zu thun iſt, damit er nicht verwildert, und iſt einmal das wilde Stadtvolk hereingebrochen, dann iſt mir's immer, als wär's mein alter ſchöner Garten gar nicht mehr.“

Eiſener wunderte ſich, daß Marie ihm heute größer erſchien als geſtern oder vielmehr, daß er heute erſt zu bemerken glaubte, daß ſie groß ſei. Übrigens verſcheuchte ihr Anblick auch die letzten Reſte ſeiner übeln Stimmung, und er war feſt überzeugt, daß, was ihn ſo bedränge, nur ein wilder und ſehr lebendiger Traum geweſen ſei.

„Trinken Sie wohl friſch gemolkene Milch?“ fragte Marie den Nachdenkenden; „es giebt nichts Geſunderes und Wohlſchmeckenderes. Bis die andern aufſtehen, währt's Ihnen doch mit dem Frühſtück zu lange.“

Sie ging voran, und Eiſener folgte, indem er ſich an ihrer ſchönen Geſtalt und ihrem elaſtiſchen Gang erfreute.

Die Ställe waren reinlich, ſo die Mägde und das Vieh. Eiſener äußerte ſeine Verwunderung darüber, wie die handfeſten Mägde der jungen Marie an den Augen abzuſehen ſchienen, was ſie wünſchte, und wie willig ſie ſich der Ausführung dieſer Wünſche unterzogen.

„Man kann das Geſinde,“ ſagte Marie, „nur zu leicht verwöhnen und verderben. Die Hauptſache iſt, daß man alles erſt recht genau bei ſich ſelber überlegt, damit man keinen Befehl giebt, der zurückgenommen werden muß, oder auf deſſen Ausführung man nicht dringen könnte; man darf nie befehlen, nur weil man zu befehlen

hat; was aber einmal befohlen iſt, das muß gethan werden. Viel Plaudern ſetzt einen bei gemeinen Leuten herab und berechtigt ſie zu Vertraulichkeiten, deren Abweiſung ſie aufbringt. Finden ſie, daß, was man gethan haben will, auch immer das Verſtändigſte iſt, ſo führen ſie's um ſo lieber aus, und dann thut ein freundlich Wort Wunder, während es, wo die Leute ihre Herrſchaft nicht innerlich achten müſſen, nicht hoch angeſchlagen wird und dieſer noch das Wenige nimmt, was ſie von Reſpekt bei ihnen beſitzen mag. Sehen Sie, wie es die Leute freut, wenn ich ihnen zunicke; wie leicht muß es einem großen Herren werden, alle Menſchen für ſich zu gewinnen."

Eiſener erſtaunte über den praktiſchen Verſtand und zugleich über die Anſpruchsloſigkeit, mit welcher die junge Marie jenen zeigte. Sie nahm den breiten Strohhut ab, wuſch ſich die weißen Hände; auch den reinlichen Zuber wuſch ſie noch einmal aus, eh' ſie ſich anſchickte, ihre Lieblingskuh, ein großes, ſchönes Tier von Schweizerraſſe, zu melken.

Eiſener ſetzte ſich in der Nähe an ein Tiſchchen, das um den Stamm einer Birke gezimmert war. Der Himmel war ſo ſchön blau, die Bäume und das Gras umher ſo ſchön grün, die Wege, mit Kies beſtreut, ſo reinlich und glänzend; dazu das ſchöne Mädchen in ſeiner ländlichen Beſchäftigung.

„Nur in ſolchem Leben," ſagte Eiſener behaglich vor ſich hin, „kann das Glück wohnen, das wahre Glück, das nur aus der Tiefe einer ruhigen Seele geboren und in ihr bewahrt wird. Wie thut dieſe Abgeſchloſſenheit ſo wohl! Das Tier, welches mich nährt, iſt mein, und ich pfleg' es mit dankbarer Sorge. Das ſchöne Grün der Wieſen erhält ein herzliches Intereſſe für mich, weil es meinem Tiere Nahrung giebt. Die einfachſten und größeſten Verhältniſſe, Garten-, Eltern- und Kindesliebe erhalten die Seele geſund; auch der Schmerz iſt ein heiligerer, unvermiſcht mit den kleinlichen Nebenſchmerzen und Sorgen, die im Getriebe des Weltlebens ſich ihm zugeſellen und uns peinigen und zerbröckeln, wo uns jener erhebt. Der große Schmerz ſtählt und veredelt die Kräfte, die abwehrend gegen ihn in uns aufſtehen; die kleinen Sorgen, Empfindlichkeiten, Kränkungen der Eitelkeit ſind es, die uns allmählich, aber ſicher aufreiben."

Marie war unterdes fertig geworden; ſie ließ die gemolkene

Milch durch ein weißes Tuch laufen, ſchenkte davon in ein Glas, das ſie Eiſenern freundlich hinreichte. Dann ſtreichelte ſie das Tier, das ſeinen Kopf mit den gutmütigen Augen nach ihr wandte, und ſagte: „Glauben Sie, daß mein gutes Tier nur von mir ſich melken läßt; kommt eine von den Mägden, um ſie zu melken, ſo wird ſie ganz wild und beruhigt ſich nicht eher, bis ich komme, oder bis ſie meine Stimme hört.“

Die junge Marie ging mit den Mägden nach dem Hauſe zu, die die Zuber mit der heute gemolkenen Milch ihr nachtrugen; Eiſener ging unter den Bäumen, mit deren Blättern der Morgenwind ein anmutiges Farbenſpiel trieb, indem er bald ihre hellere, bald ihre dunklere Seite dem Betrachter zukehrte, und malte an dem Bilde eines heitern Patriarchenlebens, in welchem, wie man ſich denken kann, die Geſtalt der jungen Marie nicht fehlte.

Näher am Hauſe begegnete er der reizenden Julie, die im zierlichen Negligé an ihm vorbeihuſchte. Sie wurde rot, wie ſie ihn ſah; er erſchrak — an ihrem weißen Häubchen fehlte eine Schleife.

So war das Abenteuer, deſſen Erinnerung Mariens Gegenwart aus ſeinen Gedanken verdrängt hatte, doch kein wüſter Traum geweſen. Die gefundene Schleife, die an ihrem Häubchen fehlte, das Rotwerden Juliens, und ihr Ausweichen — Julie alſo war der abenteuerliche Beſuch dieſer Nacht geweſen! Die ganze Unbehaglichkeit ſeiner Stimmung von dieſem Morgen kehrte ihm zurück. Die ſchöne Natur that nichts mehr, ihn zu erheitern; umgekehrt nahm der blaue Himmel die graue Farbe ſeiner Stimmung an. Unwille und Verachtung ſeiner ſelbſt war der dunkle Grund; die Erinnerung an Juliens verlockende Bedürftigkeit, an Mariens edle Beſchloſſenheit in ſich, die Bilder, die auf ihm wechſelten. Das erſte erwärmte ihm allmählich Blut und Eitelkeit, und jenes Unbehagliche ſchwand vor ihm bis auf einen Grad, wo es durch den leiſen Kontraſt nur das Wollüſtige des Zuſtandes erhöhte; das zweite vertrieb wie ein Cherub mit dem Flammenſchwert jene ſeelengefährliche Verſchwommenheit und vertiefte durch ſeine reine Helle jenen dunkeln Grund. Er ſuchte, ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, das erſte, was der Menſch in ſolchem Zerwürfnis mit ſeiner beſſern Natur zu thun pflegt. „Unter gleich verführeriſchen Umſtänden,“ ſagt' er zu ſich, „wäre wohl jeder gefallen.“ — „Befreit dich dies aber,“ entgegnete die Stimme, die in jedem edleren Gemüte dieſer Entſchuldigung wider-

ſpricht und mit eifriger Parteilichkeit den größern Teil, wenn nicht die ganze Schuld von dem andern ab auf ſich wälzt, „von der Pflicht, die du übernommen, indem du vor Gott und der Natur ihr Gatte wurdeſt? Darfſt du dich von den Folgen einer Schwäche durch ein Vergehen frei machen?“ — Fühlte er, daß ſein Blut glühte bei dem Gedanken, die reizende Julie zu beſitzen, ſo wurde ihm nur um ſo klarer, wie ſein Herz und ſeine heiligern Gefühle nach Marien hinſtrebten.

Es war ihm angenehm, daß Ritter, der eben aus dem Hauſe getreten war, auf ihn zukam.

„Wiſſen Sie,“ fragte Ritter, „daß ſich heute nacht die weiße Jungfrau wieder hat ſehen laſſen?“ Eiſener erſchrak, ohne recht zu wiſſen, warum. „Kommen Sie mit,“ fuhr Ritter fort, „zu Mariens Mägden; nichts intereſſanter als ſolche Wunder aus ſolchem Munde.“ Eiſener folgte dem Freund nach dem Wirtſchaftsgebäude, wo ſie Marien fanden und eine Zeitlang ſchweigend beobachteten. „Giebt es denn,“ ſagte Ritter, „etwas Reizenderes als dieſes ſechzehnjährige Hausmütterchen in ihrem wirtſchaftlichen Treiben. Sehen Sie nur; ſie mag thun, was ſie will, ſo thut ſie es auf das Beſte und auf das Schönſte zugleich. Wer hat das Kind die Zierlichkeit gelehrt, mit der ſie die gemeine Operation des Thüröffnens und Schließens adelt!“

Marie bemerkte die Freunde, hörte Ritters Wunſch und rief zwei Mägde herbei. „Da haben Sie das Für und das Wider. Gretchen iſt unſer Märchenbuch, Hanne die einzige unter den Dienſtboten, die ſie nicht zum Glauben an ſich bekehren kann.“ Ritter fragte Gretchen, wie es ſich denn eigentlich mit der weißen Jungfrau verhalte.

„Ja ſeh'n Sie,“ ſagte Gretchen wichtig, indem ſie die linke Hand unterſtemmte und den Zeigefinger der rechten feierlich erhob; „viele Menſchen haben ſie ſchon geſehen. Einige ſagen, ſie ſei nicht ſchön; andere wieder wollen nichts Schöneres geſehen haben. Soviel aber iſt gewiß, wenn ſie ſich gezeigt hat, kommt allemal etwas Großes in der Zeitung. Der Schultheiß ſagte heut' früh, wie ich ihm begegnete: ‚Merkt auf, Gretchen, ob's nun nicht in der Zeitung kommt, daß ſie den Sparten-Nero oder Schwarten-Nero gehängt haben‘; ich weiß doch nicht wo — in Ungarn, ſagt' er, oder in Spanien; dort herum iſt's aber.“

„Die weiß die Zeitung,“ lachte ein alter Knecht behaglich, indem

er Rittern durch eine Art halbvertraulichen Lächelns zeigte, daß er ihm zutraue, er verſtehe, daß er dieſes nur ironiſch geſagt haben könne; „ſie meint den Eſparo, der den Eſparklee erfunden hat.“

„Meinetwegen kann er den Luzernerklee erfunden haben,“ ſagte Gretchen lachend, „unſereins hat Wichtigeres zu thun als Zeitungsleſen. Wenn Er die Geſchichte beſſer weiß, brauch' ich ſie nicht zu erzählen.“

„Mag er heißen, wie er will, den der Schultheiß meint,“ ſagte Ritter; „von der weißen Jungfrau ſoll uns Gretchen erzählen, wo ſie ſich zeigt, wo ſie herkommt, wo ſie hingeht.“

„Ja, ſeh'n Sie,“ antwortete Gretchen, „ſie kommt allezeit drüben vom Kirchhof und geht auch wieder dahin. Da oben in jenem Fenſter vom Gartenhauſe da ſteht ſie gewöhnlich ein, auch zwei Vaterunſer lang und ſieht in den Mond und ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen, wie eins, dem's recht weh im Herzen iſt. Hat ſie nun ein Vaterunſer oder zwei dort geſtanden, dann fällt allemal der Vorhang wieder herab, und fort iſt's.“

„Und geſchieht dies in gewiſſen Nächten?“ fragte Ritter, während es Eiſenern durch alle Adern fröſtelte.

„Ja, ſeh'n Sie,“ ſagte Gretchen, „wenn nicht Vollmond iſt, ſieht man ſie nicht. Sie ſoll, wie ſie — Gott behüte uns — wie ſie noch lebte, ein Fräulein geweſen ſein von großem Reichtum und noch ſchöner als reich; die war mit einem jungen Ritter verlobt, der war der ſchönſte, reichſte und beſte auf viele Stunden. Und die Hochzeit wurde prächtiger ausgerichtet, als es zu ſagen iſt. Da wurde muſiziert, getanzt, getrunken, was Hände, Beine und Keller hergaben, bis das Brautpaar kurz vor Mitternacht in die Brautkammer geführt wurde. Aber kaum, daß ſie allein beiſammen waren, da rief's mit einer ſeltſamlichen Stimme draußen vor der Burg: ‚Kunz, komm herab! Kunz, komm herab!‘ und noch einmal rief's: ‚Kunz, komm herab!‘

„Die Stimme aber klang ſo klagend und ſo drohend zugleich. Der Bräutigam ſagte: ‚Das iſt mein beſter Freund; er iſt in Not und ruft mir.‘ Das Fräulein aber ſagte: ‚Die Stimme gehört meiner Muhme, die ſie vor zwei Jahren tot gefunden haben.‘ Drum grauſelte ſie's, daß ſie eine Gänſehaut bekam über den ganzen Leib, und ſie ſagte zu ihrem Bräutigam: ‚Bleibet bei mir, mein herztauſiger Schatz; die Stimme will Euch verlocken; es iſt ſicherlicher ein böſer

Spuk, denn es ist um Mitternacht.' Der Ritter aber sagte: ‚Holdseligste Jungfrau Braut, das kann nichts helfen; sei's ein böser Spuk oder ein guter; mich soll niemand vergebens rufen.' Das Fräulein aber sagte: ‚Herztausiger Schatz,' hat sie gesagt, ‚so bleibet nur so lang' bei mir, bis die Geisterstunde vorüber ist und der volle Mond aufgeht.' Aber der Ritter nahm seinen Degen von der Wand und sagte: ‚Seid lustig, mein Herz, und grämet Euch nicht; bis die Geisterstunde vorbei ist und der volle Mond aufgeht, bin ich wieder bei Euch.' Und er ging hinaus. Das Fräulein aber trat an das Fenster und konnte nichts sehn vor der Finsternis draußen und vor den Zähren in ihren Augen. Da ist denn die Geisterstunde vorbeigegangen, und der Vollmond ist aufgegangen, und sie hat gewartet und gewartet, aber der Ritter ist nicht wiedergekommen. Da schwur sie, keine Nacht zu ruhen, wenn Vollmond wäre, bis sie mit ihrem Bräutigam zu Bette gegangen sei. Und wie ihr erster Bräutigam immer und immer nicht wiederkam, so wartete sie auf einen andern, aber es mochte keiner um sie werben, der um jene Geschichte wußte, weil jeder dachte, es werde ihm ergehen, wie es jenem ergangen war. Darüber ist sie gestorben; ihr Schwur aber ist noch immer nicht erfüllt. So oft Vollmond ist, sieht sie hinaus, ob noch kein Bräutigam kommt, und thut ganz kläglich und hebt die Hände weinend gegen den Mond."

So erzählte Gretchen; die andre Magd aber sagte: „Glauben Sie's ja nicht; das hat ihr Schreibers Christian erzählt, der ersinnt solche Geschichten."

„Wie kommt denn," fragte Ritter die Erzählerin, „das Fräulein aber hierher in das neugebaute Haus?"

„Ja, sehn Sie," sagte Gretchen, „hier, wo jetzt das neue Haus steht, da hat sonst die Burg gestanden, und eh' das neue Haus gebaut worden ist, haben Goldensonntagskinder die alte Burg hier gesehen und das Fräulein am Fenster, als wenn sie noch stünde. Seit aber das neue Haus gebaut ist, zeigt sie sich in jenem Fenster, und da soll man auch manchmal das Klavier klingen hören, was in der Stube steht, wo jenes Fenster ist."

Hier mischte sich die andre Magd wieder in das Gespräch. „Wenn man freilich," sagte sie, „sich vornimmt, etwas zu sehen, so sieht man wohl etwas, wo nichts ist. Wer nachts beim Vollmond hier unten steht und die Geschichte gehört hat, kann sich leicht ein-

bilden, wenn er mit den geblendeten Augen nach dem Fenſter hinaufſieht, das im Mondenſchein wie Feuer glänzt, er ſieht die weiße Jungfer dahinter. Die weiße Jungfer müßte doch ein Geſpenſt ſein, und das wär' Aberglauben, denn es weiß jeder vernünftige Menſch, daß es keine Geſpenſter giebt. Das ſagte immer mein Vater ſeliger, der ein geſcheiter Mann war, und der wußt' es; aber ein Schatz, meint' er, könnte da liegen, und wenn's auf ſeinem Grund und Boden wäre, und er lebte noch, der hätte lange nachgegraben."

Ritter lachte herzlich. Gretchen antwortete ihrer Gegnerin pikiert: „Wer einmal nicht mehr daran glaubt, der hält auch bald den lieben Gott und die Bibel für Aberglauben; und wenn Hannens Vater einmal in die Kirche ging, wunderte ſich das ganze Dorf. Aber wie die Alten ſungen, ſo zwiſcherten die Jungen."

„Ich dächte," ſagte Ritter zu Eiſenern, nachdem die Mägde ſich entfernt hatten, „wir brächen jetzt gleich auf. Noch iſt es nicht zu warm. Wir gingen durch jenen Wald nach Hauſe, der uns für den etwas weitern Weg durch ſeinen Duft, ſeine Kühle und ſeine fröhlichen Vogelſtimmen herrlich entſchädigen wird."

Eiſener, innerlich mit den ſeltſamſten Vorſtellungen und Gefühlen ringend, hatte keinen eigenen Willen; faſt mechaniſch folgte er dem Freunde. Der Paſtor lud ſie ein, bald wieder zu kommen. Marie, die Eiſenern die Hand gegeben hatte, zog ſie wie ängſtlich verlegen ſchnell wieder zurück.

Wenn wir Urſache haben, unzufrieden mit uns zu ſein oder mit unſerer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbſtbedauern alles auf uns und unſere Lage bezieh'n, wir ſind ſinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwiſchen uns und Dingen zu finden, die wir ſonſt nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erſt erſchaffen. „Die Berührung eines Menſchen, wie du biſt," ſagt' er zu ſich ſelbſt, während ſie gingen, und Ritter, auf beſſere Aufmerkſamkeit ſeines jungen Freundes rechnend, ein Geſpräch anknüpfte, das er allein führen mußte, „deine Berührung erregte dem reinen Weſen einen Schauer, ihr ahnend Gefühl warnte ſie vor dir. Wie konnteſt du auch nach den Vorgängen dieſer Nacht ſo frech vor dieſem Engel ſtehn, wie du gethan haſt, ohne zu verſinken im Gefühle deiner Verdorbenheit!" So war er wieder im Zuge, willkürlich das Unbehagliche ſeiner Stimmung zu vermehren, wozu die raſche äußere Bewegung das ihrige that. — Das Geſchehene ſtand nicht zu ändern;

ſein rechtliches Gefühl blieb dabei, er habe in dieſer Nacht einem weiblichen Weſen ein Recht auf ſich gegeben, welches er, wenn ſie es fordere, ihr nicht ſtreitig machen könne; es war ihm eine Beruhigung, ſich auf dieſe Weiſe gleichſam beſtraft zu ſehen. Seiner edeln Seele fiel nicht ein, jenem Weſen einen Teil der Schuld aufzubürden, was ſo nahe lag; vielmehr fand er eine wachſende Luſt darin, was davon wirklich das Werk vieler ineinander greifender Umſtände war, ſich als das Reſultat einer kalten, ruhigen Berechnung von ſeiner Seite vorzuſtellen. Der ſolchergeſtalt aufgeregten Seele wurde es zuletzt zur Möglichkeit, die Geſtalt könnte eine geſpenſtige geweſen ſein, und die Unzufriedenheit mit ſich ſteigerte ſich zum mit Schauder gemiſchten Widerwillen.

Drittes Kapitel.

In dieſer Stimmung brachte Eiſener Tage und Wochen zu. Breitung hatte ihn und Rittern eingeladen, ihn in dem alten Schlöſschen, welches er in angenehmer Gegend bewohnte, zu beſuchen. Ritter, der Eiſeners zunehmende Verſtimmung nur zu deutlich wahrnahm und doch dem Vertrauen des Freundes auf keine Weiſe, weder durch Frage, noch durch Andeutungen vorgreifen wollte, ſuchte ihn durch kleine Partien zu zerſtreuen. Eines Tages kam er ziemlich früh zu Eiſenern. „Wenn Sie nichts anderes heute vorhaben,“ ſagte er, „ſo beſuchen wir unſern Freund Breitung.“ Eiſener war bald zum Mitgehen fertig; ſo machten ſie ſich denn auf den Weg. „Ich verſpreche mir gute Unterhaltung in Roſnigrode,“ ſagte Ritter. „Gewiß,“ entgegnete Eiſener, „Breitung müßte denn über Nacht die gute Laune verloren haben, die mir unverwüſtlich ſcheint.“ — „Das iſt es eben,“ ſagte Ritter. „Sie müſſen nämlich wiſſen, daß der alte Breitung nur außerhalb ſeines Gutes der heitere, oft ausgelaſſene Lebemann, als den Sie ihn kennen, in ſeinem Hauſe aber und unter den Seinigen der ärgſte Griesgram und Hypochonder ſein ſoll. Hat ihn ein heiterer Beſuch vergeſſen machen, daß er zu Hauſe iſt, ſo bedarf es nur eines Umſtandes, der ihn entfernt daran erinnert, um ihn in der Kürze eines Augenblicks zu ſeinem Gegenteil zu machen.“ Ritter erzählte einige ergötzliche Anekdoten als

Belege, die er von einem vertrauten Freunde Breitungs gehört hatte. Eiſener hörte wenig davon. Indem er daran dachte, wie leicht er ſelbſt, durch den kleinſten Umſtand an den Gegenſtand ſeiner übeln Stimmung erinnert, dieſer anheimfalle, hatte er die Wahrheit dieſer Bemerkung ſchon durch die That bewieſen.

Gerne hätt' er Rittern das Abenteuer jener Nacht mitgeteilt; für ſeine Perſon hätt' er ſich durch dies Geſtändnis wie durch eine Art Buße erleichtert gefühlt; aber ſeine Denkart erlaubte ihm nicht, das Weſen, an dem er ohnedies geſündigt zu haben glaubte, auch noch zu kompromittieren. Nun erfuhr er von Rittern, daß ſie Julien heute bei Breitung treffen würden. Gab ſie ihm Grund — ſo kam er zum Entſchluſſe — gab ſie ihm Grund, ſich überzeugt zu halten, ſie ſei der geſpenſtige Beſuch jener Nacht geweſen, ſo wollte er ihr Herz und Hand anbieten. Den Zweifel, ob ſie es verdiene, der nahe genug lag, wies er zurück als einen Vorwand, den er ſich machen wolle, um nur glauben zu können, er dürfte ſich losſagen von dem, was er für ſeine Pflicht erkennen mußte. Daß ſein Vater, der bereits eine reiche Partie für ihn hatte, ſeine Bewilligung verſagen würde, war vorauszuſehen. Aber eben das beſtärkte ihn eher in jenem Entſchluſſe, als daß es ihn wankend gemacht hätte. Schon ſeit einigen Jahren hatt' er ſich mit dem Gedanken getragen, ſeiner Lieblingsneigung, der Neigung zur Malerkunſt, folgend, ein Geſchäft aufzugeben, gegen welches er nur Widerwillen empfand, und dadurch zugleich von der Deſpotie ſeines Vaters ſich zu befreien, die ihm mit jedem Jahre unerträglicher geworden war.

Während er aber ſeinem rechtlichen Gefühl folgte, nach welchem er ſich für das Eigentum Juliens anſehen mußte, konnte er ſich nur immer weniger verhehlen, daß das Innerſte ſeines Herzens Marien zugehörte. Aber er hatte in dieſen Tagen ſich gewöhnt, das gute Mädchen für ein Weſen zu halten, das ſo hoch über ihm ſtehe, daß ſeine Liebe es entweihen müßte. Denn ſich ſelbſt verachtete er, wenn er an den Stolz auf ſeinen ſittlichen Wert zurückdachte, der ſeit jener Nacht zertrümmert war; alles Bewußtſein des Edleren in ihm ſchien ihm eine Selbſttäuſchung. Kam nun zu dem allen, daß Ritter, den er liebte und achtete, auf den er das Ideal übergetragen hatte, an welches er glauben mußte, wenn er es auch nicht mehr in ſich ſelbſt fand, vielleicht ſchon in den nächſten Tagen ihn verließ, um ſich dem gelobten Lande der Kunſt, Italien, zuzu-

wenden, ſo iſt leicht zu begreifen, daß ſeine Seele, anſtatt ſie zu beherrſchen, ein Raub der mannigfaltigen Eindrücke, von dem einen zu dem andern ſchwankend, keines klar bewußt werden, keinen tief fühlen konnte.

Unſere Freunde waren kaum noch einen Büchſenſchuß von Breitungs Wohnung entfernt, als ein Knecht, der von dem Schlößchen herkam, in der angeſtrengteſten Eile an ihnen vorbeilief. Nicht lange, ſo begegnete ihnen ein zweiter, noch eiliger als der erſte, und dieſem folgte kurz nachher ein Berittener. Ritter rief den Reitenden an, dieſer gab vorbeiſprengend durch Zeichen zu verſtehen, er habe keine Zeit, zu plaudern. „Allem Anſchein nach," ſagte Ritter zu Eiſenern, „kommen wir Breitung jetzt nicht erwünſcht. Iſt nun jemand, vielleicht er ſelbſt, plötzlich gefährlich krank geworden? — Etwas ſcheint vorgegangen zu ſein, was uns beſtimmen könnte, unſern Beſuch zu verſchieben. Es wird ſich ja wohl noch ein Dienſtbote finden, der uns Rede ſteht."

Indem hörten ſie ſeitwärts in den Gebüſchen eine leidenſchaftlich erhobene Stimme. Nach einigen Lauten, von denen unſere Freunde nicht wußten, bedeuteten ſie einige Seufzer oder ein ſchmerzlich verbiſſenes Lachen, ſagte die Stimme: „Gut! gut! ſo iſt er hin. So wird doch alles noch zu Grunde geh'n!"

Die Stimme klang unſern Freunden wie die Breitungs; einige Augenblicke darauf ſahen ſie wirklich Breitung aus dem Gebüſche treten. Geſicht und Gebärden paßten zu jener leidenſchaftlich erhobenen Stimme. Wie er die Freunde ſah, heiterten ſeine Züge ſich auf, er drückte beiden die Hände und hieß ſie mit Freundlichkeit willkommen. Dieſe Freundlichkeit, durch welche die mühſam verſteckte Bekümmernis dennoch hindurchſah, hatte etwas Rührendes. Er führte die Freunde in ſeine Wohnung. Seine Frau, der er ſie vorſtellte, eine ſtattliche Geſtalt mit angenehmen Zügen, begrüßte ſie ſo herzlich als ihr Gemahl, aber mit einer unbefangenen Heiterkeit, die ſeltſam mit ſeinem bekümmert feierlich-freundlichen Weſen kontraſtierte. Eiſenern fiel ein, wie wenig ſchmeichelhaft Breitung von den Frauen zu ſprechen pflegte; er glaubte die Urſache zu begreifen und bedauerte ſeinen alten Freund, wie er wahrnahm, daß die Frau, ohne die mindeſte Rückſicht auf ihres Mannes Stimmung zu nehmen, deſſen Gegenwart ſie ſogar halb und halb ignorierte, ſich ihrem heitern Temperamente überließ, und verdachte

ihm nicht, daß er nun auch ſeinerſeits ihre Gegenwart gar nicht zu bemerken ſchien.

Unſer Eiſener ſaß bei Tiſche zwiſchen Julien und Rittern. Die geiſtige Unruhe gab ihm die äußere Beweglichkeit, der Zwang, den er ſich anthun mußte, ſein Bewußtſein über den Wogen zu erhalten, die in ihm brauſten, das Beſtimmte des Weltmanns, was ihm ſonſt fehlte, und ſo kam es, daß er äußerlich die Geſellſchaft beherrſchte, während er innerlich nichts weniger war als ſein eigener Herr.

Breitung wurde heiterer, als er das Geſpräch auf Marien gelenkt hatte, wie er ſo gern that, und zwar diesmal, weil ihm die Aufmerkſamkeit Eiſeners gegen Julien, die ſo ſehr einer wachſenden Neigung glich, mißfiel. Er hatte Eiſeners treuherziges Weſen liebgewonnen, und es war ihm ein Anliegen geworden, ſeine beiden Lieblinge, Marien und ihn, vereinigt zu ſehen, ein Anliegen, das Ritter und ſeine Frau, und zwar das einzige Anliegen, das ſeine Frau mit ihm teilte.

Freilich wußten alle drei nicht, wie ihr Lob bei Eiſenern gerade die der erwünſchten entgegengeſetzte Wirkung that, wie ſie die Kluft, die er zwiſchen Marien und ſich ſah, nur immer erweiterten, obgleich ſeine Neigung zu Marien an den Schmerzen wuchs, die aus ſeinen Vergleichungen von Mariens Werte mit ſeinem Unwerte hervorgingen.

„Marie," ſagte er, „iſt nicht zur Liebe geſchaffen, nur zur Verehrung. Die Liebe iſt ein Bedürfnis und wendet ſich nur dem Bedürftigen zu. Dieſe in ſich abgeſchloſſene Seele wird, wie ſie an ſich ſelbſt das Bedürfnis nicht fühlt, es auch an andern nicht verſtehn. Die Neigung, die um ſie würbe, müßte ſie ängſten und ihre Nähe meiden machen. Und welcher Mann verdiente auch, daß ſie ſeine Neigung gegen ſie erwiderte!"

„Über die Idealiſten", rief Breitungs Frau mit ſcherzendem Zorne. „Ihr armen deutſchen Mädchen, glaubt ihr euch geliebt von dem, der ſich mit den Künſten eines Poeten in euer Herz geſchlichen, und der der Odem euers engen, treuen Daſeins geworden iſt? Euch hat er nicht geliebt; ein Schillerſches Wahnbild hat ſeine Phantaſie mit euern Zügen überkleidet, und ihr müßt ſeinen Irrtum büßen. Um ſeinetwillen habt ihr den Anſpruchloſen abgewieſen, der euch ſelbſt liebte, eure Schwächen kannte und euch doch liebte, der euch

ein feſter Stab geworden wäre, wo jener in ſeiner Künſtlichkeit für ſich ſelbſt keinen Halt hat und ihn in eurer Idealität eben ſucht. Ihr habt das warme Herz um den warmen Kopf verſchmäht. Habt die Liebe zu euch hingegeben um die Verliebtheit der exaltierten Gemütseitelkeit in ſich ſelbſt, die ſich in euch nur beſpiegeln wollte. Gehören Sie auch zu dieſen Böſewichtern?“ In dem Tone, mit dem ſie die letzten Worte ſprach, war mehr Ernſt als Scherz.

Der junge Eiſener war noch nicht ſo verkünſtelt, daß ihn nicht getroffen hätte, was von Wahrheit in dem lag, was er eben hatte hören müſſen; aber die beleidigte Eitelkeit, die eben durch dieſe Beleidigung in ihm wieder ins Leben trat, deckte ſogleich über den verwundeten Teil die Spinnenwebe der Selbſttäuſchung einer großartigen Reſignation, daß das Edle verkannt werden müſſe.

„Wiſſen Sie, daß in jener Nacht, die wir in Marklinde zubrachten, eine geiſterhafte Schöne unter uns gewandelt hat?“ fragte Breitung, der, wenn er ſah, daß das Geſpräch ſich um ein Thema drehte, welches ſeine Frau intereſſierte, ſogleich etwas jenem ganz Fremdes auf das Tapet brachte.

Eiſener wandte unwillkürlich bei dieſen Worten ſeine Augen wie fragend nach Julien, die errötete und ihre Verlegenheit kaum zu bergen wußte. Er erſchrak; denn an dieſer Gewißheit fühlt' er erſt, daß er gewünſcht, es möge anders ſein, fühlt' er erſt, wie er Marien liebe.

Das Geſpräch wurde jetzt auf andere Weiſe unterbrochen. Ein junger Mann, wahrſcheinlich Breitungs Verwalter, kam ſchnell herein. Breitung, der zu erſchrecken ſchien, wie er ihn ſah, heftete fragend ſeine Augen auf ihn. Der Verwalter begrüßte nur ganz eilig die Geſellſchaft, er bückte ſich zu Breitung nieder und ſprach ihm eifrig in das Ohr. Die Umſitzenden verſtanden nur die Worte: „Wilm ſagt, ſie haben den Baron im Schierlitzgrunde gefunden, aus einer Wunde blutend.“

Breitung erhob ſich eilig, ſtammelte einige Entſchuldigungen und entfernte ſich haſtig mit dem Verwalter. Breitungs Frau knackte währenddes gleichgültig einige Mandeln, deren Kerne ſie mit Julien teilte, der ſie dieſelben ohne weiteres in den kleinen Mund ſteckte. Die ganze übrige Geſellſchaft war verſtört und verlegen. Als der Hausherr immer und immer nicht wiederkam, erhoben ſich alle von den Stühlen. Einige empfahlen ſich. Auch Ritter und Eiſener

hatten eben ihre Hüte genommen, als Breitung wieder hereintrat und ihnen mit Aufhebung aller Freundſchaft drohte, wenn ſie gingen.

Er ſchien weit heiterer als vorhin und geriet nun im Garten, wohin die Überbleibſel der Geſellſchaft ihm gefolgt waren, beim Wein und intereſſanten Geſpräche in jene Stimmung, in der ihn die Freunde als den muntern Breitung vom Marklinder Jahrmarkte wieder erkannten. Seltſam war es, daß in demſelben Maße, in dem Breitungs gute Laune wuchs, ſeine Frau einſilbiger und zuletzt ganz ſtill und nachdenklich wurde.

Endlich war alles Beängſtende vergeſſen, und die jungen Leute begannen zu ſpielen und zu tanzen.

Ritter unterhielt ſich mit der Dame vom Hauſe, deren geſunder Verſtand über einen Reichtum von Kenntniſſen disponierte, der ihn in Verwunderung ſetzte. Sie mochte gemerkt haben, wie ihr gleichmütiges Benehmen während ihres Gemahls Unruhe und ſchlecht verhehlter Bekümmernis ihr in Ritters Meinung geſchadet hatte. Sie ſagte: „Es that mir leid, wie ich ſah, daß Sie und Ihr Freund durch die Unart meines Mannes leiden mußten, der ſich einmal nicht bewältigen kann.“

„Es giebt,“ entgegnete Ritter, „Lagen und Stimmungen in denen man ſich allem Bemühen zum Trotze nicht bewältigen kann, dann tritt von ſeiten der andern die Rückſicht ein, die jener zu nehmen nicht mehr im ſtande iſt.“

„Und was glauben Sie denn,“ fragte die Dame, ihn mit großen Augen anſehend, „das meinem bedauernswürdigen Gemahl widerfahren iſt?“

„Es wäre indiskret,“ ſagte Ritter, „hier forſchen zu wollen. Einigen Äußerungen nach betrifft ſeine ängſtliche Sorge einen teuern Freund, einen Baron, den ich nicht kenne, und der ſich ſeiner Beobachtung entzogen hat, vielleicht um — nun, er ſoll gefunden worden ſein — aus einer Wunde blutend.“

Madame Breitung konnte der Übermacht ihrer Lachluſt nicht länger widerſtehen. Sie nahm Ritters beide Hände und bat ihn tauſendmal, ihr zu verzeihen, daß ſie über den verſuchten Selbſtmord des jungen Barons lachen müßte, und lachte immer wieder. „Ach der gute Baron,“ ſagte ſie, oft vom Lachen unterbrochen, „der gute blondbärtige intereſſante junge Mann; er hatte etwas Melancho-

liſches in ſeinem Blick, doch ſchien er ſich ganz gemütlich in ſeinem Pelze zu befinden.“

Ritter konnte nicht unwillig auf ſie werden, ſo herzlich bat und lachte ſie. „Ich will nicht hoffen —“ ſagt' er, ſelbſt lachend.

„Hoffen Sie immer,“ entgegnete die Lachende. „Schon öfter ängſtigte man ſich um ihn; Boten flogen vergebens nach allen Revieren der Umgegend — der Baron iſt nämlich ein großer Liebhaber der niedern Jagd. Dort ſollte er verwundet, dort tot gefunden worden ſein, bis er plötzlich und unerwartet aus irgend einer Ecke, wo er ſanft geſchlafen hatte, mit graziöſem Dehnen und leiſem Tritte ganz gemütlich in das allgemeine Lamento hereingeſponnen kam. Wahr iſt's, man kann nicht leicht einen ſchönern Kater ſehn, als den Kater Baron. — Man möchte weinen, müßte man nicht lachen,“ fuhr ſie fort, indem ſie durch Ton und Gebärde die ungemeine Beweglichkeit der weiblichen Stimmung belegte, „muß man dergleichen mit anſehen und anhören. Was ſoll man dazu ſagen? wie ſich dabei benehmen? Ich bin ihm nicht ſentimental genug, nicht tief genug empfindend, und ſo denkt und ſpricht er ſich in ſolche Bekümmerniſſe hinein, nur um ſich ſelber bedauern zu können und von andern, die die wahre Sachlage nicht kennen, bedauert zu werden, daß er einen Eisblock zur Frau hat. Dazu giebt ihm nun der Kater, den ich, wie er weiß, nicht leiden kann, die ſchönſte Gelegenheit.“

Während die Dame vom Hauſe ſolchergeſtalt Rittern ihre Not klagte, hatte ihr Gemahl ſeinen jungen Freund am Arme genommen und ihn einen Laubgang hindurch nach einem Laubholzwäldchen geführt.

„Lieber Eiſener,“ ſagte er zu ihm, „erlaſſen Sie mir die Verſicherungen, daß ich Sie achte und liebe, die ich Ihnen nach Weltart erſt machen müßte, um meine Berechtigung zu Wink und Warnung darzuthun; glauben Sie mir jenes unausgeſprochen. Freund Eiſener, Ihre Weiber! Ihre Weiber! die Sie ſo hoch verehren; ſie werden's Ihnen ſo ſchlecht vergelten, wie ſie jedem thun, der ſie in ſeinem Herzen achtet. Sie haben kein Gemüt; auch das Tiefſte in ihnen iſt noch Oberfläche. Ein ganz klein bißchen Engel, ein ganz klein bißchen Teufel, und entſetzlich viel Eitelkeit in eine Sammethaut eingefaßt — und das Weib war fertig. Sie ſind nie etwas, ſie ſcheinen nur. Sie können noch lügen, auch wenn ſie lieben, drum iſt ihr ganzes Lieben nur Lüge. In dem innigſten Augenblicke, wenn ihr glaubt, ihre Seele habe alle Verhüllung abgeworfen,

hängt ſie noch einen Schleier mehr über ſich. Auch die Wahrhafteſten geſtehen nur Fehler ein, mit denen ſie kokettieren können, und ich wette, am Jüngſten Tage erſcheinen ſie noch vor dem Weltenrichter in Trikots.“

Breitung hatte ſich in einen gewaltigen Eifer hineingeſprochen; Eiſener hielt ſolche Äußerungen einem Manne zu gut, der dem ganzen Geſchlechte die Kälte und Herzloſigkeit vorwarf, die ſeine Frau, wie Eiſener geſehen zu haben glaubte, ihm zeigte.

Breitung fuhr fort: „Nehmen Sie ſich in acht vor jener kleinen hübſchen Schlange. Während ſie, wie ich recht gut weiß, alle Angeln ihrer Reize nach Ihnen auswirft und Sie glauben machen will, daß ſie Sie liebe, ja vielleicht — wer weiß es denn — wirklich ein wenig in Sie verliebt iſt, giebt ſie ſich mit andern Liebhabern nächtliche Rendezvous. Sahen Sie, wie ſie rot wurde, als ich von der Schönen ſprach, die als Geiſt unter uns gewandelt ſei? Mir fiel in jener Nacht auf, daß der junge Jäger, den Sie ja geſehen haben, ſich ganz heimlich aus dem Zimmer ſchlich, nachdem er erſt noch feſt zu ſchlafen geſchienen hatte. Schon damals kam mir der Verdacht auf Julien, der durch ihr Erröten und ihre Verlegenheit vorhin mir nun zur Gewißheit worden iſt.“

Eiſener ſchwankte wieder zwiſchen jenen beiden ſich widerſprechenden Gefühlen. Er empfand, daß er Julien nicht liebe; denn er wünſchte, Julie möge die Rechte nicht an ihn haben, die ſie, war ſie jener nächtliche Beſuch, an ihn gewonnen hatte; gleichwohl fühlte er eine Aufwallung eiferſüchtigen Verdruſſes, wenn er ſich dachte, ſie habe dem Jäger in jener Nacht ein Rendezvous gegeben.

Übrigens konnte Breitung vielleicht ihm die Gewißheit verſchaffen, ob Julie jener Beſuch geweſen ſei oder nicht; um dies zu erfahren und zugleich doch den Anteil ſeines Herzens an der Frage zu verbergen, ſagte er mit dem gleichgültigſten Tone, deſſen er eben mächtig wurde: „Ich glaubte, Sie meinten das Fräulein, welches bei Vollmond im Marklinder Pfarrhauſe umgehen ſoll?“

Breitung, der hinter dieſer Frage die Abſicht vermutete, dem Geſpräch einen andern Gegenſtand zu geben, ging darauf ein, weil er noch Gelegenheit zu finden meinte, ſeine Warnung zu wiederholen.

„Ja, dieſes Fräulein,“ entgegnete er, „das bei Vollmond in dem Fenſter des Zimmers ſich zeigt, neben dem Sie mit Ruter übernachteten — haben Sie es geſeh'n?“

„Ritter sagte von dem Spuk, und eine von den Mägden Mariens hat uns seine Geschichte erzählt," antwortete Eisener.

„Marie," sagte Breitung, und Eisener wunderte sich nicht, daß sein Wirt von dem Fräulein auf Marien übersprang; an seinem wachsenden Eifer sah man, wie gern er von ihr sprach; „Marie ist ein wundersames Kind; wenn man die Ruhe, wenn ich so sagen darf, die Kühle ihres Wesens und das Unbedürftige, Geistige desselben betrachtet — ein Apfel und ein Schnittchen Brot ist ihre gewöhnliche Mahlzeit und völlig zureichend für einen ganzen Tag —, so möchte man fast glauben, sie wäre ursprünglich gar nicht von dieser Erde, sondern etwa auf dem Monde zu Hause, der mehr Einfluß auf sie zu üben scheint, als jene. Schon als Kind war sie ein eigenes Wesen; sie sprach eine Sprache für sich, die nur der Eingeweihte oder ein sehr poetischer Mensch verstehen konnte. Alles Lebloſe war ihr lebendig; in Blumen, Bäume, Bauwerke, ja sogar in Möbels und Kleider trug sie die Empfindungen einer menschlichen Seele hinüber. Sie vermischte die Sinneseindrücke in ihren Reden auf die seltsamste Weise, so daß sie von Tönen behauptete, sie sähen rot oder blau, und umgekehrt von den Farben, sie klängen munter oder traurig. Ein Mädchen, einige Jahre älter als sie, die Tochter eines Dorfkrämers, nannte sie das blaue Lied.

„Mit dem siebenten Jahre etwa gab zum Erstaunen aller, die wir das Wachstum des lieben Kindes mit Freude und Bewunderung verfolgten, die Neigung zum Spielen und zwecklosen Träumen, die mit so lebendiger, beweglicher Phantasie stets verbunden ist, der jener gerad' entgegengesetzten Richtung Raum. Von da begann sie im Leben zu wurzeln mit der ganzen Innigkeit, die ihrem Wesen eigen ist. Schon mit dem zwölften, dreizehnten Jahre besorgte sie das Hauswesen ihres Vaters zur Verwunderung aller, die sie beobachteten. Ein himmlischer Segen schien dabei alles zu begleiten, was sie unternahm; alles wuchs ihr unter den Händen. Vorübergehend wohl konnte sie an den idealistischen Träumen der Dichter und ihrer Bekannten sich erfreuen, aber ihr eigentliches Element war die Wirklichkeit.

„Mit dem Beginn der Reife trat ein einziger Einfluß aus jener frühern Zeit wieder in Wirksamkeit, aber nur zeitweise und gleichsam verstohlen. Der Mond war ihr Liebling und ihre Sehnsucht gewesen; als kleines Kind hatte sie stundenlang ohne Abwechselung in den Mond sehen können; war sie krank, so mußte Mutter oder

Wärterin ſie an das Fenſter tragen, durch welches ſie den Freund ihrer kleinen Seele erblicken konnte. Seit etwa einem halben Jahre hat der Mond den Einfluß, den er ſonſt auf die Wachende übte, auf ihren Schlaf geltend gemacht. Zur Zeit des vollen Mondes verläßt ſie öfter ihr Lager, kleidet ſich an und geht hinauf in das Eckzimmer im Pavillon. Hier ſteht ſie einige Zeit und wendet die geſchloſſenen Augen dem Monde zu; dann läßt ſie den Vorhang herab, entkleidet ſich und legt ſich in das Bette, das an dem Orte ſteht, wo ſie als Kind zu ſchlafen pflegte. Sowie der Mond die Fenſter dieſes Zimmers verläßt oder durch die Fenſter ihres jetzigen Schlafgemachs ſcheint, erhebt ſie ſich wieder, kleidet ſich wieder an und kehrt dahin zurück. Sie ſelbſt weiß nichts von dieſen Wanderungen, und was man gethan hat, ſie während derſelben zu erwecken, iſt vergeblich geweſen. Der Arzt meint, daß dieſe Anfälle von Mondſucht mit der vollendeten Reife oder wenigſtens mit ihrem erſten Kindbette auf immer ſich verlieren werden."

Hier wurde Breitung von dem Durcheinanderſchreien vieler Stimmen unterbrochen, die ſeinen Namen riefen. Er drückte mit einer Art Rührung Eiſeners Hand und bat ihn um Entſchuldigung, wenn er ihn jetzt auf kurze Zeit ſich ſelbſt oder der übrigen Geſellſchaft überließe. Wäre Breitung in dieſem Augenblicke weniger zwiſchen Hoffnungen und Befürchtungen geteilt geweſen, die ihm näher lagen, ſo hätte ihm die Bewegung nicht entgehen können, in die ſeine Erklärung ſeinen jungen Freund Eiſener verſetzt hatte.

Dieſer ſuchte ſich die einſamſte Stelle des Parkes. Dort lehnte er ſich an den Stamm einer großen Buche. Vergebens ſuchte er die Klarheit über ſich ſelbſt, die ihm von Kind auf Bedürfnis geweſen war. Vergebens legte er die fieberheiße Stirne in die kühlen Blätter der Büſche. Sein Herz klopfte ſo gewaltig gegen den Stamm, den er mit den Armen umſchlungen hielt, daß es mit jedem Schlage ſeinen ganzen Körper zurückdrängend erſchütterte.

Es war der Schmerz über den Vorwurf, an allem, was dem Menſchen das Heiligſte ſein muß, ſich vergangen zu haben, an der Unſchuld ſelbſt, an der Gaſtfreundſchaft, an der heiligen Hilfloſigkeit des Schlafes — und doch fühlt' er zugleich eine Art Erleichterung, daß nicht Julien, eine Art Freude, daß Marien ſeine Verpflichtungen gehörten, die er durch jene Vergehen eingegangen war. An dieſer Gewißheit reifte ſeine Liebe zu dem ſchönen Mädchen, deren Schuldner

er sich in so hohem Grade fühlte, zu solch freudiger Stärke, daß ihr Licht jenen Schatten in seinem Gemüte das Gleichgewicht hielt, wenn nicht sie aufwog. Zerstreute Bilder einer schönen Zukunft glitten ihm so schnell vorüber, daß er vergebens sich mühte, nur eins davon festzuhalten. So oft er sich körperlich ruhebedürftig setzte, so oft trieb ihn die Unruhe seiner Seele vom Sitze wieder auf. Ohne recht zu wissen, warum, vermied er die Wege; es that ihm wohl, wenn die kühlen Zweige ihm in das heiße Gesicht schlugen. Ein nahes Rauschen lockte ihn — die Unruhe im Menschen gesellt sich gern der Unruhe in der Natur —; nun stand er am Ende des Parkes, vor ihm die zwei Arme der Schierlitz, die sich unlängst getrennt, um sich hier wieder zu vereinigen. Gleich unter dem Vereinigungspunkte rauschte ihr Wasser über ein Wehr, etwas weiterhin in den emsigen Rädern einer Mühle. Ihm gegenüber öffnete sich zwischen weißstämmigen Birken eine liebliche Aussicht. Nette Häuser an einem sanften Hügel hingestreut, drunter der breite Fluß, drüber die violetten Weinberge. Auf einem der größern Häuser ward ein Storchnest, daneben die breite Krone einer riesigen Linde sichtbar. Er mühte sich, zwischen den fernen Häusern und Bäumen ein rosenfarbenes Gewand zu entdecken. Was eine erste Liebe Beseligendes haben kann, all das empfand Eisener zum ersten Male und mit der ganzen Innigkeit seines Wesens. Alles andere, was ihm teuer war, fühlte er mit doppelter Lust als das Seine, indem er es über jenem zu vergessen schien. Seine heiligsten Erinnerungen, seine schönsten Hoffnungen, alle seine Neigungen fühlt' er wiedergeboren und verklärt durch diese süßeste. Alle Wonnen seines Lebens umarmten sich in dieser.

Als er endlich sich wieder zu der Gesellschaft fand, hatte diese sich vermehrt. Ein früherer werter Bekannter Ritters, Baron Wildsprung, der ihn zu der Reise, die sie zusammen zu machen gedachten, erst morgen hatte abholen wollen, war schon heute gekommen, weil sein Oheim, der Graf Waldern, ihn gebeten hatte, den letzten Abend vor ihrer Abreise ihm zu schenken und Rittern, von dem er viel gehört, und den er kennen zu lernen wünschte, mitzubringen.

Ritter hatte nur Eisenern erwartet, um von dem jungen Manne, den er liebgewonnen hatte, Abschied zu nehmen. Eisener fuhr mit den beiden bis an den Gasthof im Gebirgsgrunde, wo er sich einlogiert hatte. Gern hätte er Rittern seine neuen Gefühle und Ent-

schlüsse mitgeteilt; er tröstete sich mit dem Briefwechsel, den sie verabredet hatten.

Sie waren an dem Gasthofe angelangt; Eisener stieg aus. Noch ein Händedruck, und bald verschwand Ritter dem Freunde in den Staubwolken der frequenten Straße, die an heißen Tagen pilgernden Naturfreunden den wunderschönen Grund gänzlich verleiden.

Viertes Kapitel.

Eisener war noch nicht lang auf seiner Stube, als eine dunkle Wolke, die den ganzen Nachmittag drohend stillgestanden, sich zu ergießen begann. Der Regen wurde immer stärker, die Wolke schien sich ganz in den Grund hineinlegen zu wollen. Eisener konnte durch die dichten großen Tropfen, die der Sturmwind durchwirbelte und im gedankenschnellen Wechsel von Lichter und Dunkler vor seinen Augen hin und hertrieb, auch die Umrisse des nahen gegenüberstehenden Thalesufers nicht erkennen. Auf der Straße unmittelbar unter seinen Fenstern eilten Obdachsuchende in groteskem Aufzuge, Tücher oder Teile der untern Kleidung über den Kopf gezogen, aufgeschürzt, so hoch man es mit der Notwendigkeit entschuldigen zu können sich getraute, mit sich allein hinreichend beschäftigt oder einen Teil seiner Sorge Kindern, Alten oder dem Vieh zugewandt, das man eilig einem Thorwege oder, konnte man diesen nicht schnell genug erreichen, dem ausgebreiteten dichten Laubdach einer Buche zutrieb oder zog, im Vorbeieilen nach Temperament oder augenblicklicher Stimmung, Tracht und Eile an sich oder den andern belachend, klagend oder fluchend. Eisener hatte die Stirn' an das Fenster gedrückt und sah mit dem einen Auge in sich hinein, mit dem andern auf die Straße, dort Flucht und Verwirrung wie hier. Aus der Gedankenlosigkeit, in die er verfallen war, riß er sich mit Anstrengung auf, um von neuem in sie zu verfallen.

Jetzt endete der Regen so plötzlich, wie er begonnen hatte. Der Himmel glänzte rein und freundlich wie vorher, am Horizont rosig angehaucht von der Abendsonne. Der leise Luftzug vermochte kaum die letzten Tropfen von den schweren Blättern zu schütteln; nach immer längeren Zwischenräumen ließ sich der eigentümliche Laut

vernehmen, den der fallende Tropfen hören läßt, indem er Laub und Äste spritzend streift oder auf der Fläche eines Blattes zerspringt, von dem Rauschen des Blattes begleitet, welches der Erschütterung einen Augenblick leise wiegend nachzittert.

Eisener hatte das Fenster geöffnet. Der Staub, der sonst die Luft des Grundes verdickt und den Augen wie den Lungen beschwerlich fällt, war durch den Regen niedergeschlagen worden; die gereinigte, erfrischte Luft, die warmen Töne des Abendhimmels, die durch die feinen, zart und bräunlich umkräuselten Birkengipfel auf den Höhen der gegenüberstehenden Bergwand leuchtete; der rötliche Abglanz auf dem schmalen Streifen des Baches, den die Schatten der Erlen noch unverhüllt lassen mußten, und auf dem überdies noch frühlingsbraunen Wiesengrund lockten Eisenern aus dem Hause.

Unwillkürlich schlug er die Richtung ein nach Marklinde. Mit jedem Schritt wurde seine Stimmung heiterer. Während er mit seinem Innersten selig bei Marien war, sagte er vor sich hin: „Jedem andern ist die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen ist sie eine Person, die mit ihm empfindet, wie er mit ihr. Von seinem innern Reichtum leiht er ihr die Seele, deren Sympathie ihn tröstet, erheitert, erhebt; sie ist sein Echo, sein Spiegelbild, das ihm als ein Selbständiges entgegentritt, und so ist seine Zusammenstimmung mit der Natur nur seine eigene innere Harmonie. Wer diese Harmonie aus sich herausgetrieben, der findet sie auch außer sich nicht mehr; wer sich der Natur nicht verschließt, dem verschließt sich auch die Natur nicht."

So sprach er vor sich hin und schien nicht an Marien zu denken; aber es war eine innere Gewißheit seines Glückes, die durch jedes ruhige Wort klang, und so erzählte doch die ganze Rede nur von Marien, deren frieden- und freudegebendes Bild die leidenschaftlichen Selbstanklagen, mit denen er vor ganz kurzem noch sich zu peinigen Behagen fand, zum Schweigen gebracht hatte. Der Entschluß stand fest in ihm, nicht als Ergebnis einer Wahl, sondern als etwas, was sich von selbst versteht und gar nicht anders sein kann: Marie wurde sein. Der Alte schlug einen Schwiegersohn, an dessen Persönlichkeit er sein Gefallen bezeigt hatte, und der überdies ein sehr reicher Erbe war, so wenig aus, als Eiseners Vaters seinem Sohne gegen das Versprechen, dem Geschäfte von nun an mit ungeteilter Seele zu

leben, zu einer solchen Verbindung seinen Segen vorenthalten konnte. Mariens war er gewiß, ohne sagen zu können, ja ohne sich zu fragen, warum. Kurz, er sah keine Schwierigkeit, kein Hindernis; und das bedeutendste würde ihm in dieser Stimmung leicht übersteiglich geschienen haben.

Eisener blieb, eben als der Mond aufging, an einem Häuschen stehen, vor dem ein alter Bauer auf einer Rasenbank saß und durch den Dampf seiner Thonpfeife behaglich vor sich hinsah. Mit freudiger Überraschung erkannte er, dem Augenmaße nach kaum fünf Minuten entfernt, die breite Krone der wohlbekannten Linde, links davon das rote Ziegeldach. „Ist das Marklinde?“ fragte er den Bauer, obgleich er den Ort recht gut erkannt hatte; das eine glänzende Fenster mußt' es sein, an dem die Erscheinung jener abenteuerlichen Nacht gestanden und in den Mond gesehen hatte, der damals, wie jetzt, von ihm wiederschien.

Der Alte antwortete. Eisener hätte wohl die ganze Rede überhört, die jener mit der freundlichen Geschwätzigkeit des Alters an die kurze Antwort anhing, hätten nicht die Worte: „Dort wird bald Hochzeit sein,“ seine Aufmerksamkeit getroffen. „— Nun dort im Pfarrhaus,“ entgegnete der Alte. „Und woher wißt Ihr das schon?“ fragte Eisener verwundert. Der Alte entgegnete: „Der junge Herr Jansen ist ja ganz versessen auf die Mamsell.“ — „Jansen — Mamsell —,“ wiederholte Eisener und wunderte sich nun über sich selbst, wie er hätte glauben können, der alte Bauer wisse um das, was er noch als Geheimnis in seinem Herzen trug.

„Der junge Herr Jansen,“ sagte der Bauer, „ist Kontrolleur dadrüben in dem Kohlenwerke; er ist fast jeden Tag bei dem Pastor, und die werden gewiß ein Paar.“ „Wer ist denn die Mamsell, von der Er spricht?“ fragte Eisener, indem es ihm war, als müßte er eine andere Antwort hören, als welche er, wie er wußte, hören würde, wenn er es nur fest wollte. Aber der Alte erwiderte dennoch ganz ruhig: „Was denn sonst für eine“ — und wurde freundlicher, je länger er von ihr sprach — „was denn sonst für eine als die Mamsell Marie vom Herrn Pastor. Er ist ein hübscher, guter Herr, und ich gönne ihr ihn von Herzen, denn sie verdient noch einen bessern, mit allem Respekt vor dem Herrn Kontrolleur, und es ist keiner im Lande, der zu gut für sie wäre. Wär' ich der Herr Pastor, ich hielte mit ihr zurück: es kommt schon noch einmal

einer, der gut bietet. Sie iſt ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke.“

So ſeltſam iſt der Menſch, daß das müßige Geplauder eines fremden Alten von der möglichen Hochzeit unſern Eiſener herab aus ſeinen Himmeln warf und ſein „Sie iſt ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke“ ihn wieder hinaufhob.

Der Alte ſagte: „Wenn ich der Herr wäre, ich ginge die paar Schritt noch bis zum Herrn Paſtor; die Leute ſind freundlich und bewirten jeden Fremden gern. Und ſie können's auch,“ ſetzte er hinzu, indem er ſeine Pfeife an der Fläche der einen Hand ausklopfte; „die können's auch, denn wo die Mamſell Marie wirtſchaftet — Gott behüte ſie; ich will ſie nicht beſchreien — da fehlt's nie.“

Der Alte wünſchte eine gute Nacht und trippelte die Stufen, die unter einem ſchiefwinkligen Vorbau von ungeſchälten Stämmen und halb ausgewaſchenem Lehm in ſein Häuschen führten, hüſtelnd hinauf. Eiſener zog es mit Macht nach dem Pfarrhauſe hinüber.

Im Gehen ſah er, wie eben in der Wohnſtube des Pfarrhauſes Licht angezündet wurde. Eine Weile dämmert' es, dann leuchteten die Fenſter recht gaſtlich lockend ihm entgegen. Nun wurd' es wieder düſterer, nun wieder heller; das Licht bewegte ſich wiederholt nach einem benachbarten Zimmer, deſſen Fenſter es erhellte, dann wieder zurück in das erſte, bis endlich beide erhellt blieben.

Eiſener dachte ſich die geſchäftige Marie mit dem Lichte in der Hand, ſah vom Schein der flatternden Flamme die Finger der vorgehaltenen Hand und die lieblichen Züge roſig umzittert, malte ſich ſelbſt mit auf das trauliche Phantaſiebild, wie er behaglich ſitzend dem wirtlichen Treiben des ſchönen Weſens zuſah. Als er an der Thür angekommen war, ſtand es feſt in ihm, noch heute müßte über ſeine Zukunft entſchieden werden, und die Entſcheidung könnte nur ſo ausfallen, wie er hoffte, wie ſie ausfallen mußte, ſollte er nicht ſo unglücklich werden, als er im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ſeiner Hoffnungen ſich glücklich fühlte. Es handelte ſich hier nicht allein um den Beſitz des geliebten Mädchens, es handelte ſich um die Möglichkeit, durch Liebe und Aufopferung gutzumachen, was er an ihr verbrochen hatte.

Er hatte die Hausthüre geöffnet. Im Hausflur bewegte ſich ein Licht, er hörte durch die angelehnte Stubenthüre ein Durcheinander von leiſem Flüſtern, eiligen leiſen Schritten; die Thüren in

die Küche und Kammern an der Wohnstube wurden leise in das Schloß gedrückt und wieder ebenso leise geöffnet. Es war bei aller Bemühung, auch den mindesten Lärm zu vermeiden, etwas Rastloses, Wirres in alledem; es schien gar nicht, als ob Mariens ruhige Klarheit hier hause.

Um nicht absichtslos zum Lauscher zu werden, trat er vernehmlich in die Stube, die nur erst von eiligen Schritten verlassen worden war. Ihm gegenüber über einer nur angelehnten Thüre hing die alte Schwarzwälderuhr, unter ihr links Mariens runder Strohhut mit dem Rosaband; auf dem alten Klaviere zwischen der Thür und dem Fenster standen einige Blumentöpfe mit Epheu, dessen Ranken sich um eine Art Spalier, aus Tannenspänen geschnitzt, gelehrig schmiegten. Über dem braunen Sekretär des Pfarrers hingen eine Anzahl Schattenrisse um das Porträt eines alten Leipziger Professors der Theologie gruppiert. Zwei Weinreben waren durch das Luftloch in die Stube hereingezogen; die eine rankte sich folgsam durch die Maschen von Bindfaden an der Decke hin; die andere hatte sich frei gemacht und hing innen am Fenster herab, als wolle sie sehen, wie Mutter und Schwestern draußen sich gehaben.

Ein männlicher, aber leiser Tritt näherte sich; ein junger Mann trat herein: Eisener erkannte in ihm seinen Tischnachbar und Bekannten vom Marklinder Jahrmarkte; indem ihm einfiel, welche Verehrung der junge Mann Marien damals gezeigt, war er gewiß, es sei kein anderer als Herr Jansen, der Beamte bei dem Kohlenwerke, derselbe, den ihm der alte Bauer als wahrscheinlichen Eidam des Pastors genannt hatte. Herr Jansen sah sehr blaß aus, der Ausdruck seines Gesichtes, mit dem er Eisenern die Hand gab, erschreckte diesen.

„Ich will nicht hoffen," sagte Eisener, „daß ich unsern freundlichen Pastor krank finde, vielleicht gar —"

„Krank mag er wohl sein," entgegnete Jansen mit gedämpfter Stimme, „krank am innersten Herzen. Marie ist gestorben."

Wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch Eisenern hin; im Augenblicke darauf fühlt' er eine seltsame Gleichgültigkeit, wie wir sie wohl mitunter im Traume bei Dingen empfinden, von denen wir heftig ergriffen sein sollten, und uns deshalb wundern über uns, ja uns Vorwürfe machen. Dabei war ihm, als könnte ja Marie gar nicht sterben oder gar schon gestorben sein. Es kam

ihm ſelber ſeltſam vor und als etwas, was nur im Traume geſchehen könne, wie er immer leiſe und ruhig vor ſich hin ſagte: „Das iſt Betäubung, was du für Ruhe hältſt; der Schmerz kommt nun erſt.“

„Sie kommen wie gerufen,“ fuhr Janſen fort; „bei des Paſtors heftigem Weſen iſt das Schlimmſte für ihn zu fürchten. Er hat getobt wie wahnwitzig; nun iſt er aus Mattigkeit ruhig; ſehen Sie ſelbſt —“

Er führte Eiſenern durch die Thür unter der Schwarzwälderuhr, neben Mariens Strohhut. Eiſener ſtieß an den Hut; der Hut fiel herab. Beide bückten ſich, ihn aufzuheben; wie Eiferſucht wogt' es einen Augenblick in Eiſenern auf; ſo lang' empfand er den ganzen Schmerz, den ihm der nächſte Augenblick wieder in die gleichgültige Ferne einer lange vernommenen und halb wieder vergeſſenen Erzählung oder eines Traumes entrückte, deſſen man ſich nicht deutlich mehr erinnern kann.

Da lag Marie in ihrem roſafarbenen Kleide, in dem er ſie jenen Morgen geſehn, mit über der Bruſt gefalteten bleichen Händen, das Geſicht durchſichtig und geiſterhaft ſchön; zu ihren Füßen quer über das Bette hingeworfen der Paſtor, ebenſo bewegungslos; ſeine Hände faßten krampfhaft in die Decke, und von Zeit zu Zeit zuckte eine Bewegung über ſeine Geſtalt hin, als wolle der Schmerz, der alle ihre Muskeln zum Widerſtande geſpannt, ſich im Schluchzen löſen.

Eiſener ſetzte ſich, die Kniee verſagten ihm den Dienſt, auf einen Stuhl am Bette; eine ſeltſame Kühle fühlt' er durch ſeinen ganzen Körper ſich verteilen. Janſens Worte hört' er, ohne ihren Sinn zu faſſen, wie aus der Ferne hallend.

„Sie war ein ſeltenes Weſen,“ ſagte Janſen, und es war kaum zu beſtimmen, ob er zu Eiſenern ſprach oder zu ſich ſelbſt. „Vor der Ruhe und Klarheit ihres Daſeins konnte keine leidenſchaftliche Täuſchung aufkommen. Weil immer die Sache in ihrer wahren Geſtalt vor ihrem ungetrübten Blicke lag, ſo konnte ſie niemand unrecht thun und das Unrecht, welches ſie litt, leicht verzeihen; dann war ſie nur über die Reue betrübt, die das andere, wie ſie ja wußte, empfinden mußte, wenn es endlich auch zur Beſinnung und Einſicht kam. Und niemand wurd' es leichter, einem Irrenden zur Einſicht in ſeinen Irrtum zu verhelfen als ihr, weil niemand ſo leicht als ſie die Eitelkeit ihres Ichs fallen laſſen und ſich in das innerſte

Weſen eines andern verſetzen konnte als ſie. Sie war nie unzufrieden; fehlte ihr etwas, ſo freute ſie ſich deſto mehr über das, was ſie hatte. So bat ſie auch als Kind nie um etwas, was die Eltern ihr hätten abſchlagen müſſen. Was ſie von ſich ſelbſt mit Strenge forderte, nahm ſie von andern als ein Geſchenk; ſo verzieh ſie allen, nur ſich nichts. Hatte ſie ein Bedürfnis, ſo war es Thätigkeit, Sorge um die Ordnung und Nahrung des Hauſes, um die Zufriedenheit und das Gedeihen ſeiner Bewohner. Wo ſie lieben konnte, war ſie glücklich und daheim; doch ſelbſt die Liebe zu ihrem Vater ſprach ſich nie leidenſchaftlich und ſtets mehr in unermüdeter Aufmerkſamkeit und Sorge auch für das kleinſte Bedürfnis, das nur ſie erraten konnte, als in lebhaften Bezeigungen aus. Überall ging ſie den nächſten Weg, gleich entfernt von weit Ausholen als von Übereilung und Zufahren. Wo man glaubte, es ſei erſt die Vorbereitung, war die Sache ſelbſt ſchon fertig. Sie vermäntelte nicht; was andere durch Verſtecken erſt recht ſichtbar, durch Schonung erſt beleidigend, durch Milderung auffallend machen, ſagte ſie gerade heraus, aber ſo, daß man geſtehen mußte, das Zartgefühl ſei am beſten dabei gefahren. Das einzige, was ihr zu fehlen ſchien, das Weiche, Anſchmiegende, Weibliche, hat ihrem Bilde der Tod gegeben, der ihr das, was ſie beſaß, raubte. Seit dem letzten hieſigen Jahrmarkte war ſie verändert, in jener einen Nacht ſchien die Blume der Weiblichkeit, die in dem zu ruhigen, zu klaren kalten Bilde geſchlummert hatte, zauberſchnell zu Knoſpe und zu duftender Entfaltung zugleich erwacht. Wer hätte geahnt, das dies Phänomen nur der Vorbote eines baldigen, eines zu frühen Todes ſein ſollte!“

„Seit jener Nacht?“ fragte Eiſener voll Angſt.

„Seit jener Nacht,“ entgegnete Janſen, ohne zu bemerken, was Eiſeners totenbleiches Geſicht von den Bewegungen ſeiner geängſteten Seele erzählte.

Janſen wurde hinausgerufen.

„Seit jener Nacht,“ wiederholte Eiſener, indem er ſich bemühte, den ganzen Sinn zu faſſen, der für ihn in dieſen Worten lag.

Jetzt erhob ſich der Paſtor und zeigte Eiſenern ein Geſicht, vor welchem dieſer erſchrak. Er wandt' es in die Höhe, ſtreckte die krampfhaft geballten Hände nach oben; ſeine Stimme und Sprache leiſe und accentlos, faſt gleichgültig klingend, kontraſtierte ſeltſam mit der Leidenſchaftlichkeit ſeiner Gebärden und dem Inhalt ſeiner Worte.

„Warum gabst du mir sie, wenn du mir sie wieder nehmen wolltest? Warum mußt' ich leben, wenn ich an dem Leben verzweifeln sollte? Ich habe mich nicht in das Leben hereingedrängt; wer gab dir das Recht, mich zu schaffen? Ich wollte nicht sein; du brauchtest ein Dasein, das du zu deiner Lust zerschmettern konntest, und so werden wir und — sollen dir's noch danken?"

Eisener graute vor dem Treiben des Pastors, dessen Verzweiflung er für sein Werk ansah. Er wagte nicht, die schöne Leiche durch einen Blick, wie er meinte, zu entweihen, eh' er die Stube und das Haus verließ und sein Herz voll Kummer und Gewissensangst hinaustrug in die schöne Nacht, so schön und heiter, als geb' es keinen Kummer auf der Welt.

Er taumelte gegen einen Baumstamm; der Schmerz brachte ihn wieder zu sich. Er hielt sich an einem Aste fest. „Sie war so sehr die Unschuld selbst," sagt' er zu sich, „daß die bloße Berührung eines Elenden, wie du bist, sie töten mußte. Und es fehlte eben nur noch, daß du, der Verbrecher an dem Heiligsten, an dem Gastrecht, an der Unschuld, an der Hilflosigkeit des Schlafes, dich hassen mußt als ihren Mörder, als den Buben, der ein glückliches Vaterherz dem Kummer, der entsetzlichsten Verzweiflung preisgab."

Die ganze Nacht brachte unser armer Freund im Freien zu, bald ruhig stehend, um sich so recht in die selbstmörderische Lust zu versenken, die ihm diese Vorwürfe gewährten, dann, von körperlicher Unruhe und Angst getrieben, mit Hast dahineilend, als woll' er sich selbst entfliehn. Er wünschte, toben zu können wie der Pastor, nur um des Bewußtseins ledig zu werden, das ihm unermüdlich mit kalter Deutlichkeit entgegenhielt, was als überdachte, berechnete Bosheit betrachtet, wie ihn jene Lust zu thun trieb, eine stärkere Seele als die seine zerbrechen mußte.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Wäre Eisener nicht schon am Morgen jener Nacht voll Herzensangst und Gebissensbisse auf der Reise nach Amerika gewesen, es

wären ihm Jahre des Kummers erspart gewesen. Ob er dabei gewonnen hätte?

Einmal muß der idealistischen Lüge in uns, wir seien alles das, wozu wir höchstens die unausgebildeten Anlagen besitzen, die glänzende Larve abgerissen werden, damit wir wahre und gute Menschen werden können. Wir müssen an uns selbst überzeugt werden, wie schwach der Mensch ist, damit wir einsehen, man müsse bei der Beurteilung des Einzelnen ihn nicht an das Maß der ganzen Menschheit, des Idealen, halten; wir müssen aber als Sieger aus jenem Verluste hervorgehen, daß wir an uns das Göttliche, was dennoch in dem Menschen lebt, erkennen und den Menschen mit seinen Schwächen lieben lernen.

Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit. Mit einer gewissen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes sich enthusiasmieren, er braucht es nur mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu, als die erhab'ne Verachtung, mit der er von der Höhe einer schmeichelnden Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht, weil er es selbst leistet — nein — weil er es sich nur zutraut.

Und was traut er sich nicht zu! Wer hat nicht in jenen Jahren, wenn sein Kopf erwarmt war, in Gedanken unterdrückte Länder befreit, den Tyrannen in das Gewissen geredet, auf die wahrscheinliche Gefahr hin, seinen Mut und sein Rechtsgefühl mit dem Leben zu bezahlen? Und wenn wir uns nicht leugnen konnten, daß unser Vollbringen so unendlich weit hinter unserm Wollen zurückblieb, so waren es die Umstände, das Schicksal, deren Ungunst wir anzuklagen hatten; im schlimmsten Falle setzten wir schon ein Verdienst in das Wollen, in das Wollenkönnen; unsre Eitelkeit brachten wir jederzeit ins Sichere.

Jeder Mensch hat wenigstens eine Stelle in seinem Charakter, an der seine Selbstbeobachtung vorsätzlich mit geschlossenen Augen vorübergeht. Wir fühlen, daß uns zu wenig bliebe, wollten wir alles das von uns nehmen, was, wenn wir es nur genau ins Auge fassen wollten, sich als unhaltbar ausweisen würde.

Ja, wir dichten uns als ideale Ergänzungen sogar Schwächen an. Eine solche ist der erhabene Zorn, von dem der zu Weiche und Sanfte so gern andern und sich selbst erzählt, daß er hineingeraten

könne und bei Gelegenheit wohl schon hineingeraten sei: und er spricht sich in das Gedicht bis zur eigenen, bleibenden Illusion hinein.

Die Skepsis, die, wenn sie kommt, nach dem Enthusiasmus, und als sein Gegensatz aus ihm geboren, kommt, ist die grobe Ausbildungskrankheit unsers innern Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserm eingebildeten Werte verzweifeln, um unsers wirklichen gewiß zu werden. Der Eigennutz der Eitelkeit ist der Schmutz, der durch diese Gärung aus dem Organismus des innern Lebens herausgeworfen werden muß. Was der Mensch vorher von andern verlangte, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könne, das wird er nun leisten, ohne es von andern zu verlangen. Wie sonst all sein Begehren danach hintrieb, geliebt, bewundert, beweint zu werden, ist es ihm nun eine stille Lust, zu lieben. Wie er vorher tyrannisch, was ihm begegnete, sich assimilieren wollte, so achtet er nun in jeder Richtung die Berechtigung, die aus der Natur des Individuums organisch hervorgeht.

Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größern, für etwas ruhmlos zu leben.

Wenige Menschen nur besitzen diese Innigkeit, der es keine Selbstverleugnung ist, sich selbst zu verleugnen, als Natur; Marie gehörte zu diesen.

Es war ein Scheintod gewesen, der den jungen Eisener mit Qualen belastet durch die Welt jagte, was Mariens heftigen Vater vergessen ließ, was er sich und seinem Stande schuldig und dem wohlmeinenden Jansen Gelegenheit gab, seine Teilnahme an der Familie des Pastors thätig zu zeigen. Marie erwachte von dem Starrkrampf, der sie zwölf Stunden lang ihrer ganzen Umgebung hatte tot erscheinen lassen.

So heftig vorher des Pastors Schmerz, so über alles Maß erschien jetzt seine Freude. Jansen behielt seine männliche Mäßigung. Auch schien man zur Freude gar noch nicht berechtigt, denn Marie erlangte ihre vorige blühende Gesundheit noch nicht wieder und kränkelte fort und fort, bis der herbeigerufene Arzt erklärte, hier werde im guten Falle nur die Hilfe der Hebamme nötig werden, nicht die des Arztes. Man kann denken, wie das heftige Gemüt ihres Vaters diesen Ausspruch aufnahm. Sein Zorn wendete sich zuerst gegen den Arzt, und da der Zustand Mariens bald keinen

Zweifel mehr gegen die Wahrheit jenes Ausspruches zuließ, gegen das gute Mädchen selbst, die geglaubt hätte, was sie fühle, was man ihr sage, wäre nur ein lebendiger, schwerer Traum, wenn nicht die mehr als kränkende Behandlung von seiten ihres Vaters sie nur zu unsanft von der Wirklichkeit ihrer Lage überzeugt hätte.

Daß sie Mutter werden sollte, erschien ihr so seltsam und wunderlich, daß sie sich selbst wie eine andere vorkam oder wie plötzlich in eine andre Welt versetzt mit fremden Menschen, Tieren und Bäumen. Der Klang ihrer eignen Stimme, der Ton der Glocken schien ihr ein anderer, fremder.

Nicht viel anders ging es allen denen, die Marien zu kennen geglaubt hatten, bei der unerwarteten Nachricht von ihrem Zustande. Breitung, ihr wärmster Freund, kam nach Marklinde, um sich selber von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, dem er keinen Glauben schenken wollte.

So sehr es ihn schmerzte, sich gestehn zu müssen, daß er sich in ihr geirrt habe, nahm er doch ihre Partei gegen ihren Vater, um diesen zu milderer Behandlung der Gefallenen zu stimmen. „Was geschehen ist," sagte er zu dem Pastor, „läßt sich nicht mehr ändern. Was noch geschehen kann, steht zum Teil in deiner Hand; unmännlich wär's, aus Ärger über den Schaden den Schaden zu vergrößern. Bedenke, daß dem Besten die schwache Stunde schlagen kann, daß diese schwache Stunde sich selbst nur zu bitter straft und die Gestrafte dein Kind ist, dein einziges, dein unglückliches Kind, dem das heilige Recht auf dein Mitleid, auf deinen Beistand zusteht."

Dem Pastor zuckte es um den blassen, eingekniffenen Mund, und es lag in den Worten, die er an Marien richtete, und darin, daß er sie an Marien richtete, die Antwort an den Freund und die Größe der Erbitterung, die nur ihren Gegenstand im Auge hat. „Ich will ruhig sein," sagte er; „ich will nicht einmal einen Vorwurf machen — es ist mein Tod, und ich will thun, als wär' es nichts — siehst du, ich lasse dich's nicht mit einer Miene entgelten, daß du, du mich alten Mann um sein ganzes Lebensglück gebracht hast, du, die gerade — siehst du, ich unterdrücke alles, was ich dir sagen könnte, weil dein Wohl mir mehr am Herzen liegt als mein eigenes, das du zertrümmert hast — Gott verzeihe dir's, wenn er kann. Siehst du, ich rede wie ein Kind mit dir, als hättest du — siehst du, ich will thun, was kein gekränkter, gemordeter Vater mehr

thut, ich will deine Ehre zu retten suchen; sage, von wem es ist; und wär's der geringste Knecht, und wär's mein Feind — ich will nichts dawider haben, wenn du ihn heiraten willst."

Marie sah ihn freundlich an; sie fühlt' es ja so bestimmt in ihrem Herzen, daß eine Zeit kommen werde, wo ihr Vater bereuen müsse, sie so lieblos behandelt zu haben; sie fühlte das so lebhaft, daß ihr war, als könne schon jetzt ihre Freundlichkeit, ihr Bezeigen, als hätte sie den Schmerz ja gar nicht empfunden, den er sich würde vorwerfen müssen, ihr zugefügt zu haben, seine Reue lindern. Aber dieses Lächeln reizte den Pastor nur noch mehr, der es mißverstand, und machte Breitung an seiner Schützlingin vollends irre. „Vater," sagte sie, „ich weiß ja, daß du mir nicht so böse sein könntest, wenn du mir nicht so gut wärest, als du bist. Sonst könnt' ich's auch nicht ertragen. Ach, glaube mir doch, daß ich dir nie etwas verheimliche; wie könnt' ich's gerade jetzt thun, wo ich so recht sehe, wie lieb du mich hast."

Der Pastor überwand sich mit einer Stärke, die Breitung ihm nicht zugetraut hatte. Sein Lachen nur zeigte die Bitterkeit, die es verheimlichen sollte, wie er sagte: „Du thust wohl daran, von Liebe zu sprechen; das ist so Sitte, wenn man keine wirklich empfindet. Warum sagst du aber nicht — glaub' ich das eine, glaub' ich wohl auch mehr —, die ganze Geschichte sei aus Liebe zu mir geschehn, um mir eine unverhoffte Freude zu machen." Er lachte bei diesen Worten krampfhaft auf; man konnte dies Lachen für ein Schluchzen halten. Breitung fühlte sich erleichtert, wie Jansen jetzt den Pastor um ein Gespräch unter vier Augen bitten ließ, da jenes Lachen das Vorwort schien zu einer Szene, die bei Mariens Angegriffenheit nur üble Folgen nach sich ziehen konnte.

„Beste Marie," sagte Breitung, als der Pastor das Zimmer verlassen hatte. „Sie wissen, daß ich Sie lieb habe und immer lieb gehabt habe, als wären Sie mein eigenes Kind; und täusch' ich mich nicht sehr, so besaß ich dafür seit Ihrer frühesten Kindheit Ihr unumschränktes Vertrauen. Wenn ich kam, eilten Sie mir entgegen; Ihre kleinen Sorgen wie Ihre Freuden wußt' ich, eh' ich noch in die Stube trat. Und war es irgend möglich, so half ich Ihren Sorgen ab. Ich bin noch der Alte. Vertrauen Sie mir, sagen Sie mir, was Ihr Herz beschwert, und es wird alles gut."

Marie sah ihn mit der ganzen Freundlichkeit ihrer gutmütigen

Augen an, und ihr blasses Gesichtchen schimmerte einen Augenblick in dem frischen Jugendrot, in dem es sonst geblüht. „Ach, werden nur Sie nicht irr an mir," sagte sie, indem sie die gefalteten Hände wie ein Kind zu ihm aufhob; „ich will ja alles tragen, was so unvermutet über mich gekommen ist, ich weiß nicht wie; werden nur Sie nicht an mir irr, nur Sie nicht!"

„Das will ich nicht, das werd' ich nicht," entgegnete Breitung; „Sie selbst müßten mich irre machen, wenn ich es werden sollte. Und so lassen Sie uns nicht unnötig die Zeit verlieren. Ihr Zustand erspart Ihnen einen Teil Ihres Geständnisses. Sie brauchen mir nur einen Namen zu nennen. Hat sein Besitzer Ihre Neigung noch — Ihr Vater legt Ihrer Verbindung nichts in den Weg, und die Sache ist gut. Sind Sie ein Opfer der Gewalt oder der List geworden, sprechen Sie nur; Ihr Vater wird Sie eine Schuld nicht länger entgelten lassen, die nicht die Ihre ist."

„Ach, ich fürchte," sagte Marie, „wenn ich Ihnen antworte, glauben Sie mir nicht, und doch kann ich nicht anders sagen."

Breitung verstand dies so, als möchte sie den Mann nicht nennen, weil sie sich seiner schämen müßte. Sollt' er sich so sehr in Marien getäuscht haben? Es stiegen ihm Vermutungen auf und wurden ihm zur Wahrscheinlichkeit, über die er noch vor einer Viertelstunde sich selbst gezürnt haben würde. Kaum und erst nachdem er in ihre offenen, treuen Augen gesehen hatte, konnte er den väterlich freundlichen Ton wiederfinden, in welchem er fortfuhr: „Sprechen Sie nur, Marie; ich will Ihnen glauben; denn mich dürfen Sie nicht täuschen, mich können Sie nicht täuschen."

„Ach, daß ich sprechen soll," sagte Marie, indem sie ihn ängstlich fragend ansah, „zeigt mir schon, daß Sie mir nicht glauben — und ich kann doch nichts sagen; ich weiß ja selbst nicht, wie das alles kam."

Breitung empfand bei diesen Worten einen Widerwillen gegen Marien, der nah' an Verachtung streifte. So war Marie von Kind an eine Heuchlerin gewesen. Er hatte, von der Gleisnerin getäuscht, ein Wunder in ihr gesehen und war diesem ein so übereifriger Apostel gewesen, daß sie nun ihm zutrauen konnte, auch das Unglaubliche werd' er, geh' es nur von ihr aus, glauben. Er konnte, wie viele gutmütige Menschen, alles verzeihen, nur nicht: für dumm gehalten zu werden. Und diese Heuchlerin traute ihm so wenig

Klugheit zu, daß ſie erwarten konnte, er werde die Verehrung ſo weit treiben, daß er ſie durch eine übernatürliche Einwirkung in den Zuſtand verſetzt glaube, der allein ſchon den ſchlichteſten Menſchenverſtand zu einer entgegengeſetzten Meinung von ihr bewegen mußte, als die ſie von ihm erwartete. Der Ausdruck ihres Geſichtes, ihres ganzen Weſens, wie ſie ſo geſpannt auf ſeine Antwort und doch bei aller Ängſtlichkeit ſo zutrauensvoll und ihrer ſelbſt gewiß nach ihm aufſah, mußte, da die Gründe gegen ſie überwogen, als Kunſt erſcheinen und den Verdacht, den er hätte widerlegen müſſen, nur vergrößern.

Schien ihr der einzige Freund, auf deſſen Teilnahme wenigſtens ſie hatte rechnen zu dürfen geglaubt, entfremdet, ſo zeigte ſich ihr ihr Vater, der eben wieder eintrat, wider Erwarten deſto freundlicher.

„Herr Janſen," ſagt' er, „hat um dich angehalten, und nun weiß ich endlich trotz aller Geheimthuerei, wie die Sache ſteht. Konnteſt du es nicht ſagen, thörichtes Ding, was zwiſchen euch vorgegangen war? Gut iſt es freilich immer nicht, doch weit beſſer als du mich fürchten machteſt, daß es wäre. Konntet ihr nicht," fuhr er wie in einer Anwandlung heiterer Laune fort, „entweder ſpäter küſſen oder früher reden? Zumal da ich eure Verbindung, wußt' ich um euer Verſtändnis, weder verhindert noch verzögert haben würde?"

Marie ſah ihren Vater ängſtlich geſpannt an, dann ſagte ſie, und es ſchien weniger eine Antwort als eine Frage: „Er hat mir die Hand geküßt am vorigen Markte." Sie verſuchte in des Vaters Antlitz die Antwort auf die Frage zu leſen, die ſie ſich bei dieſen Worten gedacht hatte; auf den Ausdruck von Unglauben, dem ſie darauf begegnete und den ſie als eine Verneinung deutete, fuhr ſie lebhafter fort, als ſie ſonſt zu reden gewohnt war: „Nie hab' ich das, wovon du ſprichſt, nie hab' ich das gethan!"

Der Paſtor begann zu zweifeln an dem, was er ſich ſo leicht überredet hatte, weil er wünſchte, es möchte ſo ſein. Die neue Ungewißheit machte den lebhaften Mann ungeduldig. „Soll ich glauben ein ehrenhafter Mann, als den ich den Kontrolleur kenne, der von keiner Familie der Umgegend als Werber einen Korb zu fürchten braucht, ſoll um eine Gefallene werben und ihr Kind als das ſeine anerkennen wollen können, wenn die Gefallene es nicht durch ihn iſt und das Kind das ſeine, und ſo Ehre und Gewiſſen ihn treibt, ihre Schande mitzutragen? Und glaubt er es irrig: du wirſt die

Gelegenheit nicht entfliehen lassen, wieder zu Ehren zu kommen, die sich dir vielleicht nie wieder bietet."

„Vater," sagte Marie mit zitternder Stimme, „das willst du nicht, das ist nicht dein Ernst. Ich weiß, daß alle, die mir freundlich waren, nun sich von mir abkehren, als hätt' ich etwas gethan, was Spott und Verachtung verdient — ach! ich weiß ja nicht einmal, was —; ist nun aber Schande mein Los, soll ich den einzigen, der nicht irr' wurde an mir, in dieses traurige Los verflechten? Nein, Vater; dann verdient' ich ja erst recht Verachtung, und verdient könnt' ich sie nicht tragen."

Der Pastor wurde totenblaß und fragte die Tochter: „Du weißt nicht, was du gethan hast? Höre, du weißt nicht, was du gethan hast?"

„Ach, es glaubt mir's niemand," sagte Marie leise vor sich hin.

In des Pastors Zügen wurde der Ausdruck der tiefsten Verachtung sichtbar. Er wandte sich zu Breitung; er schien ihm etwas auf Marien Bezügliches sagen zu wollen. Eine unwillkürliche Bewegung der Mundwinkel sprach nur zu beredt. Eine Bewegung der flachen Hand nach dem Sofa, von dem die arme Marie vergebens sich mühte, aufzustehen, um sich vor dem Vater flehend niederzuwerfen — und wieder statt der Rede jenes verächtliche Spiel der Mundwinkel; wie er sich so entsetzlich gleichgültig von ihr abwandte, als hätte sie nie einen Anspruch auf ihn oder er auf sie besessen, und mit Breitung aus der Thüre ging, war ihr, als müßte nun ihr innerstes Herz zerbrechen. Und doch war der Schmerz noch zu groß, und sie zu erschöpft, als daß sie ihn schon in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Tiefe hätte fassen können. Es war, als wenn alles Blut ihr nach den Augen strömte, um, als Thränen herausdringend, sie zu erleichtern; aber hier blieb es und preßte das Gehirn, daß seine Fiebern dröhnten; mit einer seltsam ängstlichen Hast drückte sie die Augen mit den Fingern; sie blieben trocken; ein Schmerzensschrei sollte die Seele entladen — kein Laut begleitete die mit krampfhaftem Zittern ausgestoßene Luft.

Der alte Knecht, der nach einiger Zeit eintrat, fand sie mit der Brust an dem Sofakissen liegend, den Kopf gewaltsam zurückgewandt. Er trat leise auf. Der alte Mann hatte Marien von ihrer frühsten Kindheit an geliebt. Er schlug bekümmert die Hände zusammen. Sie erkannte ihn und litt es geduldig, daß er ihren Kopf in eine weniger gezwungene Stellung brachte. Sie sah ihn so scharf an, als

wolle ſie ſich überzeugen, ob er auch der wäre, für den ſie ihn hielt. Seine Kalmückenzüge erſchienen ihr ſo ſchön als die Seele, die ſie verbargen und verleugnen zu wollen ſchienen. Die Freundlichkeit, die Neigung, die ſo unverkennbar aus dem altbekannt graubärtigen, ſonnenverbrannten Geſichte ſprach, that ihr unendlich wohl. Aber als könne ſie ihr immer noch nicht glauben, fragte ſie: „Iſt Er's denn auch, Juſt? Und Er will mich noch kennen? Und flieht nicht vor mir?“

„Was denken Sie denn von dem Juſt, herziges Mamſellchen?“ ſagte der Alte. „Und warum ſollt' ich's denn? Sind wir Menſchenkinder nicht allzumal ſchwach? Und ſoll der einzige Augenblick, wo Sie thaten, was Sie nicht thun ſollten, die vielen Jahre zu nichte machen, wo Sie brav und gut waren und fromm? Nur dürfen Sie ſich dort drin nicht rein brennen wollen; was ich nicht leugnen kann, das darf ich auch nicht leugnen wollen. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen was Beſſers bringen, als ich leider Gottes Ihnen bringen muß. Der Herr Paſtor hat befohlen, Sie ſollen ihm nicht wieder vor ſeine Augen kommen.“

Marie wollte aufſpringen; der Alte hielt ſie ſanft zurück und ſagte: „Ruhen Sie lieber jetzt aus. Sprechen können Sie ihn nicht mehr. Er iſt verreiſet und will ſein altes ſchönes Pfarrhaus nicht eher wieder betreten, bis Sie fort ſind.“

„Ich will ja,“ ſagte Marie ſchnell und tonlos, indem ſie mit einer Haſt aufſprang, vor der der alte Knecht erſchrak, „ich gehe gleich — gleich — wenn nur die Kniee hielten — ich gehe ſchon.“ Wie der alte Knecht ſie ſich ſo unheimlich gebärden ſah und das totenbleiche Angeſicht und das Zucken, das den ganzen zarten Körper von Augenblick zu Augenblick erſchütterte, brach ihm das Herz, und er weinte laut, weil er glaubte, ſie ſei irr. Das bekümmerte Bezeigen des alten Mannes, die Treue und Liebe, die darin ſichtbar wurde, berührte die arme Marie auf die wohlthätigſte Weiſe und löſte den Krampf, der ihr ganzes Weſen gefeſſelt hatte. Es war ihr, als fiele das ganze rohe Gewicht des Körpers von der freien Seele, wie alle Muskelſpannung nachließ und ſie niederſank, den ſtrömenden Thränen nach. Der Alte fing ſie auf. Er ſetzte ſich auf das Sofa. Sie lag quer über ſeinen Schoß hin; auf ſeiner linken Hand lag ihr Kopf, mit der andern hielt er ihren Leib feſt, daß er nicht hinabglitt. Ihr war, als weine ſie ihr ganzes, ſchweres Daſein aus. Der alte Knecht hielt ſie mit zitternder Hand und ſchwerem Herzen.

Allmählich wurde das Schluchzen ſchwächer, gewannen ihre Muskeln wieder einen Halt. Nicht lange, und ſie ſtand ſo ſtraff vor dem alten Juſt, daß dieſer glaubte, in der Ausrichtung ſeines Auftrags fortfahren zu dürfen. „Faſſen Sie nur Kourage, beſtes Mamſellchen," begann er. „Jetzt müſſen Sie freilich folgen, ſonſt erzürnen Sie den Herrn Paſtor nur noch mehr. Aber wenn er eine Zeit ohne Sie wirtſchaftet, da werden Sie ihm fehlen; und von Tag zu Tage wird er's mehr ſpüren, was er an Ihnen gehabt hat. Und wir alle werden beten, daß der liebe Gott Ihrem Herrn Vater das Herz bewegen ſoll: denn Sie waren immer ſo gut gegen uns, und die armen Leute im Dorfe haben Sie lieb gehabt wie eine Mutter, weil Sie halfen, wenn Sie konnten, und nie eine Seele beleidigt haben, weder mit Worten noch mit Werken. Hier ſchickt Ihnen der Herr Paſtor Ihr Mütterliches; das iſt der Konſens von dem kleinen Kapital, was bei der Gemeinde in Sonnenborn ſteht. Weiter hätten Sie nichts von ihm zu erwarten. Das ſieht freilich aus, als ſollten Sie nie wieder hier wirtſchaften; aber ich weiß es, Sie kommen doch über lang oder kurz wieder zu uns. Ich will dafür ſorgen, daß die ganze Wirtſchaft fortgeführt wird in Ihrer Manier, damit Sie, wenn Sie wiederkommen, nicht die Mühe haben, alles wieder von neuem einzurichten. Ihrer Lieblingskuh ſoll's an nichts fehlen. Seien Sie nur vergnügt und unbeſorgt unterdeſſen; ich ſehe ſchon die Freude und das Pläſier von uns allen vor meinen Augen, wenn Sie wiederkommen. Jetzt machen Sie Ihre Sachen zuſammen, Mamſell Mariechen: Sie gehen einſtweilen zu meiner Schweſter in Sonnenborn: dort finden Sie ein kleines Quartierchen und nicht die ſchlechteſte Pflege. Während Sie ſich fertig machen, ſchreib' ich einen Brief, den Sie mitnehmen an meine Schweſter."

Marie gehorchte dem Rat des freundlichen Alten. Sie nahm in ihrer Gewiſſenhaftigkeit außer dem hellblauen Kleide, das ſie eben trug, noch das roſenfarbene, ihr Lieblingskleid, aus der nußbraunen Kommode in ihrer bisherigen Schlafkammer — da fiel ihr ein, ſie müßte ja bald für noch ein Weſen ſorgen, und ſie fügte noch ein grünes Kleidchen, welches ihr bereits zu enge geworden war, dazu; dieſe drei Kleider hatte ſie ſich ſelbſt geſchafft, ſowie einige Wäſche, welche ſie mit den Kleidern in ein Bündel packte. Dabei dachte ſie mit ſtillem Kummer daran, wie ihr Vater nun ohne ihre Pflege leben müßte: ſie fühlte zwar, daß alles wieder gut werden müßte.

„Der Frühling kommt freilich wieder," sagte sie zu sich, „aber wer unterdes stirbt oder krank wird, der genießt ihn doch nicht." Dazwischen kamen ihr Gedanken an die Zeit, wo sie in einer neuen Heimat Mutter sein sollte, und ihr ward, als würde ihr Leben zum Märchen.

Unterdes war der Alte mit seinem Briefe fertig geworden, der keineswegs als Muster im Briefstil gelten konnte. Er war seltsam und hochtrabend ausgefallen, wie die Schreibereien gemeiner Leute auszufallen pflegen, die da glauben, sie dürfen schreiben, wie sie wollen, nur nicht so schlecht und recht, wie sie sprechen. Der Alte sagte ihr: seine Schwester sei eine alte Jungfer, und alte Jungfern seien sauergewordene Menschen. „Die Frauensleute," sagt' er, „sind wie der Wein, erst hart und herb, dann weich und süß; wenn man den Wein in dieser Zeit nicht genießt, so bekommt er eine Schärfe und geht in Säure über."

Marie mußte den Brief selbst siegeln; sie packte ihn mit in ihr Bündel. Dann gab sie dem alten Just die Schlüssel, die sie bisher geführt hatte. Sie zählte ihm die Wäsche vor, bei der in jedem Fach ein sauber geschriebenes Verzeichnis lag von dem, was sich darin befände. Sie war dutzendweise mit Rosaband zusammengebunden. So geschah es, so sehr Just sich sträubte und versicherte, er glaubte ihr alles auf das Wort, mit dem Silber und dem Zinn. „Mach' Er nur, guter Just," sagte sie, „den Herrn Pastor" — den Vater wagte sie nicht zu sagen — „aufmerksam, daß er nicht nach seiner Gewohnheit die Schlüssel stecken läßt; das ist weder für die Herrschaft noch für die Dienstboten gut."

Der Alte begleitete sie durch eine Hinterthüre, da sie möglichst vermeiden wollte, einem Bekannten zu begegnen. Sie hatte ein kleines Schnittchen Brot eingesteckt, von einem niederhängenden Zweige nahm sie zwei grünliche, aber mürbe Äpfel; mehr brauchte sie nicht für einen Tag.

Jetzt trat sie über die Schwelle des Pfarrgartens auf den vorüberführenden Weg, neben dem ein Bächlein herlief, über das zwischen Erlen kleine kunstlose Brücken führten nach kleinen Häuschen, die zum Teil fast in Wein versteckt in malerischer Unordnung verstreut lagen. Der Weg führte mählig aufwärts, indem er das Bächlein verließ. Jetzt wurde er zwischen den aus Feldsteinen kunstlos aufgeschichteten, zum Teile schon wieder halbverfallenen Weinbergs-

mauern zum Hohlwege, in welchem den Augen kein ander Grün begegnete als hin und wieder eine ungewöhnlich üppige Distel. Nun war die Höhe gewonnen, auf der die seltsame, fast wie ein Wartturm gestaltete graue Kirche steht. Marie brauchte sich nicht umzusehen nach den Stellen, wo das Glück wohnte, von dem sie nun scheiden mußte; die veränderte Richtung des Weges zeigte ihr bald das breite Haupt der großen Linde, das schön rote Ziegeldach mit dem Storchneste auf dem Schornstein. Zwei Bekanntinnen Mariens, des Apothekers Töchter, die ihr entgegenkamen, drehten ihr den Rücken zu und konnten kein Ende finden mit Kichern und Lachen. Die schlanke Marie aber schritt ihres Weges weiter, kummervoll, aber freundlich und mild wie ein gutes Kind; mit der Linken hielt sie den Feuerglanz des Abendrotes und seinen Wiederschein, der auf dem breiten Flusse in der Tiefe vor ihr zitterte, von den schmerzenden Augen; in der Rechten trug sie das Bündel mit ihrem ganzen kleinen Vermögen. Die Töne der Dorfglocke, die zum Abendgebete läutete, vernahm sie noch, wie sie in das Erlengehölz des Schierlitzgrundes eintrat, unter dessen Laubdach die Nacht ihr Sammetzelt bereits aufgeschlagen hatte.

Zweites Kapitel.

Es flüsterte ganz eigen durch die dunkelgrünen Erlen; hie und da schleifte die Abendluft einen Vorboten des Herbstes, ein gelbes Blatt, an dem Sandboden hin, dessen Helle hie und da durch das Gebüsch blinkend stärker mit seinem Grün kontrastiert hätte, wenn nicht der kalte, bleiche Schimmer, den der Mond herabgoß, den Farben die Energie genommen hätte, die in dieser Zusammenstellung beim Tageslichte das Auge des Beschauers auf ganz eigentümliche Weise ansprechen. Die kleinen graugrünen Inseln, die, von bestaubtem Schachtelhalm und ähnlichen Gräsern gebildet, den hellen, lockern Sand in den mannigfachsten Gestaltungen durchschneiden, der Reichtum von kleinen, zierlichen Formen und die Mannigfaltigkeit heller, lebendiger Farben, die mit einer gewissen Keckheit und Naivetät nebeneinander stehen, haben etwas Anregendes für den Beschauer, während die Beschränktheit der einzelnen Ansichten, da der ganze Thalzug, wie die kleine Schierlitz selbst, jeden Augenblick auszuruhen

ſcheint von ihrem Weg durch den lockern, tiefen Sand, ein Gefühl in ihm hervorbringt, das dem der Müdigkeit, des Nachlaſſens am nächſten kommt. Bei warmer Beleuchtung haben dieſe Stillleben der Natur etwas wunderbar Gemütliches; in der Herbſtmondnacht, in welcher die junge Marie, aus dem väterlichen Hauſe geſtoßen, ſie durchwanderte, waren ſie nicht geeignet, das kummervolle Herz des Mädchens durch ihren Einfluß zu erheitern. Der lockere, tiefe Sand, in dem ſie trotz ihres leichten Ganges bei jedem Schritte bis über die Knöchel einſank, raubte ihr bald den Reſt von Kraft, den Kränklichkeit und Gemütsbewegung ihr gelaſſen hatten.

An einer Stelle, wo die Schierlitz, ſtärker hier als irgend ſonſt, die ganze Breite des Grundes einnimmt, einer kleinen Inſel gegenüber, auf der eine Erle und zwei weißſtämmige Birken ſtehen, ſank ſie todmüde nieder. Die Einſamkeit der Gegend vermehrte ihr die Stärke des Gefühls der gänzlichen Verlaſſenheit. All die lieben Kindererinnerungen, in deren Schutz ſie flüchten wollte, wandten ſich zürnend von ihr ab. Mit Thränen flehte ſie zu Gott um ein Herz, das ſie lieben, um das ſie thätig ſorgen dürfte. Denn es war ihr, als läge ein Fluch auf ihr, der ihr alle Herzen entfremde; mit Herzensangſt dachte ſie daran, daß das Weſen, dem ſie das Daſein geben ſollte, ſich ebenſo von ihr abwenden könnte, wie alles gethan hatte, was ſie geliebt. Und indem ſie in dieſen Gedanken ſich verſenkte, ſchlich ein anderer wie mit ſchüchterner Schnelle ihr durch das Bewußtſein: Alles wäre gut, wenn du hier ſtürbeſt. Eine Art Schwindel kam über ſie; es war, als müſſe ſie in den Fluß; unwillkürlich griff ſie nach den Schuhen, ſie abzuziehen, da überfiel ſie ein Schauder, und ſie raffte ſich auf, vor der gefährlichen Stelle vorüberzueilen.

Da hörte ſie weiter unten in den Erlen ein Geräuſch. Die Stimme eines Kindes ließ ſich in klagenden Tönen vernehmen. „Ach Vater,“ klangen die angſtzitternden Töne, „ich will nach Hauſe zur Mutter. Sterben thut weh im kalten Waſſer. Ach Vater, laß mich doch! Ich habe dir ja nichts gethan!“

Eine dumpfe Männerſtimme antwortete: „Willſt du mich erſt wahnſinnig machen? Ich erdroſſle dich, ſprichſt du noch ein Wort, ohne Gebet!“

Nun ſchwiegen beide; nur das Angſtgeſtöhn des Kindes war zu vernehmen; darauf begann die Männerſtimme, wie es ſchien, zu

beten. Marie zitterte vor Schrecken und Angſt. Dennoch eilte ſie, ohne recht zu wiſſen, was ſie wollte, dem Orte zu, woher die Töne kamen. Da rauſcht' es ſtärker in den Erlen; ein ſchöner Knabe von etwa fünf bis ſechs Jahren ſtürzte ganz nackt aus dem Gebüſche, ein ungebundenes rotes Tuch um den Hals, deſſen Enden in der Luft flatterten, wie er, von der entſetzlichſten Angſt gejagt, auf Marien zueilte, die er ſich entgegenkommen ſah. Er umklammerte ſie, die ſich zu ihm herabgebogen hatte, krampfhaft mit ſeinen nackten kalten Armen, indem er vor Froſt und Angſt zitternd hundertmal nacheinander mit der Haſt der Todesangſt den Ruf: „Mutter!" hervorſtieß.

Die gute Marie wandte ſich abſeit, um aus ihrem Bündel, das ſie neben ſich auf die Erde gelegt hatte, etwas herauszunehmen, worein ſie den Frierenden hüllen wollte; aber das Kind klammerte ſich von neuem an ſie, indem es rief: „Ach, du willſt es leiden, daß er mich totmacht?" Sie ſtreichelte beruhigend das arme Weſen mit der einen Hand, während ſie knieend mit der andern das Bündel öffnete. „Ach, läſſeſt du mich denn gewiß nicht totmachen?" fragte das Kind unaufhörlich und umſchlang ſie von neuem heftig mit ſeinen Armen, als es zurückblickend nach der Stelle, von wo es entflohen war, eine männliche Geſtalt leiſe hervortreten ſah. Marie fühlte eine wunderſame Kraft in ſich; ſie fühlte, das Kind, das ihr Gott zugeführt, könnte ihr niemand entreißen.

„Sei doch ruhig, mein armes Kind," ſagte ſie ſchmeichelnd; „ich laſſe dir nichts thun; nur mußt du folgen und dich anziehen laſſen." — „Dort — dort," ſagte das Kind weniger ängſtlich, indem es mit dem Finger hinter ſich zeigte. Marie richtete ſich hoch auf, indem ſie mit beiden Händen wie ſchützend das Kind bedeckte. Ihr Blick traf auf eine unterſetzte Mannesgeſtalt mit bärtigem Geſichte, einen Lederſchurz um den Leib, wie Bauhandwerker ihn tragen. Der Mann ſchien zu erſchrecken. Er hatte ſchon vorher ſonderbare Bewegungen mit den Armen gemacht; jetzt ſah es Marie deutlicher, daß er die Hände rang. Nun verſchwand er zurückgehend im Gebüſche.

Nun Marie wieder für jemand zu ſorgen hatte, war ſie auch wieder das ruhige, klare Weſen. Sie hüllte ihren Findling auf das beſte ein, worin ſie der Kleine durch ſeine Liebkoſungen nicht wenig hinderte. Er konnte nicht aufhören, ſie zu küſſen und zu ſtreicheln.

Endlich war er phantaſtiſch genug herausgeputzt; ſeine Be-

kleidung beſtand aus den verſchiedenartigſten Stücken und war in ihrer Zweckmäßigkeit und Niedlichkeit ein Beweis für die ſeltene Gabe Mariens, aus allem alles machen zu können, der zu dem ſchnellen Auge für das Bedürfnis die gleich ſchnelle Hand zu ſeiner Abhülfe nicht fehlte.

Sie trug den Kleinen auf ihrem Rücken; wenn ſie zu müde wurde, führte ſie ihn, bis ſie wieder Kraft gewonnen hatte, ihn zu tragen. „Wie heißeſt du?“ fragte ſie ihn. „Johannes,“ ſagte das Kind, „heiß' ich; aber wie heißt denn du?“ — „Ich heiße Marie,“ ſagte das Mädchen. „Und wo kommſt du denn her?“ fragte der Knabe weiter; „nicht vom Himmel?“ — „Wie ſollt' ich denn?“ entgegnete das Mädchen; „ich komme von Marklinde.“ — „Wohnſt du denn da? Haſt du vielleicht einen Vater da?“ Marie konnte nicht antworten. „Du weinſt,“ fuhr der Knabe fort; „ſo biſt du auch gewiß kein Engel?“ — „Ach was du plauderſt,“ ſagte Marie, indem ſie durch ihre Thränen lächeln mußte. „Du biſt ein Engel, den mir der liebe Gott in meinem Elend geſendet hat.“ Nun mußte der Kleine lachen. „Wenn ich ein Engel wäre,“ ſagt' er, „ließ' ich mich doch nicht von dir tragen; da trüg' ich dich und flöge, bis ich in den Himmel käme.“ — „Du wirſt mir ſchon fortfliegen,“ ſagte Marie wehmütig. „Fortfliegen?“ ſagte der Kleine; „ach du denkſt doch wirklich gar, ich kann fliegen?“ — „Nein,“ entgegnete Marie, „aber ſie werden dich mir nicht laſſen. Du wirſt fort müſſen von mir, zurück zu deinen Eltern.“ — „Nein, da ſei doch ja ruhig,“ ſagte der Kleine altklug, „da kommt's doch auf mich an. Und wenn du nur halbwege ein Spielzeug haſt, ſo bleib' ich bei dir. Und wenn du auch keins haſt, ich bleibe doch bei dir. Man muß ja nicht ſpielen, und dich hab' ich lieb wie den lieben Gott.“ — „Ei, ei, Johannes,“ ſagte Marie eifrig, „das thue doch ja nicht. Ein guter Menſch muß den lieben Gott am meiſten lieben, denn die Menſchen, die er lieben darf, hat ja Gott ihm gegeben, und daß er ſie lieben kann und von ihnen geliebt werden, das kommt ja auch von ihm.“ — „So will ich,“ ſagte der Knabe, „dir zu Gefallen, den lieben Gott am meiſten lieb haben; aber viel lieber als dich hab' ich ihn nicht, das will ich dir nur gleich ſagen.“

So unterhielt ſich Marie mit ihrem Schützlinge. Da leuchteten zu ihrer Rechten zwei kleine Fenſter im Mondenſchein; in dem Häuschen an der Straße mußte Juſts Schweſter wohnen. Marie

fragte ein Vorübergehendes: „Wohnt hier Juſts Roſine?“ — „Nun freilich,“ ſagte das Angeredete. Marie ging mit ihrem Schützling durch die Bohnenlaube, die einige Stufen erhöht von der Straße zu der Hausthüre führte, an die Marie pochte.

„Was giebt's noch ſo ſpät?“ rief innen eine tiefe Weiberſtimme. „Es iſt jemand da vom Juſt in Marklinde,“ entgegnete Marie etwas beklommen. Die Thüre that ſich auf, und eine große, ſtarke Frauensperſon trat ihren Gäſten entgegen. Sie hielt, wie ſie des ſchönen Mädchens, den phantaſtiſch geputzten Knaben auf dem Rücken, anſichtig wurde, die Hand vor die Öllampe, mit der ſie beide beleuchtete, um ſich zu überzeugen, daß ſie auch recht ſehe. Marien wurd' es leichter um das Herz, denn das Geſicht der Alten, das übrigens viel hübſcher war als das ihres Bruders, hatte doch viel Ähnliches von dieſem. Sie hatte unter gutmütigen Augen eine ſtarke, gebogene Naſe, die in der Beleuchtung der ſeitwärts gehaltenen Lampe noch weiter hervortrat aus dem wohlgenährten Geſichte. Um den ſtarklippigen Mund war ſie ganz der alte gutmütige Juſt. Der mokante Altjungfernzug um den Mund wurde erſt, nachdem die Spuren des Erſtaunens und der erſten Neugier von der Tafel ihres Antlitzes getilgt waren, darin wieder ſichtbar.

Sie hieß Marien ſitzen; der Kleine holte ſich einen Schemel und ſetzte ſich vor Marien. Den Kopf legt' er in ihren Schoß. Nicht lange und die Müdigkeit machte ihren Einfluß auf ihn geltend. Mariens milde Stimme, der er horchte wie einem Wiegenlied, klang bald in ſeine Träume hinüber; von Zeit zu Zeit drückt' er ſich, von ihr träumend, feſter an ſie an. Jungfrau Roſine hatte ſich Marien ganz nahe gegenüber auf einer Lade niedergelaſſen, auf welcher das Paradies mit ſeinen Tieren und dem Sündenfall in grellen Farben und ebenſo grotesken Formen abgebildet zu ſehen war.

Marie brachte den Brief hervor, den ſie ihr übergab. Jungfer Roſine faßte ihn zu äußerſt an einer Spitze und betrachtete ihn von allen Seiten, wie man etwas betrachtet, von dem man nicht weiß, was man damit anfangen ſoll. Nun holte ſie aus ihrem hochroten Buſentuch eine hölzerne Brille hervor und klemmte ſie auf ihre Naſenſpitze, wiederholte die Beſchauung des Briefes mit nicht beſſerm Erfolg. Dann ſagte ſie: „Meine Augen werden mit jedem Tage ſchlechter, ſo daß ich Geſchriebenes bei Nacht gar nicht mehr leſen kann.“ Dabei hielt ſie die Adreſſe verkehrt in der Hand. „Die

Jungfer hat noch junge Augen, die könnte mir wohl den Brief vorlesen.“ Marie that ihr auf wiederholtes Bitten, und weil sie kein anderes Mittel sah, Rosinen mit dem Inhalt des Briefes bekannt zu machen, den Willen.

Sie entfaltete den Brief und las mit vieler Anstrengung den nicht zu deutlich geschriebenen, wobei sie zuweilen innehalten mußte und manches Wort wiederholte.

„Liebe Schwester,“ so schrieb Just, „wenn's Gott gefällt, und du noch wohl bist, so bin ich nun fünfundsechzig gewesen, und du wirst auch deine sechs Kreuze auf dem Rücken haben —“

„Zweiundvierzig,“ verbesserte Rosine; „seh' ich wohl aus wie sechzig?“ Sie zog mit einem Spane den Docht weiter aus der Lampe, die sie, Marien zum Lesen leuchtend, in der erhobenen Hand hielt, und bog den Kopf vor Neugier, das Weitere zu hören, so weit vor, daß Mariens Stellung eine sehr unbequeme wurde. Weiter zurücksetzen wollte sie sich nicht, weil sie das Kind, das unmittelbar zwischen beiden schlief, hätte wecken müssen. So fuhr sie denn fort: „Unser alter Schulmeister pflegte immer zu sagen: ‚Just, der Tod ist uns allen gewiß‘; drum hoff' ich zu Gott, du wirst unsere Mamsell, die dir dies zu wissen bringen wird, gut empfangen und nach besten Kräften aufbewahren; besonders aber sorge für ein gutes Bette, denn sie hat an der Armut in unserm Dorfe viel Gutes gethan, und ist“ — „das will ich übergehen,“ sagte Marie, sich selbst unterbrechend, indem ihr Thränen in den Augen standen. „Wer ein gut Gewissen hat,“ sagte Rosine, „der darf hören und lesen, was die Leute von ihm sprechen und schreiben. Nun wird's schon kommen, das von der Aufführung mein' ich. Die Zeiten werden immer gottloser; ich bin mit Gottes Schutz sechzig — oder vielmehr zweiundvierzig alt geworden — ich meine, nach dem, was ich erlebt habe unter den sündhaften Menschen, könnt' ich sagen, ich sei sechzig, ja ich sei hundert Jahr' alt geworden. So bin ich alt geworden in Tugend und Rechtschaffenheit, und Christi Blut mein Ehrenkleid, so daß mir kein Mensch was nachsagen kann, und jetzt sind die Mamsellchen schon mit dem sechzehnten in der Leute Mäulern.“ — „Das ist's nicht,“ sagte Marie bekümmert, aber ohne Empfindlichkeit; „es ist nur, daß der Just mich lobt, wie ich's nicht verdiene.“ — „So ist's in der Welt,“ sagte Jungfrau Rosine, „wer's verdient, der wird nicht gelobt. Nur zu, Mamsellchen, lesen Sie nur Wort für Wort.“

„Und ist," fuhr Marie ganz leise und schnell fort, „ein wahrer Gottesengel, und der Segen Gottes ist mit allem, was sie thut." Jungfrau Rosine mühte sich nicht, ihr Lachen zu verbergen. Sie leuchtete mit der Lampe über Mariens Gestalt hin. Marie sagte ernst: „Es ist nur, ob ich für Geld und gute Worte hier bleiben kann; ich kann auch weiter gehn." Dabei sah sie mit Mitleid auf den sanft schlafenden Johannes, den sie hätte wecken müssen und von neuem den Einflüssen der feuchten Herbstnacht aussetzen; man sah durch die kleinen Fenster den silbergrauen Nebel draußen in sich weben und wanken.

„Nun sei'n Sie nicht böse, Mamsellchen," entgegnete Jungfrau Rosine gutmütig. „Fleisch und Blut ist schwach, und sechzehn Jahre sind kein Gegengift gegen Fleisch und Blut. Dazu hab' ich gar oft von Ihnen erzählen hören, und ich kannte Sie gleich, wie ich Sie nur genau ansah, nach dem, was sie von Ihnen erzählt haben. Was ist denn aber das für ein Würmchen? das gar nicht wie ein Christenkind aussieht?" Marie erzählte ihr Abenteuer. „Ach das ist der Zimmerdavid gewesen," sagte Rosine; „er ist zuweilen nicht richtig und hat schon einmal seine Frau und seinen Jungen umbringen wollen, weil er sich dann gewöhnlich einbildet, wenn sie länger auf dieser verderbten Welt lebten, so kämen sie um ihre Seligkeit. Sonst ist er ein treuer und fleißiger Mann. Gott behüte uns alle davor —" dabei deutete sie an ihre Stirne. „Aber Sie werden müde sein?" — „Todmüde," sagte Marie. „Nun, so kommen Sie," fuhr Rosine fort. Sie führte Marien, die ihren kleinen Schützling sorgfältig aufhob und mittrug, in ein Kämmerchen unter dem Dache. „Es ist freilich klein," sagte die Wirtin, „aber eine Wiege wird gerade noch hereingehn." Marie fühlte nun erst ihre Mattigkeit; sie sank, nachdem sie den Kleinen ausgekleidet und in das Bette gelegt hatte, angekleidet neben ihn hin. Sie war zu müde, um gleich schlafen zu können. Sie dachte an ihren Vater, der ohne die kleinen Dienste, die er von ihr so sehr gewohnt war, zu Bette gehen mußte, und der vor Kummer und Zorn ebensowenig mochte schlafen können wie sie. Dann dachte sie an Breitung, an die Apothekerstöchter; dazwischen fiel ihr, sie wußte selbst nicht, wie es kam, der junge Eisener ein, und eine Art Neugier, ob wohl auch Eisener so unfreundlich sich von ihr gewendet haben würde wie Breitung. Sie malte sich aus, bald wie er sie mit Verachtung,

bald wie er ſie mit Freundlichkeit anſah, wie an jenem Morgen, deſſen ſie ſich ſo gern erinnerte. Dazwiſchen mengte ſich ihr Abenteuer mit dem kleinen Johannes. Alles pulſierte an ihr. Im wachſenden Fieber wechſelten immer ſchneller, immer lebendiger die Bilder, und erſt gegen Morgen verſchleierte ihr die freundliche Hand des Schlummers das zornige Antlitz, welches das Leben nur erſt ſeit kurzem ihr zeigte.

Drittes Kapitel.

Die Alte zeigte ſich beſſer, als ſie ihren Reden bei Mariens Empfang nach geſchienen hatte. Und gab ſie einmal einer böſen Laune Raum, ſo ſchien es Marie nicht zu hören, die die Menſchen, mit denen ſie verkehrte, ſtets im ganzen auffaßte und zu gutmütig war, um empfindlich zu ſein über etwas, wovon ſie wußte, daß es der andere bereuen werde, es gethan oder geſagt zu haben. Dann ſucht' es auch die Alte auf alle Weiſe wieder gut zu machen, worüber Marie ſich unendlich freute. Ein freundlich Wort, ein freundlicher Blick konnte ſie zu Thränen rühren. In den ſchmerzlichen Augenblicken der Verſtoßung aus dem Herzen und dem Hauſe ihres Vaters hatte ſie alle Anſprüche auf das Leben aufgegeben, drum war ihre Freude über die Freundlichkeit anderer mit einer Art der Verwunderung verbunden, daß man ihr eine Freude konnte machen wollen, und mit Dankbarkeit, weil dieſe Freude ihr ein Geſchenk ſchien, welches erwarten ſie weder konnte noch durfte. Das immer ſich Gleiche in Mariens Weſen, dem man leicht anſah, daß es kein Kind der Berechnung, ſondern eine Notwendigkeit ihrer Natur war, gewann ihr mit jedem Tage mehr von dem Herzen der Jungfrau Roſine, wie es ihr jedes Herz gewinnen mußte, die hinwiederum die Neigung Mariens dadurch ſich zu erwerben wußte, daß ſie faſt täglich für ſie Nachricht hatte, wie es in Marklinde ſtand. Nicht mit derſelben Freundlichkeit behandelte Roſine den kleinen Johannes. Dieſer wäre dennoch ganz glücklich geweſen, denn Mariens liebevolle Pflege hätte ihn Schlimmeres vergeſſen machen; aber die Angſt, ſein Vater, den er nicht ohne Urſache ſo ſehr fürchtete, könne ihn wieder fortholen von Marien, ſtand wie eine ferndrohende Wetterwolke an dem Himmel ſeines Glückes. Die kurzen Tage füllte

Marien seine Pflege und der Unterricht, den sie ihm erteilte, der voller Andacht vor ihr auf dem Bänkchen saß und ihr mit seinen großen schwarzen Augen unverwandt in das Gesicht sah, das sie oft wie verwundert von ihrer Arbeit erhob, wenn ihr der Gedanke so recht lebhaft kam, diese Mützchen und Kleidchen sollte das Kind tragen, das sie bald haben sollte — ihr Kind. Die Verwunderung ging dann in eine Vorahnung unbeschreiblicher Wonne über. Die Tage nahmen ab und nahmen wieder zu, und eines Tages war jene Vorahnung zur Wirklichkeit geworden. Sie hatte einen Knaben geboren.

Jungfrau Rosine hatte eine Freude über den kleinen Ankömmling, als wär' er ihr Enkel, und wie man sie nicht von ihr hätte erwarten sollen. Bei solch einfachen Menschen siegt gewöhnlich das gute Naturell über die Macht herzloser Vorurteile. Der Knabe wuchs zusehends, und Marie blühte schöner als je vorher. In ihrer mütterlichen Sorge für ihr Kind und ihren Schützling befand sie sich in ihrem Elemente. Dazu nahm sie sich der Wirtschaft Rosinens an mit Rat und That, und die gute Jungfrau sah mit Verwunderung, wie recht ihr Bruder gehabt hatte, wenn er ihr von Marien schrieb: „Der Segen Gottes ist mit allem, was sie thut."

Je mehr Marie den kleinen Säugling mit Wonne beschaute über seine gesunde und schöne Bildung — nur an dem rechten Ärmchen hatt' er ein kleines Mal, von dem sie sich aber bald überredete, daß die Schönheit des kleinen Wesens dadurch nur gewinne — je mehr wuchs das anfänglich nur wie instinktartig gefühlte Bedürfnis, jemand zu haben, der sich mit ihr des Kindes freue, nicht aus bloßem Mitgefühl mit ihr, wie die gute Rosine, sondern weil er gleiches Recht dazu habe, und so, daß sie sich wieder über seine Freude freuen könne, wie er sich über die ihre. Ohne daß sie wußte, wie und warum, dachte sie wieder an den freundlichen, treuherzigen Eisener; ihre Träume brachten sein Bild in den lebendigsten Farben vor ihr inneres Auge; ihr war, als wär' es Eisener, der sich mit ihr des Kindes freuen müßte. Sie eilte unter Freudenthränen auf ihn zu, den schönen Knaben in seine Arme zu legen, und wenn sie nun bei ihm stand, dann hatte sie kaum das Herz, ihm den Knaben zu zeigen; dann schlug sie die Augen nieder und sagte wie verlegen: „Sehen Sie nur das schöne Kind hier, Herr Eisener."

So war es wieder Frühling geworden. Unsere kleine Familie,

Jungfrau Roſine, Marie mit ihrem Georg und ihrem Schützling Johannes konnten ſchon einzelne Nachmittage im Freien verbringen. Von der Bohnenlaube vor der Hausthüre war nur erſt das wettergraue Holzgerüſt zu ſehen, aber in dem Gärtchen zu beiden Seiten der Laube zeigte ſich ſchon der Krokus, und hin und wieder zitterte unter einzelnen dürren Blättern, die noch vom Herbſte her lagen, ein blaues Veilchen in der Frühlingsluft. Drüben über der Straße dehnte ſich eine große Wieſenfläche, über deren äußerſter Linie gerade die untergehende Sonne hinabrollte. Über dem frühlingsbräunlichen Grün lag der warme Widerſchein des Abendhimmels wie ein roſenroter Florſchleier. Die kleinen Gräschen nickten in der Abendluft, als ſprächen ſie emſig und heimlich zuſammen. Weiß und dunkelgraues, hoch übereinander gerolltes Frühlingsgewölk, an den Enden rötlich geſäumt, zog Furchen von violetten Schlagſchatten über die weite goldrotglänzende Ebene dahin. Die Stämme der Erlen am Bach, der mit ſeinem Gebüſch die Ebene auf der rechten Seite vom Horizont abſchnitt, ſchimmerten purpurn; dahinter lagen ſammetne Schatten; die nackten Wipfel hoben ſich dort wie krauſe Gewebe von braunen Fäden vom grünlichgoldenen Himmel ab.

Marie ſaß auf einer Bank in der noch nackten Laube, auf dem Schoß den kleinen Georg. Johannes lief dem erſten Schmetterlinge nach. Da kam eine junge Frau, ein Kind auf den Armen, die Straße daher; wie ſie Marien ſah, winkte ſie grüßend mit der Hand. Es war Julie, die nun zu Marien hereintrat in die Laube.

Marie ſtaunte über die Veränderung, die mit Julien vorgegangen war. Ihr Anzug war mehr als nachläſſig; die vordern Haare hatte ſie in Locken hinter den Ohren herabhängen. Dieſe Tracht gab ihrem Ausſehen etwas Freies. Dazu waren die Locken zum Teil aufgegangen und vermehrten den Ausdruck einer leidenſchaftlichen Wildheit, den die raſtlos bewegten ſchwarzen Augen dem blaſſen Geſichte gaben.

„Wieviel iſt uns begegnet, ſeit wir uns zum letzten Male ſahen,“ ſagte Julie; „ich bin auf dem Wege nach Hermsau zu ihrem Vater —“ dabei zeigte ſie auf das Mädchen, welches ſie auf den Armen trug. „Man ſoll keinem trauen. Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Er läßt uns ſitzen, und wir bekommen keinen Mann. Ach, was gäb' ich drum, wär' ich nicht auf dem Jahrmarkt in Marklinde geweſen, nur dies einzige

Mal nicht. Eigentlich hatte mir der Eisener gefallen — ich weiß selbst nicht, wie es zuging. Nun ist er Förster in Hermsau geworden; da will ich ihm noch einmal sagen, was er mir schuldig ist."

Marie empfand, sie wußte selbst nicht warum, einen leisen Widerwillen gegen Julie: sie sagte ruhig: „Was man nicht verschuldet hat und nicht ändern kann, muß man geduldig tragen."

Julie, die noch eben geweint hatte, lachte bei diesen Worten Mariens laut auf. Doch war sie zu gutmütig, Marien beleidigen zu wollen; sie bewältigte sich und suchte nach Worten, die, wie sie meinte, Beleidigte wieder zu versöhnen. Der kleine Johannes, der das Mädchen auf ihrem Schoß betrachtet und ihren Worten aufmerksam zugehört hatte, sagte voll Bedauernis zu der Kleinen: „Du hast auch einen Vater? Da ist der Georg ein glücklich Kind, der hat keinen Vater, und Marie ist seine Mutter."

Julie sah nach Marien hin. Der Ausdruck von unschuldiger Ruhe auf Mariens Zügen that ihr weh, die nach ihrer Meinung nicht mehr verbrochen hatte als jene. Gereizt sagte sie: „Ach ja; das ist ja das Wunderkind, das keinen Vater hat."

Marie sah sie freundlich an, indem sie in die Höhe zeigte, und sagte: „Nicht, Georg; du hast einen Vater da oben."

Julie wußte nicht, was sie zu den Worten Mariens und zu ihrem ganzen Wesen, welches mit jenen so im Einklange stand, denken sollte. Es wurd' ihr wie unheimlich. Wie zu sich selbst sagte sie, indem sie sich zum Gehen anschickte: „Possen! Der ganze Unterschied ist, daß eine klüger ist wie die andere, außerdem ist eine wie die andere. Und die ist nicht einmal klüger gewesen und thut so heilig. Und man sollte noch meinen, es wär' ihr Ernst. Ja, wenn der Kleine nicht nein sagte. Nicht war, Kleiner, hätte deine Mutter deinen Vater nicht geküßt, du lägst noch in dem Brunnen, wo der Storch die Kinder holt."

Damit ging sie lachend weiter, und Marie hätte die große Veränderung, die mit Julien vorgegangen war, selbst in dem schleppenden sorglosen Gange erkennen müssen, der, wie ihr ganzes Wesen, so sehr im Kontrast stand mit der frühern reizenden Zierlichkeit ihrer Bewegungen, wäre sie nicht mit sich beschäftigt gewesen. In ihr Inneres hatten Juliens Reden einen Gärungsstoff geworfen, wodurch auch in ihr eine Veränderung hervorgebracht werden sollte.

In diesem Denken oder Träumen oder wie man die Thätigkeit

nennen will, durch die Marie Licht über sich selbst und ihren Zustand zu erlangen suchte, wurde sie durch Johannes' Mutter gestört und noch mehr durch das Bewußtsein der Notwendigkeit, das liebe Kind, an welches sie sich so sehr gewöhnt hatte, wieder von sich lassen zu müssen. Der kleine Johannes hängte sich an Mariens Hals, indem er weinend rief: „Ach, behalte mich doch nur, Marie, ich will gewiß auch ein frommer Mensch werden, wie du es haben willst." Marie erbot sich, den Kleinen an Kindesstatt zu behalten; die Frau sagte: „Ich hätte ihn schon längst geholt, wär' ich nicht krank gewesen. Es ist schon möglich, daß es besser für ihn wäre, ließ' ich ihn hier, aber ich hab' ihn mit Schmerzen geboren, und nun soll er mich dafür trösten, wenn mein Mann mir Sorgen und Kummer macht. Er ist die einzige Freude, die mir von seinem Vater gekommen ist. Ich lass' es niemand merken sonst im Dorfe, wie ich elend bin mit dem Manne; einen Menschen aber muß der Mensch haben, der seine Thränen sieht und freundlich mit ihm ist, wenn er nicht verkommen soll."

Der Knabe zeigte seine Freude, weil er glaubte, Marie werd' ihn behalten, durch die zärtlichsten Liebkosungen. Das war zu viel für das leidenschaftliche Herz seiner Mutter. Mit einer Art eifersüchtiger Wut riß sie den Knaben Marien aus den Armen, welches Benehmen sie im nächsten Augenblick unter bittern Thränen der freundlichen Marie abbat.

Als diese sah, daß die Mutter auf keine Weise ihr Kind ihrer Erziehung länger überlassen werde, redete sie dem Kleinen tröstend zu; dem Willen der Eltern dürfte man nicht widerstreben, wollte man ein frommer Mensch werden. Es währte lang', bis er sich in sein Schicksal ergeben konnte.

„Die Mutter will's, und du willst es ja auch," sagte er endlich, Marien mit seinem bleichen Gesichtchen bekümmert, aber freundlich ansehend; man sah, er wollte sich selbst Mut einreden. „Du hast ja ohnedies jetzt deinen Georg, den du auch lieb haben mußt; und hast du den Georg, so ist's billig, daß meine Mutter auch ein Kind hat." Er versprach Marien noch, seinen Eltern zu gehorchen und, wie er altklug sagte, ein braver Mensch zu werden. Marie hielt mühsam um seinetwillen ihre Thränen zurück, bis er mit seiner Mutter aus der Thüre war. Sie dachte seiner die ganze schlaflose Nacht hindurch, wie man eines gestorbenen Lieben denkt, und malte

ſich ſeine ſchöne Geſtalt vor, das blaſſe Geſichtchen, deſſen Züge wie ſein inneres Leben durch frühe Leiden eine Tiefe und einen Ernſt gewonnen hatten, die ihm für ſeine Jahre viel zu früh gekommen waren.

Zuweilen knüpfte ſich an dieſe Erinnerungen eine Sehnſucht, die mit jeder Wiederkehr wuchs, weniger nach der Gegenwart ihres Schützlings, als nach etwas Neuem, ihr noch Unbekanntem, von dem ſie aber fühlte, daß es nun kommen müſſe. Es war der ſeltſame, ängſtlich ſüße Zuſtand der Liebesreife, die den Gegenſtand noch nicht gefunden hat, an dem ſie ſich anſchließen ſoll. In jener Nacht erweckt, bis nun von größeren Schmerzen in den Hintergrund gedrängt, drohte dies Bedürfnis nun in dem ihm unbeſtrittenen Eigentum alle übrigen Neigungen und Gefühle zu überwachſen. Unvermerkt verwandelten ſich die Züge des kleinen Johannes in die Eiſeners. Sie klagte ſeinem Bilde ihren Kummer, daß der Knabe ihr vom Herzen geriſſen ſei, und lieh ihm freundliche Reden, die ihr ſo wohl thaten, daß ſie den Traum immer wieder durchzuträumen begann. Mit jedem Tage bildete ſie dieſen kleinen Roman mehr aus. Die Reden Juliens, die um ſo mehr auf ihre Phantaſie wirkten, weil ſie ſie nicht verſtand, verloren nach öfterer Wiederkehr in ihr Gedächtnis ſo viel von dem, was ſie erſt, ohne daß ſie wußte, warum, beleidigt hatte, daß, was davon übrig blieb, nur den Reiz vermehrte, ſie von neuem zuſammenzuſtellen.

Ein rauher Mai ſchien nachholen zu wollen, was der ſchöne März und April vergeſſen hatten. Marie ſaß ſtrickend und träumend an Georgs Wiege, der ſüß und feſt ſchlief trotz des Sturmes, der draußen vor dem Fenſter die nackten Zweige der großen Akazie klappernd zuſammenſchlug. Es war Jahrmarkt in Marklinde; ſie ging in ihrem Roſakleid früh im Garten, ehe die lärmenden Städter aufgeſtanden waren, und pflückte wilde Heckenroſen. Sie erſchrak, denn es rauſchte hinter ihr, und ſie wußte, daß Eiſener es war, der ihr nachkam. Sie bog in einen andern Weg ein; ihr war wie angſt, ihm zu begegnen, und doch wünſchte ſie, er möchte ihr nachgehen. Indem ſie ſich nach einem Blümchen neben ſich bückte, warf ſie ſogar einen flüchtigen Blick hinter ſich. Sie wurde rot, weil er den Blick bemerkt haben konnte, und doch wär's ihr lieb geweſen, er hätt' ihn bemerkt. „Wenn er doch alles wüßte," flüſterte ſie vor ſich hin; „aber ſagen könnt' ich's ihm nicht, und auch merken laſſen

könnt' ich's ihm nicht. Ich müßte Nein sagen; wenn er es doch als Ja verstände!"

Da stand er plötzlich neben ihr; er hatte ihre Hand gefaßt und sah ihr in die Augen; sie bückte sich, er neigte sich ihr entgegen; ihr wurd's so seltsam — ihre Lippen berührten sich — Marie sprang erschreckt, errötend und unwillig von dem Stuhle auf, als wär' es Wirklichkeit, was sie träumte.

Eine wundersam gemischte Empfindung — sie fühlte sich durch etwas in ihrem Tiefsten aufgeregt, was ihr Gefühl ebenso verletzte, als es ihr Verlangen reizte — trieb sie vom Stuhl zum Fenster, vom Fenster auf den Stuhl zurück. Sie flüchtete zu ihrem Kinde. Sie mühte sich, etwas andres zu denken; vergebens. Jener Gedanke kehrte immer wieder zurück und verlor allmählich das Erschreckende. Bald empfand sie es nur noch wie ein süßes Grauen, und so gab es jener Vorstellung nur doppelten Reiz, indem es die Neugier weckte, warum und wovor sie doch eigentlich sich grauen müßte. Und wenn sie nun das Kind ansah, kam es ihr so märchenhaft vor, daß sie, Mutter und doch Mädchen, die Wonnen so gar nicht kenne, deren Frucht das kleine Leben sein sollte. Die Worte Juliens summten ihr beständig in den Ohren: „Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen." Es gab ihr unendliche Genugthuung, sich lebendig in die Situation zu dem jungen Eisener zu denken, daß all ihr Unglück die Folge einer Freude, die sie ihm gegönnt, ohne zu wissen, welch eine Freude diese gewesen sein müßte.

So gewöhnt sich die Seele allmählich an die Warnung des Instinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt und am Ende selbst der Untergang in der Gefahr; daß sie nahe daran war, Julien zu beneiden um das, was diese unglücklich gemacht hatte und sie selbst noch unglücklicher hätte machen müssen, als jene war.

Doch konnte bei einem so ruhigen, klaren Wesen, wie Marie war, diese Neigung, sich solchen Träumen hinzugeben, nur vorübergehend sein. Je gesünder sie körperlich wurde, und je thätiger sie sein konnte, desto mehr gewann sie Kraft, das von sich abzuwehren, dessen Nachteiligkeit ihre reine Seele ahnte. Von allen jenen Regungen wurde nur die zur süßen Gewohnheit, des jungen Eisener zu denken als eines lieben fernen Verwandten und Freundes, des sich zu erinnern im frohen Augenblick die Freude erhöht, im trüben den Schmerz

mildert, weil man weiß, daß er, wär' er hier, den einen ſo redlich mit uns teilen würde als die andere.

Es war ſchon wieder in der Mitte des Mai. Der Tag war mild und ſtürmiſch geweſen; die Nacht war es noch mehr. Der Wind brauſte in den hohen Pappeln der Straße draußen und pfiff zwiſchen den Häuſern hin; ruht' er einen Augenblick, ſo hörte man den Regen in dichten und großen Tropfen auf den Strohdächern rauſchen und in die Pfützen klatſchen, die erraten ließen, es regne nicht erſt ſeit heute.

Marie fuhr ſchon wieder aus dem unruhigen Schlafe auf, der mit Fieberbildern wechſelte. Ihr war, als riefe eine Stimme draußen: „Marie!“ Nun rief es wieder. Es konnte keine Täuſchung ſein. Es klang ihr wie die Stimme des kleinen Johannes. Nur leicht bedeckt eilte ſie an das kleine Fenſter, in Angſt es öffnend. Wenn der Kleine in dieſem Wetter draußen ſtand!

„Marie, darf ich denn zu dir hinein?“ klang des Kleinen Stimme eben wieder, ſchwach und zitternd, aber mit unendlicher Innigkeit. Marie weinte vor Jammer und Luſt, wie ſie die kleine Treppe mit zwei Schritten hinabeilte und mit einer Schnelligkeit die Hausthür öffnete, die nur der Angſt oder der Freude oder beiden zugleich möglich iſt. Ebenſo ſchnell hatte ſie den naſſen zitternden Knaben gefaßt, auf den Arm gehoben und ihn hinaufgetragen in das Stübchen, ebenſo ſchnell hatte ſie ihn oben ausgekleidet und in ihr Bette gelegt, das noch von ihrem Leibe erwärmt war, ebenſo ſchnell hatte ſie Licht und Feuer gemacht. Und nun küßte ſie ihn und wurde nicht müde, ihn zu ſtreicheln. „Und wo kommſt du denn her, mein Kind?“ fragte ſie ihn freundlich. „Von zu Hauſe,“ ſagte der Knabe. Der Ton ſeiner Stimme erſchreckte ſie; er hatte etwas Hohles und ſeltſam Singendes. Sein Ausſehen entſprach ſeiner Stimme. Sein Körperchen war abgemagert; er ſchien viel kleiner als ſonſt. Sein Geſicht war viel bläſſer als ſonſt, und nur die Augen waren ſich gleich geblieben, ja ſie ſchienen noch dunkler, größer, und ihr Ausdruck noch inniger als ſonſt.

„Und haſt deine Mutter verlaſſen?“ fragte Marie weiter, ohne den Mut zu haben, einen auch noch ſo ſanften Vorwurf in den Ton ihrer Stimme zu legen. Der Kleine ſagte, wie bittend, daß ſie ihm auch in Gedanken keinen Vorwurf machen möge: „Meine Mutter iſt geſtorben. Ach, es ging uns ſehr ſchlecht, und meine Mutter

war krank. Ein fremder Mann, der ihre Hand in seinen Händen hielt, sagte endlich: ‚Es ist aus, und mit ihrem Kleinen da wird's auch bald aus sein.' Da wurde es mir noch ängster; du hattest gesagt, wer tot wäre, den sähen wir im Himmel wieder, drum war mir's nicht um meine Mutter; aber ich dachte: wenn du nicht noch einmal Marien sehen sollst, eh' es aus ist mit dir, wie der fremde Mann gesagt hat! Da lief ich denn fort; immer der Straße nach, die ich mir gemerkt hatte, damit ich einmal wieder zu dir könnte. Gute Leute ließen mich ausruhen bei sich und gaben mir Wein; ich dachte nur immer an dich, und da konnt' ich nicht viel müde sein. Aber nun ist's bald mit mir aus; es wird mir sehr angst." Marie fühlte, wie heftig sein Herz schlug; es bewegte seinen ganzen Körper. Sie fühlte, daß er recht haben könnte, und vermochte nicht zu sprechen. Sie wollte ihm Thee kochen, aber er ließ sie nicht von sich.

Nach einer kleinen Weile sagte er noch leiser: „Ach, laß mich doch deinen Georg sehen." Marie hielt ihn mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern bog sie die Wiege nach ihm zu, so daß er den Knaben sehen konnte. Erst sah er Georg, dann Marien mit seinen freundlichen Augen an, die immer größer und glänzender wurden. Er nickte, wie er sonst that, nach seiner altklugen Art vor sich hin und sagte: „An dem wirst du viel Freude erleben." — „Und auch an dir," sagte Marie leise weinend. Er sagte: „Ich möchte den Georg wohl streicheln, aber ich will's nicht thun; er möchte aufwachen." Eine Weile drauf sagt' er: „Wie gut ist's, daß du nun den Georg hast." Noch einmal sah er sie aus glänzenden Augen voll Freundlichkeit und Liebe an; ein Nervenzug fuhr über sein Gesichtchen hin: er war gestorben.

Marie sank über ihn hin im heftigsten Schmerz, aber sie weinte leise, ihren Georg nicht zu wecken. Es war ein Grundzug ihrer Natur, daß sie auch in der heftigsten Erregung die kleinste Rücksicht nicht vergaß, die aus Menschenfreundlichkeit und Achtung vor der Freude sowie vor dem Schmerz des andern hervorgeht.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Während Marie, aus dem väterlichen Hause gestoßen, bei Jungfrau Rosinen lebte, deren Wirtschaft durch den Segen, der alles Thun Mariens begleitete, sich zusehends vergrößerte, während sie ihren Georg gebar und säugte und ihren Pflegling, den kleinen Johannes, fand und wieder verlor, durchreiste Eisener England und Nordamerika, ließ Länder und Städte hinter sich, aber nicht sein Gewissen. Sich selbst, die Träume und Hoffnungen seiner Jugend hatt' er für jenes Vergehen zur Sühne geopfert. Sein Vater war anfangs überaus zufrieden mit dem Fleiße und der Genauigkeit, womit der Reisende die Fabriken und Manufakturen, die er aufgesucht, die Art ihres Betriebes, die Größe ihres Absatzes, und was sonst den Kaufmann daran interessieren kann, beschrieb; desto weniger aber gefiel ihm die Stimmung, in der die sämtlichen Briefe des Sohnes geschrieben waren. Aus allen sprach eine Seele, die unter der Last des Lebens so sehr erlegen ist, daß sie selbst den Wunsch, die Last von sich werfen zu können, nicht mehr hegt; so daß der gute Alte nun lieber gesehen hätte, der Sohn hänge noch mit gesunder Seele den Neigungen nach, die er sonst nicht gut heißen wollte, als daß er nun in lebensmüder Resignation sich zu gehorsam erwies. Die Nachrichten, die er von Geschäftsverwandten über das Aussehen und Benehmen des Sohnes erhielt, waren von solcher Art, daß seine Sorge um denselben von Vierteljahr zu Vierteljahr dringlicher wurde.

Er schrieb ihm nun sogar, wenn er meine, durch die Beschäftigung mit der Malerkunst seine alte Heiterkeit wiederzufinden, so wollte er nichts dagegen haben, wenn er sich derselben ganz widme. Wenn er sonst einen Wunsch habe, dessen Erfüllung ihn dem Leben wieder zu geben vermöge, so solle er diesen unausgesprochen als gewährt ansehen.

Seine Antwort auf solche Anerbieten war jederzeit liebevoll und dankbar, ja er hätte den Alten über die Begründung seiner Sorge täuschen können, wenn nicht die Nachrichten jener Bekannten mit seinen eigenen immer mehr in Widerspruch wären zu stehen gekommen. Der Alte hoffte im Anfang noch von dem Reisen eine

gute Wirkung auf des Sohnes Zustand. Nun sich diese Hoffnung als eitel erwies, schien das einzige, was vielleicht noch helfen könnte, ein gemütliches, häusliches Leben, die Pflege eines schönen, edeln Weibes, die schönsten aller Freuden, die sein Geschlecht kennt, die Vaterfreuden.

Er sollte nach Deutschland zurückkommen. Der Vater wollte ihm entgegen; in der schönen Gegend, in welcher sie den letzten Abschied genommen, wollten sie sich wieder treffen. Ritter, der, nur erst aus Italien zurückgekehrt, seit einigen Tagen in der großen Stadt sich aufhielt, für deren reichsten Kaufmann der alte Eisener galt, hatte diesem gern versprochen, mit ihm zu reisen und den Ankömmling durch seine unvermutete Begegnung freundlich zu überraschen.

So war denn der junge Eisener nach einer Abwesenheit von drei Jahren wieder in Deutschland angelangt. Sein Weg nach dem Orte, wo er früher drei schöne Monate lang gewohnt, wo er das höchste Glück und das tiefste Unglück seines Lebens in diesen kurzen Zeitraum zusammengedrängt empfunden, und wo nun sein Vater ihn treffen wollte, führte ihn über Dresden. Übermorgen war der von dem Alten bestimmte Termin; der junge Eisener fürchtete sich vor einem längern Aufenthalt an jenem Orte, wo so viele trübe Erinnerungen seiner harrten; er beschloß, den Tag, den er übrig hatte, in der reizenden Gegend der sächsischen Königsstadt zuzubringen.

Ein Spaziergang führte ihn an dem neuen Theater vorbei. Er blieb betrachtend stehen. Ein junger Mann, der unweit von ihm stand, sagte: „Ihnen fällt, wie ich merke, auf, wie wenig mit den Figuren der großen Dichter die Nischen im Verhältnis stehen, in welchen sie angebracht sind. Das Mißverhältnis der Werke dieser Dichter mit ihrer Aufführung in diesem Theater ist noch größer. Man begreift nicht, warum man deutsche Dichter an den Eingang eines Theaters gesetzt hat, das das französische Lustspiel und die welsche Oper regieren. Dresden ist seines Geschmackes halber nicht berühmt; man vergißt ihm nicht, daß es den Calderon auspfiff und den Clauren in seinen Armen wiegte. Am Ende ist's ihm aber nicht zu verdenken, wenn es lieber schlechte Stücke gut als gute Stücke schlecht aufgeführt sieht. Ist es aber irgendwo in ganz Deutschland anders? besser? Das Theater hat sich von der Litteratur losgerissen und ist von der Höhe einer Kunstanstalt, eines Weckers und Er-

halters nationalen Sinnes, was es eigentlich sein sollte, zum bloßen Amüsement, wenn dieser Ausdruck nicht noch zu schonend ist, herabgesunken. — Ehe die Talente an der Gleichgültigkeit der Bühne zu Grunde gehn, gehe doch das Theater an der Gleichgültigkeit der Talente zu Grunde! so schrieb mir kürzlich ein berühmter Freund aus Thüringen, und dieser Spruch scheint mir schon wahr geworden.

„So wird die Frivolität und Entsittlichung, die stets mit dem Geschmackverderbnis Hand in Hand geht, von oben herab so lange gehegt und befördert, bis diese selbst an ihren eigenen Pflegern und Beschützern als Rächerinnen der wahren Kunst aufstehn werden. — Der Musikfreund thut besser, seinen Winter in Leipzig zuzubringen, wo er schwächere Kräfte gut angewandt und von Meisterhand geleitet findet. Nur der Freund der bildenden Kunst und der schönen Natur findet hier seine Rechnung. Sind Sie ein Verehrer der Malerkunst, wird es Sie nicht reuen, mich jetzt begleitet zu haben."

Eisener folgte dem jungen Manne, dem er seinen Dank aussprach für die Freundlichkeit, mit der er dem Fremden entgegengekommen war. Was jener sonst gesprochen hatte, war eine Meinung, für die Eisener sonst in Feuer und Flamme geraten konnte; er wunderte sich selbst über die Abspannung seines Wesens, er wunderte sich, daß er sich darüber nur verwunderte und nicht erschrak. — Nur der Schmerz, die Reue über sein Vergehen, über den Mord, welchen er sich schuld gab, an der verübt zu haben, an deren Gedächtnisbilde er nun mit all der Liebe hing, die er — durch seine eigene Schuld — ihr selbst nicht mehr zeigen konnte, die Resignation, mit der er, in der Selbstverleugnung eine schmerzliche Lust findend, nur in den Wünschen seines Vaters lebte — dies war der ganze Inhalt seines Daseins. Alles andere, was sonst ihm das Schönste, Edelste, Wünschenswerteste erschienen war, lag so weit außer ihm, daß es ihm auch ein augenblickliches Interesse nicht mehr abgewinnen konnte. So folgt' er auch jetzt mehr mechanisch, als weil er sich einen Genuß versprach, dem jungen Manne.

In dem Lokale des Kunstvereins auf der Brühlschen Terrasse war das Bild aufgestellt, von dem jeder Kunstliebhaber einen großen Genuß sich versprach, schloß er von der Anzahl derer, die vor, mit und nach ihm eintraten, und die ihm aus dem Saale entgegen kamen, auf die Schönheit des Bildes. Es sollte einen Besuch der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde bei ihrer Freundin Elisabeth

vorstellen. An den vier Figuren, der Jungfrau, dem Heiland, der Elisabeth und ihrem Johannes, wurden besonders die Köpfe bewundert, die übrigens Porträts zu sein schienen. Einige hielten die kindliche Majestät der Unschuld in dem Antlitz der jungfräulichen Mutter, einige das durchsichtige, geistige, wundersam schwärmerische Kindergesicht des Johannes, die Innigkeit, mit der er seine großen schwarzen Augen auf dem lieblichen Jesusknaben ruhen ließ, für das Ansprechendste des Bildes. Man vernahm von Kennern und Nichtkennern die mannigfaltigsten, widersprechendsten Urteile. Ein Teil der nicht selbst räsonnierenden Beschauer bequemte sein Gefühl dem Urteile an, das ihm entweder am verständlichsten war oder von einem kam, den er als den gewiegtesten Kenner hatte nennen hören oder seiner entschiedenen Sprache wegen dafür hielt; ein anderer Teil kehrte sich an all das Ausgesprochene nicht, die einen, weil sie durch Anerkennung der Kritik in ihrem Enthusiasmus nur gestört worden wären, welcher nur unbedingtes Lob und unbedingten Tadel kennt und nichts in der Mitte; die andern, weil sie in einem Werke der Kunst nur den Stoff zu suchen und sich von der dargestellten Geschichte, nicht von der Darstellung rühren zu lassen gewohnt waren.

Eisener hörte von alledem nichts; er sah kaum etwas von den übrigen Figuren des Bildes, über welche sein Blick nur flüchtig hinglitt, von dem Bilde der Jungfrau unwiderstehlich angezogen und festgehalten. Es war Marie, die Marie, die er geliebt, die Marie, deren Verderben, deren Mörder er war, deren Züge diese Jungfrau trug. Er stand und sog mit unersättlichen Augen die unnennbare Lieblichkeit in sich; der Zauber dieser Züge, dieser schlanken Gestalt war so mächtig, daß er über ihn die Qualen vergaß, deren Stärke an dieser Erinnerung hätte wachsen müssen. Er stand unbeweglich. Die Gehenden zeigten den bleichen, unermüdlichen Beschauer den Kommenden; viele Geschlechter wechselten um ihn; er stand und sah sie nicht; die Thüre sollte geschlossen werden; er stand noch. Er konnt' es kaum begreifen, als man ihm bemerklich machte, daß er das Zimmer nun verlassen müsse. Als dies endlich gelang, fragte er nach dem Maler, nach dem Preise des Bildes. Er zitterte vor der Möglichkeit einer Antwort, wie er sie dennoch erhielt. Das Bild war bereits das Eigentum eines reichen Kaufmanns; der Kastellan wußte weder Namen noch Wohnort des

Glücklichen zu nennen. Und zwar würde es morgen schon dem Eigentümer zugeschickt.

Eisener verließ das Haus, mit Plänen beschäftigt, wie er schnell genug in Besitz dieses Bildes oder wenigstens einer guten Kopie desselben kommen könne. Dieser Besitz schien ihm das einzige Glück, welches das Leben ihm noch zu bieten vermöge. Er dachte sich die reichen Kaufleute seiner Bekanntschaft, von denen er wußte, daß sie jährlich ein Bild oder mehre zu kaufen pflegten, und sann sich müde, auf welche Weise er, wenn einer von diesen der Besitzer sein sollte, diesen zu bewegen hoffen dürfte, das Bild ihm abzutreten. Seiner innern Unruhe entsprach die Eile, mit der er an den schönsten Partien der reizenden Landschaft vorbeischritt, ohne sie zu sehen. Erst spät kam er geistig und körperlich ermattet in seiner Wohnung an.

Nach einer Nacht voll bunter, lebendiger Träume erwachte er mit Tagesgraun. Eine eigene ungewohnte Weichheit fühlt' er an die Stelle dumpfer Resignation getreten. Alles, dessen er gern gedachte, sogar seine frühsten Kindererinnerungen lagen näher und in derselben warmen Beleuchtung vor seinem innern Auge, wie an jenem Abend, wo er nach Marklinde hinübersah, die Gewißheit einer seligen Zukunft im Herzen, der er, von Mariens Hand geführt, glaubte entgegengehen zu dürfen. Eine eigene Unruhe, als müsse er etwas ereilen, duldete ihn keine Stunde mehr in Dresden. Er sollte ja auch seinen Vater nach jahrelanger Trennung wiedersehn.

Wie er über die Brücke fuhr, barg sich dem Umschauenden die Altstadt in Nebel, der nun die Spitze des katholischen Turms, nun eine der Statuen seiner Kirche, nun ein Stück der Fassade des Theaters frei ließ, um das einen Augenblick lang morgensonnenangestrahlte sogleich wieder zu verdecken; über der Elbe schimmerte der Nebel in purpurgrauen Wogen, drüben aber blitzte der rötlichblaue Morgenhimmel in völliger Reinheit und Klare. Es erfreute ihn in diesem Augenblick, in diesem Bilde für seine Reise eine heitere Vorbedeutung zu sehen.

Die Unruhe wuchs je mehr, je näher er dem Ziele seiner Reise kam. Es duldete ihn zuletzt nicht mehr im Wagen. Er stieg aus und befahl dem Kutscher, voraus zu fahren; vor Marklinde werd' er ihn wieder einholen. Es war in einem freundlichen Birkenwäldchen, wo er ausstieg: die Straße lief von da in wenigen und unbedeutenden Bogen einem freundlichen Dörfchen zu, welches er

bereits vor ſich liegen ſah. Mit Freude bemerkt' er die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, die Wiederkehr des empfänglichen Sinnes für die Schönheiten der Natur; er konnte ſich nicht zürnen, daß er ſeine Buße zu vergeſſen begann.

Das Dörfchen lag außerordentlich ſchön an einem ſanften Hügel, ſo nett zuſammengerafft die kleinen Häuſer mit ihren maleriſchen Formen um die alte Kirche, aus der ein ſanfter Choralgeſang tönte. Eiſenern fiel es erſt ein, daß heute Sonntag ſei, obgleich ihn ſchon vorher die Ruhe, die Einſamkeit der Fluren und der Straße in Verwunderung geſetzt hatte.

Zu äußerſt an dem Dörfchen liegen einige Häuſer, nach der Straße zu von einer Art niedrigem Umbau wie von einer Mauer umgeben, durch welchen ein Thor führt, das gerade geſchloſſen war. Dieſer Umbau iſt durch ſein eigenes Gewicht, durch die Nachläſſigkeit oder Armut ſeiner Beſitzer und durch die Unbilden des Wetters ſo aus ſeiner urſprünglichen Richtung gekommen, daß der Lehm an mehren Stellen geborſten iſt, und das dünne Gebälk, das das Ganze eben noch hält, in ſeiner Verſchobenheit einen eigentümlichen Anblick gewährt. Das verwitterte Strohdach des Umbaus, an einigen Stellen wie der Umbau ſelbſt eingedrückt, an andern maleriſch auf den ſanft anſteigenden Kirchweg überhängend, ſtellenweiſe von luſtig grünem Mooſe überwuchert, bildet mit ſeinem hier ins Gelbliche, dort ins Violette ſpielenden Blaßgrau mit dieſem und den blauen Blütentrauben der zahlreichen Holunderbüſche, die von beiden Seiten daran hinaufſtreben und ſich darüber hinabbücken, einen Kontraſt, der die wunderſam gemütliche Wirkung der maleriſchen Formen bis zum Reizenden erhöht.

Über dem Kirchwege drüben hatte ein berühmter Landſchaftsmaler aus Dresden mit ſeinen Schülern Poſto gefaßt. Der Lehrer ſtand auf von ſeinem Feldſtuhle, wie er den ihm bekannten Eiſener ſah, und begrüßte ihn freundlich; die jungen Männer grüßten ihn und arbeiteten emſig fort. Beide freuten ſich, einander wiederzuſehen. Der Maler geleitete den geachteten Bekannten den ſchmalen gepflaſterten Kirchenweg hinauf. Von Zeit zu Zeit ſahen ſie, ohne ihr Geſpräch zu unterbrechen, nach der maleriſchen Ecke zurück.

„Jeder," ſagte Eiſener, „der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, ſollte, wenn es ihm möglich iſt, im Freien und von einem tüchtigen Landſchafter geleitet — wenn ich ſo ſagen darf —

Sehstudien machen. Wie sich der Kreis seines Wissens um das Schöne, das eine Landschaft enthalten kann, erweitert, erweitert sich der Genuß bei ihrer Beschauung. Das belehrte Auge haftet mit größerm Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte übersieht."

„So ist es," entgegnete der Maler, „mit Büchern und am Ende mit dem Leben selbst. Was dem gewöhnlichen Beschauer schon Form ist, das ist dem Kenner noch Stoff; der echte Kunstgenuß entspringt nur aus dem liebevoll hingegebenen Vertiefen in das Kunstwerk, dem Suchen nach seiner geistigsten Form, deren Existenz der gewöhnliche Beschauer höchstens ahnt. Wir müssen dem schaffenden Geiste des Künstlers auch in den kleinsten Zügen zu begegnen suchen, denn oft sind es diese, worin er das Tiefste seiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menschen schafft, in dem kleinsten Zuge; wer diesen Künstlerblick für das Leben besitzt, wird nie an den Menschen verzweifeln müssen. Ihm ist eine Fülle aufgethan von dem, was ihn belehren und veredeln kann."

Nah' an der Kirchhofthüre begegnete ihnen ein Geistlicher, noch im Ornat. Weil der Gottesdienst geschlossen schien, gingen Eisener und der Maler in die noch offenstehende Kirche, um sie zu besehen. Das Schiff war auffallend lang und niedrig; es war so dunkel darin, daß Eisener, der nicht zu den Weitsehenden gehörte, seine Augen erst an die Finsternis gewöhnen mußte, eh' er sah, daß die grellen bunten Farben an den niedrigen Emporlauben Bilder bedeuten sollten. Eine Stimme, die aus der Sakristei zu kommen schien, ließ sich mit einer feierlichen Eintönigkeit vernehmen. In der Absicht, eine feierliche Handlung nicht zu stören, unterbrachen sie ihr Gespräch und traten leiser auf. Zu ihrem Erstaunen aber zeigte sich, daß die Stimme einem Dorfbeamten gehören mußte, der verschiedene Gegenstände verauktionierte. Jetzt drang durch eine Thüre, die sich im Schiff öffnete, der goldene Schein des Tages; ihm folgte mit Geräusch eine Menge Menschen. Die Stimme von vorhin, die, wie Eisener nun sah, zu einem roten Gesicht gehörte, das sich zwischen weißen Haaren ganz stattlich ausnahm, versteigerte die Kirchenthüren, deren eine, die für fünfzehn Groschen erstanden worden war, der nunmehrige Besitzer ohne weiteres aus den Angeln hob und auf seiner Schulter forttrug. Es hatte das Ansehen, als habe das Christentum aufgehört, und man wäre darüber, die Kirche,

die nun keinen Zweck mehr habe, und ihren Inhalt stückweise zu versteigern.

Die Seltsamkeit des Schauspiels, welches in diesem Helldunkel vorging, vollendeten die Schüler des Malers, die jetzt unter Lärmen und Lachen hereinstürzten und sich unterbrechend und überschreiend erzählten, daß plötzlich die Besitzerin des Hauses, ein altes, hexenartiges Weib, mit einem Besen bewaffnet, fluchend und schimpfend aus dem Thore gekommen sei und sie alle in die Flucht geschlagen habe. Das Gelächter und Geschrei verdoppelte sich, als jetzt der letzte kam, der, wie er erzählte, aus übergroßer Eile, zu entfliehen, mit dem Feldstuhle umgefallen und erst liegend von der Zornigen mit dem Besen bearbeitet, dann den halben Weg zur Kirche entlang verfolgt worden war.

Die jungen Männer entfernten sich wieder. Eisener kam im Gespräche auf den Besuch der Jungfrau bei ihrer Freundin Elisabeth. Er zeigte seine Ungeduld, zu wissen, wem das Bild gehörte. Der Maler sah ihn verwundert an und sagte: „Sie wissen nicht, daß Ihr Vater das Bild gekauft hat?“

Man kann sich denken, wie diese Nachricht die Heiterkeit Eiseners vermehrte, die er schien in der Gegend wiedergewinnen zu sollen, wo er sie verloren hatte.

Nach einigen Freundschaftsversicherungen trennte sich Eisener von dem Maler. Der Weg, den er zu verfolgen hatte, führte um die Kirche herum und fiel, nachdem er sich an dem bebuschten Hügel langsam hinabgeschlängelt hatte, unten wieder in die Straße, die an kleinen Häusern durch das breite Thal führte und endlich neben dem tiefblauen Flüßchen im dunkeln Waldesgrün des Schierlitzgrundes verschwand.

Die Gegend links an der Straße hatte etwas Bekanntes für ihn. Er sann; sie erinnerte ihn an die Landschaft des Bildes, dessen er eben mit Freude als des Eigentumes seines Vaters dachte. Die Ähnlichkeit wurde immer auffallender, wenn man jene morgenländische Landschaft in eine deutsche übersetzte. Noch mehr! Aus dem Fenster eines kleinen Häuschens, das nur ein ebenso kleiner Garten von der Straße schied, sah — das Gesicht der Elisabeth auf dem Bild.

Eisener erschrak. „Wenn dir nun die Marie entgegenträte!“ sagte er vor sich hin, indem er stehen blieb. „Ich weiß nun, daß es

unmöglich ist; ich weiß es nur zu gut, und dennoch ist mir's, als könnt' es doch möglich sein, ja als müsse sie mir entgegentreten. War die Ähnlichkeit der Alten, die aus dem Fenster sah, mit jener Elisabeth vielleicht nur eine Täuschung?" Er sah mit doppelt bewaffneten Augen nach dem Fenster; das Gesicht war verschwunden. Aber in der Laube vor der Hausthür saß eine schlanke, weibliche Gestalt, den Rücken ihm zugewandt, in rosenfarbenem Kleide.

Zweites Kapitel.

„Nun braucht es nur noch, daß diese schlanke Mädchengestalt Mariens Züge trägt, und das Märchen ist fertig." So sagte Eisener leise zu sich selbst, indem er der Bohnenlaube sich näherte. Die Gestalt hatte ein Kind auf dem Schoß, mit dem sie scherzte. Der Kleine konnte nicht aufhören zu lachen. An dem Mädchen emporsteigend, zeigte er Eisenern jetzt über der linken Schulter des Mädchens ein lachendes Kindergesichtchen, das Eisenern das schönste deuchte, das er je gesehen. „So," dacht' er, indem er einen Augenblick stehen blieb, „so könnte sie jetzt sitzen mit deinem Kinde. Und du kämest nun ganz leise daher, um sie scherzend zu überraschen; und sie hätte dich doch bemerkt und wendete sich nun" — erschrocken blieb er stehn, denn sie wandte sich wirklich und zeigte ihm Mariens Antlitz, erschrocken, aber noch schöner als sein geliebtes Erinnerungsbild. Die Ähnlichkeit hätte den ruhigsten Beobachter in Erstaunen setzen müssen. Es war die Marie des Bildes — warum konnt' es nicht seine Marie sein! Es war ganz der liebliche Kontrast von Mutterssorge und Mädchenhaftigkeit, der auf jenem Bilde alle Beschauer auf die lieblichste Weise berührte und anzog.

Er bat, sich ihr gegenüber setzen zu dürfen. Sie sagte nichts, so verwirrt war sie; aber ein ängstlich freundlicher Blick antwortete bejahend, der dem Blicke der verstorbenen Marie völlig geglichen haben würde, wär' ihm nicht etwas Jungfräulichverschämtes und zugleich etwas Wehmütiges beigemischt gewesen. Diese Formen waren voller und weicher gerundet, die Züge hatten mehr Seele, die Haltung war mehr in sich zurückgewendet, die Bewegungen geschlossener als die seines Erinnerungsbildes; aber jene Gestorbene war auch um so viel Jahre jünger gewesen, als dies ihr Ebenbild reifer erschien. Und

dieſes beſaß ſogar Eigenheiten, die er an jener gekannt — das eigene treuherzige leiſe Nicken mit dem Kopfe, wenn ſie etwas bejahte, den langſamen, wie verwunderten Augenaufſchlag gegen den Fragenden. Er überredete ſich mit einer Art Ängſtlichkeit, ſie wäre nicht jene Marie, um ſich nicht einer Täuſchung hinzugeben, deren Aufhebung ihm zu ſchmerzlich werden mußte; er fühlte, er könn' es nicht überleben, ſie zum zweiten Male zu verlieren.

Er ſagte, um ſeinen prüfenden Blick zu entſchuldigen: „Ja, ich irre nicht, Sie ſind dieſelbe, die ich auf einem Bilde mit dieſem ſchönen Knaben als Madonna abgebildet geſehen habe. Auch die Eliſabeth des Bildes glaub' ich in dieſem Häuschen da geſehen zu haben. Nur noch der kleine Johannes mit ſeinen dunkeln, halb in ſich zurückgerichteten Augen, und das ganze Bild iſt beiſammen." Dabei ſah er ſich um, als müßte nun der Genannte ſich zeigen.

Die Freude, die ſich auf des Mädchens Geſicht gezeigt, wie er den Knaben „ſchön" genannt, wich einem Ausdruck der Wehmut. Sie ſagte: „Der Johannes iſt geſtorben. Wie der fremde Maler hier in den Garten kam und uns bat, wir möchten nur ein Viertelſtündchen noch in der Stellung bleiben, in der wir gerade waren, und dann malend vor der Laube ſaß, dacht' ich nicht, daß er ſo früh ſterben müßte. Sonſt hätt' ich mir ihn malen laſſen." — „Jenes Bild iſt mein," entgegnete Eiſener; „ich will es kopieren laſſen; an wen adreſſiere ich's aber?" — „Wollten Sie dann Bild und Rechnung an Roſine Juſt in Sonnenborn ſchicken," — ſagte das Mädchen. „So — Sie heißen Roſine?" fragte raſch und wie verwundert Eiſener. Das Mädchen ſagte: „Nein, ich heiße Marie." Eiſener erſchrak wie vorhin, als ſie ihm ihr Geſicht zuwandte. War es denn möglich, daß ſie es war? ſeine Marie? Konnte ſie nicht ſcheintot geweſen ſein — er war abgereiſt, ehe ſie begraben worden war. Er hatte den Mut nicht, zu fragen.

Ängſtlich haſtig ſagt' er endlich: „Das Kind gehört einer Schweſter von Ihnen —" er konnte keine Frage in den Ton legen, womit er das ſprach. Sie bejahte verlegen. Sie hatt' eine Schweſter, ſo war es ſeine Marie nicht. „Kann ſie es nicht werden? Meine Marie? Ich bin nicht gebunden — mein Vater hofft, durch eine glückliche Ehe mich hergeſtellt zu ſehen. Ich fühl' es, ich würd' es auch, wär' ſie mein Weib."

„Nein," fuhr er in ſeinem leiſen Selbſtgeſpräche fort, „dieſe

ſüßen Züge würden als Rächer aufſtehen für das Gedächtnis der, die blühen müßte wie dieſe, hätteſt du ſie nicht — gemordet — Doch du könnteſt an dieſer gut machen, was du an jener verbrochen haſt, ſoweit dir's möglich iſt — du könnteſt — Nein," unterbrach er ſich wieder, „nur der ſchändlichſte Eigennutz iſt's, der dich überreden will, das Los dieſes reinen heiligen Weſens an das eines Verbrechers zu knüpfen." Ein Blick auf ſie, und er hatte die Kraft nicht mehr, zu entſagen. Er ſuchte ängſtlich nach Hilfe von außen, da er an ſeiner innern Kraft fühlte verzweifeln zu müſſen. — „Sind Sie noch frei, Marie?" fragt' er endlich wie ſelbſtvergeſſen und in einem Tone, dem man es anhörte, daß die innere Bewegung es ihn vergeſſen ließ, dieſe Frage müſſe bei ſo kurzer Bekanntſchaft ſeltſam, wenn nicht unſchicklich erſcheinen. „Iſt Ihnen ein Mann teuer?" Das Mädchen bückte ſich errötend; in ihren Augen glänzten Thränen, wie ſie ihren Kopf langſam bejahend neigte; dann ſah ſie zu ihm auf wie ängſtlich fragend. Das ſah er nicht mehr. Das Nicken hatte ſeinen Entſchluß gerettet, und die Zufriedenheit, die ſtets die Folge eines kräftigen Entſchluſſes iſt, verdrängte den Schmerz, den er über ihre Antwort empfand, und der mehr von der Eiferſucht hatte, als er ſich geſtehen mochte. Das Mädchen ſah ihm ſchmerzlich und unverwandten Blickes nach, bis er in den Erlen des Schierlitzgrundes verſchwunden war.

Sie hatte ihn bei dem erſten Blicke erkannt. Das Mitleid, womit ſeine Bläſſe, ſein niedergeſchlagenes Anſehn ſie erfüllte, zeitigte die Neigung, mit der ſie unbewußt an ſeinem Erinnerungsbilde gehangen hatte. Ihr fiel ein, wie ſie in ihren wachen Träumen auf ihn zugeeilt und ihren ſchönen Georg ihm gezeigt hatte, als wiſſe ſie, er müſſe ſich über ihn freuen. — Wie anders war das in der Wirklichkeit geworden! Wahr von Kind auf gegen jeden — unwahr nun gegen ihn, der ihr doppelten Anſpruch auf ihre Offenheit zu haben ſchien, hatte ſie ihm ihren Georg verleugnet, um den ſie jeden Augenblick willig und freudig des bitterſten Todes geſtorben wäre. Sie kannte ſich nicht mehr. Sie kniete drin neben dem Bettchen nieder, worin der kleine Georg lag, drückte ſeine beiden Händchen an ihre Bruſt und bat ihm das Unrecht, das ſie an ihm gethan habe, tauſendmal ab. „Er ſah ſo bleich," ſagte ſie, „ſo traurig; das that mir weh'; nun dacht' ich, wenn auch er ſich von mir wendete, zürnend und verachtend, wie die andern thaten deinetwegen, ja ſo

dacht' ich in dem Augenblicke, das könnt' ich nicht ertragen. Verzeih' mir's doch, du guter armer Georg! — Wenn er wieder zurückkäme, daß ich's ihm sagen könnte! Aber er ging so plötzlich. Wußt' er's? und ging deswegen so plötzlich? Und sprach nicht mehr mit mir? Ach, er kommt wohl nie zurück."

Nun, sie fühlt' es zu lebhaft, nun erst war ihr alles dahin. Jetzt erst erkannte sie, daß, was sie in den Stunden des Kummers aufrecht erhalten, nichts anders gewesen war, als das dunkle, aber gewisse Vorgefühl eines seligen Lebens mit Eisener und ihrem Georg.

Eisener hatte derweilen den melancholischen Schierlitzgrund durchwandert und näherte sich dem Orte, wo einst seine Hoffnungen gewohnt hatten. Schon sah er das Storchnest und die breite Krone des alten Lindenbaums. Er war eben in den Weg zwischen den Gärten eingebogen, den er vor Jahren in so ganz anderer Gemütsstimmung mit Rittern gegangen war. Und seltsamerweise hört' er an der Schenkwiese wieder das Brummen einer alten Baßgeige, die nachschlagenden Hörner — es war ja wohl derselbe Ländler, über dessen komisch-traurige Weise er mit Rittern damals gelacht hatte. Es war ja heute der Marklinder Jahrmarkt, der Geburtstag seines kurzen Glückes, seines längern Unglückes. Dazu der Widerstreit von Gefühlen und Wünschen, die das liebliche Ebenbild der gestorbenen Marie in seiner Brust erregt hatte, die längst solche Gäste nicht mehr gewohnt war.

Er fürchtete sich, einen seiner alten Bekannten hier zu treffen. Drüben auf der Landstraße bewegte sich sein Wagen. Er eilte von dem Wege, der dicht an dem alten Pfarrhause vorbeiführt, nach der Straße hinüber, um, ehe diese die Mauer des Pfarrgartens erreichte, den Wagen besteigen zu können, der ihn in möglichster Schnelle vorbeitragen sollte.

Es begab sich ganz anders, als er dachte. Der Kutscher hielt, wie er seinen Herrn daherkommen sah. Der Pfarrer, der unsern davon in der offnen Gartenthüre sich mit einigen Bekannten bekomplimentierte, ging, in der Meinung, der Wagen bringe ihm einen Gast, auf denselben zu und kam zu gleicher Zeit mit Eisenern an dem Schlage an. Er zweifelte einen Augenblick, dann rief er: „Sie sind es ja doch! Wie wird sich Breitung freuen, der so oft von Ihnen gesprochen hat." Dabei faßte er Eisenern unter den Arm, der nicht

daran denken durfte, fortzukommen, ohne wenigstens eine kurze Zeit hier verweilt zu haben, weil keine seiner Entschuldigungen gelten sollte. Indem sie durch den Garten dem Rasenplatze zuschritten, auf welchem die Gäste des Pfarrers trinkend und plaudernd saßen, sagte der Pfarrer: „Sie betrachten mich verwundert über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, seit wir uns nicht gesehen. Wann und wie trafen wir uns doch das letzte Mal?“

„Ich mag Sie kaum daran erinnern,“ sagte Eisener; „Sie hatten eben einen Verlust erlitten, der nie verschmerzt werden kann.“

„Ich dachte das jenesmal am Bette der Toten,“ sagte der Pfarrer. „Sechs Monate darauf am Bette der Lebenden wünscht' ich, sie möge gestorben sein.“

„Versteh' ich recht?“ fragte so freudig erschrocken Eisener, daß der Pastor über ihn erstaunte. „Marie lebt?“ Dabei sah er sich im Garten um, ob er sie nicht erblicke. Dann fuhr er hastig fort: „Ihr Ebenbild in Sonnenborn — nein; die trug das Kind ihrer Schwester auf dem Arme — haben Sie zwei Töchter?“

Erstaunt über diese Wärme, die nicht dem bloßen bekanntlichen Mitgefühle entstammt zu sein schien, entgegnete der Pastor: „Das Kind war das ihre, und Sie haben Marien selbst gesehn.“

Eisener schwankte auf den Wegen zweier entgegengesetzten Empfindungen. Der Freude — wenn man das beseligende Gefühl, einer Gewissensschuld, die ihn jahrelang allem, was den Menschen zu erheitern, zu beglücken vermag, verschlossen gehalten hatte, ledig zu sein, Freude nennen darf; des Schmerzes, daß Marie, die Marie, zu der die Liebe in ihm durch ihren Tod zur schwärmerischen Andacht und nun, da er wußte, sie lebte, plötzlich zur Leidenschaft angewachsen war, einem andern angehöre. Die äußerste Aufregung nur konnte eben die scheinbare Ruhe geben, mit der er zum Pastor sagte: „So ist sie verheiratet in Sonnenborn —“

„Sie nehmen solchen Teil,“ entgegnete jener, „daß ich Ihnen erzählen muß, was uns begegnete, seit ich Sie zum letzten Male sah. Marie, die wir für tot hielten, lebte; der Starrkrampf, der sie unter dem Scheine des Todes gefangen hielt, war eine Folge ihres Zustandes — sie sollte Mutter werden. Sie wurd' es. Durch wen sie es geworden ist, hab' ich weder durch Bitten noch durch irgend ein ander Mittel von ihr erfahren können. Sie blieb dabei, sie wisse selber nicht, wie es gekommen sei. Endlich mußt' ich an

ihrem Charakter irre werden. Im Übermaße zornigen Schmerzes verstieß ich sie.

„Mit Marien war Glück und Segen aus meinem Hause, aus meiner Wirtschaft, Ruhe und Freude aus meinem Herzen verschwunden. Sie fehlte mir überall. Ich hatte ihr längst im Herzen verziehen, das sich nach ihr sehnte und das Geschehene ihr abbat, als mich die Rücksicht, nicht inkonsequent zu erscheinen, noch abhielt, sie zurück zu holen, die mich nun auch nicht länger hindern soll, meinem Herzen zu genügen. Ich hätt' es heute gethan, wär' mir's nicht um die Fremden. Ihre Rückkehr wird dem ganzen Dorfe ein Fest sein."

„Lassen Sie mich Ihren Boten sein, und noch in diesem Augenblick!" rief Eisener, und eh' der Pastor noch entgegnen konnte, war er schon aus der Thüre. Es trieb ihn mit solcher Hast dem Dörfchen zu, wo es sich entscheiden sollte, war er der glücklichste, war er der unglücklichste aller Menschen, daß er den Gedanken, dahin zu fahren, auf welchen den Vorübereilenden der Anblick seines Wagens brachte, abwies, weil ihm in diesem Augenblicke den Wagen zu besteigen, dem Kutscher zu sagen, wohin er fahren solle, Dinge von unendlicher Umständlichkeit und Langwierigkeit zu sein schienen.

Marie kniete noch immer voll Bekümmernis und Reue an dem Bette ihres schönen Georgs. Der Vollmond, der durch das kleine Fenster auf Mutter und Kind fiel, ließ Marien den hastig eintretenden Eisener nicht gleich erkennen. Der ungewisse ernste Blick, mit dem sie aufstehend nach ihm hinsah, gab der hohen, mondbeleuchteten Gestalt etwas Feierliches und dabei Kaltes, das ihn auf der Schwelle festbannte und die geflügelten Worte der Leidenschaft von den geöffneten Lippen in die Brust zurückschreckte. Kaum, daß er mit halben Worten sein Hereinstürmen zu entschuldigen vermochte.

Seine Ängstlichkeit und Verlegenheit teilte sich ihr mit, die ihn nun erkannte. Sie lud ihn ein, sich zu setzen. Er setzte sich stumm; sie saß ihm ebenso stumm ganz nahe gegenüber in der kleinen Stube.

„Sie kennen mich noch?" fragte er endlich verlegen. „Gewiß," sagte sie freundlich; „heute aber kannten Sie mich nicht." — „Ich glaubte Sie tot," entgegnete Eisener, „aber ich wurde irr'; solche Ähnlichkeit, und sogar das Rosakleid, das ich an Ihnen kannte, das Sie an jenem schönen Morgen trugen. Jenes Morgens dacht' ich jeden Tag." Marie sagte: „Jenen Morgen kann ich auch nicht vergessen. Es war alles noch so still, so feierlich; die Gäste schliefen

alle noch. Mir war's nie so zu Mute gewesen; mir war's an jenem Morgen, als wär' alles mein voriges Leben nur ein Träumen gewesen, und nun gehe erst das Leben an; ich kam mir vor, als sei ich plötzlich größer geworden und sei nun erst kein Kind mehr. Jenes Rosakleid ist's nun freilich nicht mehr; aber seit jenem Morgen bin ich der schönen Farbe doppelt gut geworden." Sie wollte, auf des Knaben Röckchen zeigend, hinzusetzen: „Das ist von jenem Kleide noch," aber eine eigne Scham hielt sie ab, gegen Eisenern des Knaben zu erwähnen. „Aber Sie sind wohl krank," unterbrach sie sich, da sie ihn noch bleicher werden sah. „Nein," sagte Eisener, „ich bin sehr schnell gegangen; solche kleine Anwandlungen gehen schnell vorüber. Weil ich Sie gestorben glaubte, bin ich krank geworden; nun ich weiß, daß Sie leben, muß ich ja wieder gesund werden."

Er faßte ihre Hand. Sie erschrak. Seine Hände waren sehr kalt. Er sagte: „Ich glaube, hätt' ich ein Glas frisches Wasser, mir würde besser."

Marie eilte, das Gewünschte herbeizuholen.

„Das wäre eigen," sagte Eisener matt vor sich hin, „wenn ich jetzt sterben müßte vor Freuden, wenn ich erführe, daß sie mich liebte, daß der schöne Knabe —" ihn ergriff eine Sehnsucht, das Kind zu betrachten, zu liebkosen — die Wonne wurde dem Angegriffenen vor Übermaß zur Angst, dacht' er sich das Kind als das seine, sich so plötzlich, so unerwartet in dem Besitz von Gütern, auf die er noch gestern für immer verzichtet. Er wankte nach dem Bettchen zu, bog sich über den wunderschönen Knaben hin, sah das kleine Mal an dem Ärmchen, dessen weiter Ärmel durch eine Bewegung im Schlafe sich zurückgeschoben hatte, und brach über dem Bettchen ohnmächtig zusammen.

Marie, die mit dem Wasser hereintrat, kam eben noch zeitig genug, die Gefährlichkeit des Falles zu verhüten. Sie setzte sich neben ihn auf den Boden, hielt ihn in ihren Armen; sein Kopf ruhte an ihrer Brust. Ihr totenbleiches Gesicht hatte sie über das seine gebeugt, und sie wiederholte nur immer die dringlichen Worte: „Ach Gott, Herr Eisener, so sterben Sie doch nicht!" als meine sie, er könn' es ihr nicht zuleide thun, zu sterben, wenn sie ihn nur recht herzlich darum bitte.

Er schlug seine Augen wieder auf und fragte: „Bist du's denn auch, Marie? Und bist du mir denn gut?" Sie schwieg und bückte

ſich in ſchamhafter Verlegenheit ſo nah' auf ihn, daß ſie einander nicht ſehen konnten. Aber er fühlte ihre Thränen auf ſeinen Wangen; er fühlte, daß ſie heftig zitterte.

Sie half ihm aufſtehen, ohne ihm in die Augen zu ſehen, und führte ihn an ihr Bette, damit er ruhen könnte. Der Knabe wurde unruhig; ſie nahm ihn auf die Arme und trug ihn leiſe ſingend und in den zitternden Armen wiegend von dem Bettchen nach dem Fenſter und wieder zurück. Es war ihr immer, als müſſe ſie, wie in ihren Träumen, den Knaben zu Eiſenern tragen, und doch hatte ſie den Mut nicht, es zu thun.

„Marie," ſagte Eiſener, „verzeihſt du mir denn? Ich habe gebüßt drei ſchwere Jahre lang." Sie verſtand ihn nicht. Er warf den Rock ab, ſchob den Hemdenärmel zurück und zeigte ihr das Mal, das er auf dem Arme trug, auf derſelben Stelle und von derſelben Geſtalt wie der kleine Georg. „Siehſt du, Marie, dein Georg iſt auch mein Georg, und ich bin ſein und dein." Die glückliche Marie verſtand ihn nur mit dem Herzen.

In dieſem Augenblicke that ſich die kleine Thür auf, und herein traten der Paſtor und Breitung mit dem alten Eiſener und Ritter, die der Paſtor, ihrem und dem eigenen Andringen folgend, hierher geführt hatte, wo ſie nach ſeiner Erzählung den Sohn und Freund zu finden wußten.

Das Märchen vom toten Kinde.

Weit von hier liegt ein Thal, ſo ſchön, daß man gar nichts Schöneres ſehen kann, verſteckt von hohen waldigen Bergen und abgeſchieden von der Welt, wie ein demütiges gottvolles Herz. Heute zwar war es belebt genug. Ein bunter Schwarm von Knechten und Mägden hatte das Thal mit Früheſtem erobert und erfüllte es mit frohem Lärmen. Dort hatte man das Gras erſt gehauen, hier ſtand das Heu bereits aufgeſchobert; dort kamen ſchon die Wagen, das geſtern gehauene in die Scheuer zu bringen. Da floß Schweiß, da ſtieg Duft, und mit den fröhlichen Stimmen der Heuer wettkämpften die Vögel auf den Erlen und Weiden, die dem Bächlein in zwei

grünen Reihen rauſchend und nickend durch das ganze Thal hin das Geleit gaben.

Juſt auf der Grenze, die die Fluren zweier nahegelegenen Dörfer quer über das Thal hinüber laufend teilte, ſah etwas Weißes wie eine große Blume aus dem Grünen. Hans, der mit ſeiner Frau zunächſt daran beſchäftigt war, hieb aus Neugier noch um eins ſo emſig in das Gras. Er glaubte etwas zu finden, was die Mühe des Aufhebens lohnen werde. Hätt' er vorher gewußt, es ſei nichts als das weiße Kleidchen eines toten Kindes, er hätte ſich nicht ſo über ſeine Weiſe angeſtrengt. Gefunden aber war es nun, und der Fund, an dem nichts zu gewinnen war, wurde nicht verſchwiegen. Einige Minuten und das ganze ſchwitzende Volk der Heuer umſtand neugierig das tote Kind. Es war ein Mädchen, etwa acht Jahre alt, von wunderbar zarter Schönheit. Man konnte glauben, es ſei der Geiſt des ſchönen Thales, der hier den heißen Mittag verſchlummere. Die Händchen hatt' es über die Bruſt gefaltet; ſo lag es auf dem Rücken; die hohen Grashalme und Wieſenblumen bogen ihre Spitzen und Kelche ſo nah auf das zarte Geſichtchen herab, als müßten ſie durchaus erfahren, ob das Kind wirklich tot ſei oder nur ſchlafe. Nun bogen ſich auch ſo viel Menſchengeſichter nach dem Kinde hernieder; aber es war nur ſtumpfe Neugier, die aus den Geſichtern ſchaute.

Jetzt trat einer näher, kratzte ſich am Kopf, pochte die Pfeife aus und rief mit einem derben Fluche, ich weiß nicht, was ihm geſchehen ſolle, wenn das nicht das Kind des Steigers ſei. Der Steiger aber war früher Beſitzer des größten Gutes in der Nähe geweſen und ein ſteinreicher Mann; was aber mehr ſagen will, der Wohlthäter der Armut aus der ganzen Gegend und ein Mann, der ohne Eigennutz ſtets das allgemeine Beſte förderte.

Der Schulz von Birkenhain, der der dümmſte nicht war, rief einige Bauern von ſeiner Gemeinde herbei und ſagte, ſeine Meinung ſei, ihre Gemeinde begrabe das Kind mit Glockengeläut, Geſang und Predigt, ſo feierlich als man nur jemand begraben könne. Der Steiger werde, wenn er es erfahre, gewiß kein Schuldner bleiben, und ſie könnten ſich auf eine anſehnliche Belohnung Rechnung machen. Die Bauern waren gewohnt zu thun, was der Herr Schultheiß für geraten fand; aber die Birkenthaler Gemeinde war nicht dümmer als ihre Nachbarn von der anderen Thalhälfte. Da nun aber beide,

die Birkenthaler wie die Birkenhainer, ebenſo hartnäckig waren als klug, und überdies der Neid im gegenwärtigen Falle an der uralten Eiferſucht der Grenznachbarn einen ſtarken Bundesgenoſſen fand, ſo konnte es nicht fehlen, daß kein Teil nachgeben und die gehoffte Belohnung dem andern überlaſſen wollte.

Zunächſt lag es, daß diejenige von beiden Gemeinden im Recht war, auf deren Grund und Boden die kleine Leiche lag. Aber man fand, daß die Grenze das Körperchen juſt ſo in der Mitte zwiſchen Scheitel und Zehen durchſchnitt, als wenn jemand das Kind ſo dahin gelegt hätte, wie es lag. Und es wäre, da die Gemüter durch Rede und Gegenrede ſich immer mehr erhitzten, der zweifelhafte Fall ohne Zweifel der ſchlagenden Beweiskraft der Fäuſte anheimgefallen, wäre nicht eben noch zur rechten Zeit ein anderer Bauer hinzugetreten, der zu erzählen begann, wie der Steiger gar nicht mehr der Mann ſei, der er geweſen. Er ſelbſt, nämlich der Bauer, habe ihn, den Steiger, nur vor einem Vierteljahr noch geſehen, da ſei er einige Meilen weiter ins Reich von Thür zu Thür als Bettler gegangen. Nun ſei er geſtorben, und die Gemeinde, die ihn aus Mitleid zuletzt beherbergt, ſei gezwungen worden, ihn zu begraben, weil er gar nichts hinter ſich gelaſſen. Mit dem Kinde des Steigers aber, welches ſie heute gefunden, werde ein Ähnliches geſchehen, da es keine Heimat auf Erden habe, ſondern auf dem Meere geboren ſei. Das ſei geſchehen, wie der Steiger und ſeine Frau vor acht Jahren auf der Rückreiſe von Amerika begriffen geweſen ſeien. Er habe das oft vom Steiger ſelbſt gehört.

Auf dieſe Rede ſenkten die Schulzen beide die Ohren. Nun galt es, ſich geſchickt zurückziehen. Der Schultheiß von Birkenhain griff nach dem hölzernen Kamm in ſeinen Haaren, zog ihn einmal über den Kopf hin; dann ließ er den Arm ſinken, machte ein treuherzig freundlich Geſicht und ſagte: „Nachbar Schultheiß, ich ſehe ein, daß ich unrecht habe. Aus Eurer Gemeinde hat einer das Kind gefunden; Euch kann es niemand ſtreitig machen.“ Aber der Schultheiß von Birkenthal gab ſeinem Kollegen nun an Großmut ſo wenig nach, als vorher an Hartnäckigkeit. Er ſagte: „Das Finden war das wenigſte. Bloßer Zufall. Ein Hund konnt' es finden, dazu braucht' es keinen Menſchen. Aber Ihr kamt zuerſt auf den Gedanken, es zu begraben. Es iſt nicht mehr denn billig, daß wir zurücktreten.“

Da der Schultheiß von Birkenthal nach dieſen Worten ſich

wandte, um zu gehen, ſah der von Birkenhain ein, das Kind werde ſeiner Kommune zur Laſt bleiben, wenn er ſchweige und ſolchergeſtalt die Worte ſeines Kollegen zu genehmigen ſcheine. Er hielt es für das beſte, die Sache von den Gemeinden hinweg zu ſpielen und einem Einzelnen aufzubürden, der eher würde nachgeben müſſen. So rief er denn ſo haſtig und laut, als er konnte, damit er von dem Gehenden noch vernommen würde: „Was ſtreiten wir uns? Da iſt ja der Peter von Birkenthal, des Steigers alter Freund und Gevatter. Der läßt ſich's nicht nehmen, darauf wett' ich."

Der Peter ſchien ein jähzorniger Mann zu ſein. Er fuhr herum wie ein biſſiger Dachs und rannte, daß er faſt über die Rechen hinüber fiel, die die andern Heuer noch in den Händen hielten, bis er dicht vor dem Schultheiß von Birkenhain ſtand. Nun ſchlug er die Arme unter und ſtotterte und ſchrie: „Was ſoll ich? Was hab' ich? Was muß ich? Donnerwetter! Hab' ich den Steiger beerbt? Hat er mir einen Pfennig geſchenkt? Hab' ich nicht einen Patenbrief gegeben, wie ich ſein Gevatter war? Bin ich dem Steiger was ſchuldig oder ſonſt wem?

„Recht ſo, Peter!" riefen dem Redner ſeine Nachbarn zu, die im Eifer ihres Herzens ihm unwillkürlich Stellung und Gebärden nachahmten und ſo dicht um den Schultheiß von Birkenhain herumſtanden, daß dieſer zu ſchwitzen begann. Er holte tief Atem und ſagte dann: „Mir iſt alles recht. Schreit mich nur nicht ſo an."

Bei dieſen Worten ihres Schultheißen brachen dagegen die Birkenhainer in ein lautes Murren aus, und der Schultheiß ſchwitzte noch mehr, da er merkte, daß er in Gefahr war, zwiſchen zwei Feuer zu kommen. Er wußte nicht, was er ſagen ſollte. Aus dieſer Verlegenheit half ihm der zornige Peter, indem er ſchreiend und ſtotternd begann: „Hat er mir eine Schule bauen laſſen? der Steiger? Hat er mir den Felſen wegſprengen laſſen im Maienfurter Wege? der Steiger? Hat er mir achthundert Thaler geborgt? der Steiger? Ohne Zinſen, damit ich meine Glocken umſchmelzen konnte? der Steiger? Und die Orgel reparieren? der Steiger? He? Wilm? der Steiger? Zum Kuckuck! der Steiger? Wie? der Steiger?"

Peter ging vor Alteration Atem und Pfeife aus. Der Schultheiß von Birkenhain aber hatte ſeinen Mut wiedergefunden — denn er hatte unterdes gezählt und herausbekommen, daß die gegen-

wärtigen Birkenhainer die Birkenthaler um ein Drittel überwogen, gar nicht gerechnet, daß unter den Birkenhainern der dicke Küfer war, der wohl allein zehn Mann auf sich genommen hätte! Mit dieser seiner Kraft, die nun die Kraft von wenigstens fünfzehn starken Männern war, stand die Stimme möglichst im Gleichgewicht, mit welcher der gute Schultheiß nun den Peter anfuhr: „Hat er mir's gebaut? He? Hat er mir's gesprengt? He? Hat er mir's geborgt? He? Ohne Zinsen? He? Hat er mir's repariert? He? Zum Kuckuck? He? Bin ich die Gemeinde? He? Heiß' ich Birkenhain? He? Hat er mir's gethan oder der Gemeinde? He? Und wem hat er die neue Straße gebaut und die Kirschallee angelegt? He? Wem hat er das dumme Zeug von gemeinnützigen Büchern angeschafft, zu lesen? He? Wem hat er die Baumschule geschenkt? He? Wem hat er tausend Thaler geschenkt, wovon die Zinsen der Schulmeister bekommen soll zu seinem schlechten Dienst? He? Als euch? He? Den Birkenthalern? He? He? He? He?"

So war die Sache abermals ein Streit der Kommunen geworden. Der Schultheiß von Birkenhain schwieg erschöpft, Peter hatte noch keinen rechten Atem. Nun wirkte im Schultheißen von Birkenthal ein alter Groll. Er sagte: „Bei den Kommunen hebt sich's, was der Steiger gethan hat. Da hat keine der andern vorzuwerfen. Nun sind aber Einzelne vorhanden, an denen der Steiger es verdient hat, daß sie sein Kind begraben. So zum Exempel der Dittmann, dem der Steiger die Fuhren umsonst gethan hat, wie er abgebrannt war, und die Steine geschenkt aus seinem Bruch und das Holz aus seinem Busch und noch überdies mit Geld geholfen, so daß man sagen kann, der Steiger hat's ihm gebaut, das Haus. Nun mein' ich absolut, daß der Dittmann erschrecklich undankbar ist, wenn er nicht das Kind begräbt."

Der Dittmann war Peters reines Gegenteil. Er war die Ruhe selbst. Er schlug seine Hände langsam über seinem Bauch zusammen und sagte in seiner bequemen Weise — und die war so bequem, daß er aus Bequemlichkeit kein R richtig aussprach, sondern allemal, wo es vorkam, ein mattes Mittelding von U und W hören ließ: „Was das vor Sachen sein! Ich sage aber weiter nichts, als ich thu's nicht und da verlier' ich kein Wort weiter, denn ich thu's nicht. Das sollte mir gehen wie mit dem Weg an meiner Scheune vorbei, aber ich thu's nicht. Sagt der Amtshauptmann: Ihr habt

den Weg bis jetzt gebessert, nun könnt Ihr ihn fortbessern. Was? Da sollte wieder ein Recht draus werden? Aber ich thu's nicht. Wenn einer da in der Umgegend einen toten Balg fände, sollt' ich's allemal begraben? Aber ich thu's nicht. Und zwingen kann mich kein Kuckuck, denn ich thu's nicht. Warum sollt' ich's und der Röser nicht? Der dem Steiger sein ganzes Gütchen zu danken hat? Ich hab's nicht nötig, denn ich thu's nicht."

Alle Blicke wandten sich von Dittmann zu dem dicken Röser, der wie ein Riese dastand unter den andern. „Der muß! Freilich! Wer sonst?" murmelten die Birkenthaler mit den Köpfen nickend und die Rechen aufstampfend, indem einer dem andern Mut machte, so daß das Murmeln allmählich zu bestimmt ausgesprochener Rede wurde.

Der dicke Röser aber schlug die braungebrannten, haarigen, ungeheuren Hände mit hilfloser Gebärde zusammen. Dann sah er mit wehmütigen Blicken von einem zu dem andern, wie eben bald dieser, bald jener sprach. Dann sagte er mit einer Stimme, die so hoch und dünn klang, daß man glaubte, einen Knaben von zehn Jahren reden zu hören, und mit einem Ton, der in seiner Weinerlichkeit besser zu des Mannes Stimme paßte, als zu seiner Gestalt: „Na, wenn keiner weiß, wer herhalten soll, schwups geht's auf den Röserfritze." Es war, als wollte die Stimme nicht aus der Riesengestalt heraus und die ununterbrochene rudernde Bewegung, die er mit den Händen machte, zuweilen selbst mit den Beinen, müßte sie gewaltsam herauspressen. „Ich schwacher Mann in meiner Armut! Und das liebe Brot ist so teuer, lieber Gott! Und die Abgaben; da heißt's: Gebt her und nur immer gebt her. Lieber Gott, wenn ich's thun wollte, klaps wär' der Exequirer da und sagte: Wenn Ihr aller Leute Kinder begraben könnt, könnt Ihr auch mehr Steuern geben. Ja, wenn der Steiger noch ein reicher Mann wäre, wups begrüb' ich's. Wenn man aber einem Lumpen einen Gefallen erweist, hat man nur Schererei davon. Nun kommt alles und will haben, da kommen die Gerichte und schwaps —"

„Aber warum sagt Ihr nicht Schnaps?" sagte der Birkenthaler Schneider, nachdem er schnellen Schrittes vom Röser hinweg und hinter eine Gruppe Birkenthaler getreten war. In diesen Worten mußte eine Anzüglichkeit liegen, denn alle, selbst die Birkenhainer, lachten laut auf.

Röſer aber ſchmerzte der Stich ſo empfindlich, daß er zu weinen begann, was ſeinem dicken Geſicht wunderlich genug anſtand. „Wenn man," ſagte er während des Weinens, „eine Frau und vier Kinder hat und nicht zuweilen einen ſoll trinken können, da hört's auf mit der Welt. Aber dem Schneider ſchlag' ich Arme und Beine entzwei; er wird mir ſchon einmal begegnen, wo wir allein ſind."

Die letzten Worte hatte der dicke Röſer nicht etwa mit zornigem Ausdruck in Stimme und Gebärde geſprochen, ſondern hilflos weinend wie ein Kind; dennoch machten die Birkenthaler Raum um ihn und waren plötzlich ſo ernſthaft, als wär' es keinem von ihnen eingefallen, nur das Geſicht zum Lachen zu verziehen. Vielleicht, daß ſie Röſer's Natur kannten und wußten, daß bei ihm dem Gewitterregen unerwartet ſchnell das Einſchlagen folge.

Und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht eben zwei Herren herzugetreten wären, die, auf einer Landpartie von der benachbarten Stadt aus nach Birkenwalde begriffen, mit anderen Bekannten, Herren und Damen, durch das Thal daher gekommen waren. Ihre Begleiter und Begleiterinnen verfolgten ihren Weg; die beiden Herren aber blieben bei den Bauern ſtehen und erkundigten ſich, was es hier gebe.

Es waren aber dieſe beiden Herren weitberühmte Advokaten aus der Stadt. Der eine, Herr Doktor Fuſelius, war entſetzlich lang und hager, lang wie die Prozeſſe, die er führte, dünn wie die Geldbeutel, die er ſchnürte, blaß und zuſammengefallen wie ſeine Klienten nach endlich geendigtem Prozeß. Der andere dagegen, der Juſtizrat Herdamit, war ein kleiner wohlbeleibter, ungemein lebendiger Mann mit einer weißkupfernen Brille, die er unaufhörlich rückte, ſo daß ſie ihm bald an der Stirne, bald auf der Naſenſpitze ſaß. Die rechte Hand pflegte er von Zeit zu Zeit wie abwehrend vor ſich hinzuſtrecken, als wär' er eine lebendige rechtliche Verwahrung. Was er oft uneigentlich mit ſeinen Klienten vornahm, das hatte im eigentlichſten Sinne die Natur mit ihm vorgenommen; er hatte Haare laſſen müſſen, und da er zu ſparſam war, ſich eine Perücke anzuſchaffen, wie ſein Herr Kollege Fuſelius längſt gethan, ſo zeigte er, ſo oft er den Hut abnahm, eine Glorie, auf die er eben nicht ſtolz war.

So waren die beiden Herren beſchaffen, die ſich zu den Bauern geſellt und durch geſchickte Kreuz- und Querfragen bald heraus

bekommen hatten, um was es sich hier handle. Beide spürten, daß hier etwas zu machen sei, und nahmen sich innerlich vor, den Platz nicht eher zu verlassen, bis ein Handel eingeleitet sei, der die Bauern etwas leichter und sie etwas schwerer mache.

Herr Doktor Fuselius lächelte mitleidig, drauf nahm er seinen Spazierstock wie ein musikalisches Instrument an den Mund und fingerte mit beiden Händen daran herum, indem er die Augen schloß, etwa wie es ein Klarinettenvirtuose thut, wenn er auf seinem Instrumente phantasiert. Darin unterbrach er sich plötzlich, indem er mit krähender Stimme die Worte herausstieß: „Die müssen's, die Birkenthaler mein' ich, wenn ihr Grütze habt, ich meine in eurem Kopfe. Liegt ganz auf der Hand, läßt sich greifen, ich meine, wenn ihr nicht vernagelt seid."

Nachdem er dies alles schnell nacheinander herausgestoßen, schloß er wiederum die Augen und fingerte an seinem Stocke herum, bis er sich von neuem in diesem geistreichen Spiel unterbrach.

„Weiß, habt einen Prozeß verloren; meine gegen die Birkenthaler — habt — ja wegen der Grenze. Hundert — waren's nicht?"

„Hundertvier Thaler hat die Geschichte der Kommune gekostet," sagte der Schultheiß von Birkenhain, und die Erinnerung daran fuhr ihm auf einer Gänsehaut über den Rücken.

Herr Doktor Fuselius phantasierte Sturm und Sieg auf seinem spanischen Rohr; die langen magern Finger trommelten hörbar daran herum. Dann brach er plötzlich los: „Eben darum. Sollen's auch; ich meine" — er machte die Pantomime des Geldzählens.

„Was? Könnt nicht verlieren. Ich meine, den Prozeß. Kann nichts klarer sein. Objectum: Begräbniskosten. Wer soll's begraben? Auf wessen territorio — aber ich meine; versteht kein Deutsch; ich meine: Auf wessen Grund und Boden der Aufgehobene gefunden. Nun kann man einen hinwegtragen auf anderer Leute Grund und Boden, gilt aber nicht's, wenn Cajus probationem beibringen kann, ich meine, wenn darzuthun ist, daß Aufgehobener vorher auf Sempronii Acker und Wiese gelegen und nach vollständiger Aushauchung der Seele durch Sempronium Cajo zur Last auf dessen Acker oder Wiese gebracht worden."

Hier hielt er inne, in[illegible] er die Birkenhainer der Reihe nach mit halb zugekniffenen Augen wie fragend scharf ansah.

Die Birkenhainer wußten den Teufel von Cajus und Sempronius.

Sie drehten, verlegen dem ſcharfen Blick des Doktors ausweichend, an Pfeife und Rechen herum; nur der Schultheiß machte von Amts wegen ein pfiffiges Geſicht. Der Doktor aber ergriff mit der ihm eigenen Plötzlichkeit den Faden ſeiner Rede alſo wieder: „Nun ſind zwar etliche indicia nicht vorhanden, daß aufgehobener cadaver vom Ort des Sterbens hinweg und an einen andern Ort gebracht worden. Gleichwohl iſt luce clarius, daß Aufgehobener nicht mehr an dem Orte, da der Tod ihm angekommen. Freilich ſcheinet der Hauptteil des Leibes diesſeitige Grenze zu tangieren; iſt aber eben dies ein argumentum pro, denn nicht vorauszuſetzen iſt, daß Aufgehobener auf Birkenhainer territorio auf dem Kopfe ſtehend verſtorben und ſodann die Füße auf gegneriſches Gebiet gefallen, ſondern daß er, da apoplexia ſeinem Leben ein Ende gemacht, mit ſeinen Füßen auf jenſeitigem territorio geſtanden und alsdann mit dem obern Teile ſeines Leibes auf diesſeitiges herübergeſunken. Daß Aufgehobener aber ſtehend verſtorben, ſchließe daraus, daß ſelbiger nicht Einen Halm mit den Händen verſehrt, obgleich die Hände im dichten Gras liegen; ſintemal nemini ignotum, daß Sterbende krampfhaft mit den Händen um ſich zu greifen pflegen. Mein' ich alſo, daß Kommune Birkenhain entſetzlich dumm ſein muß, wenn ſie durch Begräbnis des Kindes Kommune Birkenthal zu bereichern denkt.“

Auf ſolche Weiſe ließ Herr Doktor Fuſelius ſeiner Beredſamkeit noch eine gute Weile den Zügel, bis er die Kommune nicht ſowohl durch ſeine Worte als durch den Ton innerlicher, eigener Überzeugung und entſprechende energiſche Gebärden dahin gebracht hatte, wo er ſie haben wollte. Es iſt unglaublich, was ſolcher Ton und ſolche Geſten über Bauergemüter vermögen, beſonders wenn ein alter Groll ihnen zu Hilfe kommt. Bei den Birkenthalern aber war es dem Herrn Juſtizrat ſo gut gelungen, als dem Doktor bei den Birkenhainern. Er hatte ihnen mit gleicher Spitzfindigkeit bewieſen, daß, da das Kind nur mit den Füßen auf ihrer Grenze liege, es eigentlich gar nicht auf ihrer Grenze liege, weil Kopf und Bruſt der eigentliche Menſch ſeien und die Extremitäten nur als Zugabe und gewiſſermaßen als unweſentliche Teile des Menſchen anzuſehen, da ein Menſch nicht nur nach verlorenen Extremitäten noch leben, ja ſogar ohne dieſelben geboren werde, ohne daß jemand rechtlich von ihm behaupten könne, er ſei kein Menſch.

Drauf instruierten beide ihre Klienten, wie sie die Aufhebung des Kindes durch das Gericht ruhig abzuwarten und gegen die Zumutung, dasselbe zu begraben, zu protestieren hätten, von der Geschicklichkeit ihrer Anwalte aber das Beste erwarten sollten.

Die Sache schien hinlänglich eingeleitet, und die beiden Herren Advokaten setzten ihren Stab weiter; legten aber erst ein gutes Stück Weges unter gravitätischem Schweigen zurück, eh' sie ihr Vergnügen über das gelungene Stückchen, ihren Hohn über die Dummheit der Bauern, und ihren Plan, diese gehörig und systematisch zu rupfen, in munterm Zwiesprach abzuhandeln wagten. Noch eh' sie Birkenwalde erreicht hatten, waren sie übereingekommen, auf Abschlag des so glücklich angesponnenen Handels zuvörderst eine Flasche Wein zu trinken und schließlich für den Nachhauseweg einen bequemen Wagen zu mieten.

Aber die Herren JCti hatten, wie man zu sagen pflegt, ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht. Noch während beide ihre Beredsamkeit spielen ließen, hatte Hans, der Finder des toten Kindes, seine würdige Lebensgefährtin beiseite gezogen und ihr ins Ohr geraunt: „Else, das mag sein, wie's will, aber ich denke, wir begraben's." Else entgegnete mit weit bestimmterem Tone, als der ihres Eheherrn war: „Hans, das mag sein, wie's will, aber ich denke, du bist ein dummer Esel. Anderer Leute Bälge begraben, das fehlte noch. Hat uns einer ein Kind begraben?" „Na," sagte Hans mit einem Seufzer, „dafür leben sie auch noch alle. Aber du wirst noch so laut werden, daß alle nach uns sehn."

Else übersah die Versammlung mit einem geringschätzigen Blick und entgegnete: „Ich frage den Henker nach dem Volke. Sie sollten mir nur kommen. Ich wollte jedem was sagen —"

„Aber, herzliebe Else," bat Hans, „wenn du mich nur anhörtest. Morgen könnten wir just einen Dukaten reicher sein, ja, was denn? vier Dukaten wenigstens, wenn du nur Vernunft annähmst. Verstehst du, Else? Morgen könntest du zwei Kühe im Stall haben statt einer."

Else sah ihren Gemahl an, als wollte sie sagen: Du — du wärst mir der Mann dazu, uns reicher zu machen. Aber der Gegenstand hatte denn doch zu viel Interesse, als daß sie den Redner hätte unterbrechen mögen. Der fuhr also fort: „Höre nur, wie ich

vorhin ſtehe und das Kind angaffe, da kommt juſt ein Lüftchen daher und hebt ihm den Kragen juſt ſo weit, daß ich drunter ſchauen konnte. Schwenzelenze ſeh' ich da eine goldene Kette und einen Dukaten dran von purem gelben Gold. Wie? wenn wir ſagten, wir wollten's begraben? Der Pfarrer müßt's ohne Gebühren thun —" Hier brach Elſe in ein Gelächter aus. „Der Pfarrer?" lachte ſie, „unſer Pfarrer? Ohne Gebühren? Wenn's mit deinem Goldſtück nicht gewiſſer iſt —"

Hans ſah ſie einen Augenblick ungewiß an. „So ſollt' ihn doch der —" ſagt' er. „Hat er ſich nicht den dicken Bauch an des Steigers Tiſche angefreſſen? Hat ihm nicht der Steiger die Scheune gebaut und nicht eher geruht, bis der Dienſt verbeſſert war? Predigt er nicht Sonntag für Sonntag von der Mildthätigkeit?"

„Freilich," warf Elſe ein, „weil ihm die Leute nicht Butter, Eier, Hühner und Gänſe genug ins Haus tragen." „Gut," ſagte Hans reſigniert, „thut er's nicht umſonſt, ſo bezahlen wir's. Es bleibt immer noch was übrig." Hans war noch nicht am Ende ſeiner Rede, Elſe aber unterbrach ihn ungeduldig: „Plaudre nur zu, alter Plaudermatz, bis ein anderer das Goldſtück ſieht. Wärſt du ein Mann, ſo gingſt du den Augenblick hin und ſagteſt: Ich begrab's und damit Holla!"

Hans leuchtete ein, daß Elſe nicht unklug geredet. Jeden Augenblick konnte ein Lüftchen den Kragen wieder in die Höhe heben. Er nahm ſich daher keine Zeit zu einer Entgegnung, ſondern wandte ſich ſtracklich gegen die Bauern, die noch immer das Kind umſtanden. Er ſei zwar arm, ſagt' er, aber das Kind dauere ihn, und der Steiger ſei doch ein zu braver Mann geweſen. Die Bauern umher verwunderten ſich alle über die Haſt, mit der Hans ſich bereit erklärte, die kleine Leiche zu begraben. Wenn er dieſe That der Barmherzigkeit üben wollte, konnte man ihn freilich daran nicht hindern. Aber ſie ſchüttelten die Köpfe und brummten untereinander: „Hans müſſe doch ſo arm nicht ſein, wenn er fremder Leute Kinder begrabe, die ihn ſo wenig angingen als irgend einen andern. Wenn er wieder einmal um Unterſtützung bitte, ſo werde man wiſſen, was man darauf zu erwidern habe. Die reichern Bauern ärgerten ſich, daß der arme Hans etwas thun wollte, was ſie nicht zu thun ſich getrauten. Die Scheinheiligen darunter kränkte es, daß er ſie beſchämte. Die Ärmeren endlich empfanden Neid, weil ſie einzuſehen

glaubten, daß Hans doch nicht ſo arm ſein müſſe, als er vorgebe, um Unterſtützungen zu erſchnappen, die außerdem ihnen zu teil geworden wären. Hans aber vergaß über dem Goldſtück, welches ſein werden ſollte, daß er's mit den Nachbarn verdorben hatte. Und obgleich jeder ohne zu zögern ſich wieder an ſein Geſchäft begab, ihm währte es entſetzlich lang, bis er und Elſe wieder allein waren mit ſeinem Fund.

Kaum aber waren ſie's, als Hans unter dem Vorwande, den kleinen Körper mit Gras bedecken zu wollen, daran ging, demſelben die Kette abzunehmen. Denn jeden Augenblick konnten die Gerichte kommen, die nun das Kleinod durchaus nicht finden durften. Hans zitterte vor Freude, daß das glänzende, wertvolle Stück nun ſein werden ſollte, und zugleich vor Angſt, daß jemand bemerken könne, was er thue, und dann Halbpart verlangen, ſo ſehr, daß — und nun erhob noch auf den nahen Erlen ein Rabe ſein Geſchrei, daß er zuſammenfuhr wie ein Dieb, der unvermutet einen Galgen ſieht — er brachte das Werk nicht zu ſtande. Seine Vollendung war für Elſens Hände aufbehalten, die es damit nicht bewandt ſein ließ. Sie durchſuchte das ganze Gewand des Leichnams und dieſen ſelber mit einer Seelenruhe, die einem alten Anatomen Ehre gemacht haben würde. Dabei ließ ſie es nicht an Spottreden über die Nervenſchwäche ihres Herrn Gemahls fehlen, die dieſer aber überhörte, weil ſein ganzes Leben in ſeine Augen getreten war, mit denen er gierig ihren Händen folgte.

Endlich ſagt' er: „Es iſt doch eine ſonderbare Geſchichte um ſolch einen toten Leichnam, der erſt lebendig geweſen iſt wie wir. Denn ebenſogut könnte ich oder du ſo tot da liegen und jemand an einem herumſuchen, ohne daß man es fühlt."

„Dummes Zeug," lachte Elſe; „jetzt geht's zum Pfarrer und von dem geradezu zum Goldſchmied in der Stadt. Es iſt nichts, wenn man ſolche Sachen erſt lange liegen läßt. Und eh' ich's begrabe, muß ich erſt wiſſen, was das Ding da wert iſt."

So begab ſich das würdige Ehepaar denn auf den Weg. Sie gingen einen Wieſenſteig, der ſich lang neben dem Bache hinſchlängelt, dann aber plötzlich davon ab und einem Buſche zuführt. Der Himmel hatte ſich umzogen, aber nur mit flockigem, lockerm Gewölk. Die Sonne brannte nicht mehr ſo heiß auf. Dazu hatte ſich ein Lüftchen erhoben von erquickender Kühle und rauſchte wunderbar heim-

lich im Busch über den Häupten des eilig schreitenden Paares. Aber es war nicht die Lieblichkeit und Heimlichkeit des Plätzchens, dessen Einladung zur Ruhe sie folgten, als sie vom Wege ab tiefer im Busch schweigend und vorsichtig umsehend niederkauerten. Sondern sie fühlten sich nun erst sicher genug, das gefundene Kleinod beschauen zu dürfen. Eine braune Hand holte es unter dem zerrissenen Halstuche hervor; etwa zwei Minuten lang starrten vier gierige Augen danach. Vier Hände wendeten es zitternd herum und wieder hinum. Gold ist ein wunderbar eigenes Ding für Menschen, die über den Mittag ihres Lebens hinaus sind und noch keins in der Nähe gesehn haben. Sie betrachteten es wie ein Hexending, das sich jeden Augenblick in ganz etwas anderes verwandeln kann; und da es nicht verschwand oder blaß wurde, sondern immer heller funkelte, brachen beide in ein behagliches Lachen aus. Aber sie erschraken über das eigene Lachen, wie einer, der erwachend noch das letzte Wort hallen hört, das er im Schlaf gesprochen. Das goldene Ding verschwand wieder hinter dem zerrissenen Busentuch, und den alten Ausdruck in den stumpfen Zügen verfolgte das edle Paar seinen Weg.

Sie hatten nicht weit zu gehen bis zum Pfarrhaus von Birkenwalde. Schon sah es mit seinem steinernen Giebel über den blühenden Holunder herab. Hans zog seinen Kamm durch die Haare, räusperte sich, rückte sich in seiner Jacke zurecht und nahm schon im Hausflur seine rätselfarbige Mütze ab. Else aber that nichts dergleichen; indem sie den Gemahl schneller zu gehen antrieb, raunte sie ihm laut genug zu: „Ich thäte nun auch Schuh und Strümpfe ab.“ „Dummes Zeug! Der Pfarrer ist ein Mensch wie wir. Er sollte nur einmal mit mir anbinden; ich wollte ihm Dinge sagen, dem —“

Aber sie hatten bereits die Treppe passiert und standen vor der Thür der sogenannten Studierstube. Hans pochte ganz leise an. Else desto nachdrücklicher. Drinnen klang erst ein unentschiedener Ton, dann ein Herein, beides von einer überaus fetten Stimme. Hans zitterte an der Klinke herum; Else schob ihn beiseite und öffnete mit fester Hand; dann griff sie wieder nach Hansen, schob ihn durch die geöffnete Thür hinein, folgte ihm mit mutigem Schritt und schloß die Thür hinter sich mit Seelenruhe.

Der Herr Pfarrer ließ sich nicht irre machen. Vor sich auf dem Tische hatt' er einen feisten Rehbraten liegen, daneben lang und

schmal geschnittene Stückchen Speck; in den Händen aber hielt er eine Spicknadel. Wir wissen nicht, ob der Herr Pastor von Birkenwalde der Arbeit des Bratenspickens sich wegen etwaiger Ungeschicklichkeit seiner Köchin oder aus Sorge, sie möge Speck unterschlagen oder unnütz verderben, oder ob er sich aus Neigung dieser Arbeit unterzog. Wir entscheiden uns für die letzte Meinung. Denn wir sehen, daß ihm vor Eifer die Brille bis auf die Nasenspitze herabgerutscht ist, durch welche er mit dem Braten liebängelt wie mit einer Heißgeliebten. Die Zungenspitze, die zwischen den starken Lippen lüstern sichtbar wird, bewegt sich in Einstimmung mit der Spicknadel. Von Zeit zu Zeit muß er sein rotes, feistes Gesicht vom Braten erheben, um die Flüssigkeit zu beseitigen, die ihm immer von neuem wieder im Munde zusammenläuft. Gehüllt ist er in einen ehemals feuerfarbenen Schlafrock, den er der Hitze wegen so weit geöffnet hat, daß man bequem sehen kann, wie die schwarzen Beinkleider nicht durch Heben, sondern nur durch die gewaltige Stärke seines Leibes am Herabfallen gehindert werden. Seinem Rehbraten hat er einen Folianten, in Schweinsleder gebunden, untergelegt; die Bücher, die noch umher standen und lagen, trugen den Beweis ihrer nimmergestörten Ruhe in zolldicken Staubüberzügen. So war das sogenannte Studierzimmer des Herrn Pastors von Birkenwalde beschaffen und so der Herr Pastor selbst.

Der Herr Pastor aber ließ sich, wie schon gesagt, nicht stören. Er schob ein neues Stück Speck ein, indem er erst den unentschiedenen Ton, den er seinen Reden durch die fettverwachsene Stimmritze wie ein Bahnbrecher vorauszusenden gewohnt schien, und dann die Rede selbst, eine kurze Frage, was die eben Eingetretenen von ihm verlangten? hören ließ.

Hans war vor Schüchternheit und Respekt in sich selbst nicht daheim; dazu weckte der Anblick des Rehbratens Gedanken und Wünsche in ihm, die ihn noch mehr verwirrten. Else ergriff ihn von hinten bei der Jacke; da aber ihr kräftiges Rütteln den erwarteten Erfolg nicht hatte, trat sie selbst vor und sagte ohne eine Spur von Blödigkeit und Verlegenheit: „Der Herr Pfarrer nehmen's nicht ungütig, aber da ist mein Hans, der etwas anzubringen hat."

Der Pfarrer schüttelte sich die Brille zurecht, die er mit den fettbeschmierten Händen nicht anfassen durfte, und faßte das Ehepaar einen Augenblick ins Auge; denn noch hatt' er, in seine Arbeit ver-

tieft, nicht Muße gefunden, ſich zu unterrichten, wer ihm die Ehre ſeines Beſuches gönne. Daß es kein Anſtandsbeſuch ſei, der ihm geworden, das hatt' er wohl an den plumpen Tritten und dem Klappern der grobgearbeiteten Schuhe erkannt.

Er räuſperte ſich erſt nach gewohnter Weiſe, dann ſagt' er: „Macht's kurz, Leute, ich habe nicht viel Zeit."

Nachdem Hans nach dem dritten Worte ſtecken geblieben, nahm Elſe das Wort und erzählte, wie Hans und ſie ſich entſchloſſen hätten, ein Kind zu begraben, welches ſie in Birkenthal tot gefunden.

Der Herr Pfarrer nahm die Spicknadel aus dem Munde und ſagte im Amtstone: „koſtet ſechzehn Groſchen Kurant. Wollt ihr eine Predigt dazu? Das Hirſchel koſtet einen Gulden, das Löwel einen Thaler; ihr kennt die Taxe lang'."

Dieſe Worte des Herrn Paſtors machen eine Erklärung nötig. Es hatte, ſo lange als das Kirchſpiel Birkenwalde des Herrn Paſtors Magen als Seelenhirten ſich erfreute, keiner aus dem Kirchſpiele je eine andere Leichenpredigt gehört als eine über den Text: Wie der Hirſch ſchreit nach friſchem Waſſer, und eine andere über: Er geht umher wie ein brüllender Löwe und ſucht, welchen er verſchlinge. Der Schultheiß von Birkenwalde hatte ſich dagegen aufgehalten. Der Herr Pfarrer aber hatte geſagt: Was hilft's, immer Neues bringen, eh' das Alte verſtanden iſt? Der Menſch vergißt dann eins mit dem andern. Sowie ich ſehe, daß eine von den beiden Predigten gehörig gefaßt worden iſt, ſo daß ſie lebendige Früchte tragen kann, ſollt ihr eine neue dafür haben. Und nun will ich an dem Herrn Schultheiß ſelbſt verſuchen, ob er die Predigt in Saft und Blut gewandelt hat. Der Schultheiß aber, der während der Predigt zu ſchlafen pflegte, beſtand das Examen ſo ſchlecht, daß er nie wieder wagte, dem Herrn Paſtor etwas Ähnliches zu ſagen. Dazu hatte die Sache auch das Gute, daß man vorher wußte, was man für ſein Geld bekam. Gewöhnlich wurde das Hirſchel beſtellt, wer aber ſeinem Toten eine beſondere Ehre anthun wollte, beſtellte das Löwel.

Elſe aber entgegnete dem Herrn Paſtor: „Da hirſchelt ſich's und löwelt ſich's. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Aber wir dachten, weil es dem Steiger ſein Kind iſt, mit dem der Herr Paſtor ſo gut Freund war, würd' es der Herr Paſtor dasmal umſonſt thun."

„Umſonſt?" ſchrie der Paſtor mit ſo heftiger Gebärde, daß ein

Stückchen Speck von dem alten Kirchenvater oder was sonst der Foliant beherbergte, herab und zu Boden fiel. Das Unglück, das seine Hitze verursacht hatte, vermehrte wiederum diese Hitze. Die Spicknadel hielt er wie einen Wurfspieß nach dem Ehepaar zu gehoben, dann schrie er so gewaltig, daß Hans vor Angst einen Quersprung machte: „Was gehen mich anderer Leute Bälge an? Stopft ihn aus, wenn ihr ihn nicht begraben lassen wollt! Ihr Ochsenzeug ihr!“

Else verlor ihre Geistesgegenwart nicht. Sie sagte ganz ruhig: „Ich möchte wohl wissen, was der gnädige Herr Konsistorio dazu sagte, Herr Pfarrer. Zu so gottlosen Reden, Herr Pfarrer. Aber das mag sein, wie's will. Aber es wäre doch so übel nicht, dächt' ich, Herr Pfarrer, wenn die Herrn Pfarrer so thäten, wie sie einem vorpredigen. Wie zum Beispiel vom Samariter, wie der Pfarrer vorbeigezogen war und den armen Teufel hatte liegen lassen.“

Der Herr Pfarrer hatte das Stückchen Speck aufgehoben und so sauber abgeputzt, als möglich war.

Nun sah er das Ehepaar mit einem unendlich süßen Lächeln an, verdrehte die Augen, legte die Spicknadel vorsichtig auf den Kirchenvater, dann schlug er seine Hände über seinem Magen zusammen, daß es klatschte. Dann erhob er seine Stimme und begann, als wenn er auf seiner Kanzel stehe, in seiner beliebten Weise, von den höchsten Tönen durch die chromatische Tonleiter allmählich herabrutschend, bis er beim Punkte auf seinem tiefsten Tone fest saß, bald Löwengebrüll, bald Heimchengezirpe: „Wann doch endlich, ewiger Vater, wirst du diese lieben irrenden Brüder und Schwestern so weit erleuchten, daß sie die Begriffe trennen lernen? Wann doch endlich wird sie weichen, diese Nacht, vor deinem ewigen Licht, vor dem nichts Dunkeles bestehen kann? Vor dem verdammten Geschmeiße ist auch nichts sicher. Lieben Kinder, ich meinte damit nicht frevelnd Gottes Licht, sondern die Fliegen, die meine frugale Speise hier zu verunreinigen sich bestreben. Seht ihr, Kinder, wohlthätig sollen wir sein. Und ich als Mensch und Religionslehrer, ich sollte nicht? Ja, meine Kinder, ich soll es; und thu' ich's nicht? Die Thränen werden für mich zeugen, die ich im geheimen getrocknet. Ich bin kein Pharisäer, der an die Straßenecke tritt und ruft: Seht, wie ich gebe! Nein. Heimlich, heimlich, ganz heimlich üb' ich meine Wohlthaten, wo kein Auge sie sieht, wo kein Ohr sie hört. Ja, wohlthun

muß ich als Mensch und Religionslehrer! Aber bin ich nur Mensch und Religionslehrer? Seht ihr, Kinder, hier liegt der Hund begraben; ich bin auch Beamter, habe als Beamter andere Pflichten. Die sechzehn Groschen verschenkte ich nicht mir; nein; dem Amte verschenkt' ich sie, meinen Nachfolgern würd' ich sie — verschenken? — nein, würd' ich sie veruntreuen. Soll ich meinen Nachfolger bestehlen, der vielleicht ein Mann ist, der eine Frau hat, vielleicht Kinder, viele Kinder und, was hindert uns anzunehmen, kein Vermögen? Es könnte ein Recht daraus werden, liebe Kinder. Und — wie schlecht werden wir überhaupt bezahlt, wir schweißtriefenden Arbeiter im Weinberg des Herrn! Wieviel ist des, was wir thun müssen! Wie wenig des, was wir bekommen! Das Meiste müssen wir um Gottes willen thun!"

Hier neigte sich der Pastor über seinen Braten hin, als wenn er schweigend für sich bete.

Else sah wohl, daß der Pastor die Gebühren nicht schenken würde. Sie sagte zu Hans: „Es ist nur gut, daß mich vorhin der Nachbar Klimm in seine Stube rief und mir das Geld gab, was er uns schon so lange schuldig war." Dann griff sie in die Tasche, die sie unter der Schürze hängen hatte, und brachte ein buntes Gemisch von Geldstücken und Brotkrumen zum Vorschein. Der Herr Pfarrer machte Platz auf dem Kirchenvater und fuhr, während sie das Geld aufzählte, in seiner Rede fort:

„O wohlthun! Lasset uns! Lasset uns wohlthun. Wohlthun machet uns Gott ähnlich. Und o welch süßes Gefühl, wohlthun! Wo ist ein süßeres? Hingeben — hin — liebe Frau, der Groschen hier möchte nicht echt sein — Hingeben, was man hat, sich selbst zum Wohl der Brüder — so, liebe Frau, das ist ein anderer Bursche — was kann der Mensch Höheres erreichen auf dieser Welt?"

Das Geld war aufgezählt und richtig befunden. Das Ehepaar hatte, wenn es heute noch nach der Stadt und wieder zurück wollte, keine Zeit zu verlieren. Else unterbrach deshalb den Herrn Pastor, indem sie ihm einen guten Abend wünschte, der vielleicht nicht ganz ernstlich gemeint war. Hans folgte ihr scharrend und Bücklinge machend. Der Herr Pastor aber begleitete sie predigend bis an die Treppe, und als Hans auf der untersten Stufe den Kopf zurückwandte, stand er noch oben und streckte die Hände mit der Spicknadel segnend über sie hin.

Hans und Else waren noch nicht so weit entfernt von Birkenwalde, daß sie den Giebel der stattlichen Pastorwohnung nicht mehr hätten sehen können, als Hans plötzlich still stand und zwar mit der Gebärde eines Menschen, dem ein wichtiger Gedanke gekommen ist. Hier zwischen den Kornfeldern und dem rauschenden Busch in der freien Natur war es ein ander Ding, als in der Studierstube des Herrn Pastors. Hier hatte Hans sich und seine Mannheit wiedergefunden. Er schnitt aber Elsen ein bärbeißig Gesicht und brummte: „Freilich! Lange Haare, kurzer Sinn, und das muß immer durch mit dem Kopfe. Die sechzehn Groschen an den Pfaffen — Donnerwetter! Aber du hast sie nur so zu verschenken."

Hier fiel auch Else aus ihrem Schritt — um ihren Herrn Gemahl verwundert ins Auge zu fassen. Neugier war dabei in ihrem Gesicht zu lesen, aber nicht etwa eine Spur von Furcht oder dergleichen. Die Sache schien auch nicht so wichtig, um Zeit damit zu verlieren. Drum sagte sie bloß: Was der einmal wieder hat? Und wandte sich wiederum ihrem Ziele entgegen. Schon beim dritten Schritte war sie wieder im alten Takt. Hans aber riß mit einem Riß seine ehemals grautuchene Weste auf, welche zuzuknöpfen er vielleicht eine Viertelstunde gebraucht hatte — denn da war Bleiknopf an Bleiknopf, von oben bis unten vielleicht dreißig Stück. Dann warf er seinen Stock, den er zu diesem Zweck nur erst im Busche abgeschnitten, quervor auf den Weg, vergaß aber nicht, sowie er an der Stelle vorbeikam, wo der Stock liegen geblieben, ihn wieder aufzuheben. Dazu gab er noch mancherlei Zeichen des Zornes von sich, um die sich aber weiter niemand bekümmerte, als er selbst. Darüber nur noch mehr erzürnt, sah er sich erst einmal vorsichtig um, eh' er losbrach, und es war seltsam, wie sehr der Ton seiner Stimme, je nachdem er sich unbelauscht wußte oder nicht gewiß war, ob er auch unbelauscht sei, mit dem Sinn seiner Rede kontrastierte.

Lange Haare, kurzer Sinn; wunder wie gescheut denken sie sich, daß sie sind, schrie Hans, und schmieren — hier sank seine Stimme zum Geflüster: so 'nem verd—ten Pfaffen 's nur so ins Maul. Sechzehn Groschen — es war kein Lauscher, nur der Wind war's gewesen, der die Büsche bewegt hatte: Hans brüllte wieder so laut wie vorher: sind ein Pappenstiel, den arme Leute nur so aus dem Fenster werfen. Hätten dem Balg das Zeug so abnehmen können, da wär' schon eine Ursache dagewesen; aber da muß ich's mit den

Bauern verderben; da war ich kein Mann — hier begann er wieder zu liſpeln — wenn ich nicht hinrannte wie ein Ochſe und ſchrie — nun brüllte er wieder: ich will's begraben. Und nun wieder ganz heimlich: Der Thaler von dem Klimm war ſchwer genug verdient. Nun wieder geſchrieen: Hätteſt ihm doch noch die übrigen acht Groſchen ins Maul geſchmiert! Wir hatten das Ding, und den Balg konnte begraben, wer da wollte.

Hier blieb Elſe doch wieder ſtehen. Sie ſah ihren Herrn Gemahl mit unverhohlener Geringſchätzung an und ſagte ſo leiſe, wie einer ſpricht, der weiß, daß ſeine Worte den Nachdruck der gehobenen Stimme nicht bedürfen: „Du — du hätteſt das Goldſtück gefiſcht? Du Zittriax, der ſich vor einem toten Balg fürchtet? Der im Rücken thut wie der Teufel und vor 'nem bißchen Pfaffen den Veitstanz kriegt, wenn der vor ihm ſteht. Und bei mir will ſich ſo'n Ding noch mauſig machen?"

Sie ſchien noch mehr ſagen zu wollen, aber Elſe war nicht die Frau danach, die Zeit mit unnützen Reden zu vergeuden, die der That gehörte. Schon war ſie wieder im Takt, und ihr Herr Gemahl trabte in grimmigem Schweigen hinter ihr her.

Wir aber laſſen das würdige Ehepaar ſeinem Groll und ſeinen Hoffnungen und verſetzen uns an einen Ort, an welchen uns zu folgen der geneigte Leſer ſich bedenken wird, wenn wir ihn nennen.

Aber unſerm Leſer wird bange. Das Gehör der Civiliſation wird freilich in demſelben Maße empfindlicher, in welchem ihr Gewiſſen an Empfindlichkeit abnimmt. Es iſt nicht gut das Gebrechen in einer Geſellſchaft zu nennen, die aus Gebrechlichen beſteht. Wir ſind ſchamhaft, nicht um die Tugend, ſondern um das Laſter zu ſchonen.

Wenn wir aber in gegenwärtigem Falle uns ſcheuen, die Sache mit ihrem wahren Namen zu nennen, ſo iſt's — unſern Leſern zum Troſt ſei's geſagt — nur die Furcht, die äſthetiſche Empfindung für das Äußere und den Sinn für das Komfort zu beleidigen. Das letztere, das Komfort, iſt's beſonders, was dem Raume mangelt, in dem wir uns befinden. Wir werden aber, weil es bereits Nacht geworden, nichts gewahr, als eben, daß es Nacht iſt und — daß hier nicht gebräuchlich ſein mag, ſchlechte Luft durch Lüften oder Räuchern zu verbeſſern. Das Gemach iſt ſo niedrig, daß wir kaum ſtehen können; uns zu ſetzen hält uns die Beſchaffenheit des Parketts

ab. Es muß aber weiter ſein, als hoch, denn wir brauchen unſer Gehör nicht eben anzuſtrengen, um ſchließen zu können, in dem Gemach befinden ſich außer uns noch zwei Schlafende.

Nicht lange und dem eintönigen Laut des Atemholens geſellt ſich ein anderer. An einer der Wände des Gemaches klappert und klopft und flattert es ganz ſeltſam. Endlich läßt ſich auch eine leiſe, ſonderbar ſchnarrende Stimme vernehmen, die durch irgend einen Riß oder ſonſtige Öffnung in den Wänden, vielleicht durch ein Schlüſſelloch, hereindringen mag: Auf! auf! Keine Zeit zum Schlafen. Auf! auf!

Die ſeltſame Stimme thut noch mehr, um die Schläfer zu erwecken. Dazu läßt ſich ein Geräuſch vernehmen, als würden kleine Steinchen durch irgend eine Öffnung hereingeworfen.

Endlich erhebt ſich brummend jemand. Er ſcheint erſt eine Weile zu lauſchen, dann poltert's: „Wer iſt da? Wer zum Kuckuck?“

Drauf räuſpert ſich die Stimme draußen wunderlich ſchnarrend, und die im Gemache brummt, als hätte ſie das Schnarren für eine Antwort genommen: „Ihr, Jakob? Was wollt Ihr zu ſo ungewöhnlicher Zeit? Sind Holzdiebe in der Näh'? Da hätte doch wohl der Lips was geſagt! Iſt doch ſonſt munter genug.“

So brummt's drin', von außen aber ſchnarrt es wieder: „Sollt's ſchon erfahren. Nichts Gutes, was ich bringe. Aber macht die Thür auf; mir iſt ſie zu ſchwer. Ihr ſeid aber wohl nicht allein? Man kann nicht reden, wie man will?“

„Immer redet zu, Jakob. Niemand als mein alter Ohm. Hört und ſieht nicht mehr recht. — Haben uns lang' nicht geſehn, Jakob.“

„Freilich, freilich, Jäger. Und waren ſonſt täglich beiſammen.“

„Das war eine andere Zeit, Jakob, beim Steiger. „Die brummende Stimme zitterte, wie ſie hinzuſetzte: „Daß er tot iſt!“

Nun mengte ſich eine altersſchwache hüſtelnde Stimme ins Geſpräch und fragte mit dem Tone eines Schwerhörigen: „Was? Was iſt?“

Die brummende Stimme rief ihm ins Ohr: „Daß der Steiger geſtorben iſt.“

„Wer geſtorben iſt?“

„Der Steiger! Der Steiger!“

„Der Steiger?“ entgegnete die alte Stimme; dann ſetzte ſie wie feierlich erhoben dazu: „War ein guter Mann. Ein guter Herr. Der Steiger.“ Die alte Stimme ſchwieg; ſie dachte wohl an den Steiger.

Die ſchnarrende aber ſagte feierlich: „Iſt's nicht allein, der Steiger. Weißt du, ſein Kind —"

Die andere Stimme ſchrie: „Möcht' ihr die Hände noch einmal lecken, dann möcht' ich meinetwegen — Kannſt's, Jäger, kannſt die Hände lecken. Liegt tot im Birkenthal."

Die ſchnarrende Stimme hatt' es kaum auszuſprechen vermocht vor Jammer. Die andere aber raſte brüllend und heulend auf, daß die alte Stimme ängſtlich zu fragen begann: „Was iſt's? Was hat er denn? Der Jäger?"

Jakob ſchrie ihm ins Ohr: „Steigers Kind iſt tot."

„Der Steiger; hm. War ein braver Mann. Ein guter Herr, der Steiger."

Jakob verſuchte nicht, dem Alten ſich beſſer zu verſtändigen. Es wäre ihm bei der Schwäche ſeiner und der Stärke von Jägers Stimme, der noch immer ſchrie, als wenn er am Spieß ſtäke, doch nicht gelungen.

Endlich gelang es dem Jäger, ſich zu faſſen. Er trocknete ſich die Thränen mit ſeinen Ohren ab, ſetzte ſich aufrecht und fragte noch immer ſchluchzend:

„Aber Ja — Jakob, wie ko — kommt's denn nur, daß Steigers Ki — Ki — Kind tot liegt im Bi — Bi — Birkenthal? Uhu?"

„Kann's nicht ſagen," entgegnete Jakob mit einer Stimme, der man es anhörte, wie ſchwer es ihm ward gefaßt zu bleiben. „Seh' heut ein halb hundert Bauern ſtehen, nicht weit davon, wo der Birkenbach den großen Bogen macht. Denk' ich: mußt ſehen, was es giebt. Standen ſie alle um ein totes Kind herum, und das tote Kind war Steigers Kind."

Jakob hielt einen Augenblick inne, welchen der Jäger mit Geheul ausfüllte. Dann fuhr er fort:

„Wollt' es keiner begraben, und 's war des Steigers Kind; kein einziger drunter, dem der Steiger nicht wohlgethan —"

„Wollt' es keiner begraben, Jakob? Keiner begraben, Jakob? Sollen ihre Waden in Acht nehmen, das Geſindel! Uhu!"

„Kennſt doch das Volk, Jäger! Denken, 's iſt alles um ihretwillen da, daß ſie uns freſſen oder nach Gefallen einſperren und martern und ſchinden; und ſelbſt der liebe Gott iſt nur da wie eine alte Amme, daß er Schritt um Schritt nachgeht und die Hände vorhält, daß die ungezogenen Burſche nicht gegen die Tiſchecken rennen.

Dann, ſind ſie einmal lang' nicht angerannt, dann ſchlagen ſie nach ihm und wollen nichts von ihm wiſſen, bis ſie wieder mal auf dem Hintern ſitzen und lamentieren, dann ſoll er gleich wieder da ſein und helfen. Ja, Jäger, wollt's keiner begraben. Kamen noch zwei Advokaten aus der Stadt dazu und hetzten die Gemeinden zuſammen."

„Wo, Jakob, wo ſind die Advokaten? Konnten ſagen: Schämt euch, Menſchen und begrabt das Kind. Jakob, ſoll mir einer lebendig das Fell abziehn, wenn ich nicht Brüderſchaft mache mit ihren Knochen."

„Die ſind noch in Birkenwalde, Jäger. Wir begegnen ihnen vielleicht. Hans wollt's endlich begraben. Dem war's aber um ein Ding, welches Steigers Kind um den Hals hängen hatte. Nahmen's ihm ab und ſind nun nach der Stadt zum Goldſchmied. War hinterher; im Buſch hockten ſie ſich nieder und holten's heraus, beteten das Ding an. War ein Gott, ſolcher Verehrer würdig. Träumten von Goldſtücken und 's war nichts als ein meſſingener Rechenpfennig; der hing an eben ſolcher Kette; der ganze Kram keinen Dreier wert. Haben ſechsmal ſo viel verzehrt ſeinetwegen, einen halben Arbeitstag verſäumt und dem Pfarrer ſechzehn Groſchen bezahlt, daß er's begraben ſoll. Geſchieht ihnen recht."

Der Jäger aber ſprang plötzlich auf und ſchrie: „Führ' mich hin, wo's liegt. Führ' mich hin, wo's liegt. Will's beriechen, ob es Steigers Kind iſt. Will ihm die Hände lecken. Will's begraben und will auch ſterben, wie der Steiger geſtorben iſt und ſein Kind. Keiner von dem Menſchenvolk ſoll eine Pfote legen an des Steigers Kind. Uhu hu hu hu hu!"

Mit leichter Mühe drückt' er die Thür auf. Gerade der Thür gegenüber ſchwang ſich eben der Mond über die Berge herauf und ſtand nun plötzlich da und als ob er ſich ſelbſt verwundere, daß er ſchon da ſei. Ihm gegenüber hingen Wetterwolken drohend aufgerollt; aber er dachte: nun ich einmal ſo weit bin, kehr' ich nicht mehr um. Mit dem kecken Geſindel dort drüben will ich wohl fertig werden.

Der Jäger aber wiſchte ſich mit ſeinen großen, weichen Ohren das Waſſer aus den Augen, in welchem zwanzig Monde blendend ſchwammen, und ſchüttelte ſeinen Schwanz, womit er ſagen wollte: So; nun laß' uns gehen.

Jakob aber ging als Führer voraus; bald that er das, Schritt

vor Schritt vor dem Jäger herhüpfend, bald halb hüpfend und halb flatternd; bald flog er an einen Busch am Wege und wenn der Jäger ihn eingeholt, wieder auf einen andern. Der Jäger aber trabte ihm, wie er denn ein starker, rühriger Mann in den besten Jahren war, rüstig nach.

Oft genug wurden sie von begegnenden Bekannten angehalten. Jakob erzählte ihnen, was sie vorhätten; und hörten die Bekannten, daß es des Steigers Kind, welches Jakob und der Jäger begraben wollten, so erklärten sie sich sofort von der Partie. Da war der Kammerjäger Murr; da waren Vetter Dachs, Spitz, Mops, Pinscher, und wie Jägers Vettern alle hießen, eine große und angesehene Verwandtschaft; da war Meister Hänfling, Meister Stieglitz; da war Monsieur Fink, da war Rotbrüstchen und Rotschwänzchen, war Lerche, Grasmückchen und Nachtigall. Da wollte keiner zurückbleiben. Sogar aus der Familie Roß, Ochs und Esel fanden sich welche, die über die Einfriedigungen sprangen, innerhalb welcher sie weideten, als der Zug vorüberging, um Steigers Kinde die letzte Ehre mit zu erweisen. Meister Jakob Staar hatte das Leichenbitteramt übernommen und führte es zu aller, besonders zu seines alten Freundes Jäger größter Zufriedenheit durch.

So sehr der Zug schon angewachsen war und so sehr er noch immer wuchs; kein einziger war darunter, der nicht Steigern selbst noch gekannt oder doch von ihm erzählen gehört. Das Gespräch, das man auf dem Wege hörte, hatte auch nur den Steiger zum Gegenstand. Jäger, den immer beim zehnten Worte wenigstens der Bock stieß, Jakob und Murr rühmten seine Milde im Hause, daß der Steiger nie sich zum Essen gesetzt, ehe nicht für sie und ihre Kollegen vollauf gesorgt gewesen; die Herren Roß, Ochse und Esel, die zwar nicht in seinen eigenen Diensten gestanden, erzählten, daß ihre Herren sie nie schlecht behandeln dürfen, wenn Steiger in der Nähe gewesen, der ein großes Ansehen bei allen genossen; daß er diese Herren oft überredet, ihre Tiere thäten mehr bei menschlicher Behandlung; die Meister Goldammer, Fink, Stieglitz, Hänfling und Frau Amsel und so weiter verdankten, oder ihre Eltern hatten, wie sie erzählten, ihm ihr Leben verdankt, da er sie bei der großen Winterkälte vor so und so viel Jahren in einigen Zimmern seines Hauses mondenlang gratis beherbergt, sie gespeist und getränkt, ja sogar die Zimmer zu ihrem bessern Komfort mit den schönsten Tannen und Fichtenbäumen ausmöbliert.

Der Zug war fast an dem Punkte des Weges angelangt, an dessen Seite sich eine ziemliche Strecke weit ein tiefer Sumpf ausbreitet, als man Hufschlag und das Rasseln eines Wagens vernahm.

Jakob horchte einen Augenblick. Dann ließ er den Zug halten und sagte: „Freunde und Vettern, das sind die Advokaten aus der Stadt, von denen ich euch erzählt. Sollen sie ganz ohne Denkzettel durchkommen?“

„Nein! Nein!“ schrie es, plärrte es, zwitschert' es und brummt' es wie aus einem Munde.

„Gut,“ sagte Jakob. „Hier ist eine Schlehenhecke; hier legt euch in den Hinterhalt; ich will ihnen entgegen und sie necken. So wie ich euch ein Zeichen gebe, brecht hervor wie ein Mann und treibt sie in den Sumpf.“

Der Rat wurde genehmigt, und das Heer versteckte sich hinter der Schlehenhecke. Jakob aber eilte dem Hufschlag und Wagengerassel entgegen.

Jakob hatte nicht geirrt; es waren die beiden würdigen Herrn JCti, die von einem Räuschchen halbselig im bequemen Wagen saßen und von herrlichen, endlosen Prozessen träumten und von unzähligen Goldstücken, die ihre blassen Klienten mit bebenden Händen vor sie hinzählten.

Da fühlte sich Herr Doktor Fuselius an der Perücke gezogen, einmal, zweimal, dreimal. Ärgerlich, in seinem schönsten Traume gestört zu werden, ließ er einen unwilligen Ton hören, bewegte sich aber nicht, weil er, noch halb träumend, fürchtete, den süßen Traum ganz zu verscheuchen.

Aber es zupfte wieder und wieder. Herr Kollege, lallte der Doktor Fuselius, im Begriff, ernstlich unwillig zu werden. Und doppelt unwillig, daß der gelallte Ruf nichts fruchtete, wiederholt' er den Ruf; denn wenn jetzt die Störung nicht nachließ, war der schöne Traum unwiederbringlich ausgeträumt.

Dem Herrn Justizrat aber hatt' es den Hut verrückt und wie mit höhnendem Finger auf dem Teil seiner Platte herumgeklopft, die dadurch ihre Deckung verlor. Der Herr Justizrat hatte erst schlaftrunken etwas Drohendes gemurmelt; wie die Unbilde sich wiederholte und wiederholte, wurd' er immer munterer und seine drohenden Reden in gleichem Maße verständlicher.

Nun flüstert' es in des Doktors Ohr und zwar in das seinem

Kollegen zugewandte: „Perückenſtock! Heda! Schlaft Ihr noch? Träumt, wie Ihr die Leute betrügen wollt?“ Während Doktor Fuſelius ſich müht, ſeine ſchweren Augen zu öffnen, um ſeinen Kollegen mit einem Zornsblick anzuſchauen, hört der Juſtizrat in dem Ohr, das dem Doktor zunächſt, ein Flüſtern: „Na, Glatzkopf, wieviel ſchindet Ihr noch, bis Euch der Teufel holt?“

„Herr Kollege,“ krächzt drohend der Doktor; „Herr Kollege,“ ruft der Juſtizrat noch drohender.

„Herr Rechtsverdreher! Herr Leutebetrüger!“ fügt ſich von hüben und drüben gerufen unmittelbar daran.

„Herr Kollege,“ ſchreien die JCti, wie Tiger aufeinander zufahrend. Der Doktor ſtößt dem Juſtizrat, den er bei der Kehle faßt, den Hut vom Kopf; er ſelbſt verliert durch einen ähnlichen Griff des andern Hut und Perücke zugleich.

Und wieder fügt ſich unmittelbar daran: „Spitzbube! infamer Betrüger.“

„Herr Kollege!“ ſtöhnt der gewürgte Doktor, dem die Augen einen Zoll aus dem blauen Geſichte herausſtehen.

„Herr Kollege!“ röchelt der Juſtizrat halberſtickt. Und ſchon ſind ſie im hitzigſten Gefecht. Der Doktor beißt dem Juſtizrat wie ein wütender Hund in die Hand. Der Juſtizrat übt ſeine Nägel an der nackten Kopfhaut ſeines Feindes, die er vergeblich mit den Zähnen zu faſſen ſich müht. Das Gebrüll und Geröchel, von trompetenſtoßartigem Aufſchrei unterbrochen, weckt den ſchlafenden Kutſcher, aber zu ſpät. Denn nun ſind ſie an der gefährlichen Stelle; nun kommandiert Jakob das fürchterliche Vorwärts.

Da quäkt's und pfeift's, da brummt's und brüllt's — die wilde Jagd iſt ein Kinderſpiel dagegen — da ſtürzt es donnernd hervor aus dem Hinterhalt. Der Mond hat ſich in Wolken verkrochen vor Angſt. Die Pferde am Wagen bäumen ſich, dann brechen ſie wie raſend vom Wege ab; der Kutſcher fliegt über das Heer der Verfolger in die Schlehenhecke hinein. Der Wagen fällt um und ſchüttet die JCti, die der Schrecken in ihrer Athletengruppe verſteint hat, in den Sumpf hinein wo er am tiefſten iſt. Die Pferde, die noch nicht zu tief hineingekommen, brechen wieder heraus. Lange noch hört man die wütend in den Boden hineinſchlagenden Hufe, das Zerkrachen des Wagens. Zuletzt klappern nur noch die Lenkſcheite hinter den wütenden Tieren her, die das Klappern nur wütender macht.

Unsere Leidtragenden aber, denen ihr Vorhaben so vollständig gelungen, halten sich nicht unnötig bei den Advokaten auf, die der Trieb der Selbsterhaltung, der sie nach einander fassen und einander gegenseitig tiefer in den Sumpf ziehen heißt, nicht versöhnt. Eine halbe Stunde lang müht sich jeder, den andern von sich loszumachen und sich an ihm emporzuhelfen. Aber die Abendkälte nach dem halben Bad vermittelt einen Waffenstillstand und — bei Gelegenheit eines fetten Prozesses sollen sie später zum Verderben ihrer Klienten vollständigen Frieden geschlossen haben.

Der Zug, der noch immer wuchs, näherte sich schon dem Dorf Birkenwalde, als ein Herr bis an den Hals in einen langen braunen Oberrock geknöpft ihm entgegenkam, der stehen blieb und Augen und Ohren aufriß vor Verwunderung, einem so seltsam zusammengesetzten und zugleich so zahlreichen Heere zu begegnen. Es war aber dieser Herr niemand anders als Meister Reinecke, der in Geschäften daherum zu thun hatte. Jakob, der ihm die Neugierde am Wackeln der spitzen Nase ansah, that seines Amtes. Er erzählte Meister Reinecke die ganze Geschichte von dem toten Kinde.

Reinecke machte ein grimmiges Gesicht dazu, welches noch immer grimmiger wurde. Endlich fuhr er in seiner belfernden Weise los:

„Tot gebissen — warum habt ihr sie nicht? Alle zusammen, das Teufelszeug? Aber ihr seid selbst so: seid Sklavenpack, das sich schinden läßt. Habt keinen politischen Sinn, keine Ehre. Der Jäger dort ist dreimal stärker als ich. Brauchte nicht sklavisch zu winseln und zu wedeln. Wir sind Vettern zusammen. Aber wenn sein Tyrann, der ihn eben blutig geschlagen hat, ihn auf mich hetzt, vergißt er Kränkung und Stimme des Blutes und fällt mich an, als wär' ich sein Feind. Jäger, was ist aus deinem Stamm geworden? Deine Ahnherrn, würden sie wieder lebendig, verachtend würden sie die Schnauze abwenden von ihrem gefallenen Geschlecht."

Jäger wurde einigermaßen verlegen, dann brummt' er, als woll' er sich selbst damit beruhigen: „Was kann's helfen? Bin einmal so 'ne deutsche Seele."

Jakob aber flog auf einen Strauch, der Meister Reinecke nahe, doch

nicht zu nahe ſtand, und erklärte ihm, daß ſein Geſpräch ſehr lehrreich und angenehm, aber leider die Zeit mangle, mehr davon zu profitieren, da man noch etwas ſehr Wichtiges vorhabe. Woll' er an dem Leichenbegängnis teilnehmen, ſei er höflichſt dazu eingeladen.

Reinecke antwortete darauf, bei weitem nicht ſo zierlich als er angeredet worden: „Begrabt euch ſelbſt, Bedientenbrut. Eure Seelen riechen längſt nach Moder. Soll ich hinter eurer Leiche hergehen und flennen wie ein altes Weib? Ich bin nicht ſentimental genug für ſolch romantiſch Geſindel, wie ihr ſeid, die ihr eure Zeit nicht begreifen wollt, und wenn ſie euch ohrfeigt nach Noten. Ihr müßtet denn einen fetten Leichenſchmaus in Ausſicht haben. Aber einen Vorſchlag will ich euch thun, ihr Sklavengezücht. Der Pfarrer von Birkenwalde hat zwanzig Stück Gänſe, die ihm an das Herz gewachſen ſind, eine fetter wie die andere — Gänſe ſag' ich euch, — aber was verſteht ihr von Gänſefleiſch?" Das ſetzt' er faſt verächtlich hinzu. „Eure Milchgemüter werden ſauer vor Entſetzen über ein männlich Vorhaben. Die Zeit der Liebe iſt vorbei; die Zeit des Haſſens iſt gekommen. Aber ihr Geſindel ſteckt eure Schnauzen nicht in den Herrgoh. Ich will außer den Geſchäften kein Wort mehr an euch verlieren. Und ſo frag' ich euch nun in unſerer beider Intereſſe: Wollt ihr, während ich die Gänſe abthue, vor den Schlafkammerfenſtern des Pfarrers ſoviel Spektakel machen, daß er die Gänſe nicht ſchreien hört? Wollt ihr? Gut. Wollt ihr nicht? Auch gut. So geht und erſauft in dem Milchtopf eurer zahmen Gelüſte."

Da das Heer unſerer Leidtragenden den Vorſchlag vollkommen annehmbar fand, ſetzt' es ſich unter Begleitung Reineckens ſofort in Marſch. Sie hatten nicht mehr weit bis zu ihrem nächſten Ziele. Der Mond verſilberte, als woll' er ihnen helfen, einen Augenblick lang das Giebeldach des Pfarrhauſes ſo brillant, daß es weithin leuchtete durch die Nacht; und kaum, daß man am Orte angekommen war, ſtak er ſchon wieder, als läge ein geheimes Einverſtändnis zu Grunde, bis über die Ohren unter ſeiner Wolkendecke, die er nur eben von ſich geworfen gehabt.

Zuvörderſt nun bemächtigte man ſich ſchweigend des Terrains. Nachtigall, Lerche, Grasmückchen, Amſel und Droſſel und ihre Kollegen faßten auf einem großen Pflaumenbaum Poſto, der unmittelbar an der Wand ſich erhob, hinter welcher der Herr Paſtor

ſchlief. Jäger und Verwandtſchaft erkletterten, ſo gut es gehen wollte, einen ganz nah gegenüberliegenden Stoß Holz; die Kammerjägerei hatte ſich bereits des Fenſterbrettes und des Gerüſtes vor dem Fenſter bemächtigt, auf welchem im Herbſt pflegten die Kürbiſſe getrocknet zu werden. Die größeren und ſchwerfälligern Mitglieder des Orcheſters ſtanden unten im Halbkreis um das Haus herum.

Jakob gab als Kapellmeiſter das Zeichen zum Beginn.

Das war denn nun freilich ein Konzert, gegen welches alle Muſikfeſte der Welt nur Kinderei ſind. Zwanzigtauſend Gänſe hätten ihr Hilfsgeſchrei im Stalle ertönen laſſen können; der Herr Pfarrer würde nichts davon vernommen haben. Das war als hätte die Erde ſelbſt Bauchkneipen bekommen und erhebe ihr Schmerzgeſchrei zum Himmel. Das war ein Pfeifen wie von hundert überblaſenen Pickelflötchen; dazu ein Flügelſchlagen, das wie Hohngelächter der Hölle in die Ohren ſchnitt; das war ein Geheul, wie es hundert Poſauniſten vergeblich erſtreben, wenn ſie ihr Inſtrument während eines ausgehaltenen Tones zwanzig und mehrmal zuſammen und auseinander ſchieben. Das war ein katzenjämmerliches Mauen, das nicht zu vergleichen iſt, weil die ganze Welt nichts hat, dem es verglichen werden könnte. Das war ein Yahen, ein Wiehern, ein Blöken und ein Brüllen, vor dem die Hölle ſelbſt Reißaus genommen haben würde.

Als müßten auch ſie ihr Teil zu dem Konzerte geben, brüllte drin, vor dem vermeinten Beginn des jüngſten Tages in Todesſchweiß gebadet, der Herr Paſtor ſtatt eines Gebetes das griechiſche und hebräiſche Alphabet, den ganzen Reſt ſeiner Philologie; ſang die Köchin in ihrer Verwirrung den Choral: Nun freut' euch, liebe Chriſtengemein; aber der Herr Pfarrer und die Köchin hörten einander, ja ſich ſelbſt nicht vor dem Lärmen aller Lärmen.

Endlich kam Herr Reinecke wieder mit blutigem Maul von ſeiner Expedition zurück, Lippen beleckend und pfotenreibend vor innerem Behagen. Es war aber nicht leicht, dem Konzert ein Ende zu machen, da das nur auf mimiſchem Wege möglich war. Doch war es endlich gelungen. Man nahm Abſchied von Reinecke, der eben eine von den eroberten Gänſen dahin ſchleppte, wo ſie ihre gewohnte Geſellſchaft nicht lange miſſen ſollte — verließ jubelnd über die gelungene Rache den Pfarrhof und ſchritt nun dem eigentlichen Zwecke der Wanderſchaft entgegen.

Nun war man ſchon im Birkenthale, nun ſchon, wo der Birkenbach den großen Bogen macht; dort glänzte das weiße Gewand; dort lag des Steigers totes Kind.

Kaum war es ſichtbar, als der Jäger wie ein Raſender dahin rannte und nun winſelnd, auf allen Vieren ſich fortſchiebend, nach dem Kinde zukroch, um es mit hundert Zungen zu lecken, — die wütende Schnelle, mit der er dies ausführte, ſchien ſeine Zunge zu verhundertfachen —; nun heulend hoch aufſprang, dann wieder kroch und wieder aufſprang, und zuletzt in der Selbſtvergeſſenheit des Schmerzes wie zum Todeskampfe ſeine Vettern anfiel, als dieſe das Kind ſo ſanft, als ſie vermochten, aufhoben, um es in den nahen Buſch zu tragen. Hier werd' es, hatte Jakob gemeint, ein ruhigeres Grab finden als auf der Wieſe, wo es lag. Jakob mußte all' ſeine Beredſamkeit, all' die Gewalt, die er als treueſter und älteſter Freund des Jägers über dieſen beſaß, zuſammennehmen, um ihn von den Übertreibungen zurückzuhalten, zu welchen ihn der Wahnſinn ſeines Schmerzes immer von neuem verleiten wollte.

Jägers Vetter Dachs und ſeine Söhne arbeiteten unterdes mit eifrigem Bemühen an der Aushöhlung des Grabes. Nun ſchien dies tief genug. Jäger, nun mehr gefaßt als vorhin, ließ ſich's nicht nehmen, das Kind ſeines geliebten ehemaligen Herren ohne fremde Hilfe in ſein letztes Bett zu bringen. Nur Jakob durfte ihm behilflich ſein, und dieſe Hilfe durfte ſich nicht weiter erſtrecken, als daß er das Kleidchen der Kleinen zurechtzupfte, wo es ſich verſchob.

Nachtigall aber und Kollegen ſaßen in den Birken über dem Grabe; während Jäger das Kind hineinhob und während Dachs und Söhne das kleine Grab wiederum mit Erde ausfüllten, warfen ſie Samenkörner der ſchönſten Wieſenblumen auf Kind und Grab herab und ſangen ſo wunderbar rührend, daß ein Menſch, der ſie gehört hätte, die Thränen nimmermehr hätte zurückhalten können.

Kaum war der letzte Raſen aufgeſetzt, als Jäger mit einem wütenden Aufſchrei ſich über den Hügel warf und dann ſchweigend ſo liegen blieb und für niemand mehr eine Antwort hatte, ſelbſt für den alten, treuen Jakob nicht. Die andern gingen alle heim; Jäger blieb ſtumm auf dem Hügel liegen, und Jakob ſetzte ſich auf die Birke über dem Hügel, von welcher er bekümmert herabſchaute auf den Hügel und auf den Jäger, bis er einſchlief.

Von dieſer Nacht an wurden beide vermißt, der Jakob und

der Jäger. Die ersten Nächte darauf ließ sich in dem Busche ein solch' schaurig Geheul vernehmen, daß das Plätzchen in den Ruf kam, es sei da nicht geheuer, und kein Mensch mehr wagte, in den dichten Busch hineinzugehen. Das Geheul aber kam von dem Jäger, der nicht aß, noch trank, und Tag und Nacht auf dem Hügel lag, ohne mit irgend jemand zu verkehren, selbst mit Jakob nicht. Dieser saß ebenso unbeweglich auf seiner Birke, hatte seine Federn dick, dick aufgeblasen und sah nur immer mit seinem traurigen Gesicht auf den Jäger und das kleine Grab herab. Eines Morgens war der Jäger tot von dem Hügel herabgefallen. Jakob verließ nun zum erstenmal seine Birke. Seine letzten Kräfte suchte er zusammen, seinen Freund Jäger so gut zu begraben, als er könnte. Er grub Stückchen Moos und Rasen aus, womit er ihn bedeckte. Aber kaum war seine Arbeit beendigt, als er selbst tot auf seinem alten Freunde niedersank.

Nirgends aber in der ganzen Gegend hört man so wunderbar schönen Vogelgesang als an dem heimlichen Plätzchen. Und alljährlich schmückt sich der kleine Hügel mit den schönsten und duftendsten Blumen. Die Leute, die dort herum wohnen, glauben, unsichtbare Hände seien dabei im Spiel. Darum wagt es keiner, eine Blume von dem Hügel zu brechen. Wer an ihm vorübergeht, faltet, von einem leisen Schauer gefaßt, die Hände und betet ein leises Vaterunser.

Aus einem alten Schulmeisterleben.

Wir waren nun Nauendorf näher als Meißen, als uns einige Landleute einholten, ein Bursche und ein Mädchen. Das Mädchen war die häßlichste nicht und trug allerlei, welches sie eingekauft haben mochten, in einem Tragekörblein, das ihr an den Schultern hing. Der Bursche hatte ein freundlich und offnes Gesicht. Erwiderte deshalb ihren Gruß noch einmal so gern.

Das Mädchen wurde ein wenig rot, was, wie ich merkte, so oft sie mit uns sprechen wollte, geschah und ihr gar nicht schlecht anstand. Dann sagte sie: Die Männer gehn gewiß nach Nauendorf? Was ich im Namen aller bejahte. Zu des Beust seiner Tochter

Hochzeit? Da ich wiederum bejahend antwortete, ſagte der Burſche, der des Mädchens Schatz ſein mochte: Da gehen wir zuſammen. Wir gehören nämlich auch zu der Hochzeit. Meine Maredore hier iſt Züchtjungfer, und ich bin der Brautführer. Soll das ein ſeiden Leben werden. Juchhe!

Das Mädchen ſetzte nach ihrer freundlich geſprächigen Weiſe hinzu, nachdem ſie wieder einmal ein wenig rot worden: Wenn nur alles mit der Hochzeit gut abläuft; Gott behüt' es. Es iſt gar mancherlei Nachdenkliches paſſiert. Man glaubt nun nicht an ſolche Geſchichten; es iſt dummes Zeug, aber es trifft gewöhnlich doch zu. Wie der Huchztbitter zum erſten Male umritt und zu Barthels kam, hatte ſein Pferd das rotſeidne Band vom Schwanz verloren. Nun ſtieg er ab, ging hinein in die Stube und ſagte: Soll 'n Grüß üch (euch) ſagen vom Gutthelf Beuſt und möchtet doch, wenn ihr Luſt hättet, heut' über vierzehn Tage zu der Hochzeit von ſeiner Tochter Roſemarie rüber nach Nauendorf auf ſeinen Hof kommen. Wie ſie ihn nun haben ſetzen laſſen und hinausgegangen ſind, um Wein zu holen, und was ſie gerade ſonſt noch Gutes haben im Hauſe, da kommt das kleine Enkelkind vom alten Barthel mit Blumen und grünem Zeug zu der Thüre herein. Das iſt euch nun ein wahres Wachspüppchen von einem Kind und iſt erſt fünf Jahre und kann ſchon Lieder ſingen und ſo vernünftig reden, wie 'n Altes. Vorige Weihnachten gab es Spaß mit dem Kind. Den Tag nachdem das Chriſtkind beim Großvater beſchert hatte, kamen ſeine Eltern von Nimptzich; ihr wißt wohl, ſein Vater iſt da Pachter auf dem Rittergut; es iſt der, der immer die ſchönen Schweine auf den Meißner Markt hineinſchafft. Und die beſcherten denn auch und ſagten, das hätte das Chriſtkind beſchert. Aber die kleine Annedore ſagte: Geſtern hat mir das Chriſtkind beſchert, das und das, die Puppe dort, die Äpfel, und was es noch mehr war; das aber, was heute kommt, das hat mir Vater und Mutter beſchert und nicht der heilige Chriſt. Und die Alten mochten ſagen, was ſie wollten, ſie blieb dabei, jenes hätte der heilige Chriſt beſchert; das aber hätten Vater und Mutter beſchert. Aber was wollt' ich doch nur?

Von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore, ſagte der Burſche. Ei, Maredore, war das mal wieder geſchnackt. Was geht denn die Leute da Annedores Chriſtkind an?

Maredore wurde noch etwas röter als ſonſt und ſpielte halb

schmollend mit ihrem Schürzenband, wie sie replizierte: Aber du hätt'st mir's auch sagen können.

Der Bursche sagte: Das hatt' ich mir auch schon vorgenommen. Ich dachte, wenn sie von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore so etwa bis auf den türkischen Kaiser kömmt, hernach wird's Zeit. Du warst aber noch lange nicht beim türkischen Kaiser. Hätt' immer noch 'n Stündchen Zeit gehabt. Ja, Plaudern, das ist euer Vergnügen, ihr Mädels. Na nu erzähle deinen Kram nur weiter. Die kleine Annedore kommt nun mit Blumen und grünem Zeug in Barthels Stube, und Lipp-Christjahns, der Huchztbitter, sitzt schon drin und denkt über den Wein und Braten nach, ob's Schweinebraten oder Rinderbraten sein wird und roter Wein, oder blanker, den er kriegen soll.

Maredore aber schnitt ihm mit ihren Augen nicht das angenehmste Freundlichkeitsgericht vor, wiewohl es nur ein kurzer Blick war, den sie auf ihn werfen wollte; dann erzählte sie uns weiter: Kommt also die kleine Annedore herein, macht sich, wie's die Kinder machen, bald hier bald dort was zu thun und hat ihre rechte Freude an Lipp-Christjahns seinem dreieckigen Hut und an den rotseidnen Bändern daran.

Lipp-Christjahns, wie er sie gewahr wird, setzt er sie auf sein Knie, und wie er aufgeweckt ist, schaukelt er sie und will ein Küßchen haben.

Darüber nun kommt der Barthel-Christlieb wieder mit einer Flasche herein. Christjahns sieht nach der Flasche, um zu sehen, ob er's vorher erraten hat, was für Wein kommen würde. Nun hatt' er blanken gedacht. Das in der Flasche aber sah braun aus. Der Barthel schenkt ihm nun ein hübsches Glas voll ein und setzt die Flasche auf einen Eckschrank. Da denkt der Christjahns: So wird's wohl Schiller sein.

Da kommt auf einmal des Barthels seine uralte Mutter am Krückenstock aus dem Alkoven herein. Die ist nun fast taub. Die sieht den Christjahns und hinkt auf ihn los, und wie sie bei seinem Stuhle steht, legt sie ihm ihre eiskalte Hand auf den Kopf und bückt sich auf ihn nieder wie ein Gespenst und fragt da mit einer grausslichen Stimme: Wann wird sie denn begraben?

Da erschrickt der Christjahns, daß er am ganzen Leibe eine Gänsehaut kriegt, und schreit der Alten in die Ohren: Wer denn, Mutter?

J, wer denn? ſagt die Alte mit ihrem eignen Lachen. Seid doch ein Grabebitter, Chriſtjahns.

Was? ſchreit der Chriſtjahns und ruckt mit ſeinem Stuhle einen ganzen Schritt von ihr weg. Ein Grabebitter? Hab' das rote Band am Hut, und geht nur an das Fenſter und betrachtet mein Pferd, was draußen angebunden iſt. Wer wird den luſtigen Chriſtjahns zum Grabebitter nehmen? Ein Huchztbitter iſt der Chriſtjahns, ein geborner Huchztbitter, und wird den Kreuzſprung mit Euch tanzen, Mutter, juchheh! wenn ihr in vierzehn Tagen mit zu Beuſt Gutthelfs Hofe geht.

Aber die Alte ſchüttelte den Kopf und lachte und ſagte: Weiß beſſer; weiß beſſer. Chriſtjahns iſt kein Huchztbitter. Chriſtjahns iſt ein Grabebitter. Soll die Roſemarie begraben werden? Und begann nun leiſe vor ſich hinzubeten und Sterbelieder zu ſingen und ſchlürft dabei an ihrem Stocke wieder hinaus in ihren Alkoven.

Chriſtjahns aber grauſelt's, daß er nach dem Glaſe greift. Und wie er's an den Mund bringt, ſchmeckt er, daß es bittre Pomeranzen iſt. Da wird's ihm noch ängſter. Und er ſteht auf und ſagt, er müßte heut' noch weit herum und könnte ſich nirgends lang aufhalten.

Nun ſagt der Vater Barthel, wie's gebräuchlich iſt: Na, mer wullens uns eberlaihn. Er ſoll aber doch eſſen und trinken. Aber Chriſtjahns hat's wie Kohlen unter den Schuhen; er ſagt, wie's gebräuchlich iſt: Na Vater und Mutter Barthel; da eberlaihts euch recht. Ich kumm ufn Sunntich weär un frahe weär nach. Und geht hinaus und ſetzt ſich auf ſein Pferd, und es wird ihm nicht eher 'n bißchen anders, bis er aus dem Dorf hinaus iſt.

Nun waren meine Kollegen ſo gut wie das Mädchen, da ſie dieſe abgeſchmackten Dinge vorbrachte, ſo weit, daß, da nun der Herr Prinzipal mit ſeiner Baßgeige nah' an einem Baume vorbeiging, daß ein herabhängender Zweig das tiefe G pizzicato anſchlagen wollte, alleſamt zuſammenſchraken, und der Herr Prinzipal ein lautes Geſchrei ausſtieß.

Der Burſche aber, der den Brautführer machen ſollte, war noch der vernünftigſte darunter; er ſagte zu mir, da er mich für den Prinzipal hielt, darüber falle ihm ein, daß er mir hätte ſagen wollen, ich ſollte doch mehr Dreher aufſpielen bei der Hochzeit, als andre Tänze; er tanze den Dreher für ſein Leben gern, und es ſollte unſer Schaden nicht ſein. Worin ihm ſeine Maredore bittend beiſtand.

Ich ſagte nun, wie ich der Prinzipal nicht ſei, ſondern der da, indem ich mit dem Finger auf den Meiſter Cyriak zeigte, der unter ſeiner Baßgeige uns mühſam nachſchlich.

Was? ſagte der Burſche und ſah mich darauf an, ob ich ihn auch nicht zum beſten haben wollte. Das alte Männel da, das kleine, das ſich beinah' tot ſchleppt? Macht mir keine Wippchen vor. Wird der Prinzipal ſelber die Baßgeige tragen!

Krach in die Bude, brüllte unſer Hannoveraner. Das iſt ſeine Strafe, weil er nicht gefolgt hat, junger Mann. Muß kurz gehalten werden, das Prinzipälchen, damit er nicht über den Strang haut. Hurra!

Der Burſche wurde nur immer zweifelhafter und verwunderter. So muß Er doch der Prinzipal ſein, ſagte er zu dem Hannoveraner. Aber das ſchwache alte Männel dauert mich. Ich will ihm die Baßgeige tragen bis Rauendorf.

Gut, ſagte der Hannoveraner, weil Ihr mir gefallt, junger Mann, und Tournüre zu haben ſcheint und uns ein guter Freund ſein möchtet im Hochzeitshaus, wenn's vielleicht zum Hauen käme, und weil Euer Schatz da ſo ſchön zu erzählen weiß, ſoll um euer beider willen dem Prinzipälchen ſeine weitre Strafe geſchenkt ſein. Und der dritte Tanz allemal ſoll ein Dreher ſein. Krach in die Bude, Jungens; die Burſche ſollen ihre Mädel ſchwingen, daß ihre Röcke dem Mond ſeine verſchlafnen Augen auswiſchen ſollen. Hurra!

Aber der Burſche wurde nun ganz erſtaunt, als Meiſter Cyriak, ſowie ihm die Laſt abgenommen war, ſich nach Kräften ſtreckte und ſagte, allerdings ſei er der Kapellmeiſter, und an ihn müſſe er ſich wenden; und würde er ſoviel Dreher aufſpielen, daß der Brautführer zufrieden ſein ſollte. Und er, der Meiſter Cyriak ſelbſt, trüge die Baßgeige teils, damit ſie beſſer geſchont würde, teils als Auszeichnung, wie beim Militär der Tambourmajor ſeinen großen Stock trüge. Und habe er auch, wie er jünger geweſen, eine ſolche Kraft beſeſſen, daß er mit der Baßgeige vor ſeinen Leuten her eben ſolche Dinge getrieben, wie jene Regimentstambours mit dem Stocke. Außerdem aber regiere er ſeine Kapelle nach dem amerikaniſchen Fuß, wo ein Präſident wäre, der über alle zu befehlen hätte, die Bürger aber thun könnten, was ſie wollten. Und was des mehr war.

Da mir nun, der ich zunächſt vor den beiden herging und das Geſpräch gerade noch hören konnte, die Sache zu langweilig wurde,

gab ich mich daran, die Maredore, wie das Mädchen hieß, über ihre abergläubischen Fratzen eines Bessern zu belehren. Wobei ich nun so schlagende Dinge vorbrachte, daß ich mir selbst vorkam, als sei ich nun erst recht davon überzeugt, und sowohl das Mädchen als auch meine Kollegen ganz mit mir übereinstimmten, daß ein nur halbweg vernünftiger Mensch über solche Dinge nicht anders als nur lachen könnte.

Da ich nun mit meiner Materie fertig war, wurde die Maredore wieder ein ganz klein wenig rot und sagte: Er hat schon recht; das ist lauter dummes Zeug, und ein vernünftiger Mensch kann nicht daran glauben. Nun reitet aber der Christjahns vollends bei den Gästen herum, und wie er nun endlich wieder an Beusts Hofe ankommt und just unter den großen Nußbaum vorm Hofe hinreitet, da sieht Rosemarie aus dem Stubenfenster. Nun hatte sie eben ganz betrübt an den Linkenfriede gedacht, und wie sie nun hinunter sieht und den Christjahns daher kommen sieht, da fällt ihr's wieder von neuem auf das Herz, daß sie nun bald Hochzeit machen soll. Der Christjahns aber bindet unten sein Pferd ans Staket, und wie er die Rosemarie sieht, schwenkt er seinen Hut und macht einen prächtigen Kreuzsprung. Den kann in der ganzen Gegend niemand so gut als der Christjahns und der alte Roßmann; der ist nun freilich, so alt er ist, immer noch der Primör (sollte, schätz' ich, heißen der Premier). Unter den Weibsen, sagen sie immer, soll ich den Kreuzsprung am besten tanzen. Aber ich bin bescheiden und sage allemal: Gott bewahre! Unter den Weibsen ist die Suffe oder die Rosemarie der Primör, oder welche gerade in der Nähe ist. Obgleich die andern Mädels den Kreuzsprung herzlich schlecht tanzen. Aber wo war ich doch nur?

Der Bursche, ihr Schatz, mußte auch nebenbei auf unser Gespräch gehört haben, denn er lief mit seiner Baßgeige einige Schritte schneller, daß er näher an uns heran kam, und sagte: Noch lange nicht beim türkischen Kaiser, Maredorchen. Sonst hätt' ich mich drein gemengt. Vor der Hand nur beim Christjahns, der einen Kreuzsprung macht, und der Rosemarie, die aus dem Fenster sieht und an den Linkenfriede denkt.

Ja, fuhr nun die Maredore fort, der Christjahns macht einen prächtigen Kreuzsprung und schwenkt seinen Hut. Die Rosemarie aber thut einen Schrei, daß das ganze Volk aus der Scheune und

den Ställen zuſammen läuft. Und wie die den Chriſtjahns ſehen, ſchreien die Weibſen alle auf wie die Roſemarie. Hat der Chriſtjahns anſtatt der rotſeidnen Bänder nichts als Rosmarin am Hut. Nun weiß jeder, daß das nichts Gutes zu bedeuten hat.

Bedeutet ein Begräbnis ſtatt einer Hochzeit, ſagte der Klarinettiſt.

Der Horniſt meinte, der Prinzipal ſolle nach Hauſe ſchicken nach den Leichenarien und Sterbechorälen, die wir bei großen Leichen aufzuſpielen pflegten, damit wir ſie gleich bei uns hätten.

Dergleichen brachten nun auch die andern vor.

Es war nun ſo klar als was, daß das kleine Kind bei Barthels die rotſeidnen Bänder herabgenommen von des Hochzeitbitters Hut und ganz zufällig, da ſie denſelben mit Grünem putzen wollte, den Rosmarin in die Hand bekommen. Ebenſo, daß die Alte, die des Hochzeitbitters Gewerbe nicht vernommen, da ſie des Hochzeitbitters Hut nun mit Rosmarin geſchmückt geſehen, ohne zu wiſſen, daß dies die Kleine gethan, ihn für einen Grabebitter halten müſſen. Hätte das Kind juſt Schafgarbe in den Händen gehabt, ſo würde es den Hut mit Schafgarbe geputzt haben, und es würde keinem Menſchen eingefallen ſein, etwas anders daraus zu nehmen, als daß kleine Kinder gern ſpielen.

Worauf die guten Leute abermals auf meine und der Vernunft Seite fielen.

Die Maredore ſagte, mehrere der geladnen Burſche hätten, wie nach gewöhnlichem Brauch der Hochzeitbitter ſie gefragt, was ſie für Jungfern geladen haben wollten, gar nicht wählen wollen, weil aus der Hochzeit doch nichts werden würde; was dem Chriſtjahns viel Schererei gemacht hätte, bis er die Paare, die das Brautvolk geleiten ſollten, richtig zuſammen gebracht. Melzer-Chriſtuph aber hätte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erzählt, wie daß der Bräutigam eine weiße Leber habe —

Eine weiße Leber? fielen wir Zuhörer einſtimmig ein; ich, weil mir das dummes Zeug zu ſein deuchte, die andern aber mit wahrhaftem Entſetzen.

Fragte ſie nun, was denn das Schreckliches ſei, wenn einer eine weiße Leber habe? wenn das ganz und gar möglich ſei?

Wurde mir darauf repliziert: das wüßten ſie nicht, aber es müſſe doch ſehr Entſetzliches ſein, weil der Melzer-Chriſtuph es zu dem Chriſtjahns geſagt hätte, und die Maredore ganz bleich geworden

wäre, wie ſie es erzählt gehabt. Wiewohl ich ſchätze, die Maredore ſei bleich geworden, weil ſie jene erſchrocken geſehen; da nichts ſo ſehr anſteckt, denn Gähnen und Geſpenſterfurcht, ſo daß immer ein Narr den andern fürchten macht. Sah nun auch mit eignen Augen, wie Leuten dieſer Art, die jederzeit dem letzten Eindrucke recht geben, Vernunft zu predigen die Perle vor die Säue werfen heißt, und ſchwieg als ein Vernünftiger zu dieſen Poſſen forthin ſtill.

Die Maredore war nun, wie es ſchien, wieder in ihrem Lieblingskapitel und erzählte nun, und glaube ich, ſollte es ein Beweis ſein für das mit der weißen Leber: wie den Bräutigam bis jetzt ein eignes Schickſal verfolgt habe, da er nun bei noch ſo jungen Jahren ſchon zum drittenmal Bräutigam ſei. Das einemal habe er eine alte Frau geheiratet, von der er ſein bedeutendes Vermögen habe; die ſei am neunten Tage nach der Hochzeit geſtorben. Die zweite Braut, die Sterzings Hanneruſe, ſei jung und kräftig geweſen, habe ſich aber, weil ſie ihn gezwungen heiraten ſollte, gerade neun Tage vor der Hochzeit gehängt. Er habe ſich daher ſelbſt gefürchtet, wieder zu heiraten, und es habe großer Zureden von ſeiten ſeiner Verwandten gekoſtet, bis er zu Beuſt-Gutthelfen gegangen wäre und um die Roſemarie angehalten hätte.

Nun wollte ein gänzliches Stillſchweigen entſtehen, welches ich für mein Teil nicht unterbrechen mochte, erſtlich, weil es mir in meiner betrübten Lage ohnedies nicht um das Plaudern war, und zweitens, weil das Geſpräch immer wieder auf Maredorens alberne abergläubige Fratzen hinauslief. Die andern ſchwiegen auch eine Weile, und, ſchätz' ich, daß ſie, da wir nun ſchon Nauendorf vor uns hatten, innerlich im voraus ſchon mit ganz andern und wirklichern Dingen zu thun hatten.

Der Horniſt, der ein ſehr praktiſcher Mann war, mochte nun wirklich in Angſten ſein, die Hochzeit könnte in eine Leiche umſchlagen. Fragte daher die Maredore, ob die Roſemarie den Bräutigam gern nähme?

Ach das gute Herz, ſagte Maredore überaus mitleidig. Die nähm' lieber einen Froſch oder eine Spinne als den Gepfert-Hansgärge. Das iſt auch ein Block von einem Mannſen. Na, ihr ſollt ihn nur mal Dreher tanzen ſehn! Oder gar den Kreuzſprung. Nein der kann keine Art an ſich machen. Ich möchte ſein Schneider ſchon lange nicht ſein. Er trägt ſich nun ſo fein wie kein andrer Burſche

ſonſt, aber es ſitzt ihm nichts. Er ſieht immer aus, als wären ſeine Sachen einem andern auf den Leib gemacht. Und Lebensart nun vollends, die hat er gar nicht. Er kann auch keinen Menſchen frei und freundlich anſehn. Man ſieht's ihm gleich an, daß er einem lieber einen Knuff gäbe als ein freundlich Geſicht. Er kann kein Kind ſehn, ohne ihm Geſichter zu ſchneiden, daß es ſich fürchtet und weint, keinen Hund, ohne ihm einen Tritt zu verſetzen oder ihm einen Stein nachzuwerfen. Läßt ſich einer was von ihm gefallen, da iſt er obenauf und grob und bösartig. Geht ihm aber einer zu Leibe, dann iſt er ganz ſtill und macht ſich aus dem Staube, ſobald er kann. Da iſt nun freilich der Linkenfriede ein ganz andrer — wenn er noch lebt, das gute Herze. Wer weiß, wo er nun iſt und um ſeine Roſemarie ſich kränkt, in Holland oder in Schweden, wo die Mohren ſein.

Das hieß nun aber doch' einen zu großen Bock ſchießen in Geographie, als daß ich mich nicht alsbald daran hätte geben ſollen, ihr wegen der Mohren in Schweden einen richtigern Begriff beizubringen. Wobei ich mich der Baßgeige, die der Burſche auf dem Rücken trug, als eines Erdglobus bediente, um die Sache ihr anſchaulicher zu machen. Womit ich es aber bei meinen Kollegen nicht etwa zum beſten traf, die da ganz unverhohlen herausſagten, wie daß ihnen die Sache mit dem Linkenfriede und der Roſemarie viel unterhaltender deuchte, als Schweden und die Mohren auf der Baßgeige, und am Ende wär' es, wenn die Mohren in Schweden wohnten, auch kein größer Unglück, als wenn Gepfert-Hansgärge eine weiße Leber hätte. Schwieg alſo ſtille und vergab ihnen in meinen Gedanken ihre große Albernheit.

Die Maredore aber fuhr nun in ihrer läppiſchen Geſchichte weiter fort, den Linkenfriede herauszuſtreichen, wie er der Liebling aller Bauern geweſen, die ihn gekannt hätten, und die Kinder, wenn er die Straße daher gekommen, ihr liebſtes Spiel hinter ſich gelaſſen und an ihm in die Höhe geſprungen wären, ſo daß er mitunter Arme und Rücken voll gehabt, und was nicht beſſer hätte ankommen können, ſich an ſeine Ellenbogen und Beine gehängt hätte. Und wie nun das Tanzen der Weibſen A und O iſt, und wer ſie recht herumzuſchwingen weiß, bei ihnen Hans in allen Gaſſen iſt, und ſie nur zu oft nach den Füßen kaufen und Kopf und Herz unbeſehen mit in den Kauf nehmen, ſo war es nicht die kleinſte von des Linkenfriede

Tugenden, daß er im Kreuzsprung nichts zu wünschen übrig ließ. Und wunderte mich nur, daß der Bursche, ihr Schatz, fast noch ein größer Aufhebens von dem Linkenfriede machte als die Maredore selbst.

Ich dachte nun schon, ob nicht bald wieder eine abergläubische Fratze vorkommen möchte; und, schätz' ich, daß ich außerdem nicht halb so aufmerksam auf die ganze Erzählung gewesen sein dürfte, zumal da ich an meiner eignen traurigen Umstände Geschichte genug hätte haben mögen. Lehrte mich also meine eigne Erfahrung wiederum etwas Neues, daß auf andrer Schwächen lauern dem Menschen ein so unterhaltend Ding ist, daß er seine eignen und wohl gar ein Unglück zeitweilig darüber vergessen kann.

Nun fuhr die Maredore fort, indem sie sagte, wie der Linkenfriede und Beust-Rosemarie schon beizeiten ein groß Gefallen an einander gefunden. Wie der Linkenfriede, wenn er zu einer Hochzeit geladen gewesen wäre, sich die Rosemarie dazu habe laden lassen, da es gebräuchlich, daß die Bursche, die bei einer Hochzeit wären, dem Hochzitbitter die Mädels sagten, die er dazu laden sollte. Endlich hätten sie auch an das Heiraten gedacht. Da sei ihnen aber das Herz vor die Füße gefallen. Denn der Beust habe den Friede ausgelacht und verhöhnt, und zu dem alten Roßmann, der Friedens Freiersmann gewesen wäre, gesagt, er, der Friede, hebe seine Augen zu weit in die Höhe; er sollte sich in acht nehmen, daß er nicht zum Fallen käme. Ein vernünftiger Mann hebe die Augen nur so hoch, daß er den Weg noch sähe. Er, der alte Roßmann, solle dem Friede sagen, er, der Friede, sollte, wie es kleinen Leuten geziemte und zukäme, nach eines Häuschenmannes und Gärtners Tochter sich umsehen. Er aber, der Beust, gäbe seine Tochter nur einem, der zwölf Kühe im Stall habe; und sollt' er nur sagen, das hätte der Beust gesagt.

Wie der Friede das gehört hätte, wäre er ganz außer sich geraten und habe gleich selbst hinlaufen wollen. Seine Verwandten aber und der alte Roßmann hätten gesagt, wenn der Beust einmal was gesagt hätte, so wär' das so gut wie Ja und Amen, und bisse keine Maus einen Faden ab. Denn der Beust hätte einen Hochmut darauf, daß es in der ganzen Gegend heiße, wenn der Beust den Kopf bewege, so sei das so gut, wie bei einem andern ein leiblicher Schwur. Auf Bitten aber gebe er gar nichts. Und so wäre es auch wirklich, setzte nun die Maredore selbst hinzu.

Die Roſemarie nun hätte auch gleich alle Hoffnung aufgegeben, weil ſie ſo gut gewußt hätte wie die andern, was es mit ihres Vaters Wort ſagen wollte, und überdies der Alte zu keinem ſeiner Kinder je einige Liebe gezeigt hätte, weshalb ſie ſich von Kind an nur vor ihm gefürchtet und nun gar nicht hätte hoffen können, ihre Bitten würden etwas über ihn vermögen. Wer ihm ſchmeicheln könnte und ihn einen alten Deutſchen nennte, der könnte alles bei ihm durchſetzen. Sie aber, die Roſemarie, hätte ihm nie ſchmeicheln können, drum hätte er auch nie viel auf ſie gegeben und nicht einmal, wie die Roſemarie ſo krank geweſen wäre, daß man glaubte, ſie würde ſterben, einige Teilnahme gezeigt. Eine ältere Schweſter hätte ſich beſſer in ihn zu ſchicken gewußt. Die wäre aber geſtorben; und er pflegte noch zu ſagen, daß, wie er ſich ausdrücke, der Teufel doch lieber die Roſemarie hätte holen ſollen als die Annaroſe. Und wäre ihm die Roſemarie ohnehin im Wege, und ſie, die Maredore, glaubte, daß, wenn der liebe Gott heute die Roſemarie wegnähme, der Beuſt ſchon morgen zu der alten reichen tauben Witib auf Grohmanns Hofe als Freier ginge. Der Linkenfriede aber ſei vor Jahren ſchon aus Deſperation in die Welt gegangen, es wiſſe kein Menſch, wohin.

Nun ſagte ſie noch, daß ſie erſt noch einen Gang in ihrer Eltern Haus gehen wolle; der Burſche aber wollte erſt die Baßgeige nach Beuſtens Hof tragen und ſie dann ins Hochzeithaus hinholen.

Ging alſo die Maredore; der Burſche aber, der, wie ich bei ihrem Abſchied erfuhr, Gutthelf hieß und des Beuſt Pate war, rief ihr nach, wenn ſie unterwegs einem von den Weibſen begegnete, ſollte ſie ſich vor dem türkiſchen Kaiſer in acht nehmen, damit ſie fertig wäre, wenn er zu ihr hinkäme. Und da wir unter dieſen Dingen an Beuſtens Hof angekommen waren, gingen wir vollends hinein.

Hier ſah's nun recht aus wie im Krieg, und rannte immer einer an den andern an vor Geſchäftigkeit. Der Hof, der einem Rittergute möchte Ehre gemacht haben, ſowohl was die Größe betrifft als auch die Sauberkeit, die ſich überall zeigte, wollte mir erſcheinen wie ein großer Bienenſtock oder Ameiſenhaufen. Hier ſchleppten Weibſen noch Kuchen, Bebe und weiß Gott was alles nach dem Backofen, dort hing ein noch nicht ganz ausgeſchlachtetes Rind

von einem eisernen Haken an der Wand herab, nicht weit davon ein feistes Schwein, ein Kälblein und ein Schöps. Ein Teil des Volkes und einige von den Burschen, die das Brautpaar mit ihren Mädeln begleiten sollten, halfen dem Schlächter und seinen Gesellen. Wieder andre luden einen ganzen Wagen voll Eichenlaub, Eibischbeeren und Tannenzweigen ab. Die Weibsen, die nicht zu dem Kuchenback- oder Reinigungsdepartement gehörten, auch nicht mit dem Abschlachten und Rupfen von Gänsen, Enten, Hühnern und Tauben, auch nicht, weil es Abend war, mit dem Abfüttern des Viehes beschäftigt waren, hockten in einer Ecke des Hofes und banden Kränze und Guirlanden nach der Schwierigkeit. So wie aber etwas fertig aus ihren Händen kam, wanderte es in die Hände einiger Burschen und fand bald seinen Platz entweder über einer der vielen Thüren, die vom Wohnhaus, den Nebengebäuden und der Scheune in den Hof führten, oder wurde durch eine dieser Thüren entfernt, wahrscheinlich um dem Hausplatz und den Zimmern zur Zierde zu dienen. Die Säule, auf der just inmitten des Hofes das Taubenhaus schon mit Kränzen und Guirlanden prangte, waren ebenfalls mehrere Hände beschäftigt mit Tannenreisig zu umkleiden.

So bunt der Hof sich nun in der Verwirrung des Vorfestes den Augen erzeigen wollte, so war doch die Mannigfaltigkeit, welche das Geschrei der Leute — denn bei solchen Gelegenheiten will jeder kommandieren und keiner gehorchen —, das Brüllen und Grunzen des Viehes, welches gefüttert sein wollte, das Geschrei und Geröchel des Federviehs unter dem Schlachtmesser, dazu das Hämmern der die Guirlanden annagelnden Bursche, der Flügelschlag der vom Felde zurückkehrenden und wieder scheu auffliegenden Tauben für die Ohren noch weit verwirrender.

Von einer Gruppe aber zu der andern ging ein kleines mageres Männlein mit gelben Lederhosen und einer spitzigen, an der Spitze etwas gerötelten Nase. Den Rücken herab hatte er einen schwarzgrauen Zopf von ungewöhnlicher Stärke. Die Augen unter seiner schmalen Stirne bogen sich mit den innern Winkeln etwas abwärts nach der Nase zu und standen mit dem Winkel nach den Ohren zu etwas höher, und seine dünnen Augenbrauen wollten darin die Augen nachahmen. Er ging nun so stolz, als er konnte, wobei er mit seinen langen Armen, die in weiten weißen Hemdärmeln staken, wichtig schlenkerte.

Ich konnte mich nicht genug verwundern, wie der die Baßgeige tragende Bursche uns sagte, der kleine magere Mann sei sein Herr Pate, der große Bauer Gutthelf Beust, weil ich mir diesen, ich weiß selbst nicht warum, als einen großen, vierschrötigen, martialischen Mann mit einem Doppelkinn, rotem Gesicht und einer gelben Weste vorgestellt hatte.

Bald lief er nun zu dem, bald zu jenen und nahm ihnen, ohne ein Wort zu sagen, ihre Arbeit aus den Händen, worauf diese ihm aufmerksam zusahen, wie er's damit machte, und wenn er sie wieder aus den Händen gab, thaten, als wüßten sie nun erst, wie die Sache gemacht würde. Worauf er, ohne ein Wort zu sagen, in seiner stolzen Weise zu einem andern hinging. Wiewohl ich nicht sagen könnte, daß es mir geschienen hätte, als habe er die Dinge besser oder auch nur so gut gemacht, als die er hatte belehren wollen. Und war aus seinem Beispiel, schätz' ich, weiter nichts zu lernen, als daß Geld vor Kunst gehe, und der Gutthelf Beust ein sehr eitler und eingebildeter Mann sei.

Wie er denn auch auf unsern höflichsten Gruß kaum mit einem leichten Nicken antwortete und zu dem Burschen sagte, der den Baß trug, ob er sich nicht als sein Pate schäme, das Ding zu tragen; die Leute würden ihn für einen Musikanten ansehen. Was uns, da es fast zu geringschätzig klang, ein schlechter Eingang deuchte, und zumal meine Schulmeisterehre sich nicht sehr damit zufrieden zeigen wollte. Fiel mir aber dennoch in allem Ärger auf, wie seine Eitelkeit und Großhansigkeit sich auch in seiner Sprache nicht verleugnen wollte. Da er Silbe für Silbe jede für sich ganz langsam und pathetisch und doch wie mit einer gewissen Geringschätzung, wenn ich so sagen soll, vor sich hinstreute, daß man mit tiefem Bücken ganz glücklich sein sollte, daß er einem vergönnen wollte, sie nur auflesen zu dürfen. Wandte sich auch ganz hochmütig von uns, winkte aber doch einem Knecht, der sich unser annahm, uns in die Stube führte, wo wir schlafen sollten, die unserm Empfang freilich nur zu ähnlich sah. Zumal der Weg dahin durch die Kuchenstube führte, in welcher auf hölzernen Gerüsten, die dazu neu errichtet zu sein schienen, die Kuchen bis an die Decke aufgeschichtet lagen, und dergestalt der angenehme Butter- und Würzgeruch, durch den wir passieren mußten, die schönen Hoffnungen vorstellte, durch die wir zur nicht gar so angenehmen Wirklichkeit hindurch gelangt waren. Hier legten wir nun

unsre Instrumente ab und folgten dem Knecht dann wieder hinaus in den Hof, allwo er uns einen Tisch auf eine freie Stelle brachte, welchen er alsbald mit Essen und Trinken übervoll belud. Meine Kollegen ließen sich's nun bene sein; ich aber hielt mich sehr zurückgezogen mit Essen und Trinken, damit der Beust sehen sollte, daß ich meiner Erziehung nach unter bessere Leute gehörte, als unter denen zu sein die Not mich zwang, und mich derohalber besser mit mehr Rücksicht behandeln möchte.

Er schien auch mehrmal nach mir herzusehen, und endlich schickte er sogar einen Knecht ab, der eilig auf mich zukam. Ich ging diesem einige Schritte entgegen, um schon im voraus meine Bereitwilligkeit zu zeigen, da mir der Knecht doch wohl nichts zu bringen haben möchte, als daß sein Herr mit mir sprechen wollte. War dies aber nicht mein kleinster Irrtum, da der Knecht so, wie er glaubte, daß ich ihn würde hören können, mich nicht auf das feinste anschnauzte: ob ich etwa seinen Herrn verachten wollte, und ob mir's wohl nicht gut genug wäre, daß ich nicht äße und nicht tränke, wie es doch meine Kollegen thäten. Der Beust hätte gesagt: wenn mir's nicht anstände mit Essen und Trinken, so säh' ich wohl, wo der Zimmermann das Loch gelassen hätte. Bis morgen wollte er zehn tüchtigere Musikanten für mich einen haben. Da er sah, wie seine Botschaft mich erschreckt hatte, der eines ganz andern vermutend war, setzte er hinzu, wie daß wir tüchtig essen und trinken sollten, denn er, nämlich der Beust, hätte gesagt: ehe alles auf wäre, was angeschafft wäre, eher sollte die Hochzeit nicht aus sein. Und was der Beust sagte, das wäre so gut, als hätte es ein andrer geschworen. Sollten uns also männiglich danach achten.

Damit ging er wieder an seine Arbeit, und ich machte mich nun an das Essen und Trinken, worin ich mehr leistete, als ich bei meinem betrübten Herzen geglaubt hätte, da ein mehrstündiger Weg an einem heitern Spätherbsttage gemacht so recht geeignet ist, den Appetit nach Gottes eß- und trinkbaren Gaben zu erwecken. Und hatten wir delikaten Käse und Butter, dazu Wurst und allerlei kalten Braten, bekamen auch neben Bier und Branntwein einen ausnehmenden Kaffee und allerlei Kuchen die Fülle. Und merkte nun wohl, daß von allen unsern Leibes- und Seelenorganen bei Gutthelf Beust unser Magen am besten fahren würde.

Unter währendem unserm Essen und Trinken waren nun auch

einige ältere Bauern hereingekommen, die der Beuſt zwar zuvorkommender als uns, aber immer noch geringſchätzig genug empfing. Obgleich einige große Bauern dabei waren, die ihm wenig ſollten an Geld und Gut nachſtehn. Sie waren auch ſehr ſtolz, bis auf einen, der Roßmann hieß und ein hübſcher, freundlicher alter Mann war und ſich auch mit uns unterhielt, wozu der Beuſt nicht das angenehmſte Geſicht ſchneiden wollte.

Auf einmal aber entſtand eine Bewegung unter den vielen Menſchen im Hofe, wie in einem Ameiſenhaufen, wenn man an ſeinen einen Rand Waſſer ſchüttet oder mit dem Fuße daran tritt. Erſt geſchieht unter den nächſten ein ſchnelleres Hin- und Herrennen; das wächſt immer weiter fort, bis in gar kurzer Zeit alle wie ungeſcheit unter- und übereinander purzeln vor Eile, ohne daß indes die Entfernteren ſchon wüßten, weshalb denn ſo geraunt ſein wollte. Das war denn ein Geſchrei, ohne daß mancher, der mitſchrie, wußte, warum. Die Weiber riefen Gott an, die Männer aber den Teufel. Da hörte man von Weiberſtimmen: Ach du lieber Gott! Iſt er's denn wirklich? Ach du Heiland, der Friede iſt wieder da! Ach du gütiger Himmel, und kommt nun gerade zu ihrer Hochzeit! Dazwiſchen von Männerſtimmen: Wo bringt aber der Teufel den Friede jetzt her? Das wär' doch der Teufel, wenn er's wär'. Kann der arme Teufel gleich auf ihrer Hochzeit tanzen. Und um den jungen Menſchen, der da in den Hof hereinkam mit ganz bleichen Backen und wie ein Deſperater, drängten ſich bewillkommend und bedauernd Mannſen und Weibſen, ſoviel ihrer auf dem Hofe waren, nur uns und den Beuſt ausgenommen, der ſich ganz ſtolz einen Stuhl ſtellte und ſich darauf ſetzte, als wär' er ein König.

Da ſchollen ſoviel Anreden und Fragen, daß der Friede ſie in zwei vollen Tagen nicht hätte beantworten können. Er beantwortete aber dermalen gar keine, ſondern drängte ſich mit ſeinem deſperaten Weſen bis zu dem Fleckchen durch, wo der Beuſt, ſeine beiden Arme übereinander geſchlagen, ganz ſtolz auf ſeinem Stuhle ſaß. Dabei ſchrie er: Es iſt nicht möglich! Um Gottes willen! Es iſt nicht möglich, Beuſt!

Aber der Beuſt nickte nur ganz leiſe und hoffärtig und ſagte in ſeiner Weiſe, da er die Silben ſo bedächtig ausholend wie harte klingende Thaler vor ſich hinzählte: Was iſt nicht möglich, Linkenfriede? Und biſt du auch wieder da?

Der Friede ließ ihn nun gar nicht ausreden, ehe er in seiner Desperation weiter schrie: Daß sie der Gepfert haben soll, und morgen schon, die Rosemarie?

Ist's das? sagte der Beust, indem er seine beiden Beine gravitätisch von sich streckte. Der Gepfert hat neunmal so viel Kühe als du. Was willst du weiter hier, Linkenfriede?

Der schrie nun wieder: Beust, ich habe achtzehn Kühe, bin ein größerer Bauer geworden als Ihr. Wo ich Knecht war, da in Schwaben, hat mich der Waldenjürge an Kindesstatt angenommen. Ich wiege den Gepfert dreimal weg.

Das ist ja schön, sagte der Beust noch langsamer denn vorher. Da wirst du wohl in Schwaben eine Braut haben.

Ich hätte können. Mehr als einmal, schrie Friede. Aber ich konnte die Rosemarie nicht vergessen. Ich kann nicht von ihr lassen. Laßt den Gepfert laufen und gebt sie mir.

Der Beust schnitt nun zu dieser Rede nicht sein freundlichstes Gesicht. Seine Nase wurde zur Hälfte rot, wie gewöhnlich nur die Spitze war. Und sagte:

Du weißt nicht, Linkenfriede, daß der Beust wenig spricht? Aber jedes Wort, was er spricht, wiegt sein Pfund. Du hast noch einmal so viel Kühe als der Gepfert, aber der Gepfert hat Beusts Wort.

So werdet Ihr ihm doch nicht geschworen haben?

Wenn der Beust nickt, ist's so gut, als wenn ein andrer schwört. Willst du zur Hochzeit bleiben, kannst du morgen um die Zeit mit des Gepferts seinem Weibe tanzen.

Beust, Ihr seid ein harter Mann. Aber ich sage Euch, morgen um diese Zeit ist Eure Rosemarie den Gepfert los.

Der Beust lachte höhnisch und sagte: Da könntest du ja am Ende noch ankommen, Linkenfriede. Wenn die Rosemarie morgen um diese Zeit nicht Gepferts Frau ist, sollst du sie in Gottes Namen haben. Dazu lachte er, daß er das Husten bekam.

Nun wurde der Linkenfriede noch desperater und bat und drohte mit allem in der Welt. Da er aber sah, daß nichts mehr zu machen war, rannte er eben so davon, wie er gekommen war.

Eine Weile nun war alles mäuschenstill, bis die Maredore auf einmal aus dem Wohnhaus herausgestürzt kam, und von neuem ein Jammern begann, das nicht klein war, mit Lamentationen, ohne daß

man wußte, was aus der Sache werden sollte. Bis sie endlich vorbrachte, die Rosemarie liege drinnen in der Wohnstube und sei ganz steif. Der Beust solle doch dem Friede nachschicken und ihn herholen lassen und der Rosemarie zum Mann geben. Sonst stürbe die Rosemarie gewiß und wahrhaftig.

Worauf der Beust im Zorn als ein wahrer Tyrann zur Antwort gab: sie solle ihr unvernünftig Geschrei einstellen. Sie wisse, daß dergleichen bei ihm nichts fruchte.

Die Maredore aber, die vor Schrecken einige Schritte zurückgewichen war, lief nun wieder hin zu ihm, und da sie nun auch als ein kleines Töpflein überlief, gab sie ihm artige Titel: er sei ein Rabenvater, und der liebe Gott werde ihn schon dafür strafen. Und seine Tochter würde auch gewiß sterben und ihm seine ganze Hochzeit verderben. Worauf er noch tyrannischer replizierte: so sei's ihm gleichviel, wenn sie zum Teufel fahre. Sie sei nie eine rechte Tochter gegen ihn gewesen, wie Töchter sein sollten. Und sei nun einmal das Vieh dazu geschlachtet und gebacken, so solle deswegen kein Riß in der Hochzeit werden und gezehrt und gejubelt werden, bis der letzte Bissen weg sei.

Worauf sich die Maredore lautweinend absentierte. Gleich darauf aber kam der Linkenfriede außen die Straße vorbei gesprengt, daß ihm die Haare um sein bleiches Gesicht herumflogen; und wie er vor dem Thore vorbeikam, rief er allen ein Lebewohl zu: er gehe wieder in die weite Welt. Gott werde seinem Leid ein gnädig Ende machen.

Wie wenn unser Magen sich auf Beust-Rosemaries und Gepfert-Hansgärges Hochzeit einmal eher über das Zuviel als über das Zuwenig zu beschweren haben sollte, so ward uns diesen Abend noch eine überaus reichliche Mahlzeit gereicht. Dazu ein nicht unansehnliches Faß mit Bier, darin ein Bierhahn stak. Und sollten wir bald Gläser dazu bekommen, auch Branntwein, so viel uns gelüsten möchte.

Der gute Knecht, der uns die Gottesgaben gebracht hatte, schien aber das letzte vergessen zu haben, was uns, da der Durst uns in unsrer Stube, die unmittelbar am Backofen liegen mochte und wie ein Schwitzkasten heiß war, nicht schlecht zusetzte.

Es war nun freilich ein Ding wie ein Fenſter vorhanden. Da aber das, was daran aufgehen ſollte, weiß Gott warum angenagelt war, ſo half uns das ganze Fenſter ſo viel als nichts. Mußten uns denn damit begnügen, die Thüre offen zu haben, was aber bei weitem nicht ſo viel half, als wir wohl wünſchten, daß es geholfen hätte. Hatten alſo zu trinken und mußten dennoch Durſt leiden. Nun ging etlichemal einer von uns durch die Kuchenſtube hinaus, um etwa einen Knecht zu errufen. Waren ihnen auch beiden Knechte begegnet, wie denn ein Umherrennen und Durcheinanderrufen zu hören war, als wäre nun wirklich Krieg. Hatten aber keinen ſtellen können, und ihr Beſcheid war von dem einen wie von dem andern geweſen, ſie hätten keine Zeit. Da war bald friſches Waſſer, bald Thee, bald Gott weiß was zu holen, da die Roſemarie in Krämpfen liege, und der Beuſt darüber ganz ungeduldig und unwirſch ſich erzeige, da er glaube, es ſei nur Verſtellung von ihr. Er habe ſie ohnehin gleich im Magen und hätte ſchon geſagt: er wiſſe, daß ſie gern ſtürbe, wenn ſie ihm nur ſeine Hochzeit dadurch verderben könnte. Aber ſie möchte nun machen, was ſie wollte, die Hochzeit ſollte fortgehen, bis der Biſſen von dem Angeſchafften nicht mehr vorhanden wäre. Einer wohl, eben der, der das erzählt, hatte verſprochen, Gläſer herbeizuſchaffen. Aber er kam ſo wenig als ein andrer.

Der Hannoveraner, den der Durſt am meiſten kränken mochte, machte zuletzt für ſeinen Teil kurzen Prozeß, indem er mit ſeiner unglaublichen Kraft das ganze Faß bis zu ſeinem Munde erhob, den Hahn in ſeinen Mund nahm und in ſeinen Hals hinablaufen ließ, was nur hinablaufen wollte. Erbot ſich auch, mich alſo trinken zu laſſen, was ich, da ich nichts vor den andern voraushaben wollte, mit Dank ablehnte. Und kam nun endlich ein Knecht in die Kuchenſtube, um Kuchen hinaufzuholen, der ſogleich und zwar nicht ſchlecht ins Gebet genommen werden wollte. Er ſagte uns nun, wie wir ihm die Wege erſparen und die Sache am beſten zu unſrer Bequemlichkeit haben würden, wenn wir ſowohl die Gläſer, als was wir ſonſt noch trinken möchten, uns ſelbſt holen wollten. Zeigte uns auch eine Art Vorkeller, in den man aus der Kuchenſtube gelangte, wenn man einige Stufen abwärts ſtieg. Hier ſtanden und lagen nun ſowohl leere Trinkgläſer als auch Flaſchen von allen Größen, die man ſchon mit Wein und Branntwein aufgefüllt hatte, auch ſogar

Ja, der hat's ausgemacht. Der Tod hat Reſpekt vor ſolch einem grauen preußiſchen Helden; er hat geduldig gewartet, bis der Alte mit ſeinem Liedchen fertig war. Der iſt aus Kummer über ſeinen Säbel geſtorben, nicht an ſeinen Wunden. Fahr' wohl, Alter!

Grenadier **Prinz Heinrich.** Die öſterreich'ſchen Kameraden ſind ja auf einmal ſo ſtill. Sind ſie auch hinüber?

Erſter Öſterreicher. Sie ſind eingeſchlafen.

Dragoner. Laß ſie ruhen. Sie haben Ruhe verdient; ſie haben ſich geſchlagen heute wie die Löwen.

Der Franzoſe (im Schlaf). Bien vite, Jean! Ecoute!

Huſar. Der träumt von ſeinem Friſeur. Hat ihm Seidlitz ſeinen Puder genommen, wie er mit ſeiner Handvoll Reitern den Soubiſe mit 8000 Mann aus Gotha jagte und mit ſeinen Offizieren das fürſtliche Eſſen verzehrte, das die armen franzöſiſchen Teufel in der Angſt unangerührt hatten ſtehen laſſen?

Erſter Öſterreicher. Er wird halter noch müde ſein vom Laufen bei Roßbach.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Seht doch. Ihr habt's hinter den Ohren, ihr Öſterreicher.

Grenadier **Manteufel.** Iſt's aber nicht ſchmählich, daß wir uns das Fell zerhauen, Preußen und Öſterreicher, und dieſes Franzvolk unſrer guten alten Mutter Deutſchland auf den Rippen herum krabbeln laſſen, daß ſie uns die paar Laſter, die unſre Vornehmen noch nicht aus Paris geholt haben, vollends herüberſchleppen?

Erſter Öſterreicher. Gewiſſermaßen halter ſind wir freilich alle beide Deutſche, Öſterreicher und Preußen; das iſt ſchon wehr, Mutter Thereſe will auch den Frieden.

Feldwebel. Nämlich? — Zweimal wollte der Fritz Frieden ſchließen, wie die Sachen im Gleichgewicht ſtanden; einen ſchimpflichen Frieden aber ſchließt der Fritz nicht. Die Sache handelt ſich um die Nationalehre der Preußen, und ich kenne den Fritz: der ſtirbt lieber, als daß er der preußiſchen Reputation etwas vergiebt. Und ſeine Armee denkt ebenſo; der geringſte Trainknecht hat ſeinen Stolz. Drum bringt die ganze Welt den Fritz nicht nieder. Wir ſchießen uns nicht um den Haß oder um die Habgier unſeres Königs; unſre Säbel führt nicht ſein Neid oder ſonſt ein perſönlich Gelüſten, was das Volk nichts anginge; ſondern der Fritz kämpft für uns und unſre Ehre, drum fechten wir für Fritz und ſeine Ehre.

Dragoner. Brav geſprochen, Feldwebel; von uns Soldaten denkt keiner anders.

Feldwebel. Zum Teufel! kein Preuße denkt anders. Der Bürger und der Bauer opfern mit Freuden ihr Letztes; das letzte Pferd ſpannt der Bauer aus dem Pfluge, den letzten Sohn nimmt

er aus den Armen der Mutter und bringt ihn dem Fritz. Und wenn der Bauer so denkt, Donnerwetter! was soll der Soldat thun? Und geht über Preußen hinaus! Der Thronfolger von Rußland trägt dem Fritz zu Ehren preußische Uniform; nur zwei Augen dürfen zufallen, und das Blättchen wendet sich. Die Engländer feiern Fritzens Geburtstag wie den ihres Georg; der Pitt sagt: eh' der Tower in London nicht mit dem Schwert in der Faust erobert ist, laß ich nicht vom Fritz. Vom Ende der Welt her schickt der Tartarkhan Gesandte an den Fritz. Alle Welt tauft ihre Kinder nach dem Fritz. — Die in Wien dachten nicht, einen christlichen Krieg zu führen. Auf Preußens Vernichtung war's abgesehen. Der Kosak im fernen Asien hatte keine Ruhe vor der Rachsucht der Kaiserin; der Schneemann, der Schwede, dachte an der deutschen Sonne und an den deutschen Mädchen aus seinem Winterschlafe aufzutauen; der unruhige Franzose war froh, daß es in Deutschland Geld zu stehlen geben sollte, Schlösser dafür zu bauen in Paris und seine Maitressen drin mit Zucker zu füttern. Nämlich — Donnerwetter! Nämlich —

Erster Österreicher (steht auf). Kameraden Preußen, ist unsre Konvention aufgehoben?

Dragoner. Gut; Feldwebel, geht nicht zu weit. Unsre Konvention muß gehalten werden. Laßt den Streit!

Husar. Ist kein Trompeter hier? Laßt uns eins singen, was die Kameraden Österreicher mitsingen können.

Grenadier **Manteufel.** Da ist ein Tambour.

Grenadier **Prinz Heinrich.** Und hier ist ein Pfeifer. Vorwärts, die Pfeife heraus!

Pfeifer. Meine Finger sind verfroren.

Grenadier **Prinz Heinrich** (macht Platz). Da, setzt Euch näher ans Feuer und macht los, so tau'n sie auf.

Pfeifer. Aber was denn für eins?

Feldwebel. Nämlich. Lotte, sie ist sonst ein kluges Weib und weiß immer ein Auskommen.

Marketenderin. So? Aber mit der vierten Batterie hat Er recht! Und die vierte Batterie soll mir in den Leib fahren! Und die vierte Batterie ist zum Teufel! Und die vierte Batterie —

Feldwebel. Sie soll recht haben, Lotte, sie soll recht haben. Sie hat einen Vierundzwanzigpfünder von einer Zunge im Hals; sie hat ein ganzes Geniekorps im Schädel! Wir schlagen Chamade.

Marketenderin. Und nun die Ochsen am Berge stehen, muß doch die Lotte ihr bißchen Verstand vorspannen. Gebt Acht! ich will eins vorsingen, und eins, was gegen die Türken geht, was jeder Christenmensch mitsingen kann mit gutem Gewissen. (Sie trinkt

rücken hörte, meinen klugen Vorſichtsfaden, den ich ſo fein geſponnen zu haben vermeinte, ſo ganz und gar aus den Händen, daß ich aus voller Kehle: Diebe! Diebe! ſchrie. Und vor Erregung meiner Lebensgeiſter mich an dem Staket feſthalten mußte, um nicht umzufallen.

Das brachte denn alsbald das ganze Haus in Alarm, machte aber auch denen im Gärtlein Beine. Ich hörte die Leiter umwerfen, dann kam eins, den Tritten nach ein Mannsbild, an mir vorbei und rannte nach der Hofthüre zu. Gleich nach ihm kamen noch zwei aus dem Gärtlein, faßten mich an, ich ſollte ſtill ſein. Was ich nun, auch wenn ich gewollt, wohl nicht würde gekonnt haben, da mein ganzes Geſchrei von Anfang an ganz unwillkürlich und wie in einer Art Todesangſt geſchehen war. Und mag ich nun ſogar noch lauter geſchrieen haben. Die eine von den zwei Perſonen, die mich angefaßt und die nach den paar leiſen Worten, die ich von ihr gehört hatte, und ihren nicht lautern Schritten für ein Weibſen achten mußte, ließ mich nun, für was ich gut war, und lief, was mich durch alle meine Angſt hindurch wunderte, nach dem Wohnhauſe zu. Die andre aber faßte mich nun um den Leib, daß mir faſt der Odem ausging, und ſchrie nun ſelber: Diebe! Diebe!

Hatte aber gar keine Zeit, mich auch darüber zu verwundern. Denn nun gingen die beiden Hausthüren auf, und heraus kam ein ganzes Volk durcheinanderſchreiend in wilder Haſtigkeit nach uns losgeſtürzt. Und nur ein paar Augenblicke, ſo hielten und ſchüttelten mich wohl acht Fäuſte. Dabei fragten ſie, wer von uns beiden der Dieb ſei. Ich ſagte nun, wie der der Dieb wäre, der mich halte. Der aber, der mich hielt, ließ mich nun los. Zugleich entſtand ein allgemeines Geſchrei nach Licht. Drauf erklang ein Lachen neben mir, und der Gutthelf, der Burſche, der den Brautführer machen ſollte, ſagte noch immer lachend: Ihr haltet mich wohl für den Dieb, ihr Teufelskerle? Was wollt ihr mit euern ungeſchlachten Fäuſten an mir? Einer ſagte darauf: Du biſt's, Gutthelf? wir denken, es iſt der Dieb. Aber haſt denn du nicht geſchrieen? War mir doch juſt, als wäre es deine Stimme geweſen. Dummes Zeug, ſagte der Gutthelf. Wir ſind doch zuſammen herunter gelaufen. Na, nichts für ungut, ſagte die andre Stimme. Wo iſt denn nun aber der rechte Spitzbub'. Hier! ſchrieen die, die mich feſthielten, indem ſie mich nicht allein mit ihren derben Fäuſten ſchüttelten, ſondern mir auch einige Kopfnüſſe damit verſetzten, die mich ganz konfus machten.

Nun kamen auch welche mit Laternen. Ich schrie, wie ich keiner von den Dieben wäre. Einer davon habe sich an mir vergreifen wollen, weil ich geschrieen. Wüßte aber nicht, wo er hingekommen. Ein andrer wäre nach der Hofthüre zu gerannt, der dritte aber, der ein Weibsen gewesen sein müßte, wäre in das Wohnhaus gegangen.

Dummes Zeug, sagte der Gutthelf, indem er mir mit einer Laterne, die er einem andern abgenommen haben mochte, in das Gesicht leuchtete. Ein Dieb wird ins Wohnhaus laufen, wenn Lärmen ist. Seht einmal, Jungens, es ist der halbseidne Musikant, der den Leuten auf der Baßgeige zeigt, wo die Mohren wohnen. Er hat also geschrieen, guter Freund? Und wo waren denn eigentlich seine Diebe?

Ich sagte, wie daß sie im Gärtlein gewesen wären. Worauf der Gutthelf abermals lachend sagte: Na, seine Diebe haben Herz genug. Eine Treppe hoch sind die Fenster von Rosemaries Stube. Bei der Rosemarie ist Licht, und gleich daneben schläft die Maredore, die die Rosemarie wartet. Guter Freund, wo die Diebe Licht sehen, da lassen sie ihr Handwerk sein.

Nun kam auch der Beust und fragte mich aus. Der Gutthelf, der mir immer in die Rede fiel, mußte still sein, bis ich auserzählt hatte. Dann war der Beust eine Weile ganz still; sah sich einmal um und blieb mit seinen Augen auf dem Gutthelf haften. Dann fragte er Gutthelf, wo er gewesen wäre, wie das Geschrei losgegangen. Der sagte: Im Bette, wo wir alle gewesen sind. Und die Maredore? fragte der Beust die Maredore, die unter einem Haufen Weiber stand. Die sagte: Das war ja ein schrecklich Geschrei. Ich war nur eben von der Rosemarie weg. Die schlief, da dacht' ich, ich wollte auch einen Augenblick ausruhn, weil wir morgen bald wieder auf wären. Und legte mich nur eben ins Bett, wie der anfing zu schreien.

Nun sagte der Beust einem Knecht, er sollte doch nach den Hunden sehen. Der kam wieder und sagte: Die sind fort, Herr. Die Hofthüre steht offen. Die werden doch gerad' heute nicht davongelaufen sein?

Der Beust war wieder einen Augenblick still, dann sagte er: Ihr werdet mir zu vornehm, Gutthelf und Maredore. Der Gutthelf legt sich im Staat ins Bett, und die Maredore macht's nicht besser.

Nun fiel's uns andern erst auf, daß unter allen denen, die die Diebe fassen zu helfen gekommen waren, nur Gutthelf mehr als das

Allernotdürftigſte am Leibe hatte. Unter den Knechten war einer ſogar im bloßen Hemde, welcher auch nun erſt an ſeinen Aufzug dachte und unter dem Lachen der andern davonlief.

Der Beuſt aber ſagte nur noch, daß er der Maredore den übrigen Teil der Nacht die Roſemarie warten helfen wollte, damit ſie nicht zu viel an ihren Kleidern dabei verdürbe. Und ſollten die Knechte das Thor zumachen. Er wüßte die Diebe ſchon und wollte zu ſeiner Zeit ſchon mit ihnen reden. Für heute würden ſie nicht wieder kommen. Und ſollten wir uns alle nur zu Bette legen.

Damit ging er fort. Die andern verliefen ſich auch. Und ich blieb nicht allein im Freien. Wie ich hineinkam, lagen meine Kollegen ſchlafend in der Kuchenſtube auf dem Boden. Der Hannoveraner lallte einigemal noch: Nun, Jungens, krehlt noch eins. Hurra! Dann ſchlief er wieder ein. Der Klarinettiſt aber, der mit dem Rücken am Kuchengerüſt lehnte, hielt ſein Inſtrument noch in den Händen, aber weit von ſeinem Munde, wiewohl er träumen mußte, wie daß er blaſe. Denn er fingerte mit beiden Händen an der Klarinette herum, blies auch ſeine dicken Backen auf und bewegte ſeine großen Lippen und ſogar ſein Haupt nach ſeiner Gewohnheit, welches er beim Blaſen bald links bald rechts zu neigen pflegte.

Nun war ich, da ich die Nacht hindurch vor Gemütsbewegung und Hilfeleiſtung an meinen Kollegen nicht hatte ſchlafen können, herzlich froh, wie der erſte Morgen endlich herandämmern wollte. Dieſe aber, die ſich geſtern toll und voll getrunken hatten, befanden ſich mit Ausnahme des Hannoveraners, der noch immer ſchlief, herzlich ſchlecht. War denn eine Not geweſen mit Waſſerholen, daß ich den Born hätte ausſchöpfen mögen. Desgleichen, wenn einer ſich expektorieren wollte, führte ich ihn hinaus in den Hof, damit die Kuchenſtube nicht möchte auf eine dem Appetit nicht zuſagende Art verunreinigt und unſers Namens Gedächtnis mit unangenehmen Anhängſeln in Rauendorf erhalten werden.

War mir deshalb, ohne daß ich mich in Speiſe oder Trank übernommen hätte, etwas übernächtig zu Mute. Da ich aber einmal nicht mehr ruhen ſollte, war mir's ſehr angenehm, wie ich, am Borne ſtehend, die erſte Morgenröte über die Scheune herüber auf mein Glas fallen ſah.

Lieſt mir daher das Waſſer über Kopf und Geſicht laufen, was ein prächtiges Mittel iſt, die Folgen einer unruhig verlebten Nacht aus dem Körper herauszuwaſchen. Ging dann hinein zu meinen Kollegen, für deren einen das Waſſer geholt war. Es war nun hohe Zeit, ſich aufzumachen wegen der Ständchen, die wir zu machen hatten. Das wollte meinen Kollegen freilich ſchwer eingehn. Wanden ſich und dehnten ſich auf ihrem harten Lager, daß es zum Erbarmen war. Ich mußte meine ganze Beredſamkeit aufbieten, um denſelben an das Herz zu legen, wie es unklug und unverantwortlich wäre, wenn wir gleich zu der erſten Leiſtung ſo träge uns erzeigten. Auch daß ſchon alles lebendig im Hauſe und ſich wundern möge, daß ſich noch nichts von den Muſikanten hören laſſen. Währte aber gar nicht lang, ſo ſchliefen ſie mir über meiner Rede ein.

Nun wuſch ich ihnen einem nach dem andern das Geſicht, hob ſie auf und führte ſie in unſer Logement. Und gelang mir's endlich doch mit den andern. Der Hannoveraner aber lag wie ein Klotz, und war kein Leben in ihn zu bringen.

Die andern ſahen nun ein, daß ich recht hätte mit meinen Reden. Sie machten ſich nun ſo ſchnell fertig, als ſie konnten. Waren aber alle drei invalid. Der Herr Direktor band ſich ein Tuch um den Kopf in der Weiſe, wie die Türken ihren Turban tragen. Darunter hatte er eine Zipfelmütze auf dem Kopfe, die gerade in die Höhe ſtand wie ein Obeliskus. Der Klarinettiſt, der keine Zipfelmütze mit ſich führte, aber das ganze Jahr durch eine große Pelzmütze trug, ſchlug die Klappen, ſo weit es gehn wollte, über die Ohren herab. Der Horniſt hatte ein Tuch um die Backen gebunden. Was ſie aber alle drei überein hatten, das waren die von der Übligkeit bleichen Geſichter. Da wir nun unſern Hannoveraner auch mit vereinigten Kräften nicht erheben konnten, ließen wir ihn einſtweilen liegen. Ich nahm anſtatt ſeiner die Poſaune, und gingen wir ſolchergeſtalt nun endlich an unſre Pflicht. Mußten auch, wie wir hinausgingen, von mehreren Seiten räſonnieren hören, daß wir ſo ſpät anfingen. Mußte den Leuten in meinem Herzen recht geben. Konnte aber die Sache nun nicht ändern.

Wie wir nun das erſte Stücklein beim Brautvater durch hatten, ſo kam ein Knecht und ſagte: der Beuſt hätte geſagt, wie die Muſik aus dem Hofe nicht weit genug in das Dorf hineinſchallte. Wir ſollten doch eins vom Scheunendach herab machen.

Wogegen wir nun etwas proteſtierten; ich, weil ich es meiner Schulmeiſterehre zuwider erachtete, wenn die Leute ſagen könnten, wie ich von einem Scheunendach herab muſiziert hätte, was, wie ich ſchätzte, auch noch gar nicht vorgekommen, auch nicht vom Hochzeitvater vorher bedungen worden war. Der Muſikprinzipal ſchützte den Luftzug vor, den er bei ſeiner rheu- und aſthmatiſchen Konſtitution meiden müßte, der Klarinettiſt war als ein vollblütiger Mann mit dem Schwindel behaftet. Der Horniſt aber half dem Knechte uns zureden.

Was iſt's denn nun weiter, ſagte der Knecht, die paar Stückchen da oben wären nunmehr aus, und wir wären ſchon wieder unten, wenn wir nicht Mäuſe gemacht hätten. Der Beuſt hätt' es einmal geſagt, und wir würden's gewiß nicht bereuen.

So ergaben wir uns denn drein. Ich aber nicht, ohne dem Knecht einzuſchärfen, wie er niemandem ſagen ſollte, daß ich ein Schulmeiſter wäre, weil es mir ſonſt zur Schande gereichen könnte. Nun lehnt' er eine lange Leiter an das Scheunendach, und ſtiegen wir nun, der Herr Prinzipal mit der Trompete voran, hinauf, wobei er erzählte, wie er als ein junger Menſch in Straßburg am Münſter noch drei Stufen höher geſtiegen wäre, als da wären, und von da oben nach allen Seiten ein Kompliment gemacht, wodurch ein allgemeines Aufſehen entſtanden wäre. Dann kam der Klarinettiſt, der ſeine Augen zumachte und bei jedem Schritt voll Angſt fragte, ob wir noch nicht oben wären, und wir ſollten ihn doch halten; er habe noch keinen Gevatter für ſein Jüngſtes und bei ſeinem älteſten Bruder, dem Fleiſcher, ſechs Groſchen gut für ein Zicklein. Das Bürger- und Meiſterwerden habe ihn auch ſo viel gekoſtet, daß es ſchlecht von uns wäre, wenn wir ihn fallen ließen. Unſer Horniſt ſtieg die Leiter hinan wie ein vernünftiger Mann, der da eine gegenwärtige Plage über dem Wohl vergißt, das daraus erwachſen will. Mir aber, der ich des Dings ungewohnt war und hinterm Tiſch im Studieren feſter zu ſitzen als auf einer ſchmalen Leiter zu ſtehn wußte, war die Sache nicht einerlei, und die Scheune war nicht etwa niedrig; half mir aber mein feſter Entſchluß, meiner Schulmeiſter- und Mannesehre nicht durch furchtſames Bezeigen etwas zu vergeben, glücklich hinauf. Und hatt' ich es überhaupt als der letzte, der hinaufſtieg, inſofern beſſer, daß ich nicht erſt noch ein Stück vorzurutſchen brauchte, um andern Platz zu machen, ſondern gleich

so rittlings auf dem Dachfirsten sitzen bleiben konnte, wie ich mich gesetzt.

Und huben wir nun unser in der Luft reitendes Ständchen mit dem Choral an: Lob, Preis und Ehr' dem höchsten Gut, als welcher von dem Knechte bestellt worden. Könnte aber nicht sagen, daß wir uns mit diesem Stücklein großes Lob verdient haben möchten. Maßen unser Klarinettist, der die Melodie zu halten hatte, allemal beim zweiten Ton sein Instrument aus dem Mund nahm und ein: Ach du lieber Gott! ein: Was soll aus mir werden! Ach meine arme Witwe und meine vier Waisen, nun würde sie wohl nicht mehr Tag und Nacht zanken, wenn sie mich nur wieder hätte; daß sie nur die alte Weste nicht vergißt, die noch beim Schneider ist; ach du heiliger Gott! und andre dergleichen Stoßseufzer dazwischen hören ließ, worauf er sogleich mit der Klarinette, auf welche er sich mit Schrecken besonnen, wieder zwischen seine großen Lippen fuhr. Konnte sich auch hie und da, während er blies, des Schluchzens nicht enthalten, welches seltsame unwillkürliche Triller auf seinem Instrument hervorbrachte. Auf den Herrn Prinzipal dagegen wirkte die Traurigkeit, die einer durchschwärmten Nacht zu folgen pflegt, dazu die scharfe Luft, die da kurz vor dem ersten Advent früh vorm vollständigen Tagesanbruch etwa zwei Stockwerke über der Erde sich nicht als ein warmes Lüftlein erzeigen wollte, und erweckten ihm beide eine solche Neigung zum Schlaf, daß er vor sich hinnickend mehrmalen fast vom Dache herabpurzeln wollte. Und hatten wir, der Horniſt und ich, mit Rufen genug zu thun, um ihn immer wieder aufzuwecken, und mußt' ich einigemal bei vorzüglich hartnäckigen Fällen mein Instrument zu Hilfe nehmen, was mir, da ich um zwei Mann herumlangen mußte, nicht wenig Mühseligkeit zuwege brachte. Gar nicht gerechnet, wie dergleichen unvorteilhaft auf unser Blasen wirken mußte! Der Herr Prinzipal aber schwieg natürlich, so lange er mit dem Schlummer kämpfte; wenn er nun erweckt war, konnte er sich nicht gleich besinnen, was wir musizierten, weshalb er mitunter, indem er ein Tanzstücklein in Gedanken hatte, uns sehr der Quere kam, und wir schon einigemal nicht weit davon waren, unsern Choral gänzlich umzuschütten. Nun traf ich unglücklicherweise einmal, mit meinem Instrument ausziehend, den Klarinettisten etwas an seinen rechten Ellenbogen, welcher vermeinte, es wolle ihn jemand hinunterstoßen, und darüber entsetzlich zu schreien und jammern begann und der

Klarinette so gänzlich vergaß, daß wir beiden, der Hornist und ich, ohne Melodie so gut als vergeblich weiterspielen mußten. Was aber auch ein Ende mit Schrecken nahm, da unser Prinzipal das Geschrei des Klarinettisten, welches ihn wiederum aufweckte, in seiner Schlaftrunkenheit für eine Gesundheit hielt, die einer ausbringe, und alsbald in das Geschrei hinein einen herzhaften Tusch erklingen ließ.

War also das beste, wenn wir, anstatt die edle Kunst der Musik und uns selbst zu blamieren, wiederum hinunterstiegen und beim Musizieren gut bürgerlich und bescheiden unsre gute Mutter Erde mit Füßen traten. Wandte mich deshalb nach der Leiter um, die aber zu meinem und unser aller größtem Schrecken weggenommen war. Schrieen nach der Leiter, aber es war niemand, der uns hörte. Der Brautführer, der unten stand, rief mir durch die Hände lautleise zu: ich sollte doch so schreien, wie gestern nachts, wo ich der armen Rosemarie ihr ganzes Lebensglück entzwei geschrieen und ihn selbst mit seinem Paten über den Fuß gespannt hätte. Worauf er fortlief in das Haus, und ich vergeblich mich besann, was er doch mit seiner Rede meinte.

Ein andrer Knecht aber sagte, der Beust hätte befohlen, es sollte die Leiter abgezogen bleiben, die der Gutthelf abgezogen hätte, um ihm einen Spaß zu machen. Und sie dürften nicht gegen ihren Herrn. Wir sollten ein fein Lustiges blasen, so würd' er, wenn es ihm gefiele, uns wohl herablassen.

Wir stimmten darauf in der Angst und Not unsers Herzens das Stücklein an, was damals wohlgefiel: Du bist der beste Bruder auch nicht; konnten aber auch dies nicht durchsetzen, weil der Klarinettist vor Schwindel sich auf den Bauch legen mußte und ganz laut jammerte und weinte und in der Desperation seines Herzens mit seiner Witwe und seinen vier ungezogenen Waisen sprach und ihr ans Herz legte, in das Wochenblatt hinter die betrübte Todesanzeige drucken zu lassen, wie das Geschäft ihres Mannes ununterbrochen seinen Gang behalte.

War also nichts weiter zu machen, als ruhig sitzen zu bleiben und sich in der Geduld zu üben. Nun ist die Gesellschaft ein so schönes Ding, daß selbst die Übel gern Gesellschaft halten. Und kam nun bei mir zu dem Frost und der Unbequemlichkeit wegen des harten Sitzes, auch dem Ärger und der Scham, von allen, die vorbeigingen, ausgelacht zu werden, die ganze Erinnerung meines seit

einem halben Jahre ausgestandenen Unglücks. Und will ich keinem Menschen sagen, was ich in diesen Stunden an Leib und Seele ausgestanden, da ich fünf volle Stunden mit meinen Kollegen auf dem scharfen Scheunendach als Reiter gesessen habe; innerlich aber noch weit schlimmere Schmerzen und Ungemach habe erfahren müssen. Nahm mir zuletzt vor, die Sache als eine Strafe Gottes anzusehen, was mich jederzeit außerordentlich beruhigt hat, weil in der Strafe eine Versicherung der Liebe enthalten ist, und auch ein menschlich Kind unter den strafenden Händen des Vaters mit jedem Streiche seiner zurückkehrenden Freundlichkeit wiederum um eine Station sich näher gerückt vorstellen kann.

Nun kamen von allen Seiten die Gäste daher, und wir saßen noch auf dem Scheunendach und klapperten mit den Zähnen, daß es eine Traurigkeit war, zu sehen. Da kamen die Alten, die Männer mit ihren kurzen gelben Lederhosen und großen Stiefeln, langen Röcken, denen die hintern Knöpfe auf dem Steiße saßen, und Westen bis an die Beine und dreieckigen Hüten, die Frauen in ihren Korschotten mit langen Schößen von Kalmank, Wallis, türkischem Kattun oder Berkan; darauf breite Kragen mit Fressur (möchte jetzt wohl heißen Garnitur), um den Hals eine breite Sammetkrause mit Spitzen besetzt, die Röcke kurz und weit, die Schürze bunt oder weiß, hinten übereinandergehend, länger als der Rock; auf dem Kopf schwarzsammetne oder seidne Hauben mit einer Schneppe fast bis auf die Nase und langendigen Schleifen; darüber aber die Bärmütze von Muffpelz, die da aussah wie eine Kosakenmütze. Die kamen zum Teil schon eines weiten Weges daher, und wir saßen noch auf unserm harten Pferde, von welchem das beste war, daß es keine Sprünge und Männlein machte, ansonst dieses Buch nicht möchte geschrieben worden sein. Da kamen die Burschen mit ihren Mädchen. Viele davon ließen sich Handspritzen nachtragen, davon ich nicht wußte, was denken.

Nun kam aber seinerseits auch der Huchztvater auf den Hof heraus, um die Gäste zu empfangen, dabei der Lipp-Christjahns, ein kurzweiliger Bursche voll lustiger Schwänke, als Huchztbitter seinen Adjutanten machte. Wurde aber niemand freundlicher empfangen, denn die reiche, taube alte Witib vom Grohmannshofe.

Nun kam der alte Roßmann und sagte: was er denn, der Beust, für eine Art von Musikanten hätte? Ob sie nicht wüßten oder

ihnen nicht geſagt worden wäre, wie bei einer ordentlichen Bauerhochzeit am erſten Tage früh nach des Brautvaters ſeinem auch im Dorfe bei den Gäſten müßten Ständchen gemacht werden. Oder ob ſie eine neue Mode aufbringen wollten?

Unſer Tyrann aber lachte, was er konnte, und ſagte: da auf das Scheunendach ſollte er ſehen; da ſäßen wir ſeit Tagesanbruch und machten mit unſern Zähnen Muſik. Dann ſagt' er noch, wie einer von uns betrunken im Hauſe läge, und habe er uns auf die Scheune geſetzt, damit wir uns nicht alle betränken und am Ende keiner übrig bliebe, um das Brautvolk in die Kirche zu blaſen.

Ich hatte nun wieder mein Bedenken wegen der Handſpritzen, was die bei der Hochzeit ſollten. War mir ſchon vorgekommen, daß bei ſolcher Gelegenheit geſchoſſen, aber noch nicht, daß geſpritzt werden wolle. Daß aber nun, der Brautführer an der Spitze, die jungen Burſche ihre Spritzen in der Jauchengrube luden, war mir noch merkwürdiger, und bog ich mich ſo recht danach herunter, um doch zu ſehen, was aus der Sache werden ſollte.

Das geſchah denn nur zu bald, und hätt' ich wünſchen mögen, ich hätt' es nie erfahren. Merkte auch ſogleich, ſobald ich nun eine Spritze voll von dem kalten, übelriechenden Zeug im Geſicht hatte, daß es damit auf uns abgeſehen ſein möchte.

Der einen Ladung folgten nun noch viele, und blieb keiner von uns verſchont; der ſaubre Brautführer aber ſchien für ſein Teil mich allein auserwählt zu haben. Und wurde alſo unſre Lage noch um vieles verſchlimmert, ehe durch den Befehl unſers Tyrannen, die Leiter wiederum anzulehnen, die endliche Erlöſung daraus herbeikam.

Ich war nun ein ſolches Scherzen nicht gewohnt, was ich auch hausbacken genug den Flegeln zu vernehmen gab, und wollte auf der Stelle davongehn und nicht wieder an ihre Hochzeit riechen. Unten aber faßten ſie uns mit Gewalt, indem ſie ſagten, es ſei nur ein Scherz geweſen, und ſolche müßten bei einer luſtigen Hochzeit ſein. Es wär' auch ganz gewiß nicht unſer Schade, wenn wir vernünftig wären, und würden wir für einen Rock, wenn der ja verwüſtet ſein ſollte, drei und mehr verdienen.

Warteten aber gar nicht ab, was wir erwidern würden, ſondern riſſen uns die Röcke vom Leibe mit Gewalt. Und mußte mich alſo drein ergeben ſo gut wie meine Kollegen, da ich doch lieber nunmehr gute Miene zum böſen Spiele machen als ohne Rock

wiederum nach Meißen und Garsebach zurückkehren wollte. Was wieder ein schönes Thema zu Lügen würde abgegeben haben.

Wer aber am meisten seine Schadenfreude über unser Erleidnis in lautem Lachen und Jubeln gezeigt hatte, das war der Hannoveraner gewesen, der da schon wieder halb bezecht unter den Hochzeitgästen stand und vor Lust umkommen wollte, wie wir ohne Röcke so ganz lenden- und herzenslahm dahergeschlichen kamen. Bei meinen übrigen Kollegen wollte nun die Traurigkeit sehr bald entweichen, da sie den Teller sahen, den der Huchztbitter für uns herumtrug, auf dem die Zehn- und Zwanzigkreuzer, so damals sehr Mode waren, so hoch aufeinander lagen, daß er das Gleichgewicht wohl halten mußte, sollte nichts herabfallen. Ich konnte nun freilich in meinen damaligen Umständen jeden Groschen nur zu wohl brauchen, da ich mich wegen meiner armen Schulwürmlein für Bücher und Karten beim Buchbinder in Schulden gesteckt hatte. Dazu fingen auch an meinem Frack und Hosen die Fäden an durchzuscheinen, und mein Schuhwerk, dessen ich bei meinem jetzigen Beruf so sehr benötigte, wollte auch heute lieber als morgen bankerott machen. Und wollte doch auch meinem Stande als Schulmeister nicht zur Schande so gar ärmlich und erbärmlich umherlaufen. Das gewöhnliche Lohn aber, welches ich als Musikant hatte, wollte kaum für Nahrung meines Leibes zureichen.

Wäre aber dennoch im Gefühl beleidigter Schulmeisterehre davon gelaufen, wenn mich der Prinzipal nicht so flehentlich gebeten hätte, daß ich endlich das Bedauern des Zornes Herr werden ließ. Und hätte er ohne mich, da er sich auf den Hannoveraner nicht verlassen konnte, auch eine schlechte Ernte halten mögen. Dazu versprach er mir auch für künftig das doppelte von dem, was ich zeither als Lohn erhalten hatte. Wußte aber schon, wie das zu nehmen war. Da er dies Versprechen jederzeit gebracht hatte, wenn er mich nicht hatte entbehren können, was er nachgehends allezeit nicht allein vergessen, sondern mir auch noch abgezwackt hatte, wo er sonst konnte. Hatte auch, wenn ich die Sache reiflicher überlegte, sonst auf der Welt keine Ressource weiter. Mußte mich also wohl nach der Decke strecken und fünfe gerad sein lassen.

Nun kam die Zeit, daß wir den Brautzug sollten in die Kirche blasen.

Da stand schon der Huchztbitter voran; hinter ihm der Braut-

führer, der nun ganz galant und schwarz angethan war und eine Schleife von Rosaband im obersten Knopfloch hatte, und wartete der Braut, die er führen sollte. Hinter ihm der Bräutigam, ein langer aber ungescheiter Bursche, den uns die Maredore sehr recht beschrieben hatte, und riß ein Maul auf bis an die Ohren vor Gähnen, und stand bald auf dem linken bald auf dem rechten Bein wie ein Gansert, damit er einen Zeitvertreib hätte, bis die Braut vor ihn und die Züchtjungfer neben ihn getreten sei, um ihn zu führen. War auch schwarz angethan, hatte aber eine grüne Schleife. Dahinter kamen nun die jungen Paare, die das Brautvolk in die Kirche geleiten sollten. Die Mannsen gingen schwarz und galant und mit langen breiten bunten Bändern am Knopfloch. Die Weibsen hatten Kornetten mit goldgestickten Fleckchen auf den Köpfen und mit langendigen schwarzen oder weißen Schleifen; die sich mehr deuchten, hatten bunte Umgebinge (waren Bänder um den Kopf herum, deren Enden und Schleifen hinten bis in die Gegend herabhingen, darauf man sitzt). Dann kamen auch paarweise die Alten. Wir waren nun ebenfalls mit Bändern an Kleidern und Instrumenten geputzt, und hatte ich ein Rosaband am Zopfe, das im Winde über mir in den Lüften spielte, wie eine Wimpel über einem Schiff. Und standen wir noch vor dem Huchztbitter und waren also recht die Ersten im Zuge.

Nun währte es den Leuten im Zuge und den Zuschauern zu lang, wie die Braut immer nicht kommen wollte. Der Huchztbitter brachte zwar allerlei vor, was das Volk zu lachen machte, und sagte unter anderm, auf unsern großen und dicken Hannoveraner deutend, der schon wieder so stark geladen, daß er hin- und herschwankte: Um Gottes willen, Leute, daß der mit der Baßgeige nicht umfällt, sonst schlägt er die ganze Musik tot. Und was des mehr war, worüber die jungen Leute sich tot lachen wollten. Die Bursche waren nun sehr ungeduldig, die Mädels aber waren recht zufrieden damit, daß sie sich länger vor dem Volk in ihrem Staate zeigen konnten. Die Alten fingen schon an mit Kuchenwerfen, indem sie, wie gebräuchlich, rechts und links über die Brust weg nicht zu große Stückchen Kuchen in das Volk warfen, welches sich begierig darum balgte. Dazwischen hörte man auch, wie ältere Leute aus den Zuschauern die Gäste angingen mit: Kinnt mär o ä Stückchen Kuchen zuwarfen. Worauf jene replizierten: Hahlt äch när racht ran. Wer

sich aber recht sehen lassen wollte, ließ sich vier Groschen wechseln und warf sie unter die Leute.

Der Bräutigam aber schrie uns mit einer rauhen Stimme zu, wir wollten wohl für jedes Stücklein auch noch besonders bezahlt sein? So sollten wir denn eins machen; er wollte sechs Pfennige daran wenden.

Worauf ein allgemeines Gemurmel unter den Zuschauern entstund, welchen das vom Bräutigam zu knickerig vorkam. Er schrie nun, da er das wohl bemerkte: er würde kein Narr sein und viel Geld ausgeben, um ihnen die Ohren voll musizieren zu lassen, die nichts dazu gäben und doch noch räsonnieren wollten. Er wäre nicht so ein Narr, und sie könnten — er wüßte schon was.

Hörte ihn noch mehr daher schrein, konnte ihn aber nicht mehr verstehn, weil wir nun angefangen hatten, eins loszublasen. Der Huchztbitter tanzte dazu den Kreuzsprung um den ganzen Zug herum. Ein Teil von dem Volke schrie: der Christjahns wäre der Primör, andre aber schrien: Ihr wißt den Teufel; der alte Roßmann ist der Primör. Wieder andre aber schrieen, es wäre eine Schande, daß der Beust-Gutthelf seine Rosemarie einem solchen Kniebohrer gegeben hätte, der als Bräutigam nicht einmal Geld auswürfe.

Niemand aber war ungeduldiger als der Beust selbst, daß die Rosemarie und die Maredore nicht kommen wollten. Wie die Maredore nun aus dem Hause kam, schrie er: wo denn die Rosemarie bliebe? Ob sie ihm noch nicht glaubte Possen genug gespielt zu haben?

Worauf die Maredore sagte: die Rosemarie wäre längst beim Zug. Sie, die Maredore, hätte noch an ihrem Rock eine Falte angestochen, die losgegangen gewesen. Die Rosemarie hätte ihr einstweilen vorausgehen wollen, und wüßte sie nicht, wo die Rosemarie wäre, wenn nicht schon eine gute Weile beim Zuge.

Nun erhob sich ein Rufen, eine um die andre von den Dirnen ging hinein, sie zu suchen, fand sie aber keine.

Mittlerweile kam ein Junge daher mit einem Myrtenkränzlein, ganz klein von Umfang, aber hoch, oben enger wie unten, dem ähnlich, das die Maredore als Züchtjungfer im Haar hatte, nur daß dieses bunt war und mit buntem Band geziert, und das, was der Junge

brachte, grün und mit grünem Band. Daneben hatte er auch noch ein grünseidnes Umgebinge in seinen Händen.

Den Jungen nun sah alles verwundert an. Der Beust aber wurde ganz rot im Gesicht, wie es schien vor Zorn, indem er sagte, wo er das her hätte?

Der Junge sagte, er hätte es an der Elbe liegen gefunden auf dem Gras, das Umgebinge aber hätte sein Vater aus dem Wasser herausgefischt. Nun hätte er gemeint, das Zeug müßte jemand von dem Huchztvolke gehören, und da wär' es nun.

Darauf stieß die Maredore einen durchdringenden Schrei aus und erzählte nun unter reichlichen Thränen und Schluchzen und wiederholtem Geschrei und Anrufungen Gottes: wie die Rosemarie gestern, nachdem der Linkenfriede dagewesen, mehrmal geschrieen hätte: Ach Maredore, morgen soll ich die Vogelscheuche heiraten, den abscheulichen Gepfert-Hansgärge, und ich kann ihn nicht leiden und kann ihn nicht soviel leiden, wie einen Frosch oder eine Werle. Nein, Maredore, eh' ich den heirate, lauf' ich in die Elbe. Das sollst du sehn. Aber der Gepfert soll keine Nacht Ruhe haben vor mir. Zehnmal will ich ihm erscheinen jede Nacht, bis er sich zu Tode gefürchtet hat. Nun brach sie wiederum in ein Geheul aus, in das eine nach der andern von den Mädchen und Weibern einstimmte. Am lautesten aber schrie die alte taube Witib, die vor Schluchzen kaum die Frage herausbringen konnte, worüber doch eigentlich geweint würde? Nun mochte keine die Sache in Beusts Gegenwart mit dem rechten Namen nennen, mußte daher die gute Frau in Unwissenheit darüber bleiben, was aber ihrem Weinen und traurigem Bezeigen keinen Eintrag that.

Der Gepfert-Hansgärge aber wurde immer bleicher und schnitt ein Gesicht, über welches man im größten Jammer hätte lachen mögen; der Beust aber wurde immer röter und begann am ganzen Leibe zu zittern.

Endlich raffte er sich auf und ging des nächsten Weges nach der Elbe zu. Worin nicht allein die Gäste, sondern auch die sämtlichen Zuschauer folgten. Und war es merkwürdig, mit welchem Schweigen die Menge, die vorhin so bunt durcheinander geschrien hatte, zusah, was aus der Sache werden wollte. Muß aber selten etwas so schlecht zu einem andern Dinge gepaßt haben, als die Kleider der Gäste zu ihren Gesichtern. Noch eh' wir aber an die

Elbe selbst gelangt waren, kamen uns Leute ganz bleich und verwirrt entgegengestürzt: in der Elbe schwimme ein Leichnam. Von drüben seien sie daran, ihn herauszufischen, und hätten schon nach den Gerichten geschickt.

Und nun konnten wir auf einmal die Elbe ein gutes Stück weit vor uns sehen. Da schwamm denn drüben, wo das Wasser einen ganz kleinen Bogen machte, ein Weibsen in einem schwarzen Kleide mit Spitzen am Halsausschnitt besetzt und einem bunten Latz mit Goldtressen geschnürt. Von drüben waren sie in einer Schluppe herumgefahren an die Stelle, wo man des hohen Ufers wegen nicht zu der Leiche konnte. Sie nahmen sie nun in die Schluppe und brachten sie an die Stelle, von wo sie ausgefahren waren. Daselbst standen schon einige Herren bereit, die Leiche zu besichtigen, worauf sie auf einen Wagen gepackt und fortgefahren wurde. Einer unter den Zuschauern auf unsrer Seite sagte: Die wird nach Dresden gefahren auf die Kademie, wo sie die Leichnamer zerschneiden. War aber sogleich wieder still, da ihn jemand mochte angestoßen oder sonst aufmerksam gemacht haben, wie daß ja der alte Beust nicht weit von ihm stünde.

Der aber, nämlich der Beust, brachte nun zwischen seinen zitternden Lippen etwas hervor, was wie ein desperates Gelächter klang, und sagte: Geschieht ihr recht dafür, daß sie ihren Leuten die Schande angethan hat. Soll mich umsonst haben ärgern wollen. Sollte heißen, der Beust ist nun auch ein Neuer geworden und gilt nicht mehr, was er sagt: Wer mir keine Tochter ist, dem bin ich auch kein Vater. Soll sich geirrt haben, wenn sie dachte: Nun will ich ihm wenigstens seine Hochzeit verderben. Daß du selbst verderben sollst. Was der Beust gesagt hat, das hat er gesagt. Man soll froh sein, wenn man ein böses Kind los ist. Kommt, ihr Gäste und Nachbarn; das Vieh ist einmal geschlachtet und alles angeschafft. Der Beust hat gesagt: Eher soll das Jubeln und Schwärmen nicht aufhören, bis der letzte Bissen fort ist. Jetzt geht es ins Huchzthaus zum Kaffee und Essen, hernach in die Schenke, und der ist Beusts Freund gewesen, der ein finster Gesicht macht.

Wir wußten nun alle nicht, was wir dazu sagen sollten, und sah immer einer den andern darum an. Er ging voraus, und wir alle folgten ihm nach, und war keiner, der ein Wort hervorgebracht hätte vor Erstaunen, was das noch werden wollte.

Und ging's denn nun vorerst an den Kaffee. Da gab's Stollen, Bebe, Sternkuchen, Napfkuchen, Mauschkuchen, Pappkuchen, Eierscheckkuchen, Grieskuchen. Die Gäste setzten sich, wie sich's gehört, die Männer zusammen, und die Weiber zusammen, die ältesten Paten voran und der Hochzitvater und der Hochzitbitter schenkten ein und nötigten, und es war gar nicht lang, so hätte keiner, der etwa der Sache unwissend hereingetreten wäre, vermeint, wie daß der Hochzeit die Hauptsache fehlte. Nur schätz' ich, daß gar manche von den Gästen sich ärgerten, daß der Beust, auf den sie alle einen Spieß hatten von wegen seines Hochmutes, sich nicht so sehr über die Sache ärgern wollte, als ihnen lieb gewesen wäre, der aber für sein Teil recht gut wissen mochte, warum er sich die Sache nicht allzusehr zu Herzen nahm. Viele mochten ohnehin nur aus Neugierde geblieben sein; einigen aber lachte die Lust unverhohlen aus dem Gesicht, daß sie sollten herrlich leben und nichts dafür schenken. Der Bräutigam aber vergaß seinen ganzen Unstern und titschte solche Brocken in den Kaffee, daß er, wenn sie noch vollends im Getränke aufgequollen waren, sein Maul kaum weit genug aufreißen konnte und noch überdies die Hände als Keile zur Hilfe nehmen mußte. Dazwischen schrie er, was er auch leise hätte abmachen können, da der Brautführer neben ihm saß, diesem ins Ohr, daß es alle hören konnten: wie es ihm nun eigentlich lieb wäre, daß die Sache so gekommen wäre. Nicht etwa, weil die Rosemarie den verlaufnen Linkenfriede lieber gewollt; denn das wär' dummes Zeug, und er hätt' ihr's schon einträuken wollen. Aber er könnte den Beust nicht leiden, der wollte immer regieren, und er wär' selbst alt genug. Seine Verwandten hätten ihn dazu überredet, und er wär' nur deswegen nicht wieder abgesprungen, weil er wüßte, daß der Beust ein desperater Kerl sei und schlimmer mit Knissen wie ein Advokat. Nun machte sich aber die Sache von selbst. Er wüßte aber auch recht gut, daß der Beust selber froh wäre über die Geschichte, wenn er sich's auch nicht merken ließe. Die Rosemarie sei ihm immer ein Dorn im Auge gewesen; und sollte er, der Brautführer, nur glauben, der Beust wär' im stande, nun gleich selbst Hochzeit mit der Witib zu machen, wenn er sich nicht vor dem Gerede fürchtete.

Der Brautführer fragte ihn, ob er sich nicht fürchtete, weil die Rosemarie ihm als Geist erscheinen wollte. Das schien nun mein Hansgärge ganz vergessen zu haben, und fiel ihm vor Schrecken der

halbe Kuchen, den er eben in sein Maul schieben wollte, aus der Hand und wiederum in die Tasse. Nun weiß ich aber nicht, wie er sich von seinem Schrecken wiederum erholt haben mag, da es bei mir nun galt auf die Noten sehen.

Darüber kam nun so allgemach Essenszeit heran.

Da wurde aufgetragen, daß die Tische sich biegen wollten. Da kam erstlich Biersuppe mit kleinen Rosinen; darauf Rindfleisch mit Reis und großen Rosinen; pro tertio Karpfen mit Krautsalat und auch mit Sauerkraut, dann alte Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Rinder-, Kalbs-, Schweine- und Schöpsenbraten; dazu rote und weiße Rüben, Stangennüßchen, Preißelbeeren, Rapuntika und Pflaumen; beides, eingelegte und Mus; zuletzt die Butterlämmchen mit rotseidnen Halsbändlein. Der Herr Schulmeister gab, wie sich's gehört, die Suppe herum und schnitt auch Fleisch und Braten vor, wobei er sich und dem Herrn Pfarrer, der neben ihm saß, nicht das wenigste und schlechteste behielt. Worüber unter den Gästen nicht wenig Murrens war, und manche Alte laut über der Geistlichen Habigkeit (sollte heißen: Habsucht) räsonnierten. Und that sich darum namentlich die älteste Frau Pate hervor: sie hätte nun in sieben Jahren kein Gänseherzlein gegessen, weil ihr Eheherr dasselbe zu verzehren pflegte. Drum hätte sie sich so sehr auf die Hochzeit gefreut, aber nun fräßen der Pfarrer und der Schulmeister das beste vornweg, und hätte sie nun, wie die andern Gäste auch, das Nachsehn. Ein Alter, der ein gut Stück von ihr saß, schrie ihr zu: ob ihr das was Neues wäre? Das wäre bei keiner Hochzeit anders. Wenn man was Gutes wollte, müßte man warten, bis die Geistlichkeit satt wäre. Und auch dann, wenn sie selber auch nichts mehr essen könnten, rückten sie aus Neid nicht mit den guten Bissen heraus. Nun wußte der, nun der noch etwas dazu zu setzen; manche waren ganz erbost, schlugen wohl auch auf den Tisch und schrieen, damit die es hören sollten, die sie meinten, ganz laut. Andre wiederum lachten darüber. Der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeister aber schienen solcher Dinge ganz gewöhnt, und verdarb das Reden keinem davon den Appetit; der Herr Schulmeister, der da meinen mochte, nachholen zu müssen, was er beim Vorschneiden versäumt hatte, hieß desperate Bissen verschwinden und schwitzte vor Eifer, daß ihm der Schweiß in Tropfen auf seinen dicken Backen stand.

Nun kam die Zeit heran, wo das Weibsvolk eine schwarzseidne

oder sammetne Haube, hinten rund, vorn mit langer Schneppe, dazu mit breiten Schleifen heimlich von Hand zu Hand bis zu der ältesten Pate gehn zu lassen pflegt, die dann mit leiser Hand der Braut das Kränzlein von den Haaren nimmt und es eben so leise mit der Haube vertauscht, und der Bräutigam auf gleiche Weise von dem ältesten Paten mit einer Zipfelmütze gekrönt wird. Die Weibsen nun mußten, weil ihrer Komödie der Hanswurst fehlte, ihre Sprache unterlassen. Gepfert-Hansgärge aber mußte die Zipfelmütze tragen. Und hatt' es der Pate so gut gemacht, daß der Hansgärge nicht eher davon merkte, bis ihn alle unter angestimmtem lauten Gelächter mit neckischen Gesichtern darauf ansahn. Der Gepfert aber verstand den Spaß schlecht. Und da er vorderhand das Maul zu voll hatte, um mit Redensarten anzüglich zu werden, riß er die Zipfelmütze herab und warf sie grimmig vor sich hin, so daß sie in das Sauerkraut fiel. Worüber das Gelächter nur zunahm. Nun war es lächerlich zu sehen, wie er drückte, um das, was er im Munde hatte, hinunterzuschlingen, wobei ihm die Augen vor Wut und Anstrengung aus dem Kopfe heraustraten, damit er seinen Zorn in Worten herauslassen könnte. Das aber, was er gern verschluckt hätte, nicht hinunterbringen konnte und vor Ungeduld auf seinem Stuhl herumhopste wie ein kleiner Junge, der da für einen wirklichen Reiter gehalten sein will.

Und hätte die Sache noch einen übeln Ausgang gewinnen können, wenn nicht der Huchztbitter nun die Gäste nach ihrer Ordnung aufgezogen hätte, damit in die Schenke gezogen würde. Wir mußten nun wieder voran, und stand alles wieder so, wie vorher, da es in die Kirche gehn sollte. Wurde auch unterwegens wieder Kuchen geworfen.

Nun hieß es: Schwenkt euch! Wir spielten auf, einen um den andern. Die Alten wollten zwar ihr Bedenken haben, daß getanzt würde, da die Rosemarie sich nur vor einigen Stunden ertränkt hatte. Die Jungen aber kehrten sich daran nicht, und war mir doch höchst verwunderlich, wie sie einander nach solchem Vorgang so lustig schwenken mochten, da mir, der die Rosemarie noch gar nicht gesehen, der Ton wollte in der Kehle stecken bleiben. Und trieben's gerade der Brautführer und seine Maredore am ärgsten. Da wurde getanzt: Polsch, Menuett, Ländersch, Steiersch, Zweitritt, Schottsch, Großvatertanz, Klatschtanz, Kosakentanz, Hupper, Kreuzsprung und

immer dazwischen wieder ein Dreher. Der Gutthelf und die Maredore nun tanzten den Dreher, daß es eine Luſt war. Und drehte der Gutthelf die Maredore einen ganzen Tanz über ohne Abſetzen auf einem Fleckchen nicht größer als der Boden von einem Eimerfaß, ohne daß ſie auch nur um eines Zolles Länge darüber hinausgetreten oder in der Länge des Tanzes von ihrem erſten Flecklein abgekommen wären.

Einmal kam er auch an mich heran und ſagte, ich machte ein Geſicht, weil ſie ſo fröhlich tanzten, hätte aber gar keine Urſache dazu, da ich ja doch und niemand ſonſt an der Roſemarie ihrem Tod ſchuld wäre. Worüber ich mich entſetzte und ihn fragte, wie er etwas ſo aus der Luft greifen könnte. Er aber fragte mich nun wieder, was mir doch das Spionieren vergangne Nacht eingetragen hätte? Was ich noch weniger verſtand, aber nichts deſtoweniger mich ängſtigen mußte. Er aber fuhr fort, wie ſie wohl wüßten, daß ich vom Beuſt gewonnen worden wäre, ſie zu belauern. Und ſollte mich doch ja nicht ſtellen, als hätt' ich den Linkenfriede, ihn und die Maredore in Wahrheit für Diebe angeſehen, wie ich ſo ſchrecklich geſchrien hätte, daß der Linkenfriede, der die Roſemarie davon führen wollen und die Leiter ſchon angelehnt gehabt, unverrichteter Dinge fortgemußt hätte. Und ſie auch ferner nicht zu ſtande hätten kommen können, weil der Beuſt hernach ſelber bei der Roſemarie gewacht. Ich ſollte aber ja nicht denken, daß man ſo etwas umſonſt thun könnte. Es würde mir ſchon noch nach Verdienſt gelohnt werden. Ich ſollte dabei nicht ſo dumm ausſehen; er wüßte recht gut, daß ich's hinter den Ohren hätte. Und was des mehr war.

Ich war nun aber ſo erſchrocken über das, was er mir geſagt hatte, daß ich ganz kraftlos auf meinen Stuhl zurückfiel und nicht daran dachte, mich zu verteidigen, ſondern währenden Blaſens ſchwere Seufzer ausſtieß darüber, daß ich ſo ohne Wiſſen und Willen ſo ſchweres Unglück hätte verurſachen müſſen. Und war mir wie einem Mörder zu Mute, der mit Scherzen und Spielen ein ſeiner Meinung nach ungeladen Gewehr auf einen lieben Freund und Geſchwiſter abgedrückt. Sah auch keinen Troſt von keiner Seite. Und duckte mich voll Herzensangſt hinter meinem Pulte zuſammen, weil ich dachte, jeden Augenblick müßte aus irgend einer Ecke eine Hand nach mir reichen und ich die Worte hören: das iſt er, dort! Der mit der Schiffmütze iſt der Mörder. Der in dem grünen Frack iſt ſchuld an

Rosemariens Tod. Blies dabei meine lustigen Melodien wie in wahnsinniger Desperation in den Tanzboden hinein, ohne zu wissen, was ich that.

Sah nur immer auf den Brautführer, und wenn er mit jemand redete, fuhr mir's allemal heiß vom Herzen nach dem Kopf herauf und hinten am Genick eiskalt hinab. Wie nun der Abend herankam, ging er mit seiner Maredore und noch einigen hinaus.

Ich hätte mir nun denken können, da ich wußte, wie's auf Bauernhochzeiten bräuchlich ist, daß sie hinausgingen, um verkleidet wieder hereinzukommen; war aber meines Verstandes so wenig Herr, daß ich voll Angsten nachsann, was sie wohl thun wollten, und ob das nicht auf mich ginge. Dazu fiel mir auch mein eigen Unglück ein, kam mir aber vor wie gar nichts neben dem, was ich auf dem Gewissen hatte.

Nun wollte es schon dämmerig werden, als auf einmal die Thüre weit aufging, und etliche hereinkamen, die Soldaten oder Polizeidiener sein mochten, worüber mir abermals mein ganzes Blut zu Kopfe stieg. Hinter ihnen kam ein Jude mit einem großen Bart, der sich mit einem speckbäuchigen Mönch führte. Darauf kam einer, der ein Töpfchen anhängen und ein Holz und eine Bürste in der Hand hatte. Dieser nun kam, während die Vorhergekommnen, dazu auch einige Tirolerinnen und wendische Bauernmädchen auf dem Tanzboden herum gingen, herauf zu uns und wollte mir meine Schuhe schmieren. Worüber ich in die größte Verlegenheit geriet, aber alles Deprezieren ohne Frucht blieb, auch daß ich ihm sagte, ich wäre in schwerer Traurigkeit und nicht zum Spaßmachen aufgelegt.

Nun entstand aber auf dem Tanzboden plötzlich ein solches Geschrei, daß ich meinen Schuhschmierer vergessend mich hinunterbog. Und Wunderdinge sah, dergleichen ich mir nicht geträumt hatte. Hatte nämlich der Jude den Mönch vor den Bräutigam geführt, und dieser, nämlich der Mönch, seine Kutte fallen lassen. Der Bräutigam nun schrie wie besessen, indem er was hast du, was kannst du aus der Thüre und davon lief.

Die andern waren nicht weniger erschrocken, und merkte ich nun, daß es Verkleidete waren, und zwar an dem Ruf: Rosemarie! daß der Mönch niemand anders denn die Braut war, die wir alle tot und weit fort meinten von hier. Sie war nun sehr blaß und angezogen, wie wir sie hatten schwimmen sehen, weshalb sie der

Bräutigam für ihren Geist genommen haben mochte. Um den Kopf aber hatte sie dasselbe Umgebinge, das der Junge heut hatte wollen gefunden haben, und auf den Zöpfen dasselbe Krönlein mit Flittern. Da war denn Freude in allen Ecken. Nur der Beust, auf den nun der Jude die Rosemarie zuführte, schien sich wenig oder gar nicht über seiner totgeglaubten Tochter lebendige Wiederkehr zu freuen. Wenigstens mochte er haben wollen, daß es also schiene. Und schätz' ich, daß er nicht so gleichgültig im Herzen gewesen, als er zu sein vorgab. Denn obwohl er keinen Zug in seinem Gesichte veränderte, wurde er doch einmal ganz blaß, dann wiederum ganz rot.

Der Jude aber warf den Bart von sich, der also ein falscher gewesen war, und sah ich nun, daß es kein andrer war, als der Friede, den ich gestern mit dem Beust reden und alsdann wie einen Desperaten vorbeireiten gesehen hatte. Einer, der sich ebenso über seine unverhoffte Wiederkunft wundern mochte, als ich, schrie: Und bist nicht in die weite Welt geritten, Friede, wie du gestern vorbeikamst?

Worauf der Friede replizierte: Nicht in die weite Welt, aber nach Meißen, um den Trauschein und Aufgebotserlassung zu holen. Und mußte doch noch ein Krönlein und Umgebinge da sein, wenn das andre ertrinken sollte.

Aber, schrie wieder ein andrer, wie ist denn nur die Rosemarie wieder lebendig worden? Haben sie doch alle mit leiblichen Augen ertrunken gesehn?

Darauf sagte der Friede wiederum: Einen Haubenstock ertrinken lassen, das ist kein Totschlag, und nasse Kleider werden wohl wieder trocken. Die aber den Haubenstock aufhoben, waren Schulkameraden von mir, wie ihr wißt; von den Gerichtsleuten war ich aber selber einer.

Man sah nun, was der Friede sich auf seine List zu gute that. Den Beust aber, schätz' ich, mochte das zumeist kränken, da er immer der klügste sein und in seinem Leben niemalen geleimt sein wollen. Wie die beiden nun an den Beust gekommen waren, sagte der mit etwas zitternder Stimme, und hätte, schätz' ich, viel darum geben mögen, wenn niemand das Zittern gehört, oder er es hätte verbergen können: Linkenfriede, du bist schon wieder zurück aus der weiten Welt?

Das bin ich, sagte der Linkenfriede, und komme zurück, weil ich denke, ihr werdet vernünftig sein und werdet denken: Glücklich ist,

wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist, wie's im Liede heißt. Und werdet froh sein, daß Ihr den Gepfert so mit guter Manier losgeworden seid und Eure Rosemarie besser angebracht habt als an jenen. Ihr seid doch einmal ihr Vater, und Ihr werdet's ihr nicht nachtragen, wenn Ihr gescheit seid.

So, replizierte der Beust, indem seine Nase ganz spitzig und bis an die Spitze schneeweiß wurde. So? Muß ich also gescheit sein, wie Ihr meint, Linkenfriede? Meint, weil Ihr so gut wegkommt mit Eurer Gescheitigkeit? Wenn ich nun aber nicht so gescheit wäre, wie Ihr meint?

Der Friede war ein wenig überrascht und sagte: Was? Beust? Ihr wollt Euer Wort nicht halten? Hier hab' ich mehr als zehn Zeugen, was Ihr gesagt habt. Wenn morgen um die Zeit, habt Ihr gesagt, die Rosemarie noch ledig ist, habt Ihr gesagt, dann, habt Ihr gesagt, sollst du sie kriegen, Linkenfriede. Sag' ich mehr, ihr Männer, als wahr ist?

Nein, nein, klang es da aus allen Ecken; das habt Ihr gesagt, Beust, und dürft Euer Wort nicht leugnen.

Nun wurde der Beust blutrot und that einen Schritt, um nicht zu sagen einen Sprung, nach dem zu, der zuletzt gesprochen hatte, und schrie: Wer erinnert den Beust an sein Wort? Ist der Beust so schwach im Kopfe, daß er nicht mehr weiß, was er spricht? Wo ist die Rede da von meinem Wort? Deshalb, daß ein Betrüger ein gesprochen Wort mißbraucht hat, soll das Wort sein Gelten nicht verlieren. Vom Wort ist jetzund nicht die Rede. Was der Beust gesagt hat, das hat er gesagt. Aber daß er so gescheit sein will, wie der da meint, das hat er nicht gesagt, der Beust. Wer kann auftreten und sagen: Die mich in meiner Ehre gekränkt hat vor aller Welt, soll mein liebes Kind bleiben; das hat der Beust gesagt? Der Beust aber sagt: Mein Kind ist ertrunken. Denn es ist besser so, als wenn sie lebt als eine solche, die sich und ihren Freunden zur Schande werden konnte, um zu ihrem Willen zu kommen. Hab' ich gesagt: Der Linkenfriede und sein Weib sollen meine Erben sein? Was sollt' ich um fremde Leute sorgen, Nachbarn?

Bei dieser Rede nun fiel ihm seine Tochter laut weinend um den Hals; er sollte ihr doch verzeihn. Sie wollten ihn gewiß gut halten, und er sollte es nicht bereuen, wenn er von seiner Härte lassen wollte. Worauf er sich ihren Armen entzog und fast etwas

höhnisch replizierte, daß man nicht beides haben und behalten könnte, das Geld und die dafür gekaufte Ware. Und wollte sie nun auch die Ware, die sie um das Geld gekauft, wieder hingeben und ihr Geld wieder nehmen, der Handel wäre geschlossen. Sollte gehn, wohin sie wollte; bei ihm stünde kein Stuhl mehr für sie.' Und sollte niemand sagen, daß er ihr Vater wäre, damit er sich nicht auch noch schämen müßte.

Der Friede war etwas verdutzt und sagte nun trotzig: Ihr habt gesagt, Eure Hochzeit soll nicht eher aus sein, als bis der letzte Bissen verzehrt ist. Wollt Ihr das leugnen? Ihr könnt es nicht. Fortgespielt, Musikanten! Morgen geht die Hochzeit erst recht los. Wir tanzen nun den Brautreihn, Rosemarie; ob er vor der Trauung oder nach der Trauung getanzt wird, das ist einerlei. Heda! einen aufgespielt. Der Friede läßt sich nicht lumpen. Ein Schuft meines Namens, wenn ich euch ein ander Stück aufwerfe, als harte Thaler.

Unsern Prinzipal begeisterte das mit den harten Thalern, und sollte die Musik eben losgehn, als der Beust mit lauter Stimme rief: Huchztbitter, Ihr wißt, wen Ihr geladen habt. Habt Ihr den Linkenfriede hier geladen? Nun gut. Wißt Ihr, Linkenfriede, was man mit ungebetnen Gästen thut. Ein ungebetner Gast gehört vor die Thür! Geht gutwillig, eh' ich meine Knechte rufe.

Wollt Ihr Hochzeit machen ohne Bräutigam? schrie dagegen der Linkenfriede. Denkt Ihr, Ihr habt den Hochmut und den Trotz allein gefressen? Ihr müßt es Euch für eine Ehre schätzen; Ihr seid ein Gärtner gegen mich, ich bin ein großer Mann gegen Euch. Und Ihr habt gesagt, die Hochzeit soll dauern bis zum letzten Bissen.

Das soll sie auch, schrie der Beust. Ich und meine Gäste bleiben zusammen, bis der letzte Bissen fort ist. Ihr aber seid kein Gast. Seid Ihr ein Vagabund, oder was Ihr wollt, Ihr sollt hinaus.

Ihr wollt die Hochzeit dauern lassen ohne Bräutigam? schrie der andre wieder. Seht Ihr nicht, daß Ihr gelogen habt? Ihr sagtet: die Hochzeit sollte so lang dauern. Ist das eine Hochzeit, wo kein Brautreihen getanzt wird und nicht glückgewünscht und geschenkt? Ihr seid kein wahrhaftiger Mann, Beust. Ihr seid ein Maulmacher, Beust. Ein Lügner; wißt Ihr's? Ihr müßt Euer Wort halten, und ich tanze jetzt mit der Rosemarie den Brautreihn, und wenn Ihr zehn Teufel im Leibe hättet. Heda! Aufgespielt! Der Linkenfriede legt nicht unter einem Dukaten auf.

Unſerm Prinzipal lief das Maul voll Waſſer, und ſteckte er aus Eifer das Unſchlittlicht, das er eben in der Hand hielt, anſtatt ſeiner Trompete hinein, um nur recht ſchnell los zu blaſen. Konnte nun des Vergreifens halber den Beuſt nicht hindern, daß er wieder hörbar wurde. Und ſagte der Beuſt nun, indem ſeine Naſe abermals kreideweiß wurde, noch höhniſcher denn vorhin:

Nun gut, Linkenfriede, ſo will ich denn geſcheit ſein, weil Ihr es wollt. Und will mein Wort halten und thun, als wenn einem ehrlichen Mann ein hergelaufner Betrüger befehlen müßte, ehrlich zu ſein. Ihr wißt wohl, ihr Nachbarn, daß ſo einer daherkommen muß, um den Beuſt an ſein Wort zu erinnern. Der Beuſt iſt der nicht, der unerinnert Wort hält. Heda, Muſikanten! Eins für Bräutigam und Braut! Nicht zu ſchnell, im Schritt! Was ein andrer geben will, das hat der Beuſt ſchon gegeben.

Damit nun faßte er das Weibſen, welches faſt taub, aber eine reiche Witib war, mit der er, wie ich wohl gemerkt, nach ſeiner Art zum öftern ſcharmiert hatte, unter den Armen und ſchwang ſie herum, daß ſie lachte, wiewohl ſie nun ſo wenig wußte, was Urſache ſie zu Lachen hatte, als vordem mit Weinen. Und wie er ſie wieder an ihren Platz geſtellt hatte, ſo ſagte er nun zu den andern, von denen niemand verwunderter war, als Linkenfriede, wie ſie ſähen, die Hochzeit ginge fort, ohne daß etwas fehlte, und er ſollte unwahr geſprochen haben. Und ſei er ſelbſt der Bräutigam, und die reiche Witib die Braut.

Nun erhob ſich ein Gratulieren und Knickſen unter den Gäſten, und war es kurzweilig, wie nun die Taube wiederum währenden Lachens und Gegenknickſens bald rechts bald links fragte, warum ſie doch ſo lachten und gratulierten und die vielen Knickſe machten.

Linkenfriede aber erſah zur Genüge, daß er nun in der That möchte überzählig ſein. Schickte ſich daher zum Gehn. Rief aber vorher noch laut in den Tanzboden hinein, wie ſeine Hochzeit ſollte auf Roßmanns Hofe gefeiert werden. Und ſeien alle Gegenwärtigen geladen, ihn morgen in die Kirche zu geleiten und ſeine Gäſte zu ſein beim Kaffee, Eſſen und Tanz. Worauf er ſich, ohne den Beuſt weiter zu beachten, abſentierte, und faſt alle die Jungen, auch einige Alte, darunter der alte Roßmann, ihm folgten.

So war ich nun doch meiner Armeſünderangſt ledig geworden und fühlte mich trotz meines übrigen Unglückes ſo frei, daß ich aus

Erfahrung ſagen kann, wie daß es kein wahres und unheilbares und unvergeßliches Unglück weiter giebt als ein böſes Gewiſſen. Wollte es nun gerne geduldig tragen, daß der als Schuhſchmierer verkleidete mir, wie ich nun ſah, vorhin meine ganzen weißen Strümpfe beſchmiert hatte, als wenn es Stiefel wären, und kein Wörtlein darüber ſagen oder auch nur denken.

Nun waren denn zwei Hochzeiten zugleich im Dorfe, von denen jede die andre überbieten wollte. Die Höfe lagen auch ſo nah, daß es zwiſchen den beiderſeitigen Gäſten gar nicht ſelten zum Wortwechſel kam. Geſchah auch mitunter, daß die von der einen Hochzeit welche von der andern zur Deſertion beredeten.

Nun hatte zwar der Beuſt die Klugheit gebraucht, ſich zuerſt zur Trauung anzumelden; der Linke aber war noch klüger geweſen und hatte von einem Teil der Seinigen das Wirtshaus ſchon beſetzen laſſen, ſo daß der Beuſt nicht mehr hineinkonnte, und ihm ſchon zuvorgekommen war. Verſuchte zwar einen Sturm, wurde aber mit Verluſt zurückgeſchlagen. Worauf er, ſo gut es ging, eine Scheune in einen Tanzboden verwandelte, und allda getanzt und geſprungen und allda und auf ſeinem Hofe gegeſſen und getrunken wurde, bis der letzte Biſſen verzehrt und er ſeines Wortes quitt und ledig war.

Es hat noch keinen Begriff.

Romanbruchſtück.

„Aber Baſe Annemarth, du hätt'ſt lieber deinen grünen Rock ſollen anziehen. In dem grünen Rock hab' ich dich lieb, in dem ſchwarzen da mag ich dich gar nicht; gar nicht, Baſe Annemarth, daß du's nur weißt. Und hätteſt mir auch mein ſchön rot Kleid können anziehen. Das da ſieht ſo ſchwarz aus, ich mag es gar nicht gern, das kannſt du mir glauben, Baſe Annemarth."

„Ei wohl, Lieſle, glaub's gern. Aber wo's paßt; wo die Sach' grün iſt, da gehört ſich ein grün Kleid; wenn die Sach' anders iſt, muß auch der Rock anders ſein."

„Ja, ſo iſt die Sach' wohl ſchwarz, Baſe Annemarth?"

Die Base nickte, und das Gesicht, in das sie sah, nickte wie sie. Es war ein braves, ehrliches Gesicht, in das sie sah, etwas nüchtern, nicht eben schön, aber häßlich gewiß auch nicht. Ein Frühlingssonnenstrahl, der zu einem der zwei kleinen Fenster hereinfiel, streifte die rosigen Spitzen von zwei kleinen Fingern einer fragend ausgestreckten kleinen Hand, ragte dann wie ein goldener Balken oder wie eine lange Röhre von durchsichtigem Gold, in welcher unzählige vergoldete Mehlstaubatome um die durchbrochnen Schatten vom Geranium im Fenster sich im zitternden Tanze drehten, durch das dunkle Zimmer und verschwand in einem Haufen von Kränzen, Sträußen und einzelnen Blumen und Blätterzweigen auf dem weißen Sand der Diele nahe der Thür. Das Kind nickte auch und sah so ernsthaft aus, wie die Base. „Das ist doch recht dumm", sagte es. Es wußte weiter nichts von der Sache, als daß sie schwarz war. Aber sie brauchte weiter nichts, um ihm zu mißfallen.

„Aber was fliegen denn da draußen die roten und gelben Schmetterlinge herum, wenn die Sach' schwarz ist? Das kann sich doch gewiß nicht schicken."

„Ei, Liesle, das hat zwei gute Gründ'. Erstlich geht die Sache die nicht an, hernach sind's arme unvernünftige Kreaturen; die brauchen nicht zu fragen, was sich schickt. Denn dazu hat der liebe Gott den Menschen die Vernunft gegeben, damit sie wissen, was sich schickt, und ihr Leben darnach einrichten können."

„Und was schickt sich denn eigentlich, Base Annemarth?"

„Was recht ist."

„Und was ist denn recht?"

„Ei, dummes Kind, eben was sich schickt."

So sagte die Base; wer aber meint, ihre Stimme hätte Ungeduld verraten, als sie so sprach, der thut ihr schreiendes Unrecht. Das Gesicht, in das sie unverwandt dabei blickte — und beiläufig gesagt, es war das leibhafte Abbild ihres eigenen, denn sie stand vor dem kleinen Spiegel zwischen den zwei kleinen Fenstern — zeigte nicht eine Spur von Ungeduld. Es war aber auch keine Stelle darin, wo sie hingepaßt hätte. Das Gesicht schien keiner Aufwallung zugänglich, wie sie auch heißen möchte, aber es wies eben so wenig von jenem Phlegma, das die Dinge gehen läßt, wie sie wollen. Es war ein verständig zusammengerafftes Gesicht, an dem kein Knopf unzugeknöpft, kein Band unzugebunden herabhing oder herumflatterte,

die Strümpfe nicht Falten ſchlugen oder gar ſchlappig auf die Füße herunterfielen. Nein, kein Fältchen darin, nichts der Quere geſtellt; alles reingekehrt, keine Spur von einem Stäubchen auf oder unter den Möbeln und kein unnützes Möbel darin und auch kein Platz für ein unnützes.

„Ei, eben, was ſich ſchickt," ſagte ſie. Dabei ſetzte ſie ſich und dem Geſichte vor ihr eine mit ſchwarzem Krepp verzierte ſilbergraue hohe Bänderhaube auf und band die Bindebänder in zierlicher Schleife ſo feſt unter dem Kinn, daß das Fleiſch davor und dahinter heraustrat, wie die Ufer über den Spiegel eines Baches. Wie zur Erklärung dieſes Thuns, in dem das Schickliche ſo ſichtlich über das Behagliche triumphierte, fuhr ſie fort, indem ſie eine Frage beantwortete, die das Kind nicht that, aber hätte thun können.

„Ei, dummes Liesle, wenn jemand fragen dürfte, warum, oder wenn jemand ſagen könnte, warum, da handelte ſich's eben nicht um das ſich ſchicken. Nun, unſre Eltern machten's ſo, weil ſie's von ihren Eltern ſahen, und die hatten's ihren Eltern nachgethan und die wieder den ihren; und ſo thun wir's nun auch, und ſo werden's unſre Kinder und Kindeskinder thun, ſo lang die Welt ſteht, denn, ſiehſt du, Liesle, es ſchickt ſich einmal ſo."

So ſagte die Baſe, und in ihrem Geſichte und dem Geſichte vor ihr war zu leſen, daß ſie keinen Einwand annehme, wer auch ihn verſuchen möchte, und durchaus nicht zugeben würde, daß irgend eine ihrer Ahnmütter die erſte geweſen ſein müſſe, die ein Haubenband zum Marterwerkzeug ihres Fleiſches beſtellt, daß alſo irgend Eine irgend einmal einen andern Grund gehabt haben könnte zu ſolcher Selbſtquälerei, als den die Baſe angegeben: es ſchickt ſich einmal ſo. Noch weniger, daß einmal eine Zeit kommen könnte, die die Haubenbänder bequemer [zu knüpfen erlaube].

Und da nun ihr Anzug beendet, und ſie wußte, daß ihre Gegenwart andern Orten notwendiger war, als der alten braunen Stube, und ihr Wichtigeres oblag, als mit einem Kinde zu plaudern, ſah ſie noch einmal prüfend auf das Geſicht vor ihr, dann an ihrer eignen ſtattlichen Geſtalt herab und ſetzte dann dieſe, nach der Thüre zu, in Bewegung. In der Thüre wandte ſie ſich und ſagte: „Daß du nicht eher aus der Stube gehſt, Liesle, bis ich dich hole, und dein Kleidchen nicht ſchmutzig machſt und den neuwaſchenen Kragen. Folg', Liesle, und du bekommſt auch ein Stück Kuchen."

Die Base ging hinaus, und durch die geöffnete Thüre strömte ein angenehmes Allerlei von Kuchen- und Bratenduft und vom Dufte frischgebrannten Kaffees, welches alsbald mit den Ausströmungen der Blumen und Blätter auf der Diele eine festliche Vereinigung einging. Zugleich aber drangen Töne von Stimmen herein, die dem Kinde so fremd waren, obendrein so eigen gedämpft, so zwischen Klage und Salbung, die zu dem Zischen der Braten und dem geschäftigen Hin- und Hereilen der Mägde nicht stimmen wollten. Dazu der goldne Balken quer durch die dunkle braungetäfelte Stube. Ein traumhafter Hintergrund zu den traumhaften Gedanken und Gefühlen eines Kindes.

Erst folgte es noch den draußen herumflatternden Schmetterlingen. Hätte es seine flatternden Gedanken in einen Schluß zusammenfassen können, so wäre es der gewesen: die Base hat unrecht, wenn sie die lustigen Flatterer arme Kreaturen nennt. Die mußten nicht still sitzen, abends auf dem Stühlchen in der Ecke, wie es das kleine Liesle mußte, wenn der Mann, der sein Papa hieß, hinter dem Ofen hervor zankte und hustete, der nie freundlich mit dem Kinde gesprochen, der es nicht leiden wollte, daß der Eduard, der freundliche Gesell, dem Mädchen von Prinzen und Prinzessinnen erzählte, die Bären und Schlangen waren, ehe sie sich gegenseitig erlösten, immer eine Geschichte schöner und leichter zu vergessen als die andere. Die ging es nichts an, wenn die Schwarzwälderuhr neben der großen Kommode acht schlug und nach jedem Glockenschlag der bunte Vogel oben über dem Zifferblatt taktmäßig mit seinen hölzernen Flügeln schlug und ein Guckguck über die Stühle und Tische hinrief. Dann gefiel es dem Kinde gewöhnlich erst; dann hatte es den Kopf an das braune Getäfel zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen. So sah sie die Base an ihrem Spinnrade, dahinter die Mutter und drüben den freundlichen Gesellen wie im Traume. Dann kam's ihr vor, als hätte die Mutter keine Hände, aber sie hatte welche. Man sah sie nur nicht, weil sie sie vom Morgen bis zum Abend in die Schürze gewickelt trug, während ihr Kinn auf den Knieen ruhte, was leicht anging, da sie die Füße auf einem hohen Schemel hatte. Zuweilen sagte der Geselle etwas von der Zeitung oder von dem Lande, wo er zu Hause war, die Base antwortete darauf, die Mutter aber schwieg, bis sie angeredet wurde, dann geriet sie in Verlegenheit und schämte sich und wäre sie nur gefragt worden, wie viel Uhr es sei.

Dazu ſpann die Katze auf dem großen ledernen Seſſel, und der Papa hinter dem Ofen huſtete und zankte mit ſich ſelbſt, denn es hörte ſonſt niemand auf ihn. Das Mädchen wußte kaum, wie der Papa ausſah, denn die Ofenhölle, in welcher er auf einem ledernen Sofa lag, war ganz mit Tüchern verhängt. Mit dem Gedanken an ihn vergeſellſchaftete ſich in des Mädchens Vorſtellung weder ein Geſicht, noch eine Geſtalt; eine bloße Stimme, die bald zankte, bald huſtete oder beides zugleich that, war der Papa. Dafür war die Mama ein bloßes Geſicht, mit dem Kinn auf den Knieen ruhend, denn nur ſelten ſah man ſie anders oder hörte man ſie reden. Es war, als ginge ſie nichts an, nicht das Hausweſen, ja nicht einmal ſie ſelbſt, es war, als hielte ſie ſich unſichtbar und verwunderte ſich, wenn jemand that, als wäre ſie vorhanden, und wurde dann verlegen darüber, wie ſie es anfangen ſollte, ſich zu benehmen, als wäre ſie wirklich vorhanden. Das war alles ſo eigen und als träumte man ſchon, wenn man es nur anſah. Und eben, wenn es dem Mädchen anfing, auf ſeinem Stühlchen zu gefallen, da ſchlug und guckguckte die Uhr achtmal, und die Baſe ſtand auf hinter ihrem Rocken und ſagte: „Wie die Zeit hingeht.“ „Ja, mit Ihnen vergehen die Stunden ſchneller, Jungfrau Zipferin,“ entgegnete der Geſelle. Er hatte jederzeit ein Stottern zu verwinden, um nicht „Mamſell“ zu ſagen, welchen Titel die Baſe nicht leiden konnte. Die Mutter ſah vor ſich hin, nicht ohne ängſtliche Verlegenheit, man könne auf den Gedanken kommen, ſie ſei vorhanden. „Liesle, du mußt zu Bett!“, fuhr dann die Baſe fort. Das Liesle zögerte; der Geſelle bat vor, es gefalle dem Kinde noch ſo ſehr in ſeinem Stühlchen; die Mutter ſah aus, als würde ſie dem freundlichen Geſellen, um ſeiner Freundlichkeit gegen das Kind willen, bitten helfen, wenn ſie vorhanden wäre; aber die Baſe ſchob aller Fürſprache den Riegel vor: „Um acht müſſen Kinder zu Bett, denn es ſchickt ſich ſo.“

Ja, die Schmetterlinge waren zu beneiden, daß ſie arme Kreaturen ſein durften, die nicht zu fragen brauchten, was ſich ſchickt.

Unterdes hatte der Blumenduft eine große Hummel zum offenen Fenſter hereingeführt; ſie war wie auf dem Boden der goldenen Röhre hinuntergeglitten und wälzte ſich nun ſchwarz und gelb, ſummend und brummend auf dem bunten Haufen herum. Das Kind folgte ihr und ſetzte ſich neben den Blumen auf die Diele. Den Vorwurf, den es darüber fühlte, wälzte ſie von ſich auf ihre Puppe,

indem sie zu dieser sagte, was die Base, war sie zugegen, zu ihr gesagt hätte: „Da auf der Diele liegen bei den Blumen? Du garstig Kind! Pfui, weißt du nicht, was sich schickt?“ Da schlug eine neue Woge Braten-, Kuchen- und Kaffeegeruch vor und neben dem freundlichen Gesellen durch die geöffnete Thür in die Stube.

„Ei, du denkst wohl gelehrte Dinge, Liesle?“, sagte der Geselle. „Das greift an, wenn man nicht tüchtig ißt dabei. Daran hab' ich gedacht, und da ist das prächtigste Stückchen vom ganzen Kuchen.“ Das Mädchen nahm das Gebotene ihm aus der Hand. „Du gehst auch ganz schwarz,“ sagte es, „nun ich weiß wohl, es schickt sich einmal so. Aber was der Papa sagen wird? er kann Blumen nicht leiden.“

„Der sagt nichts mehr“, entgegnete der Geselle.

„Ja, sie legen ihn in einen Kasten, das Gretle hat mir's gesagt.“

„Wenn sie mich nun in den Kasten legten?“, fragte der Geselle.

„Nein, dich dürfen sie nicht in den Kasten thun und die Base Annemarth auch nicht,“ rief das Mädchen, indem ihm Thränen aus den braunen Augen stürzten. „Und mich auch nicht!“

„Nein, uns alle nicht“, begütigte der Geselle. „Aber ich muß wieder hinaus, denn eben kommt der Herr Pastor. Nun aber! heute abend erzähl' ich dir wieder eine Geschichte, aber eine so schöne, wie du noch keine gehört hast.“

Der Geselle ging wieder hinaus, und das Kind dachte sich den Papa im Kasten liegen, das heißt: es sah in seinen Gedanken der Base Flachskasten, mit Tüchern verhängt und bedeckt, und drin war das Husten und Zanken, das sie den Papa zu nennen gewohnt war. Aber es vergaß bald diese schwere Anstrengung seiner Denkkraft über dem, was der leibliche Sinn ihr zeigte, und als der Pastor, von der Base genötigt und von Küster und Leichenbitter gefolgt, hereintrat, stak das Kind so tief in den Blumen, daß keiner von den Eintretenden es gewahrte.

Der Pastor war ein großer, starker Mann mit mächtiger Stimme. Er scharrte noch komplimentierend mit den Füßen, während er den Oberleib nach der Mutter des Kindes wandte, die auch mit hereingekommen war, aber er schloß den geöffneten Mund, ohne gesprochen zu haben, entweder weil ihre Verlegenheit ihn ansteckte oder Mitleid ihn abhielt, diese Verlegenheit noch zu mehren. Sie mühte sich, ihre Arme noch zweimal so tief in ihre Schürze zu wickeln, als möglich

war, um dann mit den übrigen Teilen ihres Leibes den Armen nachzukriechen; und wie der Paſtor ihr ſtumm und mit weit geöffneten Augen dabei zuſah, hatte es den Anſchein, als beobachte er mit geſpannter Aufmerkſamkeit und wie halb noch zweifelnd, halb ſchon überzeugt, ob es ihr gelingen werde, ein ſo wunderwürdiges Vorhaben ins Werk zu ſetzen.

Da aber die Notwendigkeit einer Anrede von ſeiner Seite ſich als unabweisbar aufdrängte, ſuchte er nach einem Gegenſtande, der ſtark genug wäre, ihre Gewalt zu ertragen, und ſeine Augen fanden einen ſolchen bald in der ſtattlichen Geſtalt der Baſe Annemarth.

„Ein ſchöner Tag heute, allerſeits Wertgeſchätzteſte!“

Der Küſter und der Leichenbitter ſprachen mit ſtummer Geberde, der Gedanke des Herrn Paſtors ſei ſo wahr als bewundernswürdig; die Baſe knixte, und der Redner fand auf ihrem wohlgeordneten Geſichte die nötige Wendung vom allgemeinen zum beſonderen.

„Ein ſchöner Tag heute, der — der die Bewohner, der die traurigen Bewohner dieſes ſchwer heimgeſuchten Hauſes mahnt, daß kein Herz, kein Herz die Wolken des Kummers ſo dicht um ſich wölben dürfe, daß es dem Troſte — dem Troſte, der von oben kommt, wie der Schein der Sonne — hm — der Sonne, als ein Bote von einem und demſelben Herrn geſandt, den Eingang — hm — den Eingang zu ihm verwehre.“

Der Paſtor ſprach dieſe Worte zu der Baſe gewandt, wußte aber mit einer würdevollen Bewegung ſeiner Rechten eine ſo große Portion davon, als er der mindern Kraft der Schweſter angemeſſen hielt, dieſer zuzuſchieben. Dann verdünnte er die ſchwere Gabe ſeiner amtlichen Beredſamkeit rückſichtsvoll durch das Wohlmeinen der perſönlichen Frage: „Und woran iſt denn unſer Seliger geſtorben?“

Die Baſe erklärte dem geiſtlichen Herrn, was ihr ſelbſt nicht klar war. Nachdem ſie von Huſten und Reißen in den Beinen geſprochen und einiges hinzugefügt hatte, woraus zu entnehmen war, der Selige ſei zunächſt an Krankheit und endlich am Sterben ſelber geſtorben, deutete ſie an, daß ſie trotzdem den Tod eines Menſchen weniger als die Folge einer Krankheit, denn als eine Art Herkommen und Schicklichkeit anſehe und daraus ihren Troſt geſchöpft habe.

Der Paſtor zeigte ſich im allgemeinen mit dieſer Anſicht einverſtanden, nur daß er bat, anſtatt Herkommen und Schicklichkeit den Ausdruck „Chriſtenpflicht“ zu brauchen, und da er die Baſe getröſtet

sah, fügte er mit strömender Beredsamkeit noch sieben oder acht andere Gründe hinzu, die die Base hätten trösten müssen, wäre sie nicht schon getröstet gewesen; für welche Bemühung dann die Base dankbar wiederum ihre Erkenntlichkeit aussprach.

Während deß stak das kleine Liesle mäuschenstill in seinen Blumen, froh, daß man es nicht bemerkte, und bemüht, nichts vorzunehmen, was sie bemerkbar machen konnte, und ihre Mutter hatte den Mut gefunden, sich abseits auf einen Sessel niederzulassen. Da saß sie mit verwickelten Armen, und man konnte den Kampf sehen, den sie es kostete, die Beine nicht heraufzuziehen und das Kinn auf den Knieen ruhn zu lassen. So oft sie ihr Kinn auf dem Wege dahin betraf, erschrak sie und suchte aus der Bewegung ein andächtiges Nicken zu machen, als drückte sie damit ihre gläubige Einstimmung in die Gründe des Pastors aus.

Jetzt trat der Leichenbesteller, der hinausgegangen war, wieder herein und sagte: „Wenn es dem Herrn Pastor und den werten Leidtragenden gefällig, so wäre nun wohl Zeit.“ Wozu, erklärte er nicht. Einer Frau gegenüber, die sich auf das Herkommen verstand, wie die Base, war das auch unnötig. Zunächst machte sie eine versteckte Bewegung, als wickle sie etwas aus einem Zipfel ihres weißen Taschentuches, dann eine andere, in der ein Uneingeweihter erstaunt einen durch nichts vorbereiteten Händedruck gesehen hätte. Der Leichenbesteller dagegen führte mit der Linken eine abweisende Geberde aus und schien die Rechte dem Druck der Base nur ungern zu überlassen. Der Pastor wandte sein Angesicht nach dem geöffneten Fenster, wie um nicht zu sehen, was da vorging, und sagte: „Schwül, außerordentlich schwül, allerseits Wertgeschätzteste.“ Der Leichenbesteller duldete indes, doch nur unter abgebrochenen Seufzern wie: „Ei, ei! — gar nicht nötig — solche große Umstände!“ den Händedruck der Base, dann folgte er dem Herrn Pastor ehrerbietig mit den Augen und entgegnete: „Wär' ein Wunder, Herr Pastor, wenn heute kein Gewitter käm'. Und so wollen wir denn dazu schreiten mit des Herrn Pastors Hochehrwürden Erlaubnis und Vergunst der hochachtbaren Frau und höchst ehrsamen Jungfrau Zipferin.“

Während dieser Rede im Amtstone hatte der würdige Mann Zeit gefunden, die Hand, welche die Base gedrückt, in unauffälliger Weise aus dem Bereiche beobachtender Augen und hinter seinen

Rücken in Sicherheit zu bringen. Es ſchien, als hätte ihm die Baſe die Bürger- und Chriſtentugend des Entſchlafenen in dieſe Hand gedrückt, um ſie als Kenner zu taxieren. Er wog zuerſt die geſchloſſene Hand und ſagte mit Faſſung: „Er war ein lieber Mann, der Selige.“ Darauf fühlte er mit der Daumenſpitze, das Verdienſt des Seligen hatte den Umfang eines preußiſchen Thalers, und ſetzte mit zitternder Stimme hinzu: „Er war mehr, er war ein braver Mann!“ Und als ein Reiben des Daumens gegen die Finger ergab, daß das Verdienſt nicht in einem einzelnen Stücke beſtand, heftete der würdige Mann ſeine ſchwimmenden Augen an die Decke und brach in ein Schluchzen aus, vor deſſen Plötzlichkeit und Heftigkeit das Liesle erſchrak und die Katze durch das offene Fenſter flüchtete: „Er war nicht allein ein lieber, braver Mann, er war auch Chriſt! Er hatte beides, die Tugenden eines Menſchen und eines Chriſten.“

Er ſah durch ſeine naſſen Augen alle Anweſenden ihm Beifall nicken, und die ſichtbare Zufriedenheit der Baſe mit ſeiner Anerkennung der Verdienſte, die ſie ihm zu würdigen übergeben, gab ihm ſeine ganze amtliche Faſſung wieder. Er verſenkte zunächſt die geſchloſſene Hand in die weite Weſtentaſche, aus welcher ſie geöffnet wieder herauskam, und ſagte wieder im Amtston: „Woher der Menſch gekommen iſt, dahin muß er wieder gehen. Der Herr Paſtor verzeihen, daß ich, der ich nur Leichenbitter bin, dieſes ſage; aber es wird nun Zeit ſein, der Erde zu übergeben, was ihr gehört.“

Es war in der That hohe Zeit, die Naſe des Mannes hatte genug Erfahrung, ihm zu ſagen, wenn man länger zögere, würde es auf Koſten der Güte des Leichenbratens geſchehen.

Aber es gab noch einen Aufenthalt. Die Mägde kamen herein, den Schmuck des Sarges abzuholen, und nun konnte man das Liesle nicht mehr überſehen. Es hatte einen Kranz auf dem braunen Köpfchen; auf jeder Schulter einen oder zwei. „Wenn das nur nichts bedeutet!“, ſchrie eine Magd. „Ei das bedeutet, daß Kinder gern mit Blumen ſpielen,“ entgegnete die Baſe, aber ſie war nicht ſo unbeſorgt, als ſie ſich ſtellte. Der Paſtor betrachtete das Kind mit Rührung und ſagte: „Das liebe arme Kind hat noch keinen Begriff davon, was es verloren hat!“ Das Liesle ſchämte ſich, wie die fremden Männer ſie umſtanden, und das Mitleid, das aus allen Augen auf ſie ſah, brachte ſie faſt zum Weinen. „Keinen Begriff! Keinen Begriff!“, wiederholte der Küſter. Der Leichenbitter wußte, was ihm

zukam: obgleich die nahende Reise des Vaters zu Eile mahnte, schloß er als zweites und vollständigeres Echo seines Vorgesetzten die Scene ab: „Ganz wie Ihre Hochwürden bemerkten, das arme liebe Kind hat noch keinen Begriff, noch keinen Begriff!“

Alles wandte sich nun nach der Thüre, und die Base faßte die Hände der Kleinen und der Schwester und schloß sich den übrigen an. Draußen in dem engen dunkeln Gange mußten sie stehen bleiben; von der anderen Seite her wurde etwas vorbeigetragen, was mit dumpfem Getöse einigemal an die Wände stieß. Nun wurde Platz, und bald standen sie an einem langen schwarzen Kasten, der oben breiter war als unten. Darin lag mit gekreuzten Armen ein Mann, lang und hager, mit eingefallenen, wachsbleichen Wangen und weißer spitzer Nase. Dem Kinde war der Mann fremd. Hätte er gehustet und gezankt, oder nur eins von beiden gethan, hätte er nur gesagt: „Von den Kindern kann man nicht leben“, oder „Kinder sind nur auf der Welt, um die Alten zu ärgern,“ so hätte es gewußt, es war der Papa; aber der Mann war still. Dem Kinde wurde es angst, es wußte nicht warum, und wenn es aufsah und wohin es sah, traf es auf Gesichter, die den Mund nicht bewegten, aber das Kind mit denselben Augen ansahen, wie vorhin die Männer in der Stube, es wußte, sie meinten: „Das arme, liebe Kind hat noch keinen Begriff.“ Nun wurde ein schwarzer Deckel auf den schwarzen Kasten genagelt, dann wurde dieser aufgehoben, hinausgetragen und vor der Hausthüre auf eine Bahre gestellt. Die Base folgte dem Sarge, an ihrer Linken das kleine Mädchen, an ihrer Rechten die Schwester führend.

An der Hausthür reichte ihr eine Magd drei Zitronen und drei Rosmarinzweige: eine Zitrone und einen Rosmarinzweig gab sie der Schwester, eine dem Kinde und eine behielt sie selbst.

„Du mußt dem Liesle sagen,“ sprach sie zu der Schwester, „wie es die Sachen halten soll. Siehst Du, Liesle, so.“ Die Schwester sagte nichts; aber die Base hatte mit ihrer Aufforderung auch nur die Absicht gehabt, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen für die Belehrung, die sie selbst nun gab und die der Schwester so notwendig war, als dem kleinen Liesle. Denn die erste Bewegung, als sie das notwendige äußere Zubehör der Trauer in den Händen hielt, konnte die Base fürchten machen, sie werde es in ihre Schürze wickeln, und wer weiß, was geschah, hätte die kluge Base nicht in Voraussicht solchen Gebahrens die Schürze mit weiten Stichen an den Rock angenäht.

Unterdes hatten draußen zwei Reihen schwarzer Männer den Sarg auf ihre Schultern gehoben, über den nur ein großes schwarzes Tuch hergebreitet lag, mit einem großen weißen Kreuze und wohl hundert kleinen weißen Sternen gestickt. Die Base warf noch einen prüfenden Blick über Schwester und Nichte; ihr Gesicht hielt unverändert genau den Grad von Abstufung des feierlichen Ausdruckes fest, wie sie ihn für den Augenblick schicklich hielt, aber in ihrem Auge schwamm etwas, das jedem Maßstabe Hohn sprach, eine Unbedingtheit von Hingebung in liebender Sorge. Es war derselbe Ausdruck, der auf das Kind und der auf die Mutter fiel; und in der That schien keines von diesen beiden weniger unmündig, weniger hilflos und fremder Leitung bedürftig als das andere. Aber die Träger hatten sich schon in Bewegung gesetzt. „Nun geh, Mädle, geh da hinüber," sagte die Base zu der Schwester, „wir nehmen das Kind zwischen uns. Und lauf nicht in das Gras hinein, Mädle; es ist noch Tau darin vom Morgen. Nicht zu langsam, sonst kommen wir zu weit von den Trägern ab. Ja, aber auch nicht so geschwind, sonst — so ist's recht, und gebt hübsch Achtung, daß ihr nichts Unschickliches macht!"

So sagte die Base und hob ihre Augen einen Augenblick andächtig zum Himmel, damit die Umstehenden meinen müßten, sie spreche Worte des Trostes. Die Weisungen erschienen übrigens keineswegs überflüssig, denn die kleine schwache Gestalt der Schwester bewegte sich so schwankend und wider den Haarstrich des Taktes, als wäre sie noch eine Anfängerin in der edeln Kunst des Gehens. Man sah, sie war nicht gewohnt, ihre eigenen Füße zu sehen, so wenig, als ihre Hände; es kam ihr wieder vor, als lägen ihre Hände und Füße ihr im Wege und sie müßte darüber straucheln.

Otto Ludwigs Werke

in sechs Bänden.

Herausgegeben

von

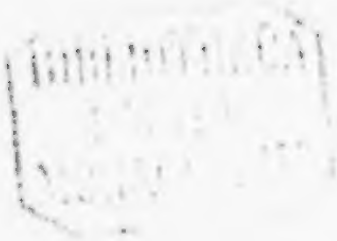
Adolf Bartels.

Mit Ludwigs Bildnis,
einer Abbildung des Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Faksimile,
sowie einer Biographie und Charakteristik Ludwigs.

Vierter Band:
Die Heiteretei und ihr Widerspiel.

Leipzig.
Max Hesse's Verlag.

(1907)



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Heiteretei.

„Auch zum Gründer Markt, Dorle?“

„Noch e' bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und sagt, Frau Dotin, ob Ihr was hin zu bestellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Faktor? Und dann gebt's schnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nötig wär'. Und zu spät in die Nacht mag ich nicht.“

„Was das für ein Hastigthun ist!“ sagte die Wirtin, vor deren Thür dieses Gespräch stattfand. „Man sollt' meinen, die Mädle von jetzt, das wären erst Mädle. Na, ich bin auch eins gewest, und nicht das langsamst'; aber Zeit zum Atemholen hab' ich mir alleweil noch gegönnt.“

„Ihr seid auch ein Mädle gewest?“ fragte Dorle wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirtin war eine jener Gestalten, die man sich nicht jung denken kann. Die umherstehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erschien in seiner treuherzigen Verwunderung noch frischer als sonst. Was für gottlose braune Augen sie im Kopfe hat! dachte der Schneider, und ohne Umstände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt, wie das anfangen. Er hatte schon während des ganzen Gesprächs darüber nachgesonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeschossen, eines ganzen Kopfes länger, als der kleine Mann. Selbst auf den Zehen stehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halse hinauf gereicht. Und ihren Kopf zu sich herabziehen zu können, hätte er viel stärker sein müssen oder sie viel schwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt so ehrlich, wie vorhin schalkhaft, als es sagte: „Nichts für ungut, Frau Dotin. Hab's nicht schlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut ist der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub'.“

„Du bist ein Spitzbub' das ganze Jahr,“ sagte die Wirtin. „Kann sein, daß was da ist für den Herrn Faktor.“ Und sie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirtshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und senkten sich auf ihren Schiebkarren herab und, verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf, fragte er: „Aber was willst du dir nur holen damit?“

„Einen Mann,“ lachte der Schmied.

„Einen Schmied,“ entgegnete das Mädchen ernsthaft. „Die muß man mit Stricken binden, wenn sie vom Markt heim nicht in jedem Wirtshaus einkehren sollen.“

„Die Schneider nicht?“ fragte der Schneider fast neidisch.

„Auch,“ sagte das Mädchen; „nicht wegen der Wirtshäuser, nur, daß sie der Wind nicht vom Schiebkarren bläst.“

„Du mußt den Holder-Fritz frei'n,“ hustete der Weber. „Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchturm von der Kirch' und zur Stadt hinaus.“

„Das käm' zu spät,“ sagte das Mädchen ruhig. „Bis dahin habt Ihr ihn hinausgehustet.“

„Wo stellt Ihr ein auf dem Markt, Annedorle?“ fragte der Schmied. „Heimwärts führen wir uns.“

„Ihr werdet wohl einen brauchen, der Euch führt,“ sagte das Mädchen; „ich nicht.“

Die Wirtin kam mit einem Paketchen heraus, das schnell auf dem Schiebkarren seinen Platz fand. Die Männer hießen das Mädchen warten; sie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung sei halber Weg.

„Das glaub' ich,“ sagte das Mädchen, „und drum geh' ich allein. Wenn ich wieder etwas an Euch mitkriege dort, Frau Dotin, komm' ich auf dem Rückwege herein. Und es soll mir nicht drauf ankommen, so kriegt Ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dotin.“

Die letzten Worte kamen schon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war schneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Gestalt zugetraut hätte. Unwillkürlich sahen ihr alle nach.

„Immer heiter,“ hustete fast ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

„Dafür heißt sie auch die Heiteretei,“ lachte die Wirtin.

Der Schneider sann über etwas, dann sagte er: „Man sollt' doch keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt', der auf ihn paßt'. Da würd's nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernst und ein Saufaus Nüchtern hieß', und man wüßt' gleich, wenn

man nur den Namen hört, wie der Mann beſchaffen iſt. Heiteretei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle ſelber."

„Da ſorgt ja," ſagte der Schmied, „daß Ihr einmal Eure Mädle, wenn ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn ſie ſonſt niemand aufzieht, können ſie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Aparts an ſich hat, dem braucht's nicht leid zu ſein darum, den taufen die Leut' ohnehin noch einmal."

Auf des Schneiders Geſicht hätte man leſen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der übrigen nicht verraten hätte.

Er ſeufzte nämlich trotz ſeiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter. Sie nannte ihn nicht anders, als den „Jung". Natürlich hieß er von Stund' an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen ſo. Man erzählte ſich, ſie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entſprechend. Und mehr als einer wollte geſehen haben, wie die ſtarke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken ſtraff gezogen, während ihre Rechte die Feſtigkeit eines ſpaniſchen Rohres an dem Teil gemeſſen, auf deſſen Ausdauer bei der Schneiderei ſo viel ankommt. Aber was will nicht der und jener Spottvogel geſehen haben, den ein Verhältnis derart zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Hausthür herausſchoß und dann hineindrohte: „Reſpekt muß im Hauſe ſein!" dachten die Vorübergehenden dazu: „Aber jetzt ſteht er vor der Thür."

Der Schneider achſelzuckte ein ſtummes: „Man kennt den Morzenſchmied, was für ein Schabernacker der iſt, ſo duchſig er thut."

Die Wirtin aber erinnerte der fliegende Saum des rotflanellenen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verſchwand, wieder an die Heiteretei. „Aber ſie könnte," ſagte ſie, „ebenſogut die Bravetei heißen, als die Heiteretei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann ſingt; wenn ſchon ein biſſle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schweſter Mutter geworden iſt von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo ſie gedient hat, da hat die Heiteretei ſie fortgeholt und hat ihr einen andern Dienſt verſchafft, ich weiß nicht, wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten haſt, hat ſie zu ihr geſagt, dann will ich wieder deine Schweſter und ſoll das Lieble dein Kind wieder ſein. So lang aber kommſt du mir nicht wieder ins Häusle, daß

du's weißt. Das Kind aber hat sie behalten, und nicht viel Mütter sind so brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiteretei gegen das Liesle ist."

„Ja, und die Hochmutei dazu," hustete der Weber. „Wo sie die Mannsleut' verspotten kann mit Wort oder That, da ist sie gewiß bei der Hand. Aber sie wird wohl schon einmal schlecht anfliegen, und ich wär' nicht der Einzig', der's ihr gönnt."

Ein Blick der Zustimmung, in dem die übrigen Männer sich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr gesprochen.

Unterdes waren sie mit Bezahlen, frisch Tabak stopfen und Anbrennen fertig geworden und machten sich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktflecken. Der Letzte rief der Wirtin, welche die leergetrunkenen Gläser am Brunnen schwenkte, zurücksehend noch zu: „Prächtig Wetter heut!"

Die Wirtin sah sich um, und auf dem feinen Dufte haftend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, sagte sie: „Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt' heut nicht Gründer Markt sein."

Die Wirtin weiß es, und sie nicht allein, alle Welt weiß es, wie's mit dem Wetter ist zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt so blau und golden, wie es der Farbenkasten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor sechzig Jahren; denn damals war alles besser, selbst das Wetter; frage nur die Reicker Wirtin, wer's nicht glauben will. Kaum ist's Mittag, da steigt's von allen Seiten auf; da hebt's und drängt's, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat unter dem alten. Das wär' schon gut, wenn es nur aufzuhören verstände zur rechten Zeit. Aber immer noch steigt's und drängt's. Da wird ein Hin- und Herwogen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zusammen- und Übereinanderschieben, daß endlich die Funken davon stieben und das ganze Wolkengewölbe unter seiner eigenen Last zusammenbricht mit Donnerkrachen, und die Wolkentrümmer aneinander in ungezählte Tropfentrümmerchen zersplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter diesen letzteren ist; in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Thüren sich öffnen, in eine kreisende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Masse um ihre und noch einmal besonders um seine

eigene Achse gewirbelt, weiß er bald nicht mehr, was sich dreht, er oder die Häuser und Buden um ihn herum. Bald erscheint die rettende Thür, bald verschwindet sie, ohne daß sie ihm näher gekommen ist. Die Hutkrempe, von Regen und Mitleid erweicht, senkt sich allmählich und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigstens den Anblick seines Schicksals, bis eine Flut ihn plötzlich davonführt, er weiß nicht, wohin, und eine Thür ihn einschlingt, die er nie zu passieren gemeint hat. So ist's im Marktflecken selbst; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Ähnlichen doch ein ganz verschiedenes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege ist, hat die Schritte schon eine gute Weile her länger und schneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer so vorsichtig war, einen Regenschirm mitzutragen, dem lohnt sich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, roter, blauer, grauer, schwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenschirm ist der Mann des Tages. Was keiner ist, müht sich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Wasserkannen, Töpfe, Tiegel, alles vergißt im Drange der Not seine eigentliche Bestimmung. Da huschen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt, die ausgezogenen Strümpfe und Schuhe in den Händen, die Straße hin, und neben jeder huscht ein Mittelding von Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den nassen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und schnaubt und stampft und spritzt vorbei, daß die Weiber aufschreien und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er ist schon voll, und schon ist er vorüber. Die Geborgenen oben lachen schon in der Ferne und die in ihrer Hoffnung Getäuschten unten senden Verwünschungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die sie nicht erdacht sind — wenn das ewig gleiche Plätschern des Regens sie nicht vorher überplätschert. Aber stehen bleibt niemand; es müßte denn ein Angetrunkener sein, der im seligen Vergessen aller Not mitten auf der Straße sich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig weinenden Weibervolke mit fortgeschleppt, halb getragen, halb geschleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es **muß** gehen.

Und so geschieht's am Tage des Gründer Marktes, seit der Gründer Markt im Kalender steht.

Wer's noch genauer wissen will, höre nur der Reicker Wirtin zu, die's eben ihren Gästen erzählt. Und er wird, besonders in Anbetracht der Länge dieser Erzählung, so froh sein, im Trockenen zu sitzen, als nur immer unsere Bekannten von vorhin sein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zustand an sich beneidenswert zu nennen wäre! Es ist vielmehr ein wahrer Heringszustand. Man denke sich hundert Menschen in eine enge Dorfwirtsstube zusammengepreßt, die Scheitel in die schweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabaksrauch und dem Angstschweiß nasser Kleidungsstücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahllosen da unter den Tischen herum und unter einander liegenden Beinen man an sich ziehen müßte, wenn es gälte, dem völligen Ersticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden. Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hilflosigkeit eben nur so viel Helle auszuströmen, als nötig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es ist.

Aber eine Not kann zur Wohlthat werden, wenn sie von größerer Not errettet. Und bald hörte mit der größeren auch die kleinere auf. Es regnete schwächer, und wen nicht die Sorge um sein Heimwesen dem leiseren Rieseln zu trotzen trieb, der flog aus, da auch dieses endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten sich Lücken im Gewölke. Das flog nun selbst wie eine endlose Folge dunkler Regenschirme in den Händen eilender Riesen am Himmel dahin.

Der Mond stellte sich auf die Zehen und sah zwischen ihnen hindurch auf die nasse Straße herab. Die hielt ihm tausend Spiegel vor und er sah wohlgefällig, um wieviel schöner und vollwangiger er nun seit gestern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, sei es aus Behagen am Wirtshause oder aus Unbehagen an dem, was sie daheim erwartete, ruhig sitzen blieben, um, wie sie sagten, den Weg unterdessen noch etwas abtrocknen zu lassen. Unter diese gehörte auch unser Männerkleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenschmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er seiner Morzenschmiedin etwas aufzuheften oder sonst einen Streich zu spielen wußte. Hatte er sie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern seiner Straße oder des ganzen Städtchens zusammengehetzt, dann war es seine Lust, mit Henkergeschicklichkeit sie in die größte Angst hinein zu bedauern. Und höchst

unlieb wäre es ihm geweſen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, ſie klug zu machen. Die Schuſter-Märtineſſin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit einem ganzen Doktorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigene hatten, daß ihre Anfälle begannen, ſo oft ſie ihren Märtines die Treppe herauskeuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er dieſelbe wieder hinabhuſtete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eigenen Herdes verbitterte, wiſſen wir ſchon.

Dieſe drei Männer ſaßen zuletzt noch faſt ganz allein da, und ihr Geſpräch war ſo ins Stocken geraten, daß ſie, in ſich verſunken, ſelbſt nicht wußten, wie ſehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür ſich vernehmen ließ, ſie zu erwecken. Und dieſe Stimme klang ſo voll und tief aus der Bruſt herauf, daß die vorgeſunkenen Köpfe faſt erſchrocken emporfuhren.

„Da habt Ihr Euren Mann, Frau Dotin," ſagte draußen die Heiteretei. „Er iſt der allerbeſt', raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn Ihr ihn nicht mehr mögt, braucht Ihr ihm nur den Kopf abzubeißen."

„Dazu iſt er gut," hörte man die Wirtin lachen; „und darum krieg' ich ihn. Wär' er zum Heiraten geweſen, hätt' ich ihn ſicher nicht gekriegt."

„Ihr müßt einmal gern geheiratet haben, weil Ihr noch immerfort ſo gern vom Heiraten ſprecht."

„Ja," antwortete die Wirtin, „aber wie ich am liebſten geheiratet hätt', da hab' ich am wenigſten davon geſprochen. So haben's die Mädle und die Weiber, ſolang' die Welt ſteht."

„Das ſagt Ihr. Jedes meint, wie's ihm war, ſo muß dem Andern auch ſein."

„Und ich denk', wie's jeder meint, ſo wird's auch ſein."

„Aber es iſt doch nicht ſo! Und wenn's ſolche giebt, müßt Ihr dann ſprechen: alle ſind ſo? Sagt meinetwegen: es giebt ihrer genug, die ſo ſind. Das ſind ſolche, die's nicht allein ermachen können. Wer's muß, da hab' ich nichts dagegen, aber ich thät's nicht, und wenn ich tauſendmal müßt'. Weil die Mädle heutzutage noch ſchwächer und einfältiger ſind als die Mannsbilder ſelber."

„Darum iſt's nicht. Die Männer heiraten doch auch. Wenn jedes was Stärkeres und Geſcheiteres heiraten will, wen ſollen denn die heiraten?"

„Meinethalb den Kuckuck von Langenſalz. Was gehn die mich

an? Die Männer frei'n, damit sie einen Narren haben, und die Mädle, weil sie selber Narren sind. Gebt mir lieber ein Kärtchen Bier für Euer Gerede."

„Die Männer und die Mädle! Als wenn du nicht selbst ein Mädle wärst! Oder was biste sonst?"

„Ich bin ich. — Und ich frei' einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn Ihr mir einen auf dem Teller präsentiert und er wär' obenein ein Prinz. Und red't Ihr noch ein Wort, so weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brot verdien' ich allein, wenn ich schon ein arm' Mädle bin. Ich bin stark genug, und bin klug genug, und ich brauch' keinen, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Dabei war die Thür geöffnet worden und das Mädchen mit rotem Gesichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Gestalt schüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Lust, das Gespräch, das sie mit angehört, weiterzuführen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tisches. Der Schneider ersah sich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute Morgen ins Werk zu setzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um diese und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Gesichtes gewichen. Das Mädchen hatte so pralles Fleisch, daß jede Bewegung vorübergehend solche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, sowie der Druck aufhörte, einer desto dunkleren Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und wieder Erröten vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint: daß sie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meisten; jetzt schien ihm der trotzige Ausdruck derselben noch schöner, und ihre Augen gefielen ihm, so wild und scheu, noch mehr, als da sie lachten.

Vorsichtig und geräuschlos begann er, auf der Platte des Tisches sitzend, an dem sie abgewandt stand, immer näher an sie heran zu rutschen. Saß er hinter ihr, dann bedurft' es nur eines Zurufes. Wenn sie dann erschrocken arglos das Gesicht ihm zuwandte, war der Plan gelungen.

Der Morzenschmied schien ganz wo anders hinzusehen, als nach dem Schneider. Er hielt seine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei so schief standen, daß er der Heiteretei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühsam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, huſtete und ſprudelte unterdeſſen: „Ja, ſo ſtark wie die Weibsleut' ſind und ſo klug wie die Weibsleut' ſind! Und doch, wo was ordentlich gemacht ſein ſoll, da muß es der Mann. Wenn ſie mit den Händen wackeln, das muß geärbet ſein, und wenn die Zunge geht, da meinen ſie, das iſt gedacht. Ei ja! wenn ſie den Stubenehren ein bißle mit dem Beſen kitzeln, daß der lachen möcht', und dreimal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Handvoll Salz aus der Meſte ſoll in den Topf!"

Das Mädchen ſchwieg, man hätte gemeint, wie ein geſcholtenes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen ſo eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider ſaß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; ein Schauer rieſelte ihm den Rücken herab, und das Leiſeatmen wurde ihm immer ſchwerer. Noch durfte das Mädchen nicht umſchaun. Drum fiel der Schmied helfend ein: „Was? Ich wett', das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf ſich, wenn mit der Zunge geärbet wird."

„Ihr ſeid freilich ſtärker," ſagte das Mädchen nicht halb ſo keck als ſonſt. „Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberleut' auf Eure." — Sie war ſchon einigemal wie mechaniſch mit der flachen Hand über den Tiſch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt ſtrich ſie ebenſo und immer noch mit abgewandtem Geſichte den ganzen Mann herab, ſcheinbar ſo unabſichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tiſche ſtreicht, ohne gewahr zu werden, was man thut.

Alles lachte und ſah nach dem Schneider, der, ſo unerwartet auf die Diele zu ſitzen gekommen, ſich zu beſinnen ſchien, wie.

Die Heiteretei that noch verwunderter, als der Schneider ſelbſt, indem ſie einen Augenblick nach ihm hinſah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Thränen kamen, und ärgerte ſich doch zugleich und ſchwur bei ſich, nicht zu ruhn, bis er durch einen größeren Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eiferſucht. Irgend jemanden ſo duckmäuſerig dem Gelächter preiszugeben, das hielt er für ſein Revier, und die Heiteretei war ihm eine Wildſchützin darin, die geſtraft werden mußte.

Doch wurd' er faſt ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verraten, wenn ſie die Verhöhnung des Schneiders beabſichtigt hatte. Im Gegenteil ſchien es der ungemiſchte Ton des Verdruſſes, in dem ſie nun ſagte: „Meinetwegen redet, was ihr wollt. Hätt' ich nur erſt meinen Schiebkarren aus dem Schmutz! Wenn's ſo ein drei Stunden geregnet hat, iſt da außen ein Lehm, als ſollt' der Schloßturm gekocht werden, und man braucht' einen Topf dazu."

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünſchte Gelegenheit von ſelber, dem Übermute eins zu verſetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

„Ja," ſagte er, „das Dorle will uns was weismachen, damit ſie lachen kann, wenn wir's glauben."

„Da hat ſich's zu lachen," entgegnete die Heiteretei. „Ich muß heim, und allein bring' ich den Karren nicht heraus."

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahm's für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, deſto höher richtete ſich der Schneider auf.

„Ich denk'," ſagte der Schmied, und ſeine Augen kamen immer ſchiefer zu ſtehen, „ich denk', das Dorle iſt ſtark genug und iſt klug genug und kann's allein ermachen? Wenn ſie ſo klug iſt, wird ſie ja nicht mehr geladen haben, als ſie fahren kann, und wenn ſie alles allein ermachen kann, wird ſie wohl fahren können, was ſie geladen hat."

„Wenn das Wetter ausgehalten hätt'," ſagte die Heiteretei. „Wer kann fürs Wetter?"

„Ja freilich! das Wetter," huſtete der Weber triumphierend; „das iſt den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! wenn das Wetter nicht wär', da blieben alle verfütterten Säu' geſund, da wär' Obenhin der beſte Jäter, und alles, was ſie machen, das wär' gut, und Zufrüh und Zuſpät die beſten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding' ſich ſelber machten, wie das Wetter, da käm' keine darauf, daß ſie nur ein Weibsbild iſt" —

„Und ein ander Ding um einen Mann," flickte der Schneider dazwiſchen, und ſeine geballte Fauſt ſagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Huſten. „So ein Ding, das da denkt: lieber die Bein' gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen erſieht, das kann ſie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum

ſteht's ſchon in der Schrift, daß es ein ſchwach Werkzeug iſt, und der Mann ſoll ihr Herr ſein, denn warum? weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild iſt, hergegen ein Mann, das iſt ein Mann."

„Ja," ſagte die Heiteretei, „wenn ich mir's ſo hätt' auslegen können! Aber deswegen bleibt mein Schiebkarren, wo er iſt."

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen; der Weber fühlte, er mußte ſich ſelber am Kragen feſthalten, und wer weiß, was er noch gehuſtet hätte, wär' nicht der Schneider dazwiſchen gefahren: „Und wo er bleiben ſollt' nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geſchäh' einer juſt einmal recht, wenn ſie umladen müßt' und würd' noch ausgelacht dazu."

Der Schmied, welcher ſchon lange beſchwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider ins Wort und dem Weber in den Huſten fiel, zum Reden.

„Aber das Dorle," ſagte er mitleidig, „kann ja doch eigentlich ſelber nichts zu dem Unglück, daß ſie nur als ein Mädle geboren iſt. Und wiederum ſteht in der Schrift, das ſtärkere Werkzeug ſoll ſich über das ſchwächere erbarmen. Aber" —

„Umſonſt wird nichts!" ſprach der Weber dazwiſchen.

„Abbitte muß ſie thun!" der Schneider.

„Ja, von wegen dem," fuhr der Schmied fort, „was ſie vorhin gered't hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt ſich nichts ändern."

„Ja," ſagte die Heiteretei, „und wenn ich's gethan hätt', müßt' ich mir doch ſelber helfen und würd' auch noch ausgelacht? Hernachen will ich's; aber vorher thu' ich's nicht; das ſag' ich gleich."

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er ſelbſt, brannte vor Ungeduld, den Karren frei zu machen mit einem Ruck und ſo der Heiteretei zu zeigen, was ein Mann ſei. Er ſtaunte ſelber an ſich hinauf und traute ſich das Ungeheuerſte zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr ſitzen und ſpuckte ſchon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiteretei ihnen noch einmal ſo in die Hände lief! Sie durften ſie nicht ſo ſchnell und glimpflich wieder heraus laſſen.

Da dieſe aber, ſo viel ihr ſelber daran gelegen ſchien, die Männer ſollten ſich an ihrem Fuhrwerke verſuchen, auch in der Schelmerei es ſich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, ſo erhob ſich

endlich auch der Schmied, und der Zug setzte sich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirtin verscholl unbeachtet.

Das eigene Wedeln der Heiteretei mit dem Tragband in ihren Händen beim arglosesten Gesicht erinnerte sie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermuteten Sprunge. Da die Männer nicht hörten und ihr selbst über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu sehen, so überließ sie die Verblendeten der Heiteretei ohne weitere Versuche, sie zurückzuhalten.

Außen hatte sich unterdes ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt Tretenden mit fast herbstlicher Frische begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regennachschauer auf sie warf.

„Und wo ist denn nun das bißle Karren?“ fragte der Schmied, sich umsehend.

Die Heiteretei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen: denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier stak der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Diese nahm einen so unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider fast bedauerte, so leicht davonzukommen.

„Arbet für einen Schneider,“ sagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

„Schmied oder Schneider,“ sagte er und warf den Unterschied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. „Mann ist Mann; und wär's nicht um einer schwachen Weibskreatur wegen, das Ding wär' für meinen Lehrjung' zu gering.“

Aber so verächtlich blickend er nun zwischen die Handhaben trat, geschah's doch mit dem Entschluß, seine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen sollte der Karren, so leicht wie ein Vogel, aus dem Schmutz. Und gewiß! wäre der Schneider so energisch wieder aufgestanden, als er sich bückte, es wäre so geschehen. Aber er stand gar nicht wieder auf, wenigstens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit der anderen Schulter, bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten schob, der Karren flog nicht, er stand wie angewurzelt. Wütend sprang der Schneider endlich allein wieder empor. „Vexation!“

ſchrie er. „Vexation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirtin hat nicht vergeblich gered't. Da iſt was Extra's aufgepackt."

Die Heiteretei ſagte: „Ja, ſechs Schneider."

Der Weber aber ſchämte ſich in der Seele ſeines ganzen Geſchlechtes, daß er den Schneider vorangelaſſen. Zornig ſchob er ihn aus dem Karren und ſich ſelbſt hinein. Nun ſpuckt' er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, ſondern wie ein Mann. Nun faßt' er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun taucht' er nieder, als gält's, den Kern der Erde zu ſtürmen; nun rannt' er gegen den Karren wie ein wütender Elefant; nun — ja, nun lag er mit der Naſe auf der Laſt und mit den Knieen in der Pfütze. Der Karren ſtak ſo feſt als zuvor.

„Ein himmelverbrenntes Donnerwetter!" fluchte nun auch der Weber, indem er ſich aufreckte und den Schmutz von den Knieen abſtrich. „Der Schneider hat recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du haſt noch was Apart's aufgepackt. Vexation iſt's, Vexation!"

„Ja, freilich," ſagte die Heiteretei, „der iſt vexiert, der ſich auf ein ſo ſtarkes Werkzeug verläßt, wie Ihr eins ſeid."

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten ſich die Arme und Beine zurecht, der Schmied aber lachte ſo fürchterlich, daß die Heiteretei ihn nicht anſehen durfte, wollte ſie ernſthaft bleiben.

„Das Mordmädle!" dachte er. „Ich könnt' ihr ordentlich gut ſein für den Spaß da, obgleich ſie mir den Hauptjux verdorben hat, den über ſie ſelber. Und geſchenkt ſoll ihr das gewiß nicht ſein. Dem Weber und dem Schneider geſchieht's ſchon recht; warum ſind ſie ſolche Pfefferkuchenmännle! Aber ein End' mach' ich nun, ſonſt kommt die noch aus dem Häusle vor Übermut."

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechtes, die Ehre nicht anthat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände ſpuckt' er ſo beiläufig, als wär's nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem erſten vergeblichen Anſatz ſpuckt' er in vollem Ernſt. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von ſelbſt aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bösartig; aber er hatte die Natur vieler ſonſt ganz guten Leute. Die gern jedermann zum beſten haben, ſind, wenn ein anderer das an ihnen thut, gewöhnlich die Empfind-

lichſten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber ſeine Schadenfreude von vorhin mit Zinſen zurückgaben.

„Heben thut er ſich,“ ſchrie er endlich, „aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelelementskaſten der Teufel ſelber nicht! Aber der Hexe da ſoll's gezeigt werden, was das auf ſich hat, Männer zum Narren zu halten! Das ſoll ſie einem andern weismachen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt' der Teufel ſelber ſein, der einen Karr'n vom Zainhammer bis daher führ' ſo beladen wie den.“

„Ja, wenn der Teufel kein Mannsbild wär',“ entgegnete die Heiteretei, indem ſie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. „Aber er macht's halt wie alle Mannsleut'. Räſonnieren, was ein Mann für ein ander Tier iſt, wie ſo'n armes ſchwaches Weibsbild, das können ſie; aber ſo 'nem armen Weibsbild den Karren aus dem Schmutz thun — 'a, wenn's halt mit der Zungen zu machen ging'! Bin nur froh, daß ein Eiſenſtab kein Schweizerkäs iſt, ſonſt hätt' ihn der Meiſter Weber durch und durch geſtochen mit ſeiner ſpitzigen Naſen. Und wenn was zu beſtellen iſt an die Frau Morzenſchmiedin, oder wenn der Meiſter Schneider noch auffitzen will, ſo einen bring' ich juſt noch fort; er könnt' auf dem Strick reiten da; aber es müßt' geſchwind gehn. Ich hab' nicht mehr viel Zeit.“

Sie ſah nach dem Schneider um, als wär's mit dem Auffitzen ihr Ernſt. Dann hängte ſie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anſtrengung, den Karren aus dem Schmutz.

„Reſpekt muß im Hauſe ſein!“ rief ſie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße ſo ſchnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder daſtanden, als ſie um die nächſte Ecke verſchwand.

Freilich ſchon hinter dieſer nächſten Ecke machte das Mädchen Halt, um dort von der übermäßigen Anſtrengung auszuruhen, aber nicht ohne erſt vorſichtig herumzublicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie ſah ſie langſam in das Wirtshaus zurückgehen, und nun erſt überließ ſie ſich dem Jubel, deſſen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerſter Mühe gelungen war.

Sie hätte ſich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, ſtand nicht vom Regen her Waſſer darauf. Sie kauerte, weil ſie ſonſt kein Plätzchen ſah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Ferſen nieder und umſchlang mit beiden Armen ihre Kniee.

Und je mehr die verdehnten Sehnen von der Erschütterung des Lachens schmerzten, desto heftiger mußte sie lachen. Sie drückte ihr Gesicht in die Schürze, preßte den Zipfel derselben in den Mund; aber die bewährtesten Mittel halfen nicht; sie mußte den Lachsturm austoben lassen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbständigkeit! Es war ihr, als hätte sie einen Sieg über alle Männer der Welt davongetragen. Nicht mit dem Glücklichsten tauschte sie jetzt. Aber das hätte sie auch wohl sonst nicht gethan. Denn niemandem konnte wohler sein in seiner eigenen Haut, als der Heiteretei; in eine fremde sich auch nur hineinzudenken, fiel ihr nicht ein. So strotzte jede Fiber an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Übermut.

Bald hatte sich ihr Körper erholt und das Phlegma der Gesundheit auch die innere Bewegung so auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als sie weiter fuhr, den rüstigen Gleichtritt kein schnellerer Atemzug mehr störte.

Wir können sie getrost sich selber überlassen; es wird für das Verständnis unserer Erzählung nötig sein, dem Orte, dem sie so rüstig zufährt, und dem Treiben und der Art seiner Bewohner einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, sicher, daß sie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächst durch eine Doppelreihe von Städeln und wissen nun schon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit sich Ackerbau und Gewerbe teilt. Der Gründer Markt ist ein Ausnahmstag. Denn was Waren hat, feil zu halten, Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Kegel zu schieben oder sich zu schlagen, eine Gurgel, um zu singen und zu trinken, ja, nur Augen, um zu sehen, das fliegt heut sicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches, als an anderen Tagen. Männer in Hemdenärmeln standen plaudernd und rauchend an befreundeten Fenstern. Flinke Weiber und Mädchen wuschen Salat oder schöpften mit dem „Kübel“ Wasser aus den großen steinernen Brunnenkästen in „Bütten und Stutzen“. Andere rasselten, die rotflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straßen nach dem Thor, oder kehrten langsamer mit beladenen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die ärmeren,

wie die Heiteretei. Wer Töchter hat, mietet keine Mägde. Die angesehenste Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater spielt, fährt Werkeltags im rotflanellenen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer sind Handwerker, die Frauen sind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann steht die Brücke leer, der Webstuhl ruht, Schere und Säge hängen am Nagel; Meister, Lehrling und Geselle tummeln sich draußen im Felde oder auf der Wiese.

Wir kehren wieder zu der Heiteretei zurück und treffen sie schon an den äußersten Städeln. Sie fährt langsamer als vorhin; sie überlegt, ob sie hier noch einmal ruhen oder in einem Zuge fortfahren soll bis an die Nagelschmiede, wo sie ihre Ladung abzugeben hat. Sie ist schon zu dem letzten entschlossen, da fällt ihr ein offenes Stadelthor auf, vor dem eine Schnitzbank steht. Rings um diese liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildesten Unordnung durcheinander. Und kein Mensch dabei zu sehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo sie dergleichen sah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht stehen sehen, ohne es recht zu stellen, und wenn sie noch so gut wußte, wie schlechten Dank sie sich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ sie den Schiebkarren zur Erde nieder.

„So was!" sagte sie und schlug vor unwilliger Verwunderung mit den Händen auf die Schürze. „Da läuft erst der Meister von der Arbeit, hernach die Gesellen und der Lehrer (Lehrling), wie die Säu' vom Trog. Freilich! Sollen die Gesellen auf seinen Nutzen sehn, wenn's der Meister selber nicht thut! Aus dem Holders-Fritz wird halt sein Lebtag nichts Gescheit's."

An jedem andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider gewesen, am Holders-Fritz erregte diese ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen sich Rede zu stehen. Aber es regte sich zugleich ein Etwas in ihr, was sie freilich gewiß für nichts anderes hätte gehalten wissen mögen, als wofür sie selbst es hielt, für Ordnungsliebe. Dieses Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeständnis

zum andern so lange fortzuschwatzen, bis er endlich nichts mehr zugestehen hatte.

„Ich werd' nicht so dumm sein," entgegnete der Zorn dem Etwas, „Ordnung zu machen, wo mich's nichts angeht. „Aber über die Schnitzbank," sagte das Etwas, „kann bei Nacht jemand fallen."

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Gespräch geht fort: „Aus dem andern mag werden, was da will!" „Wenn ich nicht einmal darüber wär', die Reifen sollten liegen wegen mir bis zum Gückelestag." — „Den Schnitzer und das Schnitzmesser — guckt nur! auch das Beil und die Säg' haben sie liegen gelassen, die liederlichen Hünd'." „Wenn mich nicht das Zeug dauern thät'!" — „So; nun fehlt nur noch, daß ich so dumm wär' und kehrt' auch noch die Spän' hinein, aber — nicht einmal einen Besen haben die da. Es ist mir nur Wunder zu sehn, ob das Volk nicht einmal einen Besen hat? Na, das soll wohl einer sein! Würd' dem Gesindel keinen Finger kosten, wenn sich's selber einen zusammenbänd', eh' sie das stumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor ist auch hundert Jahr nicht geschmiert. Es wär' schad' um den Holders-Fritz, wenn's ihm nicht recht geschäh'. Nunmehr müßt' der einer sein. Warum heirat't er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, ist's schlimmer, als gar keine. Wenn er mich zur Frau hätt', da könnt' er noch einer werden. Ich wollt's ihm schon gönnen; er ist doch nicht der Allerschlimmst'. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm', ich wollt' ihm allerlei sagen. Ja, damit er wunder dächt', was ich mit ihm haben wollt'? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frei'n. Und ich möcht' ihn nicht einmal. Den nicht und gar keinen. Ich kann's zweimal allein ermachen. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

So lautete das Gespräch, das die Gedanken der Heiteretei miteinander führten. Und wie diese mit dem Gespräch, war sie selber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor kreischte laut knarrend in der Angel; die Heiteretei sah erschreckt sich um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büschen gerauscht. Aber alles war ruhig und niemand zu sehen. Das Thor hatte die Gräser vor der Scheune gestreift; die hatten gerauscht. Dennoch war das Mädchen mit einem Satz auf der Straße. Und nach der Miene, mit der sie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, sie komme von Rick, wenn nicht vom Zainhammer her in einem Laufen.

Schon war ſie faſt an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als ſie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerſtimmen auf ſich zu kommen hörte. Erſt war's ihr unmöglich, mehr als „der Fritz, der Holders-Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!“ herauszuverſtehen. Das Geſchrei kam näher und wurde zu einer Art Geſpräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

„Der Frankendorfer Wirt,“ ſchrie der Adams-Lieb, „das iſt auch einer, aber gegen den Holders-Fritz iſt er doch nix.“

„Wenn ich dran denk',“ lachte ein anderer, „wie der Fritz da letzt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle frei gehalten wie ein Fürſt. Teixel, war das eine Luſt!“

„Aber,“ jubelte ein dritter, „wie er das Pfortenthor aus hat gehoben und 'runter geworfen in den Steuereinnehmers-Garten, und ſechs Mann haben's beinah nicht wieder 'raufgebracht!“

„Muß da gerad das Gewitter kommen,“ ſchrie der Adams-Lieb wieder, „wie ich ſchon den Rock angezogen hab' zum Gründer Markt. Es iſt nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, ſonſt hätt' mich's doch geärgert.“

„Mit dein'm Gründer Markt!“ eiferte ein vierter; „wo das Bier ſauer iſt und die Bratwürſt' wie die Schwefelhölzle und die Hammerſchmied' thun, als wären ſie Herr'n auf dem Tanzboden.“

„Oho,“ ſchrie der Adams-Lieb wie beleidigt. „Nur net, wenn der Fritz dabei iſt. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehſte mit im Grund. Auf die Hammerſchmied' hab' ich's lang gemünzt. Den'n mußt's einmal weiſen!“

Und nun ſchrieen ſie wieder zuſammen, daß man nichts als das „der Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!“ aus dem Geſchrei heraus verſtehen konnte.

Es waren etwa zehn Burſchen zwiſchen ſiebzehn bis zwanzig Jahren, die ſolchergeſtalt das Lob des Holders-Fritz preiſend daherkamen, der in ihrer Mitte einherſchritt, ſchweigend, wie ein mächtiger Fleiſcherhund, umhüpft von kläffenden Möpſen. Sie geſtikulierten mit Pfeifen, Stöcken und Händen, ſichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltſamkeit des Gebarens zu erſetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man ſah, das wilde Weſen des Holders-Fritz war ihr Muſter. Und das war freilich das einzige, in welchem ſie

ihm ähnlich zu sein vermochten. Denn so sehr sie sich auch streckten und die Schultern zusammennahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über sie hinaus, und aus zwei ihrer Brustkasten wär' noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwischen den Schultern trug. Er war freilich fast doppelt so alt, als der Jüngste unter ihnen; aber man sah, er that auch von seiner Seite das Mögliche, das Mißverhältnis des Alters zwischen ihm und seinen Gefährten wenigstens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weste unter dem Rock und den Hemdkragen über das keineswegs elegant geschlungene Halstuch herausgelegt. Wer ihn so mit dem ungeheuren weichselnen Pfeifenrohr sah, an dem große bunte Quasten herumbaumelten, hätt' ihn eher für einen verwilderten Studenten angesprochen, als für einen ehrsamen Handwerksmeister.

Jetzt sah einer von den lärmenden Gesellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

„Dort kommt die Heiteretei," schrie er. „Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh' sie wieder heraus ist. Du, Fritz, mußt ihren Schiebkarren aufhalten," sagte der Adams-Lieb. „Das giebt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht gewesen wär'!"

Das kam dem Fritz eben recht. Mit zwei Sprüngen waren sie in dem Hohlwege und der Fritz stellte sich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiteretei merkte wohl, worauf's damit abgesehen war, aber sie hielt nicht an.

„Ausweichen," dachte sie, „thät' ich nicht, wenn's auch möglich wär'. Aber die sollen auch nicht denken, daß ich stillhalt' oder zurückfahr' ihretwegen. Ist mir nicht bang', er wird schon beiseit springen, wenn ihm der Karren an seine Beine kommt. Mag er's haben! Warum läßt er mich nicht gehn!"

Aber bis an seine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Fritz an mit vorgestreckter Hand.

Einen Augenblick standen sich die beiden hohen Gestalten schweigend gegenüber. Sie sahen sich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiteretei schob aus allen Kräften, der Holders-Fritz stemmte sich ebenso dagegen. Die Anstrengung trieb ihnen das Blut ins Gesicht und beschleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Mutwillen

durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiteretei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladenen Eisenstäbe klirrend zusammenschlugen. Wieder aufschnellend wie eine Stahlklinge, bog sie sich drohend über das Fuhrwerk und sagte, Gesicht fast an Gesicht: „Willst du was?“

Der Jubel der Gesellen gab dem Fritz seine Ruhe wieder. Er nahm sich vor, dem Mädle seine ganze Überlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

„Hast du denn, was ich will?“

„Nein; denn was Gescheit's ist's nicht, was du willst.“

„Freilich; eine Frau, und das ist nichts Gescheit's.“

„Glaub's wohl, daß du eine Frau willst; aber daß dich eine will, schon lange nicht.“

„Und hätt'st mich selber gern, wenn ich dich nur möcht'. Aber ich will eine andere, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommst doch weit herum.“

„Nicht so weit, wo sie dich nicht kännten.“

„So brauchst mich nicht erst zu loben.“

„Ja doch, und auch nicht mich auslachen zu lassen. Du bist der Einzig', der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die selber hinter dein'm Rücken, die dich loben, daß du's hörst. Frag' nur die da. Und so ist's, und nu ist's fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannst noch zu hören kriegen, was die da nicht sagen, wenn du dabei bist.“

„Ja so hat allemal der gesagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, so sag' mir's doch. Weil ich keine Frau hab', die mir predigt. Thu' 'mal zum Spaß, als wärst du meine Frau; du wärst's halt doch zu gern.“

„Du denkst, weil ich arm bin, kannst du über mich spotten? Wenn du mich doch zur Frau hätt'st, du könnt'st vielleicht noch Einer werden und liefst nicht mit solcher Brut herum, die noch die Eischalen am Schnabel hangen hat. Du denkst, dich möcht' ich? dich? Und wenn du einen Rock anhätt'st aus lauter Thalern, und an jed's Haar wär' ein Dukaten gespießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmst' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich einen möcht'. Aber ich mag gar keinen. Und was bist denn du? Allen Gelbschnäbeln ihr Schulmeister, wo sie lernen, was nix taugt! Ja, wenn

du das noch wär'st. Aber ihr Geckelmann bist du, der Faxen macht, wenn sie am Faden ziehn, wie sie wollen. Und denkst noch wunder, was du bist mit deinen Krägelen und deinen Bummelquasten da. Du denkst, dem Herrenmüller sein Spitz, das ist nur ein Hund. O, der ist noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quasten. Der macht auch, was sein Herr will, aber er hat doch nur einen. Aber du hast so viele Herren, als Nixtauger sind im Städtle. Wenn einer sagt: Schön, Holders-Fritz, apport! gieb mir dein' Kappen, so giebst du sie; bezahl' mir mein Bier, so bezahlst du's; das ist ein starker Holders-Fritz! so machst du größ're Sprüng', wie der Spitz, wenn's heißt: das ist ein geschickter Hund! Und denkst den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen sollst, damit die da dich loben. Denn um was Gescheit's loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menschen willst du nicht gelobt sein. Du denkst: wär' das ein Unglück, wenn's hieß': Was der Holder für ein ansehnlicher Mann ist! er ist der ordentlichst' Mann und der tüchtigst' Meister in der Stadt: wer was gescheit anfangen will, muß den Meister Holder fragen. Ja, das wär' doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät', was sie sich schämten, wenn sie's selber sollten thun. Paß nur auf, wenn ich fort bin, wie's heißen wird: Allo faß, Holders-Fritz! Mach' du nur Augen, wie du willst, ich fürcht' mich schon lang' nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßte los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du bist, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts ging's durch den Knäuel der Burschе hindurch, die fluchend beiseit sprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul" nicht eins versetzte, woran sie lebenslang zu denken hätt'. Er selbst begriff's am wenigsten.

Noch aus der Ferne rief die Heiteretei: „Hetz, Holders-Fritz, hetz!"

Der Holders-Fritz war rot bis unter seine wilden Haare; er schickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Burschе erschraken. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende. Keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgestiegen war, auf sich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwischen den Zähnen: „Du Mädle du! Wart', du Mädle du!" Einen Augenblick

ſtand er ſchweigend, dann fuhr er wie im Trotze auf und ſchrie mit wilder Luſtigkeit: „Heut' geh' ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun ſoll's erſt recht heißen: der wilde Fritz. Heut' haben die Zimmerleut' ihren Tanz in der Schwan'. Will ſehn, wer mich hinausweiſt."

„Nun biſt du wieder Einer!" ſchrie der Adams-Lieb, und, ein wildes Lied brüllend, zog der ganze Haufe „der Schwane" zu.

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen ſtehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den ſchönſten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen ſo gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinſah?

Hübſch genug ſah es aus, zumal, wenn, wie eben heute, der Mond darauf ſchien, — am hübſcheſten aber, wenn der große Holunderbuſch, der das Häuschen unter ſeinem Arm hatte wie einen Hut, oder unter ſeinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüte ſtand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, ſo oft hatten die kleinen Tagediebe ſingend ſich darauf geſchaukelt. Das ſchmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, thut auf der kleinen Wieſe dabei, als müßt' es vor jedem Büſchchen wieder ein Stückchen umkehren. Man ſieht, ihm iſt's nur darum, nicht zu ſchnell vorbei zu kommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wird's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und juſt da iſt's, wo am Zehntbach hin die herrlichſten Tuten und Pfeifen wachſen in der ganzen Gegend, ſoviel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Türmer noch das Glockenſeil vom Dreibrotläuten in der Hand, und ſchon füllt Kindergejubel das ganze Weidengebüſch. Da wird das blaue Bächlein ganz roſig vom Wiederſchein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Buſch, wo man, wenn heiterer Himmel iſt, den Reicker Kirchturm ſehen kann. Jetzt im Mondſchein ſieht man kaum die Walkmühle und das Dreſcherhäuschen. Und zu hören iſt nichts, als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf und ein leiſes Lüftchen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell und, wenn die Luft etwas ſtärker weht, vorübergehend das Rauſchen vom Walkmüller-

wehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein raſcher Schritt, der näher kommt und näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiteretei hat ihre Laſt beim Nagelſchmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat ſie das Kind ihrer Schweſter unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelaſſen, der für dieſe Dienſtleiſtung die Oberſtube des Häuschens eingeräumt iſt. „Und," ſagt die Heiteretei im Eilen vor ſich hin: „die Annemarie kann's nicht beſſer meinen, und das Liesle mag ſie auch; aber ſie wird jeden Tag tappichter, und was kann in ſo ein ſechzehn Stunden nicht alles geſchehn!"

Je näher ſie kommt, deſto leiſer wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenſter und pocht leiſe, leiſe. Das Kind muß nunmehr ſchlafen, und die Annemarie hört beſſer als manches Junge. Und ſo iſt's auch. Die Alte erſcheint.

„Schläft's? Iſt alles gut gegangen?" fragt das Mädchen.

„Alles, nehmt aber das Strümpfle mit 'rein, Dorle, von den roten eins draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hat's auch geſagt, es muß Stiefmütterlesthee krieg', ſonſt wächſt's noch zu."

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leiſe den Schiebkarren auf den leeren Schweineſtall am Häuschen; dann trat ſie durch die Hausthür, welche die Alte unterdeſſen aufgeriegelt, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnſtube und Küche zugleich war. Ehe ſie noch ein Wort ſprach, nahm ſie die Lampe vom Ofenſims und leuchtete, mit der Hand vorſichtig ſchirmend, damit kein Lichtſtrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in deſſen Mitte die Kleine lag wie ein Roſenknöſpchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann ſetzte ſie ſich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen; es ſeien wieder zwei vordere Backzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

„Dacht's wohl," ſagte die Heiteretei, „es hat Nächtens wieder ſo gehuſt't. Aber ſonſt iſt's doch recht?"

„Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zähn' wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andere ſchmeißt's

immerfort zurück. Aber der Diktes hat schon Zehne getüt't. Die Hölzle stehn hinterm Ofen. Gut' Nacht, Bäs' Dorle, schlaft wohl."

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben scheint der Mond zu dem kleinen Fenster herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle sieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond so ungeniert hereinschaut, sind wieder größer geworden. War auch ein Regen das! sagt sie, geht in ihr Stübchen zurück und sitzt wohl noch eine Viertelstunde in Gedanken, darunter schweren Hauswirtssorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, so schön es aussah, war schrecklich baufällig; vielleicht sah es eben deshalb so schön aus.

Das Strohdach erschien an einigen Stellen fast durchsichtig, während es an anderen große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum stellte die Mängel desselben nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Holunderstrauch das Häuschen mit allen seinen Armen umschlang, um dessen Mängel zu verdecken, oder um seine auseinanderstrebenden Teile zusammen zu halten. Was davon auch seine Absicht war, er erreichte sie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! und seine Mutter, die Schwester der Heiteretei, im fernen Dienste! O, es war Stoff genug zu sorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille accompagnierte unter dem Kachelofen hervor seine Kollegen im sinnenden Kopfe der Heiteretei. Die Lampe konnte kaum die Augen offen halten vor Schläfrigkeit und kämpfte immer schwächer zwischen Einnicken und gewaltsamem Emporraffen. Zum Glück ist die Sorge kein dauernder Gast bei der Heiteretei, und langes Sitzen ist auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich straff aufrichtend, strich sie die Schürze glatt und sagte: „Wenn's nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm giebt's genug am Bach, die Löcher zu verstopfen. Und wenn's keinen mehr gäb'! Ich bin gesund und stark, und sie sollen mich nicht umsonst die Heiteretei heißen in der Stadt. Mag heiraten, wer will, und sich krank sorgen, wer will, ich nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Gringel, an einem anderen Orte hätte man ihn den Gasthof zum goldenen Ring genannt, hatte ein anderes Gesicht als das Häuschen der Heiteretei. In seine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem interessanten

Wesen hineinzuschreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchsten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes sich veilchenhaft unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit seiner Besitzerin zu vergleichen, der Gringelwirts-Valtinessin, so genannt, nicht weil sie selber, sondern weil ihr verstorbener Ehegatte mit seinem Rufnamen Valtines geheißen.

Der Zufall, der die Valtinessin eben der Morzenschmiedin gegenübersitzen heißt, scheint dies in seiner lustigsten Laune zu thun; denn beide Genannte stellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Valtinessin machte den Eindruck eines über seine Ufer getretenen Stromes. Es ist ein Glück für die Morzenschmiedin, daß jene nicht auf dem Ledersofa neben ihr Platz genommen, sie wäre rettungslos unter Fleisch gesetzt worden. Die Valtinessin ist eine Gestalt von solcher Unbescheidenheit der Ausdehnung, daß der Gast, welcher hereintretend seine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es sind ungefähr vier Wochen vorübergegangen seit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gästen, die neben den genannten Frauen in der Wirtsstube des Gringels sich befinden, keiner mehr sein gedenkt. Diese macht einen bei weitem gemütlicheren Eindruck, als die Außenseite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden thätig. Die langen Tische haben sich ihm so nahe gemacht als möglich, und das Beispiel der eben vorhandenen Gäste, wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern poliert, bestärken uns in der Meinung: an dem Getäfel lehnend zu sitzen, müsse ein schöner Gedanke sein; besonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß im Hin- und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in seiner Größe für die Formenverhältnisse der Valtinessin absichtlich berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der etwa der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren Stolz und Krone er ist, sich bewegen würde, von Gast zu Gast. Denn, obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigstens gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen anderen freilich spricht ihre

Gebärde: ich kenne sie nicht. Aber deren sind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirts-Valtineſſin-Ev', iſt bei weitem ſo leutſelig nicht. Und ſie verdenkt es in ihrem Herzen der Mutter, daß dieſe nicht ſo ſtolz iſt, als ſie in Betracht ihres Anſehens ſein könnte und der Meinung der Ev' nach ſein ſollte. Sie kommt ſelten in die Wirtsſtube, und wäre auch jetzt nicht da, befände ſich unter den Gäſten nicht der Adams-Lieb, den wir ſchon kennen. Nicht daß ſie ihm beſonders zugethan wäre, aber er iſt's ihr, und ihr erſcheint's nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden Fritz wiſſen muß. Und von dieſem iſt eben die Rede.

„Ihr ſeid ja auch die Tag' bei ihm geweſt," ſagte der Morzenſchmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meiſter Schramm.

Dieſer verwunderte ſich oder ſchien das wenigſtens zu thun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leiſes Kopfſchütteln übrig behalten; das gab ihm ein Anſehen, als verwundere er ſich über alles, ſelbſt über ſich und ſeine eigenen Reden.

„Ja," entgegnete der Meiſter in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern ſtädtiſchen, Würde verlangenden Funktionen auch die Stelle eines Leichenbitters und Anordners verſah. „Ja, aber einen desgleichen Menſchen hab' ich mein Lebtag nicht geſehn."

„Ihr red't vom Holder?" fragte der Adams-Lieb und that dabei ſo männlich, als ihm möglich war.

„Euch ſollt' man eigentlich nach ihm fragen," meinte der Schmied. „Ihr ſeid ja das ander' Pferd am ſelben Wagen mit ihm."

„Kann ſein," lachte der Burſche, „daß das einmal iſt geweſt. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders."

„Ja," ſagte der Schmied, „ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt euch nicht mehr in ſein Haus."

„Er läßt?" that der Adams-Lieb höhniſch, aber höhniſch wie ein Mann. „Ja, ſie ſind ſauer, hat der Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es giebt mehr ſolche, wo die Leut' nicht hereinlaſſen, die von ſelber außen bleiben."

„Seit der Geſchicht' in der Schwane," begann der Schmied duchſig wieder. „Aber ſo ſind die Leut'. Sie ſagen, er hätt' euch 'raus geräumt. Am End' iſt's umgekehrt geweſen."

Der Adams-Lieb ſpuckte wichtig aus. „Ja, die Leut' hören immer läuten, aber nicht zuſammenſchlagen."

„Und ich meint',“ verſetzte der Schmied, „es müßt' ein tüchtig Zuſammenſchlagen geweſen ſein. Die Zimmerleut' ſind tüchtige Glockenknöppel. Wer da ſeinen Kopf zur Glocke muß hergeben!“

„Ich hab' ihn wollen abwehren,“ ſagte der Adams-Lieb; „da hat er auch über mich wollen kommen. Ich hab's ihm aber gewieſen. Das iſt die ganz' Sach'.“

„Hab' ich's doch gedacht!“ meinte der Schmied, indem eine unſichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war ſein Geſicht nicht ſo ernſt, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. „Ja, die Leut'! Da haben ſie geſagt, ihr hättet an dem Fritz gehetzt, und ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär' ſo in der Rage geweſen, daß er hätt' gemeint, ihr wär't auch Zimmerleut', und hätt' nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär' geweſt. Und da hätt' ihm das Alleinſein ſo gefallen, und er hätt's auch daheim eingeführt.“

„Da ſeht ihr's doch gleich,“ ſagte der Adams-Lieb überlegen. „Wenn's ſo wär' geweſt, ſo will ich einmal annehmen, er thät' uns nicht hereinlaſſen. Aber er läßt gar keinen Menſchen herein. Ich hab's nicht probiert. Es iſt ſchon lang' keine Ehr' mehr geweſt, mit dem zu gehn. Ich hab' nur immer noch gedacht, ich wollt' ihn zurecht bringen. Zuletzt hab' ich geſehn, es iſt umſonſt. Und jeder iſt am End' ſich ſelber der Nächſt'. Haben die Leut' doch ſchon angefangen zu reden, als macht' ich die Kügele und der Holders-Fritz thät' ſie nur verſchießen.“

Der alte Meiſter Schramm verwunderte ſich, daß er von der Sache nur reden wollte. „Ja,“ zitterte er, „er läßt gar keinen zu ſich, und wär' ich nicht ſein Lehrmeiſter geweſt — aber angekommen bin ich ſchlecht genug. Ich hab' gemeint, als ſein alter Lehrmeiſter müßt' ich eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weil's mir und den Leuten nicht recht wär', wollt' er's noch wilder treiben, und wir ſollten die Händ' über dem Kopf zuſammenſchlagen, was er nun noch angeben wollt'. Dabei hat er ſo mit dem Beil in die Reif' hineingehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen ſind, und ich hab' gemacht, daß ich noch mit geſunden Gliedern bin herausgekommen, eh' er über mich ſelber geraten iſt. Mir iſt's recht juſt gerad' ſo vorgekommen, als wär's mit ihm nicht richtig.“

Jetzt ließ ſich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. „Hm! Und

weiß man denn nicht, was ihn so hat erbittert? Ein Ding will doch eine Ursach' haben."

Der Adams-Lieb räusperte sich. Neben der Bemühung, dies so männlich zu thun als möglich, klang darin ein: „Wenn ich nur sagen wollt'!"

„Ihr wißt's," sagte der Schmied zu ihm.

„Ich?" meinte der Adams-Lieb wegwerfend. „Was soll ich wissen? Ich weiß nix."

Die Valtinessin aber setzte sich ihm gegenüber. Dann schlug sie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und sagte: „So red't Ihr. Aber wer am Gründonnerstag Sechzig ist gewest, der läßt sich nix vormachen. So red't Ihr, aber hier sitz' ich und sag': Ihr wißt's."

Auch die Morzenschmiedin erhob sich. Wie sie daher kam, glich sie einer rückwärts wandelnden Schwarzwälder Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhut'förmigen schwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandschleifen die Gewichte und die lange, schmale Person der Schmiedin selbst das Gehäuse darstellte. Der kurze, spitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen, ärmellosen, blauen Tuchmantels konnte für ein altmodisch verziertes Gesimse gelten.

Man sah, der Adams-Lieb fühlte sich durch die Frage der Valtinessin in seinem notreifen Mannesherzen geschmeichelt. Er blickte sich um, ob auch alle hersähen, zugleich, ob die Ev' auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidisches Schicksal gönnte ihm nicht, seine Redekunst zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zufallen, fast zugleich öffnete sich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Gesicht, über dessen Anblick man etwas noch Ausgesuchteres vergessen hätte.

Er warf sich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang' andauerndes, pfeifendes Husten zur Antwort.

Die Valtinessin erhob sich und schleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht, mit einer eigentümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Diese Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer sie genauer beobachtete, fand bald, daß sie dieselbe nie zwecklos veranstaltete, sondern stets nur da, wo

ſie etwas damit ſagen wollte. Und ſie wußte unendlich viel damit zu ſagen, was der Zunge unausſprechlich war.

Als dieſe Bewegung ſich als ein wirkungsloſes Mittel erwieſen, griff ſie zu einem anderen, den Mann von ſeinem Huſten zu befreien. Sie wandelte zu dem Huſtenden und verſetzte ihm mit ihrer wohlgenährten Rechten einige ſanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obſchon der Mann immer noch huſtete, ſo kam doch Verſtand hinein, und es hatte Ähnlichkeit mit der menſchlichen Rede, als er weiter huſtete:

„Da unter den Weiden, gleich bei der Heiteretei ihrem Häusle, hat er gelauert.“

„Er?“ ſagte die Valtineſſin und ſchwenkte unwillig die Haube. „Er iſt niemand. Ein Dieb will der Meiſter Weber ſagen.“

Aber das nahm der Weber übel. „Ich bin wohl einer,“ huſtete er, „der vor einem Dieb erſchrickt? Das iſt dem Dieb ſein Handwerk, und über einen, der in ſeinem Handwerk ärbet, erſchreck' ich nicht. Freilich hab' ich erſt gemeint, es iſt einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch ſehn, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mir's vorgekommen iſt, als müßt's der Holders-Fritz ſein der Statur nach, und in ſeinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erſchrocken, daß derjenig' über mich erſchrocken iſt, und hat ſich wild umgeſehn, hat ſeine Hand vor ſein Geſicht gehalten und fort — iſt er geweſt. Ich mein', er iſt in den Bach geſprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen ſollt'.“

So huſtete der Weber und gab noch einiges zu, was wirkliches Huſten vorſtellen ſollte.

Das unſichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Hm, hm, hm!“

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': das iſt kurios!“

„Aber ich hab' gedacht,“ meinte die Schmiedin, „der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, ſo müßt' doch was ſein, worauf er lauern thät'!“

„Ja,“ ſagte die Valtineſſin, „es iſt finſter, und der Meiſter Weber hat nur gemeint, es könnt' der Holders-Fritz geweſt ſein.“

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal ſchwer, Verſtand in ſein Huſten zu bringen.

„Und er geht nicht aus?“ rief eine Stimme die so schnell redete, daß man meinte, sie habe die fünf Worte zugleich gesprochen. Als sie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihren Reden eine eigene Bewandtnis. Das erste Wort jedes Absatzes stellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erst durch ein gewaltsames Rütteln aller Gesichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber schäumten die anderen ihm in desto sprudelnderer Eile nach. Der Besitzer dieser Stimme, der, so oft er sprechen wollte, hinter dem Tisch hervorsprang, als wollte er diesen vor der Gefahr seines Ergusses sichern, ähnelte auch in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saß, einer Selterssflasche. Sein Antlitz war von einer Röte, der man eine Nachhilfe mit geistigem Getränk ansah, und ein schwarzer Schnauzbart teilte es in fast zwei gleiche Teile.

„E—r geht nicht aus? Mit Vergunst von der Frau Valtinessin, aber das ist nicht wahr gered't.“

Da die Valtinessin sich anschickte, ihm etwas zu erwidern, setzte sich der junge Mann einstweilen nieder.

„Man muß glauben, was ein Mensch sagt,“ entgegnete sie. „Der Meister Schramm ist hier ein Luckenbacher, und der sitzt hier und sagt, er geht nicht aus.“

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luckenbacher, und daher gewissermaßen kein Mensch sei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Salfelder, er sprang wiederum hinter dem Tische hervor, rüttelte an seinem Pfropfen und sprudelte: „M—i—i—it Vergunst von der Frau Valtinessin, ich bin Mensch und Böttchergeselle. Aa—a—als ein solcher hab' ich zwei Jahre lang bei dem Meister Holder gearbeit't, und zwar als einer, der weiter drein ist gewest, als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Nest im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeit't mit Vergunst von der Frau Valtinessin.“

„Ein Mensch will Er sein und ein Büttnergesell? Ein Salfelder ist Er,“ sagte die Valtinessin entschieden.

Der Meister Schramm schien die scharfsinnige Einteilung vernunftbegabter Wesen in Menschen, Büttnergesellen und Salfelder anzustaunen. Und die Sache war damit eigentlich abgethan.

Der Salfelder war zwar anderer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. „Dddd—das kann ich dem Meister Schramm bezeugen, wie der Meister Holder ist gewest. Dddd—denn der Meister

Holder iſt auch auf mich zugekommen mit unvorſichtigen Griffen wie ein Rohaliſt, das er immer iſt geweſt. Mmmm—meiſter Holder, hab' ich geſagt, ich bitt' ihn inſtändig, ſich nicht zu vergreifen. Wwww—wenn ich meint', einen rechtſchaffenen Menſchen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er geſagt. Jiii—ich hätt' ihm noch mehr geſagt, wäwär' ich nicht zufällig ſchon draußen geweſt. Unnnd der Spandauer, mein Nebensgeſell', iſt von ſe—elber gegangen vor Zorn über mich, daß der Mei—eiſter einen rechtlichen Kunſtgeſellen ſo behandelt hat. Dddden—denn es iſt eine Kunſt und kein Handwerk nicht; da—as Buch koſtet mich ſechzehn Groſchen: das Gg—ganze der Böttcherkunſt mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin."

Für dieſe war der gute Salfelder gar nicht mehr vorhanden: ſie ſtrich ſein Gedächtnis in Geſtalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Die Red' iſt davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!"

„Ffreilich geht er," ſprudelte der Salfelder. Mmmüüßt mir's der Lehrer (Lehrling) nicht geſagt haben, wo ganz allein bei ihm geblieben iſt, wei—weil er ein Schurk iſt ſeines Namens, uund das ka—ann man ihm nicht verdenken thun von wweger er iſt erſt ſechzehn geweſt. Dddder muß nun die Beſtellungen annehmen und mit den Kunden veraccomodieren von weger weil der Meiſter mit niemand reden will. Dddda ſitzt der Meiſter auf der Schnitzbank und ſagt: Ththu ich's oder ththu ich's nicht? Ich ththu's, und eh's herauskommt, ggeh' ich nach Amerika. Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnnitzer vor ſich in die Schnnnitzbank geſtochen wie ein Ttyrann. Und wwie er den Lehrer hat geſehn, daß der iſt in der Wewerkſtatt geweſt, dda iſt er er ſchrocken kkäſeweiß, ddaß dem Lehrer 's hat gegruſelt den ganzen Rücken hinunter mit Vergggunſt von der Frau Valtineſſin. Unnnd hernach hat ſich der Mei—eiſter angezogen, ddder Lehrer hat's durchs Schlüſſelloch geſehn, aber nicht wie ein Chchchriſtenmenſch, ſondern wie ein italjäniſcher Banditer; ſo hhhat er das Jfutter außenhin gehabt und dddas Tuch inwendig. Es iſt ſchſchon dämmerig geweſt, aber er hat noch gewart't, bis es Nnnnacht worden, und hat dem Llehrer erſt nnnoch gute Nacht geſagt und gethhan, als wenn er ſich niederlegt', eh er iſt gggegangen nach den Wwweiden zu mit Vergunſt von der Frau Vvaltineſſin."

„Nach den Weiden," zirpte das Heimchen, „hm, hm, hm!"

Die Valtineſſin war eben im Begriff, das ganze Zeugnis des Salfelders auf ihren Knieen heimzuſchlagen, als ſich die Stimme des Uhrmachermeiſters Zerrer erhob. Der Mann ſchien bei ſeinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus ſeinem Knarren und Schnarren ſchien hervorzugehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauernd getroffen.

„Wo denn?“ fragte das Heimchen. „Auch bei der Heiteretei ihrem Häusle?“

„Es war am Weidenweg,“ ſchnarrte der Uhrmacher. „Ja, wenn ich mich recht beſinn', ſo iſt mir die Heiteretei nicht lang' zuvor den Weidenweg her begegnet geweſt. Ich hab' ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtineſſin kann's glauben, ſo gewiß ich ein Luckenbacher bin.“

„Hm,“ ſagte die Valtineſſin und ſchwang die Haube. „Ich kann mich nur nicht gleich beſinnen, wo ſein Großvater ſelig wohnhaft iſt geweſt in Luckenbach.“

„Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen,“ entgegnete der Uhrmacher. „Mein Vater iſt erſt hergezogen nach Luckenbach.“

„So, auf dem — Schwarzwald,“ ſagte die Valtineſſin und dehnte den Schwarzwald, daß ſeine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu ſtehen kamen: „Das iſt, wo die Katholiken ſein, und da heißt einer Florian und der ander' Fabian und machen Mäusfallen.“

„Das iſt mir nicht bekannt,“ ſagte der Uhrmacher. „Aber von den Schwarzwälder-Uhren weiß die ganze Welt.“

„Die ganz' Welt?“ ſagte die Valtineſſin und ſchob ſie mit der linken Hand geringſchätzig beiſeite. „Das kann ſein. Aber von Luckenbach weiß ſie nix. Und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, Gott ſei Dank! es iſt noch kein Luckenbacher geweſt, der Uhren hätt' gemacht!“

Die Ev' lachte eben nicht ehrerbietig. „Nun, ſo wird Sie mir doch glauben, wenn ich's ſag'. Der Holders-Fritz hat mich dahint an der Mauer beinah' über den Haufen gerennt, wie er den Leut iſt ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab' ich ſelber geſehn.“

„Und die Heiteretei?“ ſchob das Heimchen, hinter dem Ofen hervor, ein. „Die iſt erſt vorbeigeweſt?“

„Nein,“ ſagte die Ev'. „Aber weit war ſie nicht; das iſt ſchon wahr. Und den Weg iſt ſie hernach auch gekommen. Und n

wird Sie's doch glauben, wenn's eine beſſere Luckenbacherin ſagt, als Sie ſelber iſt. Ich hab' doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr, wie Sie."

„Ja, was das für ein Mordmädle iſt," lachte die Valtineſſin voll Mutterſtolz, „die Ev'! und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, mein Heerle ſelig iſt Burgemeiſter von Luckenbach geweſt, und alle Leut' haben geſagt, ich bin ihm wie aus den Augen geſchnitten."

Das war eigentlich der Nachſatz, zu welchem jenes Obſchon urſprünglich gehörte. Wenn ſie dies ohne den Nachſatz brachte, ſo war das jedenfalls Beſcheidenheit und ſie rechnete darauf, daß der Hörer dieſen in ſeinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meiſter Schramm wunderte ſich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen geweſen ſein, aus denen man eine Geſtalt wie die Valtineſſin ſchneiden konnte! Von einem Bürgermeiſter, der ſolche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

„Ja," ſagte der Meiſter Schramm, „in Luckenbach iſt dafür auch die Frau Valtineſſin der Hanswurſt in der Komödie."

Der Meiſter hatte in dieſe Äußerung nichts Unehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anweſenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte jeder, daß der Hanswurſt die Hauptperſon in der Komödie iſt, und die Valtineſſin nahm das Kompliment mit gütiger Herablaſſung auf. Dann erklärte ſie, da eine Luckenbacherin es geſehen, ſo müſſe man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergeſſen, daß der Adams-Lieb noch ſein Wiſſen um die Sache ſchuldig war.

„Ihr wißt noch was," zirpte es, „Ihr, Adams-Lieb!"

Der Adams-Lieb ſah ſich wichtig um und ſchwieg, bis die Valtineſſin die Haube warf und damit erklärte, ſie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Salfelder, und da er meinte, in den Augen der Ev' ihr Wohlgefallen an ſeiner männlichen Haltung zu leſen, begann er:

„Es iſt nix weiter. Am Gründer Marktabend ſind wir der Heiteretei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab' ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarr'n aufgehalten, und da hat ſie ihm geſagt, was er für einer iſt. So iſt's ihm noch nicht geſagt worden."

„Ja, ſo ein gemeines Ding iſt die," ſagte die Ev'.

„Und," meinte der Schmied, „da fabeln die Leut' wieder, Ihr

hättet ihn auf die Heiteretei gehetzt, und sie hätt' ihm auch gesagt, was Ihr für einer wär't. Ja, kein Wort soll man den Leuten glauben."

„Was die Leut' sagen!" erwiderte der Adams-Lieb großartig. „Die Frau Valtinessin weiß, wie ich bin, und weiter frag' ich den Leuten nichts nach. Der Heiteretei ihr Schiebkarr'n, kann wohl sein, der weiß auch Geschichten. Aber ich kümm're mich nur um mich."

Der Schmied sagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: „Hm! Und er war wohl sehr in der Wut auf die Heiteretei?"

„So hab' ich ihn noch nicht gesehn gehabt," entgegnete der Adams-Lieb. „Er hat nicht können sprechen, und hat nur mit den Zähnen geknirscht und die Fäust' nach ihr geballt! Und von Stund' an ist er so wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch ist."

„Hm! Hm, hm!" zirpte das Heimchen. „Wer einen Verstand hat, womit er denken kann, der mag sein Teil denken, wenn er auch nicht red't. Da will einer was thun, daß die Leut' die Händ' sollen über den Kopf zusammenschlagen. Da will einer was thun und sticht mit dem Schnitzmesser vor Wut in die Schnitzbank und will nach Amerika, eh's 'raus kommt. Da sagt einer erst gut' Nacht, als wollt' er zu Bett gehn, und geht doch heimlich weg und hat den Rock verkehrt an, wie ein italjänischer Bandit, damit ihn niemand soll erkennen und alle Leut' sollen glauben, wenn was draußen passiert, er ist nicht herauskommen aus seiner Werkstatt. Und er lauert nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß gehn. Und wer ist die Eine? Das ist eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können sprechen und hat nur die Fäust' geballt und mit den Zähnen geknirscht. Und da merkt er nicht bei seinem Lauern, daß die Leut' dahinter müssen kommen. So ganz toll und blind ist er in seiner Wut, und verbeißt sich nur immer tiefer in seinen boshaften Gedanken. Die göttlich' Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut' zu reden haben und sich ein Beispiel daran nehmen. Und wenn so was in den nächsten acht oder vierzehn Tagen passiert, hernachen denkt an mich!"

„Ja," sagte die Valtinessin und schlug auf ihre Kniee. „Ev', gieb mir den Regenschirm und die Latern'. Eh' so was geschehn,

da iſt erſt die Valtineſſin noch da. Und was Warnung und guten Rat betrifft, da ſoll nix geſchont werden."

Der Schmied bekam wieder ſeine unſichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzenanfall zu nehmen pflegte. Die Valtineſſin dachte anders davon.

Sie ſah ihn mit Mißbilligung an und ſagte: „In ſolchen Zeiten lernt man ſeine Leut' kennen. Der Holders-Fritz iſt nicht der Einzig', den das arm' Mädle zum Feind hat. Mögen ſie innerlich jubilieren, hier ſitz' ich und ſag': —"

Und wer weiß, was die Valtineſſin geſagt hätte, wär' ihr nicht das Mordmädle, die Ev', in das Wort gefallen.

„Was wollt Ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo ſich mit allen Mannsbildern auf der Gaſſen zankt? Die dächt' wunder, was ſie wär'. Das fehlt' mir noch! Und ſo ſpät geht man nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang' Zehn getüt't. Laßt die, wofür ſie gut iſt, und Ihr bleibt, wo Ihr hingehört!"

„Nu," beſänftigte die Valtineſſin, „ſei nur gut, du Mordmädle du. Heut iſt's freilich zu ſpät. Aber morgen iſt auch noch ein Tag, wo im Kalender ſteht."

„Wenn Sie hingeht," ſagte die Schmiedin noch zur Valtineſſin: „ich bin auch dabei."

Der dicke Semmelbeck hatte zu allem kein Wort geſagt. „Hm," dachte er, als er ſich erhob. „Wenn das wild' Ding in die Angſt kommt, wird ſie mich am End' ſchon nehmen. Und wenn's gut geht, krieg' ich ſie zu mir ohne den Supperdent."

Da tütete draußen der Diktes elf Uhr und eine Viertelſtunde darauf ſchlief der ganze Gringel.

Als die Heiteretei, den Tag nach unſerem Beſuche im Gringel, abends auf dem Heimwege war, erſchrak ſie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr entgegen kam.

„Iſt was paſſiert?" fragte ſie die Alte. „Das Liesle iſt doch nicht krank?"

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte bloß und deutete nach dem Häuschen zu.

„Sie hat's die ganz' Zeit her ſchon mit den Zähnen gehabt," ſagte die Heiteretei; „ſie hat doch nicht Krämpf' gekriegt?"

Jetzt bemerkte die Heiteretei erſt, die Alte trug ihre Schuhe in

den Händen, als fürchte sie, sonst zu laut aufzutreten, und g'ing auf Strümpfen; bei solchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte sie so eigen, und all ihr Winken und Deuten strahlte von Feierlichkeit.

„Aber was ist das nur mit Euch?" fragte die Heiteretei, indem sie unwillkürlich stehen blieb.

Die Annemarie schlug die Schuhe zusammen, weil sie die Hände nicht frei hatte, und die Heiteretei mußte wiederum über ihr leises und vornehmes Sprechen erstaunen, als die Annemarie sagte: „Ach, daß Gott erbarm'! Drin sind sie. Sie sind drinne."

„Wer denn?" fragte die Heiteretei ungeduldig.

„Ja, die Weiber!"

„Ja, die Schneiderin da vom —"

„Die?" sagte die Annemarie ordentlich entrüstet. „Um die zieh ich meine Strümpf' nicht an. Gott bewahr'! Ich hab' nicht ge wußt, was ich sollt' denken! Daß mir so was noch auf mein alten Tag' passiert!"

„Wenn Ihr's nicht sagen wollt," entgegnete die Heiteretei un geduldig, „werd' ich's ja sehn, wer's ist."

Die Annemarie aber hielt sie auf. „Die größten Weiber, w im Städtle sind. Die Gringelwirts-Valtinessin mit ihrem rote Sacktuch, die Morzenschmiedin und die Weberin vom Säumark Ach, hat die Valtinessin einen Blick in ihren Augen, der ist nic auszusagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäs' Annedor die Ehr', die große Ehr'!"

„Ja," lachte die Heiteretei, „wenn die Valtinessin auch nicht größt' Frau im Städtle ist, die dickst' ist sie gewiß."

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und schl die Hände zusammen, daß die Heiteretei jetzt lachen konnte. D war ihr, als wenn eins in der Kirche gelacht hätte während Segens.

Die Heiteretei lachte nur noch mehr, als sie die Annemarie so feierlich gebärden sah. „Eure großen Weiber! So groß ist keine dabei, wie der steinerne Christoffel am Rathaus. Und w sie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz' Woche verth

Die Annemarie hatte nun wieder zu erschrecken, daß die Heite den großen Weibern etwas zutraute, was so tief unter ihrer W war. „Aber was denkt Ihr denn? Meint Ihr denn, eine

Frau bestellt ihre Leut' selber? Daß Gott erbarm'! Und wenn's weiter nix war, das hätten sie mir könnt' sagen."

„Ja, aber was ist's denn?"

„Wenn ich's wüßt'! Da ist die ein' um die ander' gekommen und hat gefragt, ob Ihr noch nicht heim wär't. Und jetzt sind sie wieder alle drei drinne. Und was sie hätten zu sagen, das wär' für Euch und sonst für niemand."

„Aber Ihr werd't doch nicht!" unterbrach sich die Annemarie selber. „Wie Ihr einen erschreckt! Ihr werd't doch nicht so hineingehen? Wart't, Annedorle, ich werf' Euch Eure Strümpf' zum Hinterfenster 'raus. Und hernachen wollt' ich Euch erst noch allerlei sagen. Dessentwegen bin ich Euch entgegen. Ihr seid ein bißle grob mit den Leuten und red't immer, wie Ihr's meint. Und es ist gar nicht schicklich, wenn man keine Lügen sagt bei großen Leuten; die Wahrheit ist nur für die armen Leut', deshalb nennt man's auch die nackt' Wahrheit. Und Ihr red't auch immer so laut, da wollt' ich" —

„Ja, wenn Ihr mir haußen schon die Geduld alle macht," sagte die Heiteretei ärgerlich, „hernachen seid Ihr selber schuld, wenn ich drin keine mehr hab'. Zieht Ihr meinethalb noch sechs Paar Strümpf' auf einmal an; ich will Euch noch meine dazu borgen. Meine Füß' sind rein; ich hab' sie erst im Bach gewaschen. Und wie ich red', so red' ich; zier'n thu' ich mich einmal nicht. Um die ganz' Welt nicht, geschweig' um drei alte Weiber. Und nu laßt mich 'nein."

Aber die Alte umschlang das Mädchen und bat schluchzend: „So macht nur wen'gstens einen Neiger, wenn Ihr 'nein kommt. Seht Ihr, Annedorle, ich hab' Euch gekannt, wie Ihr noch war't wie das Liesle; nur einen Neiger! Thut mir nur den Neiger zulieb' noch vor meinem End'."

„Vor dem Herrgott mach' ich einen Neiger," lachte die Heiteretei, indem sie die Alte von sich abstreifte. „Und Eure drei großen Weiber sind noch lang' kein Herrgott. Das ist mein Häusle, hat selber Spitz gesagt und hat den großen Bullenbeißer 'naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, sie sind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, so bin ich mir recht, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß sie nach diesem Trumpf noch einen Versuch hätte machen sollen. „Das ist einmal

einel" ſagte ſie kopfſchüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raſchen Mädchen in die Stube nach.

Drinnen waren die drei großen Weiber eben beſchäftigt, das kleine Liesle und ſeine Garderobe zu muſtern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiteretei ſagte eintretend in ihrer friſchen Weiſe: „einen guten Abend herein." Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiteretei hätte machen müſſen. Als dieſe die Beſchäftigung der Frauen ſah, begannen ſich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: „Ja, ſo unverſchämt ſind die großen Weiber! Als wär' die Armut und ihr bißle Sach' bloß damit ſie dran könnten ſehn, wie reich ſie ſind."

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, ſchlug auf ihre Kniee und begann: „Was wahr iſt, das muß man ſagen; das Annedorle iſt das ordentlichſt' und bravſt' von allen armen Mädlen in der Stadt."

„Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei," ſagte die Weberin. Sie ſah aus und klang, als ſpänne ſie an einem unſichtbaren Spinnrad und ſänge dazu. „Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei, das Annedorle, als gäb's keine Weidenbüſch' auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt'. Wie das klein' Kind auf ſelbem Bild, das lacht und in die Händle patſcht, und der Bär hat's ſchon beim Kragen. Das iſt die Geſundheit, Frau Gevatter Valtineſſin."

„Ja," ſagte dieſe, „aber für den Bär, da ſind wir da. Hier ſitz ich und ſag', der Bär ſoll das Annedorle nicht beißen, ſolang' i eine Zunge hab' in meinem Hals."

Die Schmiedin ſagte gerührt: „Ja, wenn das Annedorle ſo luſtig iſt, das kann mich ordentlich dauern."

Die Heiteretei ſah die Frauen, eine nach der andern, verwundert an. Die Annemerie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängſtlich mit ihren Augen.

„Ja, es wär' nicht halb recht," ſpann die Weberin wieder, indem ſie und die Schmiedin ſich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, „es wär' nicht halb recht, wenn man's ſo ruhig wollt' mit anſehn. Was das aber für ein hübſch Stüble iſt!"

„Ich meint'," ſagte die Schmiedin, „da auf dem Herd müßt ſich's gut Kaffee kochen."

„Und da auf dem Tischle," spann die Weberin; „besser muß der Kaffee gar nicht können schmecken, als auf dem Tischle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?"

„In mein Häusle kommt solch' Zeug nicht," entgegnete die Heiteretei. „Mein Kaffeetopf, das ist draußen der Brunn."

Die Annemarie erschrak und hielt sich den Mund zu, als wäre dadurch zurückzunehmen, was die Heiteretei gesagt hatte.

„Ja," sagte die Valtinessin, „es red't sich besser bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt' in den Gringel. Die soll'n mir welchen schicken von dem guten in dem obern Kästle, wo die Fuhrleut' kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple und drei Unterschalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle sein."

Die Annemarie fühlte sich geehrt durch einen Auftrag der Valtinessin. Daß die Valtinessin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte sie sich bei ihr in des Häuschens Namen mit einem Reiger. Indem sie ging, dachte sie: „Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg eins begegnen und wird mich fragen, wo ich so notwendig hin hab'." Aber die Furcht, die Heiteretei könnte unterdes daheim was Verkehrtes machen, ließ sie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

„Na," sagte die Schmiedin, „die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd da ist's auf der Gotteswelt nix. Nicht die Küh' werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wissen's allemal, wenn ich weg bin. Ja, sagt die Schneiderin neben mir, das ist auch eine Kunst; man hört's den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenschmiedin daheim ist oder nicht. Die denken eben nur immer an die jungen Bursch'."

„Ja," spann die Weberin, „an den Lohn denken sie, aber an die Arbeit? Da muß man alles noch selber machen mit seinem kranken Leib. So schlimm ist's noch nicht gewest mit den Dienstboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachsen ist. Wie wär's denn mit der Annedorle? Das müßt' eine Mäd geben!"

„Ja," sagte die Heiteretei, „daß ich mir den ganzen Tag sollt' lassen befehlen von einer Frau, wo nix versteht? Ich seh' selber, was zu thun ist, und sagen lass' ich mir nix. Ich hab' auch so zu thun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr."

Die Valtinessin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: „Wer am Gründonnerstag Sechzig ist gewest, der hat andere Zeiten d'erlebt.

Mein' Ev', das ist ein Mordmädle, was Arbeten besagt, aber es ist zu viel mit den Sachen und Machen und wird noch alle Tag' mehr. Ich sollt' auch zu Haus sein, aber obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag', wo's meinem Nächsten gilt, da seh' ich das Meinig' nicht an."

„Ja, so ist man einmal," spann die Weberin den Faden der Valtinessin fertig.

„Und hernachen," schlug ihn die Valtinessin auf ihren Knieen platt, „ist das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind."

„Mein Mann," knüpfte die Schmiedin einen andern daran, „der wird auch brummen."

„Und meiner husten," spann die Weberin ihn fort.

„Na," nahm ihn die Schmiedin zwischen beide Hände, „wenn die Gevatter Weberin meinen hätt'! Die weiß nicht, wie gut sie dran ist. Das ist ein Böser! Mit dem ist keine Stund' Auskommen. Wenn ich nicht so ein gut Tier wär', ich möcht' sehn!"

„Na, wenn die Morzenschmiedin klagen will!" zerriß der Weberin der Faden. „Da ist meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine kranke Frau, eine sehr kranke Frau, und doch wird kein Mensch einen Huster von mir hören. Ich hust' in meinem Kämmerle, aber der? Der ist gesund wie ein Fisch und hust't den Leuten die Ohren voneinander aus bloßer Bosheit. O, wenn ich sagen sollt', was der für einer ist! Ich bin die elendst' Frau in der Stadt."

Die Valtinessin aber sah die beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zusammen gegen den seligen Valtines, da er noch lebte! „Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euern beiden Knieen," sagte sie, indem sie sich auf die ihrigen schlug. „An meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär' gewest: alles hat er gethan, was nicht recht ist. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab' keine Klag' über ihn gehabt. Ich müßt's lügen. Es hat keine einen bessern gehabt!"

„Das heißt," sagte die Schmiedin. „Ich brauch' meinen nicht zu loben." Sie sah nicht ein, was ein Toter vor einem Lebenden voraus haben sollte.

„Na," spann die Weberin, „die Best' kann froh sein, wenn sie so einen kriegt, wie meinen. Ich tausch' mit keiner nicht."

Die Heiteretei hatte sich mit ihrem Gestrick auf ihr Bett gesetzt,

und das Liesle trieb Possen um sie herum. Der Heiteretei war's schon komisch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen saßen und ganz vergessen hatten, was sie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz sie trieb, daß erst jede die Elendeste, hernach die Glücklichste sein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieses schoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesles Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen sich erdreisten könnte, davon hatten sie so wenig eine Ahnung, als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder thun könne.

Die Annemarie wär' nicht halb so eilig zur Thür hereingerannt, wenn sie nicht das Lachen der Heiteretei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin sei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte sie. Sie wagte sogar, von dieser, nachdem sie den größten Teil freilich dem Kaffee und den Tassen auf Rechnung gesetzt, einen ganz kleinen Rest für das Wiedersehen ihrer Person zurückzubehalten, und war glücklicher darüber, als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog sie sich sogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Valtineffin das fertige gekostet und die Geschicklichkeit der Annemarie belobt, da gab's den Rest des Tages über keinen Wunsch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Neiger sein, den die Heiteretei ihr vor ihrem End' noch zulieb' thun sollte.

„Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schäle mit uns?" fragte die Weberin.

Der Heiteretei kam's drollig vor, daß sie in ihrem eigenen Häuschen bewirtet werden sollte. Sie sagte: „Trinkt nur euer Zeug selber; ich mag keins."

Die Annemarie meinte, die Heiteretei hätte sich eigentlich bedanken müssen, und machte für die Heiteretei einen Knix.

Bei der zweiten Tasse war es, daß die Rührung wiederum eintrat, die der Heiteretei Kommen und unbefangenes Wesen erregt hatte. Die drei Frauen sahen sich ein Mal über das andere Mal an mit so „barmherzigem Gethu", wie es die Annemarie bei ihrem Abgange gegen die Heiteretei bezeichnete, daß der Alten die Thränen in die Augen kamen, obschon sie noch nicht wußte, worüber sie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Valtineſſin das Bild der Gefahr, die über ihr ſchwebte, vor den Blicken der Heiteretei aufzurollen.

Aber die Heiteretei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders-Fritz mit den brennendſten Farben geſchildert war, meinte ſie: „Wenn der Holders-Fritz wild iſt, bin ich noch wilder.“ Wie ſeines Entſchluſſes, „es zu thun“, ſeiner Verkleidung und ſeines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, ſagte ſie: „Er iſt eben in das Weidenwirtshaus gegangen.“ Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Mutwille zu.

„Ja, wenn man nur noch wüßt', was es iſt, das er Euch will thun!“ brach die Schmiedin aus. „Das iſt das Schrecklichſt', daß man das nicht einmal weiß.“

„Ja,“ beſtätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemütsbewegung, „man zerbricht ſich den Kopf und bringt's doch nicht heraus.“

„Ja, was er will?“ ſagte die Heiteretei mit mutwilligem Ernſt. „Was er will, daß er da am Häusle lauert? Frei'n will er mich, und ihr werd't's nicht hindern.“

Über dieſen Frevel ſchlugen die Weiber die Hände zuſammen. Die alte Annemarie that dasſelbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

„Weiher,“ ſagte ſie; „die ganz' Nacht hab' ich's in den Weiden hören rauſchen “

„Nu,“ meinte die Heiteretei, „wenn er nicht meinetwegen ans Häusle kommt, ſo hat er's auf Euch abgeſehn, Bäs Annemarie. Geſteht's nur gutwillig ein! Denn weiter wohnt keine im Häusle da.“

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Valtineſſin verſicherte, die Heiteretei ſei ein Hauptmädle, beinah' wie ihre Ev'. Die Annemarie lachte mit, ſo ſehr ſie ſich ſchämte. Dazwiſchen faltete ſie ein Mal um das andere Mal die Hände und ſah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übel nehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Valtineſſin war die erſte, der's gelang, wieder in das „barmherzige Gethu“ hineinzukommen.

Sie ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Jedem, was ihm gehört, dem Ernſt und dem Spaß; die Sach' iſt nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier ſitz', ſo will ich auch meinen Fuß nicht weiter ſetzen, bis ich die Annedorle hab' errettet.“

„Ja, laßt Euch raten, Annedorle," ſagte die Schmiedin. „Geht beileib' nicht bei Nacht aus Euerm Häusle!"

„Und verſchließt's auch bei Tag," ſpann die Weberin, „ſolang' wir nicht bei Euch ſind."

Die Valtineſſin ſchwang ihre Haube. „Und wenn das Annedorle vernünftig iſt, ſag' ich, hernachen geht ſie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus."

„Ja, ihr meint," lachte das Mädchen, „verhungert iſt auch geſtorben, und wer tot iſt, dem thut kein Menſch mehr was. Da habt ihr ſchon recht. Ich aber denk', es iſt beſſer, es will mir einer was thun, und ich bleib' am Leben und wehr' mich. Und ich hab' auch recht."

„Wenn ich das Annedorle wär'," ſagte die Schmiedin, „ich freit'. Und ich weiß mehr als einen, der ſie gern' nähm'."

„Ja," ſpann die Weberin, „ein ledig Weib iſt einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran iſt."

Damit hatte es die Weberin getroffen.

„Kann ſein," ſagte die Heiteretei gereizt, „daß andere Arzneigläſer ſind geweſt, eh' ſie gefreit haben; ich bin keins und brauch' keinen Zettel. Wenn's ſo gefährlich iſt, warum gehn denn die Arzneigläſer herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und ſeinem Auflauern, das iſt obendrein nur dummes Zeug."

„Na, nichts für ungut," ſpann die Weberin. „Wenn das Dorle nicht will, ſo kann man ſie nicht zwingen. Aber in acht nehmen bricht keinen Finger."

„Und zu Nacht," fügte ſie hinzu, „ließ ich ihn nicht herein, wär' ich das Dorle, er möcht' Urſachen machen, was für er wollt'."

Das nahm die Heiteretei nun doch im Ernſt übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was ſie geſagt und gethan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Verſichern, man kenne ſie zu gut, um mit dieſer Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

„Man weiß ja," ſagte die Weberin, „das Annedorle iſt das bravſt' unter den armen Mädeln in der Stadt, und niemand weiß nix Unrecht's an ihr. Ich hab' mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt' beleidigen. Deshalb hätt' ich doch nicht Arbet und alles laſſen liegen und wär' hierher gekommen mitſamt meinem kranken Leib."

„Aber nu muß ich doch heim," sagte die Morzenschmiedin, indem sie aufstand und ihr Gehäuse fester zusammennahm. „Die Schneiderin hört's sonst an meinen Kühen, daß ich nicht daheim bin."

„Ja," schloß die Valtinessin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. „Wir wollen das Unser' thun nach unsern Kräften. Die Köpple lassen wir da. Morgen kann die Morzenschmiedin den Kaffee mitbringen, und ein paar Stühl' will ich lassen herbesorgen, damit wir dem Himmel eine Seel' erretten."

Damit stand sie schon quer in der Thür des Häuschens. Diese, sah man, war nicht für sie berechnet. Es kostete ihrer massiven Grazie einige künstliche Wendungen, bis sie sich hinausgeschraubt hatte.

„Lach' Sie nicht, Dorle, lach' Sie ja nicht," warnte die Morzenschmiedin noch von draußen. „Das dauert mich zu sehr."

„Wenn ich nicht lachen soll," sagte die Heiteretei hinter den Gehenden her; „weinen mag ich nicht! Und die ganz' Geschicht' ist nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Arbet, und bei Nacht verschließ' ich mein Häusle ohne euch."

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiteretei noch einmal alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Gebärden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt' ihr ein Unterschleif, eine Art Kirchenraub geschienen.

Die Heiteretei war nicht einzutreiben, und der alte Holunderbusch schien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen, hörte man, wie er sich vor Lachen schüttelte.

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem versprochenen Besuche der Valtinessin, Weberin und Morzenschmiedin. Die Heiteretei hatte sich jeden Tag über die wachsende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Teil unter den gesuchtesten Vorwänden zu ihr kamen, um sie zu warnen und ihr raten zu helfen, und um so zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte mancher, die sie bis jetzt für hochmütig, ja, für ihr feindselig gehalten, dieses in ihrem Herzen abzubitten.

Erst meinte sie freilich, nur der Neugierde, ihr Hauswesen zu sehen, habe sie den unerwarteten Zuspruch zu danken. Aber diese wäre beim ersten Male gestillt gewesen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehen, ohne einzusprechen. Und nie hatten sie so oft vorbeizugehen gehabt.

Die Heiteretei dachte jeden Tag beſſer von den großen Weibern. Und wenn ſie ſich's auch nicht eingeſtehen wollte, die allgemeine Teilnahme that ihr doch wohl.

Dafür verwunderten ſich die Frauen immer mehr, daß ſie nicht früher eingeſehen, welch ein braves, aller Achtung und Hilfe würdiges „Tier" die Heiteretei war; beſonders wie gut und recht ſie an dem Kinde ihrer Schweſter handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung ſeines Bildes dünner und erwies ſich zuletzt ſogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugeſtanden, hielten die Probe nicht.

Die Einzige, die für ihn ſprach, war die Heiteretei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von einem hinter ſeinem Rücken Böſes geredet wurde, er mochte ſein, wer er wollte.

„Und wenn's auch wahr wär', das mit dem Holders-Fritz," ſagte ſie, „daß er jetzt auf mich lauern thät'! Wild iſt er geweſt, das will ich auch zugeben, aber außerdem ſollt' keiner was Unrecht's von ihm ſagen, und die Leut' im Städtle am wenigſten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär geweſt beim Brand vor ſechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirch' mehr, wo wir hinein könnten gehn. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut' herausgeholt, wo ſonſt wären ertrunken. Ich hab' nix mit einem Burſch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigſten, aber man muß reden, was wahr iſt."

„Ja," ſagte dann die Schmiedin, „das iſt alles recht, aber der Herr Vikares hat erſt den letzten Sunntig noch gepredigt: man ſoll nicht anſehn, was ein Menſch thut, ſondern was ſeine Abſicht dabei iſt. Und die Abſicht iſt's, warum man einen Menſchen ſoll loben oder nicht."

„Denn warum?" fiel die Tiſchlerin ein, „wie er die Kirch' und die Menſchen hat gerett't, da iſt's ihm auch nur darum geweſt, daß er ſeine Stärk' hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menſchen will retten, ſo muß er's aus Chriſtenlieb' thun, und was einer nicht aus Chriſtenlieb' thut, das iſt Sünd': denn warum? Wenn einer einen Menſchen nicht aus Chriſtenlieb' will aus dem Waſſer ziehn, da iſt's beſſer, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat ſchon recht."

„Ja, aber," ſagte die Tüncherin, „man weiß ja auch nicht ein-

mal gewiß, ob er's iſt geweſt, der die Kirche hat gerett't. Wenn man alles wollt' glauben, was die Leut' reden, da müßt' man einen Kopf dazu haben, ſo groß wie ein Ochs."

„Na, ich will nichts ſagen," ſpann die Weberin mit beiden Händen. „Aber wenn ich Zeit hätt', da wollt' ich Geſchichten erzählen. Wißt ihr noch, wie's bei der Leiermühl war, wie die iſt abgebrannt? Die Knechtsfrau war die alleremſigſt', wo beim Löſchen geweſt iſt; der Amtmann ſelber hat ſich gewundert; ſie hat mehr gethan, wie zwei Männer, hat er geſagt, und ihre ganzen Haar' ſind verbrennt geweſt, ſo hat ſie ſich gewagt, wo kein anderer das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl angebrennt gehabt? Wer iſt's geweſt? Die Knechtsfrau ſelber iſt's geweſt. Und ſo, hat der Aktuarius hernachen geſagt, ſo iſt's gewöhnlich, und drum paſſen die Herrn allemal auf, wer beim Löſchen und Machen am eifrigſten iſt."

Da ging den Frauen ein Licht auf, ſo hell und ſchauerlich, als der Brand der Leiermühl' ſelbſt.

„Ja," ſagte die Tüncherin leiſe, „ich wollt' mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt ſelbmal hat abgebrennt."

„Und wer den Wolkenbruch hat angeſtift't," ſetzte die Beutlerin hinzu.

Die Ruſſenſattlerin machte eine Gebärde, die hieß: „Hab' ich das nicht ſchon vor zehn Jahren geſagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?"

Die Heiteretei aber hätte gelacht, wär' nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrat gefallen, der in bedenklicher Schnelle ſeinem Ende entgegen ging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz ein Schickſal.

Die Heiteretei war meiſt in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das ſtörte die ſorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag ſchon früh in das Häuschen. Die Baltineſſin hatte für Stühle geſorgt; ihre Taſſen trugen ſie bei ſich. Jeden Tag hatte eine andere Kaffee und Sahne zu beſchaffen. Wenn man die Heiteretei nicht traf, ſo traf man andere Frauen. Redete man nicht von dem neueſten Überfallsverſuche des wilden Holder, ſo redete man von andern Dingen; und der Fall ſoll in Luckenbach und anderswo noch zum erſtenmal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff ſchweigen müſſen. Ging eine mit dem ſchmerzlichen Bedauern, ihre karggemeſſene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das

gute Annedorle zu warten, ſo kam dafür eine andere, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuſelte der Kaffeerauch ſeine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Holunderbuſch. Wenn die Heiteretei abends vom Felde heimkam, fand ſie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Raten, ein Befürchten und Beſchwören, daß eine andere, als die Heiteretei, mürb' geworden wäre.

Die Heiteretei lachte und ſpottete, und je bedenklicher ſie endlich doch ſelbſt wurde, deſto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eigenen Augen hatten ſie davon überzeugt. Sie lachte und ſpottete jeden Tag luſtiger, und jede Nacht verſchloß ſie vorſichtiger ihr kleines Haus.

„So iſt's," zirpte das Heimchen im Gringel abends hinter dem Ofen hervor — wer nach ihm ſah, wurde nichts gewahr, als zwei ungeheure Brillengläſer —, „wenn einmal ein Menſch einen böſen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix anderes mehr keinen Sinn. Sagen darf er's niemand, und weil er meint, die Leut' ſehen's ihm an, ſo weicht er den Leuten aus. Und ſo muß er nun erſt recht in ſeine böſen Gedanken hineinkommen, weil er nix anderes hat, womit er ſich könnt' eine Zerſtreuung machen. Wenn ſo ein Dieb oder ein Mörder erſt mit einem rechtſchaffenen Gevatter oder ſo aus der Sach' reden thät', da würd' manches nicht geſchehn. Wißt Ihr, was ich thät', wenn ich Ihr wär', Meiſter Sacher?"

„Nu?"

„Ich ging auf der Stell' in die Gericht' und zeigt's an."

„Ja," entgegnete der Meiſter Sacher phlegmatiſch, „die? Einen hindern, daß er nicht ſchlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn er's iſt, kriegen ſie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen ſchlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut', daß ſie einen Dieb richten, wenn er geſtohlen hat; da muß ihnen daran gelegen ſein, daß die Dieb' recht ſtehlen. Wenn ich die Sach' zu machen hätt', da krägen ſie nix, wenn ein Dieb ſtiehlt; allein aber für jeden Dieb, der nicht ſtiehlt, einen Louisdor."

„So werd't Ihr doch in die Gericht' gehn, Vetter Mathes?" zirpte das Heimchen wieder. „Es wär' doch ſo ſchrecklich, wenn's

paſſieren ſollt', und Ihr hättet's können verhindern und hättet's nun auf Euerm Gewiſſen!"

„Ich hab' mit dem Meinigen genug zu thun," entgegnete der, Vetter Mathes trocken.

„Aber, ihr Leut', ſo wird doch einer von euch in die Gericht' gehn?" zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über dem Kopf zuſammenſchlug. „Ihr müßt nur denken, wenn's nicht an die Gericht' wird gebracht, können die nix thun. Die geht eine Sach' nix an, und wenn ſie ihnen auf der Naſen ſäß', wenn ſie nicht als ein ordentliches Anliegen an ſie gebracht wird."

Als das Heimchen eine Zeitlang geſchwiegen, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: „Da ſitzt die ganze Stuben voll. Karten können ſie und von ihren Äckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht' gehn, kann keiner. Das iſt doch eine ſchreckliche Welt!"

Der Morzenſchmied nahm die Sache leichter.

„Nun?" fragte er die Schmiedin, die, eben heimgekommen, ihren blauen Mantel von ſich that. „Die Wacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in den Wachtſtuben, der Feldwebel oder der Korporal?"

„Laß du's nur die Valtineſſin hören," entgegnete die Schmiedin, „die würd' dich ſchon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd' dir den Korporal eintränken, wie ſich's gehört'."

„Du müßteſt einen guten Tambauer geben, Lene, du braucht'ſt keine Trommelſchlägel."

„Brauchſt nicht zu ſpotten! Wer iſt ſchuld, wenn ich magerer bin, als du? Du ärgerſt mich den ganzen Tag."

„Nu, erzähl' nur aus deiner Wachtſtuben was!"

„Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Recht's verſetzen thät', du legt'ſt gleich einen Batzen in den Klingelbeutel, du ſchadenfroher, nachträgeriſcher Mann! Du kannſt dem Mädle das mit dem Schiebkarr'n nicht vergeſſen. Spott' du nur, ſpott' du nur! Weil wir das Annedorle beſchützen, das iſt dein Ärger. Und dir zum Trotz beſchützen wir ſie erſt recht."

„Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf ſeine Kniee ſchlägt und ſeine Zunge vom Leder zieht, da reißt ſo ein wilder Fritz aus.

Aber Spaß beiſeit'! Ich denk' ſchon lange nicht mehr ſo, wie ich da red'. Du wirſt mir immer kaputter, Lene; du dauerſt mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf'."

Die Schmiedin ſah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

„Ja, guck," ſagte der Schmied, „das kommt von deinem guten Gemüt."

„Wenn ich ſein Gethu kenn', ſo iſt's doch ſein Ernſt," dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: „Guck, Lene; verſteh' mich recht. Wenn dir's angſt wär', daß der Heiteretei was ſollt' geſchehn, das wär' Neugier, und ich kümmert mich nicht drum. Aber dich plagt's, daß du's nicht weißt, was das iſt, das der Heiteretei könnt' geſchehn; guck, das iſt chriſtliche Lieb' zu deinem Nächſten, und da will ich dem Fritz einmal aufpaſſen und ſehn, was ich kann 'raus bringen. Heut' iſt die Heiteretei im Leinjäten. Bis ich hinkomm' an den Leinweg, da wird's finſter. Wenn's wahr iſt, daß er ihr aufpaßt, ſo müßt's wunderlich zugehn, wenn ich nicht mit ihm zu ſprechen käm'."

Die Schmiedin war ganz erſtaunt und verſprach ihm vor Freude, daß er, wie ſie ſagte, ſo ihr chriſtlich Herz geſehn, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, ſein Lieblingseſſen, für morgen mittag.

Der Morgenſchmied nickte zärtlich, nahm ſeine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkſtatt den Geſellen einen glühenden Hufnagel auf ſeinen Tabak halten laſſen, ſich auf den Weg.

„Wenn er's herausbrächt'!" ſagte die Schmiedin hinter ihm drein. „Das weiß die übergeſcheite Gevatter Weberin doch nicht, die alles beſſer wiſſen will. Wenn's nur was recht Schrecklich's wär', daß die einmal nix drüber wüßt'! Ich gönn' dem Annedorle nicht etwa was Schlimm's, aber für das Schlimmſt' kann man ſich leichter tröſten, wenn's einmal nicht zu ändern ſteht, wenn man's nur wenigſtens weiß. Na, wenn's zu machen iſt, der Tuckmäuſer macht's gewiß. Und er iſt doch nicht ſo greulich, wie man manchmal denkt."

Die Heiteretei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Baſe, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete ſich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um ſie anzuziehen.

„So ſpät Feierabend, Annedorle?“ ſagte der Schmied, indem er ſtehen blieb. „Eure Bäs hat da ſchönen Lein.“

„'s iſt eben noch nicht ſpät,“ entgegnete die Heiteretei, die ihre Schoppe über der Bruſt zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. „Und der Lein könnt' auch größer ſein.“

„Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht auflauert! So einſam find't er's nicht gleich wieder. Geht Ihr mit den Ulrichsſteg, ſo ſeid Ihr nicht allein.“

„Kann ſein, ich wär' jenen Weg gegangen. Nu geh' ich den andern. Grüß' Gott!“

Dabei ging ſie ſingend in einer andern Richtung fort. Der Schmied hatte ſchon wieder ein „Das' Mordmädle!“ auf der Zunge. Aber — „Hm!“ dachte er weiter, „kann auch die Furcht ſein, was aus dem Mädle ſingt.“

Und das wär' kein Wunder geweſen. So einſam und ſtill hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche ſang, als er weiter ſchritt. Lerchengeſang war es eben nicht, was den Schmied von ſeinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich ſchnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der ſich eben hören ließ, bald hier, bald dort, wie um den Hörer zu vexieren, traf weit eher eine verwandte Seite im Gemüte des Schmiedes an, — zumal, da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in ſeinem Gedächtniſſe beſaß. Dort hatte ja der alte Förſter Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt und der Morzenſchmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangenen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und ſehr andere Dinge dafür hinein praktiziert.

Er geht immer duchſiger und ſchmunzelt; zuweilen meldet ſich der Ruck von unſichtbarer Hand; er ſchmeckt die Poſſen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Naſe an einen Hagebuttenzweig.

„Gut,“ meint er, „daß das Gebüſch ſo dick iſt, ſonſt wär' ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das iſt die lange ſchmale Schling', die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drin in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt' Schweigaus ſein Leben lang nicht gefangen!“

Immer duchſiger und gleichgültiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge ſich öffnet.

„Nun müßt' er ins Waſſer ſpringen," lachte er leiſe vor ſich hin, „ſonſt hab' ich ihn." Er zieht ſein Meſſer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer abzuſchneiden, und ſucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte ſeitwärts, dann eine ſchnelle Wendung, und er ſteht vor dem Fritz. Und der Fritz iſt's wirklich, der erſt Miene macht, ins Waſſer zu ſpringen, aber, als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und ſeinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgiebt.

„Hm," ſagte der Morzenſchmied wie verwundert, „biſt du's, Fritz? Aber was machſt du denn da? Hm, ja, 's hat heint warm gemacht, und du willſt ein bißle ins Waſſer. Aber du haſt doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du biſt ſchon im Waſſer geweſt, und in der Eil' haſt du beim Ausziehn die Armel mitgenommen gehabt, und das haſt du hernachen beim Anziehen nicht gemerkt."

Der Angeredete brummte etwas, das für ein „Ja, kann ſein!" gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, niemand kam jenem ungelegener, als eben er, und das war ihm um ſo lieber.

„Iſt's denn wahr, du gehſt nicht mehr mit dem Adams-Lieb und ſeinen Kameraden? Wer hat mir's doch geſagt? Ich hab' geſagt: das iſt vernünftig von dem Fritz. Aber die haben ihren Ärger deswegen, und du kannſt dich immerfort in acht nehmen. Da am Leinweg iſt mir die Heiteretei begegnet, das arme Mädle, der haſt du's recht angethan."

An dem Rauſchen der Büſche, in denen er ſtand, hörte man, der Fritz machte eine raſche Bewegung. Der Name hatte ihn erſchreckt. Den hatte er am wenigſten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Fritz ſagte in einem Tone, der leicht klingen ſollte: „Die! Wie kommſt du auf die? Was geht mich die an! Angethan? Möcht' auch wiſſen, wie!"

„Nu," entgegnete der Schmied lauernd, „die iſt ganz in dich verſchameriert."

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen andern, als den Schmied hätte dieſes Lachen geängſtet. Man hörte, er zwang ſich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiteretei zu reden, als er lachte: „Die Heiteretei und verſchameriert! Du weißt nicht, was du red'ſt, oder morgen iſt der jüngſt' Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt."

Er ſchien recht im Zuge, zu fragen. Plötzlich ſchwieg er. Es

war ihm eingefallen: „Der Laurer, der Morzenſchmied iſt's, der mit dir red't. Zu viel kann ebenſo leicht Verdacht erwecken, als zu wenig.“ Da aber auch das Schweigen zu viel verrät, beſonders einem ſo ſcharfen Ohr als dem des Morzenſchmiedes, ſo fügte er noch einige Töne hinzu, die dieſer für ein gleichgültiges Lachen nehmen ſollte.

Der Morzenſchmied ſagte leiſe vor ſich hin: „Hm!“ Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgültige Ton beſſer, als dem Holders-Fritz: „Ja, die Heiteretei und verſchamerieren! Ich mein', das Mädle iſt ein verkleideter Jung'. Aber — was ich ſagen wollt' von dem Adams-Lieb und den andern. Aber ich muß mich ſetzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren ſein. Die ſprechen, es wär' umgekehrt. Du wär'ſt in die Heiteretei verſchameriert.“

Der Schmied wartete das abermalige Rauſchen der Büſche ab und das heiſere Lachen, das der Fritz ausſtieß.

„Das iſt die Wut, daß ich nix mehr von denen wiſſen will,“ lachte der, und der Schmied ſagte: „Freilich, das iſt's, und das mein' ich eben. Sie ſagen, du paßteſt dem Mädle überall auf, um — deine Sach' anzubringen. Aber ſie möcht' nix von dir wiſſen.“

Eh' der Schmied das ſagte, war er erſt vorſichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenſtamm ſtand zwiſchen ihnen. Der Schmied war wohl auf ſeiner Hut.

Das Rauſchen des Buſches verriet dieſes Mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und ſein Lachen klang immer gezwungener und wilder.

„Aufpaſſen!“ lachte er; „möcht' wiſſen, wo! Weidenhau'n geh' ich; da ſiehſt du die Barte.“ — Er ſchwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann ſagte er: „Darin ſollen ſie auch recht haben; nicht mit der Verſchamerierung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpaſſen mein' ich.“ — Er hielt einen Augenblick inne und ſah vorſichtig hin nach dem Fritz. Das that er öfter, während er fortfuhr: „Da iſt in der Stadt kein Menſch, der dich nicht hinter einer Hecken oder ſonſt wo hätt' lauern geſehn, und allemal, wo die Heiteretei vorbei hat gemußt. Und guck, mir mußt du nix weis wollen machen; was thuſt du denn jetzt da im Buſch, wo die Heiteretei vorbei wär' gekommen, hätt' ſie dir nicht den Poſſen gethan und wär' den Weg bei der Herrenmühl' gegangen? Ja, du

willſt's nicht ſagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut' keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel."

Er rückte dem Fritz vertraulich etwas näher und ſagte leiſer als vorhin: „Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten ſeinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geſchicht' vom Gründer Markttag her weiß die ganz' Stadt, und wie die Heiteretei von dir red't."

„Ho, ho!" ſagte der Fritz verbiſſen, „vielleicht red't ſie bald anders. Die Leut' wiſſen, was die geſagt hat, aber nicht, was ich geſagt hab'."

„Ja, und ſie meinen," fuhr der Schmied fort, „aus lauter Reſpekt vor der Heiteretei wär's, daß du nicht mehr zum Bier ging'ſt und ein ordentlicher Kerl wär'ſt geworden, und einmal könnt's bei dir heißen, wie beim — Läpplesſchneider: Reſpekt muß ſein im Haus."

Dasmal rauſchten die Büſche um den wilden Fritz, als hätt' er ſie mit den Händen gepackt, um ſie auszureißen.

„Guck," fuhr der Schmied fort, „mir kannſt du's ſagen — du weißt, ich kann die Heiteretei auch nicht leiden, drum . . ."

Der Fritz hatte ſchon reden wollen. Aber die Abſicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz ſeiner Aufgeregtheit nicht entgangen ſein. Nach kurzem Beſinnen ſagte er mit gepreßter Stimme: „Kann ſein, daß ich ihr auflaur', kann ſein. Man will manchmal einen guten Abend ſagen; das bind't man den Leuten nicht auf die Naſen. Aber ich wollt' immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab' beſtellt."

„Ja, das," fragte der Schmied, „wo unter die Jacken ſollt' zu verſtecken gehn, wenn du ins Reißhauen ging'ſt, daß die Leut'" . . .

„Iſt's fertig?" fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

„Hm!" ſagte der Schmied erſchrocken; „aber du wirſt doch nicht — du haſt doch nicht etwa" . . .

„Nix werd' ich und nix hab' ich," lachte der Fritz, der ſich beſonnen; aber dieſes Lachen hatte einen eigenen Klang. „Ich brauch' eben ein Beil. Warum ſoll ich nicht ein Beil brauchen wie andere Büttner auch? Was ich geſprochen hab' da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt' und wär' wütend auf ſie geweſen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer ſagt: du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach' anbringſt, da wird keiner ſagen: Ja. Und 's kann ſein, 's kann ſchon ſein,

daß es einmal heißt wie bei dem Läpplesschneider: Respekt muß im Haus sein."

Aus seinem Lachen klang schlecht verhehlte Wut.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das schauerliche Lachen, als der Fritz schon an ihm vorbeigerannt war. — —

„So duchsig," dachte die Schmiedin, als sie den Schmied zur Thür hereintreten sah, „ist er noch nicht heimgekommen. Sonst duchst' er wohl auch, aber aus Tuckmäuserei; aber dasmal ist er doch ganz wie verblaßt. Und so zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er sie an die Alkovenwand hat gehängt, hat er noch nicht, solang' ich ihn hab'. Und das Schluckſen hat er auch noch nie so sehr gehabt. Ich seh' schon, er will nicht reden; aber ich will ihn schon dazu bringen."

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: „'s ist nix, und ich will ins Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf."

Seine Gebärden sprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein speciellers Eingehen zu thun, als worauf Hände, Augen und Schultern sich einlassen konnten.

Er duchste schon der Kammerthür zu. Die Schmiedin bemerkte einen Flecken an seinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran fest. „Daß du immer die feinen Hemder zur Arbet anziehst! Hast du denn den Fritz getroffen? Nu wart' doch nur! Ein Brandfleck ist's doch wohl nicht. Aber warum red'st du nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer sein. So wirst du doch zeitig genug ins Bett kommen, du Schlafratz! Heraus zu reiben geht's nicht. Aber, Morzenschmied, so wirst du doch nur ein Wörtle können sagen? Und es ist doch ein Brandfleck, du ruinieriger Mann. Aber, Morzenschmied, so sag' nur wenigstens, willst du die Klöß' morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat just wieder so zarte Schüßle. Das ist doch sonst dein Leibessen gewest."

Die Schmiedin sah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied setzte sich mit allen Anzeichen innerer Erschöpfung. Die Schmiedin rückte ihm so nah als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reise sich zu lang' aufhalten oder gar verirren.

Endlich sagte der Schmied: „ich muß dir sagen, Lene, ich

wollt', ich wär' derheim geblieben. Es iſt doch ein grauſig Beiſammenſein mit ſo einem Menſchen."

„Wo haſt'n denn angetroffen?" fragte die Schmiedin.

„Dort, wo der Zehntbach die Schleifen macht im Buſch."

„Im Buſch?" ſchauderte die Schmiedin. „Mitten drin im Buſch?"

„Mitten drin."

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus geweſen, aber der Morzenſchmied blieb länger als eine Minute drin. Denn ſo viel Zeit verging, eh' er in ſeiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte ſich unterdes im Geiſt in die Wachtſtube verſetzen! Da ſah ſie ſich ſtehen, die anderen Weiber um ſie herum, atemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat ſchon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu ſchlagen, wenn die Schmiedin fertig. Der Korporal iſt gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin — aber ſie weiß ja ſelber noch nicht, was ſie dort ſagt.

„Ja, guck," ſagte der Schmied, und die Schmiedin ſaß wieder horchend vor ihm. „Das hätt' ich mir doch nicht vom Fritz eingebild't."

„Aber was denn?"

„Daß er das thun wird."

„Was thun wird?"

„Das! — Ja, guck, der thut dir's gewiß und wahrhaftig noch." Dabei ſchlug er die Hände zuſammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachthat. Das ſieht ſie all die Weiber in der Wachtſtube thun. Die arme Frau iſt hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber ſie dort die Weiber ſchon erſchrecken ſieht, denen ſie ſelbſt es erzählt hat, wird zur Pein.

„Der verdammte Schlucken!" fährt endlich der Schmied fort. „Ja, guck, er lauert wirklich der Heiteretei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er geſagt, das er unter der Jacken kann verſtecken. Er hat das nicht ſo deutlich geſagt, wie ich's dir da erzähl', aber es iſt gewiß und wahrhaftig; er iſt wütend auf die Heiteretei. Ich dacht' erſt, die Sach' wär' anders und hab' meinen Spaß wollen haben. Aber — na, vor ſo einem Spaß bedank' ich mich. Er hat geſagt, die Heiteretei ſoll bald aufhören, von ihm zu reden."

Die Schmiedin ſchlug die Hände über ihrem Kopf zuſammen.

Sie empfand zugleich, wie ſchrecklich das ſei, und auch, wie ſie ſich ausnehmen wird dabei, wenn ſie's den entſetzten Weibern erzählt.

„Aber daß du mir nicht" — ſagte der Schmied aufſtehend.

Die Schmiedin ſuchte währenddes im Eßſchrank unter den Kaffeetrichtern und Taſſen. „Iſt der Fenchelthee ſchon wieder alle?"

In der Kammerthür wandte ſich der Schmied noch einmal halb um. „Daß du mir niemand davon ſagſt. Wenn was geſchäh', und die Leut' könnten ſagen, wir hätten's vorher gewußt ...."

„Thee muß da ſein für das Gottlieble. Das wär' eine ſchöne Geſchicht' auf die Nacht! Und man hat keinen Menſchen, wenn man ſie braucht. Die Mäd hat ſich in den Finger geſchnitten, und die Geſellen kann man nicht von der Ruh' abhalten jetzt in der teuern Zeit. Was hilft's, ich muß ſchon ſelber in die Apotheken."

„So kämen wir ins Teufels Küchen, hörſt du?"

„Sag' mir nur nix," entgegnete die Schmiedin faſt erzürnt. „Ich dächt', du kennteſt mich doch."

Der Schmied verſchwand mit einem bedeutſamen Nicken in der Kammerthür. Die Schmiedin ſetzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuſe um die Schultern. Schon an der Stubenthür, blieb ſie noch einmal ſtehen. „So glaub' ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er iſt ſo ſchlimm, wie der Fritz ſelber. Die Mannsleut' ſind lauter gebor'ne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts thun? Das Lachen iſt auf der Gaſſ' geweſt. Er ſchnarcht ja ſchon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finſter das iſt! Was hilft's? Thee muß man im Hauſe haben," ſagte ſie draußen noch.

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derſelben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Holunderbuſch. Heute dampfte der Schornſtein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nie verſammelt geweſen; es fehlte niemand als die Schmiedin und die Baderin, und dieſe mußten noch kommen.

Das hatte aber auch ſeinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiteretei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte ſie ſich, ſeit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte ſie auch, was ſchon öfter geſchehen, dort ſo lange aufgehalten werden, daß ſie

erſt bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die Straße hindurch nicht die belebteſte, und man wußte tauſend ſchreckliche Geſchichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der ſchlimmſten Art.

Die Weberin verſicherte, daß ſie nie die Hähne ſo ganz eigen und zu ſo ungewöhnlicher Zeit krähen gehört, als die letzten Tage. „Ja," ſang ſie dem unſichtbaren Rocken zu, an dem ſie ſpann, und es war, als ſuchte ſie das eigne Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen, — „ja, wenn ich's nur könnt' beſchreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock ſtoßen thut."

„Ja," meinte die Tüncherin, „das bedeutet ander Wetter."

„So, ander Wetter?" ſagte die Valtineſſin. „Und iſt's denn anders geworden etwa? Iſt's nicht das beſt' geblieben? Nur noch zweimal haben ſie ſo gekräht, das ich's weiß. Das war den Tag vorher, eh' der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz und wie hernachen die Württemberger im Krieg ſeinen Schädel vom Rad haben genommen und daraus getrunken im Schwanenwirtshaus. Die Weberin da iſt meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wiſſen, wie die Hähne in Luckenbach kräh'n, und andre wiſſen's beſſer, ſo weiß ich nicht, was ich hier zu thun hab'. Und hier ſitz' ich und frag': Warum hat mir's denn die ganz' Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?"

Die Frauen fürchteten, die Valtineſſin könne, da ſie eben im Übelnehmen begriffen war, auch übelnehmen, wenn ſie geſtänden, ſie wüßten das nicht. Als ſie ſchwiegen, ſetzte die Valtineſſin noch hinzu: „Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Tüncherin weiß auch das beſſer?"

„Aber," begütete die Tüncherin, „man red't ja nur, Frau Bäs Valtineſſin. Und es iſt wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab' ander Wetter hören kräh'n, gar kein rechter Luckenbacher iſt geweſt. Sonſt hätt' er's gewiß der Frau Bäs Valtineſſin nicht zuleid gethan. Denn das müßt' kein rechter Luckenbacher ſein, der nicht allen Reſpekt hätt' vor der Frau Bäs Valtineſſin."

Die Valtineſſin war ſchrecklich in gerechtem Zorn, aber ſie ließ ſich verſöhnen, und ſo bekräftigte ſie durch ein feierliches Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältnis wieder hergeſtellt ſei.

Die Tiſchlerin aber ſagte etwas zaghaft: „Wenn's der Frau Bäs Valtineſſin nicht unrecht wär', ſo hätt' ich auch geträumt; denn

warum? Es fällt mir nicht ein, ſo vornehm zu träumen, wie die Frau Bäs Valtineſſin; man träumt eben, wie man's ſo ins Haus braucht. Die ganz' Nacht iſt mir's geweſen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg'; denn warum? mein Mann hat mich zweimal aufgeweckt, weil ich ſo tief hab' Atem geholt."

Da die Valtineſſin ſich's von der Tiſchlerin gefallen ließ, ſo hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht ſo vornehm und bedeutſam wie die Valtineſſin, doch etwas, das ſich auf die Heiteretei bezog oder beziehen ließ.

Von den ſchaurigen Träumen, denn das waren ſie alle, kam man auf noch ſchauerlichere Geſchichten. Je ſchauerlicher die wurden, deſto leiſer wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, ſo fing ſchon wieder eine andere an. Denn wenn's ſo ſtill wurde, daß man das Rauſchen der Weiden und das Kratzen der Holunderäſte am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann war's noch ſchauerlicher in der Wirklichkeit, als in der ſchauerlichſten Geſchichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geſchichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und ſah plötzlich in lauter Totengeſichter hinein? Oder es ſtöhnte irgendwo in einer Ecke und man ſah doch niemanden; was ſollte da erſt werden?

Wie es vor einem ſchrecklichen Ereignis iſt, das kommen muß: Jedem liegt's auf der Zunge, es vorher zu ſagen, und es wagt's doch keiner. Weil es iſt, als müßt' es dann erſt geſchehen, als könnte es vorbeigehen, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es jeden dazu; als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, ſpräche man es vorher nur warnend aus. Alle ſahen während des Erzählens nach der Heiteretei hin. Man durfte ſie nicht fortlaſſen: mit oder wider Willen, bleiben mußte ſie. Aber um ihr das zu ſagen, mußte man die Geſchichten unterbrechen. Und dann ward's ſtill, wer weiß, wie lang'! Und dann hörte man wieder die Weiden rauſchen und den Holunder am Häuschen kratzen wie einen Lebendigbegrabenen an ſeinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der ſchrecklichſten Geſchichte der Faden; juſt da, wo die Räuber im einſamen Wirtshaus im Walde die Thür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da ein-

gekehrt ist, entsetzt nach seinen Pistolen greift. Und — war das ein Schuß? Nein, es ist der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirtshaus so entsetzlich braust. Und doch auch das nicht. Man ist ja nicht wirklich in jenem Waldwirtshause; man ist in der Heiteretei Häuschen an den Weiden. Und dieses Brausen und Zischen klingt gar nicht so wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum erstenmal. Aber es braucht erst das laute Lachen der Heiteretei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entsetzten Gemütern hinweg zu beschwören. Die Hälfte des siedenden Wassers mußte erst aus dem Kaffeetopf auf den Herd laufen, ehe man begriff, das seltsame Brodeln und Zischen sei das allbekannte, täglich gehörte, das jede siedende in die glühenden Kohlen laufende Flüssigkeit hören läßt.

Der Gegensatz der sicheren Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders sei, als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene so nahe war, in die man sich retten konnte aus den Schrecknissen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, dessen letzte Töne doch schon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel sei, in solchen Augenblicken solcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigstens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man sich besonnen hatte, was man doch vorhin sagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob sich das Warnen und Raten von neuem, — und um so lauter, da man sich selbst dadurch betäuben konnte.

„Ach du lieber Gott!“ rief die Weberin, „wenn doch nur das Dorle freien wollt'!“

„Ja, wenn das so geschwind ging'!“ verzweifelte die Tüncherin. „Aufs Rathaus muß das Dorle, in die Gericht'.“

„Die sitzen auch, bis der Frau Tüncherin so was Gescheit's einfällt,“ strafte die Valtinessin. „Da wär' das Best', das Dorle holt' die Herrn morgen früh, eh' sie fortgeht, im Traglorb aus den Betten aufs Rathaus.“

„Militär muß geholt werden aus der Hauptstadt,“ schrie die Beutlerin.

„Das kommt zu spät,“ schlug die Tischlerin die Hände zusammen. „Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter sechs Batzen giebt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim.“

„Aber wer weiß,“ ächzte die Tüncherin wieder, „ob das Dorle so viel mit der Fuhr' verdien'! Ich meint, da schickt' das Dorle gleich

den Nachtwächter und blieb' zu Haus. Da könnt' ſie's halb abverdienen, was der Nachtwächter koſt't."

„Ja," ſagte die Heiteretei lachend. „Ich fürcht' mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet', da braucht' ich auch den Nachtwächter nicht zu ſchicken; ich blieb' eben daheim, und ſo wär's, und nu wär's fertig. Aber ich fürcht' mich nicht, und da frei' ich nicht und geh' nicht aufs Rathaus und ſchick' auch keinen Nachtwächter, ſondern ich fahr' in den Zainhammer. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

„Es iſt ſchrecklich," ſpann die Weberin wie außer ſich, „daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigſtens eine Karten hätt', daß man ſich erſt darauf legen könnt'!"

„Ach," ſagte die Schweſterleins-Evekathrine, „ich hab' ja eine mit, aber über die Geſchichten hat man alles vergeſſen. Ich will ſie nur geſchwind legen, eh' noch was andres drein kommt."

„Ja," ſagte die Valtineſſin und ſchlug auf ihre Kniee. „Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen ſoll. Wenn's aber ſoll ſein, ſo hat man ſein Schuldigkeit gethan und braucht ſich nichts vorzuwerfen von deſſentwegen."

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Atemzug ließ ſich hören, als die Schweſterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

„Ein—zwei—drei—ſechs" — eine Reihe Karten lag da. Die Valtineſſin griff an die Naſe, um die Brille herabzunehmen und zu putzen, die ſie nicht aufhatte. „Wo iſt denn das Unglück?" ſagte ſie. „Das ſieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da iſt ja gar kein Grün. Es wird noch kommen," tröſtete ſie ſich.

Aber es kam nicht.

„Liegt denn die ganz' Sach', oder iſt's noch nicht fertig? Ja, es iſt doch. Aber wo iſt denn das Unglück? Iſt denn das Eichelhaus und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär' ja eine Hochzeit, verzeih' mir Gott meine Sünd'!"

Den andern ging's nicht beſſer als der Valtineſſin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuſchten Erwartung.

„Es iſt nix mit dem Kartenlegen," ſagte die Valtineſſin. „Dummes Zeug iſt's. Und wenn einer gewiß wüßt', es träf' zu, da ließ er ſie ſich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut ſind, hernachen glaubt er's; ſind ſie aber ſchlimm, hernachen ſagt er: Es iſt dummes Zeug. Und das iſt's auch."

„Wenn die Evekathrine nicht falsch abgezählt hat," sagte die Weberin.

„Oder falsch gemischt," sagte die Tüncherin.

„Ja," sagte die Schwesterleins-Evekathrine selber, „ich wollt' schwören, ich hätt's richtig gemacht. Passiert mir auch sonst nicht, daß ich einen Schnitzer mach'. Aber es muß doch wohl. Und wenn man so in der Angst ist."

„Und in der Gemütsbewegung," spann die Weberin.

„Hm, ja," dachte die Valtinessin, „das könnt' sein." Dann schlug sie auf ihre Kniee. „Drum sitz' ich hier und sag': die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird sich's ausweisen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht."

Und es wies sich aus.

„Ja," spann die Weberin, als die Karte von neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, „das sind andere Ding'!"

„Aber," sagte die Tüncherin, die noch immer unbefriedigt schien, „da ist freilich der Herzunter, das ist das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdaus. Aber das sollte doch eigentlich beisammenliegen, wenn das Unglück das Annedorle anging'."

„Wenn's auch nicht beisammenliegt," meinte die Tischlerin mit wehmütiger Freude; „denn warum? Man weiß doch, daß es zusammengehört."

„Ja," sagte die Evekathrine, „es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen trifft's schon zu."

„Ach Gott, es ist doch schrecklich," drehte die Weberin mit schmerzlicher Wollust den Faden. „Das arme Annedorle! Die Laubzehn ist eine Straßen, das ist die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das ist ein böser lediger Bursch, das ist der Holders-Fritz. Und das Laubdaus, das ist eine schreckliche Gefahr."

„Ja," legte sich die Tüncherin die Sache zurecht. „Es kann ja sein, daß er von weitem lauert, und das Annedorle fährt vielleicht auf der Wiesen neben dem Weg. Und die Gefahr, die ist ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da ist noch ein ganzer Tag dazwischen."

„Ach, du Gerechter!" schluchzte die Beutlerin. „Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geschnitten ist? Wenn der Holders-Fritz so eine kleine Nasen hätt' und so ein groß Maul und seine Augen ständen so schiefe! — Wenn

auch die Statur anders iſt, aber der Rock und die Schuhe, das iſt doch der leibhaftig' Holders-Fritz!"

„Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle!" ſpann die Weberin, und netzte mit ihren Thränen.

„Dummes Zeug!" lachte die Heiteretei. „Vorhin, da ſollt's falſch gemiſcht ſein, und jetzt fällt ſo was keiner ein. Wenn's was bedeuten ſollt', müßt's das eine Mal ausfallen wie das ander. Und wenn ich nu gar nicht fortging' morgen, da müßt' die Straßen zu mir kommen. Und da der Herzunter, das iſt noch ganz ein anderer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei ſein, wenn ihm was ſoll geſchehn. Wenn ihr flennen wollt, ſo wartet doch wenigſtens, bis was paſſiert iſt, oder flennt wo anders. Mein Häusle iſt an andere Ding' gewöhnt."

Die Valtineſſin aber rückte feierlich die Haube, dann ſchlug ſie's auf ihren Knieen unwiderruflich feſt: „Und obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, nu hat ſich's gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklich's wird geſchehn, das iſt gewiß; Bäs Schreinerin, Sie könnt' mir einmal den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt', was! Der Rahm hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz' den Tag. Hernachen wär' alles gut. Hernachen könnt' man ſich doch chriſtlich drein ergeben."

Ja, das Was! Das Was! Je gewiſſer ſeine Auflöſung wurde und je näher ſie kam, deſto mehr peinigte das Rätſel die guten Frauen. Da ſtand der Geiſt der noch ungeborenen That wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Geſtalt. Er ſauſte in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er nickte von der Haube der Valtineſſin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er ſah mit ungeheuren ſchwarzen Augen durch die Fenſter herein und pochte gegen die lockeren Scheiben; er blickte aus jedem Auge und ſprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entſetzen die Widerwilligen nach ihr zu ſehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Geſtalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es ſich nicht ſehr wähleriſch.

Aber es war auch gar nicht das ſchreckliche rätſelhafte Was, das

eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengaſſe, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fenſterläden. Ein Weib, weder ſchrecklich, noch rätſelhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, ſie beſteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt.

Auf dem Wege hierher hatte ſie in der Angſt vergeſſen, daß ſie nur die kleine verſchämte Baderin war. Nun ſie die Augen ſo vieler großen Weiber auf ſich gerichtet ſieht, fällt ihr das wieder ein, und ſie möchte ſich in ſich ſelber verkriechen. Es iſt ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob ſie in kurzem nackt vor all' den großen Weibern daſtehen müßte, ſo ſehr ſie an den Kleidern zupft und dehnt.

Das Erröten auf ihrer Wange wird rot vor Scham, daß ſie nur die kleine verſchämte Baderin iſt von der Weidengaſſe, die errötet.

„Aber was iſt denn?“ lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

„Ach, es iſt nix weiter. O, es iſt nicht der Müh' wert, daß man's vor ſolchen Weibern ſagt.“

„Und deshalb hat ſich die Baderin ſo außer Atem gelaufen?“

„Ja, wenn's der Valtineſſin ihr Atem wär',“ denkt die Baderin. „Aber meiner!“

Die Valtineſſin glaubte: „Sie will uns ſchonen. Sie meint, wenn ſie's gleich herausſagt, wird's uns zu ſehr angreifen. Aber hier ſitz' ich und ſag': Mög's ſein, was es will. Ich will nicht geſchont ſein. Ich halt's aus, es mög' ſein, was es will.“

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da dieſe ſelber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erſchien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch ſchlimmer; deshalb faßte ſie ſich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verſchämte Baderin von der Weidengaſſe ſich eins faſſen konnte, und begann mit faſt geſchloſſenen Augen:

„Ach, wo ein Arm oder Bein am ſchwerſten heilen thät', hat er Meinen gefragt. Und ob einer auf der Stelle tot bleiben thät', wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen thät' ſchlagen. Der Holders-Fritz nämlich. Es iſt, wer weiß, wie lang' her, hat Meiner geſagt, daß er mich ſo hat gefragt. Der Holders-Fritz nämlich. Da hab' ich gemeint, weil's nur Meiner iſt geweſt: Du weißt auch

viel, was lang iſt und was kurz. Denn ich hab' gedacht: Wann ſoll er ſo gefragt haben, als die letzten Tag'?"

„Ja," ſagte die Tiſchlerin entſetzt, „denn warum? Mit ſolchen Dingen iſt er ja erſt in der letzten Zeit umgegangen. Das kann höchſtens vierzehn Tag' ſein geweſt."

„So?" meinte die Valtineſſin. „Und das weiß die Bäs Schreinerin auch ſo gewiß? Alſo der Menſch kann nicht ſchon früher ſolche Ding' haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an dieſem Fenſter hab' ich geſtanden und den meinen Finger von der meinen Hand hab' ich aufgereckt, wie ich geſprochen hab': Hier ſitz' ich und ſag', es wird gar viel gethan, was nicht gleich herauskommt."

„Zum Beiſpiel," ſchaltete die Tüncherin ein, „es geſchehen Bränd'."

„Und Wolkenbrüch'," fügte die Beutlerin an.

„O! Ach!" errötete die Baderin; „ich hab's lang' prophezeit, mit dem nimmt's einmal kein gut End'."

„Die Heuchelei hab' ich ihm ſchon angeſehn," ſagte die Tüncherin, „wie er noch nicht hat können laufen."

„Das iſt gewiß," meinte die Tiſchlerin, „daß er nix Gut's hat im Sinn. Denn warum? Ein Menſch, der ſolche Ding' gethan hat und doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint', er hat ein gut Gemüt, das muß ein Erzböſewicht ſein. Denn warum? So einem Böſewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmſt' hat gethan."

Das Was hatte ſchon eine viel beſtimmtere Geſtalt, als ſich die Thür abermals aufthat. Und das war es wirklich ſelber, was nun hereintrat, ſo lang und hager, mit Zügen, die nicht Entſetzen ausdrückten, ſondern das Entſetzen ſelber waren.

Es war das ſchreckliche Was, welches ſich nun in Geſtalt der Morzenſchmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit ſolcher Angſt nach der Thür zurückſah, daß ſie damit die ſämtlichen Weiber anſteckte.

Nur die Heiteretei lachte. „Kommt der Holders-Fritz etwa ſelber, Frau Morzenſchmiedin?"

Die Morzenſchmiedin deutete erſt, ehe ſie der Sprache mächtig wurde.

„Hinter mir her iſt's da vom langen Bau an. Wenn's nicht ſchon hinter mir aus der Schmieden iſt gegangen. Ich hab' mich nicht umgeſehn vor Angſt. Und es iſt gewiß noch draußen. Und ausſehn muß es wie ein Beſen."

„Aber, Bäs Morzenſchmiedin," ſagte die Valtineſſin kopfſchüttelnd, „wenn Ihr Euch nicht habt umgeſehn, wie könnt Ihr wiſſen, wie das Ding hat ausgeſehn?"

„Ich hab's gehört," entgegnete die Morzenſchmiedin. „Juſt, als wenn eine hinter mir kehren thät'."

Die Heiteretei wollte nachſehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten ſich an ſie und ließen ſie nicht hinaus.

„Wenn ihr euch gern unnötig fürchtet," lachte die Heiteretei, „meinetwegen!"

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär' es dieſem mit dem Nachſehen Ernſt geweſen.

Die Schmiedin hatte ſich's freilich ausgedacht, wie ſie erſt geheimnisvoll thun wolle und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu ſein. Dann aber wollte ſie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphieren. Denn dieſes Mal konnte die Weberin ſie nicht überbieten. Aber die Angſt vor dem Dinge, das ihr hierher gefolgt, hatte den ganzen ſchönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein ſollte ſie in ihrer Geſchichte ſtecken bleiben, juſt wo dieſe am ſpannendſten wurde. Draußen vor der geſchloſſenen Thür flatterte etwas geiſterhaft ſchnell vorüber. Es blieb zweifelhaft, ſollte man es für die Flügelſchläge einer eilenden Taube oder für ein leiſes ſchauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verſtummte. Alle ſahen entſetzt nach der Thür.

Endlich verſicherte die Beutlerin: „Wenn ein Beſen lachen könnte, ſo müßt' es klingen."

„Der Morzenſchmied war's," lachte die Heiteretei. „Der lauſcht draußen. Wiewohl, ein Wunder wär's nicht, wenn auch die Beſen anfingen zu lachen."

Es wäre leicht geweſen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachſehen dürfen. Da die Heiteretei ſitzen blieb, ſo iſt mit Recht zu bezweifeln, ob ſie wirklich dachte, wie ſie ſprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Sauſen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das iſt ſchon zehn. Nein, es iſt ſchon elf. Und noch ein Schlag? Iſt's möglich? Zwölf? Aber um Gottes willen! Wo iſt die Zeit hin? Es iſt ja, als wäre das Dorle erſt vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das ſagt jede, und doch hat keine den Mut aufzubrechen.

Man rettet ſich vor ſich ſelber wieder in das Warnen und Raten hinein.

„Ihr geht nicht, Dorle!“

„Um Gottes willen, bleibt morgen nur daheim!“

„Daß die Leut' mich auslachen, wenn ich nicht geh'? Und ich geh' ja auch nicht,“ lacht die Heiteretei. „Das iſt mir viel zu niederträchtig. Ich fahr'.“

„Ach du lieber Gott, wenn ich denk', wie jetzt das Dorle ſo friſch und lebendig mit uns red't, und morgen —“

„Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben.“

„Dorle! Dorle! wenn ſie Euch morgen bringen!“

„Dumm Zeug, und nu werd' ich böſ'. Es kann jeder machen, was er will. Und ich geh', und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.“

„So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir ſehn uns nicht wieder. Wenn Ihr tot ſeid, wird's Euch ſchon reu'n. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr ſeid ſchon ſo gut wie tot. Ihr ſeid ein tot Mädle und Ihr bleibt ein tot Mädle! Und o! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!“

So klingen die Stimmen ſtöhnend und ſchluchzend durcheinander. Es iſt, als wäre das ſchon das Leichengeläute der armen, eigenſinnigen Heiteretei. Bald ſcheinen die Töne zu erſterben, bald heben ſie ſich wieder zu voller Macht, wie man vom Turme das Schwanken des ſchwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verſchwinden, bald wieder hervorkommen ſieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die ſelteneren und tieferen Pulſe der Valtineſſin doppelt erſchütternd.

Es gehörte ein Weſen dazu, wie es die arme Heiteretei — vielleicht morgen nicht mehr beſaß, die unzähligen Umarmungen zu überſtehen. Wer der Heiteretei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächſte andere. Wer keine einzelne mehr fand, umſchlang eine ganze umſchlungene Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durcheinander gewirrte Strähne Abſchiedsgarn von Armen, Haubenſchleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubenſteckchen, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen ſchwebte, mit Thränenſtrömen übergoß.

Und ſo oft die natürliche Erſchöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, ſo oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer

Nacht aufs neue zusammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn schonungslos mit einem Ruck zerriß. Und eine schauerliche Stimme sprach — o, es war wie frische Luft für einen Erstickenden, daß sie sprach: „Ihr Herr'n und laßt euch sagen.“ Und sie schien auch nicht mehr schauerlich, als man einmal wußte, sie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie sie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit stehen blieben, wenn er tuten mußte, da sagte die Valtineſſin: „Nun mög's gehn, wie es will. Wir haben das Unsrig' gethan. Wir haben unsere eigene Sach' versäumt aus Christenlieb'. Ich wollt' gern was anders drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär'. Aber einen Kranz soll sie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm' Mädle in Luckenbach einen hat gehabt.“

Die Tischlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Holunder gesessen.

„Dummes Zeug!“ sagte die Heiteretei zornig hinter ihr her. „Weil ihr selber Käuzle seid. Ihr kennt meinen alten luſt'gen Holunderbusch schlecht. Solch jammerig Gesindel läßt er gar nicht auf sich sitzen.“

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende sucht er abzuwehren, das vorhandene auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die sinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasselbe genießt. Mag es nun die unbesiegbare Luſt sein, einen Genuß zu teilen, den eine andere schon für alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich ansteckend wie das Gähnen; gewiß ist's, auch die Stärkste kann sich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und so wäre wohl die Heiteretei in das allgemeine barmherzige Gethu der Weiber mit hineingezogen worden, wäre sie auch nicht selbst der Gegenstand desselben gewesen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragene Gefühl, der gesunden, kräftigen Naturen eigen ist und sie oft hart erscheinen läßt, wo sie es am wenigsten sind, hatte sie beschützt, solange jenes sich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre

Kraft und Unabhängigkeit hatte ſich dieſem Widerwillen verbündet. Nun ſie allein in ihrem Stübchen war, machte ſich jener Einfluß erſt allmählich und darum deſto gewiſſer geltend. Sie fühlte ſich trotz ihres Sträubens gezwungen, alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf den ſie früher nie zu warten gebraucht, wollte dieſe Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, ſuchte ſie ſelber ihn zu entfernen.

Noch dieſe Nacht, ehe ſie zu Bette gegangen, hatte ihr die Annemarie geſagt: „Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da ſind geweſt, da hab' ich das Herz nicht dazu gehabt."

„Ich mag's nicht wiſſen," entgegnete die Heiteretei. „Und die Weiber haben das alles nur erdichtet gehabt. Ich hab' dumm Zeug genug müſſen hören; fangt nun Ihr nicht auch noch an."

„Ja, guckt," begann die Annemarie dennoch, „wie ich ſo gelegen hab', da iſt auf einmal ein Mann an mein Bett kommen."

„Dummes Zeug!" ſagte die Heiteretei. „Die Thür iſt feſt zu geweſt."

„Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja nur ein Traum."

„Warum träumt Ihr auch?"

„Ja, Ihr meint, Bäs Annedorle, weil Ihr in Eurem ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin geweſt, da hab' ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu thun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen iſt, hernachen und ſo iſt er da, da mög' man wollen oder nicht."

„Ihr fürcht't Euch doch nicht gar davor?" fragte ſie, als ſie die Gänſehaut an den Armen der Heiteretei ſah.

„Ich fürcht' mich vor nix," entgegnete die Heiteretei. „Und Ihr habt's Euch nur eingebildet, es träumt' Euch, ein Mann ſtänd an Euerm Bett. Wer weiß, was das iſt geweſt."

„Nein, Dorle, das hab' ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich ſeh' ihn noch ſo deutlich vor mir, wie ich Euch da ſeh'."

„Warum heißt Ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht."

„Ja, wenn ich hätt' gekonnt, Dorle, aber ich hab' nicht können Pips ſagen."

Die Heiteretei ſchauderte innerlich vor dem Gedanken, wo ſolch ein Traumbild mit einem hilfslos daliegenden Schläfer vo

nehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was ſie von andern erzählen hören, hatte ihr die Vorſtellung gegeben, als ſei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Geſpenſtererſcheinung. Manche Nacht war ihr's vor dem Einſchlafen wie eine Angſt gekommen, ſie könnte heute träumen.

„Und der Mann," fuhr die Annemarie fort, „hat mir die Kehl' zugehalten. O, ich hab' mich gewehrt, aber ich hab's nicht ermachen können, bis er endlich ſelber gangen iſt."

„Und das habt Ihr gefühlt?" fragte die Heiteretei.

„Ich ſpür's jetzt noch," entgegnete die Alte.

„Und ſeid auch nicht munter geworden?"

„Behüte."

Die Heiteretei ſtellte ſich das Traumbild der Annemarie nicht als ein weſenloſes Gedankengeſchöpf der Alten ſelbſt, ſondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube ſich Geſpenſter denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erſchienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn ſie bewegungslos und ſchlafend liegen bleiben müßte.

„Hernachen; guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen."

„In der Kirchen? Und Ihr ſeid nicht aus dem Häusle gekommen?"

„Im Traum, Dorle" —

„Wenngleich, aber warum ſeid Ihr hingegangen in die Kirchen? ſo bei Nacht?"

„Ja, Ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann man's machen, wie man's will!"

„Habt Ihr's denn nicht gewollt?"

„Ja, daran hab' ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, ſo ſchnell iſt's gangen."

Auf der Heiteretei Wange zeigten ſich wiederum die weißen Druckflecken, als ſie ſchwieg. Endlich fuhr ſie auf: „Dumm Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht 'nauf in Euer Stüble. Es iſt nunmehr Zeit. Morgen müßt Ihr früh auf. Mit der Sonn' fahr' ich fort."

„Aber wie Ihr ſeid, Dorle! In den Zainhammer wollt Ihr morgen, ſo ſehr die großen Weiber haben gebarmt, wo Ihr vielleicht bei Nacht durchs Ulrichsholz müßt? Wo Euch wirklich was kann

paſſieren, da fürcht't Ihr Euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix iſt, da fürcht't Ihr Euch! Denn wenn einer vorüber iſt, ſo iſt er vorbei, und bleibt nix haften davon. Das iſt, wie wenn man in Gedanken was thut, oder es wird einem was gethan."

„Wenngleich!" ſagte die Heiteretei. „Und wenn's wie bloß in Gedanken wär', gefallen will ich mir einmal nix laſſen. Von Fürchten übrigens iſt da kein' Red'. Nu geht Ihr 'nauf und ſchlaft wohl, und ſo iſt's und nu iſt's fertig."

„Sie läßt ſich einmal nicht abhalten," hatte die Annemarie geſagt, indem ſie mit ſchweren Füßen ihr Stübchen erſtiegen. Sie hatte ihren Thränen und Klagen freien Lauf gelaſſen, wozu ſie in der Heiteretei Dabeiſein den Mut nicht gehabt. Aber dazwiſchen hatte ſie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geſchüttelt und geſagt: „Doch kurios, doch kurios! So hat doch jed's ſein wund Flecke, und ſäh's noch ſo geſund aus."

Wir wiſſen nun, warum die Heiteretei nicht ſchlafen wollte. Die alte Angſt vor den Träumen war ihr wieder gekommen. Aber wenn ſie auch wachte, nichtsdeſtoweniger hatte ſie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Geſpenſtern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; ſie mußte hilflos ſchlummernd ſich alles gefallen laſſen, oder ſie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil ſie jeden Augenblick ſich ſagte: ich bin wach, und hielt ſich zum erſtenmal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der ſie überſtrömte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das ſonſt ſo ſtarke Mädchen ſo kleinmütig, daß ſie ſchon, ohne es ſich zu geſtehen, auf Vorwände ſann, die ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr ſelbſt rechtfertigen ſollten.

Als der erſte Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochenen Spiegel traf an der Wand, da litt ſie's nicht mehr im Bette. Ihr erſter Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo ſie Geſicht, Arme und Nacken wuſch. Wie ſie die Thür öffnen will, fällt ihr ein: Wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch iſt kein Menſch ſonſt in der Nähe. Da ſchlug ihr die Glut der Scham ins Geſicht, und zornig ſtieß ſie die Thür gewaltſam auf.

Herein drang die friſche Morgenluft und umdrang und durchquoll ſie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit eins die ganze Nacht mit ihren Geſpenſtern hinter ihr verſunken und ſie wieder die Heiteretei.

Das erfrischte Blut floß wieder im alten, ruhig kräftigen Takt durch die gesunden Adern. Und als sie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das tauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt zwei Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauschten, es wäre ihr um so lieber gewesen. Es drängte sie geradezu, mit jemandem anzubinden und aller Welt zu zeigen, sie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärksten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte sie sich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegmutter nicht von sich lassen wollen, was es sonst nie gethan. Die alte Annemarie hatte das als ein böses Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens frisch abweisender Antwort nach ihrer Weise einen Frevel gesehen.

Die Heiteretei mußte über die Alte lachen. Dieser war das Bedenklichste bei der Sache gewesen, daß die Heiteretei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt. Eine solche Sünde konnte nicht unbestraft bleiben, hatte sie gemeint, und wenn mit dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagnis verbunden gewesen wäre.

Bis nach dem Zainhammer sah die Heiteretei die Haube der Valtinessin von einem Ohr zum anderen schweben. Im wachsenden Übermut agierte sie dem stillen Walde die ganze Abschiedsscene vor und stimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelassener Lustigkeit ein. Die ganze Geschichte von dem wilden Holder und seinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes, drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiteretei mit ihrer Last den Zainhammer verließ. Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummerte die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichenmänner schon Anstalten machten, sie lebendig zu begraben, und sie ränge vergebens nach einem Hilferuf, nach einer Bewegung.

Die Laſt der Heiteretei war heute eine weit geringere, als am Tage des Gründer Marktes, und doch ſchien ſie ihr doppelt ſo ſchwer.

Wie ſehnt man ſich auf ſolchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es iſt, als bedürfte man eines thatſächlichen Beweiſes, die Welt ſei nicht ausgeſtorben. Und ein einfaches „Grüß' Gott" oder „Dank' ſchön" berührt die ſchmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüſtigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch geſprochen, als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menſchen!

Schon drei Viertelſtunden mochte ſie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangenen Tag mahnte nur noch ein leiſer violetter Schein, der hier und da immer ſeltener und flüchtiger an einem Föhrenſtamm hinzitterte, wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden ſtrebt. Und auch dieſer verſchwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnisvollen Haushalt in dem ſtillen Walde. Wie verhaltener Atem ſäuſelte es, jetzt kaum hörbar, jetzt anſchwellend und plötzlich wie vor Schrecken verſtummend, dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raſchelte es erſt fern, dann immer näher und plötzlich ſtillſtehend, hinter ihr drein, als wollte es ſie locken, ſich umzuſehen. Jetzt ſchleift etwas durch die Büſche. Dort iſt's, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiteretei. Dort ſchleift es, als zöge einer einen ſchweren Körper in die Büſche ſich nach, und die verbogenen Zweige ſchnellten hinter ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verſchwindet und wie aus der Erde gewachſen oder plötzlich aus der Luft verdichtet, wird dafür etwas ſichtbar wie Umriſſe einer ungeheueren, abenteuerlichen Geſtalt.

Aber es iſt kein Schreckbild, kein Geſpenſt, was da ſichtbar wird.

„Guten Abend allein," ſagte eine Frauenſtimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiteretei gewahr: was erſt von fern ein bloßer Schimmer und, näher kommend, ein Schreckbild ſchien, das ſind mehrere große Bündel von weißem Tuch, die hoch empor ragen über den Rand des Karrens.

„Schönen Dank," entgegnete die Heiteretei und richtete ſich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke ſpalten ſich auch die Rabenflügel des Ge-
itters am Himmel, und mit einer Art Troſt bemerkt man, der
Mond müſſe aufgegangen ſein, ſtecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erſt herauskommt! Es iſt Vollmond, und
er Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch anderes
chlimmes nicht.

Unwillkürlich halten beide und laſſen die Karren nieder; beide
iſchen ſich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin ſagt:
Ihr müßt es ſein."

Die Heiteretei wundert ſich, wer ſie ſein ſoll.

„Ja, Ihr ſeid groß und ſtark, und vorhin ſchon, wie Ihr auf
ich zugekommen ſeid, hab' ich's an dem Klirren gehört, Ihr habt
üſen geladen. Ihr ſeid's! Nach Euch hat er gefragt —"

„Gefragt? Nach mir? Möcht' ich wiſſen, wer!"

„Ob Ihr mir ſchon begegnet wär't? Aber, Gott ſei Dank, Ihr
art's noch nicht. Und wenn Ihr's ſchon war't, nein! dem hätt'
's nicht geſagt. Dem nicht! Und hätt' ich nicht die Axt geſehn,
ie ſie hat geblinkt! Er hat ſie mit der Jacke zugedeckt, ich hab' ſie
cht ſollen ſehen, aber ſie war zu groß; ich hab' ſie doch geſehn."

Die Heiteretei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauder
er den anderen rieſelte ihr am Rückgrat hinab. „Nicht weil ich
ich fürcht'," ſagte ſie erklärend zu ſich ſelber; „ſondern, daß ein
enſch ſo was ſoll können vorhaben."

„Ja, ich will's Euch nur verzählen," begann die Bäuerin wieder
d ſetzte ſich auf ihren Karren zwiſchen die Bündel hinein. „Eine
nze Glockenſtund' hab' ich ſchon nix anders in Gedanken gehabt,
s: Wenn ich ſie nur ſollt' ſprechen! Wenn ich ihr doch nur ſollt'
gegnen! Meinen ganzen Karren wett' ich da, hab' ich gedacht, er
nicht Euer Bruder, wie er hat geſagt. Aber warum fragt ihr
n? hab' ich geſagt. O, da hab' ich wohl gemerkt, wie verlegen
geweſen iſt. Es wär' nicht ſicher da im Ulrichsholz, hat er geſagt.
, hab' ich gedacht, das mein' ich ſelber. Und wenn ich Euch be-
gnen thät', ſollt' ich nicht thun, als hätt' er nach Euch gefragt.
, hab' ich gedacht, das mein' ich wieder. Und weil ich hab' wollen
ſen, wer er iſt, da hat er gethan, als hört' er's nicht. Und weil
ſo gethan hat, da ſind Leut' gekommen, und das ſind Leut' aus
Stadt geweſen. Ich hab' ihm ins Geſicht wollen ſehen, da iſt
fortgeweſen. Die Leut' aus der Stadt haben aber gleich geſagt:

Wenn das die Heiteretei wüßt'! Und wenn ich ihr begegnen thät', ſo ſollt' ich's ihr um Gottes willen ſagen. Und weil ich denk', daß Ihr die Heiteretei ſeid, ſo kehrt lieber wieder um, als daß Ihr dem in die Hände lauft. Aber ich hab' noch weit. Wenn Ihr mit wollt, ſo kommt."

Damit nahm ſie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiteretei hätte ihren Rat befolgt, wußte ſie ſich nicht gekannt von ihr. Aber die Bäuerin ſollte erzählen können, die Heiteretei habe ſich vor jemand gefürchtet, ſei vor jemand geflohen? Nein! Der Menſch war groß und ſtark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein.

„Und wenn's zwei Holders-Fritze wären," ſagte die Heiteretei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen ſehen müſſen, war es Tag, und nickte noch obendrein mit dem Kopfe: „Ich fürcht' mich vor zwei ſolchen nicht. Wegen vier ſolcher kehr' ich nicht um. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauder an ſeinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiteretei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb ſtehen, wahrſcheinlich, weil ſie meinte, die Heiteretei habe ſich anders beſonnen und werde ihr nachkommen.

„Ja, hätt' ich's gleich gethan," ſagte die Heiteretei; „aber nun ich geſagt hab', ich thu's nicht? Und hinter der drein, wie ein klein' Kind hinter ſeiner Mutter?" — Und noch ehe ſie ſich ſelber geantwortet hatte, war ſie ſchon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den ſie nun einbiegen müſſe, der Blutgrund heiße. Zum erſtenmal vertiefte ſie ſich in die Bedeutung des Wortes, das ſie ſo oft und ſtets gedankenlos ausgeſprochen und ebenſo ohne Gedanken darüber ausſprechen gehört. Und wie der Name, kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andere, wildfremde vor, der man es anſähe, daß hier etwas Schreckliches geſchehen war oder noch geſchehen ſollte.

„Dummes Zeug!" ſagte ſie endlich zornig zu ihren Gedanken. „Das wär', als wenn ich mich fürchtete." Und im Gegenteil hatte ſie nun erſt recht Luſt, in den Blutgrund einzubiegen; obſchon ihr

einfiel, alle Leute ſagten, der Weg durch den Bühel gehe gar nicht viel, oder eigentlich gar nicht um; er ſei viel ebener und breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln ſtecken, wie hier.

„Fürchten thu' ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln ſtecken bleiben, weil eins denken könnt', es wär' aus Furcht, wenn ich's nicht thu'? Und wo's nicht einmal jemand ſieht!"

So dumm wollte doch die Heiteretei ſich ſelber nicht vorkommen, wollte ſie ſich's auch nicht geſtehen, wieviel leichter es ihr war, als ſie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter ſich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Baſe. Und nun verflachte ſich auch das Gewölk vor dem Monde zuſehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und ſie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Turme funkeln ſehen. Und der Bach, der neben ihrem Weg hinglitzerte und etwas weiterhin ihn durchſchnitt, war ja der Zehntbach, derſelbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derſelbe, in dem ſie alle Morgen ſich wuſch, darin ſie ſich gebadet in ſo mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieſelte ſie von neuem ein Schauder, als ganz nahe bei ihr ein leiſes „Pſt" ſich hören ließ.

„Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrenmühl'," flüſterte eine Stimme, „und macht, daß er Euch nicht anſichtig wird."

Wer ſpricht? und wo? und wer ſoll ihrer nicht anſichtig werden? und wo iſt er?

Ein blaſſes Geſichtchen taucht' neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüſch. Das kleine, lahme Walkmüllers-Gretle iſt die Warnerin. Sie ſtößt die Krücke in den weichen Boden feſt ein und ſtreckt ſich, mit dieſer ſich ſtützend, auf ihrem geſunden Beine, ſo hoch ſie kann. Mit dem mageren Ärmchen zeigt ſie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

„Dort, auf dem Ulrichsſteg, dort ſteht er und lauert ſchon eine Stund' lang. Macht geſchwind fort, ſonſt wird er Euch noch gewahr!"

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichteren Gewölk ſtreifte jetzt dienſtfertig den Steg und die dunkle Geſtalt, die darauf ſteht. Es iſt, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geſchehen laſſen. Im nächſten Augenblick iſt's wieder ſo dunkel dort,

als vorher; aber ſie ſieht ihn noch, der auf dem Stege ſteht: und wär's ganz Nacht, ſie würde ihn noch ſehen.

Einen Tumult der entgegengeſetzteſten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefſten Herzen auf; dazwiſchen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durcheinander hin.

„Alſo iſt's doch? Alſo doch lauert er mir auf? Und was hab' ich ihm getban? Warum grad' er?"

Alle die Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeſchichten der letzten Nacht wachſen aus dem Boden vor ihr auf wie rieſengroße Schattengeſtalten und dräuen ſie zurück. Sie ſieht die Haube der Valtineſſin, aber ſie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie ſieht das Kind, das ſie weinend zurückhalten will. Sie ſucht Hilfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: „Ein Weib iſt doch kein Mann!" Sie weiß, ſie wird ſich des Gedankens ſchämen im nächſten Augenblicke. Aber ſie fühlt, jetzt iſt er ihr Herr. Sie biegt ſchon mit den Augen in den Weg ein, den das Gretle ihr geraten hat. Aber wie die Füße folgen wollen, ſieht ſie, der Schneider kommt den Weg her; ſie müßte ihm begegnen. Da ſchlägt ihr die Scham wie eine Flamme ins Geſicht. Sie hört ſeinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott ſchon in Gedanken. Unwillkürlich thut ſie einige Schritte weiter dem Verfolger entgegen. Über die Mündung des anderen Weges einmal hinaus, kann ſie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erſt gewiß machen.

Aber iſt's nicht beſſer, ſterben, wenn's ſein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbſtverachtung preisgegeben? oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewiſſe Beute? Denn die Warner bringen Rat dahin, aber kein Brot. — Als ob man ſterben müßte! Als ob ausgemacht wäre, der Holders-Fritz ſei ſtärker als ſie!

Und wenn er's wäre! Und trotz ſeinem Beil! Naht ſie ihm, dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen verſteckt, kann er ſie nicht ſehen, das Beil nicht heben, bis ſie an ihm iſt. Im weichen Graſe rollt der Karren nicht, klirrt das Eiſen nicht. So mit dem Vorteile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung eins! Da müßt' es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiteretei iſt ſchon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und ſich ſelber anzuhalten.

Wir müſſen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen ſeit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er ſein trauriges Schickſal verdient hat, und ob er's um die Heiteretei verdient hat, durch welche es ihm geworden.

Wir folgen dem lärmenden Haufen ſeiner Kameraden und dem Holders-Fritz ſelbſt vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir, nach dem Zank über den Karren hinüber, ſie ſich ſelbſt überlaſſen, nach „der Schwane".

Nicht weit von unſerem Ausgangspunkt klingt uns ſchon Muſik entgegen. Zuweilen wird dieſe von dem Geſchrei vieler durcheinander zankender Stimmen übertönt. Dann macht ein luſtiger Juchheruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer iſt.

Der Adams-Lieb ſchüttelte ſich vor Luſt beinahe aus ſeinen Kleidern heraus, die ebenſo wie ſein gewöhnliches altkluges Weſen auf den Zuwachs berechnet ſchienen. „Die ſind ſchon übereinander. Mach' zu, Fritz! Wir kommen gerade recht."

„Aber wie biſt du nur heint?" unterbrach er ſich ſelber. „Ich mein', du haſt deine Ohren bei deinen Gedanken ſtecken, und die ſind, wer weiß, wo. Den ganzen Tag ſchon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran iſt."

Der Fritz ſchwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wiſſen.

Nun biegen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenſtern lichte Scheine auf das naſſe Pflaſter wirft, über welches umſchlungene Schattengeſtalten, ſich lautlos drehend, hinweghuſchen, iſt „die Schwane".

„Fritz!" ſchrie ein anderer, „du wirſt doch nicht in das Deichle laufen?"

An einem Hauſe hin dehnte ſich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von ſchwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingeratenden vor dem Unterſinken oder ſich ſelber vor dem Verlechzen bewahren ſollten. Davon ſtieg eine Verbindung von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrlich machen ſollen.

Wenig Schritte noch und ſie ſind, in die Thorfahrt eingetreten, an der Wirtsſtubenthür „der Schwane".

„Gehn wir nicht gleich 'nauf in den Saal?" fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Fritz die Thür öffnete. „Ja, du willst erst einmal trinken," beruhigte er sich selber.

Und so war's.

Die Kameraden intonierten das klassische Lied: „Bier her, Bier her, oder ich fall' um." Sie meinten, nur schnell im Durchgehen einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Arger und ihre Verwunderung zugleich, daß er sich setzte, und zwar mit einer Entschiedenheit, als wolle er nie wieder aufstehen.

„Bier, Käterle," rief der Holders-Fritz; „aber gleich sechs Maß für mich allein. Das Bestellen allemal ist mir zuviel."

„Du bist doch gar nicht mehr wie sonst," sagte der Adams-Lieb; „damit hätt's Zeit gehabt bis hernachen."

Aber der Fritz entgegnete: „Dumm's Zeug!" und begann dem inzwischen vor ihn auf den Tisch gestellten Getränke fleißiger zuzusprechen, als ein bloß menschlicher Durst rechtfertigen konnte.

„Er ist noch auf die Heiteretei wild," sagte ein anderer.

„Der wird er's schon zeigen," meinte der Adams-Lieb. „Aber daß du den Lärm oben kannst hören und machst nicht mit, Fritz, das weiß ich nicht, wo ich's hinthun soll. Du bist doch immer ein Kerl gewest. Schon in der Schul', sagen sie, bist du der Gescheit'st, aber auch der Allerwild'st gewest. Und so hast du's hernachen fortgemacht in der Lehr' beim Meister Schramm, und hernachen, wie du Meister bist gewest, erst recht. Na, der mag geschüttelt haben!"

„Gelt," fragte ein anderer, „mit dem Morzenschmied bist du in die Schul' gegangen? Hernachen ist der Kaspers-Andres dein Kamerad gewest. Und nach diesem der Tuchscherer in der Weidengass'."

„Das sind alles alte Philister geworden," lachte der Adams-Lieb. „Und dein letzter vor uns, der Schleiermüller, der thut auch schon, als wenn er den alten Schloßturm auf seinen Armen hätt' getragen, wie der noch ein Wickelkind ist gewest. Und ist keine fünf Jahre älter wie ich. Die haben sich alle vor den Leuten gefürcht't, und was die sagen. Du bist ganz allein frisch und jung geblieben. Du bist doch ein ganzer Kerl. Du machst dir aus allen Leuten nix, und so muß ein rechter Mann sein. Aber nun geh' zu, daß wir 'nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das sag' ich dir. Wenn du noch lang' machst, geh' ich erst einmal allein. Ich muß wenigstens erst sehen, was es giebt."

Und das that der Adams-Lieb.

Unterdes beginnt der Holders-Fritz alles mögliche, in das alte Wildthun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll ist er genug, aber auf andere Weise als er es sein möchte. Er ist toll auf die Heiteretei, daß sie keinen Respekt vor ihm hat; und daß er sich gestehen muß, sie habe recht daran, das macht ihn noch wilder auf sie. So deutlich ist's ihm noch nie geworden, daß der rechte Respekt nicht durch die Kraft seiner gewaltigen Arme und sein gewohntes Wildthun zu erzwingen ist. Darum ist er toll auf dieses Wildthun selber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling stecken geblieben, und Geschlecht um Geschlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt, hatte es an Selbstvorwürfen und inneren Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der anderen Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleise immer mehr ausgetieft. Je nötiger es erschien, aus diesem herauszukommen, um so schwerer erschien es auch. Eine solche Anwandlung hatte ihn heute vom Besuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er sagte sich nun: „Ich hab' anders wollen werden und wär's geworden, aber nun die Heiteretei denken müßt', ich thu's, weil sie's hat gewollt, nun geht's nicht!" Das will er sich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch sie notwendig war, daß diese erst seinen Stolz gegen seine Kameraden aufrufen müssen, um ihn loszulösen aus den festhaltenden Armen der Gewohnheit.

„Ich hab' mehr so dumme Gedanken gehabt," sagte er zu sich selbst, „aber ich hab' sie nicht lassen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder gewest, bis ich sie los worden bin."

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber ist gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Gesichtspunkt der Heiteretei unentrinnbar auf.

Er sieht sich um. „Wenn doch einer käm' und was thät', daß ich wild werden müßt', ich möcht' wollen oder nicht!" denkt er. Er tritt sich selber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zausend mit der Hand durch sein Haar, weil's ihm kein anderer zu Gefallen thun will. Er trinkt immer hastiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. „Die hau'n sich

da oben und wissen nicht, warum! So ein Spaß ist noch nicht gewest. Da sind keine zwei Parten, die's auseinander halten, sondern jeder haut, was ihm vor die Faust kommt."

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeselle wie aus einer Kanone in die Wirtsstube hereingeschossen. Aus eigner Macht, ohne fremde Nachhilfe, hätte er nimmermehr so schnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden, sah er sich herausfordernd um und schien die Anwesenden für die hilfreichen Geister anzusehen, deren Beistand ihn hereinbefördert.

„Nur her," schrie er, „wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!"

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen sich hinter die mächtige Gestalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine solche Herausforderung nicht abweisen um seines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdes waren dem widerwilligen Eindringling mehrere gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das „Hetz! Hetz!" der Heiteretei wieder in seinen Ohren. Er sah, wie der Adams-Lieb und seine übrigen Kameraden sich zuwinkten. Das hatte er hundertmal gesehen, aber halb aus Gutmütigkeit, halb aus Bedürfnis ihrer Gesellschaft nicht gerügt. Dadurch waren sie sicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, sie legten ihm seine Gutmütigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geschehen wäre, fiel' ihm nicht ein: „Das wär's ja, was die Heiteretei hat haben wollen!" Die ganze Stadt und sie selber müßte glauben, er folge ihr, wie ein gescholtener Schulbube seinem Lehrer.

„Greif' nur einer den Holders-Fritz an," schrie indes der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, „wenn er das Herz hat!"

Er erreichte seine Absicht, denn die Eingedrungenen kamen auf den Holders-Fritz los, der noch immer an sich spornte. Die Kameraden verließen den Sitzenden und hielten sich die Thür frei. Der zuerst Hereingeschossene machte mit der rechten Faust eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieser empor. Eine kleine Weile schien die Wirtsstube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte sich der Knäuel, bis er auseinanderflog und stückweise durch die Thür verschwand. Der Holders-Fritz war alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarerweise hatte er in den Zimmerern eigentlich auf seine

Kameraden losgeſchlagen. Wenigſtens war es erſt nur der Zorn über dieſe geweſen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus ſich, wie ein Gewitter einen heftigeren Sturm aus ſich entwickelt, als der es zuſammengeblaſen.

Es wäre ſchwer zu ſagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er war's auf die Heiteretei, auf die Kameraden, auf die Zimmergeſellen, auf die ganze Stadt, auf ſich ſelber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, welches er beginnen mußte, wollte er jenes laſſen. Er ſchämte ſich vor ſich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er ſchämte ſich auch vor ſich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, ſich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigſtens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinaustrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das ſich, in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verſtrickt, hin- und herwälzte. Da ſah man, was man nie geſehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwiſchen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menſchliche Rümpfe in allen Stellungen, die nur möglich. Welches ſterbliche Auge hätte beſtimmen mögen, was zuſammengehörte? Mit überraſchender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwiſchen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgeſcheuchte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenſeitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäuſten, die Zuthulichkeit, womit ganze Haarbüſchel ſich um fremde Finger ſchlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknöchel anpochend unterſuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da eine hohle Stelle ſich finde, oder was eine menſchliche Naſe eigentlich auszuhalten imſtande ſei. Die Muſikanten hatten der Verſuchung nicht widerſtehen können, auf dem Orcheſter all die Kunſtfertigkeiten, die ſie unten im Saale üben ſahen, nachzuahmen. Trompete und Poſaune, Klarinette und Geige wollten ſich von bloßen Stuhlbeinen nicht beſchämen laſſen. Über Mangel an Muſik dabei zu klagen, wäre keinem menſchlichen Gehör eingefallen. Eher war der Muſik zu viel. Für die wenigen Inſtrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem muſikaliſchen Inſtrumente. Das ganze Getümmel war ein

großes, sausendes und quiekendes Hackbrett, das sich selber mit Stuhlbeinen schlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tische und Bänke, wie die letzten Bergspitzen aus den steigenden Wassern der Sündflut. Auf diese hatten die Töchter der Riesen sich geflüchtet. Mit Entsetzen sahen sie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingerissen in die brausenden Wellen, vergeblich sich emporzuheben rangen; zuweilen spülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, sie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah, hoch über allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Fritz ihre Spur. Vor ihm bäumten sich die Gewässer, und hinter ihm zeigte sich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er stand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, gescheiterten Tischen, zerbrochenen Bierkrügen und Fensterscheiben verschnaufend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerschlagenen Fenster hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachspiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht verschont, in ein angstvolles Zittern versetzte, sagte zu ihm: „Wir beiden sind die Sieger.“

Aber schlimmer, als außer ihm, sah es im Innern des wilden Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüster und nüchtern überwachter. „Dem Schwanewirt“ mußte es viel leichter werden, seine Stuhlbeine wieder zusammenzubringen, als das dem Fritz mit seinen zerrissenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie jenem an der Erhaltung des noch Vorhandenen gelegen. Er wäre lieber seine ganzen Erinnerungen und sich selbst mit los geworden. Mechanisch sah er sich nach seinen Kameraden um; aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergessen, daß er sie schonen müsse, solle die Heiteretei nicht triumphieren. So hatten sie das Los der Zimmergesellen geteilt.

In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, statt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüster, öder, grenzenloser Ekel.

„Bursch!“ fuhr er auf, indem er sich an der Brust packte mit einem Griff, der einen anderen aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, „nun ist's aus mit dem Wildthun, das sag' ich dir! Die alt' Zeit hat aufgehört. Hierher kommst du mir nicht wieder!“

Und so warf der Fritz, nachdem er das mit all den anderen aus dem Saale der Schwane gethan, sich selber zugleich aus dem alten, wüsten Leben hinaus.

Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und sich auf einer Schnitzbank in den Städeln sitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchturm; er zählte neun Schläge.

Er sah sich nach seinen Gesellen um, die eigentlich schon seit drei Stunden in voller Arbeit sein sollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er sah überwacht aus. Dem Holders-Fritz fiel zum erstenmal auf das Gewissen, wie sehr zu seinem Nachteil der Junge sich verändert hatte, seit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendlust und Gesundheit geblüht; jetzt erschien er verdrießlich, und sein verbleichtes Gesicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz sich befand, war der Spiegel, den des Lehrjungen Zustand ihm vorhielt, nicht zu verbessern geeignet. Der Junge warf sich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermuteten Anblick seines Meisters ihn in seiner Stellung versteinerte, ein seltsames Schauspiel dar.

„Wo sind die Gesellen?“ fuhr ihn der Meister an. „Ist's etwa sechs, daß du erst kommst?“

Der Junge raffte sich auf und sagte noch immer in staunendem Schrecken: „Herrjeh, der Mäster ist schon auf!“

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: „Ja, wir richten uns nach dem Meister. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht.“

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er schon früher einsehen können; aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, seit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, seit sie ihm nicht mehr gelang, und sie gelang ihm immer schlechter, je weniger sie ihn freute. Er mußte sich zur Arbeit zwingen, das machte sie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern that, daran dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehen, wie sie ging.

Zum Überflusse fand er einen Brief von seinem bedeutendsten Kunden vor, der schrieb: wenn man nicht bessere Arbeit liefere, müsse er weiter gehen.

Sonst war des Holders-Fritz Stolz gewesen, der wildeste, aber auch der geschickteste Meister zu heißen. Er sah, er konnte nur noch für den wildesten gelten; das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme, das er bis jetzt, sich in Wildheit betäubend, abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Gesellen, von denen wir den Salfelder bereits kennen, waren ebenso erstaunt, als es der Lehrling gewesen, wie sie, langsam und mit Gähnen daher schlendernd, den Meister schon vorfanden, und zwar mit zornigem Gesicht.

Der Salfelder meinte, sich ihn zu gewinnen, wenn er dessen gestrige Heldenthat in der Schwane, die schon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm schon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieses Mal geschah das Gegenteil. Der Meister stellte eine strenge Untersuchung an. Es fand sich, daß ein großer Teil des ehemals übervollständigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein anderer in den traurigsten Umständen war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Salfelder auf der Stelle fortgeschickt wurde, und der Hanauer, der sich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, selber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, sein eigenes Bild in zwei treuen Spiegeln zu sehen. Das lange, wilde Haar besonders, das beide Gesellen nach dem Beispiele des Meisters trugen, das Symbol seiner bisherigen Lebensweise, war ihm so widerwärtig geworden, als diese selbst. Ihm schien's, als beseitige er alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer durch seine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart eine Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schicksal traf die Baumelquasten und das lange weichselne Pfeifenrohr; die ersteren wurden gänzlich vernichtet, des letzteren Länge auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte sich zur Arbeit auf seine Schnitzbank gesetzt, als der alte Meister Schramm in die Werkstatt trat.

Wir wissen, welchen Erfolg seine Mahnung hatte.

Die Änderung, welche der Holders-Fritz mit seiner Lebensweise vorzunehmen im Begriffe war, sollte das Werk seines freien Entschlusses scheinen. Sie sollte wo möglich den Leuten zum Trotze geschehen.

Die Leute hatten natürlicherweise von Anfang an schon sein Treiben nicht rühmenswert gefunden. Es war ihm leichter geworden,

ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und wie der Mensch in seiner unbewußten Beifallsbedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beisatz von abgezwungenem Lob oder gar Bewunderung hineinhört, so war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreise seiner Kameraden verlor er allmählich vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur anderen; seine erst eigenwillige Absonderung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüt sich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einstimmens nicht mehr offen stand, durch den Trotz anzuerkennen, den er ihr geflissentlich bei jeder Gelegenheit entgegensetzte.

Die Ermahnung des alten Meisters mußte deshalb das Gegenteil von dem bewirken, was dieser damit beabsichtigte.

Wirklich hätte der Trotz, wider die Meinung der Leute zu schwimmen, den Holders-Fritz fast zu einem Rückfall in sein altes Treiben verleitet, wenigstens zu einer auffallenden Kundgebung gegen dieselbe. Er wäre dem alten Meister nachgerannt, um vor seinen Augen in das erste, beste Wirtshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in seinen geschorenen Haaren nur einen Beweis für das Gegenteil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit seiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er selber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offene Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand sollte ihn sehen, bevor seine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachsen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Fritz zu forschen. Es kam auch mancher, um nach bestellter Arbeit zu fragen oder neue zu bestellen. Hörte der Fritz sein wildes Wesen loben und bewundern, dann freute er sich und sagte: „Ja, denen zum Trotz soll's anders werden." Tadelten sie ihn aber und wünschten, er möge sich bessern, dann war es gut für den neuen Entschluß des Fritz, daß er gegen seine Haare gewütet hatte. Zum Glück geschah das erstere öfter, als das letztere. „Wenigstens sollen sie nicht denken," sagte er, „daß ich's thue."

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht geraten wollte, schnitt er zuweilen wie rasend in die Reise hinein. Dann sagte er sich: „Pfui, Bursch! Das ist immer wieder das alt' Wildern, und der Heiteretei und allen Leuten zum Trotz werd' ich ein anderer!"

Mittags ließ er sich das Essen holen. Er konnte sich denken,

die Großmutter, die ihm sein Hauswesen besorgte, werde selber kommen, um zu sehen, was er mache, weil sie an seinem unberührten Bett bemerken mußte, er sei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn sie ihm seinen Änderungsentschluß anmerkte, würde ihm diesen verleiden.

Allmählich begann die Arbeit, mit der er sich zuerst nur zu betäuben gesucht, ihn zu zerstreuen. Darüber fand er seine Lust daran wieder. Dann sah er mit Freude, wie sie ihm besser gelang, immer schneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er sich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht gesunden Schlafes versprach. Das war eine ganz andere Empfindung, als die geistige Abspannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, sogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beseitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkstatt begann ihm so lieb zu werden, daß er sich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er sich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm sein Kopfkissen und seine Decke herbeiholen.

Ehe er sich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hinterthür in den großen Gras- und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die schöne Ruhe in der Brust, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles sonst mag stehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er sich ein Asyl erworben hat, in welches selbst die Sorge um den nächsten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine gethan, für die Seinen gethan; er kann und darf an einen anderen glauben, der auch das Seine für ihn thun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieses Gefühl, das alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten so schön vorkam, wie nie vorher. Was war das für eine andere Luft als in den dumpfen, rauchigen Bierstuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand, nur wer sein Bestes gegeben hat, besitzt den Sinn, wiederum das Beste anderer zu empfangen. Wie er den Tag thätig war, ist am Abend alles thätig für ihn. So haben ihm sonst die Blüten nicht geduftet, so weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, so emsig hat die Luft ihn nicht gekühlt. Es arbeitet alles um den Preis, den er bereits in der

Bruſt trägt. Alles will ſo zufrieden ſein können, als er es iſt. Der Trotz gegen die Heiteretei, gegen die Leute ſchlummert; er hat ihn mit den Leuten vergeſſen.

Hat er auch die Heiteretei vergeſſen? Sie wird ſchon ſorgen, ihn an ſie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh iſt, vergeſſen zu haben.

Denn das iſt ſie doch, die umſchlingend und umſchlungen da drüben mit dem Nagelſchmiede geht? Der iſt's, es iſt ſein Stadelgarten, der zweite nach Reik zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiteretei iſt's auch; es giebt nur ein Mädchen ſo hoch und ſchlank in Luckenbach. Es iſt ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die ſchmale Mitte; es iſt der rote Unterrock, und es iſt auch ihr federnder Gang, ihre trotzige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es ſind ihre Bewegungen, das Wegwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn ſie ſich der ganzen Welt entgegenſtemmen wollte.

Dem Holders-Fritz ſchießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Geſicht. Er hatte den ſchlanken, glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfaſſenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wiſſen, umgeknickt. Er iſt zornig, ohne zu wiſſen, warum.

„Alſo ſo iſt die?“ lachte er grimmig vor ſich hin. „Ich geh' in die Schwane und trink' die ganz' Nacht. Heint ſollt' den Zimmergeſellen ihr Tanz erſt ſein, hernachen“ ... Aber das ſagt er nur, um ſeinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch ſo ſehr, als vorhin. Er kommt zu ſich und wundert ſich. Das iſt ja, als wär' er der Heiteretei zu Gefallen im Begriffe, ordentlich zu werden, und um ihre Gunſt zu gewinnen. Und das iſt ihm nie eingefallen. Nein, aber daß ſie ſo iſt! Aber das iſt auch wunderlich. Was geht's ihn denn an, wie ſie iſt? Aber dann ſoll ſie auch anderen nichts vorwerfen wollen.

Wie er ſich wieder wendet, ſind beide fort. Er muß über ſich ſelber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigſten. Aber das eigene nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es iſt ſonderbar! er will nichts mit ihr haben, aber ein anderer ſoll's auch nicht.

Nun, ſo ſoll er erſt merken, was geſunde Müdigkeit für ein ſchönes Ding iſt. Ohne ſie hätte er weder ſo zeitig, noch ſo ununterbrochen die ganze Nacht hindurch ſchlafen können, als er that.

Am Morgen ist er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit. Was ist das für ein anderer Morgen, als er seit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er seit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es ist ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht und daß die Vögel singen.

Das Behagen, womit er auf seiner Schnitzbank schafft, oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört sich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerschlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unlustigem Klange, wenn er sich der Leute erinnert oder der Heiteretei, wie er sie gestern belauscht hat. Aber das kommt immer seltener und geht immer schneller vorüber.

Die Stadelthür öffnete er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Lust, noch eine Wand mehr zwischen sich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer seiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann muß er sich Gewalt anthun, daß er nicht sein Verfahren von vorgestern in der Schwane an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speise und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachsende Lust an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Frische und Freudigkeit, die er noch nie gekannt. Das Schwerste gelingt ihm, das Gelungene baut einen ganz anderen Stolz in ihm auf, als sein früherer auf das Wildthun gewesen. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz anderen Gefährten in sich, als seine ehemaligen Kameraden. Er macht sich über alles seine eigenen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das so und das so zu machen, weil's sein Lehrmeister so gemacht hat, dem's wiederum sein Lehrmeister so vorgemacht. Er versucht manches anders. Eins mißlingt, dafür giebt ihm das Gelungene, das ganz sein Werk ist, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor sich stehen sieht, dann sagt er wohl: „Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding, das steht auf sich selber da, so rund, so glatt und so fest, und man kann seine Freud' daran sehn, wie's gefügt ist, daß man keine Fuge sieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuster das Schönst', was sie machen? Der Kerl, der hernachen darin steckt, ist er häßlich, so verschimpfiert er das Werk, und ist er schön, so denkt man wieder, der macht's. Ich möcht' wissen, wie ein Schreiber

an ſeiner Arbeit könnt' ſeine Freud' haben, oder ein Kaufmann, denn die Thaler, die er erwirbt, die hat er nicht ſelber gemacht. Dem Muſikanten ſeine Sach', die iſt vollends in die Luft geblaſen. Er ſieht's keinmal ganz vor ſich, was er hat gemacht, daß er ſich könnt' darüber freu'n."

Das Denken über alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigſtens die Leere, die dem vereinſamten Menſchen nicht ausbleiben kann, wenn es ſie auch nicht erfüllt. Allmählich aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es iſt.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen vor dem Stadel. Sie bewundern ſeine letzte fertige Arbeit, die draußen ſteht.

„Na, ich bin doch auch ein Büttner," ſagte der eine, „und ich mein', nicht der ungeſchickt'ſt. Aber ſo was von Arbeit hab' ich doch noch nicht geſehn. Mein alter Lehrmeiſter iſt der geſchickt'ſt geweſt im ganzen Land, aber das hat er nicht machen können. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht iſt! Das iſt eine ganz neue Mode."

Sie wollen den Meiſter ſprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorſam, ſagt, der Meiſter ſei nicht daheim, und in ſeine Werkſtatt dürfe er niemand laſſen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er ſie hineinlaſſe; ſie ſeien Freunde, dem Meiſter könne es nicht ſchaden.

„Ja," ſagt der andere, indem beide gehen, „glaub's ſchon, daß er niemand in ſeiner Werkſtatt leiden mag, und Büttner am wenigſten. Da muß manch's abzugucken ſein."

Was iſt das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er ſich hätte ſchämen müſſen!

„Ja, Denken," ſagt der Fritz vor ſich hinlachend auf ſeiner Schnitzbank, „Denken macht den Mann, und nicht, daß er ſtarke Arm' hat am Leib. Stärk' und Geſundheit ſind viel wert, wenn ſie richtig gebraucht werden. Und dazu iſt das Denken da. Wie oft hab' ich meine und anderen ihre Stärk' und Geſundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab' gehabt, als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort darauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt' oder nur einen Finger davon, ich wär' der elend'ſt Menſch; und hätt' ich einen anderen drum bracht, ich könnt' nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut' ſind doch auch nicht ſo dumm, wenigſtens die fremden nicht."

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmählich ruhig reden hören; freilich, weil er sich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in seinen Gedanken über sie gestellt hat. Und es ist ein eigen Ding! In seinen Gedanken kann der Mensch sich frei machen; aber sowie er mit Menschen lebt, wird er ihr Sklave, und wenn er sich zu ihrem Beherrscher aufschwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, sei's durch Fügen, sei's durch Trotz.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigene, aus Schmerz und Zorn gemischte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiteretei in ihrem Kosen mit dem Nagelschmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; seine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkstatt, die ihm die Einsamkeit geöffnet, sind ihm eine ganze Welt. Aber er geht absichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Ursache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem ersten Abendspaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht gesehen. Daß sie beisammen sein können, wo er sie nicht sieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art sich bis ins Einzelste auszumalen, das erregt ihn weit stachelnder, als sie zu sehen. In dem Augenblicke, wo sie ruhig zusammen sprachen, hat er wenigstens nicht denken müssen: „Jetzt küßt er sie, jetzt streichelt sie ihn!"

Heute endlich soll er sie wiedersehen, und zwar in größerer Nähe als jenes Mal. Sie kommen, einander jagend, aus der Thür von des Nagelschmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis fast an die andere Planke, der Thür gegenüber, dann schmiegt sie sich um ein schlankes Blütenbäumchen und wendet sich schnell in der Richtung nach dem Fritz zu, der hinter einem großen Mehlfäßchenstrauch steht. Im Mutwillen springt sie über den Haag in den Nachbarsgarten; der Nagelschmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie sie über den Haag in den Garten des Holders-Fritz herein will, ergreift sie der Nagelschmied. Sie will sich losmachen; er hält sie fest. Sie ringen miteinander. Sie macht sich doch wieder los. „Nun warte nur, Annedorle!" droht der Nagelschmied. „Du bist schuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es ist, aber es thut verdammt weh."

Sie meint erst, es ist eine List von ihm, durch die er sie beilocken will. Aber als er in das Gras sinkt, da kommt sie näher. Sie muß doch glauben, er hat sich beschädigt. Sie kniet bei ihm

nieder und ſagt herzlich und bedauernd: „Ich bin auch recht dumm.“ „Ja,“ lacht der Nagelſchmied, indem er ſie umſchlingt, „das biſt du, ſonſt hätt'ſt du dich nicht laſſen fangen.“

Aber noch lauter lacht der Holders-Fritz hinter ſeinem Mehlfäßchenſtrauch — ſo laut, daß die beiden erſchrecken und in Eile wieder dahin zurücklaufen, wo ſie hergekommen ſind.

„Sie iſt's ja nicht, es iſt ja gar nicht die Heiteretei!“ wiederholt er wohl ſechsmal und lacht immer wieder dazwiſchen. Er lacht, daß ſie's nicht iſt, wie er ſich geärgert, weil er meinte, ſie ſei's. Sonſt hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenſcheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er ſonſt vor Freude thun ſoll. Aber die Thür giebt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank ſitzen, legt die Hände auf ſeine Kniee.

„Ob das nicht die junge Frau iſt geweſt?“ ſagt er vor ſich hin. Es hat ſchon lang' geheißen, der Nagelſchmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders-Fritz ſonſt wenig gekümmert, drum hat er's vergeſſen. Jetzt fällt's ihm wieder ein. „Ja,“ meint er, „der Nagelſchmied iſt nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken iſt doch nur eine halbe Sach', wenn man niemand hat, dem man's ſagt. Und ich wär' noch hundertmal ſo vergnügt, wenn ich eins hätt', das ſich mit mir könnt' freuen. Ja, nun begreif' ich's freilich, warum meine alten Kameraden das Wildthun müde geworden ſind, wenn ſie haben geheiratet gehabt. Und hätt' ich auch geheiratet, ich könnt' ſchon lang' da ſein, wo ich jetzt bin, und braucht's nicht heimlich zu ſein.“

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun er's weiß, nun fehlt's ihm erſt recht. Das Denken, womit er die Leere ſeither verdeckt hat, hilft, nun er ſie ſieht, auch nur ſie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil er's niemandem mitteilen kann.

„Wenn du mich doch hätt'ſt zur Frau, da könnt' noch ein Mann aus dir werden!“ Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. „Ja, ſie hat auch darin recht gehabt, die Heiteretei. Und ſie hat's doch wohl eigentlich gut gemeint mit allem, was ſie mir am Gründer Markt geſagt hat. Und es war gut, daß ſie das hat gethan. Und wenn ich mir's recht überleg', ſo hab' ich doch immer an ihre Reden

gedacht. Ich wär' doch nicht anders worden ohne die Heiteretei. Weil ich ihr hab' folgen müssen, das hat mich wild auf sie gemacht. Und so wild ich auf sie war, ich hab' doch nicht anders können. Wenn ich ihr das selber könnt' sagen, es wär' doch ein ganz ander Ding. Und sie thät' sich drüber freuen."

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und sich ihrer geschämt. So erweichend wirkt Einsamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier Natur. Aber auch nur vor sich selber konnte er sich in solchen unbewußten Geständnissen ergehen; dachte er sich in die Welt, unter die Leute zurück, dann schämte er sich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig teilen mußte, solcher Gefühle desto mehr.

Am andern Morgen kam seine Großmutter in den Stadel. Sie wollte sich nicht länger zurückhalten lassen, nach ihm zu sehen. Die Gerüchte, die über ihren Fritz in der Stadt umherliefen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängstlicher Erwartung und war ganz glücklich, als sie den geliebten Enkel weder still wahnsinnig, noch über schlimmen Plänen brütend fand. Sie erstaunte über die an Eigensinn grenzende Ordnung, die in seiner Werkstatt herrschte, über seinen Fleiß — denn er allein schaffte den Tag über mehr, als früher mit seinen beiden Gesellen zusammen —, am meisten und freudigsten über sein heiteres, gesundes und freundliches Aussehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn sie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geschah auch zuweilen, wenn Bekannte draußen vorbeigingen.

Das „Fräle" schüttelte den Kopf, als er ihr seine Gründe dazu mitgeteilt hatte, aber sie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu sagen. Auch von den Gerüchten über ihn schwieg sie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

„Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißt's net. Guck, Fritzle, es wär' freilich besser gewest für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter selig länger wär' am Leben geblieben. Wie du kaum bist zwölf Jahr alt gewest, da hast du armer Jung' schon nix mehr gehabt als dein alt Fräle. Ja, wenn du noch wen'gstens hätt'st Geschwister gehabt; mit denen hätt'st du dich verstanden, und es wär' manch's von euch gered't worden, was gut wär' gewest. Aber was kann ein junger Bursch mit einem alten Fräle reden? Siehste, das ist, als wenn ein Franzos

und ein Pariſer miteinander wollten reden. Da red't der ein' franzöſiſch und der ander' pariſeriſch, und hernachen weiß keiner, was der ander' eigentlich hat gewollt. Siehſte, da hab' ich immer gedacht, wenn das Fritzle nur einmal ſo weit aus dem Gröbſten wär', daß er könnt' frei'n. Und guck', wenn einer auch iſt wie ein Baum, wo einen Stamm hat, wer weiß, wie dick, und einen Wuſt von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erſt, wenn er hat gefreit. Jed' Kind iſt hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zuſammenhält, wo drin er ſteht. Nu, du wirſt dir das alles beſſer ausdenken, wie's ein alt Fräle dir kann ſagen. Und wenn dir's nicht recht iſt, ſo iſt's eben auch ein Wort geweſt. Man red't gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender ſchreibt. Nun ſind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es iſt ſchon eine Zeit her, daß mir die Valtineſſin hat merken laſſen, ihre Ev' gäb' dir keinen Korb. Die Valtineſſin iſt eine große Frau, und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär' davon zu reden. Ich hab' freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, ob's deine auch könnten ſein. Guck, ich bin ein arm Mädle geweſt, wie mich dein Härle (Großvater) ſelig hat genommen, er hat's aber keine Stund' bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab' gedacht, eine Reiche müßt's nicht ſein, wenn's nur eine wär', wie ſie für dich paſſen thut. Es iſt nix leichter, als Frau heißen, aber damit iſt's noch nicht gethan. Guck, die Heiteretei haſt du immer ſo gut können leiden, und wenn ich eine Tichterlesfrau nach meinem Guſtum finden müßt', ich braucht' nicht lang' zu ſuchen."

Der Fritz ſaß rittlings auf ſeiner Schnitzbank. Er ſtreckte ſeine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken ſollte, ihm ſei derſelbe Gedanke ſchon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermutete Zuſammentreffen.

„Ihr ſeid nicht geſcheit," ſagte er dann. „Ihr habt Einfäll', wie ein alt Haus, Fräle. Von mir red' ich gar nicht, und bei der Heiteretei, da kämt Ihr auch ſchön an."

„Ja, du meinſt," entgegnete die Alte, „wegen ihrem Gethu? Es iſt aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird geſagt: willſt du frei'n? oder wenn einer ſagt: willſt du *mich* frei'n? Und einem armen Mädle klingt ſell (jenes) wie Spott. Und ſo haben's die Leut' ihr oft geſagt. Frag' du ſie nur, Fritzle: willſt du mich? du fragſt gewiß nicht fehl."

Der Fritz zog die Beine wieder an ſich und ſetzte die Füße vor ſich auf die Schnitzbank. „Ihr ſeid ein dumm's Fräle," lachte er noch einmal. „Ihr meint, weil ſie arm iſt. Ja, ſeht Ihr, Ihr denkt nicht. Und ein alt Fräle, wie Ihr ſeid, hat's auch nicht nötig. Aber ein Mann, den macht erſt das Denken. Wer fleißig iſt, der iſt nicht arm. Das ſind nur die Leut', die nix machen und ſich umſehn, wo von ſelber was kommen könnt' für ſie. Na, Ihr verſteht das nicht. Wenn ich einmal will frei'n — ich hab' noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt Euch nicht merken, wie Ihr mich habt angetroffen. Der alt' Schramm und die ganzen Leut' ſollen nicht meinen, ſie ſind ſchuld. Und wenn Ihr ſagt, ich bin anders geworden, hernachen werd' ich gleich wieder wild."

Die Großmutter ging, das alte, ehrliche Herz ſo froh, wie ſeit vielen Jahren nicht.

Der Fritz nahm das Schnitzmeſſer wieder zur Hand; aber er legte beide nur auf ſeine Kniee; dafür ſchnitzte er im Kopf an einem Entſchluſſe. Das Holz, daraus der Entſchluß werden ſollte, war verdammt hart und voll Äſte. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Meſſer darüber hinrutſchte, ohne zu packen.

„Wenn du mich zur Frau hätt'ſt," begann ſein Selbſtgeſpräch — „ja, wenn ſie das nicht im Zorn hätt' geſagt! Und das: du denkſt, dich möcht' ich? dich? das war ein dicker Aſt. Und wenn du einen Rock anhätt'ſt, und der wär' aus lauter Thalern gemacht, und an jed's Haar wär' ein Dukaten geſpießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmſt' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich einen möcht'. Aber ich mag gar keinen! Aber das hat ſie eben auch im Zorn geſagt. Der Adams-Lieb und die anderen waren dabei und ich ſelber, und ich hab' ſie erſt in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätt's ebenſo gemacht an ihrer Stell', und ich thät's heut' noch, wenngleich ich innerlich nicht ſo dächt'. Ja, wenn man wüßt', was ſie ſich innerlich dabei gedacht hat, hernachen! — Und das, was das Fräle hat geſagt wegen ihrem Gethu? Solch ein alt ſtumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell', wo ſie ſchneid't. Den Reif da, wo noch ſeine Rinden hat und ungeſpalten iſt, den mach' ich auch nicht ſo um die Stutzen herum. Und ich hab' damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht geſpalten geweſt. Sie hat gemeint, wie ich damals bin geweſt, und da verdenk' ich ihr's jetzt ſelber nicht, wenn ſie mich nicht hat gewollt. Hergegen,

wenn ſie wüßt', wie ich jetzt bin, und daß man ſchon könnt' ſagen: Wer was geſcheit will anfangen, der muß den Meiſter Holder fragen! Und wenn ſie's nun wüßt' und möcht' mich doch nicht und thät' ſich groß damit: der Holders-Fritz iſt wie dem Herrnmüller ſein Spitz; er thut, was ich will, aber einen Spitz nehm' ich doch nicht? Oder ſo; denn ſie hat verwünſchte Reden, wenn ſie anfängt."

Ohne es zu wiſſen, zerhieb er mit dem Schnitzmeſſer den Reif, der vor ihm lag.

„Oho!" ſagte er dann; „das Wildern iſt vorbei." Er packte ſich ſelber mit der nervigen Fauſt vorn beim Hemdekragen. „Ich will doch über dich Herr werden, Burſch! Du ſollſt doch nicht der einzig' ſein, den ich nicht unterkriegt'! Na, da wär' ja der alte Fritz wieder! Das iſt was Recht's, einen an der Gurgel packen. Das iſt's nicht, ſondern Denken macht den Mann!"

„Ja, wenn man halt wüßt', was ſie innerlich meint," ſetzte er ſein Selbſtgeſpräch in einem Tone fort, der mit ſeiner Aufregung abſichtlich im Gegenſatze ſtand. „Aber wie ſoll man das erfahren? Da ſind wieder die verwünſchten Leut'!"

Er vergaß, daß er ja ſelber die Wand zwiſchen den Leuten und ſich aufgeführt. Es ging ihm wie allen, die ſich vereinſamen. Er meinte, die Leute machten Oppoſition gegen ihn, während er dies gegen die Leute that. Den Leuten iſt's bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu thun. Wär' er wieder unter ſie getreten, hätt' er offen um die Heiteretei geworben und gezeigt, daß er anders ſei als ſonſt, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas anderem vergeſſen. Aber er ſetzte ſeinen Groll bei allen voraus, er meinte, ihnen ſei es ebenſo eine Sache des innerſten Menſchen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerem Maße begegnet jedem etwas Ähnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was andere über ſeine Reden und Handlungen denken mögen, die längſt von jenen vergeſſen ſind. Er meint, ſie ſind ſo angelegentlich mit ihm beſchäftigt, als er ſelbſt es iſt.

„Das Fräle mag ich nicht ſchicken," dachte er weiter. „Sie kann nicht gut hören, und ich ſchämt' mich, wenn ich's ihr ſollt' auftragen. Ich könnt' die Heiteretei an einen Ort beſtellen laſſen; das iſt auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt'? Sie iſt immer die letzt' herein vom Feld. So daß ſie meinen müßt', ich käm' ſo zufällig den Weg. Und im Zwielicht; und ich müßt' paſſen, wenn ſie ein-

BIBLIOTHECA

mal allein wär', und auch niemand in den Weg kommen könnt'. Ja, ich thu's! Und die Barten da nehm' ich mit. Wenn mir doch jemand begegnet, daß er meint', ich geh' Weiden hauen. Finster iſt's genug! wenn ich noch den Rock umwend', kennt mich keine Seel'. Und merken ſie doch, und die Heiteretei mag mich nicht, hernachen geh' ich nach Amerika!"

Wir wiſſen, wie wenig es ihm glückte, ſeinen Vorſatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich; ſie war wo anders geweſen, als er gemeint; ein andermal war ſie nicht allein, ein drittes Mal mußte er ſeinen Lauerpoſten verlaſſen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen, deſto verſeſſener wurde er darauf, ſie zu ſprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiteretei, und wenn er fleißig arbeitete, ſo geſchah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für ſie mitſchaffte? Auch auf die Leute, die zwiſchen dem Mädchen und ihm hindernd ſtanden, ward er immer zorniger. Und dieſer Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachſten Wege, das Mädchen durch ſeine Großmutter ausforſchen zu laſſen, oder ſie offen in ihrem Häuschen oder ſonſtwo aufzuſuchen. Am ſchlimmſten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, ſie weiche ihm gefliſſentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wiſſe die ganze Stadt, er ſei ein anderer geworden, und zwar aus Gehorſam gegen die Heiteretei, und er bemühe ſich um ſie, die ihn verſchmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, ſich den Anſchein zu geben, als verfolge er die Heiteretei in böſer Abſicht. Er wollte nun wieder der Alte werden, wieder der völlig wilde Fritz, der Heiteretei, der ganzen Stadt und ſich ſelber zum Trotze.

Er ſtand ſchon in der Kegelbahn im Schwanengarten, als er zu ſich kam und begriff, es ſei der verkehrte Weg, ſich an der Heiteretei und den Leuten zu rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er that es nur, weil die Heiteretei ihn verſchmähte. Nein, ihnen zum Trotz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiteretei mußte Reſpekt vor ihm bekommen und bereuen, was ſie gethan. Der Schwanengarten ſtieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn

Hage wegſtieg, kam er unbemerkt wieder in ſeiner Werkſtatt an. In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon ſtand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von ſeinem Garten ſchied.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hörte er da die Stimme der Heiteretei ſagen. Er merkt, ſie ſteht im Garten des Nagelſchmieds bei dieſem und ſeiner jungen Frau.

„Meinetwegen," ſagt er trotzig zu ſich ſelbſt, „ich geh' in meine Werkſtatt." Er that das wirklich; es war nur ſeltſam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbarsgarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichſelbüſchen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch ſeltſamer, daß er dort ſtehen blieb. Und doch war das letztere gar nicht ſeltſam, denn das Rauſchen ſeiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verraten, wenn er weiter ging.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hatte die Heiteretei geſagt. „Ich könnt' bei guter Zeit mit dem Eiſen da ſein. Aber im Zainhammer iſt's immer, als machten ſie das Eiſen erſt, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der iſt nach Reik gegangen. Hernachen finden ſie die Schlüſſel nicht, und wer weiß, was noch!"

„Das Annedorle muß nur recht tribulieren," entgegnete der Nagelſchmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heiteretei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für ſie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Verwechslung möglich war. Wer die junge Frau allein ſieht, der kann ſie wohl für hübſch halten; doch der Heiteretei gegenüber! Aber er hat eben ſelber gar nicht gewußt, wie hübſch die Heiteretei iſt. Das ſieht er jetzt erſt.

Die Heiteretei iſt an jedem Gliede voller, als die Nagelſchmiedin, und doch im ganzen ſchlanker. Die Nagelſchmiedin hat viel in der Art, ſich zu halten und ſich zu bewegen, mit der Heiteretei gemein; aber es ſieht ſo zufällig an ihr aus, als könnte ſie es auch anders machen; bei der Heiteretei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders ſein könnte, als ſie iſt. Sie gehört zu jenen ſeltenen Geſtalten, die ganz und nur ſie ſelbſt ſind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein notwendiger Beſtandteil des Ganzen iſt, eine Ausſtrahlung ihres innerſten Weſenkerns.

Der Holders-Fritz ſtellt ſich vor, wie ſie ausſehen müßte, wenn ſie geputzt an ſeiner Seite ginge.

„Du biſt mir der recht' Denker!" ſagte er zu ſich. „Da hätt'ſt du gleich daran denken ſollen, daß der Morzenſchmied ein Tuckmäuſer iſt, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiteretei aufbringen. Das iſt dumm, daß die, der Nagelſchmied und ſeine Frau, mit der Heiteretei gehn, ſonſt probiert' ich's heut noch, dem Tuckmäuſer zum Trotz, ob ich mit ihr ſollt' zum Sprechen kommen. Aber nun geſchieht's morgen ganz gewiß. Die werden ſie ja im Zainhammer wieder aufhalten bis zu Abend."

Und mit dem Beginne des nächſten Zwielichts iſt er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, iſt ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann ſie noch nicht ſein.

„Wenn ſie aber den Bühel fährt," meint er, „verpaſſ' ich ſie doch. Der Weg an der Herrnmühl' vorbei, den geht ſie nicht; der wär' ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichsſteg wart', da kann ich ſie nicht verfehlen."

Und auf dem Ulrichsſteg ſteht er nun ſchon eine ganze Stunde lang.

Alles iſt ſtill um ihn, kein Menſch zu ſehen und zu hören, das ganze Thal hin und her. Wie iſt's ſo ſchwül und ſo ängſtlich! Die Weiden flüſtern wehmütig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpft, als möchte er nur ſchnell vorüber ſein, und der Fritz ſollt's auch ſo machen. Gar nicht fern rauſcht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er ſehen, ob denn der Holder-Fritz noch immer auf dem Unglücksſteg ſtehe. Dann verhüllt er ſchnell wieder ſein Antlitz, wie einer, der ſich ſeine Angſt nicht will anſehen laſſen. Wenn er herunter ſieht, dann blinkt das Waſſerrad der Walkmühle wie die Silberſtickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdroſſel ſingt ſo ängſtlich eifrig, als wollte ſie einem Scheidenden noch ſchnell ſo viel von ihrer ſüßen Stimme mit auf den Weg geben, als ſie kann.

Nur der, dem all dieſes ängſtliche Bemühen gilt, teilt es nicht, obgleich es allmählich, ohne daß er weiß, warum, ſeine warmen Gedanken anfröſtelt.

„Heint muß ich erfahren, wie ſie meint," ſagte der Holders-Fritz vor ſich hin. „Will ſie mich, hernachen laß ich Leut' Leut' ſein und führ' ein Leben mit ihr, wie der luſtig' Herrgott von Frankreich, einen Tag ſchöner wie den anderen. Da ſollen die Leut'

einmal ſehn, was ein Büttner eigentlich kann machen, der ſeine Sach' verſteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag gehn wir zuſammen nach den Felſenkellern, oder zum Tanz wohin. Die Leut' ſollen Reſpekt haben, ſie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf tanzen zuſammen — ſtill! iſt das nicht ihr Schiebkarr'n, was ſo geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den ſoll ſie mir nicht mehr anrühren. Sie ſoll nix als kochen zu Haus, oder was ſie ſelber ſonſt will thun. Wenn ich einmal ſterb', ſoll ſie denken: ſo lieb hätt' mich doch kein anderer gehabt! O, ich will's ſchon machen, daß ſie den Fritz nicht ſoll können vergeſſen. Wie ich aber jetzt nur aufs Sterben komm'? Ein Kerl wie ich, da geht's nicht ſo leicht damit, wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab', vollends nicht! Ja freilich: wenn ich ſie hab'!" —

„Aber das iſt ſie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondſchein. Wie das kurios ausſieht. Alles drum 'rum iſt finſter, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarr'n ſind hell. Es iſt ordentlich, als wenn ſie ſelber leuchten thät'. Und noch ein Arm daneben, und es iſt, als deutet' der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär' verwünſcht, wär' ſie wieder nicht allein. Jetzt — ja nu iſt's weg. Nu iſt's dort wieder ſo finſter, wie überall ſonſt. Aber nunmehr müßt' ich ſie doch den Weg ſehn kommen daher, wenn auch nicht mehr ſo deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl' geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat ſo wunderlich gethan. Hat ſie's dem Annedorle doch geſagt, daß ſie mir iſt begegnet und ich hab' nach ihr gefragt? und weicht die mir doch mit Fleiß aus? und hat mich da auf dem Steg geſehn? Aber hernachen müßt' ſie umgewandt ſein und wieder zurück. Oder hab' ich mir's bloß eingebild't, daß ich ſie ſah? Die Leut' reden von Ahnungen, wie ſie's heißen. Soll ich ſie nicht kriegen? Dann geh' ich übermorgen nach Amerika. Jetzt war's doch, als klirrt was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebſten wär' mir's hernachen, ich ſtürb', und lieber heint als morgen. Hernachen wollt' ich, es wär' eine Ahnung geweſt, und die mich hätt' bedeutet. Da unten das dunkle Waſſer unter mir ..."

Der arme Holders-Fritz! Er hat ſie wirklich geſehen; aber er darf's immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will sich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er sich wenden wollte. Einen Augenblick sieht er das bleiche Gesicht der Heiteretei über sich; so wild und bleich, so rollend die braunen Augen, so gepreßt die vollen Lippen; es ist immer noch schön. So lange hört er ihr schnelles, tiefes, lautes Atmen.

Jetzt spritzt das Wasser um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufschlagend, fühlt er wieder festen Boden unter sich; ein Schmerz zuckt vom ersten Finger der rechten Hand nach seinem Herzen zu. Das thut noch ein paar wilde Schläge. In seinen Ohren braust es, als läg' er unterm Walkmüllerwehr. Um seine Brust ringelt sich pressend eine ungeheuere grüne Schlange; über seine Augen legt sich ein dunkelrotes Tuch. Er schnappt nach Luft und zieht ein kaltes, schweres, nasses, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefste Brust, das er nicht wieder herauszustoßen vermag. Das rote Tuch wird schwarz mit durcheinander wimmelnden gelben Sternen. Der Boden unter seinem Kopfe versinkt, der Kopf nach in eine endlose Tiefe. Und diese eigene Empfindung, die schon in Bewußtlosigkeit übergeht, weiß er, ist die Empfindung, die jeder Mensch kennen lernt, aber keiner mehr als einmal.

Nicht lange, und keine Blase mehr spritzt auf über dem Liegenden. Der Wasserspiegel schließt sich und zeigt gleichmütig der stillen Nacht ihr Bild.

So, zu langsam und doch zu schnell, war der Heiteretei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angstschweiß noch eine Ruhenacht, eine Erquickungsnacht gewesen. Da gaukelten nur unbestimmte Erwartungen um sie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute stand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was sie selber Schlimmes wirklich gethan.

Immer und immer wieder zwang es sie, sich zurückzurufen, was sie gern vergessen hätte, und hätte sie alles mit vergessen müssen, was sie in anderen, glücklichen Nächten so gerne gedacht. Und mit unbarmherziger Gewissenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner

wurde ihr geschenkt. Erst die Genugthuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigeren Besinnung die Angst vor der Art, die Furcht vor den Folgen der That. Wie es sie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu sehen, ob er noch lebe! Und warum sollte er nicht? Das Bächlein war ja in den heißen Tagen so seicht und floß dort auf weichem, moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er tot war. Ein so tiefes Mitleid entband sich so seltsam und plötzlich aus seinem Gegensatze. Ein beredterer Anwalt sprach dies jetzt für ihn, als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt. Ja, ihr war, als habe sie selber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge sie, und als müsse sie sich verwundernd besinnen, was sie doch nur getrieben habe zu der feindlichen That. Er hatte nichts gegen sie gebrütet; sie hatte nicht Notwehr geübt. Nein! ohne alle Ursache hatte sie sich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfnis, eine selbstmörderische Lust, ihrer That die geringfügigsten Ursachen unterzulegen, damit sie selber sich nur recht hassenswert erschien.

Aber war jetzt Zeit zu solchen Gedanken? jetzt, wo jeden Augenblick jemand sie sehen konnte? Und wenn sie dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich ist — stehen nicht schon Menschen um den Steg? wohl gar schon die Gerichte? Wenn sie jenen Umweg unter den Erlen einschlägt, kommt sie von der entgegengesetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß sie im Zainhammer gewesen? Hat der Schneider sie nicht gesehen?

Die letzten Einwände treffen sie schon auf dem Erlensteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und ist es ihr nicht gleichgültig, ob man sie sieht? ob man sie ergreift? Wäre ihr in diesem Augenblicke die Todesstrafe nicht Wohlthat? „O, ich wollt'", stöhnte sie vor sich hin, „sie machten mich auch tot!" Warum flieht sie denn? Warum schlägt sie den Unterrock herauf über den Kopf, um sich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte sie jetzt, jetzt niederknieen, und das breite Schwert durchzischte ihr den Nacken! Aber wenn sie mit Ketten geschlossen über die Straße geführt wird, und die Leute weichen scheu vor ihr und flüstern auch nicht eher miteinander, bis sie vorbei ist! Und das Gefängnis! Zwischen den engen Steinwänden soll sie still sitzen, wer weiß, wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl ist! In der

Gerichtsſtube muß ſie ſtehen und ſich von Männern ins Geſicht ſehen und ſich fragen laſſen, wer weiß was! ſtundenlang! Und dazwiſchen iſt's ſo ſtill, daß man nur die Federn knarren hört, die aufſchreiben, was ſie gethan. Und die Leute — aber die Leute wiſſen ja, daß er ſie verfolgt hat; ſie alle können's bezeugen, ſie alle haben's geſehen.

Und ſo oft ſie im gezwungenen wieder und immer wieder Durchleben der Ereigniſſe der ſchrecklichen Nacht an dieſen Gedanken kommt, dann wünſcht ſie den Tag herbei, den ſie doch fürchten muß. Dann ſind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen wird ſie gewiß, daß ſie die That thun mußte, daß ſie in Notwehr war, und Notwehr iſt erlaubt. Ja, ſie hat nur Notwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Axt blinken ſehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht? Sollte ſie in ewiger Angſt leben? Nein! lieber ſterben, wenn es ſein muß! Aber muß es denn ſein? Soll ſie ſich nicht wehren? Und wieder ſtand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt ſie mit dem Mute der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder ſtürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt ſie ſich: „Ich hab's doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt, daß er mir was will thun; ich möcht' nur wiſſen, was mir geweſt wär', daß ich ihm das hab' gethan!" Und wieder endeten und wieder begannen die Ereigniſſe der Nacht ihren ſchwindelerregenden Reihentanz vor den fieberiſch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt ebenſo wie jeder andere.

Die Heiteretei begreift nicht, daß ſein erſter Strahl auf den zerbrochenen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr alles ſo anders iſt. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders ausſehen als ſonſt. Aber der Tag kommt ebendaher, wo ſeine älteren Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht; gleichgültig wie jeder andere, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt ſo blau und golden, als wüßte er ſich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, ſo iſt's auch nicht ein Bote des Kriminalgerichtes, ſo iſt's nur der alte Holunderbuſch, der ſich behaglich in ſich hineinſchüttelt im luſtigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereigniſſen der ſchrecklichen Nacht.

Die Heiteretei ſieht jedes Kleidungsſtück, das ſie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem ſie ſich

wäſcht, erzählt immer noch die alten Geſchichten und nichts von der geſtrigen Nacht.

Wie ſie alles andere ſo feſt ſieht im alten Geleiſe, möchte ſie an ſich ſelber zweifeln. War alles, was ſie erlebt zu haben meint, eben das, vor deſſen ihr unbekanntem Weſen ſie ſich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da ſteht ihr Karren noch mit dem Eiſen. Das hat ſie doch geſtern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelſchmied abliefern können, weil ſie auf dem Umwege ſo ſpät heim kam. Und warum hatte ſie den Umweg gemacht?

So war doch alles wirklich geſchehen.

Aber wie kam es denn, daß man ſie nicht ins Gefängnis holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eiſen muß zum Nagelſchmied. Auf dem Wege dahin wird ſie Leuten begegnen, und die müſſen's ihr doch anſehen, daß ſie es iſt, die es gethan hat. Die Gaſſenjungen müſſen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf ſie zeigen: „Die die da iſt's! Die iſt's geweſen, die hat's gethan!“

Oder war's nicht ſo gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als ſie gefürchtet? Sollte ſie nicht ſterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Unthat auf ihrer Seele tragen müſſen? So will ſie wenigſtens die Ungewißheit los werden.

„Hab' ich's gethan, ſo mögen ſie mich einſetzen,“ ſagte ſie; „hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich ſterben, ſo will ich's wenigſtens nicht am Fürchten. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.“

Aber in dem alten Tone ſprach ſie das nicht.

Nun hört ſie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiteretei muß eilen; ſie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das ſtarke Mädchen vermochte kaum, den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre That mit darauf.

Und wie langſam kommt ſie dieſes Mal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird ſehen, wie ſie zittert, und bedenklich ſtehen bleiben, um ſie recht zu beſehen. Und deſto weniger wird ſie eilen können. So hat ſie gedacht, wie ſie um die Ecke biegend in die Weidengaſſe kam. Und dort ſteht ſchon einer am Fenſter und beobachtet ſie. Er öffnet das Fenſter und ruft: „Die iſt's!“ Nein;

er ruft dem Bader, der aus einem anderen Hauſe kommt, zu eilen! Aber weshalb? Soll er ihm helfen, ſie beobachten? oder ſie aufhalten? „Er barbiert wohl den Wirten ihre Fäſſer, und Seine Kunden können ſich den Bart mit der Scher' abſchneiden?“ So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenſter, und der Bader entgegnet lallend und ſtolpernd: „Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter!“ „Das iſt ja auch wie jeden Tag,“ ſagt wieder aufatmend die Heiteretei.

Sie kommt durch Gaſſen und Gäßchen; da hat jedermann mit ſich ſelbſt zu thun; wenn einer auf ſie redet, ſo iſt's mit einem herkömmlichen Spaße. Niemand ſieht ihre That ihr an. Nirgends ſtehen Leute beiſammen, die miteinander flüſtern und ſich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches iſt geſchehen. Die Gaſſenjungen ſchlendern der Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf ſie: „Die iſt's, die hat's gethan.“ Ihre Laſt wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

„Ich mein', das Annedorle iſt über Nacht geblieben im Zainhammer,“ ſagt der Nagelſchmied, der in ſeiner Thür ſteht. „Die iſt gut nach dem Tode ſchicken.“

Die Heiteretei weiß nicht, ſoll ſie ſagen, ſie ſei die Nacht zu ſpät heimgekommen, um das Eiſen noch zu überliefern. „Ich denk',“ ſagt ſie, „damit wartet Ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarr'n kann ich wohl da bei Euch laſſen ſtehn, dann brauch' ich nicht erſt noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein nehm' ich ihn wieder mit.“

„Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut ſtehn und rupft den Lein 'raus, Annedorle.“ Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiteretei ruft ihm noch nach: „Seht Ihr nur Eure Naſen nicht für einen glüh'nden Nagel an.“

Dann geht ſie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichsthore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich nebeneinander. Mit dem einen iſt ſie in der alten Umgebung die alte Heiteretei, mit dem anderen eine Verbrecherin, die jeden Blick auf ſich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauſchenden Blatt erſchrickt. Bald ſcheint ihr dieſes, bald jenes Wirklichkeit und das andere ein Traum.

Nun iſt ſie aus dem Thor; der Weg, den ſie geht, iſt der Ulrichsweg, derſelbe Weg, auf dem ſie geſtern die That verübt. Faſt möchte ſie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht ſie's wie gewaltſam und wie der Vollendung ihres Verhängniſſes entgegen.

Wie ist das heute anders als gestern! Wie viel Menschen beleben die Gegend, die gestern so einsam war!

„Bist du auch einmal die letzt', Annedorle?" ruft ihr eine Stimme zu. Es sind ihre Mitjäterinnen auf der Base Leinfeld, die stehen blieben, weil sie die Heiteretei sich nachkommen sahen. Die Heiteretei holt sie ein. Nun gehen sie zusammen weiter. Die Mädchen erzählen sich allerlei, necken sich und lachen; von dem Holders-Fritz wissen sie, scheint es, nichts.

Nun sind sie nahe am Ulrichssteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehen wird ein scherzender Gruß ausgetauscht, und noch immer hat kein Mensch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte schon wieder glauben, ein Traum habe sie zum besten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, sind die Wassergräser menschenleibslang niedergedrückt, und darüber steht eine Pfütze.

Kein Mensch sieht danach; die Heiteretei nur mit einem einzigen scheuen Blicke. Zugleich fragt sie: „Aber was ist das für ein Rauch da links in den Bergen?"

„Ein Rauch? Möcht' ich wissen, wo! Was du auch manchmal siehst, Annedorle?"

Die Heiteretei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Mut, die gelungene List zu nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der anderen werden dem ihren folgen, wenn sie nach der Pfütze sieht.

Nun sind sie über den Steg.

Die Heiteretei trägt ihren Hut an den langen Bändern und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit sie sich zurückwenden muß, wenn sie ihn aufhebt. Aber sie hat nicht an die Erlen gedacht — dieselben tief herabhängenden Zweige, die gestern ihr Heranfahren auf den Holders-Fritz versteckten, verdeckten ihr jetzt die Aussicht nach dem Bache.

„Möcht' ich nur wissen, wer mir den Hut beschrie'n hätt'!" lacht die Heiteretei und martert sich während des ganzen Scherzgesprächs, das sich an diese Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke sich zu vergegenwärtigen. Aber so deutlich vermag sie es sich nicht zurückzurufen, daß sie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze stand oder nicht.

Innerlich damit beschäftigt, ist sie schon auf dem Leinfelde und

mit ihren Gefährtinnen lange in der Arbeit begriffen, und meint noch auf dem Wege zu sein. Da weckt sie die Stimme eines Vorübergehenden. Es ist die Stimme ihres Verhängnisses selbst.

„Wißt ihr's schon?"

Die Mädchen richten sich auf und sehen nach dem Fragenden. Die Heiteretei, die dem Weg am nächsten steht, muß an sich halten — sonst merken alle, sie weiß es schon, was der erst sagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter spricht! Aber nur der Heiteretei, den anderen nicht, so neugierig sie sind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und währenddessen muß sie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müssen die anderen nicht.

„Der Holders-Fritz," fährt die Stimme fort, und die Heiteretei zuckt zusammen, „ist aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichssteg."

Die Angst der Heiteretei eilt dem Erzähler voraus: „Die Heiteretei hat ihn . . ." Aber nein! Der fährt anders fort.

„Man weiß nicht," sagt er, „ob er selber ist hineingestürzt, oder ob ihn jemand anders hat hineingeworfen, aber tot ist er."

Die Heiteretei vergißt, Atem zu holen; fast hätte sie vergessen, zu leben. Aber — „Ja, so tot, wie wir sind!" lacht eine andere Stimme. „Der recht' Arm ist gelähmt, sonst nix. Er ist damit auf einen spitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen hau'n. Ich hab' ihn selber gesehn."

„Auf dem Gericht?" fragte der erste.

„Hast dir's auch lassen weismachen? Wenn sich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von selber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufsteht und geht allein nach heim, das thät' gerad' noch fehlen!"

Weiter hörte die Heiteretei nichts.

Die anderen wußten nicht, was ihr begegnet war, daß sie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn sie jemanden umarmen wollte, und in einem Atem weinte und lachte.

„Was ist dem Annedorle?" fragte die Base erschrocken.

„Nix," sagte die Heiteretei, noch immer zugleich lachend und weinend. „Nix, Bäs, nix. So ein verwünschtes Viergebein (Eidechse)! Ich jät' der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn

ſie nicht die Viergebein' abſchafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, laſſ' Sie nur die Viergebein'; ſie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt iſt ſo eine luſtige Welt! — —"

„Seht," ſagte der Gurken-Kaſpar, von ſeinem Kartoffelfeld auf die Heiteretei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. „Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiteretei, Heiteretei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen."

Auf einem anderen Felde ſtand ein Burſche. Man ſah, er ſuchte ein Geſpräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

„Annedorle!" rief er, „du tanz'ſt wohl ſchon auf die Kirchweih los?"

„Ja," ſagte die Heiteretei. „Hernachen bin ich fertig, wenn du anfängſt. So bleiben wir im Geſchick."

Auf einer Wieſe lachte man den Abgefertigten aus.

„Wann wird der einmal eine geſcheite Antwort fehlen!" rief einer.

„Wenn du einmal eine haſt," entgegnete die Heiteretei. „Das geſchieht in ſieben Jahren nicht."

Der Gurken-Kaſpar ſagte noch hinter ihr her: „Die Tag' war mir's immerfort, als wär' der Kreuzberg nicht mehr an ſeiner Stell', es war mir was, und ich hab' doch nicht gewußt, wo ich's hin thun ſoll. Nun merk' ich's erſt; das iſt gekommen, weil die Heiteretei nicht mehr ſo getanzt iſt wie ſonſt."

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir, durch den Anprall der Heiteretei vom Ulrichsſteg herabgeſtürzt, im Zehntbach unterſinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blaſe mehr ſtieg über ihm auf, der Waſſerſpiegel ſchloß ſich über ihm und zeigte gleichmütig der ſtillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus ſeinen Sehnſuchtsgedanken herausgeriſſen worden, zu unvermutet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu ſchnell der betäubende Sturz und das erſtickende Einatmen des ſchlammigen Waſſers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geſchehen und wo er war, und auch der letzte Reſt der Beſinnung mußte ihn verlaſſen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über Leben und Tod entſcheiden ſollte, ein inſtinktmäßiges Aufſtemmen der Hände auf dem ſeichten Grunde des Sumpfes, Kopf und Bruſt über die Waſſerfläche empor und hielt ſie da feſt, bis das Eingeſchluckte durch Mund und Naſe wiederum herausgeſtoßen war. Das Dunkel vor den Augen ſchwand; die grüne Schlange wälzte

ſich von ſeiner Bruſt herab, ſowie dieſe ſtatt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einſog, und ringelte ſich glitzernd und rieſenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, ſie ſei nichts anderes als der altbekannte Zehntbach, und er ſelber liege bis an die Bruſt in des Baches Waſſern. Was über ihm ſchwarz vom blauen Nachthimmel ſich abſchnitt, war der Ulrichsſteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch geſtanden. Er beſann ſich, was er eben gethan und wie er heruntergekommen ſei, und konnte erſt nichts finden, als über ihm vorbei raſend ein bleiches, wildes Mädchengeſicht mit rollenden braunen Augen und zuſammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüſtern ſchwer, raſch und hörbar atmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um ſich auf ihn hinaufzuſchwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte, machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle ſuchen, wo das Ufer ſeichter war, und über einen Teil der Wieſe, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühſam fand er endlich zuſammen, was an und in ihm vorgegangen in dem Augenblicke zwiſchen ſeinen harrenden Sehnſuchtsgedanken und dem Sturz in das Waſſer. Er hatte dem ſo plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegengeſtreckt, und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen ſeine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem erſten Finger derſelben abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen ſein. Aber ſeine erſte tief heraufquellende Empfindung war: „Wär'ſt du doch liegen blieben im Bach!“

Er wußte nicht, war der preſſende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand, oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Bruſt hinein. Wie ſeine Seele rang zwiſchen Zorn und Schmerz, er fand nur die Frage: „Was haſt du ihr gethan?“ Er empfand mit einer Art ſchmerzlicher Luſt ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anſtatt ihn freizumachen von ſeiner Liebe zu ihr, trieb es dieſe nur zu größerem Wachstum. Es ſcheint dies wunderlich, aber es iſt's nicht. Oft macht, was wir voraus haben vor anderen, uns ſie zu lieben geneigt, während wir, im Bewußtſein, gegen andere im Unrecht zu ſtehen, in ihnen das Gefühl unſeres Zurückſtehens haſſen. Aber ſeinem Stolze kam eine unerwartete Hilfe.

Er hörte ſchadenfroh lachen. Zornig wandte er ſich und fand den Läppelsſchneider hinter ſich ſtehen. So hatte das Tier, das dem

Holders-Fritz alles zum Possen that: die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieses heute gehört, das wußte morgen das ganze Tier. Da stand der alte Groll wieder auf seinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe streitig.

„Nu kann man wohl lachen," sagte der Schneider; „denn wie man sieht, hat dir das" — er machte die Bewegung des Schwingens — „nix geschad't. Ja, das ist ein Teufelsmädle, das!"

„Wer?" fragte der Fritz, der nicht geahnt, einen Zeugen seines Sturzes zu haben, wild.

„Dächt' ich doch," entgegnete der Schneider, noch stärker lachend, „du wüßt'st, wen ich mein'. Spürst sie wohl noch in allen Gliedern, denk' ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du so weit vom Steg bist geflogen! Mach' mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz' Stadt, du hast ihr aufgelauert schon eine Wochen lang. Sie hat einmal sollen sehn, sie ist nicht die Allerstärkst' und nimmt's mit jedem Mannsbild auf. Sie hat sollen sehn, du bist doch stärker. Du brauchst dich nicht zu ärgern, daß dir's quer ist gangen. Da am Gründer Markt hat sie's dem Morzenschmied und dem Weber vom Säumarkt nicht besser gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach'. Muß das ein Griff gewest sein! Ja, die hat Arm' wie Buchenäst', das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle" — er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszusehen, — „ich hab' Stärk' wie einer da in meinen Armen, aber bei der ist der starke Holders-Fritz nix. Wir wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie soll schon Respekt kriegen vor uns Mannern."

„Ich weiß nicht," entgegnete der Fritz, „was du mit deiner Sie willst und wen du damit meinst! Ich hab' Weiden wollen hau'n und mich zu weit übergebogen; da hab' ich das Geschick verloren und bin gestürzt. Kann sein, es ist eins just über den Steg gangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dir's da vorgekommen ist!"

Er wußte selber nicht, was ihn zu diesem Vorgeben trieb. Er meinte, es sei nur die Scham vor den Leuten, und doch war ebensoviel Sorge um das Mädchen mit dabei.

„Ja," sagte der Schneider, „du willst nicht, daß es heißt: den starken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerannt. Aber das geht mich nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er sieht."

Dem Holders-Fritz ſtieß der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildthun greifen mußte. „Ich ſag', ich hab' Weiden wollen hau'n und bin ſelber gefallen, und du weißt nicht, was du red'ſt. Wer's anders ſagt, der hat's mit mir zu thun!"

„Ja," meinte der Schneider, „da möcht' man faſt dem Morzenſchmied recht geben, du hätt'ſt ihr bloß aufgepaßt, du wär'ſt in ſie verſchameriert und hätt'ſt deine Sach' wollen anbringen, weil du ihr nix willſt laſſen thun. Und da iſt die Geſchicht' noch närriſcher. Ich hör' die Manner ſchon im Gringel lachen. Hahaha!"

Dem Fritz lohte die Scham ins Geſicht.

„Ja, es giebt weiter keine in Luckenbach! Und wenn ich wart', wo die Valtineſſen-Ev' vorbeigeht oder ſonſt eine, ſo geht das keinen Schneider was an."

„So? haſt du's auf die gemünzt, und die Heiteretei hat gemeint, es gilt ihr? Du haſt mit der Ev' wollen kareſſieren, und die Heiteretei meint, du willſt ihr deine Stärk' zeigen; das iſt verwünſcht!"

„Du biſt ſtill mit der Heiteretei!" rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, ſie nicht mit dieſem Namen und überhaupt gar nicht nennen ſollte. „Und ich ſag' dir's noch einmal, wer die Lügen ausſprengt, die du da haſt geſagt, der ſoll ſehn . . ."

Der Fritz ſchwang den gewaltigen Arm, um ſeiner Rede mit einem Schlag auf einen imaginierten Wirtstiſch Gewicht zu geben, und zuckte zuſammen vor dem Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Geſpräches vergeſſen.

„Hm," meinte der Schneider, „deine Urſach' mußt du doch haben. Ja, von der Ev' und dir iſt die Red' geweſt, und an ſo ein arm Mädle, wie die Heiteretei iſt, — na, ich ſag' nichts wieder von der Heiteretei, brauchſt nicht ſo aufzufahren, — an ſo eine iſt da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev', die hat ein paar Kaſten und Zeugs darin! Und da meinſt du auch, die Ev' wird's erfahren, und du verlierſt den Reſpekt. Ja, und Reſpekt muß im Haus ſein; darauf halt' ich auch. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht' mich vor dir und bin ſtill aus Furcht. Da kennſt du den Schneider ſchlecht. Ich red' ſo nicht von Sachen, wo mich nix angehn. Das ſchickt ſich nicht für einen, wo ein Mann iſt. Deswegen kannſt du ohne Furcht ſein, Fritzle; da kannſt du dich tröſten."

Sie waren im Gespräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege sich schieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritz erst, daß ihn fröstelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er sagte zu sich: „Ich wollt', mir wär [illegible]der's eingefallen, als das Ordentlichsein. Das ist schuld an der g[illegible]zen Geschicht'. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das ist verwünscht, daß es wieder die Wahrheit ist. Ich könnt' gleich wieder in das alt' Wildthun hineinkommen. Ich wollt', ich wär' nie anders gewest. Das Denken ist dumm Zeug; deshalb ist das Vieh so vergnügt, weil's nicht denkt. Jetzt gleich geh' ich in die Schwane und geh' nicht eher wieder heraus, bis ich die vergessen hab'."

Er hielt den schon schneller gewordenen Schritt wieder an und biß die Zähne zusammen.

„Ja, daß sie mich auslachen da und sagen: Er ist wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in den Bach gerennt. Und wenn sie ihn nicht in den Bach hätt' gerennt, wär' sie ihn nicht losgeworden; so ist er ihr überall nachgelaufen. Und daß sie selber sagt: Er ist gewest wie dem Herrnmüller sein Spitz, und so einem muß man einen Tritt geben, sonst hat man keine Ruh' vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht aufsässig kann sein, und wenn sie noch schlimmer wär' und noch niederträchtiger thät'! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab' ich erst Zeit zum Aufpassen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann sich der Spitz lassen treten, soviel er Lust hat. Das wird anders, Bursch, das sag' ich dir! Die Ev' sollst du frei'n, so wahr ich der Holders-Fritz bin. Das soll dir nicht umsonst eingefallen sein. Der Schneider hat mir's auch geglaubt; da werden's die Leut' schon erfahren, daß ich der Ev' aufgepaßt hab' und nicht jener. Und die Heiteretei . . ."

Er blieb wieder stehen. Es fiel ihm ein, da die Heiteretei nichts mit ihm haben wolle, werde sie sich nicht ärgern, nähm' er die Ev'. „Und wenn ich's ihr nicht zum Trotz thu', so thu' ich's dir selber zum Trotz," sagte er dann wieder zu sich, „weil du sie nicht aus den Gedanken kannst bringen. Wild thu' ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Bursch! Du sollst mir die Ev' heiraten. Warum willst du jene nicht vergessen?!"

Er hatte sich selber am Kragen gepackt, so war's ihm Ernst.

Es war das eine ſehr mittelbare Weiſe, ſich an der Heiteretei in ſeiner eigenen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt ſie feſt.

„Fräle,“ ſagte er zu der Großmutter, „Ihr habt mir neulich von der — Valtineſſin-Ev' gered't, Ihr wißt ſchon, was. Das könnt Ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach' fertig ſein. Ich bin ihr ſchon lang' zu Gefallen gangen, — das könnt Ihr ſagen — und hab' ſie nicht allein können antreffen.“

Die Großmutter wunderte ſich, ihn einmal wieder in ſeinem Hauſe zu ſehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da ſie ſeinen Zuſtand gewahr wurde, ſeine Kleider naß und voll Schlamm, ihn fröſteln und von ſeinem verletzten Finger Blut fließen ſah, geriet ſie außer ſich.

„Es iſt nix,“ ſagte er; „beim Weidenſchneiden bin ich in den Zehntbach gefallen.“

Die Alte, voll Furcht, er könne ſich erkälten, wollte ihn im Hauſe behalten und bewegen, ſchnell zu Bett zu gehen oder wenigſtens die Kleider zu wechſeln. Er könne den Tod haben davon.

„Wär' mir juſt recht,“ dachte der Fritz. Er blieb darauf, ſo wie er ſei, nach ſeiner Werkſtatt zu gehen, und wenn ſie ihm den Bader etwa nachſchicke, der ſolle ſehen, ſeine andere Hand ſei noch geſund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß ſie ſagte: „Aber, du bös Tichterle, wenn du krank wirſt, oder der Finger wird ſchlimm, daß du nicht kannſt arbeiten?“

„Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich ſeh' nicht, wozu! Ich ſeh' nicht, wozu einer leben will!“ fuhr der Fritz auf. „Wenn Ihr was wollt thun, Fräle, ſo macht das geſchwind fertig, ich hab' Euch geſagt, was. Oder ich geh' übermorgen nach Amerika.“

Die Vorſtellung, daß einer nach Amerika auswandere, war der Großmutter immer ſchrecklicher geweſen als die des Sterbens. Da, meinte ſie, komme man zu ſeinen Leuten und dort zu lauter Fremden. Die Valtineſſin-Ev' ſchien ihr nicht die Frau, die ſie ihrem Enkel wünſchen ſollte. Doch verſprach ſie ihm, die Sache möglichſt bald in Richtigkeit zu bringen, wenn ſie auch bei ſich dachte: „Das iſt die beſt' Eil', die nix übereilt, und Gott ſei's gedankt, der Menſchen Gedanken in ihren Köpfen ſind auch nicht ſo feſt, als die Erd' unter ihren Füßen.“

Sie konnte nicht ſchlafen. Es fiel ihr nun erſt recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelrot, bald totenbleich geſehen, ſein ganzes zerſtörtes Weſen, wie er zuweilen gewankt; wieviel Blut er

auf dem Heimwege schon verloren haben müsse. „Besser ist besser," meinte sie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengasse und weckte den Bader. Mit diesem kam sie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkstatt an.

Den andern Abend saß der Morzenschmied ganz still im „Gringel". Er hatte sich beiseite gemacht und schien wenig von dem zu hören, was gesprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wissen, er sei krank. Der Morzenschmied meinte: „Ja, einen Schnupfen mag er schon gekriegt haben davon." Dann kroch er ganz in sich hinein und versank völlig in die Betrachtung seiner Pfeife. Er hielt sie wieder und wieder einmal so nah vor seine Augen, als wär' er plötzlich kurzsichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weise zusammen, die nur ihm gehörte, bis sie ganz schief zu stehen schienen, und immer öfter meldeten sich Anwandlungen des eigenen Schluchzens, das wir schon an ihm kennen.

Endlich erhob er sich, lange vor seiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte schweigend und duchste hinaus.

Ebenso duchsig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar flüchtiger Blick zeigte ihm, daß seine Morzenschmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles saß. Sie nahm sich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden wahr, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte sich sein vorher ganz zusammengeschobenes und gefaltetes Gesicht ebenso in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin sah ihm eine Weile zu. Die Neugierde schraubte sie mit unsichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es kostete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie so langsam eingeschlafen, als diesen Abend. Als es endlich doch geschehen, stand sie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: „Aber was ist denn? Was hast du nur wieder einmal?"

„Du bist da?" gegenfragte der Schmied über seine Schulter. Dann, indem er sich wandte: „Hast du denn auch Thee genug daheim für die Nacht?"

„Wie kommst du auf den Thee, Morzenschmied? Hast's etwa wieder einmal in der Achsel? Ach, deinen Schlucker hast du einmal wieder!"

Der Morzenſchmied antwortete nicht, ſondern ſagte wie zu ſich ſelbſt: „Ich bin nur froh, daß ich froh bin.“ Dann wandte er ſich zu der Schmiedin: „Ich ſag' dir, es giebt nix Geſcheiter's auf der Welt, als wenn einer ſo eine geſcheite Frau hat wie ich. So gut iſt heut nicht ein jeder dran. Ja, ja. Das wird eine ſchöne Geſchicht'! Ich hab's mir gedacht, was mit der Wachtſtuben noch müßt' herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran ſchuld ſind! Ja, du weißt's wohl noch gar nicht? Die Heiteretei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht' nicht unter denen ſein, die ihr ſo lang' haben angſt gemacht, bis ſie deſperat iſt geworden.“

„Die Heiteretei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es iſt gar ſo gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders-Fräle ſelber hat mir's geſagt.“

„Ja,“ ſagte der Schmied, „daß er noch lebt, das iſt nicht denen ihre Schuld; das Gericht ſieht darauf, wie's hätt' können werden. So ſteht's im Geſetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er ſollt' ertrinken, und dazu haben ſie die verrückten Wachtſtubenweiber gebracht. Sie haben ihr weis gemacht, der Fritz hätt' ein Beil bei mir beſtellt, und was noch ſonſt für dummes Zeug.“

„Ja, haſt du's denn nicht ſelber geſagt?“ fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angſt. „Und nu ſollen's die armen Weiber, du greulicher Mann?“

Der Schmied ſchien die Rede ſeiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. „Ja, wir beiden können lachen,“ fuhr er fort. „Ich hab' freilich auch ſo was gedacht, aber Denken iſt ein andrer Mann wie Sagen. Und der Morzenſchmied iſt kein Eſel ſeines Namens, daß er ſo ſchrecklich gefährliche Ding' auf dem Markt ausſchreit. Ich hab's niemand geſagt, als dir, Lene; und hab' dir das Weiterſagen obendrein verboten. Sag' nix; ich weiß ja, das war unnötig. Du biſt das vernünftigſt' Weib in der Stadt und verbrennſt dir von ſelber nicht die Finger. Weil ich ſo hab' geſehn, wie die andern Manner in Angſt ſind geweſt, da hab' ich erſt gemerkt, was ich an dir hab'. Und da hab' ich dir ein ganz Pädle Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitbracht, weil du die ſo gern ißt. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten ſie mit glühenden Zangen nix davon abgezwackt, was ich dir hab' geſagt, du ſollſt's heimlich halten. Und da iſt auch Zeug zu einem Schöpple für dich.

Du hätt'ſt längſt gern ſo eins gehabt. Siehſtu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zulieb' thun. Mach' doch und iß, Lenele. Sie ſind wohl nicht ſüß genung? Sind von den beſten, wo er hat. Denn ſiehſtu, wenn auch die Heiteretei nicht desparat wär' geworden, ſo haben die verrückten Wachtſtubenweiber doch geſagt, der Fritz will ſie umbringen. Ja, das will das Gericht nun bewieſen haben; wer weiß, müſſen die Weiber einen leiblichen Eid ſchwören vor einem Tiſch, der ganz ſchwarz aus iſt geſchlagen, und da liegt ein Totenkopf drauf und die Geiſtlichkeit ſteht dabei und der Meiſter Schramm, ihr Hintertiertel, und unten auf der Gaſſ' ſingt der Kantor mit ſeinen Jungen. Der verwünſcht' Schlucker! Iß doch, Lenele. Ich mein', es iſt ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmatz hab' geben. Komm her, Lenele; thu nicht ſo ſchämerig; eine Frau braucht nicht ſo zu thun. Und wie dir das Schöpple wird ſtehn! Ja, es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu laſſen bau'n, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Alſo Thee haſtu für die Nacht. Ich bin ſchrecklich müd'. Was ſchlägſt du denn die Händ' da unterm Tiſch zuſammen? Ich meint', du wär'ſt ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtſtubenweiber? Warum ſind die ſo dumm!"

Damit duchſte der Schmied in ſeine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tiſch die Hände. Sie ſtand ſchon halb vor dem ſchwarzbeſchlagenen Tiſche, halb ſtak ſie im Trillerhauſe.

„Haſt auch Öl für morgen früh?" fragte der Schmied ſchon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie ſetzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem ſie die Haltebänder geknüpft, was nicht ſo ſchnell ging, da Händezuſammenſchlagen und Schleifenbinden Dinge ſind, die zu vereinigen man ein Taſchenſpieler ſein muß, nahm ſie ihr Gehäuſe um und verſchwand in der Finſternis der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaſpar der Heiteretei länger nachſehen können, der Kreuzberg hätte ſich wieder um ein Stück aus ſeiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte ſie nur den einzigen Gedanken gejubelt: „Der Fritz lebt! Du haſt ihn nicht auf deinem Gewiſſen! Du wirſt nicht geſchloſſen über die Gaſſe geführt, daß die Leute ausweichend ſchweigen, wenn du vorbeikommſt, und nicht eher flüſtern, als bis du vorüber biſt! Nicht im engen Gefängnis lange Monden lang

ſitzen, du ſollſt frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirſche in dem Walde!“ Der Glanz des Ganzen, der ſo plötzlich die Finſternis vertrieben, hatte ſie fürs Einzelne geblendet. Nun ihr Auge ſich an ihn gewöhnte, trat auch dieſes hervor.

„Der Fritz lebt, aber ſein Arm iſt gelähmt, und das haſt du gethan. Wie ſoll er ſchaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt: er iſt ſelber gefallen, hat er geſagt.“ Von ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerſpitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas Süßes hat. „Er ſchont dich: und du haſt ihm das gethan,“ meinte der Schmerz: das Süße daran iſt der Gedanke: „er ſchont dich“. Denn heißt das nicht: „er iſt dir nicht feindſelig: er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böſes zu thun, vielleicht gar —?“ Aber dieſes voreilige Vielleicht mit ſeinem blauen Himmel ſchwindet. „Denn, freilich,“ ſagt ſie, „ſollt' es heißen, ein Mädle hat den ſtarken Fritz überwunden? Dazu iſt er zu ſtolz auf ſeine Stärk'. Und ich hätt's an ſeiner Stelle auch nicht können geſtehn.“ — Warum aber iſt ſie nun traurig?

Ja, der Gurken-Kaſpar ſchüttelte den Kopf, ſäh' er ſie ſo vor ſich hingebückt gehen, als leſe ſie ihre Gedanken von der Erde auf.

So iſt's. Aber iſt es nicht noch unendlich gut, daß es nur ſo iſt? und nicht ſo unendlich ſchlimm, als es ſein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als ſie emporſehend ihr Häuschen erblickte und den alten Holunderbuſch, wie er ſchon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

„Sind die dummen großen Weiber ſchon wieder da beiſammen? Nun iſt's doch mit dem Warnen aus und dem andern dummen Zeug. Wieviel haben die nicht gered't, was ſie müßten verſäumen meinetwegen! Da ſollt' man meinen, ſie ſind nun beim Nachholen daheim. Ja, proſ't: ums Plaudern iſt's den Weibern zu thun geweſt, und das Häusle ſteht ſo juſt am End', da kann man hineinwiſchen, und es ſieht's kein Menſch, der es könnt' bereden. Nu, ich will mir's noch ein Tager etliche laſſen gefallen. Aber hernachen hört's auf; hernachen kehr' ich aus. Und ſo iſt's und nu iſt's fertig!“

Man kann ſich denken, mit welcher Freude die Heiteretei von den „Wachtſtubenweibern“ empfangen wurde. Und auch Stolz war

dabei. Der Himmel hatte die Heiteretei gerettet, indem er den boshaften Auflaurer in die eigene Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiteretei in den Bach werfen wollen, in den er selber nun gestürzt. Aber es fragte sich sehr, ob der Himmel ohne die Wünsche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein solch Exempel statuiert hätte? Und diese konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den sie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit; nur die kleine verschämte Baderin, die kurz vor der Heiteretei in das Stübchen getreten, schien von anderen Gefühlen beseelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängstlichen Demut vor den großen Weibern wagte sie kein Wort und schien nur mit stummen Blicken und gefalteten Händen die jedesmalige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Gestraften zu flehen.

Die Weberin spann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höheren Fügung, welche die verfolgte Unschuld geschützt, ein Ehrenkleid.

„Ja," schloß sie ihre Rede, „den Bösewicht hat so recht der Finger der Vorsehung vom Steg getippt."

„Da mög' einer," machte die Tischlerin begeistert die Nutzanwendung, „Bonapart heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? das ist der Vorsehung egal."

„Denn jeder," fügte die Tüncherin hinzu, „treibt's nur so lang', als es geht, und hernachen geschieht was, worüber sich Menschen und Vieh verwundern."

„Und wenn die Zeit gekommen ist," sagte die Beutlerin, „hernachen ist sie da."

„Und hernachen," nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, „sagt alle Welt: So ist's einmal recht! So hat's einmal müssen kommen."

Bewirkte es nun der stumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Bestrafung des Sünders zu dem höchsten Punkte gestiegen, wo sie notwendig in Mitleid umschlagen mußte, die Tischlerin sagte sanfter: „Ja, aber dauern thut es einen doch; denn warum? man ist doch ein Mensch."

„Und," meinte die Weberin, die auch in der Milde keiner nachstehen wollte, „er hat doch eigentlich auch seine schlimme That

noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann ſtrafen, aber die Menſchen ſollen mitleidig ſein."

„Zumal," beſtätigte die Tüncherin, „wenn einer hernachen ſo bußfertig iſt wie der Holders-Fritz. Denn das muß man ſagen, obſchon er ein Böſewicht iſt, ſo iſt er doch eine recht chriſtliche Seel'. Wie ein Lamm iſt er, hat das Holders-Fräle geſagt. Und er hat auch gar kein bißle Reu' über das, was er hat gethan, ſondern er erträgt's als ein frommer Chriſt, der da aus ſeinem Katechismus weiß, der Gottloſe muß viel leiden. Und glücklich iſt, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern iſt, hat der Apoſtel Paulus geſagt."

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indes nicht entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Mut nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehen.

„Die Frau Baderin muß doch eigentlich wiſſen, wie's mit dem Holders-Fritz ſteht?"

Die Baderin erſchrak, daß ſie reden ſollte. Sie errötete über und über und ſtotterte eine Entſchuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wiſſen, was ſo große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die ſie geben konnte, hätte ſie in jedem anderen Munde für wichtig und mitteilenswert gehalten; in ihrem eigenen aber ſchien ſie ihr ſo unbedeutend, als ſie ſich ſelber vorkam.

„Es muß ſehr gefährlich ſein," ſpann die Weberin. „Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu ſagen."

„Dummes Zeug!" lachte die Heiteretei, um ſich ſelber die Furcht zu vertreiben. „Er iſt auf den Arm gefallen; daran ſtirbt ſo einer nicht, wie der Holders-Fritz."

Die Tiſchlerin wollte beiden recht geben. „Nein, daran gewiß nicht," ſagte ſie, „wiewohl's ihm kein Menſch könnt' wehren, daran zu ſterben, wenn er's abſolut will. Denn warum? Der Menſch iſt wie ein Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch ſterben."

„Ihrer iſt geholt worden?" fragte die Weberin.

„Ja," entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verſchämt an ihrem Mantel herum, daß es nur Ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte ſie ſich ein Herz und fuhr fort: „Das Fräle iſt zu Nacht gekommen mit ihrer Latern' und hat Meinen in die Werkſtatt geholt. Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von ſich. Aber es iſt nix —"

„Was ſoll's denn auch ſein?“ zankte die Heiteretei mit ihrer Angſt. „Bei ſo einem Jungen!“

„Ich mein',“ fuhr die Baderin fort, und wußte nicht, wo ſie hinſehen ſollte, „daß ich's ſag'; ich weiß, daß ganz andere Weiber da ſind, und es iſt nicht, weil ich dächt', es wär' was, weil ich's hätt' geſagt, und . . .“

„Mit wem iſt nix?“ gab die Weberin der allgemeinen Spannung die Frage. „Mit dem Holders-Fritz ſeiner Krankheit?“

Die Baderin hatte ſich's ja gedacht, daß ſie die großen Weiber beleidigen würde. Sie ſeufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehen in Angſt und Selbſtverſchmähung ihr völliges Ebenbild war: „Mit mir.“

„Und der Holders-Fritz iſt wirklich von ſich geweſt?“

Die Baderin nickte und zuckte die Achſeln, daß ſie's nur war, die entgegnete: „Und ſo iſt's geblieben. Meiner hat ſich alle Müh' gegeben, aber ſo iſt's geblieben . . .“

Die Tüncherin brach aus: „Ja, er hat noch geſagt: Ich bin allen Menſchen gut geweſt, drum will ich nu in Gott begraben ſein.“

„Es iſt nicht wahr,“ ſagte die Heiteretei zornig und wollte ſich mit Gewalt glauben machen, es könne nicht ſein, wenn ſie's nicht zugebe.

„Es iſt der Marasmus geweſt, hat Meiner geſagt,“ fuhr die Baderin fort. „Und ſo iſt's geblieben . . .“

Die Tüncherin konnte ſich nicht mehr halten. Wie in ſchmerzlichem Triumph über die ungläubige Heiteretei wiederholte ſie mit ſchrecklichem Nachdruck nickend: „Das hat der Holders-Fritz geſagt. Ich will am Schmarasmus ſterben, hat er geſagt, und hernachen hat er auch noch geſagt: wie's mit der Leich' ſoll werden.“

Darüber geriet die Beutlerin außer ſich.

„Da ſoll's wohl eine große Leich' geben?“ fragte ſie haſtig. „Wann wird er denn begraben? Die Wochen muß ich nach Tambich; das wär' doch dumm, wenn's gerad' die Wochen wär'! Ich mach' mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn ſo die Kurrendſchüler ſingen und der alt' Meiſter Schramm, der Leichenbeſorger, wackelt ſo barmherzig mit dem Kopf, und der Vikares ſieht oben 'nauf, wo alles Gute kommt, vom Vater des Lichts. Und der Meiſter Schramm nimmt ſeine Pfeifen aus dem Mund und legt ſie auf den Teller, und hernachen geht's fort, ſo ſchwarz und weiß; da muß es einen Hund er-

barmen, und ſo einer iſt doch gleichſam nur ein Vieh, geſchweig' einen Chri—ſt—ſtenmenſchen."

Aber nicht die Beutlerin allein ſchluchzte; die Frauen ſchluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte dem ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieſes Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Beiſpiel zu widerſtehen. Wie gewaltig dies ſei, wußten die Frauen recht gut. Denn ſo oft ihnen die Rührung ausgehen wollte, ſahen ſie einander an und erquickten ſich durch das Bewußtſein der Geſellſchaftlichkeit zu neuem, ſtärkerem Schluchzen.

Die Heiteretei war wie ein Marmorbild; ihr ſpannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöſte.

Die Weberin ließ den unſichtbaren Rocken, denn ſie hob die Arme wie tröſtend. „Sterben müſſen wir alle."

„Aber ſo jung!" ſchluchzte die Tiſchlerin. „Er kann noch keine Zweiunddreißig ſein. Er iſt grad' ſo alt, wie mein Traugöttle ſelig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die Kirch' nicht wieder gerett't. Und wenn's einen Wolkenbruch thut, muß der alt' Gerber ertrinken. Denn warum? Wenn ein Menſch tot iſt, muß man ſagen, was wahr iſt."

Es entſtand eine Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte in ihrer Erzählung fortfahren: „Bis Meiner ihm einen Topf kalt Waſſer hat über den Kopf goſſen. Hernachen iſt er aufgewacht."

Das war für die Frauen ſelber kalt Waſſer über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den übrigen die Augen trocknete, machte die Heiteretei erſt weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte ſie erſt ſeinen Tod und ihren Schmerz über dieſen und daß ſie ihn verſchuldet, als wär' er wirklich, da ſie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen ſah auf mit halb unwilliger Verwunderung.

„Was?" ſagte ſie. „Da iſt er noch gar nicht einmal geſtorben? Da hab' ich für nix geflennt?"

„Nun, und wenn er auch noch nicht geſtorben iſt," ſchluchzte die Tiſchlerin, die ſich nicht ſo leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte, „denn warum? Den Leuten ihre Schuld iſt's nicht."

„Ach," ſagte die Baderin leiſe, „ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zuleid wollen thun. Er iſt auch ſchon lang' gar nicht mehr wild geweſt. Das Holders-Fräle hat geſagt: So ordentlich und ſo die Gutthat ſelber iſt gar keiner mehr wie mein Tichterle."

Das gab ein neues Erſtaunen. Aber wie man einmal über dieſes hinaus war, wunderte man ſich, daß man hatte erſtaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böſe Abſicht des Holders-Fritz geglaubt. Und nachdem die Frauen einmal ſo weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und ſie beſannen ſich, jede hatte dieſen Unglauben auch ausgeſprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfſinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überſpannter Menſch auf eine ſolche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

„Aber ſo ſind die Leut',“ ſagte die Tiſchlerin. „Denn warum? Wenn's nur nix Gut's iſt vom lieben Nebenmenſchen; je ſchlimmer es iſt, je lieber glauben's die Leut'.“

„Freilich! freilich!“ ſpann die Weberin mit beiden Händen. „Weil er ein Beil beſtellt hat? Ich hab' gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es iſt zu verrückt. Da dürft' zuletzt kein Menſch mehr ein Beil beſtellen. Und er hat's ja ſelber geſagt, er iſt über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Büttner keinen Reif mehr ſoll hauen, womit ſoll er denn binden?“

Die Tüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unſchuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

„Lieber Gott!“ rief ſie; „über die Leut'! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt', wo's alle Leut' hätten geſehn? Was wär' da erſt draus gemacht worden, wenn er's nicht einmal bei Nacht hat dürfen thun, ohne daß die Leut' reden!“

„Es iſt ſchrecklich,“ ſagte die Tiſchlerin noch zorniger. „Wenn ich's nicht immer geſagt hätt', wenn's hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? Hab' ich geſagt. Es darf gar keiner mehr ordentlich werden auf der ſchlechten Welt. Denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet, wenn ſoll er denn Weiden hauen gehn als wie bei Nacht? Da hat's geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut' ebenſogut könnt ſagen, das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf. Denn warum? Weil ſie immer da hat geärbet, wo Weiden ſtehn.“

„Ja,“ ſagte die Baderin ängſtlich verlegen. „Aufgepaßt hat er dem Annedorle ſchon. Aber nur, weil er ſie hat wollen freien und hat's nur vor den Leuten nicht wollen thun.“

Das wäre ſchon wieder Stoff zum Erſtaunen geweſen. Aber

das Unerwartete war dieſen Abend ſo oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr that.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und ſah die andern Frauen der Reihe nach an. „Was hab' ich gemeint, wenn ich's auch nicht hab' wollen ſagen?“

„Ja,“ entgegnete die Tiſchlerin beiſtimmend. „Denn warum? Man wär' ausgelacht worden. Aber darauf wird ſich jede noch können beſinnen, was ich für ein Geſicht gemacht hab', wie zum erſtenmal iſt die Karten gelegt worden. Denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eicheldaus beim Annedorle gelegen.“

„Ja,“ fuhr die Tüncherin fort, „und wie die Tiſchlerin das Geſicht hat gemacht, da hab' ich die Tiſchlerin angeſehn und hab' geſagt: Das iſt eine Hochtzig!“

„Und hernach hab' ich genickt und zwei Lacher gethan,“ ſagte die Beutlerin. „Na, die Frau Weberin und die andern werden ſich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab' gethan. So: Hahaha! Hahaha!“

Und wenn's ſonſt niemand ihnen glaubte, ſie hatten ſich ſo hineingeredet, daß jede wenigſtens von ſich überzeugt war, ſo habe ſie gethan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden ſei. Nur freilich! der verletzte Finger konnte ſteif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeſchwächten Jugend bedurfte die Heiteretei, den plötzlichen Wechſel der ſtärkſten Gefühle zu verwinden.

Und wunderlich! auch ihr ging's wie den Frauen. Ihr war, als hätte ſie, ſelbſt in der Aufregung, die ſie zu der wilden That getrieben, im Innerſten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um ſo entſchuldigungsloſer und ſchwärzer ſtand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun ſchoben die Frauen, indem ſie ihr früheres Warnen und Aufregen verleugneten, die ganze Schuld ihr ins Gewiſſen. Das allein zwar hätte ſie nicht ſo ſehr aufgebracht gegen jene; dieſe Verleugnung erzeugte im Gegenteil das Gefühl der Verachtung in der ſtolzen Seele der Heiteretei. Sie vergaß aber, daß ſie damals die Frauen nicht ſo gekannt als jetzt. Und ſo kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentſchuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf ſich ſelbſt, daß ſie von ſolchen Menſchen ſich dazu verleiten

laſſen. Dazu verleiten! und durch ſolche Menſchen! Die Heiteretei, die auf ihre Klugheit und Selbſtändigkeit ſo ſtolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr ſelbſt auf die Frauen hinzulenken. Und dieſe blieb nicht aus.

Dazu that ſich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwirts-Valtineſſin im Sturmſchritt. Hinter ihr her die Schloſſerin drüben von den Weiden und die Ruſſen-Sattlerin. Das geſchah mit ſo eigenen Gebärden und mit ſo beredtem Schweigen, daß die bereits Anweſenden vor Neugier und Verwunderung verſtummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Verſicherungen, die ſonſt zum Ceremoniell der „Wachtſtube“ gehörten, ſich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wieviel die Valtineſſin daheim zu thun hätte, daß ſie eigentlich kaum aus dem Hauſe gucken ſollte und doch käme, weil es einmal „ſo“ ſei. Es hatte etwas Beängſtigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu ſein ſchienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eigenes Verhängnis nicht geſchehen laſſen wollen. Sie führten die angebotenen Taſſen mit zitternder Hand zum Munde, und ſtellten ſie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tiſch. Und mit Geſichtern! mit Geſichtern! Wunderbar war es anzuſehen, wie in der Spannung von Angſt und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Gebärden der eben Angekommenen nachahmten.

Endlich ächzte die Valtineſſin: „Ei, du Gerechter!“

Die Schloſſerin von drüben ſeufzte: „Nein, ſo was!“

Die Ruſſen-Sattlerin ſtöhnte: „Sollt' man's denn meinen!“

Dann war wieder alles ſtill. Und wieder begann das Achſelzucken, wieder wurde der Kopf ſeitwärts geworfen, wurden die Hände zuſammengeſchlagen.

So eigen, man möchte ſagen: melancholiſch reſigniert und doch zugleich mit einer ſchmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Valtineſſin noch nie über ihrem rechten Ohr geſchwebt.

„Man ſoll nicht denken,“ ſagte die Valtineſſin endlich, als ſie ſaß, aber mehr zu der Stubendecke, als ſonſt zu jemand, „man ſoll nicht denken, man hat alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt. Der Holders-Fritz iſt ins Waſſer gefallen? O es fallen mehr Leute ins Waſſer! Er hat Weiden wollen hau'n? Ja, proſ't die Mahlzeit.“

Sie ſchlug erſt mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr

ſie in Tönen fort, wie ſie der Gringel im Einfallen hören laſſen würde: „Obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': Da liegt eine Kriminaljuſtiz! Ins Waſſer gerennt iſt er worden, der Holders-Fritz!“

Tauſend Ausrufe des Schreckens und Erſtaunens, ebenſoviel Fragen waren im Entſtehen. Sie alle erſtickte die Valtineſſin erbarmungslos in der Geburt, indem ſie fortfuhr:

„Einem Stuhl und einem Tiſch ſieht man an, wozu ſie gemacht ſind, einem Menſchen aber nicht. Oftmalen ſieht einer aus wie Marzipan und iſt aus eitel Galgenholz geſchnitzt. Und da findet ſich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottſeibeiuns ſelbſt iſt geweſt, und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn einer wild heißt, muß er auch wild ſein, und wenn eine fröhlichen Herzens iſt, ſo iſt kein Falſch an ihr. Ja, proſ't die Mahlzeit! Und wenn eine hinter dem Schiebkarren hertanzt wie weiland der König David ſeliger vor der Bundeslad' — aber der Menſch red't ſich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt.“

Sie brauchte den Thäter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles ſah erſtaunt auf die Heiteretei.

„Aber,“ fuhr die Valtineſſin fort, indem ſie ihre Haube auf das linke Ohr ſchwang, „aber es iſt nix ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh' iſt geweſt. Denn der Vorſehung iſt keine Kreatur zu gering. Und kommt ſo was nicht vor die Gericht', ſo iſt's von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewiſſen hätt'. Aber darum ſoll keine meinen, nun iſt ihr's geſchenkt. Denn dort über dem Häusle da —“ ſie zeigte hinauf, wo man eben den Holunder am Strohdach kratzen hörte — „dort oben, da iſt einer, und dem iſt's egal, ob einer König oder Kaiſer oder auch ein ledig Weibsbild iſt. Und der ſieht mit dem einen Aug' nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichsſteg. Und wenn ſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, und die Leut', die's trifft, mögen leugnen, wie ſie wollen, hier ſitz' ich und ſag': So iſt's!“

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch verſicherten alle, ſie könnten's nicht glauben, ſie könnten's wirklich nicht, daß ſo eine, die man für die Beſt', für die Gutthat ſelber gehalten, ſo was ganz Schrecklich's ſollte gethan haben.

Die Valtineſſin ſchlug auf ihre Kniee und wiederholte: „Ja, mög's leugnen, die's gethan hat, wie ſie will; hier ſitz' ich und ſag': So iſt's!“

Die Heiteretei aber ſprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfere Valtineſſin ruhig ſitzen blieb.

„Leugnen?“ fragte ſie zornig. „Und vor wem? Vor Euch? Was ſeid Ihr denn, wennſchon ich ein arm Mädel bin, und Ihr ſeid reich und denkt, Ihr ſeid wunder was? Und gut; wenn's ſo einen giebt über dem Häusle da, wie die Valtineſſin ſagt, ſo weiß er auch, wer ſchuld daran iſt, und wenn Ihr Euch noch hundertmal mehr wundert. Was ich gethan hab', das hab' ich gethan! Und wär's was Schlimmer's, ſo bin ich nicht, daß ich nun thät', als wüßt' ich nix davon, wie's andere machen, die einen reizen dazu, daß man's thut, und hernach verklagen ſie einen noch.“

„Die einen reizen?“ rief die Valtineſſin voll Erſtaunen, als die andern verlegen ſchwiegen. „Hier ſitz' ich und frag': Wer hat einen gereizt?“

Da erhob ſich eine Stimme, in deren Ton ſich Angſt und Zorn wunderbar ineinander verbiſſen hatten. Alle ſahen nach der Thür; in dieſer erſchien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz ſchimmerte in bläulichem Glanz, und hinter ihm rauſchte Unglück verkündend das lange Haubenband als Schweif.

„Und da meint die dort,“ ſchrie ſie, „daß man vor Gericht das glauben wird? Und denkt, ſie will ſich weißbrennen, wenn ſie ehrbare Frauen verleumden thut? Die, ſag' ich, muß einen leiblichen Eid leiſten, und nicht arme unſchuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich ſag' nur, mich ſollen ſie nicht trillern, eher lauf' ich in den Zehntbach. Ich hab' nix weiter gethan, als was alle haben gethan, wo hier ſind. Und wenn ſie's dahin bringt, und die Weiber da laſſen ſich's alle gefallen . . .“

„Wenn man wüßt', was ſie eigentlich will, die Schmiedin!“ unterbrach ſie die Valtineſſin. „Ich für mein Teil, was das auch mög' ſein, hier ſitz' ich und ſag': Ich laſſ' mir's nicht gefallen!“

„Und da wundert ihr euch auch noch!“ entgegnete die Schmiedin. „Zum leiblichen Eid und ins Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber ſie ſoll nur vor Gericht ſagen, ich hätt' ſie angeſtift't!“

„Angeſtift't?“ ſchrieen alle zuſammen.

„Vor Gericht?“ fragte erblassend die Tischlerin.

„Zum leiblichen Schwur?“ rief entsetzt die Tüncherin.

Die Beutlerin schlug schreiend die Hände zusammen: „Ins Trillerhaus?“

„Und dessentwegen,“ sagte die Valtinessin vorwurfsvoll, langsam die Haube schwingend, „sind wir so gewest? und haben uns aufgeopfert? blutig aufgeopfert? sind alle Tag' hergekommen und sind nicht so gewest und haben das Unsrig' versäumt?“

„Ich hab' euch nicht verlangt,“ entgegnete die Heiteretei.

„Ja,“ sagte die Valtinessin und schlug den Takt dazu auf den Knieen, „freiwillig sind wir gekommen, unverlangt sind wir gekommen, nicht um gute Wort' und auch nicht um Lohn. Das ist unser Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab' gewußt, je größer der Dienst, je größer der Undank: ich bin nicht umsonst am Gründonnerstag Sechzig gewest: und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Thür, und wer fortgeht, der braucht deshalb nicht wiederzukommen.“

Die Valtinessin erhob sich, warf die Haube auf das rechte Ohr und schritt der Thür zu. Viele schlossen sich ihr an. Aber an der Thür wandten sich alle unwillkürlich zurück, die Valtinessin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiteretei werde sie nicht gehen lassen. Unverkennbar sah aus allen Gesichtern die Wehmut, den Ort für immer verlassen zu sollen, wo man so bequem sich täglich gesehen, zusammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Valtinessin versteckte diese Anwandlung unter feierlichem Ernst und sagte: „Die Schmiedin ist zu ängstlich. Das Annedorle wird sich hüten, solche unkluge Ding' zu machen. Und wenn sie's demohnerachtet thut, hier steh' ich und sag': Meine Händ' wasch' ich in Unschuld. Hier hab' ich gestanden, und den meinen Finger von der meinen Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesagt hab': Annedorle, der Fritz paßt Ihr auf, aber das braucht Sie sich nicht zu Herzen zu nehmen.“

„Ja und wahrhaftig,“ bestätigte die Schlosserin von drüben, „so hat die Valtinessin gesagt, und wie ich dazu hab' gesagt: Wenn's die Valtinessin spricht, kann Sie's glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenster aufgerissen. Das ist mir, als wär's gestern erst gewest.“

„Hernachen,“ beteuerte die Russen-Sattlerin, „hat der Kaffee

angefangen zu kochen, und da hab' ich gemeint, es ist, als sagt' der Kaffee ja."

„Hundertmal klecken nicht," rief die Tischlerin, „daß ich gesagt hab': Sei Sie gescheit, Annedorle; das ist ja lächerlich da mit Ihrer Furcht."

Der Heiteretei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob sie zornig werden oder lachen sollte. Aber das Wort Furcht überhob sie der Wahl. Der Tischlerin Rede traf sie da, wo sie am kitzligsten war.

„Furcht?" lachte sie zornig. „Furcht? Ihr red't von Furcht? Ich fürcht' mich vor niemand. Ich hab' mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht't und fürcht' mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt' vor den Gerichten sagen, ihr seid schuld, daß ich's hab' gethan. Und nun wollt ihr alles auf mich allein schieben, und das ist erbärmlich. Nicht, weil mich's betrifft, aber daß die Leut' so sind, das könnt' einem weh thun, wenn man nicht müßt' lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten so spräch', wie ihr meint, da würden die sagen: Es ist nicht das Gescheit'st, was sie hat gemacht, aber wenn sie denen gefolgt wär', hernachen wär's erst recht dumm. Ja, wenn ich sagen thät': Ich hab' den Wachtstubenweibern gefolgt, da wär's für mich nicht besser, und ich würd' noch ausgelacht dazu."

Die Valtinessin beschwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, welche die Annemarie nicht „aussagen" konnte.

„Wenn die Sach'," begann sie dann, „nur der Müh' wert wär', daß der liebe Kaffee drüber kalt wird. Ich sag': Ein Wort ist kein Donnerwetter, und guter Rat kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle schon wieder vernünftig sein. Ich mein', wir setzen uns noch ein bißle. So jung kommen wir nicht wieder zusammen."

„Ja," sagte die Heiteretei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange spielten. „Setzt euch, wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stüble nicht. Ihr sagt, morgen wird das Annedorle schon vernünftig sein, aber das Annedorle ist's schon heint. Ihr denkt, ich soll mich in meinem eignen Häusle schlecht lassen machen und soll euch noch Töpf' und Holz geben zu euerm Kaffee? So wär' ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit solchen Leuten will ich nicht zusammen sein, die heint so reden und morgen so. Und so ist's und nu ist's fertig."

Die Frauen hatten ſich's ſchon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernſt der Heiteretei nicht eher, als bis dieſe mit entſchloſſenem Schritt dem Herd ſich näherte und den Topf ergriff.

Was half's, daß die Annemarie ſie von hinten umſchlang, um ſie aufzuhalten, was half's, daß Tüncherin, Tiſchlerin und Beutlerin heldenmütig ihre Leiber dazwiſchen warfen, daß die Valtineſſin beſchwörend ihren Arm gegen ſie aufhob! Das ſtarke Mädchen ſchob ſie mit leichter Mühe beiſeite. Sie achtete der Wehmut im Geſicht der Beutlerin nicht, nicht des Zornes im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob ſie den Topf, und die braune Flut ſtrömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielſtimmiger Schrei, in welchem zugleich das Erſchrecken kreiſchte und der Schmerz ausſtöhnte und der Zorn drohte, klang in das Praſſeln der erlöſchenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch ratlos an den ziſchenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Greuel einer Waſſersnot. Und nun erreichte auch dieſe das Verhängnis, und ſie verſchwanden ſpurlos unter den Wogen der Flut.

Und ſchwarz ſtand der Herd, die Opferſtätte traulicher Geſelligkeit noch vor einer Stunde, ſchwarz, als hätte nie ein Kaffeeflämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulkan.

Über ihm aber erhob ſich die Valtineſſin, die Oberprieſterin des geſtürzten Opferdienſtes, in ihrer ganzen häuſerbreiten Majeſtät.

Man ſah, noch immer war ſie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, wenn das Annedorle Vernunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr ſchwingen, aber ihr fiel ein, ſie müſſe dieſe bedeutungsvolle Handlung aufſchieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeſchiedenen Geiſter des erſtickten Kohlenfeuers aber waren auferſtanden zu einem neuen Leben und glühten racheſordernd aus den Augen der Beleidigten die Heiteretei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. „Ich will die Thür zumachen," ſagte ſie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Valtineſſin auf ihrem linken Ohr ſchwebend erhalten. Die Valtineſſin ſchlug mit beiden Händen auf die Schürze und ſprach: „Nun wohlan! Woher wir gekommen ſind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderm Herzen. Aus anderen Stuben ſind wir ge-

kommen in das arme Stüble da. Aber wir ſind nicht für uns gekommen. Das chriſtliche Mitleid zu üben, ſind wir gekommen mit Warnung und mit gottſeligen Lehren. Aber wem die Ohren ſeines Herzens verſtockt ſind, der macht auch die Ohren ſeines Leibes zu. Obſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, hier ſteh' ich und ſag': Das Annedorle wird wohl ſehen, was ſie hat gemacht. Und ſie ſollt' lieber ſehn, wie ſie ihre Sach' könnt' verdunkeln (verſtecken), als daß ſie den Leuten ſelber auf ihre Sprüng' hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauert? Weiden gehau'n hat er. Wo ſoll einer anders Weiden hau'n, denn wo ſolche ſtehn? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehau'n, weil ſie immer um die Weiden herum iſt geweſt? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenn's hat geheißen, der Holders-Fritz lauert ihr auf."

Die Heiteretei lief nach der Thür und öffnete ſie ſo weit, als ſie ſich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen ſah, wie ſie ſo ſchlank und hoch an der Thür ſtand, mit einem Holzſcheit in der ausgeſtreckten Hand den Frauen zeigend, wohin ſie ſollten. Die Lippen geſchloſſen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezogenen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wiſſen ſchien, leidenſchaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein ſchöner Modell zu dem Engel finden können, der die erſten Sünder aus dem erſten Paradieſe treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängſtlicher Haſt die großlinige ruhige Geſtalt. Der Arm, vor der Spannung der eigenen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegeriſch Werkzeug; es war ein Arm, in deſſen Hand das unſchuldigſte Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiteretei zu dieſem Bilde gebrach, ſo war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unſterblichen. Und die Heiteretei war ſterblicher als andere, weil ſie mehr Leben beſaß.

Die Valtineſſin fuhr einige Schritte zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels, und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn ſie dieſelbe anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte paſſieren können. Sie verſtopfte ſich und den anderen auf einen Augenblick die Paſſage, ſo daß dieſe im unwillkürlichen Weichen vor der Heiteretei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt

wurden. Aber nur einen Augenblick. Denn ſie war trotz ihrer Häuſerbreite eine raſche Frau, wenn es ſein mußte. Erſt als ſie den Bereich des ſcheitbewaffneten Armes überſchritten hatte, fand ſie den Faden ihrer Rede wieder. „Nun begreift man wohl," fuhr ſie fort, indem ſie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte ſie ſich mit dem Häuschen meſſen, „nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig' iſt geweſt, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat ſie müſſen lachen, wenn wir unſchuldigen Lämmer haben gemeint, wir müſſen ſie warnen vor demjenigen, den ſie ſelber hat verfolgt."

„Ja," ſagte die Weberin, indem ſie eilig bei der Heiteretei vorbeiſchlüpfend das Freie gewann, „ja weil ſie ſelber die ganz' Geſchicht' hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf thät' lauern. Es weiß jeder, daß ſie toll auf ihn iſt geweſt."

Die Tüncherin war unterdes dem Beiſpiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch ſie war im Sichern, als ſie begann: „So was Schrecklich's iſt noch nicht dageweſt von einem ledigen Mädle."

„Ja," fuhr die Ruſſen-Sattlerin fort, noch atemlos vom Sprunge, „am Gründer-Markt einem ledigen Burſch zu ſagen, er ſoll ſie frei'n! und ſie könnt' einen Mann aus ihm machen!"

„Und wie er nicht will," ergänzte die Schloſſerin von drüben noch im Vorbeiwiſchen, „rennt ſie ihm den Schiebkarr'n an die Bein'."

„Denn warum?" ſagte die Tiſchlerin, als ſie wieder Boden fand. „Weil wir nicht haben mitgethan, wie ſie den armen Burſch hat wollen verhetzen."

„O," ſeufzte die befreite Baderin vor ſich hin, „er ſagt, er iſt ſelber gefallen, und zum Lohn rennt ſie ihn vom Steg."

Die Angſt der noch in der Stube Weilenden ſtieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiteretei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil ſie der Thür zunächſt ſtand, ihren Sprung faſſen wollte, hängte ſich die Nächſtfolgende an ſie an, und an dieſe wieder eine andere. Das Gewicht der ganzen Kette mit ſich fortzureißen, war die Schmiedin denn doch zu ſchwach. So kam's, daß ſie in der Thür zu fallen kam, und die übrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten ſie ſich auseinander; übereinander rollend und krabbelnd kamen ſie um ſo langſamer aus dem Bereiche der Heiteretei, als ſie das überſchnell ins Werk zu ſetzen ſich bemühten.

Die Heiteretei mußte im bitterſten Zorne lachen. Als die Letzte aus der Thür war, warf ſie dieſelbe zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen ſchmolz.

Die Weiber draußen, hörte ſie, gingen noch nicht.

„Drum ſoll ſie doch ja nicht meinen," ſagte die Tiſchlerin noch, „es möcht' eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt' vorkommen. Und wer weiß? Denn warum? Es giebt Leut', denen auch das iſt zuzutrau'n."

„Aber nu ſoll die ganz' Stadt wiſſen, wie die Sach' eigentlich iſt geweſt," ſagte die Weberin.

Eine ſchrie dazwiſchen auf: „Man holt ſich da nix als Unrat und Geſchmeiß."

Der alte Holunderbuſch wirtſchaftete wie toll. Er warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

„Und wenn ſie's dahin nicht laſſen kommen," ſcholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, „die Gericht' werden ihr's ſchon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus."

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: „Ja, hier ſteh' ich und ſag', ſo ein Hochhig, wie ſie hat wollen zunichte machen, ſoll noch nicht in Luckenbach ſein geweſt."

„Und nu wird ſich's zeigen," rief noch entfernter die Beutlerin, „ob das ihrer Schweſter Kind iſt oder ihr's."

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: „Und obſchon mein Vater ſelig . . ."

Und nun war nichts mehr zu vernehmen, als das Rütteln des Holunderbaumes am Häuschen und das Sauſen der Weiden im Winde.

„Ich wollt', wer weiß, was, drum geben," ſagte die alte Annemarie, indem ſie ihr Lämpchen anzündete, „wenn Ihr das nicht hättet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt ſind, habt Ihr auf Euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich Euch wollt' abhalten, ſeid Ihr nur immer noch wilder geworden."

„Weil ich recht hab' gehabt!"

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Davon wär' noch zu reden," ſagte ſie, „und wenn man auch nicht am Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt."

Die Heiteretei ſah ſich nach der Alten um, ob dieſe die Redensart der Valtineſſin anwende, um ſie zu verſpotten. Da dieſe aber

völlig ernſthaft, ja, mit Andacht weiter ſprach, öffnete die Heiteretei das Fenſter, um nichts weiter zu hören.

„Ja, wenn's Euresgleichen wär' geweſt," ſpann die Alte an dem unſichtbaren Rocken der Weberin. „Die armen Leut' haben nur gegen arme Leut' recht. Die großen Leut' ſind wie das Wetter, das muß man nehmen, wie's kommt, und wenn's gut iſt, ſo iſt man froh und bild't ſich doch nicht ein, es hätt' gut Wetter müſſen ſein. Denn warum? wenn's ſchlecht iſt, muß man immer denken, es könnt' noch ſchlechter ſein, und man müßt' ſich's auch laſſen gefallen."

Die Heiteretei wandte ſich heftig vom Fenſter nach ihr um. „Und da meint Ihr, die armen Leut' müſſen denen ihre Wetterhähn' ſein, und müſſen ſich drehn, wie die blaſen! Ja, ihr ſeid ſo eine, die krumm läßt g'rad ſein, wenn nur die Valtineſſin einen gnädigen Nicker macht, wenn Ihr an ihr vorbeigeht und Euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben ſind ſie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht' mich vor der ganzen Stadt nicht, geſchweig' vor Euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild."

„Ich wollt'," ſagte die Annemarie, ich wollt' lieber, Ihr wär't vier Jahr' lang in keine Kirchen gekommen."

Sie ſetzte die Lampe, die ſie eben aufgenommen, wieder auf den Tiſch.

Aber die Heiteretei ſagte ungeduldig: „Der Diktes hat getüt't; macht, daß Ihr 'nauf kommt in Euer Stüble."

Die Alte nahm die Lampe wieder und ſagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eigenen Ton: „Ich wollt' — ich wollt' — aber Ihr — nicht einmal den Neiger habt Ihr mir zulieb' gethan — Ihr ſeid — na, ich mach' ja ſchon. Ich wollt' — nu gute Nacht, Annedorle — ſchlaft wohl."

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiteretei öffnete die Stubenthür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte unwillkürlich daran, unter wie ſo ganz andern Gefühlen ſie dies noch vor wenigen Tagen, ja, daß ſie es da ſo ſpät vielleicht gar nicht gethan haben würde.

„Und wenn ſie mich ſetzen," ſagte ſie, indem ſie hinausging, „an dem Fritz hab' ich's zehnmal verdient, und es iſt doch tauſendmal beſſer, als der Fritz wär' tot und wüßt' auch keine Menſchenſeel', daß ich's hätt' gethan."

Zwiſchen den Weiden am Bach kauerte ſie nieder, ſchöpfte mit

der hohlen Hand von seinem Wasser und warf es sich in das brennende Gesicht.

Darüber vertiefte sie sich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möge. Je freudiger sie sich ihrer Kraft und Selbständigkeit der Welt gegenüber bewußt war, desto tiefer wurde ihr Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen; sie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte sich aus, wie er vergeblich sich mühte, Schnitzmesser und Beil zu handhaben, und so lebendig, daß sie unwillkürlich die Hand ausstreckte, wenn sie bald diese, bald jene Hilfeleistung nötig sah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon sollt' er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr schwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im großen und ganzen, Reichtum sei eine schöne Sache, und die Reichen hätten gut leben; aber indem sie sich in die Einzelheiten seines unglücklichen Zustandes hineindachte, nahmen diese die Gestalt an, unter der das Unglück sich vorzustellen, ihr in ihrem eigenen engen Kreise am nächsten lag.

Den Schmerz seiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden, hätte ihr noch weniger gelingen können, da diese Gefühle ihr fremder waren als die innere Gestalt des Lebens in einem reichen Hause.

So stand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, sie hat sich aus Haß an ihm vergriffen.

„Wenn ich's ihm nur wenigstens könnt' sagen: es ist nicht gern' geschehn, und ich macht's gern ungethan, wenn ich's könnt'! Wenn er freilich so klug wär' und mich doch noch freit'. Er sollt's nicht spüren, daß ihm der Finger fehlt, und es sollt' trotzdem noch ein Rechter aus ihm werden. Aber ich bin selber daran schuld; warum hab' ich mich von den dummen großen Weibern lassen verleiten! Vielleicht, wenn er's erführ', daß ich's nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab' gethan. Aber wer sollt' ihm das sagen? Und wenn ich mir so was ließ' merken, wie würden die Weiber erst reden! Und ich weiß nicht einmal, was er selber meinen thät'. Er dächt' wohl gar, es wär' mir um ihn zu thun! Ich brauch keinen, ich kann's noch selbst ermachen. Mir ist's nur darum, daß er mich dauert, und ich bin schuld daran. Ich wollt', ich könnt's machen, und er wüßt' gar nichts davon."

Sie ſann vergeblich auf das Wie.

Ein Windſtoß arbeitete ſich eben aus der Erlenkrone über ihr los, welche ihn mit den krausbelaubten Aſten kämpfend feſthielt wie ein Spinngewebe eine lärmende Bremſe. Er erinnerte ſie weckend, daß ſie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlenſteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erſt gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlenſteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehen geſehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln faſt erſtickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte ſie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf ſie auf das Kind, das im ſanfteſten Schlummer lag. Dann nahm ſie die Haue vom Nagel und eilig mit ſchnellem Schritt ging's erſt an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Ebenſo flüchtig als geſtern um dieſe Stunde eilte ſie durch das Thal. Ebenſo hatte ſie den Unterrock über den Kopf heraufgeſchlagen, daß niemand ſie erkennen ſollte. Wie geſtern erſchrak ſie, wenn es hinter ihr rauſchte. Wie geſtern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeſchärften Ohr. Ebenſo laut pochte ihr Herz und doch von wie ganz anderen Empfindungen als geſtern.

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb ſie ſtehen und gab dem Blute Zeit, ſich zu beruhigen.

Wie ſah der Acker aus! Das ſtand noch ſchlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut' vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte ſeine Kartoffeln ganz vergeſſen haben. Sie ſchüttelte immer von neuem wieder den Kopf. Wie nötig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie aufs Geratewohl hingeſäet ſtanden die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein anderer wie in einem Thale. „Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen ſo feſt zu gehabt, als müßt' er die Räuſch' verſchlafen, die der Meiſter und die Geſellen ſich trinken.“ Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrloſung ſeines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor ſeinem Sauſen das Geräuſch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiſeres Lüftchen ſtrich nur mit den

äußerſten Flügelſpitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wieſe ſumpfig iſt, läuteten Unken. Und wie das Rauſchen des nahen Wehrs, das ſie übertönend verbergen ſollte, bald leiſer, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiteretei die Nacht hindurch den Takt zu der heimlichen Muſik des Thales. Dazwiſchen tönte hier und da einmal der ferne Stundenſchlag vom Kirchturme der Stadt, den die Rathausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachſende Helle dem heimlichen Geſchäft der Heiteretei Feierabend.

Der Mond erhob ſich, in bleiche, regenkündende Dünſte gehüllt, wie im bloßen Hemde aus ſeinem Lager hinter dem Perleberg.

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkſtatt in ſeinen Stadel zu gehen, erwies ſich als ein ſehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräle that zwar, ſo ſchnell ſie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um ſo leichter, als der Mond durchs Küchenfenſter herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz ſpannte ſich hilfreich ihren ſchwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengaſſe mit den grünen Fenſterladen konnte ſie ſchon beim Heraustreten aus ihrer Hausthür ſehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuſchchen teilte, und ihn zu verſtändigen, wohin und was er dort ſollte, das hatte ſeine Schwierigkeit.

Indes war dieſe zu überwinden geweſen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verſtändnis zu Tage kam. Die Alte ſchritt voran, ſorgfältig dem Meiſter Schnödler leuchtend; ſie ſchien zu meinen, ſein unſicherer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel ſei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: „Da iſt ein Loch! da iſt ein Stein, Meiſter Schnödler!“ ſo verſtehen zu müſſen, als meine ſie, er ſolle in das Loch fallen und ſich an den Stein ſtoßen; wenigſtens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewiſſenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir ſeine kleine verſchämte Frau in der Wachtſtube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meiſter Schnödler fanden den Fritz in bewußtloſem Zuſtande auf ſeinem Lager.

Die Alte war außer sich, aber der Meister Schnödler sagte, um sie zu beruhigen, geringschätzig lachend: „Da giebt's noch ganz andre Ding' auf der Welt, Frau Holderin. Das ist noch lang' kein Schieferdecker, der den Hals gebrochen, 's ist bloß, daß sein Blut ist herauszelaufen." Er nickte der Jammernden wie schelmisch zu: „Den wollen wir schon kriegen, Frau Holderin!"

In der Siegesgewißheit wäre er fast über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurteile von seiten der Frau Holderin vorzubeugen, sagte er: „'s ist bloß aus Durst, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!"

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte diesem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellenbogens suchte.

Die Alte hing in Angst an des Meisters Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: „es ist aus mit ihm." Dieser nickte ihr wieder schelmisch lachend zu und sagte: „Ein verwünschter Kerl! Nicht einmal sein Puls schlägt mehr; aber wir wollen ihn schon kriegen."

„Aber, Meister Schnödler, wo greift Er denn hin?"

Der Meister wurde seinen Irrtum gewahr, er rutschte suchend vom Ellenbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um seinen Zustand nicht eingestehen zu müssen, erklärte er der Alten, so ein Kerl wie der Fritz, sei nicht wie jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das sei keine Kunst, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer sei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers stand ein Krug. Den faßte der Bader. Aber er roch erst hinein. „Es ist eine Schande, daß so ein Kerl Wasser säuft. Das ist nur dazu gut." Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, sie sollte nun aufmerken.

Das that die Großmutter, und mit einer Spannung, als meine sie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken gesund werden.

Und wirklich gab dieser nun ein Zeichen des Lebens von sich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzelnd zu. „Was? Schüttelt's ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen. Wir wollen ihn schon kriegen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt' gebrochen, das wär' ein ganz ander Ding."

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; sie machte den Bader

darauf aufmerksam. „Ach, Meister Schnödler, wenn nur der Finger dem Fritz nix schad't!“

„Schad't?“ entgegnete der Meister. „Da schneiden wir ihn 'runter.“

Die Alte sah ihren Enkel schon verstümmelt und schluchzte laut.

Der Meister aber lachte, um sie zu beruhigen, wie ein Teufel und sagte: „Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleisch genug am Leib, und thät' man ihm alle zehn 'runterschneiden und die Füß' dazu. Das geht wie ein Donnerwetter: wo hab' ich nur mein Messer hingebracht? Sieht Sie: eins! zwei! drei! Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

Die Alte hielt dem Meister in ihrer Angst beide Hände fest. Sie schien ihm zuzutrauen, er schnitt dem Fritz einen Finger ab, um nur ihr zu zeigen, wie leicht das ginge und daß sie darüber nicht ängstlich zu sein brauche.

„Was?“ sagte der Meister. „Das ist die Hauptsach', daß man den Leuten Herzen macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es soll Ihr nicht angst werden; dafür bin ich da. Was ist's denn ums Sterben? Und für so einen Kerl? Der stirbt nur so; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch', das wär' noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

„Ach, du lieber Gott, er stirbt!“ brach die Alte aus.

„Was denn?“ fragte der Meister. „Der? dem fällt's noch nicht ein.“

„Aber Er hat's ja selber gesagt, der Meister Schnödler.“

„Ja, zum Exempel,“ entgegnete der Meister, „wie ich Sie beruhigen thät', wenn's der Fall wär', er stürb'. Aber das ist ja Kinderei mit dem. Höchstens ein tüchtig's Nervenfieberle und einen steifen Finger, weiter ist's mit dem nix. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

Dabei streifte er sich die Ärmel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menschlichen Händen zum Vorschein. Er schüttelte sie erst, um sich zu versichern, er habe alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könne. Dann kramte er sein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Fritz.

„Der Finger wird steif, weiter ist's nix,“ lachte er dann der Alten zu, als meint' er ihr wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. „Aber soll denn gar nix weiter da sein, als Wasser? Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken.“

„Mein Tichterle," sagte die Alte, „trinkt nix ander's mehr als Waſſer."

„Na und da ſind die Folgen davon! Hätt' er ruhig im Gringel geſeſſen und eins getrunken, da wär' er nicht in den Bach gefallen."

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meiſter Schnödler auch durch die ſorgloſe Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, ſie habe keine Urſache, ängſtlich zu ſein.

„Wenn ich einmal ſo einen unter mein Meſſer hätt' gekriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab' ſtudiert! Was das für ein Bruſtkaſten iſt, und wie der heraufgezogen iſt! Ja, da iſt's keine Kunſt, wenn einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da iſt die Heiteretei, das iſt auch ſo eine!"

Der Name Heiteretei wirkte ſtärker auf den Kranken, als vorhin der Überguß mit kaltem Waſſer. Er erhob ſich halb und ſagte mit matter Stimme: „Was geht die mich an? Der Gringelwirts-Ev' hab' ich aufgepaßt. Meint' ich doch, ich wär' in meiner Werkſtatt," ſetzte er, ſich beſinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders-Fräle, ihren Fritz wieder bei Beſinnung zu ſehen! Sie liebkoſete ihm wie einem kleinen Kinde.

„Ihr ſeid's, Fräle? Habt Ihr das richtig gemacht, Ihr wißt ſchon was?"

„Aber, Fritzle," entgegnete die Alte, „du haſt mir's die Nacht erſt geſagt. Was denkſt du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten gehn, wenn ſie ſchlafen?"

„So thut's morgen," ſagte der Fritz, „redet mit der Valtineſſin."

Er ſank wieder aufs Lager zurück.

„Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh," verſicherte die Alte. Dann ſah ſie den Meiſter Schnödler wiederum ängſtlich fragend an. Das Umſinken des Kranken beunruhigte ſie von neuem.

Der Meiſter aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von dieſem ihr antworten wolle.

„Das Stehen wird mir ſauer," ſagte er, als ſie an die Schnitzbank kamen. „Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken." Er ſetzte ſich und fuhr fort: „Ich hab' morgen im Gringel zu thun; ich könnt's beſorgen."

Die Alte erſchrak. „Ja, was denn?"

„Das Richtigmachen mit der Valtineſſin-Ev'."

Die Alte wollte ihn noch nicht verſtehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er ſei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit von einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräle erſt die ganze Geſchichte von dem Auflauern ihres Enkels und wie man erſt geglaubt, er wolle der Heiteretei etwas Böſes zufügen, dann, er ſei ihr zu Gefallen gegangen, bis er ſelbſt erklärt, es habe der Gringelwirts-Valtineſſin-Ev' gegolten.

Das letzte kam ihr, wie ſie bei ſich ſelber meinte, kurios vor. Freilich die ganze Geſchichte klang kurios. Das Holders-Fräle war gar nicht ſchwer im Begreifen. Nachdem ſie, was ſie noch nicht wußte, dem Bader geſchickt abgefragt, ſo daß ſie das ganze der Begebniſſe, ſoweit ſie bekannt waren, überſehen konnte, begriff ſie den Zuſammenhang. Das beſte ſchien ihr, den Fritz ſich erſt wieder beruhigen zu laſſen; denn ſein heftiges Verlangen, die Sache mit der Valtineſſin-Ev' richtig gemacht zu ſehen, ging, das ſah ſie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiteretei verſchmäht zu ſein. Wenn ſie ihm den Willen that, mußte er es ſpäter bereuen. Konnte ſie ihn nur ſo lang' in dem Wahne laſſen, ſie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte ſich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und alles fügte ſich ſo, wie ſie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünſchenswerteſten ſei.

Das konnte der Meiſter Schnödler mit ſeiner Vermittlerzudringlichkeit vereiteln. Drum ſagte das kluge Fräle nach einigem Beſinnen: „Ja, Meiſter Schnödler, was denkt Er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritzle jetzt gar nicht ſo recht bei ſich iſt; das muß der Meiſter Schnödler beſſer wiſſen, als ich. Aber bei ſo einer Frau, wie die Valtineſſin, iſt's nicht, als wollt' ich eine Mäd dingen: da könnt' ich Euch wohl ſchicken. Aber zu der, da muß ich ſelber. Und hernachen wird der Meiſter Schnödler auch gegen andere Leut' ſtill ſein von der Sach'. Mein Fritzle iſt gar ein Wunderlicher. Weil die Leut' meinen, er hat der Heiteretei aufgepaßt, ſo will er den Leuten zum Trotz die Valtineſſin-Ev'. Sagen aber die Leut', es iſt ihm um die Valtineſſin-Ev', hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiteretei. Und wenn Er meint, daß die Valtineſſin meinem Fritzle keinen Korb geben wird, ſo wird die Valtineſſin dem Meiſter

Schnödler keinen Dank sagen, wenn er die Sach' verderbt hat. Wenn mein Fritzle Euch vielleicht fragt, so sagt nur: ich bin dort gewesen, und die Sach' wär' so gut wie fertig. Aber was meint Er denn zu meinem Fritzle? Das ist's eigentlich gewest, was ich Ihn hab' fragen wollen."

„Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtig's," entgegnete der Meister. „Wenn eine Krankheit in so einen Kerl kommt, da ist's nicht, wie wenn sie in einen Schneider gerät. Hernachen ist's eine Lust, wie sie drin herum hantiert. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Morgen komm' ich wieder, und den wollen wir schon kriegen!"

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie sah ihm besorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadelthür kam ihm sein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte sich mühsam und versicherte: „Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!" —

Des Mondes Prophezeiung erfüllte sich. Die Heiteretei war noch nicht eingeschlafen, als es schon zu rieseln begann. Wie sie erwachte, hörte sie die fallenden Tropfen im Strohdach rauschen und auf den Blättern des Holunders zerplatzen. Und noch ehe die Stunde schlug, wo sie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam, ihr für heut' die bestellte Arbeit abzusagen.

„Morgen wird's schon ander's Wetter sein," meinte die Heiteretei.

Das Mädchen sagte im Weggehen: „Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr schickt."

Die Heiteretei sah ihr einen Augenblick befremdet nach. Dann sagte sie: „Schad't nix. Ist's nicht da, so ist's wo anders. Arbeit giebt's genug."

Die Annemarie that diesen Morgen ganz einsilbig, als sie herabkam, die Heiteretei in der Wartung des Kindes abzulösen.

Eben ließ die Valtinessin die Stühle und Tassen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen schleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu sehen, that der guten Alten in der tiefsten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte sie einen wehmütigen Abschied nach. Die vornehmen Besuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiteretei hatten dieser in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, einen Glanz, von dem ein Teil verklärend auf sie selber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten

angeerbten Dieners, der in dem Ansehen seiner heruntergekommenen Herrschaft sein eigenes scheiden sieht. Sie hatte die Heiteretei lieb und meinte sich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiteretei mit den großen Weibern noch eine besondere Lieblosigkeit gegen sie selber zu sehen. Es hatte sie schon bekümmert, daß die Heiteretei nicht einmal den einzigen Neiger ihr zuliebe gethan. Und wenn sie auch den großen Weibern nicht unbedingt recht gab, so begriff sie doch in ihrem Respekt vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen sie könnte recht haben wollen. Daß die Heiteretei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majestätsverbrechen vor.

Da die Heiteretei zu Hause blieb, war sie überflüssig und tappte kopfschüttelnd langsam wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte sich mit einer Näherei an das vordere Fenster gesetzt — das hintere behielt sich der Holunderbusch ganz allein zum Hereinsehen vor — und bemerkte in Gedanken vertieft den Abgang der Alten nicht.

Nie hatte ein Tag dem anderen so unähnlich gesehen, als seit die Heiteretei zum letztenmal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder sein ganz eigenes Gesicht. Es war, als wäre das Stübchen seit seiner Erbauung zum ersten Male leer, seine Wände rückten immer weiter auseinander. Der Holunderbusch sah wie glatzköpfig aus; so sehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tausendlockigen Perücke herausblicken zu sehen. Das Kind, das um die Heiteretei spielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden waren. Um die Stelle, wo die Valtinessin gesessen, bewegte es sich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabschnitte. Vermied doch die Heiteretei selber, im Vorbeigehen mit der seitwärts schwebenden Haube der Valtinessin zusammenzustoßen.

Außerdem vergaß sie alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Gespräche der früheren, die Angst und das Mitleid der letzten Tage hatten sie so sehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß sie es nicht mehr wußte, wenn sie es that.

Eine eigene Wirkung hatte dieses Denken an den Fritz. Das Bewußtsein ihrer Verschuldung, ihr Sinnen, wie sie das, was nicht mehr ungethan zu machen war, wenigstens zum Teil ausgleichen

könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußeren Dinge des Lebens geschlummert hatte. Das zeigte sich bald auch in ihrem äußeren Ansehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daseins in ihr lesbar gewesen. Es hätte ihn an jene topographischen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit schwächeren Linien die beabsichtigten Umgestaltungen eingezeichnet sind.

Und Zeit hatte sie und sollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwickelung dieses neuen Daseins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pause gemacht; noch vor der Sonne des nächsten Tages begann er wieder seine eintönige Musik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Holunders unter den zerplatzenden Tropfen. Am vierten geriet der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdlich grau in grau auf die wachsenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerflossen; er nahm seinen schärfsten Stift und schien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, sie unzerstörbar einzugraben. Das Wachen selber konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit selber wurde schwermütig bei dem eintönigen Liede, das er sich dabei sang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechsel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr besaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterschieden sich nur noch durch das Oben und Unten.

Erst sah man jede Stunde nach dem Wetterglase, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders werden. Erst sehnte man sich, wieder Grün und Blau zu sehen, zuletzt hatte man vergessen, daß es noch andere Farben gab, als Grau; man sah die Zeit kommen, wo Rechen und Haue zu fabelhaften Altertümern wurden, über deren einstige Bestimmung man sich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte und das Heueinernten für ein schönes Märchen alter Tage galt. Die besonnensten Leute mußten konfus werden, wie sie sich in der neuen Welt einrichten sollten, wo das Wasser an die Stelle der Luft zu treten schien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgethan.

Wenn man nur auch hätte vergessen können, daß man einen

Magen besaß! Von der Herzgrube aus eroberte sich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erste Glied der Kette von Schlüssen, durch welche die Gegenwart von neuem an die Vergangenheit festgemacht wurde.

Wenn nun ein solches Wetter zur Zeit der Heuernte selbst den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinstehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es gestern verdient! Und doch war die Heiteretei auch bei solchem Wetter nie zu feiern gezwungen gewesen. Als Tag um Tag verging und niemand ihrer begehrte, weder zum Waschen, noch zum Scheuern, noch zu sonstiger Haus- und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzusehen, was sie, wie die Valtinessin gesagt, angerichtet hatte. Aber sie wollte es lieber den Umständen in die Schuhe schieben, als sich selbst. Freilich, wer soll jetzt waschen, wo keine Aussicht auf Trockenwerden? wer scheuern lassen, wo jeder Eintretende den halben Luckenbacher Flur an den Schuhen mit in die Stuben schleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin gestand sie sich selber willig ein. Denn sie sah das Gegenteil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt bei ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin stand bei ihr nicht in viel größerer Achtung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meisten Leuten ihres Standes. Wenn diese selber einmal einen Brief oder sonst etwas zu schreiben haben, deucht sie das so schwer und peinlich, daß sie für jeden Buchstaben gern ein Scheit Holz sägten oder hackten; an einem anderen kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und sie halten es für unnötig, obgleich es ihnen nötig genug vorkam, sich darum stundenlang zu quälen.

„Und an solcher Faulenzerei," fuhr die Heiteretei dann in Gedanken fort, „hab' ich selber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder schön Wetter werden!"

Sie weiß ja, daß sie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie ist so wesentlich und unentbehrlich zur Heuernte, als Sonne und trocknender Wind.

Freilich! bis dahin ist verzehrt, was sie für ein mögliches Krankenlager bisher sich abgedarbt hat; nicht für sich — daß sie krank werden könnte, ist ein Gedanke, der niemandem einfallen wird, am wenigsten der Heiteretei selbst — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie ist dafür auf einmal desto gesuchter. Bald wird sie zu der Valtinessin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer

anderen großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie spricht jeden Tag vornehmer, sie fängt schon an, die Haube zu balancieren wie die Baltineſſin, aber natürlich im richtig bemeſſenen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Haubenwerfen verhält ſich zu dem der Baltineſſin wie ein Schweineſchwänzchen zu einem Löwenſchweif. Und geht ſie breiter, denn ſonſt, ſo iſt ihre Grazie gegen die maſſive, ſteinerne der Baltineſſin nur eine aus Holz und Lehm, und ſie ſelber nur ein beſcheidenes bretternes Hintergebäude.

Nur ſelten kann ſie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten hereinzuſehen, und dann läßt ſie gutmütig, ſo viel in der Eile möglich iſt, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Geſtalt der Heiteretei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat ſie nicht den Mut, wenn auch die Luſt. Denn ſie kennt die Heiteretei. Und die giebt ſich auch nicht das Anſehen, als ob ſie etwas bedürfe. Ja, ſie treibt noch Poſſen mit der Annemarie. Sie ſpielt die Perſon der Baltineſſin und der Weberin gegen ſie, und weiß das mit ſolcher Geſchicklichkeit der Nachahmung zu thun, daß die Annemarie zuweilen ihr ſüßſaures Lachen vergißt und, in unwillkürlicher Täuſchung befangen, ſich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiteretei wirklich jene große Frau ſelber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war, als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiteretei in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen erſah die Heiteretei, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

„Ich bin keine von Euren großen Weibern," ſagte ſie, „daß Ihr erſt vom Wetter müßt anfangen, wenn Ihr mir was wollt ſagen. Da iſt nur eins zu machen, entweder Ihr red't oder Ihr red't nicht. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Ihr wollt vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab' angezünd't."

„Vor meinetwegen brennt die Lampen gar nicht an, Bäs Dorle," entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm ſuchte zu ihrem Vorbringen.

„Nu, doch wegen dem Liesle da, damit ſich die nicht ſtößt."

„Das Liesle ſitzt ja ſo ruhig, und das Öl, das wird ſchrecklich teuer bei der Witterung."

„So will ich's noch laſſen gehn, aber nu hätt' ich gedacht ..."

„Ja," ſagte die Annemarie. Sie dachte, einmal muß es ſein,

und gab ſich ſelber einen Stoß, daß ſie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

„Weil Ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen," ſagte ſie, „und es iſt groß genug dazu; ſonſt übrigens außerdem blieb' ich lieber bei Euch wohnen, als wo anders."

„Ihr wollt fort aus meinem Häusle?" fragte die Heiteretei.

„Ja," ſagte die Annemarie, „und der Holunderbuſch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Bruſt nicht mehr ertragen."

„Der hat abgeblüht," entgegnete die Heiteretei ruhig. „Und wenn er's einmal hat gethan, ſo thut er's das ganz' Jahr nicht zum zweitenmal."

„Und der Bach," fuhr verlegen die Annemarie fort.

„Ja, der Bach," half die Heiteretei der Alten, weil ſie ſah, dieſe wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. „Der Bach, der iſt halt ſchrecklich naß. Habt Ihr heint ſchon ans Ausziehn gedacht, wie Ihr Mittag ſeid dageweſt?"

Die Alte bejahte und geriet ſchon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiteretei ihre Antwort benutzen könnte.

„Ja, nu weiß ich," ſagte dieſe, „warum das Öl ſo teuer iſt, und warum Ihr gerad jetzt kommt, wo's finſter iſt. Ihr habt gedacht, ich ſeh's Euch ſonſt an, daß Ihr Vorwänd' macht. Wär't Ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt' geſchlafen, da wär's noch beſſer geweſt; da hätt' ich's auch nicht gehört. Und nu will ich's Euch auch nicht zuleid thun und die Lampen anbrennen, eh' Ihr wieder fort ſeid. Ich bin freilich nicht ſo höflich wie Ihr. Damit's nicht zu grob herauskommt, wenn Ihr einmal die Wahrheit red't, wollt Ihr mir lieber zwei Lügen weis machen. Bei Euern großen Weibern iſt das vielleicht das Recht', zumal, wenn Ihr noch einen ſchönen Reiger dazu macht. Aber ich mein', wenn mir einer Lügen weis will machen, ſo iſt das die größt' Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr ſeid euer eigener Herr und könnt in der Valtineſſin ihre Brillenſcheiden ziehen, wenn Ihr wollt. Ich hab Euch nix zu ſagen und mithin auch nix übel zu nehmen. Was das Liesle da angeht, ſo muß die Sach' gehen, wie ſie kann. Mir kann's einerlei ſein und iſt's auch, und nu iſt's fertig."

Bei der Annemarie war's aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiteretei könne es nicht ermachen ohne ſie. Nicht als hätte ſie gewünſcht, die Heiteretei vermöge das wirklich

nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, so sehr sie ihr schon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könnten's für eine Sünde halten, wenn sie bei der Heiteretei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlassen, darin man so lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin gewesen, daß man ihm fehlen werde, das ist so leicht nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbrezel auch fast gar nichts gewesen, und gab sie dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Ähnlichkeit ihres Schicksals mit dem dieser Brezel, was sie dabei so mit Wehmut erfüllte.

„Wenn Ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle!" begann sie mit zitternder Stimme, in der Thür sich noch zurückwendend. Und wenn Ihr mir nur wenigstens den Reiger zulieb' hättet gethan vor meinem End', aber so . . ."

Den Anstrengungen ihrer Hand gelang's nicht, die vom Schluchzen unterbrochene Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptsächlich deshalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr sehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte an, daß sie gegangen war.

Draußen stand sie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem sie selber keine bewies.

Aber die Heiteretei hatte sich ebenso seltsam widersprochen, da sie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie dachte nicht daran, daß sie selber in demselben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei war's ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deshalb, weil sie daraus, daß selbst die treue Alte sie verließ, erkannt hätte, wie schlimm man in dem ganzen Städtchen von ihr denken mußte.

Diese hatte über ein Menschenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher schon da gewohnt, ehe die Mutter der Heiteretei hereingeheiratet hatte. Eins nach dem anderen neben der Heiteretei hatte das Häuschen verlassen. Vater und Mutter und ihre eigenen jüngeren Geschwister hatte sie hinaustragen sehen; die ältere Schwester hatte sie selbst hinaustreiben müssen. Nun, da auch die Annemarie ging, ward's erst leer, trug man ihr die Mutter noch

einmal hinaus. Damals hatte es auch schon so lange geregnet und regnete noch. Und der alte Holunder rauschte jetzt wieder ebenso eigen wie damals, als seine Zweige den Sarg nicht hinauslassen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufatmend sich leise setzen.

Das alles war ihr beim Abschied der Alten gekommen, und sie hätt' es der Annemarie gesagt. Diese wär' entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiteretei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn sie rede. Und ehe sie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Wesen" sehr verdächtigte, blieb sie lieber schweigend an ihrem Fenster sitzen.

Verfolgte nun das Schicksal die Heiteretei, so nahm es sich ebenso sichtbarlich der Annemarie an. Den Entschluß, das Häuschen der Heiteretei zu verlassen, schien es selber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeschafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot diesem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügenderen Schutz. Selber bis in sein Innerstes von dessen Wassern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgesogener Badeschwamm, vermehrte es durch sein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimsuchten. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offenen Armen auf, der sie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beispiel der belohnten Verräter mehrte ihre Zahl. Was die Heiteretei hineinklebte, nahm der Regen in derselben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie sonst wohl geschehen. Und ging einer vorüber, so geschah es nur, eine offene Schadenfreude zu befriedigen. Der Holunder konnte nichts, als ratlos seine Zweige zusammenschlagen; sie wurden ihm immer schwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu sehen, wie fest sie noch seien, und nach jedem Pochen schüttelte er ängstlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beschwören, er solle nun endlich nachlassen. Der hatte keine Antwort für ihn, als sein ewiges plätscherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerschlimmster Nachbar. Er goß Öl ins Feuer oder vielmehr Wasser ins Wasser.

Er ſammelte all den Regen, der auf ſeine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die geſammelten Waſſer ſich ein Bette nach dem Häuschen hin ſchufen und von ſeiner Kante darauf herabſtürzten, als hielten ſie das Häuschen für ein Mühlrad, das ſie in Bewegung ſetzen müßten.

Jetzt ſank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewichte. Das Dach wäre nachgeſunken, hätte nicht der Fels mit zu ſpätem Erbarmen jene erſetzt und das wankende mit der eigenen Schulter geſtützt. Und nun begann auch der größte Teil der Vorderwand zu weichen. Sie bog ſich matt vornüber, als wolle ſie um die Ecke nach Hilfe ſehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da ſank ihr, ein Bild ſtiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch dieſe ein, und der Tod löſte zu früh, wenn auch mit ſanfter Hand, einen ſo innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geſchloſſen.

Nun glich das Häuschen einer Waſſerkunſt. Über die Furchen des Strohdaches ergoſſen ſich die Waſſer vom Felſen herab in hüpfenden Kaskaden. Unzählige Öffnungen ſchluckten ſie gierig ein, ebenſoviel andere ſpieen ſie in ſchönem Bogen wieder von ſich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Elend ſo luſtig wie eine Wieſe, und der alte Holunder ſtand daneben abgeſpannt und ſchlaff, wie ein durchnäßter Regenſchirm in einer Ecke, und ſchlug die Zweige über ſeinem Kopfe zuſammen aus Entſetzen vor ſolchem Frevel.

Die Valtineſſin that, als der Bader die Nachricht von dem Schickſal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas Ähnliches. Sie ſchlug mit beiden Händen auf die Kniee.

„Da ſieht man doch, daß man richtig hat geweisſagt," meinte ſie. „Es hat wohl öfter ſchon geregnet, aber der Regen da, das iſt ein ſichtbar Strafgericht vom Himmel. Und das ganz' Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt, der weiß, was er red't. Hier ſitz' ich und ſag': Ein Regen ſoll das ſein? Eine Sündflut iſt's."

„Ja," ſagte der Meiſter Schnödler mit unſicherer Zunge, „die Heiteretei, das iſt ſo ein Kerl, wie die Töchter der Rieſen ſind geweſt. Aber ich will euch ſchon kriegen!"

„Und der Herr hat wieder einen unſchuldigen Noah gerett't, wie ſelb'mal," fuhr die Valtineſſin fort. „Die Annemarie da, das iſt der ander' Noah."

Die Annemarie, die an der Thür Leuchter putzte, that einen

Neiger. Sie lächelte, aber innerlich ſeufzte ihr Herz über das Schickſal des Häuschens.

„Ja, es iſt kurios," ſagte der Morzenſchmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. „Es ſcheint, das ganz' alte Teſtament geht noch einmal für in unſerm Luckenbach. Erſt iſt die Austreibung aus dem Paradies geweſt; jetzund iſt die Sündflut; nu muß der babyloniſch' Turm noch kommen und der Auszug der Kinder Israel aus Agyptenland."

„Der iſt geweſt, der Auszug," ſprach die Valtineſſin. „Aber nu iſt er erſt fertig. Der Pharao, der ſein Herz hat verſtockt gehabt, nu liegt er im Roten Meer. Ich hab' manchmal beinah' gemeint, man hätt' ihr zu viel gethan, aber nu hat der Himmel ſelber gered't."

„Zu viel gethan?" beruhigte der Meiſter Schnödler nachträglich. „So ein Kerl wie die Frau Valtineſſin, die kann ſchon eine Sünd' mehr thun. Wozu wär' denn einer reich auf der Welt? Das iſt noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Valtineſſin. So eine kann gar nicht zu viel thun."

„Ja," meinte der Schmied, „das Zuvielthun iſt anderen Leuten ihre Sach'."

Der Meiſter Schnödler ſah den Morzenſchmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorſicht für jeden Fall ſagte er dann: „Keinen Tropfen, Meiſter Langgut. Der Tropfen, den ich heut' getrunken hab' . . ."

Er wollte ſich eben eines hohen Schwurs vermeſſen, aber die Valtineſſin unterlief ſeine Zunge, indem ſie feierlich warnend die Haube ſchwang. „Meiſter Schnödler! Aber was iſt denn da in Seinem Glas geweſt?"

„Das iſt Bier geweſt, Frau Valtineſſin. Wenn ich ſag': Einen Tropfen hernachen, mein' ich einen Bittern."

Die Valtineſſin ſagte: „Ja, wenn Er's ſo meint!"

Der Schmied und die übrigen gingen. Der Meiſter Schnödler rannte die Valtineſſin an. In ſeinem weißlichen Rock ſchien er mit ihr Nachtfalter und Pfingſtroſe ſpielen zu wollen. Es ergab ſich aber, er hatte beabſichtigt, der Valtineſſin etwas ins Ohr zu flüſtern.

„Von wegen," ſagte er und zeigte auf die Ev', die eben hereintrat.

„Ev'!" rief die Valtineſſin.

„Nu, wie iſt's denn mit dem?" fragte die Ev' leichthin, als ſie herangekommen war.

„Ja, so ein Kerl," lachte der Meister Schnödler. „Das ist eine Lust, wenn so ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Valtinessin, wollt' ich, kräg's einmal. Die sollt's herumreißen. Das ist noch lang' nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Valtinessin. Wir wollen sie schon kriegen. Ja, wenn's ihn hat, da red't er von nix als der Heiteretei. Ich kann sie nicht los werden, schreit er. Da steckt sie fest. Jetzt ist sie da, jetzt da. Und deutet bald auf seinen Brustkasten, bald an seinen Schädel. Ein verwünschter Kerl, aber wir wollen ihn schon kriegen. Und wenn er einmal zu sich kommt, dann fragt er: Fräle, habt Ihr's richtig gemacht mit der Valtinessin? So ist er auf die Jungfer Ev' versessen."

Die Gringelwirts-Ev' schien anderer Meinung. Aber: „Wenn ich ihn nur erst hab'," sagte sie zu sich. „Ich will sie ihm schon herausbringen."

Der Meister Schnödler war innerlich der Meinung der Ev', wenn er es auch aus Galanterie oder sonst einem anderen Grunde nicht wollte merken lassen.

Der Valtinessin allein fiel es nicht ein, der Fritz könne Neigung zum König Pharao haben, oder es schien ihr nicht der Mühe wert, sich so etwas einfallen zu lassen.

„Und das Fräle?" fragte die Ev', und ein liebevoller Zug um den Mund sagte, sie brauchte eigentlich gar nicht zu fragen.

„Sie will's absolut nicht, daß ich's in Ordnung bring'. Das ist ein Kerl! Aber ich will ihn schon kriegen. Wenn's eine Mäd zu dingen gält', meinte sie, das könnt' ich verrichten. Aber zu einem Kerl, wie die Frau Valtinessin, da müßt' sie selber kommen. Und das geschäh', sowie sie's nicht mehr in den Beinen hätt', daß sie den Schloßberg könnt' steigen. Und weiter sagen soll ich nix. Der Fritz wär' ein Wunderlicher. Wenn die Leut' sagten: Er freit den Kerl — die Gringelwirts-Ev', da könnt' er aus Trotz die Heiteretei noch nehmen."

„Hm!" dachte die Gringelwirts-Ev'. Das Mordmädle erriet richtig, daß das Holders-Fräle sie nicht haben wollte. Sie dachte: „Wenn's nur erst fertig ist, der will ich's schon einträuken."

„Ich meint', er wär' selber alt genung," sagte sie, „und könnt' schicken, wen er wollt'. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zusammenthun mit dem rohen Ding da unten und kann sie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unver-

ſchämtes Geſicht. Wenn's einer machen thät', einen großen Kuppelpelz kräg' er nicht von mir."

Der Meiſter Schnödler verſtand wohl, daß das hieß: „der kräg' einen großen Kuppelpelz von mir."

Er ſchmachtete ſie an und ſagte: „Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das iſt noch ein ganz anderer Kerl, als das Holders-Fräle."

Aber die Valtineſſin ſchwang ihre Haube, ſo daß dieſe auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen ſchien.

„Das Holders-Fräle hat recht. So einen ſchickt man nicht zu der Gringelwirts-Valtineſſin," ſagte ſie, „in ſolcher Sach'. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu reſpektieren hat. Und es wird ihr ſchon aus den Beinen herauskommen, daß ſie den Schloßberg kann erſteigen. Hier ſitz' ich und ſag': Der Gringel wirft ſein Mordmädle niemand an den Kopf."

Das Mordmädle griff nach einer Flaſche, darauf geſchrieben ſtand: „Spaniſch Bitter", und ſchenkte dem Meiſter Schnödler unverlangt zweimal nacheinander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und ſagte: „Der Meiſter Schnödler braucht ſich mit der Sach' nicht weiter unnütz zu beſchweren. Wie meine Mutter meint, ſo mein' ich auch."

Der Meiſter Schnödler verſtand; er nickte der Ev' mit lachendem Geſicht zu und gab, nach der Valtineſſin hindeutend, zu verſtehen: „Ein verwünſchter Kerl, die Frau Valtineſſin! Aber wir wollen ſie ſchon kriegen."

Der Meiſter ging, und die Valtineſſin wandte ſich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

„Ja," ſagte ſie, „Annemarie, wär' der gerecht' Zorn der großen Weiber nicht geweſt, ganz Luckenbach hätt' mit dem König Pharao müſſen erſaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, ſo wär' vielleicht der ganz' Regen nicht geweſt. Was denkt ſich die Annemarie dabei?"

„Ach," ſagte die Annemarie; „aber was meint die Frau Valtineſſin nur? So würd' ich mir doch das nicht zu ſchulden kommen laſſen. Und wenn's zehnmal ſich für arme Leut' ſchicken thät', daß ſie was denken thäten dabei, was die Frau Valtineſſin ſagt. Und die Frau Valtineſſin weiß es ſchon einzurichten, wenn ſie was ſagt, daß nix dabei zu denken iſt. Und wenn's ſein könnt'; in der Frau

Valtineſſin ihrem Beiſein mich's zu unterſtehn, das wär' mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer ſo reich iſt, wie die Frau Valtineſſin, und iſt am Gründonnerstag Sechzig geweſt!"

„Die Annemarie iſt eine recht vernünftige Perſon für Ihre Umſtänd'," genehmigte die Valtineſſin dieſes Erſterben in Demut, „drum hat der Herr Sie auch ſo ſichtbarlich mit ſeinem Arm behüt't. Und an dem Exempel da kann Sie's erſehn, daß der liebe Gott die Welt nicht ſo in den Tag hinein hat erſchaffen, ſondern hat ſich was dabei gedacht, warum er reiche Leut' und arme Leut' hat erſchaffen."

Die Valtineſſin dachte, als ſie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß ſie noch vor kurzem den Unfall des Holders-Fritz ebenſo beſtimmt den Gäſten des Gringels als ein ſolches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch ſchien ſie recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiteretei ſo weit vollzogen, als wir geſchildert haben, und ſchon machte ſich ein Morgenwind auf, dem weiteren Regen zu ſteuern.

„Ja," ſagte die Valtineſſin, als zum erſtenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regenwimpern ſah, „das iſt ſichtbarlich. Ordentlich gewart't hat der Wind, daß er nicht eher losgebrochen, bis das Strafgericht iſt vollend't geweſt. Und daß er nicht hat müſſen warten, bis das Häusle ganz verſtört wär' geweſt, daraus kann man erſehn, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, ſondern hat ihn nur wollen demütigen und hat ihn durch Demütigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb' Gott ſo was vorhat, ſo ſollen die Menſchen behilflich ſein. Und was mich anbetrifft, hier ſitz' ich und ſag': was ich kann thun, daß der König Pharao wird gebeſſert, das ſoll ehrlich und getreulich geſchehn."

So triumphierte die Valtineſſin in der Seele des Schickſals und faßte den Entſchluß, ihm zum Beſten der Heiteretei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenſchlag — denn als ſolcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar ſtolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte ſie doch über das Schickſal des alten Häuschens und die Verſtocktheit und Liebloſigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte ſich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunſt, die

doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenſchlag, da ſie beides allein genießen mußte. Im dickſten Regen wandelte ihr blauer Mantel, wenn es dämmerte, ſcheuen Schrittes wie ein Geſpenſt um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein ſeinen Lauerer haben. Seit der Fritz die Stelle niedergelegt, verſah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte ſie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie alles hätte ſo ganz anders werden müſſen, hätte die Heiteretei ihr nur gefolgt. Und wunderbarerweiſe that ſie das in den vornehmſten und verbindlichſten Redewendungen, die ſie der Valtineſſin und der Weberin abgelauſcht. So hatte ja ſie immer die Neiger gemacht, die eigentlich die Heiteretei hätte machen müſſen, und jetzt war es, als könne ſie noch rückwirkend alles gut machen, wenn ſie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiteretei ihr Unglück verſchuldet, nachträglich für ſie erſetzte. Und ſo oft ſie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papieres hinabtauchte, in welchem die Abſchiedsbrezel untergegangen war, ſchluchzte ſie wiederum mit ſchmerzlichem Vorwurf: „Wenn ſie nur wen'gſtens hätt' geſagt, ich wollt' lieber, Ihr blieb't! Aber die —! Nicht einmal den einzigen Neiger hat ſie mir noch zulieb' gethan vor meinem End'.“

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüte zu Beſuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des ſüßeſten Weſtlüftchens geſchienen, als das rauhe Weſen des alten trockenen Geſellen.

Denn rauh und ſtreng mußte er ſein, um all das heruntergekommene Wolkengeſindel, das wochenlang mit ſtrotzenden Waſſerbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurück zu jagen. Unter ſeinem zornigen Schnauben raffte es ſich zuſammen aus ſeiner Zerfahrenheit und floh zurück nach ſeiner Heimat, dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er ſich zum Ruhen legte nach der ſchweren Arbeit, das hing hoch wie ſchneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da ſpann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit roſiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborſtenen Leibe des Grau all die Farben wieder erſtanden, die es verſchlungen hatte! Wie Scharlachſpinnchen auf grünem Papier rannten auf den grünen Wieſen die roten Unterröcke durcheinander, dazwiſchen dunkle Jacken und Beinkleider wie ſchwarze Käferchen oder wie lebendig

gewordene Tintenklexe. Wie vorher der Regen vom Himmel z
Erde gefallen, so in tausend Strömen stieg jetzt der Heuduft v
der Erde zum Himmel hinauf. Anstatt des grauen Regengeplätsch
erklangen unermüdlich die buntesten Vogelstimmen. So verlas
hatten noch nie der Webstuhl und die Brücke gestanden in
dumpfigen Stube, die Schere gehangen und die Säge am alten la
weiligen Nagel. Wer Sense oder Rechen zu führen wußte, kon
schwitzen ohne Holunderthee. Kein Paar gesunder Arme blieb
dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das gesundeste, regte sich nicht
der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen,
welchem es stak, dank den Anstrengungen des Regens, lustig ge
geworden, lustig bis fast zur Durchsichtigkeit.

Die Heiteretei hätte sich beim Ein- und Ausgehen das Th
öffnen ersparen können. Es war fast komisch, daß sie nicht ne
der Thür durch die Wand ging. Die hätte sie nicht erst zu öff
gebraucht. Ja, sie schloß die Thür sorgfältiger als je, wennsc
sie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das, etwa hund
Quadratfuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häusc
gegenüber lag. Und wenn sie dies jetzt mit noch leichteren Schrit
und aufgerichteteren Hauptes that und dabei ein lustiger Liedc
sang als je zuvor, so sah man wohl, daß es aus Trotz gegen
Spott der Vorübergehenden geschah.

Wäre sie neben der Thür durch die Lücke gegangen, so hätte
diese förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte sie
Spöttern nicht.

Selbst ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unversehrtes Sch
gemach hätte sie als ein Zugeständnis angesehen, durch welches
der Zustand ihres Häuschens eine feste Thatsache geworden wä
So saß sie den ganzen Tag über, da niemand ihrer begehrte, a
Vorübergehenden sichtbar an ihrem Tische. Aber sie schien niema
zu sehen; für sie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Fest für alle Spottmäuler des Städtch
Jeder suchte der notwendigen Arbeit wenigstens so viel Zeit ab
stehlen, als er brauchte, die Heiteretei so dasitzen zu sehen, und irg
einem Nachbar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuflüstern, eben
laut genug, um von der Heiteretei selber verstanden zu werd
Aber nur, wenn sie etwa in der Thür stand oder durch das

übriggebliebene Fenster sah, nahm sie von dergleichen Notiz. Dann hatte sie, ohne irgend ein Zugeständnis in Rücksicht des delikaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein frisches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen war's freilich anders. Zunächst half ihr's noch, daß sie sich erst an das Bewußtsein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden sichtbar zu sein, und jedes Geräusch rief augenblicklich ihren ganzen Trotz wieder wach. Aber wenn nun so lange draußen alles still gewesen war und ihr Stolz die unnötige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte sich aber auch, wie sehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Fritz ein so unzertrennlicher Gefährte ihrer einsamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiteretei aus dem kurzen, erst spät gekommenen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Wiederschein seines ersten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der fast verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knospen. Schnell sprang sie aus dem Bette, und wirklich! sie sah den ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben hastiger als sonst und so niedrig, daß sie fast das Wasser des Baches berührten. „Nu werden sie doch müssen kommen," lachte sie in sich hinein. „Das viele Heu, das noch draußen liegt! Und so ein Gewitter vor der Sonn' kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang' dauern, so werd' ich geholt; aber hernachen thu' ich gewiß nicht, als wär' mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder dabei gewest, hernachen ist mir nicht bang'. Wenn sie nur einmal wieder gesehn haben, was ich ermachen kann."

So schnell war sie nie fertig geworden mit Anziehen und Waschen. Sie hatte ihren leichtesten Rock angethan, um recht ausbündig schaffen zu können. Und bald pochte es auch, erst einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer einer und derselbe, der gepocht; es war kein Bote, der zur Arbeit rief; es war nur der alte Holunder. Von einem so wertgehaltenen Freunde wahrlich ein schlechter Spaß! Sie war nahe daran, zu glauben, auch den alten Busch hätten ihr die Weiber verhetzt. Und je höher die Sonne stieg, desto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken so gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers

durchschien. Jetzt war er leer, und seine Ränder liefen von jenem eigenen graurötlichen Dufte an, den man den Heerrauch nennt und der dauernde Trockne prophezeit.

Der Heiteretei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog sich, wie der äußere sich aufklärte, und es fehlte nicht viel, so regneten ihre Augen.

Da näherte sich durch das Gras draußen schleichend ein schwerfälliger, hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die sie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wiesen hinausgeschüttet. Wer konnte es sein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Dienstbote oder Lehrling, der, etwas Vergessenes nachzuholen, in die Stadt geschickt, sich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiteretei wieder oben; sie saß in straffer Haltung und sang ein lustiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiteretei that nicht, als hörte sie den schweren Atem des nun Stillstehenden, sie sah nicht nach ihm um. Der Atem klang ihr wie der der Valtinessin; das Blut drängte sich nach den Augenbrauen, aber sie sang noch besser als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuspern, aus dem Verwunderung und Unwille herauszuhören war. Endlich sagte zürnend die Stimme der Reicker Wirtin: „Aber Mädle, bist du denn der Verzeihmirsgott? Was ist das für eine Aufführung da?“

Die Heiteretei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in welchem die Frau das sagte. „Sie ist eben auch eine von den Großen, oder will's wenigstens sein,“ dachte sie bei sich; „sie soll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder.“ Dann rief sie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiseste Wort hätte verstehen können: „Ist jemand da draußen vor der Thür?“

Diese Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt sein wollte. „Mit mir stellst du keine Faxen an,“ sagte sie. „Du bist nicht der Mann danach.“

Trotzdem ging die Heiteretei erst ans Fenster und öffnete dasselbe auch noch mit großer Umständlichkeit. „Ihr seid's, Frau Dotin? Aber warum kommt Ihr nicht herein ins Häusle? Ich laß' das Fenster nicht gern auf; das Liesle hat's mit den Zähnen, und d

kann's die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenſter zu iſt, kann man's nicht gut hören, wenn jemand draußen ſpricht."

Die Reicker Wirtin ſchüttelte mit dem Kopf und dachte: „Sollt's mit der nicht richtig ſein hinter der Stirn? Aber danach iſt ſie doch nie geweſt, daß das mit dem Häusle ſie ſo ſehr hätt' ſollen angreifen." Sie wollte durch die Lücke hinein, da ſie aber die Thür aufſchließen hörte, meinte ſie: „Wenn ſie wirklich ſo iſt, ſolchen Leuten muß man den Willen thun, ſonſt können ſie einem was zufügen in ihrer Wut."

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirtin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als ſie die Heiteretei ſo nahe vor ſich ſtehen ſah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geſchichten von Verrückten ein. Als ſie aber die Heiteretei genauer betrachtet und von verwirrtem Weſen, wenigſtens von den Anzeichen eines nahen Wutausbruches nichts gefunden, hinkte ſie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

„Guten Tag herein," ſagte ſie dann; „wenn man dir nämlich was Gut's zu wünſchen braucht. Deinem Geſicht nach ſollt' man meinen, es wär' nicht nötig."

„Ach," entgegnete die Heiteretei luſtig. „Gut's kann man immer brauchen. Und wenn man gleich keiner iſt von denen, die nix genug können kriegen. Aber Ihr fürcht't Euch wohl gar vor mir?"

„Du denkſt, du biſt die Einzig', die ſich vor gar nix fürcht't," lachte die Wirtin in ihrer Erleichterung. Denn ſie ſah wohl, die Heiteretei war noch ganz die alte. Indem ſie ſich in dem Stübchen umſah, ärgerte ſie ſich wiederum, wenn auch in anderer Meinung, darüber, daß die Heiteretei nach ſolchen Erlebniſſen und Thaten noch die alte ſein konnte. Drum fuhr ſie fort, und nicht mehr im Tone des Scherzes: „Aber nu läßt du mir deine Faxen. Ich bin da, ein ernſthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch fortgehn ohne das, das ſag' ich dir."

Die Dotin ſetzte ſich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das ſie mitgebracht, vor ſich auf den Tiſch. Die Heiteretei holte ihren Stuhl vom Fenſter und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Buſentuch; das gehörte zu den nötigen Vorbereitungen, wenn ſie jemandem eine Predigt halten wollte. Dann ſtrich ſie die Schürze glatt, lehnte ſich hintenüber, ſetzte die Brille auf und begann: „Aber Mädle! Mädle! was machſt du mir da für Ding'! Kennſt den Holders-Fritz vom Steg, weil

er dich nicht will frei'n, und wie dir die großen Weiber deine Unart verweisen, bist du noch so unsinnig und jagst sie aus dem Häusle?"

„Weil er mich nicht will frei'n?" unterbrach sie die Heiteretei zornig. Die Wirtin nahm die Brille ab, wie jederzeit, solange sie nicht selber sprach. Die Heiteretei aber fuhr fort: „Das habt Ihr Euch weis lassen machen und hättet doch daran sollen sehen, was zu Euern großen Weibern ist. Und sie sollen erst an ihr' eigne Unart denken, wie sie mir so lang' in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt mir auf und wollt' mir was thun, bis ich's hab' geglaubt."

„Das mög' sein," entgegnete die Wirtin, nachdem sie die Brille wieder aufgesetzt, „das mög' sein, wie's will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach' ist gewest. Das Ding ist so: Du bist ein arm Mädle, und das sind große Weiber. Das ist die Sach', und nicht, wer schuld ist und wer nicht schuld ist. Denn Reden, siehste, das sind nur Wörter, und es kommt nix drauf an, was einer red't, sondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, siehste, die Weiber den Fritz selber 'nein gerennt hätten, das bleibt sich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht so kommen, wie du gekommen ist. Ich hab' mir's immer gedacht, daß das mit deinem Wesen einmal schlimm wird ablaufen. Armut und Hochmut, die führen zusammen eine schlechte Eh', und wird nicht gut, bis sie sich scheiden und die Armut freit die Modestigkeit. Der Hochmut hat dir alle Leut' erbittert und hätt' dir das Häusle eingerennt, hätt's auch nicht der Regen gethan. Aber die Modestigkeit, siehste, wenn du die gehabt hätt'st, da wär' die Wand wieder zugewachsen, du hätt'st selber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich bei Zeit bekehrst! Drum gehst du heint noch herum und bitt'st den großen Weibern dein' Unart ab. Die Valtinessin ist eine herzensgute Frau, wenn sie nicht einer mit Gewalt reizt, wie du's hast gemacht. Hernachen . . ."

An der Heiteretei Backen hatte schon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckflecken den anderen gejagt; jetzt fiel sie jener in das Wort. „Ich dächt' auch, Ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommt's auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich sag' Euch nur so viel: In meine Ohren geht nicht das Zehntel, als in Euern Mund."

Die Wirtin setzte die Brille wieder auf und sagte ruhig: „Das

iſt deine Sach'. Mach's du, was du willſt; hör' oder hör' nicht. Ich red', weil's meine Schuldigkeit iſt, und es ſoll mir kein Menſch einmal nachſagen, ich hätt' meine Schuldigkeit nicht gethan, und du ſelber nicht, wenn dich's einmal reut. Da mit dem Liesle, das wär' recht gut und ſchön, was du an der thuſt, wenn du kein arm Mädle wärſt, das genung für ſich ſelber zu ſorgen hat. Ich weiß, wem's iſt, aber das wiſſen nicht alle Leut', und manchmal will einer nicht wiſſen, was er weiß. Und du denkſt, du meinſt's gut mit deiner Schweſter, wenn du ihr die Ruten abnimmſt, die ſie ſich aufgebunden hat? wenn du ihr die Sorg' abnimmſt, die ſie vernünftig machen könnt', beſſer als deine Reden, damit ſie ſo leichtſinnig fort kann machen, wie ſie angefangen hat?"

Die Heiteretei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr ſtand, mit beiden Armen umſchlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu ſehen, was die Heiteretei auf ihre Reden ſagen könnte, entgegnete dieſe mit leiſerer Stimme als gewöhnlich: „Ich red' nicht gern davon." Und indem ſie das Liesle auf ihren Schoß ſetzte, fuhr ſie, mehr zu dieſer, als zur Dotin gewandt, fort: „Es muß jeder ſeine Leut' kennen und muß wiſſen, ob das Elend ſie nicht noch ſchlimmer kann machen, ſtatt beſſer; und wenn eine ſchlimm wird, iſt's beſſer, ſie wird's allein, als daß ſie noch ein ander's mit ſchlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die andern ſollten abbitten, und auseinander bringt uns auch keiner, es müßt' denn der Totengräber ſein. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht geſagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich Euch hab' mitgebracht vom Gründer Markt? Wär's nur ein lebendiger geweſt, der hätt' Euch aufgefreſſen, ſtatt Ihr ihn. Und eine rote Naſe hätt' er nunmehr auch von Euerm Bier."

„Ja," ſagte die Wirtin, indem ſie ihre Brille wiederum im Buſentuch unterbrachte, „lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf ſeine alle Vier'. Und wenn man denkt, du biſt einmal vernünftig, da biſt du geſchwind mit deinen Faxen wieder dahinter her. So groß und ſtark du biſt, ſo biſt du doch nix, als ein pures Kind. Ich hab' dir geſagt: mach', was du willſt; aber denk' nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willſt, wenn du mir nicht folgſt. Nicht, daß ich's mit den Weibern in der Stadt nicht möcht' verderben um deinetwegen; wiewohl ich nicht wüßt', warum ich das ſollt' thun. Aber es ſoll auch nicht heißen, die Reicker Wirtin hat

ſie in ihrem Trotz beſtärkt. Und nun will ich auch einmal ſagen: und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Behüt' dich Gott!"

„Ja, wie Ihr's ſagt, da klingt's auch nach was!" lachte die Heiteretei. Sie ſah die Dotin ungewiß, ob ſie durch die Lücke gehen ſollte, oder durch die Thür. Es iſt eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man hereingekommen iſt. Hätte nicht unbewußterweiſe auch die Reicker Wirtin dieſe Nötigung gefühlt, die Heiteretei wäre mit dem Thüröffnen zu ſpät gekommen. Die Wirtin wartete darauf und ſchüttelte doch ſelber verwundert darüber den Kopf, und ſchüttelte ihn noch, als die Heiteretei ſie nicht mehr ſehen konnte.

Der Heiteretei war es nicht ſo ums Herz geweſen, als ſie die Wirtin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen ſtehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die ſie durch eine Lücke in den Weiden hindurch ſehen konnte. Die Dotin war die einzige, von der ſie noch Teilnahme und Hilfe erwarten durfte gegen die Not, die mit ſchnellerem Schritte dem Häuschen zueilte, als die Alte ſich davon entfernte. Mehr als einmal meinte ſie, ſie noch errufen zu müſſen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede beſtanden, und abbitten konnte ſie nicht, wenn ſie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte ſie dann nur noch in ihrem Trotze beſtärkt.

Waren das böſe Nächte geweſen ſeither für die Heiteretei, ſo zeigte ſich die heutige um nichts beſſer.

Die Not drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter, als je. Sie war nie erbitterter auf die Menſchen geweſen, die ſo unbillig mit ihr verfuhren, und doch hatte ſie nie dringender gefühlt, wie nötig ſie dieſelben hatte.

„Meinetwegen?" ſagte ſie, kummervoll aufſitzend im Bette, denn nichts verſtärkt das Gefühl innerer Bedrängnis empfindlicher, als die äußere Hilfloſigkeit der liegenden Stellung. „Meinetwegen? O, wenn ich allein wär', ſie ſollten mich zu nix zwingen, ſo lang's Wurzeln giebt auf den Wieſen und Waſſer im Bach. Aber mit dem Lieſle da, wo ich froh bin, daß ich's ſo aufgebracht hab' mit Ziegenmilch und Thee! Und hätt' ich's nur wenigſtens ermachen können, daß ich die Geiß behalten hätt'! Und ſie geben mir keine Milch auf

Borg; ich muß froh sein, wenn ich für Geld welche krieg'. Und das ist nun auch alle. Aber abbitten thu' ich doch nicht! Mich anbieten zur Arbet, das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll, daß ich zu den Leuten soll sagen: Gebt mir Arbet, wo sie sich vorher haben gerissen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch thun um dem Liesle seinetwegen. Und das thu' ich morgen; aber jetzt denk' ich nicht mehr dran. Die Gedanken machen einen desperat. Gut; lachen sie äußerlich, so lach' ich innerlich. Am End' müssen die Leut' sich schämen und nicht ich. Und thun sie das nicht, so thun sie was ander's. Ich schlaf' aber nun, und nun seid still, ihr Gedanken, ich sag's euch zum letztenmal, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Dazu machte die Heiteretei eine entschiedene Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Gebärde zu leihen. Aber es schien vergebens. Der Schlaf, den sie gerufen, kam ihr noch nicht zu Hilfe. Instinktmäßig suchte sie nach einem Punkte, an den sich eine andere Gedankenreihe knüpfen ließe. Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkürlich fiel ihr ein, wie ihre Schwestern und Bettgenossinnen sich schon als Kinder gemüht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchstaben des Namens ihrer künftigen Männer herauszulesen. Sie selber hatte dann dieses Treiben verspottet; die Schwestern behaupteten, weil auf ihrer Hand nichts geschrieben stehe, so werde sie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihr's darum zu thun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu geraten, that sie, was sie damals nicht gethan. Und seltsamerweise, als sie eben dieses Treibens halb sich vor sich selber schämen wollte, meinte sie, ganz leserlich ständen zwei verschlungene Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte sich über und über erröten und wollte nicht wieder hinsehen; denn so keck und frisch vor den Leuten, so schamhaft war sie vor sich selbst.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter sah und nach seiner Weise mit ihr zu reden begann, da fürchtete sich die Heiteretei vor seinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die sie eben entdeckt. Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort sprechen konnte, dennoch suchte sie es auf andere Gedanken zu bringen.

„Sei nicht dumm, Liesle," sagte sie schnell, um ihr zuvorzu-

kommen; „es iſt ja nicht wahr. Der Mond guckt 'rein, ob du ein gut Kind biſt und ſchläfſt, und hernachen ſagt er's ſeinen kleinen Brüderlen am Himmel. Guck', er iſt ſchon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erſt eins, hernachen legt er ſich auch nieder und ſchläft."

Das Kind war ſchon wieder im Entſchlummern und ſank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anſtrengung mehr, ſich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte ſich eine Gedankenreihe an, die ſtark genug war, ſich gegen jede andere zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiteretei ſich bei ſich ſelber entſchuldigen müſſe, daß ein F. und ein H. auf ihrem Handrücken ſtand. Denn daß am Ende aus den Verſchlingungen des Geäders zu leſen war, was man wollte, daran dachte ſie in ihrer Unbefangenheit nicht.

„Dummes Zeug," ſagte ſie zu ihrem Handrücken, „ich brauch' keinen Mann. Nicht den und auch einen andern nicht! Wenn ich was möcht', ſo wär's ein Bruder. Schön ſein muß es doch, wenn man einen Menſchen hat, dem man alles kann ſagen. Ja, und zu einem Bruder, da ließ' ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär', und ich wohnt' bei ihm, wie wollt' ich ihm ſeine Sach' zuſammenhalten! Da wollt' ich den ganzen Tag in ſeiner Werkſtatt mit ihm ſein und ihm helfen. Er ſollt' nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär', da macht' ich Ordnung in der Werkſtatt und ſcheuert' und macht', was zu machen wär'. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief', ich wollt' nicht meinen, ich thät' zu viel. Zuerſt müßt' er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krägeleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quaſten ſchnitt' ich gleich den erſten Tag von ſeiner Pfeifen. Rauchen möcht' er meinetwegen; es iſt, als wenn's einmal zu einem Mannsbild gehört'. Und ohne Weſten, wie ein Schlenkerles-Jörg dürft' er mir auch nicht mehr auf die Gaſſ'. Es iſt ein Jammer, wenn ſo ein hübſcher gewachſener Menſch ſo gar nix auf ſich hält. Er iſt der ſchönſt' Burſch', den ich geſehen hab'. Aber die langen wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen ſoll; wird nur der Rockkragen ſchmutzig davon. Und ſein Maß Bier den Tag, das wollt' ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt' ich haben. Er iſt die Gutthat ſelber, und wenn er welch's hat, ſo haben's eigentlich andre Leut', und wo ſelber genug haben im Haus."

So ſinnt ſie. Aber ſchon verſagen ihr die Worte, bald auch die

Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß sie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben sprechen.

Der eine sagt: „Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau notwendiger, denn zuvor, mit seinem gelähmten Finger.“

Die Heiteretei denkt im Einschlummern: „Die meinen den Fritz.“

„Und wenn die Ev' ist,“ entgegnete der andere, „wie ihre Mutter, die Valtinessin! Das ist eine Tüchtige. So eine könnt' ihn zusammenhalten.“

„Die Ev'“ — denkt die Heiteretei noch, dann nichts mehr. Sie ist eingeschlafen.

Und wie lang' schläft sie dasmal! Als sie erwacht, ist's schon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber sie hat keine Zeit, sich zu verwundern; sie hört das Walkmüllers-Gretle drinnen sagen: „Die Heiteretei soll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswiesen noch 'rein.“ Sie zieht sich eilend an, während die Valtinessin dem Gretle antwortet. „Jetzt schlägt die Valtinessin auf ihre Kniee,“ denkt die Heiteretei, „und nun geht's los. Richtig!“

„Denn obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': sie wird gleich kommen, das Annedorle.“

„Denn warum?“ fügt die Schreinerin hinzu, „sie will ja noch auf der Ev' ihre Hochzeit.“

„Aber daß das Annedorle sich in acht nimmt!“ sagt die Schmiedin. „Er hat schon wieder ein Beil bei mein'm bestellt.“

„Dummes Zeug!“ sagt sie selber, nämlich die Heiteretei. „Ich fürcht' mich vor zehn solchen nicht.“ Dabei wundert sie sich über sich selber und denkt: Das ist ja eigentlich alles lang' vorbei.

Aber schon ist sie draußen und wundert sich wiederum, daß sie den Schiebkarren mit sich führt. Den braucht sie doch eigentlich nicht. Und sie ist auch schon weit über des Walkmüllers Ulrichswiese hinaus. Sie ist schon im Ulrichsholze; sie fährt schon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter sich. Die Tannennadeln duften so stark, es nimmt ihr fast den Atem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichsholz, sondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt sie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

„Laß mich los,“ sagt sie; „ich hab' gern meine Händ' frei.“

Sie ſieht ihm ins Geſicht; das iſt blaß, aber ſo gut, daß es ihr in der Seele weh thut. Und was iſt das auch für ein Blick, mit dem er ſie anſieht! Sie denkt: „Wenn ich immer ſo daſtünd', und er ſäh' mich immer ſo an!“

„Gelt,“ ſagt ſie zu ihm, „du haſt mich gewollt? Du haſt dir kein Beil beſtellt? Ich hab' ja auch immerfort gedacht, du ſoll'ſt mich nehmen, damit dein' Sach' gut gehalten wird. Daß ich ſo bei dir könnt' ſtehn und könnt' dir das ſelber ſagen, das hätt' ich mir nimmermehr eingebild't, und es wundert mich noch, indem ich's zu dir ſag'. Aber daß du nun die Ev' willſt frei'n!“

„Ja,“ ſagt der Fritz und ſieht ſie immerfort dabei an, „das iſt freilich ſchrecklich ſchlimm! Aber das Fräle hat einmal ihre Laden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingethan werden. Ja, da iſt's nun nicht mehr zu ändern.“

Das begreift die Heiteretei. „Wenn's ſo iſt,“ meint ſie traurig, „da iſt's freilich zu ſpät. Aber halt' mich nicht ſo närriſch bei der Hand!“

„Thut dir's weh? Ja, ich bin ſtark. Ich bin der wilde Fritz.“

„Deswegen? Und wenn du noch zehnmal ſtärker wär'ſt, vor dir fürcht' ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerſpitzen kommen und ſchlängeln ſo heiß den ganzen Arm herauf bis ins Herz. Mir iſt angſt, die thun mir was daran. Es pocht auch ſo ſehr; ich kann kaum Atem kriegen! Und ſieh mich auch nicht mehr ſo an, ich kann's nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willſt du mit der Gringelwirts-Ev'?! Guck, ſo eine iſt nix für dich. Du kannſt keine brauchen, als mich. Hätt' ich dich doch nicht vom Steg gerennt; nun denkſt du, ich mag dich nicht. Du meinſt, weil ſie ein hübſch Geſichtle hat? Und es iſt nicht einmal ſo hübſch. Nein, hübſch iſt's gar auf der Welt nicht, der Gringelwirts-Ev' ihr Geſicht! Wenn ich mir denk', wie's einmal ausſehen ſoll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat liegen laſſen. So iſt ihre Mode; ſie kehrt nix weg, als was von ſelber geht. Du denkſt, ihre Leut' haben Geld; aber ſie haben auch Kinder genung; und, wer weiß, leben ſie noch wie lang'! Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir thuſt! Und dein Handwerks-zeug! Wenn ich nur wüßt', ob dein Stadel wieder offen ſtänd'. Das wird ſie hin und her werfen aus einer Ecken in die ander', wie ſie's macht. So ging' ich hin, damit's ſäh', wie's mich dauert.

Aber ich ſag' dir's noch einmal, laß mich los! So um die Achſel laſſ' ich mich nicht angreifen. So leid ich's von meiner Schweſter nicht, geſchweig' von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich ſonſt thu'. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mir's iſt! So iſt mir's mein Lebtag nimmermehr geweſt. So müßt's im Himmel ſein, wenn nicht die Angſt dabei wär'!"

„Vor was denn?"

„Ja, das weiß ich nicht."

„Wenn nun das Lieste da im Bett dein Kind wär', oder du hätt'ſt ein ander Kind, aber es wär' dein?"

„Aber das von deinem Fräle gefällt mir nicht, daß ſie nur ein Bein hat. Da kann ſie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf."

„So?" ſagt der Fritz. „Hat ſie nur eins? Das hab' ich nicht gewußt. Aber ſie kann beſſer davonlaufen, als andere mit zwei."

„Das iſt alles ſo närriſch," meint die Heiteretei. „Aber ſo närriſch Zeug hab' ich ja die ganz' Zeit erlebt. Und warum ſoll ich das nicht glauben? Hab' ich doch das ander' geglaubt."

„Aber da kommt gar der Holunderbuſch an mein'm Häusle. Wo der nur dem alten Schramm ſeinen roten Kirchenfrack her hat gekriegt! Und er bringt die Valtineſſin geführt. Wie die geputzt iſt! Das iſt auch noch nicht paſſiert, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter iſt Brautjungfer geweſt. Ach, nimm ſie nicht, Fritz! Nimm ſie nicht, die Gringelwirts-Ev'! Und laß mich los, ſonſt muß ich dich ja drücken, bis du tot wirſt, und hernachen kannſt du die Gringelwirts-Ev' nicht frei'n."

„Drück' mich tot! Drück' mich tot!" ſagt der Fritz, umſchlingt ſie und legt ſeinen Mund auf ihren.

„Laß mich los," ruft ſie zornig und hält ihn doch ſelber feſt. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen ins Geſicht. Sie giebt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeſchleudert wird, wie damals vom Ulrichsſteg; daß ſie ſelber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es iſt faſt, als wär's gar kein Baum, als wär's eine Kalkwand. Sie taſtet daran herum, denn es iſt plötzlich Nacht geworden; nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber iſt etwas heller; ſonſt iſt die ganze Gegend finſter um den Garten herum.

Ja, es iſt eine Wand, an der ſie ſitzend lehnt. Der Boden unter ihr iſt weich, wie ein Bett. Neben ſich hört ſie einen leiſen Atem. Sie fühlt, ſie iſt im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Geſicht. Der Fritz hat ſie geküßt! Und wie hat ſie mit ihm geredet! War ſie denn das ſelber? So kann ſie ja nicht geſprochen haben! Von einem Manne kann ſie ſich ja nicht haben küſſen laſſen! Aber ſie fühlt ja noch den Druck, mit dem ſie ihn an ſich preßte, an ihrer Bruſt. Sie fühlt ſeine Wärme noch auf ihrem Munde, das Gefühl noch, das ſie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leiſe Atem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erſcheint, als die übrige Umgebung, iſt ihr Kammerfenſter. Sie ſitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag geweſen ſein, ſeit ſie zum letzten Male einſchlief. Ob das ein Traum geweſen iſt? Ja, ſo hat ſie ſich das Träumen immer gedacht, daß man thun und leiden müßte, was man wachend nicht thäte und nicht litte.

Wie wär' das gut! Da wär' auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirts-Ev' freit'. Denn das könnte ſie nicht ertragen. Aber auch, daß er ſie, die Heiteretei, lieber hätte, wär' dann nur ein Traum. Und das muß ſie wiederum ſchmerzen.

Wenn ſie von neuem einſchliefe, träumte ſie vielleicht ſo fort, und die ſeltſame Angſt, die ſie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was ſie noch thäte im Traum! Und ihr Geſicht brennt noch über das, was ſie ſchon gethan. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erſt reden!

Sie weint vor Entrüſtung über ſich ſelbſt, daß ſie die Gefühle nicht wieder los werden kann, ja nicht los werden möchte, um alles nicht!

„Ich will nichts vom Fritz," ſagte ſie laut. „Mag er die Gringelwirts-Ev' frei'n. Ich mag ihn nicht! Ich mag keinen! Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig." Sie kann ſich zwingen, ſo zu reden, aber nicht, daß ſie ſo fühlt, wie ſie ſpricht. Sie wird aus ſich ſelber nicht klug. Immer wieder verwechſelt ſie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andere beginnt.

Sie ſieht aus dem Fenſter, um ſich zu kühlen; die Luft ſcheint ihr ſo heiß, als ihr Geſicht.

„Wenn ich baden ging',“ ſagte ſie zu ſich, „dann müßt's anders werden.“

Das Liesle, das weiß ſie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht ſich an. Denkt ſie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt: „Wenn du ein ander Kind hätteſt, aber es wär' dein?“ da ſchmerzt ſie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte ſie's verleugnen wollen. Sie bittet's der Schlafenden ab. Dann eilt ſie dem Bade zu.

Und wie ſie nun an der heimlichen Stelle ſteht, wo ſie ſo oft um dieſe Nachtzeit gebadet, da kann ſie's nicht über ſich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonſt entkleidete ſie ſich ſo unbefangen wie ein Kind und ſtürzte ſich in die kühle Flut. Und nun — ſie weiß, es ſieht ſie niemand —, dennoch kann ſie ſich nicht entkleiden. Sie ſchämt ſich vor den Bäumen, vor dem Himmel, vor dem Waſſer, vor der Nacht und vor ſich ſelbſt.

Hat ſie denn etwas Böſes gethan?

Denkt ſie der Gringelwirts-Ev', ſo ſchnürt's ihr die Seele zu. Da ſteht ſie; die vertraute Tiefe lockt ſie mit tauſend heimlichen Lauten, ſich hineinzuſtürzen, wie ſie geht. Ein leiſer Windſtoß erſchreckt ſie; erſt ſucht ſie ſich in ſich ſelber zu verſtecken, dann flieht ſie heimwärts wie ein ſcheues Reh.

Hat ſie der erſte Traum ſo ganz geändert? Sonſt fürchtet ſie niemanden. Aber es iſt auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eigenen Schwäche iſt's. Und dieſe hat ſie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erſte Rot des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochenen Spiegel entgegen, als ſie, heimgekehrt, atemlos wieder in ihre Schlafkammer tritt. Sie ſieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abweſenheit. Es hatte ſich aufgeſetzt und geweint; das fühlte ſie an der Bettdecke, wo ſein Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen entſchlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn geſunken. Ihr war's, als könnte das Liesle über nichts geweint haben, als über ſie ſelber. Sie kniete an das Bett hin und ſchlang den einen Arm leiſe um das Kind.

„Glaub' mir's doch nur, Liesle,“ ſagte ſie zu der Schlafenden, aber flüſternd, um ſie nicht zu wecken, „ich laſſ' dich gewiß nicht, ſolang' ich lebe. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht ſchlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß

nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle; und die Mutter ſelig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch nicht im Traum wieder muß thun."

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdes ſeine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. „Ja," ſagte er, als er auf einem Stuhle in ſeinem Stadelgarten ſaß, „es iſt doch kurios, wie alles will gelernt ſein, auch das Krankſein, und hernachen auch das Wiedergeſundſein. Ja, wenn man läuft und red't und hantiert, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erſt hat einzeln auswendig müſſen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man ſie will machen, als wenn's halt von ſelber geſchäh'. Und wenn ich wieder geſund bin, hernachen werd' ich's auch nicht begreifen, daß ich erſt ins Geſundſein gar nicht recht hab' hinein können kommen, und daß ich's erſt wieder hab' müſſen lernen. Es heißt, wer geſund wär', der thät' nicht wiſſen, daß er einen Magen hat. Da möcht' ich meinen, er müßt' auch nicht wiſſen, daß eine Sonn' iſt und ein Himmel und Gras und Bäum'. Jetzund ſpür' ich das alles, wie ein Kranker ſeinen Magen. Die Bäum' drücken mich, der Himmel iſt, als wenn er ſich auf mich legen wollt' oder ſchon läg' mit ſeiner ſchrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, ſo grün iſt's. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da iſt's, als müßt' ich mich dagegen ſtemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein konfus. Das iſt verwünſcht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das ſich ſeine Flügel putzt, und jeden Grashalm ſpür' ich einzeln. Da ſieht man erſt recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildthun iſt geweſt. Gegen das da helfen die Fäuſt' nix, da kann man ſich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, ſo kann er doch ein Mann ſein und ein rechter dazu. Den Mann macht's, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig feſt auf dem, was er einmal hat geſagt."

Jetzt ſah er ſeine Großmutter vor ſich ſtehen. Sie weinte.

„Was weint Ihr denn, Fräle?" fragte der Fritz.

Die Alte ſchluchzte: „Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! daß du nu wieder daſitz'ſt und biſt geſund, das dauert mich ſo."

Es iſt eigen, oft fühlen wir das Mitleid erſt recht, wenn der Grund dazu ſchon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem

ein Armer die geſchenkte Suppe ißt, rührt uns viel tiefer, als vorher der Hunger aus ſeinem Geſichte. Vielleicht, weil wir nun erſt an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangenen Entbehrens ermeſſen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu ſehr erſchreckt, als daß wir den Mut hätten, ſeiner Mitempfindung uns hinzugeben.

„Ihr ſeid ein dumm's Fräle," ſagte der Fritz. — „Habt Ihr das nu fertig gemacht, da mit der — Ihr wißt ſchon, was?"

„Mach' nur erſt, daß du wieder ſtark biſt und deinen Beſuch kannſt abſtatten."

„Weiter fehlt nix?" fragte der Fritz. „Und ſie wiſſen, daß ich auf die Ev' gepaßt hab', ob ich ſie allein könnt' ſprechen?"

„Freilich, Fritzle, freilich," entgegnete die Alte. „Es iſt aber doch närriſch mit den Menſchen. Guck', ſag' mir einmal, Fritzle, haſt du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt iſt geweſt in der Werkſtatt?"

„Ihr meint, in der alten Zeit?" So nannte der Fritz die Zeit vor ſeiner Änderung.

„Ja," entgegnete die Großmutter.

Dem Fritz fiel's ein. „Ihr habt einmal heimlich das Zeug reingeräumt, weil Ihr gemeint habt, ich werd' wild, wenn ich's weiß. Damals bin ich auch wild geweſt; ich hab' nix können finden."

„Ja," meinte die Alte, „glaub's wohl; weil du unter den Spänen und in allen Ecken haſt deine Sach' aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erſt eine halbe Stund' haſt vergebens müſſen ſuchen, da haſt du gemeint, es ſchneid't nicht."

„Ja," ſagte der Fritz. „Es iſt den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag geweſt, wo ich — Ihr wißt ſchon, was; ich denk' nicht gern an die alt' Zeit. Im Anfang bin ich wild geweſt, daß ich die Sachen dort hab' müſſen ſuchen, wo ſie haben gehört. Auch die Stadelthür iſt angelehnt geweſt."

„Und rat' einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritzle! Aber ich bin's nicht geweſt."

Der Fritz beſann ſich und ſagte dann zornig vor ſich hin: „Muß mir denn allemal zuerſt die einfallen? Und wenn's was Unmöglich's wär', die fiel mir dabei ein, als hätt' ſie's gemacht. Und das iſt auch unmöglich, daß die das ſoll geweſen ſein."

„Nu, ich will dir's ſagen, Fritzle, die Heiteretei iſt's geweſt."

„Also doch?“ Dem Fritz stieg Dunkelröte in die bleichen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Scham vor der Großmutter zornig auf: „Von der Valtinessin-Ev' habt Ihr wollen sprechen.“

So sagte er, und doch hätt' er gern gewußt, war's wahr, was die Alte gesprochen? Aber hatte er nicht in seiner verbundenen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegenteil? Über seine Schwäche zornig, fuhr er fort: „Wenn's nicht richtig ist, bis ich wieder kann ausgehn, zieh' ich nach Amerika.“

Die Alte erschrak. Sie fing an, zu glauben, sie werde ihren Plan nicht durchsetzen. Damit es nicht auffiele, wenn sie plötzlich von der Heiteretei abbräche, und weil sie meinte, sie müsse nun noch das Mögliche versuchen, den Fritz von seiner Meinung abzubringen, die Heiteretei verschmähe ihn, plauderte sie wie unabsichtlich weiter:

„Aber was red'st du immer noch, Fritzle? Die Sachen ist abgemacht. Es ist alles fertig. Die Valtinessin hat auf die Kniee geschlagen und hat gesprochen: Hier sitz' ich und sag': so ein Paar wie mein Mordmädle und der Frau Holderin ihr Tichterle, die hat der Himmel selber zusammengefügt. Er soll nur kommen, der Meister Holder. Sie ist eben guter Laune gewest über der Heiteretei ihr Häusle, wo der Regen beinah' hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiteretei so lang' angst gemacht — nu kann ich dir's schon sagen, Fritzle —, du thät'st ihr mit dem Beil auflauern und wollt'st ihr, wer weiß, was thun, bis die Heiteretei ist desperat geworden, und du weißt schon, was hernachen ist passiert. Und wie die Heiteretei gemerkt hat, es ist nicht wahr, was ihr die Weiber haben gesagt, da ist sie noch einmal desperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die sie haben dazu verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle.“

Es war ein Wagnis von der Großmutter, jetzt schon vor dem Fritz der Heiteretei That an ihm zu erwähnen und so ihn merken zu lassen, man wisse trotz seiner Bemühungen, ihn zu verschleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte sie auf andere Weise ihm nicht beibringen, daß die Heiteretei, von der er sich aus Haß angegriffen meinte, nur Notwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, sich freuen müßte, daß ihre Versicherung, sie unterhandle mit der Valtinessin, ein bloßes Vorgeben gewesen. Aber sein jetzt noch ebenso heftiges Dringen auf das Fertigmachen der

Heirat und seine Drohungen erlaubten den Aufschub der Mitteilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Gesichte ihres Enkels hafteten, während sie, nur wie beiläufig, des nötigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie sie miterblaßte, als sie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen sah. Sie mußte nun die Voraussetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen desselben aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er sich in der Heiteretei geirrt, zeigte sich in des Enkels Gesicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den sie darin aufsteigen sah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe sich in der Heiteretei geirrt, hätte bringen müssen, kam sie nicht zu spät. Es war Zorn auf sich selber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt mit der Ev', den er nun festhalten mußte, mit so großer Beschämung er auch einsah, er sei zugleich ein alberner gewesen. Das Glück mochte er sich nicht ausmalen, da er es auf Nimmerwiederkehr von sich gewiesen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiteretei ihn in den Graben geworfen, sie wußten sogar, warum sie es gethan. Er meinte, sie müßten über sein schulknabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiteretei der Ev' aufgepaßt, ebenso verächtlich denken, als ihn selber Trotz und Scham zwang, zu thun. Aber er mußte es festhalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er selbst, sondern den die Leute ihm anthäten, fuhr er im Zorn darüber auf: „Mit Euern Leuten! Was wissen die? Die sagen, ich hätt' der Heiteretei aufgelauert, damit sie ihren Ärger und ihren Hohn recht könnten auslassen!"

„Na," suchte die Alte ihn zu begütigen, „du denkst, Fritzle, sie haben dir's verdacht, wie sie haben gemeint, du bist dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck, Fritzle, so ist's nicht gewest. Darum haben sie dich gelobt. Aber daß du's so wunderlich hast angefangen, das, haben sie gemeint, wär' nicht das Richtig' gewest. Wer die Leut' wollt' blind machen, der thät' ihnen erst die Augen auf. Und wenn einer was wollt' verstecken, so meinen sie, es müßt' auch danach sein, daß man's müßt' verstecken; und was Gut's versteckt man nicht. Daß du dir so viel aus den Leuten hätt'st gemacht, und wär'st so heimlich gegangen, und hätt'st die Heiteretei selber mit

desperat gemacht, und hernachen wieder der Leut' wegen gesagt, du wär'st der Gringelwirts-Ev' zulieb' gangen, das wär' nicht das Gescheit'st gewest. Auf die Leut' dürft' man nix geben, haben sie gemeint."

Die Sorge der Großmutter wandte sich auf seinen augenblicklichen Zustand. Sie war bekümmert und unwillig auf sich, daß sie diesen veranlaßt. War ihr doch vom Bader auf die Seele gebunden worden, alle Ursache zu Zorn und Ärger von ihm fern zu halten. Sie ging, ihm einen niederschlagenden Trank zu besorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm schwer, im Zorne zu bleiben; und ein traurig Gesicht ihr zu zeigen, oder Gedanken an die Heiteretei darin lesen zu lassen, das litt sein Trotz nicht. „Es wär' verkehrt gewest, daß ich zu viel auf die Leut' hätt' gegeben?" sagte er zu sich, indem sie ging. „Und wer hat das gemeint? Die Leut'? Wer sind denn nu eigentlich die Leut? Die da sagen, man soll nix auf die Leut' geben, das sind ja selber wieder die Leut'. Himmelelement! Wer da nicht konfus soll werden! Und das ist verwünscht, daß sie wieder recht haben. So wär' doch wirklich ein Narr, der auf die Leut' was gäb'. Und der ihnen was zum Trotz will thun, noch mehr, als wer ihnen zu Gefallen will leben. Im Fieber, da hab' ich immer mein link' Bein für einen Hund angesehn, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab' wollen treten, da hab' ich mich selber getreten. Die Leut' sind nix, wie so ein verwünschter Fieberhund. Du hast gemeint, die Leut' bellen dich an, und hast sie wollen treten und hast dein Glück zertreten. Und da hast du gemeint, du bist ein anderer Kerl worden und ein rechter Denker, und — halt' nur still, Bursch, du sollst mir nix mehr vormachen, das sag' ich dir! Ist das alles, was du seither hast gemacht, was anders gewest, als dein alt Wild- und Dummthun, wo du hast gemeint, du bist drüber hinaus? Und hast nicht wieder gemeint, das ist was Apart's, wo du bist auslachenswert gewest, und wo du was Gescheit's hast wollen thun, da hast du dich geschämt? O Himmelelement! Und wenn ich noch wenigstens könnt' verlaufen oder ausarbeiten; aber so muß ich sitzen bleiben bei meiner Dummheit, wie das Kind bei dem, was es hat gemacht.

„Ja, wenn's wär', was ich mir da denk'! Aber es könnt' auch wieder so ein Fieberhund von Denkerei sein, wie das die Zeit her ist gewest. Das Fräle hat keinmal recht damit heraus gewollt, ob

ſie die Sach' mit der Ev' hat fertig gemacht, und hat immer von dem Annedorle gered't, daß es ſollt' herauskommen, als wär's zufällig geweſt. Ja ſo ein alt Fräle hat auch noch ihre Aſt'. Das wär' gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur ſo hätt' geſagt und wär' noch gar nicht bei der Valtineſſin geweſt. Weiß ich nicht, was ich thät vor Pläſier, wenn's ſo wär'. Aber ſagen könnt' ich dem Fräle nicht, wie lieb mir's wär'. Wenn doch am End' ſchon alles fertig wär', und eher freit' ich den Teufel, als daß ich könnte ſagen wie ein klein Kind: Vorhin iſt mir ſell nicht recht geweſt, jetzund iſt mir wieder das nicht recht. Das Wildthun, das ſoll mir nicht noch einmal kommen, es mög' ſich ſtellen, wie's will; den Fieberhund kenn' ich nu ſchon. Aber die Mannesehr', die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat geſagt, dabei muß er bleiben, und ſollt' ihm darüber das Herz entzwei gehn im Leib. Und ſo was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt', ich wär' morgen wieder geſund. Sie hat gemeint, ich will ihr was thun; das dauert mich. Und muß nun denken, ſie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur ſollt' wiſſen, was ſie dächt', wenn die Leut' ſagen, ich hab' ſie gewollt! Ob ſie's recht ſehr reuen thät'? So recht ſehr? Ob ſie wohl könnt' weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt' was weisgemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt' thun darum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt' ausholen! Aber der iſt auch pfiffig genug. Es wär' verwünſcht, wenn ich die Ev' nu müßt' nehmen; ich könnt' nicht wieder recht geſund werden danach; das weiß ich. Und ich möcht's auch nicht."

Der Meiſter Schnödler merkte, trotzdem, daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken, was der Fritz wiſſen wollte.

Es lag im Vorteil der Valtineſſin-Ev', wenn er ſo antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte. Er ſtellte alſo die Sache mit der Ev' als ganz fertig dar und zugleich als völlig ſtadtbekannt. Die Leute hätten die Heirat längſt voraus geſehen; deshalb finde die Rede einiger Wenigen, die ſich ein weiſes Anſehen zu geben ſuchten, wenn ſie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiteretei gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache ſich auch noch über die weiſen Leute luſtig. Ein ſo wunderliches, grundloſes Hin und Her mit ſeinen Abſichten und Entſchlüſſen traue man einem ſolchen Manne, wie der Holders-Fritz iſt, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien, als die Bewegung seines Gemütes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ sich wieder zu seinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch diesen Umstand. Er suchte die Alte auf und brachte sie durch wohl angewandte Beruhigungsreden bald in die größte Angst.

Der Fritz, sagte er ihr beiläufig, scheine zu glauben, daß sie ihn zum besten habe mit vorgespiegelter Erfüllung seines Wunsches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zustand des Genesenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuscht zu sein, herrühre. Sie solle, da ein gefährlicherer Rückfall in Aussicht sei, ein Gespräch darüber mit ihm vermeiden.

„Was der verwünschte Kerl sagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn schon kriegen. Was? der braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann so sterben. Er braucht kein Schiff; wenn's gerät, braucht er nicht einmal seine Beine und wandert noch wo ganz anders hin, als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, kuriert ihn vielleicht die Seeluft. Das ist ein ganz anderer Kerl, als so ein Landwindle! Ich soll sehn, ob's wahr ist, das mit der Valtinessin, daß das fertig wär'. Und ist's nicht, soll ich's machen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin; auf der See gestorben, das ist noch lang' kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen."

„Ja, Meister Schnödler," begann die Alte. Aber der Meister konnte sich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung seines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen scheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben, oder den Vorteil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen lassen müssen. Da beide Aussichten ihm nicht behagten, that er entsetzlich eilig, sprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er sie hatte zu Worte kommen lassen.

Da stand nun das gute Holders-Fräle und wußte ihres Leibes keinen Rat. Der Bader ging wahrscheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines viel-

leicht Sterbenden hatte sie vollends niedergeschlagen. Sie hatte das Vertrauen eines solchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuschung rechtfertigen oder auch nur entschuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zustand ihres Fritzle ihr bedenklicher vorgestellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß sie sich nicht ganz vergaß, — so lief sie Gefahr, ihre Stellung zu dessen künftigem Haushalte selbst zu untergraben. Und so schwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Unschicklichkeit einer Werbung durch den betrunkenen Bader hatte Gewicht genug, sich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe sie bloß schrecken wollen, wuchs zu einem Hoffnungskeim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als sie ihn bleich und matt wieder auf seinem Bette liegen sah, sogleich wieder erstickte. Im Eintreten hörte sie ihn noch mit schwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

„Ach Gott," dachte sie, „der Bader hat doch recht gehabt: das Fritzle faselt schon wieder. Wenn er wirklich sollt' sterben, ich könnt's nicht verwinden, daß ich ihm die letzte Lieb' nicht hätt' gethan mit der Valtinessin-Ev'. Und ich wär' noch obendrein damit schuld an seinem Tod."

„Da, Fritzle," sagte sie, indem sie mit zitternder Hand den Kremortartaritrank neben ihn stellte.

In Fritz war die Hoffnung, seine Großmutter habe ihn zu seinem Besten getäuscht, noch nicht ganz erstorben. „Der Schnödler," meinte er, „kann von dem Fräle angestellt sein." Zwar schienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu stimmen, den er bei der Großmutter voraussetzte; aber im ganzen ließen sie sich nach seinem Wunsche auslegen. Er nahm sie so, obgleich er wußte, wenn er sich ernstlich fragte, müßte er sich antworten: „ich glaub' es freilich doch nur, weil ich möcht', es wär' so."

„Fräle," sagte er, „Ihr habt's nicht fertig gemacht, Ihr wißt schon was. Ihr seid wie der Fieberhund . . ."

Die Alte schlug in Gedanken die Hände über dem Kopf zusammen. „Aber Fritzle . . ."

„Die Leut', mein' ich. Ihr seid wie die Leut'. Ihr wollt's nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine andere aufdringen."

Der zornige Ton, mit dem er das sprach, klang so von Schwäche

angewelkt, daß er die Alte mehr erschütterte, als der Inhalt seiner Rede selbst. Sie hörte im Geist die Sterbeglocke dazu läuten.

„Aber Fritzle, wie kannst du das denken?“ sagte sie weinend. Sie sah schon den Meister Schramm im schwarzen Mantel an der Thür stehen, und es schien ihr nun selber, als habe sie das thun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm sich vor, sobald es möglich, noch nachträglich wahr zu machen, was sie ihm bisher vorgespiegelt.

„Es ist ja fertig, und guck, Fritzle, was noch dran fehlen sollt', das ist ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, sonst wird's schlimmer mit dir.“

Der Fritz sah sie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwinge sie vielleicht erst, das zu thun, wovon er so sehnlich wünschte, es sei noch ungethan. Gleichwohl wollte er sich nicht bloßgeben.

„Wenn's noch nicht ist,“ fuhr er daher fort, „so laßt's bleiben, Fräle. Hört Ihr?“

Sie traute ihren alten Ohren nicht; sie wandte sich und nahm die Augen zu Hilfe.

Ihr scharfer Blick zeigte ihm, er sei im Begriff sich zu verraten. Er meinte, ihr müsse es ebenso verächtlich scheinen, wenn sie sehe, er sei mit seinem Zorn und seiner Reue ein kleines Kind, als ihm selber das, durch die Augen beschämten Tropes angesehen, vorkam.

„Ich kann's schon selber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weismacht, was man will. Ihr sollt meinetwegen nix thun, was Ihr nicht gern mögt.“

Diese Milde traf das Fräle in das Herz hinein.

„Hört Ihr, Fräle? Und wenn ich's nicht selber kann, ich find' schon einen.“

„Den Bader,“ dachte die Alte mit einer Art eifersüchtigen Schmerzes. „Vielleicht komm' ich doch noch eher, als der; es sind, wer weiß, wie viel Schenken an dem Weg bis zum Gringel.“

„Von Euch will ich's nu nicht. Ihr sollt's nu nicht. Hört Ihr? sonst verdrießt mich's noch mehr.“

„Was du red'st, Fritzle! Ja, wenn's nicht wirklich schon fertig wär'! Aber es ist ja schon. Und du wirst noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könnt'st ein bißle schlafen!“

Sie setzte sich auf einen Stuhl und schien sich in ihr Gestrick zu vertiefen. Sie wollte sein Einschlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz fast wieder irre gemacht. Er sah ein, daß er in der Weise, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe seiner Sehnsucht mit seiner trotzigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch diese Scham nichts weiter sei, als sein altes Wild- und Dummthun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüte der Großmutter seine eigenen Grillen fürchte. Er triumphierte wiederum mit seinem Denkerstolz, um seinem Gedankenergebnis die nötige Wucht zum Todesstoß auf die widerstrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken gewesen, so mußte er freilich inne werden, daß dieses selbst weder in seinem Ausgangspunkte, noch in seiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verleugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen sollte, Trotz und Scham zu überwältigen, dürfte er sein Gesicht den klugen Augen der Großmutter nicht aussetzen, so wandte er sich nach der anderen Seite.

„Fräle, ich will Euch was sagen, aber — ja, wenn ich wüßt' — na, seid nicht etwa dumm —"

Er fühlte die Scham schon auf seinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dies aber gar nicht geschah, so fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in seinen Gedanken unbemerkt, leise aus der Thür gegangen sein. Er kehrte sich, so rasch als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an seiner Stelle. Erschrocken setzte der Fritz sich im Bette auf. „Nu ist sie erst zur Baltinessin gangen!" fiel ihm ein. „Nu ist's aus mit dem Annedorle!" Er fühlte nun erst recht, wie in dieser all sein Glück beschlossen war. „Und ich muß die Baltinessin Ev' frei'n! Fräle, Fräle! Ihr müßt noch da sein! Hört doch nur!"

Aber das Fräle hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Baltinessin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es gethan.

„Es wird so werden," tröstete er sich grimmig, „ohne das."

Indem er vor die Stadelthür hinauslief, gab er sich das Wort, von Stund' an ernstlich alles Wild- und Dummthun abzuschaffen und unter keiner Maske mehr an sich zu lassen, sie sei so verführerisch, als sie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es iſt eine Eigenheit guter Entſchlüſſe, daß ſie gewöhnlich zu ſpät kommen.

„Glaub' mir's nur, Lieske," ſagte die Heiteretei, vor dem Bette kniend und den linken Arm um das Kind geſchlungen, leiſe zu dem ſchlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal ſagen, und da ſie es doch nicht wecken wollte, ſo flüſterte ſie: „Ich laſſ' dich gewiß nicht, ſolang' ich leb'. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht ſchlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Lieske! und die Mutter ſelig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch im Traum nicht wieder muß thun."

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernſt war mit dieſen Vorſätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; ſie fielen, eines um das andere, vor ſeiner Gewalt in ſich zuſammen, und die Heiteretei ſah halb froh, halb traurig die Geſtalt der Wirklichkeit aus den ſinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte ſie nicht mehr zu begreifen, wie ſie ſolch „verrücktes Zeug" nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewiſſer, die wachende Heiteretei hatte für das, was die träumende gethan oder noch thun konnte, nicht einzuſtehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verſcheuchen: die Wirklichkeit, die dem Traum zu Grunde lag.

Bis zu dieſer Nacht war die Seele des geſunden, kräftigen Mädchens in geſchlechtlicher Hinſicht noch ein Kind geweſen. Wenn ſie erſt den Fritz ungern in ſeiner Verwilderung geſehen hatte, ſo war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmütigkeit geweſen. Dann hatte das endloſe Warnen und Raten der Wachſtubenweiber ſie gewöhnt, ihn zum ſteten Gegenſtand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angſt und Selbſtanklage hatten dieſes Denken an ihn zu inniger Teilnahme geſteigert und ihre Seele vertieft, die aber immer noch geſchlechtslos blieb, bis die Eiferſucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter geweſen, die nach Befruchtung der Blüte abfallen konnten ohne Nachteil für das Wachstum der Frucht. Und dieſe reifte ſchnell zu der ſchwellenden Fülle, die ſie auf ſo ſaftvollem Stamme erreichen mußte

Bald war ihr einziger Gedanke: „Wenn nur das mit der Ev' bloß geträumt ist gewest! Hernachen ist alles gut."

Die Milch zum Frühstück für das Kind kostete der Heiteretei ihre letzten Kreuzer. Das berührte sie nicht. Diese tiefen, strömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerspringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun, Gesicht an Gesicht, vor ihr stand, verlor, von ihnen angestrahlt, alle seine Schrecken. Ohne daß sie es selbst wußte, kleidete sie sich, als wär' ein hoher Festtag. Auch darin zeigte sich ihre Wandlung.

Wie sie an dem kleinen Spiegel stand, den sie auf- und abwenden mußte, um ihre ganze Gestalt darin sehen zu können, wurde sie zum ersten Male in ihrem Leben gewahr, wie hübsch sie aussah. Gegen diese volle und doch schlanke hohe Gestalt ist die Ev' nur ein Schatten. Und auch solche Haare hat sie nicht, so klar und dicht, wie sie jetzt der Heiteretei über die Schulter fallen, herab bis fast auf die Kniee, und sie einhüllen, daß sie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl ist's in diesem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, welches sie dem Liesle zurufen läßt: „Es wird alles gut, Liesle, es wird alles gut." Sie wundert sich, daß dessenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen. „Nimm's doch nicht übel, Liesle, daß ich so lustig bin!" Sie fühlt schon, daß sie es auch bald nicht mehr sein wird.

Und wirklich, es ist nun hohe Zeit, wenn sie gehen will, sich anzubieten; sonst trifft sie niemanden mehr zu Haus.

Sie ist fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann sie's nicht im Häuschen lassen. Daß es um den Fritz wär' — wie leicht würde ihr das Sich-Anbieten sein! Um den Fritz könnte sie den großen Weibern kniend abbitten und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wollust des in ihn Sich-Verlierens erhöhen. Wie ist das alles so anders in ihr, als nur gestern noch! Sie drückt das Kind an ihre Brust; sie fühlt halb mit Schrecken, sie ist ihm Ersatz schuldig, denn sie hat den Fritz lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum ist sie schon in der Stadt. Sie fragt sich, wohin sie zuerst will. Daß sie zu keiner von den Wachtstubenweibern gehen wird, ist natürlich. Da steht ein Haus, die obere Hälfte grün angestrichen, die untere blau; die Besitzer der beiden Hälften sind sich feind und verkünden das solchergestalt jedem Vor-

übergehenden. Der unten hat viel Felder und Wiesen; er fährt auch selbst mit seinen Kühen; vor dem Hause steht ein Leiterwagen. Der Mann ist beschäftigt, die Achsen daran zu schmieren; die Frau sieht aus dem Fenster und spricht mit ihm.

„Einen guten Morgen," sagt die Heiteretei in ihrer gewohnten Weise. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wünsche er, es mög' es niemand hören. Die Frau sieht auf die Seite.

„Weil ich einmal da vorbeigeh'. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk' ich, giebt's noch ander Wetter. Da werd't Ihr mehr Leut' müssen anspannen."

Es kommt ihr keine Antwort zu Hilfe, kein: „ja, wenn Ihr könntet helfen." Der Heiteretei schwillt das Herz. Ein Blick auf das Liesle läßt sie sich bezwingen. „Ich wär' imstand und häif' Euch den Vormittag aus," fährt sie fort.

„Ich meint'," sagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, „dort käm' der Bäs Baltinessin ihr Knecht. Mach', daß du 'rein kommst."

Die Heiteretei sieht wohl, die Leute fürchten sich vor der Baltinessin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht sie weiter und sagt im Gehen: „Ja, es wird mir doch nicht passen. Ihr müßt Euch schon allein behelfen dasmal."

Der Mann, der schon in der Thür war, sieht, daß sie geht, und kommt wieder heraus, um seine Arbeit fortzusetzen.

„Was kann's helfen!" sagt die Heiteretei; du mußt Milch haben und Brot, du arm's Liesle. Und wenn nur das mit der Ey' ein Traum ist gewest, so will ich mir gern noch mehr lassen gefallen!"

Da kommt der Gurken-Kaspar daher. Ehe er der Heiteretei ansichtig wird, zankt er mit seiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, alle mit Rechen bewaffnet. „Das kommt von deinen Anstalten! Hätt'st du beizeit dazu gethan, so hätten wir nun Leut'. Aber dir fällt's nicht eher ein, daß du eins willst bestellen, als wenn's schon versprochen ist."

„Da komm' ich, grad' recht," denkt die Heiteretei.

„Glück zu ins Heu!" sagt sie laut und setzt hinzu, als wenn sie spaßte: „Das Annedorle möchtet Ihr gern mit haben; ich seh's Euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil Ihr wißt, ich bin immerfort schon auf Wochen hinaus verthan."

Der Gurken-Kaspar erschrickt und stottert verlegen: „Ja, manchmal, da möcht' man wohl — wunderlich Wetter, das

ist — wenn nicht — so aber — hat man sich beinah' zu viel vorgesehn . . ."

Der Heiteretei schlägt die Glut ins Gesicht. „Ich glaub' doch gar," lacht sie, „Er denkt, ich biet' mich an?"

„Ja so," sagt der Gurken-Kaspar erleichtert. Er war im Zuge, noch einen Scherz mit ihr zu wechseln; seine Frau aber rannte ihm absichtlich unabsichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaspar war der Mann, der einen Wink verstand und wenn er noch feiner war. Er schluckte hinunter, was er hatte sagen wollen, und ging schweigend fürbaß.

Eine von seinen Töchtern aber wandte sich im Gehen: „Weißt du's noch nicht, Annedorle? Sonntag über acht Tag' macht der Holders-Fritz Hochzig mit Gringelwirts-Ev'."

Der Heiteretei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der sie mit hundert Krallen faßt, hört sie die Mädchen kichern. Sie rafft sich mit aller Kraft zusammen und lacht: „Das wißt ihr heut' erst? Ich hab's beinah schon wieder vergessen!"

Eine junge Frau, die ihr begegnet, sagt zu einer anderen: „Wie das Annedorle sich geputzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint schon ist die Hochzig."

Die Heiteretei drückt unwillkürlich das Kind gegen das schwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. „Werd' ich doch noch was Besser's anzuziehn haben zur Ev' ihrer Hochzig," lacht sie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet sie sich zum Liesle auf ihrem Arm: „Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir thun den Leuten nicht die Lieb'. Sie denken, sie wollen uns weh thun damit. Lach', Liesle, lach'! Und wenn's uns weh thät' bis in den Tod, wir lassen's doch niemand merken. Daß die Gringelwirts-Ev' 's erführ' und schnitt' ein Gesicht, wie sie's macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erst recht fertig werden thät'? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergessen sein? Ich hab' ihn nicht gemöcht und möcht' ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär'. Ich mag den nicht. Ich mag gar keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Aber sie sagt das nur mechanisch. Sie sieht sich verwundert um, wo sie ist. „Ich hab' doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach', solang' mich die Leut' sehn! Ja, an-

bieten hab' ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht."

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht gesehen worden ist, seit das gute hölzerne Städtchen auf seinen steinernen Füßen steht. Man meinte, wer nach solchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müsse auch Reue zeigen und sich demütigen. Aber das that die Heiteretei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Übermute, der größer und beleidigender erschien, als ihr früherer, weil er mühsam erkünstelt war. Hinter jedem Lachen stak ein mühsam zurückgedrängtes Weinen, und jenes gebärdete sich nur deshalb so wild, damit dieses nicht den Mut gewinnen sollte, hindurchzubrechen.

Wenige waren so ehrlich, zu gestehen, daß sie in dem Gewebe von Vetter-, Basen- und Arbeitskundschaft mit Armen und Beinen gefangen seien. Der Hohn, der ihr an anderen Orten unversteckt entgegen kam, steigerte ihre künstliche Laune nur immer höher. Es war, als sei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen und sie verlange, man müsse sich bedanken, wenn sie dieselbe nur annähme. Und wenn es jemand nicht über sich gewinnen konnte, ihr geradeaus abschlägig zu antworten, half sie ihm selber Vorwände zu erfinden. Es schien, sie sei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Übermute und innerlich zusammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf sie auf dem Heimwege mit dem Meister Schramm zusammen, der ihrer Mutter Kurator gewesen war und nun ihrer war.

Der Meister sah sich kopfschüttelnd um. Er war derselbe, dessen roten Kirchenfrack der alte Holunder angehabt, und ging vielleicht nur deshalb in Hemdärmeln und blauer Schürze, weil der Leiher ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben. Er war, wie wir wissen, das lebendige Lokalblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letzteren spielte er — wir haben das aus der poetischen Beschreibung im Munde der Leutlerin erfahren — eine große und erbauliche Rolle.

Dieser Mann sah sich fast ängstlich um, als er von der Heiteretei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen ansichtig geworden, sagte er: „Ich bin eigentlich sozusagen auf dem Weg zu Ihr."

Die Heiteretei nahm keine Rücksicht darauf, daß er sich über sein eigenes Vorhaben zu wundern schien; sie sagte: „Da haben wir einen Weg," und schritt voran.

Der Meister wußte es so einzurichten, daß kein Vorübergehender merken konnte, er folge der Heiteretei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne seiner Gravität etwas zu vergeben; so schnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er sie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiteretei erst nach dem Schlüssel suchen und dann die Thür aufschließen sah, da schien seine stehende Verwunderung in betreff der unnötigen Ceremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen setzte die Heiteretei das Kind, das ihr nie so schwer geworden, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Überbleibsel des Wachtstubenglanzes.

Der Meister verwunderte sich auch hierüber und sagte dann: „Sie ist heut' herum gewest wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgewest, wie Sie in mein Haus ist gekommen. Arbeit hätt' ich Ihr freilich auch nicht können geben — von wegen . . ."

„Weiß wohl," half ihm die Heiteretei. „Er hat der Leut' schon zu viel. Ich dacht' auch nur, weil ich eben vorbei bin gegangen."

„Der Leut' wegen so just eigentlich gerad' nicht. Und wenn ich schon genug zur Arbeit hab', vom Essen hätt' immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt' Sie sich das bei Abend holen von wegen der Leut' halben."

Dieses Anerbieten war der Heiteretei kränkender als aller Hohn, den sie heute erfahren. Der weiße Druckfleck zeigte sich auf ihren Wangen, ehe sie lachend erwiderte: „Essens wegen?"

Der Meister aber schien dasmal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu schütteln. „So wär's doch wahr," sagte er halb unwillig, halb bedauernd, „was die Leut' sagen, daß Sie zu essen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man Ihr angesehen hätt', Sie ging so ordentlich recht just bloß zum Schein um Arbet, und Ihr wär's um Arbet gar nicht zu thun? Und ich seh', Sie hat auch keinen Mangel an Kleidern, das wär' am Sonntag gut genung in die Kirchen, was Sie anhat da. Sie ist nicht von mein'n Leuten, aber daß Ihr Vater und Mutter seliger sich im Grab sollen umwenden, daß so was aus Ihr wär' geworden, da hab' ich doch erst noch eine Vormahnung wollen versuchen."

Die Heiteretei hielt sich mit solcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie schob dem Ausbruche, den sie selber fürchtete, eine Frage als Riegel vor, um ruhiger zu werden.

„Er merkt wohl, wo ſolche Reden hingehören," ſagte ſie. „Was ſteckt Er denn da in der Ecken? Da iſt ein Stuhl und eine Ofenbank."

Der Meiſter Schramm aber drückte noch inniger die Wand an ſich oder ſich an die Wand.

„Ich meint' doch," ſagte er, „es iſt juſt gerad' recht genung, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt' mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut', Ihr iſt's gar juſt gerad' recht geweſt, daß der Regen die Wänd' hat verſchwemmt; ſo könnten's die Leut' in der Nachbarſchaft nicht am Thürauf- und -zugehen hören, wenn's zu Nacht etwa Beſuch gäb' bei Ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut' hätten recht. Aber eine ledige Weibsperſon, wo allein wohnt, ſollt's gar nicht dazu kommen laſſen, daß ſo eine Frag' nur überhaupt ohnehin überdie könnt' entſtehn. Das Annedorle, mein' ich, kann nix Beſſer's thun, als daß ſie ſieht, wie ſie, je eher je lieber, unter die Hauben kömmt. Denn man vernimmt ja, daß der und jener noch Luſt hat, ſie drunter zu bringen. Und die können ſich weiterhin auch noch der Sach' bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut', wird ſie auch benutzt. Ein'm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin überdies von ſelber ſchon ſcharf nachgerechnet, und wo die Leut' gern das Schlimmſt' glauben, da geben ſie ſich nicht noch Müh', die Sach' erſt nachzuſehn, ob ihr wirklich ſo an dem iſt. So machen's die Leut'. Ich meinesteils, was mich betrifft, will gern nix Schlimm's von Ihr meinen, und darum wär' mir's recht, wenn Sie den Beck nähm'. Der hat mir's ſchon lang' laſſen merken, daß er Luſt hat, das Annedorle zu frei'n, ſo gut und ſchlimm, wie ſie iſt. Aber das Kind da, das müßt' Sie freilich erſt von ſich thun."

Die Heiteretei fuhr vor Entrüſtung von dem Stuhl empor, auf den ſie ſich geſetzt. „Den?" ſagte ſie mit Verachtung. „Der ſein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimm's von mir glauben und meint, ich nähm' den?"

Der Meiſter Schramm ſchüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. „Bei dem," meint er, „bedächt' ſich die Baltineſſin ſelber nicht. Er hat acht Küh' und kann's kaum erbacken, was er verkauft."

„Warum heirat't er," fuhr das Mädchen fort, „die Küh' nicht ſelber, wenn er ſich ſo in ſie verſchameriert hat? Ich mag keine Kuh und auch kein'n Ochſen. Ich kann's noch allein ermachen.

Ich brauch' keinen, und wär' er der Herrgott selber. Und mit Seinen Leuten? Als wenn ich den'n was Lieber's thun könnt', als daß ich schlecht thät' werden."

„Mög' das sein, wie es will," sagte der Meister, indem seine Verwunderung einen Amtsrock anzog. „Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen so ein Ärgernis werden dulden, wie das Häusle da jetzund der ganzen Stadt giebt. Und Sie wird wohl thun, wenn Sie's nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu Ihr schicken."

Der Heiteretei erblaßte der ganze Arm. „Es soll mir nur einer kommen," sagte sie, „ich will's ihm schon sagen! Das Häusle ist mein. Es giebt mir niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd' heraus mach' und nix lass' stehn, als die bloße Decken. Ich will's ihm schon sagen, daß er für sich soll sorgen und andre Leut' in Ruh' soll lassen."

„Ihr red't wie ein Weibsbild," entgegnete der Meister und wunderte sich über die geistige Überlegenheit, die er der Heiteretei gegenüber entwickelte. „Ihr red't wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt Ihr denn, der Polizeier kommt für sich? Ihn schickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Ärgernis nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt, wenn er wird geschickt. Na, ich hab' Ihr gesagt, was ich als Ihr Kurator Ihr hab' müssen sagen. Thu' Sie nun, was Sie will, aber mir kann Sie hernachen keine Schuld geben."

Damit knüpfte der Meister die Weste unter seiner Schürze zu und schien sich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er sich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiteretei Augen verschwand.

Die Heiteretei hatte keine Zeit, Betrachtungen über seine Verwunderung anzustellen, ja, nicht einmal über ihre eigene Lage. Das Kind forderte ungestüm das Stückchen Brot, das es nach der bisherigen Hausordnung schon vor einer Stunde hätte haben sollen. Sonst, wenn es so vor ihr stand und mit drolliger Ernsthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprachen hielt, pflegte sie es lachend zu küssen. „Recht so, Liesle," sagte sie dann wohl; „du wirst auch

einmal eine Heiteretei und bleibst den Leuten kein' Red' schuldig!" Dasmal, nachdem sie vergeblich alles durchsucht, wo noch ein Kreuzer sich verkrochen haben konnte, riß sie das Kind mit plötzlichem Entschlusse in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verschließen. Fast hätte sie unwillkürlich das Vorhandensein der Lücke durch die That anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem stattlichen Hause des Bäckers. Die Heiteretei hätte sich von der Wahrheit der Meinung ihres Kurators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum erbacken, was er verkaufe. Der Laden neben der Hausthür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die äußersten der ganzen Armwelt vorstellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenster heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabsichtlich in Kollision miteinander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andere einer überreifen Magd. Aber die Heiteretei hatte für das alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an diesen Beweismitteln vorüber und mit solcher Hast durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl sah, sie eilte, einen Entschluß auszuführen, ehe derselbe sie gereuen könnte.

Der dicke Meister war eben in der Stube und saß behaglich beim Frühstück. Er sah aus wie die gesegnete Mahlzeit selber und schwitzte leise vor Wohlsein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich; seine weiße Jacke dehnte sich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf seinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlstaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausschuhe, alles zerfloß vor Üppigkeit.

Erst schien er sich über das Kommen der Heiteretei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lüsternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken, der ihm kam: „Hm, ist das wilde Ding endlich mürbe?" halb der Heiteretei selber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiteretei vor Scham und Unwillen erröten. „Er braucht nicht so zu nicken," sagte sie zwischen Verachtung und Zorn. „Das Kind da will essen. Weiter ist's nix." Sie ergriff ein dort liegendes Brot, und man sah an der Bewegung, mit der sie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf seine Ware überging.

„Ja," rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: „Wenn

das Dorle bei mir bleibt, soll das Kind zu essen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kann's auch dableiben."

Die Heiteretei wandte sich in der Thür. Das Kind kam ihr beschmutzt vor, wenn er es nur nannte.

„Das Kind ist mein und Er soll's nicht auf die Zunge nehmen!" sagte sie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen. „So seh' ich nicht," entgegnete er, „warum ich ihm zu essen geben soll, wenn's mich nichts angeht."

Die Heiteretei stand einen Augenblick überrascht. Die Wahrheit der Äußerung traf sie so stark, daß sie das Brot wieder auf den Tisch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär' es nicht darum, sagte sie: „Daß Er meint, es wär' gestohlen? Von Seinem Brot soll's gar nicht essen. Und es mag's nicht einmal!"

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnte er sich vor behaglicher Gewißheit. „Elend macht ein schön Feuer unter die Leut'. Wenn das Küchelchen noch nicht gar ist, mir ist's gar nicht bang, daß sie's nicht noch wird."

Die Heiteretei aber sang und scherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis sie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brach's wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein solcher ein braves Mädle nur in seinen Gedanken schlecht machen und beschmutzen konnte! Daß man's ihm nicht wehren konnte, von einer wie von der anderen zu denken!

Aber draußen hatt' es schon einige Male gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen so laut, daß sie es durch den inneren Tumult hindurch hören mußte.

Mechanisch drückte die Heiteretei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammerthür hinter ihr aufging. Zorn, daß es jemand wagen konnte, in ihr innerstes Heiligtum einzudringen, verwischte schnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes schon einem Wüstling Mut gemacht?

Alle Muskeln der großen, schlanken Gestalt schwollen an, wie sie's herumriß nach der Thür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut stand sie da.

„Guten Tag herein," sagte eine leichtfertige Stimme.

In der Thür erschien eine weibliche Gestalt, kleiner als die

Heiteretei und ihr zugleich so ähnlich und so unähnlich, als ein Mädchen dem anderen sein kann. Es waren zwei ganz verschiedene Worte, aber mit denselben Schriftzügen geschrieben. Eben das, worin ihre Ähnlichkeit lag, machte sie sich unähnlich. Wie anderer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Mutwillige an der Heiteretei, wie anderer an ihrer Schwester! Wie spröde, geschlossen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiteretei, wie sorglos hingegeben und doch absichtlich lockend im Ansehen und Wesen der Schwester; die Heiteretei immerwährende Spannung, steter Nachlaß die Schwester. Dasselbe Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig sehen und zeigte hier sein ganzes Weiß; von jenem Mund entblößte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze rosige Zahnfleisch zugleich sichtbar. Und ähnlich verhielt es sich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Wesen.

Die Heiteretei erkannte die Schwester und trat ihr ernst abwehrend entgegen. „Du hast vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle sollen kommen," sagte sie: „was willst du schon, wo das zweit' erst angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrschaft zu mir und was willst du?"

„Als wenn man immer geschickt müßt' sein," entgegnete die Schwester, indem sie sich geschmeidig hereindrehte aus der Thür in die Kammer. „Und eine Herrschaft hab' ich eben nicht."

„Sie hat dich fortgeschickt?" fragte ernst die Heiteretei.

Die Schwester tritt erst unwillkürlich vor dem Blicke der Heiteretei einen Schritt zurück, dann sagt sie trotzig, aber sie weiß, daß der Trotz sie hübscher macht: „Ich bin selber gangen. Die Leut' meinen, Tanzen ist Sünd', und ich will meine jungen Jahr' genießen. Andre machen's auch, so heilig sie sich stellen." — Das ganze Zahnfleisch wurde sichtbar, als sie lachend an der Heiteretei sich vorbei schmeicheln wollte. „Und nun sei nicht mehr dumm. Was macht's? Ist's gesund?"

Die Heiteretei vertrat der Schwester den Weg zu dem Kinde. Es sah aus, als wenn ein üppiges Schlingkraut sich um eine hindernde Marmorsäule herum vorbeiwinden wollte.

„Wär'st du ordentlich worden," sagte die Heiteretei; „aber so ich sag' dir, du rührst's nicht an."

„Hm, weil du so ordentlich bist?" lachte die Schwester, und ni sah sie der Heiteretei unähnlicher. „Ich war einmal so dumm, da

ich anders hab' werden wollen, weil ich gedacht hab', du wär'st so; weil ich nicht gewußt hab', daß du dich nur so stellst. Du brauchst mich nicht so von oben anzusehn. Wenn's was Schlimm's ist, so ist die, die vor den Leuten nicht besser will sein, als sie ist, immerfort noch nicht die Allerschlimmst'. Und zumal, wenn's die Leut' doch wissen."

„Was wissen die Leut'?" fragte die Heiteretei, indem sie einen Schritt nach der Schwester zu that.

Die wich zurück und sagte nicht so mutig, als vorhin: „Frag' sie selbst, aber ich denk', du wirst's immer noch besser wissen, als die Leut'."

„Du gehst hinaus," sagte die Heiteretei gebietend. „In dem Häusle da waren immerfort brave Leut'."

Die Schwester fügte mit noch kleinmütigerem Trotze hinzu: „Kann sein, einmal."

„Einmal und immer noch, und darum sollst du hinaus. Wen die Leut' schlecht machen, der ist darum noch nicht schlecht."

Die Schwester wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß sie, daß die Schlimmere noch den Sittenrichter spielen wollte. Überdies war sie die Ältere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbissen heraus: „Aber wer's selbst thut, meinst du, und drum bist du's nicht."

„Ich sag' dir's noch einmal," fuhr die Heiteretei fort; „die selig' Mutter hat sich meiner noch nicht geschämt, wenn sie hat herunter gesehn. Und drum lach' ich nur, was die Leut' sagen."

Die Schwester sammelte ihren ganzen Trotz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küssen. Es schrie und langte nach der Heiteretei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwischte, was die Schwester an ihm berührt.

„Ich sag'," drohte die Heiteretei, „und das Kind soll wieder brav werden, wie seine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der macht's, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehst du und kommst nicht wieder, bis du brav worden bist, daß es zu dir mag und du darfst es angreifen. Weil ich's hab' genommen, daß es soll brav werden, und plag' mich seinethalben Tag und Nacht, sagen die Leut', es ist mein Kind. So sind die Leut', und du weißt, wem es ist, und könntest daran erkennen, wie die Leut' sind. Red', wie du willst; du mußt mir's noch einmal danken. Du müßtest

ſagen: ſo iſt ſie nicht, wie ſie die Leut' machen, aber dir wär's recht, wenn alle wären wie du, daß du nicht braucht'ſt zu denken, du ſollſt auch beſſer werden. Und drum glaubſt du's mit Gewalt, obſchon du weißt, es iſt nicht wahr. Und — nun kennſt du mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell' fortging'ſt. Kommſt du brav wieder, ſoll' ich deine Schweſter ſein und das dein Kind. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Die Schweſter machte noch eine vergebliche Anſtrengung, ſich der Heiteretei gegenüber ſo ſtolz aufzurichten, als dieſe that; dann brach ſie zuſammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Mut, noch ein leichtfertig Wort zu ſprechen; aber noch Trotz genug, ihr Unrecht nicht einzugeſtehen. Einen Augenblick ſtand ſie noch unſchlüſſig, ohne das Anſehen der Heiteretei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo ſie beſſer war und glücklicher, die ihr der alte Holunder zurauſchte, oder der Zuſtand des Häuschens, in dem ſie Kind geweſen war: etwas traf dieſes leichtſinnige Herz, ſtark genug, ihm eine Thräne abzupreſſen. Sie rang noch einen Augenblick ſtillſtehend mit ihrem Trotze, dann kam ſie zurück und bot der Heiteretei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie ſagte: „Wenn du wieder brav biſt, hernachen komm!"

Die Schweſter wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und ſie war in den Weiden verſchwunden.

So lange wartete die Heiteretei, dann ſchloß ſie die Kammerthür hinter ſich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum erſten Male völlig zuſammen im Geſtändniſſe: „Ein ledig Weib iſt das elend'ſt Ding auf der Welt! Wie anders hat's da ein Mann! Nicht allein, daß ſie recht thut, ſie muß auch ſorgen, daß ihr's recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib iſt wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all' ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verleumdung kann ſie der ſtärkſte Arm nicht ſchützen. Der ſchwächſte Mann iſt ſtark gegen ſie. Nicht einmal ihr etwas übel zu nehmen, hält man der Mühe wert. Ein Mann kann aufſtehen, auf den Tiſch ſchlagen und zur Rechenſchaft ziehen, wer ihn ſchlecht machen will. Und woran wär' er ſo tief zu verletzen, als ein Weib an ſeiner Ehre? ſo unwiederbringlich? mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?"

Und was nun beginnen! Um Arbeit betteln? Das kann ſie

nicht. Lieber ſterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; ſie kann's nicht ſtützen. Das Häuschen, darin ſie als Kind gelacht und geweint und die Mutter ſie lieb gehabt. Hätte ſie nur ein Herz, von dem ſie wüßte, es trüg' unausgeſprochen an ihren Schmerzen mit! denn klagen könnte ſie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker; die Annemarie iſt fortgezogen; ihre Schweſter hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat ſie täglich geſprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage faſſen kann. An den alten Holunder, der eben über ihr kratzt und rauſcht, als wollte er ſie an ihn erinnern, denkt ſie nicht; und wenn ſie an ihn dächte, er hat andere Leiden und Freuden, und ſie muß ihm erſt die Seele leihen; ſeine Seele iſt ihr eigen Mitleid und ihre eigene Mitfreude mit ſich ſelbſt. Und was ſoll aus dem Kinde werden? Wird ſie's erhalten können und brav erziehen, wie ihre Mutter ſie? Wenn ſie ſtirbt, was ſoll aus ihm werden, wo niemand es lieb hat, und ſo arm, ohne Mutterpflege und Vaterſchutz? „Am End' iſt's beſſer für dich und das Kind, weg von der Welt, wo einen die Leut' durchaus ſchlecht wollen haben!“

Immer lockender rieſelt draußen der Bach, ſoviel Mühe ſich auch der alte Holunderbuſch giebt, ihn zu überrauſchen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo ſie ſo oft und erſt dieſen Morgen noch kaum die Luſt überwunden, ſich hineinzuſtürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Dieſen ganzen Tag hat ſie's immer in ihre Gedanken hineinrauſchen hören, als rief' es ſie; ſie wußte nicht, warum; jetzt weiß ſie es. Und der Fritz — der ſie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirts-Ev' — wenn er's hört, es muß ihn ſchmerzen, er muß an ſie denken, ſo oft er Weiden haut; jeder Reif auf ſeiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die ſchönſten Weiden ſtehen und wo ... Es packt ſie wie ein Schwindel. Sie reißt das Lieſle vom Boden auf mit wildem Entſchluſſe. Sie wendet ſich, die Kleine auf dem Arme, nach der Thür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm ſpaßen. Es ſchlägt die Hände zuſammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es ſinken und ſinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut, und küßt es und weint immer wieder, bis ſie alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belaſtet.

Wie ſchüttelte ſich der alte Holunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiteretei einfiel: „es iſt noch Welt außer Lucken-

bach, wo's nicht mehr heißt: Reſpekt muß ſein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen ſie mich die Heiteretei? Warum hat mir der lieb' Gott die ſtarken Arm' gegeben und das luſtig' Herz, wenn ich's nicht ſollt' brauchen für das Liesle und mich ſelber?!"

Wieder nimmt ſie das Kind auf den Arm: ſie jauchzt mit dem Kinde um die Wette. „Guck, Liesle, wie wir dumm ſind geweſt! Der reiche Metzger am Markt, wie oft hat er gefragt: Was will das Annedorle für ihr Häusle? Komm, Liesle, wir gehn gleich hin!"

Als ſie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun iſt ihr's gleich, was die Luckenbacher denken davon — in die heitere Mittagsſonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der iſt eben auf dem Weg vom Holunderbuſch in das Gärtchen drüben. Dort ſetzt er ſich auf eine rote Bohnenblüte gleich neben dem großen Stachelbeerbuſch. An dieſem bleibt das Auge der Heiteretei, das ihm folgte, haften.

„Wenn die Stachelbeeren reif wären! du biſt hungrig, du arm's Liesle, und ich auch. Das merk' ich jetzt erſt. Ja, die alt' Annemarie hat recht gehabt. Wenn's nur den Menſchen einmal wieder hungert, hat ſie geſagt, hernachen iſt dem Tod ſein Heu verregnet." Dazu kommt dort — aber er iſt's doch nicht? Ja, er iſt's doch! Der Holders-Fritz iſt's; der Holders-Fritz iſt's wirklich, der dort von den Weiden heraufkommt. Wie ſieht er anders aus, als ſonſt! Er hat eine weiße Weſte unter ſeinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er —?

Faſt wäre die Heiteretei ſo thöricht geweſen, vergeblich zu erſchrecken. Was ſollt' er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es iſt der kürzeſte Weg zu ſeiner Braut; der hochmütige Giebel da oben, der iſt ja vom Gringelwirtshaus.

Aber ſie iſt ſchon erſchrocken, ſo thöricht das iſt.

Wenn er ſähe, daß ſie über ihn erſchrocken iſt — das darf er nicht wiſſen, wie ihr's um das Herz iſt. Niemand darf's wiſſen. Um alles nicht! Das wär' erſt ein gefunden Freſſen für die Leut', für die Gringelwirts-Ev', für die Valtineſſin, für alle die großen Weiber und — für ihn ſelber mit! Und wenn ſie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den ſeinen könnte ſie nicht tragen; nicht einen Blick von ihm, der ſo ausſähe, keinen Laut von ihm, der ſo klänge!

Sie ſetzte das Kind an dem Stachelbeerbuſch nieder; zum erſten

Male vergaß ſie, daß es unreife Beeren abreißen und eſſen kann. Sie ſelber ſieht ſich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er ſie nicht gewahr werden ſoll. Aber ſchon kommt er näher. Sie bückt ſich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelbſtöckchen, das mitten in der Peterſilie ſteht. Der Atem vergeht ihr faſt; ſie ſieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angſt, als hinge Tod und Leben für ſie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angſt wächſt, wie ihr der Traum einfällt. Hier ſtand ſie ja im Traume mit dem Fritz. So hell war's und ſo warm, und ſo ein fröhlich Rauſchen zog durch Büſche und Kräuter.

Der Holders-Fritz iſt indes an den Zaun gekommen.

„Sieh," ſagt er, „was ich dir hab' mitgebracht, Liesle!"

Er hält einen Stromweck in die Höhe, ſo gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die unreifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund ſtecken wollte. Es kommt ans Staket und langt danach. Der Holders-Fritz giebt ihm den Stromweck, und es fürchtet ſich ſo wenig vor dem „wilden" Fritz, als wär's all ſeine Tage mit ihm zuſammen geweſen.

Der weiß aber auch nicht, was er ſagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er iſt ein ganz anderer als ſonſt. Da iſt nichts mehr von dem übernächtigen, gedankenloſen Blick, von der dunkeln Röte in ſeinem Geſicht; nichts mehr von dem herausfordernden, ſchlagfertigen Weſen. Er hat vielmehr etwas Ruhiges, Sinnendes in ſeinen Zügen, das lange Haar iſt bedeutend kürzer geſchnitten und fliegt nicht mehr ſo wild verworren ihm um das Geſicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus ſeinem Innern hervor; die Stimme iſt nicht mehr ſo heiſer und gewaltſam in die Höhe getrieben. Er iſt ſchlanker als ſonſt; alles an ihm iſt milder und beſcheidener und dennoch männlicher. Er iſt ein ganz anderer; er iſt nun erſt der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erſchaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein; der Fritz ſpricht erſt mit ihr und überſetzt ſich die Reden, die ſie in unbekannten Sprachen hält, ſo gut es gehen will; währenddes iſt er herangetreten an den Zaun; nun ſagt er ganz leiſe: „Dorle!"

„Das iſt doch dieſelbe Stimme, wie den Morgen im Traum," denkt die Heiteretei in ihrer wachſenden Angſt. „Und wie er ſo freundlich mit dem Liesle iſt, das alle Leut' ſonſt ſcheel anſehn!

Das iſt ſchön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergeſſen, und wenn er . . .“

„Dorle,“ ſagt er noch einmal.

Aber ſie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe ſie thut, als würde ſie ihn eben erſt gewahr. Und ſie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß ſie die Augen nach ihm hinzuwenden ſcheint.

„Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find',“ fährt er nun fort. „Ich wollt' dich nur was fragen.“

Mit einem Blicke überſieht ſie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen iſt.

„Mich?“ fragt ſie ſo gleichgültig und verwundert, als ſie kann.

„Ja, dich,“ entgegnete er.

„So frag'. Aber mach'; ich hab' nicht viel Zeit.“

„Du haſt bei mir aufgeräumt . . .“

„Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?“

„Ja, du; und bei mir. In meiner Werkſtatt in den Städeln, da am Gründer Weg.“

Wenn doch nur ein Baum da herum Ja ſpräche! Die Heiteretei kann's nicht, und hinge, wer weiß, was davon ab.

„Guckt doch,“ lachte ſie. „Ich hab' weiter nix zu thun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum'!“

Der Holders-Fritz wird dennoch ſichtlich freudiger.

„Wenn du nicht rot würd'ſt, wollt' ich's glauben,“ ſagt er ſchnell. „Und du wirſt noch immer röter.“

„Er thät' ſich freu'n,“ denkt ſie, „ſagt' ich Ja. Warum nur? Was hat er damit?“ Aber ſie ſagt: „Freilich, weil ich mich ſchäm', daß du ſo einfältig red'ſt. Und weil ich mich gebückt hab'. Der Bader ſagt immer, ich ſoll aderlaſſen. Wenn du deinen Spott haben willſt, geh zu Deiner.“

Der Holders-Fritz ſagt, ſo ernſt er kann: „Ich ſpott' nicht. Ich denk' eben, du ſollſt die Mein' ſein.“ Ein kleines bißchen Schelmerei war unter den Ernſt gemiſcht, mit dem er fortfuhr: „Ich hab' gedacht, du brauchſt's nicht bei Nacht zu machen; du könntſt's am Tage thun.“

Die Heiteretei hörte den Ernſt nicht vor der Schelmerei.

„Ich hab' dir nix gemacht,“ ſagte ſie gereizt, „und dein Gered' leid' ich nicht. Und nun gehſt du deiner Weg'. Ich hab' noch nichts mit einem ledigen Burſch gehabt, geſchweig' mit einem verſprochenen;

am wen'gſten mit dir. Ich dächt', du weißt's gut genung. Und ich hab' mehr zu thun, als Maulaffen feil halten, und du läßt mich gehn; und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Der Holders-Fritz ſchwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „Dorle, hörſt du?" Und als ſie hartnäckig ſchwieg und that, als meinte ſie, er ſei ſchon gegangen, ſetzt' er hinzu: „Na, nix für ungut. Ich hab' nur wollen wiſſen, wie du denkſt. 's war nur gefragt, und eine Frag' iſt kein Donnerſchlag." — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er ſieht, ſie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert währenddes wieder am Lackſtock und rauft unbarmherzig in die Peterſilie hinein, damit es ſcheinen ſoll, ſie habe wirklich notwendig zu thun. Aber ſie fragt ſich: „Ich denk' eben, du ſollſt die Mein' ſein — was will er damit?"

Der Holunder nickt ihr von drüben zu: „Laßt ihn nicht fort." In den Bohnen vor ihr flüſtert die Luft: „Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willſt ihn nicht, muß er ja zur Gringelwirts-Ev'. Schon aus Stolz ja muß er das nun." Doch ſie weiß ja ſelber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber ſie kann ihn nicht aufhalten, nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn ſie auch einen wüßte. Ja, ſtänd' er vor ihr und fragte noch einmal, ſie könnte ihn nichts merken laſſen. Um ſo weniger, je mehr ſie fühlt. Es iſt, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt! immer weiter außen iſt die Welt, immer tiefer drin die Seele.

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte Diktes die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er ſtehen, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm ſchwer. Er iſt ja noch krank, und daran iſt ſie ſchuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn niemand zurück? Und doch erſchrickt ſie, wie ſie rufen hört: „Fritz!" Das Kind iſt's, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es „Fritz!" gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder ſtehen, er kehrt um.

Wer hat das Kind „Fritz" ſagen gelehrt? Die Heiteretei ſelber, ohne daß ſie es wußte, wenn ſie vom Fritz mit ihm ſprach. Das wird er nun erraten. Er muß denken, ſie hat's dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und ſchon ſteht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüten des Zauns.

„Du haſt mich gerufen, Dorle," ſagt er matter als vorhin. „Ich konnt's ohnehin nicht glauben, daß du mich wirſt gehen laſſen."

„Ich?" entgegnete ſie, das brennende Geſicht abwendend. „Was dir einfällt! Ich hab' nicht an dich gedacht."

„So war's das Liesle."

„Das?" lachte ſie.

Er fragt das Kind, das er mühſam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf ſeinem Arm die Hand vor den Mund. „Sei nicht ſo dumm," ſagt ſie haſtig zu ihm. „Das Kind kann kein Wort reden."

„Als nur Fritz?" fragt er, bläſſer als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. „Das iſt doch kurios."

„Das iſt nicht kurios," ſagt ſie noch haſtiger. „Weil dem Nachbar ſein Kater Fritz heißt."

„Der dort?" fragt der Fritz und lockt ihn: „Komm, Fritz; Fritz, komm. Der muß anders heißen," fährt er fort, „oder er hat ſeinen Namen vergeſſen. Das Vergeſſen ſcheint überhaupt hier Mode."

Die Heiteretei iſt ganz verwirrt, blutrot, zornig vor Scham. „Der Kater," ſagt ſie, „hört bloß auf ſeine Leut', und nicht auf jeden Narren."

Der Fritz ſcheint ſich an ihrem Zuſtande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiſer redend, man ſieht, er wird immer heiterer.

„Warum hältſt du dem Liesle den Mund zu?" fragt er; „es will mir noch was ſagen."

„Es iſt nicht wahr, was es ſagen will," ſpricht ſie. In immer noch wachſender Verwirrung traut ſie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Abſicht zu, ſie zu verraten. Und nun wird ſie auch noch gewahr, ſie zeigt dem Fritz, indem ſie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buchſtaben darauf leſen und mit dieſen alles, was ſie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch bläſſer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umſinken und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefſtes Herz ſchwillt in Mitleid und Liebe auf, aber der Gedanke: „wenn es jemand ſähe!" beherrſcht ihr Äußeres.

Es war gut, daß der Zaun zwiſchen ihnen ſtand, ſonſt wär' ſie umgeſunken. In einem Arm hat ſie den Fritz und das Kind, den anderen ſtützt ſie auf den Zaun. Und wie eigen! eines von deſſen

wilden Röschen schwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwischen beiden und zittert zugleich vom Atem beider. Ebenso, Wange an Wange, lagen sie in ihrem Traume; sie fühlt, daß sein Auge, welches sie vor der zu großen Nähe nicht sehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es ist dieselbe Stelle wie im Traume. Dieselbe Wonneangst dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie sieht hinüber nach dem Holunderbusche und könnte sich verwundern, ihn nicht in des Meisters Schramm rotem Kirchenfrack herüberkommen zu sehen.

„Wenn ich könnt' sitzen," sagt der Fritz. „Es wird gleich vorüber sein. Wegen dem Finger hat's nix zu bedeuten; du brauchst dir kein Gewissen deshalb machen. Der Bader sagt, es wird bald wieder ganz gut sein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es ist auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht."

Die Heiteretei sollte sich darüber freuen, und doch kann sie es nicht. Er wird ihr fremder, er ist ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verschuldung gegen ihn, ihr Selbstvorwurf war ein Band gewesen, das sie an ihn gebunden. Sie fühlte nur, daß ein Liebesband gelöst war. In diesem Gefühle sagt sie, und das Drängende des Augenblicks giebt den Ton dazu: „Geh zu deiner Braut."

„Braut?" fragt der Fritz. „Das ist dummes Zeug."

„Zur Gringelwirts-Ev'," fuhr die Heiteretei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müssen, und dachte nicht, daß der Zorn ebensogut ein Verräter war, als Thränen.

„Die Ev'?" fuhr der Fritz fort. „Ja, der Fieberhund, die Leut' mein' ich, hätten mich beinah' dazu gebracht. Weil ich hab' geglaubt, du hast mich aus Zorn in den Bach gerennt —"

„Und du willst doch zu der," sagte das Mädchen, der das Atmen so schwer wurde wie damals im Traume.

„Zu dir wollt' ich," sagte der Fritz. „Ich wollt' wissen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen."

„Schon wieder?"

„Und noch um was." (Die Heiteretei fürchtete, er müsse ihr Herz schlagen hören.) „Warum du mich vom Steg hast gerennt."

„Weil ich dacht', du wolltest mir was thun."

„Ich?"

„Du hast mir doch aufgepaßt," sagte sie, von neuem rot, „und die Leut' —"

„Freilich aufgepaßt, aber nicht —"

„Sagten, du wär'ſt wütend," eilte ſie, um über das Geſtändnis hinauszukommen, daß ſie ſich doch gefürchtet.

„Ja, freilich erſt," entgegnete er. „Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab' ich erſt nicht gewußt, was ich dir ſollt' thun. So war ich des Teufels vor Deſperatheit auf dich, und noch den ganzen anderen Tag."

„Was ich hab' gered't, das iſt die Wahrheit geweſt."

„Eben darum," entgegnete der Fritz. „Guck, Annedorle, was ich dir jetzt will ſagen, das hätt' ich noch vor ein Tager acht nicht können ſagen, dir nicht und auch einem anderen Menſchen nicht. Ich hab's erſt dem Nagelſchmied ſeinem Hund, hernachen hab' ich's meinem Fräle vorerzählt; alle Stunden ein paarmal, bis ich das unrecht' Schämen hab' verlernt und nicht mehr hab' geſtottert und bin rot geworden dabei. Du haſt eben in allem recht gehabt, und auch darin, daß du haſt geſagt, wenn ich dich freit', da — könnt' — noch einer aus mir werden. Da iſt mir's doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dir's die Haar' verſengen thät', Burſch, du red'ſt weiter. Wir wollen dich ſchon kriegen, wie der Bader ſagt. Schäm' dich, daß du dich ſchämſt, wo's verkehrt iſt. Ja, da hab' ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wollt'ſt nehmen. Aber da bin ich heimlich geweſt wegen der Fieberleut', und bin nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich haſt gefürchtet."

„Gefürchtet?" lachte die Heiteretei. „Und wohl vor dir?"

„Ja, du biſt eben noch, wie ich damals bin geweſt," entgegnete der Fritz. „Du biſt deinen Fieberhund noch nicht los. Du ſchämſt dich noch, daß du dich ſollſt ſchämen."

„Du haſt dumm Zeug genung gemacht," ſagte die Heiteretei, „du haſt Urſach' genung. Ich hab' nix Dummes gemacht, daß ich mich brauch' zu ſchämen."

„Nu, meinetwegen," entgegnete der Holders-Fritz. „Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeiſter machen, wo ich noch an mir ſelber genung zu ziehen hab'. Ja, das war alles dumm, was ich damals hab' gemacht; und wie ich gemeint hab', nu bin ich geſcheit, das Allerdummſt', das erzähl' ich dir ein andermal. Zuletzt iſt das alt' Wildthun noch einmal gekommen und hat geſagt: ich bin das alt' Wildthun nicht mehr; ich heiß' jetzt Mannsehr', und weil du ein dumm Wort haſt gered't, ſo verlang' ich nun von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es iſt nur gut geweſt,

daß ich den alten Dieb in dem neuen Röckle noch zur rechten Zeit hab' weggekriegt und daß ich trotz dem Fieber noch besser bin zu Fuß gewest, wie mein alt Fräle. Guck, Annedorle, ich schäm' mich nicht, daß ich muß sagen: du hast recht gehabt, und es ist alles gut gewest, was mir von dir gekommen. Auch daß du mich in den Bach hast gerennt. Es ist schon gut, wenn sich einer einmal in der Einsamkeit auf sich selber besinnt, aber er darf kein Stadelthor zwischen sich thun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menschen ist er hineingeschaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär' immer verbissener geworden in meinem Fieber und hätt' immer mehr gemeint, die Leut' thäten mir alles zum Trotz, je mehr ich den Leuten hätt' alles zu Trotz wollen thun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt' soll'n kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hätt'st hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem dummen Finger und auch nicht von dem bißle kalten Wasser, sondern weil ich hab' gemeint, du kannst mich nicht leiden. Und wär' ich nicht krank worden, so säß' ich jetzt drüben in Amerika und dächt' immer noch, du hast's auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein', und das braucht's auch jetzund nicht. Genug! ich bin noch hüben, und wenn du mir hast aufgeräumt, gehn wir noch heut' zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willst haben, so bleib' ich ein Junggesell; eine andere nehm' ich nicht als dich, und werd' ich noch hundert Jahr."

Wieder barg die Heiteretei ihre Weichheit in Zorn. „Aufgeräumt hab' ich einmal nicht," sagte sie. „Wer weiß, wer das ist gewest! Und denkst vielleicht, weil ich ein Häusle hab', ich hab' mehr, als wahr ist. Und das Vieh da . . . "

„Nehm' ich gleich mit," sagte der Fritz triumphierend. „Du mußt nicht denken, du hast's allein gern."

„Und die Leut' im Städtle sind mir erbittert; das ließen sie hernachen an dir aus."

„Was frag' ich nach denen! Das sind Fieberleut'. Eigentliche Leut' giebt's gar nicht."

Da war ja das Herz, nach dem sie sich gesehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber sie sagte wie zornig: „Nu, wenn du denkst, es ist dein Best's, und du willst's durchaus; aber ich dring' mich nicht auf. Wahr ist's, du hast mich gedauert wegen der Gringelwirts-Ev', und ich hab' dir eine Frau gegönnt, wie du

eine brauchst. Aber wegen mir — daß ich dich etwa haben wollt', das ist mir nicht eingefallen. Thust du's, meinetwegen; thust du's nicht, auch meinetwegen. Brauchst nicht zu denken, daß ich einen muß haben. Ich hab's nicht nötig. Ich kann's noch selber ermachen."

Der Fritz hatte seine eigenen Gedanken bei dieser Rede der Heiteretei. Er brauchte nur in seine eigene letzte Vergangenheit zurückzublicken, um zu wissen, wie er sie verstehen müsse. Er meinte: „So ist's recht. Der Mann muß der Frau voraus sein: das macht den Respekt von ihrer Seite und die Lieb' von seiner." So dacht' er, aber er sagte: „Da kannst du gleich mit angreifen bei mir, wenn du willst. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg' kein End', wie sie's allein soll durchsetzen mit dem Angeben und Kochen; sie ist alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug' auf dich gehabt, daß du meine Frau sollt'st werden. Es freut sich kein Mensch so, wie das Fräle, wenn du kommst. Das Liesle nehm' ich gleich mit."

„Du denkst auch," lachte die Heiteretei, „ich hab' auf dich gepaßt und hab' sonst nix zu thun und komm' gleich wie ein Spitz, wenn man ruft: Hierher kommst du?"

„Wie sich's dir schickt," sagte der Fritz schon im Gehen. „Du wirst schon deiner Fieberleut' wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das ist nun mein, das ist das Draufgeld, das wirst du nicht im Stich lassen, wenn dich's auch sollt' reu'n."

Die Heiteretei hielt sich noch immer am Zaun. „Ich komm' schon nach," sagte sie. „Denn das kannst du gleich wissen, despektierlich behandeln lass' ich mich nicht, und lass' mir nix sagen, wo ich selber seh', was zu thun ist. Und nun gehst du, und so ist's, und nu ist's fertig."

Aber wunderlich! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verschwinden wollte, da fehlte wenig, sie wär' ihm nach, hätt' ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgesagt. Ihr war, als sollte ein Eisen um ihren Hals gelegt und sie damit irgendwo angeschmiedet werden. Alles das, was sie noch vorhin so heiß ersehnt und dann so selig als ihr Eigentum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Last auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte.

Es war, als wäre sie auf einmal wieder ganz die alte Heiteretei geworden, die in jedem Manne einen Feind sah, gegen den sie sich

wehren müßte. Sie bereute, daß sie nicht gleich den Entschluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das sie sollte, kam ihr wie ein Gefängnis vor. Sie wußte nicht mehr, ob sie den Fritz lieb hatte, oder ob er ihr zuwider war. Sie sollte nun nicht mehr thun, was und wie ihr's einfiel; sie sollte thun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte sie, daß der Fritz eben dieser Mann war, dann wußte sie, es war nur Widerwille, was sie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte sie zugleich, wie sorgenlos und schön sich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte sie doch lassen müssen, und die fremden Leute, zu denen sie ging, sie mochten wohnen, wo sie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eigenes freies Wesen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menschen wollen sich nach anderen richten und verlangen, daß diese sich nach ihnen richten sollen. Wer sich in irgend einer Weise loslöst, der muß auch in anderer nicht mehr von ihnen abhängen dürfen. Wer die Menschen braucht, der muß sein, wie sie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zustand, als den Übergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die selber gern aus ihrem Eigensinn heraus wären und aus Ärger darüber, daß sie's nicht können, nur noch eigensinniger werden.

So schwer war der Heiteretei noch kein Weg geworden, als nach dem Hause, in welchem sie in Gedanken schon geschaltet hatte. Sie ersann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre sie fast wieder umgekehrt. Erst hatte sie sich geschämt, hinzugehen, nun schämte sie sich wieder umzukehren. Am liebsten wär' ihr gewesen, es hätte sie irgend eine Gewalt ohne ihr Zuthun hineingeführt, oder sie wäre schon drin, schon seit Jahren drin.

Es war gut, daß sie nun auch anfing, sich des langsamen Gehens zu schämen. „Sie können mir doch nix thun drin, als was ich leiden will, und ist's nicht, als dächt' ich, ich müßte drin leiden, was sie mir nur thun wollen, wenn ich so langsam geh'? Hab' ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht't, so werd' ich's jetzt nicht erst anfangen. Mögen die drinnen sein, was sie wollen, ich bin ich; nun geh' ich hinein, und so ist's, und nu ist's fertig."

Die Gesellen und der Lehrling hatten schon gegessen und die Wohnstube wieder verlassen; das Liesle ließ sich's noch schmecken,

aber der Fritz und das Fräle warteten noch auf die Heiteretei. Die kam endlich, und nicht, wie man's von ihr hätte erwarten sollen, wenn man sie sonst kannte. Sonderbarerweise schien's, als habe sie nicht den Mut, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräle und der Fritz sie empfingen, so fröhlich das Liesle, das schon ganz hier zu Hause schien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte sie wenigstens einen Arm oder ein Bein draußen lassen sollen, als wär's unhöflich, daß sie so mit ihrem ganzen Körper hineingetreten. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war sie wie in ihrem Eigentume. Auch wenn sie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Essen in die Stube kam, erschien sie nichts weniger als verlegen.

Aber da wollte sie auch nichts als essen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hierher dagegen kam sie mit dem Anspruche, hier zu bleiben, das alles, was sie sah, als ihr Eigentum zu besitzen. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, die Leute müßten meinen, sie dränge sich auf, wenn sie's auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbst mit dem Liesle konnte sie sich nicht gehaben, wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu sein, als sie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die sie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräle brachte nun das Essen und nötigte so gutmütig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiteretei war nicht zu vermögen, einen Bissen anzurühren. Sie sagte, sie habe zu Hause schon gegessen. Den eigentlichen Grund verschwieg sie. Es war kein anderer, als das Gefühl, daß sie hier noch kein Essen verdient habe. Darum drückte sie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie sollte so viel haben, und hatte nichts dafür gethan und zweifelte, ob sie's würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältnisses hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entsprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging und die Heiteretei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr besser zu Mute.

Was war da alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen sich all diese Dinge, dieses Steingut, dieses Zinn, dieses blecherne Geschirr einen Augenblick lang als das ihre zu denken, hätte sie jubeln gemacht wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart bedrückte sie. Es war nicht, als wenn sie diese Dinge, sondern

als wenn dieſe Dinge ſie beſitzen ſollten. Eine ſolche Beſchränkung der perſönlichen Freiheit liegt in jedem Beſitze, und es iſt begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigentum als eine Laſt anſehen. Dann war die Alte langſam und mußte ſich immer mühſam beſinnen. Die Heiteretei konnte nicht, wie ſie gewohnt war, raſch und in einem Zuge ſchaffen; es war, als müßte ſie einem Stotternden zu Gefallen mit ſtottern. Das Mißverhältnis zwiſchen dem, was zu thun war, und der Langſamkeit, mit der das Schaffen vor ſich ging, war bis zum Lähmenden beängſtigend. Sie ſah nicht, wie ſie auf dieſe Art ſollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war damit der einzige Weg abgeſchnitten, auf dem ſie überhaupt ſich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein ſeinem Bauer entflogener Vogel empfinden muß, als ſie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Dieſe Nacht ſollte ſie noch mit dem Liesle darin ſchlafen, von morgen an beim Holders-Fräle.

Sie hatte ſelber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müſſe; jetzt reute ſie's, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißen worden; was ſie gethan hatte, hatte ſie freiwillig gethan; dennoch kam ſie ſich vor, wie in fremder Gewalt, und ſelbſt in dem Vorſchlage, die ſeitherige Schlafſtelle zu verlaſſen, ſchien ihr nun der Fritz ſchon den Herrn geſpielt zu haben.

Als ſie ihr Häuschen und den alten Holunderbuſch wiederſah, jubelte ſie dem Kinde auf ihrem Arme zu: „Nu ſind wir wieder zu Haus, Liesle! Wenn die Welt recht ſchön ſollt' ſein, müßt' ich das Häusle da auf meinem Schiebkarr'n in die Welt hinein können fahren. Und wo's recht weit und luſtig, da müßt' ich's können hinſtellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wieſen. Und wo's uns nicht mehr gefiel', heidi! wären wir fort und lachten alle Leut' aus! Der Fritz könnt' bei uns ſein und auch das Fräle; das wär' noch ſchöner. Aber ich müßt' können machen, was und wie ich ſelber will; es ſollt' ihr Schaden gewiß nicht ſein. Und ich müßt' jeden Augenblick fort können."

„Du biſt ein närriſch Kind, Liesle," ſagte ſie, als ſie die Kleine, die ſchon halb ſchlief, ins Bett brachte, eigentlich zu ſich ſelber. „Es iſt noch gar nicht ſo weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns niemand davon. Das mußt du

dir nur immer vorstellen, und du wirst sehn, wie leicht die Sach' hernachen geht."

Und sie ging wirklich den anderen Tag schon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle gesprochen. Das sagte, als die Heiteretei kam: „Wenn ich wüßt', daß du die Sach' allein möcht'st machen, das wär' mir eine große Lieb'. Du hast einen jungen Kopf, der kann sich leichter besinnen, und junge Händ' greifen rascher an. Aber es müßt' dir nicht zur Last sein."

„Aber was denkt Ihr denn, Fräle?" entgegnete die Heiteretei froh. „Ich muß nur sehn, daß ich's auch so mach', wie Ihr's gern habt, und das könnt Ihr immerfort sagen."

Nun ging ein ander Schaffen an, als das gestern war. Und je mehr die Heiteretei sah, wie das Fräle ihre Kraft und Geschicklichkeit bewunderte und sich darüber freute, desto besser ging's ihr von Händen. Sie versorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, sie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wiesen dabei zu sein, und da gefiel ihr's doch am besten. Sie dachte sich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Diese nahm die Pflege des Kindes über sich, und das gedieh sichtbar. So ging's von Tag zu Tag besser, bis der Fritz sie bat, zu bestimmen, wann die Hochzeit sein sollte. Sie hatte absichtlich den Gedanken daran sich fern gehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu gethan werden. Man kam überein, in acht Tagen sollte die Hochzeit sein. Aber von da an wachten all die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil sie sich im Schaffen zu zerstreuen suchte. Aber es zeigte sich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgültigsten Worte einen Vorwurf sah, weil sie sich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich selber tröstete sie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte sie es dem Fritz in Gedanken übelnehmen, daß er so wenig ihre Nähe suchte. Er hatte viel mit einem Zimmermann zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr schien es, er verlängere die Unterredung mit demselben absichtlich über das Nötige hinaus, um nur so lange ihrer los zu sein. Und es waren nur so wenig Tage mehr übrig, die sie noch beisammen sein sollten. Dazu bemerkte sie, daß man ein Geheimnis vor ihr hatte; bald ertappte sie einen Gesellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den sie nicht bemerken sollte. Sie kam sich vor wie verraten und ver-

kunſt. Dann kränkte es ſie, daß der Fritz keine Dienſtleiſtung von ihr verlangte; zuweilen war ſie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgeherock und dergleichen. Wenn er ſie einmal bat, dachte ſie: wenn er dich lieb hätt', thät' er nicht ſo fremd. Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut ins Geſicht, daß er ſchon den Herrn ſpielen wollte, und faſt täglich ſagte ſie ihm den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute ſie dann wieder, und in ihrem Ärger über ſich ſelbſt ſagte ſie ihm: „Ihr habt wohl recht, ich gehör' nicht in ſo ein Haus. Ich kann's den großen Leuten einmal nicht recht machen.“ Dann ſagte der Fritz: „Das iſt uns nicht eingefallen, zu meinen, du gehört'ſt nicht in unſer Haus. Das weißt du ſelber recht gut. Und du biſt doch nicht von ſelber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du thuſt, als müßteſt du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht ſollt' auf dich fallen. Das iſt nix, als dein Fieberhund. Du ſelber machſt dir all die Vorwürf', über die du bös wirſt, wir nicht. Ich thu' dir keine Gewalt; und wären wir ſchon getraut, es wär' nicht anders. Was du mir nicht zulieb' thun magſt, das verlang' ich nicht.“ — Sie fühlte dann, daß er recht hatte, ſie fühlte ſeine Liebe in ſeiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf ſich ſelbſt und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.

War das ein Erſtaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiteretei heimführen. Ein Fragen und ein Erſtaunen und wieder ein Fragen und Erſtaunen. Wie früher die Heiteretei, ſo hatten nun der Holders-Fritz und das Fräle von gutem Rat, Warnungen und Unglücksprophezeiungen zu leiden. „Es wundert mich,“ pflegte der Fritz zu ſagen, „wenn ich hinaus komm', daß nicht die Bäum', die Zäun' und die Grenzſtein' gelaufen kommen mit gutem Rat. Aber ſo weit, wie ſie das Annedorle damit haben gebracht, ſo weit ſollen ſie's bei mir nicht bringen.“

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewieſen hätte, denn es war ja jetzt ſein Wahlſpruch nicht mehr: Wildthun, ſondern Überlegung und ruhige Feſtigkeit mache den Mann.

Er hatte ſich eine eigene Methode erfunden, auf die er ſich bei ſich ſelbſt nicht wenig wußte. Sagt' ihm einer, er ſolle ſich wohl bedenken, eh' er den Schritt thue, dann entgegnete er: „Ja, bedenken

muß man freilich alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er ſich erſt bedacht hätt'. Das mein' ich auch."

„Ihr könntet jede kriegen im Städtle," fuhr dann jener fort, „und da ſind reiche Mädle genung. Die Valtineſſin hat's nahe genung gegeben: wenn Er käm', ein Nein thät' nicht fallen. Und ich wüßt' hundert reiche Burſch', die ſich die Händ' lecken thäten nach der Gringelwirts-Ev'. Die hat Geld und Sachen; da kann's heißen: „Goldmädle, ich mag dich."

Dann ſagte der Fritz: „Ja, Reichtum iſt eine Hauptſach', und die Valtineſſin, das iſt eine ganze Frau." Und in dieſer Art ging es weiter, ſo daß der andere am Ende nichts mehr zu ſagen wußte und ging.

Das Holders-Fräle hatte ſich eine andere Art, die Leute mit guter Manier los zu werden, beigelegt. Sie war immer etwas ſchwerhörig geweſen.

Sagte ihr eine: „So ein arm Mädle wird doch Ihr Fritz nicht nehmen," dann entgegnete ſie wohl: „Grämen, meint Ihr? Ja, ich hab' mich ſchon genung gegrämt darum, und gedoktert hab' ich, aber es hat mir alles nicht wollen helfen."

„Ihr verſteht mich falſch," ſprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; „ich mein' von wegen der Heiteretei —"

„Ja," nickte das Fräle. „Einerlei; 's iſt alleweil einerlei geweſt, was ich auch hab' angewend't. Ja, die letzt' Zeit iſt's immerfort noch ſchlimmer geweſt."

Dann ſagte die andere ſchreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verſtändlich zu werden, wenn nicht den Ohren: „Ihr habt mich nicht verſtanden, ich mein', von wegen Eurem Fritz —"

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgeriſſen dabei, dennoch kam zum Vorſchein: „Hitz'? Ja; das iſt's eben. Hitz' hab' ich die ganz' Nacht in den Ohren gehabt; und ich wunder' mich nur, daß ich heut' einmal wieder ſo gut hör'. Ja, manchmal iſt das ſo, aber hernachen wird's wieder ſo ſchlimm wie zuvor."

„Wenn das zut gehört heißt!" meinte dann die andere bei ſich und gab ihren Vorſatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräle nicht irr gemacht; der Heiteretei wunderliches Benehmen that mehr dazu.

„Guck, Fritzle, guck wohl, was du da machſt," ſagte ſie zuweilen zu ihrem Enkel. „Mir iſt das Annedorle immerfort im

Kopfe gelegen, und ich hab' gemeint, sie paßt just zu dir. Aber wie sie jetzt ist, da wird mir's manchmal angst: das wird immer schlimmer, je mehr's auf die Hochzig losgeht; was soll da hernachen erst werden!"

„Laßt's nur gut sein, Fräle," sagte dann der Fritz. „Manchmal möcht' ich auch mit den Fäusten drein hau'n, aber hernachen würd's erst recht schlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das ist nix, sondern Verstand macht den Mann. Paßt auf, es ist weiter nix, als die alt' Heiteretei, die sich noch geschwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Christlieb oder meinetwegen so einen alten Adam hat jeder Mensch in sich stecken; der muß einmal heraus. Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt' Fritz hat auch am ärgsten in mir gewirtschaft't, wie er gesehn, nun wird's ernst, daß er 'raus muß. Bleibt Ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiteretei wär's selber lieber, man braucht' Gewalt; da könnt' sie sich erst recht verstocken."

Aber nicht allein von der Heiteretei kam ihm Anreizung, seiner Philosophie zu vergessen und wieder vom „alten Fritz" besessen zu werden, welchen bösen Geist er mit so viel Kraft seither hatte von sich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirschen gesetzt, damit er die Sperlinge abhalten soll, dann lähmt das graue Diebesvolk erst ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick scheucht sie schon davon. Nur hier und da findet sich ein kecker oder durchtriebener Kopf, der sich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuschauen. So grimmig dem Popanz der verbogene Hut sitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter stecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz sich zornig schüttelt. Aber er sieht, der schüttelt sich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht sich selbst! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun schon in kleiner Entfernung vor seinen Augen, wenn er welche hat, Kirschen nascht? Aber nur ein wenig näher, und der Wagling sieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch sein Beispiel anderen Mut, diese wieder anderen. Nicht lange und das ganze graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreise umzirpt, und bald sitzt der Furchtsamste darunter dem armen Popanz auf

der schlagenden Hand und läßt sich triumphierend mit ihr vom Winde schaukeln.

Ähnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burschen seiner ehemaligen Kameradschaft; der Unterschied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen sich in den Morast rennen lasse, das hatte den Burschen die Augen geöffnet über das Wahnbild seiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten sich's so lange und so laut in allen Wirtshäusern vorgeschrieen, bis sie es selber glaubten: nicht die Kraft des Fritz, sondern die Macht der Meinung von derselben hatte die Wunderthaten vollbracht, die man jener sonst zugemessen. Es hatte sich keiner ihm ernstlich gegenübergestellt, weil man gemeint, es sei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieser Täuschung befangen war, da hatte man es mit dem besten Erfolg gethan. Der und der hatte den Fritz bezwungen, aber niemand hatte es ihnen geglaubt. Und diese waren bei weitem nicht einmal die Stärksten gewesen.

Das alles war dem Fritz nicht fremd geblieben. Es ist leicht, bescheiden auf einen Vorzug zu sein, der allgemein anerkannt ist. Als seine Stärke bezweifelt wurde, stieg sie ihm wieder im Preise, und seine neue Philosophie hatte schwere Proben zu bestehen, um so schwerere, je mehr er seine Gesundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er sich selbst gegeben, nie wieder an einem Schenkorte handgemein zu werden. Die schwerste Probe stand ihm heute bevor.

Zum erstenmal wieder seit dem Gründer Markt besuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiteretei begleitete ihn, und es war ein schöner Anblick, als die beiden hohen, blühenden Gestalten geputzt nebeneinander nach dem Schützenhofe gingen. Die Musik tönte ihnen schon von weitem entgegen.

In der Heiteretei war ein wunderlicher Kampf. Von dem schönsten Burschen zum Tanze geführt zu werden, schien ein Vorzug, der einem Mädchen schmeicheln konnte. Aber die Leute mußten sagen: „Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädle, die Männer genommen, und nun nimmt sie selber einen. So lang' hat sie stolz gethan, als sie keinen hat gehabt; da sieht man, es war nur Neid und Ärger." Unwillkürlich ging sie immer so entfernt vom Fritz, als nur möglich war, und that, als ob sie gar nicht zu ihm gehöre.

Im oberen Stübchen neben dem Tanzsaale war nur noch ein Tisch frei. Daran setzte sich der Fritz und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiteretei nahm an dem anderen Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte sich wenig an den Fritz.

An den übrigen Tischen trank man, um sich Mut zu machen, desto mehr, und nicht lange, so begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmste unter all den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erst ein halbunterdrücktes, und da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauteres Lachen.

„Ich möcht' wissen, wie sich's im Zehntbach läg'," lachte der Adams-Lieb.

„Ich sollt' doch meinen, es müßt' sich weich darin liegen," sagte einer von einem anderen Tische.

„Und kühl," meinte einer aus einer Ecke heraus.

„Sonst würd' sich einer nicht hinein legen lassen," lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz stand auf. Wie die hohe, kräftige Gestalt dastand, war es doch, als hätte sich der alte Respekt wiedergefunden. Einen Augenblick hielt ängstliche Erwartung aller Atem an. Der Heiteretei braune Augen lachten einmal wieder von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen. Der Fritz war nur aufgestanden, die Heiteretei in den Saal zu führen und sich mit ihr unter die Tanzenden zu mischen. Die Spottredner faßten neuen Mut, aber auf der Heiteretei Wangen zeigten sich im bunten Wechsel die weißen Druckflecken mit dunklem Rot. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und seiner Genossen Späße.

In der Thür riß sich das Mädchen von seinem Arme los und sagte leise, aber heftig: „Ich geh' nach Haus. Du kannst da bleiben. Du hörst wohl solche Reden gern."

Es war, als schüttelte eine unsichtbare Hand die Gestalt des Holders-Fritz zusammen. Es war ein Ruck, vor dem seine Brust den ganzen Atem ausstieß in einem hörbaren Hauche. Dann sagte er mühsam leise, indem er die Hand gegen die Brust stemmte, wie um keinen zu lauten Ton heraus zu lassen: „Wenn du auch noch hilfst, du sollt'st mich lieber helfen halten."

Die Heiteretei lachte halb zornig, halb geringschätzig: „Sieht

nicht aus, als brauchst du einen, der dich hielt'. Du bist ja der stark' Fritz, mein' ich, der wird sich doch allein können halten. Ich geh' aber nu, und mich hält niemand, das sag' ich dir!"

Der Holders-Fritz hielt sich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor seiner Brust fest. „Das ist die Prob'," redete er in Gedanken auf sich ein, „ob du ein anderer Kerl worden bist wie vordem. Und wenn du die nicht hältst, hernachen ist deine ganze Änderung nix als ein dummer Jungenstreich gewest, wie die vorher, nur wieder ein anderer. Dein Wort mußt du halten. Das sag' ich dir; du bleibst ruhig, und wenn der Teufel selber in die Heiteretei führ'. Sie soll sehn, und alle sollen's sehn, daß der Mann nicht im Wildthun steckt." Dann wandt' er sich so ruhig zur Heiteretei, daß die sich darüber ärgerte: „Wenn du willst gehn, ich bezahl' nur, und hernachen geh' ich mit."

„Ich kann auch allein gehn; ich fürcht' mich nicht," entgegnete sie.

„Brauchst nicht zu spotten," sagte der Fritz. „Ich sag' dir nur, ich hab' den Saal da wohl zwanzigmal geräumt und schäm' mich jetzt deshalb, und du selber hast mir's verdacht, und wenn du mir's jetzt verdenkst, daß ich's nicht thu', so sag' ich dir doch: so stark bin ich in dem Saal noch nicht gewest, als jetzund."

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirt auf: „Ihr könnt den Burschen drinn'n sagen, sie sollen morgen abend in meinem Garten in den Städeln kommen. Es ist der Vorabend vor meiner Hochzig, und Ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen."

Der Wirt ging in den Saal, und der Fritz und die Heiteretei konnten noch einen Flintenschuß weit davon das Jubelgejahrei der Burschen hören über die Einladung. Diese legten die Burschen natürlich so aus: Der Fritz wolle sich wieder beimachen. Sie stolzierten um einen ganzen Kopf gestreckter, als zuvor, vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf seiner Kraft wiederherzustellen, mit der Flucht beantwortet. Morgen aber sollte er Stich halten müssen. Da wollten sie ihm zeigen, daß es noch andere Leute gäbe, die's eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiteretei erlebte das alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ sich nicht vom Fritz führen und war so übermütig, aber auch so bitter, als noch nie. Wenn sie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch

noch heil und ganz sei, und ob sie ihn nicht halten solle, damit er dem Stein, über den er gestrauchelt, nichts thue, da faßte der Fritz noch mehr als einmal nach seinen Rockaufschlägen.

Das Fräle daheim wußte heute noch weniger als die Tage her, wie sie mit der Heiteretei daran war.

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiteretei erschien den ganzen Tag in derselben Laune, wie gestern; bei sich hielt sie immer den Gedanken fest, wenn's ihr einfiele, heute noch in ihr Häuschen zu gehen und nicht wiederzukommen. Morgen war sie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burschen fanden sich alle ein und waren erstaunt, auch die älteren Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert, da zu finden. Der Fritz und seine Gesellen hatten den Tag über mit in den Grasboden eingeschlagenen Stecken und darauf genagelten Brettern Tische und Stühle aus dem Stegreif hergestellt. Es war lustig beim Biere — denn auch der Schützenwirt und das bestellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras- und Baumgarten zu sitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange und ein herausforderndes Wort um das andere ließ sich vernehmen. Der Fritz konnte sich kaum all derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Rasen einluden. Vergebens gab er sein neues Glaubensbekenntnis zum besten: wer stark sei, solle Gott danken und seine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an anderen Abwehr fordere. Sein Widerstreben machte sie nur dringender. Die Heiteretei war am schlimmsten. Und da man ihn sonst dazu gezwungen hätte, seine Kraft mit den Angreifern zu messen, so machte er den Vorschlag, damit wenigstens bis vorm Nachhausegehen zu warten. Und dieser wurde endlich, doch nicht ohne Widerstand, angenommen.

Wie man im besten Schreien und Trinken war, trat der älteste Geselle des Fritz, in der Heiteretei alten Kleidern, die er zu erhaschen gewußt, wunderlich verkleidet, unter die Gäste. Er sagte, er sei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim seinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache festgefahren. Ob ihm nicht einer der Anwesenden, der stärker sei, den Karren herausholen wolle?

Da entstand ein allgemeiner Aufbruch. Man sah, es sollte eine Kraftprobe gelten, da war jeder dabei. Nur der Fritz schien ungehalten, daß des Gesellen alberner Einfall das Fest störte. Er redete seinen Gästen zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehen zu lassen. Aber sein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der Schiebkarren, schwer bepackt, wirklich im weichen Rasen festgefahren erschien.

Jeder wollte nun der erste sein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam keiner dazu, und ein Älterer machte den Vorschlag, die Reihe des Zutritts durch Losen zu bestimmen. Das geschah; nur der Fritz schloß sich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauspiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reicker Wirtshaus gesehen. Eine wahre Musterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete sich. Da sah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Ärger der getäuschten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davonhinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schicksal anderer sich trösten.

Dem Fritz mochte der Anblick nicht behagen: er ging wieder hinauf, wo man erst gesessen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten sich die sämtlichen Gäste ohne Erfolg an dem Karren versucht, und einstimmig war man der Meinung, es sei ein Vexierspiel. Den Karren vermöge kein Einzelner herauszuheben, und sei er der Stärkste.

„Vielleicht," lachte die Heiteretei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugesehen, „ist der Karren so verhext, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen."

Alle redeten ihr zu, es zu versuchen. Man hätte gern noch eine Weile auf fremde Kosten gelacht, um sich für den Hohn, den man soeben erlitten, zu entschädigen.

Die Heiteretei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch schwerer, als der ihre damals gewesen. Gelang ihr schon mehr als den anderen, hob sie ihn auch, von der Stelle rückte sie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

„Was einem recht ist, das ist dem andern billig," schrie der

Adams-Lieb. „Wir sind alle ausgelacht worden, das muß sich der Fritz auch lassen gefallen."

„Ja," schrie ein anderer, „er soll hernachen nicht können sagen: Wenn ich nur gewollt hätt', ich hätt' ihn 'rausgebracht."

Der Fritz wehrte sich vergebens, die Kinderpossen mitzumachen, wie er sagte. „Und was wär's denn nun? Ob ich ihn 'rausbrächt' oder nicht, deshalb wär' ich um nichts besser und nichts schlimmer, als ich bin, und ihr alle miteinander nicht."

„Ja," sagte der Adams-Lieb, „dann hieß' es: Das sind alles Jungen gewest, der Holders-Fritz ist allein einer.

Ein anderer meinte: „Und hernachen glaub' ich auch, der Fritz hat's selber angestellt, damit die Leut' über uns könnten lachen."

„Soll ich?" fragte der Holders-Fritz die Heiteretei, die neben ihm stand.

„Nein!" entgegnete die zornig.

„Was Schlimmer's kann nicht werden," sagte der Fritz, „als daß sie mich auslachen. Und da kann keiner mir was vorwerfen, sie sind alle ausgelacht worden."

„Aber ich kann's nicht leiden," erwiderte die Heiteretei noch zorniger. „Dich sollen sie nicht auslachen."

„Ja, er hat's selber angestellt! er hat's selber angestellt!" schrie alles durcheinander. „Da kriegt's einer wohlfeil, daß es heißt, er ist allein der Starke. Er soll sich auch auslachen lassen, oder er ist kein ehrlicher Kerl."

„Ja, wenn ihr mir so kommt!" sagte der Fritz; „laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen sie nicht."

Er stand schon im Karren und bückte sich.

Die Mäuler, die schon zum Lachen aufgerissen waren, blieben vor Verwunderung offen, wie man den Karren gehoben sah, und als ihn der Fritz nun vollends noch quer den Abhang hinauffuhr, da öffneten sie sich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, sondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Fritz aber schien es so wenig um ihre Bewunderung zu thun, als er sich vor ihrem Lachen gefürchtet. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und sagte: „Ich hab' euch euern Willen gethan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden."

Alles setzte sich schweigend vor Ärger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend

nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob sich, da man dem Biere wiederum zugesprochen, der alte Preis des starken Fritz so laut, als je zuvor. Aber dem Fritz gewann er nicht das leiseste Lächeln ab. „Laßt das dumme Zeug," sagte er; „wie ich gestern eure Reden ruhig angehört hab' und gangen bin, das war hundertmal mehr, als das mit dem Karr'n."

Die Braut aber saß schweigend dort, und die Druckflecken zeigten sich wie gestern mit dunkler Röte auf ihren Wangen.

Als alles aufgebrochen war und der Fritz sie nach Hause führen wollte, riß sie sich los. „Daß du's schon anfängst?" sagte sie, mühsam das Weinen vor Zorn unterdrückend. „Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das sag' ich dir, und gefallen laß' ich mir nix. Jetzt hol' ich das Liesle; die Nacht schlaf' ich in meinem Häusle; mach' du, was du willst; ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig."

„In deinem Häusle kannst du nicht schlafen," sagte der Erstaunte, indem er sich an seinen Rockaufschlägen faßte. „Und das Liesle schläft nunmehr. Das wirst du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt' dich nicht, das hab' ich dir tausendmal gesagt; daß mir's weh thut, wenn du gehst, das weißt du selber. Und deshalb kannst du immer die Nacht noch bei deinem Fräle bleiben. Da bist du doch so gut aufgehoben, wie du's in deinem Häusle wär'st. Wenn du's willst, gehen wir an deinem Häusle vorbei; ich hab' so im Sinn' gehabt, daß ich dich morgen hin wollt' führen vor der Trauung."

Das Mädchen erwiderte nichts, sie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, sie sehnte sich danach; vierzehn Tage lang hatte sie es nicht gesehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr seinen Arm nicht auf, sondern folgte der Eilenden schweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint das Gras wachsen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken sich im Tau wieder frisch und richteten sich leise knisternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges sein Wesen treibt, das raschelte am Boden hin oder durchschnitt im zackigen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der stachelgeharnischte, sich selber zu seinem Marsche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeschickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das sie mit schweren Flügeln absummten. Die Grillen durchstachen der

Nacht die schwarzen Ohren mit ihrem spitzigen Gesange. Der geizige Hamster zankte seine eigene Frau von seiner Hausthür hinweg. Hier und da stieg ein Kater im Grase umher und schüttelte vornehm nach jedem Tritte den Tau von den hochgehobenen Pfoten.

Von all diesem Leben und Treiben an seinem Wege bemerkte unser eilendes Paar, in seine Gedanken versunken, nichts. Eine Weile schritten sie zwischen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen sie unter die Weiden. Die Heiteretei blieb plötzlich stehen. Dort, wo sie ihr Häuschen wußte, schimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte graue Häuschen konnte das nicht sein. Was aber war es sonst? Hätte der Mond hoch am Himmel gestanden, sie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erst hinter dem Felsen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz teilte ihr Erstaunen nicht; er lächelte, wie einer, der eingeweiht ist in das Geheimnis, dessen Eröffnung einen anderen überraschen soll. Wenn er noch schneller eilte, als die Heiteretei, so geschah's, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Gesichte zu lesen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußeren Umrisse waren es, aber auch nicht, die es seit seiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt. Es hing nicht mehr im Innersten zerknickt an dem Fels, es stand mit wagerecht abschneidendem Forst gerad' empor, so gerad', als sich die Heiteretei nicht erinnern konnte, daß es gestanden. Je näher sie kam, desto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte sich ein Netz aus schlanken Balken gewebt und die Maschen mit Feldern von rotschimmernden Ziegelsteinen ausgefüllt, oben darauf ein lustiges Ziegeldach.

Sie stand wie selbst versteinert davor, bis der alte Holunder aufrauschte wie vor Freude oder Schmerz des Wiedersehens. Da brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen, und sie rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefsten Schmerz heraus: „Ach, mein gut alt Häusle! Ach, mein gut alt Häusle!"

Erst meinte der Fritz bei sich: „Nu adje, alte Heiteretei! Nu muß sie heraus!" Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da ging's ihm selber nahe und er bereute fast, was er so gut gemeint.

„Aber, Dorle," sagte er begütigend, „es ist ja dein alt Häusle noch, wenn's auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig ist es noch gerad' so, wie es gewesen ist. Und der alt' Holunderbusch, der hat nicht ein Äste eingebüßt. Den hab' ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär'. Auch nicht das Rotschwänzchennest darauf ist weg."

„Nein," sagte das Mädchen, „mein Häusle ist das nicht mehr. Das geht mich nix an. Ich hab' gedacht, wenn's nicht mehr geht, zieh' ich wieder in mein alt' Häusle, und nu hab' ich keines mehr. Nu hab' ich nix mehr auf der Welt. Nu kann ich fort in die Fremd'. Da hab' ich nu nix mehr zu suchen."

Der Fritz bewegte die Hand schon halbwegs nach den Rockklappen, indem er erwiderte: „Ich hab' freilich nicht gedacht, daß du die Sach' so wirst ansehn. Aber das ist's auch nicht. Du weißt's recht gut, daß ich's nur hab' aus Lieb' gethan."

„Ja," sagte die Heiteretei, „damit du mich recht könnt'st plagen, und ich wüßt' nicht, wohin! Deshalb hast du's gethan. Du hast's fortgethan, damit ich nix mehr hätt' und dich müßt' nehmen."

Der Fritz redete in sich hinein: „Das ist die alt' Heiteretei, und du willst ein Mann sein!" Mit Gewalt an sich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: „Das wirst du doch einsehen, daß das Häusle so nicht hat können bleiben. Der nächst' Regen hätt's vollends weggeschwemmt."

„Ja," sagte die Heiteretei immer zorniger. „Du hast dich geschämt, daß das Häusle ein arm Häusle ist gewest. Da hast du müssen zeigen, daß du ein Reicher bist. Ich hab's allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da hast du mir noch mein Häusle müssen nehmen, damit ich's nur recht soll fühlen, daß du ein Reicher bist und ich bin arm."

Der Fritz hatte Mühe, sich zu halten. Er sagte sich: „Wenn das Eis geht, da giebt's auch ein Gepraffel; hernachen wird's von selber still. Guck, Dorle, hätt' ich mich geschämt des Häusles wegen, so hätt' ich's lassen gehn. Und dich zwingen, wie du vorhin hast gemeint, das ist mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle hast gedroht, und du hast sollen sehn, daß ich dir keine Gewalt hab' wollen anthun."

„Ja," sagte die Heiteretei noch zorniger, „sag', was du willst; was ich seh', das seh' ich. Du hast mich wollen los werden. Ich bin einmal nicht wie andere Leut', drum bin ich auch überall zu

viel. Du hätt'st mich's nicht so merken zu lassen gebraucht. Ich wart' von selber nicht, bis die Leut' sagen: nu kannst du gehn. Und ich geh' auch, wenn schon du mir mein Häusle hast genommen. Du denkst wunder, was du bist. Ich hab' nicht auf dich gewart't, bis du kommen bist. Ich brauch' keinen, und dich gar nicht. Mach', was du willst, ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Fritz hatte sich wiederum erst mit beiden Fäusten fest gepackt. Aber er sah, die alte Heiteretei spottete aller milden Mittel. „Nu muß es biegen oder brechen. Nu mög' draus werden, was da will. Das ist kein Fieberhund jetzund; das ist die wahr' Mannesehr', und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Bursch, und ohne Wildthun!" So dachte der Fritz bei sich, spuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

„Ich denk' wunder, wer ich bin? Und was denkst du denn, was du bist? Ich will dir sagen, was du bist. Ein albern's Mädle bist du, das selber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu ist's was Recht's, wenn du nur immer was anders willst, als andere Leut'. Armut ist keine Schand', wenn man sie nicht selber hat verschuld't; aber sie ist auch nix, womit man groß kann thun, wie du's machst. Aber ein Arm's kann sonst Tugenden haben. Und die sind's hernachen wohl, worauf du so stolz bist? Nein, du meinst, der Stolz selber ist eine Tugend; und da bist du stolz, daß du stolz bist. Oder ist's, weil du meinst, du bist stark und kannst ärbeten? So stark du bist, ein Pferd ist doch sechsmal so stark und ärbet dich sechsmal weg. Da kann's auch noch sechsmal so stolz sein, als du. Das macht den Menschen aus, daß er Vernunft hat; aber Vernunft hast du nicht viel mehr wie ein Pferd, sonst wär'st du nicht stolz. Ja, du meinst, das ist Vernunft, daß du schnippisch kannst thun und machen, daß Leut', die auch nicht mehr denken als du, über Ding' lachen, wo du und die Lacher erst euch die Müh' geben solltet, sie zu begreifen. Das ist Vernunft, daß einer sucht, die Welt zu verstehn und was er darin soll sein und soll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will schwimmen und sich einbilden, er ist allein gescheit, und die ganz' Welt ist konfus, und er ist noch groß im Recht, wenn nicht der ganz' Strom umwend't und schwimmt mit ihm bergauf. Das ist Vernunft, wenn man den Leuten erweist, was man ihnen schuldig ist, und ist nicht unbillig gegen sie in seinen Gedanken. Die Leut'

aber, gegen die du's hast, das sind Fieberleut', und die sind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran ist dein Hochmut schuld. Die wirklichen Leut' haben mehr zu thun, als daß sie Tag und Nacht nur an dich dächten und was sie dir zum Trotz wollten thun. Die wirklichen Leut' sind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wär's selber nicht, wollt' man sich nach allen richten. Die Unvernünftigen läßt man gehn. Denen thut man zu viel Ehr', man mag ihnen zu Gefallen oder zum Trotz wollen leben. Und wer ihnen alles zum Trotz will thun, der richtet sich eben auch nach ihnen, wie der zu Gefallen, und ist recht mit Wissen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das sollen wir nicht verachten. Aber wir sollen's auch nicht zu sehr achten, denn die Vernünftigen sind noch nicht die Vernunft selber. Man muß nix darauf geben, was sie überhaupt sagen, sondern darauf, was sie sagen thäten, wenn sie unsere Sach' so kännten, wie wir selber. Darum müssen wir eben selbst vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch Besser's ansehn, er mög' sich gebärden und sagen, was er will. Du meinst, das ist was Recht's, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackst, aber an dir selber hackst du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thät'st ersticken. Über das Unkraut auf einem Feld schimpfst du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da bist du stolz. Du willst die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verständ'st, was das ist: ein Mann und ein Weib! Hernachen würd'st du nicht darüber spotten, sondern gäb'st dir Müh', daß du eine wirst. Deine Fieberhünd' hab' ich mir seither lassen gefallen, weil ich gemeint hab', du wirst sie selber abschaffen. Aber nu seh' ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du sollst Respekt haben können vor mir, und ich will Respekt haben vor dir; sonst müßt' ich dich nicht lieb haben, wenn mir's gleichgültig wär', wie du bist. Ich zwing' mich dir nicht auf, aber ich bettel' mich dir auch nicht auf. Das Häusle da ist dein; ich hal' nix dran zu suchen. Du kannst wieder hineinziehn. Du kannst machen, was du willst. Dir weh' thun wollen hab' ich nicht und würd's nicht, und wenn wir hundert Jahr' lang wären getraut; aber wenn ich heirat', will ich der Mann sein. Nu weißt du, was ich von der Sach' denk' und von dir. Danach kannst du dich entschließen. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde

die Heiteretei aufbegehren und ihr Verhältnis vollends zerreißen. Er fühlte, er habe sie so lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könne. Er fühlte das um so stärker, je gewisser er meinte, er spreche ihrem Zusammensein jetzt das Todesurteil. Um so überraschter war er, als sie auch nun noch schwieg, da er seine Rede geendet. In ihrem Gesichte konnte er, da der Mond sich in dicke Wolken gehüllt, nicht lesen. Er horchte auf ihren Atem; sie atmete nicht rascher als sonst. Erwartete sie, daß er doch noch sich aufbetteln würde? Dann hatte sie sich geirrt. Er war sich bewußt, so viel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach seiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er sich und ihr schuldig gewesen. Deshalb schwieg er auch. Sie wandte sich endlich langsam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege sprachen beide kein Wort. Das Fräle hatte mit dem Zu-Bette-gehen auf die Heiteretei gewartet. Der Fritz sagte gute Nacht und ging stolz und doch herzensbedrängt nach seiner Werkstatt in den Städeln. Er fühlte, daß seiner Erklärung heute kein anderweitig Gespräch mehr folgen dürfe, sollte sich ihr Eindruck nicht verwischen.

Draußen aber hoben sich immer noch tauerfrischte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeschickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamster zankten, die Kater schüttelten noch immer den Tau von den gehobenen Pfoten. Jedes hatte mit sich zu thun. Das Häuschen schimmerte unbekümmert; nur der Holunderbusch schien zu ahnen, was diese Nacht in zwei liebenden Menschenherzen vorging. Er rauschte leiser, wie um sie nicht zu stören.

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz schon wach. Es war ja der Trauungstag seines Hauptes. Er selber kam mit der Sonne von seiner Werkstatt herein. Nur die Braut ließ sich nicht sehen. Die Trauung sollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiteretei noch schlafend, als sie ihr den gestrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein festliches Gewand besorgt worden. Das schlief in einem besonderen Bette.

Der Holders-Fritz konnte seine Unruhe kaum verbergen, als Viertelstunde um Viertelstunde verging und das Mädchen nicht zum Vorschein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm seinen Zustand an und ging, nach ihr zu sehen. Gleich darauf kam sie erschrocken

wieder. Sie ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: „Die Schand'! die Schand'!“

Der Fritz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte ſie nicht gefunden.

„Wenn ſie nicht unten am Brunnen iſt,“ unterbrach er ſie.

„Ich hab' mir's ſeit jenem Tag vorgeſtellt,“ ſagte das Fräle, „wo ſie ſo wunderlich iſt worden. Und die ganz' Nacht hab' ich ſie hören lachen. Daß das meinem Tichterle muß geſchehn!“

Der Fritz wurde faſt zornig. „Aber ſie iſt da,“ behauptete er, „und ſollt' ſie in jenem Schrank dort ſtecken.“ Er wollte die Gewißheit ſo lange von ſich abhalten, als ihm möglich wäre. „Und macht kein Lärmens davon. Das wär' manchen Leuten juſt recht, wenn's herumkäm'. Und es wär' doch nicht wahr! Macht Eure Sach' ruhig fort, Fräle. Es iſt noch eine Viertelſtund' Zeit. Bis dahin iſt ſie wieder da.“

Und ſo war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Thür ſich aufthat, und die Thür ſtand lange auf, ehe jemand darin erſchien. Und die Heiteretei, denn ſie war der Jemand, wär', wer weiß, noch länger auf der Schwelle ſtehen geblieben, hätte das Fräle ſie nicht hereingeholt.

Dem Fritz war es ſchwerer, als es zu ſagen iſt, ſeinen inneren Jubel zu verbergen. Er gab ihr ſchweigend die Hand und fühlte die ihre in der ſeinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zu geworden ſei.

Die Heiteretei entgegnete, die alte Annemarie habe ſie aufgeſucht und ihr dieſen Dienſt geleiſtet.

„Und wo iſt ſie denn?“ fragte der Fritz. „Iſt ſie draußen? Fräle, hol' ſie doch herein.“

„Wie ich 'runter an den Brunnen bin gangen,“ ſagte die Braut ſcheu, „da iſt ſie wieder heim.“

„Und da ſagſt du,“ warf ihr der Fritz vor, der begriff, was die Heiteretei dachte, „wir ſchämen uns deiner, und du biſt's, die ſich unſer ſchämt. Und wenn wir ſo wären, wie du meinſt, dann hätt'ſt du auch Urſach' dazu. — —“

So klein der Fritz, ſeinen Grundſätzen getreu, ſeine Hochzeit hielt, mehr Aufſehen konnte die „größte“ nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Anſehen eines Bienenſtocks, der eben ſchwärmen will. Die Kirche war ſo voll, wie nur

ſelten während des Gottesdienſtes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär' für zehn Paare zu viel geweſen, geſchweige für eins.

Wir ſchweigen von allem dem und verſichern nur, daß vielleicht nie ein ſchöneres Paar in Luckenbach zuſammen in die Kirche gegangen iſt.

Die Braut hatte ſchon oft den Bräutigam angeſehen, ja ſchon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu ſagen, und doch geſchwiegen und, wenn der Fritz fragte: „Du willſt mir was ſagen, Dorle?“ die Augen wieder weggewandt und leiſe geantwortet: „Wart' nur. Jetzt noch nicht.“

Als ſie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkenduft wie ein zarter Schleier in kleinen, leiſen Tröpfchen auf ſie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund ſagt.

Jetzt flüſterte ſie: „Ich weiß nicht, ob ſich's ſchickt und ob du auch magſt; ich möcht' gern an meinem Häusle vorbei zu dir.“

„Warum zu mir?“ fragte der Fritz, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einſchlug. „Du kannſt nun ebenſogut ſagen: zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkſt, daß du zu mir willſt, wenn du heimgehſt in unſer Haus, da will ich zufrieden ſein.“

Es war kein unnützer Einfall, der dem Fritz jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren ſie die Gaſſer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein ſchönerer Vormittag iſt nicht leicht geweſen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Holunderbuſch hat von dem leiſen Sprühregen her ein Hochzeitskleid an, weit prächtiger, als der rote Kirchenfrack des Meiſters Schramm; das blinkt und funkelt durcheinander wie tauſend Diamanten, wenn er nach ſeiner Art in ſich hineinlacht; und ſo herzlich und ſelig in ſich hineingelacht, wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter ſeinen Flügeln glänzt, als wär' es ſelber eine Braut. Der Fels an ſeiner linken Flanke hatte über ſein graues Hemde einen Rock angethan, aus den ſchönſten röteſten Pechnelken gewebt, auf ſeinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tiroler. „Siehſt du,“ redete er mit hundert rauſchenden Stimmen auf das Häuschen hinein, „all den Glanz dankſt du mir, und haſt mir's übel genommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie

ein ungebärdig Kind auf dem Knie der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag' nur den Holders-Fritz und seine Braut; denen ist's gangen wie dir. — Und auch an Musik fehlte es nicht. Der alte Holunderbusch stellte in seiner wunderbaren Vielseitigkeit den Brautführer und das Musikorchester zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf sang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei selige Herzen schlugen den Takt dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leise ihr Angesicht an des Bräutigams Brust und sagt: „Ich muß dir's doch sagen, Fritz: ich wollt', ich müßt's nicht sagen und du wüßtest es schon."

„Und wenn ich's wüßte, ich hör's noch tausendmal gern," erwiderte der Fritz nur mit seinen Augen. Es ist der Blick, der ihr im Traum so weh gethan. Und da standen sie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter sprechen, aber sie sieht sich erst noch einmal scheu um, ob niemand in der Nähe ist, und seine Augen weichen ihr aus.

„Ich war ein dumm's Mäule und bin nur immer dummer worden statt gescheiter, und gestern war ich am allerdummsten. Die ganz' Zeit her, seit wir zum letztenmal haben hier gestanden — aber, guck, es ist auch nix Gering's, daß alles auf einmal anders soll werden, und man soll sein eigener Herr nicht mehr sein, zumal für ein arm's Mädle, das nix hat, als daß es sich nix brauch sagen zu lassen."

Sie schweigt wieder. Die dunkele Rose gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: „Nun sag', ob sie röter ist, als ich!" Der würdigt sie keiner Antwort und setzt sich auf die Bohnenblüte, wo er dem Mädchen ins Gesicht sehen kann. Aus dem ist die alte Heiteretei völlig verschwunden; über Nacht ist die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knospe gesprengt.

Unten in den Weiden rauscht es so heimlich, daß man seine Gedanken darüber vergessen kann.

„Ich hab' dir nicht gesagt," fuhr die Braut fort, „wie mir's war; ich hab's nicht gekonnt und kann's auch jetzt nicht, obschon ich will. Ich hab' damals, wie du an das Gärtle bist kommen, gethan, als wär' mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärst gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck, ich wär' gestorben. Daß ich dem

Männern bin feind gewesen, das ist von meinem Vater seliger gekommen. Als ein klein Kind hab' ich müssen sehn, wie er meine Mutter hat geschlagen, daß sie manchmal beinah ist liegen blieben. Da hab' ich meine Arm' um die Mutter geschlungen, daß er mich mit hat müssen treffen, weil ich's auch nicht hab' besser haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab' ihn auch nie lieb gehabt, verzeih' mir's Gott. Ich hab's nicht gekonnt, es mag recht sein oder nicht. Und da hab' ich's eingesogen, daß das Heiraten ein Unglück für ein Mädchen wär', und daß ich den Männern hab' zum Hohn gethan, was ich hab' gekonnt. Drum hat mich's gleich gereut, wie ich mich dir hab' zugesagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab' ich erst begriffen, daß du reich warst und ich war arm. Daran hab' ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angst ist immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärst gewest, ich wär' nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt'. Und wenn ich gangen wär', ich hätt's nicht einmal können erleiden; ich wär' gewiß bald gestorben. Ich hab' nun freilich eingesehn, daß du viel besser und vernünftiger bist, als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken und hab' mir nicht können denken, du hätt'st mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir immer noch so viel aus den Leuten gemacht hab', und hab' doch gewußt, wie sie sind. Du darfst nicht ungeduldig werden, wenn ich dir alles durcheinander erzähl'; gerad' so sind immer meine Gedanken untereinander herum gefahren. Die ganzen Nächt' hab' ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab' ich mich endlich getröstet und hab' mir eingebild't, ich bin stärker als du, wie du den Burschen ihre Reden so ruhig hast angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben sollt', der schwächer wär' denn ich, daß ich keinen Respekt haben könnt', und ich hätt' wieder so gern Respekt müssen haben vor dir. Da hab' ich vollends dumm gethan, und wie sie gespottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schiebkarr'n heraus hast gehoben, noch dummer, weil ich hab' geglaubt, du willst mich damit verspotten. Und weil ich gesehn hab', daß du doch stärker bist als ich, da ist meine erste Angst wieder gekommen. Am allerdummsten bin ich gewest wegen dem Häusle, wo du's hast so gut gemeint. Nein, das ist nicht

dumm gewesst; schlecht ist das gewesst von mir. Ich hab' das gle gewußt, ich hätt' dir's mögen sagen, und hab' doch nicht gekon ich hab' auch gedacht, du hast mich nicht mehr lieb; bis du bös geworden und hast mich herunter gemacht, da hat mir das H dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab' ich erst re gesehn, wie lieb du mich hast. Und nun hab' ich's erst recht gewu daß alles dummes Zeug war, was ich hab' gedacht, und du besser als ich, und du hast mich lieber, als ich's verdien', und sollt' lieber denken, wie ich gegen dich müßt' sein, als wie's könnt', daß du einmal gegen mich wär'st."

Sie schwieg an seiner Brust, und der Fritz jubelte: „Sie 'raus, sie ist 'raus, die alt' Heiteretei!"

„Aber ich muß dir noch was sagen," fuhr sie nach einer W zögernd fort.

„Sag's nur, sag's!" lachte der Fritz. „Kein Stückl' alte Heiter soll drin bleiben!"

„Ja," sagte sie, „guck, Fritz, und wer aufgeräumt hat bei das bin ich doch gewesst."

Und so sprachen sie weiter. Wir übergehen, was sie noch s und er noch antwortete. Die Besserung, zu dem eines dem ande verholfen, hat sich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er sie nommen, hat sie gehalten; sie hat es wahr und ihn zum Ma gemacht und ihm keine Ursache mehr gegeben, den Grundsätzen treu zu werden, die er ihr verdankt.

Die öffentliche Meinung hat sich abermals überschlagen steht nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gu Rat ist keine Rede mehr; das Holders-Fräle hörte wieder so gut vorher. Den guten Rat trägt man nicht mehr hin, sondern ihn beim Meister Holder und seiner Meisterin. Ja, er ist förmlich zum Ratsherrn gewählt und kann's bis zum Bürgermei bringen. Die Frau Baltinessin und die übrigen großen We haben Freundschaft mit der Heiteretei geschlossen, denn sie ist auch eine große Frau, und wenn sie, seit sie dieses geworden, von allen großen Weibern so denkt wie früher, so thut sie wenigst einer unrecht. Die ist sie selbst. Sie ist schlicht und bescheid ihre Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüt hat sie sich erhal Die alte Annemarie, die nun im Holders-Hause den eigenen Kind

der Heiteretei das ist, was sie früher dem Liesle gewesen, thut sich auf den neuen Glanz der Heiteretei, über den sich niemand aufrichtiger freut als sie, mehr zu gute, als die Heiteretei selbst. Sie hat die Redensart: „Und so ist's und nu ist's fertig!“ an sich genommen, seit die Heiteretei ihr Eigentumsrecht daran aufgegeben hat, und die kontrastiert wunderlich genug mit dem bescheidenen Tone, in dem sie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick ist gestorben und hat die Heiteretei in ihrem Testamente ansehnlich bedacht. Die Schwester der Heiteretei ist verheiratet, und man hört nichts Übles mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetisch gehustet, den Kirchturm von der Kirche und aus der Stadt, aber sie machen den Eltern keine Schande. Oft spielen sie um das verjüngte Häuschen, und der alte Holunder hat seine Freude, wenn die älteren auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängstliche Annemarie nicht teilt.

Die Heiteretei sagt, so oft sie das wohlhabige Hauswesen und ihren zufriedenen Mann anschaut, immer noch: „Ich bin nur froh, daß du mich hast.“ Und das ist nicht ruhmredig gemeint und er versteht es auch nicht so.

Wir aber schließen unsere Erzählung mit dem Wunsche, daß der Leser jetzt nicht etwa, gelangweilt, die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unsere Bemühung anwende, indem er sie umkehrt und verändert: „Und nun endlich ist's fertig, und das ist gut.“

Aus dem Regen in die Traufe.

In Luckenbach, fast am Ende des Städtchens, steht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz ansehnliche Häuser; die meisten prangen mit zwei Fensterreihen, ja das Rathaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus besitzen; häufiger aber findet es sich, daß ein und dasselbe Haus zwei Eigentümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem anderen das obere Stockwerk. In Keller und Boden sind Scheidungen angebracht; es ist ganz genau im Kaufbriefe beschrieben, welchen Raum der eine, welchen der

andere Eigentümer zur Benutzung ansprechen darf. Und das ist gut. Entstehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindschaften zwischen den zwei Besitzern, die zuletzt an dem Besitztum kleben bleiben, so daß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindschaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach gesehen, das den Haß seiner beiden Besitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte seine Hälfte außen rot malen lassen, sogleich strich der andere die seine grün an. Unter solchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fensterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wäre es zur Feindschaft zwischen den Bewohnern gekommen, so konnte es eine gefährlichere werden, als irgendwo. Denn die Bewohner der unteren Hälfte waren beständig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten sie nicht aus den Händen legen; das ging sehr natürlich zu: sie hatten keine Hände. Sie trugen sie auf dem Kopfe; kurz gesagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie standen so nah beisammen, wie man nur so friedliebende Geschöpfe stellen darf, als die beide sich immer gezeigt. Und hätte man sie auch weiter auseinander stellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, ursprünglich wohl zu einem anderen Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich sehen, wenn die Thüre nach dem Stalle zu aufging; und eine andere hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem schmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen; und wer sich in das Bett legen wollte, konnte die Thür nicht eher schließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der sich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Thür erst öffnen müssen, um den Bauch, der sonst nicht Platz hatte, in den Stall hinaus hängen zu lassen. Die das Gemach jetzt inne hatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlicher Fülle ein zierlich Mädchen; sie durfte auch nicht einen Zoll länger sein, als sie war; sonst hätte sie nicht ausgestreckt in dem Bette liegen können. Im oberen Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeister war oben sparsamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende, Treppe und das Gewinkel darum herum, sich zu lang und breit machte, zusammennehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar

der Fußboden der Wohnstuben oben, und das war nicht übel, besonders für Leute, die, wie Frau Bügel, leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel sah nach der „Brücke", dem Sitz des Schneidermeisters und seiner Gesellen, wenn er welche hat; und sie sagte wohl zum hundertsten Male diesen Abend: „wo der Jung' bleibt! der Sapperlot!" Dann fiel ihr Auge wohl, auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenster, an ein Ausklopfstöckchen von spanischem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fensterwand lag, just so hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte, ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne sich einigermaßen zu dehnen. „Wo der Jung' bleibt!"

An der anderen Seite des Tisches saß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Gesichte hübsch erschienen wäre. Sie sah aus, als wünsche sie nichts sehnlicher, als daß jemand irgend einen Dienst von ihr verlange, je schwerer, desto besser. Ihrer Art zu sitzen sogar merkte man den Diensteifer an. Sie saß nur auf der äußersten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgesprochenes ewiges „Gleich" zwischen sich; und das stehende Lächeln um das runde Näschen versicherte unaufhörlich: man solle doch sagen, was man von ihr wünsche; es sei ihr ja eine Lust, es auszurichten; sie thue es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel sagte: „wo der Jung' nur bleibt!" als wollte sie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenster hinausfallen, und da sie nichts weiter thun konnte, stand sie wenigstens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder sonst etwas in die Augen, was hinweggethan oder zurecht zu rücken war, so ließ sie ihren Diensteifer einstweilen daran aus, ehe sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die sie ausbesserte; sie hielt sie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie diese Hände. Sie mußte den Knaben sehr lieb haben, dem sie gehörten, man sah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr sehr gut stand. Daß sie aber keine Mutter war, sah man mit dem ersten Blicke auf die frische, zierliche Gestalt und das mädchenhafte Wesen.

„Der Jung' wird alle Tag' schlimmer, der Nichtsnutz! Da ist keine Parition mehr. Der Diktes hat schon neun getüt't, und er ist

noch nicht da. Ist das auch eine Zeit für so einen Jung', daß er noch draußen ist? und sollt' nunmehr in seinem Bett liegen, der Nichtsnutz! Das ist eine Sorg', die mich noch unter die Erden bringt. Und was soll hernacher aus ihm werden! Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell' ersetzt ist und ich hab' eine Frau für ihn. Denn jemand muß sein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige sein, wie ich, den Nichtsnutz, den!"

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte sie den Nasenklemmer — so nennt man eine Art Brillen — bis auf die Nasenspitze vorgeschoben; nun rückte sie denselben wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei beidem geholfen, sie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann sagte sie: „Ja, der Gründer Markt ist eine Ausnahm'; und der schrecklich' Regen —"

„Hat schon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt' eine ganze Stunde schon da sein. Du red'st ihm immer das Wort. Du gäbst schon sonst eine gute Frau für ihn; aber ich möcht' wissen, was hernacher aus ihm sollt' werden. Kräfte zum Arbeiten hast du schon auch, aber keine, den Nichtsnutz so fort zu erziehen, wie ich gethan hab'."

Das Mädchen wurde rot bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie war's schon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen gesprochen. Sie meinte, das Erziehen sei nicht nötig; er sei auch kein Nichtsnutz, sondern ein schmucker Bursch, der sich ein Ansehen geben könne, daß es eine Lust sei. Es wäre wunderlich, wenn sie gar nichts gewußt hätte, was sie ihm, im Falle, sie wäre seine Frau, abgewöhnen müsse. Jetzt dachte sie aber an nichts von dem. Möglich, daß sie noch mancherlei meinte, aber sie sagte nichts von allem, was sie meinte. Sie wurde rot; mehr sagte sie nicht. Aber sie stimmte auch nicht in das üble Zeugnis ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie that's auch nicht, wenn es über andere herging, so gern sie sonst der Frau Bügel, ihrer Base, in allem half, was diese that. Da sie aber der Base gern einen Dienst erwiesen hätte, so putzte sie wenigstens die Lampe.

Die Base schob den Nasenklemmer wiederum auf die Nasenspitze, die dadurch noch spitziger wurde, als vorher, und vor Betrübnis ihre rotblaue Farbe verlor.

„Noch iſt nicht dran zu denken," ſagte ſie dann, die langen knochigen Arme lang und ſteif und ſo auf ihre Kniee legend, daß die Ellenbogen faſt ſich berührten. „Seinetwegen hat's noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der ſind auch noch ein paar ruhige Tag' zu gönnen, eh' ſie ſich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Thunichtgut, wie ich hab' müſſen thun."

Sie hätte wohl eher ſagen ſollen „an die Naſe". Denn dieſe hüllte ſich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Naſenrücken war vom vielen Hin- und Herſchieben des Naſenklemmers wie poliert. Man ſpricht von glänzendem Elend, wenn man ein ſorgenvolles Daſein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erſcheint; war das, was ſo blau um der Frau Bügel Naſe ſich lagerte, Herzeleid, ſo war es nicht bloß bildlich ein glänzendes Herzeleid.

„Wo der Jung' nur bleibt!" Sie ſagte es noch zwanzigmal und bei jedem Male wurde der Blick nach dem Ausklopfſtöckchen ausdrucksvoller. Es war weit ſpäter als ſonſt gewöhnlich, daß ſie heute zu Bett ging. Die Sannel erhielt erſt noch den Befehl, ihr morgen genau zu ſagen, wann „der Jung'" nach Haus gekommen ſei. Die Sannel putzte die Lampe faſt aus. Als wollte ſie den ganzen Vorrat ihrer Dienſtbefliſſenheit auf einmal erſchöpfen, damit ſie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerſtrebte, keine mehr übrig behielte.

Es war wohl um drei ganze Stunden ſpäter, daß drei Wanderer männlichen Geſchlechts die Straße von Reick nach Luckenbach daherkamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu ſagen: drei Männer. Erſtlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat; und den von den dreien, und das iſt der zweite Grund, den von den dreien, der in der Mitte ging, hätte man ſich wohl auch an jedem anderen Orte beſonnen, einen Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes iſt, ſo durfte er für einen gelten, denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe, und war, trotz ſeines Barbiertages heut, ſchon wieder ſtachelig um den Mund. Verlangt man eine gewiſſe Größe und Stärke der Geſtalt von einem Manne, die über das Maß des Kindlichen hinausgeht, ſo war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen ſo hart an ihm vorbei, als ſie vermochten; und es fanden ſich wenige unter den Vierzehnjährigen, die,

waren sie an ihm vorüber, nicht mit einem Lustsprung über ihn triumphierten. Aber er selbst war das einzige an ihm, was unter dem Maße eines Mannes blieb; schien seine Gestalt die eines Knaben, so trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es sonst nur die Herren vom Amte in Luckenbach thun.

Die drei waren im eifrigen Gespräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer Markt hatte sie der Regen in das Reicker Wirtshaus getrieben. Da war ihnen etwas geschehen, was sie noch immer nicht verwinden konnten.

„Ja," sagte der Kleine, „wer denkt, daß das verwünschte Blitzmädle solche Kraft hat? Wir sind doch wahrlich keine Kinder, wir sind Männer und keine schlechten. Und wie das fortging mit dem Karr'n, den keiner von uns erheben konnte, als wär's nichts!"

„Ja," hustete der zu seiner linken Seite, eine lange, schmächtige Gestalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleisch stecken sollte, wie eine im Winde flatternde Fahne um sein Zähne schlug. „Ja, und daß sie thut, als könnt' sie den verbrannten Karr'n nicht herausbringen aus dem Dr—ck, und man springt bei aus christlicher Liebe, und es ist ihr nur darum, daß sie einen auslachen will."

„Ja," sagte der dritte, eine untersetzte Gestalt mit schwärzlich angelaufenen Händen und Gesicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer schien. Er trug den Kopf zwischen den Schultern, aber nur aus Angewöhnung. „Ja; ich hätt' dem Mädle seinen Spaß nicht verderben mögen, und wär der Karr'n noch leichter gewesen."

Der Schneider sah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem anderen zurückblieb. „Wenn ich einmal was anfass', da fass' ich's an; aber das Ding hat mich gedauert."

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider that, als hätt' er den Karr'n heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. „Freilich," sagte er, „wenn Ihr nicht so ein gut Gemüt hättet, da wär' Respekt im Haus."

„Und der ist!" entgegnete der Schneider und schlug der Luft ausfordernd ins Gesicht, ob sie's leugnen wolle, „Respekt muß im Hause sein!"

„Ja, aber vor dem Stöckchen rennt Er auf die Gass'," sagte der Schmied.

„Ihr kriegt Euern Schlucken," meinte der Schneider faſt mitleidig. „Da darf man Euch nichts übel nehmen. Da reibt Ihr Euch an Gott und der Welt."

Der Schmied ſah den Schneider an, als wollte er ſagen: wenn ich mich an Euch reibe, ſo reib' ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. „An Eurer Mutter möcht' ich mich nicht reiben," ſagte er. „Das Ding, das über Eurer Brücke an der Fenſterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär'! Ich will Euch einen guten Rat geben. Seht, daß Ihr die Heiteretei freit."

Der Schneider machte ein Geſicht, das hieß: „Da müßt' ich mich doch erſt beſinnen. Da ſind ganz andre, die ich kriegen könnt'. Ich brauch' nur den Finger zur Thür herauszuſtrecken und es hängt ein Dutzend daran und mehr." Aber er ließ ſich gern mit Mädchen aufziehn. Es war dann, als wenn ihm jemand den Rücken ſtreichelte. Und die Heiteretei war ſchon ein Mädchen, mit der man ſich aufziehn laſſen konnte. Er ſah ihre roten Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war ſchon den Weg über oft genug vor den ſeinen hergeflattert.

„Aber Ihr ſeid ſchon verthan," ſagte der Schmied. „Ei nun, die Sannel da bei Euch im Haus, die iſt rotbäckig, wie ein Honigapfel, und wird auch nicht bitterer ſein, mein' ich. Ich verdenk's Euch nicht, wenn Ihr da hineinbeißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein', Ihr braucht nicht lang' zu ſchütteln, ſie iſt reif; und Ihr braucht gar nicht zu ſchütteln, Ihr braucht nur den Mund aufzumachen, ſo habt Ihr ſie drin."

Der Schneider lachte und reckte ſich höher; ſeine Geſtalt war ein Bild ſeiner Gedanken. Ich wollte ſagen, die Gebärde ſeiner Geſtalt ein Bild der Gebärde ſeiner Gedanken. Denn ſeine Gedanken waren ungeheuer viel größer, als er; er ging dem kleinſten ſeiner Gedanken kaum bis ans Knie.

„So wollt' ich, Ihr hättet Euern Holzapfel noch nicht," ſagte er; „meinetwegen könntet Ihr das Honigäpfelchen haben, das Euch ſo ſüß dünkt. Die Sannel iſt ſchon brav, und es kann auch ſein, daß ſie hübſch iſt; ich hab' ſie noch nicht darauf angeſehen. Aber ich muß eine haben, verſteht Ihr — eine —." Seine Augen wurden groß und ſagten damit, was er meine: „So einen Knirps kann ich nicht brauchen."

„Ja," ſagte der Schmied, „ſie iſt kaum einen ganzen Kopf länger,

als Ihr. In der Rundung beträgt's etwas mehr. Es hat n
lang' gewundert, daß Ihr nicht einmal einen Strumpf von ihr f
Eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgesetzt habt. Aber freilich! er n
um die Hälfte zu weit für einen solchen Irrtum. Und sie ist a
zu ordentlich; sie läßt nichts herumliegen. Aber wahr ist's schon,
lang und breit ist sie doch nicht, daß Ihr Euch vor Eurer Mu
hinter ihr verstecken könnt, wenn die das Ding in den Händen
Ihr wißt schon, das über der Brücke an der Fensterwand. Und
abzuhalten, dazu ist die Sannel zu gutmütig und zu furchtsam,
lieb sie Euch hat, und auch zu schwach. Drum mein' ich eben,
sollt die Heiteretei frei'n. Da wollt' ich Eurer Mutter nicht gera
haben — da brauchtet Ihr nicht mehr auf die Gass' zu laufen
zu schrei'n: Respekt muß im Hause sein. Da wär' er drinnen.
ist ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Ke

„Deswegen?" sagte der Schneider fast verächtlich. „Und ich n
überhaupt nicht, was Ihr wollt. Mit dem Ding an der Fensterw
oder Gott weiß, wo. Und mit Euerm Verstecken. Ich versteck' n
nicht und brauch' mich nicht zu verstecken. Und wenn ein gro
Keil nötig wär', da bin ich selbst einer, und brauch' keinen ande
In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red', thut niem
ein Maul auf. Und ich wollt's auch niemand geraten haben.
bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach ist's aus. Meine L
kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich thu's nicht anders.
spekt muß sein im Haus."

Er sprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus schon
nah, von dem er sprach. Die anderen führte ihr Weg weiter.
wünschten sich gute Nacht. „Ja, Respekt muß sein im Haus," s
der Schmied sehr laut. „Eine gute Nacht will ich Euch nicht wünsc
aber einen guten Morgen und —"

„Pst," machte der Schneider. „Der Nachbar da hat's Nerv
fieber. Seine Leut' bitten immer, man soll ruhig sein."

Der Schmied und der Weber bogen in eine andere Gasse
Der Schneider blieb aufgerichtet stehen, bis er sie nicht mehr
Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für
scharfes Ohr. Er stand so, daß man ihn vor dem Vorbau
Nachbarhauses von dem seinen aus nicht sehen konnte. Dann wi
er eilig und leise wie ein Schatten um die Ecke und durch den Win
der das Nachbarhaus von dem seiner Mutter schied. Das Häus

war nicht tief. Daran schloß sich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein anderer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unser Schneider machte mehr als noch einmal so viel, bis er an der Stelle stand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Thür bildete. Aber er blieb erst eine Weile regungslos stehen, damit Herzschlag und Atem ihren ruhigen Schritt wiederfinden konnten. Dann horchte er, bis ein leises „Pst“ sich innen an dem Bretterzaun vernehmen ließ. „Schläft sie?“ flüsterte er. Ebenso leis antwortete drin ein „Ja“. Eine Hand von innen bog an der unteren losgegangenen Seite das bewegliche Brett nach außen. Die Öffnung, die dadurch entstand, wäre für jeden anderen Mann zu klein gewesen; für unseren Schneider war sie weit genug. Er legte sich platt auf die Erde und kroch so unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erst mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf furchtsam horchend nach oben wandte. „Es ist nichts,“ flüsterte die leise Stimme. Zwei weiche Hände faßten die seinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte seinem Gewicht und schloß die Öffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm schnell und leise über den Hof bis in die offene Hinterthür des Hauses. Sie trugen ihn mehr, als daß sie ihn führten. Und nun stand er vor seinem Führer. Es konnte ihn vom Fenster niemand mehr sehen; er richtete sich wieder hoch auf und sah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entferntesten mehr ähnlich. Die andere Gestalt bückte sich und nahm einen Scheffel neben der Thüre von der Hausflur auf. Dieser hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andere versteckte die Flamme, so gut es möglich war; sie schimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Gesicht voll Liebe und Sorge, und machte die runde Hand wie glühend durchsichtig, die sie barg.

„Sie ist schon lang' in ihr Bett gangen,“ sagte das Mädchen leise und eifrig. „Der Diktes hat nur erst elf getüt't gehabt. Und daß sie nach dir hat gefragt, da klecken nicht hundertmal. Die alten Leut' haben einen leisen Schlaf. Um die Zeit ist sie manchmal schon auf und singt und bet't —“

„Und schreit um ihre Erdäpfel, wenn's zu viel regnet, oder wenn's zu lang' trocken ist, um ihren Lein.“ Der Schneider sagte das, wenn auch immer noch leise, doch weit lauter, als das Mädchen zu sprechen

wagte. Sie sah ihn an und ängstete sich, und freute sich zugl
über seine Verwegenheit. Und wie stand er da! Wie aufgerich
und strich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn so soldat
mäßig! Die Sannel vergaß, wieviel seiner Länge am Soldat
maß fehlte. Vielleicht brauchte sie das nicht zu vergessen; vielle
hatte sie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider that ihre
verhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß sich jemand
ihn ängstigte. Darüber vergaß er fast die eigene Angst. Er be
sich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsspiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er
nichts mitgebracht vom Gründer Markt, wußte sie: sie wußte ja,
die Alte die Kasse führte und dem „Jung'" die Kreuzer zuzäh
daß er kaum zu einem „Maß Bier" für sich Geld mitbekomm
Aber ihm waren immer so merkwürdige Dinge begegnet. Die h
scheften Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht sei
Einkleidung! Die Sannel wußte ja: was liebt, das neckt. — Er h
Händel mit den tüchtigsten Burschen gehabt, oder es war nahe da
gewesen. Es war ihre einzige Lust, ihn als den Gegenstand
Bewerbungen von Mädchen, und als Gegenstand der Furcht für
herzhaftesten Bursche zu bewundern. Hatte er nun vollends ei
Witzbold, der sich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwider
dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war sie selig.
schien ihr das Höchste zu sein unter allem; vielleicht, weil ihr se
das das Schwerste gewesen wäre unter allem.

„Ja, siehst du, Sannel," schloß jede Geschichte, „Respekt m
sein." Dann sagte sie seelenvergnügt: „Ja, Hannes, der kommt
gewiß nicht wieder zu nah. Du bist doch ein Mordbursch! U
wie war's denn mit der? oder mit dem? Aber red' leiser, s
hört's deine Mutter. Wenn sie käm' und säh', du kommst jetzt
nach Haus, da möcht' ich lieber mein blau Kattunkleid nicht wi
in die Kirch' anziehn." Dann wieder: „Aber mach', daß du in d
Bett kommst, sonst bist du morgen früh verschlafen, und deine Mu
ist schon so bös, daß du nicht zeitig heim bist kommen." Und
blieb sie selbst, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenstufe ste
und verwickelte ihn durch ihre Fragen in ein neues Erzählen. V
Kirchturm brummte die Glocke Viertelstunde auf Viertelstunde
zwischen und erinnerte sie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber
den ganzen Tag über nicht so flüchtig gewesen war. Und

Treppenstufen waren soviel: erst der Stufen bis zum Oberstock, dann kam noch die Bodenstiege; denn Hannes hatte sein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Thür — man stieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längste „Ständchen" gehalten.

So auch heute. Soviel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit, zu hören, konnte nicht größer sein; selbst wenn sie gemeint hätte, ihm einen Dienst damit zu leisten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes' Größe vor seinen eigenen Augen, und in gleichem Maße wuchsen seine Geschichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbesehen seiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war so überzeugt als sie, daß er ein Mordbursch sei.

„Aber nu ist's genug für heint," sagte sie endlich. Sie hatte auf der Treppe gesessen, die Lampe im Schoß und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunter leuchten sollte auf den Hausplatz vor der Wohnstube. Sie stand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn schon im Erzählen seiner Abenteuer irre; er war so dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mitteilen mußte.

„Noch eins muß ich dir sagen, Sannel. Was meinst du, wenn ich die Heiteretei nähm'?"

Das Mädchen erschrak, daß die Lampe ihr fast im Schoß umfiel. „Die Heiteretei?" sagte sie.

„Ja, ich wüßt' nicht, wer so gut zusammen sollt' passen, als ich und sie."

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten schien, die doch sonst so verständig war. Er fuhr eifrig fort: „Die hat Haar' auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort schuldig. Und im Bettstroh verliert man sie auch nicht. Weißt du, sie hat just die rechte Größ'; und wenn ich einen Hund halten möcht', so müßt's auch ein großer sein. Das ist einmal meine Liebhaberei. Arm ist sie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, desto besser. Das hilft zum Respekt. Meinst nicht?"

Das Mädchen wischte sich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heitertei und sah's nicht.

„Ja, eine tüchtige Frau gäb' sie schon," sagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den schnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen ist. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein „Aber" folgen könnte.

„Du meinst, weil sie wild ist," sagte er rasch, um das „Aber" überflüssig zu machen. „Was ein rechter Kerl ist, der muß was Wild's an sich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol' der Kuckuck die Schlafmützen!" Er hieb in die Luft vor sich hin, als wäre sie voll Schlafmützen, und sah so wild aus, wie ein rechter Kerl aussehen muß. Das sah die Sannel durch das Wasser in ihren Augen.

„Und wenn sie noch wilder wär'," fuhr der Schneider voll Überzeugung fort, „das macht eine Eh' erst kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr sein, aber wenn's ihm zu leicht wird, ist doch keine rechte Lust dabei. Du brauchst nicht zu denken, sie könnt' zu wild sein für mich. Und wär' sie noch wilder wie sie ist, ziehn wollt' ich sie. Denn du weißt, Respekt muß sein! Daß dich der Kuckuck hätt'! ich wollt' —"

„Red' nur nicht so laut, Hannesle," bat das Mädchen. „Ich glaub' dir's ja. Das ist meinem Kummer sein Geringst's, Hannesle. Du bist ein Mordbursch. Aber mir ist's gewesen — wenn's nur deine Mutter nicht hört, daß du so spät nach Haus kommen bist."

„Ei was, meine Mutter!" sagte der Schneider immer hitziger. „Ich wollt', sie käm' mir jetzt die Quer'. Ich wär' grad' aufgelegt, daß ich ihr einmal sagt', was ich denk'. Siehst du; ich gäb' drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn sie jetzt 'raus käm'. Ich bitt' dich um Gottes willen, Sannel, sei still! Mach' die Lampen aus. Die Thür ist gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüssel hätt'."

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Öl in das Gesicht spritzte. Sie stellte die Lampe neben sich, schob den halbohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wütendes Heer auf den Hannes zugerannt, sie wäre nicht auf die Seite gewichen. „Sei ruhig, Hannesle," sagte sie; „ich mach' meinen Rock auseinander; mach' dann deine Thür auf und geh' in deine Kammer. Ich sag', ich bin 'rauf gangen, ob du noch nicht da bist. Du sagst: ich bin um elf kommen, die Sannel ist nicht gescheit. — Aber sie kommt gar nicht. Hörst du, sie singt und

bet't und red't mit ſich. Bleib' nur ganz ſtill, vielleicht ſchläft ſie wieder ein."

Eine Weile war es mäuschenſtill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel ſang in ihrer Kammer: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" Und ſprach dazwiſchen jammernd: „Ach, meine Erdäpfel! Meine ſchönen Erdäpfel!" Und ſang: „Und baut auf ihn —" und jammerte wieder: „Meine ſchönen Erdäpfel am Erlenweg!" Singen und Jammern wurde leiſer. Bald war alles wieder ſtill; nur die Kuh unten im Stalle, die der Geſang aus dem Schlafe geweckt haben mußte, ſchnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh ſchien wieder eingeſchlafen.

„Das weiß der liebe Gott," ſagte der Schneider noch zitternd. „Ich hab' Mut wie einer. Hundert Soldaten ſind mir nichts. Ich fürcht' mich vor keinem Menſchen; ich könnt' manchmal den Galgenberg umreißen, ſo hab' ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör'! Die iſt doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß ſein, weil ſie meine Mutter iſt. Ja, wenn ich nicht ſo verwünſcht gutmütig dabei wär'. Die Gutmütigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonſt — daß dich der Kuckuck hätt'! ſiehſt du, Sannel, wär's nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul'?"

„Ja," ſagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöſchten Lampe und betete, als wäre ſie noch in der Schule und müßte aufſagen. „Du ſollſt Vater und Mutter ehren, damit dir's wohlgeht und du lange lebſt auf Erden. Was iſt das? Antwort. Wir ſollen Gott — und ja, das iſt recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt' ſelig' Schulmeiſter immer geſagt hat. Es iſt ſchon recht, wenn ein Burſch wild iſt, wie du ſagſt, aber gegen Vater und Mutter ſoll kein Menſch wild ſein. Und es iſt um ſo ſchöner, wenn einer, der ſonſt ein Mordburſch iſt, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiteretei — aber wie du nur auf die gekommen biſt, Hannesle!"

„Ja, wie man auf ſo etwas kommt," ſagte der Schneider und fühlte ſich in ſeiner Frömmigkeit und im Reſpekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. „Und weißt du; die könnt' die Mutter in Reſpekt halten. Die geht das viert' Gebot nichts an. Meine Mutter iſt nicht ihre Mutter, und darum braucht ſie ſie auch nicht zu ehren."

„Ja," ſagte die Sannel; „das iſt ſchon wahr. Du denkſt doch alles aus."

„Was?" lachte der Schneider. „Mit den Kräften und der Courage iſt auch noch nicht alles gethan. Wenn einer einen rechten Merks hat. Nun hab' ich mir gedacht, wie ich's an die Heiteretei bringen wollt'; denn die iſt ſchnippiſch und ſpöttiſch wie der Teufel. Du könnt'ſt einmal wie von ohngefähr; nu, du begegneſt ihr doch einmal — weißt du?"

„Ja, ich ſoll's anbringen?" ſagte die Sannel. An ihrer immer munteren Bereitwilligkeit hing ein ſchwer Gewicht. Sie ſtreifte es ab und das klang wie ein tiefer Seufzer. „Nu, wenn's nicht anders iſt, Hannesle, ich will ſchon; aber bedenk' dir's noch einmal. Und nu geh' in deine Kammer und ſchlaf' wohl. Ich hätt' dich nicht ſo lang' abhalten ſollen. Du wirſt morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter iſt den Abend ſchon bös geweſt. Ich ſag', du biſt nach elf heim kommen; ſag' du auch ſo. Und wenn das ſein ſoll mit der Heiteretei, ſo wird ſich's ja ſchicken. Gut' Nacht, Hannesle. Ich begeg'n ihr ſchon."

Der Schneider war eingeſchlafen und träumte einen großen Traum. Er ſaß auf ſeiner Brücke und nähte an einem unendlichen Rock. Die Mutter ſaß ganz ſtill auf ihrem Stuhle, denn die Heiteretei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiteretei war noch einmal ſo groß, als die Mutter. An der Thüre ſtand ein Hund, ſo groß, wie der Mutter Bleſſe im Stall, und ſchnaufte wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das Beſte. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute ſich über ihn und ſein Glück. Da war alles gut.

Die Sannel aber ging viel langſamer, als gewöhnlich, die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie ſie ſonſt liebkoſend that, wenn ihr Herz voll war von Glück über all das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war und was er ausgerichtet hatte. Wie langſam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erſt zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachſen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr ſeine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in ſeiner Haut, ſo wuchs er in ihrem Herzen. Und ſo, wie bis jetzt, war es fortgegangen; anders dachte ſie ſich's nicht, wenn ſie ſeine Frau geworden wäre; nur, daß ſie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meiſterin hieß. Wie ſie im Bette lag und

mit der linken Hand die Thüre ihres engen Gemachs geſchloſſen hatte, ſtreckte ſie ſich, ſo lang ſie konnte. Daß ſie ſich nicht länger ſtrecken konnte, das war's, warum ſie ſo traurig die Treppe heruntergeſchlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War ſie ſo groß wie die Heiteretei, hätte ſie die Treppe herunterſpringen können wie ſonſt. Da hätte ſie nicht die Bleſſe vergeſſen. Aber ſie ſtrafte ſich für ihr Murren, wie ſie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte ſie geſchaffen, wie ſie war; es war Sünde, wenn ſie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Bleſſe gethan, daß ſie leiden ſollte unter der Sannel Leiden? Die Sannel meinte, das Tier könne nicht ruhig ſchlafen, weil ſie ihm nicht zugeſprochen, wie ſonſt. Sie ſtand auf und ging zu der Bleſſe. „Es war ſchlecht," ſagte ſie zu der Kuh; „was kannſt du dazu? Du biſt mein alt gut Tier." Sie klopfte das Tier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und ſchlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als ſie einmal wieder in ihrem Behälter ſteckte. „Die Heiteretei wird alles allein wollen machen," ſagte ſie noch leiſe vor ſich hin. „Wenn ich nur wenigſtens da könnt' bleiben! Ach, wenn ich nur wenigſtens da könnt' bleiben!"

Die Frau Bügel war eine konſequente Frau, in allem, innerlich und äußerlich, eine geradlinige Frau. Wenn ſie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ ſie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt, als ſie. Aber das Sprichwort ſagt: „allzuſcharf macht ſchartig" und „eine gute Krümm' geht nichts üm". Und daß es recht hat, konnte man hier ſehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung" zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der ſie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengeſetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in ſteter Furcht ſein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, der ſtrengen Zucht ſich zu entziehen. Und das zwiſchen Handwerk und Feldbau geteilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greifluſtigen ſolcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengeſetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine ſichere Kontrole möglich! Und wieviel Wirtshäuſer ſtanden wie Mauſefallen an dem Wege von dem einen dieſer Grundſtücke bis zum anderen offen! Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren ſcharf, aber durch Häuſerwände

hindurch konnten ſie doch nicht ſehen. Dabei hätte ſie niemand zu der Einſicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erſt, was ſie verhüten und vermindern wollte. So wurde ſie nur immer ſtrenger; und dem armen Schneider kam nur das zu gut, daß die eifrige Frau einen ſo großen Reſpekt vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider ſicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geſchenkt wurde ihm deshalb nichts. Daheim bekam er mit Zinſen, was ſie ihm außerhalb ſchuldig geworden war. Deſto verhaßter wurde ihm das Daheimſein. Und ſie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geſchah, und machten ſich auf alle Weiſe darüber luſtig. Der Schmied behauptete ſogar, der Schneider ſei ſo klein geblieben, weil die Mutter ihn beſtändig in ſich hineingejagt habe. Der Schneider ſei eigentlich ein langer, ſtarker Kerl, aber er habe ſich in ſich ſelber verkrochen und könne ſich nun nicht mehr aus ſich herausfinden.

Es war noch kaum Tag, als die Sannel ſchon die Treppe und Bodenſtiege heraufrannte, um an des Hannes Kammerthüre zu pochen. „Steh' auf, Hannesle; deine Mutter ſingt ſchon den zweiten Vers; da zieht ſie allemal ihre Strümpf' dabei an. Und vermerk's nicht, daß du gleich nach elf heimkommen biſt. Und wegen der Heiteretei; wenn du dich nicht anders haſt beſonnen; ich geh' hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht."

„Nein," ſagte der Hannes drin. „Was ich gered't hab', hab' ich gered't. Aber im Bett iſt's doch gar zu ſchön. Iſt ihre Stimm' zittrig, Sannel?"

„Ja," entgegnete das Mädchen, „ſchrecklich zittrig. Mach', daß du auf deiner Brücken ſitz'ſt, wenn ſie rein kommt."

„Es iſt doch nirgends ſchöner, als im Bett," ſagte der Schneider drin und dehnte ſich. „Aber ſie iſt wohl noch im erſten Vers?"

„Nu nein. Sie hat ſchon den letzten angefa::gen gehabt."

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette ſprang, und war mit drei Schritten die Bodenſtiege herab und in der Küche. „Er thut's nicht anders," ſagte ſie traurig vor ſich hin, „mit der Heiteretei. Wenn ich nur wenigſtens da dürft' bleiben!"

Der Schneider ſchlich auf den Strumpfſpitzen die Treppe herunter; die Pantoffeln zog er erſt an der Stubenthür an. Er horchte. Die Sannel ſagte eben drin: „Es hat noch kein Viertel

geſchlagen gehabt, da iſt er kommen. Und naß iſt er geweſen! Er iſt in Reick eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein bißle warm geworden iſt. Und war noch immer naß, wie er kommen iſt, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer iſt geweſen."

„Geſchieht ihm recht, dem Nichtsnutz," entgegnete die Alte. „Und nun wird auch ſeine neue Kappen verdorben ſein."

Sie fing an zu ſingen, und der Schneider ſagte zitternd: „Wenn ſie nur erſt im Haus wär', die Heiteretei! Oder wenn ſo ein Geſangbuchvers einen ganzen Tag thät' dauern!" Dann öffnete er die Thür und ging hinein. Er wußte, ſolange der Vers dauerte, den ſie ſang, war er ſicher. Er konnte wenigſtens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte ſang fort, ſie wandte das Geſicht nicht gegen ihn, aber ſie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Geſicht zündete ſich an dem blauen Feuer ihrer Naſenſpitze an.

Der Schneider war ſchon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten ſich tief in die Weſtentaſche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieſer vernichtend auf ihn fiel. Sie aber wandte ihr Antlitz noch immer ihm nicht zu. Sie kehrte ſich zu der Sannel, die dem Hannes ſich ängſten half.

„So iſt er doch da, der Nichtsnutz?" ſagte ſie, und nach ihrer ſparſamen Weiſe ſoviel als möglich in einem Atem. „Ich hab' gemeint, er wird heut' und morgen nicht aus dem Reicker Wirtshaus herauskommen. Denn ein Wirtshaus iſt dem Sapperlot wie der Flieg' eine Weinflaſche, wo noch naß iſt inwendig. Da iſt leicht 'nein kommen, aber ſchwer wieder 'raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? er iſt doch da? Hm, hm, hm! Und ich hab' glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geſchwemmt und die haben ihn drinnen behalten? Ja, Gott behüt'! Wer wird ſo einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm geſtraft iſt und muß ihn behalten. Bis er ſich ins Zuchthaus geſchwemmt hat, da werden ſie ihn behalten. Oder ſie kriegen ihn bald wieder."

Die Frau Bügel ſtand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres geweſen, auf die Fragen nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigſtens zu zeigen, es ſei nicht Mangel an Dienſtwilligkeit

von ihrer Seite, daß ſie nicht antworte. Aber die Frau Bügel, wußte ſie, wollte keine Antwort. Der Schneider that einen Atemzug, ſo tief und ſtöhnend, als wüßt' er, es iſt ſein letzter. Die Sannel half ihm atmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wär' der Gedanke von dem Mäuſeloch ihr voller Ernſt geweſen. Sie ſah unter Stühle und Tiſch und ſchüttelte das Haupt nach jedem ſuchenden Blick. Alles ſchien ſie zu ſehen, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangſt überzog. Die Sannel half der Baſe widerſtrebend ſuchen.

„Wo wird er nur ſtecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus ſein, und die gottesfürchtigen Wort' hören, die ſeine Mutter red't? Ja, der wär' der Recht'. Wo wird er ſein? Ja, wenn's antworten könnt', wenn ſeine Mutter fragt, das böſ' Kind!"

„Nu, da in Eurer Stuben," ſchluchzte der Schneider. „Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!"

Die Frau Bügel dehnte ſich; die Sannel half ihr ſich dehnen, aber mit Widerſtreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fenſterwand, das ſchreckliche Ding. Aber ſie ſuchte fort. „Da in der Stuben wär' er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt' man auf ſeiner Brücken ſuchen? Proſ't die Mahlzeit! Im Wirtshaus iſt er. Im Tobaksrauch, daß man ihn ſchneiden kann, da iſt er wie der Fiſch in ſeinem Waſſer. Und noch ein Maß, Frau Wirtin! Und einen Nordhäuſer darauf! Und Iuſtig, mein Wenzel! Und das Eicheldaus ſticht. Und o du lieber Auguſtin! Was? Nicht im Wirtshaus wär' der Jung'? Nu, wird er reden, der Sapperlot?"

„Ja, wenn Ihr's haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damit's überſtanden iſt. Aber Ihr werd't ſehn, ich krieg' die Schwindſucht. Alle Leut' ſagen's. Meinetwegen ja, es ſoll ja das Wirtshaus ſein. Und das iſt der Eichelwenzel da."

„Was? Im Wirtshaus iſt er? Und er iſt im Wirtshaus? Nu! will mich der Nichtsnutz blind machen, daß ich meine eigene Stuben nicht mehr kenn'? Und das iſt nicht des Herrn Burgemeiſter ſeine Weſten? Das iſt der Eichelwenzel? Und das dort iſt nicht mein Schmolkes Schatzkäſtlein und meine Schlafhauben? Iſt das ein Wirtshaus, Jung?"

„Was ſoll ich denn ſagen, ich armer Burſch? Was ich ſag', das iſt nicht recht. Nu freilich iſt das Eure Stuben."

„Meine Stuben? So? Und das wär' meine Stuben, wo du drin biſt? Und du wärſt, wo du hingehörſt? Und ſäß'ſt auf deiner Brücken? So erbarm' ſich der Himmel über ſo ein ſündlich Kind. Aber ich will's ziehn, ſolang' ich meine Arm' kann heben. Ich will nicht ſchuld ſein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirtshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!"

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Thür geöffnet. Der Schneider ſchoß wie ein Pfeil von ſeiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um ſein erhitztes Geſicht wehte. Er wußte, nun war er ſicher. Er ſah ſich majeſtätiſch um, gab der Luft einen Klaps mit ſeiner rechten Fauſt und rief: „Reſpekt muß ſein im Haus!" Dann ging er mit Löwenſchritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leiſe Stimme aus der Thür flüſterte: „Sie iſt in ihre Kammer gangen, Hannesle; du kannſt wieder 'rauf. Nu iſt ſie wieder gut."

Die Sannel ſtreichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur ſtand, und wiſchte mit weichen Händen den Angſtſchweiß von ſeiner kalten Stirn'. Sie tröſtete ihn, wie nur die Sannel tröſten konnte. Sie hätte gern ſelbſt ſein Kreuz auf ſich genommen. „Und haſt du dir's überlegt, Hannesle?" ſagte ſie dann. „Ich geh' aufs Feld. Vielleicht, daß mir die Heiteretei in Weg läuft."

„Du gehſt in die Erdäpfel," ſagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke ſaß. „Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu und ich komm' bald nach. Das ſind die Erdäpfel, in die ich geh'. Und da brauch' ich keine Heiteretei dazu. Und auch keinen Hund. Guck mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh'."

„Das iſt Schickſal, Hannesle; deswegen gehſt du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schickſal' kommen auch von dem, der Eſſen und Trinken ſchickt."

„Ach Gott! Die Baſ' am Unterende hat mir immer Hefenklöß' wollen ſchicken; die eſſ' ich ſo gern. Dumm's Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geſchweig' Hefenklöß' geſchickt; ich hab' mir's allemal ſelber müſſen verdienen; nicht das

Salz dazu hab' ich umsonst kriegt. Und das Schicksal hab' ich nicht verlangt; wär' nur was Gut's dran, hernach wär's gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklöß'! Aber die Brüh' muß fett sein. Und Schnitz und Hutzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert' Gebot ist mein Schicksal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh', hernach hat's das viert' Gebot gethan. Wer weiß, ist das die letzt' Westen, die ich mach'! Guck, da kommt vielleicht der letzt' Stich 'rein, den ich thu'. Hernach hat's ausgeschicksalt und ich eff' keine Hefenklöß' mehr auf der Welt."

„So darf man nicht reden, Hannesle; die Seel' ist doch mehr wie Hefenklöß'. Und siehste, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiteretei. Sag's nur der Bas' am Unterend', die wird's schon anbringen bei deiner Mutter, und es schickt sich ja wohl, daß ich der Heiteretei begegn'. Das ist hernachen ein gut Schicksal; und die kommen auch, wenn man nur die bösen geduldig erträgt. Wenn du nur denkst," fuhr die Sannel fort, „daß du's mit der Heiteretei ermachen kannst. Sie ist doch schrecklich wild."

„Was wild!" sagte der Schneider. „Wenn sie nur Hefenklöß' kann kochen! Sannel, da ist kein viert' Gebot dabei. Sannel, ich sag' dir: du kennst mich. Und Respekt muß sein im Haus! Und wenn ich erst einen großen Hund hab'! Denn so ein Knirps von einem Spitzle darf's nicht sein. Und ich geh' mit der Heiteretei auf den Schützenhof! Was? Karo, komm her! Aport, Karo! Da wirst du zum Fenster 'raus lachen. Ich seh' dich schon. Und Menschen und Vieh sollen sich verwundern. Mach' nur, Sannele, und geh'; ich hab' schon keine Ruh' mehr. Sannele, du kennst mich immer noch nicht!"

Die Sannel ging. Sie schüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er, heimgekommen, ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was alles er eben gethan, und sie sich hineingedacht hatte, als hätte sie alles selber gesehn.

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiteretei nicht getroffen. Den anderen Tag war sie glücklicher gewesen. Wenigstens im Finden. Sie wußte sich was auf die Verblümtheit, mit der sie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiteretei hatte gesagt: sie wollte

den Schneider erſt mit in den Zainhammer nehmen und ihn ſtrecken laſſen. Aber das würde nicht helfen. Wär' er zu ſtrecken, ſo müßt' es das Ding an der Fenſterwand ſchon lange gethan haben. „Ich bin aber doch nicht ſtill geweſen," ſagte die Sannel, „bis ſie geſagt hat: und ſo iſt's und nu iſt's fertig. Hernachen iſt's, als hätt's der Burgemeiſter unterſchrieben und ſein Siegel darauf gemacht. Ich kenn' die Heiteretei." Die Sannel war traurig darüber, aber ſie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes ſeine Gedanken, ſich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die ſtärker wäre, als ſeine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiteretei nicht angebiſſen hatte. Wenigſtens ſagte er das der Sannel.

„Schon geſtern iſt mir's eingefallen," ſagte er. „Sie iſt doch nicht, wie ich eine brauch'. Ihr Kopf könnt' um die Hälft' dicker ſein, und ihre Händ' und Füß' ſind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf iſt doch die Hauptſach' am Menſchen. Und meiner Mutter ihre Händ', die ſind wenigſtens noch einmal ſo lang. Und wenn eins ſo kleine Füß' hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn man's angreift. Und ich greif' einmal zu; was ich anfaſſ', das muß feſt ſein, Sannel. Ja, Sannel, es iſt gut, daß ſie nicht will, und es hätt' mich doch einmal gereut."

Das nächſte Mal, daß ſie wieder auf der Bodentreppe ſaßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schoße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er ſelbſt. Nur mühſam hatte er etwas zurückgehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

„Und nun kommt das Beſt'. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben," ſagte er, „wie ich's allemal mach', wenn ich eine rechte Freud' hab' für dich."

„Deinetwegen," entgegnete die Sannel, „brauchſt du dich nicht zu zwingen. Mich freut alles, was du mir ſagſt."

„Nu gut; aber heut' auch weiter nix. Ich hab' eine, Sannel! Weißt du? Und eine andere, wie die Heiteretei. Und nu ſchlaf' wohl. — Aber ich will dir's doch lieber noch ſagen, damit du zu Nacht davon kannſt träumen. Aber freu' dich nur recht, Sannel. Da ſetz' die Lampen fort, damit du dich recht kannſt freu'n. Und ich will die Jacken 'runter thun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freuſt du dich denn auch recht?"

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuten können, das sie nicht ausgerichtet hätte!

„Nu, ich freu' mich ja schon, gewiß, Hanneste," sagte sie und setzte die Lampe weg und half dem Hannes seine Jacke ausziehen, damit ja dem Freuen nichts im Wege stand.

„Ich mein' gar, du flennst schon vor Freud'," sagte Hannes. Sie wischte die bittern Tropfen weg und sagte: „Ja freilich." Sonst hätte sie ihm die Freude verdorben. Und einem Menschen die Freude verderben: soviel sie konnte, das konnte die Sannel nicht.

„Ja, guck," sagte der Schneider, „und das ist eine andre, als die Heiteretei. Die Heiteretei ist vielleicht was länger, aber sie ist nur eine Haselgerten dagegen. Wenn Meine erst ein Jahr zehn von unsern Erdäpfeln am Erlenweg gegessen hat, hernachen ist sie wie eine Gringelwirts-Valtinessin. Die hat einen andern Kopf, als die Heiteretei, und da kann man sagen: die hat Händ' und Füß'. Daß dich der Kuckuck hätt', Sannel! Und Haar' brandschwarz und dick wie Pferdehaar' und steif wie ein gewichster Zwirnsfaden. Kann sein, daß die Heiteretei ein paar Haar' mehr hat, dafür ist ein Haar von Meiner wie sechs Haar' von der Heiteretei. Und das spöttisch Wesen und das Dummgethu', davon ist an Meiner nicht so viel, wie auf mein'n kleinen Finger geht. Und doch alles so resolut. Und ein Narr ist sie in mich."

Es währte lange, ehe der Hannes zum Erzählen kam, wie er sie gefunden und die „Sache" sich gemacht. Und wie oft unterbrach er seine Geschichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute sich doch nicht so sehr, als er gedacht.

Die Geschichte war kürzlich die. Schon ein paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergasse ging, war ihm, als würfe jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiteretei im Kopfe und sah sich nicht um. Heut', als er sich wieder geworfen fühlte, meint' er: sollt's die Heiteretei sein, und sie hat's gereut, daß sie die Sannel abgewiesen hat? Pfiffig, wie er ist, blieb er stehn, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete sich dann, so schnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond schien hell genug, daß er sehn konnte, die Gasse war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen, saß eine weibliche Gestalt auf der Steinbank vor einem Hause.

Als ein rechter Bursch, der keinem Mädle gegenüber blöd ist,

warf ſich der Hannes in die Bruſt und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Atem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes iſt nicht dumm. „Wenn dich der Kuckuck hätt', die iſt's geweſt. Und iſt ſie's geweſt, ſo iſt's nicht umſonſt geweſt." Er ſtrich mit beiden Händen ſeinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr ſtehen blieb und ſagte: „Guten Abend, Mädle, es iſt gut, daß deine Stein' nicht ſind, wie dein Kopf, ſonſt hätt' ich ſie beſſer geſpürt. Aber daraus gemacht hätt' ich mir auch nicht mehr." Er ſagt' es nicht, aber ſein ganzes Weſen verriet: Er war einer und was für einer! Da frag' nur einmal die Sannel bei mir! Die weiß, was der Hannes für einer iſt!

Das Mädchen ſagte: „Guten Abend." Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht ſprechen, und der Hannes ſah noch immer nichts von ihr, als die ſchwarzen Haare und daß es eine anſehnliche Geſtalt beſaß. Aber die Beſchuldigung, ſie habe ihn geworfen, konnte ſie doch nicht auf ſich ſitzen laſſen oder ſie mußte ſich wenigſtens dagegen wehren. Man weiß ja, wie die Mädle ſind, lachte der Hannes in ſich hinein, und ihm war, als wär' es nirgend ſchöner, als in ſeiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint, es ſei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil ſie nun doch ſich zuſammennehmen und reden mußte, ſo ſah der Hannes allmählich das ganze Geſicht unter den ſchwarzen Haaren und er meinte, es ſei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber deſto breiter, und darunter ein Paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Geſicht, das Geſicht ſelber war es nicht und Ecken hatte es auch nicht, an denen man ſich ſtoßen konnte. Die konnte es mit ſeiner Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach ſeinem Geſchmack und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um ſein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiteretei hatt' er ſich einen ſchwarzen gedacht; bei der ſchwarzen Frau mußt' es ein weißer ſein.

„Wer weiß, wer Ihn geworfen hat," ſagte das Mädchen und lachte immer noch, ſoviel es ſich Mühe zu geben ſchien, ernſthaft zu ſeinen Reden zu ſehen. „Ich hab' mehr zu thun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der iſt —" ſie ſang, nicht weit; wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte ſich bitter enttäuſcht. Er nahm eine kurze

„gut' Nacht"; aber als er sich kaum gewendet, fühlte er sich von neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und sagte eiliger, als es scheinen sollte: „Er geht wohl zu Seinem Schatz?"

Der Hannes dachte: warum hat sie nicht ausgesungen, wie's im Liede heißt? Und fragt mich nun so? Er blieb stehen, wandte sich aber noch nicht wieder nach ihr um.

„Ja, ja," sagte sie. „Ich glaub's schon, es ist schön, wenn ein Bursch zu seinem Schatze geht. Ich hab' keinen und hab' noch keinen gehabt, aber zu glauben ist das schon."

„Und hast doch an deinen Schatz gedacht?"

„Nun ja; es ist einer in Gedanken. Es hätt' mir nicht daran gefehlt, so wenig, als einer andern, aber mir ist nicht jeder recht. Es muß einer sein, ich weiß wie, aber ich sag' es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem andern sag' ich's, nur Ihm nicht. Und geh' Er zu seinem Schatz; hätt' ich einen da drin, ich ging' auch zu ihm."

Sie stand auf und wollte ins Haus. Der Schneider hielt sie auf. Seine Arme waren eben lang genug, sie zu umspannen. Das Mädchen wehrte sich, schlug ihm auf die Hände, wollte sich losreißen, aber er war ihr zu stark. Sie mußte bleiben. Sie mußte sich wieder setzen. Er war glücklich, wie stark er war. Sie war fast außer Atem vom Ringen und hatte Lust zu weinen. Sie dauerte ihn.

„Ja," sagte er, „wenn ich zugreif', da ist's nicht zum Spaß. Aber du bist keine hiesige. Die hiesigen kenne ich alle; ich hätt' längst eine, wenn ich eine hiesige möcht'. Ja, du möcht'st wissen, wo mein Schatz daheim ist? Ich hab' dir wohl weh gethan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Kuckuck, und wenn ich nur ganz leis' zugreif', da giebt's blaue Flecken. Und wo bist du denn her?"

„Von Schackicht," sagte sie. „Aber was geht das Ihn an? Er hat schon einen Ort, wo Er hin denkt."

„Hätt' dich der Kuckuck, Mädle!" lachte der Schneider. „Mein Schatz ist ebendaher. Und er hat schwarze Haar' und — ja, ich pack' dir nicht alles auf. Aber es ist ein prächtiger, das kannst du glauben. Wenn ich mich nur setzen könnt', ich müßt' stundenlang bei dir sitzen."

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch so viel Platz heraus, daß der Schneider sitzen konnte. Aber sie mußte ihren Arm um ihn schlagen. „Sonst fällt der Branntwein," sagte sie.

Wie er so neben ihr saß, lehnte sein Gesicht an ihrer Schulter

und sie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte sich dennoch was Recht's. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchmal an sich drücken, weil er sonst vom Steine gerutscht wäre, wie sie sagte. Dazu rauschte der Bach, und von dem Wasserrad der nahen Kippelmühle schimmerte es wie geschmolzenes Silber. Der Mond neigte sich zum Wasser und das Wasser strebte spritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten schmiegten sich so bräutlich an die Häuser, die Fenster sogen so durstig den Mondenschein ein und glänzten dann alle, als wär' eine festliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und sagte: „Hannesle, du bist ein Mordbursch!"

Ein Wort gab das andere, das das dritte; der Bach war gerade so laut, daß die beiden, eins das andere, aber kein drittes die beiden verstehen konnte. Und als die Zeit des Hausthürverschließens kam, da waren sie einig, was mit ihnen werden sollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Base gehen; die mußte die Mutter stimmen, ohne davon zu sagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam und der schon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es schon zwischen den beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wissen.

„Die Bas' thut, was ich ihr sag'," meinte der Schneider, nachdem er der Sannel alles erzählt hatte. „Und Hefenklöß', hat Meine gesagt — ihre Leut' haben keine gessen, als wo sie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen, und ich will meine Jacken wieder anziehn. Und nu schlaf' wohl, Sannele, und denk' dir in deinem Beit noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab', damit du dich recht freust."

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuschärfen; aber das andere wollte nur desto weniger gelingen.

Das Unterend, so heißt ein Teil von Luckenbach; die Lage desselben hat ihm diesen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen anderen; man nennt ihn Bettelumkehr. Diese Bezeichnung hat er dem Umstande zu danken, daß er meist aus kleinen ärmlichen, wenigstens ärmlich aussehenden Häusern besteht, bei deren Anblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier sei für ihn nichts zu holen. Hier wohnte die Base, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderlose Witib und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermangelung eines Besseren auf unseren kleinen Schneider geworfen.

Er konnte unbedingt über sie gebieten. Das hatte er für seine Sach' benutzt; und so kam eines Tages die Base über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am anderen Ende geschritten, um ihr mitzuteilen, daß sie ein Mädle gesehen, wie für den Hannes und seine Mutter geschaffen. Das geschah denn auch, aber erst nach einer langen Einleitung, wie schlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle bestehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptsache zu kommen, das wär' wie ungenötigt am fremden Tische essen, und man weiß in Luckenbach, was „schickerlich" ist.

Da war denn die Base auf einem nötigen Gange durch die Gerbergasse gekommen und da hatte sie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel selberts dreißig oder vierzig Jahre vor sich zu sehn, so tüchtig, rasch und repermandierlich war das Mädle gewest; so breitgestirnt und breitgestellt, wie man die Kalben gern hat, denn solche geben einmal tüchtige Küh'. Und hengstenmäßig hat sie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz so wär', wie sie selbst gewesen: für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche sie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa so eine Ziege sein, wie sie jetzt meist wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenstaat über ihr Vermögen hinauswüchsen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne sich besehen, ehe man sie handele. Die schwarzen Kühe möge sie sonst nicht, sie hätten alle was vom Gottseibeiuns; aber keine Regel sei ohne Ausnahme. Man müsse ihr nur den Schwanz recht beschneiden.

Die Base hatte erforscht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lange hier. Aber es wußte, wo Barthel den Most holt; das hatte die Base aus seiner Antwort gemerkt; und war auch „von guten Leuten".

Die Frau Bügel hatte noch denselben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen besetzt, umgethan. Sie war so geheimnisvoll gewesen, daß der Schneider, der die Base fortgehen sah, erriet, was sie vorhatte. Sonst hätte er's auch nicht erfahren. Wenn der Handel geschlossen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein Paar Knabenhöschen. Vielleicht steht der Knabe in seinem ganzen Leben nicht so viel Furcht und Hoffnung aus, der sie tragen wird, als der Schneider, da

er sie nähte! Und das Tuch daran hätte sicher solche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geraden Weges nach der Gerbergasse und zu der Dienstherrschaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte sich einen scheinbaren Vorwand ausgedacht, und kam nur wie gelegentlich auf das zu sprechen, was sie wissen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

„Die fragt nicht umsonst nach der," dachte sie. „Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt', sie braucht' eine, da könnt' ich den schwarzen Teufel los werden und müßt' sie nicht fortschicken. Ich hab' ihr schon zweimal aufgesagt und sie geht nicht; sie thut, als könnt' sie mich fortschicken und wär' Herr im Haus. Und mit Gewalt bring' ich sie, mein' ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach thut sie nur desto wilder. Ich will sie loben, so gut ich kann. Die Schneiderskätter (so hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach sehn, ob sie sie zwingt. Da kommt ein Teufel über den andern. Sie mag hernach sehn, wie sie sie los wird."

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Gesicht, wie sonst nur auf der Nase, als sie das Gerberhaus verließ. Aber eine, wie sie, ging sicher. Sie stieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geschickt sie ihre Sache anfing, auch die erriet, was die Schneiderskätter wollte.

„Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Tier gelobt, um sie loszuwerden. Ich werd' mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ich's thät' und die erführ's wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß anthät'!"

Aber das Gewissen schlug der Nachbarin doch; oder war's ihr zuwider, einen Menschen bloß zu loben? „Ja, daß sie tüchtig, fleißig und brav ist, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimm's von ihr; ich müßt's lügen. Aber es steckt keiner inwendig drinne. Und man kann nur sagen, was man gehört hat, und was man selber meint. Man sagt freilich: kurzstirnige Küh' sind gern stößig. Aber das ist auch bloß Gemeint's."

„Wenn's sonst nix wär'!" sagte die Frau Bügel zu sich, als sie die Treppe herunter ging. „Das ist keine tüchtige Kuh, die nicht einmal stößt. Ich laß' mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn sie nur fleißig und brav ist, und recht ärbeten kann: das ist's, was ich will wissen."

Und wo sie in der Umgegend noch sich erkundigte, alle sprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denselben Grund.

„Der Jung' braucht eine, die tüchtige Hörner hat," sagte die Frau Bügel auf dem Nachhauseweg. „Und mein Mann wird sie nicht sein, das ist meinem Kummer sein Geringst's. Aber der Metzger will erst seinen Griff thun, eh' er einschlägt. Die Unterender soll mir sie einmal an einem Sonntag zum Kaffee ins Haus schicken. Ich will sehn, was sie für Zähn' hat. Hernacher kann's schon was werden mit der und dem Jung'."

Sie ging sogleich zu der „Unterender". So erfuhr der Hannes an demselben Abend noch, seine Mutter sei gar nicht „abstinat gegen die Sach'", und sie, die Base, solle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

„Sag' mir nur, wie's deine Mutter gern hat," sagte abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank saß und ihr gesagt hatte, was er wußte. „Es hat jeder Mensch so sein Apart's, und ich mach's gern jedem Menschen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verspielt mit mir. Sie hat's wohl gern, wenn eine hurtig ist?"

„Ja," sagte der Schneider, „aber wenn du noch ein bißle zurücken könnt'st, das wär' mir recht."

Die Schwarze suchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm sie den Schneider in ihre mächtigen Hände und setzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; sie sagte: „ich halt' dich schon; du fällst nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willst. Es muß nicht immer geleckt sein. Sag' mir lieber, wie's deine Mutter hält?"

„Ja, siehst," sagte der Schneider, „wenn du deinen Kaffee getrunken hast, hernachen mußt du gleich in die Küchen gehn und die Schalen auswaschen. Und wenn du eine Arbeit stehn siehst, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfst die Küchenthür nicht auflassen, sonst wird sie bös'. Und widersprechen darfst du ihr auch nicht, das kann sie absolut nicht leiden. Und darfst auch nicht so laut reden, wie sie. Und sie singt gern einen Gesangbuchsvers, wenn du da den zweiten dazu könntest singen, ich mein' den Baß; da könnt'st du dich beimachen."

„Das kann keine besser wie ich," meinte die Schwarze, „ich bin in einem Kantorshaus jung geworden."

Der Schneider sagte noch mancherlei. Zum Lohn wußte sie dann so schön mit ihm zu thun, daß der Schneider nichts wünschte, als die Sannel wäre da und sähe es. Da würde sie sich anders freuen, als wenn er es ihr bloß erzählte.

„Mit meiner Mutter," sagte der Schneider, „da laß' ich mir manch's gefallen wegen dem vierten Gebot; aber sonst, da darf mir niemand in den Weg kommen. Daß dich der Kuckuck hätt', Mädle, ich bin einer. — Nu, frag' nur die Sannel; die weiß, was ich für einer bin!"

„Ja," sagte das Mädchen, „du bist ein Mordbursch. Das weiß ich auch."

„Nicht wahr?" lachte der Schneider.

„Aber wer ist denn die Sannel?"

„Das ist ein kleines Mädle," entgegnete der Schneider; „die ist bei uns im Haus. Sie ist nicht größer wie so hoch." Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis sieben Jahren. „Aber einen Hund, den müssen wir haben, wie eine Kuh so groß."

„Du sollt'st mir kommen," dachte das Mädchen. „Er müßt' dich denn fressen. Aber erst muß ich drinne sitzen. Eine Wirtschaft muß ich haben, wo ich Herr bin und kein andrer Mensch. Und da soll mich keiner wieder herausbringen. Freilich hätt' ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt." So dachte die Schwarze; aber sie sagte: „Was du willst, Hannes. Wenn ich dich nur einmal sehen sollt' auf einem Pferd reiten!"

„Ja, Mädle," sagte der Schneider, „es ist eigentlich schad' um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir ist einer verloren. Nu, frag' nur die Sannel!"

Den nächsten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienste sah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht so aus, wie es da sonst um diese Zeit auszusehen pflegte. Da stand eine große Wanne, und allerlei Wäsche darin, und Seife dabei; und sie stand nicht etwa auf der Bank am Fenster, wohin sie gehörte, sondern auf dem Küchentisch. Auf dem Herde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Wasser. Und sonst heimelte die Küche Sonntags

um diese Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all das beschaffen müssen, und sie hätte noch mehr gethan, wenngleich Sonntag war. Aber sie hatte immer mit dem Kopfe dabei geschüttelt; und das that sie noch.

Die Frau Bügel hatte gesagt, sie wollte ein Mädchen probieren, das heute kommen würde. Bestehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienst erhalten. Wo und bei wem? das sagte sie nicht. Sie hätte nicht soviel zu sagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was sie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften sich nichts merken lassen. Am schwersten wurde das dem Schneider.

„Paß' nur auf," sagte er zur Sannel, so oft die Mutter es nicht hören könnte. „Das ist eine! Die ist unter den Mädlen gerad', was ich unter den Burschen bin. Ich möcht' gleich mit dir tanzen, so bin ich aus dem Häusle. Es ist gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch': ich könnt' die Nadel nicht halten, so süßlich ist mir's in den Händen. Und meine Füß', kann ich nicht still halten; sie fangen von selber an zu hopsen."

Die Sannel sagte nichts. Sie half ihm sich freuen, so gut sie konnte; aber im Herzen war es ihr anders. Sie sah immer nach der Thüre; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu sehen. Es war ja die Thüre, durch die sie hinaus mußte, wenn die andere einzog. Kam eine junge Frau herein, dann war sie übrig in dem Hause. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in seiner Freude nicht stören. Und erinnerte sie ihn daran, hätte sie das doch gethan. Denn so sehr der Hannes sie über der anderen vergessen zu haben schien, sie wußte doch, er würde sie nicht gerne gehen sehen.

Aber es hat kein Pfarrer so lange gepredigt; einmal hat er doch aufgehört. Und das geschah auch diesen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes stieß die Sannel an, die mit ihm am Fenster stand. Denn da kam „Seine" mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an, und war braun unter dem schwarzen Haar wie eine gutgebackene Brotrinde. Und Schritte machte sie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten sich sittig oder wenigstens klug auf den Boden geheftet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel ist, und die am ersten einen findet, die fleißig mit den Augen

auf der Erde sucht. Die Sannel dachte nur: „Die soll hübscher sein als die Heiteretei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat gesehn; mit seinen Augen nicht!“

Aber es ist auch keine Thüre, die nicht einmal aufginge, und wäre sie noch so lange zugewesen. Gepocht wurde so leise, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner“, wie sie sie gesehen, nicht zugetraut hätte, daß sie könnten. Die Frau Bügel sagte: „Herein!“

Das erste, als Hannes' Mutter und seine Künftige einander gegenüberstanden, war, daß sie sich gegenseitig mit den Augen maßen, ob die andere wohl ihr Mann sei. „Die ist's nicht,“ sagte jede in Gedanken zu sich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre sonst zäher geflossen. Einen wunderlichen Lauf nahm sie bei alledem an. Sie ergoß sich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt, floß hart an der Frau Pfarrerin vorbei, und verbreitete sich dann über allerlei Getier, wie Kühe und Ziegen, und vielerlei Dinge, als da sind: Brotbacken, Wäsche waschen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem besten Erfolg. Sie ließ sich zum Kaffee erst im allgemeinen sechsmal, und im besonderen noch dreimal zu jeder einzelnen Tasse nötigen. Die Frau Bügel nickte sich selber zu: „Ja, von guten Leuten ist sie her; das sieht man wohl.“

Als die Schwarze zum letzten Male leer getrunken und nun mit der Tasse in die Küche ging, da fing die Nase der Frau Bügel an, überirdisch zu leuchten. Sie lachte bei sich selbst: „Das ist doch noch eine, so eine von den Besten, wie ich eine war. Ich hätt' nicht gedacht, daß man jetzund noch so eine find't.“ Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn sie nur wieder hereingekommen wäre. Aber sie blieb draußen. Den Schneider fröstelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Nasenklemmer. „Es ist nix,“ sagte sie zu sich. „Es ist doch nix. So eine könnt' ich brauchen, die eine Stund' mit einer einz'gen Tassen zubringt. In der Zeit hätt' ich den ganzen Marktbrunnenkasten ausgewaschen.“

Aber in der Küche erhob sich ein Geräusch: da war es, als wären sechs Wäscherinnen zugleich an der Arbeit. Das patschte und spritzte und seifte und rieb. Dann goß es Wasser zu, und es schien, es wären vier Hände, die das alles thäten; so schnell folgte von neuem das Patschen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel schlug die Hände zusammen und begann

zu ſingen: „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gut.“ Und als nun draußen durch das Patſchen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte, und den „Zweiten“ ſang zu der Frau Bügel ſcharfem Diskant, da ließ ſie die Hände am Leibe herabſinken und eine Freudenthräne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war, und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchenthüre, öffnete und rief hinaus: „Aber Mädle, ich hab' dich wohl zur Wäſcherin gedungen? Ob du's liegen läßt und herein gehſt!“ Aber ſie ſah doch erſt eine Weile dem Waſchen zu, ehe ſie ihr mit Gewalt Einhalt that. Es war wirklich ihre Abſicht geweſen, zu ſehen, wie der Gaſt mit der Wäſche umſpringe; aber ſie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

„Nimm Sie's nur nicht für ungut,“ ſagte das Mädchen und wuſch immer dabei, wie die Frau Bügel ſich ausdrückte, als ſollte ſie gehenkt werden. „Aber ich kann ſo eine Arbeit nicht ſehn; ich muß gleich zugreifen. Es iſt recht grob und unſchickerlich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif'; das iſt ſchon wahr, und Sie wird bös ſein über mich.“

Trotz dieſes Geſtändniſſes mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigſtens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waſchen, und die Frau Bügel hätte ſie doch laſſen ſollen, da ſie einmal darüber geweſen. Endlich aber, da die Frau Bügel faſt ernſthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ ſie ſchnell alles liegen und gab nach ſo vielen anderen auch noch die Probe freundlichen, ergebenen Gehorſams.

Als ſie aus der Küche kamen, ſchritt die Frau Bügel ſo feierlich vor der Schwarzen her, als führe ſie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, ſo ſchnell in ihrer „Sachen“ mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in ſeiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tiſche noch einmal nach der Küchenthüre, als fürchte ſie, die Thüre ſei nicht richtig eingeklinkt. „Es iſt ſo ſchlecht, wenn eine Thür aufſteht, und ich kann's gar nicht leiden,“ ſagte ſie.

Das war zu viel für die Frau Bügel. An ſo viel Glück konnte ſie nicht glauben, wenigſtens nicht an die Dauer eines ſolchen Glückes.

„So gar warme und heit're Tag' bringen Regen," meinte ſie bei ſich. Und in ſolcher Luſt hätte ſie nicht den kleinſten Handel abgemacht, geſchweige einen ſo großen. „Man muß über eine Sach' nüchtern werden. Der Rat, der über die ander' Nacht kommt, der hat ausgeſchlafen."

„Wenn du Luſt haſt, Mädle, zu mir zu ziehn, und deine Herrſchaft dich läßt gehn, ſo kannſt du bei mir anziehn, wenn du willſt. Red' mit deiner Frau, und ich denk', es ſoll dein Schaden nicht ſein." So ſagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da dieſe gehen wollte und verſichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte ſie nur ein Vaterunſer länger vom Hauſe bleiben, als ihr erlaubt ſei. „Eine Viertelſtund' früher muß ich daheim ſein, das thu' ich nicht anders."

Die Schwarze hatte ſich das Ende des Beſuches anders vorgeſtellt. Es war alles ſo gut gegangen, und ſie hatte ſchon gemeint, ſie könne nicht anders heimgehen denn als Braut. Ihr Geſicht war viel länger geworden, als vorher, wie ſie ſich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. „Zum beſten laſſ' ich mich nicht halten," ſagte ſie zu ſich. „Und komm' ich nur erſt dah'rein, und ſitz' nur erſt feſt, hernachen will ich's der alten Hex' wettmachen! Da verlaßt euch drauf."

„Nu rück' ein bißle zu, Mädle," ſagte denſelben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze, wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhauſe ſitzend gefunden, aber die Ellenbogen im Schoß, den Kopf auf den Händen, und das alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er ſein „guten Abend, Mädle" geſagt, da war's geweſen, als bekäme, was unter der Schürze ſteckte, einen Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen oder vor Weinen. „Ich weiß ſchon," ſagte er, „du willſt hernach recht geſchwind auffahren und mich auslachen, wenn ich erſchreck'. Ja, proſ't die Mahlzeit; damit mußt du einem andern kommen. Ich erſchreck' nicht, und wenn das Rathaus einfällt; frag' nur die Sannel. Wie du deine Sache heint haſt gemacht! Du biſt doch auch ein Mordmädle; aber rück' ein bißle zu."

„Ich hab' Platz auf der Bank," ſagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

„Ja, aber ich —" meinte der Schneider.

„Ich hab' Platz. Was geht mich ein andrer an. Ich geh' auch niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Menſch."

„Wie du biſt, Mädle! Und meine Mutter iſt ganz närriſch auf dich.“

„Ja, ſie kann mich nicht leiden,“ ſagte das Mädchen und ſchluchzte unter der Schürze.

„Nu, wenn die dich nicht kann leiden!“ Der Schneider ſchlug die Hände zuſammen. „Und hat alle Lob- und Danklieder geſungen, wo im alten Geſangbuch ſtehn. Auf das neu' hält ſie nichts. Es wär' kein' rechte Andacht drin. Das im alten, das wär' noch der recht' Herrgott, vor dem man ſich fürchten könnt'. Hernacher hat ſie uns erzählt, wie's iſt geweſen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen iſt, wie im Prieſterrock, und anders iſt geweſt wie andere Leut'; und da war's, als red't ſie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht ſo leicht eine.“

Die Schwarze erhob ihr Geſicht und ſagte: „Nein; ſie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat ſie ſchon gereut, daß ſie geſagt hat, ich ſoll zu ihr ziehn. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird ſich ſchon was finden, daß ſie mich fort kann ſchicken. Nein, ich zieh' nicht hin. Ich bin ſo ſchon im Gered'. Die Leut' ſind wie die Wölf', wo ſo ein arm Lamm von einem Mädle iſt, die niemanden angehört und das ſich alles muß laſſen gefallen.“

Der Schneider erſchrak. „Im Gered'? Aber mit wem denn, Mädle?“

„Nu mit wem? Ich hab' wohl zwei? Ja ſo iſt's. Nu kommſt auch du noch. Und weißt's am beſten, wer mich ins Gered' hat gebracht. Was haſt du mich nicht ruhig laſſen ſitzen nächtens? Ich hab' gut geſeſſen, wie ich hab' geſeſſen. Und nu müßt' ich nicht hören, daß du noch fragſt und thuſt, als wär' ich ſchlecht, und es wären ſo viel, daß man ſich müßt' beſinnen, mit wem ich im Gered' könnt' ſein.“

„Ja, mit mir, Mädle?“ fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede ſein ſollte, und zwar ein ſo großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute ſagten; er fragte das Mädchen darnach.

„Nu,“ ſagte die, „hätt' ich's nur könnt denken, „ich hätt' dich nicht angeſehn.“

„Aber ſo ſag' doch nur,“ drängte der Schneider. „Wie ſagen denn die Leut'?“

„Und willſt auch noch hören, wie du biſt?“ ſagte das Mädchen

ſchluchzend. „Nu, daß du ein Schlimmer biſt, der alle Mädle närriſch macht, und lachſt ſie hernacher aus. Und nu weißt du, was die Leut' reden, wenn du's nicht gewußt haſt, und nun geh'. Es ſind noch genug Mädle auf der Welt, die du närriſch in dich kannſt machen. Ich bin nicht närriſch in dich. Und zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Zum beſten laſſ' ich mich nicht halten, von dir nicht und von keinem."

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal ſagen, wie die Leute von ihm redeten. „Ich wär' ein Schlimmer? Ich hab' noch kein Mädle närriſch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab' ich auch keine." So ſagte er, und wollte ſich krank lachen, aber in ſolchem Tone, daß es das Gegenteil hieß. „Um mich iſt noch keine krank worden. Und ſich was angethan um meinetwegen, das hat noch gar keine."

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er beſann ſich, ob nicht, ſeit er ein Burſche war, eine in das Waſſer gegangen. „O daß die Sannel dageweſen wär'! Daß die Sannel dageweſen wär'!"

Aber der Hannes hatte, ſo „ein Schlimmer" er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle; aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meiſten dauerte. Und die ſchluchzte, daß es einen Härteren hätte erbarmen müſſen, als er war.

„Ja, die Leut' haben geſehn, daß du die Abend' her bei mir geſeſſen haſt," ſagte ſie, wenn ſie das Schluchzen dazu kommen ließ. „Aber nu kannſt du ſitzen, bei wem du willſt. Ich laſſ' keinen mehr neben mir ſitzen, als wer vor Gott und den Menſchen Meiner iſt, wo niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigſten, wie du biſt."

„Aber, Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich ſo einer bin? Wenn die Mädle närriſch werden, ich hab' noch keine wollen närriſch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt', und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an jeder Haarſpitzen ein Schock, du biſt mir recht, du biſt, wie ich eine brauch'. Und nu rück' zu, Mädle. Du biſt mir gut genug. Es giebt ihrer, die noch größer ſind und ſchöner, als du; aber wo die Lieb' hinfällt, da fällt ſie hin; und ich werd' Deiner und keiner anderen ſonſten."

„Ja, und ſo ſagſt du jeder. Aber ich bin nicht ſo dumm, wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch

nicht. Ich brauch' keinen zu bitten, er soll so gut sein und mich nehmen. Der Müller in Schackigt will mich. Und es sind noch andre, die mich wollen. Ich hab' keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered' komm'. Ich hab' meiner Frau aufgesagt und kann morgen gehn. Aber zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Der Müller in Schackigt will mir's schriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wissen. O, man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal ins Gered' kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da sagen die Leut', man ist nichts wert gewest."

Der Schneider erschrak von neuem. „Daß dich der Kuckuck hätt', Mädle; was ein anderer thut, das thu' ich auch. Frag' nur die Sannel. Ich schreib's heut' noch, Mädle. Ich hab' erst gestern früh wieder Tinten 'reingethan in mein Tintenfaß, und Papier und Feder hab' ich auch in meinem Kasten. Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück' zu. Von dem langen Stehen wird man müd'."

„Ist's wahr? Und ist's wirklich dein Ernst, Hannesle?" fragte das Mädchen ein Mal ums andre. „Nu so will ich dir nur sagen, ich hätt' mich tot gegrämt, wenn ich den Schackigter Müller hätt' müssen nehmen. Nicht öpper, weil er garstig wär'. Er ist nicht ganz so hübsch wie du, aber es sind doch nicht viel Bursch' hübscher. Und lang ist er wie eine Stangen, und in der Mitten so dünn. Aber siehst du, Hannesle, das kannst du mir nicht übelnehmen; denn lachst du mich am End' aus, so nimmt mich auch der Schackigter Müller nicht. Denn die Bursch' in der ganzen Gegend haben's auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered' ist gewesen. Das thun sie, weil sie's ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben, als sie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden Siehst du, ich möcht' dich gleich erdrücken vor Lieb' und Freud'. Aber hernach lachst du mich doch aus am End'. Ich greif' dich nicht eher an und lass' mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachst."

Und sie hielt ihr Wort. Der Mond hatte noch lange auf die beiden geschienen, wie sie dort saßen; er kann es bezeugen. Er hat gesehn, wie der Hannes gleich geschrieben hätte, wäre nur seine Tinte und Feder und Papier auf der Gerbergasse gewesen und nicht daheim im Kasten. Aber noch heute wollte er schreiben und die Sannel sollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, sowie sie die Kuh gefüttert. Die, wenn die nur heute dabei gewesen wäre!

Ja, die Sannel. Aber wer weiß, ob ſie ſich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie ſonſt. Hätte ſie ſich nicht mehr über die Sache gefreut, als ſie ſich über die Erzählung davon freute; da war ſie beſſer daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er ſtürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu ſchreiben, den die Schwerze verlangt.

„Ja, ſonſt zieht ſie nicht zur Mutter," ſagte er zu der Sannel, die ihm riet, ſich vorzuſehen, oder ſich doch nur erſt zu beſinnen. „Und nimmt den Schackigter Müller, und hernach ſitz' ich da und das viert' Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du biſt auch nicht mehr, wie du biſt geweſen; dir wär's recht, wenn's nur recht bald all' wär' mit mir."

„Wär' ich nicht mehr ſo, wie ich geweſt bin," ſagte die Sannel, „hernachen ließ' ich dich gehn." Sie ſtreichelte ihn und ſagte: „Gelt, Hannes, du ſetz'ſt dich erſt her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, iſt's nicht mehr oft, daß wir beiſammen da ſitzen."

„Möcht' ich wiſſen, warum?" entgegnete der Hannes und ließ ſich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die ſie derweilen hingeſtellt, wieder auf ihren Schoß.

„Guck," ſagte ſie, „wenn man das Licht da ſieht brennen, meint man auch, es könnt' nicht ausgehn. Ich hab' die Tag' her allerlei ſolche Gedanken gehabt. Und einmal geht's doch aus. Und es iſt gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab' dir nichts davon wollen ſagen, aber einmal muß es doch ſein."

„Ich wollt', du ſagſt's gleich, was doch muß ſein," ſagte der Hannes. „Wenn eins ſo erbärmlich anfängt zu reden, da kann's einem ordentlich angſt werden. Sag's doch heraus, was ſein muß; du weißt, Sannel, ich erſchreck' nicht ſo leicht. Ich erſchreck' nicht, wenn 's Rathaus einfällt; frag' nur die Sannel! Ja ſo, du biſt ja ſelbſten die Sannel. Aber, Sannel, du könnt'ſt mir's vielleicht morgen ſagen. Und iſt's denn ſo was gar Schrecklich's? Du willſt doch nicht gar fort, Sannel?"

„Ich will nicht fort," ſagte die Sannel traurig. „Ich bin in dem Häusle geweſt und bei dir, ſolang' ich mich kann beſinnen, und von ſelber geh' ich gewiß nicht; da brauchſt du nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau 'rein kommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen iſt, das kann eine machen.

Und wo ich wüßt', ich verdien's nicht, da könnt' ich auch nicht wohnen und eſſen. Zumal jetzund, wo das lieb' Brot ſo teuer iſt; und das Geld ſo ſpäng'. Aber deswegen iſt's nicht, daß ich ſag', du ſollſt dir die Sach' mit der überlegen. Sie ſagen, wenn man einmal was unterſchrieben hat, hernachen iſt man ſein eigener Herr nicht mehr; da iſt einem die eigene Seel' wie verſiegelt. Das mit dem Schackigter Müller wird nicht ſolche Eile haben, ſonſt wär' ihr's früher eingefallen. Guck, wenn die Heiteretei hereingekommen wär', da wär' ich ruhiger gangen. Denn die Heiteretei kenn' ich, und es iſt keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh' und ihre Ziegen ſind. Und wenn ſie noch ſolche Augen hätt', wie die Heiteretei, wo die helle Gutthat herausleucht't. Guck, du mußt's nicht ungut nehmen, wenn ich's ſag'; aber das ſind falſche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Geſichter, eins für ſich und eins für die andern Leut'. Hannesle, thu', was du willſt, nur verſchreib dich der nicht. Und wenn ſie den Schackigter Müller heirat't, du kriegſt noch immer eine andere, und es iſt um ſo beſſer für dich. Und du weißt, ich thu' alles, was die Leut' wollen, und thu's gern, aber wenn du auch ſchreibſt, der trag' ich's nicht hin. Sie hat mir nichts gethan, und ich weiß nicht, warum; aber ich weiß ſo gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab', mit der rennſt du in den Geißgraben, Hannesle."

Der Hannes beſann ſich nicht gerne. „Wenn man ſich über alles noch lang' wollt' beſinnen," ſagte er, „da könnt' man vor lauter Beſinnen nichts thun. Und das iſt ſchlecht von dir, daß du mir da eine Unruh' machſt, daß ich immer denk', ich muß mich beſinnen; und wenn ich mich beſinn', ſo nehm' ich ſie am End' nicht, und hernach nimmt ſie der Schackigter Müller. Da iſt eins ſo ſchlimm wie das ander'. Und hernachen — was du von ihren Augen ſagſt, das bildeſt du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkſt, du biſt übrig und ſollſt fort, das iſt dummes Zeug. Das iſt, als wenn du ſagſt, die Deck' da oben, die ſoll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenn's ihr einfiel', das wär' ein Wort von mir; und was ich ſag', die thut's. Denn Reſpekt muß ſein im Haus. Und da iſt 's viert' Gebot nicht dabei. Du kennſt mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang' — nu, frag' nur die Sannel. Und nu ſag' nichts weiter; ich halt' mir die Ohren zu."

Das that er auch wirklich. Sie ſtand noch lange vergeblich vor ſeiner Kammerthüre und pochte leiſe und gab ihm durch das Schlüſſelloch die beſten Worte. Aber das Heiratsverſprechen trug ſie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen ſchicken. Dabei ſchmollte ſie nicht und war in allen anderen Dingen ſo willig, ja noch williger, als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze los zu werden, und ſagte, dieſe könne gehen, wann ſie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und ſie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hauſe.

„Wenn man eine hat, die was taugt, dann hält man ſie feſter. Oder man ſagt: ſie kann morgen gehn oder übermorgen, ich will mich erſt nach einer andern umthun; oder auch: ſie ſoll erſt noch das und das im voraus machen, damit man ſich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird ſich alles zeigen. Und wenn ſie die Beſt' iſt, ſo iſt's kein Schaden, daß ich ſie erſt eine Zeit auf die Prob' nehm'."

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen ſchweren Koffer mit ſich; es war nicht alles drinnen, was ſie hatte. Das Meiſte, ſagte ſie, und das Beſte ſei noch zu Haus in Schackigt bei ihrer Schweſter, der Bäckersfrau.

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort ſollte. Der Schneider war überglücklich; es koſtete ihm Mühe genug, es nicht merken zu laſſen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein ſein konnte. Die Frau Bügel ſchien ihn auch für einen „Schlimmen" zu halten, wie die Schwarze that. Es ſchickte ſich jederzeit wie zufällig, daß ſie die Dritte war. Aber das kam ihm noch zu gut, daß das Ding an der Fenſterwand aus Rückſicht auf die neue Ankömmlingin in Unthätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermütig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu thun, die Schwarze machte alles, was zu machen war; und es ſchien, ſie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf ſich es bei jedem Biſſen Brot vor, daß ſie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger, und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch that ſie alles mögliche, ſich zu freuen, was der Hannes

wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte sie dazu.

Die Frau Bügel war in den ersten Wochen fast jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachsende Ungeduld und ließ ihren Ärger über die Verzögerung mit Zins auf Zins stehen. Wenn sie einmal fest saß, dann wollte sie sich bezahlt machen für all den Zwang, den sie sich angethan; damit vertröstete sie sich zwei ganze Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn sie allein war, dann ließ sie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geschirre und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihr entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundliche Hände gewöhnt war, grämte sich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken schien, bemerkte alles. Sie fing an, die Sache zu durchschauen, wenn auch nicht die ganze. Das eine wurde ihr klar, daß die Schwarze sich bei dem Kaffeebesuche verstellt hatte, wenn sie auch nicht begriff, warum.

„Aber was hast du nur, Mädle?“ sagte Frau Bügel. „Du siehst die Tag' her aus, als hätt'st du immer alle die Zähn' zusammengebissen, und red'st kaum, und wenn du red'st, so ist's, als wenn dir der Ärger die Gurgel verschnüren thät'. Hast du den Ärger?“

„Nu freilich,“ entgegnete die Schwarze. „Meine Leut' daheim, wo ich hingehör', da ist so ein alt' Fegfeuer, die find't kein End' und kein Trumm. Aber zum besten lass' ich mich nicht haben, das soll sie nur wissen. Ich hab' Geduld, wie sie die Hundertst' nicht hat. Aber wenn mir's zu arg wird, ich will das Trumm schon finden.“

„Ja, sie schicken dir deine Sachen nicht,“ sagte Frau Bügel, „und haben sie schon vor acht Tagen wollen schicken.“

„Ja, ich will doch sehn,“ sagte die Schwarze, „ob ich krieg', was mir gehört. Nu wart' ich nicht mehr lang'. Das alt' Fegfeuer weiß nicht, mit wem sie's zu thun kriegt.“

„Nu, ich sollt' deiner Schwester ihr Schwieger sein,“ dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. „Ich wollt' dir das alt' Fegfeuer anstreichen.“ Die Frau Bügel hatte das Eigene, daß sie niemand zornig sehen konnte ohne angesteckt zu werden. Wenn sie jemand auf der Gasse oder sonst zanken hörte, da kostete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und sie

hätte ſich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr ſchnell zuwider geworden, vielleicht, weil ſie im Anfang zu ſehr von ihr eingenommen geweſen war. Vor der Sannel, die ſie kannte, von der ſie wußte, die war wie eine verſchloſſene Truhe, zu der ſie den Schlüſſel hatte, verſteckte ſie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falſchen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei ſich: „Wenn die Bäs die nur früher hätt' weggekriegt! Nu iſt's zu ſpät. Nu hat der Hannesle ſich der verſchrieben, und iſt ſein eigener Herr geweſt, und ſeine Seel' iſt wie verſiegelt. Und ich wollt', ich ſtürb', denn nu iſt doch keine Freud' mehr für mich auf der Welt."

Das Unerquickliche des Zuſtandes nahm nicht ab, mit jedem Tage wurde er verbiſſener. In der Frau Bügel ſo gut, wie in der Schwarzen Herzen hatte ſich der Zunder geſammelt; es bedurfte nur eines Funkens, ſo ſtanden ſie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schickſal einmal Zunder geſammelt, da weiß es auch einen Funken hineinzuſchlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es ſei zu wenig zu thun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verſtand nur zu gut, was ſie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzuſetzen war, das wußte ſie lange; das hatte ſie ihm gleich zum erſtenmal angeſehen. Und ſie war gar nicht die Perſon, die einen Vollzieher ihrer Thaten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man ſie gehen hieße.

Und ſo ſtand ſie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und dieſe ſchien ihr noch nicht breit genug; ſie nahm die gewaltigen Arme zu Hilfe, die ſie in ihre Seiten ſtemmte. Dann ſagte ſie kurz, als ſei ſie nicht geſonnen, große Umſtände zu machen: „Und wie iſt's nu? Wird nu einmal ein End'? Nu bin ich beinah' drei Wochen in dem armſeligen Häusle. Und ich bin nicht h'reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu ſein. Ich will nu wiſſen, wie ich dran bin."

Die Frau Bügel ſtand ſprachlos. Dem Schneider auf ſeiner Brücke kam ein Schauder an vor ſeinem Schatz. Er hielt die Nadel wie verſteint in die Luft.

„Ich will nu wiſſen," fuhr die Schwarze fort, „ob ich werd' zu meinem Recht kommen. Länger zum beſten halten laſſ' ich mich nicht."

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig". Sie

war nicht die Frau, die ſich lange daran herum machen ließ. Das ſagte ſie der Schwarzen. Die aber verſicherte, ſie fürchte ſich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und ſie ſei in ihrem Recht.

„Das da iſt meine Stuben," ſagte die Frau Bügel, „und da iſt kein Recht drin, als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin iſt. Da iſt ein Recht drin, daß ich 'nauswerf', was nicht 'rein gehört. Ich hab' mir dein Geſicht lang' genug laſſen gefallen. Du biſt meine Magd, und ich kann dich fortſchicken, wenn mir's gefällt."

„In der Stuben da hab' ich ſo viel Recht als Ihr," ſagte die Schwarze ruhig, weil ſie ihres Vorteils bewußt war. „Und ich frag' nu, wann das erſt' Aufgebot gehalten wird."

Die Frau Bügel verbiß ihre Wut. So tapfer ſie war, vor tollen Menſchen fürchtete ſie ſich. Und die ſo redete, mußte toll ſein. Sie wollte das Fenſter öffnen und um Hilfe ſchreien.

Aber die Schwarze nahm ſie bei den Armen und hielt ſie feſt. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleiſch und Knochen zuſammen. Solche Kraft hat nur ein toller Menſch. Die Frau Bügel war eine ſtarke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll iſt. Das, was ſie empfand, ging weit darüber hinaus.

„Nu bin ich die Geſichter ſatt," ſagte die Schwarze und freute ſich über ihren Triumph. Die Frau Bügel ſah nun, daß ſie ihr Mann nicht war. „So leid' ich's nicht länger. Es giebt nur ein Gered' unter den Leuten, wenn Brautleut' ſo lang' vor der Hochzeit in einem Häusle beiſammen ſind. Den nächſten Sonntag muß das erſt' Aufgebot ſein, und den Sonntag über drei Wochen iſt die Hochzig. Und wenn niemand anders zum Pfarrer geht, ſo geh' ich. Ein End' muß ſein."

Die Frau Bügel war nahe daran, ſelbſt konfus zu werden. Die Schwarze ſprach wie eine Tolle, und ſprach doch auch, als wäre ſie bei Verſtand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte ſie dem Verſtändniſſe näher. „Der Jung' hat kein gut Gewiſſen. So iſt alles Betrug geweſt. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erſt noch dabei."

„Was haſt du gemacht, Jung'?" fragte ſie ihn drohend.

„Ja, was hab' ich gemacht?" fragte der Schneider voll Angſt.

„Ich bin doch nu ein Burſch — der von Nachbars iſt ſechs Jahr jünger und hat gefreit.“ Der Schneider war ein geteilter Menſch. Daß er ſah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deshalb hatte er ja die Schwarze hereingeſchwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

„Und da thut der Nichtsnutz noch, als müßt' er dabei ſein, wenn er ſoll frei'n? Das iſt meine Sach'. Da hat ſo ein Jung' ſich nicht drein zu miſchen. Das geht dich nix an, wen du ſollſt frei'n. Und ſo ſchlecht du biſt, Jung', für ſo ein'n Hackſtock biſt du noch zu gut. Da wird nix. Und die da macht nu ein End' und packt ſich. In meinem Häusle iſt niemand Herr, als ich. Sonſt will ich den Polizei laſſen kommen.“

„Gut,“ ſagte die Schwarze, ohne ſich zu rühren. „Und wenn das alt' Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, ſo laſſ' ich den Polizei kommen. Da iſt's, wenn das alt' Fegfeuer kann leſen.“

„Thu' ihr ihre Brillen her,“ wandte ſie ſich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, ſich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl geſagt: „Wer ſo was unterſchreibt, iſt ſein eigener Herr nicht mehr, und hernachen iſt ſeine Seele wie verſiegelt.“ Der Schneider fühlte einen Druck auf ſeiner Seele, als ſtecke ſie unter einer Siegelpreſſe. Aber er tröſtete ſich: „Wenn ſie nur einmal ſieht, es iſt nicht anders, hernach wird ſie ſich ſchon beruhigen.“

Das ging aber nicht ſo ſchnell. Erſt war die Frau Bügel erſchrocken, daß ihre Naſe all ihre Farbe verlor; dann erholte ſie ſich und ſagte: „Was ſo ein Jung' ſchreibt, das iſt nix geſchrieben. Was ſo ein Jung' ohne ſeine Mutter macht, das iſt nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh' verſprechen, denn ich bin eine Frau; aber ſo ein Jung' kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelaſſen.“

„Ei, ich weiß ſo eins,“ ſagte die Schwarze höhniſch, „wo die Leut' wiſſen, wenn ſie 'nein kommen, aber nicht, wenn ſie wieder raus kommen. Und das iſt im Turm, und da hat der Büttel den

Schlüſſel dazu. Und wenn einer mündig iſt, da gilt's, was er hat geſchrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber Sie braucht einen. Und wenn Sie was ſchreibt, da muß ein Kurator dabei ſein. Und nu will ich ein End' und geh' auf der Stell' zum Paſtor."

Aber noch ergab die Frau Bügel ſich nicht, ſo wenig mehr ſie gegen die Gültigkeit der Verſchreibung aufbringen konnte. Sie ſagte: „Recht ſo. Und der Jung' kann mitgehn. Aber in mein Häusle ſoll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal ſterb', ſo vermach' ich's der Sannel. Hat er's ohne mich geſchrieben, ſo kann er auch ohne mich ſein, der Nichtsnutz, der!"

Die Schwarze lachte. „Ja, ſo dumm, wie man ſelber iſt, darf man die Leut' nicht meinen," ſagte ſie. „Das Häusle kommt von ſeinem Vater, und das bißle andere Hab und Gut iſt auch von ihm. Und nu iſt's alles dem Hannes, und nu fragt ſich's nicht, ob Sie mich will 'rein laſſen. Nu iſt's die Frag', ob ich Sie rein laſſ'. Denn in meinem eignen Häusle laſſ' ich mir nicht auf der Naſen tanzen."

Die Schwarze zog ſich zum Ausgehen an. Und das that ſie ſo, daß man auch ſehen ſollte, ſie ſei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in ſich zuſammengebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgeſpielt würde. Und wie ſchlecht es ſei, ſich durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzuſtehlen.

„Ja," ſagte die Schwarze und lachte dazu. „Und ſo ein Schiebkarr'n von einem Häusle war's auch der Müh' wert. Ich hätt' eine Wirtſchaft können bekommen, die hundertmal ſo viel wär' wert geweſt. Um ſolch' Armutei trägt's auch aus, ſo viel zu reden. Mich hat's ſechsmal gereut gehabt. Aber ich hab' einmal meinen Kopf aufgeſetzt gehabt. Es iſt den Arger nicht wert, den hab' ich einfreſſen müſſen. Aber ich will ihn ſchon wettmachen; da hab' ich mir die Hand darauf geben."

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und er hilflos in der Gewalt ſeiner Mutter ſein würde. In der Angſt, nur fortzukommen, ſagte er: „ich geh' mit." Und da die Schwarze nicht wartete, ſo lief er, Jacke und Weſte, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen, der Gehenden auf dem Fuße nach.

Ein junger Fürſt, der einen Thron beſteigt, oder ein neuer Miniſter pflegt, wie man ſagt, alles auf den Kopf zu ſtellen, was ſein Vorgänger auf die Füße geſtellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt. Und vielleicht hat das ſein Gutes, wenn der große, ewig ſchlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, ſeine gläſernen Augen einmal aufzuthun. Schaden wenigſtens wird es ihm nichts, denn er macht ſie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, iſt's ſogar nötig, daß es manchmal auf die andere Seite gewendet wird.

Das Schickſal widerfährt aber auch dem kleinſten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Geſicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen faſt am Ende von Luckenbach. Eine Thüre oder ein Fenſter aufzulaſſen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen geweſen, jetzt verſah's eins bei der Regierung, wenn es ein Fenſter oder eine Thüre ſchloß. Die vorige war eben eine Kabinettsregierung, die eine große Scheu vor der Öffentlichkeit trug; die nunmehrige ſcheute ſich weder vor der Öffentlichkeit, noch ſonſt vor etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tiſchen und Stühlen, ein Hin- und Herlaufen, Herüber- und Hinüberfragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was ſie denken ſollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angſt geriet. Hatte die Schwarze damit beabſichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, ſo war die Abſicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher, wie die wilde Jagd und die anderen Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder anders gerückte Stuhl oder Tiſch, wie ein Stück von ihrem Herzen losgeriſſen. Aber wagte ſie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut' im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachſen, wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachſen war, da ſaß ihr Leben. Wer da durchgeſchnitten, hätt' es auch zerſchnitten.

Ein Glück für die anderen war's, daß die Schwarze meinte, ſie habe ſich genug geplagt auf der Welt; beſonders ſich Gewalt genug angethan, in das Häusle hereinzukommen; ſie wolle es nun auch genießen. Zunächſt begann ſie, was ſie früher am Schlafen ver-

ſäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollendet, wenn die Schwarze ihres anfing. Die Stunden, die ſie länger im Bett verbrachte, als eine Hausfrau ſoll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenſchnitt an einem Gänſebraten iſt. In dieſen Stunden, wo die Sonne des Hauſes noch nicht aufgegangen war, ſtand die Frau Bügel als Mond an des Hauſes Himmel. Da ſchien das Alte wieder hergeſtellt und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß dieſe Regierung ſozuſagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer, als ſonſt. Dieſe hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halſe, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte ſie, als wäre die Sannel ihre Magd, und plagte ſie, wie ſie nur konnte. Aber die Sannel überſah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hauſe. Sie mußte nun wenigſtens nicht mehr hungern; ſie hatte wieder den Mut zu eſſen, weil ſie ihr Eſſen wieder verdiente.

Der Hannes hatte ſich eine andere Luſt dabei gedacht, wenn er mit dem großen Mädchen über die Gaſſe zum Paſtor gehen würde, das Aufgebot zu beſtellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daherkommen ſah, lachte. Einer fragte: „Nu, Mädle, wo willſt du mit deinem Schneider hin?“ Andere riefen: „Mach, Hannes! Häng' dich an ihre Schürze, ſonſt reißt ſie dir aus.“ Der Schneider ärgerte ſich nicht darüber. Er war ſolche Reden gewohnt. Er ſah ſich um und fragte mit den Augen: „Nu, iſt das eine?“ Er ſah, wie ſie in ihren Herzen meinten: hätt' man das dem „Jung'“ zugetraut, daß er ſich an ſo eine macht! Die Eitelkeit kam wieder über ihn und er vergaß für den Augenblick, daß ihn ſeine Mutter dauerte und daß er an ſeinem Schatze und ſeinem Glückstraume irr geworden war.

„Seht nur, wie klein der Schneider iſt,“ lachte ein Gaſſenjunge dem Paare nach. Der Hannes ſah zurück und ſagte ſtolz: „Und nimmt doch ſo eine große Frau!“

Zu Hauſe war es anders mit ihm. Nicht, daß er ſich über die Größe ſeiner Braut gefreut hätte. „Aber,“ ſagte er zur Sannel, „das viert' Gebot, das hat's auf mich abgeſehn. Ich möcht' nur wiſſen, was ich dem vierten Gebot hätt' gethan. Nu iſt die Mutter noch ſchlimmer, wie ſie ſonſt iſt geweſt und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ich's Meiner ſagen thät', die litt's gewiß nicht. Aber nu dauert

mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwiſchen Thür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter thät', wenn ſie's wüßt'!"

„Und das iſt auch recht von dir," ſagte die Sannel, „deine Mutter hat ſchon genug von Deiner zu leiden. Ach, Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen biſt unter die Traufen kommen, wie die Leut' ſagen! Was einmal iſt geſchehn, davon ſoll man das Beſt' reden; aber ich wollt' doch, Hannesle! Ich weiß doch, was ich wollt', wenn ich's auch nicht ſag'."

Eines Tags, die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigſtens noch nicht aufgegangen am Himmel der Wohnſtube und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont, pochte es an die Thüre und auf der Frau Bügel Herein! folgte eine fremde Geſtalt dieſer Weiſung. Das war nicht leicht; denn der die Thüre gebaut, hatte offenbar dabei nicht an ſolche Geſtalt gedacht. Es war ein junger Menſch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübſch gewachſen. Etwas phlegmatiſch ſchien er zu ſein; er ſah ſich erſt in der Stube um, und dann ſagte er ſehr langſam: „Ihr Diener, Frau Meeſtern."

Die Frau Bügel erwiderte den Gruß und fragte „was er wolle".

Ebenſo langſam wie vorhin ſagte der Menſch: „Da unten bin ich einem recht chemütlichen Mädel bechechnet; die chehört wohl ins Haus?"

Es wird die Sannel geweſt ſein, dachte die Frau Bügel und ſagte: „'s kann wohl ſein. Wenn Er weiter nix will, hätt' Er ſie ſelber können fragen."

Unterdes hatte der Blick des Menſchen auf dem Schneider geruht, der, ſobald er das gemerkt hatte, ſich ein rechtes Anſehen gab. „Was das für ein Eulenſpiegel iſt?" dachte der Schneider.

Der junge Menſch hatte wirklich etwas vom Eulenſpiegel in ſeinem Geſicht. Die Hauptſache darin war ein gewiſſes phlegmatiſches Behagen, darauf ein Schalk zu ſitzen ſchien, aber ein ſehr gutmütiger. Aber vielleicht ſahen die blauen Augen nur ſo ſchalkhaft aus, weil ſie wie aus einem Verſteck hervorlugten. Den Verſteck bildeten die vollen, nur leiſe geröteten Backen, die ſich beim behaglichen Lächeln in die Höhe ſchoben. Und dies behagliche Lächeln ſtand ſo verſprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gaſtwirt in der weißen Schürze vor ſeiner Gaſthofthüre.

„Eechentlich komm' ich," ſagte der Menſch, „als ein Schneidergeſelle, der bei den Meeſtern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn iſt?"

„Donner!" ſagte der Schneider in ſeinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf ſeiner Brücke. „Eine große Frau hab' ich; wenn ich noch ſo einen Geſellen dazu hätt'! das wär' noch anders, wie ein großer Hund!"

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loſer Vogel müſſe den Geſellen dahergeſchickt haben. Sie ſagte barſch: „Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem gehn, wo ihn hergeſchickt hat."

Der Geſelle ſchien nicht gern zu gehen. Der kleine Meiſter ſchien ihm Spaß zu machen; vielleicht war das „chemütliche Mädchen" im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur ſein natürliches Phlegma nicht, ſich ſchneller nach der Thüre umzuwenden, als er that. Er ergriff eben die Klinke der Stubenthüre, als die Schwarze im Oſten der Kammerthüre aufging und ihre erſten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Geſell dachte: „ſollte das das chemütliche Mädchen ſein?" und wandte ſich wieder um, und dasmal etwas raſcher. Er ſah, er hatte ſich getäuſcht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes und er ſagte: „Alſo es iſt keine Arbeit für einen Cheſellen?"

Der Schwarzen gefiel der Burſche, und ſie mußte ihm zeigen, daß ſie hier Herrin war.

„Wo iſt denn der Geſell daheim?" fragte ſie.

„Eechentlich," entgegnete der Geſell, „in Delitzſch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da ſollt' ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eechentliche Grund: ich ſoll mir eine junge Meeſterin holen. Sie iſt ſelber aus der hieſigen Chegend und meint, hier wachſen die beſten."

Die Frau Bügel bereute es, daß ſie ihn ſo barſch abgewieſen, und gab durch ein Nicken kund, ſeine Mutter habe recht und ſei eine, die's verſteht. Freilich dachte ſie nicht an den jungen Wuchs, nur an ſich ſelbſt, und da hatte des Geſellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüt der Schwarzen aber ging ein Gedanke auf. Nach dem guten Anzug des Geſellen mußten ſich ſeine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, ſich zu ſetzen, „damit er die Ruh' nicht 'nausträgt", und da er guter Leute Kind zu ſein ſcheint.

„Es cheht noch," ſagte der Geſell. „Meine Mutter hat zwei Häuſer in Delitzſch und eins in Magdeburg, und das Cheſchäft

cheht auch nicht ſchlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Eheſchäft führt mein Onkel.“

„Das iſt wohl auch ein Reicher?“ fragte die Schwarze.

„Das nich,“ erwiderte der Geſell. „Er iſt arm, aber tuchend-haft, und da haben wir ihn chewiſſermaßen als Vater anchenommen.“

„Nu,“ meinte die Schwarze, „es iſt juſt nicht ſo notwendig, daß wir einen Geſellen einſtellen; aber weil der Menſch ſo anſtändig iſt, ſo kann man's ſchon machen.“

„Alſo kann ich kommen,“ ſagte der Geſell und empfahl ſich höflich. Draußen auf der Treppe ſchnippte er mit den Fingern. Er beſaß die Beobachtungsgabe, die ſo häufig die Mitgift und die Ent-ſchädigung des Phlegma iſt. Dieſe hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von dieſem Hausweſen gemacht worden waren, ziemlich vollſtändig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er ſich wohl den Spaß machen, da Geſelle zu ſein. Auf den Lohn brauche er nicht zu ſehen; denn, was er von ſeinen Umſtänden er-zählt, war nicht erlogen. Er wäre gern dem „chemütlichen“ Mädchen noch einmal begegnet und ging deshalb noch langſamer, als ſeine natürliche Art war. „Nu,“ ſagte er in der Hausthüre, „was heute nich iſt, das iſt morgen. Und preſſiert bin ich nich.“

Die Schwarze aber meinte: „Das wär' ein andrer für mich, wie der dort. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Geſcheit'ſt ſcheint er nicht. Ich probier's. Der dort und das armſelig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erſt dort drin, den Unkel will ich weiſen, wo er hingehört.“

Der Geſell war eingetreten und hatte beſſer Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebſten frei'n würde. Sie müſſe wohl tüchtig auftreten können, da ſein Hausweſen ſo groß ſei.

„Ja,“ ſagte der Geſell, „unſer Hausweſen iſt chroß chenug, und eine chroße Frau wär' nicht übel. Aber nach der Chröße allein frag' ich nich. Chemütlichkeit und Sanftmut hat den chrößten Reiz für mich.“

Von dem Augenblick an war die Schwarze die „Chemütlichkeit“ und Sanftmut ſelbſt. Aber auch den alten Fleiß ſuchte ſie wieder hervor. Das Zwiſchenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze ſtand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand ſich

dabei nicht ſchlechter. Ging das Zwiſchenreich auf Strümpfen, ſo wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handſchuhen.

„Siehſt du, Sannel,“ ſagte der Schneider, als ſie zufällig allein beiſammen waren, „das hab' ich gewißt. Sie hat's nur übelgenommen gehabt, daß die Mutter ſie erſt hat wollen probieren. Sie hat mir's geſagt. Aber ich hätt's auch nicht länger mehr ſo mit angeſehn. Denn Reſpekt muß ſein im Haus. Und ſie iſt mir jetzt noch nicht ſo recht, wie ich ſie will haben. Du ſollſt dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh'.“

Und wirklich that er das. Je nachgiebiger ſich die Schwarze zeigte, deſto höher ſchwoll ſein Übermut. Zuletzt mußte ſie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln ausziehen. Mit jedem Tage nahm er ſich mehr heraus. Und das ſchien ihr eben recht zu ſein. Je mehr er verlangte und je trotziger er auftrat, deſto williger ſchien ſie zu werden, deſto ſanfter und „demütlicher“ zeigte ſie ſich.

Der Schneider war glücklich. „Da ſiehſt du, Sannel, was beim Beſinnen 'raus wär' kommen. Nu wär' ſie in Schackigt und das viert' Gebot thät' noch immer mit mir machen, was es wollt'! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, beſinn' dich nur nicht drüber.“

Die Sannel ſagte nichts, aber ſie ſchüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider ſah es nicht vor dem großen Hund, an den er dachte. „Eine große Frau, ein großer Geſell, ein großer Hund! denn aller guten Ding' müſſen drei ſein,“ ſagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, ſo ſanft, dienſtwillig und geduldig ſie ſich zeigte, wich ſeinen Liebkoſungen aus. Beſonders vor dem Geſellen. „Es iſt eine Schand',“ ſagte ſie, „wenn ein fremder Menſch dabei iſt.“ Waren ſie allein, dann ſetzte ſie ihn wohl auf ihre Kniee und ſchaukelte ihn, wie man mit einem Kinde thut. Dabei hielt ſie ihn ſo weit von ſich ab, daß alle ſeine Verſuche, ſie zu umfaſſen, mißlingen mußten; wollte er ſie küſſen, dann hielt ſie ihm lachend das Ohr hin; wollte er ſich damit nicht abſpeiſen laſſen, dann wurde ſie wohl ärgerlich und ſagte: „Nu laß mich ungeſchoren! Spiel' du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab' mehr zu thun. Und daß du vor dem fremden Menſchen nicht thuſt, als wenn wir Brautleut' wären! Ich ſchäme mich ſonſt.“

„In acht Tagen iſt unſre Hochzig,“ ſagte der Schneider, „und da erfährt's die ganz' Stadt, wer's noch nicht weiß.“

„Damit hat's Zeit," meinte dann die Schwarze. „Damit dann die Leut' denken, man kann's nicht erwarten? Und wenn's erſt im Winter wird, das iſt immer noch Zeit genung."

Mit dem Geſellen war die Schwarze anders. War ſie einmal mit ihm allein, dann klagte ſie, was ſie im Hauſe dulden müßte. „Meine Leut' wollen einmal, ich ſoll den nehmen. Und ich bin ſo ein dumm Ding, das alles thut, was die Leut' wollen. Hundert Mädle an meiner Stell' thäten's nicht."

„Chewiß," ſagte der Geſell, „chewiß. Ich hab's manchmal für mich chedacht."

„Nu, ich kann's immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer ſo ein ſanft Mädle geweſt. Mein Fräle hat oft geſagt: du mußt's einmal gut kriegen, du verdienſt's. Aber Wort' ſind Wort', und es geht doch, wie's will." Sie ſeufzte tief.

Der Geſell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er ſeufzte mit. „Was noch wird," ſagte er, „das kann man ſo chenau nicht wiſſen. So was kommt manchmal wie vom Himmel chefallen."

„Ja, wenn ich hübſch wär'. Nach der Sanftmut, da fragen die Männer heutzutag' nicht."

Der Geſell zuckte dann die Achſeln; aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, ſondern zu der Thorheit der Männer heutzutag.

„Nu, wenn Sie nicht hübſch ſind! Da weiß ich nich. Aber ſo 'ne Chroßmutter iſt nich auf den Kopf chefallen. Und — und — mir hat ſo was cheträumt. Ich chlaube, ich bin nich umſonſt in das Haus da chewieſen worden. Es cheht manchmal wunderlich in der Welt."

Mehr war mit allen Künſten nicht aus dem Geſellen zu bringen. Und es gab keine Kunſt, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, ſtrich ſich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, ſeufzte und wurde ſo „chemütlich", daß dem Geſellen hätte Angſt werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ ſie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel" in Delitzſch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und ſie ſich in ihrem Herzen an dem Geſellen ſelber vergriff. Hatte ſie ihn nur erſt, dann wollte ſie ihn ſchon aus ſeiner Ruhe herausjagen, die ſie

jetzt so sehr ärgerte. Die Schwarze ließ sich nicht zum besten halten. Und doch schien er es darauf anzufangen.

Jetzt war in der That der Schneider der Herr im Hause. Viele Tage vergingen und man hörte ihn nicht auf der Gasse schrein: „Respekt muß sein im Haus.“ Die Neugier, wie das kommen möge, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Gesell, wie man sagt, alle Hände voll zu thun. Die solchergestalt den Haushalt in der Nähe gesehen, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Lust sei, dem kleinen Meister und seinem großen Gesellen zuzusehen. Sie erzählten allerlei Geschichten, wovon sie Zeugen gewesen sein wollten. Dann hieß es, der Schneider steige, wenn er mit dem Gesellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabsehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Gesell die Hand ausstrecke, so oft er mit ihm rede. Der Gesell habe gesagt: „Na, 's wär' doch schade um den chuten Meester, wenn er herunterfallen thäte. Die Brücke ist hoch, und da ist's, damit ich zuchreifen kann, wenn er chetorkelt kommt.“ Der Schneider sei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Gesellen mit der Elle vor der Nase herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und sei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Gesell habe phlegmatisch gesagt: „Na, hab' ich's nich chesagt?“ Und gerufen: „Aber, Meester, wo liegt Er denn eechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?“

Die Bemühungen der Schwarzen um den Gesellen waren zu handgreiflich, als daß sie nicht hätten bemerkt werden sollen. Der Frau Bügel erregten sie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre sein sollte, so fühlte sie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und sie wäre gewiß zu deren Verteidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte sie: wenn's der Schwarzen gelingt, wird man sie los. Und weil sie es wünschte, so glaubte sie, der Schwarzen werde es gelingen. Soviel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in solchen Reichtum hineinkommen sollte, und so gern sie das gehindert hätte. Darum hielt sie sich ruhig, that, als sähe sie nichts, und sagte auch dem Schneider nichts davon, der in seiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unschuld vielleicht nichts gemerkt,

wäre sie noch so beschäftigt gewesen, als sonst. Vielleicht war auch, ohne ihr Wissen, Eifersucht im Spiele und machte ihr die Augen, die sonst so geneigt sich zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu sehen, schärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal sagte er zu der Sannel: „Die Leut' wollen mir was zu Gehör reden. Das merk' ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?"

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man sie fragte, zu verschweigen. Aber, wie sie gewohnt war, den Hannes in allem bei sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, sagte sie eifrig: „Nein, du bist ein gescheiter Bursch, Hannesle. Und wo die Leut' meinen, es ist Dummheit, da ist's manchmal nur zu große Gutthat bei einem."

„Nu, du red'st doch auch beinah wie die Leut'," sagte der Schneider. „So daß es klingt, als thät'st du was damit meinen, und wollt'st doch nicht sagen, was? Was die Leut' haben, das weiß ich; das ist nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl sein, da sind sie gleich da; und was der best' Rock ist und von der Nadel weg, da soll's verschossen sein, und die Knopflöcher sind nicht recht umnäht, und die Taschen sind zu klein, und sollt's nur der Henkel sein, als wenn der nicht lang' könnt' halten. Der Gesell, das ist ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burschen mag. Vor so einem brauch' ich mich nicht zu fürchten. Und sie müßt' nicht ein Narr sein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?"

„Ja; das schon," entgegnete die Sannel. „Aber es hat eins das lieber und das ander' das. Und der Gesell ist schon einer, den eine Mädle lieb gewinnen kann. Und nu hat er drei Häuser und ist ein reicher Mensch, und das ist doch auch nichts Gering's. Und wem's um ein Häusle zu thun ist, dem sind drei lieber, wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig' stehn! Nein, Hannesle, du mußt nicht so ein Gesicht machen."

„Wenn ich das wüßt'! Sannel, wenn ich das wüßt', Sannel, der Gesell thät' mich dauern. Aber wenn einer in der Wut ist, hernachen fragt er nach nichts." Der Schneider fragte nicht, ob's der Luft weh that, die er mit Fäusten schlug, als hätte sie drei Häuser und ein Mädchen könnte sie schon lieb gewinnen.

„Aber es ist dumm' Zeug. Sie ist die Liebetät selber."

„Ja," ſagte die Sannel, „ſeit der Geſell da iſt und hat geſagt, er wollt' eine Frau aus unſerer Gegend, und es müßt' eine ſanfte ſein. Da iſt ſie auf einmal ſanft geworden. Ach ich wollt', Hannesle, ich wollt' um deinetwillen, der Geſell nähm' ſie; aber ich denk' nicht, daß er ſie nimmt. Es wär' gut für dich, Hannesle, es wär' beſſer für dich, wenn dich's auch erſt ärgern thät'."

„Mordſapperment, und daß dich der Kuckuck hätt', Sannel, nu wird's ſchrecklich. Solch' ein Geſchicht' hat noch nicht im Schackigter Kalender geſtanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon iſt dabei geweſt."

Der Sannel wurde es bange. „Ach Gott, Hannesle, du haſt doch nichts Schlimm's vor?"

„Wenn einer einmal ſo weit iſt," ſagte der Schneider, „hernachen hört alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird; aber wenn's wird, hernachen wird's was Schrecklich's. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang'. Wenn ich anfang', hernachen hat's aufgehört. Frag' nur die Sannel! Und erſchreck' nicht, Sannel, wenn's wird."

Die Sannel that, was ſie konnte, ihn zu beſänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnſtube. Die Sannel eilte nach, aber die Thür war hinter dem Schneider ins Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob ſie rufen ſollte. Sie lauſchte in ihrer Angſt am Schlüſſelloch, aber ſie hörte nichts.

Der Geſelle war allein in der Wohnſtube geweſen. Er ſaß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und ſchwang ſich hinauf.

„Nu iſt's aus," ſagte der Schneider, „nu iſt's aus."

Der Geſell griff phlegmatiſch in ſeine Taſche und brachte ſein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meiſter verwundert.

„Das, was aus iſt," ſagte der Schneider gewaltig, „das kann nicht wieder angezünd't werden."

„Ja," ſagte der Geſell, „der Meeſter hat ſeine Pfeife auscheraucht. Ich dachte, ſie wär' ihm bloß auschechangen. Nu, da iſt zu helfen."

„Ja, von wegen," ſagte der Schneider mit ſchrecklicher Stimme, und ſchien mit der Fauſt auf den Deckel ſeiner Pfeife zu ſchlagen; aber eigentlich ſchlug er auf den Geſellen. „Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End' will ich machen. Meine Braut, das iſt meine Braut. Weiß Er das?"

„Ach, der Meeſter iſt doch nich char eiferſüchtig?“ fragte der Geſell. „Die Müh' braucht der Meeſter ſich nich zu cheben.“

„Ich kann mir ſo viel Müh' geben, als ich will,“ ſagte der Schneider außer ſich. „Ich bin der Meiſter und Er iſt mein Geſell. Ich laſſ' mir nicht vorſchreiben, was für eine Müh' ich mir ſoll geben. Ich geb' mir eine Müh', was für eine ich will. Und das geht keinen Menſchen was an, geſchweig' meinen Geſell. Und wenn Er nicht ſtill iſt, ſo iſt mir's nicht zu viel, ich ſchmeiß' Ihn zur Thür da 'naus.“

„Na,“ ſagte der Geſell phlegmatiſch; „ich hätte doch chemeint, das wär' dem Meeſter zu viel. Er müßte chedenken, es auf zweimal zu machen.“

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geſelle hatte bemerkt, dem Meiſter war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand geſteckt, ein altes Stück Kleidermaß angezündet und hielt es dem Meiſter auf den Tabak. Während dieſer ſeine Pfeife mechaniſch in Brand ſetzte, aber mit ſchrecklichen Geſichtern andeutete, daß deshalb der Friede noch nicht geſchloſſen ſei, fuhr der Geſelle fort:

„Na, und ich dächte, der Meeſter hätte mir einen beſſern Cheſchmack zuchetraut, als daß ich mich um das alte ſchwarze Cheſchöpfe ſollte bemühn. Da kann der Meeſter ruhig ſein. Das kann keinem vernünftigen Menſchen ins Chehirn kommen, wo ſo ein chemütliches Mädchen zuchechen iſt. Ich bin weit herumchekommen, aber ſo hübſch hab' ich noch keine cheſehn, wie die Sannel da bei Ihm im Hauſe; das müßt' ein ander Frauchen cheben.“

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß ſeinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heiratbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht geſehen. Der Geſell, wußte er, wollte ſich eine Frau holen. Es kam ihm die Angſt, er möchte die Sannel wollen, und dieſe Angſt zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht geſehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heiraten konnte; und in dem Entzücken des Geſellen ſah er erſt, wie ſchön die Sannel war.

Der Geſelle ſchien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er ſagte: „Na, nu wird der Meeſter doch auch

auf die eiferſüchtig ſein. So chroß und ſtark der Meeſter iſt, aber zwei für einen ſind doch zu viel."

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Geſellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zuſammen zu packen und zu gehen. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehen laſſen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geſelle aufgeſteckt. Dafür wollte er den Geſellen fortſchicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erſt, als nach dem Feierabend der Geſell in die Herberge gegangen war, wo er ſchlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die Schwarze die Klauen zeigen, die ſie unter den Sammetpfötchen der Verſtellung verborgen.

„Und das leid' ich nicht," ſagte der Schneider, „und der Geſell muß fort. Da iſt ein Wort wie hundert."

„Ja," ſagte die Schwarze; „ein Wort von dir iſt nix, und hundert ſind auch nix. Der Geſell bleibt da, und ich will ſehn, ob mir eine in meinem Häusle ſoll bleiben, wo ich nicht will haben."

„Reſpekt muß ſein im Haus," ſchrie der Schneider. „Und eh' die Sannel 'raus ſoll, da kannſt du eh'nder gehn."

Die Schwarze ſchlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heiratsverſprechen ſteckte. „Reſpekt?" lachte ſie; „wenn du mich nicht thät'ſt dauern! Du willſt mich ziehn? Weil ich dir die Schuh' hingetragen hab' und hab' dir die Stiefel ausgezogen? Denkſt du denn, es iſt mir was an dir gelegen?"

„Und haſt dir Müh' gegeben, bis du mich haſt gehabt," ſagte der Schneider. „Ja, da haſt du anders gered't, du falſche ſchwarze Katz'. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergaſſen? Und du hätt'ſt verdient gehabt, ich hätt' dich laſſen ſitzen und ich wär' ſo geweſt, wie du da haſt gemeint. Und nu willſt du's mit dem Geſellen machen, wie du's mit mir haſt gemacht!"

Die Schwarze ſah ihn verächtlich an. „Du biſt auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Geſellen vergleichſt. Und die möcht' ich ſehn, die du haſt laſſen ſitzen. Und meinſt du denn, wenn ich den Schackigter Müller hätt' können haben, ich hätt' dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt' gewollt? Dich nähm' keine andre mit dem Häusle, geſchweig' gar ohne. Da nähm' eine

hundertmal den Gesellen, und wenn die Kleider nicht sein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mitsamt deinem Häusle. Was denkst du denn? Denkst du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt' was anders im Gesicht haben, wo die Augen sind. Denkst du denn, dich nähm' eine, die sich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinterdrein schrein, wenn man mit dir über die Gass' geht, und die Leut' bleiben stehen und lachen. Und denkst du denn, ich hab' dich für einen Mann angesehn? Da wollt' ich mir lieber einen aus der Schule holen; da sind größere und stärkere, als du. Und bild'st dir doch ein, man soll Respekt haben? Die Katz' möcht' ich sehn, die Respekt hätt' vor dir, und wär' sie erst sieben Tag' alt. Und wenn das Kätzle seine Klauen herausthut, da läufst du davon, wie ein Schneider. Und nu läßt du mich gehn und bist froh, wenn der Gesell mich nimmt, und du wirst mich los. Du sollst sehn, wie dir's geht, wenn du machst, daß der Gesell was merkt. Bei Tag sollst du auf deiner Brücken schwitzen, und die Nacht steck' ich dich in den Kleiderschrank. Da kannst du die Mäuse verjagen und schreien: Respekt muß sein im Kleiderschrank."

Damit ging die Schwarze hinaus und schlug die Thür als Siegel unter ihre Rede.

Als später die Sannel herein kam, um Abschied zu nehmen, fand sie den Schneider vor einem Stuhle knieen. Seine Arme lagen auf dem Polster und sein Kopf auf seinen Armen. So hatte er schon lange gelegen. Die Sannel sah an der Bewegung seines Kopfes, daß er schluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkosend sein Gesicht aufheben. Er ließ es nicht geschehen.

„Sei gut, Hannesle," sagte die Sannel wie eine Mutter; „steh' auf und sei gut!"

„Ja, daß du mich auslachst," schluchzte der Schneider. „Die Jungen schreien hinter mir her und die Leut' bleiben stehn und lachen. Es ist kein Mädle, wo mich mag, mich armen Bursch."

„Du wirst dir doch nicht so was lassen weismachen?" sagte die Sannel und weinte vor Mitleid. „Und kannst denken, ich lach' dich aus?"

„Nu, bist du nicht deswegen kommen?" schluchzte der Schneider. „Du bist falscher, wie alle."

„Ich bin kommen," sagte die Sannel tief bekümmert, „weil ich fort muß. Ich bin so lang' in dem Häusle gewesen; es ist mir

immer noch, als könnt's nicht sein. Ich hab' nicht daran gedacht, bis jetzt, daß es könnt' sein, ich müßt' einmal fort. Ich hab' dir's gesagt und du hast's nicht wollen glauben, und nu ist's doch."

„Du willst fort, Sannel?" fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knieen vom Boden. „Du willst fort, Sannel? Du willst fort?"

„Ja, ich muß," sagte die Sannel.

„Ja, nu gehst du fort," schluchzte der Schneider; „es soll auch kein bißle Trost bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend ist, hernachen hilft ihm keiner, da stoßen sie einen tiefer 'nein. Nu wird auch der Ofen fortgehn da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zusamm', und das ist mir eben recht, wenn mich's nur erschlägt. Aber die schwarz' falsch' Katz' müßt's auch erschlagen; da wollt' ich lustig sein. Das wär' eine Hochzig, wie ich sie möcht'! Du denkst, das ist nicht mein Ernst? O, ich bin einer — frag' nur die Sannel! Juhu! Hochzig! Aufgespielt, ihr Musikanten; und nu, Häusle, krach!"

Die Sannel war außer sich, als sie den Schneider so reden hörte. Und er tanzte noch zu seinen Reden und schlug mit den Armen um sich, wie besessen.

„Ach, Hannesle, du wirst doch nicht überschnappen?" rief sie.

Die Angst des Mädchens um ihn that ihm wohl. Es hing doch ein Mensch an ihm. Er faßte sich zusammen und sagte: „Nein, Sannele, da müssen doch noch andere Püff' kommen. Und du bleibst, Sannele; oder wenn du gehst, geh' ich mit. Die schwarz' Katz' mag das Häusle behalten; ich geh' mit dir, Sannele, ich geh' mit dir!"

„Nein, Hannesle," sagte das Mädchen; „das geht net. Siehste, was soll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm' Häusle, wenn seine Leut' alle weggehn? Und die vom Amt, die werden's auch nicht leiden. Du mußt ans viert' Gebot denken, Hannesle!"

„Das viert' Gebot! Es wär' an den andern neun genug gewest, es hätt' nicht auch noch das viert' gebraucht. Das viert' Gebot, das ist wie ein Kreuz, an das ich geheft't bin gewest, seit ich mich kann besinnen. Und jede Stund' den Tag hat ihren Nagel 'nein geschlagen. Ich hab' müssen geboren werden, damit das viert' Gebot was gehabt hat, womit's hat können spielen, wie die Maus mit der Katz'. Wenn ich der Papst wär', ich ließ's 'rausschneiden aus dem Katechismus. Aber wo willst du denn hin, Sannel?"

„Guck," ſagte das Mädchen; „aber du mußt geſcheit ſein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh' ich zur Unterender Bas, die wird mich wohl eine Zeit bei ſich behalten. Und der Magdeburger will mich frei'n. Er will heim, und hernach will er wiederkommen und mich holen. Er hat mir's geſagt. Noch den Tag will er zum Paſtor und will's beſtellen."

Der Schneider brach zuſammen. Erſt konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach faſt das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem Boden ſaß und in ſeine kleinen Hände weinte, wie ein kleines Kind.

„Recht," ſagte der Schneider, „und da kann er gleich meine Leich' mit beſtellen. Das viert' Gebot ſoll ſich verrechnet haben, wenn's hat gemeint, es will mich noch lang' thürängeln. Geh', Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk' dir's nicht. Der Magdeburger, das iſt einer, und ich bin keiner. Das iſt ein großer, ſchöner Menſch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert' Gebot hat's auch nicht auf ihn abgeſehn. Nein, ſei ſtill, Sannel, du brauchſt nix zu ſagen. Ich verdenk' dir's nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab' immer geſagt, was ich für einer wär' und hab' großgethan, als wenn ich auch einer wär' wie die andern Burſch'. Ganz da drin in meinem Herzen hab' ich's wohl gewußt, daß ich nicht ſo einer bin geweſt. Und ich hab' nur ſo gethan, damit ich's vergeſſen wollt', daß ich nicht ſo einer bin. Von Kind an haben die Leut' über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her geſpottet, und ich hab's müſſen hören, daß ich nicht bin wie ein andrer Menſch. Und ein Menſch bin ich doch geweſt, und ein Menſch hat doch eine Seel' im Leib, und wenn der noch ſo klein iſt und ſo ſchwach; und die Seel' verlangt nach andern Menſchen, daß ſie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater ſelig und meine Mutter haben keine Freud' an mir gehabt, und wenn andere über mich haben gelacht, da haben ſie ſich geärgert, und da war's, als wär' ich ſchuld daran und hätt's ihnen zum Trotz gethan, daß ich ſo klein war und ſo ſchwach. In der Schul' iſt mir's ſchlecht gangen. Und hernachen; ſiehſt du, wenn ein junger Burſch einen neuen Rock kriegt, ſo weiß er ſich was und läßt ſich drin ſehn. Ich bin allemal traurig geweſt, wenn ich einen hab' kriegt, und hab' mich mit verſteckt, wie ich nur hab' gekonnt. Denn hernachen haben die Leut' auf mich geſehn, und da war's, als hätten ſie's vergeſſen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich ſo klein war,

und ſie würden's nun erſt weiß. Und da ging der Spott wieder vom friſchen an. Da hab' ich's wollen vergeſſen, daß ich ſo klein bin geweſt und nicht wie die andern Leut'. Ich dacht', ſolang' ich nicht dran denk', denken auch die andern Leut' nicht dran, und hab' gethan, als dächt' ich, ich wär' wie die andern Leut'. Aber da haben's die übelgenommen und haben gemeint, ſie müſſen mich demütigen, daß ich mir einbilden wollt', ich wär' wie ſie. Guck, Sannel, die weichſt' Hand wird hart, wenn ſie immerfort harte Ding' angreiſt, und ſo iſt mir's auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab' doch gethan, als wär' ich was Recht's. Ganz dadrin nur hat mir's wehgethan, und das hat nicht aufgehört weh zu thun, wenn ich hab' gedacht: ich kann nix dazu und warum hat mich der lieb' Gott nicht größer und ſtärker gemacht. Manchmal iſt mir's geweſt, als wär' er wie die Leut', und hätt' ſelber ſeinen Spott an mir, und hätt' mich ſo gemacht, damit die Leut' über mich ſollten ſpotten. Und da iſt mir's nur wohl geweſt bei dir. Siehſt du, Sannele, all die Freud', die ich gehabt hab' auf der Welt, die iſt von dir kommen. Und der lieb' Gott wird dir's vergelten, was du haſt an mir gethan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht ſchlechter, als die andern Leut' ſind."

So ſprach der Schneider aus ſeiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

„Aber Hannesle," ſagte ſie und legte ihre Hände wie beteuernd auf ſeine Kniee. Das war nicht nötig. Die Sannel brauchte niemand zu verſichern, ſie meine es, wie ſie rede, der ſie hörte und ſah. „Aber Hannesle," ſagte die Sannel. „Du denkſt dir's nur, daß du ſo ewig klein biſt, wie du meinſt. Und es iſt ja gar nicht wahr. Wenn ich ſagen thät', du wärſt mir drum nicht vorkommen wie die andern, ich müßt's lügen. Der Geſell iſt ein guter Menſch, und ich hab' gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, ſo iſt der Geſell mir lieber, wie ein anderer. Aber nicht, wie du. Und wenn ich nur da könnt' bleiben, mir wär's doch tauſendmal ſo lieb. Dort wo er her iſt, ſind die Leut' anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an geweſt. Siehſt du, Hannesle, du biſt ſchlecht, daß du mir nicht willſt glauben. Ich hab' keinmal daran gedacht, daß du ſo klein biſt, und wenn ich daran gedacht hätt', das hätt' nichts geändert. Und biſt du klein,

ſo iſt mir's eben recht, daß du ſo biſt. Und da gefielen mir eher die andern Leut' nicht, daß ſie nicht ſo ſind wie du, geſchweig', daß du mir nicht ſollſt gefallen, weil du anders biſt, als die andern Leut'. Und wenn dir's ſo ſehr anthut, wenn ich den Geſellen nehm', ſo muß ich's ja nicht. Sei nur gut, Hannesle! Siehſt du, auf die Leut' darfſt du nichts geben, die wiſſen ja nicht, wie du biſt; aber ich weiß von klein Kind an, wie du biſt, und da mußt du nicht traurig ſein. Denn, Hannesle, du biſt doch gewiß und wahrhaftig ein Mordburſch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer biſt, ſo biſt du meiner."

Dem Schneider liefen noch die Thränen aus den Augen, aber er lachte ſo glücklich wie ſonſt. „Und da heirat' ich doch dich und keine andere," ſagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang'. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er ſein eigener Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel ſollte den Geſellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel ſo lieb habe, thue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er ſie jetzt ſah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlöſen.

Eins gab ihm wenigſtens nur Erleichterung ſeines Zuſtandes. Die Schwarze, die des Geſellen Werbung erfahren hatte, befahl ihm, dieſen nicht wieder in das Haus kommen zu laſſen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weiſung, ſie ſolle ſich nicht unterſtehen, heute oder die nächſten Tage aus dem Haus zu gehen, und ſie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh ſie die Sannel machte. Und dieſe durfte ſich wieder ſatt eſſen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen geweſen, kein Haus auf der Erde konnte ſein Glück mit dem des Häuschens meſſen.

Aber die Schwarze war noch da. Und ſie war ſchwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr ſie in dem Häuschen umher; wohin ſie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall ſchmiegten ſich ängſtlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stallthür vorbei brauſte. Das zerbrochene Bodenfenſter oben neben Hannes' Kammerthür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die

Wut der Schwarzen die Haustreppe herauf oder hinab fuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiſer Stimme ihren Geſangbuchsvers begann, da raſte die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott' iſt tot" wie ein durchgegangenes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen und ſich lange nicht mehr ſehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichſte von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf ſeiner Brücke mußte er ſitzen von Sonnenaufgang, bis die Sterne ihre Schlafmützen aufſetzten. Selbſt das vierte Gebot, ſein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte ſich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße ſein: Reſpekt muß ſein im Haus! gerufen. Aber über dieſen Geiſt hatte dieſer Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun ſaß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf ſeiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunſch aus ſeiner Seele nach dem Ende ſeines Elends. Wäre er nicht doppelt geweſen, er hätte umkommen müſſen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war ſein Eigentum, ein Eigentum, das er nicht verlieren konnte, wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch niemand fragt, ob ſie müde iſt und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit ſein, wenn man nicht, daß ſie Menſchen und Vieh im Hauſe auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang ſaß ſie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe ſie in Elend und Schande gebracht. Und daß ſie ihm nun die unverdiente Ehre, die ſie ihm erzeigt, nicht umſonſt erzeigt haben wolle. Um ſolch' eine armſelige Wirtſchaft habe ſie ſich nicht die Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in ſchönen Kleidern gehen und gut leben; das Geld dazu müſſe ſie haben; und komme er darüber um, ſo ſei's ihr noch lieber. Hernach könne ſie einen Reicheren bekommen, oder doch wenigſtens einen, der ein Mann ſei.

Die Sannel ſchien eine ganz andere geworden, als ſonſt, und doch war ſie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergeſſen und verkehrt ſie alles machte, wußte

man nicht, ſie war nur darum ſo vergeſſen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und ſeiner Mutter auf ſich zu lenken. Und wie ſeelenfroh ſah ſie aus, ſo oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Geſellen wegen, der ſich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze ſie nicht aus dem Hauſe ſchicken; und das machte die furchtſame Sannel ſo überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer ſchlimmer. Der Geſelle hatte bei einem anderen Meiſter Arbeit bekommen und hatte geſagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuſer, die ſie ſchon für ihr Eigentum angeſehen, keiner anderen. Und als ihr einmal nachts zugetragen wurde, der Geſelle habe geſchworen, bis morgen längſtens müſſe er beim Paſtor geweſen ſein, da kannte ſie ſich nicht mehr. Der Schneider, ſeine Mutter und die Sannel mußten ſich durch die Hinterthür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin ſcholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Mut. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war ſo voll Furcht, daß ſie ſich in dem Hofe noch nicht ſicher glaubte. Der Hof hatte keine andere Thür in das Freie, als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht, das halbledige Brett der Verzäunung. Als Frau Bügel nach großer Anſtrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, ſagte ſie zu dem Schneider: „Dadran biſt du ſchuld. Verzeih' dir's Gott, du bös Kind! So geht's, es wird alles vergolten in der Welt. Du haſt mich betrogen, und nu biſt du's ſchlimmer, wie ich. Aber es geſchieht dir ſchon recht.“

Der Schneider war ſo in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. „Und Euch auch,“ entgegnete er. „Wer hat mich denn dazu bracht, daß ich's hab' gethan? Ja, Ihr habt recht, Mutter, es wird einem alles vergolten. Guckt, Mutter, da habt Ihr mich dazu bracht, daß ich hab' müſſen durchkriechen, und nu müßt Ihr ſelber durchkriechen, ſo lang Ihr ſeid. Ihr red't davon, wie ich bin geweſt; aber wie Ihr ſeid geweſt, davon red't Ihr nicht. Und wenn Ihr anders wär't geweſt, da wär' ich auch anders geweſt. Nu ſeht Ihr's, wie mir's geweſen iſt. Gelt, nu mögt Ihr auch nicht ins Haus? Und Ihr thätet auf der Stell' einen recht Starken heiraten, daß er Euch nur gegen die da drin hälf', die wild' ſchwarz' Katz':

Gerad' ſo iſt's mir gangen. Und je ärger Ihr geweſt ſeid darin gegen mich, je unlieber hab' ich 'nein gemöcht, und hab' am Häusle und meiner Arbeit meine Freud' verloren, und bin lieber in den Wirtshäuſern geweſt, als daheim bei Euch. Aber ich wollt' doch, es wär' noch ſo. Wenn ich Euch in Euern alten Tagen ſo da haußen muß ſehn ſtehn, und Ihr ſeid Euer warm Bett gewohnt, da ſtößt mir's das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt' lieber, Ihr thät't mir noch den Wirtshausteufel austreiben und ich riſſ' Euch aus auf die Gaſſ'. Ach, was das für eine ſchöne Zeit iſt geweſt, wo Ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab' auf der Gaſſ' geſchrien: Reſpekt muß ſein im Haus! Aber das wird nicht wieder werden, ſolang' ich leb'."

„Ja," ſagte die Frau Bügel, „es kommt einem einmal, wo man in ſich muß gehn. Und das iſt nun bei mir kommen. Und du dauerſt mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck, wenn ich auch unrecht hab' gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb' Gott von der da drin hälf', ſo ſollt's nicht wieder werden, wie's geweſt iſt. Ich hab' den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab' ihn 'nein getrieben. Und nu wollt' ich lebenslang nicht wieder 'nauflangen an die Fenſterwand. Ich weiß nu, was dabei 'raus kommen iſt. Und wenn uns der Himmel von der da drin befreien thät', die Sannel müßt' Deine werden, und keine andere auf der Welt. Eine beſſ're ſieht die Sonn' nicht, ſo weit ſie ſcheint. Aber wo iſt ſie nur hinkommen?"

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt." Und ſo war es jetzt mit der Sannel. Und ſie kam glänzend wie Mondenſchein; der Hannes und ſeine Mutter konnten es nur vor der finſtern Nacht nicht ſehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Baſe zu eſſen geholt, denn von Mittag her hatten ſie alle gefaſtet. Die Schwarze hatte den Küchenſchrank verſchloſſen, und die anderen hatten zuſehen müſſen, wie ſie ſelbſt ſich die teure Butter fingerdick auf das Brot geſtrichen; aber zu eſſen bekommen hatten ſie nichts.

Auf dem Weg von der Unterender war ſie dem Geſellen begegnet. Der hatte ſie gefragt, ob ſie ihm noch immer einen Korb geben wolle. Und als ſie das bejaht, hatte der Geſelle wiſſen wollen, wie ſie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes ſtand, und wie

die Schwarze in das Häuschen gekommen, und daß man sie gerne los würde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Geſell hatte ſich „chewundert“; er hatte „chemeint“: ſo was wie dies Heiratsverſprechen müſſe umzuſtoßen ſein. Wofür gebe es ſonſt Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht ſein ſollte, da müßte man ſich tröſten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es ſei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienſt erweiſen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erſt etwas anderes verſuchen. Es ſei billig, daß die Schwarze in ihrer eigenen Schlinge gefangen würde. Er wollte ſogleich zu der Schwarzen gehen; vorher teilte er ſeinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerſte daran, die Schwarze zu überzeugen, der Geſell habe es von Anfang nur auf ſie gemeint. Des Meiſters wegen, der ihn ſonſt fortgeſchickt haben würde, hab' er ſich geſtellt, als ſtäche ihm die Sannel in die Augen. Aber ſeine Verſtellung ſei vergeblich geweſen, der Meiſter habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geſelle, ſei nun bloß deshalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft. Nun aber ſei er in ſeine Heimat gerufen worden, er müſſe morgen aus Luckenbach; er könne ſie nun nicht anders ſprechen, als im Hauſe, und ſo habe er es doch gewagt, gegen des Meiſters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geſelle darauf gedrungen, ſie müſſe noch heute aus dem Hauſe. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das ſanfte Weſen länger geplagt würde von den armſeligen Schneidersleuten; die ſeien nicht wert, einen ſolchen Diamant nur eine Stunde lang zu beſitzen.

Aber wenn nun die Schwarze auch bereit ſich zeigte, das Häuschen zu verlaſſen; ſolange ſie des Schneiders Verſprechen noch beſaß, war nichts gewonnen. Der Geſelle zeigte ſich ſo eiferſüchtig, als es ſeinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß ſie etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverſchreibung gehört, die müſſe er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erſt das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu thun, als wiſſe ſie nicht, wo ſie es hingebracht. Sie ſuchte und ſuchte und fand es nicht. Es ſei das kein Wunder. Sie habe

es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Wert darauf gelegt.

Der Geſelle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden ſollte, wenn ſie erſt Mann und Frau wären; er fragte ſie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze ſchmolz zuſehends in der Vorſtellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünſchte Papier fand ſich dennoch nicht.

So müſſe ſie ihm, ſagte der Geſelle, eine Beſcheinigung geben, daß er ſicher ſei, ſie ändere während ſeiner Abweſenheit nicht ihren Entſchluß. Wenn er nun wieder käme, ſie abzuholen, und fände ſie als des Schneiders Frau! denn dergleichen ſei in allen Romanbüchern und Liedern zu leſen; und wenn er ſie ſo fände, dann wäre es ſein Tod. Dagegen wolle er ſich und, was er habe, ihr verſchreiben. Und er ſagte das nicht nur, er that das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmut und Gemütlichkeit; und als ſie des Geſellen Heiratsverſchreibung hatte, da fand ſich denn endlich auch die Verſchreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen ſucht; da liegt die „Sachen" mitten da, und man ſieht ſie nicht. Man wendet alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geſelle verſprach in dem Schein, ſie zu heiraten, ſobald er wieder hierher zurück käme; und das ſollte in längſtens vierzehn Tagen geſchehen. Nach einem zärtlichen Abſchiede ging der Geſelle in die Herberge zurück, ſiegelte da die Verſchreibung des Schneiders in ein Paket, das er an die Sännel adreſſierte. Dazu ſchrieb er nur, das ſolle ſein Hochzeitsgeſchenk an die Sannel ſein.

Der Schneider, ſeine Mutter und die Sannel ſaßen unterdes im Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte; dann machten ſie gute Vorſätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorſätze, denen ſie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben ſind.

Endlich hörten ſie die Hinterthüre gehen und die Schwarze die Nacht laut fragen: „Wo nur die Schneidersleut' hingangen ſind?" Ihre Stimme war ſo ſanft, wie ſie noch nie geweſen. Sie hatte, ohne es zu wiſſen, noch die Maske vor, die ſie des Geſellen wegen vorgebunden. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häuſern in Delitzſch und Magdeburg. Der Schneider verſtand, was das bedeutete; er ſprang auf und gab

der Sannel den ersten Kuß, was sich um so leichter machte, da die Sannel noch saß. „Zeitlebens glücklich!“ sagte er, „und den Sonntig wirst uns der Pastor zum erstenmal von der Kanzel!“

Die Frau Bügel war nicht so schnell zum Hoffen. Aber als sie in die Stube kamen und die Schwarze reisefertig auf ihrem Koffer sitzen sahen, da wagte auch der Frau Bügel Nase zum ersten Male wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu schimmern. Die Schwarze that sehr vornehm. Sie schickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen sollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenster zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber sie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenster hinaus zu rufen, da hätte sie der Leute genug im Haus.

So dienstwillig die Sannel immer gewesen war, so rasch hatte sie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte sie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablassenden Abschied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da solle sie nur unter dem Thore fragen, oder wo sie sonst wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr sagen, wo der Schwarzen Haus stehe. Und vielleicht finde sie es auch, ohne zu fragen; es sei leicht zu erkennen an den steinernen Männern, die vor der Thüre ständen. Und auch ohne die Männer sei es zu finden, denn es habe vier Gestocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenster. Und sie selber sei auch nicht stolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Gesellen. Der Schneider zerriß sogleich seine Eheverschreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er sie wieder in seinen Händen hatte. Die Eheverschreibung des Gesellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längstens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname stand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet, und ohne daß der Geselle zurückgekommen, und der Schneider mit der Sannel schon zum zweitenmal aufgeboten war, ging sie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr sie, daß darauf hin nichts zu machen sei. In vollem Grimm rannte sie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie that, als hätte sie des Schneiders Verschreibung noch unter ihrem Busentuch, und führte sich in das Häuschen ein, als wäre sie noch

gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerriſſenen Papieres, und die Frau Bügel ſuchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetenen Gaſt dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachſagen, daß ſie die Hörner in der nächſten Viertelſtunde wieder ablegte und ſie ſeither nicht wieder aufgeſetzt hat. Sie hatte das auch nicht nötig, am wenigſten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen iſt nun wie das Häuschen ſelbſt; es iſt ein kleines beſcheidenes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es iſt voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Widerſtrahl des inneren Glückes ſeiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinſte, wie und wo es ſoll. Auch das äußere Glück der Familie iſt im Wachſen; aber das kann noch lange wachſen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo ſie allen Segen unterbringen will. Denn ſie hat das Geheimnis in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Verteilung. Auch am lebendigen Segen fehlt es nicht, und der Schneider iſt glücklich; der Älteſte verſpricht, wächſt er ſo fort, wie bisher, ein Burſch zu werden, dem nichts am Soldatenmaße fehlt. Die Jüngeren thun ihm aus Kräften nach. Der Schneider iſt ein anderer geworden und befindet ſich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß ſein will und nach Großem begehrt, ſcheinen die Leute vergeſſen zu haben, daß er klein iſt. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider ſeinen Zauberſpruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel iſt noch immer die alte, der ganze Unterſchied gegen ſonſt, daß ſie nicht mehr ſagt: „Du biſt doch ein Mordburſch;“ jetzt ſagt ſie: „Du biſt ein Mordmann, Hannesle!“ Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder ſonſt einer einmal den Spruch bringt: „Reſpekt muß ſein im Haus!“

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Otto Ludwigs Werke

in sechs Bänden.

Herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Mit Ludwigs Bildnis,
einer Abbildung des Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Faksimile,
sowie einer Biographie und Charakteristik Ludwigs.

Fünfter Band:
Zwischen Himmel und Erde.

Leipzig.
Max Hesse's Verlag.

Zwiſchen Himmel und Erde.

Das Gärtchen liegt zwiſchen dem Wohnhauſe und dem Schieferſchuppen; wer von dem einen zum anderen geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend hat man's zur linken Seite; zur rechten ſieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremiſe und Stallung, vom Nachbarhauſe durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal ſechs grünangeſtrichene Fenſterladen nach einer der lebhafteſten Straßen der Stadt, der Schuppen ein großes graues Thor nach einer Nebengaſſe; die Roſen an den baumartig hochgezogenen Büſchen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausſchauen, das den Vermittler macht zwiſchen den beiden größeren Schweſtern. Jenſeits des Gäßchens ſteht ein hohes Haus, das vornehm abgeſchloſſen, das Enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptſtraße offene Augen und ſieht man die geſchloſſenen nach dem Gäßchen zu genauer an, ſo findet man bald die Urſache ihres ewigen Schlafes; ſie ſind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, ſieht nicht nach allen Seiten ſo geſchmückt aus, als nach der Hauptſtraße hin. Hier ſticht eine blaß roſenfarbene Tünche nicht zu grell von den grünen Fenſterladen und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu, die Wetterſeite des Hauſes erſcheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharniſcht; mit der anderen Giebelwand ſchließt es ſich an die Häuſerreihe, deren Beginn oder Ende es bildet, unmittelbar an; nach hinten aber giebt es einen Beleg zu dem Sprichwort, daß alles ſeine ſchwache Seite habe. Hier iſt dem Hauſe eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzſtämmen geſtützt, zieht ſie ſich längs des oberen Stockes hin und erweitert ſich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer Durchgang aus dem oberen Stock des Hauſes. Wer von da nach der „Gangkammer" will, muß aus der hinteren Hausthüre heraus und an der Wand hin wohl ſechs Schritte an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnerſteigartigen Treppe, dann, iſt er dieſe

hinaufgeſtiegen, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reiſe wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigſtens im Sommer. Und vorausgeſetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezogene Leine iſt nicht durchaus mit Wäſche behängt. Denn im Winter ſchließen ſich die Laden, die man im Frühjahre wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zuſammen, deren lichteinlaſſende Luken über dem Bereiche, den eine gewöhnliche Menſchenlänge beherrſcht, angebracht erſcheinen.

Iſt die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche und ſtechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, ſo vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Geſtalt und glänzender Putz. Die äußerſte Sauberkeit lächelt dem Beſchauer aus dem verſteckteſten Winkel entgegen. Im Gärtchen iſt ſie faſt zu ängſtlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen ſcheint nicht mit Hacke und Beſen gereinigt, ſondern gebürſtet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die ſo ſcharf von dem gelben Kies der Wege abſtechen, das Anſehen, als wären ſie nicht mit der Schnur, als wären ſie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaumeinfaſſung, als würde ſie von Tag zu Tag von dem accurateſten Barbier der Stadt mit Kamm und Scheermeſſer bedient. Und doch iſt der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten ſehen kann, wenn man auf der Emporlaube ſteht, und zwar einen Tag wie den anderen zu derſelben Minute, noch ſauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geſchieht täglich ſo pünktlich um dieſelbe Zeit wie ſein Kommen — in ſo untadelhafter Weiße, daß eigentlich nicht einzuſehen iſt, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwiſchen den hochſtämmigen Roſen hin, die ſich die Haltung des alten Herrn zum Muſter genommen zu haben ſcheinen, ſo iſt ein Schritt wie der andere, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Taktes. Betrachtet man ihn genauer, wenn er ſo inmitten ſeiner Schöpfung ſteht, ſo ſieht man, daß er äußerlich nur das nachgethan, wozu die Natur in ihm ſelber das Muſter geſchaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile ſeiner hohen Geſtalt ſcheint ſo ängſtlich abgezirkelt worden zu ſein, wie die der Beete des Gärtchens. Als ſie ihn bildete, mußte ihr Antlitz denſelben Ausdruck von Gewiſſen-

haftigkeit getragen haben, den das Geſicht des alten Herrn zeigt und der in ſeiner Stärke als Eigenſinn erſcheinen mußte, war ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemiſcht, ja faſt von Schwärmerei. Und noch jetzt ſcheint ſie mit derſelben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der ſein Auge ſein kleines Gärtchen überſieht. Sein hinten kurzgeſchnittenes und über der Stirn zu einer ſogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar iſt von derſelben untadelhaften Weiße, die Halstuch, Weſte, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in ſeinem Gärtchen vollendet er das geſchloſſene Bild desſelben; außerhalb ſeines Hauſes muß ſein Anſehen und Weſen etwas Fremdartiges haben. Pflaſtertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu ſpielen, kommt der alte Herr Nettenmair dahergeſtiegen, das ſilberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die ſpitze Höhe, ſein blauer Überrock zeigt noch den ſchmalen Kragen und die bauſchigen Schultern einer lang vorübergegangenen Mode. Das ſind Haken genug, ſchlechte Witze daran zu hängen, dennoch geſchieht dies nicht. Es iſt, als ginge ein unſichtbares Etwas mit der ſtattlichen Geſtalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die älteren Einwohner der Stadt, begegnet ihnen der Herr Nettenmair, eine Pauſe in ihrem Geſpräche machen, um ihn reſpektvoll zu grüßen, ſo iſt es jenes magiſche Etwas nicht allein, was dieſe Wirkung thut. Sie wiſſen, was ſie in dem alten Herrn achten; iſt er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verſchwindet; dann hebt ſich wohl eine Hand bis zur Höhe von ihres Beſitzers ſeitwärts geneigtem Antlitz und ein aufgereckter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund vermöchte, von einem langen Leben mit allen Bürgertugenden geſchmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geſchändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wieviel ſchärfer einem nach außen abgeſchloſſenen Daſein nachgerechnet wird. Und ein ſolches führt Herr Nettenmair. Man ſieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn ſein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er ſich gönnt, ſucht er in ſeinem Gärtchen. Sonſt ſitzt er hinter ſeinen Geſchäftsbüchern oder beaufſichtigt im Schuppen das Ab- und Aufladen des Schiefers, den er aus eigener Grube gewinnt und weit ins Land und über deſſen Grenzen hinaus vertreibt. Eine ver-

witwete Schwägerin beſorgt ſein Hausweſen und ihre Söhne das Schieferdeckergeſchäft, das mit dem Handel verbunden iſt und an Umfang dieſem wenig nachgiebt. Es iſt der Geiſt des Oheims, der Geiſt der Ordnung, der Gewiſſenhaftigkeit bis zum Eigenſinn, der auf den Neffen ruht und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das ſie von weit umher beruft, wo die Deckung eines neuen Gebäudes oder eine umfaſſendere Reparatur an einem alten der Hilfe des Schieferdeckers bedarf.

Es iſt ein eigenes Zuſammenleben in dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen. Die Schwägerin, eine noch immer ſchöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt dieſen mit einer Art ſtiller Verehrung, ja Andacht. Ebenſo die Söhne. Der alte Herr dagegen beweiſt der Schwägerin eine achtungsvolle Rückſicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernſten Zurückhaltung etwas Rührendes hat, den Neffen die Zuneigung eines Vaters. Doch ſteht auch hier etwas zwiſchen beiden Teilen, das dem ganzen Verkehr etwas rückſichtsvoll Förmliches beimiſcht. Das liegt wohl zum Teile in der ſchweigſamen Geſchloſſenheit des alten Herrn, die ſich den übrigen Familiengliedern mitgeteilt hat, wie denn alle ſeine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendſten Einzelnheiten, ſo in körperlicher Haltung und Bewegung, wie in Urteil und Liebhaberei auf ſie übergegangen erſcheinen. Wird in dem Familienkreiſe weniger geſprochen, ſo ſcheint ein Ausſprechen von Wünſchen und Meinungen des einen überflüſſig, wo der andere mit ſo ſicherem Inſtinkt zu erraten weiß. Und wie ſoll das ſchwer ſein, wo alle eigentlich ein und dasſelbe Leben leben? Es iſt ein eigenes Zuſammenleben in dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen. Die Nachbarn wundern ſich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheiratet. Es iſt nun dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herrn Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünſchte das ſogar und der Sohn ſelbſt ſchien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geſchah nicht, wennſchon Herr Nettenmair ſich des Familienweſens ſeines Bruders und der Kinder desſelben väterlich annahm, auch ſich ſonſt nicht verheiratete, ſoviel gute Partien ſich ihm auch anboten. Damals ſchon begann das eigene Zuſammenleben.

Es iſt natürlich, daß die guten Leute ſich wundern; ſie wiſſen nicht, was damals in vier Seelen vorging; und wüßten ſie's, ſie wunderten ſich vielleicht nur noch mehr. Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt ſelbſt über die angeſtrengteſte Geſchäftigkeit der Bewohner des Hauſes mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bittrer Schmerz über geſtohlenes Glück, wilde Wünſche ſeine Bewohner entzweiten, wo ſelbſt drohender Mord ſeinen Schatten vor ſich her warf in das Haus; wo Verzweiflung über ſelbſtgeſchaffenes Elend händeringend in ſtiller Nacht an der Hinterthür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwiſchen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor und wieder hinterſchlich. Damals ſchon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Geſtalt, aber den Eigenſinn des greiſen Geſichts dämpfte nicht Milde; wenn ſie über die Straße ſchritt, hielten auch die Knaben im luſtigen Spiele an; aber die Geſtalt ſah nicht ſo freundlich auf ſie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht faſt erloſchen war. Wohl war auch der ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und er verdiente die Achtung ſeiner Mitbürger, nicht weniger als ſein milderes Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von ſtrenger Ehre. Er war es nur zu ſehr!

Alles, was dazumal die Herzen in dem Hauſe bis zum Zerſpringen ſchwellen machte, was in den verdüſterten Seelen umging und zum Teile heraustrat in der Selbſtvergeſſenheit der Angſt oder zur That wurde, zur Verzweiflungsthat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beſchäftigt. Es iſt Sonntag und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienſtes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weiſe zu dieſer Stunde auf einer Bank in ſeiner Laube ſitzt. Seine Augen ruhen auf dem ſchiefergedeckten Turmdach von Sankt Georg, das über die Planken des Nachbargartens ſich erhebt und auch nach ihm zu ſchauen ſcheint. Heut ſind's einunddreißig Jahre, ſeit er nach längerer Abweſenheit auf der Wanderſchaft in die Vaterſtadt heimkehrte. Ebenſo riefen die Glocken, als er durch eine Schnei hindurch an der Straße den alten Turm zum erſten Male wiederſah. Damals knüpfte ſich ſeine nächſte Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt lieſt er ſeine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergeſſe, der Leſer

weiß nicht, wovon ich ſpreche. Es iſt ja eben das, was ich ihm erzählen will.

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann ſtatt des alten, den wir verlaſſen. Er iſt hochgewachſen wie dieſer, aber nicht ſo ſtark. Er trägt die braunen Haare wie der Alte, am Hinterkopfe kurz geſchoren, über der weißen hohen Stirn in eine ſogenannte Schraube künſtlich gedreht. Auf ſeinem Geſicht erſcheint noch nicht die Strenge des Alten, und dem gutmütigen Ausdrucke iſt die Narbe getragenen Seelenſchmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtſinnige Unbekümmertheit, die ſonſt ſeinem Alter eigen, und auch nicht das bequeme, nachläſſige Weſen, das dem fahrenden Handwerksburſchen ſo leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt Georgenglocken aus der tief unten liegenden Stadt ſteigen herauf an der waldigen Höhe und dringen durch Baum und Buſch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimat! Was liegt in dieſen zwei kleinen Silben! Was alles ſteht auf im Menſchenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum erſten Genuſſe des heiligen Mahles rief, der jede Viertelſtunde zu ihm ſprach! Im Gedanken Heimat umarmen ſich all unſere guten Engel.

Unſerem jungen Wanderer drangen Thränen aus den ernſten und doch ſo freundlichen Augen. Schämt' er ſich nicht vor ſich ſelbſt, er hätte laut geweint. Er kam ſich vor, als hätte er ſeinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt und könne ſich, nun er erwacht, auf den Traum kaum mehr beſinnen. Als hätte er nur geträumt, er ſei ein Mann geworden in der Fremde. Als ſei's ihm immer ſchon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht ſei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, daß er bei alledem in dieſem Augenblicke der Aufregung ſeines ganzen Innern den Spinnenfaden nicht überſah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen ſeinen Rockkragen wehte, daß er die Thränen vorſichtig abtrocknete, damit ſie nicht auf das Halstuch fallen möchten und mit der eigenſinnigſten Ausdauer erſt die letzten, kleinſten Reſte des Silberfadens entfernte, ehe er ſich

mit ganzer Seele ſeinem Heimatsgefühle überließ. Aber auch ſein Hängen an der Heimat war ja zum Teile nur ein Ausfluß jenes eigenſinnigen Sauberkeitsbedürfniſſes, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung anſah; und wiederum entſprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherem Bezuge zu ſeiner Perſönlichkeit ſtand. Das Kleid auf ſeinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Bergrücken, der vorhin die Ausſicht verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs ſtieg eine Turmſpitze auf. Es war die Spitze des Sankt Georgenturms. Der junge Wanderer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchſte Gebäude der Stadt ihm zuerſt und vor den übrigen ſichtbar werden mußte, ſeine Sinnigkeit vergaß das über der innigen Bedeutung, die ſie in den Umſtand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Turms bedurfte einer Reparatur. Dieſe war ſeinem Vater übertragen worden und ſie war der Grund, wenigſtens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreiſe gewillt geweſen. Vielleicht morgen ſchon begann er ſeinen Teil Arbeit. Dort, ſenkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken ſich bewegen ſah, war die Ausſteigthüre angebracht. Dort ſollten die beiden Balken ſich herausſchieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmte bis zur Helmſtange, das Tau ſeines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die luſtige Fahrt um das Dach. Und wie es ſeine Natur war, ſich an die Gegenſtände, mit denen er in Arbeitsberührung kommen ſollte, mit feſten Herzensfäden anzuſpinnen, ſah er in dem Auftauchen der Turmſpitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als gälte es, eine freundlich dargebotene Hand zu drücken. Dann beſchleunigte der Gedanke an die Arbeit ſeinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchſten Kante des Berges ihm die ganze Heimatsſtadt vor ſeinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er ſtehen. Dort ſtand das Vaterhaus, dahinter der Schieferſchuppen; in derſelben Vorſtadt, nicht zu weit davon, das Haus, wo ſie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte ſie in ſeinem Vaterhaus, war ſeines Vaters Tochter, ſeines Bruders Weib und er ſollte von heute an in demſelben Hauſe

leben und ſie täglich ſehen als ſeine Schwägerin. Sein Herz ſchlug ſtärker bei dem Gedanken an ſie. Aber keine von den Hoffnungen, die ſich ihm ſonſt an ihr Andenken geknüpft, ließ es ſchwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schweſter geworden und was ihn jetzt bewegte, ſah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, ſie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die Einzige im ganzen Vaterhauſe, die ungern ſein Kommen ſah. Wie war das alles geworden? War nicht eine Zeit geweſen, wo ſie ihm gut zu ſein ſchien? Wo ſie ihm ſo gern zu begegnen ſchien, als ſpäter befliſſen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie ſind die Bäume um das Haus größer geworden, ſeit er von dieſer Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher geſtanden — es war an einem ſchönen Frühlingsabend geweſen, ihm war er der ſchönſte erſchienen, den er erlebt — am Pfingſtſchießen. Drin tanzte das übrige junge Volk; er ging ſelig um das Haus herum, indem er ſie tanzend wußte. Er fühlte ſich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen, und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war er damals noch mehr als jetzt. Wie gerne hätte er ihr geſagt — wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu ſagen und wie gut wußte er's zu ſagen, und führte es ein Zufall, daß er ſie allein traf — und wunderbar wie geſchäftig der Zufall ſich zeigte, ein ſolch Zuſammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt ſei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Verſteck der tiefſten Seele zurück. So war es geweſen, wie ſie, die Wangen vom Tanze glühend, allein herausgetreten war aus dem Hauſe. Es ſchien ihr nur um Kühlung zu thun; dieſe wehte ſie ſich mit dem weißen Tuche zu; aber ihre Wangen wurden nur röter. Er fühlte, ſie hatte ihn geſehen, ſie erwartete, er ſollte näher treten und daß ſie wußte, er verſtand ſie, das war es, was ihr die Wangen röter färbte. Das war es, was, da er zögerte, ſie wieder hinein trieb in den Saal. Vielleicht auch, daß ſie einen Dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer anderen Thüre des Saals. Er hatte die beiden noch ſchweigend einander gegenüber ſtehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden geſehen. Du ſuchſt die Beate? fragte unſer Held, um ſeine Verlegenheit zu verbergen. Nein, entgegnete der Bruder. Sie iſt nicht zum Tanze und das iſt gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine

andere anſchaffen, und bis ich eine finde, iſt böhmiſch Bier mein Schatz.

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unſer Held ſah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. Warum kann nichts werden? fragte er. Und wie biſt du nur?

Ja, du meinſt, ich ſoll ſein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen etwa an deinem Rocke ſitzt. Ich bin ein andrer Kerl und muß mich austoben, wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauen Rock es nicht will.

Der Vater rief dich geſtern in das Gärtchen —

Ja und zog ſeine weißen Augenbrauen, die wie mit dem Lineal gemacht ſind, anderthalb Zoll in die Höh'. Ich hatte mir's wohl gedacht. „Du gehſt mit der Beate vom Einnehmer. Das hat aufgehört von heut' an."

Iſt's möglich? Und warum?

Ja, haſt du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum vorgebracht hätte? Und haſt du ihn je gefragt: Warum denn aber, Vater? Ich möchte ſein Geſicht ſehn, fragte ihn einer von uns: Warum? Er hat's nicht geſagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben ſoll mit mir und der Beate. Ich hab's die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint' ich, er deutet nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Das iſt ja der Ort, wo er ſeine Kabinettsbefehle austeilt. Mit dem Einnehmer ſoll's nicht gut ſtehn. Es geht eine Rede, er braucht' mehr, als ſeine Beſoldung hergeben will. Und — nun du biſt ja auch ein Federchenſucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun aufgehört muß die Geſchichte haben, aber das Mädel dauert mich und ich muß ſehn, wie ich ſie vergeſſe. Ich muß trinken oder mir eine andere anſchaffen.

Unſer Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß ſeine Reden nicht ſo wild gemeint waren, als ſie klangen, und der Bruder bewies ja ſeine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die That ſeines Gehorſams; dennoch wäre es unſerem Helden lieb geweſen, der Bruder hätte ſie auch im Reden gezeigt, wie im Thun. Der Bruder hatte mit ſeiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unſauberes auf der Seele des Bruders und er

ſtrich unwillkürlich mehrmals mit der Hand über den Rockkragen desſelben hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwiſchen. Vom Tanze hatte ſich Staub darauf gelagert; wie dieſer entfernt war, kam ihm die Empfindung, als ſei wirklich entfernt, was ihn geſtört.

Das Geſpräch tauſchte ſeinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu ſprechen, das vorhin ſich Kühlung zugeweht; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege ſeines Denkens führten, ſo hielt er dieſes, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar feſt. Er vergaß den Bruder ſo, daß er zuletzt eigentlich mit ſich ſelbſt ſprach. Der Bruder ſchien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Beredſamkeit pries, erſt wahrzunehmen. Er ſtimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus ſeiner Selbſtvergeſſenheit weckte und ſeine Wangen ſo rot färbte, als die des Mädchens vorhin geweſen waren.

Und da ſchleichſt du um den Saal, wo ſie mit anderen tanzt und, zeigt ſie ſich, ſo haſt du nicht das Herz, mit ihr anzubinden. Wart', ich will dein Geſandter ſein. Von nun ſoll ſie keinen Reihen tanzen als mit mir, damit kein anderer dir die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehn. Laß mich machen für dich.

Sie ſtanden etwa zehn Schritt von der großen Saalthüre entfernt, Apollonius derſelben mit dem vollen Angeſichte, der Bruder mit dem halben zugewandt. Unſer Held erſchrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren ſollte, was er für ſie fühlte. Dazu kam die Scham über ſein eigenes befangenes ungeſchicktes Weſen ihr gegenüber und wie ſie davon würde denken müſſen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hätte ſchon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu thun, als die Erſcheinung des Mädchens ſelbſt ihm alles andere verdunkelte. Leiſe und allein wie vorhin kam ſie aus der Thüre geſchritten. Unter dem Tuche, mit dem ſie ſich Kühlung zuwehte, ſchien ſie verſtohlen um ſich zu ſehen. Er ſah wieder ihre Wangen röter werden. Hatte ſie ihn geſehen? Aber ſie wandte ihr Geſicht nach der entgegengeſetzten Seite. Sie ſchien etwas zu ſuchen im Graſe vor ihr. Er ſah, wie ſie eine kleine Blume pflückte, dieſe auf eine Bank legte und, nachdem ſie eine Weile wie zweifelnd geſtanden, ob ſie die Blume wieder aufnehmen ſollte, wie mit ſchnellem Entſchluß ſich wieder nach der Thür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung ſchien zu ſagen: mag er ſie

nehmen; ſie iſt für ihn gepflückt. Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar und die Haſt, mit der ſie in der Thüre verſchwand, ſchien einer Reue vorbeugen zu ſollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Thun verſtanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren ſchien, hatte noch in ſeiner lebendigen, heftigen Weiſe fortgeſprochen; ſeine Worte waren verloren; unſer Held hätte zwei Leben haben müſſen, ſie zu hören, denn das eine, das er beſaß, war in ſeinen Augen. Jetzt ſah er den Bruder nach dem Saale ſtürmen. Zu ſpät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Thüre. Dort nahm ihn die Blume, die das Mädchen für einen Finder hingelegt, für einen glücklichen, fand ſie der, dem ſie zugedacht war, wiederum gefangen. Und unter den leiſen, mechaniſch fortgeſetzten Zurufen ſeines Mundes an den Bruder, der ſie nicht mehr hörte, er ſolle ſchweigen, fragte er ſich innerlich: biſt du's auch, für den ſie die Blume hierhergelegt? Hat ſie die Blume für jemand hierhergelegt? Und ſein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, ſo war es das letzte.

Zweimal ſah er verſtohlen in den Saal, wenn die Thür ſich öffnete; er ſah ſie mit ſeinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in ſeiner haſtigen Weiſe auf ſie hineinreden. Jetzt ſpricht er von mir, dachte er über das ganze Geſicht erglühend. Er ſtürzte in den Schatten der nahen Büſche, als ſie den Saal verließ. Der Bruder führte ſie heim. Er folgte den beiden in ſo großer Entfernung, als er nötig hielt, von ihr nicht geſehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Thüre weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er ſagte: Noch will ſie nichts von dir wiſſen; ich weiß nicht, iſt es Ziererei oder ihr Ernſt. Ich treffe ſie ſchon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugeſtehn, Geſchmack haſt du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe ſeither. Die iſt noch ganz anders als die Beate. Und das will viel ſagen!

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walthers Chriſtianen getanzt und für den Bruder geſprochen und jedesmal, nachdem er ſie heimgeführt, dem Helden Rechenſchaft abgelegt von

ſeinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob ſie ſich nur ziere, oder ob ſie unſerem Helden wirklich abgeneigt ſei. Er erzählte gewiſſenhaft, was er zu des Helden Gunſten zu ihr geſagt, was ſie auf ſeine Fragen und Verſicherungen geantwortet. Er hatte noch Hoffnung, als unſer Held ſie ſchon aufgegeben hatte. Und dieſer hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müſſen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, ſeine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo ſie ihn ſah, ſo angelegentlich, als ſie ihn früher geſucht zu haben ſchien. Und war er's denn geweſen, den ſie damals ſuchte, wenn ſie überhaupt jemand geſucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, ſie abzupaſſen und ſelbſt ſeine Sache bei ihr zu führen. Er bot ſeine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verſchaffen, ſie allein zu ſprechen. Unſer Held wies die Aufforderungen ab, wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, ſie nur noch mehr zu erzürnen.

Ich kann's nicht mehr mit anſehn, wie du abmagerſt und immer bleicher wirſt, ſagte der Bruder eines Abends zu unſerem Helden, nachdem er ihm gemeldet, wie er heut' wieder erfolglos für ihn geſprochen. Du mußt fort eine Zeit lang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr ſage, du biſt um ihretwillen in die Welt gegangen, wird ſie ſich vielleicht bekehren. Glaub' mir, ich kenne, was lange Haare trägt und weiß damit umzugehn. Du ſchreibſt ihr einen beweglichen Brief zum Abſchied, den bekommt ſie durch mich und ich will ihr ſchon das Herz weich machen. Und iſt's nicht zu erreichen, ſo wird dir's gut thun, wenn du ein oder mehre Jahre von hier weg biſt, wo dich alles an ſie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen anderen Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, beſſer umzuſpringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das iſt ſchon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock iſt ohnehin vom Vetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu ſchicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Taſche gefallen war. Sag' ihm nur, du hätt'ſt aus ſeinen Reden ſo was gemerkt und wenn er's haben wollte, ſo woll'ſt du gehn. Oder laß' mich das machen. Du biſt zu ehrlich.

Und er machte es wirklich. Es iſt die Frage, ob ſich unſer

Held freiwillig hätte entſchließen können, die Heimat zu verlaſſen, er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne, als in ſeiner Vaterſtadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andere Städte gäbe und Menſchen drin wohnten, der ſich das Leben und Thun und Treiben dieſer Menſchen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner ſeiner Heimat es führten, ſondern als eine Art Schattenſpiel vorgeſtellt hatte, das nur für den Betrachter exiſtierte, nicht für die Schatten ſelbſt. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte, wie zufällig, das Geſpräch auf den Vetter in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in ſeiner diplomatiſchen Weiſe gab, als vorbereitende Winke aufzufaſſen, faßte andere, die unſeren Helden betrafen, damit zuſammen. Nach öfterem Geſpräche ſchien er's für den ausgeſprochenen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müſſe. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den ſeinen galt, nach ſeiner Weiſe brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden und auch für die nächſte Zeit keine Ausſicht auf eine bedeutende Vermehrung derſelben. Zwei Hände waren zu entbehren und blieben die im Geſchäft, ſo waren die Kräfte desſelben zu einem halben Müßiggang verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er leiern nannte. Es fehlte nur an einem Widerſtande von ſeiten unſeres Helden. Dieſer wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorſchub von ihm zu erwarten bei einem Thun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

Du willſt den Apollonius nach Köln ſchicken, ſagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirſt mich auf die Wanderſchaft ſchicken müſſen. Der Apollonius wird nicht gehn. Wenigſtens heut' und morgen noch nicht.

Das war genug. Noch denſelben Abend winkte der alte Herr unſerem Helden ſich ins Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaum blieb er ſtehen und ſagte, indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachſen war, entfernte: Morgen gehſt du zum Vetter nach Köln. Mit ſchneller Wendung drehte er ſich nach dem Angeredeten um und ſah verwundert, daß Apollonius gehorſam mit dem Kopfe

nickte. Es ſchien ihm faſt unlieb, daß er keinen Trotz zu brechen haben ſollte. Meinte er, der arme Junge denke trotzige Gedanken, wenn er ſie auch nicht ausſpreche und wollte er auch den Trotz der Gedanken brechen? Heut' noch ſchnürſt du deinen Ranzen, hörſt du? fuhr er ihn an. Apollonius ſagte: Ja, Vater. Morgen mit Sonnenaufgang machſt du dich auf die Reiſe. Nachdem er ſo eine trotzige Antwort faſt erzwingen zu wollen geſchienen, mochte er ſeinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorſam. Der alte Herr folgte ihm und kam einigemal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergeſſen ſolle.

Und vom Georgenturme tönte eben der letzte von vier Glockenſchlägen, als ſich die Thüre des Hauſes mit den grünen Fenſterladen aufthat und unſer junger Wanderer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derſelben Stelle, von der er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt herabſah, hatte der Bruder Abſchied von ihm genommen und er ihm lange, lange nachgeſehen. Vielleicht gewinn' ich dir ſie doch, hatte der Bruder geſagt, und dann ſchreib' ich dir's ſogleich. Und iſt's mit der nichts, ſo iſt ſie nicht die Einzige auf der Welt. Du biſt ein Kerl, ich kann dir's wohl ſagen, ſo hübſch wie einer und legſt du nur dein blödes Weſen ab, ſo kann dir's bei keiner fehlen. Es iſt einmal ſo, die Mädel können nicht um uns werben und ich möchte die nicht einmal, die ſich mir von ſelbſt an den Hals würfe. Und was ſoll ein raſches Mädel mit einem Träumer anfangen? Der Vetter in Köln ſoll ein paar ſchöne Töchter haben. Und nun leb' wohl. Deinen Brief beſorg' ich noch heut'.

Damit war der Bruder von ihm geſchieden.

Ja, ſagte Apollonius bei ſich, als er ihm nachſah. Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder ſonſt einer anderen, und wär' ſie noch ſo hübſch. Wäre ich anders geweſen, jetzt müßte ich vielleicht nicht in die Fremde. War ich's, dem ſie die Blume hingelegt hat am Pfingſtſchießen, hat ſie mir begegnen wollen damals und früher, wer weiß, wie ſchwer's ihr geworden iſt. Und wie ſie das alles umſonſt gethan, hat ſie ſich nicht vor ſich ſelber ſchämen müſſen? O, ſie hat recht, wenn ſie nichts mehr von mir wiſſen will. Ich muß anders werden.

Und dieſer Entſchluß war keine taube Blüte geweſen. Das

Haus ſeines Vetters in Köln zeigte ſich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz anderes Zuſammenleben als das daheim. Der alte Vetter war ſo lebensluſtig als das jüngſte Glied der Familie. Da war keine Vereinſamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Abſonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf ſeiner Hut ſein; keiner konnte ſich gehen laſſen. Apollonius hätte ein anderer werden müſſen und wenn er nicht wollte. Auch im Geſchäft ging's anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab ſeine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners. Er hätte ſeinem Anſehen etwas zu vergeben geglaubt durch das Ausſprechen ſeiner Gründe. Er gab kein Warum und ſeine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und ſelbſt das Verkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgeſprochen. Über Dinge, die das Geſchäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Vetters Weiſe, ehe er ſelbſt ſeine Anſicht über einen Punkt des Geſchäftes ausſprach, ſeine Gehilfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wiſſen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten ſie dieſelbe ſiegreich durchkämpfen; irrten ſie, nötigte er ſie, durch eigenes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er ſich Helfer, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten, denen er manches überlaſſen konnte. Und ſo hielt er es auch mit anderen Dingen. Es waren wenig Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach ſeiner Weiſe mit ſeiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchſprach. Indem er zunächſt nur darauf auszugehen ſchien, das Urteil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundſätzen, die um ſo mehr Frucht verſprachen, da die jungen Leute ſie ſelbſt hatten finden müſſen. Woran der Vetter bei ſeinem Verwandten nicht taſtete, das war deſſen Gewiſſenhaftigkeit, Eigenſinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beiſpielen fehlen, wie auch dieſe Tugenden an Übermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte ſehr deutlich, daß ſein Glück ihn zu dem Vetter geführt. Er verlor das träumeriſche Weſen immer mehr; bald konnte der Vetter die ſchwierigſte Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen und dieſer vollendete jede ohne die Hilfe fremden

Rates zu ſolcher Zufriedenheit des Vetters, daß dieſer ſich geſtehen mußte, er ſelbſt würde die Sache nicht umſichtiger begonnen, nicht energiſcher betrieben, nicht ſchneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling ſich ein Urteil bilden über die Art, wie ſie daheim die Geſchäfte geführt hatten. Mußte er ſich ſagen, daß ſie nicht die zweckmäßigſte geweſen, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, verkehrt genannt werden mußte, dann warf er ſich wohl ſeinen unkindlichen Sinn bitter vor, ſtrengte ſich an, das Thun des Vaters bei ſich zu rechtfertigen und zwang ſich, war ihm das unmöglich geweſen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe ſeine guten Gründe gehabt und er ſelbſt ſei nur zu beſchränkt, um ſie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im erſten ſchrieb dieſer, er ſei nun ſo weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen unſeren Helden von einer anderen Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenſtand zu nennen ſie nicht zu bewegen ſei. Aus dem nächſten, der kaum von dem Mädchen ſprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, deſſen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab dieſen Grund nur zu deutlich an. Der Bruder ſelbſt war der Gegenſtand der verſchwiegenen Neigung des Mädchens geweſen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen ſeiner erſten Geliebten entſagt. Er hatte nichts davon geahnt und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten, Scham und Überzeugung, er ſelbſt liebe ſie nicht, ihren Mund verſchloſſen.

Nun begriff unſer Held unter Schmerzen, daß er ſich geirrt, als er gemeint, jene ſtummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte ſich, daß er ſeinen Irrtum nicht damals ſchon eingeſehen. War nicht ſein Bruder ihr ſo nah, als er, da ſie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn ſie ihm ſo abſichtlich unabſichtlich allein begegnete — ja, wenn er ſich die Augenblicke, die Eigentümer ſeiner Träume, vergegenwärtigte — ſie hatte ſeinen Bruder geſucht, darum war ſie erſchrocken, ihm zu begegnen, darum floh ſie jedesmal, wenn ſie ihn erkannte, wenn ſie den fand, den ſie nicht ſuchte. Mit ihm ſprach ſie nicht; mit dem Bruder konnte ſie Viertelſtunden lang ſcherzen.

Dieſe Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefſinnerſten Schmerzes; aber das Vertrauen des Vetters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emſigen und bedachten

Schaffens, die Männlichkeit, zu der ſein Weſen durch beides ſchon gereift war, bewährten ſich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein ſpäterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walther, der des Mädchens Neigung entdeckt und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder ſolle das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte unſer Held ſo gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; ſie war ſchön und brav; ſollte er ſich dem Willen des Vaters entgegenſetzen um des Helden willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zuſtimmung des Helden im voraus gewiß, hatte er ſich in die Schickung des Himmels ergeben. Die ganze erſte Hälfte des folgenden Briefes, in welchem er ſeine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Troſtesworten kam die Entſchuldigung oder vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwiſchen dieſem und dem vorigen Briefe zwei Jahr lang nicht geſchrieben. Darauf eine Beſchreibung ſeines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm ſein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geſchäft nach ſeiner ſouveränen Weiſe allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeitlang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlaſſen müſſen, dann hatte ihn das alte Bedürfnis zu herrſchen, durch die Langeweile der gezwungenen Muße noch geſchärft, ſich wieder aufraffen laſſen. Nun kannte er die Sache, um die ſich's eben handelte, und an die er ſich bisher nichts gekehrt, nur unzureichend; und wenn er ſie kannte, ſo war ihm darum zu thun, ſeinen Willen als den herrſchenden durchzuſetzen. Und ſchon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt. Was bereits geſchehen, Arbeit und Auslage war verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn zu Hilfe nehmen und die beſte Darſtellung des Verhaltes erſetzte dem alten Herrn den Mangel der eigenen Anſchauung nicht. Zuletzt mußte er einſehen, daß die Sache auf ſeinem Wege nicht ging. Es war Geld, Zeit und Arbeitskraft vergeudet und, was ihn noch tiefer traf, er hatte ſich bloßgegeben. Nach einigen dergeſtalt mißlungenen Verſuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an ſich zu reißen, hatte er ſich ganz von den Ge-

ſchäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer ſich einem anderen unterzuordnen und gar dem eigenen Sohne, der bis vor kurzem noch nur der ungefragte und willenloſe Vollzieher ſeiner Befehle geweſen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beſchäftigung; er konnte ſich welche machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt ſeinen Beſorgern von ſelbſt entgegengebracht. Er konnte das Alte entfernen, Neues erſinnen und wieder Neuerem Platz machen laſſen, und er that es. Unumſchränkt herrſchend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun kein Warum mehr laut werden durfte und neben dem Geſetze der Natur nur noch ein einziges waltete, ſein Wille, vergaß oder ſchien er zu vergeſſen, daß er früher einen mächtigeren Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geſchäfte und dem wunderlichen alten Herrn ſchrieb der Bruder in ſeinen folgenden Briefen von den Feſtlichkeiten der Schützengeſellſchaft der Vaterſtadt und einem Bürgervereine, der zuſammengetreten war, ſein Ergötzen von dem der niedriger ſtehenden Schichten der Bevölkerung abzuſondern. Aus all den Beſchreibungen von Vogel- und Scheibenſchießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und ſeine junge Frau daſtanden, lachte die höchſte Befriedigung der Eitelkeit des Briefſtellers. Nur in einer Nachſchrift war in dem letzten Briefe des ernſteren Umſtandes leicht Erwähnung gethan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen laſſen und habe ihn mit der Ausführung derſelben betraut. Der im blauen Rocke dringe in ihn, unſeren Helden aufzufordern, in die Vaterſtadt und das Geſchäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, unſer Held werde die ihm liebgewordenen Verhältniſſe in Köln nicht um einer ſo geringfügigen Urſache willen verlaſſen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandenen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden ſein. Der ſchadenhaften Stellen an Turm- und Kirchendach ſeien nur wenige. Überdies, ſehe er auch ab von dem Widerwillen ſeiner Frau gegen unſeren Helden, den er ſeither ſo vergebens bekämpft, würde es dieſem eine unnütze Quälerei ſein, all das ſich wieder aufzufriſchen, was er froh ſein müſſe, vergeſſen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorſam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anſpielung auf ein Verhältnis unſeres Helden mit der jüngſten Tochter des Vetters, von dem die

Vaterſtadt voll ſei. Der Bruder ließ ſich ihr als ſeiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein ſolches Verhältnis nicht beſtand, Apollonius konnte ſich ſagen, es lag nur an ihm, es ins Leben zu rufen. Der Vetter hatte ſchon manchen Wink fallen laſſen, der dahin zielte; und das Mädchen, von dem die Rede war, hätte ſich nicht geſträubt. Unſer Apollonius war ein Burſche geworden, den ſo leicht keine ausgeſchlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung ſtand. Die Gewohnheit, nach ſeinem eigenen Ermeſſen zu handeln und über die Thätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter ſelbſtändig zu verfügen, hatte ſeinem Äußeren Haltung und ſeinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von ſeiner früheren Schüchternheit gegen Frauen und ſeiner Neigung, ſich träumend in ſich ſelbſt zu verſenken, noch übrig geblieben war, erhöhte noch die ſichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Vetters Schwiegerſohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübſch, brav und ihm zugethan wie eine Schweſter. Aber nur als eine Schweſter ſah er ſie an; es war ihm nie der Wunſch gekommen, ſie möchte ihm mehr ſein. Die Neigung zu Chriſtianen meinte er beſiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur ſie es war, die zwiſchen ihm und des Vetters Tochter ſtand und zwiſchen ihm und jeder anderen geſtanden hätte. Als er erfuhr, Chriſtiane liebte ſeinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapſel mit der Blume von der Bruſt genommen, wo er ſie ſeit jenem Abende trug, da er ſie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben. Als Chriſtiane ſeines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapſel mit der Blume ein und ſchickte ſie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer geweſen, aber beſitzen durfte er die Blume nicht mehr. Beſitzen durfte ſie nur der, für den ſie beſtimmt geweſen, dem die Hand gehörte, die ſie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorſam in ihm lebendig. Er ging nicht allein; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr eine Erlaubnis, als ein Befehl. Wenn die Frühlingsſonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verſchloſſen ſtand, dann ſieht man, es war ſchlafendes Leben, was wie vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt ſich's und dehnt ſich's und wird zur ſummenden Wolke und brauſt jubelnd hinein in den goldenen Strahl. Nicht der

Vater allein, jedes Haus der Vaterſtadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schweſter — dieſen Namen gab er Chriſtianen — riefen ihn. Er fühlte ſich ſicher, daß es nur die Schweſter war, die ihn zu ihr zog. Doch ſie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geſchrieben; einen Widerwillen, ſo ſtark, daß ſechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft. Es war ihm, als müſſe er ſchon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er ſei wert, ihr Bruder zu ſein. Das ſchrieb er dem Bruder in dem Briefe, der ſeinen Gehorſam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten ſollte. Er konnte ihn verſichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet ſei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an ſie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe herabſah, fragte er ſich: wird mir's gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schweſter iſt?

Noch eine Weile ſtand er und ſah hinab. Aber ſeine Haltung hatte ſich verändert und ſein Blick war ein anderer geworden. In Gedanken hatte er die letzten vier Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden, träumeriſchen Knaben zum Manne geworden. Als ſein Blick wieder auf den Turm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob ſich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unſichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er ſchalt ſich über ſein kindiſches Gaffen. Er mußte ſobald als möglich die Dinge in der Nähe ſehen, um ſich ein Urteil zu bilden, was zu thun ſei. Die Liebe zur Heimat war noch ſo ſtark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter iſt, die ihn hätſchelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu ſchaffen es ihn trieb.

Wer in das Haus hineinſehen konnte mit den grünen Fenſterladen, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken ſeiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleiſe gingen. Man konnte es ſehen an der Art, wie die Leute aufſtanden und wie ſie ſich ſetzten, wie ſie die Thüren öffneten und ſchloſſen, wie

ſie Dinge anfaßten und wieder wegſtellten, mit denen ſie weiter nichts thaten, als ſie nehmen und wieder hinſtellen, und offenbar auch weiter nichts thun wollten. Wer ſich beſinnt, in welcher Gemütslage er am öfteſten die Uhr aus der Taſche zog, und noch ehe er ſie wieder in die Taſche verſenkt, ſchon vergeſſen hatte, welche Zeit es ſei, und ſie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das gethan, ſie an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob ſie noch ging oder nicht, den Uhrſchlüſſel ſuchte und ſie aufzog, vielleicht zum dritten Male in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er ſich noch beſinnen kann auf das, was er ſchon damals nicht wußte, als er es that, erraten können, was die Leute zu all der zweckloſen Thätigkeit verleitet. Auch der junge Herr, der eben zum ſechſten Male ſeit einer Stunde ſeine Uhr aufziehen will, iſt ſo wenig mit dem Bewußtſein bei dieſem Geſchäft, daß er es in der nächſten Viertelſtunde zum ſiebenten Male verſuchen wird. Dann ſetzt er ſeine wohlgenährte, kurze Geſtalt auf den Stuhl am Fenſter und es iſt ungewiß, ob er hinaus auf die Straße ſieht, oder ob er bei den Gedanken iſt, die in derſelben zweckloſen Unruhe, die ſein Äußeres zeigt, wie Wolkenſchatten an ſeinem Bewußtſein vorbeiflattern. Er ſitzt in ſchwarzer Sonntagskleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug, zu ſehen, wie ſchön ſie iſt, wie anmutig ihr das zerſtreute Weſen anſteht, — und es kleidet ſie weit beſſer, als ihn. Zuweilen ſcheint er's auch zu ſehen, aber dann iſt's als wär's ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenſchatten auf ſeinem Geſichte tiefer und flattern nicht mehr ſo ſchnell darüber hin. Er betrachtet die ſchönen Züge der jungen Frau genauer, ja es iſt, als ob er ſie belauere, als ob er ſorgenvoll ſich frage, ob ſie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis — und klingt dann zufällig ein ſtärkerer Tritt von der Straße herein an ſein Ohr, dann ſchrickt er auf, aber er vermeidet ihre ſchönen offenen Augen, die ſie nach ihm hin aufſchlagen kann vom Klange des Tritts geweckt.

Im Gärtchen kann der alte Valentin einem ebenſo alten Herrn im blauen Rock nichts recht machen. Er iſt zu aufgeregt und horcht und ſieht zu viel durch den Zaun nach der Straße, darüber thut er bald zu wenig, bald zu viel. Und der alte Herr ſchilt manchmal, ſcheint es auch nur, um ſeine eigene Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er unterſucht, ob die Buchsbaum-

einfaſſung der kleinen Beete auch ſo eigenſinnig gleichmäßig geſchoren iſt, wie er ſie geſchoren haben würde, beſäße er noch das ſcharfe Auge von ehedem. Der alte Valentin müßte eine Thräne von den hohlen Backen wiſchen, wie es ſo oft geſchieht, über die Hilfloſigkeit des alten Herrn und tauſend Vergleiche zwiſchen ſonſt und jetzt, die ihm der Anblick derſelben herbeiruft; aber ſeine Augen und ſeine Gedanken ſind auf der Straße vor dem Zaun.

Hinten am Ende des Ganges, neben der Thür des Schuppens, ſitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemütlicher Geſell in Hemdärmeln. Der Ausdruck ſeines Geſichtes wechſelt ohne ſichtbaren äußeren Anlaß zwiſchen widerwärtiger Zuthulichkeit und tückiſchem Trotz. Er kramt, ſcheint es, unter ſeinen Geſichtern, wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Vorn durch den Spalt der wenig geöffneten Hausthüre lauſcht das Dienſtmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird ſie auf einen Vorwand ſinnen, die erſte beſte vorüberwandelnde Geſtalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute ſeinen jüngeren Sohn aus der Fremde zurück. Einſtweilen ſagt ſie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verſchiedenen Gruppen durch ſein Ab- und Zugehen in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen iſt. Und ſogleich wendet er ſich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu ſagen, was er vernommen. Der alte Hund iſt von der Unruhe der Menſchen angeſteckt. Iſt doch jetzt die Stunde, die er an anderen Tagen vor ſeiner Hütte ſchlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit ſcheint ihn zu mahnen, als er an ſeiner Hütte vorbei laufen will. Er legt ſich daneben. Aber er ſchließt die Augen nicht. Er ſcheint in tiefe Gedanken verſunken. Denkt er ſich die weite Erde mit ihren Bergen und Thälern und Flüſſen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Orte Straßen und auf jeder Straße Wanderer, fortziehende und heimkehrende? Wer ein ſcharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu ſehen, die ſich ſpinnen die Straßen entlang über Hügel und Thal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Entſagung an der Spule ſaß, ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgeſpannt, ſo lang die Herzen leben, aus denen ſie geſponnen ſind; manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wanderers Seele vor ihm her und pocht ſchon an des

Vaterhauſes Thür und liegt an warmen Herzen, an Wangen von Freudenthränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfangen und ihn nicht laſſen wollen, während ſein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden ſchreitet. Und ſteht er auf der Flur des Vaterhauſes, wie anders dann, wie anders oft iſt ſein Empfang, als er geträumt! Wie anders ſind die Menſchen geworden! In einer Minute ſagt er zweimal: ſie ſind's, und zweimal: ſie ſind's nicht. Dann ſucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuſer, den Fluß, die Berge, die das Heimatsthal umgürten; die müſſen doch die alten geblieben ſein. Aber auch ſie ſind anders geworden. Oft ſind's die Dinge, die Menſchen, oft nur das Auge, das ſie wiederſieht. Die Zeit malt anders, als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zuſammen war, in der Wirklichkeit muß er ſich erſt wieder an ſie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen ſollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müſſe nach ihm ausſehen, als er ſo ſchnell von ſeinem Stuhle aufſtand? Er hatte ſchon die Thürklinke in der Hand. Er ließ ſie fahren. Fiel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblickes erſparen wollte, in dem ſie einander allein gegenüber ſtehen müßten? Sie mit dem Widerwillen und er mit dem Bewußtſein jenes Widerwillens. Jetzt ſtieg die alte Geſtalt des Geſchiedenen vor dem Bruder auf und es war, als befreite ſie dieſen von ſchweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er ſich ſonſt von dem Gegenwärtigen abwandte und dabei ausſah, als ſagte er zu ſich: der Träumer! Und eine raſche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch ein anderer er ſei, wie beſſer er ſich auf das Leben verſtehe und auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt". Er muſterte mit einem beruhigten Blick ſeine gedrungene Geſtalt, ſein volles rotes Geſicht, das tiefer in den Schultern ſtak, als er meinte, wenigſtens nicht tiefer, als er für ſchön hielt, in dem Spiegel, ſteckte die Hände in die Beinkleidertaſchen und klapperte mit dem Gelde darin. Er beſann ſich, ſchon dem Geſellen am Schuppen geſagt zu haben: Es bleibt beim alten in der Arbeit. Du nimmſt von niemand Befehle, als von mir. Ich bin Herr hier. Und der hatte ſo eigen zweideutig gelacht, als ſagte er ein lautes

Ja zu dem Redenden und zu ſich: ich laß dich ſo reden, weil ich es bin. Fritz Nettenmair dachte: lange wird er nicht bleiben; dafür will ich ſchon thun. Und über der Bewegung, die wiederum ſagte: ich bin ein Kerl, der das Leben verſteht, fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute abend noch viel genugthuender empfinden wird, weil er's in allen Augen leſen kann, was er iſt und kein anderer ſo außer ihm.

Seine junge Frau ſcheint Ähnliches zu denken. Auch ſie ſieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen ſich darin. Die Ehe ſoll die Gatten ſich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung. Das Zuſammenleben hatte hier zwei Geſichter ſich ähnlich gemacht, die unter anderen Umſtänden ſich vielleicht ebenſo unähnlich ſehen würden. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, ſondern nur eins davon dem andern. Die übereinſtimmenden Züge, das konnte ein ſcharfes Auge ſehen, waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wär' es umgekehrt beſſer geweſen für beide, wenn er's auch nicht eingeſtehen würde und ſie es nicht fühlte, wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wieviel Zeit mag nötig ſein, wieviel Schmerzen wird ſie zu Hilfe nehmen müſſen, von einem urſprünglich ſo ſchönen Menſchenbilde abzuwaſchen, womit die Gewohnheit von Jahren es beſchmutzt!

Die Thür flog auf, das hochgerötete Antlitz des Dienſtmädchens erſchien in ihr. Er kommt! Wer in der Straße zufällig am Fenſter ſteht, ſchaut mit Wohlgefallen auf die friſche, ſchlanke, männliche Geſtalt herab, die daher kommt, den Torniſter auf dem Rücken, den Stock unterm Arm. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten ſich zugleich an ſeiner linken feſt. Ein Umſtand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbaren, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenſter und Thüren. Er hat nun nicht allein den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch anderen zu antworten. Den Alten muß er auf Grüße und Scherzreden erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor errötenden Mädchengeſichtern ſich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben ſeine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; ſie ſehen, wie unmöglich es ihm iſt. Und wo er vorübergegangen, da ſagt ein Winken hinter ihm her, er iſt noch der alte, hübſche, beſcheidene Junge, und ein gehobener Finger

ſetzt hinzu: aber er iſt kein Junge mehr; er iſt ein Mann geworden und was für einer! Iſt das Fenſter geſchloſſen, wird alles zu ſeinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, ſein Neigen mit unwillkürlichem Erröten zu erwidern. Die ſind ſtiller als ſonſt, und die Sonne, die heut ſo viel heller ſcheint, als an anderen Tagen, bringt die ſeltſamſten Wirkungen auf ſie hervor. Zunächſt einen eigenen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenſtern ſich zu bewegen; dann ein ebenſo wunderbar plötzliches Wiedererwachen längſt entſchlafener Freundſchaften, deren Gegenſtände in der Nähe des Nettenmairſchen Hauſes wohnen und die man beſuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröten angeſehen hätte, war nur irgend ein Grund dazu vorhanden.

Ob die Veränderung, die mit unſerem Wanderer in der Fremde vorgegangen, ſeinen Bruder ebenſo erfreuen wird, als die Nachbaren?

Er iſt an der Thür des Vaterhauſes angekommen. Vergeblich hat er an den Fenſtern nach einem bekannten Antlitz geſucht. Jetzt kommt ein unterſetzter Herr im ſchwarzen Frack herausgeſtürzt. So haſtig kommt er geſtürzt, ſo wild umſchlingt er jenen, ſo feſt drückt er ihn an ſeine weiße Weſte, ſo nah' drängt er Wange gegen Wange, ſo lang läßt er ſie da ruhen, daß man die Wahl hat, zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will ſich nicht gern in die Augen ſehen laſſen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen thun; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Thüre.

Schön, daß du kommſt! herrlich, daß du kommſt! Es war eigentlich nicht nötig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geſchäft. Aber es iſt wirklich ſchön von dir; es thut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen rot machſt. Deiner Braut! das ſprach er ſo deutlich und mit ſo erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnſtube vernehmen und verſtehen konnte.

Der Ankömmling ſuchte mit feuchten Augen in des Bruders Angeſicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch alles noch darin ſei, was ihm ſo lieb und teuer geweſen. Der Bruder that nichts dazu, das Geſchäft ihm zu erleichtern. Was auch ihn hindern mochte; er ſah von dem anderen nur, was ſich zwiſchen Kinn und Fußſpitzen desſelben befand. Er hatte vielleicht gedacht, ſich mit der

alten Wendung auf den Ferſen an die Spitze des Zuges zu ſtellen. Aber nach dem Wenigen, das er geſehen, paßte der „Träumer" nicht mehr und die Wendung unterblieb.

Der Vater hat es haben wollen, ſagte der Ankömmling unbefangen. Und was du da von einer Braut ſagſt —

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in ſeiner alten Weiſe, ſo daß man, ſprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verſtanden hätte. Schon gut! Schon gut! Noch einmal, es iſt prächtig daß du uns beſuchſt und vierzehn Tage wenigſtens wirſt du feſt gehalten, magſt du wollen oder nicht. Kehr' dich nicht an die, ſetzte er leiſer hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Thüre, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau ſtand mit dem Rücken gegen die Thür an einem Schrank, in welchem ſie kramte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte ſie ſich, und nur nach dem Manne. Noch ſah der Schwager nichts als einen Teil ihrer rechten Wange und eine brennende Röte darauf. Was man ſonſt an ihrem Benehmen auszuſetzen fände, es zeigte ſich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, ſich anders zu geben, als ſie war. Sie ſtand da, als mache ſie ſich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müſſen. Der Ankömmling ging auf ſie zu und ergriff ihre Hand, die ſie ihm erſt ſchien entziehen zu wollen und dann regungslos in der ſeinen liegen ließ. Er freute ſich, ſeine werte Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch ſein Kommen ſie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu beſiegen, den ſie gegen ihn trage. In ſo ſchonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er ſprach beide bloß in Gedanken aus. Daß alles ſo war, wie er es ſich gedacht, und doch wieder ſo ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Mut.

Der Bruder machte der peinlichen Pauſe, denn ſeine Frau antwortete mit keinem Laute, ein willkommenes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten ſich noch immer, unbeirrt von allem, was die Erwachſenen bedrängte und ſie nicht bemerkten und verſtanden, um den neuen Onkel; und dieſer war froh über den Anlaß, ſich zu ihnen herabzubeugen und tauſenderlei Fragen beantworten zu müſſen.

Die Brut iſt aufdringlich, ſagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er ſah verſtohlen nach der Frau. Bei alledem wundert's mich, wie ihr bekannt geworden ſeid. Und ſo ſchnell ſo ver-

traut, fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken ſeine letzte Bemerkung weiter ſpinnen: es ſcheint, du verſtehſt ſchnell vertraut zu werden und zu machen. Ein Schatten wie von Beſorgnis legte ſich über ſein rotes Geſicht. Aber den Kindern galt die Beſorgnis nicht; er hätte ſonſt dabei nach den Kindern geſehen und nicht nach ſeiner Frau.

Der Ankömmling ſprach immer eifriger mit den Kindern. Er hatte die Frage überhört, oder er wollte vor der zürnenden Frau ſich nicht merken laſſen, weſſen Bild er ſo lebendig in ſich trage. Die Ähnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegnet, als ſeines Bruders Kinder erkennen laſſen. Die Frage aber, wie ſie ſo ſchnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin thun müſſen. War er's doch geweſen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um von dem mit jemand ſprechen zu können, von dem er ſo gern ſprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen ſolchen Geſprächen aus und der alte Herr machte ſich nicht ſo gemein mit dem alten Geſellen, über Dinge mit ihm zu ſprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgend eine Art Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch ſagen können, die Kinder waren nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tauſend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegeneilt; es hatte ihm weh gethan, daß nur ſeinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Thür.

Apollonius verſtummte plötzlich. Er erſchrak, daß die Verlegenheit ihn des Vaters vergeſſen gemacht. Der Bruder verſtand ſeine Bewegung und ſagte erleichtert: er iſt im Gärtchen. Apollonius ſprang auf und eilte hinaus.

Da unter ſeinen Beeten kauerte die Geſtalt des alten Herrn. Er folgte der Schere des alten Valentin, der auf den Knieen vor ihm herrutſchte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geſelle ſofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: jetzt kommt er! und wenn er ſo dachte, fuhr die Schere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebrummt haben, machte nicht derſelbe Gedanke die Hand unſicher, die nun ſein Auge war.

Apollonius ſtand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht

ſprechen. Er hatte lange gewußt, der Vater war blind, er hatte ſich ihn oft in ſchmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er geweſen wie ſonſt, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte ſich ihn ſitzend oder auf den alten Valentin ſich lehnend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt ſah, die hohe Geſtalt hilflos wie ein Kind, die kauernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor ſich hingreifenden Hände. Nun wußte er erſt, was blind ſein heißt. Valentin ſetzte die Schere ab und lachte oder weinte auf den Knieen; man konnte nicht ſagen, was er that. Der alte Herr neigte erſt wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er ſich zuſammen. Apollonius ſah, der Vater empfand ſeine Blindheit als etwas, des er ſich ſchämen müſſe. Er ſah, wie der alte Herr ſich anſtrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er ſei blind. Er wußte nun erſt, was bei dem alten Mann, den er ſo liebte, blind ſein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in ſeiner Nähe war. Aber wo? auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand dieſe Ungewißheit mit Beſchämung, und zwang die verſagende Bruſt zu dem Rufe: Vater! lieber Vater! Er ſtürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn ſchlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten ſchien, obgleich ſie nur den Jüngling von ihm abhalten ſollte. Der ſchlug die zurückgewieſenen Arme um die eigene Bruſt, den Schmerz da feſt zu halten, der, über die Lippen geſtiegen, dem Vater verraten hätte, wie tief er deſſen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn ſich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Schere machen, die zwiſchen ihm und dieſem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er ſich in ſeinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte ſich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieſer ſo viel Tage fortgeweſen, als er Jahre fortgeweſen war. Du wirſt müde ſein und hungrig. Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen. Wegen des Geſchäftes rede mit dem Fritz. Ich hab's aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das iſt's eigentlich nicht; junge Leute müſſen auch einmal ſelbſtändig werden. Das giebt mehr Luſt zum Geſchäft.

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas ſagen, das niemand hören ſollte,

als der Sohn. Aber er schwieg. Ein Gedankenschatten von Mißtrauen und Furcht, sich etwas zu vergeben, flog über sein steinernes Gesicht. Er winkte dem Sohn, zu gehen. Aber er selbst blieb regungslos stehen, bis sein scharfes Ohr die Thür der Wohnstube öffnen und schließen gehört. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anstrengung und scheinbarer Sorglosigkeit. Drin stand er lange, mit dem Gesichte der grünen Hinterwand zugekehrt, und schien die Ranken von Teufelszwirn, die diese bildeten, angelegentlich zu mustern. Allerlei Gedanken zogen über seine Stirn. Es waren sorgenvolle, seltener von Hoffnung angeschimmert, als von Argwohn überdunkelt; und alle galten dem Geschäft und der Ehre des Hauses, um das er vor allen, selbst vor den Gliedern dieses Hauses, sich nicht im entferntesten zu kümmern sich den Anschein gab.

Warum er unterdrückt, was er dem Ankömmling sagen wollte? War es vom Geschäft oder von der Ehre des Hauses? Und wußte oder ahnte er, der anstatt seiner nun um beides zu sorgen hatte, stand an die Thür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er sprach, und wenn er heimlich mit ihm sprach, wenigstens sehen, daß er dies that? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen lassen aus der Fremde? Und schien ihm noch jetzt jedes Aussprechen eines Warum mit seinem Ansehen unverträglich?

Es war ein wunderlich Beisammensein drin in der Wohnstube am Mittagstisch. Der alte Herr aß, wie immer, allein auf seinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erst nach dem Essen wieder herein. Die junge Frau hielt sich mehr in der Küche oder sonst wo auf; und saß sie einmal wenige Minuten lang am Tisch, so war sie stumm wie bei der Begrüßung, und die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zustand gewohnt, der Apollonius noch mit erster Schärfe in das Herz schnitt; er erzählte nur von den Wunderlichkeiten desselben; der im blauen Rock wisse selbst nicht, was er wolle, und mache sich und allen im Hause ohne Not das Leben sauer. Begann Apollonius von dem Geschäft, von der bevorstehenden Reparatur des Kirchdachs von Sankt Georg, dann sprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er sich freue, dem Bruder seinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu machen, und gedachte dieses Aufenthalts stets als eines vorübergehenden Besuches. Sagte der ihm, er sei nicht gekommen, sich zu vergnügen, sondern zu arbeiten, dann lachte er wie über einen

unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu thun, und zeigte, er verſtehe Spaß, und wär' er noch ſo trocken vorgetragen. Dann, war ſeine Frau hinausgegangen, forſchte er nach dem Verhältnis Apollonius' zu der Tochter des Vetters und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tiſch kamen die Kinder wieder herein und mit ihnen mehr Leben und Gemütlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältniſſen noch als vor neuen und fremden ſtand, hatte das neue zu den Kleinen ſchon die ganze Vertraulichkeit eines alten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beſchäftigte den Bruder und, wie es ſchien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich ſein mochte, über dem Eindruck, den er als Hauptperſon bei dem Feſte auf den Ankömmling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum Beginne desſelben, ihm durch Erzählungen und hingeworfene Winke von Ehre und Aufmerkſamkeit, die ihm bei ſolchen Gelegenheiten von den angeſehenſten Bürgern erwieſen werde, einen Vorgeſchmack zu geben. Er wurde zuſehends heiterer und ſchritt immer ſtolzer in der Stube hin und her. Das Knarren ſeiner wohlgewichſten Stiefeln ſagte einſtweilen, eh's die Ballgäſte thaten: Ei, da iſt er ja! da iſt er ja! und wenn er dazwiſchen mit beiden Händen in den Hoſentaſchen mit Geld klapperte, klang's aus allen Saalecken: Nun wird's famos! Nun wird's famos! Und dahin zwiſchen den Bewillkommnenden — aber ſchon ging er nicht mehr, er ſchwebte, er ſchwamm auf der Muſik — jeder Tanz war eine Jubelouverture auf den Namen Nettenmair — er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine mehr unter ſich, kaum noch die junge Frau Nettenmair, die neben ihm ſchwamm, an ſeiner rechten Floßfeder hangend, die Schönſte unter den Schönen, wie er der Jovialſte unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war. Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von allen Seiten: da iſt er! rief's wirklich aus allen Ecken: nun wird's famos! Wo ſie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde ſo oft und anhaltend geſchüttelt, als des jovialen Fritz Nettenmairs, keinem Geſellſchaftsmitgliede ſo viel ungeheucheltes Lob in die Ohren gegoſſen, als ihm. Aber wie liebenswürdig war er auch! Wie herablaſſend nahm er all die verdienten Huldigungen auf. Wie witzig zeigte er ſich; wie gefällig lachte er. Und nicht allein über ſeine eigenen Späße — denn das war keine

Kunſt; ſie waren ſo geiſtreich, daß er lachen mußte, wenn er nicht wollte — auch über andere, ſo wenig die es, gegen die ſeinen gehalten, verdienten. Es gab freilich auch Leute, die ſich wenig an ihn kehrten, aber er bemerkte ſie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren Philiſter, Alltagskerle, unbedeutende Menſchen, wie er dem Bruder mit verächtlichem Bedauern ins Ohr ſagte. Es war ganz eigen; man konnte an dem Grad ihrer Verehrung von Fritz Nettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Menſchen und Bürger ganz genau ermeſſen. Da ſtand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl ſeiner Wichtigkeit — und ſeine eigene ſtille Meinung von ſich war noch ungeheuchelter, als die laut ausgeſprochene der bedeutendſten Leute im Saal über ihn — noch mehr als gewöhnlich in die Höhe gezogen, die Arme bald in graziöſer Eckigkeit an den Leib gedrückt, bald ausgeſtreckt, um mit dem Stocke irgend einem der bedeutendſten Leute eine klatſchende Liebkoſung zu verſetzen, die jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert wurde.

Als der Tanz begann, zog Fritz Nettenmair den Bruder in eine Nebenſtube. Du mußt tanzen, ſagte er. Von meiner Frau würdeſt du einen Korb holen und das wär' mir unangenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm iſt und dich im Takt erhalten kann. Nur herzhaft, Junge, wenn's auch nicht gleich gehn will. Fritz Nettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit ſechs Jahre vergeſſen. Der Bruder war ihm noch der alte Träumer, den er zuweilen zu ſeinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als er ihm, auf deſſen Weigerung er nicht geachtet, das Mädchen zuführte, ergab ſich dieſer, um nicht unhöflich zu erſcheinen.

Herr Fritz Nettenmair war der gutmütigſte Menſch von der Welt, ſolang' er ſich den alleinigen Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung wußte. In ſolcher Stimmung konnte er für diejenigen, die ſein Glanz in den Schatten ſtellte, Thaten der Aufopferung thun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeutenden Leuten ſaß, die er mit Champagner traktierte, und in den Augen ſeiner Frau die Befriedigung las, mit der ſie ihn mit Ehren überhäuft ſah, kam die Empfindung über ihn, als habe er dem Bruder ein großes Unrecht verziehn und er ſei ein außer[illegible] edler Menſch, der all die Ehrenbezeugungen verdiene und in wunderbarer Anſpruchsloſigkeit ſich dennoch herablaſſe, ſich durch ſie rühren zu laſſen. Eben tanzte Apollonius vorüber. Er ſah, der war der alte Träumer nicht mehr,

aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den ſchönen Tänzer und ſeinen gewandten Anſtand gerichtet. Er zog ſeine Frau auf und in der Gewißheit, wie ſehr er den Bruder überglänzen müſſe, hatte er noch die Wolluſt, dem Bruder, wer weiß wieviel Unrecht, das ihm dieſer nie zugefügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ ſich nicht überglänzen. Fritz Nettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein ſteifes Bild dagegen. Der nickte den Takt nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzſaal und ſtach andere Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial, noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften; und Fritz Nettenmair übertraf vergeblich ſich ſelbſt.

Es war der lederniſte Ball, den Fritz Nettenmair mitgemacht; er konnte nicht lederner ſein, war Fritz Nettenmair daheim geblieben. Fritz Nettenmair verſicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die ſeinen Champagner tranken, ſtimmten, wie immer, unbedingt in ſeine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen ſprachen gegen Frau Nettenmair ihre gerechte freundſchaftliche Entrüſtung über den Schwager aus. Daß dieſer nicht die Schwägerin zuerſt zum Tanze aufgezogen, bewies eine unverzeihliche Mißachtung derſelben. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten ſo tief fühlte, als wär' es ihr ſelber angethan, ſagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er ſich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber dieſer wurde nur immer mehr bewundert und geehrt und der Ball demzufolge nur immer noch lederner. So ledern, daß Fritz Nettenmair mit ſeiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er ſonſt erſt recht jovial zu werden anfing. Dennoch ſammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in deſſen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er ſie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenſtübchen wieder in den Saal zu ſeiner Frau und verließ mit dieſer unter der ungeheucheltſten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durſt nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenötigten Ritterdienſtes gegen

ſeine Dame ſich entledigt, die Thür des Vaterhauſes offen und alle ſeine Bewohner ſchon im Schlafe. Wenigſtens zeigte ſich nirgends ein Licht und alles war ſtill. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewieſen. Zu Apollonius, Glück hatten die ſechs Jahre das Haus nicht verändert, wie ſeine Bewohner. Er ging leiſe durch die Hinterthür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen ſeiner Beſtändigkeit den rauhen Hals ſtreichelte, ſtieg die Treppe herauf, ſchritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in ſeinem Stübchen. Aber er ſaß noch lange, ehe er ſich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenſter und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlaſſen.

Die Gedanken und Bilder des Vergleichs ſpielten noch in ſeine Träume hinein. Der Vater ſtand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müſſe noch morgen nach Köln und inmitten der Rede brach die rüſtige Geſtalt zuſammen und tappte hilflos mit zitternden Händen an der Erde herum und ſchämte ſich ihrer Blindheit. Der Bruder ſaß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hauſe, das liebliche, offene Geſicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit von ſonſt; die Blume, die ſie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als ſie den Bruder erblickte und der ihm neue, fremde Zug von Leerheit, gedankenloſer, eitler Vergnügungsſucht, von grollender Bitterkeit gegen Apollonius legte ſich über ſie wie ein ſchmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend ſich vergeſſen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrſtuhl, daß er faſt hinunterſtürzte aus der Schwindelhöhe aufs Pflaſter und ſagte: ein Beſuch für vierzehn Tage dürfe nicht arbeiten. Er wolle ja ohnehin wieder heim. Und ſonderbar war's, daß ihm jetzt Köln als ſeine Heimat erſchien und ſeine Vaterſtadt ſo fremd, daß er ſich die bitterſten Vorwürfe machte in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit. Dann fand er ſich wieder auf dem Fahrſtuhl hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es ſein ſollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun ſtak er in die Ausfahrthür eingeklemmt, ringsum in ſtaubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte ſeine Feſttagskleider an; ſie waren voll Schmutz; er wiſchte und bürſtete, daß er ſchwitzte, und ſie wurden nicht rein. Und ſo oft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er ſich laut den Entſchluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt. Am nächſten morgen mußte er wiſſen, was er

hier ſollte, mußte ſein Verhältnis zum Vaterhauſe ein klares ſein. War keine Arbeit für ihn, ſo ſah ihn der Morgen noch auf ſeinem Rückwege nach Köln. —

Mit der Sonne war er auf. Aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, ſich von ſeinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach Sankt Georg; er wollte ſich ſelbſt überzeugen, was dort zu thun ſei. Als er wieder zurück kam, traf er auf ſeinen Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnſtube zu verlaſſen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten ſich. Sie hatten ſchon geſtern auf dem Balle ſich geſprochen, wo der Herr ſich eben nicht als ein bedeutender Menſch und Bürger ausgewieſen, vielmehr zu den Philiſtern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es ſchien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechſelreden kam er auf den Zweck ſeines Hierſeins. Es ſollte dieſen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverſtändigen ſtattfinden über das, was an Kirchen- und Turmdach zu thun ſei, damit das Reſultat derſelben noch bei der am Nachmittag ſtattfindenden Ratsſitzung vorgetragen und Beſchluß gefaßt werden könne. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo ſie die übrigen Sachverſtändigen bereits verſammelt wußten.

Der Bruder wollte ſeinen Beſuch, wie er ſagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geſchäften beſchweren: ebenſowenig mochte er ihn — aber das ſagte er nicht — allein daheim laſſen. Er beſtellte Apollonius nach dem Waldhauſe, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius verſicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn ſogar als einen Sachverſtändigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Verſammlung, zwei fremde Schieferdeckermeiſter und die ſtädtiſchen Ratsbauleute, den Ratszimmermann, Maurer und Klempner an der Turmthüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüſtungen zum Behufe der Unterſuchung an dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächſt, ging die Beratung vor ſich. Apollonius ſtand beſcheiden

einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau unterſucht und ſich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker ſprachen ſich für die Notwendigkeit einer umfaſſenderen Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, ſei wiederum für Jahre geholfen. Ihm ſtimmten die Ratsmeiſter, Zimmermann, Maurer und Blechſchmied eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom geſtrigen Balle, die gewiſſenhaft ſchloſſen, weſſen Champagner man trinke, deſſen Meinung müſſe man ſein. Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Koſten einer umfaſſenderen Reparatur und verſchob die höchſt notwendige ſchon lange von Jahr zu Jahr. Da ſie obendrein ſelbſt keine Ausſicht hatten, ſich die Reparatur übertragen zu ſehen, ſo gaben ſie ſich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm ſelber nichts gelegen ſchien. Sie fanden daher im Laufe der Debatte immer mehr, daß, je nachdem man die Sache anſehe, auch Herr Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauherr, ein braver Mann, ihre, wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Geſicht eine Weile geſchwiegen, als ihm Apollonius einfiel. In deſſen Zügen ſah er ein Etwas ausgedrückt, das ſeiner eigenen Meinung zu entſprechen ſchien. Und was ſagen Sie? wandte er ſich zu ihm.

Apollonius trat beſcheiden einen Schritt näher. Ich wünſchte, Sie ſähen ſich die Sache ſo genau als möglich an, ſagte der Ratsherr. Apollonius entgegnete, er habe das bereits gethan. Ich brauche Sie nicht darauf aufmerkſam zu machen, fuhr der Ratsherr fort, wie wichtig die Sache iſt. Apollonius verbeugte ſich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch ſagen wollte. Aus des jungen Mannes Angeſicht ſprach bei aller Weichheit und Milde ſo ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit und eigenſinnige Redlichkeit, daß der Ratsherr ſich der Ermahnung faſt ſchämte, die er an ihn hatte richten wollen. Apollonius begann nun mit den Ergebniſſen ſeiner vorhinigen Unterſuchung. Er ſtellte den Zuſtand der Stellen dar, die er hatte prüfen können und was ſich daraus auf die übrigen ſchließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfaſſendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen

trotzt, iſt das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schieferplatten auf Belattung und Verſchalung aufgenagelt ſind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Teile völlig zerſtört, zum Teil der völligen Zerſtörung nah gefunden. Das Kirchendach war ein ſehr ſteiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr thaten, hatten ſich viele Platten verſchoben und der Näſſe das Eindringen geſtattet; dort zeigte ſich, ſelbſt wo ſie von Eichenholz war, die Belattung und Verſchalung gänzlich morſch; und ſolcher Stellen waren überall.

Es zeigte ſich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verſchalung der morſchen Stellen durch neue zu erſetzen. Ein Winter noch mußte den Zuſtand um weit mehr verſchlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinſen erſpart wurde; denn dieſe konnte man ohne größten Schaden doch nur höchſtens bis auf das nächſte Jahr hinausſchieben. Er führte die Verſammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht ſelbſt den Schluß, ſondern wußte mit der Kunſt, die er vom Vetter gelernt, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu thun. Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unſerem Apollonius wuchs zuſehends. Er wandte ſich im weiteren Geſpräche faſt nur an ihn und ſchüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Verſammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt, ſich thätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufaſſen, auf welche Weiſe es am zweckmäßigſten anzugreifen ſei. Apollonius dankte beſcheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entſprechen ſuchen wolle. Über ſeine Mitthätigkeit bei der Arbeit ſelbſt, entgegnete er, habe ſein Vater als Meiſter zu entſcheiden. Ich gehe gleich mit Ihnen, ſagte der Ratsbauherr, und ſpreche mit ihm.

Hatte gleich der Bruder das Geſchäft bis jetzt geleitet und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meiſter anerkannt und behandelt, er war es noch nicht. Der Alte hatte ihn ſo wenig Meiſter werden laſſen, als ihm das Geſchäft förmlich übergeben; er wollte ſich, wo er es nötig fände, ein ſouveränes Einſchreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden ſchon von weitem und taſtete ſich nach der Bank in ſeiner Laube. Da ſaß er, als ſie eintraten. Nach geſchehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Rettenmairs Befinden. Ich danke Ihnen, entgegnete der alte Herr;

ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen. Er lächelte dazu und der Bauherr wechſelte mit Apollonius einen Blick, der dem Manne Apollonius' ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in ſeiner Beſcheidenheit errötete, und lange nicht ſeine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte ſeinen Schirm tiefer ins Geſicht, um niemand die Gedanken ſehen zu laſſen, die da wunderlich miteinander kämpften. Wer unter den Schirm ſehen konnte, hätte gemeint, zuerſt, der alte Herr freut ſich; der Schatten von Argwohn, mit dem er geſtern Apollonius empfing, ſchwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erſchien ein Etwas auf dem Antlitz, das ſich zu ſchadenfreuen ſchien über die Demütigung des älteren. Vielleicht wäre er nach ſeiner Weiſe eingeſchritten mit einem lakoniſchen: du verſiehſt meine Stelle von nun, Apollonius, hörſt du? hätte nicht der Bauherr deſſen Lob geprieſen und wäre das nicht ſo verdient geweſen. Ja, ſagte er in ſeiner diplomatiſchen Art, ſeine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er ſie nur halb ausſprach; ja, die Jugend! er iſt jung. — Und doch ſchon ſo tüchtig! ergänzte der Bauherr. Der alte Herr neigte ſeinen Kopf. Wer ein Intereſſe darin fand, wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: die Jugend gilt heutzutag in der Welt! Ja, er fühlte Stolz, daß ſein Sohn ſo tüchtig, Scham, daß er ſelber blind, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauſes einen Wächter mehr gewonnen, Furcht, die Tüchtigkeit, der er ſich freute, mache ihn ſelbſt überflüſſig. Und er konnte nichts dagegen thun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgeſprochen, erhob er ſich ſtraff, wie um zu zeigen, jener triumphiere zu früh. Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei thätig ſein laſſen. Der alte Herr ſchwieg eine Weile, als warte er darauf, Apollonius ſolle ſich des Dableibens weigern. Dann ſchien er anzunehmen, Apollonius weigere ſich, denn er befahl in ſeiner grimmigen Kürze: du bleibſt; hörſt du?

Apollonius begab ſich auf ſein Stübchen, ſeine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt. So war es beſtimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat ſchaffen und anwenden, was er in

der Fremde gelernt. Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überſchauen wollte, mußte jetzt in ſein Stübchen hereinſehen. Das Hauptziel aller ſeiner Wünſche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er ſprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, er verlegte nichts, er ſuchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, ſie machte ihn klarer, ja, ſie machte ihn eigenſinniger. Er überſah darum kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte; er ſtrich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er das that, ſah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkoſen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick lang, was er ſchon beſaß. Alles war ihm noch einmal geſchenkt, und das Verhältnis zu jedem ſeiner Beſitzſtücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rückſichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war ſeine Freude darüber im einſamen Stübchen mit demſelben beſcheiden abweiſenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von anderen aufgenommen. Für ihn gab es kein Allein und kein vor den Leuten.

Als er ſich eingerichtet ſah, ging er ſogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf ſeinen Rat beſchloſſen worden. Er empfand, er war nicht allein als ſeines Vaters Geſelle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er hatte noch eine beſondere moraliſche Verpflichtung gegen ſeine Vaterſtadt eingegangen; er mußte thun, was in ſeinen Kräften ſtand, ihr zu genügen. Er wußte nicht, daß kein Bewußtſein einer ſolchen dazu nötig war; er hätte ohnedies gethan, was er vermocht; er kannte ſich zu wenig, um das zu wiſſen.

In dieſer erhöhten Stimmung erſchien ihm leicht, was ſein Dableiben von ſeiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu beſeitigen. Der Bruder wünſchte ſein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu beſiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte ſich ihm im Geſchäfte willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wiſſen und zu wollen, ja, daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß ſein Bruder ihn beleidigt haben könnte. Er wußte nicht, man könne auch den haſſen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen ſtand der ungemütliche Geſelle grinſend vor Fritz Nettenmair. Er ſagte: mit dem erſten Blick hab' ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber 's hat nichts zu ſagen. Wird nicht lang dauern das! Fritz Nettenmair kaute an den Nägeln und überſah die Gebärde, die ihn reizen ſollte, zu fragen, wie der Geſell das meine mit dem nicht lang Dauern. Er ging nach der Wohnſtube und fuhr im Gehen leiſe gegen einen Jemand auf, der nicht da war: Rechtſchaffenheit? Geſchäftskenntnis, wie der Alltagsratsbaukerl ſagt? Ich weiß, warum du dich aufdringſt und einniſteſt, du Federchenſucher! du Staubwiſcher! Thu' unſchuldig, wie du willſt, ich — er machte die Gebärde, die hieß: „ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!" Damit wandte er ſich nach der Thür, aber die Wendung war nicht jovial wie ſonſt. — Wie mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur ſich!

Der Geiſt des Hauſes mit den grünen Fenſterladen wußte mehr, als Apollonius Nettenmair, wußte mehr, als alle. Er ſchaute nachts durch das Fenſter, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an ſeinem Gutachten ſchrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel ſein bleicher Schatten und der Schreibende atmete ſchwer auf, er wußte nicht, warum. Dann ſchritt er mit ängſtlicher Gebärde den Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an ſeiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht warum. Die junge Frau ſah ſeine Hand über des Gatten Stirne fahren; ſie erſchrak, er erſchrak mit und wußte nicht warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus und das alte Haus knackte in allen ſeinen Balken und wußte nicht warum. Und der Geiſt wandelte noch lange, als alles ſchon zu Bette war, durch ſeine Zimmer, herauf und herab, her und hin, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte, warum.

Zwiſchen Himmel und Erde iſt des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die ſtillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehnte lang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet

ſich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unſichtbare Hände ſchieben zwei Rüſtſtangen heraus. Dem Zuſchauer von unten gemahnt's, ſie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben ſich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und ſehen herab und ſträuben ihr Gefieder vor Angſt. Die Rüſtſtangen ſtehen wenige Fuß heraus und die unſichtbaren Hände laſſen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachſtuhls. Die ſchlafenden Eulen ſchrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offene Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören's mit Entſetzen; das Menſchenkind unten auf der feſten Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lange währt das Pochen, dann verſtummt's. Und den Rüſtſtangen nach und quer auf ihnen liegend, ſchieben ſich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erſcheint ein Menſchenhaupt und ein paar rüſtige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geſchwungenem Hammer, bis die Bretter feſt aufgenagelt ſind und die fliegende Rüſtung fertig. So nennt ſie ihr Baumeiſter, dem ſie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüſtung baut ſich nun die Leiter und, iſt das Turmdach ſehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält ſie zuſammen, als der eiſerne Längehaken, nichts hält ſie feſt, als auf der Rüſtung vier Männerhände und oben die Helmſtange, an der ſie lehnt. Iſt ſie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmſtange mit ſtarken Tauen angebunden, dann ſieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Beſteigen, ſo weh dem ſchwindelnden Menſchenkinde tief unten auf der ſicheren Erde wird, wenn es heraufſchaut und meint, die Leiter ſei aus leichten Spänen zuſammengeleimt wie ein Weihnachtsſpielwerk für Kinder. Aber eh' er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erſt einmal hinaufgeſtiegen ſein, — mag er ſeine arme Seele Gott befehlen. Dann iſt er erſt recht zwiſchen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteſte Verſchiebung der Leiter — und ein einziger falſcher Tritt kann ſie verſchieben — ſtürzt ihn rettungslos hinab in den ſicheren Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erſchrecken! Die Zuſchauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die er von ihrem letzten Zufluchtsorte verſcheucht, krächzen wildflatternd um ſein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht ſo

unberührt, wie ſie. Er iſt kein eitler Wagling, der frevelnd von ſich reden machen will; er geht ſeinen gefährlichen Pfad in ſeinem Berufe. Er weiß, die Leiter iſt feſt; er ſelbſt hat das fliegende Gerüſt gebaut, er weiß, es iſt feſt; er weiß, ſein Herz iſt ſtark und ſein Tritt iſt ſicher. Er ſieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er ſieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwindel herabtaumeln kann auf ſein feſtes Auge. Die Mitte der Sproſſen iſt die Bahn ſeines Blicks und oben ſteht er. Es giebt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmſtange und die Leiter, die er mit ſeinem Tau zuſammenknüpft. Und der Knoten iſt geſchlungen; die Zuſchauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und ſein Thun hoch oben zwiſchen Himmel und Erde. Schieferdecker ſpielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erſt ſein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befeſtigt er den Flaſchenzug mit drei Kloben, an den Flaſchenzug die Ringe ſeines Fahrzeuges. Ein Sitzbrett mit zwei Ausſchnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer-, Nagel- und Werkzeugkaſten; zwiſchen den Ausſchnitten vorn das Haueiſen, ein kleiner Amboß, auf dem er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er ſie eben braucht; dies Gerät, von vier ſtarken Tauen gehalten, die ſich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaſchenzugs vereinigen, das iſt der Hängeſtuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umſegelt. Mittelſt des Flaſchenzugs zieht er ſich mit leichter Mühe hinauf und läßt ſich herab, ſo hoch und tief er mag; der Ring oben dreht ſich mit Flaſchenzug und Hängeſtuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußſtoß gegen die Dachfläche ſetzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Und bald bleibt kein Menſchenkind mehr unten ſtehen und ſieht herauf; der Schieferdecker und ſein Fahrzeug ſind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen ſich an ihn; ſie ſehen ihn für einen Vogel an, wie ſie ſind, nur größer, aber friedlich, wie ſie; und die Wolken hoch am Himmel haben ſich nie um ihn gekümmert. Die Damen neideten ihm die Ausſicht. Wer konnte ſo frei über die grüne Ebene hinſehen und wie Berge hinter

Bergen hervorwachſen, erſt grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, ſich auf die letzten ſtützt! Aber er kümmert ſich ſo wenig um die Berge, wie die Wolken ſich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeiſen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig iſt mit Hämmern und Nageln. Und eines Tages ſind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüſtung verſchwunden. Das Entfernen der Leiter iſt ſo gefährlich, als ihre Befeſtigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes That zwiſchen Himmel und Erde. Die Krähen wundern ſich eine ganze Woche lang, dann iſt's, als hätten ſie vor Jahren von einem ſeltſamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die ſtillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das ſteile Dach, als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe ſeines Gutachtens noch manche Unterſuchungen angeſtellt. Das Turmdach war mit Metall gedeckt; dieſe Decke lag ſchon nah an zweihundert Jahre. Als er ſie auf ſeinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflöſung nah. Das hatte man gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich teurer, als Deckung mit Schiefer, wenn man dieſen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in ſeinem Fahrzeuge mit hinauf, das kann er mit den ungleich ſchwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung mit Schiefer beſorgt der Arbeiter von ſeinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feſte Gerüſte nötig. Apollonius that den Vorſchlag, auch das Turmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechſchmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache ſo gut verſtanden, als die Leute in Köln, — das ſollte ein Stich auf Apollonius ſein. Und der Bruder war damit einverſtanden: hätten die Alten gemeint, Schiefer thue es ſo gut als Blei, ſie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächſter Nähe vorhanden; der Schiefer hätte weit her geholt und daher die Schieferdeckung teurer kommen müſſen, als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erſt ſpäter, da die Schiefergruben in der Nähe ſchon im Gang, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechſchmied und Fritz Rettenmair nicht oder wollten es nicht wiſſen. Den letzteren drückte das wachſende Anſehen des Bruders. Aber Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorſchlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius' Hände legen. Um ſeinen Bruder nicht zu kränken, bat er, davon abzuſehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal ausſprach, warum er ſo bitte. Er war von Köln her gewohnt, ſelbſtändig zu handeln; wie er ſeinen Bruder wiedergefunden hatte, ſah er manche Hemmung durch ihn voraus. Er lud ſich eine ſchwere Laſt auf, er wußte es, als er dem Bauherrn verſprach, die Sache ſolle unter dem zweiköpfigen Regiment nicht leiden. Der wackere Bauherr, der Apollonius erriet und ihn darum nur mehr achtete, ſchaffte ihm die Genehmigung des Rats und nahm ſich im ſtillen vor, wo es nötig ſein ſollte, ſeinen Liebling und deſſen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine ſchwere Aufgabe, die Apollonius ſich geſetzt; ſie war noch viel ſchwerer, als er wußte. Sein Hierſein hatte den Bruder von Anfang nicht gefreut; Apollonius ſchob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm ſeitdem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrſucht kennen gelernt; dieſer fühlte ſich durch das, was ſeither geſchehen, gegen Apollonius zurückgeſetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrſucht des Bruders durch äußere Unterordnung zu verſöhnen. War kein weiteres Hindernis vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, ſo ſchwer ſie ſchien, zu löſen. Aber was zwiſchen ihm und dem Bruder ſtand, war ein anderes, ein ganz anderes, als er meinte. Und daß er es nicht kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn, aus dem Bewußtſein einer Schuld geboren. Was er that, die vermeinten Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, mußte das wirkliche nur wachſen machen. Wäre er nicht zurückgekommen! hätte er dem Vater nicht gehorcht! wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Turmſpitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchdach lebendig. Rüſtige Hände hämmern den Seilhaken in die Verſchalung und ſchleifen mit ſtarkem Tau den Dachſtuhl daran. Er beſteht in zwei Dreiecken, aus feſten Bohlen zuſammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältnis ſeiner Seiten beſtimmt. Denn unten liegt er ſtrohumwunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die quer übergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf ſteht oder kniet der hämmernde Schiefer-

decker; neben ihm handrecht hängt der Kaſten für Nägel und Schieferplatten, mit ſeiner Hakenſpitze in die Verſchalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Überweiſung der Arbeit. Fritz Nettenmair that erſt wunderlich, indem er zu verſtehen gab, er meine, Apollonius ſei gekommen, hier den Herrn zu ſpielen und nicht den Diener. Es lag in der argwöhniſchen Richtung, die ſein Denken einmal angenommen, allem, was der Bruder thun mochte, eine Abſicht, eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermutete deshalb, Apollonius wünſche die Arbeit auf dem Kirchdach zu übernehmen. Wer hier ſchaffte, konnte zu jeder Zeit ſehen, ob das Fahrzeug am Turmdach beſetzt war oder ledig an der fliegenden Rüſtung hing. Er that arglos, er nehme an, Apollonius ſei lieber bei der Umdeckung des Turmdaches beſchäftigt, die er ja ſelber vorgeſchlagen. Apollonius weigerte ſich nicht. Fritz meinte, obgleich es ihm unangenehm ſei, was er aber nicht merken laſſe; und hatte die Empfindung eines Menſchen, dem es gelungen, einen Widerſacher zu überliſten. Eine Empfindung, die ſich erneute, ſo oft er von ſeiner Arbeit auf dem Dachſtuhle hinaufſah nach dem Fahrzeug und der fliegenden Rüſtung am Turm, mit der Gewißheit, der Bruder könne das Fahrzeug nicht verlaſſen und hineingehen, ohne daß er es ſeheund ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer und er ſelbſt einer, der die Welt kannte. Im anderen Augenblick vielleicht ſah er wieder den Argliſtigen im Bruder und fand es wohlthuend, ſich dagegen als den Argloſen zu bemitleiden, dem jener Schlingen lege, um nur den Bruder haſſen zu dürfen, der ihn haſſe. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfnis Apollonius', das dieſem den Widerſpruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerſpruch und er unterdrückte es abſichtlich. So ſetzte ſein Schuldbewußtſein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben ſich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das raſche und genau berechnete Ineinandergreifen, an das er in Köln ſich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier gehandhabt. Der Decker mußte viertelſtundenlang und länger auf die Schieferplatten warten; die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortierer eine gute Entſchuldigung. Der Bruder lachte halb mitleidig über Apollonius' Klage. Eine ſolche Ordnung, wie der ſie verlangte, exiſtierte nirgends und war auch nicht möglich.

Bei ſich verſpottete er wieder den Träumer, der ſo unpraktiſch war. Und wäre die Ordnung möglich geweſen, die Arbeit war im Tagelohn verdungen. Die verlorene Zeit wurde bezahlt, wie die angewandte. Und als Apollonius ſelbſt dazu that, den Schlendrian abzuſtellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohldiener des Bauherrn und des Rates, er ſelber ſich der ſchlichte Mann, der ſolche Kunſtgriffe verſchmäht. Da wollte ihn jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch Schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen ſollte mit all ſeiner Argliſt; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde ſich die Hörner ablaufen, wenn er ins Werk ſetzen wollte, was ihm ſelbſt, der die Welt kannte, nicht gelang. Ihm, der ſchärfer auf dem Zeuge war, als ſelbſt der im blauen Rock zu ſeiner Zeit geweſen. Er meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch ſchriller auf dem Finger pfiff, noch grimmiger huſtete und noch entſchiedener ausſpuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Reſpektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo ſie in Eigenſinn ausartet Achtung wirkt, die ruhige, in ſich gefaßte Würde einer tüchtigen Perſönlichkeit, das überſah er. Wie er es ſelbſt nicht beſaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an anderen wahrzunehmen. Stand ſeine Geſtalt überhaupt im Widerſpruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufkünſtelte, ſo widerſprach ihr ſeine Unruhe und innere Haltloſigkeit jeden Augenblick. Die diplomatiſche Art zu reden ſchien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um ſeine eigene Oberflächlichkeit und Gehaltloſigkeit zu verſpotten. Aus dem ſteifen Weſen des blauen Rockes fiel er dann zu Zeiten plötzlich in ſeine eigene herablaſſende Jovialität und in eine Region derſelben, wo der Spaß den Abſtand von Vorgeſetzten und Untergebenen mit ſchmutzigen Fingern auslöſchte, als wäre er nie geweſen. Rückte er ſich dann ebenſo plötzlich in der Autorität gewaltſam wieder zurecht, ſo brachte das die verlorene Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er ſich von manchen ſeiner Arbeiter überſehen und in ſchwierigen Fällen ſie machen laſſen mußte, was ſie wollten. Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Vetter, was dem Bruder fehlte; er beſaß die Würde der Perſönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigenſinn. Seine innere Sicherheit galt; ſie mußte ſich nicht geltend machen — er war des ſichtbaren Mühens um Achtung überhoben, welches ſo ſelten ſeinen Zweck erreicht, ja

gemeiniglich ihn verfehlt. Und ſo gelang ihm, was er wollte. Bald war die muſterhafteſte Ordnung beim Bau und alle ſchienen ſich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Nettenmair nicht. Das raſche Ineinandergreifen, das wie im Geleiſe einer unſichtbaren Notwendigkeit ging, machte das Weſen im blauen Rocke, in welchem er ſich ſo groß fühlte, überflüſſig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging. Von demſelben, dem er ſchon ſo viel zu verzeihen hatte und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht oder wollte nicht wiſſen, welchen Zauber eine geſchloſſene Perſönlichkeit ausübt, obgleich er ſelbſt widerwillig ſie anerkennen mußte, und noch weniger, daß dieſe ihm fehlte und der Bruder ſie beſaß. Er war bei ſich einig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er ſelbſt mit Genugthuung ſich zu edel fühlte. Dadurch hatte jener die Leute ihm abſpenſtig gemacht. Apollonius wußte nichts von dem, was im Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Argliſtige ſein muß, auf der Hut; denn ſolche Feinde kann man nur mit ihren eigenen Waffen beſiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieſer ſeine ſchlimmen Pläne ſicherer zu bergen meinte; er vergalt ihm, und machte ihn leichter unſchädlich, wenn er unter derſelben Maske ſeine Wachſamkeit barg. Die gutmütige Willigkeit Apollonius', ſich ihm äußerlich unterzuordnen, erſchien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem Argliſtigen gewonnen, wiſſend teilnahmen. In ſeiner Empfindlichkeit griff er ſelbſt nach den Mitteln, die er bei dieſem vorausſetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Umſtand, daß Apollonius ihm ſelbſt imponierte, wenn er auch dieſen Grund nicht hätte gelten laſſen. Er legte den blauen Donnerrock beiſeite und ſtieg bis auf die unterſte Sproſſe ſeiner Jovialität herab. Er begann durch Winke, dann allmählich durch Worte, ſein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohldieneriſchen Eindringlings ſeufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Mut hatte, ſie zu offener Widerſetzlichkeit zu reizen, ſuchte er ſie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann, ſie täglich zu traktieren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor im Geleiſe, das Apollonius vorgezeichnet. Der gemeine Mann hat den ſcharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen ſeiner Vorgeſetzten. Durch dies Bemühen, das ſie durchſchauten, verlor er noch

den letzten Reſt ſeiner Achtung; ſie lernten daraus, wenn ſie's noch nicht wußten, mit wem ſie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären ſie ungewiß geweſen, ſo hätte ſie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder beſtimmen können. Und da ſie nicht ſo fein waren, und auch nicht die Gründe dazu hatten, wie Fritz Nettenmair, gab ſich ihre Meinung unverhohlen kund. Sie nahmen ſich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg ſeiner Herablaſſung ein ganz anderer war, als den er beabſichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um ſich zuſammen, pfiff ſchrillender als je, ſo daß es drüben in der großen Glocke wiedertönte; ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal ſo hoch am ſchwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entſchiedenheit ſeines früheren Huſtens und Ausſpuckens war ein Kinderſpiel gegen ſein jetziges. Aber die Arbeiter wußten bald, dergleichen geſchah nur in Apollonius' Abweſenheit, und deſſen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die ſchwerſten Gewitter aus der Faſſung. Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherſtellung ſeiner verlorenen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich ſchrieb er auch das Ergebnis ſeiner falſchen Maßregeln auf Apollonius' immer wachſende Rechnung. Das Gefühl, überflüſſig zu ſein, packte ihn wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieſelben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem älteren Sohne der Schieferſchuppen. Wenigſtens ſo lange er Apollonius auf ſeinem Fahrzeug oder auf dem Kirchendache ſah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnſtube. Seine Kinder — das war leicht, da er ſelbſt ſich nicht um ſie bekümmerte, — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit ſchlechten Mitteln — gewonnen. Dieſe ſchlechten Mittel waren eben die, die er ſelbſt nie anwendete: unabſichtliche Güte und weiſe Strenge der Liebe. Aber auch in ſeiner Frau ſah er immer mehr etwas, wie einen natürlichen Bundesgenoſſen des Bruders gegen ihn. Lange vorher, ehe er noch den geringſten wirklichen Anlaß dazu hatte. Das war der Schatten, den ſeine Schuld in die Zukunft ſeiner Phantaſie warf. Ihr altes Geſetz wird ihn zwingen, durch die Verkehrtheit ſeiner Abwehrmittel den Schatten ſelber zur wirklichen, lebendigen Geſtalt zu machen und vergeltend in ſein Leben hereinzuſtellen.

Ahnungsvolle Furcht ſchien ihm, in lichten Zwiſchenblicken vorüber-

flatternd, von dieſem Kommen zu ſagen, das veränderte Benehmen gegen ſeine Frau müſſe es beſchleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen ſie, aber auch dieſe Jovialität trug ein Etwas von der Natur des ſchwülen Bodens an ſich, aus dem ſie erwuchs. Man preiſt ein Heilmittel gegen ſolche Krankheit; es heißt Zerſtreuung, Vergeſſen ſeiner ſelbſt. Als ob man da ſich vergeſſen müſſe, wo es doppelt Vorſehen gilt, der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffs. Fritz Nettenmair nahm es. Von nun fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand ſich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er ſie drohen ſah. Er war mehr außer, als in ſeinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nötiger, als ihm. Das rächende Schuldbewußtſein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als ſchon wirklich in die Gegenwart voraus. Und ſeine Frau ſtand noch ſo ſehr auf ſeiner Seite, daß ſie dem Bruder nun zürnte, deſſen Einfluß ſie in dem veränderten Benehmen des Gatten erkannte, — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Dieſe Erwartung hatte ſchon dem Kommenden nur die eine Wange zugewandt und dieſe ſo mit Rot gefärbt, als wäre ſie ſchon erfüllt. Wußte ſie denn nicht, er war nur gekommen, um ſie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine ſchwere Wolke drückte, wie eine unverſtandene Ahnung, begriff nur das eine: der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus. Er vermied die Orte, die ſie aufſuchten. Er hätte ſie ſchon vermieden aus dem innerſten Bedürfnis ſeiner Natur, das auf Zuſammenfaſſen, nicht auf Zerſtreuen ging. Die Einſamkeit wurde ihm ein beſſer Heilmittel, als den beiden die Zerſtreuung. Er ſah, wie anders die Schwägerin war, als ſie ihm vordem geſchienen. Er mußte ſich Glück wünſchen, daß ſeine ſüßeſten Hoffnungen ſich nicht erfüllt. Die Arbeit gab ihm genug Empfinden ſeiner ſelbſt; was ſie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfnis ihres Alters, ſich an einem fertigen Menſchenbilde aufzuranken, das, Liebe gebend und nehmend, ihr Muſter wird, und ihr Maß der Perſonen und Dinge, drängten ſie ſich um den Onkel, der ihrer ſo freundlich pflegte, als fremd die Eltern ſie vernachläſſigten. Er wußte nicht, daß er damit die Schuld wachſen machte in ſeiner Rechnung beim Bruder.

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die ſich rings aufballten um ſein Haus, in ſeiner Blindheit keine Ahnung? Oder war ſie's, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er, Apollonius begegnend, gleichgültige Worte mit ihm wechſelte. Dann kämpften zwei Mächte auf ſeiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenſchirm nicht ſah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat ſich ſo tief in die Wolke eingeſponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn und keiner mehr hinein. Er giebt ſich das Anſehen, als wiſſe er um alles. Thut er anders, ſo zeigt er der Welt ſeine Hilfloſigkeit und fordert die Welt ſelber auf, ſie zu mißbrauchen. Wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit ſagen? Nein! Er hält die Welt ſo verſtockt gegen ihn, als er gegen ſie iſt. Er fragt nicht. Er lauſcht, wo er weiß, man ſieht ihn nicht lauſchen, fieberiſch geſpannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin iſt; ſeine geſpannte Phantaſie baut Felſen daraus, die ihm die Bruſt zerdrücken, aber er fragt nicht. Er träumt von nichts, als von Dingen, die Schande bringen über ihn und ſein Haus; er leert die ganze Rüſtkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die die Welt kennt. Was keine Schande iſt, ſteigert ſich ſeinem krankhaft geſchärften Ehrgefühl dazu, das keine Ruhe wohlthätig abſtumpft, aber er trägt lieber, was die tiefſte Schande iſt, als daß er fragt. Er thut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Thun zeigt ungeboren ſchon der Mutter Seele ſein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld iſt, daß ſie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verſtrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn ſtehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen und zu reifen in ihm, was ſchlimm iſt, zu neuer Schuld. Wohl dem, der ſich dieſer Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen ſelbſt nicht retten, ſo kann er den übrigen ein Engel ſein. Dieſe vier Menſchen, in all ihrer Verſchiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld verſehrt! Welch Schickſal werden ſie vereint ſich ſpinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Laden?

Nun waren ſchon Wochen vergangen ſeit Apollonius' Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr ge-

macht. In den erſten Tagen las Fritz Nettenmair ein krampfhaftes Zuſammennehmen, ein verzweifeltes Gefaßtmachen in ihrem Weſen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwunderung erſchien. Er ſah, und nur er, wie ſie immer mutiger den Bruder zu beobachten begann, wo der nicht ahnte, ihr Blick ſei auf ihn gerichtet. Sie ſchien ſein Weſen, ſein Thun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Fritz Nettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide ſich glichen. Er mühte ſich, den Widerwillen der jungen Frau zu ſeiner alten Stärke aufzuſtacheln. Er that es, während er fühlte, wie vergeblich es war, wie ein einziger Blick auf das milde, rechtſchaffene Antlitz des Bruders niederreißen mußte, was er mühſam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie ſein er zu Werke gehen mußte, und wie plump er doch zu Werke ging; wie dieſelbe Macht, die ſein Gefühl für das Maß ſchärfte, ihn im Handeln darüber hinausriß. Er wußte, was er begonnen, mußte ſeinen Gang vollenden zu ſeinem Verderben. Er ſuchte Vergeſſen, und riß ſeine Frau immer tiefer in den Wirbel der Zerſtreuung mit hinein.

Arzneimittel ſollen, in übergroßer Gabe angewandt, das Gegenteil wirken. So geſchah's mit dem Mittel Fritz Nettenmairs; wenigſtens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte ſie ſich ſonſt nach dem Feſte des Vergnügens geſehnt; nun dies der Alltag geworden, zog die Sehnſucht nach dem ſtillen Leben daheim. Überſättigt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte ſie nun erſt, es gab auch andere: Leute, die ihren Gatten nach anderem Maßſtab maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenſchen. Sie dachte an den ledernen Ball den Abend von Apollonius' Ankunft. Damals war ſie Apollonius ausgewichen; ſie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt ſuchte ſie mit den Augen durch den Saal; niemand ſah's, als Fritz Nettenmair, der es am wenigſten zu ſehen ſchien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer, als je. Sie hatte nur das Gefühl der Langeweile, das nach Abwechſelung ausſieht; ſie wußte nicht, daß ſie jemand ſuchte. Fritz Nettenmair wußte es, und wollte vor Lachen erſticken. Er wußte mehr, als ſie; er wußte, wen ſie ſuchte. Gegen alle andere Welt jovial, that er gegen ſie den blauen Rock an. Er wird ſie bald dahin bringen, den ſonſt Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie ſaß im Garten, während der alte Herr ſeine ſchweren

Mittagsträume träumte. Fritz Rettenmair lag in der Stube auf dem Sofa und trug die Nachwehen einer durchſchwärmten Nacht. Vorher hatte er nach dem Turmdach geſehen. Sie fühlte ſich ſo eigen wohl daheim. Und ſollte ſie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um ſie? Sie dachte nicht daran, wie oft ſie ſich von den Kindern fortgeſehnt in den Wirbel, der ſie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben ſpielten zu ihren Füßen, ſo ſtill, als wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht ſo; war der alte Herr im Gärtchen, ſie hätten ſich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umſchlungen, die ſelber, in der Unberührtheit ihres Weſens, noch ein Mädchen ſchien. Wenig mehr von der Ähnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche geweſen. Und nur Äußerliches ſchien die heiteren Linien berührt zu haben; kein tiefinneres Erlebnis hatte ſeine Marke ihnen aufgeprägt. Das kleine Mädchen hatte dem erwachſenen, ſeiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in ſeiner Weiſe manches zweimal, manches nur halb erzählt. Jetzt erhob ſie mit altkluger Ernſthaftigkeit das Köpfchen, ſah die Mutter bedenklich an und ſagte: „Was das nur iſt?“

„Was?“ fragte die Mutter.

„Wenn du dageweſen biſt und fortgehſt, ſieht er dir ſo traurig nach.“

„Wer?“ fragte die Mutter.

„Nun, der Onkel Apollonius. Wer ſonſt? Haſt du ihn geſcholten? oder geſchlagen, wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du haſt ihm doch gewiß etwas gethan; ſonſt wär' er nicht ſo betrübt.“

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war das doch für ein eigenes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel fallen laſſen, und merkte es nicht. War ſie erſchrocken? Es war ihr, als wäre ſie erſchrocken, etwa ſo, wie man erſchrickt, hat man mit einem Menſchen geredet, und wird plötzlich inne, es iſt ein anderer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wolle ſie beleidigen, und nun ſagt das Kind: du haſt ihn beleidigt. Sie blickte auf und ſah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hauſe kommen. In demſelben Augenblick ſtand ein anderer Mann zwiſchen ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachſen. Es war Fritz Rettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in ſeltſamer Haſt von einer gleichgültigen Frage auf den „ledernen“ Ball. Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie jedermann ſich beleidigt fühle von der Beſchimpfung, daß Apollonius ſie damals nicht aufgezogen, nicht einmal zum erſten Tanze. Eigen war's, wie ſie jetzt daran erinnert wurde, empfand ſie es ſtärker, als je. Aber nicht zürnend, nur wie mit wehmütigem Schmerze. Sie ſagte das nicht. Es war nicht nötig. Fritz Nettenmair war wie ein Menſch im magnetiſchen Schlaf. Er brauchte ſie nicht anzuſehen; mit geſchloſſenen Augen, von einem Baumblatt, einer Zaunlatte, von einer weißen Wand las er ab, was ſein Weib fühlte. Wir werden ihn bald los werden, denk' ich, fuhr er fort, als hätt' er nicht an der Stallwand geleſen. Es iſt kein Platz für zwei Haushälte hier. Und die Anne iſt weiten Raum gewöhnt.

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „Ledernen“ tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war ſeither öfter hier geweſen, unter Vorwänden, die ihre hochrote Wange Lügen ſtrafte. Auch ihr Vater, ein angeſehener Bürger, hatte ſich um Apollonius' Bekanntſchaft gemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

„Die Anne?“ rief die junge Frau wie erſchreckend.

„Gut, daß ſie nicht lügen kann,“ dachte Fritz Nettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen, ſich zu verſtellen, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zu gut. Er hatte die Eiferſucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Thorheit, und er bereute ſie ſchon. Sie kann ſich nicht verſtellen; und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verraten, was in ihr vorgeht; ihre Aufregung muß ihr ſelber verraten, was in ihr vorgeht. Noch weiß ſie es ſelbſt ja nicht. Und dann — er ſtand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt; er ſah ſie ſich verſtehen; „und dann“, zwängte er zwiſchen den Zähnen hervor, daß jede Silbe daran ſich blutig riß, „und dann — wird ſie's ſchon lernen!“

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnſtube. „Er muß doch einen Vorwand machen, warum er da vorbeikam, wo er ſie allein dachte, da er weiß, ich hab' ihn geſehn.“ So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnſtube auf ihn. Der Bruder gab ſich durch ſeine Wendung auf den Ferſen recht, als er ihn ſah. Apollonius ſuchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemüt-

lichen Geſellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört, und wußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. „Und da befiehlſt du, ich ſoll ihn fortſchicken?“ fragte Fritz, und konnte nicht verhindern, daß ſein Groll einmal durchſchimmerte durch ſeine Verſtellung. Apollonius mußte aus dem Ton, mit dem er ſprach, ſeine wahre Meinung herausleſen. Sie hieß: „Du möchteſt auch in den Schuppen dich eindrängen, und mich von da vertreiben. Verſuch's, wenn du's magſt!“ Apollonius ſah dem Bruder mit unverhehltem Schmerz ins Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rockklappe, als wollte er wegwiſchen, was ſein Verhältnis zu dem Bruder trübte, und ſagte: „Hab' ich dir was zuleid gethan?“ „Mir?“ lachte der Bruder. Das Lachen ſollte klingen, wie: „Ich wüßte nicht, was?“ aber es klang: „Thuſt du was anders, willſt du was anders thun, als wovon du weißt, daß es mir leid iſt?“ „Ich wollte ſchon lang' dir etwas ſagen,“ fuhr Apollonius fort, „ich will's morgen; du biſt heute nicht gelaunt. Das mit dem Geſellen mußteſt du erfahren, und es war nicht ſo gemeint, wie du's aufnahmſt.“ „Freilich! Freilich!“ lachte Fritz. „Ich bin überzeugt. Es war nicht ſo gemeint.“ Apollonius ging, und Fritz ergänzte ſeine Rede: „Es war nicht ſo gemeint, wie du, Federchenſucher, mich glauben machen willſt. Und anders gemeint, wie ich's aufnahm? Du meinſt, ich hab' — Der Geſelle iſt ein ſchlechter Kerl; aber du hätteſt mich nicht gewarnt, hätt'ſt du keinen Vorwand gebraucht.“ Er machte ſeine überlegene Wendung auf den Ferſen; in ſeinen verwüſteten Zuſtand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatiſcher Kunſt, durch halb Sagen zu verſchweigen, gefreut.

Die Freude war ſchnell vorübergehend; die alte Sorge ſchraubte ihn wieder auf ihre Marterbank. Und noch eine jüngere hatte ſich ihr zugeſellt. Er hatte das Geſchäft vernachläſſigt; der Geſelle, in ſeiner Abweſenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu beſtehlen, und ſie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er ſchon lange nicht mehr thätig; Apollonius mußte einen Geſellen mehr annehmen, und für den Bruder einſtellen. Er verdiente ſchon lange nichts mehr, und verſäumte doch dabei kein öffentlich Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachſende Neigung zum Sinken, und war nur durch wachſende Maſſen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte ſich in Schulden geſteckt, und vergrößerte ſie noch täglich. Und doch mußte einmal der Augen-

blick kommen, wo der mühſam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur ſo lange der Geachtete war, der Jovialſte der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwert einer ſolchen Achtung, eines ſolchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht ſtark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene wie dieſe kam ihm von dem Bruder, und nur von ihm!

Wohligs Anne war öfter dageweſen ſeit Apollonius' Ankunft' und die junge Frau hatte in dem Glauben, der in naiven Gemütern die natürliche Folge der eigenen Wahrhaftigkeit iſt, an ihren geſuchteſten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich ſo ſcharfſichtig geworden, daß der erkannte Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erſchien. Das Mädchen war ihr zuwider, das ſo falſch ſein konnte, und ſie ſelbſt zu ehrlich, das zu verbergen. Anne ſuchte den Grund dieſes Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menſchen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte ſelbſt geäußert, ſie würde ihm einen Korb geben, wenn er es wagen würde, ſie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzuſehen, ſie ließ ihn des Aufenthalts in ſeinem Vaterhauſe nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; ſie ſprach von ihren Gedanken aus, was ausgeſprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung bloßzugeben. Chriſtiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremdem Munde vernehmen, den ſchon das eigene Kind ihr gemacht. Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen ſehen. Aber nichts zeigte ſich in ſeinem Geſichte, was ihrer nur halb verſtandenen Furcht recht gegeben hätte. Und ſo ſah auch Fritz Nettenmair, der dem Bruder aus dem Verſteck der Hinterthür nachblickte, auf ihrem Antlitz nicht ſo viel, als er gefürchtet, zu ſehen.

Das Kind ſagt: du haſt ihm was gethan; die Anne ſagt: du haſſeſt ihn, du läßt ihn nicht froh werden. Und ſein traurig Nachblicken — bald ertappt ſie ihn ſelbſt unbemerkt dabei — ſagt dasſelbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte zuckte es dazwiſchen, er ſah der Anne nicht traurig nach; und auch nicht freudig, nein! gleichgültig, wie jedem andern ſonſt. Ihr wird geſagt: du haſſeſt ihn; du haſt ihn beleidigt und du willſt ihn kränken, und ſie hat

geglaubt, er haſſe ſie, er will ſie kränken. Und hat er ſie nicht gekränkt? Sie blickt in die lang vergangene Zeit zurück, wo er ſie beleidigte. Sie hat ihm ſchon lange nicht mehr darum gezürnt, ſie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann ſie jetzt noch darum zürnen, wo er ein ſo anderer iſt; wo ſie ſelbſt weiß, er beleidigt ſie nicht; wo die Leute ſagen, und ſein trauriger Blick; ſie beleidige ihn? Und wie ſie zurückſinnt, eifrig, ſo eifrig, daß die Muſik wieder um ſie klingt, und ſie wieder unter den Geſpielinnen ſitzt, im weißen Kleid mit den Roſaſchleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenſtern entlang, und wieder aufſteht, von dem dunkeln Drang getrieben, und durch die Tanzenden hindurch träumend nach der Thüre geht — da draußen; iſt das nicht dasſelbe Geſicht, das ihr jetzt nachſieht, wenn ſie geht, ſo ehrlich, ſo mild in ſeiner Wehmut? iſt's nicht dasſelbe eigene Mitleid, das jetzt auf Tritt und Schritt mit ihr geht, und ſie nicht läßt, wie damals? Dann wich ſie ihm aus, und ſah ihn nicht mehr an, denn er war falſch. Falſch! Iſt er's wieder? Iſt er's noch?

Eine Nachtigall ſchlug im alten Birnbaum über ihr, ſo wunderbar und wie gewaltthätig innig und tief. Vom Georgenturm bliesen vier Poſaunen den Abendchoral. Über ihnen, und wie von ihren ſchwellenden Tönen getragen fuhr Apollonius auf ſeinem leichten Schiff. Das Abendrot vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin ſie ſah, glänzten die treuen, trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachſah, wenn ſie ging. Das kleine Mädchen ſah mit ihnen auf zu ihr, und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er ſei. Oder erzählte ſie von damals? Es war keine Zeit mehr, Sonſt und Jetzt war eins. Die letzte Ähnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verſchwunden. Ihre Seele ſchauerte hoch oben zwiſchen Himmel und Erde. Was ſie anſah, war ein Rätſel mit ſüßer Deutung, aber ſie kannte ſie nicht. Sie ſelbſt war ſich ein Rätſel. Ihrem Gatten war ſie's nicht.

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das ſein möge, was Apollonius ihm morgen ſagen wolle; „morgen; weil ich heut nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchenſucher in meine Karten ſehen laſſen. Hätt' ich's nicht, wär' er plump herausgegangen; nun hab' ich ihn gewarnt und vorſichtig gemacht. Ich bin zu ehrlich mit ſolch einem falſchen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will

morgen „gelaunt“ ſein, ich will thun, als wär' ich blind und taub; als ſäh' ich nicht, was er will, und wär's noch deutlicher. Eine Spinnenwebe auf meine Rockklappen, damit er was zu bürſten hat. Ich kann's nicht leiden, wenn mir ſo einer ins Geſicht ſieht, ſolch ein Heuchler!“

Und ſo vorbereitet und entſchloſſen, den Liſter zu überliſten, gält's auch die ſchwerſte Probe von Selbſtbeherrſchung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage ſeiner harrend. Auch Apollonius hatte ſeinen Entſchluß gefaßt. Er wollte ſich von keiner Laune ſeines Bruders mehr irren laſſen; es kam ja eben darauf an, all dieſen Launen ihre Quelle abzuſchneiden. Fritz bot ihm den unbefangenſten, ſovialſten guten Morgen, der ihm zu Gebote ſtand. „Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willſt,“ ſagte Apollonius, „ſo hoff' ich, dieſer Morgen ſoll der beſte ſein für dich und mich und uns alle.“ „Und uns alle,“ wiederholte Fritz, und legte von ſeiner Erklärung der drei Worte nichts in ſeinen Ton. „Ich weiß, daß du immer an uns alle denkſt; drum rede nur jovial vom Herzen weg, ich mach's auch ſo.“ Apollonius ließ die beabſichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorſichtig ſein gelernt, aber klug und vorſichtig gegen einen Bruder ſein, hätte ihm Falſchheit geſchienen. Selbſt, hätte er die Falſchheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf deſſen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte ſich ſeine Erfahrung als Täuſchung ausgeredet.

„Ich glaube, Fritz,“ begann er herzlich, „wir hätten anders gegeneinander ſein ſollen, als wir ſeither geweſen ſind.“ Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf ſich. Der Bruder ſchob ihm in Gedanken die ganze zu, und wollte jovial das Gegenteil verſichern, als Apollonius fortfuhr. „Es war nicht zwiſchen uns, wie ſonſt, und wie es ſein ſollte. Die Urſache davon iſt, ſoviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andere?“ „Ich weiß keine,“ ſagte der Bruder mit bedauerndem Achſelzucken; aber er dachte an Apollonius' Heimkunft gegen ſeinen Rat, an den Ball, an die Beratung auf dem Kirchenboden, an ſeine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das was davon ausgeführt, an das was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem letzteren arbeite, und wie viel darauf ankomme, ſeine nächſte Abſicht zu erraten und zu vereiteln. Apollonius ſprach indes fort und hatte keine Ahnung von

dem, was in dem Bruder vorging. „Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Abſicht gethan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannſt du mir den Grund ſagen? Ich will ſie nicht anklagen; es iſt möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann iſt's gewiß nichts, was zu loben oder nur zu ſchonen wäre. Und ich will dann ebenſo gewiß der Letzte ſein, es zu ſchonen, weiß ich nur, was es iſt. Weißt du's, ſo bitte, ſag' es mir. Etwas Schlimmes darfſt auch du nicht an mir ſchonen, und thäte dir's auch noch ſo weh. Weißt du's und ſagſt mir's nicht, ſo iſt's nur darum. Aber du kränkſt mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz.“ — Fritz Nettenmair that, was Apollonius eben gethan; er maß den Bruder in ſeinen Gedanken nach ſich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius' Nachteil ausfallen. Apollonius nahm ſein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort. „Weißt du's nicht, fuhr er fort, ſo laſſ' uns zuſammen zu ihr gehn, und ſie fragen. Ich muß wiſſen, was ich thun ſoll. Das Leben ſeither darf nicht ſo fortgehn. Was würde der Vater ſagen, wenn er's wüßte! Mir iſt's Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es iſt für uns alle beſſer, Fritz. Komm, laſſ' es uns nicht verſchieben.“

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er ſollte ihn zu ihr führen! Er ſollte ihn jetzt zu ihr führen! Wußte Apollonius ſchon von ihrem Zuſtand, und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn ſie ſich jetzt nur ſahn, mußten ſie ſich verſtehen. Dann war es da, was zu verhindern er ſeit Wochen ſich keine Stunde lang Ruhe gegönnt. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungsanſtrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften ſich jetzt nicht einander gegenüberſtehen; ſie durften ſich jetzt nicht ſehen, bis er eine neue Scheidemauer zwiſchen ſie gebaut. Woraus? Darauf zu ſinnen war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu ihr zu verhindern; Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er: „Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt?“ Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne ſeine Wahl zu dieſer Frage.

Apollonius war ſchon an der Thür. Er wandte ſich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die dieſem eine teufliſche

ſchien, weil er ihm nicht in das ehrliche Geſicht ſah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangſt ertappt haben, hätte dieſer es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, ſo ohne die mindeſte Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängſten könne, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen. „Früher," entgegnete Apollonius, „mußt' ich fürchten, ſie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb geweſen ſein, als mir." Der Bruder lachte und bejahte in ſeiner jovialen Weiſe mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu thun. Und ſein: „Und jetzt?" ſchien nun vom Lachen halb erſtickt, nicht von etwas anderem. „Deine Frau iſt anders ſeit einiger Zeit," fuhr Apollonius vertraulich fort. — „Sie iſt" — antwortete Fritz Nettenmairs Zuſammenzucken wider ſeinen Willen, und wollte ſagen, wofür er ſie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würd' er ſelbſt, der ſie dazu gemacht, es ihm ſagen? Nein, es iſt noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß; er kann's noch verzögern. Er hält mit Gewalt ſeiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: „und woher weißt du, daß ſie — anders iſt?" wüßt' er nicht, ſeine Stimme wird zittern und ihn verraten. Er muß ja wiſſen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er ſie ſchon geſprochen? Hat er's ihr von fern aus den Augen geleſen? Oder iſt ein Drittes im Spiel? ein Feind, den er ſchon haßt, eh' er weiß, ob er vorhanden iſt. Apollonius ſcheint ein Etwas von des Bruders unglückſeliger Leſegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; ſein Geſicht iſt abgewandt; er kramt tief im Schranke, und ſucht wie ein Verzweifelnder, und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius. „Dein Annchen hat mir's geſagt," entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. „Onkel, ſagte das närriſche Kind, die Mutter iſt nicht mehr ſo bös auf dich; geh' nur zu ihr und ſprich: ich will's nicht mehr thun; dann iſt ſie gut und giebt dir Zucker. So hat ſie mich auf den Gedanken gebracht. Es iſt wunderbar, wie's manchmal iſt, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Annchen kann uns allen ein Engel geweſen ſein." Fritz Nettenmair lachte ſo ungeheuer über das Kind, daß ſich Apollonius' Lachen wieder an dem ſeinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet; ihm war das Kind ein Teufel geweſen und konnt' es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit ſeinem

„verfluchten“ Einfall. So ſehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerſtückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. „Morgen meinetwegen, oder heut' nachmittag noch; jetzt hab' ich unmöglich Zeit. Jetzt begleit' ich dich nach Sankt Georg. Ich hab' einen nötigen Gang. Morgen! Über das ‚verwünſchte‘ Kind!“ Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernſt das lachende „verwünſcht“ gemeint war. Er ſagte, ſelbſt noch über das Kind lachend: „Gut. So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es ſoll ein ganz ander Leben werden, als ſeither.“ Der gute Apollonius freute ſich ſo herzlich über des Bruders Freude! Noch wie er ſchon wieder auf ſeinem Fahrzeuge um das Kirchdach flog. Ebenſo raſtlos umſchwankte ſeines Bruders Furcht, das dunkle Etwas, das über ihm ſchwankte und ihn zu begraben drohte; noch emſiger hämmerte ſein Herz an den brechenden Planen, den Sturz zu hindern; aber ſein Gedankenſchiff hing nicht zwiſchen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer, und immer tiefer, zwiſchen Erd' und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

Annchen hatte die Mutter wieder umſchlungen, die in der Laube ſaß. Sie ſah wieder mit Apollonius' Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam ſie nach Kinderweiſe von ihm ab, ſo leitete die Mutter mit unbewußter Kunſt ſie wieder zu ihm zurück. Dann rauſchte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es ſei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht, weil es nicht von Apollonius ſprach. Hätte ſie hingeſehen, ſie wäre entſetzt aufgeſprungen von der Bank. Was die Blätter rauſchen machte, war das ſtürmiſche Erzittern einer geballten Fauſt. Darüber ſtand ein rotes Geſicht, verzerrt von der Anſtrengung, die die gehobene Fauſt zurückhielt. Sonſt hätte ſie das lächelnde Geſicht des Kindes getroffen, das, ſo jung, ſchon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderiſche Geſicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau iſt die Lieblingsfarbe Apollonius'. Sein Kind trägt ſeines Todfeindes Livree. Und die Mutter — o, Fritz Nettenmair kann ſich noch auf die Zeit beſinnen, wo ſie täglich ſo gekleidet ging wie heute. Und fürchtet ſie das nicht? Glaubt ſie, was damals vorgegangen, giebt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es ſeine Schande iſt? Das alles reißt an

der gehobenen Fauſt. Und jetzt ſagt die Mutter vor ſich hin, und hat das Mädchen vergeſſen: „Der arme Apollonius!“ — Was hält die Fauſt zurück? — „Ich muß Fritz ſagen, wie er mich dauert. Er iſt ſo gut. Nicht, Annchen?“ Annchen ſingt und hört die Frage nicht. Sie bedarf auch keiner Antwort. „Fritz iſt zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich hab's lang vergeſſen. Er iſt anders, und Fritz thut ihm unrecht, wenn er meint, er iſt noch immer ſo. Und vielleicht iſt er nie ſo geweſen, und die Menſchen haben Fritz belogen. Wir wollen gut ſein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kann's nicht mehr ertragen, wie er traurig iſt. Ich will's ihm ſagen, dem Fritz.“ So ſchließt die junge Frau ihr Selbſtgeſpräch; ihr ganzes ſüß vertrauliche Mädchenweſen iſt wieder aufgewacht, und Fritz Nettenmair begreift, das Thun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erſchaffen, was noch nicht iſt, muß beſchleunigen, was kommen wird. Er iſt arm geworden, entſetzlich arm. Die Zukunft iſt nicht mehr ſein; er darf nicht auf Tage hinaus rechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick: er muß feſthalten, was zwiſchen dem gegenwärtigen iſt und dem nächſtkommenden. Und dazwiſchen iſt nichts, als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt, wie er alles that, wie er ſelbſt war, oberflächlich — und jovial. Das Gewiſſen hat ſeine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verluſt hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätt' er ſie früher ſo geliebt, wie jetzt, ihre tiefſte Seele hätte ſich ihm vielleicht geöffnet, ſie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zuſammen gelebt, ſind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts voneinander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter iſt ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tieferen Bedürfniſſe ihres Herzens nicht geweckt, er kannte ſie nicht; er hätte ſie nicht befriedigen können. Er erkennt ſie erſt, wie ſie ſich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erſt, was er beſaß, ohne es zu haben, nun es einem anderen gehört. Mit welcher Empfindung ſieht er die Knoſpe ihres Angeſichts ſich entfalten, die er ſchon für die Blume hielt! Welch nie geahnter Himmel öffnet ſich da, wo er ſonſt Genüge hatte, ſein eigen Spiegelbild zu finden. Und wieviel er ſah; all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufſtaunen und dienendem Ergeben zu faſſen, der in der Morgenröte dieſes reinen Angeſichtes aufging, war ſein Auge, auch krankhaft weit geöffnet,

noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick ſeinen Haß. Er mußte ſich fortſchleichen, um das Geſtändnis ſeiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, deſſen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, ſo ſanft es war.

Gegen Abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerſtimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie ſaß unfern der verſchloſſenen Schuppenthür im Graſe. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergaſſe in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den Bruder mit Wohligs Anne auf. Anne ſei die beſte Partie in der ganzen Stadt und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe ſchon an ihrer Ausſteuer, und ihre Baſen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Hauſe. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit ſei? Sie hatte ſich entfernen wollen; ſie vergaß es; ſie vergaß das Atmen. Und drauf hätte ſie faſt laut aufgejubelt: Apollonius ſagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht, noch ſonſt eine. Der Bruder lachte. „Drum haſt du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und ſie heimgeleitet?“ „Mit deiner Frau hätt' ich getanzt,“ entgegnete Apollonius. „Du warnteſt mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil ſie ſo unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachteſt mir die Anne und wie du gingſt, fragteſt du ſie, ob ich ſie heimbegleiten dürfte. Da konnt' ich nicht anders. Ich habe nicht daran gedacht, die Anne —“ „Zu heiraten?“ lachte der Bruder. „Nun, ſie iſt auch zum — Spaße hübſch genug und der Mühe wert, ſie vernarrt in dich zu machen.“ „Fritz!“ rief Apollonius unwillig. „Aber es iſt nicht dein Ernſt,“ beſänftigte er ſich ſelbſt. „Ich weiß, du kennſt mich beſſer; aber auch im Scherz ſoll man einem braven Mädchen nicht zu nah treten.“ „Pah,“ ſagte der Bruder, „wenn ſie es ſelbſt thut. Was kommt ſie uns in's Haus und wirft ſich dir an den Kopf?“ „Das hat ſie nicht,“ entgegnete Apollonius warm. „Sie iſt brav und hat ſich nichts Unrechtes dabei gedacht.“ „Ja, ſonſt hätteſt du ſie zurechtgewieſen,“ lachte Fritz, und es lag Hohn in ſeiner Stimme. „Wußt' ich,“ ſagte Apollonius, „was ſie dachte? Du haſt ſie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts gethan, was ſolche Gedanken in ihr erwecken konnte. Ich hätt's für eine Sünde gehalten.“

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Chriſtianen fiel's

nicht ein, ſie hätten auch auf den Gang kommen können, wo ſie ſtand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war ſelber falſch. Er hatte ſie belogen und Apollonius belogen und ſie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der ſo brav war, daß er nicht über die Anne ſpotten hören konnte, hatte auch ihrer nie geſpottet. Alles war Lüge geweſen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falſch war, und Apollonius brav. Ihr innerſtes Herz wandte ſich von dem Verfolger ab, und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle ſtieg ein neues heiliges ſiegend auf, und ſie gab ſich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unſchuld hin. Sie kannte es nicht. Daß ſie es nie kennen lernte! Sobald ſie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und ſchon rauſchen die Schritte durchs Gras, auf denen die unſelige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte ſeine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu ſeinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte ſich nicht entſcheiden. Er wurde noch ungewiſſer, als er vor ihr ſtand. Er las, was ſie fühlte, von ihrem Antlitz. Es war zu ehrlich, um etwas zu verſchweigen. Es kannte zu wenig, wovon es ſprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte ſie über ihre Gefühle aufklären, ſie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze faſſen. Er konnte ſie zwingen — wozu? Zur Verſtellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung, wenn ſie einmal wußte, was ſie wollte? Würde ſie nicht zu ſich ſagen: den Betrüger betrügen, das Geſtohlene heimlich wieder nehmen, iſt kein Betrug, kein Diebſtahl. Das war's! Das Bewußtſein ſeiner Schuld verfälſchte ihm die Dinge, die Menſchen. Er kannte das ſtarke Ehrgefühl ſeiner Frau, wie die bis zum Eigenſinn feſte Rechtlichkeit des Bruders und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu ſein. So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des „Federchenſuchers Narrheiten". Er wußte, kleine Lächerlichkeiten ſind geſchickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging, aus Sorge, er könnte einen Funken verloren

haben. Wie es ihn bei Nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei einer Arbeit ſeinen gewöhnlichen Eigenſinn vergeſſen, oder ein Arbeiter hatte das ſtrenge Wort nicht verdient, das er, vom Drange der Geſchäfte erhitzt, gegeben. Wie er aus dem Bette aufgeſprungen, um ein Lineal, das er im ſchiefen Winkel mit der Tiſchkante liegen laſſen, in den rechten zu rücken. Dabei ſtrich und blies Fritz Nettenmair ſich eingebildete Federchen von den Armeln. Er ſah wohl, ſeine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu ſtärkeren Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in ſich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weiſe er ſie öffentlich verſpotte. Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgeſtiegen. Offene, naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falſchheit, vielleicht weil ſie inſtinktmäßig fühlen, wie waffenlos ſie vor dieſem Feinde ſtehen. Sie zitterte vor Erregung, als ſie aufſtand und ſagte: „Du könnteſt das thun, du; er nicht.“ Fritz Nettenmair ſchrak zuſammen. In dem Anblick der Geſtalt, die voll Verachtung vor ihm ſtand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der Unſchuld dem Sünder gegenüber. Er raffte ſich mit Anſtrengung zuſammen. „Hat er dir das geſagt? Seid ihr ſchon ſo weit?“ preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hauſe gehen; er hielt ſie auf. Sie wollte ſich losreißen. „Alles haſt du gelogen,“ ſagte ſie, „ihn haſt du belogen, mich haſt du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm ſprachſt.“ Fritz Nettenmair atmete auf. So wußte ſie nicht alles. „Mußt' ich's nicht?“ ſagte er, indem ſein Auge ſich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. „Mußt' ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchenſucher dich verachten?“ Noch drückte ihr Blick den ſeinen nieder. „Weißt du, was du biſt? Frag' ihn doch, was eine Frau iſt, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkſt du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken ſollteſt? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherſchleichſt, wo du meinſt, ihn zu ſehn. Und meinſt, die Menſchen ſind blind. Frag' ihn doch, wie er ſo eine nennt? O die Leute haben ſchöne Namen für ſo eine.“ Er ſah, wie ſie erſchrak. Ihr Arm bebte in ſeiner Hand. Er ſah, ſie begann ihn zu verſtehen, ſie begann ſich ſelbſt zu verſtehen. Er hatte ihren Trotz gefürchtet, und ſah, ſie brach zuſammen, das Zornesrot erblich auf ihrer Wange und Schamröte ſchlug wild über die bleiche

hin. Er ſah, wie ihr Auge den Boden ſuchte, als fühlte es die Blicke aller Menſchen auf ſich gerichtet, als hätte der Schuppen, der Zaun, die Bäume Augen und alle bohrten ſich in ihres. Er ſah, wie ſie in der Jäheit der Erkenntnis ſich ſelbſt ſo eine nannte, für die die Leute die ſchönen Namen haben. Der Schmerz ſtrömte ſeinen Regen über die ſchamblutende brennende Wange und die Thränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und ſein Tritt. Sie wollte ſich gewaltſam losreißen und ſah mit halb wildem, halb flehendem Blicke auf, der ſterbend vor den tauſend Augen wieder zu Boden ſank. Er ſah, ſein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das ſchrecklichſte. Er hatte ſeinen ganzen Mut wieder. „Sag's ihm," preßte er leiſe hervor, „was du von ihm willſt. Wenn er iſt, wie du meinſt, muß er ſich verachten." Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers feſt, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen ſah, gewinkt, herbeizukommen. Er ließ ſie und ſie floh nach dem Hauſe. Apollonius blieb erſchrocken auf dem halben Wege ſtehen. „Da ſiehſt du, wie ſie iſt," ſagte Fritz zu ihm. „Ich hab' ihr geſagt, du wollteſt ſie fragen. Willſt du, ſo gehn wir ihr nach und ſie muß uns beichten. Ich will ſehn, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der ſo brav iſt." Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab ſich nicht gleich zufrieden. Endlich ſagte er: „Du ſiehſt aber nun, es liegt nicht an mir. O, es thut mir leid!" Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungene Ausſöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte ſie leiſer, und diesmal klangen ſie wie ein Hohn auf Apollonius, wie ein höhniſches Bedauern über eine verfehlte Liſt.

Chriſtiane war nach der Wohnſtube geſtürzt und hatte die Thür hinter ſich verriegelt. An Fritz dachte ſie nicht. Aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberiſchen Gedanken, hinaus in die Welt zu fliehen; aber wohin ſie ſich dachte, im ſteilſten Gebirg, im tiefſten Walde begegnete er ihr und ſah, was ſie wollte, und er mußte ſie verachten. Und was wollte ſie denn? Wollte ſie etwas von ihm? Wenn ſie in Gedanken vor ihm floh und angſtvoll eine Zuflucht ſuchte; war er es nicht wieder, zu dem ſie floh? Wenn ſie in Gedanken eine Bruſt umſchlang, daran ſich auszuweinen, war es nicht ſeine? Der Augenblick, der ſie lehrte, ſie wollte etwas Böſes, hatte ſie ja erſt gelehrt, was ſie wollte. Annchen war im Zimmer;

ſie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem inneren Kampfe; Annchen ſah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umſchlang ſie nach ihrer Weiſe und ſah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius' Augen. Annchen ſagte: „Weißt du Mutter? der Onkel Lonius" — die Mutter ſprang auf und ſtieß das Kind von ſich, als wäre er's ſelbſt. Sag' mir nichts mehr von — ſag' mir nichts mehr von ihm! ſagte ſie mit ſo zorniger Angſt, daß das Mädchen weinend verſtummte. Annchen ſah nicht die Angſt, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über ſich ſelbſt. Das Mädchen log, als ſie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht ſelbſt die rote Wange geſehen, mit der ſie ſeiner und des Bruders Frage auswich; dasſelbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem ſie den Heimkehrenden empfangen?

Ach, es war ein wunderlich ſchwüles Leben von da in dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam faſt nicht zum Vorſchein, und mußte ſie, ſo lag die brennende Röte auf ihren Wangen. Apollonius ſaß vom erſten Morgenſchein auf ſeinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht einbrach. Dann ſchlich er ſich leiſe von der Hintergaſſe durch Schuppen und Gang auf ſein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er ſaß von früh an bis in die Nacht in einer Trinkſtube, von wo man nach der Ausſteigethür und dem Fahrzeug am Turmdache ſehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um ſich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerſtreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, ſein Auge flog unabläſſig mit den Dohlen um das ſteile Turmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es ſich, nie ſchlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Hausthür getreten war. Im Schuppen und in der Schiefergrube ſchaltete der Geſell an ſeiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geſchäfte; im Anfang ſchrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher, dann nicht mehr. Die Zerſtreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geſell in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebſtähle vorgekommen; der Geſell

ſtand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängſtlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten ſich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Geſellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünſchen, am allerwenigſten von dem Geſellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmairs Grund, dem Geſellen zu vertrauen, und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder geſagt: es thut mir leid, war er des Geſellen gewahr geworden. In ſeinem Grinſen hatte er geleſen, der Geſell durchſchaute ihn. Er wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne aufeinander; eine halbe Stunde ſpäter übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es koſtete wenig Worte. Der Geſelle verſtand, was Fritz ihm ſagte, daß er ſollte; er verſtand auch, was Fritz nicht ſagte und er dennoch ſollte. Fritz Nettenmair traute ſeiner Redlichkeit im Geſchäfte ſo wenig als Apollonius. Er wußte, der Geſelle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, was außer ihm und Fritz Nettenmair niemand wußte und niemand wiſſen durfte. Die Unredlichkeit des Geſellen dort haftete ihm für ſeine Redlichkeit, wo er ſie nötiger brauchte. Es war die Sorgloſigkeit fieberhafter Angſt um alles andere, was ſich nicht auf ihren Gegenſtand bezieht. Der alte Herr im blauen Rock hatte ſchlimmere Träume, als je; er horchte geſpannter, als je, auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus, und baute immer größere Laſten über ſeine Bruſt. Aber er fragte nicht.

Es war eines Abends ſpät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenſter der Weinſtube Apollonius ſein Fahrzeug verlaſſen und an das fliegende Gerüſt binden ſehen, und war nach ſeiner Gewohnheit aus dem Wirtshauſe geeilt, um noch vor ihm heimzukommen. Er traf ſeine Frau in der Wohnſtube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geſelle trat herein und machte ſeine gewöhnliche Meldung. Dann ſagte er ſeinem Herrn etwas ins Ohr und ging.

Fritz Nettenmair ſetzte ſich zur Frau an den Tiſch. Hier ſaß er gewöhnlich, bis ein ſchlürfender Tritt des Geſellen im Vorhaus ihm ſagte, Apollonius ſei zu Bett gegangen. Dann ſuchte er ſein Weinhaus wieder auf; er wußte, das Haus war vor Dieben ſicher, der Geſell war bei der Wache. Das Gefühl, wie er ſein Weib in

ſeiner Hand hatte, und ſie ſich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen ſchwachen Wiederſchein der jovialen Herablaſſung über ihn zu werfen, die ehedem ſonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmairs geglänzt. Heute war der Wiederſchein ſehr ſchwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden geſucht, als es ſein Blick berührte. Er that einige gleichgültige Fragen und ſagte dann: „Du biſt heute luſtig geweſen.“ Sie ſollte fühlen, er wiſſe alles, was im Haus geſchehe, ſei er auch ſelbſt nicht drin. „Du haſt geſungen.“ Sie ſah ihn ruhig an und ſagte: „Ja. Und morgen ſing' ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht ſoll.“ Er ſtand geräuſchvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte ſie einſchüchtern. Sie erhob ſich ruhig und ſtand da, als erwarte ſie einen Angriff, den ſie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiſer und machte eine Handbewegung, vor der ſie erſchreckend zurückweichen ſollte. Sie that es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühls trat auf ihre Wangen. Sie war ſcharfſinnig geworden, argwöhniſch dem Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er ſie und Apollonius bewachen ließ. „Und hat er dir weiter nichts geſagt?“ fragte ſie. „Wer?“ fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er ſäh' aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammerthür, in der das kleine Annchen ſtand. „Der Spion! Der Zwiſchenträger!“ preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängſtlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen. Fritz Nettenmair ſah nicht das Flehen in des Kindes Blick, er ſollte der Mutter gut ſein, die Mutter ſei auch gut. Er ſah nicht, wie das häusliche Zerwürfnis auf dem Kinde laſtete und es bleich gemacht; wie es den Zuſtand mit durchlitt, ohne ihn zu verſtehen. Er ſah nur, wie geſpannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Horchen abgerichtet. Es wollte ſeine Kniee umſchlingen, ſein Blick, ſeine gehobene Fauſt drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in ſtillem Schmerz auf die Arme, und trug es in die Kammer und in ſein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm thun konnte. Was er ihr thun konnte, das fürchtete ſie nicht. Sie ſagte es dem Manne, als ſie wieder hereinkam und die Thüre verſchloſſen, wie um das Kind vor ihm zu retten. „Ich bin eins geworden mit mir,“ ſagte ſie und in ihren Augen ſtand das mit ſo glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin und her ſchritt, um nicht hineinſehen zu müſſen. „Ich bin eins

geworden mit mir. Die Gedanken ſind gekommen, daran bin ich nicht ſchuld und ich hab' ſie nicht kommen heißen. Ich hab' nicht gewußt, ſie waren bös. Dann hab' ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd' werden, ſo lang' ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner ſeligen Mutter geweſen, wo ſie geſtorben iſt, und hab' ſie liegen ſehn, und hab' die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich hab' ihr verſprochen, ich will nichts Unehrliches thun und leiden, und hab' ſie mit Thränen gebeten, ſie ſoll mir helfen, nichts Unehrliches thun und leiden. Ich hab' ſo lang' verſprochen und ſo lang' gebeten, bis alle Angſt fortgeweſen iſt, und ich hab' gewußt, ich bin ein ehrlich Weib und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir thun willſt, davor fürcht' ich mich nicht und wehr' mich nicht. Du thuſt's auf dein Gewiſſen. Aber dem Kinde ſollſt du nichts thun. Du weißt nicht, wie ſtark ich bin, und was ich thun kann. Ich leid' es nicht; das ſag' ich dir!

Sein Blick flog ſcheu an der ſchlanken Geſtalt vorüber, er berührte nicht das bleiche ſchöne Antlitz; er wußte, ein Engel ſtand darauf und drohte ihm. O er wußte, er fühlte, wie ſtark ſie war; er empfand, wie mächtig der Entſchluß eines ehrlichen Herzens ſchirmt. Aber nur gegen ihn! er empfand es an ſeiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dies Recht hatte er im unehrlichen Spiele verſpielt. Er hätte ihr glauben müſſen, wußt' er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es verhindern. Einen Rettungsweg zeigte ihm ſein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unabläſſig ſich mühte, gut zu machen, was er an ihr verſchuldet. Wenn er ihr die Liebe thätig zeigte, die die Angſt vor dem Verluſte ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht ſeine Helfer ſein? Und ihr Pflichtgefühl, das ſo ſtark war? Die tote Mutter, an deren Bett ſie in Gedanken getreten, auf deren Herz ſie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, ſcheucht ihn zurück, wie er ſich ihr nahen will. Und er iſt dem Geſpenſte ſeiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderſtehbar treibt, das zu ſchaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange, ſtete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen ſind dem Gedanken fremd; der Haß iſt ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hilfe. — Draußen ſchlürft der Fuß des

Geſellen auf dem Sande des Vorhauſes. Das Haus iſt ſicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Rettenmair iſt heute im Weinhaus ſo jovial, als er ſein kann. Seine Schmeichler haben Durſt und laſſen ſich ſeine Herablaſſung gefallen. Er trinkt, ſchlägt ſeinen Gäſten die Hüte über die Ohren ins Geſicht und übt mit Stock und Hand noch manche andere zarte Liebkoſungen, und belacht ſie als geiſtreiche Scherze mit bewunderndem Lachen. Er thut alles, ſich zu vergeſſen; es gelingt ihm nicht. Könnt' er mit ſeiner jungen Frau tauſchen, die unterdes einſam daheim ſitzt! Wonach er ſich ſehnt: ſich zu vergeſſen, dagegen muß ſie ſich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt ſie und es will ihr nicht gelingen — ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. — Was hilft's, daß ſie's dem Kinde verbot? all ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, ſie wich ihm aus, und ſie ſieht, er flieht ſie. Sie ſollte ſich freuen, und es thut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen iſt's, daß ſie ſelbſt ihren Zuſtand ſtrenger oder milder anſieht, je nachdem ſie in Gedanken Apollonius ſtrenger oder milder darüber urteilend glaubt. So iſt er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie ſie iſt, und verachtet ſie? Er iſt ſo mild und nachſichtig; er hat die Anne nicht verſpottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat ſie ſchon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die ſie nicht haben ſollte, und er hat ſie erraten? Iſt ſie ſich doch, als wär' ſie mit allem, was ſie weiß und wünſcht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß, wie ſeine anderen. Und ſie hat ihn gedauert; und darum ſah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn ſie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er ſie aus Schonung; ſein Anblick ſollte nicht Gedanken in ihr wecken, die beſſer geſchlafen hätten, bis ſie ſelber ſchlief im Sarg. Er vielleicht ſelbſt hatte es ihrem Manne geſagt oder geſchrieben; und dieſer hatte das Mittel gewählt, ſie durch Widerwillen zu heilen.

War's Zufall, daß ſie in dieſem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibpult blickte? Sie ſah, er hatte den Schlüſſel abzuziehen vergeſſen. Sie erinnerte ſich, er war nie ſo nachläſſig geweſen. Sonſt hatte ſie keine Acht darauf gehabt; jetzt erſt fiel ihr auf, er war, wußte er ſie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu ſchließen und den Schlüſſel abzuziehen. Im oberſten Fache rechts lagen Apollonius' Briefe; ihr Blick war ſonſt der Stelle

ausgewichen. Jetzt öffnete ſie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Geſtalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte ſie dabei überraſchen. Sie mußte wiſſen, wie es ſtand zwiſchen ihr, Apollonius und ihrem Mann; ſie hätte dieſen gefragt; ſie hätte ſich nicht ſelbſt geholfen, konnte ſie ihrem Manne trauen. Sie bebte vor Erwartung, was ſie finden wird. Ob ſie etwas davon ahnt, was ſie finden wird?

Es waren viel Briefe in dem Fach; und alle lagen offen und entfaltet darin. Und alle ſchienen nur Abdrücke eines einzigen zu ſein, ſo ſehr glichen ſie ſich. Nur daß die Züge in den erſten weicher erſchienen. Wie abgezirkelt ſtand die Anrede in jedem genau auf derſelben Stelle; genau um ebenſoviel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefs. Der Abſtand der ſchnurgeraden Zeilen voneinander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war ausgeſtrichen; keine kleinſte Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Veränderung derſelben; ein Buchſtabe genau wie der andere.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den anderen, ehe ſie las. Mit jedem ſchlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte ſie Apollonius ſelbſt, und ſie zog die Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallene Kapſel in den Kaſten zurück; die Kapſel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch ein's, wie ſie einſt auf die Bank gelegt, damit er es finden ſollte. Sie erſchrak. Jene hatte Apollonius ja noch denſelben Abend mit Spott und Hohn unter ſeinen Kameraden ausgeboten, und gefragt, was ſie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeſchlagen. Dieſer brachte ſie ihr und erzählte ihr's während des Tanzens, und Apollonius ſah zum Saalfenſter herein, höhnend, wie der Bruder ſagte. Jene hatte ſie zerpflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapſel war eine andere. Es mußte in dem Briefe ſtehen, von wem ſie war, oder wem Apollonius ſie ſchickte.

Und doch war's dieſelbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als ſie las, es war dieſelbe! Thräne um Thräne ſtürzte auf das Papier und aus ihnen quoll ein roſiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte ſich ein Wehen, wie von leiſem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt, und durch die Riſſe blauer Himmel lacht und goldene

Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer ſinkt, ſteigen rauſchende Wälder auf, grüne Wieſen mit ihrem Blumenſchmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuſer mit glücklichen Menſchen. O es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Thränen ſtieg, jede färbte ſie regenbogenglänzender, jede rief: ſie war dein, und die letzte jammerte: und ſie iſt dir geſtohlen! Die Blume war von ihr; er trug ſie auf ſeiner Bruſt in Sehnſucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er ſie, die Botin des Glückes, dem geſchiedenen nach. Er war ſo brav, daß er für Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin geſtohlen. Und an ſolchem Manne hätte ſie hängen dürfen, mit allen Pulſen ſich in ihn drängen, ihn mit tauſend Armen der Sehnſucht umſchlingen zum Nimmerwiederfahrenlaſſen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, geſollt! es wär' nicht Sünde geweſen, wenn ſie es that; es wäre Sünde geweſen, that ſie es nicht. Und nun wär's Sünde, weil der ſie und ihn betrogen, der ſie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht? Der ſie zur Sünde zwang; denn er zwang ſie, ihn zu haſſen; und auch das war Sünde, und durch ſeine Schuld. Der ſie zwang — er zwang ſie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Haſſe, die Gott verbot, ein Recht machen wollten, zu ſchrecklich klugen, verführeriſch flüſternden, wilden, heißen, verbrecheriſchen Gedanken. Und wies ſie dieſe ſchaudernd von ſich, dann ſah ſie unabſichtliche Sünde unabwendbar drohen. Mit entſetzlich ſüßem Bangen wußte ſie den Mann ſo nah, der ihr fremd ſein ſollte, der ihr nicht fremd war, vor dem ſie in der Angſt ihrer Schwäche keine Rettung ſah. Sie floh vor ihm, vor ſich ſelbſt, in die Kammer, wo ihre Kinder ſchliefen, wo ihre Mutter geſtorben war. Dorthin, wo ihr ſo heilig wurde, hörte ſie das leiſe Regen der unſchuldig ſchlummernden Leben, zu deren Hüterin ſie Gott geſetzt, die ruhigen Hauche hinflüſtern durch die ſtille, dunkle Nacht. Jeder Hauch ein ſorglos ſüß aufgelöſtes Sichbefehlen an die unbekannte Macht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett, und lag knieend regungslos davor, und legte die Stirn an die ſcharfen Brettkanten. Vom Sankt Georgenturme her klangen die Glocken, wie ſie der Schritt der Zeit berührte; und er hielt nicht an im Wandern. Es ſchlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz, und

wieder Viertel, und wieder Halb. Das leiſe Weben der ſchlummernden Kinderſeelen zitterte um ſie. Sie lag, die heißen Hände gefalten, lange, lang. Da ſtieg's empor aus dem leiſen Weben, ſilbern wie ein Oſtermorgenglockenklang. Was fürchteſt du dich vor ihm? Und ſie ſah all ihre Engel um ſich knieen, und er war einer von ihren Engeln. Der ſchönſte und der ſtärkſte und der mildeſte. Und ſie durfte zu ihm aufſehen, wie man zu ſeinen Engeln aufſieht. Sie ſtand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete ſie auf dem Tiſche aus, dann ging ſie zur Ruhe. Ihr Beſitzer ſollte wiſſen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, ſie hatte ſie geleſen. Nicht, um ihn zu erſchrecken, nicht als eine Anklage, wie ſie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtſein ſeiner Schuld darauf ſchrieb; er las aus ſeiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es ins Werk zu ſetzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er ſo rein geweſen, als ſie, er hätte gewußt, ſie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie ſchied ſchwer von den Briefen; aber ſie gehörten nicht ihr. Nur die Kapſel mit der dürren Blume nahm ſie weg und wollte ihm am Morgen ſagen, daß ſie es gethan.

Fritz Nettenmair ſaß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Bruſt herab. Er rechtfertigte vor ſich ſeinen Haß und ſein Thun. Der Bruder und ſie waren falſch; der Bruder und ſie waren ſchuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was ſeinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz geſtohlen, konnte für ſie ſorgen. Eben war es ihm gelungen, ſich zu überzeugen, als daheim die Kammerthüre ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgeſtanden und legte auch die Kapſel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte ſie nicht behalten, ſie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht ans Heimgehen, als ſie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über dem Gedanken, ſo fort ſollte Apollonius ihr Leitſtern ſein, und wenn ſie handelte, wie er, blieb ſie rein und bewahrt, ſchlief ſie ein und lächelte im Schlummer wie ein ſorglos Kind.

Das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden wurde immer ſchwüler. Die gegenſeitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rückſichtsloſer,

wie ſeine Überzeugung wuchs, durch Schonung ſei nichts mehr zu gewinnen. Dieſe Überzeugung floß aus der immer kälteren Ruhe der Verachtung, die ſie ihm entgegenſetzte; er dachte nicht, daß er ſelbſt ſie zu dieſer Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer ſteigende Wechſelwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zuſammentraf, ihr Zerwürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weiſe er ſie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und ſich und ihrem ganzen Hausweſen ſeine Phyſiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbeſiegbaren Widerwillens. Der Bruder that nichts, dieſen Irrtum zu berichtigen; er beſtätigte ihn vielmehr. Zuweilen, indem er ihn überlegen bei ſich verlachte, wenn Weinlaune und geſchmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung thaten. Der Stunden der Erſchlaffung, der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt waren freilich mehr. Dann zwang er ſich, Verſtellung darin zu ſehen, um an dem Mitleid mit ſich ſelber den Haß gegen die anderen, in dem ihm wohl war, zu ſchärfen. Apollonius wußte wenig von der Lebensweiſe des Bruders. Fritz Rettenmair verbarg ſie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius' tüchtiges Weſen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigſten ſich ſelbſt eingeſtanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß ſie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei ausſah, am wenigſten, wenn es ſeinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet geſehen hätte, mehr als ſich ſelbſt. Aber er hatte bemerkt, Fritz ſah ihn als einen Eindringling in ſeine Rechte an, der ihm Geſchäft und Thätigkeit verleidete. Apollonius fühlte ſich von dem Tage ſeiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war ſeinen Liebſten hier eine Laſt; er dachte oft an Köln, wo er ſich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moraliſche Verpflichtung, die er in Rückſicht der Reparatur auf ſich genommen. Dieſe ging mit raſchen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke ſeine Verwirklichung fordern, und er teilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs ſchwer, den Bruder zu überzeugen, es ſei ihm Ernſt mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erſt für einen liſtigen Vorwand, ihn ſicher zu machen. Der Menſch giebt ebenſo ſchwer eine Furcht auf, als eine Hoffnung. Und er hätte ſich eingeſtehen müſſen, er habe den zwei Menſchen unrecht gethan,

die des Unrechtes an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müſſen, das dieſer von ihm gelitten. Er fand ſich erſt darin, als es ihm gelungen war, im Bruder wieder den alten Träumer zu ſehen, und in deſſen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Einverſtändnis darin ſah, der Bruder begreife in ihm den überlegenen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen ſeines ſchlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte die ganze alte joviale Herablaſſung wie aus einem Winterſchlaf. Seine Stiefeln knarrten wieder: da iſt er ja! und: nun wird's famos! läuteten ſeine Petſchafte den alten Triumph. Die Stiefeln übertönten, was ihm ſein Verſtand von den notwendigen Folgen ſeiner Verſchwendung, von ſeinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als ſei alles wieder ſo gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte ſogar vorgreifend an ſeine außerordentliche Großmut, dem Bruder zu verzeihen, daß er dageweſen. Er richtete ſich vor dem Bruder ſchon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geſchäfts dem Ankömmling gegenüber geſtanden, und winkte ihm mit ſeinem herablaſſendſten Lachen zu, er wolle es ſchon durchſetzen bei dem im blauen Rock. Der ſelber müſſe Apollonius fortſchicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu ſagen. Aber der alte Valentin war nicht ſo klug und wußte nicht, warum er ſo klug ſein ſollte. Der alte Valentin war ein närriſcher Geſelle. Dem alten Herrn ſagte er nichts. Es war wunderlich, wie gewiſſenhaft er ſeine Pflicht an das Haus verteilte, der ehrlichſte Achſelträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen ſo angeſtrengt, als der alte Herr ſelbſt. Aber er war auch den Jungen ſo treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was ſie ſelber wollten, und hätte der alte Herr gethan, was er nie that, ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war's, als ſollte ihr Engel von ihr ſcheiden. Sie empfand, daß ſie in ſeiner Nähe ſicherer vor ihm war, als von ihm entfernt. Denn all der Zauber, der ihren Wünſchen wehrte, ſündhaft zu werden, floß ja aus ſeinen ehrlichen Augen auf ſie nieder. Von der Stirn, die ſo rein war, daß ein ſündhafter Blick

verzweifelte, ſie befleckend in ſein Begehren mitzureißen, und ſelbſt gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geſchickt.

Aber Apollonius ſollte nicht gehen. Und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt ſein Gehen freute. Aber er wird ſie nicht anerkennen; auch dieſe wird er von ſich ab und auf den Bruder ſchieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn von ſeinem Entſchluſſe geſagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann, der ſonſt alles, was Apollonius thun würde, ſchon im voraus gebilligt, als könnte Apollonius nichts thun, was er nicht billigen müßte, die Mitteilung mit fremder, wie verwundert einſilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieſer Veränderung zu ſagen. Die braven Männer verſtändigten ſich leicht. Der Bauherr ſagte ihm, nachdem er ſich gewundert, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweiſe wußte, und war der Meinung, das Geſchäft und das Haus ſeines Vaters könne ohne Apollonius' Hilfe nicht beſtehn. Er verſprach, ſich weiter nach der Sache zu erkundigen und war bald imſtande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Hier und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen ſchuldig, das Schiefergeſchäft war, beſonders in der letzten Zeit, ſo ſaumſelig und ungewiſſenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgeſprungen waren und andere im Begriff ſtanden, es zu thun. Apollonius erſchrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an ſich, aber eben das eigene ſtarke Ehrgefühl ſtellte ihm zuerſt vor, was der alte, ſtolze, rechtliche blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Konkurſes. Er fand ſein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und ſie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein anſehnliches geweſen. Er ſchöpfte Hoffnung, es könne noch zu helfen ſein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen ſollte ihm zu ſchwer werden. Konnte er den Verfall nicht aufhalten, darben ſollten die Seinigen nicht. Der wackere Bauherr freute ſich über ſeines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet, die vermiſſen zu müſſen ihn befremdet hatte. Er bot Apollonius ſeine Hilfe an. Er habe weder Frau noch Kinder, und Gott ihn etwas erwerben laſſen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erſt ſehen, wie's ſtand, und ſich Gewißheit verſchaffen, ob er ein

ehrlicher Mann bleiben konnte, nahm er den freundlichen Erbieter beim Wort.

Es kamen ſchwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wiſſen und, war ſeine Ehre aufrecht zu erhalten, auch nicht erfahren, daß ſie gewankt. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber ſeine ganze Feſtigkeit und ſeine ganze Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und mußte ihm ſtündlich verzeihen. Es war ſchon nicht leicht, den Stand ſeines Vermögens, ſeine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius ſeine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müſſen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte ſich ſelbſt in Apollonius, und haßte ihn darum um ſo mehr, je haſſenswerter ſein eigenes Thun ihm erſchien. Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, unterſuchte er den Stand des Geſchäftes und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden ſich Briefe von Kunden, die ſich über ſchlechte Ware und Saumſeligkeit beklagten, andere mit Rechnungen von dem Grubenbeſitzer, der neue Beſtellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt. Das Vermögen der Frau war zum größten Teile verthan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reſte davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit ſeinem ängſtlichen Ordnungsbedürfnis mitten in ſolcher Verwirrung, was, mit ſeinem ſtarken Gefühl für ſeine Angehörigen, dem Bruder gegenüber! Und doch ſah dieſer in jeder Äußerung, jedem Thun des Leidenden nur ſchlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Überſicht des Zuſtandes. Es ergab ſich, wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, ſo war mit ſtrenger Sparſamkeit, mit Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit die Ehre des Hauſes zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders einſt ein wenigſtens ſchuldenfreies Geſchäft als Erbe übernehmen. Apollonius ſchrieb ſogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die erſten wollten es noch einmal mit dem Hauſe verſuchen; man ſah, ſie gingen ſicher; ihre neuen Beſtellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu ſehen, welches Vertraun er bereits in ſeiner Vaterſtadt gewonnen. Wenn er die

Bürgſchaft übernahm, blieben die ſchuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinſen bis zur allmählichen Tilgung durch jährliche Abzahlungen ſtehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Verſuch, die Wahrheit dieſer Verſicherungen auf die Probe der That zu ſtellen, und gewann dadurch das Vertraun der Verſichernden nur noch mehr. Nun ſtellte er dem Bruder anſpruchslos und mit Milde dar, was er gethan und noch thun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Notwendigkeit ſo vernehmlich ſprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geſchäftes und des Hausweſens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen ſelbſtändig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin ſehen. In der Sache, in der er ſeine Ehre zum Pfande geſetzt, mußte Apollonius frei ſchalten können. Und das ungeſtörte Zuſammenwirken all der Thätigkeiten, durch die allein der beabſichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Vor allen Dingen mußte das Verkaufsgeſchäft wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer ſchlechtere Waren geliefert und der Bruder ſie für gute annehmen müſſen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Kapital ſtehen zu laſſen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögensreſten der Frau zunächſt flüſſig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Beſtellung ſogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preiſe gute Ware, und konnte auch ſeine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieſer Gelegenheit Apollonius und ſeine Kenntnis des Materials und ſeiner Behandlung kennen lernte, machte, da er alt und arbeitsmüde war, ihm den Antrag, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er ſtellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber noch, wo er in ſchwerer Lage auf ſich allein ſtand, durfte er ſeine Kräfte nicht zwiſchen mehrere Unternehmungen teilen.

Apollonius entwarf ſeinen Plan für das erſte Jahr und ſetzte ein Gewiſſes feſt, das der Bruder zur Führung ſeines Hausſtandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er dankte von den Leuten ab, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufſeher für die Zeit, wo er ſelbſt in Ge-

ſchäften auswärts ſein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemütliche Geſelle mancher Veruntreuung ſich ſchuldig gemacht. Fritz Nettenmair, der an dem Wächter ſeiner Ehre, wie an ihrem letzten Bollwerke feſthielt, that alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hauſe zu erhalten. Der Geſelle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Geſellen gern gerichtlich belangt; er mußte ſich genügen laſſen, ihn abzulohnen und das Haus ihm zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, ſo mild er ſeine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangene mußte ſagen, er durfte nicht anders, der Geſelle mußte fort. Auch Fritz Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: „Freilich muß er fort!“ In dem Lachen klang eine Art Genugthuung, daß er recht gehabt, eine Schadenfreude, mit der er ſich ſelbſt verhöhnte. „Der Federchenſucher wär' ein Narr, wenn er ihn nicht ſchickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. O ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen ſo einen. Was gehn ihn meine Schulden an? In ſeiner Gewalt wollt' er mich haben; darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Geſellen fortſchicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hauſe wollt' er ſein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, um mit ihr zuſammenzukommen ohne mich. Damit er mich einſchüchtern könnte, daß ich's leiden müßte, was er will. Und wenn er recht hat, warum läßt er ſich ſo viel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl, wie ich, wär' anders gegen mich. Es iſt ſein bös Gewiſſen. Er wär' nicht ſo, wär' er nicht falſch. Eine Zwickmühle iſt's. Was das Einſchüchtern nicht hilft, das ſoll das Einſchmeicheln helfen. Er iſt mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt beſſer kennt, als der Träumer!“

So beſtärkte ihn, was Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde, nur in dem Gedanken, der ihn, je länger er ihn hegte und mit ſeinem Herzblut fütterte, um ſo weniger los ließ und um ſo durſtiger wurde, ſein Herzblut zu trinken. Er ſah kein äußeres Hindernis mehr, das des Bruders verbrecheriſche Abſicht verhindern konnte. Von nun an wechſelte ſein Seelenzuſtand zwiſchen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja! wohl ſchon geſchehen war, und zwiſchen fieberiſcher Anſtrengung, es dennoch zu verhindern. Danach geſtaltete ſich ſein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verſtellung.

Beherrſchte ihn die erſte Meinung, dann ſuchte er Vergeſſen Tag und Nacht. Zu ſeinem Unglück hatte der Geſell im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang ſein Gefährte. Die bedeutenden Leute wandten ſich von ihm und rächten ſich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt und nicht mehr befriedigen konnte, und vergalten ihm nun die joviale Herablaſſung, die ſie von ihm ertrugen, ſolange er ſie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Geſellen an die Orter, wo dieſer heimiſch war. Hier griff er die joviale Herablaſſung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Branntweinkneipen von ſeinen Späßen und dieſe nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten ſie doch in beſſeren Zeiten eine wie vordeutende Verwandtſchaft mit dieſen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er ſich nicht mehr ſchämte, der Kamerad der Gemeinheit zu ſein. Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders hämmerte auf ſeinem gefährlichen Schiff, und die Nächte über Büchern und Briefen ſitzt und den wohlverdienten Biſſen ſich abdarbt, um gut zu machen mit liebendem Eifer, was der Bruder verdorben, erzählt dieſer in den Schenken, wie ſchlecht Apollonius an ihm gehandelt, weil er brav ſei und der Bruder ſchlecht. Er erzählt es ſo oft, daß er ſelbſt es glaubt. Und bedauert die Gläubiger, die ſich von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der ſie alle betrügen wird, und erzählt erſonnene Geſchichten, die ſein Bedauern glaubhaft machen ſollen. Läg' es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens, und wachte vergebens bei ſeinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand. Er untergräbt nur, was er ſelbſt noch von Achtung beſitzt. Apollonius' Vorſtellungen ſetzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird ſeine Treue noch erkennen und ſich beſſern. Seine Hoffnung zeugt beſſer von ſeinem eigenen Herzen als von ſeiner Einſicht in das Gemüt des Bruders. Kommt dieſem der Gedanke ſeiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Federchenſucher zu haſſen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo ſich Apollonius ſchon wieder zum Ausgehen rüſtet.

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt ſind, machen in der Regel erſt nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern iſt es anders. Durch die Rüſtungen und das

Beſteigen der Dachfläche während des Eindeckens entſtehen unvermeidlich allerlei Beſchädigungen der Schieferplatten, die ſich nicht immer ſogleich zeigen. Die erſten drei Jahre nach beendeter Ein- oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbeſſerungen als die fünfzig nächſtfolgenden. Zu dieſer alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg ſeinen Beleg. Die Schieferdecke des Turmes dagegen, die Apollonius allein beſorgt, legte genügendes Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigenſinniger Gewiſſenhaftigkeit. Die Dohlen, die ſie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor ſeinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempnermeiſter ſeinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierat an Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdach umlegen ſollte, um deſſentwillen er diesmal ſeine Leiter an der Helmſtange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er ſie abgenommen.

Unterdes war ſein angeſtrengtes Beſtreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er feſtgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinſen und eine kleine Abſchlagszahlung für das erſte Jahr, das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage; mit ihnen ſeine Hoffnung und ſeine Kraft, die er mit verdoppelter Anſtrengung bezahlte.

Daß man dasſelbe von ſeinem Bruder ſagen könnte! von dem Verſtändnis der beiden Gatten! Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit ſeiner ganzen Seele bei ſeinem Vorhaben ſein mußte, daß er keine Zeit übrig behielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Augen und Herz zu folgen, zu ſehen, wie der immer tiefer ſank, den zu retten er ſich mühte. Wenn er ſich freute über ſein Gelingen, ſo war es aus Treue gegen den Bruder und deſſen Angehörigen; der Bruder ſah etwas anderes in ſeiner Freude und dachte auf nichts, als ſie zu ſtören. Es kam weit mit Fritz Nettenmair. Im Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für ſeinen Hausſtand Ausgeſetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfnis, durch Traktieren ſich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war, als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden" Leuten hatte ihn nicht bekehrt. Die Frau hatte ſich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müſſen. Der alte Valentin ſah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltgeld nicht mehr durch ihres

Mannes, ſondern durch Valentins Hände. Und zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeiſter und gab ihr nie mehr, als ſie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren Händen nicht mehr vor dem Manne ſicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war ſchon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an ſich ſelbſt, an dem Gelingen Apollonius', in ihr ſich zu rächen. Valentin hätte ihn ſchon lange darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau ſelber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugthuung, um den Mann zu leiden, der ja mehr um ſie und ihre Kinder litt. Wußte ſie Apollonius im Sturm auf der Reiſe, dann weilte ſie ſtundenlang im unbedeckten Hofe. Das Wetter, das ihn traf, ſollte auch ſie treffen. Sie wollte eine gleich ſchwere Laſt tragen, wenn ſie die ſeine nicht erleichtern konnte. So weit trieb ſie ihre Opferluſt. Sonſt benutzte ſie die Zeit, die ihr Wirtſchaft und Kinder übrig ließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte ſie zum Teil — ſie konnte lieber hungern, wenn auch nicht ihre Kinder hungern ſehen — die Wohnſtube mit allerlei zu ſchmücken, wovon ſie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte ſie, Apollonius kam nie dahin, er ſah es nie. Aber ſie hätte es nicht gethan, wußte ſie, er würde es ſehen.

Ihr Gatte ſah es, ſo oft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was ſeinem Zorne und ſeinem Haſſe einen Vorwand entgegenbringen konnte. Er ſah die Haare ſeiner Knaben in Schrauben gedreht, wie ſie Apollonius trug; er ſah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entſtehen und wachſen; er hatte ein Auge für alles, was ſeines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, ſelbſt was ihr unbewußtes ſich Hineinbilden in des Verhaßten eigenſte Eigenheit ausplauderte; er verfolgte deſſen Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fenſterſäule. Dann begann er auf Apollonius zu ſchimpfen. Und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wieviel man von fremder Art annehmen könne. Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erſte Sorge, ſie zu entfernen. Sie ſollten ſeine Roheit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um ſeinet-, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione" los war. Ihm war es nicht um die Kinder, nur um ſich ſelbſt. So einſam hatte ihn die Verderbnis ſchon gemacht. Ohne ihr es zu geſtehen, fürchtete er die Anklage der Kinder bei Apollonius.

Er dachte nicht, daß die Frau ſelbſt ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, ſie treffe ſich mit Apollonius. Leidenſchaft und wüſtes Leben hatten ſein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Vorausſetzungen mochten ſich widerſprechen, widerſprachen ſie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit ſeiner Leidenſchaft. Alles, was er im Zimmer ſah, war ihm ein neuer Beweis ſeiner Schande. Wie ſollte er glauben, es habe einen anderen Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn ſie ihm dann ſagt, ſie mög' er ſchimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das ſcharfe Auge der Eiferſucht, wie ſie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft's ihr vor, und ſie leugnet's nicht. Sie ſagt ihm: weil er um mich leidet und um meine Kinder. Er giebt ſein mühſam Erſpartes her, um zu erſetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgeſetzte raubt. „Und das ſagt er dir? Das hat er dir geſagt!" lacht der Mann mit wilder Freude, ſie auf dem Geſtändnis zu ertappen, daß ſie ſich mit ihm trifft. „Er nicht," zürnt die Frau, daß der Verachtete Apollonius mit ſeinem Maße mißt. Er, der Gatte, verkleinert, was andere für ihn thaten, und rückt, was er für andere thut, dieſen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweiſt, redet er nicht, oder er ſelbſt verkleinert's, um dem anderen Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtſein zu erleichtern. Apollonius ſelbſt ſollte es ſagen! Der alte Valentin hat's geſagt. Der hat ja die Uhr ſelbſt als ſeine verkauft, die Apollonius von Köln mitbrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu ſagen. — „Und auch zu ſagen, daß er's ihm verboten hat?" lacht der Gatte. Und es iſt ein Etwas von Verachtung in ſeinem Lachen. Solche Dinge kann man dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er's ihm nicht zutrauen. „Freilich," lacht er noch wilder. „Ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umſonſt thut's keine. Die Schlechteſte hält ſich eines Preiſes wert. Eine mit ſolchen Haaren und mit ſolchen Augen, ſolchem Leib!" Er greift ihr in die Haare und ſieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröten muß, den nur die Verworfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröten für ein Geſtändnis und lacht noch wilder. „Du willſt ſagen, ich bin noch ſchlechter als er. Hahaha! Du haſt recht. Ich hab' ſolch eine geheiratet. Das hätt' er nicht. Dazu iſt er doch nicht ſchlecht genug!"

Jeder Tag, jede Nacht brachte ſolche Auftritte. Wußte Fritz

Nettenmair den Bruder auswärts oder auf ſeiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er ſeinen Zorn an Tiſchen und Stühlen aus. An der Frau ſelber ſich zu vergreifen, wagte er noch nicht. Erſt muß ihn die Wut einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unſchuld, die Hoheit ſtillen Duldens um ſie zieht. Iſt es einmal geſchehen, dann hat der Zauber ſeine Macht verloren und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit thun, wovor er jetzt noch zurückſchreckt. Die Menſchen wiſſen nicht, was ſie thun, wenn ſie ſagen: „ich thu's ja nur dies eine Mal.“ Sie wiſſen nicht, welch' wohlthätigen Zauber ſie zerſtören. Daß Einmal nie Einmal bleibt.

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben oder es führte Apollonius ein Zufall an der Thür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang von der Stimme der Frau dazwiſchen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verſtehen, was ſie ſprachen. Er erſchrak. So weit gekommen hatte er ſich das Zerwürfnis nicht vorgeſtellt. Und er war ſchuld an dem Zerwürfnis. Er mußte thun, was er konnte, den Zuſtand zu beſſern.

Der Bruder blieb erſt wie verſteint in ſeiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menſchen, der plötzlich bei einem Unrechte überraſcht wird. Hätte ihn Apollonius angelaſſen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja verſöhnen und ſprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wiſſen können, er hatte es oft genug erfahren, ſeine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnendem Trotz. Er erfuhr es jetzt wieder. Fritz verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand mache, wo er Herr ſei. Ob er ſich deshalb zum Herrn des Hauſes gemacht? Er wußte, er an Apollonius' Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen laſſen, die er in ſeiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht ſchön zu thun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Thür unſchlichen, um Apollonius in der Stube zu überraſchen. Jetzt war er ja da in der Stube. Er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war's, der erſchrecken mußte, Apollonius war der Ertappte, nicht er. Die Verſöhnung war nur der erſte, beſte Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er ſo kleinlaut. Darum erſchrak die Frau, die ihn glauben machen wollte,

Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum ſah ſie ſo flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem ſie ihn noch eben gemeſſen, war mit der Larve der erheuchelten Unſchuld plötzlich von ihrem ſchuldbewußten Angeſicht geriſſen. Nun wußte er gewiß, es war nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, und hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. „Sie bettelt, ich ſoll gehn. Wozu? Ich ſeh' zum Fenſter hinaus. Das iſt ebenſogut. Ich ſeh' nicht, was ihr treibt."

Apollonius verſtand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzuſehen. Sie wollte hinaus. In ſeiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug ſie nicht. Der Gatte hielt ſie feſt mit wildem Griff. Er packte ſie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut ſchreien müſſen, zehrte der Seelenſchmerz den körperlichen nicht auf. „Kehr' dich nicht daran, daß ſie fort will," ſchluchzte Fritz Nettenmair vor krampfhaftem Lachen und faßte den Bruder ſo mit den Augen, wie er die Frau mit ſeiner Hand gepackt hielt. „Brauchſt nicht ängſtlich zu ſein. Ich kehr' nur den Rücken, ſo iſt ſie wieder da. So redet doch miteinander. Du, ſag' ihm, daß du ihn nicht leiden kannſt; ich glaub's ja; was glaubt ein Mann ſo einer nicht? Und du, gieb ihr Lehren, von Köln, wo du alles gelernt haſt, wie man ſeinen Bruder von Haus und Geſchäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! ſag' ihr doch: ein Weib ſoll willig ſein. Was? O ſolch ein willig Weib iſt — ſag' ihr doch, was ſo eine iſt. Sie weiß es noch nicht, die — Unſchuld! hahaha!"

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte und ſah. Aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte ſeine ohnehin dem Bruder weit überlegene Kraft, als er den packenden Arm faßte: ſo daß dieſer die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber ſie brach kraftlos zuſammen. Apollonius fing ſie auf und lehnte ſie ins Sofa. Dann ſtand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder. „Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du biſt ſie nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und will's noch," ſagte Apollonius; „du biſt mein Bruder. Du giebſt mir ſchuld, ich habe dich ins Unglück geſtürzt; Gott iſt mein Zeuge, ich hab' alles gethan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab' ich gethan, was du mir vorwirfſt

als für dich und um deine Ehre und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich dazu gezwungen, gegen dich ſtreng zu ſein? Für wen ſchaff' ich? für wen wach' ich? Wenn du wüßteſt, wie mich ſchmerzt, daß du mich zwingſt, dir aufzurücken, was ich für dich thue! Weiß es Gott, du zwingſt mich dazu; ich hab's noch nicht gethan, weder vor anderen, noch vor mir ſelbſt. Du weißt es ſelbſt, daß du nur einen Vorwand ſuchſt, um unbrüderlich gegen mich zu ſein. Ich weiß es und will dich ertragen forthin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machſt, auch ſie zu quälen und ſie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das duld' ich nicht."

Fritz Rettenmair lachte entſetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weiſe in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn ſpielen, den unſchuldig Beleidigten, den ritterlichen Beſchützer der unſchuldig Beleidigten. „Ein braves Weib! Ein ſo braves Weib! O freilich! Iſt ſie's nicht? Du ſagſt's und du biſt ein braver Mann. Haha! Wer muß es beſſer wiſſen, ob ein Weib brav iſt, als ſolch ein braver Mann? Du haſt mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verſtand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie iſt dir abgeneigt? ſie kann dich nicht leiden? Ja du weißt's noch nicht, wie ſehr. Ich darf nur fort ſein, ſo wird ſie dir's ſagen. Dann wird dir's ſchlecht gehn! Sie wird dich erdrücken, damit du ihr's glaubſt. Wenn ich dabei bin, ſagt ſie's nicht. So was ſagt eine nicht, wenn der Mann dabei iſt, wenn ſie brav iſt, wie die. Warum ſagſt du nicht, du kannſt ſie auch nicht leiden? O ich hab' ſchon keinen Verſtand mehr! Ich glaub' ſchon alles, was ihr mir ſagt!"

Fritz Rettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenſchaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius ſtand erſchrocken. Er mußte ſich ſagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in ſeinem Geſichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwille und Schmerz über Verkennung. Und es war alles ſo wahr, was er ſah, daß ſelbſt er es glauben mußte. Er verſtummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn ſchlugen. So war's doch noch zu verhindern geweſen! noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er ſelbſt — Aber Apollonius — das ſah er trotz ſeiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war ſein Wahnſinn wohl noch

gut zu machen, ſo war's vielleicht noch zu verhindern, war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? wenn er einen wilden Scherz daraus machte? Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja ſchon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm ſagte. Und er ſelber wieder einer, der das Leben kennt, der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigſtens verſuchen. Aber ſchnell, ehe Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine ſchaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er ſich ehedem ſeine eigenen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünſcht, daß Apollonius ſich glauben machen ließ, Fritz Nettenmair ſei eiferſüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünſchteres auf der Welt paſſiert als das! Er las in der Frau Geſicht, wie die Wendung ſie erleichterte. Er wagte es, ſich auf ſie zu berufen, wie verwünſcht das ſei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die ſo verwünſcht ſei, ihm zornig vorzuhalten, daß er ſie von der Gnade des Gehaßten abhängig gemacht, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiſte kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank ſo ernſt nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man ſah eben, daß Apollonius noch ein Junggeſelle war!

Apollonius hörte die Stimme des Bauherrn in der Hausflur, der nach ihm fragte, und ging raſch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftritts werde. Der Bruder hörte ſie zuſammen weggehen. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Geſicht Apollonius' kämpfte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken. Fritz Nettenmair war voll Wut über ſich ſelbſt und mußte ſie an der Frau auslaſſen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles thue, was ein Weib ſchlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie ſie ſich ſelbſt verachtete wegen des Ja, das ſie ſich hatte abzwingen laſſen müſſen; wie ſie ſich ſagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben ſei. Er mußte es fürchten, wenn ſie das ſich ſelbſt ſagte. Er durfte ſie ſo weit nicht kommen laſſen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, ſie könne ja auch lügen, ſo geſchickt, als irgend eine. Er war nie ſein Herr geweſen; jetzt war er's weniger als je.

In Fritz Nettenmair kämpfte heute eine Leidenſchaft die andere nieder. Es zog ihn die wüſte Gewohnheit, im Trunk ſich zu vergeſſen, an hundert Ketten aus dem Hauſe; die Furcht der Eiferſucht hielt ihn mit tauſend Krallen darin feſt. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte; er ſelbſt hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder ſo brav, als er ſich ſtellte, ſeine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Nettenmair hatte es nie ſo lebhaft gefühlt, wie ſchön die Frau war — ſeine eigene Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zuſammenwohnens, und, was all dieſen Dingen erſt die Gewalt gab über ſeine Furcht, das Bewußtſein ſeiner Schuld! Und war Apollonius ſo brav, als er ſich ſtellt, ſolchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an ſeiner Angſt herum und ließ ſeine Frau nicht aus ſeinen Augen. Erſt wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht und ſelbſt zur Ruhe gegangen iſt, und er kein Licht mehr ſieht in Apollonius' Fenſtern, da laſſen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen deſto ſtärker. Er verſchließt die Hinterthür, die Apollonius von den Räumen des Hauſes trennt, er ſchiebt auch noch den Riegel vor, er ſchließt ſogar die Treppenthür der Emporlaube und zuletzt die Thür, durch die er geht. Er hat Urſache zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geſelle darf nicht lange mehr warten. Fritz Nettenmair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geſelle aus der Arbeit entlaſſen iſt; und bei der Polizei, daß er morgen ſich nicht mehr in der Gegend betreten laſſen darf. Der Geſelle iſt fertig zur Abreiſe; von dem Wirtshauſe hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abſchied nehmen von ſeinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas ſagen.

Es giebt nicht viel mehr auf der Welt, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebſte war; es iſt unwiederbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geſchmeichelte wird er nie wieder. An ſeiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eiferſucht gefeſſelt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß ſich gehaßt oder glaubt ſich gehaßt in ſeinem Wahn. Das kleine Annchen würde ſich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er ſcheucht das Kind

mit Haß von ſich; ſie iſt ihm „der Spion“. Nur an einem Menſchen noch hängt ſein Herz, an dem, der es am wenigſten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Menſch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zu Grunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Menſch haßt Apollonius, er iſt der einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius' Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Geſellen eine Strecke Wegs. Der Geſelle will ſchneller ausſchreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andere ſcheiden, iſt ihr letztes Geſpräch von dem, was ſie gemeinſam lieben; das letzte Geſpräch Fritz Nettenmairs und des Geſellen iſt von ihrem Haß. Der Geſelle weiß, Apollonius hätte ihn gern ins Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt. Wie ſie nun einander ſcheidend gegenüberſtehen, mißt der Geſelle den anderen mit ſeinem Blick. Es war ein böſer, lauernder Blick, ein grimmig verſtohlener Blick, welcher Fritz Nettenmair fragte, ohne daß der es hören ſollte, ob er auch reif ſei zu irgend etwas, was er nicht ausſprach. Dann ſagte er mit einer heiſeren Stimme, die einem anderen aufgefallen wäre, aber Fritz Nettenmair war die Stimme gewohnt: „Und was ich ſagen wollte: Ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab' ihn neulich geſehn.“ Er brauchte keinen Namen zu nennen, Fritz Nettenmair wußte, wen er meinte. „Es giebt Leute, die mehr ſehn, als andere,“ fuhr der Geſelle fort. „Es giebt Leute, die einem Schieferdecker anſehn, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß ſie ihn getragen bringen und ſehn ihn daliegen, nur er ſelber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergeſell hat mir das Geheimnis geſagt, wie man zu dem „Frohnweißblick“ kommt. Ich hab' ihn. Und nun leb' wohl. Und ergieb dich drein, wenn ſie ihn getragen bringen.“

Der Geſelle war von ihm geſchieden. Seine Schritte verklangen ſchon in der Ferne. Fritz Nettenmair ſtand noch und ſah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geſelle verſchwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wieſen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie ſtiegen empor und verdichteten ſich zu ſeltſamen Geſtalten, ſie kräuſelten ſich, floſſen auseinander und ſanken wieder nieder, ſie bäumten wieder auf. Sie hingen ſich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie ſie dieſe bald verhüllten, bald frei ließen, ſchien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen, oder zerfloſſen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdlich Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild deſſen, was in

Fritz Nettenmairs Seele vorging, ein ſo ähnlich Bild, daß er nicht wußte, ſah er aus ſich heraus oder in ſich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezuſammenſchlagen um eine bleiche Geſtalt am Boden, dann ein langſam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald war es der Bruder, der dort lag, den ſie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald ſank es in Mitleid zuſammen, bald miſchten ſich beide und das eine wollte das andere verſtecken. Der dort lag, den ſie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pauſen des Grabgeſangs klang leiſe ein luſtiger Rutſcher, den die Zukunft aufſtrich: „Da kommt er ja! Nun wird's famos.“ Und neben dem Toten lag unſichtbar eine zweite Leiche, ſeine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verſtohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt ſich ein Engel. Er wünſcht, der Bruder müßte nicht ſterben, weil — er weiß, daß der Bruder ſterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaſter der Stadt ſchon wieder unter ſeinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am roten Adler vorüber. Die Saalfenſter ſind erleuchtet. Muſik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt ſtehen und ſieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Taſche, wie ſonſt, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Geſellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geſchieden, ſchon vergeſſen. „Der Geſell iſt ein ſchlechter Kerl; gut, daß er fort iſt.“ Er hat die Vergangenheit vergeſſen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft iſt wieder ſein. Sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat ſich ſo ſehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit ſeinem Bruder zuſammenzudenken, daß er's mit ihm in ein Grab ſteigen ſieht. An die Zerrüttung ſeines Wohlſtandes mag er ſich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er ſie fühlt. Iſt's nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn ſich die Dinge ſelber ihm aufdrängen, dann hilft ihm ſein Leichtſinn. Wie er ſchnell darüber hindenkt, findet er für alles Rat, und was ihm heut nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen iſt auch ein Tag. Und er iſt einer, der — Die Wendung, mit der er in ſeinen Weg einſchwenkt, gelingt ihm ſo jovial, als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er ſich, daß man

zu der Thür, die er eben aufſchließt, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor ſich vorbeizulaſſen. „Ins Unabänderliche," ſagt er leiſe, wie ſich überhörend, was er einem Tröſtenden zu antworten habe, wenn es ſo weit ſei, „ins Unabänderliche muß ſich der Menſch ergeben." Und wie er die Achſel zu den Worten zuckt, da wird er einen leiſen, ſchlanken Lichtſchein gewahr. Ein Stück davon läuft über ſeinen Ärmel, ein anderes liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaſter. Er ſpäht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abſchnitt des Ladens nicht feſt an das Fenſterſims ſchließt. Drin in der Wohnſtube iſt Licht. „So ſpät?" Der Atem ſtockt dem Lauſchenden, der Alp ſitzt wieder auf ſeiner Bruſt. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er ſtirbt, oder — es iſt ſchon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch iſt die Thür leiſe wieder verſchloſſen und im Augenblick. Ebenſo leiſe, ebenſo ſchnell iſt er an der Hinterthür. Sie iſt nicht offen, aber nur einmal herumgeſchloſſen; und Fritz Nettenmair weiß es, er kann ſchwören, er hat den Schlüſſel zweimal im Schloß herumgedreht, als er ging. Er ſchleicht und tappt ſich zur Stubenthür; er hat die Klinke gefunden und drückt ſie leiſe; die Thür geht auf; ein trüber Lichtſchein fällt auf die Flur. Er kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tiſch. Neben dieſem ſteht im Schatten ein kleines Bett; es iſt Annchens Bett, und ihre Mutter ſitzt daran. Chriſtiane merkt nicht, daß die Thür ſich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; ſie ſingt leiſe und weiß nicht, was ſie ſingt; ſie horcht voll Angſt, aber nicht auf ihren Geſang; ihre Augen würden weinen, machten Thränen den Blick nicht trüb. Aber nun kommt die Röte auf des Kindes Wange wieder, nun kann der eigene fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verſchwinden; und ſie ſäh's nicht und ängſtigte ſich noch vergeblich. Ihr iſt's, als müßte jene wiederkehren und dieſer gehen, wenn ſie ſich nur recht angeſtrengt mühte, dieſes Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann ſie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen iſt, was ſie ſo ſehr beängſtigt. Wie das Annchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeſchrien, dann nicht mehr hat ſprechen können; wie ſie aufgeſprungen und ſich angekleidet; wie ſie in der Angſt den Valentin, und dieſer, ohne ihr Wiſſen, den Apollonius geweckt. Daß der alte Geſell alle Schlüſſel im Hauſe

probiert, bis ſich ergab, der Schuppenſchlüſſel ſchließe die Hinterthür; das wußte ſie nicht. Deſto lebendiger ſtand's vor ihr, wie Apollonius hereingetreten, wie ihr bei ſeinem unerwarteten Kommen geweſen, wie ſie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung ſich gefühlt. Apollonius hatte ſogleich den Arzt und ſodann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen geſtanden und ſich über das Annchen gebeugt, wie jetzt ſie that. Er hatte ſie voll Schmerz angeſehen und geſagt, Annchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerwürfnis, und es werde nicht geſund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie ſich der Menſch bezwingen könne und müſſe. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Annchens wegen anbefohlen; und war gegangen aus Sorge, der Bruder könnte ſonſt in ſeinem Irrwahn glauben, er wolle ihn auch von dem Krankenbett ſeiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angſt wollte ſie in Apollonius' Arme jagen; es war ihr, als wär' alles gut, läge ſie an ſeiner Bruſt; als dürfte ſie ihn nicht wieder von ſich laſſen. Aber wie er ſo zu Häupten des Kindes ſtand und ſprach, da kam er ihr ſo herrlich vor, wie ein Heiliger, vor dem ſie nur auf den Knieen liegen dürfe. Der Bettſchirm hüllte die große, ſchlanke Geſtalt in ſeinen Schatten, nur ſeine Stirn und ſeine hohe Scheitel waren ſichtbar und erſchienen, von dem Lichte auf dem Tiſche angeſtrahlt, wie in einer Glorie. Dachte ſie von ihm weg zu ihrem Gatten, ſo krampfte eiſiger Froſt ihr Herz zuſammen, und Widerwillen bäumte ſich darin wie ein Rieſe gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte geſagt, Annchen werde nicht wieder geſund, wenn das Zerwürfnis nicht ende. Er hatte geſagt, der Menſch könne und müſſe ſich bezwingen; ſie wollte ſich bezwingen, weil er's geſagt. Einer Mutter wären Wunder möglich für ihr Kind; dachte ſie an Apollonius' Geſicht, wie er ſo ſprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dageweſen ſein müſſe, war er auch jetzt nicht mehr da. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgeſtürzt, ſah er nicht den alten Valentin an der Kammerthüre ſitzen. Er wollte warten, bis dieſer einmal das Zimmer verließe, und ſchlich ſich nach dem Stuhle am Fenſter, wo er ſonſt immer geſeſſen, und als wie ein anderer, denn jetzt! Die Frau hörte ſeinen leiſen Tritt; ſein Antlitz konnte ſie nicht ſehen. Ihr ſchien, er wußte

um Annchens Zuſtand und ging deshalb ſo leiſe. Sie ſah Annchen mit einem Blicke an, der ſagte, was ſie jetzt thun wollte, that ſie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Thür, aus der er gegangen war, ſetzte hinzu: und weil er's geſagt. „Da iſt der Vater, Annchen," ſagte ſie dann; ſie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenſter ſaß; aber ſie konnte ihm ihr Geſicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. „Du haſt immer nach ihm gefragt. Du haſt gemeint, wenn er kommt, wird er ſein, wie er ſonſt war, eh' du krank geworden biſt. Deine Mutter will's auch — um deinetwillen." Ihre Stimme klang ſo tief aus der Bruſt herauf, daß der Mann ſeinen Groll mit Gewalt feſthalten mußte. Er dachte: „ſie thut ſo ſüß, um dich zu hintergehn. Sie haben's verabredet, als er da war." Und der Groll ſchwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen ſie fortfuhr: „Und du gehſt noch nicht in den Himmel. Nicht, Annchen? Du biſt ja ſo ein gut' lieb' Kind und bleibſt noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du haſt kein Herz vor dem Vater, du dumm' lieb' Annchen, weil er laut ſpricht. Er meint's nicht bös deshalb." Sie hielt inne; ſie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde ſprechen, wie ſie, und durch das Kind mit ihr. Wie ſie von ihm denken mochte, das Kind war doch ſein Kind, und es war krank. Der Mann ſchwieg und blieb ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen. Ein halb Vaterunſer lang hörte man nichts als das Ticken der Uhr. Und das wurde immer ſchneller, wie das Klopfen eines Menſchenherzens, das Schlimmes kommen ahnt. Die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht. Valentin ſtand auf von ſeinem Stuhle, um das Licht zu putzen. Die Bruſt des Kindes röchelte; es wollte ſprechen, es konnte nicht. Es wollte mit den Händchen nach dem Vater langen; es konnte nicht. Es konnte nichts, als die Arme ſeiner Seele nach dem Vater ausſtrecken. Aber des Vaters Seele ſah die flehenden nicht. In ihren Händen hielt ſie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind iſt abgerichtet von ſeinen Feinden. Es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wär's wirklich krank, ſo wäre es abſichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen. Und ſtürb's, ſo würde ſein Sterben noch ein Kupplerdienſt ſein, den es ſeinen Feinden thut. Wäre ſein Auge nicht ſelber ſo krank, daß es ihm außen nur immer das Eine zeigt, über dem ſeine

Seele innen unabläſſig brütet, er müßte es am Geſichte der Mutter ſehen, an dem Ton ihrer Stimme hören; ſie verſtellt ſich nicht, das Kind iſt wirklich krank und ſehr krank. Aber ihre Weichheit, ihre Angſt iſt ihm nur die Angſt ihres Gewiſſens, die Angſt vor ſeiner Strafe, die ſie verdient fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um ſich draußen auszuweinen. Der Mann ſteht auf und nähert ſich leiſe der Frau, ohne daß ſie ihn bemerkt. Er will ſie überraſchen und das gelingt ihm. Sie erſchrickt, wie ſie plötzlich über dem Bette jäh vor ſich ein entſtelltes Menſchenantlitz ſieht. Sie erſchrickt, und er preßt durch die Zähne: „Du erſchrickſt? Weißt du warum?“ Sie hat ihm ſelber ſagen wollen, daß Apollonius in der Stube geweſen iſt, aber noch hat ſie es nicht gekonnt. Vor dem Bette des kranken Kindes durfte ſie's nicht; weil ſie weiß, er wird auf fahren. Den Anblick ſeiner Roheit hat ſie dem Kinde erſpart, als es noch geſund war, wenn ſie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber ſie ſieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind. „Er war da! War er nicht da?“ fragte er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, ſondern um zu zeigen, daß er's nicht erſt zu erfahren braucht. Und ſeine Fauſt hebt ſich geballt. Annchen kämpft, ſich aufzurichten. Er ſieht es nicht. Die Frau ſieht es; ihre Angſt wächſt. Sie ſchlägt die Hände zuſammen. Sie ſieht ihn mit einem Blicke an, in dem alles ſteht, was ein Weib verſprechen, was ein Weib drohen kann. Er ſieht nur ihr Erſchrecken, daß er's weiß, was geſchah, und die Fauſt fällt nieder auf ihre Stirn. Ein Schrei klingt. Das Kind rollt ſich in Krämpfen zuſammen. Die Mutter, über es hingeſtürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt. Fritz Nettenmair geht in die Kammer. Er weiß nicht, was in ihm Herr iſt, befriedigte Rache, oder Schreck über das, was er gethan. Er ſinkt aufs Bett, als hätte der Schlag, den er geführt, ihn ſelbſt betäubt. Er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft; ebenſo hört er dieſen kommen und gehen. Ebenſo lauſcht er, ob er nicht Apollonius' Flüſtern und ſeinen leiſen Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt ſein Thun und nennt Annchens Krankheit eine Pimpelei: „Heute wollen Kinder ſterben und morgen ſind ſie lebendiger als je!“ Aus dem fieberiſchen Horchen und ſich Beruhigen wird ein fiebe-

riſches Träumen. Er ſieht Apollonius, wie der ſeine Leiter an der Helmſtange feſtbinden will, und ſagt ſich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröſtend: „Jetzt wird er fallen! jetzt!“ aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Taue ſollen reißen, in welchen Apollonius mit ſeinem Fahrzeuge hängt; ſie reißen nicht. In dieſe Träume hinein hört er die Thür der Stube gehen; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines ſchweren Körpers aus ungeheurer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbſchlummer hört er in der Stube leiſes Gehen, leiſes Reden, leiſes Weinen und dazwiſchen iſt es wieder ſtill. Das leiſe Schluchzen, das zum lauten wird und ſich wiederum bewältigt, als ſei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken kann, und wieder leiſe wird, weil es wie über ſich ſelbſt erſchrickt, daß es laut iſt, wo alle Menſchen leiſe ſind; wer kennt es nicht? wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt? Fritz Nettenmair weiß es im Halbſchlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. „Ins Unabänderliche muß der Menſch ſich ergeben.“ Zum erſtenmal ſeit vielen Monden ſchläft er wieder ruhig. Und warum ſollte er nicht? Aus dem leiſen Weinen wird ein luſtiger Rutſcher. „Da iſt er ja! Nun wird's famos!“ klingt's aus der Ferne vom roten Adler herein in ſeinen Schlaf. Das Leiſegehen und Leiſereden aber war wirklich und dauerte fort. Und eine Leiche war in der Stube, eine ſchöne Kinderleiche. Während Fritz Nettenmair von Leitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Annchens Seele ſich zu einem beſſeren Vater gerettet. Der Leib lag ſtarr in dem kleinen Bettchen. Der Zwiſt der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde That des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen.

Fritz Nettenmair ſchlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius dagegen war ſchon lange munter. Vielleicht hatte er gar nicht geſchlafen. Der Kampf, den ſein Bruder noch in ſeinem Angeſicht geleſen, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlaſſen ſah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt, ſcheuchte nachts den Schlummer von ſeinem Bett. Der Bruder hatte recht geſehen, ſeine ſcherzhafte Wendung des Geſprächs hatte ihren

Zweck nicht erreicht. Und wenn Apollonius das Buch ſeiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er ſich in ſeiner Meinung, der Bruder ſei eiferſüchtig auf ihn, beſtärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen, als er es geſchehen ſah, erhielt Licht von dieſer Annahme und half ſie wiederum beſtätigen. Die Abneigung der Frau ſchien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fern zu halten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könne ſie mit anderen als den Augen eines Bruders und Schwagers anſehen. Und das ſchien begreiflich, da der Bruder wußte, ſie war ihm mehr geweſen, bis ſie ſeine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er ſich nicht geſtehen, ſein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen, hatte ſeinen Empfindungen für ſie eine Wärme gegeben, die ihn ſelbſt beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn dieſe hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber ſeine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit machte ſich dieſe Wärme ſchon zum Verbrechen. „Aber," fiel ihm dann ein, „hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte ſie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs ſie ein Märchen genannt, alſo glaubte er nicht daran und meinte, die Frau heuchle ſie nur und empfinde ſie nicht." Der Vetter hatte oft von der Natur der Eiferſucht geſprochen, wie ſie aus ſich ſelbſt entſtehe und ſich nähre und ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife, und zu Thaten verführe, wie ſie ſonſt nur der Wahnſinn vollbringt. Einen ſolchen Fall ſah Apollonius vor ſich und bedauerte den Bruder und fühlte ſchmerzlich Mitleid mit der Frau. Aus ſolchen Gedanken und Empfindungen ſchreckte ihn Valentin, der ihn hinunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinunter gegangen war. Es war nicht allein Annchens Zuſtand, die er wie ein Vater liebte, was auf ſeiner Seele lag. Auch das Mitleid mit Annchens Mutter war gewachſen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er ſich gern ausgeredet hätte, wäre ein ſolch Verfahren mit ſeinem Klarheitsbedürfnis und ſeiner Gewiſſenhaftigkeit vereinbar geweſen. Als der erſte Schimmer des neuen Tages durch ſein Fenſter fiel, ſtand er auf von dem Stuhle, auf dem er ſeit ſeiner Zurückkunft geſeſſen. Es war etwas Feierliches in der Weiſe, wie er ſich aufrichtete. Er ſchien ſich zu ſagen: „Iſt's, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einſtehen; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und ſeine

Ehre aufrecht erhalten und ich will's in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt!" —

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht. Nur die befriedigte Stimmung, das Werk der letzten, war ihm geblieben. Er besann ſich vergebens, was ſie, die ihm ſo lange fremd geweſen, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebniſſen der Nacht einfiel, war nicht geeignet, ſie zu erklären. Er wußte nur noch, daß ſeine Frau ein „Pimpeln" des „Spions" zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zuſammen zu ſein. Mit ihm! Nicht bloß im Geſpräch mit dem Geſellen, auch mit ſich und ſeiner Frau nannte er Apollonius' Namen nicht; vielleicht, weil ſein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menſchen dachte und dieſe nicht miteinander zu verwechſeln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt, als ſeinen Haß; und der kannte nur zwei Menſchen, „ihn und ſie". Er dachte ſchon, wie er der Pimpelei ein Ende machen wollte. Mit dieſem Gedanken trat er aus der Thür und ſtand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da ſtand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen: nicht weiter auf dem Wege, den du eingeſchlagen haſt! Da lag das Kind, das ſein Kind war, tot. Sonſt ſcheuchte er's von ſich; jetzt blieb es und fürchtete ſich nicht mehr. Und fragte ihn, ob er's noch haſſen kann, ob er's noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er's im Haſſe genannt. Geſtern ſah er's nicht, wie er über ſeine Angſt hin den Schlag führte; der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den ſterbenden Leib des Kindes hin. Geſtern ſah er's nicht, wie er darüber gebeugt ſtand; jetzt ſieht er's, wohin er die entſetzten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da ſteht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie wußte es ſterbend, und am Sterbebett ihres Kindes thut die Verworfenſte nicht, was er ihr zugetraut. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geſchlagen. Das kann kein Mann, und wäre das Weib ſchuldig. Und ſie war's nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche, ſtumme Antlitz der Mutter rief: „Du töteſt das Kind; ſchlag nicht!" Und er hat doch geſchlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterſtrahl, daß er zuſammenſinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geſchlagen;

vor dem Bette, in dem ſein Kind ſtarb, weil er ſeines Kindes Mutter ſchlug.

Dort lag er lange. Der Blitz, der ihn dahingeſtreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grauſamer Klarheit; und er hatte die beiden unſchuldig geſehen, die er verfolgt. Und keine Schuld, als die ſeine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Laſt auf Laſt, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod iſt der Gipfel. Und vielleicht iſt er's noch nicht! Der Elende ſieht, er muß zurück. Er haſcht nach jedem Strohhalm von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er geſtern ſein Herz verſchloſſen: „Du haſt gemeint, wenn er kommt, wird er wieder ſein wie er ſonſt war, eh' du krank geworden biſt. Deine Mutter will's auch.“ — Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach ſeiner Seele ausſtreckte und zur Verſöhnung bot. Sein Schmerz, ſeine Angſt faßten haſtig nach der ausgeſtreckten. Er ſah das Kind im Hemdchen an der Kammerthür ſtehen, wo es ſo oft geſtanden, wenn ſeine Heftigkeit es aus dem Schlummer geweckt; die Händchen gefalten, die Augen ſo ſchmerzlich flehend: er ſoll doch gut ſein mit der Mutter; und ſo ängſtlich zugleich: er ſoll doch nicht zürnen, daß es fleht. Nun, da's zu ſpät war, ſah er, das Kind wollte ſein Engel ſein. Aber es war ja noch nicht zu ſpät! Er hörte den leiſen Schritt ſeiner Frau auf der Flur der Stubenthüre nahen. Er hörte ſie die Thüre öffnen. Stand Annchen jetzt in der Kammerthür, es mußte lächeln. Er wollte gut ſein; er wollte wieder ſein, wie er war, ehe Annchen krank geworden iſt. Er ſtreckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie ſah ihn und ſchrak zuſammen. Sie war ſo bleich wie das tote Annchen, ſelbſt ihre ſonſt ſo blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die ſchönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das ſonſt ſo glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte ſich in ihr tiefſtes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr geſtorben Kind. Als ſie ihn ſah, ſtieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten ſtand ſie zwiſchen der Leiche und ihm. Als wollte ſie das Kind noch jetzt vor ihm ſchützen. Und doch nicht ſo. Weder Furcht noch Angſt bebte um den kleinen Mund. Er war feſt geſchloſſen. Ein ander Gefühl war's, was die ſchöngewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den ſonſt ſo ſanften Augen flammte. Er ſah, es war nicht mehr das Weib, das die ſchmelzenden Friedensworte geſprochen; die war mit ihrem Kinde geſtorben in

dieſer ſchrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm ſtand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleichſchreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von ſeinem Heiligtum. Er ſprach — o hätte er geſtern geſprochen! Geſtern hatte ſie ſich nach dem Worte geſehnt; heute hörte ſie es nicht. „Gieb mir deine Hand, Chriſtiane," ſagte er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er ſie ſchon berührt. „Ich habe mich geirrt," fuhr er fort; „ich will's euch ja glauben, ich ſeh' es ein; ich will's nicht wieder! Ihr ſeid beſſer als ich." „Das Kind iſt tot," ſagte ſie und ſelbſt ihre Stimme klang bleich. „Laß mich in dieſer ſchrecklichen Angſt nicht ohne Troſt. Kann ich anders werden, ſo kann ich's nur jetzt, und wenn du mir die Hand giebſt, und richteſt mich auf," ſagte der Mann. Sie ſah auf das Kind, nicht auf ihn. „Das Kind iſt tot," wiederholte ſie. Hieß das, es war ihr gleichgültig, was mit ihm werden ſollte, da ſeine Beſſerung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte ſie ihn vergeſſen und ſprach mit ſich ſelbſt? Der Mann richtete ſich halb auf; er faßte ihre Hand mit angſtvoller Gewalt und hielt ſie feſt. „Chriſtiane," ſchluchzte er wild, „da lieg' ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnt's nicht vergeſſen, hätt' ich vergebens gelegen wie ein Wurm. Denk' daran! Um Gottes willen denk' daran! Du haſt mich jetzt in deiner Hand. Du kannſt aus mir machen, was du willſt. Ich mach' dich verantwortlich. Du biſt ſchuld an allem, was noch werden kann." — Endlich war es ihr gelungen, ihre Hand ihm zu entreißen; ſie hielt ſie weit von ſich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt. „Das Kind iſt tot," ſagte ſie. Er verſtand, ſie ſagte: Zwiſchen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinſchaft mehr ſein, auf Erden nicht und nicht im Himmel!

Er ſtand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blitzes. Was jetzt in ihm wirkte, nahm ſeine Gewalt von der Jähheit der Überraſchung. Wenn das Kind in der Erde ruht, deſſen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt, wird ſein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an dieſen Augenblick von der Macht ſeiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleiſe des alten Wahngedankens

eingedrückt, um ihn für immer verlöſchen, zu weit iſt er gegangen auf dem gefährlichen Weg, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blitzes müßte ſchwinden und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in ſeine verſtellenden Nebel. Fritz Nettenmair heulte auf oder lachte auf; die Frau fragte ſich nicht, was er that. Tiefer Abſcheu gegen ihn panzerte ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie ſah es nicht, aber ſie fühlte es, daß ſeine Gegenwart nicht mehr den Raum entweihte, darin das Heiligenbild ihres Mutterſchmerzes ſtand. Leiſe weinend ſank ſie über ihr totes Kind.

Die Reparatur des Kirchendachs hatte begonnen. Apollonius wollte dieſe erſt beenden, ehe er die Krönung des Turms mit der geſtifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbnis des kleinen Annchens beſorgen; der Bruder kümmerte ſich nicht darum. Er mußte ſich auch dieſer Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte ſich ſchmerzlich wohl darin. Koſteten ihm doch die ſchwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andere, ſüßere Wünſche zu bekämpfen und zu beſiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf ſich genommen. Er war ja eben nur dem eigenſten Triebe ſeiner Natur gefolgt. Und es lag in dieſer Natur, daß er ganz ſein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen ſeiner Jugendliebe und damit dieſe ſelbſt aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke eines eigenen Hausſtandes fremd geworden. Er kannte keinen anderen Lebenszweck, als die Erfüllung jener Pflicht. Aber ſie ſtand nicht als dürres, despotiſches Geſetz außer ihm vor den Augen ſeiner Vernunft, ſie durchdrang ſein ganzes Weſen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühls. So war es ſeit Monaten geweſen. Wenn er auf ſeinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmernd auf dem Dachſtuhl kniete, waren die Geſtalten der Kinder ſeines Bruders, ſeine Kinder, um ihn. Schneller, als ſein Schiff, flog ſeine Phantaſie der Zeit voraus. Wie ſein Schiff um das Turmdach, drehte ſich ſein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachſen waren und er das ſchuldenfreie Geſchäft ihnen übergab, wo Annchen ausſah wie ihre Mutter und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Annchens roſiges Geſicht ſtand vor ihm, ſo oft er aufſah von ſeinen

Schieferplatten. Als es ihn ſo ſchalkhaft anlachte, war es ſein Liebling; wie das Geſichtchen immer trüber und bleicher wurde, war ſie's nur immer mehr; er ſah ſie oft doppelt durch das Waſſer in ſeinen Augen. Jetzt — o manchmal war's ihm, als arbeite er nun umſonſt! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängſtigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume ſeiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete ſich von Tag zu Tag mehr. Und was des Bruders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht, das gelang ſeinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte ſein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu ſchützen; aber er wußte, ſeine Einmiſchung gab ſie nur härteren Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für ſie thun, als daß er ſich ſo entfernt hielt von ihr, als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer ſelbſt willen, wenn er richtig geſehen hatte. Hatte er richtig geſehen? Er ſagt ſich hundertmal nein. Er ſagt ſich's mit Schmerzen; deſto öfter und dringender ſagte er ſich's, und fühlte, er dürfe ſie nicht ſehen, auch um ſeinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgültige Dinge verworren und unſymmetriſch lagen und er ſie nicht ordnen konnte; hier ſah er Mißverhältniſſe und Widerſprüche in das innerſte Leben des, was ihm das Heiligſte war, gedrungen, in das Herz ſeiner Familie, in ſein eigenes, und er mußte ſie wachſen ſehen und die Hände waren ihm gebunden!

Es wurde immer dunkler, immer ſchwüler, das Leben in dem Haus mit den grünen Laden, ſeit das kleine Annchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und ſchwüler in Fritz Nettenmairs Bruſt und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in deſſen Mitte ihn des toten Annchens Bild und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geſchreckt. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotene Hand an. Er meinte es wenigſtens. Aber ſie hatte ihn zurückgewieſen, ſie hatte ihm ein Antlitz gezeigt voll Abſcheu und Verachtung; er hatte geſehen, ſie nannte ihn in ihrem Herzen den Mörder des Kindes. Ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dageweſen, das alte Geſpenſt, die ſchuldgeborene Furcht. Hat ſie's noch nicht gethan, was er fürchtet, nun wird ſie's thun, um ihn für den Schlag zu ſtrafen, an dem Annchen ſtarb. Je mehr er daran herumgreift mit ſeinen Gedanken, deſto klarer fühlt er, wie gelegen ſeinen Feinden, —

nd ſie ſind ſeine Feinde; ſie haben ihm ein Unrecht zu vergelten —
ie gelegen ſeinen Feinden dieſer Schlag kam. Dann ſieht er, daß
ie Frau ihn warnen konnte. Sie ſagte nicht: „Schlag' nicht, das
ind iſt krank; es iſt ſein Tod, wenn du ſchlägſt.“ Nein! Ein
Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; ſie ſprach es nicht. O
s iſt klar, ſonnenklar: ſie reizte ihn abſichtlich durch ihr Schweigen
u der wilden That. Aber wie? ihres Kindes Tod hätte ſie gewollt?
Den kann kein Weib wollen. Ja, ſie dachte ſelbſt nicht, daß es
terben würde; ſie wollte nur den Vorwand zum Haſſe, zum Betruge
us Haß, daß er ſie am Bette des kranken Kindes geſchlagen. Sie
achte nicht, daß es ſterben würde; und wie es doch ſtarb, wälzte ſie
ie Schuld von ſich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehr-
iche geweſen; auch in dieſe Schlinge war er gegangen in ſeiner Arg-
oſigkeit. Und hatte vor ihr gelegen, wie ein Wurm vor ihr, die
or ihm hätte liegen ſollen. Und ſie hatte ihn noch zurückgeſtoßen,
it Verachtung zurückgeſtoßen! So oft er an den Augenblick dachte,
achte er ſie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte.
Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte ſie ihn gemacht. Er
atte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was
us ihm noch werden könne, und das Schlimmſte war ihm nicht
chlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf ſie wälzte. Sie
ollte mit reuigem Entſetzen ſehen, was ſie gethan, als ſie ihn zurück-
ieß. Je näher er drohen ſah, was kommen mußte, deſto wilder
urde ſeine Liebe oder auch ſein Haß; denn beide waren in dem
efühl beiſammen, das ſie immer glühender ihm einflößte. Deſto
elehriger lernten ſeine Augen jeden kleinſten Reiz ihrer Geſtalt,
eſto ſchmerzender ſtach dieſe Schönheit durch ſeine Augen in ſein
erz. Dieſe verruchte Schönheit, die die Urſache all ſeines Elendes
ar. Dieſe fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigene Bruder
n aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der
elt und des Weibes ſelbſt preisgegeben. Er fing an, über Ge-
anken zu brüten, wie er dieſe Schönheit vernichten konnte, damit ſie
em Buhlen ein Ekel wurde, und dieſer, um ſeinen Zweck betrogen,
n umſonſt elend gemacht hatte. Und dachte er ſich das ausgeführt,
ann lachte er in ſo wilder Schadenfreude auf, daß ſeine ſtarknervigen
rinkkameraden erſchraken, und die Leute, die ihm begegneten, un-
illkürlich inne hielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke
ur ein Vorläufer eines noch ſchlimmeren. Dazwiſchen fiel ihm

dann der Frohnweißblick ein. Dann wurde sein Traum nach der wilden That zur Wirklichkeit. Dann stand er stundenlang bald da, bald dort, wo man Apollonius auf dem Kirchendache arbeiten sah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müssen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachstuhl hängt. Jetzt müssen die Leute aufschreien vor Schrecken, die eben noch so gleichgültig aus den Fenstern sehen oder über die Straße gehen. Dann zählte er immer fieberhaftiger, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute schrien nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor sich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: Wär's nur mein Unglück, könnt' er mich nur noch elender damit machen, als er mich schon gemacht hat, er wäre längst schon tot. Nur, weil mich sein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher sterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!

Die Furcht ließ ihn nicht los, sie preßte ihn immer erstickender. Trug er sie spät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf seiner Frau ihn wütend. Die schlief ruhig, die ihn nicht schlafen ließ! Er setzte sich an ihr Bett und rüttelte sie auf und erzählte ihr leise ins Ohr, was er an ihrem Liebsten thun will. Es waren grausige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angst und Entsetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch etwas hatte, sie aus der stummen Verachtung zu scheuchen, womit sie sich gegen ihn gewappnet, und vergaß daran minutenlang seine Qual. Dann lachte er fast jovial; er hat ihr angst machen wollen. Es ist nur einer von Fritz Nettenmairs neumodischen Späßen. So weit haben sie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernst an solche Dinge zu denken. Aber wenn sie Apollonius davon sagt, dann muß er's, und sie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, sie kann nichts thun, was er nicht erfährt. Und läßt sie's ihn durch einen Dritten wissen, so wird er's ihm ansehen. O Fritz Nettenmair ist einer, der —! Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenschaftlichen Angst wächst ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenschaft. Und sie kann's nicht hindern, denn die Leidenschaft mehrt wiederum die Angst. Und vor dem Gedanken der Angst hat kein anderer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will sie stürzen, ihn mit pressenden Armen umfangen, ihn beschwören —

ann wieder will ſie in die Gerichte — aber es iſt ja nur ein wilder
Scherz, und ſie wird ihn erſt zum Ernſte machen, ſagt ſie jemand
avon. Sie geht nicht mehr aus der Stube, tritt nicht mehr ans
enſter vor Furcht; ſie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung,
lles was nur als ein Umſehen nach Apollonius erſcheinen könnte.
ie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann
s erfahren kann, und meinen, ſie trägt ihm eine Botſchaft an
pollonius auf. Und der Mann ſieht ihre wachſende Leidenſchaft,
eht, wie wiederum ſein Mittel, was kommen muß, aufzuhalten, es
ur beſchleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger,
aß die Bretter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe, ſchwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage,
n welchem Apollonius die Bekränzung des Turmdachs beginnen
ollte. Fritz Nettenmair ſchlich durch die Hinterthür auf den Gang
ach dem Schuppen, um nach Apollonius' Fenſter heraufzuſehen. Wenn
r das Licht darin erloſchen ſah, dann pflegte er die Hinterthür zu
erſchließen und ſeinen wüſten Neigungen nachzugehen. Seit jener
Nacht, wo Valentin die Hinterthür mit dem Schuppenſchlüſſel geöffnet,
ängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeſchloß. Apol-
onius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair wußte,
pollonius löſchte in ſeiner eigenſinnigen Vorſicht nie das Licht,
enn er ſchon ins Bett geſtiegen war. Es ſtand dem Bette fern auf
einem Schreibtiſch; dort ſetzte er es in ein Becken und löſchte es,
he er nach dem Bette ging. Fritz Nettenmair ballte die Fauſt nach
em Fenſter hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lange.
r war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüſſel zur
interthür ſchloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin. Wenn
er Schieferdecker ſeine Platten zurichtet, ſitzt er rittlings auf einer
ank, in deren Mitte das Haueiſen, ſein kleiner Ambos eingeſchlagen
t. An eine ſolche ſtieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und nahm
en Stoß als eine Aufforderung ſich zu ſetzen. Er konnte durch eine
uke nach Apollonius' Fenſter ſehen; er wollte das Auslöſchen des
ichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmer-
annsarbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter ſeinem
Werkzeuge. Ein ſolches hatte auf der Bank gelegen; es war herab-
efallen, als er ſich geſetzt. Er hob es auf und behielt es abſichtslos
n ſeinen Händen. Denn ſeine Gedanken waren mit ihm in der
ammer; er ſaß am Bette der Frau und ängſtigte ſie mit Drohungen.

Der Ärger über das Zögern Apollonius' machte ſich darin Luft, das ihn hinderte, ſich im Trunk Betäubung zu ſuchen. Er hat ſeine Hand auf das Bette der Frau geſtützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt ſich in ihre Angſt hinein, er fühlt, wie er ſelbſt Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht. Er fühlt, wie ſie morgen ihm entgegenſtürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären ſie nicht ſeine Teufel, wären ſie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn ſie ihn mit der Glut der Angſt umfaßt, das ſchöne, fluchvoll ſchöne Weib, er müßte nicht Blut in ſeinen Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einſchläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovor die bloße Furcht Fritz Nettenmair zu dem elendeſten der Menſchen gemacht, der ſich ſelbſt anſpeien könnte; geſchieht nicht morgen noch, was der Frohnweißblick geweisſagt. Und nun ſteht er wieder an der Straßenecke und ſieht wieder hinauf und harrt und zählt verzweifelter als je, und badet ſich in Angſtſchweiß, und die Bretter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. O er wird den Frohnweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahr, hundert Jahr, aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch eins, zwei; er ſagt: nun muß — da hört er das Geräuſch eines zerreißenden Taues und fährt auf aus ſeinem wachen Fiebertraum. Die wilde, angſtvolle Freude iſt vergeblich. Er ſteht nicht an der Ecke und ſieht nach dem Kirchendache hinauf. Er ſitzt im Schuppen. Es iſt Nacht. Aber das Geräuſch hat er gehört. Das war keine Vorſpiegelung der Phantaſie. Und von dorther kam's. Seine Haare ſtehen empor. Dort liegen die Hängſtühle und die Flaſchenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören; jeder Schieferdecker weiß, was es ſagen will, das vorſpukende Geräuſch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerriſſe; und er hat's erſt einmal gehört. Er lauſcht, er preßt die Fauſt auf das Herz. Vor ſeinen Schlägen, vor dem Brauſen des Blutes die Adern hinauf und herab, wird er's nicht hören, wenn's noch einmal klingt und noch einmal. Er lauſcht und lauſcht und das Geräuſch wiederholt ſich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in den all ſeine Gefühle zuſammengeballt ſind; der Gedanke, dem Schickſal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in ſeinen Händen; er iſt abſichtslos mit der Handfläche

an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtſein, das Beil iſt ſcharf, die Ecke ſpitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken ſteht fertig da; es iſt, als ſtänden ſie ſchon lange, und der Blitz hat ſie nur ſichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius ſeine Leiter an die Helmſtange, dann das Tau mit Flaſchenzügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um ſich und hat das Tau in der Hand. Das Schickſal will ſeine Hilfe; drum legt es ſelber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreiſe um das Tau, kaum zu ſehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines ſtarken Mannes am Tau zieht, und die wuchtende Bewegung des Fahrzeugs um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer ſieht den Stichen an, daß ſie abſichtlich gemacht ſind? Ein Tau, das getragen, halb an der Erde fortſchleift, kann an allerlei Scharfes ſtoßen. Und das Schickſal hat den Schieferdecker, der zwiſchen Himmel und Erde hängt, in ſeiner Hand. Das Schickſal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, ſchadet kein Schnitt; ſoll er fallen, reißt ein unverſehrtes Seil. Und das Schickſal hat ihn ſchon gezeichnet. Ein Tag früher, einer ſpäter, was iſt das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag ſpäter und es packt einen Verbrecher. Meint's das Schickſal nicht gut, nimmt's ihn vorher aus der Welt? — All' dieſe Gedanken ſchlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele; im Nu war er entglommen; im Nu ſchlägt der Höllenfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es ſchaudernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flöhe gern aus ſich ſelbſt heraus. Kaum hat er den Mut, nach Apollonius' Fenſter aufzuſehen. Ein heller Lichtſtrahl kommt von da. Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Buſch. Jetzt bewegt der Strahl ſich zurück. Apollonius war aufgeſtanden an ſeinem Tiſche, und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht geputzt. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben dem Leuchter unter die Papiere gefallen ſein. Es war nicht geſchehen, und er ſtellte das Licht wieder an ſeine Stelle. Fritz Nettenmair kannte ſeines Bruders ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal ſo heben ſehen; er begriff, es war kein Blut, was ihn erſchreckt. Der Wiederſchein der Flamme war durch Fenſter und Luke ge-

gefallen und hatte rot von dem Stahl des Beiles und durch die Nacht des Schuppens geglänzt. Dennoch ſtand Fritz Rettenmair bebend hinter ſeinem Buſche. Der geſpenſtige Schauder verließ ihn, aber nicht ſo ſchnell das Grauen über das, was er gewollt, und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu ſeinem Werke leuchten wollen. Bald verloſch Apollonius' Licht. Fritz Rettenmair konnte zurückkehren und ſein Werk vollenden. Es ſtörte ihn niemand mehr. Er that es nicht. Aber er rückte ſich wieder in ſeinem Haſſe zurecht. Er ſagte ſich: „ſo weit ſollen ſie ihn nicht bringen.“ Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt, rechnet er ſich zu. Er weiß, jeder andere an ſeiner Statt hätte ſchlimm gethan. Dann verſchließt er Hinterthür und Vorlegſchloß, zuletzt die Hausthür, und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von ſich weiß. Heut' hat er mehr zu vergeſſen, als je. Er geht. Ob er nicht wieder kommen wird? heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? Wenn der Gedanke ſeine Fremdheit für ihn verloren hat. Gewohnheit macht ſelbſt mit dem Teufel vertraut. Dazu ſollen ſie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er ſich nicht ſo weit bringen laſſen, und ſich doch noch ſo weit bringen läßt? Dazu, wozu jeder andere an ſeiner Stelle ſich hätte bringen laſſen? Es wurde immer dunkler, es wurde immer ſchwüler, das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden. Wer jetzt hineinſieht, glaubt mir's nicht, wie dunkel, wie ſchwül es einmal war.

Von dieſer Nacht an ängſtigte Fritz Rettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius. Er begann ſogar, ſie mit einer gewiſſen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwiſchen verlor er ſich ſtundenweiſe in ein ſtummes Vorſichhinſinnen, aus dem er, ſah er ſich beobachtet, aufſchrak. Er war dann noch freundlicher als ſonſt, und brachte Scherze aus ſeiner beſten Zeit. Er verſuchte ſich ſogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängſtlicher. Sie vermied noch mehr als ſeither, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, ſie wolle ſich Apollonius nähern. Sie wußte nicht, warum. Und wenn ſie ihre Furcht Thorheit nannte, ſie mußte fürchten. Apollonius ſah mit Freuden die Änderung des Bruders und ſuchte ihn auf alle Weiſe darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder ſeine Freude auslegte!

Unterdes hatte Apollonius die Umkränzung des Turmdachs von Sankt Georg mit der geſtifteten Zier begonnen. Er hatte die Rüſtſtangen wiederum herausgeſchoben und innen am Gebälke des Dachſtuhls feſtgenagelt; die Bretter darauf befeſtigt, auf die fliegende Rüſtung die Leiter geſtellt, und dieſe an der Helmſtange feſtgebunden; er hatte wiederum den hänfenen Ring um die Helmſtange gelegt, daran den Flaſchenzug, und an dieſem ſeinen Hängeſtuhl befeſtigt. Die geſtiftete Blechzier beſtand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen ſich handlich umgehen ließ. Das Ganze ſollte, nach des Stifters Angabe, der ſelbſt die Koſten der Befeſtigung trug, zwei Guirlanden vorſtellen, die ſich in gleichlaufenden Kreiſen mit herabhangenden Bogen um das Turmdach ſchlangen. Je fünf jener Stücken, bei der oberen drei, bildeten einen dieſer Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeſchlagene Niete verbunden, und jedes einzelne noch durch ſtarke Nägel auf die Verſchalung befeſtigt werden. Da die Ränder der Schieferplatten überall ſich decken, war es nötig, an den Stellen, wo die Vernagelung ſtattfinden ſollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauſchen. Dasſelbe geſchieht, wo die ſogenannten Dachhaken in die Verſchalung eingetrieben werden, an welche bei Reparaturen der Schieferdecker ſeine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem ſeine gekrümmte Spitze eingetrieben iſt, durch noch zwei ſtarke Nägel auf die Verſchalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Beſteigung der an dem hervorſtehenden Haken aufgehängten Leiter kommt ſeine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beſchädigen würde. Sie wird deshalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Und die Zierat kam, wenn der Wind ſich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch eins zu bedenken. Die Dachhaken lieſen, je neun und einen halben Fuß voneinander entfernt, in gleichlaufenden Kreiſen um das Turmdach; zwiſchen je zwei Kreiſen befand ſich ein Raum von fünf Fuß. Es galt, die Zierat ſo anzubringen, daß ſie keinen dieſer Dachhaken überdeckte. Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechſchmiedmeiſter, der ſeine Zier ſo bald als möglich prangen ſehen wollte, hatte ſich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meiſter zufrieden ſein konnte. Im Anfang trieb dieſer, bald mußte Apollonius den Meiſter treiben.

Es fehlte noch der Teil der oberen Guirlande, der als Bogen über der Ausſteigethür hängen ſollte. Apollonius konnte nicht feiern,

bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beſchickt; er ließ ſein Fahrzeug bis auf ſeine Zurückkunft an dem Turmdach von Sankt Georg hängen, und ging nach Brambach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an die Wohnſtubenthür pochte. Er war ſchon einigemal an der Thür geweſen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Weſen drückte Unruhe aus. Es machte ihn etwas, woran er immer denken mußte, ſo zerſtreut, daß, als er vergebens auf ein „Herein“ gewartet, er meinte, er müſſe es in Gedanken überhört haben, und das Ohr an das Schlüſſelloch legte, als jetzt' er voraus, es müſſe noch jetzt zu hören ſein, wenn man ſich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerſtreuung. Er pochte zum zweiten und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, faßte er ſich Mut, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm ſchon ſeit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie that es auch diesmal: aber heute mußte er ſie ſprechen. Sie ſaß, abſichtlich von den Fenſtern entfernt, an der Kammerthüre. Der Alte ſah nicht, daß ſie ebenſo unruhig war, als er, und ſein Hierſein ſie noch mehr ängſtete. Er entſchuldigte ſein Eindringen. Als ſie eine Bewegung machte, ſich zu entfernen, verſicherte er, ſein Bleiben ſolle kurz ſein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn nicht etwas ihn triebe, was vielleicht ſehr wichtig ſei. Er wünſche das nicht, aber es ſei doch möglich. Die Frau horchte und ſah immer ängſtlicher bald nach den Fenſtern, bald nach der Thür. Müſſe er ihr etwas ſagen, ſoll er's, ſo ſchnell er könne. Valentin ſchien zugleich auf die ängſtlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann: „Herr Fritz ſind auf dem Kirchendach von Sankt Georg. Ich hab' ihn eben noch vom Hofe aus geſehn.“ „Und hat er hierher geſehn? Hat er Euch ins Haus gehn ſehn?“ fragte die Frau in einem Atem. „Bewahre,“ ſagte der Alte; „er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Eſſen und Trinken. Wenn ein Menſch ſo arbeitet“ -- Der Alte brach ab und dachte ſeinen Satz fertig: „ſo hat er was vor.“ Die Frau ſchwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken, dem treuen Alten ihre ganze Angſt anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. „Der Nachbar da, Sie wiſſen's wohl,“ fuhr er fort, „kann zu Zeiten keine Nacht ſchlafen. Da hat er die Nacht, eh' Herr Apollonius nach Brambach gegangen iſt, zu ſeinem Küchenfenſter heraus, einen in unſeren Schuppen ſchleichen

ſehn, den Gang vom Hauſe hinter.“ Der Alte ſagte nicht, wen der Nachbar geſehen; wahrſcheinlich ſollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie that es nicht; ſie hatte ſeine Geſchichte nicht gehört. Er fuhr fort: „Den Abend vorher, eh' der Herr Apollonius nach Brambach gegangen iſt, hat er das Zeug ausſuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles unterſucht; das thut er immer; aber er hat ſich nicht entſchließen können. Und das iſt ſo merkwürdig, wie daß der Herr Fritz auf einmal ſo fleißig geworden iſt.“ Apollonius' Name weckte die junge Frau; ſie horchte, als der Alte fortfuhr: „Daran hab' ich erſt vorhin im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß einer in den Schuppen geſchlichen iſt, hab' ich gedacht: was muß der dort gewollt haben, der dort hineingeſchlichen iſt und bei Nacht. Und wie ich aufgeſehn hab' und hab' den Herrn Fritz ſo arbeiten ſehn, da iſt eine Unruh' über mich gekommen und hat mich in den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinter mir her. Da hab' ich mir alles mögliche vorgeſtellt, was einer drin hat machen können, der hineingeſchlichen iſt. Erſt hab' ich das Zimmerbeil an der Thür liegen ſehn, das dahin gehört, wo das andere Werkzeug iſt. Da hab' ich gedacht: Hat er was mit dem Beile gemacht? Und hab' mir wieder vorgeſtellt, was einer mit dem Beil drin machen kann, der bei Nacht hineingeſchlichen iſt. Mir iſt der Gedanke gekommen, es könnt' was an den Leitern ſein. Aber ich hab' nichts gefunden daran. An dem Hängſtuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die Kloben zu betrachten, und endlich das Seilwerk. Da war an einem was, als wär's hier und da an was Hartes angetroffen, und das hätt' das Seil verſchunden. Da denk' ich: Das geſchieht oft und will's ſchon wieder hinlegen. Aber ich denk' auch wieder: Sonſt iſt nichts; und wenn einer hereinſchleicht, hat er was gewollt; und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch was damit gemacht. Da ſeh' ich genauer zu und — Gott behüt' einen Chriſtenmenſchen! Da war hier mit dem Beil hereingeſtochen, und dort, und noch einmal, und noch einmal. Ich werf's über den Balken und häng' mich daran, da klaffen die Stiche auf; ich glaub', wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das Seil iſt imſtand, zu zerreißen.“ Der Alte war ganz bleich geworden über ſeiner Erzählung. Die Frau hatte immer angſtvoller an ſeinem Mund gehangen; ſie war in den Stuhl zurückgefallen und konnte kaum ſprechen. „Er hat gedroht,“ ächzte ſie. Der Alte verſtand

nicht, was ſie ſagte. „Den Abend vorher war's noch nicht," fuhr er fort. „Herr Apollonius, der hat ein Aug' für einen Mückenſtich. Er hätt's gefunden, wie er alles unterſucht hat. Nun denk' ich, der die Beilſtiche gemacht hat, hat die Unterſuchung mit angeſehn und hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal unterſuchen, wenn er's morgen braucht. Und da iſt er bei Nacht hineingeſchlichen." „Valentin," ſchrie die Frau auf und faßte ihn bei den Schultern, halb wie um ihn zu zwingen, er ſoll ihr die Wahrheit ſagen, halb, um ſich an ihm aufrecht zu erhalten. „Er hat's doch nicht mitgenommen? Valentin, ſo ſag's doch nur!" „Das nicht," ſagte Valentin. „Aber den anderen Hängſtuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu, und noch mehr." „Und waren auch dort Stiche drin?" fragte die Frau in noch immer ſteigender Angſt. Der Alte ſagte: „Ich weiß nicht. Aber der ſie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird." „Wenn er ſicher gegangen iſt, ſo hat er alle beide — und ich bin ſchuld," ſtöhnte die Frau. „Er hat lang' gedroht, er will ihm was thun. Er that, als wär's einer von ſeinen Späßen. Wenn ich's jemand ſagte, wollt' er's im Ernſte thun." „Wer ſo ſcherzt," ſagte Valentin, „der macht auch ſolchen Ernſt." Die Frau zitterte ſo heftig an allen Gliedern, daß der Alte ſeine Angſt um Apollonius über der Angſt um ſie vergaß. Er mußte ſie halten, daß ſie nicht umfiel. Aber ſie ſtieß ihn von ſich und flehte und drohte zugleich: „Rett' ihn, Valentin, rett' ihn. Hilf, Valentin! Ach Gott, ſonſt hab' ich's gethan." Und betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwiſchen auf: er ſei tot und ſie ſei die Schuld. Sie rief Apollonius ſelbſt mit den zärtlichſten Namen, er ſolle nicht ſterben. Valentin ſuchte in der Angſt nach einer Beruhigung für ſie und fand ein etwas davon für ſich ſelbſt mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, ſo gab es doch Hoffnung, daß Apollonius ſchon auf dem Rückweg ſein müſſe. Daß er gewiß das Tauwerk noch einmal unterſucht habe. Daß man, wäre er verunglückt, es nunmehr wiſſen müßte. Er mußte ihr das zehnmal vorſagen, ehe ſie nur verſtand, was er meinte. Und nun erwartete ſie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte, und ſchrak auf bei jedem Laut. Ihr eigenes Schluchzen hielt ſie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angſt und Ratloſigkeit ihn ſelber mit ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was beginnen; und vielleicht

war noch zu retten, wenn man etwas that; vielleicht wußte der alte Herr, was zu thun war, um zu retten.

Der alte Herr ſaß in ſeiner kleinen Stube. Wie er ſich immer tiefer in die Wolken einſpann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm zuletzt auch das Gärtchen fremd. Beſonders hatte ihn die ewige Frage: Wie geht's, Herr Nettenmair? dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm ſein „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen" nicht mehr glauben, und ſeitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apollonius war, ſo ſehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und ſeine zunehmende Menſchenſcheu nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, deſto ſchwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zuſtand des Hauſes zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in ſeinem Gärtchen nicht abzuſchließen war; es ſchien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in ſeinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleich kamen, vor denen er ihn ſchützen wollte. Hier ſaß der alte Herr den langen Tag zuſammengeſunken hinter dem Tiſche auf ſeinem Lederſtuhl, und brütete nach ſeiner alten Weiſe über allen Möglichkeiten von Unehre, die ſein Haus treffen konnten, oder ſchritt mit haſtigen Schritten hin und her, und das Rot ſeiner eingefallenen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung ſeiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das Äußerſte that, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verſtändniſſe war, wurde zu ihm gelaſſen. Der alte Herr, der dem Gaſt, wie jedem anderen, ſein Inneres verbarg, erriet bei dieſem dieſelbe Verſtellung, und beſtärkte ſich daran in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur ſeine Hilfloſigkeit offenbar machen könne. Je heißer es in ihm kochte, deſto eiſiger erſchien ſein Äußeres. Es war ein Zuſtand, der in völligen Wahnſinn übergehen mußte, ſchlug nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm und riß ihn mit Gewalt aus ſeiner Vereinzelung heraus.

Dieſe Gewalt geſchah ihm heute. Er ſaß eben wieder brütend auf ſeinem Stuhle, als den Valentin ſeine Angſt zu ihm hineintrieb. Den Geſellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß er es wußte, die Thüre leis zu öffnen und ebenſo hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit ſeinem krankhaft verſchärften Gefühle ſogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denſelben Gang, den

all ſein Denken verfolgte. Es war eine dem Hauſe drohende Schmach, was die ſonſt immer gleiche Weiſe Valentins veränderte; es mußte eine entſetzliche ſein, da ſie den alten Geſellen aus der Faſſung brachte und ſeine Verſtellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufſtand von ſeinem Stuhl. Er kämpfte mit ſich, ob er fragen ſollte. Es war nicht nötig. Der alte Geſell beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Bruſt ſeine Befürchtungen und was ſie rechtfertigte. Der alte Herr erſchrak, ſo gut ihn ſeine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten. Aber der alte Geſell ſah nichts davon im Äußeren ſeines Herrn. Der hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgültigſte zu ſagen hatte. Als er ausgeſprochen, hätte das ſchärfſte Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Geſtalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den feſten Boden der Wirklichkeit wieder unter ſeinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er ſtand ſo ſtraff vor dem alten Geſellen wie ſonſt, ſo ſtraff und ruhig, daß Valentins Seele ſich an ihm aufrichtete. „Einbildungen!“ ſagte er dann mit ſeinem alten grimmigen Weſen. „Iſt kein Geſelle da?“ Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr ſchickte ihn nach Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Geſelle ging. „Geht er Ihm nicht ſchnell genug, Er altes Weib, ſo heiß' Er ihn eilen, damit er bald erfährt, daß Er ſich um nichts geängſtigt hat. Aber kein Wort von Seinem Summs da! Und ſchließ' Er die Frau ein, damit ſie nichts Albernes anfängt.“ Valentin gehorchte. Das zuverſichtliche Weſen des alten Herrn und daß nun wirklich etwas gethan war, hatte kräftiger auf ihn gewirkt, als hundert triftige Gründe vermocht hätten. Er teilte ſeine Ermutigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu ſagen, worauf ſie ſich gründete. Hätte er die Zeit dazu gehabt, wahrſcheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlaſſen müſſen. Und er ſelbſt ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld ſeines älteren und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode ſeines jüngeren Sohnes, während er ihm ſeine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte, und den Boten nur geſchickt zu haben ſchien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

„Nun wird der alte Narr doch,“ ſagte Herr Rettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, „dem Nachbar das ganze Märchen, das er ſich zuſammenſpintiſiert hat, erzählt haben, und die

Frau ſechs Vaſen damit in die Stadt herumgeſchickt haben!“ Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr die Antwort erwartete auf ſeine in einen Ausruf verkleidete Frage. „Werd' ich doch nicht!“ ſagte er eifrig. Des alten Herrn Vermutung kränkte ihn. „Ich hab' ja da ſelbſt noch nichts Arges gemeint, und die Frau Rettenmair hat keinen Menſchen geſprochen ſeitdem.“

Der alte Herr ſchöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abweſenheit hatte er ſich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegeben, den ein Vater in ſeinem Falle nur empfinden konnte. Aber er hatte ſich geſagt: man dürfe nicht in unthätigem Jammer dem Verlorenen nachwerfen, was noch zu erhalten ſei. Waren auch die Söhne verloren, ſo war doch die Ehre des Hauſes, ſeine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn die an ſeinen Einbildungen gewonnene Übung, ſich alle Möglichkeiten vorzuſtellen, bei dem wirklichen Falle zu ſtatten. Wenn die krankhaft gewachſene Empfindlichkeit ſeines Ehrgefühls ihn ſpornte, vor dem Äußerſten nicht zurückzuſchrecken, ſo gingen ſeine Gedanken nun bei dem wirklichen Falle nur denſelben fieberiſchen Gang, den zu nehmen ſie ſich an den weſenloſen Ausgeburten ſeiner Furcht gewöhnt. Verheimlichung alles deſſen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den älteren Sohn werden konnte, ſtellte ſich ihm als die nächſte Notwendigkeit dar. Hatten Valentin und die Frau noch niemandem mitgeteilt, was ſie wußten, ſo konnte anderes dergleichen bereits bekannt ſein. Solch ein verbrecheriſcher Gedanke entſpringt nicht aus dem Ohngefähr. Er iſt die Blüte eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte ihm erzählen, was ſeit Apollonius' Zurückkunft im Hauſe geſchehen war. Wußte Valentin von Fritz Rettenmairs Eiferſucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, deſſen argwöhniſche Gemütsart er kannte, nichts davon ſagen; ſeine Erzählung wurde die Geſchichte eines leichtſinnigen, ehr- und vergnügungsſüchtigen Verſchwenders, der, trotz aller Bemühungen ſeines beſſeren Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüſtling und Trunkenbold herabſank; zugleich die Geſchichte eines treuen Bruders, der dem Verſchwender notgedrungen die Sorge um Ehre und Beſtand von Geſchäft und Haus aus den Händen nimmt, um dieſe Ehre zu retten, und von dem Gefallenen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr ſaß regungslos. Nur die Röte, die immer brennender auf die mageren Wangen trat, gab Kunde von dem, was

er mit der Ehre ſeines Hauſes litt. Sonſt ſchien er alles ſchon zu wiſſen. Es war das ſeine alte Weiſe: er wandte ſie hier vielleicht auch deswegen an, weil er meinte, der Geſelle würde dann um ſo weniger wagen, etwas zu verſchweigen oder wider beſſeres Wiſſen zu verändern. Die innere Aufregung hinderte ihn, zu bemerken, in welchen Widerſpruch dieſer Anſchein mit ſeinem Gefühl für Ehre trat. Valentin ſuchte nicht den Schatten zu vertiefen, der auf Fritz Nettenmairs Handeln fiel; aber wie er den alten Herrn kannte, ſchien es ihm nötig, das brave Thun Apollonius' in das hellſte Licht zu ſtellen. Er kannte den alten Herrn doch nur halb. Er verrechnete ſich in der Wirkung, die er damit beabſichtigte, wenn er die kindliche Schonung pries, mit der Apollonius die Kunde von der Gefahr dem Ohr des alten Herrn fern gehalten. Er verdarb damit, was ſeine ſchlichte Erzählung gethan, des Sohnes Verdienſt um das Teuerſte, was der alte Herr wußte, darzuſtellen. Der alte Herr ſah nur immer mehr die Furcht wahr gemacht, die ihm Apollonius' Tüchtigkeit erregt hatte. Apollonius hatte ihm die Gefahr unkindlich verſchwiegen, um die Rettung ſich allein beimeſſen zu können. Oder er hielt ſeinen Vater für den hilfloſen Blinden, der nichts mehr war und nichts mehr vermochte, als höchſtens ihn zu hindern. Und das vergab ihm der alte Herr noch weniger — trotz ſeines Schmerzes um den Toten, der der Sohn ihm bereits war. Er wurde immer überzeugter, er ſelbſt hätte es nicht ſo weit kommen laſſen, wenn er darum gewußt und die Sache in ſeine Hand genommen, und Apollonius dürfe niemand ſeines Mordes anklagen, als den eigenen Vorwitz. Dieſe Gedanken mußten natürlich vor dem zunächſt Notwendigen zurücktreten. Was er bis jetzt von der Vorgeſchichte des brudermörderiſchen Gedankens wußte, konnte den entſtandenen Verdacht verſtärken, aber ihn nicht entſtehen machen, wenn nicht ein anderes, das ihm noch unbekannt war, dazu trat. Er mußte von dem ſchuldigen Sohne ſelbſt erfahren, ob es ſolch ein anderes gab. Sein Entſchluß war für alle Fälle gefaßt. Er verlangte Hut und Stock. Ein andermal wäre Valentin über dieſen Befehl erſtaunt, vielleicht ſogar erſchrocken. Iſt man durch ein Außerordentliches aufgeregt, wie es der Geſell eben war, kommt nur das unerwartet, was ſonſt das Gewöhnliche hieß, was an den alten ruhigen Zuſtand erinnert. Indes Valentin das Befohlene herbeibrachte und der alte Herr ſich zum Ausgehen bereitete, zeigte dieſer ihm noch einmal, wie grundlos

und thöricht ſeine Befürchtungen ſeien. „Wer weiß,“ ſagte der alte Herr grimmig, „was der Nachbar geſehen hat. Wie will er bei Nacht einen erkennen, der ſo weit entfernt von ihm iſt? Und Er dazu mit ſeinen Beilſtichen! Nun dürfte dem Jungen in Brambach das Seil geriſſen ſein oder er müßte ſonſt zufällig verunglückt ſein, ſo wird Er ſich ſteif und feſt einbilden, es ſind ſeine eingebildeten Beilſtiche ſchuld geweſen, und der hat ſie gemacht, den der Nachbar, der ſo einfältig iſt, als Er, will haben in den Schuppen ſchleichen geſehn. Und ſagt Er ein Wort davon, oder iſt Er ſo klug, daß Er in Rätſeln zu verſtehen giebt, was Er ſich einbildet in ſeinem alten Narrenſchädel, ſo iſt den andern Tag die ganze Stadt voll davon. Nicht weil's wahrſcheinlich wäre, was Er da ausgeheckt hat, und kein vernünftiger Menſch glauben kann, ſondern weil die Leute froh ſind, einem andern das Schlimmſte nachzureden. Gott wird ja vor ſein, daß der Junge nicht zu Unglück kommt, aber es kann geſchehn, und es iſt vielleicht ſchon geſchehn. Wie leicht kommt einer hinter dem Ofen dazu, geſchweige ein Schieferdecker, der zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt wie ein Vogel, aber keine Flügel hat wie ein Vogel. Darum mit iſt die edle Schieferdeckerkunſt eine ſo edle Kunſt, weil der Schieferdecker das ſichtlichſte Bild iſt, wie die Fürſehung den Menſchen in ihren Händen hält, wenn er in ſeinem ehrlichen Berufe hantiert. Und läßt ſie ihn fallen, ſo weiß ſie, warum; und der Menſch ſoll nicht Geſpinſte drum hängen, die über einen andern Unglück oder gar Schande bringen können. Ich bin gewiß, die Sache wird ſich ausweiſen, wie ſie iſt, und nicht, wie Er ſie ſich da zuſammengeängſtelt hat. Denn“ —

So weit war der alte Herr in ſeiner Rede gekommen, da hörte man draußen eine Laſt niederſetzen. Der alte Herr ſtand einen Augenblick ſtumm und wie verſteinert da. Der Valentin hatte durch das Fenſter den Blechſchmiedegeſellen kommen ſehen, der eben ablud. „Der Jörg vom Blechſchmied,“ ſagte Valentin, „der die blechernen Guirlanden vollends bringt.“ „Und da iſt Er erſchrocken mit ſeinen Einbildungen und hat gemeint, ſie bringen, wer weiß wen. Wo iſt der Fritz?“ „Auf dem Kirchendach,“ entgegnete Valentin. „Gut,“ ſagte Herr Nettenmair. „Sag' Er dem Blechſchmied, er ſoll hereinkommen, wenn er fertig iſt.“ Der Geſelle that's. Bis jener hereinkam, fuhr Herr Nettenmair noch mit gedämpfteren Tönen in ſeiner Strafpredigt fort. Er ſprach davon, wie Menſchen ſich Einbildungen

zuſammendichteten und ſich ängſteten darüber, wie über wirkliche Dinge; wie die Gedanken dem Menſchen über den Kopf wüchſen und ihm keine gute Stunde ließen, wenn er nicht gleich im Anfang ſich ihrer erwehre. Es war, als wollte der alte Herr ſich über ſich ſelbſt luſtig machen. Er dachte nicht daran, daß er den Valentin über ſeinen eigenen Fehler abkanzelte. Dagegen fühlte ſich Valentin beſchämt, als treffe ihn die Strafe verdientermaßen; und er hörte dem alten Herrn mit Andacht und Zerknirſchung zu, bis der Blechſchmiedegeſelle hereinkam. Herr Nettenmair faßte den Stock, den ihm Valentin in die Hände gab, ſetzte den Hut tief in die Stirne, um der Welt ſoviel, als möglich, von dem unfreiwilligen Geſtändnis der toten Augen zu entziehen, und ſchüttelte ſich majeſtätiſch in dem blauen Rock zurecht. Valentin wollte ihn führen, aber er ſagte: „die Frau braucht Ihn; und Er wird wiſſen, was Er in meinem Hauſe zu thun hat.“ Valentin verſtand den Sinn der diplomatiſchen Rede. Der alte Herr machte ihn verantwortlich für das Benehmen der Frau. Herr Nettenmair aber wandte ſich nun dahin, wo des Blechſchmiedegeſellen Reſpekt in ein leiſes Räuſpern ausbrach, und fragte ihn, ob er Zeit habe, ihn bis auf das Turmdach von Sankt Georg zu begleiten, wo ſein älterer Sohn arbeite. Der Blechſchmied bejahte. Valentin wagte noch den Vorſchlag, Herrn Fritz lieber rufen zu laſſen. Der alte Herr ſagte grimmig: „ich muß ihn oben ſprechen. Es iſt wegen der Reparatur.“ Darauf wandte er ſich wieder zu dem Blechſchmiedegeſellen. „Ich werde Seinen Arm nehmen,“ ſagte er mit herablaſſendem Grimm. „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen.“ Valentin ſah den Gehenden eine Weile kopfſchüttelnd nach. Als der alte Herr aus ſeinen Augen war, fiel die Zuverſicht, die er der reſoluten Gegenwart des alten Herrn verdankt, wiederum zuſammen. Er ſchlug die Hände ineinander vor Angſt; da ihm einfiel, er ſtehe in der Hausthür und ſei verantwortlich für jedes Gerede, das der Ausdruck ſeiner „Einbildungen“ veranlaſſen konnte, that er, als habe er die Hände ineinander gelegt, um ſie behaglich zu reiben.

Der Blechſchmiedegeſelle hatte gehört, Herr Nettenmair ſei ſchon ſeit Jahren blind; der ſelbſt hatte ihm geſagt, ſein Augenleiden ſei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten doch recht haben. Nun nickte ein raſch Vorübergehender, und auf ſein „Wie geht's?“ lächelte der alte Herr wiederum: „Ich leide etwas an den Augen,

aber es hat nichts zu ſagen.“ Über jeden anderen an Herrn Rettenmairs Stelle würde der Geſelle gelacht haben. Aber die mächtige Perſönlichkeit des alten Mannes ſetzte ihn ſo in Reſpekt, daß er den Widerſpruch ſeiner ſinnlichen Wahrnehmung mit deſſen Worten auf ſich beruhen ließ, und zugleich ſeinen Sinnen glaubte: Herr Rettenmair ſei blind, und Herrn Rettenmair ſelbſt: es habe nichts zu ſagen. Das Erſcheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und ſicherlich würde es Aufſehen gemacht haben und der alte Herr durch hundert Händeſchüttler und Frager aufgehalten worden ſein, hätte nicht ein anderes Etwas die Aufmerkſamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und ſchnell Ausgeſprochenes durch die Straßen. Zwei, drei blieben ſtehen, das Näherkommen eines dritten, vierten abwartend, der ſich merken ließ, er wiſſe das, was ſie zehn andere ähnliche Gruppen bilden ſahen. Dort verkündete es einer im ſchnellen Vorübereilen. Und immer begann es mit einem: „Wißt Ihr ſchon?“, das oft von einem: „Aber was iſt denn geſchehn?“ herausgefordert war. Herr Rettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm einer zu ſagen brauchte, was geſchehen war. Aber er durfte ſich nicht merken laſſen, daß er's wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müſſen; nicht allein, wollte man wiſſen, was geſchehen war; auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechſchmiedegeſelle meinte, Herr Rettenmair wollte an ihm niederſinken, aber der alte Herr hatte ſich nur an den Fuß geſtoßen, „es hatte nichts zu ſagen“. Der Geſell fragte einen Vorübereilenden. „Ein Schieferdecker iſt verunglückt in Brambach.“ „Wie denn?“ fragte der Geſell. „Ein Seil iſt zerriſſen. Weiter weiß man noch nichts.“ Herr Rettenmair fühlte, wie der Geſell erſchrak, und daß er über dem Gedanken erſchrak, der Sohn des Mannes war verunglückt, den er führte. Er ſagte: „Es wird in Tambach geweſen ſein. Die Leute haben falſch gehört. Es hat nichts zu ſagen.“ Der Geſell wußte nicht, was er von der Gleichgültigkeit des Herrn Rettenmair denken ſollte. Der ſagte zu ſich, indem das brennende Rot auf ſeine Wangen trat: „Ja, es muß ſein. Es muß nun ſein.“ Er dachte daran, es gab etwas, womit man allen Gerichten, allen Unterſuchungen aus dem Wege gehen kann. Das Etwas, das er meinte, mußte ein hartes Etwas ſein; denn er biß die Zähne zuſammen, als er mit dem Kopf nickte und zu ſich ſagte: „Es muß ſein. Nun muß es ſein.“ Der Geſell ging, den alten Herrn führend, wie im Traume neben ihm die

Turmtreppe von St. Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmair war doch ein eigener Mann!

Der alte Herr hatte geſagt, er müſſe den Sohn auf dem Kirchendach ſprechen — wegen der Reparatur. Er hatte ohne Abſicht in ſeiner diplomatiſchen Art geredet. Es mußte auf dem Kirchendache ſein und es galt eine Reparatur, aber nicht die des Kirchendachs.

Zwiſchen Himmel und Erde iſt des Schieferdeckers Reich. Zwiſchen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach von Sankt Georg, ſchaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr ſich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair vor den Augen der Menſchen geflohen, die er alle auf ſich gerichtet meinte, vor ſeinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in ſeiner Bruſt mit herauf gebracht: und wie angeſtrengt er ſchaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne ſtand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schweiß der Gewiſſensangſt. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelte ſie feſt, ſo angſtvoll haſtig, als nagelte er den Weltenbau feſt, der ſonſt einſtürzen müßte in der nächſten Viertelſtunde. Aber ſeine Seele war nicht bei dem Hämmern, ſie war wo unaufhörlich Stricke riſſen und verunglückende Schieferdecker polternd hinabſtürzten in den gewiſſen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßt' er hinunterrufen: „Nach Brambach! Er ſoll nicht die Leiter beſteigen! er ſoll ſich nicht auf ſein Fahrzeug ſetzen.“ Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameiſen da unten durcheinander liefen, in Schreck verſteinert ſtehen, und ſo viel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abſcheu, ſtarrten herauf, und der Häſcher kam und ſtieß ihn vor ſich her die Treppe hinunter; und vielleicht war es doch zu ſpät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: ſtürbe Apollonius nicht, er will ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, ſobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — iſt's der Häſcher ſchon? Nein. Es weiß niemand, was er gethan. Er verzerrt ſein Geſicht in Trotz und fragt: „Wer will mir was anhaben?“ Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerſchläge auf ſein gequältes Herz. Das iſt die einzige Stimme, die er hier zu hören

nicht erwartet. Wird der fragen, dem ſie gehört: „Wo iſt dein Bruder Abel hin?“ Nein. Er will dem Sohne ſagen, daß jener verunglückt iſt; er meint, es iſt ein Unglückstag und er ſoll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt er doch, die Antwort iſt faſt ſo alt, als das Menſchengeſchlecht: „Soll ich meines Bruders Hüter ſein?“ Dabei kommt's ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater iſt blind. Denn er weiß, ſeine ſehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer haſtiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachſtuhl iſt ſchmal und der Alte ſpricht ſchon an dem Ausſteigeloch im Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. „Nun iſt's ſchon gut,“ hört er den Alten ſagen. „Mach' Er ſeinem Meiſter mein Kompliment; und da iſt etwas für Ihn. Trink' Er eine Geſundheit dafür.“ Fritz Nettenmair hört, der alte Herr ſetzt ſich auf die bloßgelegte Latte im Ausſteigeloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit ſeiner Geſtalt. Er hört den Dank des Geſellen und ſeine Tritte, wie ſie immer ferner klingen. „Schönes Wetter,“ ſagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wiſſen, ob noch jemand in der Nähe iſt. Es antwortet niemand; Fritz Nettenmair ſtirbt der Ton in der Bruſt; er hämmert immer lauter und haſtiger. Er wünſcht, die Stunde, der Tag, das Leben wär' zu Ende. „Fritz,“ ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fritz Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: „Kain, wo biſt du?“ „Hier, Vater,“ entgegnet er und hämmert fort. „Der Schiefer iſt feſt,“ ſagt der Alte gleichgültig; „ich hör's am Klange; er blättert nicht.“ „Ja,“ entgegnet Fritz mit klappernden Zähnen, „er nimmt kein Waſſer.“ „Er iſt beſſer geworden, als früher,“ fährt der Alte fort; „ſie ſind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es ſcheint, du biſt allein.“ Ein „Ja“ erſtirbt im Munde des Sohnes. „Je tiefer er lagert, deſto feſter iſt das Geſtein. Iſt keine Rüſtung weiter in der Nähe?“ „Keine.“ „Gut. Komm hierher. Hier vor mich.“ — „Was ſoll ich?“ „Hierher kommen. Was geſagt ſein muß, muß leiſe geſagt ſein.“ Fritz Nettenmair trat in allen Gelenken ſchlotternd vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch ſuchte er ſeinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Faſſung. Aber davon ſprach kein Zug in dem verwitterten Geſicht; nur die Dauer ſeines Schweigens und ſein Atem, der das ſchwere, ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nach-

zuklingen ſchien. Fritz Nettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen müſſe. Er rang nach Trotz. Wenn er's in ſeinem Argwohn errät, wer will mir's beweiſen? Und könnt' er's beweiſen, er giebt mich nicht an; davor bin ich ſicher. Warum auch ſonſt will er leiſe reden? mag er ſagen, was er will, ich weiß nichts, ich bin nichts geweſen, ich hab' nichts gethan. Sein Geſicht rang ſich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildeſten Ausdrucke des Trotzes hindurch. Der alte Herr ſchwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag ſchon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius' bebte der letzte Sonnenſtrahl. Etwas ferner rauſchte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Kryſtall darüber gedeckt. Kleine roſige Wölkchen wie Flocken hineingeſtreut. Der Lärm von unten erloſch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit ſich und ſchlug ſie leiſe ſpielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächſten grünen Höhe, wo ſie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Brambach ſein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und ſüß aufgelöſtes Hinſehnen nach Ruh. Nur zwiſchen Himmel und Erde die beiden Menſchen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht ſeine Flügel. Nur über ſie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnſinn überreizten Ehrgefühls, in dem anderen alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

„Wo iſt dein Bruder?" drang es endlich zwiſchen den Zähnen des einen hervor. „Ich weiß nicht. Wie ſoll ich's wiſſen?" bäumt ſich im anderen der Trotz. „Du weißt nicht?" Der alte Herr flüſterte nur, aber jedes ſeiner Worte ſchlug wie Donner in die Seele des Sohnes. „Ich will dir's ſagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil iſt über ihm zerriſſen und du haſt's mit Beilſtichen zerſchnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen ſchleichen ſehen. Du haſt vor deiner Frau gedroht, du willſt es thun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen ſie's in die Gerichte. Der erſte, der nun die Treppe heraufkommt, iſt der Häſcher, der dich vor den Richter führt." — Fritz Nettenmair brach zuſammen; die Rüſtung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Elende am Rande des Gerüſtes zuſammen, ſo ſtürzte er hinab in die Tiefe. Und alles

war vorüber! Alles, was ſein mußte, war gethan! Eine Lerche ſtieg aus einem nahen Garten in die Höhe und ſtreute ihr luſtiges Tirili über Bäume und Häuſer hin. Glücklichere Menſchen hörten den Geſang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitſche und Kreiſel, und ſuchten mit himmelaufgewandten Augen den ſchwebenden klingenden Punkt, und horchten mit verhaltenem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchenſang klingt, was er erhorchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochener Angſtruf. Er horchte erſt voll Hoffnung, dann voll Angſt. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüſtes röchelt ein ſchwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht gethan. Er muß es thun, denn gethan muß es ſein. Sonſt zeigen die Menſchen mit den Fingern auf die Kinder: Die ſind's, deren Vater ſeinen Bruder erſchlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthauſe ſtarb. Und wo es längſt vergeſſen iſt, da dürfen ſie ſich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menſchen wieder mit den Fingern und wenden mit Schaudern von ihnen ſich ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, iſt das Kapital, womit der Menſch anfängt. Es muß ihm erwieſen werden, eh' er's hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweiſen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehen? Wie ſollen ſie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menſchen von den Menſchen ausgeſtoßen, müſſen ſie nicht werden, wie ihr Vater war? Und ſein eigenes langes Leben voll Anſtrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angeſteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig zu thun, wie der Vater that, und es kann kein ehrlicher Vater geweſen ſein, der ſolchen Sohn hatte! — Die Röte glühte immer brennender auf der eingefallenen Wange; die zuſammengeſunkene Bruſt richtete ſich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Nettenmair ahnte ihren Sinn. Er wollte ſich aufraffen und wäre wieder umgeſunken, ſtützte er ſich nicht mit beiden Händen. So lag er auf Händen und Knieen vor dem Alten, als er den Angſtruf ausſtieß: „Was willſt du, Vater? Womit gehſt du um?" „Ich will ſehn," erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüſtern, „ob ich's thun muß oder ob du's thun wirſt,

was gethan ſein muß. Und gethan muß es ſein. Noch weiß niemand etwas, was zur Unterſuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich ſtehen, aber nicht für die, daß ſie's nicht verraten, was ſie wiſſen. Wenn du jetzt herabfällſt von der Rüſtung, ſo daß die Leute meinen können, du biſt ohne Willen verunglückt, dann iſt die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, ſteht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, ſo ehrlich, als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld geſtorben iſt. Du biſt ſolchen Tod nicht wert, Bankrottierer. Dich ſollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausſchleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht haſt und haſt vergiften wollen das zukünftige Leben der unſchuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre geweſen iſt. Du haſt Schande genug gebracht über dein Haus, du ſollſt nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir ſollen ſie nicht ſagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüſt oder im Zuchthauſe geſtorben iſt. Du beteſt jetzt ein Vaterunſer, wenn du noch beten kannſt. Dann wend'ſt du dich, als wollteſt du wieder zu deiner Arbeit gehn, und trittſt mit dem rechten Fuß über die Rüſtung. Sag' ich, der Schreck über ſeines Bruders Unglück hat ihn ſchwindeln gemacht: mir glauben's die Gerichte und die Stadt. Das iſt's, was ein Leben einbringt, das anders geweſen iſt, als deins. Thuſt du's nicht gutwillig, ſo ſtürz' ich mit dir hinab und du haſt auch mich auf deinem Gewiſſen. Die Leute wiſſen, ich leide an den Augen; ich bin geſtrauchelt und hab' mich an dir anhalten wollen und hab' dich mitgeriſſen. Meines Lebens iſt nach dem, was ich heut erfahren hab', keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erſt an. Und auf den Kindern ſoll keine Schande haften, ſo wahr ich Nettenmair heiße. Nun beſinn' dich, wie es werden ſoll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort."

Fritz Nettenmair hatte mit wachſendem Entſetzen die Rede des Vaters angehört. Daß ſeine That noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angſt vor dem gedrohten Tode weckte einen Teil ſeiner Kräfte wieder. Er flüchtete ſich wieder in ſeinen Trotz. Haſtig ſagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: „Ich weiß nicht, was du willſt. Ich bin unſchuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilſtichen ſagſt." Er erwartete, der Vater würde auf ſeine Ein-

wendungen eingehen, wenn auch erſt ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen: „Eins. — Zwei.“ — „Vater,“ fiel er ihm mit ſteigender Angſt in das Zählen, und der Trotz ſeines Tones brach im Flehen: „Hör mich doch nur. Die Gerichte hören einen und du hörſt mich nicht. Ich will mich ja hinunterſtürzen, weil du mich tot haben willſt, ich will ſterben, wenngleich unſchuldig. Aber höre mich nur erſt!“ Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Elende ſah, ſein Urteil war geſprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch ſagen mochte; und er wußte, was der eigenſinnige alte Mann ſich einmal vorgenommen, das führte er unerbittlich aus. Er wollte ſich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte ſich anhalten, wenn der Alte ſich an ihn hing, um nicht mitzuſtürzen. Das konnte ihm kein Menſch verdenken. Dazwiſchen ſah er ſchaudernd, was ihn erwartete, wenn er floh und die Gerichte faßten ihn doch. Es war beſſer, er ſtarb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er ſann zurück und lebte ſein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten ſich; er war bald dort, bald da, und hatte vergeſſen, warum. Er ſah die Nebel ſich ballen, in denen der Geſell verſchwunden war, zugleich ſah er zu den hellen Fenſtern des roten Adlers auf, es klang: „Da kommt er ja! Nun wird's famos!“ Er ſtand an den Straßenecken und zählte und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er ſtand wieder vor der Frau und ſagte über des ſterbenden Annchens Bett gebeugt: „weißt du, warum du erſchrickſt?“ und holte aus zu dem unſeligen Schlage; ſelbſt daß er vor dem Vater dalag und hin und her ſann in gräßlich angſtvoller Haſt, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann war's ihm, als käme er zu ſich und unendliche Zeit ſei vergangen zwiſchen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelſchläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müſſe ja alles gut ſein. Er müſſe ſich nur beſinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er ſich angehalten, als ihn der Vater mit ſich hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort ſaß der Vater noch. Er hörte ihn „neun“ zählen und dann ſchweigen. Die Beſinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber ſchwieg wirklich. Er zählte nicht mehr.

Sein ſcharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um ſeiner gewiß zu ſein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerſtandsloſigkeit des Gliedes, das er gefaßt, es ſei unnötig, den Sohn zu halten; er müſſe ohnmächtig ſein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, ſo mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehen. Auch dieſe Ohnmacht konnte den Verdacht entſtehen oder wachſen machen. Er erhob ſich und wandte ſich von der Dachluke nach dem Kommenden. Er war unſchlüſſig, ſollte er die Luke mit ſeinem Körper decken, oder dem Kommenden entgegengehen. Der Geſelle, den er vorhin nach Brambach geſchickt, denn dieſer war's, der ſo eilig kam, huſtete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüſtung; ja, er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf Liegenden entziehen, wenn er ihm entgegenging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewiſſer, als wenn er vor der Luke ſtehen blieb, da es wahrſcheinlich war, er verdecke dieſelbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erſt, wie, was er heute erfahren müſſen, ſeine Kräfte gelähmt. Aber der Geſell merkte nichts davon; als er den alten Herrn, an den Treppenbalken gelehnt, ihm den Weg verſperren ſah.

„Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair?" fragte der Geſell, indem er auf der Treppe ſtehen blieb. „Wen?" fragte Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, ſeine künſtliche Ruhe zu bewahren. War der Geſell in Brambach geweſen, konnte er nicht ſo ruhig ſprechen, er mochte ſprechen von wem er wollte. „Nun, er wird nunmehr daheim ſein," entgegnete der Geſell. Der alte Herr wiederholte ſeine Frage nicht; er mußte ſich an dem Balken feſthalten, an dem er lehnte. „Er war ſchon auf dem Wege," fuhr der Geſelle fort; „ich bin mit ihm bis ans Thor gegangen. Da hat er mich zum Blechſchmied geſchickt, ich ſollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wär'. Der Jörg ſagte, er hätt's ſchon hingeſchafft, und käm' eben vom Turmdach von Sankt Georg, da hätt' er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab' ich gemeint, er wird noch oben ſein; und weil's ſo eilig war, wollt' ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius heraufſchicken ſoll."

Jetzt erſt gelang's Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er ſich hatte feſthalten müſſen, herauf und herunter zu betaſten, als

habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu unterſuchen. Da er fühlte, ſeine Hände zitterten, gab er die Unterſuchung auf. Er ſagte ſo grimmig, als er im Augenblick vermochte: „Ich komme ſelber hinunter. Wart' Er auf dem Abſatz, bis ich Ihn rufe.“ Der Geſell gehorchte. Herr Nettenmair ſchöpfte tief Atem, als er ſich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atmen ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er ſich ſeit Valentins Mitteilung befunden, ſich zu löſen begann, trat erſt der Vaterſchmerz hervor, den die leidenſchaftliche Anſtrengung für die Ehre des Hauſes bisher nicht zu Worte hatte kommen laſſen. Er fand nun erſt Zeit, das Unglück des rechtſchaffenen Sohnes zu beweinen, als ſich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn ſchwebte noch immer in der gleichen Gefahr, ſolang' der ſchlimme ſich in ſeiner Nähe befand. Auch dieſen Fall hatte er in ſeinem Plane vorgeſehen und ſich geſagt, was er dann thun müſſe. Die bisherige Kraft, die nur eine angemaßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlaſſen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohns und die Ehre ſeines Hauſes. Er taſtete ſich nach der Dachluke hin. Fritz Nettenmair war unterdes aus ſeiner Betäubung wieder erwacht und es war ihm gelungen, aufzuſtehen. Der alte Herr hieß ihn von der Rüſtung hereintreten und ſagte: „Morgen vor Sonnenaufgang biſt du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein anderer Menſch werden kannſt. Hier biſt du in Schande und bringſt Schande. Nach mir gehſt du heim; Geld ſollſt du haben; und machſt dich fertig. Du haſt ſeit Jahren nichts für Weib und Kind gethan; ich ſorge für ſie. Vor Tagesanbruch biſt du auf dem Weg. Hörſt du?“ Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen geſehen; nun ſollte er leben! Leben, wo niemand wußte, was er gethan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräuſch mit dem Wahnbild des Häſchers ſchrecken durfte. In dieſem Augenblicke fühlte er ſelbſt das als ein Glück, daß er fern ſein ſollte von dem Weibe, um das er alles gethan, was er gethan, und in deren Anblick er Tag für Tag alles mitſehen ſollte, was er gethan; die ſeine That wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hauſe, in dem alles ſtündlich ihn erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergeſſen hoffte, und ſich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebſten wäre er ſogleich unmittelbar

von der Stelle, wo er jetzt ſtand, dem Rettungshafen zugeeilt. „Apollonius iſt nicht geſtürzt," fuhr der Alte fort und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel verſank. Das alte Geſpenſt hatte ihn wieder in ſeinen Fäuſten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch ſich gefreut. Mit dem Gegenſtande ſeines Haſſes lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllenflammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler tot. Gewiſſensangſt, das drohende Jenſeits, alles war erträglich, nur eins nicht: ſie in ſeinen Armen zu wiſſen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. „Du gehſt," ſagte er, als dieſer ſchwieg. „Du gehſt. Du biſt morgen vor Tag noch auf dem Weg nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande ſein, ſo iſt's beſſer bloße Schande, als Schande und Mord. Denk', ich hab's geſchworen, und nun thu', was du willſt." Der alte Herr rief den Geſellen herauf und ließ ſich heimführen.

Unterdes war das Gerücht, das dem alten Herrn auf ſeinem Wege nach Sankt Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Laden ſteht. Vor den Fenſtern erzählte es ein Vorübergehender einem anderen. Die Frau hörte nichts als: „Wißt ihr's ſchon? In Brambach iſt ein Schieferdecker verunglückt." Dann ſank ſie vom Stuhle, von dem ſie aufſpringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin ſeinen Schmerz um Apollonius über der Angſt und Sorge um die Frau vergeſſen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der ſcharfen Kante des Stuhlbeins bewahren, woran dieſer ſonſt anſchlagend ſich verletzt hätte. Da ſaß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von ſeinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Geſicht. Ihre vorderen Haare hatten einen Drang, ſich in natürlichen Locken zu kräuſeln, den ſie durch das ſcharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten ſie die Ohnmacht ihrer Beſitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte ſich die Hände frei, indem er ihre Laſt vorſichtig leiſe auf den Boden gleiten ließ, und verſuchte die Haare

aus dem Geſicht zu ſtreichen. Er mußte ſehen, ob ſie noch lebe. Das verurſachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angſt machte ſeine alten Hände noch ungeſchickter; dazu kam die eigene Scheu, die einen alten Junggeſellen unerbittlich in ſo enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigenſinn der Haare, die immer wieder im krauſen Gelock über dem Geſichte zuſammenſchlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten ſich dagegen, er ſah, wie ſie die Haare mit ihren Schlägen bewegten und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tiſch ſtand eine Flaſche mit Waſſer; er goß ſich davon in die hohle Hand und ſpritzte ihr es auf Haare und Geſicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung; er half ihr den Oberleib aufrichten und ſtützte ihn. Sie ſtrich ſich nun ſelbſt die widerſtrebenden Haare aus dem Geſicht und ſah ſich um. Ihr Blick hatte etwas ſo Fremdes, daß der Valentin von neuem erſchrak. Dann nickte ſie mit dem Kopfe und ſagte mit leiſer Stimme: „Ja.“ Valentin verſtand, ſie ſagte ſich, ſie habe die ſchreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, ſie ſagte ſich wohl, was geſchehen, aber ſie begriff es nicht. Es war, als ginge es nicht ſie an, was ſie ſich ſagte, und als beſänne ſie ſich, wen wohl es betreffen möge. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn ſie dahinter kam, aber ſie wußte in dem Augenblicke nicht, was Schreck iſt und Schmerz; ein traumhaftes Vorausgefühl von Händezuſammenſchlagen, Erbleichen, Umſinken, Aufſpringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem ſie vorbeiwankt, niederſinken möchte, und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wilden Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Bruſt ſinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorausgefühl von alledem wandelte in der Stube vor ihr wie ihr eigenes undeutliches fernes Spiegelbild hinter einem bergenden Florſchleier. Näher und unterſcheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum ſtechenden Schmerze wuchs, und das angſtvolle Wiſſen, er müſſe ſie erſticken, könne ſie das Weinen nicht finden, das alles heilen müſſe. So ſaß ſie lange regungslos und hörte nichts von alledem, was der alte Valentin in ſeiner Angſt ihr vorſprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte ſelbſt nicht an ſeine Troſtgründe, wenn er ihr beweiſen wollte, Apollonius könne nicht verunglückt ſein; er ſei zu vorſichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geſchichte aus ſeiner Jugend, wo ſich Leute, die nun lange tot ſind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten

ſchrecken laſſen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beſchrieb die Perſonen, als müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn ſie den alten Amtmann Kern und ſeine Haushälterin vor den Augen ihres Geiſtes ſehe, wie ſie damals leibten und lebten. Er hätte ſein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er wußte in ſeiner Ratloſigkeit nicht, wie? ſo ſuchte er ſich ſelbſt über die Angſt des Augenblicks durch immer eifrigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauſchte er jede kleinſte Bewegung in den Zügen des bleichen ſchönen Geſichtes; und je ſchöner und jugendlicher es ihm vorkam, deſto ſchwerer ſchien ihm, was ſie litt, und deſto eifriger wurde ſein Erzählen. Als eine ſiebzehnjährige Braut hatte er ſie in das Haus mit den grünen Laden einziehen ſehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vierundzwanzigſtes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen ſpielendes Kind geweſen, was hatte ſie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie ſchön war ſie immer geblieben in ihrem Dulden, wie ſchön hatte ſie geduldet! Nun lag ſie zerbrochen als halb aufgeſchloſſene Blume vor ſeinen alten Augen da, die ſo oft um ſie geweint, mehr über die Milde und unbewußte, unzerſtörbare Hoheit, womit ſie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück ſelbſt. Es giebt rührende Geſtalten, die die Angſt, die ſelbſt der Zorn nicht entſtellt; die in all ihrem Thun, ſelbſt in ihrem Lächeln, ſelbſt in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anſchauen denken müſſen. Es iſt auch keine ſchmerzliche Rührung, die wir da empfinden; und der Schmerz ſelbſt hat auf ſolchem Geſicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu tröſten und rührend zu erheben, indem er uns zum tiefſten Mitleid mit ſeinem Träger dahinreißt. Als eine ſolche Geſtalt hatte Chriſtiane, ſolange er ſie kannte, vor des alten Valentin Augen geſtanden, als eine ſolche lag ſie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte ſie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf: er ſah, ſie war gerettet. Er las es in ihrem Geſichte, das, ſo ehrlich wie ſie ſelbſt, nichts verſchweigen konnte. Er ſaß und hörte mit ſo freudiger Aufmerkſamkeit auf ihr Weinen, als wär's ein ſchönes Lied, das ſie ihm vorſänge. In den Augenblicken, wo der Menſch der ſtärkeren Natur ſich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am ſicherſten ſeine wahre Art. Was von Tierheit im Menſchen unter der hergebrachten Schminke ſogenannter Bildung oder

vorſätzlicher Verſtellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Chriſtianens Stimme im hingegoſſenen Weinen, welche ſie nach dem Schlag über Annchens Bett im Doppelſchrei von Schmerz und Entrüſtung nicht verloren hatte. Sie hatte ſich ausgeweint und erhob ſich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie machte ſich zum Ausgehen fertig. Ihr Weſen hatte etwas feierlich Entſchiedenes angenommen. Valentin ſah's mit Erſtaunen und Sorge. Ihm fiel ſeine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängſtlich, ſie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. „Aber ich darf Sie nicht fortlaſſen," ſagte er. „Der alte Herr hat mir's mit Ketten auf die Seele gebunden." „Ich muß," ſagte ſie. „Ich muß in die Gerichte. Ich muß ſagen, daß ich ſchuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird ſich meiner Kinder annehmen. Ich möchte den Herrn ſagen, ſie ſollen ihn zu dem Annchen legen; er hat's ſo lieb gehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden ſie nicht thun. Nein, davon will ich nichts ſagen." Valentin wußte nicht, was er erwidern ſollte. Er durfte ſie nicht fortlaſſen und ſah an ihrer Entſchiedenheit, er würde ſie nicht aufhalten können. „Wenn nur der alte Herr erſt da wäre!" dachte er. Er ſagte: „Thäten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zulieb?" Sie ſah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: „Wie Ihr fragen könnt! Ihr habt ihn immer lieb gehabt und das vergeſſ' ich Euch nicht, ſolang' ich noch lebe. Er iſt geſtorben und ich muß auch ſterben. Kann ich Euch noch etwas thun, eh' ich gehen muß, ſo dürft Ihr's nur ſagen. Wenn ich's auch thun kann und wenn Ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehen ſoll." „Nein," ſagte der Alte. „Das nicht. Aber wenn Sie nur ſo lang' bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortlichkeit ledig bin." Dem Alten war's nicht allein um ſich zu thun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in ſeiner Geiſtesgegenwart ein Mittel finden, wodurch ſie von ihrem Vorhaben abzubringen ſei. Die Frau nickte ihm zu. „So lang' will ich warten," entgegnete ſie. Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu ſehen, ob Herr Nettenmair noch immer nicht komme. Chriſtiane holte ihr Geſangbuch vom Pulte und ſetzte ſich damit an den Tiſch.

Der Valentin blieb länger aus, als er ſelbſt gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinaus-

gegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er ſtand immer im Begriff, etwas zu thun oder zu ſagen, worüber er erſchrak, und etwas anderes that oder ſagte und wiederum ungewiß ſchien, ob er nicht auch darüber erſchrecken ſollte. Immer, und wenn er gar nichts geſagt hatte, meinte er, er habe zu viel geſagt. Manchmal war's, als ob er lachte; dann ſah er wieder deſto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er ſprach; denn er redete vom Wetter. Dazwiſchen machte er ſich viel an der Thür zu ſchaffen, die er immer wieder einmal öffnete: zuletzt blieb er im Hausflur ſtehen, wo er den Gang nach dem Schuppen hin überſehen konnte; und es waren die wunderlichſten Vorwände, durch die er all dieſe Thätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erſt die Veränderung nicht, dann beobachtete ſie ihn verwundert und immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er ſie angeſteckt mit ſeinem Weſen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte ſie in Hoffnung auf, wenn er dann ſein trauriges Geſicht machte, drückte ſie die Hände zuſammen und wurde wieder bleich. Sie folgte ſeinen Augen, ihm ſelbſt nach der Thür und erſchrak, ſo oft er ſie öffnete. Dabei ſprachen ſie immer vom Wetter; wären ſie ruhig geweſen, ſie hätten über ihre eigenen Reden lachen müſſen; aber man ſah, er fürchtete ſich, etwas zu ſagen, ſie fürchtete ſich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte ſie beide Hände bald gegen das Herz, das das Mieder durchſchlagen wollte, bald gegen die brennenden, hämmernden Schläfe. Der Alte meinte ſie endlich vorbereitet genug, das Wetter fahren zu laſſen. „Ja," ſagte er, „es iſt ein Tag, wo die Toten aufſtehen möchten, und wer weiß — aber thun Sie mir noch das zulieb und erſchrecken Sie nicht." Sie erſchrak dennoch. Sie ſagte zu ſich: „Aber es iſt ja nicht möglich!" Und ſie erſchrak doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. „Da ſehn Sie einmal dahinter," ſchluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie ſah den Gang hin; ſie hatte es gethan, ehe der Alte ſie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Vorderthür, dem alten Herrn die Freudenpoſt zu bringen; ſelig und ſtolz auf ſein klug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt ſich feſt an dem Thürpfoſten, als ſie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Thürpfoſten ſtand nicht mehr feſt. Sie ſelbſt nicht mehr auf dem feſten Boden; ſie ſchwindelte zwiſchen Himmel und Erde. Und als ſie ihn kommen ſah, war nichts mehr auf der Welt für ſie, als der Mann, um den

ſie wochenlang mehr als Todesangſt geduldet. Alles ging um ſie im Wirbel, erſt die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter und ſie würde erdrückt im Wirbel, hielte ſie ſich nicht feſt an ihm. Sie fühlte, wie ſie hinſank, dann nichts mehr.

Apollonius war herzugeeilt und hatte ſie aufgefangen. Da ſtand er, und hielt das ſchöne Weib in ſeinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und ſie war bleich und ſchien tot. Er trug ſie nicht in die Stube, er ließ ſie nicht herabgleiten auf die Erde, er that nichts, ſie zu beleben. Er ſtand verwirrt; er wußte nicht wie ihm geſchehen war, er mußte ſich beſinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht geſprochen; er hatte nur durch den Geſellen, der vom Blechſchmied nach Sankt Georg eilte, erfahren, Apollonius folge ihm, und werde bald hier ſein. Apollonius war vom Nagelſchmied am Thore aufgehalten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte ſich nicht denken, warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Tambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechſelt hatte, und daß jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächſte Augenblick bringen ſollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte ſogleich zu dem Vater auf deſſen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herſtürzen und mit dem Umſinken kämpfen ſehen und war ihr entgegengeeilt. Und nun hielt er ſie in den Armen. Die Geſtalt, die er, ſchmerzlich mühſam und doch vergebens, ſeit Wochen von ſich abzuwehren gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all ſein Weſen in eine Bewegung brachte, die er ſich als Sünde vorwarf, lag in ſchwellender, atmender, laſtender, wonneängſtigender Wirklichkeit an ihn hingegoſſen. Ihr Kopf lehnte rückwärts geſunken über ſeinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz ſehen, das ſchöner, gefährlich ſchöner war, als ſeine Träume es malen konnten. Und jetzt überflog ein Roſenſchein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den wilden, ſelbſtgeſchlungenen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten ſich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun ſah ſie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie ſie hierher und in ſeine Arme gekommen, ſie wußte nicht, daß ſie in ſeinen Armen lag; ſie wußte nichts, als daß er lebte. Wie

konnte ſie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, ſie umſchlang ihn mit beiden Armen, um ſeiner gewiß zu ſein. Und doch fragte ſie noch in angſtvoll drängender Haſt: „Und biſt du's denn auch? Biſt du's auch gewiß? Und lebſt noch? Und biſt nicht geſtürzt? Und ich habe dich nicht getötet? Und du biſt's? Und ich bin's? Aber er — er kann kommen!“ Sie ſah ſich wild um. „Er will dich töten. Er wird nicht eher ruhn.“ Sie umfaßte ihn, als wollte ſie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß ſie die Angſt über der Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob er's auch ſei. Aber ſie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm alles ſagen, was jener ihm gethan, und was er ihm noch zu thun gedroht. Sie mußte es ſchnell; jeden Augenblick konnte jener kommen. Warnung, ſüß unbewußtes Liebesgeſchwätz, Weinen, Lachen; Seligkeit, Angſt, Schmerz um das verlorene Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Bedürfnis der Liebe, mit allem, was ſie iſt, was ſie freut, was ſie bekümmert, ein Gedanke ſeines Geiſtes, ein Gefühl ſeiner Seele zu ſein, das er denkt und fühlt wie ſeine anderen; bräutliche Verwirrung und Vergeſſen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Daſein iſt, — denn alles, was war und werden kann, iſt bloß Schatten; was ſie erzählt, hat ſie geträumt; und erlebt, fühlt und weiß es erſt jetzt; was geweſen iſt und kommen wird, iſt geweſen und kommt nur, damit dieſer Augenblick ſein kann; vor und nach dieſem Augenblick iſt die Zeit zu Ende; — alles das durchdrang ſich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klang der fliegenden, ſich preſſenden Rede. „Er hat mich und dich belogen. Er hat mir geſagt, du verhöhnteſt mich und hätt'ſt meine Blume vor den Geſellen ausgeboten. Ach du weißt's ja noch, beim Pfingſtſchießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du haſt's ihm geſchickt. Ich hab's geſehn. Ich wußte nicht, warum. Du haſt mich gedauert. Daß du ſo ſtill warſt und trüb und ſo allein, das hat mir weh gethan. Da hat er mir beim Tanz geſagt, du hätteſt deinen Spott über mich. Da gingſt du in die Fremde und er hat mir geſagt, wie du in deinen Briefen über mich ſpotteſt; das that mir weh. Du glaubſt nicht, wie weh mir das that, wenn ich ſchon nicht gewußt hab', warum. Der Vater wollte, ich ſollte ihn frei'n. Und wie du kamſt, hab ich mich vor dir gefürchtet; du haſt mich immer noch gedauert und ich hab' dich immer noch geliebt

und wußt' es nur nicht. Er ſelbſt hat mir's erſt geſagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht ſchlecht werden und will's auch nicht. Gewiß nicht. Dann hat er mich gezwungen, zu lügen. Dann hat er mir erdroht, was er dir thun wollte. Er wollte machen, daß du ſtürzen müßteſt. Es wär' nur Scherz, aber, ſagt' ich's dir, dann wollt' er's im Ernſte thun. Seitdem hab' ich keine Nacht geſchlafen; die ganzen Nächte hab' ich aufgeſeſſen im Bett und bin voll Todesangſt geweſen. Ich hab' dich in Gefahr geſehn und durft' es dir nicht ſagen und durfte dich nicht retten. Und er hat die Seile zerſchnitten mit der Axt in der Nacht, eh' du nach Brambach gingſt. Der Valentin hat mir's geſagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen ſchleichen ſehn. Ich hab' dich tot gemeint und wollte auch ſterben. Denn ich wär' ſchuld geweſen an deinem Tod und ſtürbe tauſendmal um dich. Und nun lebſt du noch und ich kann's nicht begreifen. Und es iſt alles noch wie es war; die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du biſt doch nicht tot. Und ich wollte auch ſterben, weil du tot warſt. Und nun lebſt du noch, und ich weiß nicht, iſt's wahr oder träume ich's nur. Iſt's denn wahr? Sag' du mir's doch: iſt's wahr? Dir glaub' ich alles, was du ſagſt. Und ſagſt du, ich ſoll ſterben, ſo will ich's, wenn du's nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauſcht, daß ich dir's ſagte, was er will. Schick den Valentin in die Gerichte, daß ſie ihn fortführen und er dir nichts mehr thun kann!"

So ſchwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in ſeinen Armen fort. Alles vergeſſen, wie ein Kind an einem Abgrund ſpielend, den es nicht ſieht, ruft ſie unbewußt eine Gefahr herbei, tödlicher als die, über deren Vorbeigehen ſie jubelt, drohender als die, wogegen ſie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenſchaftlich Thun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkoſungen, was ihr warmes, ſchwellendes Umfangen in dem Manne aufregen muß, der ſie liebt; daß ſie alles thut, was den Mann, deſſen Rechtlichkeit und Edelmut ſie ſich ſo unbekümmert anheim giebt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergeſſen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf ſie in ihm entzündet, und wie ſie ihm den Sieg erſchwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in ſeinen Armen war ſein; der Bruder hat ihn um ſie und ſie um ihn betrogen. Jetzt weiß er's, wo das Weib in ſeinen Armen ihm die

Größe des Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat ſie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, gethan, verfolgt er ihn noch und ſteht ihm nach dem Leben. Gehört das Weib dem, der ſie ihm geſtohlen, der ſie mißhandelt, den ſie haßt? Oder ihm, dem ſie ſchändlich geſtohlen worden iſt, der ſie liebt, den ſie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken; hundert einzelne Empfindungen, die, in den Strom eines tiefen und wilden Gefühls hingeriſſen, durch ſeine Adern ſtürzten und die Muskeln ſeiner Arme ſpannten, etwas, das ſein iſt, an ſein Herz zu preſſen. Aber eine dunkle Angſt drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe feſt. Das Gefühl, er will etwas thun, und iſt ſich nicht klar, was es iſt, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird, läßt er ſich fortreißen. Die dunkle Vorſtellung, als ſtehe er wie an ſeinem Tiſche, und, bewegt er ſich, ehe er ſich umgeſehen, könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäſche oder ein wertvolles Papier werfen; all dem lag die angſtvolle Vorahnung zu Grunde, er könne mit einer Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gut zu machen ſei. Er rang ſchon lange unter den berauſchenden Tönen nach etwas, ehe er wußte, daß er rang, und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis ſeiner Natur. Und nun kam ſie ihm und ſagte: „das Wort, das du gegeben haſt, iſt, die Ehre des Hauſes aufrecht zu erhalten, und was du thun willſt, muß ſie zernichten.“ Er war der Mann und mußte für ſich und ſie einſtehen. Sie brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke, an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung ſprach, mit aller Schmach, die ſie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Geſichtes, das an ſeinem Herzen lag und ſchwärmend zu ihm aufſah, und wie er mehr an ihr und an ſich ſelbſt verderben würde, als um was er ihren und ſeinen Feind anklagte. Noch ſtand die heilige Scheu ſchützend zwiſchen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick, für immer verſcheuchen konnte. Und doch ſah er angſtvoll nach einem Helfer ſich um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußte er ſie aus ſeinen Armen laſſen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über ſeine Schwäche, die die Hilfe außen ſuchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftloſe ſanft auf den Raſen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er ſie erſt. Er mußte ſich abwenden

und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da ſah der jüngſte Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in ſeine Arme, drückte es an ſein Herz und ſtellte es zwiſchen ſich und ſie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an ſein Herz gedrückt, entband ſich der wilde Drang und nun erſt löſten ſich die geſpannten Muskeln. Er hatte ſie in dem Kinde an ſein Herz gedrückt, wie allein er ſie an ſein Herz drücken durfte. Die Frau ſah ihn den Knaben zwiſchen ſich und ihn ſtellen und verſtand ihn. Glühende Röte ſtieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erſt, daß ſie in ſeinen Armen gelegen, daß ſie ihn umfaßt hatte und mit ihm geſprochen, wie es nur erlaubte Liebe darf. Sie ſah nun erſt die Gefahr, an deren Abgrund ſie ihn und ſich geſtellt. Sie richtete ſich auf den Knieen auf, als wollte ſie ihn flehen, ſie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte ſie belauſcht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte ſie ihn durch die Freude über ſeine Rettung erſt verdorben. Er ſah das alles und litt es mit ihr. Er hatte ſich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber der Kampf ſelbſt in ſeinem Innern war nicht ausgekämpft. Er neigte ſich zu ihr und ſagte: „Du biſt meine brave Schweſter. Du biſt braver als ich. Und über uns und deinem Manne iſt Gott. Aber nun geh hinein, Schweſter, liebe brave Schweſter.“ Sie wagte nicht aufzuſehen, aber durch die geſenkten Lider ſah ſie ſeine Milde, das tiefe, unausſchöpfbare Wohlwollen, die unvernichtbare Menſchenachtung auf ſeiner leuchtenden Stirne und um den ſanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßſtab war, wußte ſie nun, ſie war nicht ſchlecht. Und ſie konnte es auch nicht werden; er trug ſie bewahrt wie die Mutter das Kind auf ſeinen ſtarken, vorſehenden Armen. Er wuchs ihr, wie ſie ihn durch die geſenkten Lider ſah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht ſchaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, ſie aufzurichten. Sie bebte unter der Berührung und wie ſie noch auf den Knieen lag, ſtieg ihr Gedanke zu ihm auf wie ein Gebet. Er führte ſie an die Thüre. Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Geſellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachſchlich, ſah noch, wie er ſie führte.

Nichts von alledem, was er heute gewollt und was er heute gelitten, ſtand in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu leſen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundloſe Einbildungen anhören; denn die Geſchichte hatte ſich ausgewieſen, wie ſie war, nicht wie ſie der Valentin zuſammengeängſtelt hatte. Der Reiſe Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lange von demſelben gehegten, aber von ihm erſt heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, ſogleich mit den Geſchäftsbüchern auf des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geſchäftes genau kennen lernen. Sein wahrer Zweck dabei war, Apollonius ſo lange bei ſich in Sicherheit zu behalten, bis ſein Bruder abgereiſet ſei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächſten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reiſe bis Hamburg beſchaffen. Dort wußte er einen früheren Kölner Freund, der ſich in ſehr guten Verhältniſſen befand, und der, um manche geleiſtete Dienſte zu vergelten, ihm öfter und noch neulich eine Geldhilfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stübchen ſchrieb er an ihn. Der Freund ſollte dem Bruder einen Platz auf einem Paſſagierſchiffe beſorgen, ſeine Aufenthaltskoſten beſtreiten und ihm, aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt eine gewiſſe Summe Geldes übermachen, alles auf Apollonius' Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Poſt, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair einſchreiben zu laſſen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher ſollte Valentin auf dem Zeuge ſein und ſich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden immer ſchwüler geworden. Dieſe Nacht mit ihrer ſtillen Unruhe glich der angſtvollen Stille, darin die Kräfte eines Meerſturms ſeinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eigenes Treiben. Wer in dieſer Nacht in das Haus hätte hereinſehen können, aber nicht in die Seelen der Menſchen darin, der wäre aus einer Befremdung in die andere gefallen. Sonſt, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reiſe ſich rüſtet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen ſich die übrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden ſie ausgenoſſen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen ſich in ihnen zuſammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges An-

denken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu ſehen. Nach Fritz Nettenmair ſahen die Leute im Hauſe nicht. Sie ſchauderten, ihm zu begegnen, als wäre er ein ſchreckendes Geſpenſt. Und wie ein ſolches ſchlich er darin umher und wich den Menſchen aus, wie ſie ihm. Und die Menſchen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, ſind nicht fremde; ſein Vater iſt's, ſein Bruder, ſein Weib und ſeine Kinder. Ein Reiſender, der nicht geſehen wird, der ſich nicht ſehen läßt, der kein Lebewohl giebt und kein Lebewohl nimmt, und der doch freiwillig reiſt, und deſſen Reiſe die anderen wiſſen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geſchäftsbücher vorleſen, ein wunderlich zweckloſes Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiſte bei den Zahlen. Und der alte Herr that noch dazu, als wiſſe er alles ſchon. Daß Apollonius die Gefahr des Hauſes ihm verſchwiegen, erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die ſich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen ſehen. Aus ſeinen diplomatiſchen Reden, zu denen er ſich bisweilen zuſammenraffte, um dem Schattenſpiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehen laſſen, um zu zeigen, wohin es kommen müſſe, ziehe er die Hand vom Ruder ab, und daß er geſinnt ſei, von nun an ſelbſt wieder das Schiff zu leiten. Dazwiſchen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Tambach wiſſe. Apollonius konnte ihm ſagen, er kenne den Mann; es ſei derſelbe ungemütliche Geſell, der vordem bei ihnen geweſen. „So?" ſagte der alte Herr gleichgültig. „Und weiß man, was die Urſache war?" Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten geriſſen, ſei ein faſt neues, aber es müſſe an der Stelle des Riſſes rundum mit einem ſcharfen ſpitzen Werkzeug durchſchnitten geweſen ſein. Der alte Herr erſchrak. Er ahnte einen Zuſammenhang, auf den auch andere kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren, müſſe auf dem Rückweg ein Anſchleifeſeil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müſſe einen Zuſammenhang ahnen, wenn nicht mehr, als nur ahnen; und habe durch die Ant-

wort an Valentin ihn den Augen des alten Geſellen entziehen wollen. Er ſah, daß Apollonius in ſeinem, des alten Herrn Geiſte verfuhr. Von dieſer Seite war alſo nichts zu fürchten. Aber es konnten Umſtände im Spiele ſein, die trotz Apollonius' Vorſicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ ſeine Zurückhaltung, ſo ſchwer dies ihm fiel, diesmal beiſeite, und Apollonius mußte, gefragt, ſagen, was er wußte. Es war folgendes. Den erſten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geſelle war in dem Wirtshaus geweſen, als er ankam. Denſelben Abend noch hatte er ihn über den Hof ſchleichen ſehen. Am anderen Morgen fehlte das Seil. Er hatte ſogleich Verdacht auf den Geſellen, aber nach ſeiner gewiſſenhaften Weiſe zögerte er, ihn auszuſprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Thor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen. Zugleich, daß der Geſell bei keinem Meiſter geſtanden, ſondern auf eigene Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Tambach unternommen. Ein Stück des von ihm hinterlaſſenen Handwerkszeugs, ein Zimmerbeil, war ſchon von dem rechtmäßigen Beſitzer als ihm entwendet beanſprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Chriſtianens ihn gewiß, das Seil, durch deſſen Zerreißen der Geſell verunglückt, war das ſeine. Wie die Sache nun ſtand, durfte er ſich natürlich nicht zu dem Eigentumsrechte daran bekennen; er mußte ſeiner Ehrlichkeit ſogar den Zwang anthun, durch Erdichtungen fremder Vermutung der Wahrheit zuvorzukommen. Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu leſen. Apollonius that es, aber im Geiſte waren beide wiederum bei anderen Dingen. Apollonius wollte ſich zwingen. Es war ſeiner ſonſtigen Art ſo geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu ſein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in dieſe gleichgewichtige, wohlgeordnete Seele herüber. — Endlich kam Valentin, erhielt das Reiſegeld für Fritz Nettenmair und die Anweiſung an den Hamburger Freund und die Weiſung, des Reiſenden Gepäck nach dem Poſthofe zu tragen, und etwaigen Auftrages harrend in ſeiner Nähe zu bleiben, bis er abgefahren ſei. Eine Stunde ſpäter kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Nettenmair freue ſich auf das neue Leben in Amerika. Sie ſollten ſich wundern über ihn, wenn ſie ihn wiederſähen. Er konnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete ſich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius

könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr leſen, und ſchickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzuſetzen, müſſe ſich ein andermal Zeit finden.

Und Fritz Nettenmair? Wie war ihm zu Mut in dieſer Nacht? Als er, ruhelos wie ein gequälter Geiſt, bald händeringend, bald fäuſteballend den Gang vom Hauſe nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hauſe ſchlich? Bald ſchrak er vor einem fallenden Blatt zuſammen, bald wünſchte er, das Haus ſtürzte über ihn und begrübe ihn. So oft er den Weg durch den Gang zurücklegte, ſo oft bäumte ſich ſeine Seele im wildeſten Trotz empor, ſo oft ſank ſie in die hingegebenſte Hilfloſigkeit zurück. Er war entſchloſſen, zu gehen — und ſie dem Gehaßten zu überlaſſen? Daß ſie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja ſo weit gebracht, um ihn los zu werden; dann war ihr einziger Wunſch erfüllt. Nein! er wollte bleiben! er mußte bleiben! — und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt ſein Wort — und ſchloſſen ihn mit Ketten feſt, und — dann war's dasſelbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. — Dann bewegte Fritz Nettenmair heftig die Arme vor ſich hin, als rüttelte er ſchon an den Gittern des Kerkerfenſters und atmete ſo mühſam, als erſtickte ihn ſchon der Dunſt der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abſpannung das ganze Bewußtſein ſeines grenzenloſen Elendes, der Jammer gänzlicher Verlaſſenheit. Goldene Bilder ſtiegen auf; die verlorene Seligkeit marterte ihn mehr, als die gewonnene Verdammnis. Da hüpfte er als ſchuldloſes Kind den Gang hin, dem entlang er jetzt die Überlaſt ſeines Elends ſchleppte; da waren Menſchen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, ſo ſüß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menſchen verachteten ihn; die ihn lieben ſollten, ſchauderten vor ihm. O nur ein einzig Herz, dem ſein Scheiden weh thäte, und er ginge und würde ein anderer Menſch! Jetzt ſieht er jeden freundlichen Blick, den er nicht beachtet in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft. Das Lächeln um die angſtzuckenden Lippen des kleinen Annchens ſteigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückſtieß, die immer wiederkam, ſo oft er ſie zurückſtieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo ſie ihn retten könnte, wäre ſie nicht tot durch ſeine Schuld; jetzt ergreift ihn das

Mitleid mit dem Kinde mit ſo ſchmerzlicher Gewalt, daß er ſein eigen Elend darüber vergäße, wär's nicht ein Teil davon. Das Annchen iſt tot, aber er hat noch Kinder; ſie müſſen ihn lieben, ſie ſind ja ſein. Sein Herz ſchreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen ſich krampfhaft, etwas, was ſein iſt, an ſein Herz zu preſſen, damit er weiß, er iſt nicht verloren; und verloren iſt keiner, der noch einen Menſchen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, die Hausflur hindurch, durch Stuben- und Kammerthür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, giebt dem Vater Schein genug, ſeine Kinder zu ſehen. An dem nächſten kleinen Bette ſinkt er in die Kniee. Ein längſt verlernter Laut flüſtert durch ſeine Lippen, und wie ihn dieſe Lippen nie flüſtern gekonnt. „Fritz!“ Er will die Kinder nur einmal an ſein Herz drücken, ihre Liebe ſehen und — gehen. Gehen und ein anderer Menſch werden, ein beſſerer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnete er die großen Augen und — erſchrickt. Vor dem Mann an ſeinem Bette fürchtet er ſich. Es iſt ein fremder Mann. Ein ſchlimmerer Mann, als ein fremder Mann. O nur ein zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es iſt der Mann, der das Kind ſo oft zornig angeblickt, der Mann, vor dem die Mutter ſchützend es in die Kammer ſchloß, weil es nicht ſehen ſollte, was der Mann ihr that. Und dann ſtand es zitternd und horchte an der Thür, dann ballten ſich die kleinen Händchen im ohnmächtigen Zorn. Er hat ja das Kind ihn haſſen gelehrt, nicht ihn lieben. „Fritz,“ ſagte der Vater voll Angſt: „Ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich ſchicke dir ſchöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tauſendmal an dich.“ „Ich will nichts von dir,“ ſagte der Knabe furchtſam trotzig. „Onkel Lonius giebt mir Äpfel; ich mag deine nicht.“ „Haſt auch du mich nicht lieb?“ ſagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen. Der kleine Georg flieht zum Bruder zu deſſen Bett. Dort halten ſich die Kinder in Angſt umſchlungen. Dennoch iſt er trotzig, und ſoviel Widerwillen, als ein Kindesauge faſſen kann, blickt aus dem ſeinen. „Die Mutter hab' ich lieb, den Onkel Lonius hab' ich lieb,“ ſagt das Kind; „dich mag ich nicht. Laß uns gehn, ich ſag's dem Onkel Lonius!“

Fritz Rettenmair lacht im wilden Hohn und ſchluchzt zugleich im hilfloſen Schmerz. Die Kinder ſind ja nicht mehr ſein. Er iſt

ja ihr Vater nicht mehr. Er iſt's. Er! Seine Kinder ſind's. Er iſt ihr Vater. Er, der ihm alles genommen hat, hat ihm auch die Kinder genommen. Das, was man dem Elendſten läßt. Wenn er gehn müßte, er! die Kinder hingen ſich an ihn. Eher riſſen die Händchen, als daß ſie ihn ließen. Und das Weib hier, dies ſchöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das ſelbſt die Lampe liebend alle ihre Strahlen ſammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt, als ſie von der Lampe; dieſes Weib, ſein Weib, ſeins! auch ſein, wie alles, was einmal mein war! Sie iſt in ihren Kleidern zu Bett gegangen; ſie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ging er, dieſe Roſen würden bleich, ſie flöſſe ſterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von ihm zu ſein. Wie ſie auffahren würde, ſagte ihr einer in den Traum hinein, den ſie von ihm träumt, denn ſie lächelt, er geht! Er, ihr — Nein! ich will nicht gehen! Nein! ich kann nicht gehen! Lieber tauſendmal ſterben! Und er hat ja dem Tode ſchon ins Angeſicht geſehen, vor Stunden erſt, als er vor dem Vater auf der Rüſtung hingeſtreckt lag. Es war ein Kinderſpiel, das Sterben, gegen ſolch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wäre es noch, wäre auch er noch tot. Und er wäre an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teufliſchen Engelslächeln; und er wäre an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von ſeinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgeſtoßen, an dem toten Knochen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er war's ja nicht. Er mußte gehen; er wurde noch elender, als er ſchon war; und die er haßte, die ihn verdorben, wurden glücklich durch ſein Gehen. Er machte ſie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen gethan; er haßte in ihnen ſelbſt die Gewalt, die er ſich anthun mußte, Teufel in ihnen zu ſehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er ſie angſtvoll ſich verſteckte, ſtanden ſie als Engel über ihm, nun haßte er ſie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Grenze überſchritten, über welche keine Rückkehr mehr iſt. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dortliegen ſah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, dieſe Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er totgefaßt vor dem Vater lag und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies ſich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblickes blieb ihm und tauſchte

nur die Perſonen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwiſchen Haus und Schuppen hin und her trieb. Seine Arme bewegten ſich ſo heftig, als vorhin, aber es waren nicht Gitterſtäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Laden lag ſo friedlich in ſeinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angeſehen, die es hinter ſeinen Wänden barg; keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlorenen Gefäß.

Apollonius hatte ein Sofa in ſeinem Zimmer. Er war müde vom Wachen und von dem Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wiſſen um des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet. Neben dieſem war erſt noch ein anderer Kampf aufgeglommen. Der Vater ſchien nicht an die böſe Abſicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu ſeinem Schutze aufzurufen, ſchauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders That bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es gelang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt. Aber wie? Wenn er — ihn verſicherte, ihm ſchwur, daß er in der Frau nur die Schweſter ſehe? Vor einem halben Jahre noch hätte er das beſchwören können; heute war es Meineid: heute durfte er es nicht mehr. Er konnte, wenn der Bruder den entſetzlichen Plan auf ſein Leben nicht aufgab, die Ausführung desſelben erſchweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zuſtande, in welchem Apollonius ſich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünſcht ſein, als ſchrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewiſſenspein, alle Sorge ein Ende; aber was ſollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er ſich nicht das Wort gegeben, ſie vor Schande und Not zu bewahren? Dieſen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber ſie machte den alten Kampf nur ſchwerer, indem ſie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entſchloſſen war, die Wünſche, die er verdammen mußte, nicht zur That werden zu laſſen. Aber die Wünſche ſelbſt! Wenn kein äußeres Hindernis mehr ihrer Erfüllung im Wege ſtand, mußte ihre Gewalt da nicht wachſen? Die Gewiſſens-

vorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo ſie in der täglichen Nähe einen unerſchöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er ſich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebene Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Dieſen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden, und Fahrzeug, Flaſchenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte feſt, ſein Auge klar ſein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er ſich nicht erſt ausziehen und zu Bett legen. Er hatte ſich bis jetzt des Sofas noch nicht bedient, darauf zu liegen. Er vermied alles, was zur Verweichlichung führen konnte; ein gleich ſtarker Beweggrund war ſein Bedürfnis geweſen, Dinge um ſich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürſten und polieren konnte. Auch in dem Zuſtand von Verſtörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er dieſe Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leiſe liebkoſender Hand über den Bezug des Sofas und ſetzte ſich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf er beim Schreiben ſaß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununterbrochener aufregender Traum. Chriſtiane lag in ſeinen Armen wie geſtern, er kämpfte wieder, aber diesmal ſiegte er nicht; er preßte ſie an ſich. Da ſtand der Bruder neben ihnen, und ſie ſtanden nicht mehr auf dem Gange zwiſchen Schuppen und Haus, ſondern oben am Turmdach auf der fliegenden Rüſtung. Der Bruder wollte ihm die Beſinnungsloſe aus den Armen reißen, um ſie zu mißhandeln; er warf im ſchmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr gethan und im Kampfe um das Weib ſtieß er ihn von der Rüſtung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müſſen. Als er die Augen öffnete, war es Tag, und Zeit, an die Arbeit zu gehen. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen. Er ſtand auf. Er hoffte, vor der friſchen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Waſſers, das er ſich nach ſeiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünſche, und damit der Gewiſſensvorwürfe über ſie, noch immer ſteigerten, von ihm in ſein Stübchen zurückfliehen. Aber es geſchah nicht; ſie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbſt über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen

Mundes an ſeiner Wange; immer fühlte er ſich in ihrem ſchwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenſchaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm ſtand, aus dem Herzen herauf. Er kannte ſich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er ſich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er ſich nicht mit ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bei der Arbeit wußte. Sonſt hatte er wie ſeine eigene heitere Tüchtigkeit in ſeine Arbeit mit hineingearbeitet, und dieſe mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kam's ihm vor, als hämmerte er ſeine unrechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen böſen Zauber zurecht, und die Arbeit könne nicht taugen, nicht haltbar werden. Der Schieferdecker muß beſonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß ſich auf die Berufstreue deſſen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier ſtand, verlaſſen. Die Ungewiſſenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befeſtigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren ſeine Leiter an den Haken hängt und ſie beſteigt, in den Tod ſtürzen. Es war nicht einzuſehen, daß eine Nachläſſigkeit, ein Verſehen in der Arbeit, wie er ſie heute vollendete, eine ſo ſchwere Folge nach ſich ziehen ſollte, aber ſeine natürliche ängſtliche Genauigkeit war noch von ſeinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Die Ahnung, er hämmere in ſeiner Zerſtreuung ein künftiges Unheil fertig, drohte als dunkle Wolke hinter dem Kampfe ſeines Gewiſſens mit den Bildern ſeines ſündhaften Traums.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Auch der Ring, der Flaſchenzug, das Fahrzeug und die Leiter waren entfernt. Die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabſteigens gehalten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüſtung und die Stangen, worauf ſie geruht, vom Dachgebälke abgelöſt und ſtand allein auf dem ſchmalen Brette, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er ſtand ſinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuſchlagen vergeſſen. Er ſah in die Schiefer- und Nagelkaſten ſeines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, haſtiger Schritt kam unter ihm die Turmtreppe heran. Er achtete nicht darauf; denn eben ſah er im Schieferkaſten eine Bleiplatte zurückgeblieben liegen. Er hatte nur ſo viel Bleibleche mit ſich heraufgenommen, als er brauchte; eine war alſo von ihm vergeſſen worden; in der Zerſtreuung hatte er

eine Befeſtigungsſtelle übergangen. Aus der Ausfahrthür ſah er an der Turmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieſer Turmſeite geſchehen, ſo ließ er ſich vielleicht ohne Fahrzeug beſſern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und ſo war es auch. Etwa ſechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergeſſen, ſie durch die Bleiplatte zu erſetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befeſtigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der eilende Fuß, dem ſie gehörten, das Ende der Steintreppen erreicht und ſtieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber, war er in ſeiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh, bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Dieſe lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er ſich danach herabgebeugt, fühlt er ſich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeſchoben. Unwillkürlich faßte er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens ſeitwärts über ihm; mit der Linken ſucht er vergebens nach einem Halt. Durch dieſe Bewegung wendet er ſich dem Angreifer zu. Entſetzt ſieht er in ein verzerrtes Geſicht. Es iſt das wildbleiche Geſicht ſeines Bruders. Er hat keine Zeit, ſich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt. „Was willſt du?“ ruft er. Was er auch erfahren, er kann ſich ſelbſt nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm: „Du ſollſt ſie allein haben, oder mit hinunter!“ „Fort!“ ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze ſind all die Vorwürfe gegen den Bruder in ſein Geſicht heraufgeſtiegen. Mit ſeiner ganzen Kraft ſtößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück. „Zeigſt du endlich dein wahres Geſicht?“ höhnt dieſer noch wütender. „Von jeder Stelle haſt du mich verdrängt, wo ich ſtand; nun iſt die Reih' an mir. Auf deinem Gewiſſen ſollſt du mich haben, du Federchenſucher! Wirf mich hinunter, oder du ſollſt mit!“ Apollonius ſieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er ſich nur mühſam anhält an der ſcharfen Kante des ſtarken Balkens. Er muß den Bruder an den Armen faſſen mit ſeiner ganzen Kraft, ihn herumdrehen und hinunterſtürzen, oder der Bruder reißt ihn mit hinunter. Doch ruft er: „Ich nicht!“ „Gut!“ ſtöhnt jener. „Auch das willſt du auf mich wälzen! Auch dazu willſt du mich bringen!

Nun iſt's mit deiner Scheinheiligkeit am End'." Apollonius würde einen anderen Halt ſuchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und ſchon ſtürzt der mit wildem Anlauf heran. Apollonius' Hand rutſcht von der Balkenkante ab. Er iſt verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfaſſen, aber dann ſtürzt den Bruder, den kein Widerſtand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufes durch die Thür. Da ſieht er im Geiſte den alten, braven, ſtolzen Vater, ſie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er ſich gab; er iſt der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demſelben Augenblicke ſtürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen raſſeln, und es ſchlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe geſtört, ſchießen wild hernieder bis zur Ausſteigethür und ſchweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines ſchweren Körpers auf dem Straßenpflaſter. Ein Aufſchrei ſchallt zugleich von allen Seiten. Ein Zuſammeneilen, ein Händeineinanderſchlagen geſchieht. Bleiche lebende Geſichter ſehen auf ein bleicheres totes herab, das blutig auf dem Straßenpflaſter liegt. Dann verbreitet ſich die bleiche Haſt, das Aufſchreien, das Zuſammeneilen, das Händeineinanderſchlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entfernteſten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie ſehen des ſelbſtgeſchaffenen Elends ſo viel unter ſich, daß das einzelne ſie nicht bewegen kann.

Es hat alles auf der Welt ſeinen Nutzen. Wenn nicht für den, der es treibt oder an ſich hat, ſo doch für andere. So wurde nun, was Schande über das Nettenmairſche Haus gebracht, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunkſucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn ſchon berauſcht geſehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laſter auf die Rechnung ſtellte. Dieſe Mühe hatten eigentlich nur die erſten; die anderen erfuhren ſchon die fertige Geſchichte. Es war gut, daß niemand außer dem Nettenmairſchen Hauſe davon wußte, daß er nach Amerika gewollt, und daß er ſelbſt, um bei ſeiner Rück-

kehr weniger aufzufallen, ſich in ſeinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Poſtwagen geſetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf ſeine Auslieferung hatten, meldeten ſich natürlich nicht dazu. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von ſeiner Abreiſe wußte, ſetzte voraus, er ſei zuerſt in ſeinem Hauſe geweſen und habe ſich da umgekleidet; wer auf dem Rückweg ihm begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend ſonſt von einer Arbeit oder Arbeitsrückſprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umſtände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geſchichte erſt zuſammenzuſetzen, da man ſie ſchon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der That an ſeinem gewöhnlichen Zerſtreuungsorte ſtark getrunken und mit ſeiner Wagehalſigkeit geprahlt. Darin hatte er von je, ſeiner Natur nach, die höchſte Eigenſchaft eines vollkommenen Schieferdeckers geſehen und in der Zeit ſeiner Thätigkeit genug Beweiſe gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren, daß er jene Eigenſchaft beſaß. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er ſein Meiſterſtück machen, und war ſtark berauſcht von der Schenke nach Sankt Georg gegangen. Alles Umſtände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur beſtätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampfe vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauherr hatte ſogleich, nachdem er die Geſchichte erfahren, ſeinen Liebling aufgeſucht und brachte dieſe auf den Turmboden, wo er den Erſchöpften ſitzend fand, ſchon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, dieſen zu fragen. Man erzählte ihm, anſtatt ihn erzählen zu laſſen. Es hatte ihn bei ſeinem Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauſes konnte niemand helfen und den Vater töten. Er ſchwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorene Sohn hatte den Tod abſichtlich geſucht. Er fand, es war ſo gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre ſeines Hauſes ſchonen. Dennoch ängſtete ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umſtände bekannt werden, die den allgemeinen Irrtum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er ſich weder ſeine Meinung, noch ſeine Furcht abſehen. Er zeigte ſie ſelbſt Apollonius nicht, der, im Glauben, der alte Herr teile die Über-

zeugung der ganzen Stadt, ihm nun auch verſchwieg, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnötig erſchrecken und beängſtigen. So blieb die erſte Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, unterſuchend einzuſchreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht, ging glücklich vorüber.

Eines Abends ſah man denn die ſchwarze Bahre vor dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen ſtehen, das darüber wegſah, um ſein roſiges Ausſehen zu rechtfertigen. Etwas entfernter ſtanden Frauen und Kinder in Gruppen zuſammen, bald leiſe flüſternd, bald voll Aufmerkſamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld ſtieg. Dasſelbe Treiben, dieſelben Empfindungen, mit der die gebildetere Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauſchen ſoll. Dasſelbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierhergezogen, das dort die ſchönſten Gewänder der Stadt verſammelt. Zuweilen kommt ein ſchwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düſterer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg ins Haus. Und endlich geht die Thüre doppelt auf. Der Sarg ſteht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leiſe und in gleichmäßiger Bewegung hebt ſich die ſchwarze wallende Maſſe; nun iſt ſie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt ſich's ſchwankend, flatternd. Obenauf blitzt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und ſagt, was man jetzt der Erde zu übergeben geht, hat ehrlich zwiſchen Erde und Himmel hantiert. Die alten Weiber ſchwemmen mit ſüßen Thränen hinweg, was von Schmutz auf ſeinem Andenken liegt. Innerlich geben ſie ſich das Wort, niemand, den ſie daran hindern können, ſoll ein Schieferdecker werden. Es iſt ein gefährlich Handwerk, das Schieferdeckerhandwerk zwiſchen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem ſchwarzen Flattern zwiſchen den Brettern liegt, ſo ſtumm er iſt, mit erſchütternder Beredſamkeit. Dann muſtern ſie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er ſieht aus wie der Geiſt des ehrlichen Begräbniſſes ſelbſt. Doch über dem ſchlanken, hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn vergeſſen ſie die ganze Milde, die ſie vorhin geübt; ſie graben den Toten wiederum aus den naſſen Totenblumen heraus, womit ſie ſeine menſchliche Blöße bedeckt. Seinetwegen wäre der Hammer über ihm voll dunkeln Roſts der Schande. Apollonius iſt's, dem er dankt, daß das Werkzeug ſo ehrenblank über ſeinem letzten Bette

liegt. Und ob er's um ihn verdient hat? Das will keine ſagen. Könnte ſie der Tote hören vor den Brettern und dem ſchwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieſer an ihm gethan. Und könnte er vollends dem Bruder in das Herz ſehen, aus dem ſein Tod allen Groll verwiſcht, das ſich Vorwürfe macht, weil es einen Böſewicht ſah, wo es den unglücklichen Wahnſinnigen hätte bedauern müſſen, er ſteifte ſich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weiſe ihres Geſchlechtes ſchlagen die Klageweiber in Eheſtifterinnen um. Und wahrlich! ſie haben nicht unrecht; ein ſchöneres Paar, eines das beſſer zuſammenpaßte, das ſeiner ſo wert wäre, wie dieſes, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am roten Adler vorbei. Es war ſchon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Rettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! Da iſt er ja! da iſt er ja! klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber ſamos konnte es nicht werden trotzdem. Es war derſelbe Weg, den Fritz Rettenmair zurückging, nachdem er den Geſellen begleitet hatte. Damals ſah er im Geiſte den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden ſchwarzen Behänge und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun war's umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau trug. Und fort ging's immer die Straßen hin, die Fritz Rettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Thore zerfloſſen wiederum die Weiden in Nebel oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Rettenmair damals den Geſellen im Nebel verſchwinden ſah, verſchwand er heute ſelbſt darin. Ob es ihn freuen würde, ſagte ihm einer, er wird den Freund wiederſehen? Er wird ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen ſie in Tambach ihn hinaus. Sie haben viel zu ſprechen miteinander. Fritz Rettenmair kann dem Geſellen ſagen, wie ſorgſam er den Gedankenkeim, den jener ihm gegeben, bis zum Zerſchneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Geſell dem ehemaligen Herrn, daß er unter dem Seilſchnitt verunglückte, den dieſer gemacht. Der Geiſtliche, der Fritz Rettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Rettenmair wird mit allen Ehren

begraben, die ſeinem Stande ziemen und für Geld zu haben ſind — weiß nicht, welch fruchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andere Dinge hatten Fritz Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andere dieſe. Auf ſein Grab war ein Stein geſetzt und darauf ſein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer beſcheinigt und der vergeßlichen Nachwelt mit Meißelſtreichen eingeſchärft worden. Man ſollte meinen, die düſtere Wolke über dem Haus mit den grünen Fenſterladen müßte ſich in dem Wetterſchlag entladen haben, der den älteren Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaſter niedergeſchmettert, und das Leben darin nun ſo heiter ſich geſtalten, als ſein äußerer Anblick verſpricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Witib oder ihre Kinder ſah! Die drei ſchnellkräftigen Weſen hoben die niedergedrückten Köpfchen wieder, ſobald die Laſt entfernt war, die ſie niedergedrückt. Die junge Witib ſah nicht aus, als wäre ſie ſchon Frau, noch weniger, als wäre ſie ſchon eine unglückliche Frau geweſen; ſie erſchien von Tag zu Tag mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und ſollte ſie nicht? Wußte ſie nicht, daß er ſie liebte? liebte ſie ihn nicht? Mußte ſie nicht das Necken Dritter darauf bringen, fiel es ihr auch ſelbſt nicht ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte ſie ſich fragen laſſen, ob ſie ſchon an ihrer Ausſtattung nähe? die Kinder fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht ſei? Konnte ſie anders darauf antworten, als mit ſtummem Erröten und indem ſie raſch von etwas anderem zu ſprechen begann? Und ſo machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war ſo natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen ſo notwendig, daß die Ernſteren und die über das Necken hinaus waren, dies unausgeſprochen vorausſetzten und es eben deshalb nicht ausſprachen, weil es ſich ihnen von ſelbſt verſtand. Auch der alte Herr ließ es in ſeiner diplomatiſchen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Chriſtiane ſah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müſſe ſie heiraten, noch immer hoch über ſich; es war ihr in dieſer Beziehung, wie in allen, Bedürfnis, Pflicht und Wolluſt, ſich in ſeinen Willen

zu ergeben, den sie den reinsten und den heiligsten wußte. Wenn sie trotz dieser Ergebung Wünsche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem besten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt und er wollte es nicht wieder fahren lassen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von sich hatte ihn vergessen lassen, daß er schon zweimal zu der Einsicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke sei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen sehen müsse. Er sollte es zum drittenmal erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius' seitherigem Handeln falsche Beweggründe unterlegte. Schon als er sich der Tüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm zugleich die Furcht gekommen, die Valentins Geständnis der Verschweigung ihm zur Wahrheit machte. Er sah hinter der vorgegebenen Schonung des Sohnes um so natürlicher Eigenmächtigkeit und die Lust, ein verdecktes Spiel zu spielen, als er ihn dabei nur an dem eigenen Maßstabe maß. Es war das nächstliegende, daß er in dem Sohne die eigenen Neigungen voraussetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eifersucht empfunden, daß er selbst der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in seiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den seine Hilflosigkeit ihn gelehrt, mußte ihm sagen, daß Apollonius trotz seines mühsamen Verbergens dahinter gekommen war, und so sah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen von des Sohnes Handeln.

Seit, in der Nacht vor seines älteren Sohnes gewaltsamem Tode, Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten war, berichtete ihm Apollonius täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte seine Befehle ab. Ist eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt sie sich selbst und es bedarf von Seite des Leitenden nur Beaufsichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es die Geleise erst zu suchen, in denen sie laufen kann, und aus diesen wieder das kürzeste, das am sichersten und gewinnvollsten zum Ziele führende auszuwählen. Der Arbeitgeber erschwert oft die Aufgabe, indem er selbst mit hineinsprechen will, oder besondere

Nebenwünſche hat, die der Meiſter zugleich miterfüllen ſoll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbſtändigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meiſter nicht die bereits laufenden vergeſſen. Wahl, richtige Anſtellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter ſprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden ſein, und ſo überwunden, daß neben dem Wunſche und dem Vorteil des Baugebers auch Handwerksehre und Vorteil des Meiſters nicht ins Gedränge gerät. Dazu braucht's offene, klare Augen von raſchem Überblick, der ſich nichts entgehen läßt. Daß Apollonius dieſe beſaß, erkannte der alte Herr ſchon in deſſen erſter Meldung. Dieſe betraf eine beſonders ſchwierige Aufgabe. Apollonius ſtellte ſie ihm mit ſolcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu ſehen glaubte. Es war ein Fall, in welchem den alten Herrn ſeine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verſchiedene Wege, ihm gerecht zu werden, und ſetzte den alten Herrn in eine Verwirrung, welche dieſer kaum zu verbergen wußte. Über die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenſchirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widerſprechendſten Empfindungen, Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er ſelbſt nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte. Dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphiere; Luſt, ihn zu bändigen und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meiſter ſei. Aber wenn er ſich durchſetzen wollte: würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts Beſſeres erſinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas anderes, ſo beſtärkte er den Sohn in ſeiner Nichtachtung; und der gab ſich das Anſehen, des Vaters Befehl zu vollziehen; und that doch, was er ſelber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm ſagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müſſen, was der Sohn ihm ſagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und ſtellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter; war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das ſein konnte, ſtellte er nicht ſelbſt dann erſt ſeine Hilfloſigkeit ins Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte, und mit dem man ſpielte, wie man wollte? Es blieb ihm kein Mittel, auch nur den

Schein des Regiments beizubehalten, als ſeine diplomatiſche Kunſt. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil ſie Dinge betrafen, die ſich von ſelbſt verſtanden und ohne Befehl gethan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erſt in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorſchläge Apollonius'; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptſache auf die Annahme des Vorſchlags hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigſte erſchienen war. Hintennach ſtellte er ſich bei ſich ſelber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt, als den Vorſchlag Apollonius'; war er überzeugt, daß, wenn er nur ſein Geſicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er ſich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Notwendigkeit verſetzt wurde, ſeine diplomatiſche Kunſt anzuwenden. Apollonius ahnte ſo wenig von dem Zwang, den er, ohne zu wollen, dem alten Herrn auflegte, als von deſſen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geſchäften nichts mehr verheimlichen mußte und daß ſein Gehorſam der Erfüllung ſeines Wortes nicht im Wege ſtand. Auch von dieſer Seite her wurde der Himmel über dem Hauſe mit den grünen Laden immer blauer. Aber der Geiſt des Hauſes ſchlich noch immer händeringend darin umher. So oft es zwei ſchlug in der Nacht, ſtand er auf der Emporlaube an der Thür von Apollonius' Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.

Apollonius hielt ſich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf ſeinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Eſſen wie ſonſt dahin. Es konnte das nicht wundernehmen. Das Geſchäft hatte ſich unter ſeiner fleißigen Hand vergrößert. Es wollte gegen früher mehr als doppelt ſoviel geſchrieben ſein. Der Poſtbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Beſitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verſtand von Köln her den Betrieb des Schieferbaus und hatte ſich einen früheren Bekannten von daher verſchrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverläſſig wußte. Seine Wahl erwies ſich geraten; der Mann war thätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen

bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr ſah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe doch ſeinen Kräften zu viel vertraut. Der jungen Witib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnſtube kam. Die Kinder, die er öfter zu ſich rufen und kleine Dienſte verrichten ließ, wobei ſie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und ſie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie ſelber war deſto öfter auf ſeiner Stube; doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie ſchmückte Thüren und Wände mit allem, was ſie hatte, und wovon ſie wußte, daß er es liebte, und hielt ſich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch ſie bemerkte die Bläſſe ſeines Angeſichts, die jedesmal gewachſen ſchien, ſeit ſie ihn nicht geſehen. Wie ſie nun ganz ſein Spiegel geworden war, ſpiegelte ſie auch dieſe Bläſſe zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber ſie ſuchte ſeine Nähe nicht. Ihr ſchien, als ob ihre Nähe das Entgegengeſetzte von dem auf ihn wirke, was ſie zu wirken wünſchte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen ſie. Das beruhigte ſie wenigſtens über die Furcht, die ihr bei ſeinem Sichzurückziehen vor ihr am nächſten lag. Wie ſie alle Tugenden, die ſie kannte, in ihn hineingeſtellt wie in einen Heiligenſchrein, hatte ſie, die ihr die erſte von allen war, die Wahrhaftigkeit nicht vergeſſen. Und ſo wußte ſie, er zwang ſich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er ſie nicht empfand. Er ſcherzte ſelbſt zuweilen, beſonders, ſah er ihren Blick ängſtlich auf ſeinem immer bleicheren Geſichte haften; aber ſie merkte, daß trotzdem ihre Geſellſchaft ihn nicht heiterer, nicht geſunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr ſtand, wagte ſie es nicht. Wenn ſie allein war, dann fragte ſie ihn. Ganze Nächte ſann ſie auf Worte, ihm das Geſtändnis abzulocken, und ſprach mit ihm. Gewiß! hätte er ſie weinen gehört, gehört, wie immer ſüßer und inniger ſie ſchmeichelte und bat, die ſüßen Namen gehört, die ſie gab, er hätte ſagen müſſen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwiſchen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte ſie, was ſie ſprach, dann errötete ſie und flüchtete ihr Erröten vor ſich ſelbſt und der lauſchenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute ſie ihre Sorge an. „Iſt's ein Wunder," ſagte der eifrig; „wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag ſich über Gebühr anſtrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufſitzt? Dazu die immer ſteigende Sorge durch den

— Gott verzeih's ihm, er iſt tot, und von den Toten ſoll man nichts Böſes reden — durch den Bruder; am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den — und wenn ſeine Witwe dabei iſt — ich hab' ihn nie beſonders leiden können, und zuletzt am wenigſten. So iſt die Jugend. Ich hab' ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewiſſenhaftigkeit! Das iſt keine, die nicht an die Geſundheit denkt!" Der alte Bauherr hielt der jungen Witib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der ſie nicht hörte. Dann kamen ſie überein, Apollonius müſſe einen Doktor annehmen, woll' er oder nicht; und der Bauherr ging auf der Stelle zu dem beſten Arzte der Stadt. Der Arzt verſprach, ſein möglichſtes zu thun. Er beſuchte auch Apollonius, und dieſer ließ ſich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünſchten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verſchrieb und verſchrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier ſei ein Übel, gegen welches alle Kunſt zu kurz falle. So tief hinein, als wo dieſe Krankheit ſitze, wirke keins von ſeinen Mitteln.

Apollonius hatte deshalb den Arzt ſich verbeten. Er hatte das wohl gewußt: für ſeine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Urſache davon ſuchte, lag ſie nur zum Teile. Die Überanſtrengung hatte bloß den Boden für die Schmarotzerpflanze beſtellt, die an Apollonius' innerem Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, ſondern in dem Zuſtande, worin der Schreck ihn traf. Die erſten Zeichen der Krankheit ſchienen körperlicher Natur. In dem Augenblick, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod ſtürzte, hatten die Glocken unter ihnen zwei geſchlagen. Von da an erſchreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm ſchwerere Beſorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit gefunden, bis ſie beſeitigt war. Jeder Glockenſchlag, der ihn erſchreckte, ſchien ihm eine Mahnung dazu. Schon den anderen Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrthür. Es war ihm ſchon aufgefallen, wie unſicher ſein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die

er ſonſt kaum bemerkte, ſich wunderlich zunicken ſah, und der feſte Turm unter ihm ſich zu ſchaukeln begann, erſchrak er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgſter, tückiſcher Feind, wenn er ihn plötzlich zwiſchen Himmel und Erde auf der ſchwanken Leiter faßt! Vergeblich ſtrebte er, ihn zu überwinden; ſein Vorhaben mußte heute aufgegeben ſein. So ſchwer war Apollonius noch kein Weg geworden, als der die Turmtreppe von Sankt Georg herab. Was ſollte werden! Wie ſollte er ſein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denſelben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzuſehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken ſchlugen, als er am gefährlichſten ſtand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter ſeinen Füßen, und wie er hinausſah, nickten die Berge wieder und ſchaukelte wieder der Turm. Er war ſchon auf den unterſten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenſchlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte ſich am Geländer feſthalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Verſuch über Verſuch; er beſtieg alle Dächer und Türme mit ſeiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er ſeine böſen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals ſchon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzuſetzen und den Zierat feſt zu nageln vergeſſen. Die Lücke war wie ein böſer Fleck, ein Fleck, wo eine Unthat begonnen oder vollbracht iſt, und kein Gras wächſt, und kein Schatten wird; wie eine offene Wunde, die nicht heilt, bis ſie gerächt iſt; wie ein leeres Grab, das ſich nicht ſchließt, ehe es ſeinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geſchloſſen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Geſellen auftragen, aber der Gedanke, einen anderen ſeine verwahrloſte Arbeit nachbeſſern zu laſſen, trieb das Rot der Scham auf ſeine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem anderen aufgenagelt, mußte wieder abfallen; die Lücke rief nach ihm, und nur er konnte ſie ſchließen. Oder den Geſellen faßte das Verderben, das er dort eingehämmert, der Schwindel, der dort wohnte, und ſtürzte ihn herab. Seit das Weib des Bruders in ſeinen Armen gelegen, führte er ein Doppelleben. Er ſchaffte den Tag lang außen, nachts ſaß er in

ſeinem Stübchen bei ſeinen Büchern auf; das ſpann ſich alles mechaniſch ab; er war trotz ſeines Kämpfens nur mit halber Seele dabei; die andere Hälfte hatte ihr Leben für ſich. Immer ſchwebte ſie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmdach und brütete, welches kommende Unheil es ſei, das er fertig gehämmert jenen Morgen. Sie träumte den ſündhaften Traum wieder durch. Sie kämpfte den ſchrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fällt ihm ein, ob's nicht möglich geweſen, den Wahnſinnigen zu retten. Dann ſuchte er ängſtlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten geweſen, und ſchreckte doch zurück, dachte er, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus ſeinen Fugen gezerrt. Aber auch in ſeinem Brüten zeigte ſich noch der Gegenſatz zu ſeines Bruders Natur. In jenem überwucherte die Selbſtſucht, die ſchlimme Anlage; in Apollonius überſpannte ſich, was Gutes in ihm war, ſeine Gewiſſenhaftigkeit, Anhänglichkeit und ſein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht ſeine Schuld ab von ſich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld des Bruders herüber auf ſich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müſſen, war ſein Herz und Kopf nicht voll von den wilden verbotenen Wünſchen; hätte er dem Wahnſinnigen nicht gezürnt, den er bedauern ſollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit ſeinen böſen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit ſeiner Arbeit fertig und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu ſpät und gewann Zeit, ſeinen Entſchluß zu bereuen. Und war er noch oben, ſo war er der Stärkere, der Beſonnenere, und mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. Auch im äußeren Benehmen zeigte ſich dieſer Gegenſatz mit dem Bruder. Wie dieſer immer ſelbſtſüchtiger, wilder und rückſichtsloſer geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und ſtiller. Er verlor über dem eigenen Zuſtande nicht das Mitgefühl mit fremdem Leiden. Er bedauerte nicht ſich. Dachte er an die Menſchen, die ihm liebend nahe ſtanden, ſo war ſein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbſt ſein Sofa vergaß er nicht zu ſtreicheln; er that es, wie man einen Diener tröſtet, der das Unglück ſeines Herrn als ſein eigenes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig ſchien.

Er mußte ſich ſagen, daß er dachte wie ſie, und daß ſeine Wünſche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß ſie es einmal geweſen, warf ſeinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Beſitz, ſchien ihm wie beſchmutzt. Was Verſtand und Liebe ſagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kam's, daß Chriſtianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo ſeine Verdüſterung ihm ſelbſt wie eine Krankheit vorkam, und er hoffte, ſie werde vorübergehen. Aber auch da trat er Chriſtianen nicht näher, ſo ſehr ſein Herz ihn zog. Er blieb gegen ſie wie damals, wo er den Knaben zwiſchen ſie und ſich geſtellt hatte. Die kleinſte Annäherung ſah er nach ſeiner Weiſe für eine Bindung an, und dachte er ſich die Heirat entſchieden, ſo laſtete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbeſtimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er ſeinen Zuſtand erträglich. Er, der ſonſt ein unklares Verhältnis nicht ertragen konnte! Darin aber war er ſich noch völlig gleich, daß er in ſeiner Vorſtellung eine mögliche Schuld nur immer als die ſeine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umſtänden heilig und rein.

Dem alten Herrn war in ſeinem äußeren Ehrbegriff ein Zuſammenleben wie Apollonius' und Chriſtianens ohne kirchliche Weihe ein ſchweres Ärgernis. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Gatten der jungen, ſchönen Witib und ihrer Kinder Schützer und Erhalter ſein. Nach ſeiner Weiſe ſprach er ein Machtwort. Er beſtimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um; und in acht Tagen ſollte die Verlobung, drei Wochen ſpäter die Hochzeit ſein.

Das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden begann wieder ſchwül und ſchwüler zu werden; die neuen Wolken, die unſichtbar darum heraufgezogen, drohten einen herberen Schlag, als in dem die alten ſich entladen. Die junge Witib durfte nun eine Braut ſcheinen. Sie that, wonach man ſie neckend gefragt hatte; ſie vervollſtändigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte ſaß ſie ſchneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Thränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an dieſen Thränen. Sie ſah des geliebten Mannes Zuſtand ſtündlich ſich verſchlimmern und konnte darüber nicht im Irrtum ſein, daß die Heirat die Schuld davon trug. Je blaſſer und hinfälliger er wurde, deſto

milder und achtungsvoller wurde ſein Benehmen gegen ſie. Ja, es war etwas darin, was wie ſchmerzliches Mitleid und unausgeſprochene Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung ausſah, deren er ſich gegen ſie ſchuldig wiſſe. Sie wußte nicht, was ſie davon denken ſollte; nur, daß ſie nichts denken durfte, was des Bildes, das ſie von ihm in ihrer Seele trug, unwürdig geweſen wäre. In ſeiner Gegenwart war ſie ſtill wie er. Sie ſah ſein ſtummes ſchmerzliches Brüten; aber erſt, wenn ſie allein war, und ihre Kinder neben ihr ſchliefen, hatte ſie den Mut, ihn zu bitten. Stundenlang bat ſie dann wie ein Kind, er ſoll ihr doch ſagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm tragen; ſie muß ja; iſt ſie nicht ſein?

Und Apollonius ſelbſt? Bis jetzt hatte er den Druck dunkeln Schuldgefühls, der ſich an den Gedanken der Heirat knüpfte, zu ſchwächen vermocht, wenn er unentſchieden den Entſchluß in unbeſtimmte Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen, jenes Gefühl ſei eine krankhafte Anwandlung, die vorübergehen werde. Nun der alte Herr ſein Machtwort geſprochen, war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war beſtimmt; mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußte ſich entſcheiden. Er konnte nicht. Die Entzweiung ſeines Innern klaffte immer weiter auf. Wollte er dem Glücke entſagen, dann wich das Geſpenſt der Schuld, aber das Glück ſtreckte immer verlockendere Arme nach ihm aus. Es nahm ſeine Ehre zum Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie ſollte er ſein Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in ſeine Arme nahm? Der Vater wollte es; ſie liebt ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menſchen billigen es, ja ſie fordern es von ihm. Dann ſah er ſie, ehe ſie ihm geraubt wurde, wie ſie das Glöckchen hinlegte für ihn, roſig unter der braunen, krauſen Locke, die ſich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der ſie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angſt und voll Glück in ſeinen Armen. Und ſo ſoll er ſie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr ſchwellendes Umfangen, durch alle Bilder ſtillen, ſanften Glücks hindurch fröſtelt ihn der alte Schauder wieder an. So war's ſchon in ſeinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um ſie, und ihn hinabſtieß von der fliegenden Rüſtung in den Tod. Er ſagt ſich, das war nur im

Traum; was man im Traume that, hat man nicht gethan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die bösen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machte dessen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder stürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume gestürzt. Nun war es ja, wie in dem schlimmen Traum, der Bruder war tot und er hatte sein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, so hat er ihn hinabgestürzt. Hat er den Lohn der That, so hat er auch die That. Nimmt er sie, wird das Gefühl ihn nicht lassen; er wird unglücklich sein, und sie mit unglücklich machen. Um ihret- und seinetwillen muß er sie lassen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos diese Schlüsse sind vor den klaren Augen des Geistes, und will er wiederum das Glück ergreifen, so schwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eisiger Reif über seiner Blume, und der Geist vermag nichts gegen seine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenschläge von Sankt Georg. Immer fieberischer wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebessert war. Äußere Anlässe schärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet, die Lücke schluckte, die Verschalung sog das Wasser gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterkälte stärker ein, fror die Nässe im Holz, so warf sich die Verschalung und verletzte die Schiefer. Die Stadt, die seiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenschlag Zwei. In der Glut des Fiebers vermischten sich die Schatten. Die Vorwürfe des inneren und äußeren Sauberkeitsbedürfnisses flossen ineinander. Immer unwiderstehlicher forderte die offene Wunde das Gericht; das gähnende Grab den, der es schloß. Und er war es, den der Stundenschlag zum Gerichte rief: er, der das Grab schließen mußte, ehe das gehämmerte Unheil auf ein unschuldig Haupt fiel. Sich selbst hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu bessern. Und wenn er oben war, dann schlug es Zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, dem Bruder nach.

Der alte wackere Bauherr drang in den Leidenden; er hatte sich das Recht erworben, sein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er schlug ihm sein Verlangen nicht ab, aber er schob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sah die schöne junge Braut ihn bleicher werden

und blich ihm nach. Nur der alte Herr in ſeiner Blindheit ſah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmſten droht. Es war wieder ſchwül geworden und wurde noch immer ſchwüler, das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden. Kein Menſch ſieht's dem roſigen Hauſe an, wie ſchwül es einmal darin war.

Es war in der Nacht vor dem angeſetzten Verlobungstag. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte ſchon hatte man das ſogenannte Sankt Elmsfeuer von den Turmſpitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züngeln ſehen. Trotz der trockenen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigene Schwere in den Gliedern. Es regte ſich keine Luft. Die Menſchen ſahen ſich an, als fragte einer den anderen, ob auch er die ſeltſame Beängſtigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerung gingen von Mund zu Munde. Die Verſtändigeren lächelten darüber, konnten ſich aber ſelbſt des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entſprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorſtehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten ſich dunkle Wolken übereinander gebaut von entſchiedenerer Zeichnung und Farbe, als ſie der Winterhimmel ſonſt zu zeigen pflegt. Ihr Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abſtechen müſſen, der Berge und Thal bedeckte und wie ein Zuckerſchaum in den blätterloſen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Wiederſchein den weißen Glanz. Hier und da dehnte ſich der feſte Umriß der dunklen Wolkenburg in ſchlappen Buſen herab. Dieſe trugen das Anſehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleiſchwärze der höheren Schicht mit dem ſchmutzigen Weiß der Erde und ſeinen ſchwärzlichen Scheinen. Die ganze Maſſe ſtand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es Nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeſchoſſe ſchloſſen die Laden; in den Fenſtern der höheren Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, die ein größeres Stück Himmel zu überſehen erlaubten, ſtanden Gruppen von Menſchen zuſammen und ſahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald ſich in die langen, bedenklichen Geſichter. Sie erzählten ſich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorſtädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, ſtoßende

Geſlatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nikolaus, ſprachen von Erdbeben, Bergſtürzen, wohl auch vom jüngſten Tage. Die Mutigeren meinten, es ſei nur ein ſtarkes Gewitter. Aber auch das erſchien bedenklich genug. Der Fluß und der ſogenannte Feuerteich, deſſen Waſſer auf unterirdiſchen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehen. Aber ſo oft ſie hinaufſahen, die dunkle Maſſe rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittag hatte ſie ſchon ſo geſtanden; gegen Mitternacht ſtand ſie noch unverändert ſo. Nur ſchwerer, ſchien es, war ſie geworden und hatte ſich tiefer herabgeſenkt. Wie ſollte ſie auch rücken? da nicht ein leiſer Lufthauch auf den Flügeln war; und ſolche Maſſe zu zerſtreuen und fortzuſchieben, hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es ſchlug zwölf vom Sankt Georgenturm. Der letzte Schlag ſchien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das ſo lang anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachſen; wie auf tauſend Flügeln kam es gerauſcht und geſchwollen und ſtieß zornig gegen die Häuſer, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und ſchrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hauſe umher, bis es eine andere Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Laden los und warf ſie grimmig zu; quetſchte ſich ſtöhnend zwiſchen nahſtehenden Mauern hindurch; pfiff wütend um die Straßenecken; zerlief in tauſend Bäche; ſuchte ſich und ſchlug klatſchend wieder zuſammen in einen reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Luſt herab und hinauf; rüttelte an allem Feſten; trillte mit wildſpielendem Finger die verroſteten Wetterhähne und Fahnen, und lachte ſchrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach aufs andere, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an ſteilen Mauern hinauf, daß er vor Angſt in alle Fenſterritzen kroch, und wirbelte ganze tanzende Rieſentannen aus Schnee geformt auf ſeinen Händen vor ſich her.

Da man ein Gewitter vorausſah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirks-Gewitternachtwachen, ſowie die Spritzenmannſchaften waren ſchon ſeit Stunden beiſammen. Herr Rettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtſtube im Rathauſe geſandt, um da ſeine, des Ratsſchieferdeckermeiſters Stelle zu vertreten. Die zwei Geſellen ſaßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Rats-

werkleute unterhielten ſich in der Wachtſtube, ſo gut ſie konnten. Der Ratsbauherr ſah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf ſich gerichtet und erhob ſich, ſeinen Zuſtand zu verbergen. In dem Augenblick brauſte der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme ſchlug es eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäuſten des Sturms, der ihn mit ſich fortriß in ſeine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenſter, wie um zu ſehen, was es draußen gebe. Da leckte eine rieſige ſchwefelblaue Zunge herein, bäumte ſich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menſchen auf und verſchlang ſich ſpurlos in ſich ſelber. Der Sturm brauſte fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren ſchien, ſo erhob ſich jetzt aus ſeinem Brauſen etwas, das an Gewalt ſich ſo rieſig über ihn emporreckte, wie ſein Brauſen über den Glockenton. Eine unſichtbare Welt ſchien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauſte und pfiff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe majeſtätiſche Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der That geſättigten Kraft.

„Das hat eingeſchlagen," ſagte einer. Apollonius dachte: wenn es in den Turm ſchlüge von Sankt Georg, dort in die Lücke und ich müßte hinauf und es ſchlüge zwei und —. Er konnte nicht ausdenken. Ein Hilfegeſchrei, ein Feuerruf erſcholl durch Sturm und „Es hat eingeſchlagen," ſchrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Turm von Sankt Georg geſchlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg!" Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo iſt der Nettenmair? Kann einer helfen, iſt's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sankt Georg?"

Der Bauherr ſah Apollonius erbleichen, ſeine Geſtalt noch tiefer in ſich zuſammenſinken, als ſeither. „Wo iſt der Nettenmair?" rief es wieder draußen. Da ſchlug eine dunkle Röte über ſeine bleichen Wangen, und ſeine ſchlanke Geſtalt richtete ſich hoch auf. Er knöpfte ſich raſch ein, zog den Riemen ſeiner Mütze feſt unter dem Kinn. „Bleib' ich," ſagte er zu dem Bauherrn, indem er ſich zum Gehen wandte, „ſo denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und

ſeine Kinder.“ Der Bauherr war betroffen. Das „Bleib' ich“ des jungen Mannes klang wie: „Ich werde bleiben.“ Eine Ahnung kam dem Freunde, hier ſei etwas, was mit dem Seelenleiden Apollonius' zuſammenhänge. Aber der Ausdruck ſeines Geſichtes hatte nichts mehr von den Leiden; er war weder ängſtlich, noch wild. Durch ſeine Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackere Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm ſtand. Das war ganz die ruhige, beſcheidene Entſchloſſenheit wieder, die ihn beim erſten Anblick dem jungen Manne gewonnen hatte. „Wenn er ſo bliebe!“ dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck ſagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über ſein Geſicht hin mit dem wackeren Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht, und ihm noch mehr Schmerz machen wollen. Er ſagte mit ſeinem alten Lächeln: „Auf ſolche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiederſehen!“ Der ſchnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sankt Georg, unter dem Geſchrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner, ſagte der Bauherr immer vor ſich hin: „Entweder ſeh' ich den braven Jungen nie wieder, oder er iſt geſund, wenn ich ihn wiederſeh'.“ Er legte ſich nicht Rechenſchaft ab, wie er zu dieſer Überzeugung kam. Hätte er's auch ſonſt gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair?“ tönte dem Gerufenen auf ſeinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen ſeiner Mitbürger auf ihn weckte das Gefühl ſeines Wertes wieder in ihm auf. Als er, aus der Fremde zurückkehrend, die Heimatsſtadt vor ſich liegen ſah, hatte er ſich ihr und ihrem Dienſte gelobt. Nun durfte er ſich zeigen, wie ernſt gemeint ſein Gelübde war. Er überſann in Gedanken die möglichen Geſtalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze ſtand bereit im Dachgebälk, Tücher lagen dabei, um damit, in Waſſer getaucht, die gefährdeten Stellen zu ſchützen. Der Geſelle war angewieſen, heißes Waſſer bereit zu halten. Das Gebälke hatte er überall durch Leitern verbunden. Zum erſten Male ſeit ſeiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die

Gebilde ſeines Brütens wie erbleichende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkensfreudigkeit und Spannkraft war wieder heraufgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte ſie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle ſind ſie eine ſchwache Waffe. Vergebens ſah ſein Geiſt den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erſchlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein ſtärkeres geſundes Gefühl gegen die ſtarken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte ſie in ſeiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne beſonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entſchluß gefunden, und dieſer war die Quelle ſeines erneuten Daſeins. Er wußte, er wird nicht ſchwindeln, und blieb er doch, ſo fiel er ſeiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten ſtatt ſeiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menſchen angefüllt, die alle voll Angſt nach dem Turmdache hinauf ſahen. Der ungeheure alte Bau ſtand wie ein Fels in dem Kampf, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umſchlangen ihn tauſend haſtige glühende Arme mit ſolcher Macht, daß er ſelber aufzuglühen ſchien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und ſtürzte gebrochen zurück, dann ſchlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zuſammen. Ebenſo oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Geſichter auf um ſeinen Fuß, und ſank wieder ununterſcheidbar ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und ſchlug mit eigenen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen, als wollte er ſie's büßen laſſen, daß er vergeblich an den ſteinernen Rippen ſich wund ſtieß, und warf ſie mit ſeinem Schneegerieſel, das in dem Schein der Blitze wie glühender Funkenregen an ihnen herniederſtäubte. Und wie die Menſchen bald erſchienen, bald verſchwanden, ſo wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und Donner überbrauſt und überrollt. Da rief einer, ſich ſelbſt tröſtend: „Es iſt ein kalter Schlag geweſen. Man ſieht ja nichts.“ Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlag könne noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunſch, der Schlag möge nicht ein kalter geweſen ſein, und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte ſich ſchon getröſtet, und rächte ſich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele ſahen, vor Angſt und Kälte zitternd, mit den geblendeten Augen ſtumpf

in die Höhe, und wußten nicht mehr, warum. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welch Unglück die Stadt betreffen könne, ja betreffen müsse, wenn der Schlag kein kalter war. Einer sprach von der Natur der Schiefer, wie sie im Brande schmelzen und als brennende Schlacken straßenweit durch die Luft fliegend schon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andere klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünstige, und daß kein Wasser zum Löschen vorhanden sei. Noch andere: und wäre welches vorhanden, so würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälk, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. Hier war die feuergefährlichste Stelle der ganzen Stadt. Zahllose hölzerne Emporlauben in engen Höfen, bretterne Dachgiebel, schindelngedeckte Schuppen, alles so zusammengepreßt, daß nirgends eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löschmannschaft mit Erfolg anzustellen war. Stürzte das brennende Dachgebälke, wie es nicht anders möglich war, nach dieser Seite, so war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen die ausbrechende Flamme schien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche übersehen konnte, begünstigte die Fortpflanzung des Irrtums. Es war wunderlich, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geschrei: „Wo? Wo?" Sturm und Donner verhinderten die Verständigung. Jeder wollte selbst sehen; so entstand ein wildes Gedränge.

„Wo hat es hingeschlagen?" fragte Apollonius, der eben daherkam. „In die Seite nach Brambach zu," antworteten viele Stimmen. Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsameren Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Gesell, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälk, um sie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter seinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen

am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einſchlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte ſeine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er ſei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmluken herein und unmittelbar darauf rüttelte ein praſſelnder Donner an dem Turm. Apollonius ſtand erſt wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erſchütterung. Ein dicker Schwefelqualm ſtickte ihn. Er ſprang nach der nächſten Dachluke, um friſche Luft zu ſchöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den oberſten Treppenſtufen ſtehen geblieben. „Herauf!“ rief ihnen Apollonius zu. „Schnell das Waſſer! die Spritze! In dieſe Seite muß es geſchlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Waſſer und Spritze an die Ausfahrthür.“ Der Zimmermeiſter rief, ſchon auf der Leitertreppe, huſtend: „aber der Dampf!“ „Nur ſchnell!“ entgegnete Apollonius. „Die Ausfahrthür wird mehr Luft geben, als uns lieb iſt.“ Der Maurer und der Schornſteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, ſo ſchnell als möglich war, mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die anderen brachten Eimer kalten, der Geſell einen Topf heißen Waſſers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern. In ſolchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Thätigen unterordnen ſich die anderen ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrthüre war ſchmal: durch die verſtändige Anordnung Apollonius' fand dennoch alles im Augenblicke ſeinen Platz. Zunächſt Apollonius nach der Thüre ſtand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war ſo gewendet, daß die beiden Männer die Druckſtangen vor ſich hatten. Zwei ſtarke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer ſtand der Schieferdeckergeſelle, um über deſſen Schulter, ſo oft es nötig, von dem heißen Waſſer zuzugießen. Andere betrieben des Geſellen vorheriges Geſchäft; ſie ſchmolzen Schnee und Eis, und behielten das gewonnene Waſſer in der geheizten Türmerſtube, damit es nicht wieder zu Eiſe fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwiſchen Dachſtuhl und Türmerſtube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit fliegenden Worten und Winken den Plan dieſer Geſchäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte,

die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter ſchon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrthür. Die Leute hatten die beſte Hoffnung; aber als durch die geöffnete Thür der Sturm hereinpfiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Maſſen feinen Schneeſtaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachſtuhl auf und ab polterte und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da war der Mutigſte im Begriff, die Hand von dem vergeblichen Werke abzuziehen. Apollonius mußte ſich mit dem Rücken gegen die Thüre kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verſchalung oberhalb der Thüre geſtemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußeren Dachfläche hinaufzuſehen. „Noch iſt zu retten," rief er angeſtrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verſtehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzeſten Schlauches, deſſen unteres Ende der Zimmermann einſchraubend an der Spritze befeſtigte, und wand ſich den oberen Teil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meiſter, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!" Die rechte Hand gegen die Verſchalung geſtemmt, bog er ſich aus der Ausfahrthür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um ſie an dem nächſten Dachhaken über der Thüre anzuhängen. Den Werkleuten ſchien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich war's, er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zu ſtatten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneeſtaub, der dazwiſchen wirbelte und, vom Dache herabrollend, in ſeine Augen ſchlug, war hinderlich. Aber er fühlte, die Leiter hing feſt. Zeit war nicht zu verlieren; er ſchwang ſich hinaus. Er mußte ſich mehr der Kraft und Sicherheit ſeiner Hände und Arme vertrauen, als dem ſicheren Tritt ſeiner Füße, als er hinaufklomm; denn der Sturm ſchaukelte die Leiter ſamt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, ſeitwärts über der erſten Sproſſe der Leiter, hüpften bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeſchlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erſchrocken, hierher könnte der Blitz ſchlagen und er müſſe herauf. Eine Reihe dunkler, tödlicher Fieber-

gebilde hatten ſich daran geſchloſſen. Jetzt war alles geſchehen, wie er ſich's vorhin nur gedacht, aber die Lücke war ihm wie jede andere Stelle des Turmdachs, ſchwindellos ſtand er auf der Leiter und nur ein friſches wackeres Gefühl erfüllte ihn; der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja, etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies ſich nun ſogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, das Waſſer, welches die Lücke wochenlang geſchluckt, das nun im Holze gefroren, war es allein, was die Flamme nicht ſo ſchnell überhand nehmen ließ, als ohne dies Hindernis geſchehen ſein würde. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner. Der Froſt in der Verſchalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe ſie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiter freſſen konnten. Hatten ſie ſich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und dieſe den durch Froſt gefeiten Raum unter der Lücke überſchritten, dann mußte der Brand bald rieſig über die Turmſpitze hinauswachſen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er ſah, noch war zu retten. Und er brauchte die Kraft, die ihm dieſer Gedanke gab. Die Leiter ſchaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, ſie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Und wenn der Dachhaken locker war, — aber er wußte, das konnte nicht ſein — dieſe Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte ſie an ein hervorſpringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt. Nah an einem der Befeſtigungspunkte; aber das andere Ende des Guirlandenſtücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befeſtigen vergeſſen hatte. Sein und der Leiter Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagrecht und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte ſich ſein neugewonnener Lebensmut bewähren und er that's. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die ſchwankende Leiter hinauf und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt ſich feſt daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leiterſproſſe; die Füße folgten; er ſtand wieder auf der Leiter. Und jetzt

begannen ſchon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang', und ſie rollten ſich ſchmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgeſtreift in die Tiefe. Nun überſah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; ſeine Zuverſicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erſt gegen die Lücke, um die Verſchalung oberhalb des Brandes noch geſchickter zum Widerſtande zu machen. Die Spritze bewies ſich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer ſich einzwängte, ſplitterten dieſe krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes kniſterten und hüpften zornig unter dem herabfließenden Waſſer; erſt dem unmittelbar gegen ſie gerichteten Strahl gelang es, und auch dieſem mehr durch ſeine erſtickende Gewalt, als durch die Natur ſeines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen. Die Brandfläche lag ſchwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Ziſchen mehr. Da raſſelte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es ſchlug zwei. Zwei Schläge! Zwei! Und er ſtand und er ſtürzte nicht! Wie anders war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fieberiſchen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da ſchlug es zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle Schuld zu büßen. Das hatten ihm ſeine ſchweren wachen Träume gezeigt. Und er ſtand doch wirklich oben, und die Leiter ſchwankte im Sturme, Schneeſtaub umwirbelte ihn, Blitze umzuckten ihn; mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Thals, die ganze Gegend in einer ungeheueren Flamme auf, und nun ſchlug's zwei unter ihm, die Glockentöne heulten, vom Sturme gezerrt hinaus in den Aufruhr, und er ſtand, er ſtand ſchwindellos, er ſtürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte ſeine Pflicht gethan, wo Tauſende ſie nicht gethan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein, von der furchtbarſten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieſes Gedankens war in dieſer Seele nur ein Dankgebet. Er dachte nicht an die Menſchen, die ihn preiſen würden, nur an die Menſchen, die nun wieder aufatmen durften, an das Elend, das verhütet, an das Glück, welches erhalten war. Und er fühlte ſelbſt nach Monden wieder, was frei aufatmen heißt. Dieſe Nacht hatte die Luft ja auch ihm wiedergebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er ſich jetzt wieder an das Wort, das er ſich gegeben.

Menſchen wie Apollonius iſt's der höchſte Segen einer braven That, daß ſie ſich geſtärkt fühlen zu neuem braven Thun.

Die Menge unten ſchrie noch immer Wo? Wo? und drängte ſich durcheinander, als der zweite Einſchlag geſchah. Alles ſtand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. „Gott ſei Dank! es war wieder kalt!“ rief eine Stimme. „Nein! Nein! dasmal brennt's! Erbarme ſich Gott!“ entgegneten andere. Scharfe Augen ſahen, wenn zuweilen zwiſchen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie ſuchten ſich und lohten, wenn ſie ſich fanden, zuckend in eine größere Flamme zuſammen auf; dann flohen ſie ſich tanzend und ſchlugen wieder zuſammen. Der Sturm bog und dehnte ſie hin und her; zuweilen ſchienen ſie zu verlöſchen, dann züngelten ſie noch höher auf als vorhin. Sie wuchſen, das ſah man; aber raſch war ihr Wachstum nicht. Viel ſchneller und gewaltiger ſchwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angſtvoller Spannung bohrten ſich alle Blicke auf der kleinen Stelle feſt. „Jetzt Hilfe und es iſt noch zu verlöſchen!“ Und wieder klang angſtvoll der Ruf: „Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair?“ durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: „Er iſt auf dem Turm.“ Alle Gemüter fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meiſten kannten ihn nicht, ſelbſt die meiſten unter den Rufern. Und die ihn nicht kannten, ſchrieen am lauteſten. In Augenblicken allgemeiner Hilfloſigkeit klammert ſich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Teil ſchiebt damit die Anforderungen des Gewiſſens zu eigenem Mühen, zu eigenem Wagnis von ſich; und dieſe ſind's, die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er gethan, und was er nicht gethan. Die anderen ſind froh, täuſchen ſie ſich nur über den nächſten Augenblick hinweg. „Was ſoll er?“ rief einer. „Helfen! Retten!“ andere. „Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagt's keiner.“ „Der Nettenmair gewiß!“ Im tiefſten Herzen wußten auch die Vertrauendſten, er wird's nicht wagen. Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöſcht werden konnte, wenn ſie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die ſtumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrthür ſich öffnete und die herausgehaltene Leiter ſichtbar wurde, als es ſchien, es wagt' es dennoch einer, wirkte das ſo erſchreckend, als der Einſchlag ſelbſt. Und die Leiter hing und ſchaukelte hoch oben

mit dem Manne, der daran hinaufklomm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt; die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geſchnitten ſchien, und wie eine Glocke mit ihm ſchaukelte, in der entſetzlichen Höhe. Jeder Atem ſtockte. Aus Hunderten der verſchiedenſten Geſichter ſtarrte derſelbe Ausdruck nach dem Manne hin auf. Keiner glaubte an das Wagnis, und ſie ſahen den Wagenden doch. Es war wie etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch ſtand jeder einzelne ſelbſt auf der Leiter, und unter ihm ſchaukelte der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwiſchen Himmel und Erde. Und ſie ſtanden doch auch wieder unten auf der feſten Erde und ſahen nur hinauf; und doch! wenn der Mann ſtürzte, dann waren ſie's, die ſtürzten. Die Menſchen unten auf der feſten Erde hielten ſich krampfhaft an ihren eigenen Händen, an ihren Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzuſtürzen von der entſetzlichen Höhe. So ſtanden ſie ſicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht geweſen; und doch war's nur ein Augenblick, ſeit ſie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigene über der Gefahr des Menſchen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie ſahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; ſie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erſt als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrthür verſchwunden war, und die Leiter ſich nachgezogen hatte, erſt als ſie nicht mehr oben hingen, als ſie ſich nicht mehr an den eigenen Händen, Stöcken und Kleidern feſthalten mußten, da erſt kämpfte die Bewunderung mit der Angſt, da erſt erſtickte der Jubel: „zu, braver Junge!“ in dem Angſtruf „er iſt verloren!“ Eine alterszitternde Stimme begann zu ſingen: „Nun danket alle Gott.“ Als der alte Mann an die Zeile kam: „der uns behütet hat,“ da erſt ſtand alles vor ihrer Seele, was ſie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdeſten Menſchen fielen ſich in die Arme, einer umſchlang in dem anderen die Lieben, die er verlieren konnte, die ihm gerettet waren. Alle ſtimmten ein in den Geſang; und die Töne des Dankes ſchwollen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menſchen ſtanden, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuſer hinein bis in das innerſte Gemach, und ſtiegen bis in die höchſte Bodenkammer

hinauf. Der Kranke in ſeinem einſamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, ſang von ferne mit; Kinder ſangen mit, die das Lied nicht verſtanden und die Gefahr, die abgewendet war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche, und Sturm und Donner die rieſige Orgel darin. Und wieder erhob ſich der Ruf: „Der Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair? Wo iſt der Helfer? Wo iſt der Retter? Wo iſt der kühne Junge? Wo iſt der brave Mann?“ Sturm und Gewitter waren vergeſſen. Alles ſtürzte durcheinander, den Gerufenen ſuchend; der Turm von Sankt Georg wurde geſtürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und ſagte, Nettenmair habe ſich einen Augenblick im Türmerſtübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen ſie in den Zimmermann, er ſei doch nicht beſchädigt? Seine Geſundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermeiſter konnte nichts ſagen, als daß Nettenmair mehr gethan habe, als ein Menſch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu thun im ſtande ſei. Bei ſolchen Gelegenheiten, wie die Rettung heute, ſei der Menſch ein anderer; hintennach erſtaun' er ſelber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle ſich alles. Ihn — den Zimmermeiſter — ſolle es nicht wundern, ſchliefe Nettenmair nach der gehabten Anſtrengung drei Tage und drei Nächte „in einem Ritt“ hintereinander fort. Die Leute ſchienen bereit, ſo lang' auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach ſeinem Erwachen zu ſehen. Unterdes hatte ein angeſehener Mann auf dem nahen Marktplatze eine Geldſammlung begonnen. Geld lohne freilich ſolch ein Thun nicht, als der Brave heut bewieſen; aber man könne ihm wenigſtens zeigen, man wiſſe, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem einzelnen wiederklang, liefen ſogar anerkannte Geizhälſe haſtig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert darum, daß ſie es eine Stunde ſpäter reuen würde. Wenige von den Wohlhabenderen ſchloſſen ſich aus; die Ärmeren ſteuerten alle bei. Der Sammler erſtaunte ſelbſt über den reichen Erfolg ſeiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er ſich gelegt, hatte er noch geſorgt, daß die Laternen vorſichtig ausgelöſcht wurden. Er hatte die Ausfahrthüre geſchloſſen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Türmerſtube bringen laſſen, damit der Froſt keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu ſtehen; der Bauherr, der unterdes heraufgekommen war, hatte ihn

dennoch halb mit Gewalt in die Türmerſtube hinunterbringen müſſen. Dann hatte der Freund die Thüre von innen verriegelt, Apollonius genötigt, die gefrorenen Kleider auszuziehen, und dann wie eine Mutter an ſeines Lieblings Bett geſeſſen. Apollonius konnte nicht ſchlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er ſprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Waſſer fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu ſich nahm, wies den Grog dankend zurück. Der Geſelle hatte unterdes friſche Kleider geholt. Apollonius verſicherte, er finde ſich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzuſtehen. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte ſich vorhin unter der Decke ausgezogen und ſo zog er ſich wieder an. Der Bauherr kehrte ſich ab von ihm und lachte durch das Fenſter Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius' Schamhaftigkeit, oder überhaupt aus Freude an ſeinem Liebling. Er hatte oft bereut, daß er Junggeſelle geblieben war; jetzt freute es ihn faſt. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen ſo braven, als ein Vater wünſchen kann.

Auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm geriſſen; ſelbſt angeſehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden ſo gedrückt und geſchüttelt, daß er ſie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor ſeine natürlich edle Haltung nicht; die verlegene Beſcheidenheit dem begeiſterten Danke, das Erröten dem bewundernden Lobe gegenüber ſtand ihm ſo ſchön an, als ſein mutig entſchloſſenes Weſen in der Gefahr. Wer ihn nicht ſchon kannte, verwunderte ſich; man hatte ihn ſich anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, überſprudelnd von Kraftgefühl, wohl ſogar wild. Aber man geſtand ſich, ſein Anſehen widerſprach dennoch nicht ſeiner That. Das mädchenhafte Erröten einer ſo hohen männlichen Geſtalt hatte ſeinen eigenen Reiz, und die verlegene Beſcheidenheit des ehrlichen Geſichts, die nicht zu wiſſen ſchien, was er gethan, gewann; die milde Beſonnenheit und einfache Ruhe ſtellte die That nur in ein ſchöneres Licht; man ſah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

Wir überſpringen im Geiſte drei Jahrzehnte und kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unſerer Erzählung beſchäftigten. Wir ließen ihn in der Laube ſeines Gärtchens. Die

Glockentöne von Sankt Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienſte; ſie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hauſe mit den grünen Feſterladen herein. Dort ſitzt er jeden Sonntag um dieſe Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienſt, dann ſieht man ihn, das ſilberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche ſteigen. Kein Menſch begegnet ihm dann, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun ſind es faſt dreißig Jahre her, aber es giebt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können ſie ſagen, was der Mann mit dem ſilberbeknopften Stocke für die Stadt gethan in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher geſtiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützenhaus, erhebt ſich aus freundlichem Gärtchen ein ſtattlicher Bau. Es iſt das neue Bürgerhoſpital. Jeder Fremde, der das Haus beſucht, erfährt, daß der erſte Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geſchichte jener Nacht hören, die wackere That des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn geſammelt, und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben als Stammfonds zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie ſein Beiſpiel Frucht getragen, und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geſchenkt und vermacht, bis endlich nach Jahren ein Zuſchuß aus der Stadtkaſſe den Beginn und die Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Reſt des Sonntags auf ſeinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer — oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört, oder vielmehr ſeinen Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er ſich gegeben, war der Gedanke ſeines Lebens geblieben. Was er ſchaffte, ſchaffte er für die Angehörigen ſeines Bruders; er ſah ſich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf ſeinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, ſo dachte er an das tote Annchen. Sein Gedächtnis war ſo gewiſſenhaft, als er ſelbſt. Dann rief er das Kind zu ſich, ſtreichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderlich zugegangen ſein, fand ſich in den Taſchen des blauen Rockes nicht irgend etwas ſorglich in reines Papier Gewickeltes, das er herausnehmen konnte, ſich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte ſich erſt freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die

große Geſtalt etwas ſo Ernſtes und Feierliches, daß das Kind vor Reſpekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über ſaß Herr Nettenmair über ſeinen Büchern und Briefen, oder beaufſichtigte im Schuppen das Ab- und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt zwölf aß er mittags, punkt ſechs zu Abend auf ſeinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelſtunde, dann ſtrich er mit leiſer Hand über das alte Sofa und bewegte ſich drei andere Viertelſtunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen. Mit dem erſten Viertelſchlage von ein und ſieben Uhr klinkte er die Staketenthüre wieder hinter ſich zu. Am Sonntag iſt's anders; da ſitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und ſieht nach dem Turmdache von Sankt Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leſer kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er ablieſt vom Turmdache von Sankt Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch ſchöne Frauengeſicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran, zu dem Sitzenden herüberlauſcht, das weiß der Leſer nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die ſich noch immer gern freimacht, war noch dunkelbraun und voll, und hing auf eine faltenloſe Stirn herab, die Wangen darunter ſchwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch und die blauen Augen glänzten, als ſie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet. Er küßte ſie leiſe auf die Stirn und nannte ſie mit dem Namen „Schweſter". Sie verſtand, was er meinte. Schon damals ſah ſie mit der Ergebung, ja Andacht zu dem Manne hinauf, mit der ſie jetzt ſein Sinnen belauſcht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchſichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm ſeinen Entſchluß, nicht zu heiraten, mitteilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken, oder nach Köln zurückzugehen. Apollonius' Herzen wurde es ſchwerer, als ſeinem Verſtande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge, daß er bleiben müſſe. Er wußte, nur ſeinem Entſchluſſe treu, blieb er der Mann, ſein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht ſagen. Erfuhr dieſer das wahre Verhältnis der beiden jungen Leute, ſo drang er nur noch ſtärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch ſagen müſſen, wie der Bruder den Tod gefunden. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müſſen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder hatte durch Selbſtmord geendigt,

wußte er nicht. Die beiden ſo nah verwandten Menſchen verſtanden ſich nicht. Apollonius ſetzte die innerliche Natur ſeines eigenen Ehrgefühles bei dem Vater voraus, und der Alte ſah in der Weigerung des Sohnes und deſſen Beweis, er nur könne der ſchwierigen Lage des Hauſes gerecht werden, den alten Trotz auf ſeine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen: der Vater war in ſeinen Augen nichts mehr, als ein hilfloſer alter blinder Mann. Und was dieſe Mißverſtändniſſe verurſachte und begünſtigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den ſie beide gemein hatten. Denſelben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht; hatten die angeſehenſten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerkſamkeit zu beweiſen. Urſache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine ſolche Seele galt, an deſſen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trotzenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geiſtige Überanſtrengung an dem Tag vor dem Tode ſeines älteren Sohnes hatten ſeine letzte Kraft untergraben; nun brach ſie vollends zuſammen. Von Tag zu Tag wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine ſelbſtquäleriſche Luſt, in ſeiner diplomatiſchen Weiſe dem Sohne deſſen Unkindlichkeit vorzuwerfen, indem er beſtändig ſein grimmiges Bedauern ausſprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrſchſüchtigen Vater, der nichts mehr ſei und nichts mehr könne, ſich ſo viel gefallen laſſen müſſe. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes, der Alte glaubte nicht an die Aufrichtigkeit desſelben. Dabei konnte er ſich in ſeiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachſenden Ehre und des ſteigenden Wohlſtandes ſeines Hauſes freuen, wenn er ſich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius ſeither im Pachte gehabt. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er ſich gegeben, ſo reich zu erfüllen, als er konnte; und in dieſem war ja auch der Vater mit eingeſchloſſen. Das Gedeihen ſeines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitterwinternacht hatte er dem alten Bauherrn ſeine ganze innere Geſchichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu ſeinem Tod mit ganzer Seele an ihm hing, blieb ſein einziger Umgang, wie er der einzige war, dem ſich Apollonius, ohne ſeiner Natur ungetreu werden zu müſſen, enger anſchließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte ſich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erſt für eine ſehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden ſieghaft aus, das geiſtig in dem Entſchluſſe jener Nacht ſeinen rettenden Abſchluß gefunden. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab ſich auf mannigfache Weiſe rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren ſeine Pfleger. Der erſte wich Tag und Nacht nicht von ſeinem Lager. Diejenige, welche Natur durch Liebe und Dankespflicht zur ſorglichſten Pflegerin des Kranken beſtimmt hatte, rief Apollonius nicht an ſein Bett, und ſie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte ſie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeſchlagen, um dem Kranken ſo nah zu ſein, als möglich. Wenn der Kranke ſchlief, winkte ihr der alte Bauherr, hereinzutreten. Dann ſtand ſie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettſchirm. Unwillkürlich nahm ihr leiſer Atem den Schritt des ſeinen an. Sie ſtand ſtundenlang und ſah durch einen Riß im Bettſchirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anweſenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter ſein Schlaf, wie lächelnder ſein Geſicht dann war. Keine Flaſche, aus der der Kranke einnehmen ſollte, die er nicht, ohne es zu wiſſen, aus ihrer Hand bekam. Kein Pflaſter, kein Überſchlag, den nicht ſie bereitet; kein Tuch berührte den Kranken, das ſie nicht an ihrer Bruſt, an ihrem küſſenden Munde erwärmt. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr ſprach, ſah ſie, er war mehr um ſie beſorgt, als um ſich; wenn er freundlich tröſtende Grüße an ſie auftrug, zitterte ſie hinter dem Bettſchirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte ſie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker ſchließenden Laden die kalten Flocken in ihr warmes Geſicht, berührte ihr eigener Hauch, auf der Decke gefroren, ihn eiſig Hals, Kinn und Buſen, dann war ſie glücklich, etwas um ihr zu leiden, der alles um ſie litt. In dieſen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdiſche in ihr; aus dem Schmerz

der getäuſchten ſüßen Wünſche, die ihn beſitzen wollten, ſtieg ſein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der ſie ihn ſonſt geſehen.

Apollonius genas raſch. Und nun begann das eigene Zuſammenleben der beiden Menſchen. Sie ſahen ſich wenig. Er blieb auf ſeinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das Eſſen, wie ſonſt, dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten ſich die beiden, begrüßte er ſie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete ſie den Gruß. Hatten ſie etwas zu beſprechen, ſo machte es ſich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin, oder das Hausmädchen zugegen war. Kein Tag verging deshalb ohne ſtumme Zeichen achtender Aufmerkſamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, ſo hatte er einen Strauß Blumen für ſie, den Valentin an ſie abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten ſich ſtattliche Bewerber um ſie. Er wies die Anträge, ſie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr ſtarb und wurde hinausgetragen, der brave Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchſen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius' Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, ſtark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menſchen blieb dasſelbe.

Nun weiß der Leſer die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken Sonntags zum Vormittagsgottesdienſte rufen, in ſeiner Laube ſitzend vom Turmdach von Sankt Georg abliest. Heute ſieht er mehr vorwärts in die Zukunft, als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohligs Tochter zum Altare von Sankt Georg und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fenſterladen, ſondern in das große Haus daneben. Das roſige iſt für das gewachſene Geſchäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius ſo viel dankt, iſt lange tot, auch der Sohn des Vetters iſt geſtorben, Dieſer hatte das große Geſchäft ſeinem einzigen Kinde hinterlaſſen. der Braut des jüngſten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zuſammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Hauſe mit den grünen Fenſterladen. Der alte

Herr hat ſchon lange das Geſchäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe beſteht darauf, der alte Herr ſoll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlaſſenſchaft des alten Bauherrn, den er beerbt, für den Reſt ſeines Lebens zurückbehalten; alles andere — und es iſt nicht wenig; Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann — übergiebt er den Neffen; das Zurückbehaltene fällt nach ſeinem Tode an das neue Bürgerhoſpital. Er hat ſein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über ſeinem Sarge wird ehrenblank ſein wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt ſich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn dieſe alles giebt, eins wird ſie behalten. Das eine iſt eine Blechkapſel mit einer dürren Blume. Sie liegt bei Bibel und Geſangbuch und iſt ihrer Beſitzerin ſo heilig, als dieſe.

Die Glocken rufen noch immer. Die Roſen an den hochſtämmigen Bäumchen duften, ein Grasmückchen ſitzt auf dem Buſche unter dem alten Birnbaum und ſingt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und ſelbſt der ſtarkſtielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt ſeine dunkeln Blätter. Der alte Herr ſieht ſinnend nach dem Turmdach von Sankt Georg; das ſchöne Matronengeſicht lauſcht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen ſingt es, die Roſen duften es, das leiſe Regen durch das Gärtchen flüſtert es, die ſchönen greiſen Geſichter ſagen es, auf dem Turmdach von Sankt Georg kannſt du es leſen: Von Glück und Unglück reden die Menſchen, das der Himmel ihnen bringe. Was die Menſchen Glück und Unglück nennen, iſt nur der rohe Stoff dazu. Am Menſchen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Menſch bereitet ſich ſein Glück und ſpannt ſeinen Himmel ſelber in der eigenen Bruſt. Der Menſch ſoll nicht ſorgen, daß er in den Himmel, ſondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in ſich ſelber trägt, der ſucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verſtande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie ſie iſt; ſuche ihr gerecht zu werden, dann wirſt du dir gerecht. Und in dieſem Sinne ſei dein Wandel:

Zwiſchen Himmel und Erde!

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Otto Ludwigs Werke

in sechs Bänden.

Herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Mit Ludwigs Bildnis,
einer Abbildung des Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Faksimile,
sowie einer Biographie und Charakteristik Ludwigs.

Sechster Band:
Ausgewählte Studien und kritische Schriften.

Leipzig.
Max Hesse's Verlag.

Inhalt.

	Seite
A. Dramatiſche Studien	5
Shakeſpeare-Studien	5
Die einzelnen Dramen Shakeſpeares	107
Shakeſpeare und Schiller	149
Schiller	170
Über ältere und neuere Dramen	195
B. Epiſche Studien	206
C. Zum eigenen Schaffen	307

A. Dramatiſche Studien.

Shakeſpeare-Studien.

Die dramatiſchen Aufgaben der Zeit.

— Mein Wille und Weg —

Durch die philoſophiſchen Schulſyſteme wird das Naturtalent des Dichters beirrt, es hat keinen Nutzen von ſolcher Lektüre, es muß ſeine konkrete Richtung verlieren. Beſſer, man geht von der greifbaren Wirklichkeit aus. Ich gehe von keiner Philoſophie aus, denn die, auf welche ich meine Unterſuchungen gründen wollte, könnte aus der Mode kommen, ehe ich fertig werde. Ich gehe von der menſchlichen Natur aus. — Meine Beſchäftigung mit Shakeſpeare ging lediglich aus dem Triebe hervor, als ausübender Künſtler von ihm zu lernen; vom Standpunkte des Ethikers oder des äſthetiſchen Philoſophen ihn zu betrachten, dazu entging mir mit dem Berufe der Wille. Ich betrachte ſeine Werke nach der techniſchen Seite. Jede Kunſt ſchließt ein Handwerk in ſich ein; das Handwerk der Kunſt nenne ich den Teil derſelben, der gelehrt und gelernt werden kann; wo das Handwerk aufhört, da beginnt erſt die eigentliche Kunſt. Gar mancher oft nicht ſchlecht Begabte bleibt lebenslang im dramatiſchen Handwerk ſtecken; gleichwohl führt der Weg zur künſtleriſchen Vollendung durch ſeine Werkſtätte, und die glänzendſten Geiſter haben ihre Verachtung des Handwerkes durch die Unvollkommenheiten ihrer Kunſtwerke bezahlen müſſen. Der ausübende Künſtler ſollte daher die dramatiſche Kunſt zunächſt von keinem andern Geſichtspunkte als von dem des Handwerkslehrlings ins Auge faſſen. — Unter allen Künſtlern, die ich kenne, iſt am ſchwerſten bei Shakeſpeare das Handwerk von der Kunſt zu trennen, weil ſein Schaffen ein vollkommen organiſches iſt. Um die Gründe für das Kleinſte ſeiner äußern Form zu finden, muß man ihn als Künſtler, nicht als Philoſoph betrachten. Betrachtet man die dramatiſche Kunſt vom Standpunkte des philoſophiſchen Äſthetikers, ſo fehlen in der deutſchen Litteratur ſehr tüchtige Führer nicht. Doch möchte ich nicht dazu raten, wenigſtens nicht, ehe man des Handwerkes vollſtändig gewiß

ist, praktisch wie theoretisch. Wer die dramatische Litteratur der neueren Zeit in Deutschland ins Auge fasst, wird dem übeln Einflusse des zu zeitigen philosophischen Studiums überall begegnen in dem qualitativ und quantitativ ungeheuern Übergewichte der Intentionen über das künstlerische Handwerk. Die Luft schwirrt von Seelen, die keinen Leib finden. Die ungeheuersten Aufgaben, neben völliger Unkenntnis der allerersten und einfachsten Mittel zur Ausführung auch der leichtesten dramatischen Aufgabe. Der feine Duft ist die letzte Hand der Künstlerin Natur an der Pflaume; wir beginnen die Schöpfung der Pflaume mit dem Dufte; wir fangen den Bau eines Turmes von der Spitze an. Ich glaube, nicht allein für den Künstler, für den Menschen überhaupt ist es kein Glück, wenn er zu früh an das Studium der Philosophie herantritt, wenn er die Dinge früher durch das Glas der Abstraktion als durch das natürliche Auge kennen lernt; ich verkenne keineswegs den hohen Wert der Philosophie, nur meine ich, sie sollte der Schlußstein und nicht der Anfang unsrer Bildung sein. Für den Künstler ist der Nachteil ein doppelter, dessen beste Stärke im natürlichen Auge liegt. Es ist bekannt, daß bei Sängern die Ausbildung der Gesangswerkzeuge unter der gleichzeitigen Übung der Sprachwerkzeuge leidet; ähnlich schadet die Übung der philosophischen Abstraktion der Ausbildung der künstlerischen, die innerhalb der Anschauung vollzogen werden muß, während jene die Anschauung hinter sich läßt. Klagt doch selbst unser großer Schiller, daß er, wo er dichten wollte, unbewußt ins Philosophieren geraten, und umgekehrt.

In der philosophischen Betrachtung wohnt im Gedanken beisammen, was sich im Raume feindlich abstößt: sie kann verbinden, was die Kunst, ihr folgend, nur mechanisch zu verzapfen vermag; sie kann aus den heterogensten Erscheinungen ein Ideal bilden, weil sie von aller endlichen Bedingung zu abstrahieren vermag, ein Ideal, welches, poetisch nachgeschaffen, da die reale Erscheinung von ihren Bedingungen nicht zu trennen ist, zur Schattengestalt, zum Undinge wird. Die Philosophie nimmt, bei ihrer Betrachtung eines poetischen Kunstwerkes, von diesem, was sie handhaben kann, die direkt ausgesprochenen Gedanken; sie muß, was der Dichter den Sinnen zeigt, und was er unmittelbar zum Gefühle spricht, in Gedanken des Geistes übersetzen, wobei, wie bei allen Übersetzungen, oft das Beste verloren geht, nämlich das, was die Poesie zur Poesie macht, was ihr Denken und Schaffen von dem Denken, von der Spekulation der Philosophie unterscheidet. Der dramatischen Poesie ist die Gestalt und ihre Bewegung, das poetisch und schauspielerisch Überzeugende dieser Gestalt, die Leidenschaft wichtiger; dies übersetzt der Philosoph in die Idee einseitiger Berechtigungen und macht das, was dem

Dichter das Mittel war, in seiner Betrachtung zum Zweck. Untersucht der philosophische Geist die poetischen Erfordernisse, wie die des Erhabenen und Tragischen, so wird der ihm eigne Gang der Untersuchung ihn von Stufe zu Stufe zum Geistigen, Abstrakten hinaustreiben, unbekümmert, ob die Poesie, wenn sie Poesie bleiben will, ihm folgen kann; wo ihr die Lebensluft ausgeht, da fängt der Philosoph erst kräftig zu atmen an; wie ihr wohl war, wo er sich beengt fühlen mußte. In der That ist das Aufsteigen im Philosophischen ein Absteigen im poetischen Genügen; je näher der Erde, den dunkeln Mächten des Instinktes, die keine Frage thun nach ihrem Warum, desto gewaltiger wächst ihre wunderbare Gestalt, desto fester steht ihr Fuß; ihre Natur ist Gebundenheit, seine — Freiheit; je einträchtiger die gezwungene Ehe, desto entfremdeter sind die Gatten ihrer eignen Natur.

Die Philosophie hat das unzweifelhafte Recht, den philosophischen Inhalt jeder Wissenschaft und Kunst und so auch den der Poesie und ihrer Erzeugnisse philosophisch zu erörtern; aber der junge Dichter, der sie bei diesem Geschäfte längere Zeit begleitet, kann leicht vergessen, daß sie die Poesie und ihre Werke nur philosophisch betrachten, aber nicht künstlerisch beurteilen und noch weit weniger selbst künstlerisch schaffen zu lehren vermag; und je geringer sein poetisches Talent ist, desto stärker wird der Einfluß der gewohnten philosophischen Betrachtungsweise auf ihn wirken, auch beim poetischen Schaffen ihren Weg zu gehen, welcher der Richtung, die der Dichter einschlagen muß, geradezu entgegengesetzt ist. Er wird zum Zwecke machen, was ihm nur Mittel sein sollte; er wird sein Gedicht nicht als Dichter denken, sondern als Philosoph; nun wird seine Aufgabe so schwer als undankbar; er hat eine abstrakte Einheit in konkrete Mannigfaltigkeit, Gedanken in Anschauungen, in Gefühle und Sinnesempfindungen, Ideen in Leidenschaften, einseitige Berechtigungen in geschlossene, ganze Menschencharaktere zu übersetzen, wobei im besten Falle immer ein ansehnlicher Bruch übrig bleiben wird. Es ist leicht, Gerste in Spiritus zu verwandeln, aber er soll nun Spiritus wiederum auf Körner zurückführen; im besten Falle wird seine Arbeit eine dichterisch eingekleidete philosophische Absicht, aber kein Gedicht, im schlimmeren Falle ein lyrisch-rhetorisches Rechten zwischen Gesichtspunkten, ein dialektischer Kampf von Schattengestalten; die Menschen werden philosophisch-abstrakte Gedanken, sie denken und reden philosophisch-abstrakte Gedanken des Dichters. Von allem dem, was er wissen will, wird er wenig oder nichts von den philosophischen Ästhetikern erfahren; ihre Werke werden dem schaffenden Künstler mehr schaden als nützen. Er muß von der unmittelbaren Anschauung der Wirklichkeit ausgehen.

Wer die deutsche Litteratur und besonders die dramatische seit kurz vor dem Beginne dieses Jahrhunderts mit unverblendeten Augen ansieht, der muß zugestehen, daß die Gefahr, von der ich rede, die Gefahr des Einflusses der philosophischen Betrachtungsweise auf das poetische Schaffen, keine bloße Möglichkeit, noch weniger ein bloßes Wahngebilde der vorausgreifenden Furcht ist, er muß zugeben, daß sie schon eingetroffen ist und nicht jetzt erst, er muß beklagen, daß schon mit der Knospe unsrer neuesten Litteraturblüte der Wurm entstand und mit der Blume zunahm, die nun durch seine Schuld blätterlos steht. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Geist der lyrischen Dichtung am wenigsten dabei zu Schaden kam; denn in ihr will und soll der Dichter ja nur seine eignen Gedanken und Gefühle geben; er hat besonders in Goethe und Schiller Blüten getrieben, die unverwelklich aller Zeit trotzen werden, von keinen andern übertroffen; ich sage, der lyrische Geist, nicht bloß die lyrische Gattung, denn viele der besten seiner Leistungen finden wir, wo man sie nicht suchen sollte — im Drama. Und dem Drama mußte jener Einfluß vor allem Schaden bringen, da in ihm die Poesie am meisten Poesie, am meisten unmittelbare Anschauung, sinnlich-begrenzte Darstellung sein muß. Denn die Gestalten der andern Gattungen haben zum Stoffe und zum Schauplatz den unendlich dehnbaren inneren Sinn, zum Maßstabe lediglich die Phantasie; die Gestalten des Dramas werden von wirklichen Menschen reproduziert und gemessen von den unbestechlichen äußeren Sinnen, vom Auge und Ohre. — — Noch eines durch seine Nachteile wichtigen Einflusses, der das deutsche Drama berührte, ist hier zu gedenken. Er kam von den alten griechischen Tragikern. Den zwei ältesten von ihnen drohte nichts von jener Gefahr. Ihre Zeit und Nation hatte noch nicht die Nabelschnur der Natur durchschnitten; ihre Bildung — und wer möchte diese ihnen absprechen! — war eine wesentlich poetische und künstlerische, und keine philosophische, wie die Bildung unsrer Tage. Unter mancher Entstellung der Natur durch willkürliche Konventionen hatten wir Poesie und Bildung verloren; nach beiden ging in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Streben der Deutschen; die damals aufblühende Philosophie bot ihre Hilfe zu beidem, und es ist begreiflich genug, wie an das Schicksal des Pferdes in der Fabel erinnernd, das den Menschen gegen den Hirsch zu Hilfe rief, der Helfer zum Herrscher werden konnte. Es war eine Ahnung dieses Ausganges, daß wir uns zugleich zu jenen Alten wandten, um bei ihnen die Poesie zu suchen, die uns fehlte, und die urwüchsig aus uns selbst zu entwickeln wir weder unsrer Zeit noch unserm Volkscharakter die notwendigen Bedingungen zutrauten. Indem wir aber Zugeständnisse ohne die Nötigungen, welche dieselben rechtfertigten,

mit aufnahmen, so gesellten wir zum ersten den zweiten Fehler, und unser Drama mußte jenen zweideutigen Gewinn für das ganze Feld der Poesie mit doppeltem Nachteile auf seinem besondern Gebiete bezahlen. — Die griechische Tragödie stellt Heroen dar, ein Geschlecht, an Schönheit und Größe über den Menschen, welche sie spielten, und welche die Zuschauer des Spieles waren. Diese Mängel der Spieler vor der äußern Anschauung auszugleichen, wandte man Maske und Kothurn an. Wir Neuern können den Gebrauch der Maske nicht begreifen; uns wiegt die Individualität schwerer, deren Ausdruck das Gesicht ist; während dieses der gegnerischen Anschauungsweise der Griechen ein Körperteil war, wie ein andrer auch, und ihnen mehr an der Harmonie desselben mit den übrigen lag, als an einem überwiegenden Vortreten desselben. Der Kothurn ist, selbst wenn wir uns in die Anschauungsweise der Griechen zu versetzen suchen, ja aus der Anschauungsweise jener Alten heraus uns noch unverständlicher; denn die künstliche Verlängerung des unteren Beines mußte die Harmonie des Gliederbaues aufheben und durch die Gewänder hindurch beim Schreiten das Knie zu hoch erscheinen lassen, ein Übelstand, den ihr feines Gefühl an einer Bildsäule gewiß nicht ertrug. — Man nahm nun die feierliche Allgemeinheit und Gemessenheit, den mehr lyrischen Pomp und Nachdruck der Reden, wie er der übermenschlichen Gestalt und Schönheit von Heroen und dem bewegungslosen Gesichte angemessen war, in ein Drama herüber, dessen Personen Menschen waren, und dessen Darsteller ihr eignes lebendiges, nacktes Gesicht trugen. Die philosophische Betrachtung kann ihrer Natur nach nicht auf solche Umstände der Anschauung eingehen, aber wer Sinne hat, deren Schärfe noch nicht durch die Gewohnheit gelitten hat, sich nach innen zu richten, wenn etwas außer ihnen zur Kenntnisnahme auffordert, d. h. zu reflektieren, wenn es scharf zu sehen gilt, die Augen zuzumachen, wo es gilt, sie offen zu machen, der wird zugeben müssen, daß der Gebrauch der Maske, und was durch die Notwendigkeit der sinnlichen Übereinstimmung aller Teile der poetischen Wahrheit aus demselben für das griechische Drama folgte, eben eines der vornehmsten, unterscheidendsten Merkmale des antiken und modernen Dramas und zugleich einer der Gründe sei, warum das letztere sich hüten muß, von jenem zu entlehnen.

Wem das eben Gesagte nicht einleuchten sollte, der denke sich oder sehe, wenn er es sonst kann, ein Stück von Sophokles auf dem modernen Theater. Wenn der Schauspieler nicht unnötige, dem Ton, Rhythmus und Inhalt seiner Reden widersprechende mimische Künste anwenden will, so wird momentan sein lebendiges Gesicht zur Maske, seine Gestalt zur Statue erstarren müssen, ein mindestens ebenso unschöner Anblick als eine Statue, der man durch Farbe und Beleuchtung

den ganzen vollen Anschein des wirklichen Lebens leihen könnte, nur dieses selbst nicht; wirkliches Leben, das den Schein des Unbelebten sich angekünstelt. Man denke sich Hamlet oder die Gräfin Orsina — in Masken gespielt! — Es ist ein thörichter Versuch, das altgriechische Drama ganz wiederherstellen oder auch nur teilweise es in unser modernes deutsches hineinbauen zu wollen, jenes Drama, das eben darum so vollkommen erscheint, weil es nichts von andern äußerlich entlehnt, sondern so ganz und gar bis in den äußersten Wipfel hinauf mit seiner Wurzel Eines war; oder daß wir endlich auf den Einfall geraten könnten, in unserm Drama ein Ragout von dem Schmause aller Zeiten, Nationen und Gattungen chemisch zusammenzubrauen. Im Gegenteile müssen wir ein Drama suchen, welches unser sei, wie das griechische für die Griechen war: ein Drama, lediglich aus seinen Bedingungen entwickelt, nicht wie diese irgendwo, irgendeinst waren oder endlich zu aller Zeit im Äther sein könnten, sondern wie sie in der Natur der Gattung, unsrer Zeit und unsrer Volkstümlichkeit gegeben, wirklich sein können und wirklich sind; als Gattung einer Poesie, die selbst nicht aus dem flüchtigen Tage, sondern aus dem Großen und Ganzen unsers wirklichen Lebens organisch hervorgegangen ist. — Den späteren in ähnlicher Weise auf unser Drama schädlich wirkenden Einfluß Calderons übergehe ich, weil er wenigstens die großen Männer nicht berührte, die wir, wie sie als große Denker und Dichter und als Bildner der Nation die Heiligenbilder unsrer Verehrung sind, gern auch als Wegweiser und Muster alles unsers poetischen Schaffens aufrichten möchten. Nur hindeuten will ich noch auf unser Studium des größten Epikers aller Zeiten, des alten Homer, welches uns verleitete, auch rein epische Schönheiten in unser Drama aufzunehmen und es zum Orte machen zu helfen, wo zu seinem Nachteile die Reize aller Dichtungsarten aller Jahrhunderte sich ein verwirrtes und verwirrendes Rendezvous gaben.

Durch alles das entstand bei uns die Lehre vom abstrakten Kunstwerke, in welchem nicht der Geist, sondern die zufällige äußere Form entschied, ob es für lyrisch, episch oder dramatisch gelten sollte. So erhielten wir Gedichte, in denen eine Handlung nicht dargestellt, sondern dialektisch erörtert, lyrisch durchempfunden und episch geschildert wurde, sogenennte Litteraturdramen. Die Wechselwirkung zwischen Schauspieler und Publikum hatte sie nicht erst fertig zu machen, und da die Aufführung dem Kunstwerke nicht zu nützen vermochte, so konnte sie natürlich nur schaden, und so war es nur folgerichtig, wenn man sie als eine Art Verunreinigung und Entweihung des Kunstwerkes ansah und es dem Dichter übel nahm, wenn er bei der Arbeit an die Aufführung gedacht zu haben und somit die Ab-

ſicht zu verraten ſchien, ſein eignes Kind der Schändung zu verkaufen. Dieſe Folgerichtigkeit hatte eine andre Schule nicht für ſich, welche das ſogenannte Bühnengerechte mit dem poetiſchen Kunſtwerke mechaniſch verbinden wollte, d. h. deren Grundſatz es war, das Poetiſche und das ſogenannte Bühnengerechte abwechſeln oder im beſten Falle gleichgültig nebeneinander hergehen zu laſſen; denn in der einen Meinung waren ſie und alle übrigen Richtungen unſers dramatiſchen Schaffens einverſtanden, daß beides, das Poetiſche und das Bühnengerechte, durchaus verſchiedene, ja wohl in manchen Fällen geradezu widerſprechende Dinge ſeien. Gleichwohl hatten wir auf unſern Bühnen faſt täglich den thatſächlichen Beweis vor Augen, daß poetiſche und theatraliſche Wirkung nicht nur Hand in Hand gehen, nein, daß ſie völlig eins ſein können. Und dies Vorbild, wenn nicht aus unſrer Nation im engern Sinne, doch aus demſelben Volksſtamme und faſt aus denſelben klimatiſchen und ſprachlichen Bedingungen hervorgegangen, in Geſinnung und Religion und Bildung uns unendlich näher ſtehend als der unumwölkte Himmel jenes in Raum und Zeit durch unausſprechliche Kluft von uns geſchiedenen Hellas, hatten alle Klaſſen der Nation mit einer Begeiſterung begrüßt, die das innere Bedürfnis bewies; während das von den Griechen und Romanen entlehnte wie eine Art vornehmer Luxus nur allmählich und zuerſt nur bei den Gelehrten und durch ihre Bildung dem nationalen Charakter bereits Entfremdeteren Eingang fand. Und der Mann — unſer Stolz, daß er ein Deutſcher war —, der zuerſt und mit dem größten Nachdrucke auf dies ſtammverwandte Muſter zeigte, hatte nicht allein als ausübender Künſtler in ſeinen Dramen, ſondern auch als Kritiker in ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie für den Aufmerkſamen Wege genug gebahnt, zum Verſtändniſſe deſſen, worauf es hier vor allem ankam, vorzudringen. Er hatte gezeigt, daß die Poeſie, die der Theaterwirkung fremd oder gar mit ihr unverträglich, eben keine dramatiſche war, und daß das echte Bühnengerechte eben nichts anderes ſei als die natürliche Geſtalt der dramatiſchen Poeſie — das echte Bühnengerechte; denn auch das wies er bereits nach, daß es auch ein *falſches* gebe, beſtehe es nun in bloß äußerlichem Schmucke der Scene für das Auge, in volltönender lyriſcher Rhetorik für das Ohr, in einem bloß dichteriſchen Effekte, wo vorübergehend oder ſchlimmer gar für die Dauer des ganzen Stückes der Schauſpieler zum bloßen Deklamator wird, oder endlich in willkürlich eingelegten ſchauſpieleriſchen Effekten, in denen der Schauſpieler ſich eigenmächtig losmacht von der Hand des Dichters, um auf Koſten des Ganzen zu wirken.

Was Leſſing fehlte, war das tiefere Verſtändnis des Tragiſchen beim Shakeſpeare, welches wir bei Goethe wiederum in Betrachtung

durchdrungen, aber in seinen Dramen einseitig von der gleichfalls dramatischen Bedingung des Schauspielerischen abgelöst finden. Wie die deutsche dramatische Litteratur, besonders in ihren dramatischeren Leistungen, gleichsam eine Reproduktion Shakespeares aufweist, wo man nicht bloß in den Grundanschauungen ganzer Werke eine Wiederaufnahme Shakespearischer Gedanken, sondern auch häufig in den wirkungsvollsten Scenen absichtliche Kopien von Shakespearischen Scenen deutlich herauserkennt — so hatten ihre Heroen sich in die Eigenschaften geteilt, deren Gesamtbesitz Shakespeare zum dramatischen Dichter macht, sie hatten dieselben aber mit ganz verschiedenartigen, oft unverträglichen Einflüssen von anderswoher versetzt. Diese Vermischung scheint bei unsern großen Dichtern in Weimar zuletzt eine grundsätzliche geworden zu sein. In Schillers Briefen an Goethe finden wir öfters angedeutet, einmal auch nackt ausgesprochen den Satz, ein Gedicht sei desto poetischer, je weniger streng und vollständig es das Wesen seiner besondern Gattung ausdrücke. Dies ist schon völlig herausgebildeter Gegensatz zu Lessings Meinung, „ein Drama sei ein um so vollkommneres Gedicht, je mehr es Drama sei; das Drama müsse dramatische Schönheiten haben; was im Epos, im lyrischen Gedichte höchlich zu loben sei, das gereiche, ins Drama verpflanzt, zum gerechten Tadel, denn Schönes sei nur an der rechten Stelle schön.“ Die neue Meinung siegte, Lessings Einfluß sank in demselben Maße, als er unentbehrlicher wurde; wo er allein helfen konnte, war man seiner am liebsten überhoben; es wurde immer bequemer, geringschätzig auf ihn und seine Bemühungen herabzusehen, als sie zu nutzen und von ihnen zu lernen. Und der thatsächliche Beweis steht heute noch zu erwarten, daß durch Vermischung der Gattungen etwas Poetischeres hervorzubringen sei, als die streng dramatischen Werke Shakespeares sind. — Werfen wir einen Blick auf das geheimnisvolle Wesen, welches das „Bühnengerechte“ hieß, auf den Gegenstand der Verachtung der exklusiven Dichter, die Milchkuh der sogenannten Macher, das notwendige Übel für die Männer der Mitte, welches sie geringzuschätzen vorgaben und doch im Schweiße ihres Angesichtes suchten. Seine Gestalt war eine doppelte, je nachdem es einem bereits fertigen „Kunstwerke“ nachträglich beigebracht oder einem neu zu fertigenden zu Grunde gelegt wurde, welches letztere dann, weil es mehr äußere Kunstfertigkeit als künstlerisches Vermögen in Anspruch nahm, zum Unterschiede von jenem sogenannten Kunstwerke wohl ein Kunststück zu heißen verdiente. Es bestand aus einzelnen Handwerksknissen, die weder organischen Zusammenhang untereinander noch zum Gegenstande eine notwendige Beziehung ansprachen, meist von alleräußerlichster Art; ihre Anwendung verlangte weniger Kühnheit als stumpfe Gleichgültigkeit gegen alle edleren

Anforderungen von Geschmack und Bildung; ein wirklich poetischer Geist und eine edle Natur waren die größten Hindernisse des Gelingens. Auch wirkliche dramatische Kunstwerke, die für die Aufführung gedacht sind, müssen es sich gefallen lassen, noch einmal für die Bühne eingerichtet zu werden. So die Shakespeares. Man mißverstehe mich nicht dahin, als erklärte ich mich gegen alles und jedes Streichen bei Shakespeare; ich bin nur gegen jenes zweckwidrige Streichen, wodurch der kausale Zusammenhang des Vorganges und die Notwendigkeit seiner Tragik aufgehoben und ein falsches Verhältnis der Teile und ihrer Bedeutung unter sich und für das Ganze hervorgebracht wird. Und nicht allein dies geschieht; wir haben es oft genug erlebt, daß selbst Schauspieler, selbst aus ihren eignen Rollen Stellen entfernten, welche sie, wenn sie Schauspieler genug waren, ihr eignes Interesse zu verstehen, vor allen andern hätten hegen müssen. Leider muß gesagt werden: unter dem vereinten Einflusse der Macher und der exklusiven Dichter haben viele Schauspieler die Natur ihrer Kunst so gänzlich verkennen gelernt, daß sie auch in wirklich dramatischen Gedichten die lohnendsten Schauspieleraufgaben oft gänzlich übersehen und sie entweder als „undankbar" entfernen oder, was schlimmer, zu lyrisch-rhetorischen Wirkungen verwenden, womit sie gegen des Dichters, des Zuschauers und ihr eignes Interesse deklamieren, statt zu spielen und darzustellen. —

Jede Kunst schließt ein Handwerk in sich, einen Teil, der gelehrt und gelernt werden kann, und über welchen hinaus die eigentliche Kunst erst beginnt. Das Genie bedarf ihrer nicht, auch nicht der Rückführung des Wertes der einzelnen Kunstmittel auf ihr jedesmaliges Verhältnis zum Kunstzwecke; es bedarf keiner besonderen Vorschrift, denn das ist eben sein Wesen, daß es in einer und derselben Anschauung alle Bedingungen der Gattung und alle nach ihrem relativen Werte umfaßt. Wir aber stehen ohne Ausnahme noch als Lehrlinge und angehende Gesellen des dramatischen Handwerks vor jenem einzigen Meister der dramatischen Kunst, und dennoch —! — Es ist nicht streng genug zu rügen, in welcher unverantwortlichen Impietät nicht allein die meisten einrichtenden Regisseure, auch die meisten Theaterintendanzen und Direktionen und Personales bis zum geringsten Statisten herab mit Shakespeare verfahren, den sie doch nicht entbehren können. Das elendeste neuere Machwerk hat sich größerer Rücksicht von ihnen zu rühmen, als die vortrefflichsten Werke des größten Dramatikers, der fast allein die Würde ihrer Bühnen aufrecht erhalten muß. Man hat eben keine andere Rücksicht als den eigenen Nutzen und beschwichtigt, was selbst der Eigennutz, wenn er nicht ohne alle Einsicht ist, an diesem Verfahren tadeln muß, damit, daß „Shakespeare nicht tot zu machen

sei". Man kann den Satz ihnen zugeben, denn wahrlich, sie haben alles gethan, was möglich war, die Wahrheit desselben zu erproben. Und da ich den alten königlichen Lear Shakespeare der Kindlichkeit seiner dankbaren Töchter, der deutschen Theater, überlassen muß, so ist freilich zuzugeben, daß äußerliches Schneiden und Zusammendrängen allein gewiß nicht imstande ist, die Wirkungsfähigkeit seiner Dramen vollständig aufzuheben. Denn er hat schon vor der poetischen Ausführung das dramatisch Wirkende seines Stoffes so energisch zusammengedrängt und das Wirkungslose als Wirkungswidriges, denn ein drittes giebt es nicht, so unerbittlich hinausgewiesen, daß die Schere des Einrichters sich nur an der freien Entfaltung versündigen kann, die der Dichter nach solchem Verfahren der Darstellung seines Vorganges vergönnen durfte, um alle störende Absichtlichkeit der Wirkung zu entfernen. Aber jene dramatische Absicht, in welcher der engste Kern der Fabel schon die dramatische Wirkung des ganzen Stückes im Keime in sich enthält, ist nicht nachträglich erst in ein Stück, dem dies fehlt, hineinzubringen, am wenigsten hineinzuschneiden; der Einrichter eines sogenannten abstrakten Kunstwerkes, in welchem jener dramatische Keim entweder gänzlich mangelt oder doch zum dramatischen Baume sich nicht entfaltet hat, muß sich daher begnügen, für die eine große, selbstthätig aus dem Innersten herausdrängende und bis in die äußersten Zweigspitzen schwellende dramatische Wirkung eine Anzahl kleiner, einzelner, äußerlicher einzusetzen. Zunächst nun spitzt er die Aktschlüsse zu, wodurch die Stetigkeit des Ganzen aufgehoben und auf dessen Kosten der einzelne Teil emanzipiert wird; diese Spitzung gerät dadurch, daß das Charakteristische, wenn welches darin vorhanden ist, zurück- und die abstrakte Handlung in den Vordergrund tritt, zu einer mehr lyrischen als dramatischen Steigerung des Momentes; ferner sucht er das Abtreten der Personen entweder durch epigrammatische Zuspitzung oder durch lyrisch-deklamatorisches Anschwellen der Rede herauszuheben, was in der Theatersprache „Abgänge machen" heißt. Der Macher eines solchen neuen Stückes verfährt dann in ähnlicher Weise. Zunächst faßt er ins Auge, „was die Zeit bewegt", so heißen für ihn oft jene kranken Paradoxieen des Denkens und Fühlens, die, hervorgegangen aus der Geburtsstätte unserer Kleidermoden, wie diese erst frappieren, dann unvermeidlich und zuletzt, wenn eine neuere sie verdrängt, um dieselbe kurze Tagesreise zu machen, lächerlich werden; jene Fragen, welche die Geistreichen so aufregend beschäftigen, den Verständigen kaum ein verwundert-mitleidiges Kopfschütteln abnötigen können, jener grillige, äußerste Fransenbesatz am Gewande der Zeit; dabei versteigt er sich auch wohl zu wirklichen Fragen des Jahrhunderts, auf die aber niemand weniger zu ant

worten geschickt ist als die Poesie; dann nimmt er prüfend durch, was irgend in der letzten Zeit auf den Brettern Glück gemacht und, leichtverkleidet wiedergebracht, noch einmal dort Glück zu machen verspricht. Aus all diesem letzteren sucht er seinen Stoff zusammen, denn das organische Entwickeln eines Ganzen aus einem einzigen lebensvollen Keime ist seine Sache nicht; von dem ersteren entlehnt er seine Rhetorik, denn das mechanisch zusammengebrachte Werk hat kein eignes Herz, keinen eignen Odem; daß es als solches nicht selbst seinen Körper schaffen kann, dies beunruhigt ihn nicht; um so weniger wird es Widerstand leisten, wenn er seine kleinen Theatereffekte hinzubringt, die ebenfalls zusammengelesen, weder unter sich noch mit der Natur des Stoffes irgendwie in notwendigem Zusammenhange stehen. Nun leimt er seine Aktschlüsse, Abgänge und die unvermeidlichen Reden zwischen diesen großartigen Momenten entweder zu einer Mausefalle für die geschickt geköderte Neugier, oder er fügt sie zu einer Maschine zusammen, welche die Säfte des Zuschauers durch geschicktes Prickeln nach den Thränendrüsen kitzelt und den sinnlichen Schmerz der Überfüllung derselben nach vier Akten langer, wohlberechneter Steigerung im fünften mit der sinnlichen Lust ihrer Entladung bezahlt. Und selten wird er sich verrechnet haben; denn so angelegentlich, wie irgend einer, der ein Günstling werden will, Launen und Schwächen seines Herrn, hat er Launen und Schwächen des großen Publikums studiert und weiß, daß auf einen geglückten, auf die Stärken der Menschen angelegten Plan immer drei durch Benutzung ihrer Schwächen gelungene kommen.

Von allen diesen Richtungen des sogenannten dramatischen Schaffens unsrer Zeit kommen wir immer wieder auf die Frage zurück, von der wir ausgingen, auf die sie alle uns keine genügende Antwort geben können. Wir verlangen von einem dramatischen wie von jedem andern Kunstwerke vor allem andern, daß es ein Organismus sei, daß es an jeder Stelle alle seine Bedingungen und alle in der innigsten Durchdringung in sich habe; bei der abstrakt-poetischen Schule fanden wir, daß sie nur eine Bedingung ihres Daseins organisch durchbilde, die andern dagegen als ein Fremdes, Störendes von sich weise, bei der accommodierenden, daß sie die verschiedenen Bedingungen nur mechanisch verbunden enthalte, bei den Machern endlich, daß sie von einer organischen Verbindung gänzlich absehen und das Kunstwerk lediglich auf dem mechanischen Wege im Kunststücke suchen. Und so bleibt uns denn nichts andres übrig, als, so gut wir können, selbst die Antwort auf unsre Frage zu suchen. — Die Schwierigkeit, das zu lösen, was ich als Aufgabe fand, hat mich oft an meinem Talente zweifeln gemacht. Doch hat der Gedanke, andern zu nützen, die ihre Kraft im Ringen mit dem Irrtume noch

nicht verzehren mußten, mich beharren lassen. Der jetzige Stand der Dramatik rechtfertigt meine Studien. Ich kam aus einem Schiffbruche; die noch übrige Kraft setzte ich daran ohne Studium; ich fand Freunde, Ermunterer, vor allem in Ed. Devrient. Ich mußte der Kritik in vielem recht geben, in andrem, was sie nicht berührte, fand ich selbst Zweifel. Die Art der Kritik belehrte mich nicht. Die Not unserer Bildung ist nicht die Armut, sondern der Reichtum. Wir haben überall genascht; es fehlt uns nicht an Rat, es wird uns zu viel erteilt. Wir müßten eher vergessen als hinzulernen. Der Instinkt hat seine Unbefangenheit verloren. Doch aus der Irre, in die wir durch Reflexion geraten, kann uns nur Reflexion befreien, wir müssen uns durch sie von ihr befreien. Und sollte es mein Schicksal sein, daß ich an die Findung eines Weges meine letzte Kraft zusetzte und ihn nicht selbst begehen könnte, so wird er vielleicht andern zu gute kommen. Habe ich manches nicht gebilligt, was der Nation heilig geworden ist, so kann ich mich nur mit der Gewissenhaftigkeit meines Strebens rechtfertigen. Ich habe auch meine eignen Wünsche und Vorurteile für nichts geachtet. Mir war es darum zu thun, das Wesentliche der Aufgabe zu finden und es abzulösen von historischen Einflüssen. Die Philosophie hat ein Ideal dargestellt, sie kann von individuellen Bedingungen absehen und die abgelösten Begriffe neu verbinden. Der Dichter kann das nicht. Ich gehe den Weg als Praktiker. Man hat nicht allein die dramatischen, auch die lyrischen und epischen Schönheiten zu einem Ideale verbunden, das nur abstrakt genommen Existenz hat, das aber durch praktische Verwirklichung zur Ungereimtheit wird. Die philosophische Abstraktion hat sich der dichterischen untergeschoben. Man sagt mir, nachtwandle fort, besser als thatlos stehen bleiben. Aber nachtwandeln kann ich nicht mehr. Einmal in den Apfel der Erkenntnis gebissen, muß man weiter und weiter; halbe Einsicht ist schlimmer als keine. Ich muß suchen durchzukommen. Die Verwirrung ist zu groß, das Dramatische ist verloren gegangen. Man hat nicht allein die Schönheiten aller Zeiten, sondern auch ihre Konventionen, nicht allein die dramatischen, sondern auch die epischen und lyrischen ins Drama herübergenommen; unser Unglück ist nicht der Mangel, sondern der Überfluß an Mustern. Ich muß mir meinen Weg suchen und tröste mich, wenn nicht mehr mir, so kommt er andern zu gut. Das Schlimmste ist, daß wir Jetzigen unsre beste Kraft im Wegsuchen verlieren müssen und meist wohl am Anfange desselben liegen bleiben. Unsre großen Dichter hatten sich eine andre Aufgabe gestellt, als die dramatische, das Drama war ihnen nur Mittel, und es hat dafür büßen müssen. Die Bildung, die sie uns brachten, kommt uns allen zu gute, und wir müssen dankbar sein.

— Shakespeare ist der Spiegel, nicht das Spiegelbild seiner Zeit. Er zeigt uns die Leidenschaften seiner Zeit dramatisch in den Kämpfen handelnder und leidender Menschen; aber nirgends ist er selbst lyrisch in den Kampf hineingerissen, den er darstellt, mit so wunderbarer Kraft der Anschauung er sich auch in jede seiner Personen zu versetzen weiß, so daß er, wie Gervinus sagt, ihre Gedanken mit ihnen denkt und ihre Sprache spricht. Das Publikum ist seine berufene Jury. Der ganze Fall wird von den Geschworenen vernommen, die ganze Handlung ereignet sich vor ihren Augen; kein Beweggrund bleibt ihnen verborgen; denn der Beweggrund ist es, der dem Handeln das Urteil spricht; nichts wird beschönigt, nichts halb gezeigt, um das Urteil der Geschworenen zu irren; wir sehen, wie der Schuldige war, ehe er schuldig wurde, den Keim, aus dem der giftige Baum emporschießt, den Samen der Leidenschaft, wir sehen ihn wachsen, bis er die Vernunft überwächst. Wir sehen den Menschen schuldig werden, wir sehen ihn, mit ihren Folgen kämpfend, die Schuld vermehren und endlich an ihr untergehen. Mitleid mit der menschlichen Schwäche faßt uns, die Stärke imponiert selbst noch am Gefallenen. — Aber über alles das weiß er uns hinauszuheben auf den Standpunkt seines eignen unbeirrten sittlichen Urteiles. Nicht die sogenannte Idee, die der Gegenstand der Leidenschaft ist; die Leidenschaft selbst begehrt, wird schuldig und kämpft; der Stern bleibt unverrückt und ungetrübt, aber der Mensch, der ihn durch Schuld erreichen wollte, stürzt mit gebrochenem Flügel in die Tiefe; nicht das Schöne geht zu Grunde, nur die Schuld; die Wirklichkeit ist weder das Gute noch das Schlimme, weder das Schöne noch das Häßliche; sie hat beides in sich, dem Menschen steht die Wahl offen, und sein Schicksal hängt an seiner Wahl. Im neueren Drama dagegen wie fast in der ganzen neueren Litteratur ist der Dichter selten der Spiegel, meist das Spiegelbild der Zeit, sind die Leidenschaften der Zeit nicht der objektiv behandelte Stoff, sondern sie diktieren ihm subjektiv den Stoff, sie sind nicht der Gegenstand seiner Darstellung, sondern die maßgebenden Mächte derselben, es erscheinen die Menschen und Verhältnisse nicht in eigner Gestalt und Farbe, sondern durch das parteiisch gefärbte Glas einer herrschenden Leidenschaft angeschaut. Der neuere Dichter ist nicht mehr der Richter des Falles, er ist der Anwalt der unterliegenden Partei, er verwirrt das Bild des Falles, er macht die Ausnahme zur Regel, bemäntelt und beschönigt hier, entschuldigt und verdächtigt dort, schiebt die Schuld von dem Angeklagten auf die Situation, auf die Zeit, auf den Richter selbst, macht ein Ding aus dem Helden, um nur unser Mitleid ihm zu sichern; zu Hilfe nimmt er die Leidenschaften des Tages, die menschlichen Schwächen der Geschworenen, um sie in die Parteinahme für seinen Klienten hinein-

zureißen; im Helden fällt nun nicht ein Schuldiger, sondern ein Opfer der materiell mächtigeren Gegenpartei; sein Ausgang ist nicht die Folge seiner Schuld, sondern das Los des Schönen auf der Erde; der Haß des Publikums hilft das Schöne an dem rohen Schicksal, das Ideal an der schlechten Wirklichkeit rächen; und so ist es nur zu loben, daß in dem Stücke eigentlich niemand spricht, als der Dichter selbst, denn es ist in der That niemand anders der wahre Sieger und der eigentliche Held des Stückes, als der geschickte Advokat, der glänzende Redner, der tapfere Verteidiger und Rächer des ungerecht Gerichteten, der Dichter in seiner eignen vor Vortrefflichkeit glänzenden Person. Die meisten Katastrophen unsrer Tragödien und Novellen sind dergleichen Meuchelmorde der Wirklichkeit an dem Schönen, ersonnen von dem Anwalte zu seiner eignen Verherrlichung in der Verherrlichung der Leidenschaft der Zeit. Und nachdem einmal ein geistreicher, schön und tapfer redender Advokat in dieser Weise vor dem bewundernden Publikum geglänzt, ist die Eitelkeit, einen ähnlichen Triumph zu feiern, oft der ganze Beruf zum dramatischen Dichter. Er sucht nun irgend ein Unrecht der Wirklichkeit, d. h. des Bestehenden, gegen den Einzelnen, eine Roheit des Schicksals gegen das Schöne, um es in einem Gedichte vor dem Leser oder Zuschauer siegend zu bekämpfen; es ist kaum eine gesellige Einrichtung, die ehrwürdigsten nicht ausgenommen, die sich nicht zu solcher Bärenhetze hergeben müssen. Und findet die Hast der entzündeten Eitelkeit des Dichters kein wirklich Bestehendes, dessen Unrecht, d. h. dessen Kehrseite sich hervorwenden, dessen Recht sich verschleiern ließe mit geschickter Dialektik, dem segensreichen Angebinde der neueren Philosophie, so fängt er das Werk der poetischen Erfindung wohl schon hier an, schnitzt und kleistert einen Theaterdrachen von Unrecht aus Pappe, mit rottuchener Zunge; dann zieht er die Rüstung der goldenen Phrasen an; an seinem Speere flattert die Fahne der Humanität, des Aufstandes gegen Tyrannei von allen Sorten, und so sprengt er, des Beifalls gewiß, Staub und Worte wirbelnd auf sein eignes Gemächte los und stößt ihm den tödlichen fünften Akt tief in sein pappenes Herz. Ich sollte nicht scherzen; denn die Sache hat ihre sehr ernste Seite. Wer sich gewöhnt, die Wirklichkeit als einen endlosen herodischen Kindermord des Schicksals an dem Schönen zu betrachten; wer immer nur die Schattenseiten des Lebens in das Auge faßt, um sie noch durch den Kontrast des absoluten Ideales zu vertiefen, das er daneben hält; wer dann seine Mißstimmung dadurch in selbstmordlüsternem Behagen noch immer schärfer wetzt, daß er die bunten, schönen Blasen seiner Träume gegen die schroffen Ecken der Dinge treibt, woran sie platzen müssen: wer sich so zum Spielzeuge seiner kindischen Wünsche macht, der darf sich nicht beklagen, wenn

die Welt, die er sich selbst entgöttert, ihm zur Wüste wird, wenn die gewaltige Wirklichkeit das schwache Kind seiner eignen Verwöhnung aus allen seinen Sinnen schreckt, das nicht einmal die gewaltigeren Gebilde einer männlichen Kunst ertragen kann. So nahm man dem Leben die Kraft, den Mut, den Glauben an sich, alles, woraus ein freudiges Handeln erwachsen konnte, so nahm man dem Leben alle Bedingungen seiner eignen naturwüchsigen Poesie und beklagte sich, daß das Leben poesielos sei. Die wahren Dichter, und wie große darunter, wanderten aus in ferne Lande und Zeiten, in das alte Hellas, in das romantische Mittelalter, in den rauschduftenden Orient, ja in geträumte künftige Jahrhunderte und überließen den Boden, den Geburt und Natur ihrer Bearbeitung anvertraut, der Überwucherung von Unkraut, dessen Geilheit wenigstens die Fruchtbarkeit des Bodens bewies und zur doppelt gewichtigen Anklage der berufenen Gärtner wurde.

Gewiß haben unsre politischen Zustände das Ihre zu alledem beigetragen; unsre Poesie hat ihnen zu allen Zeiten diesen Vorwurf gemacht, aber ihrerseits nichts oder doch selten das gethan, was sie bessern helfen konnte. Wie die Lyrik in das Technische des Dramas, ebenso griff die lyrische Anschauung und die Reflexion überall verwirrend in das poetische Bild der Geschichte, welche nur episch oder dramatisch sich treu auffassen und darstellen läßt. In dem großen Gedichte, welches, in Deutschland das erste, von einem edlen, männlichen Geiste geschaffen, ein Bild des großen Lebens der Geschichte vor die gerechte Bewunderung der Nation hinstellte, geschah es, daß ein lyrisch idyllisches Interesse sich dem dramatisch-historischen gegenüber lagerte, nicht als ein aus sich selbst aufgeschossener Parasit an der Wirkung desselben, sondern absichtlich ersonnen, um jenes zu parodieren und grundsätzlich die Flucht vor dem Geschichtlichen, dem großen handelnden Leben, in das Idyll und die lyrisch-innerliche Beschaulichkeit zu predigen. Neuerlich mischte die lyrische Anschauungsweise sich innerhalb ihrer eignen Gattung in die Politik, um unter dem Namen politischer Lyrik eine lyrische Politik in die Nation zu bringen — als ob nicht eben die lyrische Richtung der neueren deutschen Bildung schon das Haupthindernis wahren politischen Lebens gewesen wäre. — Wer unser Reden, Handeln, Fühlen, Dichten und Trachten in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren unbefangen betrachtet, der muß sich gestehen, daß unser Interesse an der Politik meist ein philosophisch-lyrisch-rhetorisches, daß es uns weniger um die Realitäten, um das Praktische, um bestimmte endliche Erfolge des politischen Lebens zu thun war, als um etwas zu haben, was wir philosophisch ergründen, worüber wir geistreich und begeistert deklamieren und uns in überschwengliche lyrische Stimmungen

verſetzen konnten. Und merkt man ſorgfältig auf das, was Dichter durch ihre Wahl, Kritiker und Publikum durch ihr Urteil von allen Gattungen der Poeſie als das eigentlich Poetiſche anerkennen, ſo wird man finden, es iſt das Lyriſche und Idylliſche. Für das männliche Element der Poeſie, für die Poeſie der Kühnheit und der thatkräftigen Tüchtigkeit iſt die Empfänglichkeit durch Mangel an Übung verkümmert: ſchon Schillers Theorie des Erhabenen hat für das Erhabene der Thatkraft keine Stelle, und Luther, Friedrich der Große und alle Repräſentanten desjenigen, was man ehemals das Deutſche nannte und mit Begeiſterung als den eigentlichen Herzpunkt der Poeſie des deutſchen Weſens hegte, müßten ihre ganze ſchroffe Kraft und männliche Schönheit aufgeben und ſich lyriſch-idylliſch zurichten laſſen, um den zarten poetiſchen Seelen unſrer Zeit nicht geiſtiges Magenweh zu erregen. — Unſre großen Leidenſchaften ſind, unterbunden von philoſophiſcher und lyriſcher Betrachtungs- und Anſchauungsweiſe, zu ihren eignen Zerrbildern verſchrumpft, und die kleinen wuchern deſto luſtiger, der zwergige Geck Eitelkeit vor allen ſpreizt ſich im vollen Beſitze über ihren gelähmten Rieſengliedern. Die Geſchlechtslaſter der Frauen ſind nun die der Männer geworden; unſre Bildung iſt eine vorwiegend lyriſche, weibliche, die den Mann zu einem zarten Genoſſen des Weibes, nicht das Weib zur ſtarken männlichen Geſellin des Mannes erzieht; das Männiſche, wo es nicht zu erſticken war, muß als unberechtigt und ausgeſchloſſen zu barer Roheit entarten; und da die Männer Frauen geworden ſind, was ſollen die Frauen, durch dieſe geſchlechtliche Völkerwanderung aus ihrer natürlichen Sphäre verdrängt, thun? Wer kann ſich wundern über die weiblichen Emancipationsverſuche der Zeit? Bleibt denjenigen Frauen unter ihnen, die keine Kinder werden wollen oder können, etwas andres, als das Feld zu erobern, das die Männer verließen, um das Gebiet einzunehmen, welches ehedem das ihre war? Mag man in dieſen Sätzen Übertreibung ſehen; aber frage man reihum, und man wird bei unſern Frauen weit mehr Tüchtigkeit, Entſchloſſenheit und Charakter finden, als wir Männer aufzuweiſen uns rühmen dürfen.

Um von dieſem Seitenwege uns zurück zu wenden, den näher zu beachten wir uns nicht verſagen durften, faſſen wir den Punkt, nach dem wir ſteuern, wiederum ſcharf ins Auge. Wir ſuchen das Bild eines Dramas, welches das unſre wäre; wir konnten keine Kunſt und kein Kunſtwerk anerkennen, als worin alle Bedingungen ihres Daſeins, jede in dem Maße ihrer Wichtigkeit für das Ganze vertreten, an jedem einzelnen Punkte des Ganzen ſich organiſch durchdringen. Es bleibt nichts übrig, als demgemäß die weſentlichen Faktoren des Dramas gründlich zu unterſuchen. Dieſe Faktoren

sind eben Dichter, Schauspieler, Publikum. Aus ihrem gegenseitigen Verhältnisse die Technik des Dramas zu entwickeln, ist die Aufgabe dieser Untersuchungen. Das Drama darf sich nicht abscheiden vom Leben; wo erscheint selbst die Gottheit göttlicher? wo sie sich zu den Bedürfnissen der Gottarmen herniederläßt, um diese mit sich empor zu heben, oder wo sie in unfruchtbarem Selbstgenügen in stolzer Erdenferne von ihren Engeln sich verehren läßt? Das Drama muß herniedersteigen zu den gemeinen Bedürfnissen der Menge; die Kluft, die unser dramatisches Leben auch auf dieser Seite von dem der alten Griechen trennt, ist unübersteiglich. — Dort ein religiöses Volksfest, das die Bewohner des Landes in der Stadt des Jahres ein- oder zweimal vereinigte. Das Publikum schon beim Beginne des Spieles in der erhöhten Stimmung; das Spiel selbst eine Art religiöser Ceremonie, das Theater, dessen Dach der freie Himmel, wie ein Tempel dem Ärmsten im Volke offen — hier das Theater ein täglicher Vergnügungsort, geöffnet nur für Geld, wie Ball- und Konzertsaal, das Publikum stimmungslos, geteilt zwischen den empfangenen Eindrücken des heutigen und den zu erwartenden des morgenden Arbeitstages, oder lediglich einer zum Bedürfnis gewordenen Gewöhnung folgend, dessen Aufgeben unangenehm wäre, dessen Befriedigung aber durch Alltäglichkeit den positiven Reiz verloren hat, den nur weise Sparsamkeit dem Genusse zu erhalten versteht; oder um, wie Hebbel unvergleichlich treffend sagt, nicht von den Mühen des Lebens, sondern von dem Leben selbst auszuruhen, viele, um die Welt und sich selbst zwei Stunden lang los zu sein, nicht wenige, um nur die Zeit zwischen Thee und Abendessen auf erträgliche Weise hinzubringen. Was alle diese und fast alle, die das Publikum unsers Schauspieles bilden, in diesem suchen, ist Unterhaltung. Das Drama soll das Unterhaltungsbedürfnis nicht nur eines Alters, eines Geschlechts, einer einzigen Bildungsstufe berücksichtigen. Seine Thüre steht allen offen, und es muß darauf denken, „allen etwas zu bringen". Zu seinem Vorteile entsprechen die verschiedenen Bildungsschichten den verschiedenen Geschlechtern und Altersstufen; der ungebildete Mensch aus dem Volke bringt die Forderungen des Kindes, der Überbildete, Kulturmürbe die Ansprüche des höheren Alters vor den bunten Vorhang. Die feine Bildung findet sich mit der Zartheit des weiblichen Geschlechtes ein, das männische Element ist es, was in den Erwartungen der niederen, noch unverweichlichten Klasse sich geltend macht. Sie haben ein Recht, vom Dichter Unterhaltung zu fordern, denn sie haben es bezahlt. Aber weit entfernt, daß die Befriedigung all dieser verschiedenen Ansprüche zu gleicher Zeit den wahren Dichter, der sie nicht auf mechanischem Wege sucht, zwingen sollte, seinem Kunstwerke und damit der Kunst selbst etwas zu ver-

geben, enthält sie vielmehr die Nötigung, nach der höchsten Wirkung aller Kunst zu ringen. Indem er fortwährend die Gesamtheit der menschlichen Kräfte in ein lebendiges Spiel versetzt — denn jene verschiedenen Anforderungen gehen wesentlich aus dem einseitigen Vorwiegen einer derselben hervor —, indem er den Sinn durch Mannigfaltigkeit und Bewegung, die Phantasie durch Ausdehnung, das Gemüt durch Zusammendrängung, den Verstand durch kausale Geschlossenheit, den Witz durch überraschende Kombinationen, den Scharfsinn durch Probleme, den Tiefsinn durch die aufgedeckte Spur zur innersten Wahrheit des Lebens, das moralische Gefühl und die Vernunft durch sittliche Auffassung des Schicksals, das Schönheitsgefühl durch Harmonie befriedigt, stellt er in dem einzelnen Zuschauer, wie sehr besondere Lebensstellung, Erziehung, Lebenserfahrungen, besondere tägliche Berufsarbeit ihn auch zerstückelten und unter höchstmöglicher Ausbildung einzelner Bruchteile seines Wesens die andern in Übungslosigkeit verkümmern ließen, wenigstens für die kurze Zeit der vollen Kraft seines Zaubers **die ursprüngliche Ganzheit des Menschen** wieder her. —

Charaktere Shakespeares.

Molière und seine Nachfolger haben einen Charakter zum Zentrum ihrer Stücke gemacht: dasselbe that Shakespeare, nur daß er dem Charakter auch eine Persönlichkeit gab, was Molière zu seinem Nachteile nicht that. So könnte Hamlet: der Unentschlossene heißen, Macbeth: der Ehrgeizige, Lear: der thörichte Vater, Shylock: der Wucherer, Othello: der Eifersüchtige. (Selbst in den Historien Heinrich IV. oder auch König Johann: der Usurpator, Heinrich V.: der Held, Heinrich VI.: der fromme Schwächling auf dem Thron u. s. w.)

Shakespeare giebt gern zwei oder mehreren Charakteren eine ähnliche Situation; dadurch werden zwei nebeneinander laufende Handlungen organisch verbunden; zugleich ist die Verschiedenheit, mit der sie sich darin benehmen, anthropologisch interessant, und moralisch dient zuletzt der eine dem andern zum Gericht und zur Folie. So Lear und Gloster, Hamlet und Laertes, Timon und Apemantus, Orsino und Malvolio (in der Einbildung des einen zu lieben, des andern geliebt zu werden), so Macbeth und Banquo, Brutus und Cassius, Antonio und Shylock (den einen treibt sein Unstern zu wohlfeiler Resignation, den andern zu übermäßiger Rachelust), Othello und Jago, in der verschiedenen Art, wie beide den vermeintlichen Ehebruch der Gattin rächen, der eine als Schurke, der andre als Ehrenrichter. Immer aber gehen, wenigstens im

Trauerſpiel, beide zu weit — niemals iſt Shakeſpeare an der Klippe der vollkommenen Charaktere geſcheitert.

Auf die Vorgänge in einer Perſon wird oft von einer andern wie von einer Art Chorus noch beſonders aufmerkſam gemacht; der Eindruck, den der Zuſtand einer Perſon macht, wird durch die Beſchreibung und die Gefühle einer andern erhöht, die gleichſam in dem Augenblicke mit zum Zuſchauer wird. Beſonders im Lear. So muß dort z. B. Edgar auf die Miſchung von Tiefſinn und Aberwitz in Lears Reden aufmerkſam machen. Die Gloſtergruppe tritt, ſo wie Lear auftritt, aus der Stellung leidender und ſelbſt tragiſcher Figuren in die von Zuſchauern, wodurch meiſterhaft die Haupthandlung vor- und die Nebenhandlung zurückgerückt wird. Das größere Leiden wächſt dadurch noch mehr, daß gezeigt wird, wie es den Eindruck des kleineren entkräftet. — Die Nemeſis in den Charakteren wird entweder von den Betreffenden ſelbſt oder von andern bei jeder Gelegenheit hervorgehoben. So die Blindheit Gloſters. Das iſt der Antike ähnlich, wo Ödip durch Blindheit für ſeine Blindheit geſtraft wird.

Der Held des Stückes, die Sonne, im vollen Lichte, die übrigen Perſonen wie die Planeten nur auf der dem Helden zugewandten Seite hell und vom Lichte verſchiedenen Grades erhellt.

Charakter und Leidenſchaft. Epiſch und dramatiſch.

Es iſt Shakeſpeare bis auf wenige Ausnahmen, z. B. im Shylock, gar nicht um recht ungewöhnliche Charaktere zu thun. Der Charakter iſt ihm bloß der Boden für die Leidenſchaft, die er ſchildern will. Das Handeln der Hauptperſon iſt allemal das wenigſte: die Hauptſache iſt ihr Leiden, die Leidenſchaft. Er will irgend eine Leidenſchaft in all ihrer Vollſtändigkeit ſich ſteigernd vom leiſen Anfange bis wo ſie ihren Träger tötet, ein Leiden ausmalen, z. B. Lear; dazu wählt er als Faden einen Charakter, in dem dieſe Leidenſchaft ſo recht normal ihren Verlauf haben kann, z. B. Romeo, die Art Mann, die der Liebe am zugänglichſten iſt, und zwar einer hingebendſten. Er ſucht für ſein Feuer allemal das Holz, an dem jenes ſeine Erſcheinung am kräftigſten und vollſtändigſten erzeigen kann. Der Charakter macht allemal die Möglichkeit der Leidenſchaft, dann aber macht die Leidenſchaft den Charakter. Wir ſehen erſt das Stück Holz als ein zur Feuernahrung wie ausdrücklich und vor allen andern gemachtes; dann ſehen wir's ergriffen und zuletzt mehr, was das Feuer überhaupt mit dem Holze anfängt als das Holz ſelber, mehr die Natur der Leidenſchaft als die des Charakters an ſich. — Der Charakter iſt dann bloß der Faden, an dem die

Phaſen der Leidenſchaft ſich reihen. Was er auch im unangegriffenen Zuſtande geweſen ſein mag; er geht immer mehr in der Leidenſchaft ſelbſt auf, und ſeine Schilderung in der Schilderung der Leidenſchaft. — Mir unbegreiflich, wie man z. B. die Form des Götz ſhakeſpeariſch nennen kann. Shakeſpeare zerreißt die Handlung ſcheinbar, um die Charakterentwicklung, ihre Steigerungen u. ſ. w. deſto ſtetiger zu behandeln, während im Götz um der Buntheit und des Reichtums der Handlung willen die Entwicklung der Charaktere überall durchſchnitten wird. Die ſhakeſpeariſche iſt die eigentlichſt dramatiſche Form, wenn das Werden und Wachſen das Dramatiſche iſt, was es auch wirklich iſt; dagegen im Götz die wahrhaft epiſche Form erſcheint, äußere Veränderung um das Gleichbleibende herum. Das Dramatiſche iſt das Wechſeln im Beſtehenden, das Epiſche das Beſtehen im Wechſel. Der epiſche Charakter geht durch die Handlung hindurch, der dramatiſche geht aus der Handlung hervor. —

Ideale Charaktere, Miſchung, Widerſprüche.

Man findet in Shakeſpeares Helden die heterogenſten Charakterbeſtandteile, und in der That beruht darauf zumeiſt ihre Wirkung. Das Anziehendſte im Hamlet iſt ſeiner Stärke und Schwäche Kontraſt. Stärke und Schwäche kann dieſelbe Quelle haben und muß das unbedingt in der dramatiſchen, überhaupt in der poetiſchen Geſtalt, ſonſt hebt der Widerſpruch die Wahrheit derſelben auf. Die Stärke bezahlt ſich mit Schwäche, jeder Vorzug mit einem Mangel. Der Menſch kann nicht die verſchiedenen Seiten ſeines Weſens in gleicher Stärke beſitzen, vollkommene Weſen ſchafft die Natur nicht. Konzentriert ſich ſeine Geſamtkraft hauptſächlich nach einer Richtung hin, ſo müſſen die andern Richtungen weniger ausgebildet erſcheinen, beſonders die jener entgegengeſetzte. In der That finden wir dies an jedem Menſchen, und der ſogenannte Charakter beſteht ja eben im poetiſchen Sinne in einer gewiſſen Einſeitigkeit. Manche Gemütseigenſchaften fehlen manchen Menſchen faſt ganz, z. B. Mut. Deſto größer wird in der Regel ihre Geſelligkeit ſein. Je weniger ſie ihren eignen Kräften zutrauen, je mehr werden ſie ſich an fremde anlehnen. In Fällen freilich, wo die Geſelligkeit Mut verlangt, wird der Mutloſe allein gehen, wie der Mutvolle, wenn nicht die Geſellſchaft ihm die Gefahr geteilt zeigt, und er ſich lieber mit der Maſſe fortreißen läßt, als daß er ſich auf ſich allein ſtellte. — Der Mann, der zu praktiſchem Thun aufgelegt, wird ſelten eine große Phantaſie haben, der Phantaſiemenſch zu praktiſchem Thun weder Luſt noch Geſchicklichkeit zeigen. Der Grübler wird ſich nicht ſchnell oder gar nicht zum Handeln entſchließen, der Freund ſchnellen Handelns wird nicht immer

überlegt handeln. Der Sanfte wird vor gewaltsamer That Scheu tragen. Der Schwache wird sich so lange hudeln lassen, bis er aus Verzweiflung gewaltsam wird, er kann dadurch zum Verbrecher werden, während festes, ruhiges Entgegentreten zur rechten Zeit ihn und seinen Feind gerettet hätte. Hier scheint auch ein Charakterwiderspruch zu sein. Es sind dies interessante psychologische Probleme, die tragische Geltung haben. —

Dramatische Charaktere.

Bei den Charakteren ist eine Hauptsache, daß man sie nicht immer im Wappenrocke des Affektes sieht, wie sie ihrer Intention nachjagen. Man muß sie auch in der Vertraulichkeit des täglichen Lebens sehen, in ihrem Benehmen mit Untergebenen ꝛc. Es kann einer die heftigste Leidenschaft in der Brust tragen, den raffiniertesten Plan im Kopfe, er kann eine ungeheure That vorhaben; es kommt ihm ein Bekannter in den Weg — nur daß er ihn nicht hindert, aufhält ꝛc. —, und er wird den gewöhnlichen Ton des täglichen Verkehrs anschlagen, vielleicht auf Momente abgezogen von jenem; ja, je entschiedener z. B. der Entschluß zum Selbstmorde, desto weniger merkt man dem Träger an; desto leichter stimmt dieser in die gewohnten Scherze und Neckereien ein. Ja, er lacht wohl. Und nur wenn man diese beiden Seiten an den Personen sieht, kann man an sie glauben als an Menschen, an Wesen, die nicht bloß personifizierte Leidenschaften, Gewohnheiten ꝛc. sind. — Was den Charakteren Shakespeares diese überzeugende Wahrheit und uns am Ende eines Stückes das Gefühl giebt, als hätten wir mit diesen Menschen jahrelang gelebt, das ist, daß wir sie nicht bloß in ihre Leidenschaft, ihren Affekt eingeklemmt, sondern auch in gleichgültigeren Berührungen mit andern sehen, in typischen Scenen des gewöhnlichen Lebens, in denen sich viele andre ähnlich benommen haben würden; hier sind sie nicht bloß nach ihren individuell-charakteristischen, sondern auch nach den generellen Zügen, ja mehr nach diesen dargestellt. Die temporäre Stimmung blickt dann zuweilen durch, zuweilen nicht; Stand, Bildungsstufe, allgemeine Liebhabereien, Gewohnheiten, Alter, Nationalität treten hier vor den eigentlichen Charakter heraus. So sehen wir Hamlet als Sohn und Hofmann, als Prinzen und Freund eines Niederen, als einen, dessen Vater plötzlich gestorben, dessen Mutter sich so schnell wieder verheiratet; ferner in seinem Benehmen gegen Schulfreunde, die ihn sondieren wollen, mit einer Geliebten, der er als wahnsinnig gelten muß; ja sogar als Patron von Schauspielern, als Kunstfreund und Kunstrichter; dann mit sich selbst beschäftigt; was zuerst durchschien durch sein Benehmen, das von den Äußerlichkeiten geboten war, das tritt jetzt sichtbarst auf die Ober-

fläche ꝛc. Und alle dieſe Scenen ſind ſo bis ins einzelnſte durchlebt; wir ſehen ihn nicht bloß handeln im engeren Sinne, wir ſehen ihn leben, exiſtieren, ſeine Art und Weiſe in den verſchiedenſten Situationen des Lebens. Seine Art, die Dinge zu nehmen, ſein Urteil über Dinge und Menſchen; die ganze Art ſeines Gehabens, eine Summe ſeiner Exiſtenz. —

Unterhaltende Charaktere Shakeſpeares.

— Wenn wir Shakeſpeares Geſtalten ſich vor uns ausleben ſehen, ſo wird der nicht am wenigſten treffende Ausdruck für die Art ihrer Wirkung der ſein, der ſie als „amüſant“ bezeichnet. Welch amüſanter Böſewicht iſt Jago! Sie ſind alle gute Geſellſchafter, in deren Gegenwart Langeweile nicht aufkommen kann. Lewes hat die Aufgabe des dramatiſchen Dichters richtig hingeſtellt: „Die große Frage bei einer Bühne iſt, wie ſich die Anſprüche des großen Publikums, das unterhalten ſein will, mit den Forderungen der Kunſt, welche über die bloße Unterhaltung hinausgehen, vereinigen laſſen.“ — Und ſo mag doch Voltaire recht haben: „Die einzige ſchlechte Art zu dichten iſt die langweilige.“ —

Keine Tugendhelden. Tragiſche Formel Shakeſpeares.

Dadurch ſind Shakeſpeares Tragödien ſo ewig wahr, daß er durchaus keine Tugendhelden vorbringt, nur Züge der Natur. Sie unternehmen ein Wagnis, zu deſſen Durchführung ihre Natur nicht geeignet, ja die der entgegengeſetzt iſt, der das Wagnis gelingen könnte. Daraus folgt das tragiſche Leiden. Seine Helden haben alle etwas Impoſantes; das läßt den Nachahmer leicht fehlgreifen, weil der wohlfeilſte Weg, eine Geſtalt impoſant zu machen, der iſt, daß man ihr ein tüchtig Teil von dem Übergewichte des höheren Begehrungsvermögens über das niedere giebt. Aber in Shakeſpeares Geſtalten ſiegt nie die Freiheit, die Vernunft, auch nur vorübergehend; was in ihnen die Gewalt hat, was an ihnen imponiert, iſt die Gewalt der Leidenſchaft, eben die Gewalt, das Übergewicht der niederen Begehrungskraft über die höhere. Der wirklich vernünftige Menſch wäre überhaupt der ungünſtigſte Gegenſtand für die Tragödie, ſchon wegen der Unterordnung von Gefühl, Begehren und Phantaſie in ihm. Es braucht deshalb kein Verbrecher zu ſein. Bei Shakeſpeare iſt das Tragiſche, wenn ein Menſch ſeine Totalität aufgiebt und ein falſcher Bruch eines einzigen Triebes wird. Wenn ein Begehren im Menſchen ſo rieſig anſchwillt, daß eine förmliche Verrückung des geiſtigen und ſinnlichen Organs entſteht, wenn eines davon alles Blut des Körpers in ſich ſaugt, ſo daß die andern darüber ver-

kümmern; eine Aufhebung aller Harmonie, eine geistige Entzündung, die mit dem Tode des Organismus endet. Von seinen tragischen Figuren übt keine auch nur eine Tugendthat. Das ist's, worin Goethe Shakespeare gefolgt ist, nur daß er an die Stelle des Imponierenden die Liebenswürdigkeit des Helden setzt. Die Personen bei Shakespeare, in welchen das obere Begehrungsvermögen das stärkere ist, gehen nicht unter, z. B. Edgar. — Man kann das ganze Verfahren Shakespeares aus dem Streben nach dem Typischen ableiten. Die poetische Abstraktion geht auf den Typus, wie die philosophische auf die Idee. — Soll nun die Handlung ein Typus sein, soll sie, wie Lessing sagt, „zu ihrem eigenen Ideale simplifiziert werden" — so ist die Thätigkeit dabei eine doppelte, alle schlechthin individuellen Züge müssen entfernt, dafür typische hereingenommen werden; darauf muß alles Neuhinzuthun und Immerwiederausscheiden ausgehen; so müssen auch die Charaktere Typen sein, d. h. alles, was nicht zu dem Typus, der die Aufgabe des Stückes ist, stimmt, was nicht selbst ein Teil dieses Typischen ist, muß heraus. Die Scenen und Gespräche müssen Typen der erregten Natur oder des bloßen Lebens, gleichgültige Mimen nicht bloß des Staats-, Kriegs-, Geschäfts- und Gesellschaftslebens sein. Auch der Kausalnexus muß durchaus typischer Natur sein; alles im Drama muß sein, nicht, was wohl einmal ohne Unwahrscheinlichkeit geschehen konnte, sondern wie es immer geschieht, wie es die Regel ist. Das ist die einzig statthafte Idealität des Dramas wie aller Poesie. Mit der reintypischen Behandlung ist die Geschlossenheit, Ganzheit, Einheit, Vollständigkeit, Übereinstimmung und Notwendigkeit, d. i. die poetische Wahrheit gesetzt. —

Die Gesamtphysiognomie eines Charakters.

Die Existenz ist nicht besser sichtbar zu machen, d. h. die Gesamtphysiognomie eines Charakters, als daß man diese von mehreren Seiten zeigt, en face (in den à parts, wo er sozusagen dem Zuschauer direkt zugewandt ist), en profil links und rechts, ganz und halb, d. h. die Physiognomie seiner Verhältnisse mit andern, z. B. Hamlets mit sich selbst, mit Horatio, dem Könige, der Königin, mit Polonius, Laertes, Rosenkranz ꝛc., mit Ophelia und dem Totengräber. Mit jedem von diesen ist Hamlet ein andrer, einem jeden wendet er einen andern Teil seines Gesichtes zu; sich selbst das volle Gesicht, Horatio schon etwas vom Profile, den andern mehr oder weniger davon; das Gesicht, wie es ist, nur sich selbst; dem Polonius eine Art von komischer Maske ꝛc. Aus diesen Wendungen des wahren Gesichtsausdruckes, die mehr oder minder wahr oder falsch sind, entstehen eine Unzahl mimischer Kombinationen. Es ist nicht genug,

daß man namentlich des dramatiſchen Helden Geſicht kennen lernt, man muß auch ſeine Geſichter kennen lernen. —

Die tragiſche Anlage des Charakters.

Die tragiſche Anlage muß durchaus ſinnlich erſcheinen können, weil ſie der Schmied des eignen Schickſals und das ſchauſpieleriſche Hauptmoment zugleich ſein muß; ſie darf nicht zu der theoretiſchen Seite des Charakters gehören, ſondern zu der pragmatiſchen, zur ſinnlichen. Wiederum, je größer der ſinnlich erſcheinende Kontraſt zwiſchen dem, was die Aufgabe von dem Helden fordert, und der Unangemeſſenheit ſeiner Natur, d. h. je ſtärker das ſinnlich ausgeprägt iſt, was dieſe Natur, der Aufgabe nachzukommen, unfähig macht, und zugleich je klarer, ja bis zu ſinnlicher Deutlichkeit das herausgeſtellt iſt, was die Aufgabe fordert, und in je unmittelbarere Gegenwärtigkeit, je näher zuſammengerückt in Zeit und Ort ſie einander und uns zugleich auf den Hals gerückt ſind, deſto dramatiſcher. Wie iſt uns eben eingeprägt, wie Coriolan ſein muß, um das wütende Volk zu gewinnen, die Mutter ſpielt es ihm in einer kleinen Scene vor, und wie leuchtete es aus allen ſeinen Reden, aus denen, die den Entſchluß ausſprechen, daß er ſo ſein, ſo reden, ſich ſo gebärden will, wie die Mutter ihm rät, ſo deutlich hervor, daß er nicht ſo ſein, nicht ſo reden, nicht ſo ſich gebärden, nicht ſo ſein und nur ſcheinen wollen kann, als er meint, daß er es können werde, und in welchem draſtiſchen Kontraſte ſteht nun ſein wirkliches Sein, Reden, Sichgebärden vor dem gegenwärtigen Volke wenige Minuten ſpäter zu ſeinem Entſchluſſe, als Illuſtration! Ein andrer Kontraſt iſt oft im Richard III. zu finden, der: zwiſchen dem angenommenen Scheine, wie er ſei, und der Wahrheit, wie er iſt. Mit wie grellen Farben und ſtarken Zügen iſt uns eingetieft, wie er in Wahrheit iſt, und zwar gewöhnlich unmittelbar vorher oder nachher, ehe der in eben ſo lebhaften Farben und ſtarken Zügen aufgetragene Schein ſich uns repräſentiert, ſo z. B. das Erſtaunen und der Hohn nach der gelungenen Werbung um Anna. Ein dritter Kontraſt, der zwiſchen Sein und Schein, aber ohne Abſicht, ja ohne Wiſſen der Perſon, an der er erſcheint; Ophelia. — Man ſieht, daß den mehreren Verhältniſſen, die Ariſtoteles als tragiſche Erforderniſſe anführt, das eine Moment des Kontraſtes zwiſchen dem Scheine und der Wahrheit oder auch des Kontraſtes von einem Vorher und Nachher zu Grunde liegt, welche beide ziemlich auf einen hinauskommen, da das jetzt noch beſtehende Glück, das, wie wir bereits wiſſen, bald zu ſeinem Gegenteile werden wird, ſich zu dieſem wie Schein zur Wahrheit verhält. Es giebt unzählige Fälle, nicht bloß im Kontraſte des Wahnſinnes, in denen die Meinung einer Perſon von ihrer Situation

im grellsten Kontraste steht mit unsrem Wissen um ihre wahre Situation. — Wie sinnlich kräftig hat Shakespeare den Kontrast zwischen Leidenschaft und Gewissen im Macbeth hingestellt durch die dargestellte Gewalt des Gewissens, durch welche die anfänglich noch stärkere Gewalt der Leidenschaft dadurch mit dargestellt ist, daß er dieselbe die Kritik des Gewissens besiegen läßt! —

Explikation der Charaktere.

— Entwicklung im richtigen und dramatischen Sinne ist Herauswicklung, Entfaltung des schon Vorhandenen, welches durch den Vorgang nicht gemacht, nur gezeigt wird. Weder Shylock noch Porzia z. B. zeigen das Werden eines Charakters. Es tritt nur allmählich ans Licht, was sie sind, es ändert sich aber nichts an ihnen. Porzia ist deshalb eine so hinreißend schöne Gestalt, weil sie nicht erhitzt, getrübt oder sonst alteriert wird. In ihrem heiteren Sichgleichbleiben ist etwas Seliges. — Selbst im Macbeth, wo eine Entwicklung am sichtbarsten, scheint es gar nicht darauf angelegt, und erkennt man sie nur aus Anmerkungen wie: „Verloren hab ich fast den Sinn der Furcht" und „Sie hätte ein andermal sterben können." — Bei Desdemona, Cordelia, Ophelia ist es, als hätte die auch nur momentan entstellende Macht des starken Affektes keine Gewalt über sie. Sie sind wie Kinder, die gar die Schrecklichkeit ihres Schicksals nicht kennen, nicht begreifen. Im Romeo ist schon in der Gartenscene die Liebe in voller Blüte. Shakespeare hat sich keine Mühe gegeben, eine Steigerung hineinzubringen, noch weniger ein Werden der Charaktere gezeigt. Julia betrügt den Vater, aber es ist bloß momentane Notwehr, es geschieht dadurch keine Änderung in ihrem Wesen; es wird nicht etwa eine Lügnerin von Fach oder dergleichen aus ihr, es kommt nur die ungeheure Biegsamkeit und Schnellkraft der weiblichen Natur in ihrem Thun zu Tage. Noch weit sprechender ist Gretchen im Faust, die unglücklich, aber außerdem noch ganz dasselbe Wesen ist wie im Anfange, ebenso naiv und sozusagen unschuldig. Ja auch im Lear ist es nur eine sozusagen körperliche Krankheit, die wir wachsen sehen; der eigentliche Mensch wird nur matter, schwächer, sonst nicht anders. — Hier möchte ich wohl meinem Hauptfehler auf den Grund gekommen sein. Ich will das im Drama machen, was das Drama am wenigsten zuläßt. Wie kann man einen Charakter darin darstellen als einen werdenden! Man müßte ihn auf jeder neuen Stufe durch alle seine Verhältnisse durchnehmen. Das geht höchstens im psychologischen Roman, in welchem die Charakterdarstellung bereits das Gebiet der eigentlichen Poesie verläßt. Der sogenannte Reichtum des Charakters ist gar nicht zu ermöglichen, wenn es nicht derselbe Mensch ist, den wir in den verschiedenen Verhältnissen sahen;

deshalb hat eben Shakespeare die Leidenschaft mit dem betreffenden Menschen sozusagen identifiziert. Nun denke man sich, Shakespeare hätte sich darauf kapriziert, zu zeigen, wie Hamlet aus einem gesunden Menschen ein siecher wird, statt plastisch den fixierten Moment darzustellen, in dem die schönste Fülle erreicht ist. Also kein Anderswerden, kein allmähliches Umbilden und Neuentstehen der Charaktere im Drama, was mehr ein psychologisches Problem für den Verstand wäre. Macbeth wird grenzenlos unglücklich, lebenssatt, wenn auch vor dem Jenseits zurückschaudernd, stumpf, fühllos; das alles aber ändert an seinem ursprünglichen Charakter nichts; sowie ein müder Mensch nicht ein schwacher Mensch überhaupt geworden ist. Ein Gesicht kann faltig, die schwarzen Haare weiß werden, die schwarzen Augen einsinken und ihr Feuer verlieren, aber es wird kein andres Gesicht. — —

Stimmung der Scenen.

In Shakespeare ist alles individualisiert und dann durch Erhöhung und Verstärkung idealisiert. Jede Rede nach dem Gefühl, das sie eingiebt, jedes Gefühl, jede Handlung nach Charakter und Situation, jeder Charakter, jede Situation eins durch das andre, beide durch die Individualität der Zeit. Jede Rede und Situation durch Zeit und Ort noch mehr individualisiert, sogar durch Naturscenen. Jedes seiner Stücke hat seine eigne hellere oder trübere Atmosphäre. Jede Scene hat wieder ihre Stimmung; seine wunderbarste Kunst, wie er alles, was sie nur erwecken kann, aneinander reiht, und so auch die Phantasie, nicht allein den Verstand, zum Kühnsten vorbereitet. Die Stimmungen aller Scenen setzen wiederum die Stimmung des Ganzen in ähnlicher Weise zusammen, eine Art Kausalitätsnexus der Phantasie. Selbst die Methode des Motivierens in jedem andern Stücke eine andre. — Dadurch, daß er solchergestalt hauptsächlich auf die Phantasie wirkt, macht er es dem Gemüte möglich, das Herbste zu tragen. In der Empfindung des Großen vermählt sich Schmerz des Gemütes und Lust der Phantasie; so wird die Hälfte der Last der elastischeren Phantasie überlassen, und das Gemüt muß nicht unterliegen. — Jeder Ausdehnung des Gefühls giebt er sogleich einen Inhalt von Lebenserfahrung und Lehre. Dies ein Hauptpunkt: dadurch hat er, wenn auch den Scheitel am Himmel, doch immer den Fuß stramm auf der Erde. Also: nicht allein in Hinsicht des Ganzen der Stücke, sondern möglichst selbst in jedem kleinsten Einzelnen derselben die sämtlichen Vermögen des Menschen beschäftigt, Phantasie, Vernunft und Verstand.

Behandlung der Leidenschaft bei Shakespeare.

Bei Shakespeare ist keine Figur ganz in eine Leidenschaft verwandelt, sondern sie hat wenigstens Augenblicke, wo sich das Gleichgewicht des Menschlichen in ihr wiederherstellt oder sich dem Gleichgewichte wenigstens nähert, oder wo sie, durch äußere Umstände geniert, die Leidenschaft zu vergessen scheint (Hamlet beim ersten Auftreten der Schauspieler, nach deren Abgange die Selbstverachtung ihn doppelt packt). Dies geschieht gewöhnlich in beiläufigen Bemerkungen, auf die den Helden sein Zustand führt, in Bemerkungen über sich oder andre, Vergleichungen u. dergl., Betrachtungen, Beziehungen des eignen Zustandes auf das Allgemeine der menschlichen Natur und des menschlichen Schicksals. Die Betrachtungen vertreten die Stelle des antiken Chors und sind oft wie ein Kommentar über die psychologischen Prozesse Offenbarungen der Intentionen des Dichters. Oft stehen die Bemerkungen in scheinbarem Widerspruche mit den herrschenden Leidenschaften, aber das ist eben die Natur der Leidenschaft, daß der von ihr erfüllte Mensch wie ein an einer fixen Idee laborierender über Dinge, die diese Idee nicht berühren, ganz vernünftig denken kann, ja über diese Idee selbst, ohne sich doch von ihrem Zauber losmachen zu können. Ein schlagendes Beispiel der von der Leidenschaft des Trunkes Besessene, der Wollüstling ꝛc. Dieser kann von dem Gedanken der Reinheit zu Thränen gerührt werden, aber der Engel in ihm wacht nur so lange, als das Tier schläft, und das Tier beschmutzt dieselbe Reinheit, die den Engel gerührt hat. Aus dieser momentanen Freiheit in der Knechtschaft entstehen die humoristischen Blitze, das Lächeln im Weinen, und umgekehrt der Selbsthohn, das Selbstbelächeln, das Mitleid mit sich selber, gleichsam des Freien in uns mit dem Bewältigten in uns. Dieses Wissen um sich selbst giebt den Shakespearefiguren oft die Selbständigkeit und das Überzeugende ihres Daseins, indem ihre beiden Seiten sichtbar werden; zugleich auch die plastische Ruhe, die so sehr imponiert.

Keine Leidenschaft zeigt sich an sich selbst als immerwährender Affekt, jede ist nur eine Neigung zu einem Dinge, die ihre Ebbe und Flut haben kann. Der Besitz macht aus ihr ein ruhig Fortbestehendes; aber bei jeder Kreuzung, bei jedem Hindernisse flammt sie auf, und oft zeugt nur diese stellenweise hervorbrechende Flamme von der Kohle, die unter der Asche sonst ungesehen glimmt.

Mäßigung in der Leidenschaft.

Was Shakespeare den Hamlet von den Schauspielern verlangen läßt: „Mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten im Wirbelwinde der Leidenschaften müßt ihr noch einen Grad von

Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und das Geſchmeidige giebt," das erfüllt er ſelber in der Dichtung. Dies iſt's, was man bei ihm fleißig ſtudieren muß. Auch wo dieſes Anhalten in der Eile durchaus nicht im ſpeziellen Charakter der ſprechenden Perſon liegt, findet man dasſelbe. Er fixiert die einzelnen Grade des Leidenſchaftsausbruches vor dem Ohre und Auge des Zuſchauers im Widerſpruche mit der Natur, die zum äußerſten eilt, und giebt ihnen eine gewiſſe Ruhe und Breite; dadurch wird alles deutlich, und auch das Äußerſte erſchreckt den Zuſchauer alſo künſtleriſch gemildert nicht; es iſt immer, als wäre etwas noch Ungeheures vorhanden, was der Dichter aus Schonung verſchwiege. Und dennoch nimmt dies dem Eindrucke nichts, ſondern macht ihn nur überzeugender. Der Affekt eilt nicht ſo ſchnell, daß unſre Faſſungskraft und unſre Sympathie nicht Schritt halten könnten. Zugleich gewinnen die Perſonen durch das à plomb der immer noch gemeſſenen Rede ſelbſt ein à plomb und werden plaſtiſcher; das Ungreifbare ſcheint greifbar zu werden. Was die Leidenſchaft an Plötzlichkeit verliert, gewinnt ſie an Nachdruck. Über den Blitz erſchrecken wir, wenn er ſchon vorüber iſt. Shakeſpeares Blitze ſind ganze Feuermeere, die majeſtätiſch über den Himmel rollen; kein flüchtiges Erſchrecken des Kreatürlichen in uns, welches dennoch wenig Spur im Gemüte hinterläßt, weil es nicht die Zeit hatte, ſich hier tief einzudrücken. Und alle Natur in dieſen Reden weiſt ſich immer als Kunſt aus und ſpricht ſo zur Phantaſie.

Shakeſpeares Phantaſie.

Habe wieder einmal einige Scenen im Othello geleſen. Wie iſt doch das Ganze, ohne es von ſeiner Wurzel zu trennen, in eine poetiſche Höhe gehoben ſamt der Wurzel! Die Phantaſie, der Kunſtverſtand und das moraliſche Gefühl ſind am meiſten bei der Darſtellung beteiligt: was man Gemüt nennt, weniger, daher wirken die gräßlichſten Stoffe bei ihm ſo wenig peinlich. Er idealiſiert bloß mit der Phantaſie, nie auch mit dem moraliſchen Gefühle, d. h. er macht alles größer, ſtärker, aber er macht ſeine Menſchen nicht beſſer, als ſie in der Natur ſind. Alles iſt naiv, nirgends etwas Krankhaftes, Sentimentales. Er iſt nirgends ſpekulativ, überall ſteht er auf der Erfahrung, wie Shylock auf ſeinem Scheine. — Seine Ähnlichkeit mit Tizian, Paolo Veroneſe, Giorgione fällt mir immer mehr auf, namentlich wenn man ſie im Gegenſatze zu Correggio faßt. Überall Exiſtenz, Verklärung des Irdiſchen ohne Sehnſucht, ohne Nimbus, ohne Sentimentalität, auch im Tragiſchen heiter durch Heiterkeit der Kunſt; nirgends Verzerrung, weder nach der Ekſtaſe noch nach der Gemeinheit zu; den Naturaliſten Caravaggio, Ribera ebenſo fern als dem Correggio und dem Parmegianino; gleichweit

von der Nüchternheit der Caracci und der Zerfloſſenheit, Sentimentalität des Guido und des Dolce. Nur daß nach Maßgabe der beiderſeitigen Kunſtmittel, von denen der Gedanke geiſtiger, die Form und Farbe ſinnlicher Natur, ſein Kunſtideal dem der Venetianer gegenüber ein geiſtiges iſt. — Er arbeitet mehr mit der expanſiven als mit der intenſiven Seite der Phantaſie, wie es dem Dramatiker zuſteht; zu große Innerlichkeit, Niedlichkeit, Nipptiſchfigurenfeinheit vermeidet er. Dieſe gehören dem Lyriker. Er vereinigt die Geiſtigkeit der neuen mit der Naivität der alten Welt. Innerlichkeit wird ſtets verführen, ſich in den Naturlaut mehr zu vertiefen, als dem Dramatiker ziemt, der mit dem Ganzen wirken will. Er macht den ſeeliſchen Naturlaut geiſtig durch Gehalt. Er verliert nie den Gegenſtand, aber er giebt nur ein vom Geiſte geſchwängertes Abbild davon, ſein Abbild wird nie zu der Sache ſelbſt, gleichwohl luxuriert auch der Geiſt nie vom Gegenſtande losgelöſt. Er bildet einen Heftigen ab, aber das Abbild wird nicht heftig, es bedeutet nur den Heftigen. Seine Poeſie ſteht der Wirklichkeit gegenüber, wie die Metapher dem eigentlichen Ausdrucke, ſie erhöht ihn, ohne ihn zu verfälſchen. Shakeſpeare verliert ſich an keinen Moment, an keine Figur. — Der Naturlaut muß durch die Hände der Phantaſie gehen und nicht allein Geſtalt, ſondern auch Gehalt empfangen, ehe er ſich an uns wendet. —

Anforderungen der Phantaſie an die Darſtellung.

— Die Motive müſſen klare ſein, d. h. uns klar im Augenblicke, wo ſie wirken, aber nicht deutlich, denn die Deutlichkeit verkleinert und ſchwächt die Dringlichkeit des Moments, da der ins Spiel gerufene Verſtand dem Zuſchauer das Vergrößerungsglas der Phantaſie vom Auge nimmt und ſeine ſcharfe Brille an die Stelle ſetzt. Der poetiſche Gedanke, der die Empfindung, ſie mildernd, plaſtiſch macht, muß ſchon die Scenen, die der Wirklichkeit am nächſten ſind, ſozuſagen ſymboliſieren; dann läßt man ſich auch ganze Scenen gefallen, in denen nur ſymboliſche Wahrheit iſt, z. B. die Werbungsſcene Richards III. um Anna. Deshalb darf auch die proſaiſche Form, d. h. die Stelle, wo der Dialog in Proſa iſt, die Region der Bildlichkeit nicht verlaſſen. Wieviel dieſe Bildlichkeit und der geiſtige Gehalt thut, wird man zu ſeinem größten Vorteile in den Scenen gewahr, die ohne dies Mittel peinlichſt wirken würden. Das Ganze des Vorganges muß in Scenen, wo dem Sinne etwas Schreckliches gezeigt wird, zu einem geiſtig konzentrierten Phantaſiebilde, ſozuſagen zu einem emphatiſchen Gleichniſſe werden. Indirekte Darſtellungsmethode. — Der Affekt hat eine beſtändige Tendenz zum allgemeinen. Er hat eine gewiſſe Ungerechtigkeit und Rückſichtsloſigkeit darin, daß er

in dem Individuellen, das ihn erregt, etwas Allgemeines finden will. So wird z. B. der betrogene Liebhaber dem ganzen Geschlechte das schuld geben, was das Individuum an ihm verbrochen hat. Der Menschenhaß ist sozusagen ein chronisch gewordener Affekt über einige wenige individuelle Erfahrungen. Die Stimme des Affektes liest sich in der ganzen Natur; die Nachtigall singt, der Waldbach rauscht, was der Affekt fühlt. Der Affekt ist daher ein großer Helfer beim Verallgemeinern. Was Lear im Affekte sagt, z. B. in der Sturmesscene, dann in der, wo er predigen will, sind ganz allgemeine Typen. Verkehrt ist daher die eigensinnige Konsequenz der sich immer steigernden Individualisierung des schon Individuellen aus der Bemühung, ja immer Wahrheit zu geben. Dadurch hauptsächlich entsteht Poesie, daß im Typus stets der einzelne Fall, und im einzelnen Falle der Typus zugleich erscheint, zu dem er gehört. Dies stete Verbesondern des Allgemeinen und Verallgemeinern des Besonderen geht bei Shakespeare Schritt vor Schritt mit der Darstellung des Verlaufes. Die besondere Handlung selbst und die Charaktere sind eine stete Individualisierung; in den Seelenzuständen und dem geistigen Gehalte, auch in den primitiven Motiven verallgemeinern sich jene wieder. — Der Vers thut auch etwas zur Verallgemeinerung oder Milderung, während die Prosa leicht die unkünstlerische Illusion zur Folge hat. Wie nun Shakespeare dasjenige, was in wirklicherer Behandlung peinlich werden muß, in auch äußerlich abgehobener Poesie giebt, um immer zu erinnern, was man sehe, sei keine Wirklichkeit, so wird man kaum eine Scene der leicht peinlich werdenden Art in Prosa bei ihm finden. Ja ein Stück wie Richard III. hat gar keine Prosa, und der poetisch-allgemeine Ausdruck herrscht darin vor. Ein Charakter wie Richard III. konnte auch nur in durchaus poetischer Haltung entfaltet werden, ohne von seiner Großartigkeit zu verlieren; ein Grad mehr Vertraulichkeit im Tone, und er würde ins Gemeine, Widrige fallen. — Der specifische Unterschied des Shakespearischen Dialoges vom antiken, worin die objektive Schilderung auch objektive Form hat, d. h. bloß eine rhetorische, ist der, daß der antike nicht zugleich mimische Darstellung ist.

Der Kosmos der Shakespearischen Dramen.

Was wir bei Shakespeare finden, ist die Welt, aber ohne die Widersprüche, die uns in der wirklichen irren: eine Welt, deren geheimste Motive uns vor Augen liegen, wir sehen diese Menschen wie höhere Geister durch und durch; ihr Recht, ihr Unrecht, ihr ganzes Wesen und ihr Schicksal im notwendigen Verhältnisse dazu: wir sehen nichts, was uns an der Vernünftigkeit der Weltordnung zweifeln machen könnte. Diese Welt ist uns eine Schule für die wirkliche; sie

lehrt uns, wie alle Art von Übermaß und Verkehrtheit, jede Störung der Harmonie der Kräfte sich straft, sie zeigt uns im scheinbar triumphierenden Bösen die Hölle im Herzen ꝛc. Der Tragödienstoff ist bei ihm nach allen Seiten geschlossen; er ist sein eigner Organismus — kein Mechanismus, wie bei Lessing (Emilia) und bei den klassischen Franzosen, wo Thatsache Thatsache herausfordert, wie beim Karten- oder Schachspiele, Stich auf Stich, Zug auf Zug, wodurch eine frostige Symmetrie hineinkommt, und alles in die Oberfläche gelegt wird. Er ist ohne Raffinement, auf ein oder zwei primitive und selbstverständliche Motive gebaut, wenn auf zwei, dann auf entgegengesetzte. — So leicht hat es Shakespeare sich nie gemacht, wie Goethe z. B. im Tasso. Um uns zu vermitteln, daß sein Held ein großer Dichter ist, giebt er ihm den Namen eines großen Dichters, ebenso dem Antonio den Namen eines Staatsmannes. Dieser würde uns ohne Alphonsos Zeugnis nimmermehr als ein großer Staatsmann vorkommen; was wir von ihm sehen, ist nicht danach; er benimmt sich vielmehr ebenso unmächtig seiner selbst wie Tasso. Was wir sehen, sind nur zwei eitle, krankhaft empfindliche Menschen. Wenn Shakespeare uns einen Coriolan zeigt, so braucht er eigentlich den historischen Namen und Beglaubigung daher gar nicht. Wir sehen, daß er großsinnig ist bis zum Übermaße, daß er ein gewaltiger Held ist, der, nachdem er die andern besiegt hat, den stärksten, sich selbst besiegt. Shakespeare mutet uns keinen Glauben zu, als den unsre Sinne und unser Verstand sich selbst bestätigen oder finden. Es ist gleichgültig, wie seine Helden heißen: Coriolan könnte Tullius heißen oder irgendwie sonst, er bliebe, was er ist, und wir sähen, was er ist. Gebt diesem Tasso und Alphons andre Namen und laßt uns nichts von ihnen erfahren, als was wir sie selber thun sehen, und sie werden gewaltig in unsrer Meinung sinken. —

Das Poetische Shakespeares.

Wodurch ist Shakespeare so poetisch? Weil er in jedem kleinsten wie größeren Teile, wie im ganzen ein Allgemeines in einem Besondern giebt. Die Novellen, deren er sich bediente, waren wie ausersehen dazu, daß er sich ihrer bedienen sollte. Denn sie alle verkörpern ein Allgemeines in fast grillenhafter Besonderheit, wodurch sie der realistischen Behandlung vorgearbeitet hatten. Und hier berühren sich die Extreme. Man betrachte Shakespeares Stoffe, und man wird sich überzeugen, daß eben ihre Besonderheit es ist, welche die typische Behandlungsweise möglich macht. Eben nur am Besondern kann das Typische hervortreten. Ein andres Allgemeines, ein abstraktes Ideal führt zur Unwahrheit, zur poetischen, zur leeren Phrase. Das Typische aber ist die Zusammenfassung vieler Züge.

Wie es aus vielen einzelnen, besondern Erfahrungsfällen genommen ist, so muß das Mannigfaltige vieler einzelnen Fälle zusammengestellt werden, um diesen Typus in eine Anschauung zu pressen. Das Problem des Dichters muß also ein allgemeines sein, d. h. eines, das womöglich sprichwörtlich und der Vorstellung des Publikums geläufig ist, d. h. es muß eine Regel sein und keine Ausnahme. Je mehr Fälle des gewöhnlichen Lebens in ihm zusammengefaßt sind, desto besser. Die einzelnen Motive müssen dieselben sein, die in den Menschen, im Publikum wirken, welche diese aus Erfahrung kennen, deren Notwendigkeit sie also begreifen. Die Fabel selbst in ihrem Reichtum, ihrer Zusammenstellung braucht den in der Wirklichkeit gewöhnlichen Fällen nicht zu entsprechen, ja sie kann es nicht aus schon beregtem Grunde. Doch ist es gut, wenn auch die Handlung bei aller Besonderheit in dem Sinne allgemeiner Natur ist, daß die darin dargestellten Mächte nicht als Sitten und Gebräuche auftreten, die nur zu gewisser Zeit und in gewissen Ländern gegolten haben, daß man auch demjenigen, was in der Gegenwart zufällig, was Krankheitserscheinung am moralischen Sinne oder am Menschenverstande und Schönheitssinne ist, den Eintritt verwehrt. Schillers Spruch: „Was niemals war, das ist zu allen Zeiten" läßt sich auch so umstellen: Nur was zu allen Zeiten war, das ist — für die Tragödie — wirklich. Auch Gervinus hat gefunden, daß die besondersten Charaktere Shakespeares zugleich die am meisten typischen sind. — In der Qualität muß der Dichter wie die Natur schaffen; in der Quantität darf er darüber hinausgehn. Er darf, der Tragiker muß sogar seinen typischen Fall extremer wenden, als die Fälle aus der Wirklichkeit, die er zusammenfaßt, ausgehen. Denn er braucht einen Abschluß, den die Fälle in der Wirklichkeit gewöhnlich nicht haben, wo das Leben ein Problem durch das andre, oft durch das verschiedenartigste modifiziert oder ganz verschlingt. Dem Dichter liegt ob, nicht was die Natur, sondern wie die Natur schafft, ihr nachzuschaffen. —

Der ethische Inhalt.

Jede Shakespearische Tragödie hat sozusagen einen jüngsten Tag, ein Bild des großen Weltgerichts am Ende in sich. Bei den mehreren auseinander entstehenden Verbrechen im Hamlet, die sich in einem letzten, in einer Gesamtkatastrophe strafen, wird man an die kanonische Schreibart oder an die Fuge erinnert. Es ist der tragische Kontrapunkt. Zweimal dieselbe Situation mit kontrastiertem Hauptcharakter derselben. Hamlet rächt seinen Vater an dem Könige, Laertes rächt seinen Vater am Hamlet. Der König will sich retten und macht gemeinsame Sache mit Laertes, und holt sich so seine Strafe. — So

finden wir bei Shakespeare wie bei den Griechen eine *πρώταρχος ἄτη*, eine anfängliche Schuld, die wie ein Wirbel andre, die nahe stehen, mit in sich hineinreißt. Denn das Böse, das sittlich oder intellektuell Verkehrte fällt nicht allein überhaupt auf des Begehrers Haupt zurück, sondern es reißt auch andre in den Wirbel hinein und zeitigt, was sie von Keimen zur Schuld in sich haben, durch seine Brutwärme, sich zu verschulden, dann straft eine Schuld die andre. —

Einheit bei Shakespeare.

Wie Shakespeares ganze Poesie das Innerliche, Geistige, Wesentliche über das Äußerliche, Sinnliche, Zufällige setzt, so hat er auch die äußerlichen sogenannten Einheiten nichts geachtet; aus seiner Behandlungsart kann man aber leicht ersehen, daß er das nur that, weil er die inneren, geistigen, wesentlichen Einheiten, ohne deren Beachtung sie nicht möglich war, über sie setzte. Wie die ganze Dichtart in ein höheres Gebiet hinaufgerückt war, mußten es auch ihre Gesetze sein. Wir finden, den Einheiten des Aristoteles entsprechend, nun 1) die Einheit des typischen Falles, wonach der ideale Zusammenhang von Charakter, Schuld und Leiden eine Einheit bilden, 2) Einheit des Motivs, der Leidenschaft, 3) Einheit der Stimmung, Geschlossenheit des Gehaltes. — — Die Handlung der griechischen Tragödie eine idealisierte Anekdote, die der Shakespearischen ein individualisierter Typus. — Je wahrer eine Darstellung ist, desto schöner muß sie sein. — Als Idealist habe ich angefangen, dann schlug ich aus Ungenügen in den Realismus um und trieb diesen, soweit es möglich ist. Nun muß ich beide Einseitigkeiten zusammenzufassen suchen, was ja der Zweck meiner künstlerischen Selbsterziehung war. —

Shakespeares Komposition.

(Aus einem Briefe.)

— — Sie sagen: „Shakespeares Komposition sei nicht musterhaft.“ Was heißt das? Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich Komposition überhaupt für etwas Relatives halte und nicht weiß, wie man Shakespeares Kompositionsweise mit der eines andern Dichters vergleichen kann, weil kein andrer von diesen Bedingungen ausgeht und dieselben Absichten hat wie Shakespeare, und weil seine Komposition als ein Teil seiner Poesie gewisse Gesetze haben muß, welche eine andre Komposition nicht haben kann. Von seinem Gesichtspunkte aus, d. h. dasjenige zu erreichen, was er erreichen will, wozu die Komposition eines der mehreren Mittel ist, davon habe ich mich vollkommen überzeugt, giebt es keine zweckmäßigere Kompositions-

weise. Und die theatralische Wirkung seiner Stücke beweist das noch täglich. Ich muß sogar bekennen, daß ich ihn gerade von der Seite der Komposition am meisten bewundere. Und mit welchem andern Dichter wollen Sie ihn vergleichen? Oder was verlangen Sie von der Komposition eines Trauerspiels? Verlangen Sie, daß es eine künstliche Maschine, d. h. ein Kunststück sei, so steht Lessing über ihm (in der Emilia). Verlangen Sie dagegen, daß sie ein Organismus (ein Kunstwerk) sei, so weiß ich niemand über Shakespeare. Oder wollen Sie mir die griechische Tragödie vorhalten, in welcher das Lyrische und Epische noch unverbunden beisammen, wo Anfang und Ende Reliefs und nur die Mitte freistehende Gruppe sind, wo die arme Handlung gewaltsam gedehnt und immer, ehe wir noch heimisch darin werden konnten, von unendlichen, undramatischen Chorgesängen zerrissen wird, die uns im ganzen Mythenkreise herumführen, bis wir schwindeln? Übrigens hat Lessing in der Emilia nur das Versprechen gelöst, welches er in der Dramaturgie gab, bei genauer Befolgung der Regeln der tragédie classique etwas weit Lebendigeres und Ergreifenderes zu leisten, als dieser bei allen Licenzen von der eignen Konvenienz gelungen war. Und dies Versprechen hat er gewiß auf die glorioseste Weise gehalten. Aber das weiß ich gewiß, daß er sein Werk in Hinsicht der Komposition gewiß nicht den Shakespearischen ebenbürtig erklären möchte. Lessing selbst macht auf den Unterschied von Shakespeares Freskogemälden und den französischen Miniaturbildern für einen Ring aufmerksam, und ihm sähe es am wenigsten ähnlich, die Gesetze der Komposition eines solchen Ringbildchens auf die Beurteilung der Komposition eines großen Freskobildes anzuwenden. Ihre Meinung wird also wohl die sein, daß die Shakespearische Kompositionsweise in Beziehung auf seine eigne Absicht mit seinem tragischen Ganzen fehlerhaft sei. Dann wird es Ihnen aber schwer halten, nachzuweisen, wie es bei irgend einer andern Art zu komponieren Shakespeare möglich gewesen sein würde, seinen Dichtungen dasjenige zu geben, was Sie selbst bewegt, ihn über alle andern dramatischen Dichter zu stellen. Wie bei Lessing ist es bei Schiller: die Maschinerie ist das Stück, und das, was eigentlich das Stück sein sollte, geht nebenher. — Das ist so schön bei Lessing, daß, wo er eine Behauptung aufstellt, wie diese, daß Shakespeare in der Komposition nicht musterhaft sei, er sie auch beweist. Mit einer solchen Behauptung ist überhaupt zu viel und zu wenig gethan. Man weiß nicht, ob der Kritiker meint, ein andrer Dichter sei in Hinsicht der Komposition mustergültiger, und wer? Man weiß nicht, von welchen Vordersätzen er ausgeht, um entweder diese oder doch die Anwendung auf Shakespeare kontrollieren zu können. Man muß fast glauben, es solle, was den deutschen Klassikern auf einer andern

Seite genommen worden, ihnen auf dieser wieder gegeben werden. Doch können Sie unmöglich meinen, Goethes oder [illegible]s Kompositionsweise sei vorzuziehen. Gedankenlose Menschen plauvern dann dergleichen als ausgemacht weiter, die andern wisse nicht, wie sie dran sind; etwas Übles bei Gelegenheit von Historie oder Kritik oder bei beiden. Wenn nun jene Vorzüge Shakespeares, welche Sie anerkennen, nur diese Kompositionsweise erlauben? Man trägt sich heutzutage mit wunderlichen, völlig unkünstlerischen mechanischen Vorstellungen, z. B. Scribes oder auch altgriechische Komposition mit Shakespeares Charakteren zu verbinden. In der Emilia haben Sie nach meiner Überzeugung das Vollendetste, was auf diesem mechanischen Wege möglich ist; und doch ist es ein Kunststück, das überall auf Schrauben steht. —

Dramatische Technik Shakespeares.

Die falsch verstandene Shakespearische Form ist ein unkünstlerisches Unding, aber die richtig gehandhabte die einzige mögliche für das nicht antike Drama.

Shakespeare simplifiziert seinen Stoff aufs möglichste. Er exponiert nicht erzählend. Unmerklich wird man mit den Vorbedingungen bekannt. — Er legt seinen Stoff so, daß er völlig dramatisch daliegt. Dann teilt er ihn in viele kurze Scenen, wodurch die Bewegung gewinnt. — Er macht lieber abstrakte Expositionsscenen, um die andern nicht mit dem epischen Beisatze zu verderben. Jede Handlung hat ihre eignen Gesten, ihre eignen Worte, eigentlich auch ihre eigne lokale Heimat. Dies giebt er jeder, um sie zu idealisieren, und hält sie auseinander. Bei der konzentrierten Form ist die Scene ein Raum, in den das Verschiedenartigste sich geduldig zusammendrängen lassen muß, wo das Ineinanderschreien der Stimmungen entweder gar keine aufkommen läßt oder das Gefühl beleidigt. — Shakespeare würde in konzentrierter Form wegen der Peinlichkeit der Spannung, Island in der freien Form wegen Mangels an aller Spannung unerträglich sein. Man thue jedes Ding an seinen Ort.

Einfachheit der Maschinerie.

Größte Einfachheit der Maschinerie; der geistige ethisch-psychologische poetische Gehalt des Grundgedankens, nicht die Maschinerie, d. h. nicht der pragmatische Nexus als solcher, nein, nur insofern er mit dem idealen Nexus eins ist, muß das Stück sein. Dadurch erreicht Shakespeare beim größten Reichtum an Handlung und Begebenheit das behagliche Sichausleben der Gespräche und Personen,

weil ſeine Handlung bis aufs innerſte, bis auf den Kern ſimpliſiziert und konzentriert iſt. Dieſer engſte Kern wird wiederum durch die äußerſte Kunſt des Dialoges geſchwellt.

Das Verbergen der Maſchinerie. Schuld und Charakter.

Wie flüſſig iſt bei Shakeſpeare der Vorgang, in welchen faſt unmerklich die Handlung eingelaſſen iſt, wodurch wir ſie mit erleben, wir wiſſen nicht, wie? Wie iſt es ihm gelungen, die Blumenſtiele dem Auge zu verbergen, ſo daß der Kranz nur aus den Blumen ſelbſt zu beſtehen ſcheint. Wie ſind ſo gar keine Anſtalten ſichtbar! Das Ganze eine Reihe von Auslebeſcenen der intereſſanteſten und amüſanteſten Art. Jene Verknüpfungen und Vorbereitungen, die uns in andern Stücken mehr oder weniger die Maſchinerie ſehen laſſen — wie iſt im Shakeſpeare keine Spur davon! Leſſing ſagt: „Wo wir viel nachdenken müſſen, können wir wenig fühlen"; deswegen rät er dem Trauerſpiele eine einfachſte Verwicklung an. Die Shakeſpeares ſind auch wirklich in dieſem Sinne einfachſt. — Er operiert mit den einfachſten, allgemeinſten, primitivſten Motiven. —

Seine Verknüpfung iſt immer das einfachſt-notwendige unmittelbare Hervorgehen der Schuld aus der Charakterdiſpoſition, das unmittelbarſt-notwendige Hervorgehen des Leidens aus der Schuld, nach dem einfachſten Naturgeſetze der Seele, eine ideale Verknüpfung, in der die Idee ſelbſt der Pragmatismus iſt, ſo daß der ideal-ethiſch-pſychologiſche Gehalt des Stoffes und nichts andres, dieſer Gehalt, unvermiſcht mit etwas anderm, als er ſelbſt, das Stück iſt. Jetzt iſt die pragmatiſche Verknüpfung die Hauptſache, das ethiſche Reſultat des Ganzen wird ſozuſagen gelegentlich mit erreicht, d. h. eigentlich zufällig. Das Reſultat, auf ſo verſchiedne Weiſe gewonnen, läßt ſich charakteriſieren dort als ethiſch-pſychologiſche Notwendigkeit der Sache, hier als poetiſche Gerechtigkeit des Autors. Man vergleiche den Macbeth mit der Emilia Galotti. Dort kann der Ausgang kein andrer ſein, denn das Gewiſſen muß die That rächen, und wenn auch Macbeth am Leben und bei Macht bliebe. Das Stück iſt eben nur die That und die Rache des Gewiſſens dafür. Hier könnte die Emilia recht gut gerettet werden und leben bleiben, die Maſchine brauchte nur eine etwas andre zu ſein; dieſe Änderung könnte pragmatiſch eben dieſelbe Muſterhaftigkeit haben; aber, ſo oder ſo — der Ausgang folgte nicht aus der einfachſten Natur der Sache, ſondern aus der Willkür des Autors. —

Allgemeine Form der Shakeſpeariſchen Kompoſition.

In den meiſten Tragödien Shakeſpeares iſt eine Art Sonatenform anzutreffen, welche in der Mitte das Thema, die Charakteridee

des Helden mit dem Gegenthema — dem andern Faktor des tragischen Widerspruchs — in die innigste Wechselwirkung und Kontrastierung bringt, in sogenannten Gängen die Motive des Themas sich harmonisch und kontrapunktisch charakteristisch an und gegen einander ausleben läßt, worauf der dritte Teil wieder ruhiger das ganze Thema bringt, in der Tragödie aber in der parallelen Molltonart. Im ersten Teile werden die Motive gegeben, die dann im zweiten auf Leben und Tod sich auf den Hals rücken, d. h. die sogenannte Verwicklung eingehen und die Spannung leidenschaftlich machen; als dritter Teil folgt die Auflösung der krampfig verschlungenen Motive in der beruhigenden Gewißheit des Ausgangs, die ausklingende Beruhigung und Versöhnung, die Rührung und Erschütterung über das sich auslebende Produkt des zweiten Teiles. Die Spannung wird zur rein tragischen Stimmung, die Ungewißheit zur Ergebung, die Furcht zum Mitleide. — Im ersten Teile exponieren sich die Faktoren des Widerspruchs und ihre Verkörperungen in den Verhältnissen des Helden, im zweiten erhitzen sie sich und treffen zusammen und brauen im wilden Gegeneinanderaufsieden das Schicksal, über welches im dritten die Stimmung in Erhebung feierlich ausklingt. So sehen wir im Coriolan die erst bloß genannten Motive sich jedes für sich ausleben im Verhältnisse Coriolans zum Volke, zum Feinde, zur Mutter, das gefährliche Erselbstalleinseinwollen, sich nicht nach andern und in die Umstände Schickenwollen und -können; und die ebenso gefährliche Abhängigkeit von der Mutter. Jede dieser zwei Situationen *allein* wäre weniger gefährlich, und er könnte dabei heil bleiben; aber daß sie zusammen sind, daß die zweite ihm die Aufgabe aufzwingt, der die erste ihn unangemessen macht, das macht beide zu tragischen und führt zu Leiden und Untergang. Will er ein Mensch aus dem Ganzen sein, so muß er es auch ganz sein, will oder muß er bloß der Selbstbestimmung seiner Natur folgen, so sollte er nicht der Mutter den gewaltigen Einfluß auf sich einräumen wollen oder müssen. Die Mutter bringt ihn dazu, sich um das Konsulat zu bewerben; das Widerstreben, die Unangemessenheit seiner Natur dabei macht, daß die Bewerbung eine vergebliche wird; seine Natur rächt sich durch das gefährliche Herausjagen alles dessen, was er gegen das Volk und seine Rechte auf dem Herzen hat. Ginge er nun aus dem Lande und ließe die Zeit machen, die seiner Verdienste schon bedürfen wird, er bliebe heil; aber die Mutter will, er soll abbitten; das macht die Sache noch schlimmer, es ist eine neue, unmögliche Aufgabe. Die Verbannung macht, daß er seinen Feind zur Rache gegen das ihm durch seine Schuld mit feindliche Vaterland wirbt; so wirkt sein Leiden und seine Schuld — Schuld, die wieder zum Leiden führen

muß. Aber dem völligen Untergange verfällt er doch dadurch, daß er der Mutter noch einmal den allmächtigen Einfluß auf ſein Wollen und Thun einräumt; dadurch wird ihm die Verbindung, die er mit ſeinem alten Feinde und Nebenbuhler eingegangen hat, tödlich. Wir haben alſo eine Reihe unlöslicher Aufgaben. Die erſte ſtellt ſein Verhältnis zur Mutter dar und was in dieſem Verhältniſſe von ſeiner eignen Natur iſt, die ſich eben eine unlösbare Aufgabe ſtellt, ſo daß er ſeine Natur nicht in Anſchlag bringt, oder daß er dann ihrer nicht Herr wird, ſie macht ſein Verhältnis zum Volke unlösbar; die zweite ebenſo. Nun ſtellt ihm ſein Verhältnis zum Volke die dritte Aufgabe, die er eingeht in der Verbindung mit dem alten Feinde und Nebenbuhler; dieſe Aufgabe macht ſein Verhältnis zur Mutter zu einer unlösbaren; die vierte, die dem Feinde gegenüber die Unterwerfung ſeiner Natur unter die Klugheit fordert, macht dieſe ſeine Natur unauflöslich. So iſt in jedem dieſer Verhältniſſe nur eine Verkörperung eines Hauptzuges des Kontraſtes ſeiner Natur. In ſeiner Mutter iſt ſeine eigne Natur, aber mit der ihr Gefährliches balancierenden Gewalt über ſich ſelbſt, ſein Stolz, aber in Unterordnung unter die Forderungen der Situation an die Klugheit in Handlung geſetzt und ſo mit ſeiner Natur kontraſtiert. Räumt er ihr ſolchen Einfluß auf ſich ein, ſo ſollte er auch ihre Natur zu der ſeinen machen. Er giebt dem Feinde dadurch, daß er ſeiner Mutter ſeine Rache opfert, den Vorwand zu ſeinem Untergange. Nach dem, was er im Dienſte ſeines Volkes den Volskern angethan, durfte er nicht in ein freundliches Verhältnis zu ihnen treten oder mußte in dieſem konſequent aushalten. So folgt aus jedem ſeiner Verhältniſſe eine faktiſche Lehre. Die dargeſtellte oder im Stücke ausgeſprochene Kritik aber verfolgt nur ſein Verhältnis zum Volke und darin ſeine tragiſche Charakteranlage, Stolz ohne Klugheit, Stolz bis zur Verachtung der Klugheit, die dem Stolze eine ſo nötige, unentbehrliche Begleiterin und Führerin durchs Leben iſt. Noch iſt zu erwähnen, daß Coriolan der einzige Shakeſpeariſche tragiſche Held iſt, der eines gewaltſamen, unnatürlichen Todes ſtirbt, ohne eine Blutſchuld zu haben, wie ſogar der milde Brutus eine hat im Mitmorde Cäſars. —

Entwicklung der Fabel.

Shakeſpeare entwirft die Fabel in wenigen großen Zügen, die, kauſal miteinander verknüpft, feſtſtehen. Dann teilt er die Fabel ſolchergeſtalt in Scenen, daß die Motive vollſtändig klar, der äußere Vorgang vollſtändig anſchaulich ſich darin darſtellen können. Die Spannung liegt im Ganzen, das die Idee verkörpert. Er ſucht nicht ſpezielle Spannungen und ſpezielle Intereſſen hineinzulegen neben

jener großen Spannung, und alles Interesse strahlt von dem Ganzen aus, beides liegt im einfachsten Plane. Eine Hauptsituation, Ein Motiv, Ein Ziel Eines Hauptcharakters, also Eine Richtung desselben. Nun bereichert er die Handlung mit mannigfaltigem Detail, das aber *nicht* unter sich selbst wieder Afterorganismen bildet, die ihre eigne Spannung und eignes Interesse haben, oder bedingend *in* den einfachen Hauptmechanismus eingreift. Nun sieht man in Monologen die innere Handlung als Gefühl der Situation und Trieb des Charakters die Entschlüsse gebären, die dann in Spielscenen vollzogen in äußerer Handlung zu Thatsachen werden, die wieder neue Entschlüsse hervorbringen. — Er erfindet seine Pläne als Stücke notwendiger Geschichte, als den Normalverlauf einer Leidenschaft. Diese faßt er, als in der Natur seines Haupthelden vorbestimmt, und erfindet die Situation, wie sie dient, an ihr ungezwungen jene Natur zu entwickeln. Die Schuld liegt schon als Keim in der Natur des Helden, das Schicksal ebenso in der Schuld. Die Spannung liegt einfach darin, daß wir im Keime den Baum schon sehen, der daraus erwachsen wird, daß wir mit der Angst des Mitleids die Maschine aufhalten möchten, deren Thätigkeitsziel das Verderben ist; wenn wir nicht wüßten, das wäre vergeblich, und wir müßten uns in die Notwendigkeit ergeben. Das Beugen vor der Notwendigkeit, die uns weh thut, die wir aber für vernünftig halten müssen, macht die tragische Stimmung zu einer im reinsten Sinne religiösen. — Wir möchten den Helden warnen, der sich selbst verdirbt, und wissen doch, was er begonnen, muß mit seinem Verderben enden. Affektvolles Mitleid, und doch immer die klare Einsicht, er ist selber schuld, niemand anders, er selbst hat sich die Schlinge gelegt, daraus entsteht die echt tragische Stimmung. Am vollkommensten ist sie im Macbeth, wo im Schicksal sich nur ein notwendiger Naturprozeß vollzieht. Wer einmal im Blute watet, kann nicht zurück. Die Reaktionen, an denen er scheitert, die inneren wie die äußeren, sind notwendig. Je weniger der Zufall oder etwas Zufälliges sich einmischt, desto besser. So schadet es im Romeo, daß der Heiratsplan des alten Capulet sich einmischt, der von außen kommt, nicht in notwendigem Zusammenhang mit der Schuld liegt. — Im Macbeth ist ein Normalkrankheitsverlauf. Das Ganze spielt im Macbeth selbst, der Held ist das Stück. Denn alle Handlung im Stücke geht von ihm aus. Er ganz allein schmiedet sein Schicksal fertig.

Vorbereitung des Effektes.

Shakespeare bereitet seine Effekte so vor, daß die Vorbereitung, die Mittel dazu, die Gedanken abziehen, so daß der Eintritt des

Effektes vorbereitet und doch plötzlich, überraſchend und deſto impoſanter erfolgt. So z. B. wie der Geiſt dem Hamlet erſcheint, in deſſen Rede von der Trinkſucht der Dänen hinein. —

Dramatiſche Stoffe.

— Man iſt geneigt, Stoffe mit ſtark vorwärts treibenden Leidenſchaften und viel äußerer Bewegung als die für die Tragödie günſtigſten anzuſehen, namentlich aber für die, deren Bearbeitung die wenigſte Schwierigkeit habe. Dieſe Meinung iſt eine falſche. Der Stoff iſt unter den andern der glücklichſte für die Bearbeitung, der am meiſten Stetigkeit hat, der immer dieſelbe kleine Anzahl von Perſonen im engſten Raume zuſammenhält und mit ruhiger Bewegung ſeinem Abſchluſſe entgegengeht. So Hamlet, Othello, der Anfang des Julius Cäſar ꝛc. In Scenen ohne eigentliche Thathandlung, wozu ich auch Entſchlüſſe, Pläne ꝛc. zähle, in welchen die Stimmung von einer Thathandlungsſcene wie in figurierten Orgelpunkten ausklingt, oder in denjenigen, in welchen die Gegenharmonie als Zwiſchenſatz einem erwarteten Themaeintritte unmerklich entgegenarbeitet, findet das polyphone Ausleben mehrerer kontraſtierenden Stimmen nebeneinander, worin die Poeſie am meiſten Spielraum hat, am bequemſten Platz. Dahin ſind zu rechnen z. B. die Learſcenen während des Gewitters, die im Othello, wo Desdemona ſich an Jago wendet ꝛc. Je ſtärker die Kauſalität vorſchreit, deſto weniger iſt Raum für Poeſie; entweder ſie kann ſich nicht entwickeln, oder es iſt für den Zuſchauer nicht die Stimmung möglich, er hat nicht die Freiheit, ſie auf ſich wirken zu laſſen. Die günſtigſte Handlung, Thathandlung, iſt ein einfacher Stoff, in dem eine nicht zu große Anzahl durch Gemütsart, Intentionen ꝛc. ſcharf kontraſtierter Perſonen vom Anfang bis zum Ende auf einen möglichſt engen Raum zuſammengedrängt ſind. —

Der Kontraſt.

Alles Dramatiſchwirkende ruht auf dem Kontraſte, der z. B. im Jago und Othello wie Thema und Gegenſatz in einer Bachiſchen Fuge durch das Stück nebeneinander geht, Shakeſpeares ganze Kunſt iſt auf dem Kontraſte baſiert. So die kontraſtierenden Doppelhandlungen, worin mehrere Charaktere in Bezug auf das Praktiſche, Ethiſche kontraſtiert ſind, wie er auch außerdem die Figuren gern wenigſtens äußerlich kontraſtiert, die am meiſten zugleich auf der Bühne ſind; wie er den Kontraſt ins Innerſte der Charaktere gelegt hat und wiederum äußerlich gern kontraſtierende Motive in der Diktion zuſammenbringt, z. B. Lächeln in Thränen, Witz des Ärgers und der Verzweiflung und des Wahnſinns Humor, Zeichnung auf

einem Grunde von andrer Farbe, Dunkel auf Hell und umgekehrt; die Übergänge aus Freude in Schmerz und umgekehrt gehen ebenfalls durch diesen Kontrast hindurch. Die Albernen haben Weisheit, die Bösewichter Moral im Munde, ferner geheuchelte Ruhe bei innerem Aufruhr, die Angst, die sich selbst wegzuscherzen strebt; die große Meinung, die seine Thoren von ihrer Klugheit haben, die Selbstzufriedenheit der geistig und leiblich Armen, die Melancholie der leiblich und geistig Reichen (Antonio). Überhaupt die Einmischung des Komischen ins Tragische, Zerstreutheit, Vertiefung. Wo es nur geht, wird auch die Denkart kontrastiert, im Cäsar über Selbstmord, im Othello über Untreue (Desdemona und Emilie) u. s. w. Selbst in der äußeren Form des Dialogs; wenn der eine überfließt, ist der andre lakonisch. Alle Verstellung ruht auf dem Kontraste. Allen schauspielerischen wie tragischen Effekten liegt der Kontrast zu Grunde. Wie das Licht nur an Körpern, so kommt die Einheit nur am Kontraste zur Erscheinung. Wo kein Kontrast, da ist auch keine künstlerische Einheit. Daher bei Shakespeare die Charaktere die anziehendsten, in welchen die meisten Kontraste. Im bloßen Vorhandensein des Kontrastierenden, im gleichgültigen Verhalten der kontrastierenden Züge ist nur die Möglichkeit der dramatischen Wirkung gegeben; diese selbst entsteht erst, wenn sie sich auf den Hals rücken, wenn der Kontrast unmittelbar in die Sinne fällt. Dann ist auch subjektiv, in der tragischen Stimmung ein Kontrast, und zwar ein doppelter, erstlich in der Sympathie an sich, dann in der Sympathie mit dem Gefühle der tragischen Gerechtigkeit. Wenn man wissen will, was die Dichtungen naiver Zeiten so sinnlichkräftig macht, so prüfe man sie darauf, ob nicht die scharfen Kontraste überall die Wirkung thun; nicht der unwirkendste ist der Kontrast zwischen der Kühle des Dichters und dem Heißen, was er schildert. Man wird bald finden, daß die schädliche Wirkung der Reflexion auf den dichterischen Geist hauptsächlich darin besteht, daß sie die Kontraste unterminiert und aufhebt oder wenigstens schwächt. Ehe beim sentimentalen Dichter die harten Kontraste von Standesungleichheit ꝛc. wirken können, hat er sie schon ideal aufgehoben. Wie stehen die Shakespearischen Bösewichter dem Himmel im offnen Kampfe imposant gegenüber, eben darum, weil sie den Abstand auszufüllen nichts thun; dagegen zersetzt z. B. Franz Moor die Substanz des Sittlichen mit Reflexion; er meuchelt, er vergiebt gewissermaßen mit heimlichem Gifte; er steckt die sittliche Idee mit einer schleichenden Krankheit an, um seinen Gegner, den er im offnen Kampfe fürchtet, zu schwächen. Aber der Charakter ist nicht konsequent, oder vielmehr: es stecken, wie fast in allen Schillerischen Figuren, nicht zwei kontrastierende, d. h. durcheinander geschlungene,

miteinander ringende Richtungen, ſondern zwei ganz verſchiedene Perſonen, die miteinander abwechſeln, in dieſem Franz. Zuweilen iſt er der naive, außerdem iſt er der ſentimentale, der reflektierende Böſewicht. —

Entwicklung der Situation.

— Shakeſpeare vermeidet durchaus den Anſchein des Skelettartigen, Geradlinigen, Preſſierten. Der Aſt zweigt ſich ab. Austiefung der Situation. Hier ein Beiſpiel: Hamlet tritt vom Geiſte geführt an einer einſameren Stelle der Terraſſe wieder auf. Er fragt: Wo führſt du mich hin? Red'; ich geh' nicht weiter. Der Geiſt fängt nicht gleich an zu erzählen. Er ſagt erſt: Hör' an! Hamlet entgegnet: Ich will's. Und noch beginnt der Geiſt nicht; er bereitet den Eindruck ſeiner Rede noch vor durch: Schon naht ſich meine Stunde, wo ich den ſchwefligen, qualvollen Flammen mich übergeben muß. Hamlet ſagt: Ach, armer Geiſt! Der Geiſt beginnt immer noch nicht, Hamlet dringt auch nicht auf die Erzählung. Er ſagt: Beklag' mich nicht, doch leih' ein ernſt Gehör dem, was ich kund will thun. Hamlet entgegnet wiederum bloß füllend: Sprich, mir iſt's Pflicht, zu hören. Der Geiſt greift vor: Zu rächen auch, ſobald du hören wirſt. Nun fragt Hamlet: Was? — Nun noch immer nicht erzählt der Geiſt, er ſagt erſt, wer er iſt, was bloß verſtändig betrachtet unnötig wäre. Noch immer bereitet er die Stimmung vor, indem er ſeinen Zuſtand im Fegefeuer wirkſamer dadurch beſchreibt, daß er ſagt, welchen Eindruck die Beſchreibung, die er nicht machen dürfe, auf Hamlet wirken würde. Zugleich giebt dies ihm Gelegenheit zu wunderbar poetiſchem Ausdrucke. Nach einer langen Periode macht ſein: Horch! horch, o horch! einen wunderbar ſtimmungsreichen Eindruck. Es ſind zugleich Seufzer. Was muß das nur ſein, was er zu erzählen hat? Eine balladenmäßig volkstümlich grauſenhaft ſüße Spannung iſt angelegt. Aber noch immer kommt die Erzählung nicht. Es iſt, als wollte der Geiſt ſeine Erzählung ſelbſt noch hinausſchieben; dadurch wird die Erwartung noch geſpannter. Nun kommt aber erſt noch einmal: Wenn du deinen teuern Vater je liebteſt — Hamlet ſchaltet ein; man ſieht ſeinen geſpannten Zuſtand darin: O Himmel! — Wie kann der Geiſt ſo fragen? und jetzt? wie kann Hamlet jetzt austönen, wie er den Vater liebt, da tiefſtes, ungeheuerſtes Mitleid dieſe Liebe noch entflammt und der Drang, ihn zu rächen. Er ſoll den Vater rächen, aber noch iſt nicht geſagt, an wem. Erſt ſagt der Geiſt noch wofür. Räch' ſeinen ſchnöden, unverſchämten Mord. Hamlet fährt auf: Mord? Nun wird erſt der Mord noch allgemein beſchrieben: Ja, ſchnöder Mord, wie er aufs beſte iſt, doch dieſer

unerhört und unnatürlich. Hamlet: Eil' ihn zu melden; daß ich auf Schwingen, rasch wie Andacht und der Liebenden Gedanken, zur Rache stürmen mag. Zu bemerken, wie hier das: Durch wen? daß ich ihn töte! plastisch gemacht ist. Der heftige Drang ist hier nicht durch heftig ausgestoßene, rasche Worte ausgedrückt. Die Raschheit ist beschrieben: Er sagt: er will rasch sein, aber er sagt es nicht rasch. Spricht der Schauspieler die Rede rasch, so macht sie einen größeren Eindruck, als wenn sie kurz wäre, also unmittelbar die Raschheit ausdrückte. Nun noch immer sagt der Geist nicht, an wem er gerächt sein will. Er sagt: Du scheinst mir willig. Auch wärst du träger ꝛc. — Dadurch wird die Idee von Hamlets Charakter und von dem ganzen Stücke voraus ausgesprochen. Denn Hamlet zeigt sich dann in der Rache wirklich so träge. Noch einmal dann: Nun, Hamlet, höre. Nun sagt er, wie es von seinem plötzlichen Tode heiße, und daß so das Ohr des Reiches getäuscht werde, und nun endlich kommt, an wem er Rache haben will. Wenn etwas, so erinnert das an Beethovens Modulation. Aber es kommt erst ein Trugschluß; der Geist nennt noch immer nicht ohne weiteres den Namen, er sagt: Wisse, die Schlang', die deines Vaters Leben stach, trägt seine Krone jetzt. Und Hamlet spricht erst aus, daß er es geahnt: O mein prophetisches Gemüt! Und fragt, endlich den Namen nennend, doch noch: Mein Oheim? Ja, sagt nun endlich der Geist, und nun erst beginnt die Erzählung. Dieses durch Rückhalten des Wortes die Spannung zu steigern, ist ein Hauptkunstgriff Shakespeares. Nach dieser Vorbereitung macht nun erst das Wort den Eindruck, den es machen kann. Zugleich wird das bloße dünne Aufzählen vermieden, und der Eindruck zugleich ein künstlerischer. Der Geist könnte es gleich sagen, Hamlet weiß es eigentlich schon durch die bloße Erscheinung und Aufforderung zur Rache. Aber das Zögern beider, das das Schreckliche hinhalten will, bringt sympathetisch im Zuhörer dieselbe Stimmung, dieselbe Angst vor dem Aussprechen des Wortes hervor, das er gleich im Anfange des Stückes erriet. Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit Shakespeares in diesen Vorbereitungen, so daß man fast jede einzelne Scene erst anatomieren muß, um zu finden, daß sie fast alle so gebaut sind. — So wird die Stimmung der einzelnen Scenen fixiert, und der Eindruck jeder vollständig ausgebeutet und dem Hörer ins Herz und Gedächtnis gegraben; was bei dem Reichtum seiner Stücke notwendig ist, wo sonst immer ein Eindruck den andern verlöschen würde. Und so ist auch in den affektvollsten Scenen ein reicher Gehalt möglich. Ein Shakespearisches Stück ist eine fortwährende Vorbereitung auf die Katastrophe, und so hat jede einzelne Scene ihre eigne kleine Katastrophe, zu der der übrige Dialog Vorbereitung ist. — So ist

der darauffolgende Monolog Hamlets: O Herr des Himmels: Erde! was noch ſonſt? nenn' ich die Hölle mit? nur eine auseinandergelegte Interjektion, ein gegliederter Naturlaut. Eine Selbſtreizung des Affektes, der ſich in kleinem Gelde gern ausgiebt, ſich detaillierend austobt, nicht von ſeinem Gegenſtande loskommt. Hamlet, ein Menſch von äußerſt reizbarem Gefühls-, aber ebenſo ſchlaffem Begehrungsvermögen. — Es liegt auf der Hand, daß, um ſolche Wendungen dem Geſpräche zu geben und dadurch Gehalt und ſinnliche Bewegung in der Behandlung zu vereinen, man durch den Stoff nicht geniert ſein darf. Der weſentliche Inhalt einer ſolchen Scene muß jederzeit ein kleiner ſein, ein leicht überſichtlicher. Das Maß muß jedes Stück ſich ſogleich ſelber vorſchreiben, nach dem die auffaſſende Phantaſie des Hörers ſeine Einzelheiten meſſen ſoll. Das an Handlung reichere Stück wird ein größeres Maß, größere Verkürzung verlangen, wird einen gedrängteren Auszug des Lebens vorſtellen, als ein ärmeres. Man wird die Handlung äußerſt ſimplifizieren müſſen, um Platz für das Detail des Dialoges zu erhalten. Im Lear iſt deshalb die eigentliche Handlung auf ihre Hauptzüge reduziert, dadurch iſt Raum gewonnen worden für ganze Scenen, die faſt nur Detail ſind, und in dieſen iſt der Gehalt. Im Detail leben ſich die Charaktere aus und die Situation. Die eigentlichen Handlungsſchritte ſind die Rucke, durch die der Guckkaſtenmann Poet ein Bild verſchwinden und ein andres erſcheinen läßt. Das Detail iſt dann die Betrachtung des neuen Bildes. Ohne ſolches Detail würde ein Stück einem Guckkaſten gleichen, deſſen Bilder ſich unaufhörlich bewegend ablöſten, der Zuſchauer würde keines ordentlich beſchauen können und zuletzt nicht wiſſen, was er geſehen und gehört. Eindrücke und kein Eindruck. —

Ökonomie des Dramatikers.

In allen Shakeſpeariſchen Stücken iſt die Handlung, die eigentliche, das Handeln möglichſt einfach, es wird aber derſelben durch Kunſt der Schein einer reichen Handlung gegeben. Eine große Situation, aber dieſe vollſtändig ausgebeutet. Im Hamlet iſt die Situation, die tragiſche, durch das ganze Stück: Hamlet ſoll ſeinen Vater rächen und kann die Entſchloſſenheit dazu nicht gewinnen. Im Lear das Leiden des Vaters durch die undankbaren Töchter. Im Romeo der Kampf der Liebe zweier Menſchen gegen den Haß ihrer Familien. Doch kommt hier gegen Shakeſpeares ſonſtige Weiſe noch ein äußerliches Motiv, die Vatergewalt, hinzu. —

Das Bemühen, das Entſtehen eines Charakters durch eine große Anzahl von Umwandlungen zu führen, muß ich aufgeben, vollends zweier oder noch mehrerer. Es finden ſich auch im Anfange einer engen

Handlung genug dramatische Momente, aber in kleinen Schritten. Jene Aufgabe kann nur die epische Poesie lösen, die nicht eine Anzahl von Personen zugleich in stetiger Folge vorschreitend darzustellen gezwungen, sich Sprünge erlauben darf, die bloße Resultate geben darf, wo ihr der Raum fehlt, oder wo die stetige Entwicklung nicht Gehalt genug fände. —

Zu aller Illusion gehört eine gewisse Breite; erst wenn man sich in eine Situation hineingelebt, begreift man, wozu sie führen kann. Alles, was etwas jäh erscheint und aus der Illusion reißen könnte, alles, was etwas gewagt und fremd, wenn auch nicht unwahrscheinlich ist, verlangt Vorbereitung. Wie bereitet Shakespeare seine Geistererscheinung im Hamlet vor! Womöglich müssen alle Kräfte des Zuschauers auf dergleichen vorbereitet sein. Der Verstand durch den Kausalnexus, die Phantasie durch die Stimmung. Nicht genug, daß man sich selbst in die Situation vertieft, man muß es dem Zuschauer auch möglich machen, dem Dichter in die Tiefe zu folgen und da erst heimisch zu werden, ehe wir ihm zumuten, uns das Thun, das wir aus der Situation folgern, zu glauben. — — Die Motive groß und gemeinverständlich, einfach und zureichend. Nichts Gewaltsames auf der Scene als etwa dem Ende nah. — Also eine in einfachster Erzählung ergreifende, einfache Fabel mit großen, einfachen Motiven, die keine zusammengesetzten Gerüste bedürfen und ebenfalls in einfachster Erzählung hinreichend und klar erscheinen. Der Gang gleichmäßig, nur nach dem Ende zu beschleunigt, immer aber noch einen Grad von plastischer Ruhe festhaltend. Die Übergänge nicht zu jäh. — Je gewaltsamer die Handlung, desto idealer die Sprache, desto ruhiger der Gang. —

Entwicklung, Stil und Tempo des Trauerspiels.

In der Tragödie muß man auf das verzichten, was man rasches Zusammenspiel nennt. Das gehört ins Lustspiel. — Je lebendiger das Scenarium, desto nötiger ist Haltung in der Ausführung, im Dialoge. Shakespeares Scenarien sind alle höchst gedrängt von Handlung und Gemütsaufregungen; in gleicher Ausführung würden seine Stücke voll Unruhe sein. Aber er retardiert schon durch das Einführen von Personen, die eigentlich nichts zu thun haben, als eben nur das Gleichgewicht der Stimmung zu erhalten. — Bei ihm findet man Mischung von höchster Leidenschaftlichkeit des Dargestellten und höchster Ruhe der Darstellung selbst. Darin ist er wie die Alten. Er stellt die Heftigkeit dar, aber nicht heftig, die Verworrenheit, aber klar. Nur Eine große Krankheitsgeschichte zeigt er uns in Einem Stücke, diese aber auch desto vollständiger und überzeugender. Die zwei ersten Akte des Othello enthalten die Bedingungen, unter

denen solche Eifersucht möglich und wahrscheinlich, die andern drei Akte enthalten nur die Darstellung dieser Eifersucht. Ebenso im Romeo. Daher die große Geschlossenheit dieser Stücke, daß nun alles, Handlung und Gehalt der Reden aus der betreffenden Leidenschaft genommen ist. Und darum hat er eigentlich die Leidenschaftentragödie erschöpft. Er hat die Tragödie der Liebe, der Eifersucht, der Freiheitssucht, Ehrsucht, Herrschsucht, des Jähzornes, der Thatenscheu — er hat die Gattungen erschöpft, es sind nur noch Individuen denkbar, die nun immer wie unvollständige und ungenügende Kopien jener erscheinen, oder Mischungen, die wie Centos aus jenen erscheinen müssen. Jedes Stück hat seinen eignen Maßstab, seine eigne Natur, seinen eignen Stil. In dem einen sind die Züge feiner, in dem andern derber; in einem herrscht die psychologische Entwicklung, in dem andern die Thathandlung vor. Vier Hauptcharaktere gehen durch, die konsequent geschlossen erscheinen: der historische, die Novelle, der Mythus, das Märchen. Ferner noch drei: Tragödie, Schauspiel, Komödie. Dem historischen Drama mischt er keinen novellistischen Zug bei, und umgekehrt; er giebt ihm nie den poetischen Schwung des Mythus. Den Mythus hält er rein von den feinen psychologischen Zügen der Novelle; das Wunderbare des Märchens erhält nie den schweren, ahnungsvollen, ernsten Ton des Mythus; das Wunderbare des Mythus nie den gaukelnden, heiteren des Märchens. In dem Mythus ragt das Wunderbare unheimlich, geheimnisvoll und furchtbar in die Wirklichkeit herein als Symbol der Nachtseite des menschlichen Gemütes. Im Märchen ist das Wunderbare das Gewöhnliche, das Sichselbstverstehende, das Wunder ist der Alltag der geschilderten Welt des Märchens. —

Dramatische und lyrische Steigerung.

Man muß vermeiden, daß die dramatische Steigerung zur lyrischen wird, in der das Gefühl so vorherrscht, daß Charakteristisches, Exponierendes, Motivierendes geradezu störend wird. Man sehe bei Shakespeare z. B. in der Gerichtsscene im Kaufmann, wo die Spannung am höchsten, wie da noch ausgesponnene Scherze stattfinden. Das ist nun die Probe des Echttragischen; an jeder Stelle könnte, auch in den pathetischsten Scenen, der Narr parodierend hineinreden, ohne daß das Pathos lächerlich würde. Das macht Shakespeares Poesie so notwendig, so heiter, selbst im schrecklichsten Vorgange alles Peinliche entfernend, das macht es ihr möglich, so gehaltvoll zu sein, so reich an Gedanken. Bei der lyrischen Behandlung ist ein stetes gewaltsames Anspannen und Zurücksinken des Affektes des Zuschauers; gegen das Ende des Aktes wird er immer stärker gepackt, am Ende ist er am aufgeregtesten. Nun beginnt der nächste Akt wieder in

einer gewissen Nüchternheit, bis das Kunststück wieder beginnt. Die lyrische Weise hebt Stetigkeit und Ganzheit des Interesses auf; auf welche beiden dagegen die dramatische Weise als auf ihre Hauptbedingungen hinarbeitet. — Welche sinnliche Frische gewinnen Shakespeares Stücke dadurch, daß keine lyrische Steigerung der einzelnen Scenen dem Humor, und zwar dem heiteren, den Zutritt verwehrt. Die tragische Heiterkeit, ein Hauptpunkt, bei Shakespeare zu lernen! —

Das Bewunderungswürdigste bei Shakespeare, wie er zu konzentrieren weiß, wie er eine gewisse Anzahl Personen, die eigentlich das Stück spielen, sich so nahe zu rücken weiß, und wie schnell und ohne große Maschinerie die gewaltigsten und ergreifendsten Scenen sich folgen. Eine Hauptsache dabei ist, daß er nicht mehrere Charakterentwicklungen nebeneinander hergehen läßt, ja eigentlich nur zeigt, was mit einem Hauptcharakter die Leidenschaft beginnt, wozu sie ihn bringt, und gewöhnlich ohne Umkehr. Othello bleibt derselbe einfältigredliche, ehrgefühlige Mann der That; die Leidenschaft macht nichts andres aus ihm, er wird ein Mörder, ohne aufzuhören, Othello zu sein.

Ebenmaß von Schuld und Strafe.

Schuld und Strafe proportioniert Shakespeare in jeder Person jeden Stückes. Wie gelind ist die Strafe der Desdemona, der Cordelia für geringe Schuld; wie furchtbar die Macbeths, in dessen Leben seit, ja schon kurz vor seiner That bis zu seinem Tode jeder Augenblick mehr Qual in sich hat, als das ganze Leiden dieser beiden Frauen. Das vorbedachte Verbrechen gehört den kalten Leidenschaften an, den besonnen schleichenden, heuchelnden; wie die That in voller Zurechnungsfähigkeit und mit Besonnenheit gethan ist, so rächt sie sich schleichend in langausgesparter Qual des Gewissens. Dagegen die heiße Leidenschaft, wie sie den weniger Zurechnungsfähigen fortreißt, in der umnebelten Besinnung eine Milderung der Strafe findet, wie ihrer That Sünde dadurch geringer erscheint. Die wahnsinnige Schuld straft sich mit Wahnsinn. Jähe Schuld findet jähe Strafe (Cornwallis). Die Unentschlossenheit zögert der Strafe entgegen, die ebenso zögernd kommt und dem Schuldigen Zeit läßt für eine Ewigkeit von Selbstvorwürfen. Die Schuld der Naiven kommt kaum zu ihrem Bewußtsein; der Zuschauer muß das Gewissen für sie haben, so für Lear, Romeo und Julia, Othello, Desdemona, Cordelia, Ophelia. Je bewußter die Schuld, desto bewußter die Gestraftheit. Macbeth, Hamlet, Heinrich IV., Richard III. — Die großen Erfolge unsrer Charakterspieler in jetziger Zeit garantieren, daß auch die entsprechende dramatische Poesie reüssieren muß. Es gälte also interessante Gestalten sich ausleben zu lassen. Dazu ge-

hört nun freilich eine weniger straffe Form und große Verhältnisse, in denen sich solche Figuren bewegen müßten. Der Judah war ein Anlauf dazu. —

Verschuldung und Katastrophe.

Man unterscheide den Kausalnexus zwischen Verschuldung und Katastrophe, das ethische Problem, das Schicksal, von der Fabel oder dem äußeren Geschichtsumriß; von beiden wieder das Scenenschema mit seinem Detail. Der erste ist die Seele, das zweite der Leib, und das dritte die Darstellung, die Haut. — Bei Shakespeare ist der Zusammenhang von Schuld und Strafe immer ein idealer, es folgt nicht ängstlich jede nächste Scene aus der vorigen, der Zusammenhang der Geschichte, d. i. der Anekdote, ist nicht ängstlich pragmatisch motiviert. — Der ideale Zusammenhang und die pragmatische Motivierung sind zwei verschiedene Dinge.

Die innere Kritik in Shakespeares Dramen.

Sehr zu bewundern ist, wie Shakespeare die Kritik, d. h. das Urteil des einen über den andern oder über ihn selbst so unendlich zu variieren weiß, wie er es nicht allein in beschriebenes Handeln, Agieren, sondern in dargestelltes Handeln zu verwandeln weiß. So ist z. B. die berühmte Zwist- und Versöhnungsscene zwischen Brutus und Cassius nichts als dargestellte Kritik des andern und seiner selbst in dem Munde der beiden Männer. Ebenso in der Hetzrede des Antonius nichts als Kritik Cäsars und seiner selbst, direkte und indirekte. Wirklich ist solche Kritik des einen über den andern die sinnlichste und lebendigste Darstellung zugleich der Situation, des Verhältnisses jenes einen zu jenem andern, und zugleich Charakteristik beider. So wäre die Shakespearische Tragödie wesentlich unmittelbar und durch Aussprechen dargestellte Kritik eines anthropologisch-pragmatischen Typus, das Gute und Schöne, die Kraft ꝛc. an demselben anerkennend, das Gefährliche daran — die tragische Anlage des betreffenden Charakters — aufweisend, mit Tadel und Warnung. Die Leidenschaft und die Situation sind es, durch welche und an welchen diese tragische Anlage als Verderberin ihres Besitzers erscheint. Kein Held Shakespeares geht durch eine Situation oder eine Leidenschaft allein unter ohne diese tragische Anlage, welche eben die Unangemessenheit der Natur des Helden ist zu der Aufgabe, welche Situation und Leidenschaft ihm stellen, und aus welcher das Leiden hervorgeht und die Schuld, und schließlich der Untergang. —

Shakespeare und die Alten.

— Wenn man die Stoffe der Alten mit denen Shakespeares vergleicht, fällt einem die Milde Shakespeares auf. So furchtbare Verbrechen, wie die Alten fast immer, hat er selten sich zum Vorwurfe gewählt. Bei der größeren Wirklichkeit seiner Ausführung eine sehr weise Mäßigung. Denn je furchtbarer der Stoff an sich, desto idealer muß die Ausführung sein, um die Wirkung jenes zu mildern. Die äußerste Naturwahrheit der Ausführung dagegen kann einem zu milden Stoffe nachhelfen. —

Idealität, Stil.

Die Doppelfabeln bei Shakespeare wie die Doppelorgane am menschlichen Körper; die Learfabel und die Glosterfabel sind gleichsam die zwei Augen, durch welche die eine Seele der tragischen Idee uns schmerzbezaubernd, mitleidberauschend und doch zugleich mit strenger Hoheit ansieht. Wer den menschlichen Bau beschaut, dem wird es klar, daß die Zweiheit der entsprechenden Organe erst recht die Einheit der ihn belebenden Seele ins Licht setzt. Jene beiden Halbfabeln arbeiten einander in die Hände, wie es zwei arbeitend bewegte Hände thun. Da ist kein Griff, den die eine machte ohne den entsprechenden der andern, keine bewegt sich bloß mechanisch, einem lokalen Reize nachgebend. Was beide bewegt, bewegt sie jederzeit als ein nur Eines, Ein Zweck, die Seele derselben tragischen Idee. — Schillers Charaktere sind selten ideal, d. h. künstlerisch ideal; sie sollen Ideale vorstellen, d. h. ideale Menschen, Menschen von hoher Vollkommenheit, womöglich Muster nach allen Seiten hin. — Ein dramatischer Charakter muß einen Kern haben, etwas, was ihn in den verschiedensten Situationen immer als denselben erscheinen läßt; dieser Kern ist die Idee des Charakters. — Bei Shakespeare belebt jederzeit eine Idee die ganze Handlung, eine Idee jeden Charakter; Idee und Erscheinung decken sich vollständig; bei Schiller dagegen sind immer fremdartige Ingredienzien in die Handlung aufgenommen, sowie in die Charaktere. — Handlung und Charaktere kann der Dichter nicht so brauchen, wie sie in der Wirklichkeit erscheinen, von der sie nur Stücke sind, er muß ihnen Totalität geben. Das haben Shakespeare und Goethe gethan. Beide haben Handlung und Charaktere losgelöst aus dem ganzen Weltzusammenhange und wiederum ein Ganzes aus ihnen gemacht. Beide sind ideal. Ihre Handlung, ihre Personen haben Einheit und Ganzheit. Schillers nicht. — Merkwürdig, wie wenig eigentliche Handlung z. B. im Egmont ist, d. h. wie wenig darin geschieht. Alles ist Exposition der Situation und der Charaktere. — Die Exposition

machen bei Shakeſpeare ſtets untergeordnete Figuren, wenigſtens nie die Hauptfigur, um das Pathos des Charakters nicht zu ſtören. So der Stand des Krieges, ſein Beginn im Lear. Lear kümmert ſich bloß um ſein Pathos. Im Macbeth Roſſe, der alte Mann. Und hat eine Hauptfigur dergleichen, ſo iſt es gewiß im Zuſammenhange ſchon bis zum Abſtrakten deutlich von ſolchen Exponenten dem Zuſchauer bekannt gemacht, und die Hauptperſon kann ganz nach Bedürfnis ihres Charakters und ihrer Leidenſchaft damit hantieren. Die Alten reinigen ihre Stücke von dergleichen Beſtandteilen, wenn nicht ſchon der von andern Dichtern ihnen vorbereitete Stoff ihnen dieſe Arbeit erſparte. Shakeſpeare, der bei ſeinen reichen bewegten Handlungen und hiſtoriſchen Hintergründen ihrer nicht entbehren kann, ſcheidet ſie doch auch aus dem pathetiſchen Hauptvorgange und ſchaltet ſie, wo nötig, in ausdrücklichen Expoſitionsſcenen zwiſchen Nebenperſonen ein, und zwar miſcht er ihnen wenig oder gar kein Pathos bei, damit die Klarheit des Verſtändniſſes nicht darunter leide. —

Idealität von Zeit und Ort.

Weil Shakeſpeare die Zeit nicht individualiſiert, ſo tritt ſie als bloße Stetigkeit auf. Wir ſehen abſtrakt bloß eine Folge von Vorgängen. Wieviel Zeit dazwiſchen, wieviel Zeit ſie ſelbſt zu ihrem Werden brauchen, iſt uns ganz gleichgültig, weil er keinen Wert darauf legt, weil nichts für die Geſchichte ſelbſt, die er darſtellt, darauf ankommt. Und wo etwas darauf ankommt, da ſpricht er es zwar aus, aber ganz beiläufig. Dem Gemüte und der Phantaſie iſt die Handlung eine ununterbrochene. — Ähnlich iſt es mit dem Orte. Es iſt auf individuelle Zeit und individuellen Ort nichts in der Hauptkompoſition gebaut. Romeo, wenn die Capulets ihn im Garten unter Juliens Fenſtern fänden! Dann am Morgen nach der Brautnacht, wo ihm das Bleiben bis zum Tage Gefahr bringen kann, ja muß: wie wenig iſt darauf Wert gelegt. Im Rhythmus der Reden keine Spur von ängſtlicher Haſt. Ja, wie er fort iſt, ſpricht Julia nicht einmal ihre Angſt aus, er könne geſehen und gefangen werden. Wie ſehr läßt er überhaupt Nebendinge fallen, wie weiß er das Einzelne zurückzuhalten, daß es das Ganze nicht überſchreit! — Wie leicht er es mit der Zeit nimmt, ſieht man auch daraus, daß er zuweilen während einer Scene viel mehr geſchehen läßt, als möglich iſt. So im Cäſar, wo Brutus, den man eben noch reden hörte, vor dem von Antonius aufgewiegelten Volke geflohen ſein ſoll, wo Antonius eben erſt die Aufwiegelung vor unſern Augen zuſtande gebracht hat. — Seine Behandlung der Zeit iſt eine ganz ideale. Er ſorgt für ſtete Folge, ohne zu haſten und ohne zu ſehr zu retardieren. Bei ihm iſt das Zünglein an der Wage, mit der

er Situation, Charakter und Motive wägt, die Poesie. Er geht deshalb aller materiellen Spannung, die an Äußerlichkeiten, an individuelle Zeit und Ort sich knüpft, grundsatzweise aus dem Wege. — Seine Tragödie besteht eigentlich nur aus Schuld und Buße oder aus That und Leiden, während die äußerliche, die französisch-klassische, ihre Tragödie eigentlich dazwischen liegen hat, wenn sie ja eine Schuld annimmt.

Die Call-boys bei Shakespeare.

— Zum typischen Zubehör gehören bei Shakespeare auch die Call-boys, wo die Handlung, das Faktische, die Resümees und Vorbereitungen (erregte Erwartungen) oft trocken herausstehen — sie sind gewissermaßen die Wegweiser durch das üppige Grün der Scenen, die als Spielscenen um ihrer selbst willen da zu sein scheinen, von denen in Erinnerung gebracht wird, wo in der Handlung im kausalen oder idealen Nexus man eben ist, woher man kommt, wohin man geht. Der erste Auftritt einer wichtigen Gestalt wird dadurch vorbereitet, er wird dadurch imposanter, zugleich unmittelbarer. —

Spielscenen.

In jeder eigentlichen Spielscene einer Person müssen die andern mehr bloßes Accompagnement sein, das einzige Mittel, sie wenigstens scheinbar selbständig zu erhalten, ist die charakteristische Ausdrucksweise. Was sie sagen, ist dann nicht die Hauptsache, sondern wie sie's sagen, da sie ja eigentlich nur Figuranten sind. Shakespeare hat gewöhnlich solche Scenen, wo eine Rolle konzertiert und die andern begleiten. — Nichts vermeidet er so angelegentlich als Verwirrung. Hat er einmal eine eigentlich symphonistische Scene — gewöhnlich hat er konzertierende —, so ist sie keine eigentliche Handlungsscene, die nichts will, als den bereits gemachten Eindruck vertiefen, so die Scenen im Sturm — im Lear — die Klage- und Fluchscenen der Frauen im Richard. — Immer beachtet er dabei die Regeln der malerischen Komposition: die Figuren müssen alle möglichst frei stehen, nicht eine die andre verdecken, dabei doch die Perspektive gehörig berücksichtigt, daß das weniger Wichtige sich nicht vordränge, und die Beleuchtung voll auf der Hauptfigur, die die Spitze der Pyramide ist. — Alle Arten von Spannung, die sich an eine Zeitbestimmung knüpft, vermeidet er, erstlich weil die Handlung einen Beischmack von Äußerlichkeit und Zufälligkeit erhält, zweitens weil sie prosaische Erwähnungen veranlassen, einen Teil der Handlung herausschneiden und den Rhythmus des Ganzen krankhaft und auf Kosten des künstlerischen Eindrucks verhastigen. Der Fall wird

zu individuell durch ſeine Bindung an gewiſſe Stunden. Wo ihn ſein Stoff dazu zwang, in Romeo und Julia, hat er ganz ruhig vorgetragen, wie lange der Schlaftrunk ungefähr wirkt, aber ſonſt ſich gar keine Mühe gegeben, ja es vermieden, den Gedanken im Zuſchauer anzuregen: Nun muß ſie noch fünf Minuten tot ſcheinen, wenn Romeo nur nicht vor Ablauf derſelben erſcheint! wenn ſie doch erwachte ꝛc.! Das wäre eine Verlockung für unſre Fabrikarbeiter geweſen. Sie hätten erſt die Zeit auf die Minute hinaus beſtimmt, wenn Julia erwachen wird; hätten ſie ſchon ſagen laſſen: Wenn ich nur erwache, wenn er kommt! Dann hätte man bei Paris' Auftreten eine Uhr ſchlagen hören und Paris ſagen laſſen: So und ſo viel Uhr! Und dergleichen mehr. Hätte Shakeſpeare ſo etwas thun mögen — wenn er ſolche außerpoetiſche Wirkung nicht überall verſchmähte —, ſo wäre zugleich das Zufällige unerträglich hervorgetreten, der Eindruck wäre peinlich geweſen, und die Sache ſelbſt albern erſchienen. Alle materielle Spannungserregung iſt ihm fremd. —

Geſprächsmimen.

Was ich Geſprächsmimen nenne, ſind Scenen, wo Charakterzüge allgemeine Naturzüge darſtellen, die jeder Figur ohne Unterſchied zugeteilt werden könnten, weil ſie eigentlich nur überhaupt aus gedachten poetiſchen Figuren Menſchen zu machen ſcheinen. Mimen des geſellſchaftlichen Lebens, Mimen einzelner Zweige dieſes Lebens — wie z. B. der Erbförſter mehrere dergleichen Jägermimen hat, d. h. Züge, die jedem Jäger beigelegt werden können, ſein eigentlicher dramatiſcher und menſchlicher Charakter ſei, welcher er wolle. Solche Mimen im engern Sinne charakteriſieren Geſchlecht, Alter, Stand, Nationalität. Gleichviel, ob ſie allgemeiner Natur ſind, helfen ſie doch einen Charakter individualiſieren. Und zuletzt geht doch über alle Charakteriſtik im beſondern diejenige allgemeine, die uns von der Wirklichkeit der Perſonen überzeugt, durch welche ſie erſt ein objektives Leben erhalten. Welche Wirkung thun die allgemeinſten dieſer Art, wie das vorgebliche Beſinnen auf etwas, das unmerkliche Hinleiten eines Geſpräches auf einen beſtimmten Gegenſtand. Zu bemerken, wie dieſer Beſinnmimus auch als beſondrer, charakteriſtiſcher erſcheinen kann; bei Hamlet z. B. als Zeichen der Vertiefung, als Zubehör des Grüblers, bei Heißſporn als Zeichen des feurigen, ungeduldigen Naturells. Es bedarf nur einer leiſen Färbung durch den Dichter, ſolche allgemeine Mimen in Charakterzüge zu verbeſondern; und wo der Dichter nichts dazu thut, kann es der Schauſpieler, deſſen Produktivität ja zum Teil darin beſteht, daß er ſolche Naturzüge, in die Farbe des darzuſtellenden Charakters getaucht, der

Poetischen Zeichnung hinzubringt; wie z. B. von der geringsten Art, das fast über seine eignen Füße fallende Gehen eines Einfaltspinsels, wo der Sinn der Handlung Eile vorschreibt. —

Verbindung des Komischen und Tragischen.

Wenn man wissen will, wie es kommt, daß die Einmischung des Komischen ins Tragische bei Shakespeare dem letzteren keinen Eintrag thut, so muß man den Plan seiner betreffenden Tragödien analysieren, dann wird man schon sehen, daß das Komische durchaus nicht in die Situationen, sondern nur in einzelne Charaktere gelegt ist. Und zwar sind mit Ausnahme der Amme und Peters in Romeo diese Charaktere nicht eigentlich komische; nicht ihr Anteil an der Handlung ist ein komischer. Der Narr im Lear wirft komische Streiflichter auf die Situation, aber er und seine Empfindungen sind so ernster und schmerzlicher Natur als die irgend einer der andern Personen in dem Stücke. Es ist Tragik in komischer Ausdrucksweise. Ihm ist's mit seinen Späßen nicht ernst. Teils will er den alten Herrn aufheitern, wozu er ja angestellt ist, teils kommt ihm sein Handwerk mechanisch an. Es sind durchaus nicht komische Scenen, in denen er auftritt. So ist's mit Hamlet, wenn er spaßt, und überall, wo Shakespeares tragische Helden komische Stellen haben. Der Witz der Verzweiflung, der Ermüdung, des Ärgers, des Wahnsinns, der Witz, der andern den Schmerz verstecken soll, der Humor, in dem man sich selbst objektiviert und mit wehmütig-mitleidigem Lächeln sich zum besten hat; der Witz des Selbstbohnes, womit eine Leidenschaft die andre gegen den Verstand zu Hilfe ruft, mit dem sich der Mensch aufstacheln will zu etwas, wovon Temperament oder Überlegung ihn abhält. Das alles ist eigentlich nicht komisch. — Möller, Frei und Weiler sind solche Figuren. —

Das Theatralisch-Dramatisch-Tragische.

Es wird mir immer klarer, daß bei Shakespeare Charakteristik, Malerei der Leidenschaften, Intimität und Expansion der Gefühle aus dem Bedürfnisse des Theaterspiels hervorgingen. Selbst die Stimmungen sind nichts andres als Vorbereitungen, Grundierungen für die Farben des Theaterspiels. Daher rührt auch die Individualität der Gespräche. Wo das Tragisch-Poetische und das Schauspielerische sich durchdringt, daß eins im andern aufzugehen scheint, da ist das wahre Theatralisch-Dramatisch-Tragische. Überall ist ihm darum zu thun, daß die Personen uns nicht bloß den Vorfall trocken erzählen; er verfällt lieber auf die seltsamsten Wendungen, als daß er uns den bloßen Inhalt gäbe, z. B. in dem Gespräche, in dem der kranke Gloster Richard II. als den eigentlichen

Kranken darzustellen sucht. Und doch ist er zuweilen bis zur Trockenheit bei der Sache, besonders in Expositionsscenen und wo sonst noch es ihm um Klarheit vor allem zu thun ist. Was die Leute vorhaben, was zum Verständnis des Ganzen, zur Wirkung nötig, was zum Kausalnexus gehört, das ist bei ihm überdeutlich, und er schärft es wohl noch vielfach wiederholend ein. In den Spielscenen ist es anders. — Überall individualisiert er den Vortrag des Gegenstandes einer Situation; er detailliert das Ganze der Empfindung, so daß jedes Moment des Details Gebärde wird in Gedanken, Stimmung, Sprache, Stellung und Ton u. s. w. Eine Situation zerlegt er in Gedanken-, Sprach-, Stellungs- und Tongebärden. Ja der Gedanke selbst macht Gebärden; die Sprache bewegt sich sozusagen sichtbar, der Ton spielt Komödie. Man betrachte die Monologe Hamlets und sage, ob nicht selbst die Gedanken hier leidenschaftlich gestikulieren. Er giebt die Gedanken so, daß sie zugleich Gefühle sind, und die Gefühle werden zu Gedanken. Die Gedanken ächzen und ringen die Hände, winden sich und wallen sichtbar, um erlöst zu werden, wie gequälte Geister. Alles will sichtbar, hörbar, fühlbar werden, der Gedanke Empfindung, die Empfindung Wort, das Wort Gestalt, die Gestalt Bewegung. Alles ist Leben, das unser ganzes ungeteiltes Leben mit sich reißt, ungeteilt wie jenes selber ist. — Alle seine Stücke sind Konzerte, eine Prinzipalstimme für einen Virtuosen, die übrigen Begleitungsstimmen, die nur in den Vor-, Zwischen- und Nachspielen der einzelnen Konzertpartien eine Art von Selbständigkeit haben, und sogleich wieder zur Begleitung sich unterordnen, sowie die Konzertstimme wiederum beginnt. Wenn Lear abtritt, bringt Gloster dessen Thema transponiert und verkürzt und pausiert sogleich und wird zur bloßen Begleitung, sowie Lear das Thema mit voller Kraft aufnehmend wieder beginnt. Diese Hauptperson ist wie Schauspiel im Schauspiele; die Nebenpersonen verhalten sich meist zu ihm, wie der Zuschauer zu ihnen. Er wird den Zuschauern gleichsam zweimal, erst selbst und dann in den Urteilen und Bemerkungen der andern Figuren gezeigt. Diese Hauptpersonen stehen im hellsten Lichte, bis zur völligen Durchsichtigkeit erhellt.

Das Unterhaltende.

Ich glaube, Shakespeares ganze Theorie und Methode aus der Aufgabe, möglichst gut zu unterhalten, herleiten zu können. Möglichst gut und möglichst lange. Schlechte Unterhaltung wird man bald satt, um etwas zu beschaffen, das möglichst lange unterhält; indem also das Unterhaltende eine Menge Modewechsel überdauert, muß dies Unterhaltende auf das rein Menschliche, auf das Bleibende in Welt und Menschen als Stoff beschränkt werden. Ferner so an-

geordnet, daß der Verstand bei öfterem Genusse der Unterhaltung immer noch neue Momente und Beziehungen finden kann, die das alte Interesse immer wieder erneuern können. Und so ist am Ende die Kunst nichts als die beste Unterhaltung, und das Kriterium eines Kunstwerks, daß es unterhalte, gleichviel ob es alt oder neu ist, daß es morgen unterhalte wie heute, daß das Interesse desselben nicht abnehme durch öftere Wiederholung, im Gegenteil mit jeder Wiederholung gewinne. Das Schauspiel steht jedem offen, es muß daher auf alle denken, nicht bloß einen Menschen, eine einzige Bildungs-, Alters- oder Geschlechtsstufe vor Augen haben. Greis, Mann, Weib, Jüngling, Jungfrau, Knabe, Kind soll das Schauspiel gleicherweise unterhalten, d. h. alle Kräfte des Gemüts zugleich, denn jene Altersstufen unterscheiden sich hauptsächlich durch das einseitige Vorwiegen einer derselben. Im ganzen sind alle Figuren Shakespeares, mit und ohne Absicht, gute Gesellschafter, selbst Hamlet ein ausgezeichneter. Vorzüglich seine Humoristen. Es ist allen seinen Figuren nicht bloß darum zu thun, wie es jetzt im Drama gebräuchlich ist, dem Zuschauer das nackt und bloß zu geben, was er von der Geschichte wissen muß; wenn sie dem Dichter diesen Dienst leisten, so fügen sie noch den hinzu, den Zuschauer durch die Art und Weise, wie sie dies thun, zu unterhalten. Darum ist bei Shakespeare nicht bloß das ganze durch Spannung interessant, sondern er weiß jeder Rede, jedem vorübergehenden Momente noch durch das Unterhaltende des Vortrages, durch Lebendigkeit und Charakteristik ein Interesse zu geben. Man denke an Scenen, die eigentlich ihrem Inhalte nach außer dem Stücke liegen, z. B. den Empfang der Schauspieler im Hamlet, dann, wie er sie entläßt und dem Polonius anbefiehlt, sie gut zu unterhalten. Darin liegt ein Hauptgrund, warum Shakespeare so selten peinlich wird, weil er uns nicht nur mit dem Stücke, sondern auch in dem Stücke unterhält. Und wie weiß er auf diese Weise die Absicht, zu täuschen, zu rühren ꝛc., zu verstecken! Dadurch gelingt es ihm, den Aufbau seiner Effekte so erscheinen zu lassen, als wüchsen sie von selber. Er ist in seinen Effektvorbereitungen scheinbar so unbefangen, als wüßte er selbst nicht von dem, was sich da während seiner Scherze vorbereitet, er scheint mit allem andern mehr beschäftigt, als mit einem solchen Vorhaben, während andre Dichter häufig mit ihren Effektvorbereitungen selbst so beschäftigt und absorbiert sind, daß sie vergessen, den Zuschauer zu beschäftigen, daß er ihre Absicht nicht merkt. —

Das Schauspielerische in Shakespeare.

Wunderbar, wie Shakespeare eine Virtuos ist im Dialoge. Jeder seiner Charaktere hat seine ganz eigne Weise im Fragen, im Er-

widern; das kleinſte Geſpräch iſt durch ſolche Züge belebt und vergnügt ſchon als Darſtellung eines wirklichen Geſprächs, abgeſehen ganz von dem ſtofflichen Inhalte, durch ſeinen bloßen artiſtiſchen Gehalt. — Hier hat Shakeſpeare ſeiner ſchauſpieleriſchen Technik unendlich viel zu danken. — Er ging im Geiſte den Schritt, den er für die Figur gewählt, er fühlte die ganze Schauſpielermaske im Geſichte und Leibe, die Haltung der Geſichtszüge, der Geſtalt, wie eine von allen Seiten auf ſein Selbſt modifizierend eindrängende Form, wie ein Schauſpieler, der gewohnt iſt, ganze Abende hindurch genau in derſelben Form zu ſtecken, ein und dasſelbe Charaktergeſicht, dieſelbe Art zu gehen, ſich zu wenden bis in die kleinſten Züge hinein ſtreng feſtzuhalten.

In dieſer Fertigkeit iſt neben ſeinem übrigen Genie ſeine Größe als Dramatiker vollſtändig begründet. — Dieſer Schein der Unmittelbarkeit des Geſprächs, wie beſonders im Kaufmann und beſonders zwiſchen Shylock, Baſſanio, Antonio ꝛc., kommt nun freilich in der konzentrierten dramatiſchen Form ſchlimm an, wo die Aufmerkſamkeit auf die Geſtalt der Entwicklung durch das Spannende und Drängende der Entwicklung ſelbſt faſt unmöglich gemacht wird. —

Das Schauſpieleriſche in Shakeſpeares Dramen.

Shakeſpeare hat ſeine Stücke aus dem Herzen der Schauſpielkunſt heraus geſchrieben. Der Dichter gefällt darin in demſelben Grade, als er dem Schauſpieler Gelegenheit bietet, zu gefallen. Man hat viel über ſeine Charaktere geſprochen, man ſollte über ſeine Rollen ſprechen. Denn eben was ſie zu dankbaren Rollen macht, das macht ſie auch zu vortrefflichen poetiſchen, dramatiſchen Charakteren. Die Frage wäre nun, wie ſchafft man auf ſeiner Spur dankbare Rollen? Was iſt's, das wir am Schauſpieler bewundern? Was iſt überhaupt des Schauſpielers Kunſt? — Der Schauſpieler iſt Menſchendarſteller. Die „Rolle" muß daher einen Menſchen poetiſch darſtellen, ſo daß erſtlich dieſer Menſch an ſich uns zur Teilnahme an ihm zwingt, alſo einen intereſſanten Menſchen, zweitens muß der Dichter bei dieſer Schilderung ſo verfahren, daß der Schauſpieler Gelegenheit findet, in der Reproduktion dieſes Menſchen ſeine Kunſt zu entfalten. Aus dem innern Reichtum in den Verhältniſſen der Hauptcharaktere, aus der Fruchtbarkeit der Idee, die ihre Seele, fließt der Reichtum des ganzen Stückes an Gehalt. Die Handlung muß alſo, beſonders das Detail, ſo erfunden ſein, daß es ungezwungen nur die Hauptcharaktere detailliert, die Nebenperſonen müſſen auch zu weiter nichts dienen, als durch Kontraſt in der Darſtellung und durch Ausſprechen im Dialog die Hauptperſon in ihren Zuſtänden und ihrer Eigenheit darin zu exponieren. Wir haben alſo

zwei Reihen auseinander zu legen: Was macht uns einen Menſchen anziehend? was bewundern wir an einem Schauſpieler? Der Dichter hat alsdann ſoviel Momente als möglich in eine Rolle zuſammenzufaſſen, in denen ſich die beiden Linien treffen. Wo das Intereſſe an der Geſtalt des Dichters und das an der Kunſt des Darſtellers zuſammenfallen, das ſind die echt dramatiſch-theatraliſchen Momente. — —

Um recht Gelegenheit zu geben, die Kunſt des Schauſpielers zu zeigen, läßt es Shakeſpeare nicht allein bei der einfachen Verwandlung des Schauſpielers in die poetiſche Geſtalt bewenden, er macht die poetiſchen Geſtalten zu Schauſpielern, die wiederum und eingeſtandenermaßen gegen das Publikum Schauſpieler ſpielen. — Die meiſten ſeiner Helden ſpielen doppelte Rollen, ſie ſind andre mit ihrer Umgebung und andre mit ſich allein. Macbeth, ſo wie er allein mit ſich, in ſeinem Gewiſſenskrampfe, mit den andern ein andrer. Und wenn er den Geiſt Banquos erblickt, fällt der bisher ſo geſchickte Schauſpieler Macbeth aus ſeiner Rolle und verrät ſich ſelbſt. Die Gewalt, die er ſich anthun muß, mit ſolchem innern Zuſtande ſolche äußere Rolle zu ſpielen, wird wiederum zum Triumphe des Schauſpielers. Im Hamlet iſt nicht allein der Held, ſind auch der König, Polonius, Laertes Doppelrollen, ſelbſt Ophelia, wiewohl dieſe nicht beider Rollen eingeſtändig. Jago im Othello eine durchgeführte Doppelrolle. Edmund desgleichen, erſt gegen Vater und Bruder, dann gegen die Schweſtern. — Doppelrollen ſind alle bedeutenden Geſtalten Shakeſpeares; Charaktere, die ſich entweder wirklich umwandeln oder ſich nur verſtellen. Dort liegt das theatraliſch Intereſſante in den Übergängen, hier im Wechſel der verſtellten mit der wirklichen Geſtalt. Jene ſind die naiven, dieſe die überlegnen Menſchen, jene die Affekt-, dieſe die Leidenſchaftsmenſchen. Überall alſo das ſchauſpieleriſche Element der Verwandlung in andre Geſtalten. — Man müßte die ganze dramatiſche Kunſt aus dem Problem, der Schauſpielkunſt ein Subſtrat zu geben, herleiten. Da würden ſich fruchtbare Geſichtspunkte finden. Als zweiter Teil einer Dramaturgie. — So zwingt Jago der Desdemona eine unbewußte Doppelrolle auf, wenn ſie, für Caſſio bittend, das ſcheinen muß, für was ſie Jago vor Othello erklärt. Sie wird Jagos Helferin und ihre eigne Verleumderin, ohne es zu wiſſen. — Ein Drama wird deſto vollkommener ſein, je mehr ein reicher poetiſcher und ſchauſpieleriſcher Gehalt ſich nicht ausſchließen und etwa nur wechſeln und nebeneinander hergehn, ſondern ſich in jedem Momente vollſtändig durchdringen. — Auch in der Emilia Galotti ſind der Prinz, Marinelli durchaus und die andern vorübergehend ſolche Doppelrollen. Desgleichen im Don Carlos. Überhaupt in den eigentlich

dramatiſch-lebendigen Stücken. Eine Art ſolcher Doppelrollen ſpielt auch die ſophiſtiſierende Leidenſchaft. Deshalb ſind für die Darſtellung Charaktere aus heterogenen Beſtandteilen gemiſcht ſo frucht- und dankbar. — — Auf die ſteten Betrachtungen von Sein und Schein mußte Shakeſpeare als Schauſpieler und Schauſpieldichter wohl kommen. — Kontraſt iſt ein Hauptmittel des Schauſpieleriſchen. Die intereſſanteſten Charaktere, die individuellſten und doch typiſchſten ſind diejenigen, in denen die meiſten Kontraſte, der meiſte Zunder zu inneren Kämpfen, die widerſprechendſten Züge vereinigt ſind. Dieſe ſind natürlich auch die ſchauſpieleriſchſten. — Der Generalnenner alles Dramatiſchen Theatraliſchen iſt Kontraſt in der Einheit. Shakeſpeares tragiſche Poeſie iſt eine Welt der ſtärkſten Kontraſte in Situationen, Charakteren, Gefühlen, Sprechtönen, aber eine abgeſchloſſene, ſtiliſierte und durch die tragiſche Idee von Verſchuldung und Leiden in eine Einheit gebrachte. — Der geſchickteſte Zuſammenhang, den ganzen Menſchen ſympathetiſch zu ergreifen, iſt der von Charakter, Schuld und Leiden; denn er macht eine Geſtalt zur Hauptperſon, wodurch der Anteil geſammelt und das Gefühl der Einheit verſtärkt wird. — Das führt uns auf ein neues Kunſtmittel, auf den Widerſpruch zwiſchen Charakter und Perſönlichkeit. Wir ſehen im gewöhnlichen Leben Unzählige, die Beweiſe von dem Vorkommen dieſes Widerſpruchs ſind, und er iſt ohne Belege begreiflich genug. In der Perſönlichkeit ſehen wir ſtets die Meinung des Menſchen von ſich ſelbſt ausgeſprochen, in ſeinen Handlungen und ſeinen Leiden dagegen bildet ſich der Menſch ſelbſt ab. Kennte nun jeder Menſch ſich ſelber, ſo müßte eigentlich ſeine Perſönlichkeit ein treues Abbild ſeiner ſelbſt ſein. Aber wie viele Menſchen kennen ſich ſelbſt ſo genau? Wer ſuchte nicht ſich ſelbſt mehr oder weniger über ſich zu täuſchen, wenn er ſich zu gut kennt, um ſich kennen zu mögen? Und wer — wenn er auch ſich ſelbſt nicht täuſchen könnte, was viel ſagen will, wer ſucht nicht wenigſtens andre über ſich zu täuſchen? Dasſelbe, was Shakeſpeare ſeinen Hamlet thun läßt, thut mehr oder weniger jeder Menſch; er verkleinert ſich ſeine Fehler und vergrößert ſich ſeine Vorzüge, lügt ſich auch welche vor, die er nicht beſitzt, ja er ſieht in unleugbare Fehler Vorzüge hinein; trotz des ſich ihm ſtets aufdrängenden Bewußtſeins ſeiner Mängel läßt er ſich nicht ganz fallen. Je mehr Hamlet ſeine Schwäche im Handeln ſich geſtehn muß, deſto ſelbſtgefälliger wird ſein Witz; muß er ſich ſagen, er iſt kein Held, ſo thut er ſich auf ſeine Miniérkunſt deſto mehr zu gut. Und wie er in dieſen Dingen nur den Geſetzen der Selbſtliebe folgt, ſo leicht wird's ihm, den Zuſchauer ebenſo zu täuſchen, oder vielmehr: ſo leicht wird's dem Zuſchauer, ſich ſo ſelber zu täuſchen, Hamlets Vorzüge vergrößernd, die fehlenden ſich einzubilden und

dessen Mängel sich zu verkleinern, ja Tugenden darin zu sehen. — Eine Kunstlehre würde die dramatische Dichtkunst und die Schauspielkunst als eine und dieselbe behandeln müssen, als eine gemischte Kunst. — Es ist ein großer Irrtum, daß man das „Bühnengerechte" in Äußerlichkeiten sucht, in den sogenannten Einheiten und technischen Rücksichten auf die Bretter, daß man meint, durch solche Äußerlichkeiten alles gethan zu haben, was ein dialogisiertes Gedicht zu einem dramatischen macht. Ein ebenso großer Irrtum ist es, wenn die Kritik ein Stück gewürdigt zu haben meint, wenn sie den bloß poetischen, idealen Gehalt beurteilt hat. Nicht allein ein Irrtum, sogar eine Ungerechtigkeit. Sie sprechen von einem abstrakten Kunstwerke, worunter sie eine Halbheit verstehen. Hätten sie einen richtigen Begriff von dem dramatischen Kunstwerke, so würden sie verlangen, daß die Erfordernisse desselben sich organisch durchdringen sollen, sie würden nicht das eine abgerissene als selbständig beurteilen und das andre entweder ignorieren oder es als ein mechanisch Nebenherlaufendes erwähnen. —

Lyrisches und Rhetorisches im Drama.

— Zu vermeidende Klippen sind: das abstrakt Lyrische und Rhetorische; es müßte immer charakteristisch, also darstellend sein. — Eine ebenso notwendige Kunst ist die, das an sich Gleichgültige, das, was weder Affekt noch Verstandesbeschäftigung erweckt, poetisch zu beleben. Weil ich mir diese Kunst nicht zutraute, habe ich in meinen Kompositionen dergleichen Scenen gänzlich vermieden. Aber sie müssen sein als Ausgangs-, Durchgangs- und Ruhepunkte. Ein Bild muß Mitteltinten haben, nicht bloß Lichter und Schatten; sie sind unumgänglich notwendig zur Haltung, zum Abheben. Sie sind die Basis der Effekte und der Maßstab für diese. — Noch eins. Die Größe der tragischen Gestalten ist in der Ausführung nur dadurch möglich, daß sie immer mit ihrem Pathos zu thun haben. Alle Enumerationen und Verstandesdetail machen sie sinken. — Shakespeare hat deshalb in seinen Nichthistorien das Pathos, die eigentlich tragische Handlung, völlig von dem Begebenheitlichen, die Poesie von der Prosa geschieden. Jenes giebt die eigentlichen Spielscenen und ist Sache der Hauptpersonen, dies ist in ausdrückliche Expositionsscenen verwiesen, wo es mit abstrakter Deutlichkeit eingeschärft wird. So leidet weder die Klarheit über den Zusammenhang des Begebnisses, noch die Einheit der Leidenschaft und der Stimmung darunter. Eine solche Spielscene beginnt, spinnt sich fort und hallt aus, ohne von prosaischen Momenten gekreuzt zu werden. — Notwendigst: die Auseinanderhaltung des historischen, Novellen- und Sagendramas. —

— Shakespeare motiviert die Möglichkeit der Schuld, die eine That ist durch den Charakter, aber nicht durch eine individuelle Besonderheit desselben, sondern durch eine Leidenschaft, die jeder kennt, und deren Gewalt er mehr oder weniger fühlt; er läßt sich von der Phantasie des Zuschauers einige Points vorgeben. Eher läßt er die Helden durch andre Personen und eignes Gewissen von der That abzulassen mahnen, als daß er sie durch Nebenumstände zu derselben drängen lassen sollte. Seine Helden sind immer zurechnungsfähig im Begehen der erregenden Schuld, dadurch erscheint Schuld und Strafe in vernünftigem, gerechtem Zusammenhange. — Ohne seine Form ist Shakespeare nicht mehr Shakespeare. Die große Anzahl von Scenen macht es ihm möglich, eine Situation länger zu fixieren, die Personen uns dadurch immer vertrauter zu machen. — Die Ausmalung des Seelenzustandes mit großer Wahrheit und Belebung durch Aktion ist seine Hauptabsicht, also wirklich Menschendarstellung; die äußere Handlung wird kürzer, abstrakter, energisch abgemacht. Die Handlung sind Knochen und Gelenke, das Leiden, der Seelenzustand, das Fleisch. Sein Zweck ist, eine reiche Folge von ergreifenden Zuständen Gefühlsausbrüchen, von Zügen einer gewissen Charakterart, kurz einen ganzen, interessanten Menschen sich vor uns ausleben und uns ihn mit durchleben zu lassen, eine ganze Existenz darzustellen. Die Fabel ist ihm bloß ein Mittel dazu, und so behandelt er sie auch. Ein Beweis für diese Äußerung, daß es uns nicht einfällt, über die Anekdote mit ihm zu rechten, daß wir selbst also durch seine Behandlungsart gezwungen sind, nicht mehr Gewicht auf seine Geschichten an sich zu legen, als er selbst darauf legt. Er will uns ein ganzes Leben, aber ein erhöhtes, ein potenziertes durchleben lassen in einem Abende. — Er zeigt in jeder Tragödie, wie sich ein Mensch ein Leiden zuzieht, das er vermeiden konnte, und mit diesem Leiden nun kämpft bis zu seinem Untergange. —

Zur Behandlung des Dialogs.

Die analytische Methode des Dialogs ist auch in den Domestikenscenen bei Shakespeare. Was sie eigentlich wollen, kommt nicht sogleich zum Vorscheine; ihre Ungeschicklichkeit im Ausdrucke, oder ihre Schelmerei, oder beides zusammen, etwa ein absichtliches Necken der Geduld des Hörers, oder die Absicht, das endliche Ergebnis zu verstärken, macht aus dem Gegenstande eine Zeit lang eine Art Rätsel — entweder für den Zuschauer oder für eine mitspielende Person. So der Bericht Holzapfels ꝛc. an den Gouverneur über das entdeckte Bubenstück; oder wie Lanzelot Gobbo seinen Alten im Ungewissen hält, erst über das Leben seines Sohnes, dann darüber, daß er es selbst ist ꝛc. Es liegt darin noch einer von den Reizen der commedia

dell' arte. Ähnlich, wenn einer gehindert wird, herauszusagen, was er will, so Pandarus, der Kellner, der, von zwei Seiten bestürmt, nicht weiß, wohin sich wenden. Pistols emphatische Weise bringt den Gegenstand auch zuerst als Rätsel. — All dies gehört zugleich unter die Rubrik des Retardierens zum Behufe der Emanzipation des Dialogs vom Katechismus und des charakteristischen Auslebens der Personen, zur Methode der indirekten Behandlung. —

Shakespeares Diktion.

Nun wäre Shakespeares Diktion zu studieren. Die Breite und Dicke des in der Natur Dünnen, die Ruhe des hastigen, der volle Körper des abstrakten Gedankens, die künstlerisch-ideale Wirklichkeit, das Leben in der Sprache, das Interessante des Gewöhnlichsten, das Allgemeine im Besonderen und umgekehrt, der Gehalt in der hingerissensten Leidenschaft, die Gliederung in der Sprache ꝛc. Das Heftige nicht heftig, das Haltlose nicht haltlos geschildert oder vielmehr dargestellt. Das Hastige nicht hastig, das Hektische, Übersichtige nicht hektisch, übersichtig. — Es darf im äußern Detail keine Illusion sein, als die aus dem Interesse des idealen Zusammenhanges selbst hervorgeht, Ort und Zeit sind nur ideal zu behandeln. —

Wie Shakespeares Komposition alles Unwesentliche, gemein Individuelle fortwirft und nur den gereinigten Gegenstand selbst, d. h. den faktisch dargestellten Gehalt des Stückes, die allgemeine Wahrheit eines Vorganges, das entzufallte, gedankenwiedergeborene Bild eines Weltlaufes und Menschentypus, so giebt uns seine Diktion, sein Dialog ein Analogon davon, eine Haut, wie sie jenem Körper angemessen ist; beide entsprechen der gemeinen Wirklichkeit nicht, aber sie widersprechen ihr noch weniger. Der Inhalt eines Gespräches, sei es auch ein Monolog, arbeitet in der Regel einen Hauptgedanken durch, nimmt Nebenvorstellungen in seinem Laufe mit, doch bloß vorübergehend, und kehrt jederzeit, dadurch verstärkt oder sonst modifiziert, zu dem Hauptgedanken zurück. Zuweilen nimmt die Nebenvorstellung wiederum, wie der Hauptgedanke, einen kleineren Mond von Nebenvorstellungen zu sich und wird zur kleinen Abschweifung, die wieder in den Hauptgedanken mündet, der dann desto stärker markiert wird, um ihn als solchen herauszuheben. Das umschreibende, weiterentwickelnde oder ausmalende Wiederholen des schon Gesagten oder Erzählten, entweder in seiner Totalität oder nach seinen einzelnen Teilen, ist ganz in der Natur wirklichen Gespräches. — In der Kühle und Ruhe, in dieser stärksten Abwendung von der gemeinen Wirklichkeit wird allein die poetische Wahrheit möglich. — In Shakespeares Führung der Gespräche ist durchaus kein raffinierter Kalkül sichtbar, in der Kausalität der einzelnen Reden ebensowenig als in

ſeinen Konzeptionen. Es hat nie den Anſchein, als wenn er es darauf anlegte, geiſtreich zu ſein; die Geiſtesfunken ſind wie wirkliche, ungeſuchte Einfälle, die ganz gelegentlich kommen. Das Jagen nach Geiſt, die Luſt, ſich ſelbſt zu hören, iſt bei ihm, z. B. im Hamlet, nur dargeſtellter Charakter der poetiſchen Perſon. —

Zum Dialoge bei Shakeſpeare.

Dialogiſche Figuren, beſonders die „Herauswicklung". — — Je gerader die Linie, deſto mehr Biegungen muß der Dialog machen. Gewöhnlich aber hat, wie das ganze Stück, ſo auch das Geſpräch ſeine Verwicklung, die auf dem Punkte, wo man meint, ſie muß ſich entwickeln, ſich neu verwickelt. Wenn es gilt, daß einer dem andern etwas Wichtiges ſage, dann tritt die analytiſche Form ein. Entweder mag ſich der eine nicht bloßgeben, weil er nicht weiß, ob er trauen ſoll, oder ſeine Mitteilung und ſein Charakter iſt ſo, daß er ſich der Mitteilung ſchämt; oder er meint erſt andre Punkte erledigen zu müſſen, die den andern vom Verſtändnis oder Eingehen abhalten können, oder er will die Wichtigkeit herausheben, oder er will den andern nicht erſchrecken und ſucht ihn erſt vorzubereiten, oder der Affekt überſchlägt ſich, er brauſt auf und kann nicht zur Mitteilung kommen vor Ergüſſen des Affektes, die ſich dazwiſchen legen. Oder es gilt, etwas zu melden, was man verabſcheut, und der Abſcheu vor der Sache geht auf ihre Erwähnung über, und man ſchiebt ſie immer wieder durch ein Dazwiſchen, zu dem man den erſten beſten Vorwand nimmt, um eine Weile hinaus. Oder man bringt vorher, was die Erwähnung recht wirkungsvoll machen muß, ehe man an dieſe ſelber geht. Oder man hat den Zweck, den andern erſt recht zu ſpannen oder in die Stimmung zu bringen, in der man wünſcht, er erfahre, was man ihm zu ſagen hat. Auch bloße Ungeſchicklichkeit kann unabſichtlich auf ſolche Weiſe vexieren, was dann komiſch wirkt, oder iſt die Sache ſchlimmer Natur, durch den Kontraſt ſie noch ſchlimmer erſcheinen läßt. Oder Gutmütigkeit will durch vorher gezeigte Teilnahme und halbausgeſprochenen Troſt die Wirkung der Meldung ſchwächen, was aber nur noch mehr martern kann; oder es iſt der Triumph der Schadenfreude, die mit dem, was der beſte Biſſen und Gipfel für ſie iſt, zögert, um den Genuß der Erwartung zu verlängern. Auch Pedanterie kann ſo verfahren. Kurz, der Motive, die dies Verfahren zu retardieren rechtfertigen, giebt es unzählige. Im Erbförſter ſind auch dergleichen, z. B. die Vorbereitungen vor des Förſters Rat an Robert, ſeine Braut nicht zu verwöhnen. Beſonders aber die Meldung des Forſtläufers — Weiler — an den Förſter von dem Schuſſe. Auch das Hinausſchieben des Thüröffnens im fünften Akte gehört hierher. — Es iſt dies zugleich eines von

den Retardiermitteln, um Gehalt und Charakterdetail anzubringen, auch tragiſche Naturtöne; und überhaupt um das Sichüberſtürzen des Vorganges zu verhindern und uns die Situation einzutiefen, uns darin heimiſch zu machen, dem an ſich Haſtigen Breite zu geben, die Stimmung austönen zu machen. Da nun das Drama alles konzentrierter und gewiſſermaßen excerpiert wiedergiebt, die einzelnen Vorgänge auch härter aneinander rückt, ſo fällt in die Augen, von welcher Bedeutung dies Kunſtmittel ſein muß. Auch laſſen ſich ſo bequemer noch allerlei erklärende Züge dazu bringen. Gar nicht davon zu reden, daß es das beſte Vehikel für Theaterſpiel bietet. Soll aus einer ſchnellgewordenen Situation wieder etwas entſtehen, ſo iſt dies Mittel unentbehrlich, weil, was wir als dringliches Motiv erkennen ſollen, uns erſt deutlich geworden und ſich uns überzeugend eingetieft haben muß. Dies Mittel macht es uns erſt möglich, eine reichere Handlung klar auseinander zu halten und den einzelnen Momenten Perſpektive, dem Ganzen Haltung zu geben. Bloße Expoſitionsſcenen können durch dasſelbe unterhaltend werden. Es iſt auch wirklich dasjenige ſeiner Mittel, das Shakeſpeare am meiſten gebraucht, womit er beſonders den Reichtum ſeiner Momente in Haltung bringt und ſeine großen, raſchen Schritte balanciert, wie es den franzöſiſchen Klaſſikern das Mittel iſt, ihrer Armut aufzuhelfen. Wenn man es eine dialogiſche Figur nennen darf, ſo iſt dieſe dramatiſch das, was die Metapher überhaupt poetiſch iſt. Jedes ſolche Geſpräch iſt ein Bild des ganzen Stückes. Solche dialogiſche Figuren ſind Gliederung des Naturlautes, Auseinanderhaltung des Seufzers, Inhaltsaufweiſung der Interjektion — Monolog, Kampf, Bewegungsmühen, Meldung, Expoſition, Ausweichen, Steigerung, Rat, Zurede, Umkehrung, Unordnung, das Analogon der lyriſchen. — Parentheſe, wenn der Angeredete vor der eigentlichen Entgegnung noch etwas andres bringt. Das aus der Konſtruktion fallen, oder die Verwirrung, wenn Zerſtreutheit, Vorausnehmen eines Erwarteten in Gedanken ꝛc. eine Rede verwirrt, die etwas andres betrifft. Ein ſchönes Beiſpiel: Hamlets Rede über die üble Sitte des Trinkens in Dänemark, während er mit Horatio die Erſcheinung des Geiſtes erwartet, wo zwar noch Aufmerkſamkeit genug vorhanden iſt, den Stoff der Rede fortzuſpinnen, aber nicht genug, auch der Form Rechnung zu tragen. Das ex abrupto, wenn z. B. einer ſpricht, und die Aſſociation der Ideen, die ſich an ein gleichgültiges Wort hängt, etwas dem Gegenſtande des Geſpräches fremdes in das Gedächtnis bringt, wo der Kontraſt vielleicht ein Lächeln abnötigt, das aus dem Geſprochenen nicht verſtändlich iſt. Dann das Abſpringen, das abſichtliche oder unabſichtliche von etwas, das unangenehm oder langweilig iſt, auf einen andern Zuſtand, das ſich ein andres Geſpräch

ausbitten ꝛc. Das Nachſinnen mit ſeinem typiſchen Zubehöre. Dies typiſche Zubehör iſt eben die beſte Beglaubigung der Vorgänge, die dem Dramatiker zu Gebote ſteht. Die unbelauſchten Züge zeichnen die Exiſtenz. —

Künſtleriſche Objektivität.

Wie kühl objektiv iſt im Lear die Stelle, wo Edgar dem Vater die Tiefe beſchreibt, die dieſer ſich dort denken ſoll! Dieſe Kühle haben alle Schilderungen bei Shakeſpeare. Dies Antilyriſche, dieſe ſinnliche Klarheit, dieſe naive Objektivität. Wenn er ſeine Schilderungen wärmer machen will, dann giebt er ihnen etwas Preſſiertes, die Bilder werden grandioſer, das Ganze rhetoriſcher, reicher, geſchmückter, prächtiger; er malt wiederum mit derſelben kühlen Objektivität: die Wärme des Erzählers, aber die Erzählung wird nicht wärmer. Seine Sonne giebt mehr Licht als Wärme. Und in der That iſt ſolche Kühle der Reden nötig, um die Raſchheit des Fortganges zu balancieren und ſo ſchnell, wie er es braucht, aus einem dargeſtellten Gefühle zum andern übergehen zu können, proſaiſche Meldungen, Scherze, ruhige Betrachtung ꝛc. an jedem beliebigen Orte anzureihen oder einzuſchalten, ohne daß die Handlung verloren geht. Wer dies tadeln wollte, den würden wir auf die Gattung hinweiſen. Das lyriſche Gedicht bedarf der Wärme, weil es ohne Medium zu mir ſpricht; die dramatiſche Rede aber wird von dem Schauſpieler geſpielt, der die nötige Wärme hinzubringt. Shakeſpeare thut in der mimiſch-rhetoriſchen Gebärde ſeiner dramatiſchen Rede genug, dem Schauſpieler dabei hilfreich zu ſein. Auch unſer Buchdrama kann die lyriſche Wärme und Innigkeit brauchen, da wir uns den Schauſpieler dabei denken müſſen, und jene Wärme uns das erleichtern würde; aber wunderbarerweiſe ſind ſie gemeiniglich ſo kalt als möglich. Shakeſpeare läßt auch hier wie in allem, indem er den Schauſpieler leitet, demſelben doch die möglichſte Freiheit und genug zu thun übrig, um das Werk in ſeinem Sinne zu vollenden. Er verfährt hier ähnlich wie Mozart in ſeinen Opern; wo ſchlechtere dramatiſche Komponiſten den Affekt mit ſolchen Melodieſprüngen malen und das Orcheſter entſprechend ſo dazu wüten laſſen, daß der Sänger froh ſein muß, wenn er nur die Noten richtig trifft und nichts verſchluckt, da ſind Mozarts Melodien ſo objektiv, ſo ruhig klar und tragen den Affekt ſo nur in der Intention, daß der Sänger ſeine ganze dramatiſche Singkunſt anwenden kann, ungeniert von mechaniſchen Schwierigkeiten, und nur eine Anlage auszuführen hat, die ihm den Weg zeigt, durch ſeine möglichſt freie Thätigkeit ſie durch rhetoriſch-mimiſche Ausmalung fertig zu machen. Shakeſpeare giebt den Geiſt, den Gehalt, den poetiſchen, objektiv, damit der Schauſpieler das Seine,

die Wärme und das lebendig-pulsierende Blut, hinzuthun kann; dennoch geht der Schauspieler in des Dichters unsichtbarem Zwange, aber zu seinem eignen und des Werkes besten. Er findet überall nur fertig zu machen, auszuführen, aber er braucht keine Intentionen hinzuzuthun; ja er kann keine andern hinzuthun ohne Widerspruch. — Es ist unglaublich, welcher Musik in Stimme und Gebärde der Schauspielerin z. B. die naive Erzählung der Königin, im Hamlet, von Opheliens Tode zum Vehikel dienen kann. Ebenso die naiven Reden der Desdemona, die Erzählung von dem Dienstmädchen, von der sie das Lied hat. Bei Schiller möchte oft der Schauspieler retardieren. — Es ist gewiß, Geist kann der Schauspieler den Reden des Dichters nicht geben, den Gehalt und Inhalt muß der Dichter geben; aber Gemüt, Affekt, Leidenschaft, die Musik des Ausdruckes kann er dazu thun; wie er es thun soll, dazu leitet ihn der Dichter an, er macht ihm die Rede dazu so bequem als möglich und legt ihm keinerlei Hindernis in den Weg. Darum wirkt so vieles von Goethe auf der Bühne gar nicht. Die seelenvollen Goethischen Verse haben schon die Melodie, die sie haben können; was der Schauspieler hinzuthun kann, ist dasselbe, was der Dichter schon hinzuthat; er ist überflüssig, er kann die ätherische Musik nur vergröbern, wie der genialsten Musik passieren wird, die die Musik des Sommernachtstraumes noch einmal in Musik setzen will, die geistige in materielle. — — In der That sind die Shakespearischen Stücke, wie nach Schillers Meinung Schauspiele eigentlich sein sollen, nur treffende, geistreiche Skizzen, nur Anlagen. Was ihnen den Wert giebt, ist der Reichtum an Erfindung, die geschickte Anordnung, die bestimmte Umrissenheit der Charakterskizzen. Seine Stücke sind wie geistreiche malerische Skizzen, mit Bleistift gezeichnet, im ganzen bloß Umrisse, die nur an einzelnen Stellen ein Weniger oder Mehr von Ausführung haben; die Farbe fehlt, ist jedoch angedeutet auf die Art, wie in der Kunst der ausgeführten Kupferstecherei. Schillers Stücke dagegen haben viel Farbe, aber wenig Zeichnung, viel Wärme, kurz viel von allem dem, was der Schauspieler erst in seiner Persönlichkeit hinzubringen soll. Indem Schiller und Goethe den Schauspielern die zweite Arbeit an ihren Stücken nicht gönnten und selbst die Haut dazu thaten, mußten sie es an ihren Knochengerüsten und Muskellagen, an dem, was sie eigentlich als Dichter zu liefern hatten, fehlen lassen. — Die Schillersche Diktion kommt mir vor wie die Prachtmäntel, die den Pferden bei mittelalterlichen Festen umgehängt wurden; man sieht kein Bein, vom Halse kaum etwas, kaum genug, um zu erraten, welche Art Geschöpf eigentlich darunter steckt. —

Der Hamlet ist besonders so merkwürdig darum, weil er die primitivste Grundlage hat; er ist nicht die Tragödie des so oder so

Handelns; er iſt die Tragödie des Handelns ſelbſt. Und auf der andern Seite, wenn man will, ebenſo des Denkens ſelbſt. —

Der verſchiedene Ton der Shakeſpeariſchen Stücke. Charakter der Diktion.

Die Sprache iſt ein Hauptmittel für Shakeſpeare, ſeine Stücke im Tone zu unterſcheiden. Mir ſcheint's, als ſei der Ton ſeiner Stücke von dem des Helden beſtimmt. Der beredte, grübleriſche Hamlet konnte ſich nur in einer gewiſſen Breite der Diktion darſtellen, Hamlet iſt mehr ſprechend als handelnd, ſeine Witze, die beredte Darſtellung ſeiner Situation, ſind ſein Handeln. So iſt das Ganze ein Sprechſtück geworden. Wie die Geſtalt des Lear ſelber gedrängter iſt, und er kein Meiſter der Rede, ſo geht der rauhe, jähzornige Ton des Stückes ſeinen Schritt. — Das Stück der Liebe — Romeo — hat ganz das Schmelzende, welches dieſe Leidenſchaft am Romeo zeigt. — Am ähnlichſten iſt der Kaufmann in der typiſchen Wirklichkeit des Geſpräches, in der Ausführlichkeit und Breite, in der Leichtigkeit und dem poetiſchen Gehalt, in der Schönheit der Bilder. Der Macbeth iſt viel rauher und gedrängter. — Welche Tautologie: O ſchmölze doch dies allzufeſte Fleiſch, zerging und löſt' in einen Tau ſich auf! — Aber der Affekt liebt tautologiſch zu reden. Was er ſagt, iſt ihm noch nicht ſtark genug; er ſucht immer nach einem noch ſtärkeren Ausdrucke für dasſelbe. Dieſer Monolog iſt ein verjüngtes Bild von Hamlets ganzer Geſtalt und erklärt ſo dieſe. Der Affekt vertobt ſich; ſo wie der ganze Hamlet, hebt der Hamlet dieſes Monologes mit Überſchwang der Gefühle an, um in Erſchlaffung zu enden. Kurze Sätze nehmen immer Anlauf zu einem längeren, als wenn das Übermaß von Atem, das die Lunge unfähig machte, erſt hinweggeſtoßen werden müßte, oder wie wenn etwas eine Röhre verſtopft hat, das geſtaute Waſſer erſt heftiger und in Stößen geſprudelt kommt, ehe der gleichmäßigere Fluß ſich wiederherſtellen kann. — In der affektvollen Scene Hamlets mit ſeiner Mutter iſt alles anders als in der Wirklichkeit. Man denkt an die Antike, wo die Glieder des Menſchen ihren wirklichen Zuſammenhang haben, aber alle in größern Verhältniſſen gebaut. Auch hier wieder eine Scene, die mit wenig Worten abgethan ſein könnte; aber es gilt ja im ganzen Stücke dem Triumphe der Beredheit, der ſchauſpieleriſchen Rhetorik. Es ſind viele Fälle zuſammengetragen, wo dieſe Rhetorik ihre Gewalt über das menſchliche Gemüt zeigt. Auch hier wieder die Beredſamkeit des Affektes, die Rede oft nur ein breitartikulierter Schrei des Unwillens — „weh, welche That brüllt denn ſo laut und donnert im Verkünden?" — ꝛc. Das Auslaſſen des Zornes, wie ein Zugwind in die Flamme. Er ſchilt die Galle heraus. — Die Ge-

spräche haben den Gang wirklicher Gespräche; das, wovon eigentlich die Rede ist, erfährt man, besonders in den exponierenden, allmählich; die Hauptsache zuletzt. Scheinbare Unordnung. Nur so ist das Retardieren möglich, das zur Breite hilft. Es ist Herauswickeln, Enthalten und dadurch Vorbereiten. Auch keine logische Ordnung; Natürlichkeit der Hauptcharakter. Es geht auf einen Punkt los, aber durch Absprünge retardiert. Die Retardationen haben den Charakter der Parenthese. — Jedes Gespräch hat einen gewissen Rhythmus, einen gewissen Ton, der sich nach Lokal, Situation und Charakter richtet und gleichmäßig durch dasselbe beibehalten wird. In einem herrscht der Affekt, in einem andern die poetische Ausmalung oder die Lehre vor. Also: sein Dialog ist Nachahmung der Natur, aber vergrößernde, verschönernde. Nichts ist dünn, was es in der Natur ist. Auch der bloße Aufschrei hat eine gewisse Breite. Die Hilfsmittel sind Umschreibung, Tautologie, Parallelismus und alle rhetorischen Figuren, poetischer Gehalt und Lehre. Aber in der Breite wieder eine gewisse Konzentration durch Zusammenziehung, eine gedrängte Breite. Das Wichtige, Schwere, Gewaltige ist gedrängt. Das tändelnde Gespräch gaukelt phantastisch, die Rede des Herzens ist eindringlich mit vielen Wiederholungen (in Umschreibung). Das Wie der Reden psychologisch, wunderbar treu nach der Natur, das Was poetisch und plastisch verschönert und vergrößert, idealisiert. Ton und Rhythmus von Leidenschaft und Affekt völlig treu, aber in volleren Akkorden gegriffen. — Die affektvollen Monologe haben gewöhnlich einen einfachen Grundgedanken, dessen Aussprechen aber immer wieder durch Nebenvorstellungen unterbrochen wird. So auch das Gespräch. Man möchte sagen: das Hauptmittel Shakespeares zur Plastik, Natürlichkeit, Gehalt des Dialoges ist die Parenthese. Denn auch im Zwei-, Drei- und Mehrgespräche schieben sich immer zwischen Frage und Antwort, zwischen Vorbereitung und Sache noch ein und mehrere Sätze oder Reden ein, deren Natur die Parenthese ist, obgleich sie nicht mit dem graphischen Zeichen ( ) angedeutet ist. Es wird fast immer erst noch etwas andres gebracht, als was katechismusmäßig unmittelbar folgen müßte. Oder mit dem musikalischen Ausdrucke: Ausweichung, Trugmodulation, Trugschluß. Die Ähnlichkeit der beiden Künste hierin ist groß. — Alle rhetorischen Figuren treten als psychologisch-pathologische auf; darin unterscheidet sich Shakespeare auffallend von Schiller, bei dem sie nur Zierde der Sprache sind, nicht Hilfe zur Nachahmung. — So z. B. macht die Asyntheſe einen wahren Eisgang. Die Wiederholung desselben Gedankens in verschiedener Einkleidung macht Lehre, Warnung und Rat eindringlicher. Die Ellipse bezeichnet die Stufe des Affektes, wo der Verstand noch zu verdunkelt ist, um auf die regelmäßige Verbindung der Vorstellungen denken zu können.

Die Länge oder Kürze der Sätze hängt von der größern Ruhe oder Bewegtheit der Gruppen ab. Die Epipher und Anapher machen feierlich, z. B. in Horatios Beschwörung des Geistes. Überall aber ist die Sprache eine rhetorisch-poetische und weicht völlig von der Wirklichkeit ab. In mancher Rücksicht weicht die Sprache auch von der Nachahmung der Natur des Affektes ab, so z. B. die der lakonischen Affekte. Hier ist das Gefühl des Schweigenden in Sprache übersetzt; z. B. die bilderreiche Rede der Königin, wo sie das Entsetzen Hamlets vor dem Geiste sympathetisch empfindet und dessen Aussehen beschreibt. — In der Darstellung der Affekte liegt das Schauspielerische; die Beredtheit des Affektes läßt ganz natürlich zu, ja sie fordert, daß hier auch am meisten Poesie niedergelegt werde. — Züge, so fein, daß sie sich nicht plastisch, poetisch aussprechen lassen, verwirft Shakespeare; er wählt daher wenigere oder größere Züge und prägt sie durch rhetorische Umschreibung ein, läßt jeden sich ausleben; denn eben in ihnen lebt sich ja der ganze Charakter und in diesem die Idee des Stückes aus. — Shakespeare liebt es, einen Seelenzustand sich ausklingen zu lassen, ehe er ihn verändert. Wie wundervoll das erste Auftreten Hamlets bis zu seinem ersten Monologe! Er zeigt uns allemal erst sozusagen die Grundtonart, aus der sein Held geht, und läßt uns heimisch darin werden, ehe er moduliert. — Die Unmittelbarkeit liegt bei ihm fast lediglich in der plastischen Form, in der psychologischen Gebärde seiner Reflexionen über psychologische Phänomene. Reflexion in Unmittelbarkeit gekleidet.

Zu viel des Wassers hast du, arme Schwester!
Drum halt ich meine Thränen auf. Und doch
Ist's un'sre Art; Natur hält ihre Sitte,
Was Scham auch sagen mag: sind die erst fort,
So ist das Weib heraus. — Lebt wohl, mein Fürst.
Ich habe Flammenworte, welche gern
Auflodern möchten, wenn nur diese Thorheit
Sie nicht ertränkte.

Das ist Beschreibung. Neuere würden da als Anweisung für den Schauspieler hinsetzen: (er will seine Thränen aufhalten, weil er sich ihrer schämt. Aber er vermag es nicht). Lebt wohl, mein Fürst ꝛc. (er macht Anstrengungen, sein Rachegefühl gegen Hamlet auszudrücken. Da es ihm nicht gelingt, geht er, seinen unmännlichen Zustand dem Blicke des Königs zu entziehen). Diese Anweisung ist ihm als die Rede selber, an der sie sich als Gebärde zeigen soll, in den Mund gelegt. Sie ist aber so gegliedert, daß die kurzen Sätze in ihrem Rhythmus die Unterbrechungen durch Thränen und den immer wieder heraufschwellenden Schmerz darstellen. Damit den Monolog im Tell

zu vergleichen, der reine, bloße Beschreibung ist. Shakespeare würde den Zustand Tells nach seinem psychologischen Gesetze haben aussprechen lassen, aber so, daß diese Aussprache psychologisch-pathologische Gebärde hätte und zugleich den Sinnen und der Phantasie darstellte, was die Reflexion aussprach.

Shakespeares Personen denken gleichsam laut. In der Wirklichkeit wird nur ein Teil des immer fortgehenden Denkens, Fühlens ꝛc. ausgesprochen; er läßt das Ganze laut werden. — Ein unübertrefflicher Meister ist er darin, das Unaussprechliche auszusprechen, überschwengliche Gefühle, bei denen der Mensch, der sie hat, verstummt, weil er keine Worte finden kann, die seinem Fühlen adäquat wären. Die Worte, die Shakespeare ihnen leiht, sind, verständig genommen, zuweilen Unsinn, Bombast; das würde aber, wenn solche Gefühle sich ausdrücken könnten, dieser Ausdruck allemal sein. Und es bleibt kein andres Mittel als das Shakespeares — nur daß es wenigen zu Gebote stehen wird, diese Zustände zu versinnlichen und dem Zuhörer mitzuteilen. Bloße Gebärden des Schauspielers thun es nicht, und der Phantasie des Zuschauers kann man nicht zumuten, die Pausen zu ergänzen. Auch die Sprache der Wirklichkeit kann sich in solchem Zustande nur Bilder machen; es ist das Thun der Phantasie, selbst das abstrakte Denken mit Bildern zu begleiten, so gut sie kann; auch die Gefühle machen entsprechende Bilder lebendig, deren man sich nur hernach nicht erinnern kann, teils wegen des rapiden Wechsels derselben, teils weil der ruhiger Gewordene sie nicht reproduzieren kann, da der Affekt ein schlechter Beobachter, und ein um so schlechterer ist, wenn er sich selbst beobachten soll. Aber man versuche es, absichtlich einen Reflex eines solchen unaussprechlichen Gefühles in sich hervorzubringen, und man wird ein fieberisches Abarbeiten der Phantasie bemerken, ein wildes Umsichschlagen mit Bildern, die die gelähmte Aufmerksamkeit nur so unbestimmt fassen kann, wie riesige Wolkenschatten. Phantasie ist das eigentliche Werkzeug des Dichters; wenn der Mensch das Spiel der Phantasie, wie es Gedanken- und Gefühlsfolgen begleitet, fixieren könnte, so würde dies das unmittelbarste Gedicht geben. Etwas ähnliches thut Shakespeares Sprache im Dialoge. Gefühle darzustellen namentlich hat er kein andres Mittel als die Darstellung entsprechender Phantasiebilder und Nachahmung von Rhythmus und Ton der Gefühle im Mittel der Sprache.

Eindruck der Diktion Shakespeares.

Die meisten Stellen der Shakespearischen Stücke können beim Lesen den Eindruck von Kälte machen. Man wird mehr von der Schönheit, Kühnheit und Pracht der Poesie ergriffen als von dem

Gegenſtande. Das Haften an den einzelnen Stellen läßt keine rechte Spannung aufkommen. Schiller in ſeiner Jugend fand ihn zu kalt und grell. Bei der Aufführung iſt's anders. Da fliegen die Stellen, an denen man beim Leſen hängen blieb, zu ſchnell vorüber, als daß ſie uns die Wirkung der mächtigen Situationen und großen Geſtalten beeinträchtigen könnten. Da ſind die ſchweren und tiefen Gedanken nur Glieder der rhetoriſchen Ausbreitung von Leidenſchaft und Affekt; ſie rollen in dem mächtigen, breiten, raſch aber nicht heftig fließenden Strome dahin als einzelne Wellen; eine drängt die andre. — Beſonders die einzelnen Reden ſcheinen beim ruhigen Leſen kühl gegen die Reden in einem Drama Schillers; aber es iſt eben die Kühle der Geſundheit. Man fühlt immer heraus, daß der Dichter ſelbſt den Affekt ſeiner Perſonen nicht teilt, daß er ſich ironiſch gegen ihn verhält. Er ſteht nie auf der Seite einer Leidenſchaft, die ihm das Abſolute wäre, ſondern immer über den Parteien. Ohne dieſe Kühle läßt ſich keine Klarheit, keine Zeichnung denken. Darum wird er nie lyriſch hingeriſſen, ſich ſelbſt in das Spiel miſchend. Und ſo ruft er auch im Zuſchauer ein Etwas auf, das mit ihm über dem Ganzen ſchwebt, während die ſinnlichen Kräfte ſympathiſch ſich parteien und mitkämpfen. Das iſt, was Schillern fehlte. Bei ihm ſieht man immer, daß die Wärme für die Reden der Perſonen, die lyriſche Erregung, ſein Urteil über die Perſonen verdunkelte. Das giebt eine Hauptregel für die Produktion: Man muß nicht wollen, daß jedes Wort, jede Rede die Spannung vermehren ſoll, man muß ſich auf ſeine großen Situationen verlaſſen, auf die Wirkung des Ganzen als Ganzen. Gehalt und Poeſie iſt dann die Hauptſache; alles hektiſche Fortſtreben, alle Haſtigkeit muß abgelegt werden, alle zu große Unmittelbarkeit und Innigkeit, weil dieſe zu dünnen, kleinen Zügen führen, alle Ungeduld, die in jedem Einzelnen die Wirkung erzielen will, die nur das Ganze machen ſoll. — Anſtatt auf Vermehren der Spannung muß alles auf Milderung derſelben angelegt ſein. Die Hauptſache, daß immer die Situation beleuchtet wird. Iſt der Plan, das Ganze auf Wirkung eingerichtet, ſo iſt das Beſtreben, in jeder Rede zu wirken, unnütz, wenn nicht dieſe Wirkung auf Poeſie und Gehalt ſich gründet. — Alſo Ruhepunkte, wo die Leidenſchaft unter der Aſche unſichtbar fortglimmt, bis der Affekt der Leidenſchaft wiederum als Flamme durch etwas Äußeres — durch Aſſociation oder Abſicht — angefacht aufſchlägt. Leidenſchaft kein perennierender Affekt. Im affektloſen Zuſtande kann der Leidenſchaftsträger wie die andern Perſonen reden; beſonders wenn die Leidenſchaft verdunkelt iſt. — Auch der Schauſpieler muß gezwungen werden, alles durch großen Kunſtverſtand zu ordnen und auszuführen, von allen kleinen Kunſtſtücken, prak-

tischen Pfiffen abzusehen — aufs wesentliche zu gehen; die Abgänge und sonstigen kleinen Mittel werden ihm abgeschnitten. Er muß ebenfalls durchs Ganze seiner Leistung — des Charakters — wirken; im Behandeln des Affekts, im Pathologisch-Rhetorischen, im Vortrage geistreicher Einfälle, in Darstellung der Stimmungen der unbelauschten und vertrauten Natur kann er sich genugsam zeigen.

Keine Scene macht bei der Aufführung des Hamlet einen stärkeren Eindruck, als das erste Auftreten der wahnsinnigen Ophelia; vermutlich wegen der völligen Unempfindlichkeit, die Ophelia gegen ihr Unglück hat. Eine große Empfindlichkeit und der völlige Mangel daran scheinen einerlei Wirkung zu thun. Im letztern Falle füllen die Zuschauer das aus, und im ersten sympathieren sie. —

Wie gleichgültig Shakespeare gegen die äußern Effekte ist, zeigt die Scene, wo Laertes' sich des Schlosses bemächtigt. Wie war das auszubeuten! Hier ist nur das Notdürftigste; ein Edelmann erzählt in langer Rede Laertes Aufruhr. Da ist kein Hasten, kein Durcheinander, keine Ausmalung einer solchen Situation. Natürlich, denn hier würde alle äußere Spannungserregung zerstreuen, die Handlung unruhig machen und die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenken. Nach dieser kreatürlichen Aufregung hätte der Zuschauer weder Lust noch Fähigkeit, dem wieder ruhigern Gange der Handlung mit Interesse zu folgen. Dergleichen Anlässen und Gelegenheiten, die Scene zu beleben, geht Shakespeare jederzeit mit weiser Absicht vorbei. Dergleichen Nebendinge macht er mit wenigen Strichen ab. Nur das, was von dem Aufruhre dienen kann zur Beleuchtung der Hauptidee, nämlich, wie leicht es ist, gegen diesen König zu agieren, wird dargestellt. Das Volk will dem Laertes helfen und hilft ihm, den Tod seines Vaters zu rächen an diesem Könige; wie viel leichter nun wäre es dem Lieblinge dieses Volkes geworden, Hamlet, sie zur Rache für seinen Vater zu gewinnen! Aber das ist nicht weiter dargestellt. — Nur für das Ganze der Handlung sucht er zu spannen. Die Spannung hängt bei ihm, und damit die Illusion, jederzeit an der Entwicklung des idealen Nexus, der Idee. — — Überhaupt alle heftige That muß mit großer Mäßigung behandelt werden; erstlich wird eine solche ohnehin über das andre hinausschreien, dann bringt eine solche leicht ein Erwachen aus der Illusion und dem Genusse hervor, eine Störung, die selten wieder gutzumachen ist. —

Shakespeares Diktion erinnert an die Tizianische Venus. Kein Zoll dieses Fleisches an sich wird, in der Nähe besehen, überzeugen, selbst nicht das ganze Fleisch in der Nähe besehen; aus einiger Entfernung, wo man das Ganze übersehen kann, weckt es dagegen die wunderbarste Illusion, die je einem Maler gelang. So sind die

einzelnen Sätze in Shakeſpeares Reden, die einzelnen Scenen oft wunderlich, weil man nicht begreift, wozu. Kommen aber alle Teile in ihrem Zuſammenhange in Bewegung, dann iſt's ein andres, dann werden die Grellheiten zu Schatten, die Poeſie zum Lichte, dann wird das Tote wunderbar lebendig, und die richtige Spannung ſtellt ſich ein. —

Die Hauptſache, daß die dramatiſche Rede charakteriſtiſche Gebärde hat, das Geſpräch individuelle Wendungen, die aber typiſch ſein müſſen. Der allgemeinſte Gehalt, aber beſonders die bekannteren Bemerkungen individuell eingekleidet, ſo daß ſie durch die Form wie neue erſcheinen. Nimmt man die Charaktere typiſch, wovon die Kopien, wenn auch unſcheinbar, in der ganzen Welt herumlaufen, ſo braucht man nicht in Sorgen zu ſein, das Werk werde ſo leicht veralten. Ein Beiſpiel: Polonius. Seine Vieldienerei, die ihn ſich ſo beidrängen macht, den Hamlet zu erforſchen, iſt typiſch. —

Beſonders iſt Shakeſpeare ein Meiſter in der dramatiſch-pſychologiſchen Stickerei; wie er den vorübergehenden Seelenzuſtand auf den Grund eines dauernden aufzutragen weiß, woraus wiederum theatraliſcher Kontraſt entſteht. So wie er ſeine Melancholiſchen ſcherzen läßt, z. B. Romeo, dann Hamlet, z. B. in der Scene nach der des Geiſtes. In dieſen Modifikationen liegt ein wunderbarer Reiz, wie in allen gemiſchten Gefühlen. Es iſt Scherz, aber melancholiſcher; desgleichen wenn ein Coriolan vorübergehend zärtlich und weich wird. Es gehört dies ins Gebiet der Doppelrollen; ſo wenn Imogen ſich aus Furcht recht männlich ſtellt. Jeder Charakter muß einen Grundton haben, auf den die vorübergehenden Stimmungen, durch ihn modifiziert, aufgemalt ſind, ſo daß die Grundfarbe hindurchſcheint. Dieſer fehlt in den Schilleriſchen Dramen der zweiten Periode, z. B. im Wallenſtein; in dem Reſignierten erkennt man nicht mehr den Angreifenden, desgleichen fällt die Maria Stuart mit ihrem lyriſchen Monologe „Eilende Wolken" ꝛc. ganz aus ihrem Grundtone. — Antonio beim Gerichte im Kaufmann „Und ſchneidet nur der Jude tief genug" ꝛc. (Akt 4, 1.) —

Das Wunderbarſte am Hamlet: es giebt kein Stück, das eine reichere Handlung darböte, und doch auch keines, in welchem dem Dialoge freier der Zaum gelaſſen wäre, keines, worin die Grundidee ſo immer gegenwärtig, und doch keines, in welchem die Phantaſie ſich mehr gehen zu laſſen und willkürlicher ſchiene.

Behandlung des Monologs und der Dialoge.

In den Monologen hauptſächlich Ausmalung des Gegenſtandes, des Affektes. Der Affizierte kaut an dem Brocken, der Affekt ſucht ſich zu erhalten durch Steigerung; deshalb ſucht er immer neue

Gesichtspunkte, aus denen der Affekt sich regeneriert; er malt aus, was geschah, was er thun will, und kommt von den Nebenvorstellungen wieder auf die Sache zurück; die Rede bellt den Moment von allen Seiten an, rennt voraus, kommt zurück, bellt wieder an, bleibt zurück und eilt wieder nach. — Der Shakespearische Dialog ist hauptsächlich und wesentlich Umschreibung der lebendigsten Art, mit Gehalt gefüllt. Die Wendungen die individuellsten, der Gehalt der allgemeinste, die Worte die bezeichnendsten. — Das Zausen an einem Worte, das wie ein Refrain immer wiederkehrt. „Thu' Geld in deinen Beutel" ꝛc. — Die Ungewißheit, Unentschlossenheit macht gern Parenthesen. — Auch der Sinn verstärkt: „Und Unternehmungen von Mark und Nachdruck" ꝛc. Wie anders machen sich hier die beiden schweren Wörter, als sich ein Beiwort gemacht haben würde. Durch Metonymie wird hier das Nachdrucksvolle durch den Klang und die Breite gemalt. — Entlassung der einzelnen Glieder aus der logischen, philosophischen Wortfolge oder der bloßen Aufzählung und Emanzipation derselben, freieste, selbständigste Bewegung: „Schreibtafel her! — da steht ihr, Oheim!" — Das Feierliche, Erhabene tritt bei Shakespeare immer massig auf. Das Dünne, Junge, der gänzliche Mangel an Selbstgefühl umgekehrt: (Junker Bleichenwang). Die Parenthesen retardieren sehr und sind deshalb zum Gehaltenen behilflich. — Überhaupt zieht Shakespeare wie die Alten das Breite, Getragene vor. Die kurzen Sätze malen dann desto ausdrucksvoller. Ich glaube, und man muß es untersuchen — daß die durchschnittlich längere oder kürzere Satzbildung ein wesentliches Moment an seinen Charakteren ist. Hat Brutus nicht längere Sätze als Cassius? — Zunächst findet im Gespräche, besonders im affektvollen, eine gewisse lyrische Unordnung statt, oft eine Umwendung der philosophischen Wortfolge. Der Inhalt des Gespräches und Selbstgespräches, die einzelnen Mitteilungen werden zerlegt und so geordnet, daß stets eine Spannung übrig bleibt, so daß man die Sache nicht eher weiß, als bis das letzte Wort der Mitteilung gefallen ist. Dann werden die einzelnen Sätze sozusagen emanzipiert, wie die Finger an der Hand eines tüchtigen Klavierspielers. Nicht eine Mitteilung und dann Glossen und Gehalt dazu; die Glossen und der Gehalt sind in die Mitteilung eingewirkt. Beispiele: die Scene Hamlets mit dem Geiste, der Anfang vom Othello ꝛc. In den reinen historischen Expositionsscenen ist das anders. — Es ist im Dialoge allemal weniger Detaillierung der Handlung, als des Seelenzustandes, des Gesprächsganges, des Charakters. Auch dadurch wird das Ganze nur plastischer und gehaltvoller. — Immer führt das Studium Shakespeares auf die Hauptregel: a) die Handlung an sich, d. i. der Kausalnexus, so einfach, so schlank als möglich, damit er

desto mehr Raum dem Handlungsdetail zur Belebung der Bühne, zum Ausleben der Charaktere, zur klarsten Versinnlichung der inneren Handlung gönne; dann ebenso b) der Anteil der einzelnen Scenen so schlank als möglich, damit das dialogische Detail sie frei und ungeniert mit charakteristischem und poetischem Leben erfüllen könne. Also immer mehr auf Gehalt als auf Inhalt gesehen, — mehr auf theatralischen Gehalt als auf Fabelinhalt — diese Simplifikation ist eine Hauptsache. — — Hamlet gegenüber spricht der König im Anfange „Wiewohl von der Hamlets Tod" ꝛc., eine Art Kanzleistil oder Repräsentationsrede. „Wiewohl" — „soweit" ꝛc. Dazu ist viel Bilderschmuck darin. Die Rede ist prächtig, voll Haltung und Majestät; aber man sieht, es ist eine äußerlich angeheftete; man kann Hamlet glauben, wenn er ihn einen geflickten Lumpenkönig nennt. Merkwürdig ist, wie die Sprache der Horatio, Marcell ꝛc. von der Hamlets absticht; wie Hamlets Rolle auch dadurch gehoben ist. Horatio ist der bedeutendste unter den Sprechern; aber weit unter Hamlet. Die ganze Scene (Akt 1, 2), so lange der König zugegen ist, hat etwas Feierliches; eine Gene schwebt über allen. Wie charakteristisch unterschieden von der Sprechart der Soldaten und jungen Männer auf der Wache! —

Die Handlung ist bloß Anlaß des Gespräches, und sie muß so erfunden sein, daß sie natürlichen Anlaß zu schauspielerisch belebten, poetisch gehaltreichen Gesprächen giebt und zugleich zum mannigfaltigen Wechsel derselben nach Kontrast ꝛc. Die Handlung muß mit Charakteren und Motiven vollständig und klar in diesen Gesprächen entfaltet sein. — Die Hauptsache im Drama ist doch nicht die Handlung, sondern das dramatische Gespräch, wie im menschlichen Leibe der Knochenbau ja auch nur Mittel ist. Aber sie ist ein wichtiges Mittel, wie ein gesunder und symmetrischer Knochenbau im Leibe, ohne welchen weder Gesundheit, Kraft noch Schönheit des ganzen Leibes möglich ist. —

Dramatische Diktion.

Sonst meinte man, was lyrisch oder episch schön an der Sprache sei, sei noch nicht dramatisch schön; wenn die Tragödie ein Faktum bringe, das man durch Verlegung in eine wildere, rauhere Zeit sozusagen durchschnittlich erscheinen lassen könne, so müßten die Personen, in denen also diese Zeit dargestellt würde, auch in der Rauheit oder Sanftheit, Gewandtheit oder Starrheit u. s. w. der Sprache die Aufgabe dieser Darstellung lösen helfen. Ebenso habe jeder Seelenzustand seine gewissen mitunter unschönen Züge, stammelnde, wie Eisgang prasselnde oder einsilbig-versagende Sprache. Ja man meinte, das Säuseln eines Frühlingslüftchens wirke nur durch Kon-

kraft so lieblich und könne ununterbrochen einschläfern und langweilig werden; ein Sturm mit dem Gekrache brechender Bäume sei ein notwendiges Gewürz, um die Süßigkeit nicht dem Gaumen fade werden zu lassen. Im Epos mögen die Personen immer schön reden, denn sie reden nicht selbst, sondern der Dichter erzählt uns, was sie reden, ihre Äußerungen kommen uns vermittelt durch des Erzählers Naturell zu; dieses möge immer sich schön zeigen, das könne seinem Gedichte nur zu gute kommen. Das lyrische Gedicht vertrage fortwährende Schönheit und immer gleichen Fluß, schon um seiner Kürze willen. —

Lessing antwortete auf die Frage, welche Ausdrucksweise im Drama die schönste sei, echt realistisch: jedesmal die treffendste ist die schönste. Die Alten waren in ihrer Praxis andrer Meinung; aber ihr Grund war kein abstrakt-philosophischer, kein idealistischer, sondern so realistisch wie der Lessings. Er beruhte ganz auf der sinnlichen Erscheinung. Da ihre Theater von so ungeheurer Größe, ihr Publikum ein so zahlreiches, das Gebäude ohne Dach war, so mußte man auf Mittel denken, die Gestalt zu vergrößern und den Sprachton zu verstärken. Es wurden Masken notwendig und lange, groß geworfene Gewänder. Mußte das Gesicht regungslos bleiben, so war es besser, man machte es schön als häßlich. Wenn nun die redende Person kein wechselndes Mienenspiel zeigen, keine feinen, kleinen mimischen Züge anwenden konnte, warum sollte die Rede einen Mienenwechsel haben und feinere mimische Züge? Es wäre ganz dem feinen Sinne der Griechen entgegen gewesen, Rede und sichtbare Erscheinung in so starkes Mißverhältnis zu setzen. Shakespeare schrieb nicht für Masken, nicht für die kolossalen antiken Theater. Seine Sprache ist daher durchgehend mimisch, nie erstarrt sie zur Maske, aber ein jedes Stück hat seinen besondern Maßstab für die Größe und Stärke oder die Feinheit seiner einzelnen Züge, für die Jähheit und Allmählichkeit der Bewegungen. Jede seiner Tragödien hat ihren Stil, d. h. eine vollständige Übereinstimmung und Verhältnismäßigkeit der einzelnen Motive, des Stoffes und der Ausführung. Im Lear ist, wie im Macbeth, wie in der Komposition kein kleines Motiv, so auch in der Sprache kein fein- und kleinmimischer Zug. Alles ist typisch groß und gewaltig. Seine rhetorischen Figuren sind immer psychologisch-pathologisch-mimische Figuren. Wenn ich Schillers Übersetzung des Macbeth betrachte, so habe ich, was die Mimik der Sprache betrifft — denn die charakteristisch-gestikulierende Sprache ist die dramatische —, einen ähnlichen Eindruck, wie wenn uns ein Übersetzer statt der poetischen Inversionen die logische Wortfolge und den gemeinen Menschenverstand jener charakteristisch-leidenschaftlich-schwungvollen Rede gäbe. Ja selbst

ſeinem Symbolum, der Schönheit um jeden Preis, wird er oft untreu. Man vergleiche die Zeile der Tieckiſchen Überſetzung „Ich habe mit dem Graun zur Nacht geſpeiſt“ mit Schillers Wiedergabe: „Ich hab zur Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern.“ Auch Schlegel hat zuweilen die dramatiſche Sprache Shakeſpeares in die eines ſogenannten Leſeſtückes umgeſetzt, z. B. O that this too, too solid flesh would melt! „Zerſchmölze doch dies allzu feſte Fleiſch!“ Ich gebe zu, dem ruhigen Vorleſer beim Thee wird dieſe Überſetzung die bequemere beim Sprechen ſein; dem Schauſpieler aber, der voll iſt von dem Affekte, den er darſtellen ſoll, wird ſie zu ſchwach ſein, eben um des milden Fluſſes der Worte willen, da der Affekt des Ärgers, wie alle Affekte, das Nachdrückliche, das Stoßende ſucht. Spricht er die treuere Überſetzung: „O daß dies zu, zu feſte Fleiſch zerſchmölze,“ ſo wird es ihm leichter fallen; noch beſſer, wenn er das „zerſchmölze“ noch in zwei ärgerlich-polternde Stücke zerbrechen könnte. Ein Leſeſtück wird für die Reflexion, für lyriſche und epiſche Wirkungen, ein wirkliches Drama für die unmittelbare Anſchauung gedichtet. In dieſer müſſen die Kontraſte ſinnlich wirken. Es nach dem zu beurteilen, was davon ſich aufſchreiben ließ, und frei von dem Zauber, der nur bei guter Aufführung wirkſam iſt, heißt einen Leichnam kritiſieren. — Wer beurteilte wohl ein Gemälde nach der bloßen Untermalung? Gleichwohl beurteilt man Dramen, ohne ſie aufgeführt geſehen zu haben. Was von einem echten Drama aufgeſchrieben iſt, iſt nichts als Untermalung des Gemäldes. Shakeſpeare und nach ihm Leſſing waren ſo beſcheiden, dem Schauſpieler ſeinen Teil an dem Werke zu gönnen; dann aber überwucherte die Eitelkeit der Poeten und gab dem Geſchöpfe die Haut, den Umriſſen die Farbe ſelber hinzu. Das büßt ſich nun bei einer Aufführung; ſolch ein Stück macht den ganzen Eindruck beim Leſen und den halben bei der Darſtellung. Wäre unſre Kritik eine echte und gerechte, ſo würde ſie nicht das eine Gedicht, das ſie fertig, und das andre, das ſie erſt halb fertig ſieht, über einen Leiſten beurteilen; ſie würde einen Unterſchied machen zwiſchen Leſeſtücken und wirklichen Schauſpielen. Die Leſeſtücke beurteilt ſie nach dem abſtrakten Maßſtabe der Poeſie überhaupt; gut. Aber dann ſollte ſie an das wirkliche Schauſpiel den Maßſtab *dramatiſcher* Poeſie legen. Dies nach den abſtrakten Möglichkeiten der Poeſie überhaupt beurteilen, iſt ſo ungerecht, als ein Leſeſtück nach den Beſchränkungen der dramatiſchen Poeſie zu richten. Aber unſre Kritik verfällt nur in *jene* Ungerechtigkeit. Noch ſchlimmer, da dies einem Publikum gegenüber geſchieht, welches durch Mangel dramatiſchen Sinnes und durch Wirkung falſcher Muſter, wenn es von Poeſie in einem dramatiſchen Werke ſpricht, gemeiniglich das Lyriſche und Epiſche meint, beſonders das Idylliſch-Epiſche

und das Elegisch- und Rhetorisch-Lyrische. Aber wie viele Recensenten haben denn ein klares Bewußtsein über die speziellen Unterschiede der dramatischen Poesie von den andern Gattungen? Lessing nennt Reiz am unrechten Ort Grimasse; unsre heutige Kritik freut sich über lyrische und epische Schönheiten im Drama, sie hat keine Ahnung davon, daß nur dramatische Schönheiten im Drama für den echten Geschmack schön sind. Ja sie läßt sich von Tendenzen bestechen, die in eine politische Rede, in einen Zeitungsartikel oder in die polemische Publizistik gehören. Allem diesem gegenüber ist es undankbar genug, einem Pflichtgefühle folgen zu wollen, das nur als ein Mangel an Poesie und Schönheitssinn erscheinen wird. Gleichwohl habe ich mir's fest vorgesetzt und schon manches den unterirdischen Göttern geopfert, was mir nach dem Zeitgeschmacke, aber gegen mein Gewissen gelungen war. Nicht als ob ich absichtlich gegen mein Gewissen gehandelt hätte, sondern weil das Fertige der ruhigen Prüfung zeigte, was in der Hitze der Arbeit übersehen wurde. —

— Eine wunderbare Welt ist uns im Drama aufgethan, eine ganz andre, als in der wir leben, aber eine ebenso in sich übereinstimmende, und noch mehr mit sich übereinstimmend erscheinende, weil wir sie vollständiger übersehen.

— Bei allen Shakespearischen Frauengestalten, auch in seinen Tragödien, ist zu bemerken, daß selbst das Pathos in ihnen von der Erhabenheit zur Schönheit gedämpft und verklärt ist, wie eine gewisse Kühle, eine schöne plastische Ruhe in ihnen ist, die es nie zu der gewaltsamen Aufregung der Gemütskräfte kommen läßt, die der Schönheit den Abschied giebt. Wahr ist es, die Porzia würde sich nicht in solcher bescheidenen, wahren und doch unübertrefflichen Schönheit darstellen können, wenn ihr zeitig ein Pathos aufgeladen wäre. Wie wunderschön ist die Desdemona in den schrecklichsten Auftritten; es ist da etwas von Betäubtheit durch die Dinge, die ihrer Natur so fremd, gleichsam unglaublich sind, daher etwas Traumhaftes; die gräßliche Wirklichkeit zu empfinden hat ihr Wesen gar nicht die Fähigkeit; wie das Ohr, das nur ein gewisses Maß von Schall empfinden kann, den Knall von hundert Flintenschüssen a tempo nur wie einen einzigen stärkeren Flintenknall vernimmt, so wandelt sich ihr die gräßliche Wirklichkeit in einen schmerzlichen Traum. In der süßen Natur wird selbst der Schmerz süß, und so wirkt er auf uns sympathisch. Dann läßt Shakespeare auch nie das Gefühl der Situation so stark in uns werden, daß wir den feineren Sinn für das Charakteristische darüber verlören. — Die Bescheidenheit der Natur in seinen Frauen. — Daher kommt es wohl, daß er keine Tragödie hat, in der ein Weib allein die Hauptperson ist. —

Der parenthetische Ausdruck. Die Retardation.

Es ist wunderbar, welche Fülle und Wucht der Gegenstand erhält durch die Retardation, durch Parenthese in Parenthese, durch die Umschreibungen desselben; wie er eingetieft wird, als hätten wir, wer weiß wie lange, davon sprechen gehört, wie die Rede selbst und darin die Gestalt des Redenden plastisiert wird. Erstaunlich, welche Zeit die Methode erspart, nur einen oder wenige Gedanken durch Umschreibung und Parenthese so zu entfalten, daß man meint, ein ganzes Gedankenfüllhorn geleert zu haben, eine Masse von Gegenstand, Stoff, während doch nur eine dialogische Auftreibung stattfindet. Eine Scene kann aus wenigen eigentlichen Hin- und Herreden bestehen, von denen jede einen Schritt vorwärts thut, und die dann nur durch dialogische Kunst entfaltet sind, so daß viele Glieder zu sein scheinen, wo nur wenige oder gar nur eines ist. So müßte jedem Gespräche ein aus wenigen Reden bestehender Katechismus zu Grunde gelegt werden, der das zu wissen und zu bereden unbedingt Nötige enthält. Ein auf das Allernotwendigste reduzierter Stoff, dialogisch ausgeschwellt. Der Charakter des dramatischen Dialoges ist scheinbare Abwesenheit jeder Disposition, eine Art künstlicher formeller Konstruktionslosigkeit, scheinbare Verzehrung der Form, soweit diese vom Dichter als solchem kommt, durch den Gegenstand, künstliche Einkleidung durch den Sinn. Gleichsam ein stetes Durchbrechen des unmittelbaren Sinnes durch die formelle Geregeltheit des Ausdruckes. Wie eine lebendige Hecke üppig ihr lattenes Gerüst überschwellt und überrankt und doch von dem Gerüste in gerader Linie erhalten wird. — Man muß die Kunst des Dialoges in all ihren großen und kleinen Mitteln studieren. So kann z. B. das erst noch etwas andres bringen, als was nach Frage oder nach logischem Zusammenhange zunächst erwartet wird, Seelenzustände malen helfen, zugleich läßt dies Kunstmittel den lyrischen Rhythmus eines ganzen Gespräches nicht aufkommen, der undramatisch ist; es mäßigt und kühlt beständig die Spannung, wo diese zu leidenschaftlich werden könnte, wie es auch im Gegenteile dieselbe stauend vermehren kann, es giebt Gelegenheit zur Charakteristik der Personen, zur Vervollständigung der Motive, zu poetischer Ausmalung, zur Repräsentation, zur plastischen Breite und Dicke des Dialoges. Auch an sich, in Ruhe, ist es das Palladium des dramatischen Dialoges. Diese Retardation macht geistigen und poetischen Charaktergehalt möglich und erhält doch immer beim Gegenstande, es ist das Hauptmittel zur objektiven Ruhe und plastischen Kühle der Repräsentation. Auf dieser Kunst beruht auch hauptsächlich das Wuchtige bei Shakespeare — Wie der dramatische Vorgang nur stilisierte Wirklichkeit ist, so

soll es auch die dramatische Sprache sein. Aber so, daß ihre Wirklichkeit weniger im einzelnen als im ganzen liegt. Wie im Freskoe bilde, welches auch für einen ferner stehenden Betrachter die Umrißhärter, alles wuchtiger, breiter, nachdrücklicher behandelt, sonst in der Qualität der der Wirklichkeit, des Lebens gleich. — Auf welche Weise nun fügt Shakespeare seine Parenthesen ein? Er hat zwei Arten; die eine giebt dem Satze das Plastische, wuchtig Retardierende, die andre aber gewinnt es durch Überwachsen über die Unterordnung und treibt die Form des Satzes aus den Fugen, sie bringt so das dramatische aus der Konstruktion Fallen zuwege. Eine andre Art zerstört durch ihre heftige Ironie die Form gleich völlig im Hinzutreten, so daß der Verstand gar keinen Versuch macht, um den Zusammenhang mit dem, was folgen sollte, zu erhalten, sondern Zusammenhang und Folge zugleich aufgiebt. So z. B. der Anfang des Othello; Jagos Rede „Drei Mächtige aus dieser Stadt" u. s. w. Hier ist der einfache Grundgedanke durch Parenthese oder Parenthese in Parenthese ausgeschwellt, so daß der tote Mechanismus einer künstlichen Periode zu einer gestikulierenden künstlerischen Folge von freigelassenen Sätzen, zu einem lebendigen Organismus wird. Der für Jago charakteristische Thätigkeitstrieb, die Unruhe und Geschäftigkeit der Intriguensucht ist immer wieder retardiert durch ganz kurze parenthesische Brocken, so daß dies Retardieren selbst etwas von jener Unruhe und vom Mangel an Behagen hat. Wie viele Umschreibungen des „ein Michael Cassio", in denen seine mißgünstige Kritik sich, den Affekt auslebend, eine Güte thut, sind hier als Parenthesen und Parenthesen in Parenthesen verwandelt, vorwärts treibend und retardierend zugleich. Man könnte sagen: Es sind Umschreibungen seines inneren Verhältnisses zu Cassio, in deren Häufung seine unruhige und echauffierte Mißgunst sich selbst treibend staut. — Auffallend ist es doch, daß alle Reden in Shakespeares Drama, die ich bis jetzt untersucht habe, und darunter die längsten und lebendigsten, die scheinbar eine ganze Reihe selbständiger Sätze zu sein scheinen, sich auf einen einzigen kurzen Satz zurückführen lassen, durch bloße Ignorierung der Interpunktion und durch Herauswerfen von Zwischensätzen (Parenthesen im weitesten und engsten Sinne), und daß dieser Satz ohne irgend eine Veränderung, ganz wie er ist, nicht allein ein formell ganz richtig gebauter, sondern auch ein materiell vollständiger ist, d. h. das Wesentliche von dem, was Shakespeare mit dem ganzen Kunstgebäude, daraus er durch bloßes Hinwegnehmen entstanden ist, sagen will, schon vollständig enthält. Zuweilen sind einer oder zwei dieser Zwischensätze notwendig beizubehalten, um den ganzen wesentlichen Sinn in ihnen zu haben — man kann eben denken, diese standen schon in der einfacheren Rede, die er allmählich dann mit

den vielen andern geſchwellt. Man ſollte denken, er habe jeden Auftritt erſt ſo ganz einfach und knapp dramatiſiert, mit ſo wenigen Reden als möglich, und dieſe Reden in knappen Sätzen, mit denen er das Weſentliche des Auftrittinhaltes feſtgehalten, und nur das Weſentliche. Dann habe er einiges allmählich immer mehr erweitert, ohne etwas hinzuzubringen, was in jener Faſſung nicht ſchon lag; das eine mehr, das andere minder, manches gar nicht, ſondern es blieb, wie es in der einfachſten Anlage ſtand. Die eigentümlichſte Art der Parentheſe iſt diejenige, welche ſich anſtellt, als ob ſie ein nochmaliger Anfang eines in Verwirrung geratenen Satzes (Vorderſatzes) wäre, aber in der That nur eine emanzipierte Einſchiebung iſt. Dieſe Wiederanfänge geben nun bloß eine neue Form ab, ſie beziehen ſich in Hinſicht der Materie, die ſie noch einmal bringen, auf den unvollendet gebliebenen erſten Anfang, wie in der Rede Rodrigos der neue Anfang „Wenn ihr das wißt“ in dem „Das“ das Material des erſten Anfangs „Daß eure ſchöne Tochter in dieſer ſpäten Stunde“ zuſammengefaßt und nicht noch einmal wiederholt iſt. Immer finden wir, nicht allein im „Othello“, daß die einzelnen Nebenſätze des Gefüges wie der Hauptſatz (Vorder- und Nachſatz, wozwiſchen die Parentheſen eingeſchoben werden) verhältnismäßig kurze und nachdrückliche ſind. Die Kürze vertritt den Fortſchritt, das weitertreibende Element, die Stauung derſelben durcheinander dienen dem retardierenden. Auf dieſe Weiſe wurden die einzelnen Reden nicht allein in der Anzahl ihrer Sätze reicher, ſondern es wurden auch mehrere Reden — urſprünglich auch nur Parentheſen im weiteren Sinne, aber dann mehr oder weniger emanzipiert. Und wirklich wäre es ihm, wenn er ſich hätte gehen laſſen wollen, ohne jene erſte einfache Anlage zu machen, kaum möglich geweſen, ſo bei der Stange zu bleiben, d. h. nur das Weſentliche zu bringen, und nichts weiter als das Weſentliche, ſo daß nur ein geſchwelltes Einfaches, ein ausgeführtes Weſentliches zuſtande kam, und daß man nun von den Zwiſchenſätzen ſo viel oder ſo wenig ſtreichen kann, als man will, ohne daß vom Weſentlichen des Inhalts etwas verloren ginge. Wie käme es auch ſonſt, daß alle dieſe Zwiſchenſätze nur den Inhalt des Hauptſatzes umſchreiben oder auch die Parentheſe in Parentheſe den der Parentheſe, in welche ſie wiederum eingeſchaltet iſt, alſo bloß umſchreiben, ausmalen und in der Art ihrer Zuſammenfügung, ihres Baues, zugleich der allgemeinen Plaſtiſierung der Rede und ihrer größern oder geringern Lebendigkeit und der beſondern der Charaktere in der betreffenden Situation dienen? — Sollte denn nun vielleicht auch die Kompoſition bei Shakeſpeare auf ähnliche Weiſe entſtanden ſein? So, daß aus einer einfachen Vorgangsdiſpoſition mit wenigen Gelenken nach und nach durch Erweiterung

eine reiche entstand, deren Suiten und Auftritte hier sich verhielten, wie dort die Parenthese und Parenthese in Parenthese? Ohne daß die Geschichte selbst und die einfache Eindrucksberechnung alteriert wurden? Und wie die Komposition der Charaktere immer mit der des Vorganges eine und dieselbe war, so daß auf diese Weise kleinere Züge zu den größern sich gesellten, wiederum wie Parenthesen u. s. w. und so aus der einfachen und gebundenen Gestalt eine reiche und freistehende und souverän sich bewegende wurde, ohne daß das Grundverhältnis des Charakters sich veränderte, d. h. ohne daß etwas Neues hinzugebracht wurde, welches nicht schon in der ersten einfachsten Konzeption der Gestalt lag. Das einfachste Grundschema: ein Mensch wird durch seine Natur und von außen durch die Situation bewogen, sich eine Aufgabe zu stellen, der er wiederum durch die Beschaffenheit jener Natur nicht gewachsen ist; aus diesem Widerspruche geht Leiden hervor; aus diesem die Schuld, meist Blutschuld u. s. w., die dann zur Nemesis wird. Dasjenige in seiner Natur, welches ihn der Aufgabe unangemessen macht, ist der tragische Charakterzug und wird in konkreten Beispielen ausgemalt. Diese Beispiele sind im Charakter und im Stücke, was die Ausmalungen, Umschreibungen der Grundvorstellung im Dialoge sind, und bilden als Parenthesen dieser Grundvorstellung selber den Bau der Rede, der dialogischen Komposition, wie jene den Bau des Vorganges, die pragmatisch-ideale Komposition des Stückes bilden. — Wunderbar ist es, wie höchst vortrefflich dieser künstlerische Aufbau den entgegengesetztesten Darstellungszwecken dient. Man vergleiche mit jener Rede Jagos, in der die ganze Unruhe und der unstete Thätigkeitsreiz der Intrigiersucht zur lebendigsten Anschauung kommt, z. B. diejenige, in welcher Othello dem Dogen die Entstehung seines Einverständnisses mit Desdemona erzählt, und welche wiederum die Schlichtheit und tüchtige Treuherzigkeit, die ganze heroische Naivität und Ehrlichkeit Othellos darstellt. Es ist in den drei Scenen des ersten Aktes des Othello durchaus nichts Unwesentliches, aber das Wesentliche ist durch liberalen Dialog in plastischer Breite zur Wirklichkeit gemacht, in die man sich völlig und behaglich einlebt. Man betrachte z. B. genauer den Bau der Rede des Othello (Akt 1, 3):

A. Stimmt bei, ihr Herrn: (ich bitt' euch drum;) gewährt
Ihr freie Willkür.)
(Der Himmel zeuge mir's,) dies bitt' ich nicht,
Den Gaum zu reizen meiner Sinnenlust,
[Noch heißem Blut zuliebe, (jungen Trieben
Selbstsücht'ger Lüste, die jetzt schweigen müssen,)]
Nur ihrem Wunsch willfährig hold zu sein;

Und Gott verhüt', eu'r Edeln möchten wähnen,
Ich werd eu'r ernſt und groß Geſchäft verſäumen,
Weil ſie mir folgt — nein, wenn der leere Tand —
(Des flücht'gen Amor) mir mit üpp'ger Trägheit
Des Geiſtes und der Thatkraft Schärfe ſtumpft,
(Und mich Genuß entnervt und ſchwächt mein Wirken,)
Mach eine Hausfrau meinen Helm zum Keſſel,
(Und jedes niedre und unwürd'ge Zeugnis
Erſtehe wider mich und meinen Ruhm! —)

B. Stimmt bei, ihr Herrn —
— — — — — — — — — —
Dies bitt' ich nicht,
Den Gaum zu reizen meiner Sinnenluſt,
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Nur ihrem Wunſch willfährig hold zu ſein,
Und Gott verhüt', eu'r Edeln möchten wähnen,
Ich werd' eu'r ernſt und groß Geſchäft verſäumen,
Weil ſie mir folgt. —

C. Stimmt bei, ihr Herrn —
— — — — — — — — — —
Dies bitt' ich nicht,
Den Gaum zu reizen meiner Sinnenluſt,
Noch heißem Blut zuliebe — —
— — — — — — — — —
Nur ihrem Wunſch willfährig hold zu ſein,
Und Gott verhüt, eu'r Edeln möchten wähnen,
Ich werd' eu'r ernſt und groß Geſchäft verſäumen,
Weil ſie mir folgt — nein, wenn der leere Tand
Des flücht'gen Amor mir (mit üpp'ger Trägheit)
(Des Geiſtes und) der Thatkraft Schärfe ſtumpft,
— — — — — — — — — —
Mach eine Hausfrau meinen Helm zum Keſſel.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

In dieſer Rede iſt in B der vollſtändige Sinn, bei C iſt von den gewöhnlich je zwei ſich folgenden Umſchreibungen allemal die zweite weggelaſſen. Nun ſind bloße Füller: „Ich bitt' euch drum, der Himmel zeuge mir's". Dann haben wir in den Umſchreibungen, Parentheſen und Parentheſen in Parentheſen, einen völligen Parallelismus „Den Gaum zu reizen meiner Sinnenluſt", und „Noch

heißem Blut zuliebe", und dazu noch eine eigentliche Parenthese (jungen Trieben u. s. w.); wiederum „Wenn der leere Tand (des flücht'gen Amor) mir (mit üpp'ger Trägheit) des Geistes und der Thatkraft Schärfe stumpft", „Und mich Genuß entnervt" und noch einmal „Und schwächt mein Wirken"; ferner: „Mach eine Hausfrau", „Und jedes niedre" u. s. w. Die plastisierenden Attribute „flüchtig", „mit üpp'ger Trägheit" nicht gerechnet. — Wie macht dieser breite, füllereiche Dialog es möglich, detaillierende Charakterzüge, Motive anzubringen, und verbirgt zugleich ihre Absichtlichkeit, so daß der individuelle Charakter eben nicht bloß seine Individualität beständig zeigt — wie ein hagres Gerippe —, sondern zugleich den mittlern Menschendurchschnitt der Person. Hier ist ein Beispiel, wo Goethes „Winkler und Steifer" mit dem „Unduliſten" vereint schon etwas Besseres wird, als was diese künstlerischen Typen allein und unvermischt sind. —

Dichter, Schauspieler und Zuschauer.

— — Am dramatischen Kunstwerke arbeiten drei Mann, der Dichter, der Schauspieler, der Zuschauer. Im Innern des Zuschauers erst entsteht während der Aufführung durch des Dichters, des Schauspielers und sein eignes Zuthun das Kunstwerk. Seine Sache ist, die unbefangene Menschennatur in sich wirken zu lassen; des Dichters Sache ist, Schauspieler und Zuschauer zu dem zu zwingen, was er hervorgebracht haben will. Wunderlich! Warum beurteilt man einen Roman nicht nach der Wirkung, die er, als Schauspiel aufgeführt gedacht, haben müßte, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, ein Drama nach der Wirkung auf den Leser kritisiert? Die meisten Kritiker sehen das für ein Kunstwerk an, was auf dem Papiere steht, die Zeichen, die den Geist beschwören sollen, für ihn selber. — Der Dichter muß nicht allein die Wirkung, die er beabsichtigt, zu erreichen, sondern auch jede andre zu verhindern wissen, die er nicht will. Er muß sorgfältig vorhergesehen haben, daß seinem Helden, denn in diesem muß zunächst das, was im Stücke wirken soll, also das Stück selbst zur sinnlichsten Erscheinung kommen — keine andre Figur über den Kopf wachsen kann; auch der virtuose Schauspieler darf nicht imstande sein, dem von einem guten Schauspieler gespielten Helden etwas von dem Interesse, welches der Dichter beabsichtigt hat, zu rauben. Wenn bei der Aufführung eine Nebenrolle mehr Gefallen erregt als der Held, so ist dies ein Beweis, daß der Dichter seine Kunst nicht versteht oder sie nicht, wie er sollte, angewandt hat. Es ist das ein weit bedeutenderer Fehler, als ein kleiner Sprung in der Pragmatik. Überhaupt sind nur diejenigen wirkliche Fehler, die bei guter Aufführung zu Tage kommen; was auf dem Papiere steht, ist

wie eine gemalte Porzellantafel, die noch nicht gebrannt ist, deren einzelne Farben wie ihre Verbindung durch den Prozeß des Brennens mannigfaltig geändert werden. Statuen, die an hohen Orten stehen sollen, müssen anders in den Verhältnissen behandelt werden, als andre, weil der Einfluß der Höhe auf das Auge von vornherein berechnet sein muß. Die Beleuchtung von allen Seiten, von unten am stärksten, wie sie auf dem Theater stattfindet, verlangt lebhaftere, grellere Farben; denn die natürlichen verschwinden davor. Daher verlangt künstlerische Wahrheit im Drama auch die Sprache nachdrücklicher, aufgesetzter, sozusagen pastoser und hervortretender, als z. B. im lyrischen Gedichte, weil dies andre Bedingungen, daher eine andre Art der künstlerischen Wahrheit hat. Dasselbe gilt von den andern Erfordernissen. Ich kenne nur einen dramatischen Dichter, in dem der Gedanke seines einen Zweckes so überall gegenwärtig und wirkend sich zeigt, bei welchem die Komposition so vollständig aus demselben hervorgegangen ist, und zwar mit dem Scheine eines Naturprozesses, der sich selber vollzieht, und verstehe daher nicht, wie Shakespeare in der Komposition nicht musterhaft sein soll. Nun, wenn Shakespeare nicht, wer sonst? Bei jedem andern Dramatiker sehe ich überall die Mittel unter sich und mit dem Zwecke im Streite, einen Eindruck den andern verwischen oder verfälschen, am Ende eine falsche oder gar keine dramatische Wirkung. Nun, einen größern Fehler kann, denke ich, ein Drama nicht haben, als wenn es nicht dramatisch wirkt. Und das wird meist der Fall sein, wo der Verstand sich Rechte anmaßt, die ihm nicht zukommen. Sehen Sie die Venus von Tizian im Dresdner Museum, jeder Zollgroß Fleisch ist allein besehen unnatürlich; kein einzelner Zoll lebendigen Fleisches sieht ihm ähnlich; desto ähnlicher das Ganze dem Ganzen eines natürlichen Körpers. Und im ganzen gesehen hilft jeder einzelne Zoll mit zur Täuschung durch das Ganze, wie er seine Wirkung von dem Ganzen borgt, d. h. kein Kunstwerk soll eine andre Wahrheit anstreben, als die künstlerische Wahrheit, die seiner besondern Gattung zukommt. Der Verstand ist die vorzugsweise epische Kraft; in der Kunst des Dramas, namentlich in der Tragödie darf er nur negativ wirken, d. h. Störendes entfernen, Bedenken voraussehen und ihnen vorbauen. Das Ganze muß unsern Glauben gefangen nehmen, und das Einzelne seine Glaubwürdigkeit vom Ganzen nehmen. —

— Shakespeares künstlerische Wirkung liegt besonders im Dialoge; wenn der Vorgang selbst springt, so thut dies nie während einer Scene der Dialog; hier ist immer scheinbar eine behagliche Vollständigkeit und ein natürlich-ungetriebener Gang. Darin mit liegt die plastische Ruhe. In seinem Dialoge wird uns die Geschichte selbst und das Wesen der Personen zugespielt, wir wissen nicht wie.

— Er weiß mit wunderbarer Kunst einen reichen Stoff zusammenzudrängen und doch dem Vorgange die Behaglichkeit zu geben, der man nicht anmerkt, daß der Dichter drängen muß. — Wie wenig sind seine Gespräche gedrängt! Im Dialoge ist sozusagen die konservative Macht der Shakespearischen Ausführung. Hier gilt es ihm nie, einen Reichtum zu drängen; stets nur, ein einfaches Korn von Inhalt zur scheinbar reichsten Gestalt zu treiben. Das Wesen seiner Ausführung im Dialog ist stets Umschreibung, mit Parenthesen; hier paart er plastische Ruhe und Reichtum an innerm Gehalt und äußerer Natur. Seine Kunst ist hier, das an sich Einfache, was mit zwei Worten zu sagen wäre, zu dehnen; aber auf so interessante und amüsante Art, daß die Dehnung selbst uns mehr fesselt, als was er uns mitzuteilen hat. Nicht was sie uns, sondern wie sie es uns sagen, ist ihm die Hauptsache. — Seine Zwischengespräche und Zwischensprecher sind, von technischer Seite betrachtet, dasselbe, was der Chor der Griechen war. Dieser ernste, reflektierende oder komische und witzelnde Chorus ist das Palladium der Natur bei den Griechen und bei Shakespeare. Das führte ihn auch auf die Doppelhandlungen, die in fortschreitender technischer Ausbildung sich bei ihm finden. Wohin das Wegwerfen des Chores führt, d. h. zu welcher prosaischen Künstelei, dies kann das Wegwerfen des griechischen in der tragédie classique, des Shakespearischen im modernen französischen Schauspiele zeigen. Am künstlerischsten hat Shakespeare diesen Chor emanzipiert, doch zweckmäßigst untergeordnet, in der Glosterpartie des Lear. Hier und besonders im Hamlet steht er nicht mehr äußerlich, sondern er ist ein notwendiger Teil der Gruppe um den Grundgedanken. — — Eine Rede ist um so poetischer, je weniger sie Konventions-, Übereinkunftsausdrücke und je mehr sie unmittelbare Naturausdrücke hat. So hat Shakespeare viele psychologisch-pathologische Momente unbewußt symbolischer Natur erfunden, z. B. Othello: „Sieh, so blas ich meine Liebe in alle vier Winde". Dies Blasen der Verachtung gleichsam als Brechen des Stabes über den Verurteilten. —

Dichter und Schauspieler. Shakespeares Kunst.

Dichter und Schauspieler müssen sich zu einer Kunst vereinigen, sie müssen sich im ganzen wie in jedem einzelnen Moment innigst durchdringen. Damit nicht bloß ein mechanisches Konglomerat, sondern ein lebendiger, künstlerischer Organismus aus dieser Vereinigung, eine wirkliche und selbständige Kunst daraus werde, die dramatische, muß die umfangreichere Dichtkunst sich in die Schranken der engern Schauspielkunst fügen und ihre Absicht teilen: Menschendarstellung, wobei sie nicht verlieren, nur gewinnen kann, da das Höchste, was der Mensch darstellen kann, eben er selbst

iſt. Keine der beiden Künſte darf eitel und ſelbſtſüchtig einen Erfolg für ſich allein erringen wollen, jede nur einen teilbaren, durch und mit der andern. Die Dichtkunſt muß nach ihren Geſetzen das Einzelne des Stoffes zu einem Geſchloſſenen machen, d. h. den Stoff ſo durchgeiſten, daß er lediglich der ethiſch-pſychologiſche und ſchauſpieleriſche Gehalt ſeiner ſelbſt im Typus iſt, daß das Kunſtwerk eine fortwährende Motivierung, ein pſychologiſch-ethiſcher kritiſcher Kommentar ſeiner ſelbſt wird. Er muß dann dieſe durch den Geiſt reproduzierte Wirklichkeit, Wahrheit, wiederum durch Naturzüge, durch das Medium der Schauſpielkunſt zu einer illuſoriſchen Wirklichkeit verkörpern. Das abſtrakte Handlungsſchema muß ganz von der Korrektheit handelnder, typiſcher Menſchen verſchlungen werden, wie das Holz durch die Flamme. Dieſe Flamme iſt eben die Erſcheinung der dramatiſchen Kunſt, wie die gemalten Figuren in einem Bilde aus der Fläche der Leinwand rund und energiſch hervortreten müſſen. Das Unmittelbare gehört dem Drama, deshalb muß die Leidenſchaft das Hauptmotiv ſein, nicht die Reflexion, dieſe müßte denn, wie im Hamlet, ſelbſt zur Leidenſchaft geworden ſein. Das Tragiſche iſt der immer notwendige Nexus von Schuld aus Leidenſchaft und von Leiden aus Schuld. Die äußere Begebenheit iſt nur ein Symbol der notwendig innern und teilt inſofern ſich mit jener in das Gefühl der Notwendigkeit des Ganzen; ſonſt kann in ihr nur Zweckmäßigkeit, nicht Notwendigkeit erſcheinen. So iſt es z. B. nicht notwendig, daß der engliſche König den Macbeth mit Krieg überzieht, der in Macbeths Tode den äußern Abſchluß herbeiführt; aber daß ein Menſch wie Macbeth, der ein ſo ſtarkes Gewiſſen mit einer momentan ſtärkern Leidenſchaft verbindet, an dieſem Widerſpruche in ihm ſelbſt moraliſch untergehen muß, das iſt notwendig. Ein Stück wird tragiſch, wenn alles Handeln des Helden leidende Schuld und ſchuldvolles Leiden iſt, aus der Schuld und ihren Motiven und Umſtänden wird der Charakter des Helden konſtruiert. — Das reelle Darſtellungsmittel iſt der Schauſpieler. Er kann einen handelnden und leidenden Menſchen wirklich darſtellen, alles andre kann nur angedeutet werden, wie das Fallen eines Glaſes vom Tiſche auf einem Gemälde nicht dargeſtellt, ſondern nur angedeutet werden kann, dadurch, daß wir das Glas in einer Stellung ſehen, wo es über den Schwerpunkt ſo hinausgeneigt iſt, daß es fallen muß, welche Andeutung eben die Phantaſie ergänzt. Die Erſcheinung vor dem äußern Sinne iſt hier wie in der dramatiſchen Kunſt die Hauptſache. Und wie thöricht wäre es, das weit ſtärkere Mittel der Darſtellung mit den ſchwächern der Andeutung zu vertauſchen. Daher iſt die Darſtellung und Kritik von Menſchen ſelbſt innerhalb ihrer Zuſtände der natürliche Vorwurf der dramatiſchen Kunſt, nicht die Darſtellung von menſchlichen Einrichtungen, Sitten,

Gebräuchen. Diese gehören als Darstellung dem Epos, die besprechbare Debatte gehört dem Buche und der Rhetorik. Die Handlung selbst ist ein Abstraktes, welches nur an den Menschen selbst, d. h. in der Darstellung handelnder und leidender Menschen konkret darzustellen ist. Rede und Gebärde müssen sich dabei so durchdringen, daß der Gedanke sich gebärdet und die Gebärde redet. — Shakespeares Dialog, ja sein ganzes Verhalten als Autor ist: gedrängte Ausführlichkeit, ausführliche Gedrängtheit, ein sich zusammennehmendes Sichgehenlassen, fortstrebendes Retardieren, retardierendes Fortstreben, scharfe Breite, ruhige Gewalt, größte Absichtlichkeit in scheinbarster Unabsichtlichkeit. —

Scheinbare Zusammenhangslosigkeit bei den englischen Dramatikern.

Es ist wahr, die scheinbare Zusammenhangslosigkeit der einzelnen Scenen bei den englischen Dramatikern fällt uns auf, wenn wir vom französischen Theater oder von dem nach ihm gebildeten hinweg zu ihnen kommen; dennoch ist die höhere Illusion und die Idealität des Vorganges, besonders bei reichen Stoffen, und besonders der anspruchslose Schein absichtsloser Natur nur bei ihrer Behandlung der Scenenfolge möglich. Was das Behagen, das Unabsichtliche, die künstlerische Wirklichkeit im Dialoge betrifft, so scheinen mir Shakespeares nächste Nachahmer, wie Webster ꝛc., in denselben Fehler zu verfallen, der uns bei den Romantikern von Tiecks Schule begegnet; jenes künstlerische Sichgehenlassen ist kein scheinbares bei ihnen, sondern ein wirkliches, kein Kunstmittel, die ungeheure Absichtlichkeit der Sache selbst äußerlich zu maskieren, sondern sie sehen darin eben die Aufgabe der Kunst selbst; es ist kein dargestelltes Sichgehenlassen der Personen des Gedichtes, sondern des Dichters selbst. —

Shakespeare und Montaigne.

— Merkwürdig ist die Ähnlichkeit Shakespeares und Montaignes im Raisonnement, das wohl aus der Fastgleichzeitigkeit, zum Teil aus Bekanntschaft Shakespeares mit Montaignes Werken zu erklären sein möchte. Auch bei Montaigne ist die Kühle der Reflexion, welche die geistige Gesundheit kennzeichnet; wie er an Shakespeare und die Alten erinnert in seinem unerschütterlichen Fußen auf Erfahrung und Wirklichkeit. Ist nicht ein Shakespearisches Drama gewissermaßen eine in Handlung und Rede gekleidete Abhandlung Montaignes? Wie erinnert das 19. Kapitel des ersten Bandes über „Philosophieren heißt sterben lernen“ an den Hamlet! Das „Reifsein ist alles“ klingt bei jedem Satze Montaignes als Refrain in unsrer Seele mit. Manche Stellen im Hamlet: „Ist's nicht heut, so ist's morgen“ u. s. w. sind wie aus dieser Abhandlung in die Tragödie

hinübergenommen. Wie Montaigne von ſich geſteht, war dieſe Betrachtung ſeine Lieblingsbetrachtung. Es wäre doch wunderbar, wenn dieſer Montaigne das Urbild des Hamlet wäre, d. h. ſeine Selbſtſchilderung in den Eſſays; wenn damit das typiſche Schickſal eines ſo Beſchaffenen ins Licht geſetzt worden wäre. Die Reflexion iſt ja eben im Hamlet die Darſtellung eines Reflektierenden; es iſt ja nicht Shakeſpeares Reflexion, ſondern die *dargeſtellte Reflexion* überhaupt. Wie Shakeſpeare in andern Stücken andre Leidenſchaften und Seelenzuſtände an einem Menſchen darſtellte, ſo hat er es hier mit der zur Leidenſchaft gewordenen Reflexion gethan. Wenn er zeigen will, wie das Übermaß von Reflexion und die Abſchwächung der Thatkraft durch philoſophiſches Grübeln den Menſchen zu Grunde richten kann bei den ſchönſten Naturanlagen, bei aller Gunſt des Glückes, ſo muß er eben dieſes Übermaß und dieſes philoſophiſche Grübeln darſtellen. Und in der That iſt es nicht Shakeſpeares Philoſophie, ſondern Hamlets, oder wenn man will, Montaignes. Shakeſpeare iſt nicht ſelber Hamlet. Er hat den Hamlet gedichtet, und Hamlet den Fauſt und den Wallenſtein, d. h. Shakeſpeare iſt der *Spiegel* ſeines Jahrhunderts, Schiller und Goethe ſind ihres Jahrhunderts *Spiegelbilder*. An ſeiner Einſeitigkeit ſcheitert der Held, er iſt ja eben die Ausnahme, welche durch ihr Schickſal die Regel — die Meinung des ganzen Stückes beweiſt. Zur Darſtellung eines Seelenzuſtandes iſt Reflexion, auch objektiv genommen, unbedingt notwendig, denn jeder Seelenzuſtand macht ſich Gedanken, wie das Volk ſagt. Je nachdem er ſich zu erhalten oder ſich ein Ende zu machen ſtrebt, wird er die Reflexion zu Hilfe rufen. Durch ſie erhalten wir eine Empfindung dauernd, durch ſie vertiefen wir uns in ſie und ſchützen uns zugleich vor ihrer Übermacht. Reflexion iſt es, wodurch wir ſie ſteigern und ſchwächen können. Sie iſt darum zugleich objektiv ein Mittel für den Dichter, die Eindrücke, die er beabſichtigt, zu verſtärken, und zugleich das Mittel, ſie nicht ſo ſtark werden zu laſſen, daß der Grad von Freiheit darunter litte, der zum Genießen eines Kunſtwerkes unbedingt nötig iſt. Sie iſt nur da am unrechten Orte, wo ſie das Kalte noch kälter, das Flaue noch flauer macht, dann, wo ſie auf das ſchlaff Rührende geht. Der Name Reflexionsdichter braucht uns nicht zu ſchrecken. Zum Schimpfworte iſt er geworden da, wo Reflexion die ganze Poeſie ſein will, und der Dichter uns überall *ſeine* Reflexion giebt. Wo ſie eine *dargeſtellte* iſt, da iſt ſie poetiſch berechtigt. Es iſt damit wie mit der Rhetorik. Die Reflexion wird doch die Seele und das Fleiſch des Dramas bleiben, und die Rhetorik ſeine Haut, aber beide müſſen *dramatiſch* ſein, d. h. durch Charakter, Situation, Leidenſchaft, Affekt, Koſtüm ꝛc. modifiziert, die Reflexion und die Rhetorik *der Natur*, d. h. beide

dürfen nicht Rohstoff sein, vielmehr poetisch-dramatisch reproduziert. — Der Individualismus kann keine bessre Arznei, kein bessres Gegengift finden, als allgemeine Betrachtungen von der Art und Weise wie bei Montaigne, wo stets von der Erfahrung ausgegangen wird, nicht von einem selbstgemachten Ideale, wo also die einzelnen Fälle ihre ihnen zukommende Stelle finden, wo sie sich unter den Durchschnitt subsumieren. Montaigne stellt nicht sowohl eine positive Norm auf, vielmehr räumt er die falsche hinweg; auch ist seine Art der Betrachtung mehr anthropologischer als psychologischer Natur, und besonders vergißt man darüber die steife Systematik, die dem Poetischen am meisten hinderlich ist. —

Shakespeare und Scribe.

Ich sehe immer mehr, es ist eine Wahl, die uns nicht zu ersparen ist. Shakespeare und Scribe ꝛc. lassen sich durchaus nicht vereinigen. In der Scribischen Weise ist etwas Prosaisches, oder vielmehr sie ist prosaisch durchaus; wer Poesie damit verbinden will, kann es nur so, daß er der prosaischen Absicht ein poetisches Kleid überzieht, d. h. daß er poetisch angelaufene Prosa dichtet. Man kann nicht genug daran erinnern — denn es wird von Jahr zu Jahr mehr vergessen —, daß Poesie und Prosa durchaus verschieden sind, sowohl im Zwecke als in den Mitteln, schon im Samen und Embryo; daß sie nur das einfachste Material gemein haben, das Wort. Die Prosa braucht es aber anders und zu anderm Zwecke; sie will überzeugen oder überreden, die Poesie will täuschen; d. h. die Prosa kommt vom Verstande und geht auf den Verstand, die Poesie vom innern Sinne auf den innern Sinn. Daher ist schon der einfache Gedanke in der Prosa ein anderer als in der Poesie. Der poetische hat Gestalt, Gebärde, Physiognomie, Rhythmus, Ton und Melodie; er ist halb Anschauung, halb Gefühl und halb Gedanke; er ist ein angeschauter Gedanke oder eine gedankenhafte Anschauung. Er ist ein Abbild des Menschen, ein Körper, der mit einer Seele eins ist, so daß die Trennung ihn tötet. Ein Gedanke der Phantasie; eine Milchstraße von Verstandesgedanken, in welcher diese alle vorhanden sind, während er selbst keiner ist, und auch jene nicht erscheinen als das, was sie sind. — So unterscheidet sich der Gedanke der allgemeinen Phantasie der Wirklichkeit, d. i. der schaffenden Natur, von dem der schaffenden Kunst, daß diese in ein Stück Wirklichkeit die Gesetze der ganzen Wirklichkeit legt und sozusagen dem endlichen Geist eine Welt schafft, für diesen so übersehbar, als das Ganze der großen Welt in Raum und Zeit einem Ewigen sein mag. Die Harmonie, welche ganz gewiß für den, der ihr Neben- und Vor- und Nacheinander so mit einem Blicke durch- und überschauen kann

in jener großen Welt, dieſe muß er in die kleine legen, die er der Durch- und Überſicht des endlichen Blickes darbeut. — Die ideale Einheit und Geſchloſſenheit iſt es, was das Drama von der Wirklichkeit ablöſt, die Mannigfaltigkeit und Ganzheit, wodurch es mit der Wirklichkeit zuſammenhängt. —

Stiliſierter und gemeiner Weltlauf. Rechte Popularität.

In dem Mißbrauche, die Tragödie zum Vehikel von polemiſchen Tendenzen zu machen, eine beſondere Wirkung polemiſch darin zu erzielen, die der Wirkung, die ſie als Tragödie haben ſoll, entgegenſteht oder ſie doch jedenfalls paralyſiert, iſt ſie ganz von ihrer natürlichen und künſtleriſchen Beſtimmung abgekommen. Die Heiterkeit namentlich, die auch das Tragiſche als Kunſtgenuß haben ſoll, iſt damit nicht zu vereinigen. Sie iſt Kampf einer Leidenſchaft mit einem Beſtehenden, deſſen Recht als ſolches von den Leidenſchaftsträgern anerkannt wird. So ſelbſt im Julius Cäſar. Brutus und Caſſius machen in der Freiheit, die ihre Leidenſchaft iſt, kein Recht, kein ſittliches Moment geltend, kein Menſchenrecht, ſondern einen Menſchentrieb, den Trieb mannhafter Naturen — und ſolche wollen ſie ſein —, nicht Beſitznehmer eines Rechtes, das ihnen gehöre, nur eines Beſitzes, den ſie begehren. Die Shakeſpeariſchen Menſchen wollen ſich, d. h. in ihnen will ihre herrſchende Leidenſchaft ſich gegen das, was im Beſitze iſt, was herrſcht, gegen den Weltlauf, die Regel, durchſetzen. — Wir ſehen einen Mächtigen, die individuelle Leidenſchaft, gegen das allgemein anerkannte Mächtigere ſich erheben, deſſen Macht er kennt, und an der er zu Grunde geht. Er geht alſo aus Überhebung zu Grunde, im bewußten Wagnis — eine Eigenſchaft der Leidenſchaft, die, weil ſie die Kräfte über das gewöhnliche Maß erhebt und nach dem Geſetze, daß wir das Gewünſchte leicht glauben, dieſe Stärke zu hoch anſchlägt; auch wohl im klarern oder dunklern Vorbewußtſein des dadurch beſchworenen Unterganges. Dies Mächtigere muß uns ſichtbar als ſolches dargeſtellt werden, ſei es nun ein Beſtehendes, eine Natur- oder ſittliche Macht — wie das Gewiſſen im Macbeth —, nur nicht umgekehrt, daß der Herausforderer eine ſittliche Macht iſt und einer unſittlichen unterliegt, darum muß eine Leidenſchaft ſein, die — ſei auch ihr Objekt ein ſittliches — durch ihr Übermaß und Unmacht des Trägers in Schuld verfällt, d. i. unſittlich wird. Die Macht, die der Held herausfordert, muß eine überlegene ſein, und er muß dies wiſſen, es, wenn auch nur ſchweigend, anerkennen. Er übernimmt alſo bewußterweiſe ein Wagnis, bei dem er umkommt. Wir müſſen baldmöglichſt den Untergang vorausſehen. Aber eben dies Wagnis und die Kraft, die er dabei aufwendet, giebt dem tragiſchen Helden das Impoſante.

Zugleich aber verhält er sich in alledem leidend — denn seine Leidenschaft ist es, die ihn zwingt, andres zu zwingen; so ist er zugleich ein Gegenstand des Mitleids. Shakespeare ist kein Asket. Lebensweisheit ist's, die er empfiehlt und lehrt; die Klugheit, die uns die Welt dienstbar machen lehrt. Solche, wie sie Lorenzo und Julia anwenden, straft er nicht; solche, die auf Schlechtes geht und auf das, was früher oder später inneres und äußeres Verderben herbeiführen muß, wie Jagos, Edmunds, Richards III., ist keine Lebensklugheit mehr; diese straft er, wie sie sich auch in der Wirklichkeit straft. Seine Kunst steht mit dem Leben, der Wirklichkeit durchaus in keinem Gegensatze. Er wird ihr nur soweit scheinbar untreu, als in dem Gegensatze von Wirklichkeit und Kunst dies überhaupt schon begründet ist, da die Wirklichkeit nur in ihrer Gesamtheit geschlossen ist, die Kunst aber in jedem einzelnen Werke geschlossen sein, d. h. als dieses Ganze seine Bedingungen in sich selbst haben muß. Seiner Kunst Vorwurf ist der Weltlauf; ihre Seele das innere Gesetz des Weltlaufes. — In seiner Welt, die ganz die wirkliche ist, nur geschlossener und im Zusammenhange bloßgelegt, heißt das gut, was in der Wirklichkeit gut heißt, böse, was man in der Wirklichkeit so nennen würde, schön, häßlich desgleichen. Diese Poesie ist versöhnend, während man in wunderlichem Mißverstande jetzt die Poesie eine versöhnende nennt, die uns mit dem Leben entzweit, indem sie unsern Wünschen schmeichelt. — Der stilisierte „gemeine Weltlauf". — Die Handlung eine solche, die tragischen Charaktere solche, ihr Verhältnis zu dem Gegebenen ein solches, wie sie einen übeln Ausgang provozieren. Wie man die Tragödie einen Kampf von Rechten oder Berechtigungen nannte, so konnte man sie auch einen Kampf des Unrechts mit dem Unrechte nennen, in welchem beide unterliegen. Doch geht dies, wie jenes, nur auf eine Anzahl Fälle. — So ist bei ihm ein Boden gefunden, der nimmermehr wankend werden kann, und der jedem Stoffe, sei er mythisch, historisch, Märchen oder Novelle, gerecht zu werden vermag, ohne dem Stoffe Gewalt anzuthun. Derselbe, auf welchem alle Volksdichtung erwächst, den jeder Mensch, der höchstgebildete wie der rohste, verstehen muß, wenn er auch vielleicht dem Halbgebildeten und Überbildeten trivial erscheinen mag. Der Zuschauer braucht in das Theater nicht einen besondren Maßstab mitzubringen; denn der Vorgang auf den Brettern ist nach dem Maße gebaut, das er im Leben, in der Wirklichkeit anwendet, so oft er über Handlungen urteilt. „Solches Thun, solche Menschen nehmen kein gutes Ende." Und er braucht nichts als seine eignen Augen, seinen eignen unverbogenen Menschenverstand; denn er wird durch keine Reflexion geblendet und irregeführt, er sieht alle Bedingungen seines Urteils

in anſchaulichem Leben vor ſich. Er ſieht das Mächtige, das ein Kühner herausfordert, er iſt dabei, wenn dies geſchieht; er ſieht Situation und Schuld, er kann den Rechnungsanſatz ſelbſt machen und nachrechnen von Ziffer zu Ziffer, von Poſition zu Poſition. —

Den Kampf in des Helden Seele, dieſes Mangeln eben einer einzigen Anlage zu vielen andern vorhandenen, dieſen Mißton, der die Harmonie ſtört und den ganzen Menſchen nicht dahin kommen läßt, wohin er kommen ſollte, dieſen Widerſpruch, dieſe Gebrochenheit hat Shakeſpeare nicht willkürlich als Grundverhältnis des Tragiſchen, nicht als bloß erſonnenes Kunſtmittel aufgegriffen, nein, er ſah es in der menſchlichen Natur und in der Geſchichte als den letzten auffindbaren Grund des Schickſals der Menſchen wirklich vorhanden und nahm es nur in ſeine Kunſt herüber, weil er es fand, und weil er ſeine Kunſt durchaus auf die Wirklichkeit gründen wollte. Höre man den erſten beſten Menſchen urteilen, ſo wird man vernehmen: Er hat dieſe gute Eigenſchaft, dieſe, dieſe, und es würde ihm gelingen, was er will, wenn der Mangel nicht wäre. Wenn der und der nur das nicht hätte; dies verdirbt, was alles andre an ihm gutmacht. So iſt dieſe Gebrochenheit, indem das konkrete Schickſal jedes Einzelnen aus ihr hervorgeht, zugleich ſelbſt das allgemeine Schickſal aller Menſchen, alles Menſchlichen. Dadurch, wodurch die Shakeſpeariſchen Figuren ſchauſpieleriſche Rollen, ſind ſie nun auch poetiſch-wirkliche Menſchen. Hebbel thut als Dramatiker, da das Drama es weſentlich mit der praktiſchen Seite der Menſchen zu thun hat, ganz verkehrt, wenn er das Tragiſche in einen theoretiſchen Widerſpruch verlegt und den praktiſchen für obſolet erklären will. Die extremen Fälle dieſes Schickſals ſind in Kunſt und Wirklichkeit die tragiſchen.

Wenn philoſophiſch (nach Hegel) immer eine höhere geiſtige Stufe des Tragiſchen gefordert wird, ſo ſchreitet die Poeſie umgekehrt, d. h. was der Philoſophie die höhere Stufe, das iſt der Poeſie eine niedere, weil das ſinnliche Moment, das ihr weſentliche, in jeder höhern Stufe der philoſophiſchen Skala ſchwächer wird, die Anſchauung, das Dramatiſche, Pſychologiſche darin ſich immer mehr in Reflexion, Rhetorik und Dialektik zerbröckelt. — Wie die Theologie früher, hat die Philoſophie in neuerer Zeit die Poeſie unterjocht und ſich zur Stoff- und Geſetzgeberin der Poeſie aufgeworfen und ſo unter dem Vorwande der Bildung der Poeſie eigenſtes Weſen gefährdet. Die Poeſie wird nur dann wieder ſich erheben können, wenn ſie frei gemacht wird von dieſem Joche. So wurde im Drama die Hauptſache, das, was die Sinne anſchauen, zur Nebenſache.

— Hamlets menſchlicher Trieb kann ſein individuelles Temperament, ſein Naturell nicht beſiegen; das iſt's. Wo irgend mög-

lich, ist solche Charakterisierung vom tragischen Dichter zu suchen; so kann und muß die individuelle Gestalt, die er schafft, so individuell und doch dabei so typisch werden, als nur möglich ist; dann wird kein Thun des Helden auffallen und die Kritik beleidigen; da es nun nicht auf Säulen oder gar Zieraten dieses Menschenbaues, sondern auf dessen tiefsten Grund gestellt ist, nicht aus dem Charakter, sondern unmittelbar aus dem Boden erwächst, auf dem der Charakter selbst erwachsen ist. — Solche Gegensätze sind Weichheit und Härte des Naturells. Ein tragischer Kampf der Art entstünde, wenn ein Mensch mit weichem Naturell hart sein sollte oder ein harter weich; wenn ein allgemein menschlicher Trieb von dem individuellen, bedächtigen, langsamen Naturell Raschheit des Entschlusses gebieterisch verlangt; wenn ein edles Naturell gemein handeln soll (Brutus). — Der Streit des Menschen mit dem Individuum in sich ist der tragische Streit, wenn er sich nicht versöhnen, nicht hinausschieben, nicht vertuschen, nicht kompensieren läßt, sondern zum Untergange der Existenz führt. — Durch dies Neuermittelte findet die Ansicht, daß Reflexion der Tragödie und ihrem Zwecke schädlich ist, d. h. Reflektieren der tragischen Personen über Recht und Unrecht, tiefere Begründung. Denn so wird die Tragödie ein Kampf elementarer Mächte, ein Kampf zwischen den Grundbedingungen der menschlichen Natur, wie sie unabhängig von Philosophie und Religion diesen selber als Bedingungen zu Grunde liegen. So können die Werke der tragischen Kunst selber Natur sein, nicht bloß Naturdingen nachgeahmt; und so müssen sie von allen Menschen verstanden werden, von allen Bildungsklassen, Religionen, philosophischen Sekten, und können alle überdauern. So steht diese Kunst selbständig neben Philosophie, Geschichte, Religion, weil sie aus denselben ersten Quellen schöpft, ja noch naturwüchsiger als diese, da; weil sie Hand in Hand geht mit der weltalten Volksweisheit, die Religionen, Philosophien, nicht allein Konventionen der Denkweise überlebt hat und noch überleben wird. — Also: Widerspruch einer unabweisbaren Aufgabe — durch Einstimmung mit dem allgemein menschlichen Triebe — und dem Naturell dessen, dem die Aufgabe geworden. Hier treffe ich, wie es scheint, mit Goethe zusammen, denn sein „Sollen" ist doch, was ich hier Aufgabe nenne, sein „Können" (oder vielmehr Nichtkönnen) das der Aufgabe widersprechende Naturell. Hierin ist nun Shakespeare urschaffend, wie die Natur, weil er seine Tragödie auf die elementaren Kräfte baut, nicht auf Ableitungen von denselben, wie z. B. statt Gewissens Religion oder gar eine positive Religion. Und das Gewissen siegt, z. B. im Macbeth, hier nicht, weil es das rechte, sondern weil es das stärkere ist. Denn auch in seinem Trotze ist diese Stärke des Gewissens zu lesen, wenn

derſelbe auch nur eine unwillige Anerkennung, und dieſe ſich für etwas andres ausgiebt. Was Goethe das „Wollen“ nennt, iſt, dünkt mich, dasſelbe mit dem, was er „Sollen“ nennt. Nur weil in Fällen, wie in dem des Macbeth, die Willkür einſtimmt in das Sollen, d. h. weil hier nicht bloße Überwallung, ſondern Entſchluß die Schuld einführt, nur das ſcheint Goethe zu der Verwechslung gebracht zu haben. Denn der Wille ſelbſt, der ſittlicher Natur iſt, darf im Trauerſpiele nicht beim Helden Platz finden, ſonſt wird die gegenſtehende Macht, der er verfällt, zur unſittlichen, und das Ganze ein Sieg des Unſittlichen über das Sittliche. Ebendeshalb aber, weil Shakeſpeare auf dem Boden der Natur ſteht (nicht als Gegenſatz zum Sittlichen, hier iſt der Weltlauf gemeint) und das Gewiſſen ſiegen läßt, weil es ſich in Wirklichkeit, wenn auch nicht im Beginne des Kampfes, als das Stärkere, der Leidenſchaft Überlegene erweiſt, iſt er zugleich ein ſittlicher Dichter; da der Weltlauf ſelbſt im Zuſammenhange ein ſittlicher iſt. Deshalb verweiſt Shakeſpeare auch nicht auf eine andre Welt, die die Schulden bezahlen ſoll. Dies iſt das Gebiet der Poeſie, das Gebiet der Sinnlichkeit, das ſie nicht überſchreiten darf, ohne ihre beſten Kräfte einzubüßen. Sie bleibt hier ſinnlich und widerſpricht eben darum doch nicht der Moral; ſowie Mächte des Bewußtſeins ſtreiten, wird das Problem ein philoſophiſches, es ſteht dann auf der Reflexion, dann kämpft Geſichtspunkt mit Geſichtspunkt, das Feld des philoſophiſchen Dialogs, und die Ausführung kann nur eine rhetoriſche werden. Auf jener Seite des Elementaren, der Sinnlichkeit und Anſchauung ſtehen die Griechen, Shakeſpeare und Goethe; auf der Seite der Reflexion Schiller und die franzöſiſchen Klaſſiker. Jener Werke werden den Philoſophen ein ſo fruchtbares Material geben, wie die Wirklichkeit, die Natur und Geſchichte, aber ſie werden nie ganz im Gedanken aufgehn, ſo wenig wie dieſe; jede Philoſophie wird ſich an ihnen verſuchen und Ausbeute finden, wie an der Wirklichkeit ſelbſt; dieſe dagegen ſind aus einer gewiſſen Philoſophie oder aus einer Konvention hervorgegangen und ſind nur für dieſe und mittelſt dieſer zu faſſen und zu genießen. — Alſo: Widerſpruch einer unabweisbaren, durch die Natur gegebenen Aufgabe mit einem ebenfalls elementaren Stärkeın in derſelben Natur, *Widerſpruch zwiſchen Aufgabe und Vermögen*. Brutus unternimmt eine Aufgabe, vom Freiheitstriebe diktiert, die im Widerſpruche mit ſeinem faſten, menſchlichen Naturell ſteht, und geht daran unter, durch Schonung des Antonius. Im Lear ebenſo; ſein Leiden geht aus dem Widerſpruche ſeines Naturells mit der Lage, in die er ſich ſelbſt gebracht hat, hervor. Goneril ſagt das ausdrücklich: Der Alte will noch immer den König ſpielen, nachdem er uns die Krone gegeben;

lassen wir das zu, so wird seine Schenkung uns zum Hohne. Auch im Coriolan ist der Widerspruch seines Naturells mit der Aufgabe, die die Pietät ihm stellt. Im Egmont ist der Widerspruch seines Naturells, das sanguinisch-leichtsinnig ist, mit seiner Aufgabe, klug und vorsichtig zu sein. Aber dieser Widerspruch, der ein dramatisch und theatralisch sehr fruchtbares Motiv ist, wird bloß lyrisch ausgesprochen und nicht dramatisch-theatralisch ausgebeutet. Der allgemein menschliche Trieb der Vorsicht tritt ihn nur einmal an durch Oraniens Warnung und Abgang — Oranien ist gewissermaßen das Gespenst in diesem umgekehrten Hamlet —, und schnell ist dieser „fremde Tropfen“ aus seinem Blute entfernt. Diese Vorsicht liegt nicht als Trieb in ihm selbst, der ihn mit seinem sanguinischen Naturell in innern Kampf brächte, in dem dieses siegte, ihre Mahnungen kommen nur von außen. Der Keim ist da, aber nicht zur gegliederten Pflanze gezogen. — Das Problem in der Gestalt des Hamlet oder vielmehr die Gestalt Hamlets überhaupt hat Goethe nicht losgelassen; er bringt in seinen meisten Stücken jenen Gegensatz, aber in zwei besondre Gestalten verteilt, Clavigo, Carlos u. s. w. Wunderlicherweise ist der ganze Gegensatz im Faust und die eine Seite davon auch noch im Mephistopheles besonders personifiziert enthalten. Dadurch verliert der Kampf dramatisch und wird ein mehr lyrisch-rhetorischer, d. i. ein Kampf der Meinungen, Lebensansichten. Auch im Othello ist dieser Widerspruch zwischen der Eifersucht, die in einem allgemein menschlichen Triebe begründet ist, also in einem Nichtglauben und einem Naturell, das ganz einfältig und gläubig ist, ganz auf den Glauben gestellt, zwischen einem Argwohn und einem Gemüte, welches das Vertrauen selbst ist. — Auch im Charakterlustspiele ist dieser Widerspruch das dankbarste Grundmotiv. Vergleiche Holbergs geschwätzigen Barbier. Seine Aufgabe ist, sein geschwätziges Naturell zu besiegen, aber dieses ist unbesieglich und bringt ihn um Befriedigung seines Glückstriebes, der ihm jene Aufgabe gestellt. Papageno in der Zauberflöte. — Dieser Widerspruch, wie in ihm der tragische Kampf, wie aus ihm die tragische Schuld und der Untergang folgt, und er selbst das tragische Leiden ist, ist zugleich der fruchtbarste Keim des guten Dramatischen und die Vorbereitung der daraus folgenden schauspielerischen Effekte. — Dieser Widerspruch oder diese widersprechenden Eigenschaften: der Antrieb zur Rache aus Pietät und das unlustscheue Naturell, oder Rachsucht und Unlustscheu sind das Wesentliche im Hamlet. Die andern Züge seines Charakters, seiner Persönlichkeit sind nicht wesentlich; sie sind ihm gegeben, um das unangenehm Wirkende des Wesentlichen darin zu überkleiden, um unserer Sympathie für ihn den angenehmen Mischteil hinzuzuthun. Das Humane,

Sanfte iſt der Schwäche verwandt, die Redekunſt, die theoretiſche Überlegenheit iſt oft mit der praktiſchen Schwäche zuſammen, desgleichen die Kunſt und Luſt des Intrigierens, der Verſtellung — eigentlich weiblicher Waffen. Das Grübeln, ein Begleiter des melancholiſchen Temperaments, der Kunſtfreund, Schauſpielerdilettant reihen ſich ungezwungen dem Geiſtreichen an; die feine, fürſtliche Repräſentation, die bei aller Vertraulichkeit fremde Vertraulichkeit abhält, das Vornehme, Edle der Erſcheinung gehören dem Stande, ſind Koſtüme. — Nur nicht zu vergeſſen, daß beide ſtreitende Mächte auch aus der Situation ſich ſehr leicht erklären laſſen. Auch ein Zahmerer als Hamlet würde durch ſolche Beleidigung zur Rache getrieben werden, und der Macht eines Königs gegenüber, der ſolcher Dinge fähig iſt, als wir wiſſen, kann wohl auch ein Stärkerer eingeſchüchtert werden. — Die Situation weckt einen Trieb, ſtellt eine Aufgabe, der der Menſch nicht gewachſen iſt, oder zwingt ihn, eine ſolche Aufgabe an ſich zu ſtellen, die mit ſeinem eigenſten Weſen im Widerſpruche iſt, die er deshalb nicht löſen kann. Der innere Kampf iſt das Leiden, der äußere bringt den Untergang. Er unternimmt ein Wagnis, in dem er umkommt, und zwar bewußt, im mehr oder weniger klaren Vorgefühle des Unterganges. Hier iſt von Recht und Unrecht nicht die Rede. — Coriolan will Konſul werden; er unternimmt eine Aufgabe, die durch Volksſchmeichelei führt, wobei er Rollen ſpielen muß; eine Aufgabe, der ſein Stolz nicht gewachſen iſt, und die daher mißlingen muß. Wenn er aber ſo ſtolz iſt, warum will er Konſul werden? Das wäre das Wollen eines Ehrgeizigen. Da muß die Pietät ihn zwingen. Dadurch wird die Stärke der Pietät gezeigt, die am Ende ihn doch ſtürzt, doch nicht ſeinen Stolz, nur ſeine Rachſucht. — — Die dunkle Tiefe der Charaktere ſoll in der Kunſt mit dem heitern Reiche des Bewußtſeins vertauſcht werden, ſo will es die Philoſophie; ſie vergißt, daß das Poetiſche eben in jener dunkeln Tiefe wohnt und das heitre Reich des Bewußtſeins nicht poetiſcher, ſondern philoſophiſcher Boden iſt, und nicht der Anſchauung, ſondern der Reflexion, nicht dem Dramatiſchen, ſondern dem Rhetoriſchen gehört. Licht wollen die Philoſophen, aber der Poet Farbe. — — Seelen zu tragiſchen Charakterproblemen: er kann ſich nicht unterordnen, er kann ſich nicht ſchicken, nicht ſchmiegen. Er kann ſich nicht verbergen, verſtellen. Er kann keinen Mut, keine Hoffnung faſſen. Er kann ſeinen Witz, Spott nicht unterdrücken. Er kann nicht vertrauen oder ſich niemand anvertrauen; ein ſolcher könnte allerlei Rollen ſpielen, um denen auszuweichen, die, wenn ſie ſein Vertrauen hätten und wüßten, was ihm fehlt, ihm helfen könnten. Er wäre zuweilen ſchon daran, ſich zu entdecken, und kehrte mit künſtlichem Ausweichen wieder um.

— Einer kann keiner noch ſo weiſen Furcht nachgeben. Einer kann ſich nicht beherrſchen (im Lear alle, bis auf Edgar). Er kann nicht lügen. Er kann keinen Zwang ertragen, die Abhängigkeit von keinem andern. Die Situation müßte nun gebieteriſch das von ihnen verlangen, was ſie nicht leiſten können. — Bei Schiller findet man ſolche Motive ohne Notwendigkeit einer Geſtalt geliehen oder doch vereinzelt und mehr aus der Situation als aus dem beharrlichen individuellen Weſen der Perſonen ausfließend, z. B. das zweckwidrige Thun der Maria Stuart bei der Zuſammenkunft mit Eliſabeth, wo ſie ſich in ihr Verderben ſchilt, wo ſie klug ihrem Affekte gebieten müßte. Wenig Augenblicke zuvor war ſie eine ganz andre, da ſie ſchwärmte wie ein Penſionsmädchen, nicht wie ein Mittel- oder Miſchding von mörderiſcher Buhl- und Betſchweſter. Shakeſpeare, wenn er einmal jene Scene gewollt hätte, würde aus ihren Bedingungen den ganzen Charakterkern der Maria Stuart geſchaffen haben. Es wäre Unenthaltſamkeit, Unmacht über ſich ſelbſt geweſen, bei ſeinem Verſtändnis des Paſſenden. Und in der That, das wäre der Charakter der hiſtoriſchen Maria Stuart geweſen. In Eliſabeth hätte ihr die Gewalt über ſich ſelbſt gegenübergeſtanden, d. h. die Gewalt über ihr Äußeres, wobei ſie gleich leidenſchaftlich ſein konnte wie Maria. — — Goethe trifft immer an dieſes tragiſche Grundweſen, obgleich er ſeiner nie dramatiſch mächtig wird und in der Praxis gewöhnlich bei der bloßen Beſchaffung des Materials ſtehen bleibt, man weiß nicht, ob aus Abſicht, aus Widerwillen gegen das eigentlich Dramatiſche oder aus Mangel dramatiſchen Inſtinktes. So, wenn er ſagt, der Verſtand und eine zweckgemäße Leidenſchaft dürften nicht in die Tragödie entrieren, es ſei denn zum Nachteile des Helden; der blinde Zug, der den Helden dahin oder dahin führe, ſei ſein Schickſal. Hier erkennt auch Goethe die dunkle Tiefe des Charakters an, das, was ſich der poetiſchen Darſtellung ſo willig anbietet, aber nicht erklärt werden kann, und deshalb der Rhetorik und philoſophiſchen Auffaſſung widerſtrebt, als den Quell des Tragiſchen, und proteſtiert gegen alles Reflektieren der Charaktere über ſich und ihre Intentionen. Das Dämoniſche. — Alſo die Situation zwingt ihnen eine Aufgabe auf, die ihrem innerſten Weſenskern entgegengeſetzt iſt, und ſie gehen unter, weil ſie dieſe nicht löſen können, die vergebliche Anſtrengung danach iſt das Leiden. (Die Sphinx ein Symbol.) Der eigentliche Kampf iſt in der Seele des Helden. — Im Taſſo hat Goethe den Melancholiker gezeichnet und iſt, Hamlet vor Augen, einen Schritt weiter in das Bereich des Dramatiſch-Theatraliſchen eingedrungen. Hier iſt jene charakteriſtiſch-dramatiſch-theatraliſche Figur des Widerſpruchs vorhanden. Nur wird das Ganze zu einförmig, und der Vers klingt zu lyriſch-kon-

ventionell, iſt zu langatmig für wirkliches Theaterſpiel und läßt ſich nur deklamieren, nicht ſprechen. — Richard II., Hamlet, Lear ſind Temperamentsmenſchen, Macbeth, Coriolan, Richard III., Othello Leidenſchaftsmenſchen, Romeo ſteht in der Mitte zwiſchen beiden. Dort herrſchen die kleinen Motive vor, hier die großen; denn die Temperamentsmenſchen haben keinen Zweck, den ſie erreichen wollen, umgekehrt, ihr Weſen widerſpricht allem Zwecke, und ſollen ſie einen erreichen, ſo iſt ein äußerer Zwang nötig, da ſie ſelbſt der Erreichung fortwährend entgegenarbeiten. Ihr Leben iſt kein mächtig nach einer Richtung treibender Strom, wie bei den Leidenſchaftsmenſchen, ſondern eine Moſaik von Reizungen und Ausbrüchen des ihnen gehörigen Affekts, in welchen ſich alle von außen erweckten fremden Affekte neutraliſieren. So bei dem Melancholiker die unangenehmen, bei dem Sanguiniker die angenehmen Gefühle; — Goethe hat auch das ſanguiniſche Temperament in einem Dramenhelden perſonifiziert, im Egmont, aber dieſem fehlt es eben nach beiden Seiten des Handelns und Leidens. Eine Geſtalt aber, die weder handelt noch leidet, giebt wohl ein Genrebildchen, doch keine Tragödie; und nur ein tragiſches Genrebildchen, wenn auch ein reizendes, iſt Egmont. — Apollonius im Himmel und Erde hat jenen Widerſpruch in ſich: er könnte glücklich ſein und machen, wenn er den geſunden Leichtſinn beſäße, den ſeine Situation von ihm fordert, ſo hat er das Leiden, da er ſich aber nicht zur Schuld hinreißen läßt, geht er nicht tragiſch unter. —

Bei Goethe wie bei Shakeſpeare handelt es ſich ſtets um etwas Ideelles, um etwas, das über der gemeinen Wirklichkeit ſteht, die Charaktere ſind Menſchen, aber aus der erſten Hand der Natur, gleichſam Muſtermenſchen — nicht im moraliſchen Sinne. Die Darſtellung aber iſt ſo, daß ſie das Ideelle in greifbare Wirklichkeit verwandelt und das Wunderbare ſo nahe bringt, daß es iſt, als hätten wir mit dieſen Menſchen jahrelang gelebt. —

Hegel gegen Shakeſpeare.

— Ein faſt komiſches Beiſpiel von Verkennung des eigentlich Dramatiſchen in Hegels Äſthetik (Bd. 1, 267): „In Shakeſpeares Macbeth liegt eine Kolliſion der Geburtsrechte zu Grunde; Duncan iſt König, und Macbeth ſein nächſter, älteſter Verwandter und deshalb der eigentliche Erbe des Thrones, noch vor den Söhnen Duncans. Und ſo iſt auch die erſte Veranlaſſung zu Macbeths Verbrechen das Unrecht, das ihm der König angethan, ſeinen eignen Sohn zum Thronfolger zu ernennen. Dieſe Berechtigung Macbeths, welche aus den Chroniken hervorgeht, hat Shakeſpeare ganz fortgelaſſen, weil es nur ſein Zweck war, das Schauderhafte in Macbeths Leiden-

ſchaft herauszuſtellen — um dem König Jakob ein Kompliment zu machen (?), für den es von Intereſſe ſein mußte (?), den Macbeth als Verbrecher dargeſtellt zu ſehen. Deshalb bleibt es nach Shakeſpeares Behandlung unmotiviert, daß Macbeth nicht auch die Söhne ermordet, ſondern ſie entfliehen läßt und daß auch keiner der Großen ihrer gedenkt.“ — Nun hat Shakeſpeare das Unrecht weggelaſſen, weil es die Schlankheit und Geſchloſſenheit des Vorganges geſtört hätte, da erſt eine Expoſition ſeines Rechtes nötig war, welches nur in der hiſtoriſchen Abſonderlichkeit der individuellen Zeit lag; weil er nur mit den primitivſten Motiven hantiert, mit Leidenſchaft und Gewiſſen. Sollte es denn wirklich Hegel beſſer geſchienen haben, wenn ſtatt der wunderbar poetiſchen Scenen, die Shakeſpeares Änderung ihr Daſein verdanken, ein Debattieren über die verſchiedenen Berechtigungen hineingekommen wäre, das Unfruchtbarſte und Langweiligſte auf der Bühne, wenn es auch ſehr zweckmäßig iſt in einem hiſtoriſchen Werke? Kann man einen ſolchen Einfall, wie daß Shakeſpeare dem König Jakob zu Gefallen den Macbeth als Verbrecher dargeſtellt habe, begreifen? Ich nicht. Denn nach der Chronik iſt Macbeth ja doch ein Verbrecher geweſen; ich begreife nicht, wie er als Nichtverbrecher daſtehen könnte, der Meuchelmörder, auch wenn er dem Duncan eine Ungerechtigkeit gegen ihn vorzuwerfen hätte. Ob er ihn als ſeinen Gaſt meuchelt, weil Duncan ihm ein Unrecht angethan oder nicht, Meuchelmord, Mord an dem argloſen Gaſte bleibt trotz Hegel ein großes Verbrechen. Aber wie konnte es für Jakob ein Kompliment ſein, den Macbeth als einen Verbrecher dargeſtellt zu ſehen, wenn ich auch annehmen wollte, was Hegel anzunehmen ſcheint, daß der Meuchelmord am Gaſte um des Unrechtes Duncans willen gegen ihn kein Verbrechen geweſen ſei? Und ſollte er denn Banquos Mord weglaſſen? Banquo hat ihm doch kein Unrecht gethan. — Aus denſelben Gründen wie dies Unrecht Duncans hat Shakeſpeare auch bei Richard II. des Unrechts nicht erwähnt, das ihm von dem Ohm geſchah, deſſen Ermordung ihm zur Laſt fällt, und deſſen Helfer die Bolingbroke, Northumberland u. ſ. w. waren. Wem in aller Welt hat denn Shakeſpeare damit ein Kompliment machen wollen, der Eliſabeth etwa? Was die Söhne Duncans betrifft, ſo hätte die Beratung, was mit ihnen geſchehen ſolle, die Scenen vor dem Morde verwirrt, ſie hätte die Stimmung geſtört. Sollte er ſie zugleich mit ermorden? Hätte ihn das nicht ſicher verraten? Nun, wenn ſie nicht entflohen wären, und die Schuld an Duncans Morde nicht auf ſie gewälzt worden wäre, würde Macbeth ſchon einen Entſchluß, ſie betreffend, gefaßt oder ausgeſprochen haben. In der furchtbaren Spannung auf das Nächſte, des Königs Tod, war eine Erwähnung, ein Ausſprechen eines vielleicht

schon halbgefaßten Entschlusses, die Söhne betreffend, weder objektiv noch subjektiv am Platze, es hätte weder die wahre Darstellung der Leidenschaft im Affekte noch die Wirkung gefördert. Auch wäre durch Beibehaltung des Unrechtes die großartige Notwendigkeit des Stückes verloren gegangen: die Leidenschaft wäre nicht mehr Hauptsache, das Stück nicht mehr die Naturgeschichte dieser Leidenschaft gewesen, und damit war auch das Schauspielerische verloren, die notwendige Hälfte des wahren Dramatischen. Jener individuelle Konflikt zwischen den Rechten Duncans und Macbeths wäre ein einzelner Fall; Shakespeares Bemühen geht auf Typen. So ist denn all die wunderbare Offenbarung über die Menschennatur, die Shakespeare in seinem Macbeth giebt, Hegel nichts, wenn er sie bloß aus einem Komplimente herleitet. Diesen Philosophen ist eine philosophische Disputation das Höchste, und auch die Tragödie können sie nur als eine solche sich denken, wenn sie etwas Großes in der Tragödie sehen wollen. Wenn doch Hegel uns einen neuen Macbeth gemacht hätte; er war in keinerlei Versuchung, dem König Jakob ein Kompliment zu machen, also den Stoff zu verderben. Etwas Verkehrteres als obige Stelle ist mir bis jetzt weder von Philosophen noch von Nichtphilosophen gesagt vorgekommen. — — Was Hegel Bd. 1 über Metapher, Bild, Gleichnis sagt, ist meist trefflich. — Hegel verwechselt aber, wie Goethe und besonders Schiller, Affekt und Leidenschaft, und es kommen dadurch wunderliche Mißverständnisse zuwege; z. B. wenn er sagt: „Die allgemeinen Mächte, welche nicht nur für sich in ihrer Selbständigkeit auftreten, sondern ebenso in der Menschenbrust lebendig sind und das menschliche Gemüt in seinem Innersten bewegen, kann man nach den Alten mit dem Ausdrucke *πάθος* bezeichnen. Übersetzen läßt dies Wort sich schwer, denn ‚Leidenschaft' führt immer den Nebenbegriff des Geringen, Niedrigen mit sich, indem wir fordern, der Mensch solle nicht in Leidenschaftlichkeit geraten. Pathos nehmen wir deshalb hier in einem höhern und allgemeinern Sinne, ohne diesen Beiklang des Tadelnswerten, Eigensinnigen u. s. w. So ist z. B. die heilige Geschwisterliebe der Antigone ein Pathos in jener griechischen Bedeutung des Wortes. Das Pathos in diesem Sinne ist eine in sich selbst berechtigte Macht des Gemütes, ein wesentlicher Gehalt der Vernünftigkeit und des freien Willens. Orest z. B. tötet seine Mutter, nicht etwa aus einer innern Bewegung des Gemütes, welche wir Leidenschaft nennen würden, sondern das Pathos, das ihn zur That antreibt, ist wohlerwogen und ganz besonnen." — Aus dieser Stelle erhellt, daß Hegel im Gedanken den Affekt dem Pathos gegenüberstellt und nicht die Leidenschaft. Denn vom Affekte ist zu sagen, daß er weder erwogen noch besonnen sei, aber nicht von der Leidenschaft; vielmehr

liegt ja eben auf der einen Seite die Großartigkeit und beziehentlich die Schönheit, auf der andern das Gefährliche und Dämonische der Leidenschaft, in ihrer Besonnenheit. Die Leidenschaft macht sogar den, den keine Vernunft besonnen macht, den Leichtsinnigen und seiner sonst Unmächtigen besonnen, und ihr Hauptunterschied vom Affekte ist eben jene bewußte Kraft, durch den sie den stärksten Affekt besiegen oder wenigstens zurückdrängen kann. Sie ist die konsequente Richtung auf ein Objekt, eine Richtung von solcher Kraft, daß sie nicht allein der denkenden Kraft, wo diese sich ihr entgegenstellt, den Gehorsam verweigert, sondern sie übermächtig in ihren Dienst zwingen kann. Die Leidenschaft ist's ja eben, deren Größe dem Subjekt die wahre Idealität giebt und seinen Handlungen die Notwendigkeit. Die Leidenschaft ferner kann man mit demselben und mit größerm Rechte als Hegel das „Pathos", das Wirksame im Kunstwerke wie im Zuschauer nennen, deshalb, weil jeder Mensch die Fähigkeit der Leidenschaft in seiner Schätzung ihrer Objekte: Freiheit, Herrschaft, Liebe, Ruhm u. s. w. in sich trägt. Ferner zeigt sich das Mißverständnis darin, daß er „Leidenschaft und Leidenschaftlichkeit" zusammenwirft. Freilich sind die Wörter etymologisch auseinander entstanden, die Etymologie ist aber keine Psychologie, und die Verwechslung, deren Schuld die beschränkte Kenntnis derer trägt, die zuerst jene Abteilung machten, brauchte Hegel nicht zu adoptieren. Der Ausdruck „Leidenschaftlichkeit" hat zur eigentlichen Bedeutung das, worin ein Gegensatz zu seinem Stammworte liegt; es drückt den Begriff der Hingegebenheit an die Affekte aus. Wenn Kant sagte: „Wo viel Affekt, sei wenig Leidenschaft," zielte er eben auf den Gegensatz der betreffenden Begriffe und meinte nichts andres, als was man auch so fassen könnte: Wo große Leidenschaftlichkeit, da ist wenig Leidenschaft. — Shakespeare verwechselt in seiner Darstellung nie Leidenschaft mit Affekt, weil er die menschliche Natur aus dem Grunde kannte. Was Hegel „Pathos" nennt, ist nichts andres als die Bemäntelung der Motive, die wir oft praktisch bei Schiller finden, das Kunststück einer verwöhnten Zeit, die ihre Leidenschaften verherrlicht und sophistisch zurechtlegt, um thun zu dürfen, wozu sie Lust hat, und doch von Selbstvorwürfen befreit zu sein. Bei den Alten finden wir diese Sophisterei nicht, dort ist sie nicht Sophisterei des Dichters, sondern dargestellte der Personen, denen der Autor aus dem Munde andrer sein eignes unbestochnes sittliches Urteil entgegenstellte. Klytämnestra beim Äschylus sucht aus ihrer Schuld ein Recht zu machen, das thun alle Verbrecher; Äschylus selbst aber thut es nicht, denn er stellt ihr verbrecherisches Verhältnis zum Ägisth mit dar und darin ein Motiv, welches Klytämnestra verschweigt; und dem Chore, sehen wir, scheint sie keineswegs gerechtfertigt. Der

Leidenschaftlichkeit hängt eine Nüance des Geringen, Verächtlichen an, nicht der Leidenschaft. Wir verachten die Leidenschaftlichkeit deshalb, weil sie Charakterschwäche ist, weil die Natur in ihr den Geist völlig überwiegt; sie ist Unmacht des Menschen über sich selbst. Die Leidenschaft ist es aber gerade, die dem Menschen die ungeheuerste Macht über ihn selbst giebt. Die große Leidenschaft ist, selbst wenn sie auf das Böse geht, imposant, denn sie bringt in das Thun und Denken des Menschen jene grandiose Konsequenz, welche die Vernunft nach ihren eignen sittlichen Forderungen bewirken sollte, aber nie bewirkt. In dem, was Hegel das Pathos nennt, ist keineswegs bloß Vernünftigkeit; ein einziger Blick auf die praktischen Beispiele der Alten und der Idealisten unter den Neuern zeigt das zur Genüge; denn in ihnen ist höchstens die sinnliche Seite bemäntelt, aber sie ist vorhanden, und sie ist es eben, welche die Kraft zum Handeln giebt. — Das ist's eben, was in der Shakespearischen Tragödie das Schöne zugleich wahr und sittlich macht, daß sie die Schuld nicht bemäntelt, aber sie aus großer Leidenschaft hervorgehen läßt. Wenn die Philosophen den absoluten Geist den endlichen trotz dessen relativer Größe und Schönheit verschlingen lassen, um dessen Unangemessenheit willen, so sehe ich nicht, wie das eine höhere Vorstellung vom Tragischen sein soll, als der „Neid" der Götter. Der Neid ist wenigstens begreiflicher, als die Grille des Prokrustes, seine Gefangnen zu Tode zu dehnen, wenn sie nicht in sein Bett passen. Diese Prokrustesleidenschaft des absoluten Geistes ist um nichts weniger irrationell als jene niedrigere Stufen des Tragischen. Es ist darin etwas ebenso Komisches, als das personifizierte Schicksal in Theklas Deklamation. — Die Sache ist so: Im allgemeinen Teile der Ästhetik brauchte Hegel einen Begriff, der das bei den Alten zugleich mit umfaßte, was bei ihnen für die in der romantischen Kunst zu nennende Leidenschaft vorhanden war. Pathos und Leidenschaft ist dasselbe Ding, nur von dem verschiedenen Standpunkte dieser verschiedenen Weltanschauungen angesehen. Daher kommt das Schwankende, wenn er bald den Ausdruck Pathos, bald den Ausdruck Leidenschaft braucht, und jenen bei klassischen Beispielen, diesen bei Beispielen aus der romantischen Zeit, zu der er Shakespeare stellt. Er hätte im allgemeinen Teile, der sich noch nicht auf diese einlassen kann, einen Oberbegriff beider setzen sollen. — Bei Romeo und Julia z. B. spricht er von der Leidenschaft der Liebe, hier ist der Ausdruck ihm gut genug, der ja „eine Nüance von Gemeinheit und Eigensinn an sich haben soll". — Über Shakespeares Rüpel irrt sich Hegel, wenn er sagt: „in ähnlicher Inkonsequenz sind seine Rüpel fast durchaus geistreich und voll genialen Humors. Da kann man sagen: Wie kommen so geistreiche

Individuen dazu, sich mit solcher Tölpelhaftigkeit zu benehmen u. s. w." Dagegen hat schon Kant in seinen Beobachtungen über die Gefühle des Schönen und Erhabnen gesagt: es könne viel Witz mit wenig Urteilskraft in einem Menschen beisammen sein, er bezeichnet dies Mißverhältnis als Albernheit. Die Albernheit bedeute nicht bloß den Mangel an Urteilskraft, sondern verrate auch, daß dieser mit Witz versetzt ist. Ein Mensch, der einen Gran von Witz habe, sei sehr abgeschmackt, wenn er keine Urteilskraft habe. Hätte Hegel etwas näher zugesehen, so würde er gefunden haben, daß Shakespeares Rüpel meist in diese Kategorie gehören. Vergleiche man z. B. Probsteins witzige Reden mit seinem Handeln. Solcher Witziger giebt es genug, die witzig sind, deren Urteil und Handeln aber schwach ist und ihre Armut zeigt. — Vortrefflich ist, was Hegel sagt: „Es widerspricht der individuellen Entschiedenheit, wenn sich eine Hauptperson, in welcher die Macht eines Pathos webt und wirkt, von einer untergeordneten Figur bestimmen und überreden läßt und nun auch die Schuld von sich ab und auf andre schieben kann, wie in Racines Phädra. Ein echter Charakter handelt aus sich selbst und läßt nicht einen Fremden in sich hinein vorstellen und Entschlüsse fassen. Hat er aber aus sich gehandelt, so will er auch die Schuld seiner That auf sich haben und dafür einstehen." —

Die einzelnen Dramen Shakespeares.

Romeo und Julia.

Der harmonische, schöne Eindruck dieser Tragödie entsteht daher, daß die beiden Liebenden alles Interesse in sich konzentrieren, daß der schmerzliche Ausgang nur von ihnen selbst kommt. Sie töten sich beide selbst; keine barbarische oder gewaltsame Handlung eines dritten erregt Haß, oder wenn er es thun müßte, leitet er nicht einen Teil des Interesses von dem Paare auf sich. Sie leiden das äußerste nur durch ihr eignes Handeln, auch tritt dieses durch das ganze Stück nicht als gewaltsames, sondern mehr in der Form des Leidens, also selbst die Schuld Mitleid erregend auf. Der Familienhaß — ein Verhältnis, keine Person, ein Ding, das weder Liebe noch Haß erregen und daher kein Teilchen Interesse den Liebenden entziehen kann, ihnen vielmehr erst recht Interesse giebt durch die rührende Situation, die er bilden hilft. Daher der große Nutzen einer Situation oder auch Thatsache, wie im Hamlet, die vom Anfange des

Stückes feststeht bis zu Ende, sie vertritt die Stelle einer Hauptperson und nimmt dem Helden nicht so viel Interesse weg, als eine Hauptperson gethan hätte. — — — Auch das wirkt künstlerisch, daß der Liebenden Empfindung wohl getrübt wird durch die Schatten der Gefahr, des Scheidens, aber nicht die sanfte Gebärde derselben durch Haß und andre widersprechende Gefühle entstellt wird. Die Liebenden haben solchergestalt die tragische Stimmung in sich selbst und müssen sie daher im Zuschauer wecken.

Richard II.

Ein leichtsinniger junger König, der seine Finanzen erschöpft und, nun eine Rebellion in Irland ausgebrochen, zu den gehässigen Mitteln der Erpressung greift und den Warnungen seiner Ohme zum Trotz das Königreich förmlich verpachtet. Da er sich auch an den Besitzungen des von ihm verbannten Vetters vergreift, so nimmt dieser die Gelegenheit davon, eigenmächtig zurückzukehren, um sein Eigentum zu retten. Während der König in Irland, kommt er, und die mit dem König unzufriedenen Lords und Bürger fallen ihm zu. Richard verdirbt, was noch gut werden könnte, durch seine Lässigkeit; ein Heer läuft auseinander, weil er nicht zeitig genug zurückkommt, das Gerücht von seinem Tode Lügen zu strafen. York, ein Oheim, den er als Regenten zurückgelassen, ist genötigt, weil er keine Kräfte zum Widerstande besitzt, den König ebenfalls fallen zu lassen. Richard, in einer Burg aufgefordert, den Bolingbroke wiederherzustellen, ergiebt sich wohl wissend, Bolingbroke ist's nun, da das Land sich ihm ergeben, nicht bloß um sein Herzogtum zu thun. Er legt, aufgefordert, die Krone ab und wird von einem, dem Bolingbroke es andeutet, im Eifer getötet.

Wiederum der einfachste Verlauf der Handlung. Der Zusammenhang ist nicht durch künstliche Einfügungen hergestellt, ohne gewaltsame Konzentration, obgleich der ausgesprochene Entschluß des Königs, des Vetters Güter einzuziehn (da eben dessen Vater gestorben), und die Meldung Northumberlands, der Verschworne wirbt, der Vetter sei mit einer Macht bereits unterwegs, sehr danach aussieht. Die Schuld ist möglichst schlank gemacht, in eine — bestimmte — That gekleidet. Im Plane nichts Raffiniertes. Eine reine Staatsaktion, daher um so bewundernswürdiger, wie er die einzelnen Teile derselben mit Theaterspiel ausgefüllt und dem Gemüte nahe zu bringen gewußt hat. Der Leichtsinn Richards im Anfange ist verhältnismäßig mehr bloß angedeutet und in Erzählung gebracht, dafür seine Gefühle im Unglücke mit außerordentlicher Vollständigkeit dargestellt. Das Gespräch mit Northumberland, den Gesandten Herefords, an dessen Ende er sich ergiebt, die Kronenabgabe an Hereford sind

Paradescenen für einen Virtuosen. Charakteristisch ist, wie Richard Herefords Wünschen, die derselbe verdeckt in der Brust trägt, nur zu schnell entgegenkommt. — Wie gewöhnlich bei Shakespeare die Schuld verhältnismäßig gegen die Strafe mehr skizziert als ausgeführt. Man muß bei ihm die Schuld meist als ein mehr oder weniger irrationales Faktum, als unmittelbaren Ausfluß des Charakters und der Leidenschaft aufnehmen. Wir Neuern dürfen das nicht mehr wagen; wir müssen die Schuld, um sie glaublich zu machen, so motivieren, daß der Held halb entschuldigt und die Schuld zu wenig anrechenbar erscheinen muß, wodurch die Majestät des Schicksals leidet.

Das Stück beweist, wie richtiges Aussparen des Effektes und Vollständigkeit der Darstellung den einfachsten Stoff zu einem wirkungsvollen Stücke machen kann.

Macbeth. — Stimmungsvorbereitung.

Zeitweilig legt Shakespeare das Vorbereitende in der Stimmung einer Person unmittelbar als böse Ahnung, als unbegreifliche Unruhe ohne bewußten Grund in die Seele. So ahnt die Königin im Richard II. schon beim Auftreten Schlimmes in der Scene, die ihr die bösen Botschaften bringt. Lady Macbeth nachtwandelnd, vom Arzte und der Kammerfrau beobachtet: kunstreich, ehe sie selbst auftritt, der Leser oder Hörer vorbereitet und in die Stimmung versetzt, ihre Reden dann unterbrochen durch Arzt und Kammerfrau im Gespräche. So gewinnt die Scene Breite und der Eindruck Tiefe, während sie ohne dies wirkungslos und störend vorbeigehen würde. Mit der Geisterscene im Hamlet ist es ähnlich. Desgleichen im Lear, ehe der Alte völlig wahnsinnig gesprungen kommt. Man wird wohlthun, so durch Erzählung und Gespräch vorzubereiten, so oft ein Auftritt kommt in gesteigerter Leidenschaft, in deren Grad wir uns nicht sogleich versetzen können, oder überhaupt ein Auftritt in veränderter Stimmung, deren Grund wir noch nicht wissen, oder sonst etwas Auffallendes, etwas, das unsre Nüchternheit zu Zweifeln herausfordern könnte. Daher kommt es, daß Shakespeare uns stets so gläubig findet auch beim Wunderbarsten und Seltsamsten, das er uns bringt. Dagegen das Erwachen und der Selbstmord der Julie in Romeo und Julia für die Schauspielerin sehr schwierig, weil sie selbst hier die Vorbereitung machen muß und wegen der Kürze der Partie weder selbst genug ins Spiel kommen noch dem Zuschauer in die Täuschung helfen kann, dem die Situation zu schnell vorbeifliegt, um sympathisieren zu können. — Oft hilft die Dekoration, die Natur (im Sturm), Glockenton, Anklopfen, die Gebärde, unruhiges Hin und Wieder, die ausführlich geschilderte Tages- oder Nachtzeit, Gegend, Musik, irgend eine Erinnerung an eine bekannte Thatsache

dazu, lauter Hilfsmittel, die in der konzentrierten Form keinen Platz finden. Wir finden bei Shakeſpeare innerhalb einer Scene jederzeit nur Worte und Handlungen, die der Grundſtimmung derſelben durchaus entſprechen. Es iſt eine Regel, daß man nichts Fremdgeſtimmtes in die Scene einlaſſen darf, die verſchiedenen Momente einer Scene müſſen höchſtens im Grade verſchieden ſein, nie in der Art, und dann müſſen ſie in Steigerung geordnet ſein. Hier wieder eine Schwierigkeit der konzentrierten Form. Je länger und reicher an Handlung die einzelnen Scenen ſind, deſto ſchwieriger iſt es, die ſich häufenden innern Motive und Vorgänge in wirklichen Dialog zu verwandeln, der zugleich völlig dem Geſetze der Steigerung entſpricht. Das Konzentrieren macht Behelfe notwendig, und dieſe ſtören den Fluß. Je mehr ich verſchiedene Vorgänge mit ihren innern Motiven zuſammendränge, deſto allgemeiner muß die Stimmung ſein, in der ſie alle zuſammengehen ſollen. Jeder dieſer einzelnen Vorgänge verliert von ſeinem Koſtüm, von dem, was zu ſeiner vollen Ausprägung gehört, von ſeiner Schärfe und Geſchloſſenheit, ſeiner Individualität, und dadurch das Ganze mit. Jede einzelne Nummer in Mozarts Opern hat ihre eigne Tonart, ihre eigne Inſtrumentation, ihren eigentümlichen Rhythmus, ihre eigentümlich melodiſche und harmoniſche Behandlung, und gerade dadurch wird das Ganze einer dieſer Opern wiederum ein abgeſchloßnes. So iſt es mit Shakeſpeares Dramen. — Dies Trauerſpiel iſt die Tragödie des Ehrgeizes, des Königsmordes, der Uſurpation, des Mordes, des Tyrannen, des Gewiſſens ſelber. — Macbeth iſt durchaus kein Individuum — Individuen können kein Schickſal haben, das heißt kein tragiſches; denn dies ſoll das Allgemeine des menſchlichen Loſes ausdrücken, die normale Geſtalt desſelben, nicht eine ausnahmsweiſe, eines einzelnen Falles menſchlicher Artung. Er iſt der Ehrgeizige ſelbſt, an dem mit Hilfe des Agens der Gelegenheit das Experiment vorgenommen wird, das im weſentlichen an jedem Ehrgeizigen ſo auslaufen muß wie an dieſem. Wie man beim Studium der Anatomie die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers nur allein an einem Normalkörper richtig begreifen kann, in welchem man eben nicht den Körper von Hinz oder Kunz, ſondern den des Menſchen überhaupt, den Normalkrankheitsfall an einem normalen Menſchenkörper vor ſich hat. — Er iſt der Mörder aus Ehrgeiz überhaupt. An ihm können wir das Schickſal des Mordes, d. h. ſeine notwendigen Folgen für den Thäter vollſtändig ſtudieren. Die äußern Schickſale hängen von andern äußerlichen Einwirkungen ab, äußerlich können die Lebensgeſchichten verſchiedener Mörder unendlich verſchieden ſein, darin unterſcheidet ſich Lebensgeſchichte und Schickſal; jene iſt das Ganze ſeines Erlebens, dieſes, was er notwendig erlebt in Folge ſeines

Thuns, das wieder notwendige Folge und Mitursache seines Charakters. — Diese vollständige Entwicklung der innern Zustände legt Shakespeare jederzeit nur in eine Figur, teils weil das Drama ohnehin im Raum so beschränkt ist, teils weil mehrere solche Entwicklungsgänge in solcher Vollständigkeit einander das Interesse streitig machen würden und dadurch dessen Einheit aufheben, auch dem Verstande zu viel Mühe machen, jede einzelne mit der nötigen Klarheit durchschauend zu verfolgen. Wenn er momentan auch in die Entwicklungen andrer Figuren etwas tiefer hineinsehen läßt, so geschieht auch dieses nur, um die Hauptentwicklung der Hauptfigur durch jene Blicke, wie durch Kontrast und Folie stärker herauszuheben. Die Hauptfigur und ihr Schicksal ist ihm der Zweck, alles andre nur Mittel.

Das Schicksal eines Mörders ist das aller Mörder, nämlich insofern sie wirkliche Menschen sind und je mehr sie dies sind. Darum haftet Shakespeare denn immer auf dieser innern notwendigen Entwicklung, weil er innerhalb der Lebensgeschichte das Schicksal darstellen will. Und darum ist die vollkommenste Tragödie, wo die Lebensgeschichte selbst das Schicksal ist, wo sie ebenso notwendig aus dem Thun des Helden und den notwendigen Folgen desselben auf sein Inneres hervorgeht, wenn die Schuld in ebenso innigem Kausalnexus das erste Glied zu der Kette seines äußern wie seines innern Verderbens bildet. Daraus folgt die Forderung, daß auch das innere Heil des Guten in äußerm Glück sich abbilde.

In der Auffassung von Charakter und Schicksal ist Goethe Shakespeare vollständig gefolgt. Z. B. im Tasso, wo die Empfindlichkeit der Menschenseele so zum Stoffe genommen ist, wie im Macbeth der Ehrgeiz. Die Empfindung macht sich innerlich und äußerlich unglücklich in ihrem Übermaß. Der Träger desselben ist so natürlich ein Dichter wie der Träger des Überehrgeizes im Macbeth ein Großer und Soldat. In jenem hantiert des Dichters Haupteigenschaft, die Phantasie, wie hier des Soldaten: die Fertigkeit der Thatkraft. Aber der Hauptunterschied in der Dichtung beider ist der Unterschied zwischen beider Zeit; die Shakespeares sucht mehr Interesse für die Phantasie, die Goethes mehr Interesse für das Gemüt.

Vollständige Entwicklung aller Faktoren; völligste Klarheit.

Shakespeare macht seine Situationen interessantest nicht dadurch, daß er sie zusammenschiebt, so daß ihre Momente sich drängen, sondern dadurch, daß er jede einzelne so reich ausbeutet, und sie in so viel Momente zerlegt, die darum alle innerlichst sich erklären. Er macht viel aus wenig. Bei der konzentrierten Form, wo man äußerliche Wirkungen zusammendrängt, müssen sich die psychologischen Fäden mit denen der Handlung oft verwickeln, sie müssen oft zerschnitten, oft verdeckt werden. In seiner Weise, wo der psychologische Faden

eben der Führer selbst ist, der uns durch das Ereignis leitet, ist der Zusammenhang der Handlung wichtiger als die Handlung selbst. Er wird lieber abstrakt in der Diktion, als daß er uns im Unklaren ließe über das, was in seinen Figuren vorgeht, er läßt die Figuren aussprechen, was und wie sie, unmittelbar genommen, gar nicht sprechen könnten; z. B. der Monolog Macbeths, wo er die Gründe und Gegengründe der That abwägt und endlich sagt, was eigentlich nur der Dichter von ihm sagen konnte, wie er Macbeths Situation überlegte und das einzige Für als zu leicht erkannte ohne das Dazukommen eines äußern Sporns. Dieser Sporn kommt denn auch in der Lady sogleich dazu. Wie er bei solch innern Vorgängen lieber abstrakt wird, als daß er den Zuschauer ein kleinstes Rädchen in der innern Maschine zu übersehn durch Unmittelbarkeit der Diktion verführen möchte, so wendet er dagegen, wo dies nicht zu befürchten, den wunderbarsten Schein der Wirklichkeit an. Klare Übersichtlichkeit und Verständlichkeit des innern Vorganges, des Zusammenhanges der äußern Vorgänge ist ihm das Erste und Notwendigste, nach diesem erst rangiert bei ihm die äußere Verwirklichung, die er in solchen Scenen deshalb sehr menagiert, wo jene durch sie leiden könnte. Nicht allein, daß er die Personen alles sagen läßt, was in ihnen vorgeht, auch wo es dem Scheine der Wirklichkeit widerspricht: er läßt andre, ja selbst in der größten Hingerissenheit, Bemerkungen über sie machen. Und wahr ist's, nur dadurch ist es ihm möglich, einen solchen Reichtum von Lebensweisheit zu entwickeln, so ungemein interessante Charakterprobleme selbst dem gewöhnlichern Teile des Publikums verständlich zu machen. Ihm ist so viel an seinem Kontur des Hauptcharakters gelegen, daß er alle Verkürzungen meidet, alle Deckungen eines Teils desselben durch eine andre Figur. Die ganze Gestalt der Entwicklung liegt in allen ihren Proportionen vor uns, nicht hinter dem Rahmen; von alledem, was den Hauptcharakter im Bezug auf seine Entwicklung in und durch die Handlung des Stückes betrifft, fällt nichts in Exposition durch Erzählung oder zwischen die Akte. Die Teile der Handlung, in die keine wesentlichen Entwicklungsmomente des Hauptcharakters fallen, werden sozusagen durch einen epischen Chorus eingeschaltet in besondern Scenen, die der Haltung nach aus dem Stücke herausfallen. Es scheint, daß auch hier die Absicht, diese historischen Erläuterungen dem Zuschauer so klar unverwirrt zu vermitteln, als möglich, neben dem Bedürfnis der Kürze dieser Einschaltescenen — dieselben so episch gehalten und sie aus dem eigentlichen Problem herausgenommen hat. Häufig erfährt dann der Hauptcharakter dieselben Dinge noch einmal in der eigentlichen Handlung: da wir ihren Inhalt kennen, so stört uns hier keine Teilung der Aufmerksamkeit zwischen dem Inhalte der Nachrichten und der charak-

teristischen Art und Weise, wie die Hauptfigur diese Nachrichten aufnimmt und gegen ihren Inhalt reagiert. Solche epische Einschaltungen z. B. im Macbeth die Erzählung Rosses an den alten Mann von den Ergebnissen der Versammlung nach dem Morde Duncans, daß der Verdacht auf die Söhne gefallen und Macbeth zum Könige gewählt und nach Scone sei; dann Akt 3, 6, wo wir erfahren, daß man nun wisse, wer Duncan getötet hat, und daß Macbeth ein Tyrann und von allen verabscheut, daß Macduff nach England, wo auch Malcolm, was dann Macbeth selbst noch in der letzten Scene mit den Hexen erfährt. Dieses äußere historische Beiwesen, dessen doch nicht zu entraten ist, behandelt er bloß andeutend, wie die griechische Plastik Stühle und dergl. mit einigen Linien. —

Hamlet.

Ein eignes Stück, bei weitem weniger dramatisch und von konziser Form wie seine übrigen Tragödien. Hamlets zahlreiche Monologe sind der Kern, die übrigen Scenen nur so darum gebaut. Die Motivierung weit nachlässiger und lückenhafter als in seinen andern. Mancherlei fällt auf. Bei dem Vorherrschen der Innerlichkeit Hamlets befremdet es, daß er keine Ursache angiebt für den erkünstelten Wahnsinn und dieser auch sonst nicht motiviert ist. Zu seinem Zweck wäre es viel besser, er stellte sich behaglich und zufrieden als irrsinnig. Übrigens sieht man nicht einmal überhaupt eine Ursache, warum er aktive Verstellung wählt. Er braucht sich ja nur nicht zu verraten. — Über seinen Vorsatz hört man ihn gar nicht reflektieren, während er sonst über alles reflektiert. Gleich nach der Geistererscheinung sagt er bloß zu seinen Freunden: Wenn ihr mich wunderliche Dinge thun seht, laßt euch nichts merken, was die Veranlassung davon verraten könnte. Dann fällt der Anfang des verstellten Wahnsinns in den Zwischenakt; wiederum bei Shakespeare befremdlich. Die Art seiner Verstellung ist nun wiederum so, daß sie eher das Umgekehrte herbeiführen muß, als was er damit bezwecken zu wollen scheint. Weit entfernt, sich dadurch zu maskieren, verrät er sich vielmehr dadurch. Warum verstellt er sich, wenn er solche Dinge macht, wie mit der Tragödie in der Tragödie, die mehr ihn dem Könige verrät als diesen ihm. Die Gewissensprobe mit dem Schauspiel vor dem König ist so, daß sein verstellter Wahnsinn nun ganz überflüssig. Nun wird das Verhältnis ohnehin etwas schielend. Der König muß nun wissen, wie er mit ihm daran ist; die Höflinge sagen gleichfalls, es drohe dem Könige Gefahr von Hamlet, und doch scheinen sie die Sache nicht zu durchschauen. Und doch können sie nur, wenn sie dies thun, eine Gefahr für den König ahnen. Thun sie das, wie kommt's, daß sie keine Überraschung zeigen? Haben sie alle schon geahnt, oder wußten

sie, daß der König der Mörder? Hamlet muß wissen, daß ihm schwere Gefahr droht, wenn der König weiß, daß Hamlet alles wisse, daß der König dann im Falle der Notwehr ist und einen Mord mehr begehen können wird, um den alten ungestraft begangen zu haben; denn warum verstellt er sich sonst? Und doch sieht man ihn keine Maßregeln treffen für diesen möglichen Fall, ja gar nicht an ihn denken, ehe er die Gewissensprobe macht. Was soll dann die Mutter mit ihm? Ihn aushorchen? Ist das noch nötig? Ihn schelten, wie Polonius sagt? Wofür? Daß er das Gewissen des Königs zum Selbstverrate gebracht? Dann braucht's kein Aushorchen mehr, von dem Polonius zugleich doch spricht. Wie wenig Schrecken zeigt die Königin bei der Ermordung des Polonius, wie gleichgültig ist Hamlet darüber! Soll das Gefühl des eignen Unglücks ihn für fremdes gleichgültig machen? Dergleichen pflegt sonst Shakespeare bis zum Abstrakten einzuschärfen. (S. Lear.) Dann — giebt's kein sichreres Mittel, den Hamlet zu töten, als durch ein giftig Rapier? Warum läßt der König ihn erst wieder nach Helsingör? Aber er will vielleicht den Laertes zugleich mit töten. Wird man aber nicht an der Art der Wunde und des Todes sehen, daß er von Gift kam? Auch schon das mit dem Uriasbriefe ist sonderbar. Alle diese Mittel kompromittieren ja den König erst recht, und dem will er doch ausweichen. — Ahnt denn Hamlet gar nicht, daß er der Grund von Ophelias Tode ist? Ficht es ihn nicht an? Hat ihn eignes Unglück fühllos gemacht? Nein. Denn er will mit Laertes ausfechten, wer sie mehr geliebt habe. — Horatio scheint sonst bieder und gerade. Wenn Hamlet auch eine solche That thun konnte, daß er Rosenkranz und Güldenstern ans Messer lieferte, konnte Horatio sie billigen? Sonderbar, in diesem innerlichsten von Shakespeares Stücken bleibt man überall über die Motive im Unklaren, die auch in seinen äußerlichsten sonst immer, ja oft mit abstrakter Deutlichkeit angegeben sind. Bei den übrigen ist oft die Premierung der Motive gar nicht nötig, weil die Personen immer das Natürlichste, Nächste thun oder denken; hier wäre sie es sehr, weil die Personen fast nichts Natürliches und sich von selbst Verstehendes thun und denken. Daß Hamlet nichts Verfängliches in der Wette sieht, zumal da ein übles Vorgefühl sich seiner Seele bemächtigt. Wie er mit dem Könige steht, der ihm erst den Uriasbrief gegeben, wie er mit dem Laertes steht, dem er Vater und Schwester gemordet — wie kann er an Laertes denken als einen, mit dem er weiter nichts hat, als den Wettkampf in der Bezeigung des Schmerzes über den Tod der Ophelia, wie kann er in diesen Augenblicken, wo er über seine Sicherheit in Sorge sein müßte, über die Folgen seiner Thaten in Schmerzen, die Plaudereien mit und über Obrik treiben? Kurz in keinem Stücke Shakespeares scheint mir

die Fabel so willkürlich und abenteuerlich, die Figuren in den Situationen weniger vollständig empfunden, die Stimmung öfter zerrissen, das Ganze so unzusammenhängend, das Einzelne so unverhältnismäßig. Welchen Bezug hat die Breite des Abschieds Laertes' von den Seinen, die Ermahnungen und Lehren der Männer an Ophelia und des Alten an den Laertes, dann die Botschaft Reinholds, des Laertes Aufführung zu erkunden, zum Ganzen, wogegen die Rolle der Ophelia wiederum so obenweg und skizziert wie selten eine bei Shakespeare? Das ganze Um- und Beiwerk so wenig gesammelt. Auch Polonius ist so sehr ungleich, in seinen ersten Scenen ein ganz andrer. Es ist das einzige unter Shakespeares Stücken, wo die bewegende Ursache die Schuld eines andern ist als des Helden. — Es ist so reich an Spielscenen, ohne daß eben viel Thathandlung vorkommt. — Hamlets Charakterfigur ist das Zusammensinken nach affektvollem Aufflammen, wo der Affekt zur That werden sollte. Melancholie sein habitueller Gefühlszustand. Auf dem Grunde seiner Melancholie der Überlegene, der die Lacher auf seiner Seite hat, seine Scenen lauter Spielscenen. — Zur eigentlichen Handlung im französisch-klassischen Sinn ist die ganze Reihe der Scenen Opheliens, ja die Gestalt selbst durchaus nicht wesentlich notwendig; denn Laertes' Rache, sein Komplott mit dem Könige war durch den Mord seines Vaters hinlänglich motiviert. Aber sie bereicherte die Mannigfaltigkeit der Anschauungen, gab für Hamlet Anlaß zu mehreren Spielscenen, die zu den berühmtesten des Werkes gehören, und ließ sich selbst zu Spielscenen im Wahnsinn verwenden, durch welche ein wunderbar lieblich-elegischer Ton mehr in den tragischen Accord kam, nicht gerechnet, wie sie als ein Glied der kontrastierenden Gruppe benutzt ist, durch welche die Idee des Hauptcharakters und damit des ganzen Stückes herausgehoben wird.

Zu Hamlet.

Im Hamlet macht das geistig Überlegene des Charakters hauptsächlich sein und des Stückes Glück; die Wirklichkeit des Vorganges, durch welche jeder Ton, den die Menschenbrust hat, hervorgerufen wird; der schnelle Wechsel derselben, der Wettlauf, wie er mit andern ihre Sprache sprechen muß und nach einer Scene im Konversationsstil, sowie er wieder allein, wieder mit neuer Kraft und bereichert zu der Reihe von Vorstellungen zurückkehrt, die er vorhin abgebrochen. Und wie mit ihm, der mit allen spielt, wiederum das Schicksal spielt. Wie er vor sich selbst so schwach dasteht, als das Publikum die andern vor ihm stehen sieht. Dazu mußte aber das Ganze so phantastisch sein, als es ist. Und darauf gründet sich der mächtige, künstlerische Eindruck Shakespeares, daß er das Wunderbare verwirklicht. Wären

ſeine Stoffe ebenſo wirklich als die Behandlung, kein Menſch könnte ſie ertragen. —

Wo die Natur im höchſten Grade des Affekts ſtumm iſt oder nur einen Hauch, eine Interjektion hervorbringt, da überſetzt Shakeſpeare den Hauch, den Seufzer, das Stöhnen in einen plaſtiſchen längern Ausruf, der die Gefühle zuſammenfaßt in einen prägnanten Satz, deren Verwirrung und Zugleichandrängen die Perſon verſtummen macht. Z. B. Hamlet, wie ihm der Geiſt erſcheint. Hier ſind die ſeltſamſten, verworrenſten Bilder am Platze. Das, was die Natur wirklich ſpricht, aber der gelähmte Mund nicht austönen kann. Dies iſt das Plaſtiſchmachen des in der Natur Dünnen.

Hamlets Innerlichkeit.

Auch im Hamlet iſt der Hauptſchauplatz in der Seele des Helden. Daher die dramatiſchen Monologe. In den Helden iſt eigentlich der dramatiſche Kampf. So ſind ſie Mittelpunkte der Stücke. — Alle Fineſſe der pſychologiſchen Ausmalung bloß im Helden, die übrigen Figuren dagegen alle mehr nur wie ſkizziert. Alle andern Geſtalten haben nur den Helden zum Gegenſtande ihres Handelns und Sprechens. Othello ſpricht nur mit ſeiner Leidenſchaft, Jago iſt bloß ein Erreger und Helfer derſelben. — Das in ſich ſelbſt Hineinſchauen, das mit ſich ſelbſt Sprechen, dies in ſich als in die Hauptſache Gewandte giebt den Perſonen das Nachdrückliche, Impoſante, das der Stolz, dieſer ſtete Sichſelbſtanſchauer hat, das macht ſie zu großen Geſtalten. — Die Shakeſpeariſchen Helden haben alle ſolchergeſtalt etwas Iſoliertes, wodurch ſie ſich wie ſtolz und vornehm von den andern Figuren abſondern. — Ihre Selbſtgeſpräche ſind weit mannigfaltiger, lebendiger und dramatiſcher als ihr Geſpräch mit andern, das ſie dann, wenn ſie allein, erſt verarbeiten. — Sowie ſie allein ſind, bricht es los, was man in den Geſprächen mit den andern nicht ſo deutlich ſieht. — Alle große Leidenſchaft iſoliert. Sie verbirgt ſich der Umgebung und ſucht die Einſamkeit, mit ſich ſelbſt zu ſtreiten, ſich zu bedauern, ſich anzufeuern, mit ſich zu beraten, ſich ſchlecht zu machen, ſich zu tröſten, ſich auszutoben. — Man erinnert ſich dabei der Shakeſpeariſchen Beobachtung: „Vor dem Vollbringen einer ſchweren That ſind der Genius und die ſterblichen Organe im Rate verſammelt, und der ganze Menſch erleidet wie ein kleines Königreich den Zuſtand der Empörung.“ Dies iſt zugleich eine Darſtellung ſeiner künſtleriſchen Methode. — Die Entwicklung eines intereſſanten Charakters iſt nur in Monologen möglich. Darum thut man wohl, nur eine Geſtalt, den Helden zum Träger einer größern Entwicklungsreihe oder eines pſychologiſchen Prozeſſes zu machen, namentlich nicht zwei Entwicklungsreihen unmittelbar nebeneinander abzuſpinnen

oder gar noch mehr. — Im Othello liegt alles auf der Entwicklung und dem Wachstum der Leidenschaft, man weiß oder schließt wenigstens, daß der tötende Strahl zuletzt aus dieser Wolke kommen muß. — Einheit der Spannung, der Erwartung. — Lessing hat die Monologe ebenso angewandt wie Shakespeare. In der Emilia sind unter zweiundvierzig Scenen acht Monologe. — Die Nebenpersonen bringen die Anlässe, die steigernden Motive, die die Hauptperson jederzeit nach ihrem Abgange verarbeitet. — —

Goethe über Hamlet.

Goethe hat ganz unrecht, wenn er durch eine Sammlung der historischen Nebenumstände im Hamlet dem Stücke einen Gewinn zu bringen meint. Er ist auf dem Abwege unsrer Kritiker, welche Verbesserer selbst wahre Hamlete sind, die durch zu genaues Bedenken aller Umstände um ihren Zweck kommen. Denn diese Nebenumstände sollen für sich gar nichts wirken, ihre Sammlung in einen rückt ihn zu sehr in den Vordergrund, es entsteht die Gefahr, daß dieser einen Teil des Interesses, der Spannung auf sich zieht. Er spielt nun auch mit und macht ein Recht geltend. Das soll er aber durchaus nicht. Wir sollen nie daran denken: Wird dem jungen Norweger gelingen, was er will? Shakespeares Kompositionen sind wesentlich Gruppierung, möglichst enge Gruppierung, weil die Wirkung sonst eine extensive, eine epische wird — bei ihm sind freistehende Menschengestalten um das ethische Centrum gruppiert. —

Julius Cäsar.

Wie der Julius Cäsar von Shakespeare dasteht, ist er ein dramatisiertes Stück Geschichte. Es ist Geschichte geblieben, und man wird es nicht vollständig ergreifen und sich davon entzücken lassen können, wenn man es nicht im Zusammenhange mit seinem Vorher und Nachher aufnehmen kann, d. i. wenn man nicht die römische Geschichte kennt, ähnlich, wie niemand sich recht an einem antiken Drama erfreuen wird, der nicht den ganzen Mythus kennt, aus dem es genommen ist. So tritt im Ödipus in Kolonos, im Theseus die ganze Kulturgeschichte des alten Griechenlands vor unsre Augen. Deshalb mußte Shakespeare in seinen dramatisierten Sagen soviel reicher sein, weil der Zuschauer aus seinem Gedächtnisse nichts hinzuthun konnte, und der Dichter eine Welt von Beziehungen erst schaffen mußte, die im atheniſchen Publikum, das seine Mythen kannte, sich von selbst an die einfache Katastrophe, die der Tragiker gab, reihte. Wer das bedenkt, dem wird ein Ödipus in Kolonos nicht ärmer scheinen, als König Lear. Es war ein großes Trauerspiel, von dem das attische Publikum nur eine Scene auf der Bühne vor seinen

leiblichen Augen zu sehen brauchte, um das Ganze innerlich anzuschauen und zu fühlen von Ödipus Geburt bis zum Falle des Hauses Kreons. Eine solche Fruchtbarkeit können für unser Volk nur biblische Stoffe haben. —

Wunderbar ist die Geschicklichkeit, mit der Shakespeare im Zuschauer das Gefühl der Stetigkeit seiner Handlung zu erregen und festzuhalten weiß. Im Cäsar wie im Othello ist eine doppelte Zeitrechnung. Er deutet die längern Zeiträume, die zwischen seinen Scenen liegen, an: für den Verstand sind die Einschnitte da, aber die Phantasie sieht sie nicht klaffen. Am merkwürdigsten ist, wie er die Täuschung hervorzubringen weiß, als wenn während einer und derselben Scene hinter den Coulissen Dinge vorgegangen sein könnten und vorgehen, die zu ihrer Vollendung weit mehr Zeit brauchen, als die Dauer der Scene gewährt. So sieht man Brutus in Zuversicht auf das Gelingen der Wiederherstellung ohne weitere Gewalt dem Antonius die Rostra räumen, und am Ende derselben Scene, wo es Antonius gelungen, das Volk aufzuwiegeln, hört man, daß Brutus und Cassius zu Pferde geflohen seien, von einem Boten, der vielleicht in Wirklichkeit längere Zeit gebraucht, nur den Antonius aufzusuchen, als die Aufwieglungsscene dauerte. Und ehe er von Octavian ging, erfuhr er schon Brutus' und Cassius' Flucht. — Warum fällt dergleichen nicht auf? Wie z. B. in der Emilia Galotti, daß Marinelli, nachdem sein Plan gegen Appiani schon fertig ist, sich erst mit Appiani so überwirft, daß jener Plan motiviert erschiene, wenn er ihn nun erst machte? Doch wohl, weil auf den Augenblick im Julius Cäsar kein Wert weiter gelegt, die Spannung nicht darauf gegründet ist, wie bei Lessing, weil er bei Shakespeare nur Nebensache, bei Lessing aber Hauptsache ist; weil ein Augenblick früher oder später auf das Ganze keinen Einfluß hat. Dagegen kommt es bei Lessing viel darauf an, daß Odoardo sein Haus verläßt, ehe Emilia aus der Kirche kommt. Im Trauerspiele wird überhaupt die Spannung peinlich, wenn sie an Zeit oder sonstige äußere Dinge geknüpft ist. — Die besonders in Romanen beliebte Art der Spannung, die vielleicht auch ins weniger poetische Schauspiel, besonders aber ins Lustspiel paßt, die, wo vom Zufrüh oder Zuspät soviel abhängt, sollte möglichst aus dem Trauerspiele verschwinden, wo sie die Entfaltung hindert und peinlich wird. —

Charakter und Situation.

Bei Julius Cäsar ist so recht auffallend, wie viel mehr es Shakespeare um die Personen zu thun ist und ihre Entwicklung und Ausmalung, als um die der Situation. Schiller würde uns ein einförmiges Ideal von Brutus gegeben haben, dagegen die Situation

desselben zu Cäsar als des Lieblings und doch Feindes aufs genaueste in schimmernden Tiraden entwickelt haben, aus dem Munde aller Personen, besonders des Brutus selbst. Gewiß ist's, die Weise Shakespeares ist dramatischer, denn die Entwicklung eines Charakters kann nur durch Handlung geschehen, während die Entwicklung und Beleuchtung einer Situation immer zu lyrischer und zur Reflexionsrhetorik führen wird. Die Charakterentwicklung, also das Charakterdrama, kann das Rhetorische nicht gut brauchen, weil es eine gewisse Unmittelbarkeit der Sprache verlangt; die Sprache als Sprache kann sich hier nicht so gehen lassen. Sie muß immer ein Mittel der Charakteristik bleiben. Hier zeichnet sie die Gestalt selbst in ihren genauen Umrissen, dort umwallt sie dieselbe wie ein weiter Prachtmantel. — Bei Shakespeare urteilen die Personen, eine über die andre, nach ihren charakteristischen Gesichtspunkten, bei Schiller wird die Situation nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, nach dem Verhältnisse der Personen zur Situation. Dort sind es die Gestalten, die sprechen, hier der Dichter. — Der objektive Dichter tritt hinter seine Figuren zurück, dem subjektiven sind sie nur Spiegel, in denen er dem Leser, Hörer oder Zuschauer sein eignes Bild zurückwirft. — Die Extreme des Charakterdramas sind Trockenheit und Härte der Sprache aus Streben nach Wahrheit des Ausdruckes; das des lyrischen Situationsdramas ist Schönrednerei aus Streben nach Schönheit; dort wird immer ein gewisser Realismus, hier ein gewisser Idealismus sich vordrängen. Der Realist wird daher zum Charakterdrama, der Idealist zum Situationsdrama durch seine Natur genötigt, und ebenso wird einem Volke von Idealisten ganz natürlich das Situationsdrama besser gefallen, und umgekehrt. Der Idealist ist vorwiegend lyrischer Natur, weil es ihm weniger um die Sache zu thun ist, als um das, was er bei ihrer Betrachtung denkt und fühlt; daher wird bei einem Volke von Idealisten vorzugsweise die lyrische Kunst blühen, in der Malerei die Landschaft, in der Dramatik das Lyrische, d. i. das Situationsdrama. Das geht weiter. So wird ein Volk von Realisten auch in der Politik wirklich objektive Zwecke verfolgen um ihretwillen, ein Volk von Idealisten nur der Gefühle wegen, die durch den Kampf aufgeregt werden. Das eine wird von praktischen, das andre von ästhetischen Idealen bestimmt. — Der englische und der französische Nationalcharakter verhalten sich wie Stolz und Ehrgeiz. —

Kaufmann von Venedig.

Bewundernswürdig die Gruppierung der drei Handlungsstämme im Kaufmann von Venedig. Der Hauptstamm ist die Antonio-Bassanio-Shylockgeschichte. Die Verbürgung des Freundes für den Freund beim Feinde mit dem Leben. 2. Die nachher wichtigste, die

Erwerbung der Porzia durch Baſſanio; was von der Baſſanio-Porzia-geſchichte über den Moment der gelungenen Erwerbung hinausliegt, gehört dienend dem erſten Hauptſtamme, ſowie ihr erſter Beginn die Anleihe in jenem motivieren mußte. 3. Die Lorenzo-Jeſſicageſchichte, die eigentlich nur zur Verſchärfung von Shylocks Bosheit und Gemütshärte das Motiv geben muß. Wenn man will, iſt noch ein vierter Stamm vorhanden, deſſen Held Lanzelot. Notwendig iſt er eigentlich nur für den dritten Handlungsſtamm als Liebesbote. Jede dieſer drei Geſchichten hebt ſcheinbar ganz ſelbſtändig an. Die Expoſition der Porziageſchichte iſt in die Hauptgeſchichte eingeſchoben, um die Zeit auszufüllen zwiſchen dem Abgang der Freunde und dem Wiederauftreten derſelben mit Shylock. Es war auch eine Möglichkeit, den Shylock zufällig den abgehenwollenden Freunden in die Hand laufen zu laſſen und dagegen die Porziaexpoſition unmittelbar vor den erſten Auftritt Marokkos oder mit dieſem zuſammen vor Marokkos verunglückende Wahl zu ſtellen. Ebenſo war der Scene Lanzelots mit ſeinem Vater und Baſſanio zu entraten. Der Diener Baſſanios, der den Juden einladet, konnte ſich bei Jeſſica beglaubigen, den Brief Jeſſicas an Lorenzo konnte auch ein andrer Zwiſchenträger bringen, und ſo war die Scenerie der zwei erſten Akte zu reduzieren.

Der Kaufmann von Venedig.

Beim Wiederleſen des Kaufmanns iſt mir wiederum ſo recht deutlich geworden, daß die eigentlich poetiſche Behandlung des Dialoges und die Entfaltung der Geſtalten eine entſprechende äußere Einrichtung der Scenerie verlangt, überhaupt einen Vortrag der Handlung, in welchem die pragmatiſche Kauſalität und Spannung nicht zu ſehr hervortreten darf. Welche Idealität, Befreiung von allem Bedürfnis, welche leichte Grazie iſt im Stücke, ſeine Wirkung eine wunderbar harmoniſche. Was den Bau betrifft, ſo iſt auch darin keine Spur jenes mühſamen Ernſtes, der die Phantaſie ſcheucht und lähmt. Es iſt, als hätte die Phantaſie die Folge der Scenen beſtimmt und alles geordnet. Es iſt etwas ſo Sprunghaftes darin, als hätte der ſchwerfällige, ſchleichende Verſtand gar keinen Anteil daran. Darin liegt ein Hauptreiz des Ganzen, und wie kühl ſind auch die Hauptſcenen gehalten, wie die Situationen! —

Lear.

— Ungeheuer gedrängt wegen Reichtum des Stoffes. Deshalb auch die Geſpräche zuſammengefaßter und in jeder Hinſicht weniger als in andern Shakeſpeariſchen Werken das dem Zuſchauer wie unabſichtliche Zuſpielen deſſen, was er wiſſen muß. Was nicht Lear

besonders betrifft, alles sehr summarisch, z. B. die Vergiftung Regans, wo die sagt, sie fühle sich unwohl, und Goneril beiseite spricht: Wo nicht, so trau' ich keinem Gift. Daß Lear an allem Leiden und aller Unthat im Stücke schuld ist, das vergißt man keinen Augenblick, und dies vermittelt hauptsächlich die hohe Fassung, die der Hörer immer mehr gewinnt, je mehr zugleich sein Mitgefühl erregt wird; die wahrhaft tragische Stimmung. Das wäre nicht möglich, wenn Lears dummer Streich etwas vertuscht wäre. So wie er dasteht, ist Lear völlig zurechnungsfähig und macht an sich allerdings keinen angenehmen Eindruck, ja die Situation hat etwas Unglaubliches. Außerordentliche Kunst, diese Massen so zu entwickeln, daß alles klar ist, der ganze Zusammenhang, und doch auch das Gefühl und die psychologische Ausmalung überall an ihre Stelle und zu ihrem Rechte kommt. Wunderbare Perspektive, in die alle Figuren in Gruppen gesammelt, von denen keine die andre verdeckt, und in der jedes einzelne so hervor- oder zurücktritt, wie seine Wichtigkeit es erheischt. Ich kann mir keine vollkommnere Kunst denken. Und wie zeichnet sich im engen Raume bei dem Reichtum von Gestalten jede so bestimmt von den andern ab, und wie tragen alle doch den Stempel derselben wilden Größe einer titanischen Zeit! Wie so gar nichts Kleines, Schwaches an all diesen Menschen! Welche Übereinstimmung aller Figuren mit einer Zeit, die solche Thaten hervorbringt! Welche Harmonie bei der ungeheuersten Mannigfaltigkeit! Der große Reichtum der Shakespearischen Stücke, der sie bei noch so vielmaligem Lesen neu erhält, ist's doch hauptsächlich, warum man ein Shakespearisches Stück so oft wie eine Oper sehen kann. Ein solches Stück, so aufgeführt, wie es verlangt, müßte denn wirklich der höchste, nicht allein theatralische, sondern überhaupt der höchste Kunstgenuß sein, den die Welt hat. Also ein Ausgangspunkt und ein Ziel werden verbunden durch eine Anzahl Mittelglieder, die eine gerade Linie von Ursachen und Wirkungen bilden, deren Anfang also nun die Hauptursache die Schuld (oder wenigstens die Leidenschaft, wenn Schuld die Katastrophe wird, und die Vorbedingungen der Schuld), deren Ende also nun die Hauptwirkung ist. Im Stoffe müssen die beiden Motive, Schuld (im Sinne der erregenden Ursache gebraucht) und Hauptfolge, gegeben sein. Die Schuld darf nicht bloß (im Sinne des Vergehens gegen die Moral) hineingeliehen erscheinen, sondern muß in der innersten Substanz des Stoffes liegen. So ist der Anfang zugleich Vorbereitung und das Ende Erfüllung. Diese Zweckmäßigkeit befriedigt uns und läßt uns dadurch den Gang als notwendig erscheinen. Der Fall muß die Regel belegen, nicht eine Ausnahme sein. Der Ausgang muß ein von vornherein, ein im ganzen vorhergesehener sein.

Wunderbar eine gewisse Übereinstimmung im Lear mit — den Birch-Pfeifferischen Romandramen: die Gedrängtheit, das Vorherrschen der Begebenheit in Aktion, eine gewisse Unbedenklichkeit in den Nebensachen und Konzentration des Interesses auf die Hauptsache, die Klarheit bis zum Abstrakten und deshalb oft Trockenheit der Zeichnung, die gerade Linie, das sich nicht Aufhaltenlassen durch Nebendinge, die dazu locken, der Reichtum der Begebenheit, das Drastische der zuweilen mit Dekorationsmalerei gemalten Situationen u. s. w. Nur fehlt der Birch-Pfeiffer die geistige sittliche Hoheit, die psychologische Wahrheit, die innere Poesie, die Unerschöpflichkeit der Erfindungskraft, die Expansion und Innerlichkeit, der Gehalt an Lebensweisheit, die wunderbare Idealität, Einheit und Totalität. Die doppelte Zeitrechnung im Lear. Die Illusion durch scheinbare Stetigkeit der Handlung für die Phantasie und das Gemüt, die wahre Zeitrechnung dem Verstande durch Verdunklung durch den Affekt, durch den Reichtum und raschen Fortschritt für den Moment der Darstellung entzogen. Zu seiner Beruhigung kann er nach dem Schlusse der Sache nachrechnen, und er wird sie richtig finden, wenn auch nicht ängstlich richtig. Das Ganze reißt uns hin; nachher fällt uns ein: Kann sich denn aber in so kurzer Zeit so viel Großes natürlich entwickeln? Nun werden wir gewahr, daß es uns nur schien, als habe sich soviel in so kurzer Zeit entwickelt. Wie uns in der Erinnerung ja auch eine ganze Zeit bloß auf ihre Hauptmomente sich reduziert. Die Shakespearischen Anfänge haben häufig etwas Unwahrscheinliches, was durch seine schlanke Darstellungsart in diesen Anfängen nicht nur nicht wahrscheinlich, sondern noch unwahrscheinlicher gemacht wird. Sollte Lear z. B. wirklich seine Töchter nicht besser kennen, die so viel Jahre um ihn lebten? Die Cordelia zugleich ist ordentlich gesucht trocken in ihrer Wahrhaftigkeit. Ihr „Nichts" ist fast komisch. Hat man aber Shakespeare nur seine Voraussetzungen zugegeben, dann zwingt er uns durch die Bündigkeit seiner Schlüsse, ihm auch alles Folgende zuzugeben. Keine der beiden Gruppen ist an sich an Handlung reich, aber die Situationen und Charaktere sind von großer Gewalt. — Es sind drei Geschichten, der Held der ersten Lear, der der zweiten Gloster und Edgar, der der dritten Edmund. Alle drei sind Nemesisgeschichten, die ersten beiden sich sehr ähnlich. Wunderbar, daß je mehr gegen das Ende, desto mehr Lear an allem schuld zu sein scheint, und das befestigt ihn erst recht in seiner Bedeutung als Hauptheld des Ganzen. Allerdings geben die Folgen seiner Thorheit dem Edmund die Gelegenheit, den Alten los zu werden; Glosters Strafe hängt also mit Lears Schuld zusammen; dann zu dem Verhältnis Edmunds mit den Weibern, so daß auch Edmunds Strafe mit aus Lears Thun hervorgeht.

Nun der Reichtum an ergreifenden Situationen, lauter Extreme. Cordelias Verstoßung, die Treue Kents, die Bosheit Edmunds, Lears Leiden von den Töchtern und Wahnsinn, die Erkennung Cordelias und Kents. Der ungerecht verstoßene Sohn führt den Vater unerkannt; Glosters Blendung; Cornwalls Strafe unmittelbar danach, Edmunds Los, ein Mann mit zwei Weibern liiert, die, Schwestern, sich um seinetwillen hassen; die eine will den Gatten um ihn töten und tötet die Schwester und dann sich selbst; das Gottesgericht, Lears Tod über Cordelias Leichnam, die Erkennung zwischen Gloster und Edgar, Kent und Edgar, Lear und Kent. Dann, wie hat Shakespeare den Wahnsinn, der im Stoffe liegt, in einzelne ergreifende Scenen zerlegt, Lear im Sturm, mit Edgar und dem Narren, das Gericht über die Töchter. Keine Person im Lear, die nicht zu der Katastrophe mitwirkte, als der Narr. Alle übrigen haben teil an der Gesamtschuld, wenn auch wie Albanien nur durch Zulassung passiv; nur Edgar steht ganz rein da, darum ist ihm die Rolle des Richters und Verwalters der göttlichen Nemesis übergeben. — Nichts Gleichgültiges im ganzen Stück. Die äußern Glückswechsel und innern Gewissensstürme. Und wie innig das alles ineinandergeschlungen, wie stetig, wie alles Gegenwart! Die Verbrechen: ungerechte Verstoßung einer Tochter, eines Sohnes; der Bruder verrät den Bruder, der Sohn den Vater, die Töchter mißhandeln den Vater, ein Mann schwört zwei Weibern zugleich Liebe, Ehebruch, vorgesetzter Gattenmord, wirklich ausgeführter Schwestermord, ein intentionierter, ein ausgeführter Selbstmord, Mord Cordelias, Cornwalls, zwei sterben durch Nemesis, Cornwall und Edmund, zwei an gebrochenen Herzen, Gloster, Lear und Kent halb, vier oder fünf Erkennungen, eine Blendung u. s. w. Alle Leidenschaften und Laster. Es ist die Tragödie der Tragödien. Alles Drastische spätern vorweggenommen. Nur in den alten Volksbüchern findet man solche drastische Situationen noch, aber zum Teil sind sie nicht mehr zu brauchen, da sie etwas Beleidigendes haben durch Konventionen ihrer Zeit oder durch eingemischtes Wunderbares; zum Teil liegen sie zu weit auseinander, sind zu episch, wie Genoveva, Robert der Teufel u. s. w. Aber sie haben doch den Vorteil der Rundheit und Beschlossenheit, die wie der lange von den Wellen gerollte Kiesel gerundet, wie das durch viele Steinschichten gedrungene Wasser gereinigt ist für den poetischen Gebrauch. Das Volk hat den Stoff schon ganz für seine Anforderungen zubereitet dem Dichter übergeben. Der Dramatiker hat bei selbsterfundenem Stoffe nicht die Zeit und kann ihm nicht leicht die Objektivität geben, die der durch fremde Hände gegangene Volksstoff schon mitbringt. —

Unübertrefflich in Lear die Gruppierung. Ganz im Vorder-

grunde das Leiden des alten Lear, mehr im Hintergrunde und ebenso weniger breit ausgeführt die Glostergeschichte, noch weiter im Hintergrunde, und fast bloß skizziert, das Verhältnis Edmunds zu den Schwestern. Wunderbar, wie die Leargruppe und die Glostergruppe ineinander verschränkt werden, nachdem sie eine Weile nebeneinander isoliert hergingen. — Jede kleinste Handlung bezieht sich auf das straffste auf die Idee des Ganzen. Jeder einzelne Stamm des Ereignisses ist so einfach, als er nur sein kann, und so notwendig in seinem Zusammenhange. Jeder einzelne Stamm würde, allein ausgeführt, und in konzentrierter Form unendlich gestreckt und gedehnt werden, und manches in den pragmatischen Zusammenhang aufnehmen müssen, was den idealen aufhöbe. — Der Tragiker muß bei der Bildung der Fabel beständig daran denken, daß die ganze Tragödie nur um der Idee willen vorhanden sein dürfte, daß also jede kleinste Erfindung nur im Bezug auf sie und zur vollständigern und klarern Darstellung derselben durch das Einzelne und Ganze, Stoff und Form, Charakter, Situation und Handlung gemacht und eingerichtet werden dürfe. — Die Schuld muß frei aus dem Herzen der Menschen, ohne irgend einen äußern Hebel bloß aus der Leidenschaft hervorgehen. — Die Hauptscene bleibt des Menschen Inneres; die eigentliche Peripetie und das Leiden, Schuld und Strafe und ihr Zusammenhang, also das Schicksal muß in diesem Innern vorgehen; die äußere Peripetie darf nur eine natürliche Folge der innern sein und durchaus nicht als die Hauptsache erscheinen. Das Historische darf bloß den Hintergrund darstellen. — Die Schuld ist ein Kind der Freiheit, das ganze Leiden muß notwendig aus der Schuld folgen, ja schon darin liegen. Die Schuld setzt den Perpendikel des Uhrwerks in Bewegung. Von da an darf nichts mehr von außen hineinwirken. — Schiller sucht den Zuschauer zum Mitschuldigen seiner Helden zu machen, Shakespeare thut meist das Gegenteil. Schiller sagt: Seht ihr? Mein Held kann kaum anders. Shakespeare sagt: Seht ihr? Mein Held könnte wohl anders. Schiller setzt ins hellste Licht, was zur Schuld treiben kann, und versteckt, was ihn abhalten müßte, oder läßt dies von jenem rhetorisch niederkämpfen. Shakespeare thut das Gegenteil. Besonders im Macbeth, besonders wo der Held das Mißverhältnis der Kraft der Gründe für und gegen die That ins Licht setzt und den Zuschauer zum Gegner seiner That macht.

Typische Individualität der Tragödie.

Die Tragödie muß ihren Rhythmus und Ton halten als Individuum, als selbst ein Wesen, sie darf nicht aus ihrem Charakter fallen, so wenig als eine der darin auftretenden Personen. Dem

Großen darf nichts Kleinliches sich mischen, dem Historischen nichts Novellistisches. Historischer Boden, Charaktere, Situation, Motive, Handlungsweise, Schuld und Ausgang müssen übereinstimmen. So im Lear. So verschieden die Personen voneinander sind; alle tragen in ihrem Thun und Leiden die rauhe Größe ihrer Zeit. Da ist nichts Kleinliches, nichts Sentimentales, keine vorschreiende Innerlichkeit. Selbst in Cordelia; so nahe die Versuchung zur Sentimentalität in dieser Rolle lag! Wenn sie nicht in die Ostentation der bei den Schwestern zumal nur erheuchelten Gefühle einstimmt, so spricht sie aus Trotz weniger als wahr, wie jene mehr als wahr. Sie ist durchaus kein zartes, bloß liebeseliges Wesen; ihre Geradheit ist ebenso derb als die Heuchelei der Schwestern, und in ihrem Trotze trägt sie ebenso eine Schuld der Rücksichtslosigkeit und Subjektivität als Lear selbst. Sie kennt den Alten, sie weiß, wohin sie ihre trotzige, absichtliche Trockenheit führen kann; durch eine kleine Selbstbesiegung könnte sie eine Übereilung abwenden, sie thut es nicht. Sie kann sich so wenig besiegen, als der Alte sich besiegen kann. Wie Kent und der Narr auch in ihrer Treue derb und schonungslos dem Greise, wie er schon leidet, seine Wunden weiter machend, der Narr noch durch beißenden Spott, begegnen, so ist auch Cordelia ein Kind der Zeit wie die übrigen. Die Herrschaft des Instinkts und das Unvermögen, ihre Subjektivität zu bezwingen, haben die sämtlichen Personen gemein.

Timon von Athen.

— Hier ist die Betrachtung die Hauptsache. Die Fabel ist ungemein einfach und giebt nur die Gelegenheit, Betrachtung über den Undank und seine Gewöhnlichkeit daran anzuknüpfen. Das Ganze typisch. Ein „so geht es, wenn einer so ist". So schmeichelt alle Welt dem gutmütigen Verschwender; so lassen ihn dann die Schmeichler, wenn er nichts mehr zu geben hat, so kommen sie wieder, wenn er von neuem seine Wirtschaft anfängt. So glaubt der Thor an die Wahrheit ihrer Versicherungen. Mit solcher Zuversicht geht er sie an, um seine Gutmütigkeit wett zu machen. Mit solchen und solchen Ausflüchten versagen sie's ihm dann. So schlägt dann sein Übervertrauen, seine thörichte Liebe in Menschenhaß um. So denkt er, wenn er vom Hause und Hofe ins Elend geht. Mit dem Anfange des vierten Aktes, wo Timon dies thut, nimmt das Typische im engern Sinne sein Ende. Daß Timon Gold findet, bringt ein neues Motiv hinein. Bis dahin war es treue Schilderung des allgemeinen Weltlaufes: nun wird das Stück individueller. Bis hierher heißt es: Das ist die Geschichte aller gutmütigen Verschwender; nun kommt die Fortsetzung eines dieser Verschwender, der, bis zum

Menschenhaß gediehen, plötzlich wieder reich wurde. — Es fragt sich, ob es ein Stück geben kann, das bis zum Ende typisch wäre? — Shakespeares Poesie ist die Poesie des Weltlaufes. Sein Drama hat in dieser Hinsicht viel Ähnlichkeit mit der Äsopischen Fabel. Sein Zweck scheint wenigstens derselbe zu sein, die Tendenz Lebensweisheit zu lehren. — Er stellt Gesetze des Weltlaufes dar und überläßt der Wahrheit und Innigkeit seiner Ausführung den Effekt. — Bei der Tragödie muß alles vom Anfang bis zu Ende auf Erweckung eines und desselben Gefühles, das sich nur immer mehr steigern muß, angelegt sein. —

Richard III.

Durchaus schlaffer Zusammenhang. Die Einheit liegt in dem im Heinrich VI. ausgesprochenen Plane Richards, sich durch alle Hindernisse zum Throne hindurchzudrängen. Eine andre Art Zusammenhang bilden die Flüche und deren Erfüllung, bei welcher jedesmal auf jene zurückgedeutet wird. Die Einheit liegt also wie gewöhnlich bei Shakespeare in der Idee des Hauptcharakters, so z. B. im Richard III. Dadurch, daß die Scenen kaum sonst miteinander verbunden sind, wird es erreicht, daß nirgend ein Klaffen entsteht. Es ist weit erträglicher, wenn der Zusammenhang der Scenen durchaus schlaff ist, als nur an einigen Stellen, wenn die Erwartung eines straffern Zusammenhanges gar nicht erregt wird. Wo man den straffen Zusammenhang nicht durch ein ganzes Stück hindurchführen kann, ist es besser, ihn durchaus locker zu erhalten. Die Klarheit ist dadurch gewahrt, daß die bezüglichen Teile zusammengehalten werden, wodurch jede Scene eine Art von Geschlossenheit erhält. Man hat nirgend nötig, sich erst lange zu besinnen, die Vorbereitung geht der Sache unmittelbar voran. Ich glaube, für die historische Tragödie im großen Stile, wie Lessing sich ausdrückt, ist Richard III. das Hauptmuster, nach ihm Richard II. Wie seine Novellenstücke Typen des Privatweltlebens im einzelnen und ganzen, so sind auch die historischen Typen des historischen Weltlaufes, ein Spiegel, ein Lehrbuch. — Das Stück ist durchaus Geschichte und von einer Idealität, daß keines der Schillerischen nur von weitem damit verglichen werden dürfte. Es ist ein Körper des Geistes der Geschichte selber, nicht die Idealisierung irgend eines besondern Stücks Geschichte. Alles ist typisch und allgemein, so charakteristisch es ist. Es sind weder novellistische Elemente darin, noch irgend ein historisches Element novellistisch aufgefaßt und gewendet. — Die Einheit des Stückes liegt in der Einheit des Charakters oder, wenn man will, der Rolle des Richard, in der erschöpfenden Darstellung einer solchen Natur. Freilich ist diese Natur dadurch außer-

ordentlich geschickt, dem Stücke solche Einheit zu geben, da sie nur eine einzige Intention hat oder ist. Shakespeares dramatische Kunst ist auf die Schauspielkunst basiert, und diese betrachtet er als Menschendarstellungskunst, d. h. nicht als Kunst der Darstellung eines einzelnen, zufälligen, sondern eines Typus, eines realistischen Ideals, eines Gattungscharakters. Die einzelne, zufällige Existenz, das Individuum im engsten Sinne hat keinen Maßstab, es ist keinem andern ähnlich, sich selber nicht und giebt daher weder dem Gemüte noch dem Verstande ein Interesse. Der Verstand erfreut sich an der Konsequenz, an dem Gesetzmäßigen. Alles dramatische Interesse beruht auf Erwartung. Man sieht vorher, wie solch ein Charakter in solchem Falle sich benehmen, wie er handeln wird, das beschäftigt, es ist keine leere Spannung; und kommt der Fall, und die Vorhersehung bewährt sich, so fühlt sich unser Verstand geschmeichelt und befriedigt, und wir haben das Gefühl der Notwendigkeit des Vorfalles. —

Richard III. Die Natur der Leidenschaft.

Ich lese eben wieder Richard III. und bin von neuem erstaunt über die Kunst, mit der Shakespeare alles möglich zu machen weiß. — So ausführlich und breit findet man in keinem seiner Stücke sonst den Dialog; hier ist keine Spur von jener Zusammendrängung vieler Gedanken und Gefühle in ein Wort, die wir in andern seiner Werke finden. Wie kommt das? fragt man sich, denn man ist bei Shakespeare überall die tiefste Absichtlichkeit zu treffen gewohnt. Und so habe ich mich oft und vergeblich gefragt. Jetzt, wo mein eignes Bedürfnis mich den Kunstmitteln nachjagen läßt, die eine reiche, eine weite Zeit einnehmende Fabel ohne sichtbare Gewalt in die drei Stunden pressen helfen, finde ich die Antwort. Es ist fabelhaft, welche Masse des Stoffes in dem Richard sich drängt, und fabelhaft, mit welcher Weisheit Shakespeare all den möglichen Nachteilen solchen Stoffreichtumes auszuweichen weiß. Zunächst droht die Klippe der Unklarheit. Schon früher fanden wir sein Kunstmittel, dieser zu begegnen, in einer leicht übersehbaren Anordnung, mit Zusammenhalten des Zusammengehörigen. Desto näher drohte die andre Klippe, unnatürliche Hast der Bewegung. Dagegen hat er nun die ideale Behandlung der Zeit als Hilfe; und wie in keinem andern seiner Stücke die Begebenheiten gewaltsamer zusammengerückt sind, so ist auch in keinem andern die Zeit so ideal behandelt als hier. Hier giebt es kein Gestern, kein Morgen, keine Uhr und keinen Kalender. Nirgend ist jede individuelle Namhaftmachung der Zeit so konsequent vermieden als hier. Es giebt nur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dazu gehört auch das Namhaftmachen

von Entfernungen zwischen Orten, die in der Handlung zusammengebracht werden, Entwicklungen, die eine gewisse Zeit bedürfen, so im Menschen als sonst. Die Klippe der Trockenheit, die mit der Hast zusammenhängt, der sichtbar gewaltsamen Drängung, balanciert er nun durch den Dialog, der so poetisch behäbig und behaglich wie in keinem seiner andern Stücke, wie jene Drängung der Fakten in keinem andern größer und gewaltsamer ist. Aber noch einem andern Übel wird dadurch vorgebeugt, der Peinlichkeit des Eindrucks. Diese wäre unausweichlich, wäre der Stoff von seiten des Gemüts aufgefaßt, so etwa in Goethischer Weise. Die Gedankenhaftigkeit dieses Dialogs hilft dagegen und bietet zugleich die Hand, die Gestalten zu heben. Denn darin, in der Gedankenhaftigkeit des Dialogs, liegt hauptsächlich das Imposante der Shakespearischen Figuren. Dadurch wird das Thun der Gestalten in das Reich der Freiheit, der Zurechnung, des moralischen Urteils hinaufgehoben, und in dem Besitze dieser freien Selbstbestimmung liegt das Imposante des handelnden Menschen. Daß diese Selbstbestimmung auf die Seite des Wollens sich legt, der Leidenschaft, die ihre Naturnotwendigkeit wiederum in sich hat, das verbindet bei Shakespeare so schön Freiheit und Notwendigkeit der Natur, während wir bei Schiller dieses innere Gesetz und seine Wahrheit, bei Goethe jene Selbstbestimmung und ihre Kraft vermissen. In der Leidenschaft sind diese beiden Seiten des Menschlichen beisammen; daher ist die Leidenschaft das Centrum der wahren Tragödie. In dieser Hinsicht ist der Affekt das Gegenteil, und deshalb wohl revolutioniert sich Schiller gegen ihn, wiewohl unter Mißverständnissen, da er, wie es scheint, den Affekt, insofern dieser der vollziehende Diener der Leidenschaft ist, insofern er im Einverständnis mit dieser ist, zur Leidenschaft hinzurechnet und in ihm nicht den Affekt anerkennt. — Eine Gestalt wie ein wirklicher Mensch wird um so imposanter sein — dies faßte Schiller auch zu eng als „Würde" —, je mehr er ein Leidenschaftsmensch ist, um so weniger imposant, als er ein Affektmensch ist. Die sogenannten Charakterlosen sind eben solche Affektmenschen, ohne die Basis einer großen Leidenschaft, welche eben die Konsequenz giebt. Schiller ging hier in Kants Irrwege, der durch die Stelle Kants in der philosophischen Anthropologie deutlich zu machen ist: „je mehr Affekt ein Mensch hat, desto weniger pflegt er Leidenschaft zu haben". Er bedachte nicht, daß der Leidenschaftsmensch ja eben Affektmensch ist — denn alle Leidenschaft geht auf möglichst immerwährenden Genuß eines Affekts; daß aber in der Leidenschaft die Kraft liegt, den ihrem Zwecke widerstrebenden Affekt zu binden, wenigstens zu verbergen. Aber die Leidenschaft ist nicht ruhig, wenn sie dies ist, weil der Affekt überhaupt ihr ein Fremdes, Ver-

miedenes, ſondern weil ſie nach dem Genuſſe eines gewiſſen Affekts ſtrebt und deshalb, ſo lange ſie kann, nicht duldet, weder daß ein gegneriſcher noch daß der geſuchte Affekt ſelbſt den möglichſten Genuß dieſes letztern verhindre. Wie die Leidenſchaft Affekte unterdrücken und bergen kann, bis ein Affekt ſie momentan überwächſt, davon iſt Macbeth ein ſprechendes Beiſpiel. Der Affekt aus der äſthetiſchen Idee von Größe, Herrſchaft, Ehre, Gefürchtetheit, Glanz u. ſ. w. iſt es, welchen ſuchend die Leidenſchaft die Affekte der Menſchlichkeit in Macbeth überwindet oder wenigſtens zu verbergen die Kraft giebt, bis dieſe — im Affekte der Gewiſſensreue — überwachſend bei der Tafelſcene den Schleier, womit die Leidenſchaft ihn birgt, zerreißen. Darum iſt die Leidenſchaft ſo theatraliſch, weil ſie ein Schauſpieler iſt. Gegen das Dünne und Unplaſtiſche des Ausdrucks war ich ſchon immer, aber ich ſah nicht klar genug, daß es nicht allein auf die Wahl des äußern Wortes ankommt, daß die Detail- und Momentenmanier in ihrer verſtandesmäßigen Abſichtlichkeit eben nur das entſprechende Wort, die Dünnheit des Dinges die Dünnheit des Ausdrucks bedingt, daß jene Totalität und plaſtiſche Großheit nicht äußerlich aufzublenden iſt, ſondern in der Konzeption des Ganzen und ſeiner Geſtalten ſchon vorhanden ſein und nur ſeinen ihm natürlichen und notwendigen Ausdruck finden muß. Das Geheimnis der wahren Großheit der Geſtalten und des Stückes iſt, daß die Perſonen immer nach der Notwendigkeit handeln, d. h. wie andre, wie der Zuſchauer es auch würden; dabei aber den Schein der freien Selbſtbeſtimmung feſthalten in dieſem eigentlich notwendigen Handeln. Je notwendiger daher der Vorgang, und je freier ſcheinbar die Bewegung der Geſtalten, deſto beſſer. In der Leidenſchaft iſt beides beiſammen, daher iſt die Leidenſchaft das erſte im Drama. Handeln die Perſonen nach dem Geſetze, der Naturnotwendigkeit, dem normalen Verlaufe der Leidenſchaft gemäß, ſo haben ſie die Notwendigkeit und die Freiheit in einem. Im Affekte haben ſie nur die Notwendigkeit. Dies die Emancipation der Figuren, wenn ſie anders reden als thun; wie Shakeſpeares Böſewichter, die immer wiſſen, was ſie ſollen, das Sittengeſetz anerkennen und doch dagegen handeln und thun, was ſie wollen. Aber auch die tragiſchen und ſelbſt die bedeutendern Dramenhelden gewinnen dadurch an Wucht. Dadurch, daß ſie wiſſen, was ſie ſollen, und doch thun, was ſie wollen — müſſen in der Konſequenz der Leidenſchaft —, in der trotzigen Faſſung, zu leiden, was ſie leiden müſſen, liegt jener Schein von Freiheit, der ihnen den Anſchein der Fähigkeit unendlicher Kraftäußerungen giebt. Dieſe äſthetiſche Wirkung, die unſrer Freude und dem Wohlgefühl der Ausdehnung unſers Weſens an jeder Erſcheinung der Freiheit und Autonomie zu Grunde zu

liegen ſcheint, erſtreckt ſich ſelbſt auf die komiſchen Geſtalten des Luſtſpiels und der Poſſe, wenn ihre notwendige Thorheit wie aus einem ſtolzen Entſchluſſe ſich zu beſtimmen ſcheint, wenn die Selbſtgefälligkeit ihrer Armut ſich ſelber ſozuſagen ſtolz zulächelt, daß ſie ſolche ſind, die den Mut und die Kraft haben, ſo etwas zu thun; wo dann darin das Urkomiſche liegt, daß die That zu dem Aufwande, der dabei ſcheinbar gemacht wird, in gar keinem Verhältniſſe ſteht. Wir kommen auf dieſem Umwege wieder auf den früher ſchon gefundenen Punkt der indirekten Charaktriſtik und auf den Hauptpunkt: tiefſte Abſichtlichkeit hinter dem Scheine völliger Abſichtsloſigkeit; wodurch dem Verſtande und der Phantaſie zugleich Rechnung getragen wird. —

Othello.

— Doch wunderbar, daß in einer Zeit, wo man unſre modernen Trauerſpiele nicht mehr ertragen kann, wo man die Meinung hört, die Zeit der Tragödie ſei vorüber, die Shakeſpeariſchen noch ſtets ſo gern geſehen werden, und nicht etwa nur von der Klaſſe, die ihn ſtudiert und ſeine Stücke etwa ſeines Namens wegen gelten läßt, um ſich nicht vor den Wortführern zu blamieren. Seine Tragödien behandeln die furchtbarſten Vorwürfe, ſo draſtiſche Schreckensbegebenheiten, als wir gar nicht mehr erſinnen können, mit gehäuften Greueln, heftigſte Leidenſchaften in naturwahrer Darſtellung. Welche ſind die Gründe, warum dieſe Werke ſelbſt einer ſo verzärtelten Zeit gefallen? Ich glaube

1. Was den Inhalt betrifft: die ſittliche Gerechtigkeit; das richtige Urteil Shakeſpeares über Perſonen und Dinge.

2. Was die Darſtellung betrifft: die große Mäßigung großer Kraft, die große Ruhe großer Lebendigkeit, die Vermeidung nicht des Jähen, aber der jähen Darſtellung desſelben. Er ſchildert Gewaltſames, aber er ſchildert nicht gewaltſam. Die Breite, in der er die Geſtalten und ihre Äußerungen ausläßt. Das ſtete Erinnern daran, daß wir nicht Wirklichkeit, ſondern Kunſt vor uns haben in der bilderreichen, gehobenen Sprache, die ſtets das Dünne, Haſtige und Jähe vermeidet, das der unmittelbarſte Ausdruck des Betreffenden in der Wirklichkeit haben würde; das Anknüpfen von Nebenvorſtellungen, die gemeſſene Bewegung. Der Gedanke iſt bei ihm unmittelbar, ſowie das Fühlen und Handeln, aber der Rhythmus, wenn auch darſtellend, doch immer in künſtleriſcher Mäßigung. Es iſt das richtige Verhältnis im Rhythmus der verſchiednen Vorgänge, aber das Tempo langſamer und gehaltener. Ebenſo das richtige Verhältnis zwiſchen Stärke und Schwäche der einzelnen Ausdrücke, aber der Ausdruck im ganzen großartiger und bedeutender. Wie bei Michel Angelo auch

die magern Gestalten noch die Mitte der Fülle der Wirklichkeit übertreffen. — Dann die Kürze der Scenen, das Verschränken der verschiednen Handlungen, ja oft beim Fortgehn derselben die bloße Pause und sinnliche Erfrischung durch den Scenenwechsel. Die Vermeidung aller materiellen Spannungsmittel, da er die Wichtigkeit von Zeit und Ort für den guten oder schlimmen Verlauf nur andeutet, nie ausbeutet. Ferner die glänzenden Rollen, so daß die Bewunderung der Kunst des großen Schauspielers aller unfreiwilligen Täuschung des Zuschauers, indem sie einen Teil seiner Aufmerksamkeit auf sich zieht, entgegenarbeiten hilft, dann der Reichtum der Handlung, der uns auf keinem Teile derselben zu lange verweilen läßt; die Beschäftigung der Sinnlichkeit, die Fülle von Poesie, und die Idealität der Gestalten. Auch die moralischen Betrachtungen. —

Zum Teil hilft dazu auch, daß die Novellendramen in Italien spielen. Das fremde Kostüm objektiviert, während das südliche Blut die Größe der Leidenschaft stark motiviert. — Das Italienische vertritt als Ideales dem Nordländer das allgemein Menschliche. Es sind nicht Engländer, über denen der Engländer, nicht Deutsche, über denen der Deutsche, wie er seine speziellen Nationalitäten, zeitlichen Gebräuche, zufälligen Bedingungen in ihnen vermißt, die allgemeine menschliche Bedeutung dieser Gestalten vergißt.

Im Othello bleibt Desdemona trotz ihrer Verschuldung rein; diese wirkt bloß auf ihr äußeres Geschick, nicht auf ihr Inneres, ihren moralischen Wert. Was aus ihrer Verschuldung an dem Vater gegen sie als Weib schließen ließe, wird nur einfach von Othello erwähnt. In der Wirklichkeit mußte dieser Gedanke die Basis des Verdachts bilden, sie würde als solche bei jedem weitern Gedanken wieder mit gedacht als Überzeugung wirken; das kann der dramatische Dichter freilich nicht gut sichtbar machen. Überhaupt ist es schwer, eine Leidenschaft wie die Eifersucht überzeugend zu schildern im Drama. Der Othello hat das eigne, daß er dem Leser oder Zuschauer erst hintennach wahr wird. Der Zuschauer muß dabei eine größere Thätigkeit entwickeln, als dem Dichter die Grenzen seiner Kunst vergönnen. Er (der Zuschauer) muß aus seiner Kenntnis der Leidenschaft überall die Winke des Dichters ergänzen; es ist aber nicht vorauszusetzen, daß viele diese besitzen. Mehr oder weniger gilt das von aller Leidenschaft. Selbst diejenigen, die an einer gewissen Leidenschaft selbst leiden, und diese oft am meisten, begreifen dieselbe an andern nicht. Besonders hier, wo man die Grundlosigkeit der Leidenschaft kennt, während jeder im Fall der Eifersucht nicht den Doppelblick hat, d. h. nicht die Grundlosigkeit seiner Leidenschaft einsieht, solange sie ihn beherrscht.

Wenn man einen Leidenden in der Tragödie als Ideal schildern

will, ſo muß man ſeine Verſchuldung, die man ihm nicht ganz ſchenken kann, aus dem Übermaß deſſen herleiten, was ihn ſo liebenswürdig macht, und ihn daran durch das ſtrafen, um was er die Verſchuldung begangen. Es wird ſchwer ſein, einen andern ſolchen Fall zu finden, wo die Strafe eine iſt, die nicht in das Innere dringt, was doch wiederum die naive Idealität der Geſtalt hindern würde in der Geſtalt der Reue. Hier bei Desdemona muß der Zuſchauer ihr Gewiſſen übernehmen, das ihr Leiden mit ihrer Verſchuldung in Zuſammenhang denkt, ſie thut es nicht, ſo wenig als Cordelia, und dies giebt dieſen Geſtalten am meiſten den Reiz der Naivität. —

Die Motive der Desdemona gehn nicht alle aus einer Leidenſchaft hervor. Ihr unbewußtes Helfen zu der Kataſtrophe geſchieht aus Güte; ſie will dem Caſſio helfen; ihre Lüge mit dem Tuch aus namenloſer Angſt vor Othellos Heftigkeit und der Abſicht, dieſe nicht weiter zu reizen. Die Schuld darin iſt eine negative, ein Unterlaſſen der Vorſicht, und zwar eine unbewußte, in ihrem Charakter begründete. Man kann auch die Schuld der Heirat unter ſo bedenklichen Bedingungen daraus ableiten. Ihre Schuld iſt alſo eine unbewußte. Warum hat dennoch ihr furchtbarer Untergang nichts Gräßliches? Ich glaube, weil das Leiden ihr Anlaß giebt, eine ſo vollendete Seelenſchönheit zu zeigen, daß man die Urſache, das Leiden ſelbſt, darüber vergißt, ja ihm dafür dankt. Dann durch die ſympathetiſche Wirkung ihrer idealen Ruhe, weil die Kreatur in ihr ſich nicht windet und krümmt; ſie ſteckt uns an mit ihrer ſüßen Ergebung in das Leiden, in dem ſie nur um ihren Mörder beſorgt iſt, ſozuſagen mehr Mitleid mit dieſem als eignes Leid empfindet. Dann die künſtleriſche Ruhe und Schönheit der Darſtellung ſelbſt. Die Übereinſtimmung der Behandlung mit der Sache; denn wirklich iſt er der Beklagenswerte. Hieraus ſind Winke zu nehmen für die Darſtellung von Idealen. — Othello hat ſeinen Mordentſchluß ausgeſprochen; er heißt Desdemona ſich niederlegen und die Geſellſchafterin wegſchicken. Nun noch die Vorbereitung durch Caſſios Verwundung; nochmals ausgeſprochener Entſchluß Othellos. Die Scene ſpielt aus; nun Verwandlung. Desdemona ſchlafend allein, ein Licht, Othello tritt herein. Seine feierliche Richterſtimmung dabei! So macht nun der Mord und das Verhalten beiderſeits dabei einen weit tiefern Eindruck, weil man nicht erſchreckt wird, und eben darum doch zugleich einen viel künſtleriſchern, mildern. Dazu in Desdemonas Charakterruhe noch ein retardierendes, milderndes Element. Und wie iſt nun die That ſelbſt ohne das Wehren, das Winden und all den widerlichen Beiſatz, den ſolcher Fall in der Wirklichkeit hat! Der Dichter, der ſie ſo menſchlich zu behandeln weiß, darf die ſchrecklichſten Vorwürfe behandeln.

Die Motivierung bei Shakespeare. Othello.

— Welche Motivierung im ersten Akte des Othello! Die ganze Handlung des Aktes ist so geführt, um den Zunder zu zeigen, der in den Charakteren und in den Umständen der Heirat liegt. Und welcher Reichtum von solchen Motiven zur Eifersucht kommt noch im Verlauf der übrigen Akte hinzu. Wahr ist's, beim erstenmal Sehen oder Lesen verdunkelt das sinnliche Leben der Handlung die Gewalt und Anzahl der Motive; je öfter aber und je gesammelter man liest oder sieht, desto überzeugender werden diese. Darin liegt die Gewähr für die ewige Dauer der Shakespearischen Stücke. Wie die andrer bei öfterm Lesen ihre Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit verlieren, so gewinnen diese nur durch die vertrautere Bekanntschaft. — Hier kann man lernen: 1. die Motivierkunst. Denn auch von dem, was bereits vor dem Anfange geschehen, wie von dem, was im ersten Akte geschehen, kennt man den Grund, warum? und auch die Geschichte, wie? 2. Die Führung des Dialoges, durch welche solche Motivierung möglich, natürlich und ungezwungen zu Gehör gebracht wird, wie alles Dünne, die Absicht Verratende vermieden wird. — Welche Totalität! Wie wird die Sinnlichkeit durch die lebendige, affektvolle Bewegung, das Gemüt durch die Idealität der Gestalten, der Verstand durch den Reichtum von Erfahrungssätzen und durch Sympathie mit Jagos Weltgewandtheit und Verstandesüberlegenheit, durch die Erwartung, durch die Absichten, die er zeigt, beschäftigt! In welche freie poetische Region ist der bürgerliche Tragödienstoff durch den bedeutenden Hintergrund von Venedig heraufgehoben! Welches Theaterspiel aller Figuren! Welche scharf umgrenzten Gestalten, durch Kontrastierung noch verschärft! — Wie man einer einfachen Handlung den Schein einer reichen geben kann. Der ganze Akt konnte in eine Scene zusammengezogen werden. Vorzutragen war die Exposition mit wenigem Hin- und Herreden. Aber wenn er seine Charaktere so plastisch hinstellen wollte, alles, Vergangnes, Vorgehendes und Künftiges so durchsichtig motivieren, so mußte er aus einer drei Scenen machen. Und wie er diese geführt, wird keine Gemütskraft im Zuschauer eine Zusammendrängung verlangen. Ich sehe immer mehr ein, daß die Shakespearische Form für die vollkommenste Tragödie unentbehrlich, daß sie keine Licenz, daß sie ein Gesetz ist. — Wie viel unmittelbares sinnliches Leben, wie viel Begegnung mit Othello und Jago, Brabantio und Rodrigo wäre durch Konzentrierung dieser drei Scenen in eine eingebüßt! Wie wäre ein scenischer Maßstab gegeben gewesen, unter dem die folgenden Akte gelitten hätten! — — Beiläufig: wie weise, daß Shakespeare nicht allein den Othello so blind in Jagos Netze gehen läßt! Daß alle sich gleich bereit von ihm täuschen lassen,

macht das Vertrauen Othellos auf ihn nicht allein wahrscheinlicher, sondern auch entschuldbarer. Othello erscheint nun nicht als geradezu albern, was sonst der Fall sein würde. Alles ist nichts als eine in Handlung verwandelte Exposition. All das bewegte Leben, das Wachrufen des Alten, sein Aufsuchen Othellos, die Begegnung der beiden sind nichts als Behelfe der Lebendigmachung der Exposition der Vorgeschichte, der Charaktere und das Eintiefen der Unnatürlichkeit dieser Rißehe und was aus alledem zur Erweckung der Eifersucht dienen kann. — Die Charaktere und Dinge sind abgelöst aus der gemeinen Wirklichkeit. Was von und in ihnen nicht in engster, ausschließlicher Beziehung zu dem Gegenstande der darzustellenden Handlung gehört, nicht ein notwendiges Glied derselben ist, ist ihnen vollständig abgestreift. Das ist's, was Lessing meint, die Simplifikation des Stoffes, durch welches die dramatische Handlung zum Ideale dieser Handlung wird. So steht sie wie eine Skulpturgruppe nach allen Seiten frei, überall durchsichtig und rund geschlossen da, nicht bloß en relief angelehnt oder nur halb frei stehend. — Im Othello ist Shakespeare mehr als irgendwo Epitomator der Natur, Symbolisierer der Gesetze des Weltlaufes. Die Wissenschaft von der Eifersucht, ihre Naturgeschichte in einem konkreten Beispiele dargestellt. Es ist aber nur eine Art der Eifersucht, die edelste, die aus beleidigter Ehre, nicht aus gestörter Genußsucht entsteht, sozusagen die moralische, geistige. — Jago dagegen zeigt im ganzen Stücke keine Spur von Ehrgefühl, ja seine Heuchelei und Verstellung ist im grellsten Kontraste mit soldatischem Ehrgefühle. Bedenkt man nun auch noch, daß er eigentlich gar kein bestimmtes Ziel seines Planes hat, und dies müßte natürlicherweise bei jeder andern Leidenschaft die Hauptsache sein, so drängt sich auf, daß der Charakter, den Shakespeare ihm geben wollte, die Intrigiersucht ist, die, wie sie gewöhnlich eine Art von Stolz, hier noch von der Bosheit seines Naturells modifiziert erscheint. Es ist klar, er lügt dem Rodrigo, dem er doch zur Bürgschaft, daß er ihm helfen wolle, mit dem Hasse gegen Othello auch einen Grund dafür angeben mußte, die Ehrenbeleidigung als Grund vor. Seine eigentliche Leidenschaft und Motiv ist die Lust an Schadenfreude und Intrigiersucht, die man dann im ganzen Stücke sieht — die Zurücksetzung nur eine Gelegenheitsursache. Ohnehin, wenn er wirklich die Zurücksetzung so tief empfände, würde er noch ein Motiv herbeiziehn, wie das von seiner Frau und Othello? es wäre keins mehr nötig. Möglich, daß er auch jenes wie dieses sich vormacht, um die Befriedigung seiner Intrigiersucht bei sich selbst zu rechtfertigen, ein Lügner und Hetzer seiner selbst wie andrer. —

Die Exposition des Othello.

In der Exposition des Othello ist der Aufbau der Haupt- und Nebenvorstellungen zu bewundern. Man wird auch hier im großen die dialogischen Mittel von Parenthese und Parenthese in Parenthese finden. Die erste Scene enthält Teile der Hauptvorstellung, die Entführung, die Liebe Rodrigos zu Desdemona, den Widerwillen des Vaters, das Unnatürliche dieser Ehe in freiester und lebendigster Ausschweifung. Wir sehen die möglichste Tiefe und Breite der ethisch-psychologischen Motivierung als Hauptsache. Alles ist motiviert, auch das Kommende schon im voraus, und wiederum die einzelnen Motive. Der ganze Bau ist darauf berechnet, die historische Exposition möglichst in anschauliche Handlung zu verwandeln, in der die Motive zwanglos und wie unabsichtlich in Aktion ausgelebt und in gelegentlicher Rede auf das klarste und einschärfendste ausgesprochen werden, die nächsten Motive, und wiederum die entferntern, die Motive der Motive und so fort bis zu ihrem letzten Grunde in Situation und Charakter. Diese einzelnen Aussprüche der Motive sind an sich und meist auch in der Sprache bis zur abstrakten Absichtlichkeit kalt und klar, ja deutlich ausgesprochen, aber die Kunst der Umstellung, die Üppigkeit und Plastik der Umschreibungen maskieren dies vollkommen, so daß ein oberflächlicher Beschauer keine Ahnung der künstlichen Berechnung hat, ja daß er meinen kann, diese ungeheure Absichtlichkeit sei Mangel an irgend einer bewußten Absicht und genialer Wurf des Dichters, da er doch eingestehen muß, er, der Beschauer, empfinde kein Gefühl von Mangel, kein unerledigtes Bedenken. Und gerade was am meisten absichtlich ist, wie das Ab- und Wiederdarauskommen, das Antworten auf eine frühere Rede aus einer spätern heraus, scheint am wenigsten absichtlich. Gedankenplastisch, nirgend das nackte Gefühl, sondern immer gedankenplastische Umschreibung desselben. Es bleibt doch in der That kein Weg, als der: erst das ganze Material von auseinandergelegtem, detailliert ausgeführtem Fabelinhalte mit ethischer Kritik und psychologischem Kommentar zu sammeln und dann an dem Faden eines typischen Gespräches es so zu reihen mit Parentheſen in Parentheſen, mit lebendigster Vorstellung des emancipierten Einzelnen, daß Gegenstand und Gegenstand sich in und mit der Form durchdringen. Der Dialog stets locker; kein scharfer Zusammenhang, am wenigsten materiell logischer oder formell lyrischer! Zusammenhang durch den Sinn.

Bei Gelegenheit einer Lektüre Heinrichs VI.

Soeben habe ich ein Stück aus Heinrich VI., den 2. Teil, gelesen und bin hingerissen. Hier entwickelt Shakespeare bei weitem

noch nicht die charakteristische Kunst seiner spätern Zeit, die Sprache ist noch weit weniger dramatisch-charakteristisch als später, aber es ist wunderbar, wie der realistisch-mächtige Stoff in dieser poetischen Diktion wirkt. Man vergißt, Spannung vom Dichter zu verlangen, und es ist mir nichts begreiflicher, als daß Schiller hier das Muster seiner Sprache, seiner Behandlung nahm, und nur ein Wunder, wie er die Hauptsache, das, was seinem Briefe nach so mächtig auf ihn wirkte, die Nemesis ungebraucht ließ. Sich poetisch zu restaurieren und kleinliches Grübeln und psychologisches Spitzenzasern, hektisches Hasten zu verlernen, wird keine Lektüre mehr helfen als diese. Ich glaube, schärfere Charakteristik in Figuren und Sprache würde die Wirkung eher verringern als erhöhen. Ich muß unterschreiben, was Schiller in einem Briefe von dem guten Effekte, der poetischen Nivellierung der Charaktere durch den Vers sagt, und ich glaube, daß die Lektüre dieser Stücke ihm diesen Gedanken lebendig machte. Die Großheit dieser Lektüre resultiert hauptsächlich daher, das heißt in der reinen Historie. Ich glaube, nur durch eine Annäherung an diesen Stil ist der deutschen Tragödie wieder aufzuhelfen. Eine einfache Handlung — nicht eben eine arme — stetig entworfen, aber nicht mit so hastigem Hinweisen aus Scene in Scene, also mit Milderung des Spannenden, wozu auch die Erschöpfung und Ausbeutung des Momentes hilft in einem gewissen poetischen Sichgehenlassen einfachen Sceneninhaltes — Exponierscenen müssen die Aufzählung, das prosaische Element auf sich nehmen, damit die wichtigen sich desto freier bewegen können —; das Furchtbare durch schöne Ruhe verklärt und gemildert, und möglichst viel poetischer Gedankeninhalt u. s. w. Man müßte auch das, was an Schiller und Goethe noch das Urteil befriedigt, beibehalten, aber was ihnen fehlt, zu ersetzen suchen. Das ist: Geschlossenheit, genau bestimmter Eindruck, das Tragische und der große historische Sinn. Schiller hat sich in Reflexionen und lyrischem Schwunge verloren, Goethe hat die Tragödie nach dem Genrebilde zu zerstückelt und abgeschwächt; beide haben die Basis des Gewissens in ihren Dramen verloren; den Schillerischen gebricht die innere Einheit und Notwendigkeit u. s. w. Schiller hat überall das deutsche Herz und den deutschen Kopf eingemengt, auch wo beides stört, sie haben die Historie zu einer Art rührendem Familienstücke gemacht und erniedrigt — oder die Zeit hat es gethan —, erläuternde Belege: Iffland, Kotzebue u. s. w. Jul. Schmidt scheint mir ganz recht zu sagen, Schiller habe die Tragödie zu sehr veräußerlicht, Goethe sie zu sehr verinnerlicht, und zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte möchte der rechte Weg führen. — Ich male zu sehr mit ungedämpften Farben; Haltung ist, was mir am nötigsten thut, gedämpfte Kraft. Nichts also mehr kleinpsychologisch

gedacht, noch weniger so gegliedert; einfach große Umrisse, Stil. Der Ernst der Kunst nicht bis zur Prosa getrieben. Ich bin bis an die äußerste Grenze gegangen, ich muß umkehren. — Ich glaube, das neue poetische Drama müßte, wenn es die Basis des Gewissens, die heimische Denkweise wieder gefunden hat, in der Behandlung von Charakteren in die Mitte treten von Schiller und Goethe. Goethe ist — neben Shakespeare — zu individuell für die Tragödie, Schiller zu allgemein; durch das erstere verliert die Tragödie ihre Großheit, Geistigkeit, durch das andre den sinnlichen Leib.

Eine gewisse ruhige Kühle ist am notwendigsten, wo Handlung, Affekt und Leidenschaft am stärksten sind, hier muß am meisten Poesie und Geist sein. Das kreatürlich Ängstende gemildert und durch Poesie und Geist verklärt und sozusagen erheitert. Die Thathandlungen schnell und abstrakt abgemacht, wo man sie einmal voraussieht, damit die Angst abgekürzt wird, und dann wiederum durch Poesie die Wirkung harmonisiert. Das Gewaltsame immer so behandelt, daß der höchste Grad, der möglich wäre, nie erstrebt wird, und die ganze Behandlung so, daß man keinen versteckten Schlag auf das Gemüt im Hinterhalte vermuten kann. Dazu eine gewisse tragische Feierlichkeit, die das Gemüt in den Rhythmus zwingt, in welchem es zu rasche, jähe Thaten für unwahrscheinlich hält, aber dieses schweigende Versprechen auch nie gebrochen. Mein Fehler in „Zwischen Himmel und Erde", daß ich immer nach dem höchsten Grade griff. Das Wilde des Stoffes muß so immer durch Poesie balanciert werden. —

Viel Lärm um nichts.

An „Viel Lärmen um nichts" habe ich wieder so recht meinen alten Fehler empfunden. Wie allgemein, d. h. wie wenig limitiert und individuell ist die Situation, mit der das Stück beginnt; wie schlank und ungeniert von außen bewegt es sich aus sich selbst! Wie einfach sind selbst die Charaktere, und man kann sagen, wie gewöhnlich! Der einfache Reiz derselben liegt in dem Kontraste der heitern Hauptfiguren und der so ernsten Situation, in die sie geraten; das ist auch der Hauptreiz des ganzen Stückes. Wie einfach ist dies alles! Dieser Benedikt und Beatrice, wilde Maulhelden gegen die Liebe und Ehe, ihr ganzes Heldentum eben in der wilden Zunge; daneben brave Menschen, denen das Herz an der rechten Stelle sitzt. Solche Menschen giebt es überall. Ebenso die übrigen. Wie ist dieser Gouverneur eben nur ein Vater, wie es die meisten wären, so ganz ohne alle Absonderlichkeit. Darum hat Shakespeare keine Erklärungen weiter nötig; alles erklärt sich selbst, ja es ist so einfach und klar, daß, was anders daran wäre, als es ist, Erklärung forderte. Die ganze Individualität Leonatos wie der übrigen Personen liegt darin, daß sie

ganze Menſchen ſind, nicht bloße Leidenſchaften oder Intentionen. Der Ernſte iſt nach ſeinem Maße heiter, wie es an ihn gebracht wird, die Heitern ebenſo ernſt. Auch Leonato hat Sinn für Scherz; was ihn darin von den andern unterſcheidet, iſt nichts, als daß er eben alt iſt und die andern jung. Er nimmt ſeinen Teil daran, wie ein alter, nicht wie ein junger Burſch. — Das alles wird erſt durch die Kompoſition der beiden Hauptſtämme möglich. Die Miſchung beider Stimmungen iſt es, was die Handlung und die Perſonen zu ganzen Menſchen macht. Auch in dem Holzapfel u. ſ. w. iſt dieſe Miſchung, doch anders; die Charaktere ſelbſt und ihr Reden und Thun iſt komiſch; ihnen aber iſt es damit großer Ernſt. Dazu wirkt dieſe Kompoſition der zwei Stämme, die Stetigkeit des Vorganges. Während der eine ſich auslebt, werden die kleinern Daten, die Vorbereitungen des andern uns unmerklich zugeſpielt. So helfen ſich die beiden Stämme und dienen einander wie zwei Menſchenarme bei ihrer Thätigkeit, die auf einen Zweck gerichtet iſt. Die Perſonen ſind ſo ganz und gar nichts weiter, als was ſie für die Handlung ſein müſſen.

— Es iſt überaus weiſe, daß Shakeſpeare weder dem Benedikt noch der Beatrice eigentliche Überlegenheit gegeben und nicht ganz ausgezeichnete Menſchen aus ihnen gemacht hat. Sie ſind vielmehr in ihrer Tollheit ganz naiv und gewöhnlich: ſolche wilde Zungen findet man überall. Hätte er ſie mehr mit Geiſt ausgeſtattet, wie mancher andre Dichter zu thun verführt worden wäre, ſo würde ihr Fang und die Art, wie ſie gefangen werden, uns ganz und gar ungläubig finden. — Wie ſchön und zweckmäßig, daß wir vor der Trennungsſcene ſchon wiſſen, der Betrug müſſe herauskommen! Wie ganz anders, ja tragiſch müßte dieſe Scene ohne dieſes wirken und das ganze Stück in ſeiner Totalwirkung zerſtören! Wie verhältnismäßig kurz iſt die Beſchimpfung abgethan, wie weit länger und ausführlicher das Ausklingen der Stimmung, der Gemütsbewegung Leonatos! Wie ſchön iſt das Zuſammen des alten Neckſpieles in Benedikt und Beatrice mit ihrer ſchmerzlichen Teilnahme an Hero! Es erhöht der ſchöne Anteil an Hero die beiden und bringt ſie unſerm Gemüte und unſrer Achtung näher. Das Poſſenhafte wird ſo vermieden. —

Troilus und Creſſida.

Troilus und Creſſida wieder geleſen. Wie iſt dieſer Troilus eben nur ein liebender Jüngling, Creſſida ein lüſternes, aber kluges Mädchen, Pandarus ein Unterhändler. Man möchte ſagen, ein Troilus iſt jeder Jüngling, in dem die erſte Liebe mächtig, Creſſida jedes ſolche Mädchen, und wie wimmelt es von Pandarusſen, alten

und jungen, männlichen und weiblichen Geschlechtes! Es ist die alte und immer neue Geschichte. Und die Gespräche sind — bis auf ihren Geist und Witz — die Gespräche, die überall und alltäglich geführt werden, wo diese alte, immer neue Geschichte spielt. Wie sieht Shakespeare jedem Stoffe sogleich seine typische Seite ab, d. h. die Seite, die ihn beglaubigt, die ihn zu einer alten und immer neuen Geschichte macht, die jeder Mensch an sich oder andern, wer weiß wie oft, erlebt hat, wenn auch nicht in so extremer Quantität. Den Gesprächen glauben wir die Menschen, den Menschen ihr Handeln. Seine Methode ist auf das Wesen der Phantasie gegründet. Er fügt außen die Züge zusammen, allmählich und unmerkbar, die wir als die Teile einer Totalvorstellung schon innerlich beisammen haben, daher überrascht er uns nur, insofern er uns befriedigt, d. h. durch das Vergnügen einer vollständigen Befriedigung. Welcher Mensch ist nicht oft in dem Falle, daß er etwas will und nicht kann, daß er sich glauben machen will, er werde es noch können, und das Handeln hinausschiebt und doch deshalb sich tadelt. Was Hamlet ist, sind wir zu oft selbst, als daß wir nicht an ihn glauben müßten. Er ist es ganz mit demselben Darum und Daran, was er ist, wie wir es sind, wenn wir es sind. — Alle seine Dramen bestehen aus Gruppen von ganzen typischen Zubehören, die zusammen nur ein größeres typisches Zubehör bilden. Es gilt nur, in dem uns Fremden, in dem historischen Sagen- oder Novellenstoffe uns das zu zeigen, was uns bekannt ist, oder vielmehr das Ganze als eins von jenen Dingen zu geben, welche wir selbst erlebt haben; uns sichtbar zu machen, daß die Bewegung der fremden, fremdkostümierten Gestalt durch dieselben Glieder, aus denselben Gründen und auf dieselbe Weise geschieht wie bei uns; daß die Gestalt Fleisch von unserm Fleische, Bein von unserm Beine, daß sie ein Mensch ist wie wir. So, wer ist nicht schon oft Macbeth gewesen, wenn auch in unendlich kleinerm Maßstabe? Wer hat nicht all das an sich erlebt, was Macbeth, wenn auch in so viel kleinerm Maßstabe, doch genau in derselben Folge und Proportion und demselben Darum und Daran; wie wir thaten, was wir für unrecht hielten, wie wir es bereuten und doch fortgetrieben wurden auf dem einmal betretenen Wege. Wir sehen die Natur unsers eignen Wesens, unsern Fall, nur vergrößert; wie wenn wir uns in einem Vergrößerungsspiegel sähen, unsre Bewegungen fühlten, und das Spiegelbild als ein andres Wesen, und doch als uns selbst anerkennen müßten. — — Es giebt wie Menschen so auch Gespräche, die nur durch ihre Form interessieren und gefallen, abgesehen von ihrem Inhalte, ja wohl trotz ihres Inhaltes. Shakespeare, der immer zugleich amüsiert, ist reich an solchen amüsanten Gesprächen. Im Troilus kommen

eine ganze Anzahl typiſcher Geſprächsmimen vor. Ähnlich iſt es mit den Witzgefechten, und es iſt eine große Albernheit, wenn die betreffenden Scenen bei Shakeſpeare aus der Sitte ſeiner Zeit erklärt werden. Die beſondre Form derſelben iſt in der Zeitſitte gegründet; aber die Sache ſelbſt exiſtiert heute noch ebenſo wie damals und wird exiſtieren, ſolange Menſchen noch heitres Behagen bis zum Übermute empfinden. Unſre heutigen Witzgefechte haben allerdings meiſt etwas Banales, Geiſtloſes und Dünnes wie unſre Tracht; man müßte ſie allerdings für das poetiſche Drama geiſtvoller und plaſtiſcher machen, aber das iſt ja mit allen Requiſiten des poetiſchen Dramas ſo: in der Dünnheit und Geiſtloſigkeit der Wirklichkeit kann man kein Motiv darin brauchen. Es gilt ja eben im Drama nur eine künſtleriſche Wirklichkeit, d. h. eine geſchloſſene, geiſtvolle, plaſtiſche zu ſchaffen. — Äußerſte Gewandtheit im Dialoge iſt ein Haupterfordernis eines Dramatikers. Die glücklichſten Intentionen ſehen wir am Mangel daran ſcheitern. —

Dramatiſch iſt das moraliſche Urteil oder, weiter genommen, das praktiſche Urteil über Menſchen und ihr Thun und Nichtthun. Das Theoretiſche über Zweckmäßigkeit von Inſtitutionen u. ſ. w. iſt undramatiſch. — Woran es uns Deutſchen hauptſächlich fehlt, das iſt die Ausbildung des ſittlichen Urteils. Dies wurde auch von Schiller verwirrt. Er nimmt Motive und Effekte von Shakeſpeare herüber, aber er ſetzt ſie nicht mit ihren Wurzeln und läßt ſie organiſch wachſen, er ſetzt ſie nur mechaniſch und arabeskenartig ein. Durch dieſes Herausnehmen eines Motivs aus ſeinem organiſchen Zuſammenhange verliert es ſeine Schönheit und wird oft zum Gegenteile; z. B. Thekla, eine, die eine Julia iſt, trotzdem daß ſie aus dem Kloſter kommt. Julia hat von der Falſchheit der Männer gehört u. ſ. w., Thekla aber ſpricht von dem Tiefſten des Lebens wie aus eigner Erfahrung. Sie bringt aus der Kloſtererziehung in die Welt bereits die Weisheit der Erfahrung mit, die andre aus der Welt nach langem Leben darin in das Kloſter ſcheuchen kann, eine Schärfe des Blickes, der die Meiſter der Verſtellung durchſchaut. Maxens und der Thekla Selbſtmord wird dadurch ſo widerlich, daß er aus voller Reflexion heraus vollzogen wird, nicht als Kind der Verzweiflung, wie im Romeo, wo es keinem der beiden Helden einfällt, über ihre That zu reflektieren, was ſie eben unſers Mitleids würdig macht. Was iſt zu reflektieren da? Der Tod iſt ihnen Notwendigkeit, er zieht ſeine Opfer unentrinnbar in ſein dunkles Netz. Aber Max und Thekla ſind altkluge junge Leute, ſie reflektieren wie Menſchen, die ein reiches Leben hinter ſich haben; man weiß nicht recht, wie ſie dazu kommen. Max ſpricht zwar von Verzweiflung; aber das iſt mehr Theatermanier, denn der wirkliche

Mensch reflektiert nicht in der Verzweiflung so altklug wie er. Beide sind bei voller Besinnung, denn sie reflektieren mehr als andre Leute in völliger Ruhe, sie müssen nicht sterben; von jenem dunkeln unwiderstehlichen Drange keine Spur, sie reflektieren es sich ein, daß sie sterben müssen, und putzen die That aus, um sie begehen zu können, was widerlich ist. Wenn Thekla so besonnen ist, zu reflektieren, warum denkt sie nicht an ihre Mutter und reflektiert sich lieber in eine pflichtgemäße That als in ein Verbrechen? Romeo fühlt nur das eine, daß nun alles zu Ende, daß er nicht mehr leben kann. Ob die That, durch welche sein Weg führt, Tugendthat oder Verbrechen ist, das fällt ihm nicht ein, das kann ihm nicht einfallen; wie kann, wer eine Julia und mit ihr alles verlor, ein Mensch, dem die Welt in Stücke zerfiel, reflektieren! Worüber denn? Es ist ja nichts mehr da, auch keine Reflexion mehr, alles hat Julia mit sich genommen in das Grab. Diese Verzweiflung macht seinen Fürsprecher; aber wer will für ein Mädchen sprechen, die sich mit Reflexion in ein Verbrechen hineintreibt, eine Mutter, die niemand mehr hat als sie, zu verlassen, einem Toten mit vollem Bewußtsein zu folgen, der in seiner Schwäche kein Recht darauf hat? — — Jeder Rausch hat seinen Katzenjammer, allen Flitterwochen folgen Splitterwochen; das Umschlingen der Millionen endet mit Donner der Kanonen, mit einer allgemeinen Beißerei. Und so taumelt der alte Trunkenbold Welt aus einer Thorheit in die andre. —

Coriolan.

Kein Charakter außer Coriolan hat bei Shakespeare eine Umkehr; sie gehen wie ein reißender Strom geradeaus, von einem Punkte nach der richtigen Mitte bis in ihr Übermaß, in dem sie sich zerstören; sie sind gewissermaßen moralische Warnungsbilder, in denen die in ihrer Eigennatur schlummernde Gefahr, durch irgend ein Äußeres geweckt, aufsteht und sie unaufhaltsam mit immer wachsender Schnelle zur Selbstvernichtung treibt.

Shakespeare und Plutarch.

— Es ist äußerst belehrend, die Biographie Plutarchs und Shakespeares Coriolan daneben zu studieren. Wahr ist es, Plutarchs Biographien sind zur dramatischen Behandlung im Geiste Shakespeares ebenso fertig gemacht als die Novellen. Was diese römischen Tragödien Shakespeares so solid und objektiv, so gesund und poetisch und wahr, d. h. in sich selbst begründet und übereinstimmend macht, was sie und ihre Charaktere so selbständig vom

Dichter abgelöſt hinſtellt, das iſt, daß Shakeſpeare die Tragödien aus dem Geiſte und der ganzen Anſchauungsweiſe Plutarchs ſozuſagen herausdichtet, worin er gerade den entgegengeſetzten Weg unſrer Zeit einſchlägt, die immer die Gegenwart in ihre Stoffe hineingreifen läßt und darin eben das Intereſſe und den Reiz gefunden zu haben meint. Wie nur immer möglich, muß der Poet der Geſchichte treu bleiben. Denn mit dem Hineindichten von intriganten und novelliſtiſchen Motiven, Situationen und pathologiſchen Verhältniſſen wird hier leicht und am meiſten verdorben. Es kommen dann Lieblingsſituationen des Poeten oder ſeiner Zeit und damit eine Art von Intereſſe hinein oder auch Teilung des Intereſſes, die ſich mit dem großen objektiven Drama des moraliſchen und politiſchen Urteils nicht vertragen und das Stück von dem einheitlichen Boden hinweg, den es haben ſollte, auf geteilten bringt, wo es ſich in wunderlichen Sprüngen bewegen muß. Es iſt wunderbar, wie Shakeſpeare eben nur die Biographie Coriolans bei Plutarch in einen ſchauſpieleriſchen Vorgang umgeſetzt hat, wie er den ganzen Charakter, die Individualität und die Verhältniſſe desſelben aus dem Plutarch genommen und von ſeinem Eignen nichts dazu gethan hat als die künſtleriſche Bewältigung. Ebenſo den hiſtoriſchen Boden. Es iſt in der ganzen Biographie nichts, was im Drama nicht herauskäme, im ganzen Drama nichts, was nicht ſchon in der Biographie enthalten wäre; ſelbſt die Gedanken, die er mit den Geſtalten als ihre Gedanken denkt. Alle Reden des Stückes haben zum Hauptzwecke, den typiſchen Charakter eingefleiſcht, ſinnlich gegenwärtig darzuſtellen, ſein Gutes und Schlimmes, ſein pro und contra kritiſch zu diskutieren und zu beleuchten. Es iſt eine fortlaufende Betrachtung und Kritik des Coriolancharakters; das Detail iſt ſo, daß dieſer Charakter ſich darin in allen ſeinen Zügen auslebt, und all dies iſt nichts als Ausführung des Urteils Plutarchs über dieſen Charaktertypus. So z. B. im Geſpräche zwiſchen Mutter und Sohn trifft die Mutter mit Lob die guten Seiten, die er hat, und markiert diejenigen, die ihm fehlen. Ebenſo in den Volksſcenen. Shakeſpeare ſieht die Dinge der antiken Welt lediglich mit dem Auge des antiken Betrachters, Darſtellers und Beurteilers an und giebt ihnen nur die unmittelbare Gegenwärtigkeit und lebendige Bewegung vor unſern Augen. Er ſelbſt verhält ſich ganz naiv zu ſeiner Darſtellung und zu ihrem Produkte. Man ſollte denken, dieſe Weiſe, die durch die beſten Werke Shakeſpeares als der Grundzug ſeiner Behandlungsweiſe durchzieht, müßte er von den Alten und beſonders vom Plutarch gelernt haben. Wie Plutarch ſein Werk Parallelen nannte, ſo könnte Shakeſpeare die ſeinen ebenſo nennen. Die Ähnlichkeit iſt mir am meiſten bei Gelegenheit der Parallele des Pelopidas und Marcellus aufgefallen.

„Beide opferten sich, ihr Blut ohne einige Not verspritzend, wo gerade die Erhaltung und die Wirksamkeit solcher Hauptleute an der Zeit war. Daher wir, dieser Verwandtschaft willen, ihr Leben in gegenseitige Beziehung gestellt haben." — Hier kommt der Unterschied der antiken und der modernen Welt recht deutlich zur Erscheinung; wir haben Gefühle für die Dinge, die sogenannte Begeisterung, wo die Alten das nüchterne, durch Gefühlserregung unverrückte Urteil haben. Schiller, der beste Repräsentant unsrer Zeit, stellt sich uns begeistert katholisch dar, wo er den Katholizismus darstellen will; er wird begeisterter Heide, um das Heidentum zu genießen und es uns genießen zu lassen; Wallensteinischer Reiter, Schwärmer und wer weiß was alles, wo die Alten und Shakespeare sie selbst bleiben, und diese Gestalten, abgelöst von sich, an das Maß ihres unbestechlichen Urteils halten. Kurz, Schillers Darstellung einer Person und Sache ist nichts andres als Darstellung der Begeisterung für dieselbe, in die er sich künstlich hineinversetzt hat, um seinen Zuschauer und Leser hineinzuversetzen. Nicht die Person oder Sache selbst, nicht die Wahrheit des Lebens giebt er uns; er giebt uns nur den Nimbus, mit welchem er jene umgiebt, den schönen Schein, der nicht sie selbst sind, sondern in die er sie eingehüllt hat. Darin liegt eine große Gefahr; denn wie die Weise der Alten uns die Erfahrung über die Dinge, die wir nicht selbst durch Erfahrung kennen lernen konnten, mitteilt und uns dadurch für das Leben erzieht, so wird in der Schillerischen unser Irrtum, werden unsre jugendlichen Illusionen zu einer leidenschaftlichen Stärke erzogen; wir werden zu einem lediglich in der Phantasie existierenden Leben erzogen, das uns verwöhnt, blind und taub macht für die Wirklichkeit, und was das Schlimmste, ungerecht; so daß die Humanitätssaat sich endlich in ihr Gegenteil verwandelt. — Wir finden in der Darstellung des Coriolan wie des Volkes lediglich das Urteil Plutarchs über beide. Das Urteil über die Weise des Volkes, wie Shakespeare sie gefaßt, enthalten auch noch andre Biographien Plutarchs, z. B. Fabius. Sollte denn unter den Biographien Plutarchs, die Shakespeare nicht benutzt hat, nicht noch eine sein, welche einen Typus von größerm Umfange, der schauspielerischen und poetischen Gehalt hat, und zugleich ein tragisches Schicksal behandelt? Ich denke doch. So sieht z. B. die Geschichte des Tiberius Gracchus sehr danach aus, eine solche zu sein. Ich will sehen, mir die Plutarchische Biographie desselben zu verschaffen. — Die Schillerische Methode, die Leidenschaft und den Affekt, die in dem Helden dargestellt werden sollen, in sich selbst, im Autor und im Zuschauer zu erwecken, darf nicht gewählt werden; dem widerstrebt alles, was wir bis jetzt über die Methode unsrer Behandlung aufgezeichnet haben. — Mitleid, Übermaß von

Mitleid ſcheint mir die Leidenſchaft, die Gracchus ſchuldig macht. Der Menſch macht ihn zum ſchlechten Staatsbürger. Wenn er an ſeiner Sache und ihrem Rechte, d. h. hier am Erfolge verzweifelt, aber in ſeiner Mannheit gezwungen iſt, ſie auszufechten, ſo kann er in ſeiner Schuld und in ſeinem Leiden beides zugleich impoſant und liebenswürdig ſein. — Das Stück dürfte nichts weiter ſein als die Biographie, Darſtellung des Typus im Ausleben, und darin und in den Reden eigentlich weiter nichts als die Kritik dieſes Charakters, und zwar als Plutarchs Kritik dieſes Charakters. — „Solche Menſchen nehmen kein gutes Ende," wie der Mönch ſagt, als die deſperate Natur, die tragiſche Anlage Romeos ſchon bei der Verbannung drohend ausbricht. — — Was in Shakeſpeares Coriolan zunächſt auffällt, iſt die gewaltſame Drängung der Handlung in der Zeit. In keinem andern ſeiner Stücke iſt er darin ſo weit gegangen. So mit den Vorbereitungen zum Konſulwerden, wenn die Tribunen den Ädil inſtruieren, weil er das Volk bearbeiten ſoll, und der Ädil abgeht und nach vierzehn Jamben mit dem nach Ordre bearbeiteten Volke ſchon wieder zurückkommt. Desgleichen beſonders auch in der Kriegsexpoſition im erſten Akte. Es währt im Coriolan länger als irgendwo bei Shakeſpeare, bis die Handlung ins Rollen und der Zuſchauer in das Intereſſe für dieſelbe kommt. — Wie vermeidet Shakeſpeare in der Scene Coriolans mit der Mutter, wo ſie ihn bewegt ums Konſulat zu werben, das pro und contra dem Coriolan in den Mund zu legen, ſo daß die beiden Anſichten miteinander ſtritten, dann wären die Perſonen Nebenſache geworden, die dramatiſche Poeſie eine rhetoriſche Übung, und die Debatte hätte, unnütz für den Vorgang, dem Vorgange zu viel Raum entzogen. So ſpricht nun Volumnia das pro und contra zugleich aus und wird dadurch Scenenheldin. Eine eigentliche Debatte hätte beide Sprecher in Ruhe verſetzt und wäre ein bloßer Tauſch von Reflexionen geworden; etwas dem ähnliches iſt die Überredeſcene der Terzky in Wallenſteins Tod. — Volumnia ſpricht, indem ſie ſein Weſen tadelt, zugleich ihre Freude und ihren Stolz an und auf dies Weſen des Sohnes aus. Wie eine Lehrerin der Schauſpielkunſt ſpielt ſie ihm die Scene vor, die er ſpielen ſoll. Dadurch dringt die Intention ihrer Rede zum ſinnlichſten Ausdrucke vor, ſie wird mehr als bloße Belehrung, ſie wird Aktion. Der Gedanke geſtikuliert. — Das Mitleid wäre für Gracchus nicht primitiv genug. Er müßte humaner, politiſch-ſozialer Enthuſiaſt ſein. — Dieſer Idealiſtentypus hat etwas Sanguiniſches, ja man möchte ſagen, bis zur Wundergläubigkeit. — Seine Wünſche nimmt er für Verſprechungen Gottes und glaubt mit ihm rechten zu können, wenn die Dinge ſich nicht ſeinen Wünſchen bequemen, bis ihm die Wahrheit aufgeht, vielmehr bis er, von der

Schuld gepackt, sie sich nicht mehr verblenden kann. Man müßte diesen Idealistentypus auf sein Primitivstes verfolgen. —

Coriolan.

Was änderte Shakespeare an der Plutarchbiographie? Was ließ er ganz so? — Er ließ ganz so den Charakter, wie ihn Plutarch darstellte, seine tragische Mischung und den historischen Grund und Boden, aus dem er mit seinen Anlagen als ein solcher herauswachsen mußte, als er war. Diese seine Denkart geht durch die Gedanken aller Personen des Stückes, und die Kampfscenen des ersten Aktes führen sie und ihr Zubehör uns aufs gegenwärtigste und anschaulichste vor. Merkwürdig, daß die Scene, in der Coriolans Charakter, und die Scene, in welcher der historische Boden exponiert ist, ganz ebenso folgen wie in der Biographie. Die Kampfscenen sind eine Illustration zu dem Passus des 4. Kapitels der Biographie, der Coriolans Charakter exponiert. Ebenso die Volksscenen. — Statt des Auszuges des rottierten Volkes auf den heiligen Berg setzt Shakespeare den Straßenaufstand, mit dem sein Stück beginnt. In der Biographie wird Menenius vom besorgten Senate ans Volk geschickt, davon ist nichts im Stücke; die Fabel des Menenius vom Magen ist schon in der Biographie. Der Krieg mit den Volskern, die Belobung und Belehnung mit dem Namen Coriolanus ist vollständig ins Stück aufgenommen. Ebenfalls ganz so das Verhältnis Coriolans zu Tullus Aufidius. Nur kleine Abweichungen im pragmatischen Nexus. Bei Shakespeare ist Tullus schon im Begriffe, feindlich gegen Rom auszubrechen, bei Plutarch wird erst um Coriolans Rache willen Gelegenheit zur Kriegserneuerung gemacht. Der Eintritt Coriolans ins Haus des Tullus ganz wie in der Biographie. Und so endet auch das Stück, wie es begann, als schauspielerisch-poetische Illustration dessen in Coriolans Natur, was sein tragisches Schicksal im Leiden und im Ausgange notwendig macht, was zugleich ihm unser bewunderndes Mitleid sichert und uns den Ruf auslockt: Daß er doch das, was er war, nicht zu sehr gewesen wäre, nicht so sehr, daß er daran untergehen mußte! Und doch — wäre er es nicht so sehr gewesen, würde er uns nicht so wohl gefallen haben. Also der Inhalt, die Absicht einer Tragödie: uns ein handelnd und leidend gegenwärtiges, poetisch-schauspielerisches Bild eines Menschentypus zu geben, das um seines Poetischen und Schauspielerischen willen uns gefällt, ein solches Bild eines solchen Typus, der als sein Selbstverderber uns genugsam gefällt, um trotz dieses, ja um dieses Selbstverderbens willen einige Stunden lang ein angenehmer Gegenstand unsrer teilnehmenden Betrachtung und eine Lehre für uns zu sein, an der keine Absichtlichkeit uns verstimmt. Daß das und das, was uns wehe thut, in der Welt

iſt und vielleicht ſein muß, obgleich uns ſein Zweck ein Rätſel — nicht daran wird der Gedanke in uns lebendig gemacht, ſondern es wird gezeigt, wie Schuld und verkehrtes Handeln, wie Leidenſchaft ins Verderben bringt, und zwar wird nicht das Warum als ein *Rätſel*, ſondern als eine *Vernunftnotwendigkeit* in vollſter Klarheit vor Augen geſtellt, die wir, ſowohl jenes Handeln, wie ſeine Motive, in einem menſchlichen Typus dargeſtellt, der unſerm Schönheitsſinne gefällt, völlig billigen müſſen. In dieſer Hinſicht ſteht die Shakeſpeariſche Tragödie als die *harmoniſche* der alten griechiſchen und der neuern Schilleriſchen gegenüber, in welchen das Tragiſche eine *unaufgelöſte Diſſonanz* bleibt und *ebendeshalb* uns intereſſiert. — — — Coriolan iſt ſeiner Natur zufolge ein Sichſelbſtverderber; die andern ſind nur Anläſſe und Werkzeuge für ihn, ſich ſelbſt zu verletzen. Es ſcheint, ſeine tragiſche Anlage iſt die Zornmütigkeit; er hält, wie Ariſtoteles, dieſe für Mannhaftigkeit. Man könnte meinen, Shakeſpeare habe Senecas Abhandlung „über den Zorn“ vor ſich gehabt. — Bei Gracchus müßte es Zorn aus Jugendrigoroſität ſein oder auch aus Humanität. — Man könnte das Übermaß der Leidenſchaften, die Unmacht des Geiſtes dagegen, durch welche ihre Träger ihre eignen Verderber werden, den Zorn der betreffenden Leidenſchaften nennen. Ähnlich ſcheint mir Seneca die Sache betrachtet zu haben; es ſcheint, daß er alle Leidenſchaften, die den Grad der Unmacht des Geiſtes erreichen, unter dem Zorne verſteht. Die drei Haupthandlungen Coriolans, ſein Benehmen gegen das Volk, der Racheentſchluß und das Aufgeben der Rache zu ſeinem Untergange, gehen durchaus nicht aus einer und derſelben Leidenſchaft hervor; die erſte aus Ariſtokratenübermut, die zweite aus Rachſucht, die dritte aus Pietät. Ferner zu beachten, daß dieſe drei Züge extreme ſind. — Das, worin Shakeſpeare von der Biographie abgeht, iſt zugleich eine Reihe ſchauſpieleriſcher Effekte. So weicht die Verbannungsſcene mit ihren nächſt vorhergehenden Kauſalgliedern ab, das weitläufig Begebenheitliche wird in Zeit und Ort zuſammengezogen. Die Verbannung wird dramatiſch und ſchauſpieleriſch aus dem Charakter, aus der tragiſchen Anlage im Charakter des Helden motiviert, das bloß Begebenheitliche der Biographie wird vielfach ignoriert. Die Situation verlangt von ihm, und er will, ihr nachgebend, das, was er ſeiner Natur nach nicht kann, und was, natürlich mißlingend, die Situation verſchlimmert, und die Unangemeſſenheit des Charakters und der Situation vergrößernd, ihn notwendig zum Verderben führt. Die Begebenheit wird ganz Charakterſpiel, und zwar ſo, daß große Spannung daran hängt, ob es Coriolan gelingen wird oder nicht, die Rolle, die er unternimmt, durchzuführen. In der Biographie iſt alles gegeben, außer der Art des Werdens

um das Konsulat, und daß dies die erregende erste Ursache der Verbannung ist. Er hat die Quintessenz von dem Begebenheitlichen ausgezogen, die Lücken getilgt, die Wiederholungen weggelassen. —

Tiberius Gracchus. Shakespeares Charakteristik.

Mommsens Urteil über Gracchus stimmt mit dem meinen überein; Tiberius ein Mensch, der etwas beginnt, worauf er nicht angelegt ist, der deshalb zu weit geht und nicht weit genug. In Verfolgung seiner Aufgabe geht er zu weit, denn sein Werk ist Revolution, nicht Reform; er geht nicht weit genug, da er die Revolution nicht durchführt. Mommsen meint, die Anklage, er habe nach der Krone getrachtet, sei richtiger so gestellt: er habe nicht nach der Krone getrachtet, was er konsequenterweise hätte thun müssen, da sein Beginnen nur als Weg dazu Sinn und Berechtigung gehabt hätte. Also der Typus eines idealistischen Jünglingspolitikers, der mit der Natur stimmt und auch schauspielerisch ist, da er in der zweiten Hälfte bewußter Schauspieler dem Volke und allen gegenüber ist. Die Gestalt hätte ihr Gericht in sich selbst; es gehörte nur ein Shakespeare dazu, sie auch in der zweiten Hälfte noch imposant und interessant zu erhalten. Wirklich ist es wunderbar, wie Shakespeares Charaktere uns so imponieren können, daß wir uns der Teilnahme an ihnen nicht schämen dürfen, ohne daß er ihre Schwäche verbirgt. Besonders Hamlet ist hier ein wahres Wunder. Dieser, dem ruchlosen Könige gegenüber feig verbißne, den Frauen gegenüber so mutige und rücksichtslose, durch die Tapete und mit fremder Hand — die Güldensterne u. s. w. — meuchelnde Schwächling, im Handeln ein Nichts, im Reden und Reflektieren ein Genie, und ein eitles, dessen Hauptvergnügen es ist, sich selber reden und reflektieren und witzeln zu hören, ein schwacher, selbst im Intrigieren schwacher Intrigant; was ist es doch, das uns an diesem so gefällt? Zumal, da er selbst noch seine schwache Seite beleuchtet? Es ist doch wohl nichts andres als der schauspielerische Reichtum der Rolle, der Reichtum von Tönen und die furchtbare Wucht der Situation, von der wir fühlen, daß der nicht eben ein völliger Schwächling sein muß, der ihr unterliegt. Der Dargestellte ist ein Schwächling, aber die Darstellung ist voll Kraft und reizt beständig unsre Sinnlichkeit und beschäftigt unsern Geist; am Ende ist es doch nur die Langeweile, das schwache Interesse, was uns an neuern Tragikern verdrießt, und wovon wir irrig die Schuld auf die Schwäche der Helden schieben, die eigentlich in der Schwäche des Darstellers, der Darstellung liegt. Die Leerheit, das Gemachte, Abstrakte dieser Gestalten, der Katechismus, die in die Augen schlagende Absichtlichkeit in allem, besonders in kleinen Künsten, die denen eines schlechten Taschenspielers gleichen und uns nicht täuschen,

da wir ſchon öfter geſehen und auch jetzt wiederum genau ſehen, wie ſie es machen. Dieſe Helden ſind keine Ideale, ſie ſtehen nicht über dem menſchlichen Durchſchnitte; das ſind am Ende die Shakeſpeariſchen auch nicht; aber die der neuern ſind nicht einmal Menſchen, nicht Menſchen, die Gott oder die Natur, ſondern die ein Flickſchneider gemacht hat, wie Kent ſagt. Die Geſpräche ſind nicht allein unintereſſante, ſondern es ſind gar keine Geſpräche; nur ein mühſelig gemachter Katechismus. Sprache, Situation, alles andre muß und darf nur den Zweck haben, die individuelle Geſtalt zu zeichnen. Sowie ſie zum Sprachrohre des Dichters wird, ſobald ſie etwas andres thut, als ſich darſtellen, hört das dramatiſche Intereſſe auf; es kann uns wohl der Dichter intereſſieren, ja die Schönheit der Sprache und Gedanken an ſich uns gefallen, aber dieſe Vorzüge entſchädigen uns vor der Bühne durchaus nicht für den Mangel an Darſtellung der Geſtalt. Das Tragiſche und Poetiſche des Stückes, alles Wirkende darin wird erſt dramatiſch wirkend, wenn es völlig zur dichteriſch-ſchauſpieleriſchen Selbſtdarſtellung des individuellen Charakters geworden iſt. Unſre Dichter meinen die Geſtalt zur Darſtellung der Situation, zur Erregung und Erhaltung der Stimmung zu benutzen, aber der Irrtum liegt darin, daß die Geſtalt ſelbſt vernichtet iſt, ſolange ſie nicht ſich darſtellt, daß hier die Erhaltung derſelben nur ein fortwährendes, ſtetiges Schaffen ſein kann; daß alſo die Darſtellung der Situation nur geſchehen darf in und durch Darſtellung der Geſtalt. Jeder Pinſelſtrich, der nicht an der Geſtalt malt, wiſcht von dem bereits Gemalten etwas wieder hinweg. Alles muß von der individuellen Geſtalt ausgehen und wiederum auf ſie ausmünden; ſelbſt die Spannung muß an das Charakteriſtiſche der Geſtalt ſich knüpfen. Wie wird er handeln? was wird er thun? nicht „was wird ihm begegnen?“ Denn dies iſt die epiſche Spannungsformel und bezieht ſich auf das Ereignis, auf die Begebenheit. Die Geſtalt iſt eben nichts andres als ihre Individualität, verſteht ſich, typiſche Individualität, denn eine andre giebt es für den Künſtler nicht. Nicht das Schöne an ſich gefällt, d. h. der abſtrakte Gedanke des Schönen, ſondern ſeine konkrete Darſtellung, ſeine künſtleriſche Wirklichkeit, die illuſoriſche Darſtellung desſelben. Schön iſt nun keine einzelne Rede, kein einzelner Zug, kein einzelnes Thun u. ſ. w., ſondern die ganze Geſtalt, die Übereinſtimmung der Züge zu einer illuſoriſchen Darſtellung. Daher iſt die Julia ſchön, aber nicht die Thekla. Daher kann nur das ſchön ſein, was wahr iſt, alles andre kann nur ſchön ſein wollen, d. h. die Abſicht des Dichters verraten, etwas Schönes zu ſchaffen. Schönheit und Wahrheit ſind der Sache nach dasſelbe; nur dem Medium nach, durch das ſie auf uns wirken, verſchieden: Wahrheit iſt die Übereinſtimmung eines Reichtums von

Zügen für den Verstand, Schönheit die Übereinstimmung, Einheit einer Mannigfaltigkeit für den unmittelbaren Sinn. Die eine ist das mittelbar, was die andre unmittelbar ist, daher lassen sie sich ineinander auflösen; die Übereinstimmung, welche durch öfteres Denken so geläufig wurde, daß wir sie zugleich auffassen, ist Wahrheit zur Schönheit geworden, und so kann im Kunstwerke alle Wahrheit zur Schönheit werden, wie sich alle Schönheit durch Überdenken ihrer einzelnen Momente als Wahrheit muß ausweisen können.

Shakespeare und Schiller.

Dialog bei Shakespeare und Schiller.

Was Shakespeare durch sein Individualisieren des Dialoges, durch Darstellung des Weltverkehrs hervorbringt, das erstrebte Schiller durch Ideenfülle, Sentenzen und musikalische Spracheffekte, d. h. die künstlerische Wirkung. — Shakespeare gab auf realistischem Wege, alle Seelen- und Sinnesvermögen anziehend beschäftigend durch die Abmalung der einzelnen Vorgänge, der Seele des Zuschauers, der überwältigenden Kraft der Situationen gegenüber die zum Genusse eines Dichterwerkes nötige Freiheit; Schiller that dasselbe auf dem entgegengesetzten Wege, auf dem des Verallgemeinerns. Shakespeares Weg blieb innerhalb der Grenzen der Anschauung; Schiller ging über diese in die der Betrachtung hinaus. Shakespeare that, was er als Poet thun mußte, Schiller that es als Philosoph. Shakespeare besiegte das Leben, den Stoff durch dessen poetische Bewältigung, Schiller, indem er sich philosophisch über denselben erhob, also immer doch durch eine Flucht vor dem Leben und dem Stoffe selbst. Sein Fehler, daß er immer noch ein außerhalb der Bedingungen seines Stoffes und seiner Charaktere gelegnes Schöne und Poetische in seine Stücke hineinträgt, welches jenem widerspricht, anstatt dies Poetische, dies tiefre Interesse aus dem Stoffe selbst herauszuentwickeln, wie es Shakespeare macht. Das Ideale eines Dramas muß in der Komposition liegen und in der Steigerung der Charaktere; sein äußrer Verlauf muß so genau als möglich den Weltverlauf selber abbilden, den idealen Himmel über der realen Welt.

Hauptunterschied zwischen Shakespeare und Schiller.

Während Schiller in der Diktion und in der äußern Form und in der namentlichen Nennung des Schicksals und Hinweisung darauf

die Alten zu kopieren sucht, steht Shakespeare diesen im Wesentlichen der Tragödie viel näher. Während Schiller die äußern Verhältnisse, das historische Detail debattiert und Spannung und Zusammenhang in die Intrigue legt und solchergestalt die Schuld größtenteils auf Rechnung der die Leidenschaft überwiegenden Umstände stellt und ebenso die Bestrafung, so öffnet Shakespeare das Innere der Menschen und zeigt den Zusammenhang von Schuld und Strafe als einen Kausalitätsnexus in diesem Innern. Schiller veräußerlicht, Shakespeare verinnerlicht die Handlung. Bei Schiller treten überall specielle, zufällige Äußerlichkeiten in den Nexus ein, die eben nur dem gegenwärtigen Falle und keinem andern so angehören; bei Shakespeare sind alle Zufälligkeiten und besondere Bedingungen entfernt; er behält nur das bei, was typisch ist, was einer ganzen Gattung von Fällen zukommt. Und so versteh' ich nun erst, warum Gervinus die Shakespearische Auffassung der Geschichte eine idealere nennt als die Schillers, warum Julian Schmidt jene vorzieht, weil in ihr außerhalb des Menschen nichts über sein Schicksal entscheide. Und dieselbe ist die Praxis der Alten, die Aristoteles berechtigte, die Tragödie als philosophischer der Geschichte vorzuziehn. Lessing meint nichts andres, wenn er sagt, man müsse seinen Stoff so lange simplifizieren, bis man gleichsam das Ideal der Handlung erhalte. Harlisch irrt sehr, wenn er, nachdem er gesagt, die Tragödie des Sophokles sei ein nasses Gewand der Idee, dem Sophokles den Shakespeare entgegensetzt und Schiller in die Mitte zwischen beiden stellt. Was uns an Shakespeare deshalb irre machen könnte, ist die Zusammengesetztheit mancher seiner Stücke. Er hat aber übersehen, daß jeder der Teile dieser Zusammensetzungen ein nasses Gewand derselben Idee ist, und die nebeneinander laufenden Typen wie große Flüsse in einen Strom zusammenbrausend dieselbe Idee nur mit doppelten Zungen predigen. In der That kommen bei Shakespeare weniger Episoden vor als bei Schiller. Max und Thekla bilden eine wirkliche Episode, denn ihre Geschichte ist nicht eine andre Einkleidung der Hauptidee des ganzen Stückes, sondern eine Nebenidee derselben, ebenso der Montgomery in der Jungfrau, Rudenz und Bertha im Tell. Lear und Macbeth stehen hierin den Alten völlig gleich. In beiden kommt die Strafe unmittelbar aus der Schuld selbst, und nur aus der Schuld. Die Schuld ist eine reine, ebenso die Strafe. Der Held bricht mit seinem Gewissen und wird von seinem Gewissen gestraft, die äußerliche Peripetie geht bloß nebenbei, so notwendig sie auch aus der Schuld hervorgeht. Schuldige, Schuld und Strafe sind Typen. Die ganze Handlung in allen ihren Teilen ist auf das Wesentliche reduziert, auf ihr Ideal, sie ist eine typische. Bei Shakespeare ist der Fall ein allgemeiner, desgleichen die Charaktere, die

Darstellung derselben in der Sprache ist individualisierend, bei Schiller ist der Fall und sind die Charaktere individuell, oft zufällig individuell, aber die Sprache verallgemeinernd. —

Das würde auf die Feststellung des Ideals einer tragischen Komposition führen. Sie darf nichts sein als die einheitliche Verkörperung der Idee. Die Schwierigkeit dabei ist nur, daß wenige Stoffe, ohne mit andern zusammengeschmolzen zu werden, ein ganzes Stück erfüllen. Die Idee der Tragödie ist eben der notwendige Zusammenhang von Schuld und Strafe. — Man sehe den Anteil des alten Lear selbst an der Tragödie dieses Namens. Er enthält nichts als Schuld und Strafe des wunderlichen Greises. Er verstößt die gute Tochter und giebt sich in die Gewalt der bösen Töchter. Die Bosheit dieser und die Güte jener strafen ihn dafür. Da ist kein Behelf, der diese einfache Handlung streckte, keine Teilung oder sonst etwelcher Kunstgriff. Das einzige, was das Ausspinnen der Situation ohne Unwahrheit möglich machte, ist die Freiheit der Form, die öftern Verwandlungen. Und jeder Behelf würde eine äußerliche, mehr oder weniger zufällige Bedingung in den Kausalnexus einfügen. Die Sache steht so: Er leidet von der Gewalt der bösen Töchter, in die er sich thöricht begeben, und durch die Güte der guten Tochter, in dem Gefühle, daß er unrecht an ihr gehandelt und diese Güte nicht verdient. Die Töchter, die bösen sowie die gute, handeln ohne alles andre Motiv von außen nach der Notwendigkeit ihrer Natur. Er leidet, weil er das gethan, was notwendig so ausfallen mußte, wie es ausfällt; sie thun, weil er ihrer Natur das Hindernis abgenommen hat, zu handeln — wie sie ohne dies Hindernis notwendig handeln müssen. Kein Nebenumstand macht außerhalb seiner That und ihrer notwendigen Folgen einen Einfluß auf die Handlung geltend. — Damit vergleiche man die Behelfe in der Emilia Galotti, die das Strecken des an sich einfachen Kernes notwendig gemacht, der fünf Akte allein füllen sollte. Da muß der alte Galotti auf dem Lande wohnen, muß dem Dichter zu gefallen thun, als machte er erst jetzt die Erfahrung, daß seine Frau leichtsinnig, er muß fortgehn, ehe Emilia aus der Messe kommt; da muß die Emilia gegen alle italienische Sitte und noch obendrein gegen Wissen und Willen des Vaters gewohnt sein, allein in die Messe zu gehn, sie, der es so schwer fällt, etwas zu verheimlichen; da muß Marinelli — ebenso thöricht und noch weit mehr als des Prinzen Attacke auf Emilia während der Messe —, wo's gar nicht nötig, ja wo es unklug ist und gegen seinen Plan, den Grafen zum Zorne reizen, damit Claudia erraten kann, was dieser meint, wenn er sterbend Marinellis Namen ausspricht. Da muß eine ganze Figur erfunden werden, die, so schön sie erfunden ist, doch nur das Bedürfnis des Dichters, das sie mas-

kieren ſoll, bloßlegt, die Handlung zu ſtrecken und dem Odoardo den Dolch zu geben, den dieſer ſpäter haben muß, und um dieſe Figur zur rechten Zeit, wo man ſie braucht, einzuführen, muß ein Brief von ihr ungeleſen liegen bleiben. Und wieviel andres noch, das nun alles einen Anteil an der Kataſtrophe erhält! — Ähnlich läßt Schiller ſeine Helden von den äußern hiſtoriſchen Konſtellationen beſtimmen, nicht durch ſich ſelbſt. Die Hiſtorie ſtraft den Helden nicht um das, was er gethan, ſondern um das, was ſie ihn gezwungen zu thun. — Die hiſtoriſchen Mächte und Konſtellationen ſtreiten in ſeiner Helden Bruſt, wie die Götter in den Aſchyleiſchen, die thun müſſen, was die Götter wollen, und deshalb auch leiden. — So verwirrt und reich das Hiſtoriſche im Hamlet iſt, es iſt nur Hintergrund; es wirkt nicht beſtimmend in die Seelen der Perſonen und in die Schuld und ihre Strafe hinein. Desgleichen im Lear, Macbeth und Othello. Hier hat es der Menſch bloß mit ſich zu thun. Duncan könnte türkiſcher Sultan ſein, die Sache bliebe ſich gleich. Dagegen ändert er in ſeinen Hiſtorien kein hiſtoriſches Datum, weil die Beſonderheit eben das Hiſtoriſche iſt, und die Allgemeinheit das Philoſophiſche. — Der Realiſt giebt das poetiſche Produkt, der Idealiſt das poetiſche Produzieren, d. h. der Realiſt reflektiert über den Stoff und ſeine Ausführung, über die Charaktere, ehe er die Arbeit beginnt, er iſt fertig, wenn er niederſchreibt. Der Idealiſt hingegen reflektiert über Stoff, Charaktere im Niederſchreiben und ſchreibt ſo mehr ſeine Reflexionen nieder als die Sache; erſt wenn er mit ſeiner Arbeit fertig, weiß er, was er gewollt hat, und ſo ſehn nun auch die Leſer in ſeiner Arbeit mehr, was der Dichter damit gewollt hat, als daß er das Reſultat dieſes Willens anſchauend in fertiger, objektiver Körperlichkeit erkännte. Darum ſind die Werke des Idealiſten gemeiniglich wärmer, und wer die Perſönlichkeit des Dichters in ſeinen Werken ſucht, wird dieſe Darſtellung vorziehn. Bei Schiller findet man nicht das Geſchöpf fertig, ſondern den Dichter in der Arbeit des Schaffens. Bei Goethe hat ſich das Geſchöpf abgelöſt, es iſt ſchon kalt geworden vom Guſſe. Shakeſpeare verbindet die Wärme Schillers mit der Ablöſung des Geſchöpfes vom Schöpfer bei Goethe. Bei Schiller ſehen wir ſeine eignen Intentionen, bei Shakeſpeare die Intentionen ſeiner Menſchen fertig werden. — Bei Schiller reißt uns der Dichter hin, bei Shakeſpeare des Dichters Geſtalten. — Schiller und Shakeſpeare ſtehen ferner einander gegenüber wie Affekt und Leidenſchaft. Schiller, bei dem die Intrigue vorherrſcht und den Zuſammenhang giebt, braucht das Affektvolle, um ſeine äußerliche Handlung innerlich zu beleben, ihr, was die Intrigue ſo nötig hat, Wärme zu geben. Er ſchildert aber wiederum oft nicht ſowohl *die Affekte*, als er *mit Affekt* ſchildert. Die Wärme geht nicht ſowohl aus ſeinen

Personen als aus ihm selber hervor. Er schildert weniger die Leidenschaft als leidenschaftlich. —

Charaktere bei Shakespeare und Schiller.

Vernunftideal giebt es nur eins; realistische Ideale sind unzählige möglich. Schiller hat seinen Wallenstein tief-gemütlich und edel, ja teilweise zum vollkommenen Charakterideale gemacht und dadurch ihn ganz aufgehoben, ja zur Phrase gemacht, der keine, nicht einmal phantastische Wahrheit innewohnt. Hätte er ihn nur so, wie er sich in seiner Schuld abzeichnete, gefaßt und in dieser Einseitigkeit potenziert und umgrenzt, es wäre ihm leichter geworden und besser gelungen. Giebt denn bloß Gutmütigkeit und was man jetzt „lieb" nennt Interesse? Nein, gewiß nicht! Jeder einzelne Charakterzug kann durch Idealisierung — im wahren Sinne — eine Gewalt über unser Gemüt ausüben. Ist nicht der Macbeth mit seiner Entschlossenheit eine ganz andre Gestalt, als der Wallenstein mit seiner Unentschlossenheit und unmännlichen Schwäche, die er durch die heterogene Mischung erhält, in der ein Agens immer das andre aufhebt? Shakespeare legt nicht in seine Charaktere ihnen fremde Dinge, um sie uns interessanter zu machen, er entwickelt vielmehr die Keime von Interesse, die in seinen Charakteren liegen, wie diese sind. Wie imponiert Hamlet eben durch das Übergewicht der Reflexion, das seine Schwäche ist, die Ursache seiner Schuld, wie zeigt er die Trägheit der Thatkraft mit der größten Energie der Intellektualität! Nicht die Züge eines abstrakten Vernunftideales sind in die Gestalt zu tragen, sondern die Gestalt ist zum Ideale ihrer selbst zu erheben.

Heinrich VI. 1. Teil (als Schillers Muster).

— Mir wird immer deutlicher, daß das Muster Schillers für seine spätern Stücke hier zu suchen ist. Hier ist die Würde, der Pomp der Repräsentation, die Geistesgegenwart, Schärfe und rednerische Kunst in den witzigen Repliken, die innere Glut der politischen Leidenschaften, die gewandte Rhetorik der Intrigue unter der Gemessenheit höfischen Anstandes und des stolzen Bewußtseins des kriegerischen hohen Adels, abwechselnd mit dem vom Gefühle der äußern Würde zurückgehaltenen oder diesen Damm durchbrechenden Affekte. Der breite Pinsel, der gemeßne Gang. Im Wallenstein verrät selbst die epische Ausbreitung des Stückes dies Muster. Erst in der Maria Stuart gewann er eine beschränktere, geschloßnere Form dazu. Nur mischte Schiller sentimentale Elemente ein, die oft mit dem übrigen im Widerspruch stehn, er ließ die Situation überwiegen und die Charakteristik zurücktreten. Und dies geschah mit jedem Stücke bis zur Braut mehr. Das Allgemeine, dem griechischen Chor entsprechende, das schon in

diesem Heinrich liegt, wie das Lyrische im Gefühlsausdrucke, gewann es bei Schiller über das darstellende Element, das im Heinrich überwiegt, wenigstens jenem gleich steht. Dann fing er an, die Schuld der Personen immer mehr zu bemänteln, markierte die Abgänge und Aktschlüsse stärker. Er gab die würdevolle Repräsentation auch den Personen der niedersten Stände, hob die Wahrheit derselben dadurch auf. Was in den Scenen unter den Peers Shakespeares eben charakteristisch und historisch wahr als Bewußtsein politischer Größe und danach proportioniertem Umgreifen der Leidenschaft, als höfischer Anstand dem bürgerlich beschränkten Wesen und der Dumpfheit der untersten Klassen gegenübersteht, wurde bei ihm, weil in aller Personen Munde, mehr eine tragische Konvention, ein Bretterdekorum. Da er in seine tragischen Personen durch Bemäntelung der Schuld einen Dualismus brachte — denn Wallenstein wie Maria Stuart sind doppelte Personen, Zweieinigkeiten —, so verdoppelten sich die Motive und schwächten sich dadurch gegenseitig. Schicksal und Charakter deckten sich nicht mehr, weil die Schuld keine wahre mehr war, keine innere, sondern eine entweder außerhalb des Stückes und seines Stoffes liegende (Maria) oder eine dem Helden durch die Verhältnisse aufgezwungene (Wallenstein). So mußte nun auch das Schicksal ein äußerliches werden. Er meinte sich dadurch den Griechen zu nähern, hob dadurch aber wie vorher den Unterschied der Stände nun auch den Unterschied der Nationalitäten und Zeiten auf. Die, welche Schäfer repräsentierten und Engländer und Deutsche der neuern Zeit, hatten altgriechisches Schicksal. So wurde nun wie die Sprache der höhern Stände so auch das Schicksal als Requisit der tragischen Konvention ein Stück des Bretterkostüms. Indem er die Shakespearische Historie zu idealisieren trachtete, hob er ihre wahre künstlerische Idealität auf; denn weder die Charaktere noch der Zusammenhang von Schuld und Strafe (das eigentliche Schicksal) hatten ideale Einheit und wahre Allgemeinheit mehr. Der historische Wallenstein ist wie die Shakespearischen Figuren ein Typus, der Schillerische ein einzelner Fall. Ich glaube, wer die wahre historische Tragödie kultivieren will, muß von Schiller wieder zu Shakespeare zurückkehren, wenn auch nicht zu Heinrich VI., doch zu Richard II.

Das Spartanische.

Montaigne rühmt gegenüber den Athenienſern, die alles im schönen Scheine, schöner Form, auch in der Rede gesucht, die Lakedämonier, bei denen der Unterricht hauptsächlich bezweckte, ein richtiges, praktisches Urteil über Personen und ihr Thun bei dem Jünglinge, ja schon bei dem Knaben herauszubilden. Auf dies letztere zielt Shakespeare in seinen Tragödien vor allen, und sein Studium bringt

darum praktischen Nutzen, während Schiller in den seinen das Vermögen des praktischen Urteils durch Verwirrung schwächt zu Gunsten des athenienſischen schönen Scheines.

Einheit der dichterischen Intention.

Ich hielt bisher Einheit des Motives für die rechte Zauberformel, aber diese ist: Einheit der dichterischen Intention. Ein ganz genau bestimmter Eindruck muß es sein, den wir durch ein Drama hervorbringen wollen, ein einfacher, überwältigender. Die Seite müssen wir dem Stoffe absehen, ich möchte sagen: die volkstümliche, weil das Volk ungeblendet ist von allem, was Reflexion hie und da in Nebenumstände hineinlegen kann, weil es selber nicht reflektiert, stets auf die Hauptsache, auf den allgemein-menschlichen Kern in der Sache geht. Wir müssen alle künstlichen Gesichtspunkte vermeiden, alle fremden, pikanten Beleuchtungen, die Sache nicht vom Standpunkte griechischer oder romantischer, spanisch-katholischer oder wer weiß welcher fremden Moral oder mit dem Auge des Schulphilosophen ansehen. Wir müssen die Sache selbst und in ihrer eignen Sauce geben. Nicht allein was das Volk ergreift, sondern auch wie und warum. Wenn wir nun den Punkt in dem Stoffe gefunden, der der Grund seiner Wirkung ist, so müssen wir so weiter verfahren, daß aller Reichtum der Fabel aus diesem Grunde fließt, und uns wohl hüten, darin wieder Gründe für andern Eindruck hineinzubringen. Der Stoff muß auf seinen Wirkungskern reduziert und dieser so erweitert werden, daß das reiche Ganze des Dramas nichts andres wirkt, als was vorher der enge Kern wirkte. Vorausbedacht, daß die Wirkung des Kernes schon eine harmonische, poetische sein muß, d. h. eine, in der alles sich in affektvolles Mitleid mit einer oder zwei oder mehreren für eine stehenden Personen konzentriert, in das sich keine fremde Regung mischen darf. Also Einheit der Intention. Man thut nun wohl, stets bei der Anschauung zu bleiben, die Wirkung nicht in eine Formel — Idee — aufzulösen, in der die Anschauung untergeht, und die das Ausdichten erschwert, weil immer wieder die Mühe erfordert würde, Gedanken, das heißt abstrakte, in Gefühle und Handlungen rückwärts zu übersetzen. Vor dem Zu-Individuellen ist man schon dadurch bewahrt, daß man sich gewöhnt, in der Seele des Volkes aufzufassen und wiederzugeben, also typisch und nur durch Zusammenstellung solcher Züge zu individualisieren.

Shakespeare weiß genau, welchen Eindruck er mit jeder seiner Gestalten, mit jeder Rede derselben, welchen er mit dem Ganzen der Handlung hervorbringen will. Und diesen beabsichtigten Eindruck läßt er keinen Augenblick aus den Augen; die Absicht jeder einzelnen Rede ist der Absicht der Rolle, die Absicht jeder Rolle wiederum der Absicht des

Ganzen subordiniert. Nicht der kleinste Zug ist der Absicht des Ganzen fremd, jeder nur ein Diener derselben. Konsequenz ist sein erster Vorzug, nicht allein die Konsequenz seiner Charaktere, auch, und noch viel mehr, die Konsequenz seines eignen Verfahrens. Doch über diese tiefste Absicht breitet er den Schein der Absichtslosigkeit. Schiller ist darin sein Gegensatz. So z. B. die Inkonsequenz in seinem Verfahren, da er das Thekla-Idyll sich einschleichen und die Wallenstein-Intention überwachsen läßt, und die Inkonsequenz wiederum im Charakter des Wallenstein, der eigentlich bloß eine Persönlichkeit hat. So wird dem Zuschauer immer das Thun gezeigt, das er selber an des Helden Stelle geübt haben würde, wie er in dem Augenblick zu glauben bestimmt ist, und seine eignen Gefühle ihm in schönerer größerer Gestalt entgegengebracht.

Der poetische Realismus.

Das Dargestellte soll nicht gemeine Wirklichkeit sein, jene falsche Illusion muß verhütet werden, die Schlegel das Alpdrücken der Phantasie nannte. Je mehr nun das Drama von der gemeinen Wirklichkeit durch Gedankenhaftigkeit und plastische Fülle des Ausdruckes abgeschlossen ist, desto mehr kann auch die Epitomierung wagen, desto idealer kann die Behandlung von Zeit und Raum werden. Da alle Wirkung aus dem innern Kerne des Stoffes hervorgehen muß, wird der eigentliche Schauplatz das Innere, die Region von Leidenschaft und Gewissen des oder der Helden, wo nur die innern Kräfte spielen nach dem Gesetze der Kausalität der vernünftigen und sinnlichen Natur des Menschen; wo der Zufall also ausgeschlossen ist, und kein wirklicher Raum, keine wirkliche Zeit mitspielt, d. h. wo nichts darauf ankommt. Nur muß premiert werden, daß diese Abwendung von der gemeinen Wirklichkeit, diese Erhebung über sie nicht etwa das Kolorit eines Transparents, wie bei Schiller, eine eintönige Feierlichkeit oder feierliche Eintönigkeit oder gar die Verzückung und den subjektiven Schwung lyrischer Rhetorik bedeuten soll. Weit entfernt davon! Ebensoweit als von der dünnen, haltungslosen Sprache der gemeinen Wirklichkeit. Wie die Fata Morgana soll die dramatische Diktion die gemeine Wirklichkeit, nur in einem ätherischen Medium spiegeln, die Mannigfaltigkeit der Linien, Tinten u. s. w. durchaus nicht verwischen. Wie der Stoff vom Geiste gereinigt, wiedergeboren, geschwängert ist, so soll der Dialog vom Geiste wiedergebornes und geschwängertes Gespräch der Wirklichkeit sein. Nur was geistig ist, und zwar Ausdruck einer gewissen Idee am Stoffe, und zwar derjenigen, die als natürliche Seele in ihm wirkt und atmet, wird in das himmlische Jenseits der künstlerischen Behandlung aufgenommen; was bloßer Leib, zufällig Anhängendes ist, muß abfallen und ver-

wesen. Soweit die Seele den Leib schafft, sozusagen, die bloße Form des Leibes steht verklärt auf aus dem Grabe. Diese Zauberwelt, dieser wahrere Schein der Wirklichkeit ist nicht streng genug abzuschließen. Denn sowie ein bildloser Gedanke, ein ungedankenhaftes Gefühl, irgend ein unmittelbar wirklicher Laut in seinen Kreis sich eindrängt, ist die Harmonie des Zaubers aufgehoben. Aber wunderbar! Der Zauber schwindet nicht vor dem Wirklichen, umgekehrt; in der That ist es das Gesetz des Wirklichen, welches über dessen bloß zufällige Erscheinung siegt. — Die Kunst soll nicht verarmte Wirklichkeit sein, vielmehr bereicherte; nicht weniger Reize soll sie bewahren, sie soll neue hinzuerhalten durch das Medium des phantasieentquollenen Gedankens, alle die, welche aus dem gedankenhaft bezüglichen Neben- und Ineinander der beiden Welten des Ernsten und des Komischen hervorgehen. Sie soll nicht eine halbe, sondern eine ganze Welt sein. — Was die Anordnung der äußern Dinge korrekter macht, das ist es oft, was das innere Spiel der Empfindungen unterdrückt oder sie, was noch schlimmer ist, so alteriert, daß ein andres daraus wird, als was sie beabsichtigte. Was dem Verstande eine Thatsache überzeugender macht, das macht sie leicht der Totalität des Gefühles befremdlicher. Kurz, was ich dramatisch-künstlerische Komposition nenne, das ist zunächst der innere Aufbau der Wirkungen, der Plan, nach welchem das Spiel der Gefühle im Zuschauer notwendig vor sich gehen muß, zu dem bestimmten Zwecke, der damit beabsichtigt wird, die Berechnung ihrer modifizierenden Wechselwirkung, der Aufbau eines überwältigenden Gefühles aus kleinern, wie ein großer Strom durch die allmähliche Vereinigung verschiedener kleinerer anwächst. Die Vortrefflichkeit der Komposition besteht mir zunächst nicht darin, daß die äußern Thatsachen, das objektive Materiale, unter sich dem Verstande gemäß verbunden ist, sondern darin, daß seine Wahl und Anordnung genau so ist, wie sie jenen subjektiven Wirkungen und ihrem Aufbau, gerade dieser genau bestimmten Gesamtwirkung, diesem beabsichtigten Totaleindrucke entspricht. Die Fehler gegen jene objektive Kausalität kann ich nur dann für wichtig halten, wenn sie den beabsichtigten Totaleindruck hindern oder stören, d. h. wenn sie zugleich zu Fehlern gegen die höhere Motivierung werden. — So wird die Tragödie der Leidenschaft auch die Tragödie der Reflexion sein müssen; natürlich nicht der Reflexion, die die Leidenschaft bekämpft, sondern der Reflexion, welche sie stachelt. Wirklich liegt in dem: „Eine Fliege soll ihre Hand berühren, ich nicht“ (Romeo) — „Eine Katze, eine Maus soll Leben haben, sie nicht“ (Lear) — eine Vergleichung, durch welche der Stachel des Affektes geschärft wird, wie der Gedanke und die Ausmalung eines Glückes, das verloren ist, die Empfindung des Verlustes schärft. Jene er-

greifende Rede Konstanzens im King John ist eine solche Reflexion. Das Immerwiederdurchnehmen der Beleidigung, die Bemühung, immer noch etwas Neues darin zu finden, was durch den Reiz der Neuheit schärfer stachle, ist Reflexion. Wenn Macbeth an die Zeit zurückdenkt, wo noch seine Haare sich sträubten, nur zu hören, was zu thun ihm jetzt Gewohnheit ist, so reizt er sich selbst zum Mitleide mit sich selbst. Gleichwohl liegt in der Freiheit der Reflexion die Hoheit der Gestalten, indem sie samt ihrer Situation sich objektiv machen, sich über sich selbst und ihre Situation erheben. Ihr Gemüt, ihre Leidenschaft ist tiefst im Endlichen befangen, ihr Geist steht darüber wie der blaue, heitere Himmel über Gewittern. Ihr Geist, ihr innerstes Wesen, der Gott in ihnen ist gleichsam unvermischt mit dem Sinnlichen, unbeschmutzt vom Schmutz ihrer Zwecke. Hier liegt eigentlich das Geheimnis der Hoheit Shakespearischer Gestalten offen. Diese Reflexionen sind nun von der Phantasie im charakteristischen Bilde verkleidet dargestellt, sie sind gleichsam ein Aufatmen der durch das Endliche gebundenen Freiheit. Schiller hat dies dem Shakespeare wohl abgesehen, aber diese Seite zu sehr herausgehoben und zugleich zu wenig mit der Lokalfarbe der Person gemalt. Denn bei ihm, da die Reflexionen sich unverhüllt als seine eignen zeigen, sehen wir ihn selbst über seinem Helden stehen, der darüber seine individuelle Existenz einbüßt, und die Wirkung ist mehr die Bewunderung der Hoheit des Dichters, als seines Werkes und seiner Kunst. — Posa handelt verkehrt, wenn wirklich Carlos oder die Provinzen sein Zweck sind: hat er es aber auf die Bewunderung des deutschen Parterres abgesehen, so zeugt der Erfolg für die Zweckmäßigkeit seines Handelns. — Die Bescheidenheit der Natur, wie entzückt sie uns an Shakespeares Gestalten, auch in Rücksicht ihrer Reflexionen! Die Reflexionen der Porzia z. B. sind alle aus ihrem Kreise genommen; es sind Bemerkungen, die ihr scharfes Auge in ihrem täglichen Leben alltäglich zu machen Gelegenheit hatte: ebenso ist die Form derselben, wie sie einem gebildeten weiblichen Wesen entspricht. Man vergleiche damit die Thekla im Wallenstein; wie nimmt, daß sie in diesen Mund, an diese Stelle nicht passen, so in Materie als in Form, den Reflexionen selbst, so schön sie im Munde Schillers genannt werden müssen, allen Reiz, ja läßt sie abgeschmackt erscheinen. Die Leidenschaft zu glänzen, zu gefallen wird das eigentliche Motiv des Benehmens der Gestalten, welches andre auch genannt sei. Denn nur dieses verfolgen sie konsequent, in allem andern sind sie inkonsequent, voller unauflöslicher Widersprüche, nur in diesem nicht; und diese Konsequenz ist eben der Grund jener Inkonsequenzen. — In der dargestellten Reflexion, in dem dargestellten Reflektieren liegt für den Dramatiker das feinste charakteristische Moment. — Das wäre es,

was sentimentale und naive Poesie oder, wenn man will, Rhetorik — als eine besondere Form der Poesie im weitern Sinne betrachtet — und eigentliche Poesie unterschiede, daß jene direkt und diese indirekt zu Werke geht; daß jene direkt ausspricht, was sie meint, und diese auf dem Wege der Darstellung. Es darf die mehrfache Bedeutung des Wortes „Darstellung" nicht irren, wonach auch jenes direkte Aussprechen darstellen genannt wird. Will man überdeutlich werden, so sage man, jene stellt durch Aussprechen, diese durch Darstellung dar: in jener spricht der Autor in seinen leicht maskierten Personen, in dieser der Autor durch die innere Selbständigkeit seiner Personen mit dem Publikum, was den Schein gewinnt, als sprächen die Personen selber und hätten keinen andern Autor, als ihr Autor selbst — die schaffende Natur. — Das läßt sich weiter ins einzelne ausführen, wie z. B.: Der Rhetoriker sagt uns, was er mit seinen Figuren meint, für was wir sie halten sollen, er sagt: „verehrt ihn" oder „bewundert, liebt ihn, haßt ihn"; der Poet dagegen stellt seine Figuren hin und sagt: „Nun sehet selber zu, beobachtet sie, und dann fällt selbst über sie ein Urteil. Sie sind nicht Träger meiner Interessen, sie sind nicht mein verkleidetes Ich, ich bin also bei euerm Urteile nicht kompromittiert. Ja, er läßt die eine Person über eine andre so, eine dritte über dieselbe so urteilen; nun, Zuschauer, urteilt über die Urteiler und ihr Urteil, seht, ob sie bestochne Richter sind und von welcher Partei — für oder wider jene zweite Person, — ob sie durch pathologische oder sonstige Einwirkung geirrt, ob sie gerecht, ob mild oder streng sind. Macht das mit ihnen und euch aus: mich geht es nichts an; ich zeige nicht mit der Hand aus den Bühnenwolken und halte meine Figuren nicht an Drähten, sie haben ihre eignen Beine und ihr eignes Gesetz, dasselbe, das in euch ist, und sie zwingt dasselbe Gesetz außer ihnen, das, außer euch, euch zwingt; sie sind nicht Geschöpfe meiner Willkür, sondern ihrer eignen Freiheit und Notwendigkeit." — Goethe hat immer Stoffe gesucht, in denen „das Herz" an seiner Stelle war; deshalb ist er dem Großgeschichtlichen ferne geblieben; das ist ein Mangel. Schiller hat „das Herz" ins Großgeschichtliche überall da, wo es nicht hingehört, eingemengt; das ist ein Fehler.

Die poetische Diktion. Rhetor und Dichter.

Ein Teil von Schillers Irrtum hat seinen Ausgangspunkt in den Worten eines Briefes: Man sollte wirklich alles, was sich über das Gewöhnliche erheben muß, wenigstens anfänglich in Versen konzipieren; denn das Platte kommt nirgends so an das Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird u. s. w. Schiller hatte den Wallenstein erst in Prosa begonnen, bald aber sich an die

Trockenheit geſtoßen. Wie er nun in Verſen die Ausarbeitung begann, änderte er manches am Plane, weil er fühlte, er ſtehe hier in Verſen unter andrer Gerichtsbarkeit als in Proſa. Dann heißt es in dem Briefe weiter, wo dem Stoffe die poetiſche Dignität abgehe, da ſei der Ort für den Schmuck, den Ariſtoteles verlange; denn in einem poetiſchen Werke ſolle nichts Gemeines ſein. — Man ſieht, wie er bei der Ausführung ſich dem Fluge der Phantaſie überließ: in demſelben Maße kamen ihm die Verſtandesrückſichten auf Wahrheit der Motive u. ſ. w. auf das eigentlich dramatiſch Wirkende immer gemeiner vor; dies hatte wieder noch lyriſchern Schwung der Diktion zur Folge, und in dieſer Wechſelwirkung verlor er oft den realen Boden ganz unter den Füßen — wie in der Philoſophie gleichzeitig Fichte. Ganz anders verfährt Shakeſpeare. Er behält immer den Boden der Wirklichkeit. Je ſchwunghafter der Flug ſeiner Diktion, deſto feſter ſteht er dabei auf dem Boden der Wirklichkeit. Seine Behandlung adelt beſtändig den Stoff, verändert ihn aber nicht und verläßt ihn nicht. Er bleibt immer bei der Stange und läßt ſie auch da, wo der Verſtand ſie hingeſtellt hat. Aber wunderbar iſt es, wie er die Dinge, die Schiller für gemein gehalten hätte, und die durch bloß rhetoriſch-lyriſchen Ideenſchmuck nur noch ſpröder erſchienen wären, durch ſeine Behandlung zu erheben weiß. Für Shakeſpeare giebt es nichts Gemeines, weil er ein naiver Dichter iſt, und bei ihm daher alles auf die Form ankommt; der Stoff beſudelt ihn nicht; er iſt höchſtens in dem Falle eines naiven Menſchen, der geradeheraus ſagend beſſer fährt, als der Kulturmenſch, der durch die Mühe zu verſtecken unanſtändig wird, wo jener nur natürlich iſt. Dann weiß er auch die Proſa auszuſcheiden, die zum Verſtändnis notwendig iſt, und ſie abgeſondert zu geben, wodurch er freien Raum und Ungeſtörtheit für die Poeſie gewinnt. Schiller richtete ſich nach ſeinem Talente; er konnte eigentlich nur Dinge brauchen, die einen Anknüpfungspunkt für die Reflexion gaben. Er hat in ſeinem Aufſatze „über naive und ſentimentale Poeſie“ vergeſſen, daß der ſentimentale Dichter leicht platt wird, wo er naiv ſein will, wenn er ſein Reflexionswerk nicht anſpinnen darf oder will, und daß dies eben der Grund iſt, warum er bei der Reflexion Hilfe ſucht. In einem Briefe ſagt er, daß der neuere Dichter einen Gehalt in den Gegenſtand lege, weil er den darin liegenden nicht zu entwickeln, nicht herauszuziehen vermöge. Das heißt doch nichts andres, als daß der Dichter, der nicht naiv ſein kann, ohne platt zu werden, ſentimentaliſch werden müſſe. — Deshalb oszilliert der ſentimentale Poet beſtändig zwiſchen Dichter und Redner; daher ſein Erfolg bei der großen Menge. Eigentlich hat nur das naive Gedicht eine poetiſche Form, denn die Ideen der ſentimentalen Dichter

wirken als Stoff; und da sie nur ausgesprochen und nicht dargestellt sind, so ist ihre Form keine poetische; höchstens kann es der sentimentale Poet zu einem Produkte bringen, das stellenweise poetische Form, stellenweise bloß rhetorische hat. Dem Rhetor ist die Kunst Mittel, dem Dichter Zweck. Die Befriedigung seines Kunstgefühles ist ihm Norm, er opfert dem Beifalle des Publikums und dem möglichen Ruhme nichts. Es kann freilich auch der Rhetor den Beifall verschmähen, aber wieder um des Ruhmes willen; man wird sein Werk von dem des Künstlers leicht an der Zugabe des Trotzes unterscheiden; der Künstler denkt nicht an das Publikum; der Rhetor, der ihm absichtlich trotzt, desto mehr. —

Künstlerische Illusion.

Im ganzen und großen giebt es keinen Dichter, der der Wahrheit des Lebens so getreu bleibt, und doch ist er durchaus im Gebiete der Phantasie mit seinen Einzelheiten, wohin der Gebrauch des Symbolischen gehört, nämlich des Kunstmittels, vermöge dessen der Dichter an Stellen, die nicht naturwahr zu geben sind, gleichsam sagt: dies bedeutet dies; z. B. die Werbung des Richard III. bei der Anna. Das Wunderbarste aber ist, wie solche Scenen bei ihm wirklich überzeugen, ohne daß ein Wort darin naturgetreu wäre. Ich glaube, eben darum. — Lessing hat die Behelfe, daß Odoardo einen Dolch haben, daß er wissen muß, was mit der Tochter vorgehen soll, und andres mehr, wunderbar künstlich bewältigt, aber er hat dadurch hervorgebracht, daß in seinem Stücke die äußere Maschinerie zum Stücke selbst wurde, und er bedarf seines ganzen mächtigen Verstandes und Witzes und eines gewissen Aufwandes von Phantasie, uns für eine bloße Maschinerie zu interessieren. Darüber bekommt sein Stück Ähnlichkeit mit einer getriebenen Arbeit, in welcher die Kunst oder vielmehr Künstlichkeit den Wert der Materie weit übertrifft und daher doch verschwendet erscheint, während Shakespeare massives Gold mit goldner Kunst behandelt. Wie zerbrechlich sieht die Emilia aus gegen ein Werk Shakespeares gehalten! Ich weiß wohl, daß dies zum großen Teile eine Folge der Konzentration in Raum und Zeit ist. Darum sollte der Krieg eigentlich dieser Form gelten, in der alle perspektivische Gruppierung unmöglich ist, durch welche die Kleinigkeit, der bloße Behelf, mit in die Reihe der wichtigen Momente tritt, und das bloße Detail zu einem integrierenden Teile des Kausalnexus wird. — Wie aber kommt es, daß Shakespeare in solchen symbolischen Scenen nicht aus dem Tone fällt? Weil seine ganze Darstellungsweise symbolischer Natur ist; weil er nie gemeine, wirkliche Illusion, wirkliche Täuschung, sondern nur eine künstlerische anstrebt. Die Phantasie ist bei ihm das Medium,

durch welches er uns die Gefühle und die Gedanken mitteilt. Weil die Phantaſie das gläubigſte Vermögen im Menſchen iſt, muß in der Ausführung hauptſächlich dieſe gepackt werden. Der Verſtand zeigt ſich zunächſt in ſeinen Stücken nur negativ, vorbauend, er entfernt nur, was uns irren könnte, der künſtleriſche Verſtand liegt objektiv ſeinen Darſtellungen von Vorgängen zu Grunde, tritt aber nie in eigner Perſon mitſpielend auf, wie bei Leſſing, er wendet ſich nie unmittelbar an uns. In der Emilia iſt in Erfindung und Anordnung wie in Ausführung der Verſtand auch das Medium, durch welches die Phantaſie zu uns ſpricht. Dieſe geiſtesgegenwärtige, beſtändig-bewußte und ſcharf geſpitzte epigrammatiſche Sprache vermittelt uns auch die nicht allein von Leſſing, ſondern überhaupt in unſrer ganzen dramatiſchen Poeſie unübertroffenen Intentionen der künſtleriſchen Phantaſie in der Geſtalt und dem Benehmen der Orſina. Das iſt der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen Shakeſpeare und Leſſing, daß bei jenem alle geiſtigen Vermögen die Phantaſie als ihre Sprecherin, bei dieſem aber, daß ſie den Verſtand als ihren Deputierten an das Publikum ſenden. — Schiller ſcheint in der That in ſeiner Bemerkung über die Goethiſche Verhaltungsweiſe das Verfahren des wirklichen Dichters charakteriſiert zu haben, wenn er an Goethe ſchreibt: „Ihre eigne Art, zwiſchen Reflexion und Produktion zu alternieren, iſt wirklich beneidens- und bewundernswert. Beide Geſchäfte trennen ſich in Ihnen ganz, und das eben macht, daß beide als Geſchäft ſo rein ausgeführt werden. Sie ſind wirklich, ſolange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht iſt bloß in Ihnen: und wenn Sie anfangen zu reflektieren, ſo tritt das innere Licht aus Ihnen heraus und beſtrahlt die Gegenſtände, Ihnen und andern. Bei mir vermiſchen ſich beide Wirkungsarten, und nicht ſehr zum Vorteil der Sache!“ — Wunderſchön, vortrefflich! — Es iſt zu bejammern, daß Schiller ſtets in der Lage war und im Zwange, durch Thätigkeit der Reflexion die Anſchauung zu erſetzen; dies wurde zuletzt ein Teil ſeines Weſens, ſo ſehr, daß er ſich keiner Anſchauung mehr unbefangen überlaſſen konnte, und das Mittel zum Zwecke wurde. Wie rührend iſt es, wenn er glaubt, einmal die Natur in ihm weder durch Voreiligkeit noch durch nachherige Gewalt der Reflexion geſtört oder aufgehoben zu haben! Aber eben dieſes Voreilen und nachherige Gewaltanthun der Natur in ihm war ſo ſehr ſeine Natur geworden, daß er nicht mehr merkte, wo es ſich geltend machte. Von Jugend an hatte er für ſeine Freiheit zu kämpfen, die Goethe ohne deſſen Zuthun wurde; die Waffe wuchs ihm zuletzt an die Hand, und er konnte dieſe nicht mehr von jener trennen. Ich glaube, ein großer Teil des rührenden Eindrucks, den die Schilleriſche Poeſie auch auf den macht, der ihren Irrweg erkennt, beruht eben auf dieſem Mitleid mit dem Dichter.

Es ist ungemein belehrend, den menschlichen Geist in einem so großen Vertreter, als der Schillersche war, in seinen Widersprüchen zu beobachten. Bald sieht man, wie die lyrische Stimmung plötzlich seine Reflexion verdunkelt, bald wie die Reflexion die Konsequenz seiner poetischen Anschauung zersetzt. So lobt er Richard III., und indem er die Vollkommenheit des Stückes charakterisiert, sagt er, kein Stück von Shakespeare habe ihn so an die griechische Tragödie erinnert, so daß es scheint, dies solle mit zu den Gründen des Lobes gehören, wenn es nicht den Sinn hat: darum gefällt mir das Stück so sehr, weil es erstlich mir als die beste der besten Shakespeareschen Tragödien erscheint, dann, weil es mich an meine Neigung erinnert, so daß Shakespeare seinem Kunstverstande imponierte, die Griechen dagegen seine Neigung besaßen. So schreibt er an Goethe am 26. Dezember 1797: „Für eine Tragödie ist in der Iphigenia ein zu ruhiger Gang (vorher: „umgekehrt schlägt Ihre Iphigenia offenbar in das epische Feld hinüber, sobald man den strengen Begriff der Tragödie entgegenhält"), ein zu großer Aufenthalt, die Katastrophe nicht einmal zu rechnen, die der Tragödie widerspricht. Jede Wirkung, die ich von diesem Stücke teils an mir selbst teils an andern erfahren, ist generisch-poetisch und tragisch gewesen, und so wird es immer sein, wenn eine Tragödie auf epische Art verfehlt wird. Aber in Ihrer Iphigenia ist dieses Annähern an das Epische ein Fehler u. s. w., während das ans Dramatische in Hermann und Dorothea ein Vorzug ist." An einer andern Stelle führt er aus, daß das Epos überhaupt durch Neigung zum Dramatischen gewinne, während das Dramatische durch epische Behandlung verliere. Damit vergleiche man „1. Dezember 1797: Es ist mir fast zu arg, wie der Wallenstein mir anschwillt, besonders jetzt, da die Jamben, obgleich sie den Ausdruck verkürzen, eine poetische Gemütlichkeit unterhalten, die einen ins Breite treibt. — Mein erster Akt ist so groß, daß ich die drei ersten Akte Ihrer Iphigenie hineinlegen kann, ohne ihn ganz auszufüllen; freilich sind die hintern Akte viel kürzer. Die Exposition verlangt Extensivität, sowie die fortschreitende Handlung von selbst auf Intensivität leitet. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewisser epischer Geist angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären sein mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatischen schadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, diesem prosaischen Stoffe eine poetische Natur zu geben." Das heißt doch nichts andres, als nach seiner eignen Meinung „eine generisch-poetische Wirkung zu erzielen, wodurch die Tragödie auf epische Art verfehlt wird." —

Die primitiven Motive.

Unſer Unglück iſt, daß die primitiven Motive in primitiver Zuſammenſtellung ſchon meiſt gebraucht ſind, und neue ſelbſt zu erfinden kaum oder wirklich nicht mehr möglich iſt. Die Schlankheit des Lebens, des Denkens und Empfindens iſt uns verloren gegangen, damit auch die Bedingungen zur Schlankheit, d. h. Geſchloſſenheit der Kunſt. Was Schiller zu Erfindungen wie in der Braut u. ſ. w. trieb, das war doch nur dieſelbe Einſicht, nämlich, daß ohne jene Primitivitäten keine wahre Poeſie beſtehen kann, und daß er dieſe „naiven Motive“, wie er ſie nennt, nicht erreichte, vielmehr auf einen Irrweg geriet, dies giebt uns, deren Zeit in jener künſtleriſchen Untugend noch zugenommen, eindringliche Warnung und wenig Hoffnung. Leſſing eigentlich ſchon ruft von den ausgedachten, geſchmackloſen, raffinierten zu den einfachen der Natur, zu den primitiven zurück. Aber auch er ſpricht von intrikaten Situationen, während von dieſen hinweg zu den einfach rührenden und erſchütternden gewieſen werden mußte. Ariſtoteles ſagt ſehr ſchön, daß alle Spannung nur Erregung der Sympathie mit der Natur, die wir in uns ſelbſt tragen, nicht Furcht ſein ſoll für den hiſtoriſchen oder beſondern Menſchen, ſondern für die Möglichkeiten der menſchlichen Natur in ſich ſelbſt. Doch habe ich hier vielleicht ſchon den Shakeſpeare in den Ariſtoteles hineingetragen. Wie Shakeſpeares Schönheit überhaupt mehr geiſtiger Natur iſt, ſo paßt auch das Wort Verwicklung nicht auf ſeine Tragödien; ſie haben nicht eigentlich eine Verwicklung, ſondern ſie ſind lediglich Entwicklung. — Bei der Ausbildung des König Lear hat er immer aus denſelben primitiven Motiven erfunden, alles, was darin Kauſalnexus iſt, iſt Pietät oder Impietät, die erlittenes Unrecht nicht wankend, vielmehr feſter macht. — Soll ein Stück lediglich Darſtellung ſeines Gehaltes werden, ſo reicht der Kauſalnexus als ſolcher nicht zu, er bewirkt es nur, wenn er zum tragiſch-idealen wird. So bilden alle Handlungen im Lear einen ſolchen Idealnexus, jede Handlung iſt ein Beiſpiel von Impietät, wo Pietät zu erwarten, oder von Pietät, wo Impietät begreiflich, wenn nicht entſchuldbar wäre (Kent). Als Handlungen eines Stammes wäre ſolche Reihe nicht ohne Gezwungenheit herzuſtellen geweſen, noch weniger handlich für die dramatiſche Technik; nun ſind es drei Stämme, die ſich von zwei Stämmen abzweigen und zu noch mehreren wiederum verzweigen. So macht das Ganze der Fabel noch immer denſelben Eindruck der Qualität nach, nur in der Quantität geſteigert, d. h. es wird nichts hineingebracht, was die Wirkung jenes Kontraſtes aufhöbe oder durch Teilung der Aufmerkſamkeit ſchwächte. — Im Ganzen alſo die tiefſte

Absichtlichkeit, im Dialoge der Schein völliger Absichtslosigkeit, im Plane und in der Disposition des einzelnen Gespräches größte Gedrängtheit und Simplifikation, und im Dialoge, in der Ausführung desselben scheinbar völliges Gehenlassen. So wird das Drama nichts als wesentlich nur der dargestellte psychologisch-ethische Gehalt seines Grundgedankens. — Die charakteristische Einkleidung der allgemeinen Reflexion ist sehr wichtig. Hier liegt ein Hauptunterschied Shakespeares und Schillers. Letzterer bringt immer seine eigne Reflexion lyrisch gesteigert, also den rohen Stoff; bei Shakespeare dagegen trägt jede Reflexion seiner Personen den Stempel des Charakteristischen bis in die kleinsten Bedingungen hinein. Wie ist im Lear in dem „Ein Vogel, eine Katze, eine Maus soll Leben haben, du nicht!" die allgemeine Reflexion, daß das Dasein nicht an die Bedingungen des Wertes geknüpft ist, daß das Schlechte, Unwerte das Edle und Schöne überleben kann, in die äußere Gebärde der äußersten Hingegebenheit an den Affekt der völligen geistigen und physischen Hilflosigkeit des vom Alter schwachen, vom Seelenschmerz bis zum Wahnsinn hingefolterten Königs gekleidet; wie ist hier der Gedanke zum gestikulierenden Seufzer geworden! Wenn Poesie das individualisierte, d. h. in einem bestimmten Falle angeschaute und dargestellte Allgemeine ist, so ist Schiller meistenteils die eine Hälfte seiner poetischen Obliegenheit schuldig geblieben; dadurch aber eben hat er mehrere befriedigt, weil die poetische Forderung nur von Menschen gemacht wird, die weit in der Minderzahl stehen. Ihm fehlt zu sehr das Indirekte der Antworten und Gegenreden, das wir bei Shakespeare und Sophokles finden. —

Naiv und sentimental im Unterschiede von realistisch und idealistisch.

Idealistisch und realistisch soll denselben Gegensatz bedeuten, wie sentimental und naiv? Wenn man Schiller einen sentimentalen Dichter nennte und Shakespeare einen naiven, dann ließe ich mir es gefallen. Wenn man aber Schiller einen idealistischen und Shakespeare einen Realisten nennt, so weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll. Schiller sucht mehr durch seine Sentiments über den Gegenstand zu rühren, als durch Darstellung des Gegenstandes, aber daß er Shakespeare gegenüber idealistisch heißen soll! Ist Idee und Sentiment einerlei? Der wahre ideale Dichter stellt in seinem Stoffe die Idee dar, d. h. er entwickelt die Idee, die im Stoffe liegt, und läßt sie als eine und ganze Seele seiner Darstellung wirken; Schiller dagegen legt in die Stoffe fremde und mehrere Ideen hinein. Darum ist ein Shakespearisches Werk so ganz, weil

ſeine Teile nur Glieder der Darſtellung einer Idee ſind. So im Hamlet: wer nicht zu rechter Zeit thut, was ſeine Aufgabe iſt, der wird gezwungen, ſie zu thun, und geht an den Folgen ſeines Zögerns unter. Das iſt auch im Wallenſtein, aber nicht allein; denn Wallenſtein geht auch unter, weil er ehrgeizig iſt; er geht unter, weil er zögert, er geht unter, weil er falſch, er geht unter, weil er zu vertrauend iſt. Was hat die Epiſode Max damit zu ſchaffen, was die Scene mit Wrangel? Heißt der ein idealiſtiſcher Dichter, deſſen Geſetz Willkür iſt, dann freilich iſt Schiller ein idealiſtiſcher Dichter. Heißt das Vorherrſchen des Stoffes vor der Idee oder die Emancipation des Stoffes von ſeiner Idee realiſtiſch, ſo iſt Schiller, aber auch gegen Shakeſpeare gehalten, der realiſtiſche Dichter. Er iſt ein reflektierend romantiſcher Dichter. Heißt idealiſtiſch die Verwirrung der Motive? Wenn dies romantiſch heißt, ſo iſt Schiller ein romantiſcher Dichter. Wallenſteins Charakter bei Schiller wäre ſo individuell als die Shakeſpeares? Nein, viel individueller. Man wird in der Geſchichte hundert Macbeths finden, aber keinen einzigen ſolchen Wallenſtein; denn ſelbſt der hiſtoriſche iſt ein andrer. Das Empiriſche iſt nichts andres als der Mangel an Einheit in den Charaktermotiven, d. h. der Mangel an Identität der Charakterſchilderung. Der Wallenſtein Schillers iſt in dem eigentlichen Sinne durchaus ein empiriſcher Charakter. Iſt denn aber das Empiriſche das Realiſtiſche? — Schiller hätte im Wallenſtein den Gipfel der dramatiſchen Technik erſtiegen? Die Charaktere wären wie die Charaktere Shakeſpeares? Wahrlich nicht! Das unterſcheidet Schiller von Shakeſpeare als ſentimentalen Dichter vom naiven, daß er nicht durch die Darſtellung ſelbſt wirken kann, ſondern nur durch ſeine Sentiments *über* das Dargeſtellte, darum muß er eine gewiſſe Breite haben, die eben dem Weſen des Dramatiſchen widerſpricht. Sentiments über das Dargeſtellte ſind lyriſcher Natur, die Grundlage des Dramas iſt Darſtellung von typiſchen Menſchen in einer Handlung begriffen, in der ihre Exiſtenz als Bewegung ſich auslebt, aber nicht Darſtellung der Reflexionen des Dichters über eine Handlung in ein ungefähres Abbild dieſer Handlung gekleidet. Das wäre der Gipfel der dramatiſchen Technik, wenn ein Dichter ſeines Stoffes ſo wenig Herr wird, daß er elf Akte erfordert und zwei Theaterabende wenigſtens einnimmt? Schillers Wallenſtein wäre ein Menſch von ungeheurer Willenskraft? Der in zehn Akten nicht zu einem eignen Entſchluſſe kommen kann und durch die Macht der Umſtände ſich in die Richtung ſtoßen läßt, die er aus eigner Willenskraft nicht einſchlagen kann? Und trotz der elf Akte nichts motiviert als nur der Verrat und nicht im Charakter, ſondern durch den Zwang der Umſtände. Das Koſtüm

wäre ein Vorzug, wenn es treu gehalten wäre — wenn auch nur ein kleiner und unwesentlicher im Drama —, aber dadurch, daß die Inkonsequenz des einen Teils, der dem Kostüm geradezu widerspricht, durch die genaue Haltung des andern erst recht augenfällig wird, wird es zum Fehler. Und doch ist mehr das äußere, zufällige Kostüm beachtet als das innere. Man sehe, wie Shakespeares Soldaten reden und die Schillers! Sie reden eher wie Shakespeares Staatsmänner; sie sind durch die Bank Redner. Es wird uns gesagt, sie seien Soldaten; wenn man an der Rede, an dem äußern Habitus den Mann erkennt, so sind es keine. Butler hat in seinem eignen Regiment vom gemeinen Reiter auf gedient; wo in aller Welt hat er die künstliche Rhetorik gelernt, die „langen Reden mit kurzem Sinn"; wäre es die natürliche Rhetorik seines Standes, eines Affektes oder einer Leidenschaft — die hat der geringste Mann, — aber diese Kunst des auserlesensten Redeschmuckes! Questenberg muß bei weitem weniger Anlage zum Kunstredner besessen haben, sein Stand und seine Beschäftigung sind ebenso geschickt, solche Anlagen auszubilden, als das wilde Reiterleben ungeschickt dazu. Schillern war gut und schön einerlei? Nein! ihm war nicht das Gute das Schöne, sondern das Schöne das Gute, d. h. er stellte das Schöne so dar, als wenn es das Gute wäre; weit gefährlicher wie bei Goethe, wo das Schöne oft ein Reizendes wird, aber nie den Schein des Guten sich anmaßt. Goethe hat oft das Schwache vergöttlicht und zwar als Schwaches; Schiller hat dem Schwachen den Schein des Starken gegeben. Seine Personen sind um nichts stärker als Goethes; Goethes Grundsatz: die Not ist das Gesetz des Schwachen; Schillers: die Not ist das Gesetz der Helden. —

— Was mir das Unrechte, habe ich nicht in Form von Entschuldigung und beigemischter Bewunderung außerdem gekleidet, was andre meinten thun zu müssen, da sie glaubten, das Publikum werde seine specielle Verehrung für einen Dichterheroen der Wahrheit vorziehen. Und sollte es dies thun und dem Autor zürnen, so wird, wer den Mut hat, die Wahrheit zu sagen, auch die Kraft besitzen, den Unwillen über die Wahrheit zu tragen. — Ich habe, soweit ich mich kenne, ehrlich geforscht und gebe ehrlich die Resultate meiner Forschung hin. Ich handle, wie mir meine Natur gebietet, mögen es andre auch. So macht es der, so der, und nun gilt's den Sachverhalt ganz objektiv hinzustellen, so daß der Leser selbst das Urteil fällen kann. So macht es Shakespeare — und nun überall daneben gestellt, wie es andre machen, was der und der von Shakespeare gelernt hat u. s. w. — Das alles vielleicht in Briefform; in Briefen an einen jungen Mann gerichtet, der den Autor um seine Hilfe gebeten. Auf Gervinus, Goethe u. s. w. zu verweisen

in Hinsicht auf das, was nicht der eigentlich poetisch-dramatischen Technik angehört. — Das Wesen des Dramas aus seinen eignen Bedingungen zu entwickeln. Technische Analysen. — Warnung vor dem zu frühen Studium der antiken Tragödie und vor der philosophischen Ästhetik, d. h. vor dem Feststehen im Handwerke. — Anknüpfen an Shakespeare. —

Reflexion.

Schon Goethe hat die verschiedenen Philosophien der Alten als Repräsentanten typischer Vorstellungsarten, Neigungsrichtungen und Lebensanschauungen charakterisiert. So gründet sich die Tragödie der gleichen Berechtigungen auf Reflexion, d. h. wenn das Handeln nicht aus den Reflexionen hervorgeht oder hervorzugehen scheint, sondern aus Leidenschaft; was Leidenschaft im Ehr- oder Herrschsüchtigen u. s. w. wirkt, das beschönigt Reflexion. Der Mensch sucht seine Leidenschaft mit Reflexion andern plausibel zu machen und sich selbst, weil ihm dies eine Bürgschaft ist für die Meinung andrer. Wunderbar ist es, daß der Mensch auch in Meinungen durch Gesellschaft, durch Beistimmen und Gutheißen sich gestärkt fühlt. Der Zorn, überhaupt Leidenschaft isoliert ihn aber erst mit der That, durch welche die Isolierung sich darstellt; wo er gleichsam ein Einzelner ist, kommt die Reue über ihn. Vorher entfernte er sich von der Gemeinsamkeit, dem Mittelschlächtigen der Menschen; nun aber fühlt er, daß sie sich von ihm entfernen müssen; in der That sagt er sich von der Gemeinschaft los, nach vollbrachter That sagt die Gemeinschaft sich von ihm los. Schuld folgt aus innerer Isolierung, und ihre Herausstellung — als Thatsache — in die Handlungswelt ist der Beginn völliger Isolierung. Es ist eigen: die eigentliche Individualität, das Anderssein als der Mittelschlag ist bei Shakespeare bis zur vollzogenen Schuld; dann reagiert in dem Helden selbst der Mittelschlag; er muß zu seinem Schmerz wahrnehmen, daß er im ganzen und großen doch auch nur Mittelschlag ist; als Individuum wird er schuldig, als Mittelschlagsmensch leidet er dafür. — Es giebt auch eine indirekte Art, seiner Zeit das Spiegelbild ihrer Gestalt zu zeigen; von dieser Art ist das Spiegelbild, welches Tacitus in der Germania seiner Nation zeigt. — Der Stoff ist allgemeinste Reflexion, die Form nur individualisiert sie. — Das unterscheidet Schiller von Shakespeare, daß bei Schiller wie absichtlich die Form mehr rhetorisch im eigentlichen Sinne als mimisch-rhetorisch ist. Er mag nicht, daß eine seiner Reflexionen verloren gehen solle, sie stehen in seiner Rede wie Juwelen zum Herausnehmen, während bei Shakespeare das Tiefsinnigste nur wie

ein verlorener Naturlaut als Welle in der Flut des Affektes oder in der Unmittelbarkeit der ruhigern Stellen vorübergeht. Seine Personen machen die Reflexionen, die jeder andre an ihrer Stelle machen könnte, aber ihr Charakter und der Zustand, in dem sie diese allgemeinsten Reflexionen machen, giebt ihnen einen durchaus individuellen Körper. In dem Antagonismus von äußerster Allgemeinheit der Reflexion und äußerster Individualität der Einkleidung liegt oft ein hinreißender Reiz. — Schillers Personen reden — wie man im gemeinen Leben sagt — wie Bücher; auch die in Goethes Tasso u. s. w. Die Personen Shakespeares dagegen reden wie Menschen. Schiller läßt seinen Personen ihre — nur zu oft seine eignen — Reflexionen nach den Regeln der gebildeten und gewitzigten schönen Redekunst stilisieren; die Shakespeares sprechen die ungelernte Kunst der Natur; jede Leidenschaft, jeder Affekt, jeder Stand, Alter, Geschlecht, jede momentane Situation hat ihre eigne Redekunst, in der zugleich Naturell, Bildung und Temperament und Charakter des individuellen Menschen wirken. Überall finden wir daher Unmittelbarkeit — Emancipation von der logischen und oratorischen Gedanken- und Wortfolge. Schiller ist es darum zu thun, daß die Reflexion so, d. h. in solcher Form herauskommt, wie sie als Citat sogleich in den gebildeten Verkehr als geprägte Münze in Umlauf kommen kann. In seinem Bergschachte stecken überall die geprägten Thaler und Dukatenstücke blinkend und locker im Gesteine, so daß man sie mühelos herausnehmen und damit in die Tasche fahren kann und den Schacht nicht verläßt, ohne die Tasche voll ausgeblichem Golde mit davonzutragen. Bei Shakespeare sehen wir die unterirdischen Kräfte wirken, da sind die chemisch-tellurischen Prozesse, die das Metallblut schaffen und durch die Erdadern plumpen; wir hören den Pulsschlag der Natur, nicht das Dröhnen des Prägestockes. Der Zuschauer muß die eigne Kraft in Bewegung setzen, freilich auch den Hebepfennig besitzen und die bewachenden Geister und Schrecken besiegen, um den ungeprägten Schatz zu heben, der ihm nichts nutzt, wenn er ihn nicht selber stempeln kann. — Daher auch die Einförmigkeit in Schillers idealen Charakteren, weil der eigentliche Kern derselben immer auf Würde, Repräsentation, d. h. Anstand herauskommt. — Infolge des Widerspruchs der gesetzten Aufgabe mit der Natur des sich die Aufgabe setzenden läßt Shakespeare gern seinem Helden den Zustand aufzwingen, welcher mit seinem Wesen im stärksten Kontraste steht. Der König in jedem Zoll, der geborne Gebieter muß betteln, der Betrübte scherzen (Narr im Lear), der Sanfte muß gewaltsam sein (Brutus), der Redliche falsch (Pisanio, Isabella), der Melancholiker und tiefst Getroffene muß Possen reißen — der Mensch, der die Arglosigkeit selbst ist,

muß in Eiferſucht wüten (Othello), der Aſket wird von ſündiger Begier gepackt (Maß für Maß). Der Neoptolem bei Sophokles muß lügen, Herakles muß jammern u. ſ. w. —

Schiller.

Schillers Diktion.

Das Charakteriſtiſche in Schillers Poeſie, auch der letzten Periode, ſcheint die Inkonſequenz der poetiſchen Intention, die einer großen Wirkung durch das Ganze nicht den Reiz aufopfern kann, wo irgend Gelegenheit verführt, auch im ganz Einzelnen zu wirken, ſollte ſelbſt dieſe einzelne Wirkung der Abſicht der Totalwirkung geradezu widerſprechen. So iſt's mit den Charakteren; wo ſich einer derſelben beim Publikum inſinuieren kann, da vergißt er leicht die urſprüngliche Intention; wo einem was Schönes zu ſagen einfällt, da kann er es nicht bei ſich behalten; dergleichen ſähe oft wie Improviſation des Schauſpielers aus, wenn ſolche künſtliche Rhetorik improviſiert ſein könnte. — Goethe und die Alten ſind ſchlicht und haben die Tendenz zu dem Schlichten, ihre Werke tragen dies Gepräge; Shakeſpeare iſt ſchlicht, aber er verteilt Glanz und Schlichtheit in ſeinen Werken aus charakteriſtiſchen Zwecken. Schiller, der erſt nur dem Glanz nachſtrebte, lernte mählich den Reiz des Schlichten kennen, und er wendete es dann als Putzmittel an, wie zur vollendeten Toilette auch Einfachheit gehört. Dieſe Wirkung thut es auch ſtets bei ihm, hier liegt ſein ungeheurer Unterſchied gegen die Alten, denen ſeine „Braut" ferner ſteht als die Griechen dem Shakeſpeare. Darum iſt er der Liebling der Jugend und der Frauen, die ihrer Natur nach zu dem Glänzenden ſich hingezogen fühlen; erſt das Lebensalter des Mannes, welches den Sinn für das Schlichte bringt, macht für Goethe und die Alten und für die ſchlichten Partien bei Shakeſpeare reif. Das Volk hat ebenfalls einen Zug nach dem Glänzenden, wenn der Glanzgewohnte, Glanzgeſättigte nach dem Schlichten greift. —

Das Sentimental-Schöne.

Warum das Schöne in Schiller ſo ſtark wirkt? Weil er es mehr nur in der Sehnſucht, in dem Streben danach beſaß; weil es nicht ſein Eigentum war, ſein Naturerbe, ſo ſah er es durch das Medium ſeiner Sehnſucht. Und dies durch das Medium der Sehnſucht angeſchaute Schöne iſt das Idealſchöne. Das Bild nicht, ſondern die Sehnſucht danach iſt ſchön, ſo entſteht das Rührende; dieſe Sehnſucht

des nicht Besitzenden wirkt in seinen Zuhörern dieselbe sympathetisch, die es ebenfalls nicht besitzen. Deshalb die Wirkung Schillers soviel verbreiteter als Goethes, der das Schöne als Naturerbe besaß und nur auf die wenigern wirken wird, die es in größerm oder geringerm Grade selbst besitzen. Aber diese ganze Wirkung ist eine ruhigere, wie es der Genuß eines wirklichen Besitzes ist, während die Sehnsucht nach dem, was wir nicht haben, einen ungestümern und zugleich einen geistigern Charakter zeigt, der sich zum geistigen Rausche steigern kann.

Moralische Fassung im Zustande des Affekts.

Es kann nichts Wunderlicheres geben als die Behauptung, womit die Abhandlung „über das Pathetische" beginnt: „Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Übersinnlichen, und die tragische Kunst insbesondre bewerkstelligt dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustande des Affekts versinnlicht." Weiter: „Der Dichter muß gleichsam seinem Helden oder seinem Leser die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob jener Widerstand gegen dasselbe eine Gemütshandlung, etwas Positives und nicht vielmehr bloß Negatives und ein Mangel ist." Wenigstens wird uns dadurch klar, wie die Kompositionen der Maria Stuart, des Wallenstein, der Jungfrau, des Tell so untragisch ausfallen, wie die äußerliche Maschinerie dem Raume nach darin die Hauptsache werden konnte. In der Maria Stuart ist die ganze Intrigue von Mortimer und Lester bloß deshalb vorhanden, damit die Maria im dritten Aufzuge sich als wirklich fühlendes Wesen beglaubigen konnte, wodurch ihr letztes Auftreten in „tragischer Fassung" nicht als Fühllosigkeit erschien. Der Zweck der Tragödie überhaupt, „die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustande des Affektes" ist also in dieser einzelnen und in den letzten Scenen der Maria erreicht, um dieser willen ist zunächst das ganze Stück, wie es ist, nun könnte aber diese „Fassung" nicht als Independenz von Naturgesetzen im Zustande des Affekts, sondern als Mangel an Gefühl erscheinen; damit dies nicht geschehe, ist die Scene Marias mit Elisabeth und Mortimer erdacht; damit diese beiden Scenen möglich und die fünf Akte gefüllt wurden, ist, die Intrigue erfunden worden. Die Regel bei Verfertigung einer Tragödie wäre also: die Komposition muß so eingerichtet werden, daß der Held eine große Fassungsscene erhält, zugleich aber, daß er vorher einmal Anlaß erhält, sich als ein Naturwesen auszuweisen, an dem dann die Fassung nicht den Gedanken aufkommen läßt, sie sei bloße Fühllosigkeit. Im Helden wird also das moralische Vermögen, sich independent von Naturgesetzen im Zustande des Affektes

zu erhalten, in der Fügung des Vorganges und im Ausgange, alſo im Schickſale des Helden eine blinde Naturkraft dargeſtellt; im Ganzen, im Kampfe des Helden mit ſeinem Schickſale alſo der Kampf des moraliſchen Vermögens mit der blinden Naturnotwendigkeit. Wie ſeine tragiſche Praxis aus einer Anzahl ſolcher äußerlichen Einzelheiten beſteht, ſo iſt ebengenanntes Schema den Griechen entnommen, nur bei ihnen anders angewandt. Sophokles' Helden zeigen zwar auch dieſe Faſſung dem Schickſale gegenüber, aber die Faſſung war bei ihnen nicht das zuerſt Gegebene, und das Schickſal bloß ein Gelegenheitsmittel, jene Faſſung zur Darſtellung zu bringen, wie bei Schiller. Das Schickſal war das erſt Gegebene, und zwar nicht als bloßes Kunſtmittel erfundene; ſie glaubten an dies Schickſal, ehe ſie noch von einer Tragödie wußten, und ſie nahmen es, weil es in ihren Stoffen war; wie Schiller einmal vom tragiſchen Chore der Griechen, unbewußt ſeinen eignen Gebrauch des Chores in der Braut, den er zu rechtfertigen ſtrebt, verurteilend ſagt: „Die griechiſche Tragödie fand den Chor in der Natur und brauchte ihn, weil ſie ihn fand.“ Vergleicht man, wie Goethe in der Iphigenia und ſonſt lediglich, was alle Tragödie muß, eine äußre Accommodation zur Verſinnlichung der Zeit angeſtrebt hat, in der das Drama ſpielt — ſo hört man wohl die griechiſche Schickſalsanſicht von Oreſt ausgeſprochen, aber nur Oreſt iſt ein alter Grieche, Goethe nicht; das wirkliche Schickſal darin auch nicht das altgriechiſche —, ſo muß man wohl Schiller als den Vater der Romantik anſehen, deren Weſen, daß ſie nicht bloß ihre Stoffe, ſondern auch die Behandlungsart willkürlich von hie und da, von fremden Völkern und Zeiten nahm. Gleichermaßen fand die ſpaniſche Tragödie die naturwidrigen Konventionen von Ehre, Galanterie und Vaſallentreue in der Natur und brauchte ſie, weil ſie ſie fand. Ja, man ſieht nicht ein, warum Griechen, Spanier u. ſ. w. das nicht brauchen ſollten, weil man nicht einſieht, was ſie anders dafür brauchen ſollten, da die Poeſie nicht ungeſtraft den Boden des Wirklichen verläßt und dieſen mit willkürlichen Erfindungen zu erſetzen ſucht. Was bei den Griechen als Kern allgemeinen Glaubens wie in alles Leben ſo auch in ihre Tragödie hineinwuchs, das iſt bei Schiller eine willkürliche und allem, was wir in der Natur als Boden und Motiv für die Kunſt vorfinden, fremde, ja feindliche Erfindung. — Alles Wunderliche in Wallenſteins Figur iſt erſt durch jenen Hauptſatz ſeiner Theorie begreiflich. Jene moraliſche Indepenbenz, das Kreuz mit dem Querbalken des ſtarken Vermögens zu Gefühlen, an das die tragiſchen Helden geſchlagen werden mußten, war von vornherein fertig, und ſo mußte auch der wilde, frevelnde Wallenſtein daran paſſen. Damit war dieſen Helden übrigens derſelbe gewiſſe Gang der Entwicklung, die-

ſelbe Charakterſchablone gegeben, ſie mochten Wallenſteine ſein oder Poſas. Der tragiſche Held iſt danach ein von Natur nicht ſtumpfer Menſch, der ſich aber im Unglücke zu faſſen weiß. Wallenſtein hatte alſo, um zum tragiſchen Helden zu werden, vornehmlich Faſſung zu zeigen. Daß er leidenſchaftlich genug erſchien, um dieſe Faſſung zu einem Verdienſte ſeiner Freiheit zu machen, das war der zweite Punkt, und der Schilleriſche Wallenſtein durfte etwas von dem hiſtoriſchen Wallenſtein behalten oder erhalten, aber nicht, weil ſein Schickſal in dieſer ſeiner Natur gegründet lag, Gott bewahre, nur damit ſeine Faſſung im Unglücke ſich wirklich als Faſſung beglaubigte. Nun, Sophokles', Shakeſpeares tragiſche Helden beſitzen alle dieſe Faſſung, aber weder Sophokles noch Shakeſpeare haben in dieſer Faſſung ihrer Helden den Zweck ihrer tragiſchen Arbeit geſehen. — Zufällig und ohne Wiſſen und Willen entſchlüpft konnte Schiller die handgreifliche Inkonſequenz des „Sei's, ich hab' auf Dank ja nie gerechnet" nicht ſein; ja, aber was in aller Welt konnte ihn dazu bewegen? Vergebens riet ich daran herum, bis ich nach Aufſchluß ſuchend über dies und vieles andre in ſeiner Theorie auf die Stelle kam, wo er ausſpricht, was er für den Zweck der tragiſchen Poeſie hält. So war alſo das nicht eine Inkonſequenz, daß der Ehrgeizige nun plötzlich den Köder, den er ausgeworfen, für uneigennützig erwieſene Wohlthaten hält und erklärt, daß der Wallenſtein, den wir krumme Wege gehen ſahen, von ſeiner Geradheit überzeugt iſt, daß der Stolze nicht wütend iſt von Menſchen, die er verachtet, überſehen und düpiert zu ſein; vielmehr war es Inkonſequenz, daß er früher Köder aushing und ſtolz und ehrgeizig war und jene verachtete. Denn dieſe Faſſung war ja der Zweck des Stückes und der Ehrgeiz nur das Mittel; Schillers Wallenſtein war ehrgeizig, nur damit die Faſſung nachher auch für ſeine Freiheit bewies; nicht der Ehrgeiz, ſondern die Faſſung war der eigentliche Wallenſtein. Dadurch wird die Schuld eine bloße Inkonſequenz, und in der Faſſung ſtreift der Held die frühern Zuſtände wie eine Haut ab, die nicht ein Teil ſeines eignen Leibes, wie ein Kleid, das ſeine eigentliche Geſtalt verbarg, die nun als eine ganz andre zum Vorſchein kommt, als wir glaubten, da wir das Kleid für ſeine Haut hielten. Nicht die Faſſung jetzt iſt Wallenſtein aufgezwungen, ſondern ſein früheres ihr entgegengeſetztes Verhalten war ein ihm eigentlich Fremdes, von der Welt ihm äußerlich Angefärbtes, eine Kruſte im verſteinernden Waſſer des Lebensfluſſes, des Weltlaufes

Die Räuber von Schiller.

Das iſt eine wirkliche Leidenſchafts- und Reue-, eine Gewiſſenstragödie, auch Charaktertragödie, wenn auch die Charaktere übertrieben,

die Motive ſchwach, und daher das Ganze abenteuerlich erſcheint. Die kalte und die heiße Leidenſchaft ſtehen ſich in den Brüdern gegenüber; die Handlung hat Fülle. Neben der Geſchichte der beiden Brüder und des Vaters läuft noch die Liebesgeſchichte, innig jener verbunden, weil auch hier wieder die beiden Brüder einander gegenüberſtehen in demſelben Verhältniſſe, wie in der Hauptgeſchichte; ferner die Rivalität Spiegelbergs und ſein verdienter Tod, die Treue Schweizers, der Anteil Hermanns und Daniels. Wir ſehen einen Bruder, der den andern durch den Vater verdirbt und dann dieſen; der andre Bruder rächt ſich und den Vater an jenem; einen Böſewicht aus Realismus, einen aus Idealismus. Wir ſehen ein Mädchen, das zum Lohne ſeiner Treue in dem wiedergefundenen Geliebten einen Mörder vom Handwerk findet, nachdem ſie die Treue zu vermeinter Untreue faſt verleitet, einen Vater, vor Entſetzen vor dem Sohne, der ihn am Sohne gerächt und ſeiner eignen Schuld an dieſem Schickſal ſterben; ein Treueverhältnis zwiſchen einem Räuberhauptmann und ſeiner Bande, von der jener ſich durch den Tod ſeiner Geliebten und durch das Aufgeben einer Rückkehr zu Jugend und Glück loskauft. Es iſt ein mächtiges, reiches Bild des Gewiſſens, wie es ſich bei andern anders geſtaltet, von leiſer Regung an bis zur Verzweiflung, von angemeſſenen Beſtrafungen wirklicher Schuld, ſo reich und überzeugend, daß der unverdiente Untergang einer Unſchuld keine Mißharmonie hineinwirft; übrigens leidet auch ſie, was ſie will, iſt auch Urheberin ihres Geſchickes. Ich halte die Räuber den Problemen und der Kompoſition, alſo den Hauptſachen nach für die Tragödie von Schiller, die dem Ideale der Tragödie am nächſten kommt. — Bei Fiesko hat ihn ſchon das franzöſiſche Beiſpiel beirrt. — Auch das geradezu Unmögliche und Unwahre, wie z. B. der Entſchluß Karls und der andern, Räuber zu werden, iſt ſo möglich gemacht als nur möglich.

Kabale und Liebe von Schiller.

Unſtreitig, was die Zuſammendrängung des Stoffes in eine abgerundete Fabel betrifft, die beſte Kompoſition Schillers; denn daß dies auf Koſten der Charaktere und der Wahrſcheinlichkeit geſchieht, iſt ein Fehler aller Schilleriſchen Stücke, von denen die übrigen dieſen Fehler wenigſtens nicht durch den gleichen Vorzug bezahlen. Auch beſitzt kaum noch eins von dieſen ſo viel dramatiſche und theatraliſche Vorzüge, eine ſo energiſch und raſch fortſchreitende, immer ſpannendere Handlung und ſo viel Theaterſpiel. Der Hauptfehler liegt, wie faſt in allen ſeinen Stücken, im Mangel an Haltung und Konſequenz in der Hauptfigur. Man darf in ihnen den Charakter nur in je einer und derſelben Scene mit ſich ſelber vergleichen, denn

er muß ſich danach bequemen, wie er notwendig iſt, eine jede Scene in ihrer Art zur intereſſanteſten zu machen, die ſie ſein kann, ohne Rückſicht auf die Übereinſtimmung desſelben Charakters mit ſich ſelbſt durch das Ganze.

Die Ausſtellungen ſind 1. was die Verletzung der Wahrſcheinlichkeit betrifft. — Wie kann der Präſident ſo unbeſonnen ſein, einem Jünglinge von Sohn ſein Verbrechen zu entdecken; was kann ihn dazu bewogen haben? Er muß ihn doch kennen, wie er iſt, ein Jugendenthuſiaſt voll Feuer. — Freilich iſt das wieder eine Unwahrſcheinlichkeit mehr, daß der Sohn eines ſolchen Vaters, von dieſem ſo früh ins Vertrauen gezogen, ſo werden konnte. Man ſollte meinen, er habe entweder in des Vaters Art ſchlagen, oder wenn er zu brav dazu war, durch die Mitwiſſenſchaft eines ſo großen Verbrechens ſeines Vaters geiſtig geknickt werden, oder wenn er auch kräftig genug war, im Wachstume dadurch nicht gehindert zu werden, ſich von ihm losſagen müſſen — und wenn wir auch glauben wollen, daß der Präſident über alle Begriffe ſchlecht und ſchamlos, denn vor ſeinem Kinde will ſelbſt der Schlimmſte nicht ſo ſchlimm daſtehen, als er wirklich iſt, und dies ſelbſt ſo rein erhalten als möglich; wie reimt ſich das mit der Klugheit des Hofmannes? Wir treffen da auf eine Schwäche, die Schiller nie losgeworden iſt, die Doppelheit der Perſonen, ein andrer in dem, wofür er will, daß wir ſeinen Helden halten, ein andrer in der Wirklichkeit, wie wir ſelbſt ſehen, daß er iſt. Wie Wallenſtein von allen als der große Feldherr mit dem eigentümlichen, durchdringenden Feldherrn- und großen Mannesblicke, zu jedem Geſchäfte den Tüchtigen zu wählen, geſchildert wird, und wir ihn ſelbſt doch ſo unpraktiſch ſehen, mit Kindervertrauen überall an den Unrechten gekommen und von jedem betrogen und in großer Faſſung dem Betrüger verzeihend — ſo ſollen wir dieſen Präſidenten für einen dämoniſchen Menſchen halten, und er zeigt ſich doch ſelbſt wie der albernſte Neuling, ſo daß nicht ſeine Klugheit, ſondern ein merkwürdiges Glück ihn ſo lange und bis jetzt muß oben gehalten haben. Und wenn dann, was vor den Anfang fällt, dem Dichter nach Ariſtoteles nicht angerechnet werden ſoll, wie kann er denn nun den feurigen Sohn, der ihn in ſeiner Gewalt hat — nicht umgekehrt — zu zwingen meinen? Wahrlich, wenn der Major ſo iſt, wie wir ihn glauben ſollen, ſo hat die Sache gar keine Schwierigkeit; ſo wird er gleich im Anfange dem Alten, gegen den er keine Pietät haben kann, ſagen: Ich nehme das Mädchen und rate dir, nichts gegen meine Liebe zu unternehmen; du biſt in meiner Gewalt. Wie reimt ſich der Tugendſtolz, den er dem Alten ins Geſicht zeigt, zu dem ängſtlichen Gehorſam? Wie ſchwach iſt, daß er die Milford dazu bringen will, ihrerſeits die Heirat rückgängig zu machen, wozu er nicht das

Herz hat! — Die Sache iſt ſo: Wie die Konzeption ſo weit war, daß es nun darauf ankam, auch gegen die Intriganten die poetiſche Gerechtigkeit auszuüben, damit ſich alles runde und zuſammenbeſchließe, da fiel Schiller der Behelf ein mit der Vergiftung. Dadurch wurden zugleich neue Scenen gewonnen, das bereits Konzipierte änderte er nun nur ſo weit, als es ſich durch den neuen Gewinn bereichern ließ, aber die Hauptſäulen des Alten, die Notwendigkeit der Pietät und der Rückſicht auf den Vater ließ er, wie ſie waren, ehe er das Verbrechen und die Mitwiſſenſchaft des Majors hineinſchob. So ſteht das Ganze nun auf einem alten und auf einem neuen Beine, auf zwei Geſichtspunkten, die ſich widerſprechen. Wo es paßt, da iſt's, als wüßte der Major von des Vaters Verbrechen gar nichts; wo es paßt, da bedient er ſich der Mitwiſſenſchaft gegen den Vater. — Schillers Figuren ſind Schauſpieler, die immer die Rolle ſpielen, die eben im Augenblicke die glänzendſte ſcheint. — 2. Daß Ferdinand an die grobe Täuſchung glauben kann. — Ferner ſieht man nicht, was den kalten Böſewicht Wurm bewegen kann, ſich ſelbſt in das Verderben zu ſtürzen. Daß er ſich verdirbt, um den Präſidenten nur mit verderben zu können, wie es den Anſchein hat? Er hätte den Präſidenten immer verderben können, ohne ſich mit zu verderben. Und eigentlich iſt dem Präſidenten ja das Schlimmſte ſchon geſchehen. — Übrigens iſt, was aus dem Stoffe zu ziehen war, ſo vollſtändig ausgebeutet, daß man keinen ähnlichen Stoff bearbeiten kann, ohne als Entlehner von Schiller zu erſcheinen, z. B. die Geſchichte der Agnes Bernauer. —

Don Carlos von Schiller.

Ein merkwürdiges Intriguenſtück, im dramatiſch-theatraliſchen Talente bedeutend über dem Wallenſtein ſtehend. Der Idealismus darin, ſoweit er ſich auch verſteigt, macht einen beſſern Eindruck als im Wallenſtein, wo er die Naivität verloren hat und ſich immer mit realiſtiſchem Feigenblatte bedecken will. Schiller ſteht in dieſem Stücke, was Behandlungsweiſe betrifft, noch Shakeſpeare näher. Die Malerei der Leidenſchaft, der Seelenzuſtände, das pſychologiſch Pathologiſche, das Steigen und Zurückſinken, ſelbſt das Charakteriſtiſche ſteht hier weit über dem im Wallenſtein. Wenn auch unmögliche Charaktere, ſo ſind es doch Charaktere mit Zeichnung, Farbe und individuellem Ausdrucke und Bewegung. Durch das ganze Stück atmet ein Shakeſpeariſcher Hauch in den Charakteren und der Seelenmalerei; dagegen hat mich in der Kompoſition die Ähnlichkeit mit der der neuen franzöſiſchen Intriguenſtücke wahrhaft frappiert. Es iſt, als ob darin Scribe bei Schiller in die Schule gegangen wäre. Vielleicht beide bei den Spaniern und Corneille. Als er den Don

Carlos komponierte, studierte er die Franzosen, was ich eben in Schillers Briefen finde. — Bei Schiller ist mir aufgefallen, wie er den Kern der Handlung veräußerlicht. Besonders im Wallenstein und in Maria Stuart kämpfen oft nicht die Personen, sondern die geschichtlichen und künstlerischen Gesichtspunkte wie zwei prozessierende Parteien. Hier gerät der Geschichtschreiber und Rhetor über den Dichter. Bei Euripides ist es ähnlich. So ist im ganzen Wallenstein die Hauptsache die Abwägung der Gründe für die That und gegen die That. Bei Shakespeare findet man dies in einzelnen Scenen, z. B. im Macbeth, im Monologe vor dem Königsmorde. Die That wird dadurch gänzlich von ihrem eigentlichen Stamme abgetrennt, von dem Instinktiven, von der Natur, dem Charakter, der Leidenschaft, und ganz in das Gebiet des Bewußten hineingeschoben. Das scheint mir Einfluß der tragédie classique zu sein, besonders des Corneille. Und hier liegt mir eben der Hauptvorzug des Don Carlos vor den spätern Werken Schillers. Hier sind die Personen noch wie bei Shakespeare Thäter ihrer Thaten, nicht bloß Vollzieher. — Wenn man die Situation an und für sich ausspricht, wie sie dem Zuschauer erscheinen soll, so hält das sehr schwer, wenn man dies durch die Charaktere thun soll, in denen doch gewöhnlich das reine Licht der Situation in Farben gebrochen erscheinen muß. Gleichwohl ist es nötig, wenn der Zuschauer sich ein richtiges Urteil bilden soll. Shakespeare läßt den Charakteren neben ihrer Leidenschaft immer noch das Bewußtsein, wie ihre Leidenschaft sich zur moralischen Regel verhält, gegen die sie verstößt; er läßt ihnen die ganze Zurechnungsfähigkeit. In der Wirklichkeit ist das freilich ganz anders. So Macbeth. Doch nicht bei Lear und bei Othello, aber sogar bei Jago und bei Edmund, die sozusagen Moral predigen, während sie unmoralisch handeln. Schiller dagegen macht die Situation zur zwingenden, so daß die Person freilich weiß, sie thut nicht recht, sich aber bei sich selbst dadurch entschuldigt, sie könne nicht anders. Bei Shakespeare liegt die Dialektik in dem Helden, bei Schiller in der Situation. Wer beides nicht anwenden will, der schiebt die Dialektik dem Zuschauer zu. Dann muß der Zuschauer den dialektischen Prozeß in seinem überlegenen Bewußtsein durchfechten; er muß in sich die Gesichtspunkte der bornierten Personen auseinander halten und Advokat und Richter in einer Person sein. Bei Schiller kollidieren die Gesichtspunkte, nicht die Charaktere; jene sind die eigentlichen Helden, die Personen nur die Träger derselben. Diese, die Personen, entfalten einander gegenüber nur ihr Verhältnis zu einander; sie debattieren gleichsam ihr Verhältnis zu einander. — Auf dem lebhaften Gefühl und der klaren Vorstellung des Zuschauers von diesem Verhältnis beruht freilich der eigentliche tragische Eindruck. — Shakespeare stellt das Für und

Wider, den Kampf derſelben in das Innere eines und desſelben Helden; Schiller legt es in das Äußere. Schillers Perſonen ſprechen nicht nur ihre ſpeziellen Motive aus, ſondern ſie beleuchten, beurteilen ſie auch von allen Seiten und knüpfen Gedanken daran, die der Zuſchauer darüber haben ſoll. — Die Räuber haben ungefähr den Shakeſpeariſchen Zuſchnitt der Kompoſition und der Charaktere, Kabale und Liebe und Fiesko ſind Intriguenſtücke mit Charakteren und Leidenſchaften in der Art wie im Don Carlos. In Kabale und Liebe aber herrſcht die Situation ſchon wie in Schillers Stücken der zweiten Periode; die Charaktere müſſen ſich den Situationen bequemen. Beſonders iſt die Luiſe, wie ſie die Situation eben braucht. — Auf dieſe Art iſt freilich eine gedrungene und runde Kompoſition mit effektvollen Scenen nicht gar ſo ſchwer. Daß der Präſident und Wurm eigentlich mit ihrer ſie verderbenden Schuld außerhalb des Stückes liegen, iſt nicht ſchön. Solche Behelfe macht die konzentrierte Form unentbehrlich. Desgleichen z. B., daß Odoardos Bedienter ſchon vor dem Stücke in Angelos Gewalt iſt. Das vollkommenſte Stück wäre doch das, wo alle Verſchlingungen der Fäden, alle Schuld aller Perſonen innerhalb des Stückes geſchlungen würden, und nichts von außen dazu käme. Dieſe Wirkungen von außen machen mehr oder weniger doch ſtets den Eindruck des Zufälligen. Außerdem wimmelt Kabale und Liebe von den auffallendſten Unwahrſcheinlichkeiten. Die rhetoriſche Diktion iſt häufig geradezu komiſch. Der Fiesko hat viele wunderſchöne charakteriſtiſche Züge, die aber nicht vorher erdacht, ſondern im Feuer der Ausführung von ſelbſt gekommen zu ſein ſcheinen. Und ich fange an, wieder zu glauben, daß dies auch das Rechte iſt. Die Beredtheit der Perſonen hilft auch ſehr zur Macht des Ausdrucks. In jeder einzelnen Empfindung kann ſie den Hörer heimiſch machen. Die lakoniſche Art des Ausdrucks läßt immer kälter. Es iſt ſchwer, dieſe Beredtheit nicht in Rhetorik übergehn zu laſſen. Das müßte man eben von Shakeſpeare lernen. — (Bei etwas größerer Breite in der Ausführung läßt ſich auch ein ſchon beſtehendes z. B. Liebesverhältnis poetiſch darſtellen, man muß nicht immer mit der Entſtehung anfangen.) Aufgefallen iſt mir beſonders in Kabale und Liebe die Ähnlichkeit der Diktionsweiſe mit Hebbels Julia. Dieſelbe Art, ausgeführtere Bilder und Gedanken in den Dialog einzureihen, und das Epigrammatiſche derſelben. Er hat aber gerade das beſte des Schilleriſchen Dialogs nicht ergriffen, das dramatiſche Leben, das Feuer, den Fluß, welche Eigenſchaften allein mit dem Ausgekünſtelten der Bilder und Gedanken verſöhnen können. Bei Hebbel wird das Ausgekünſtelte durch die Kälte des Dichters noch erſt recht auffallend. — Regel: Der epigrammatiſche, rhetoriſch-philoſophiſch zugeſpitzte Dialog muß durch-

aus von dramatiſchem Leben und Feuer und ſtarken Situationen, Gefühlen und Handlungen balanciert werden. Schwung, Stimmung, dramatiſche Begeiſterung z. B. Emilia Galotti, Kabale und Liebe, Fiesko u. ſ. w. — warnende Beiſpiele: Hebbels Werke.

Wallenſtein von Schiller.

So lange Wallenſtein bloß repräſentiert, iſt er prachtvoll, es ſcheint ſich hinter dieſer ruhigen Würde, dieſem Selbſtgefühl eine Kraft zu bergen, ſich ſelbſt gefangen zu halten, der das Gewaltigſte möglich iſt. Aber ſobald es dazu kommen ſoll, dieſe Kraft zu entfalten, gerät er mit ſich ſelbſt in Widerſpruch; die kühn umgreifende Gemütsart zeigt ſich als eine bloße Phraſe; man ſieht, alle, die von ſeiner Verwegenheit, von ſeinen Feldherrngaben reden, täuſchen ſich. Dagegen zeigt er eine Gemütlichkeit, die uns den ganzen Boden, auf dem ſich ſeine Geſtalt bewegt, vergeſſen läßt. Sein Leiden hat durchaus nichts von dem Helden, der zugleich zürnt, wenn und daß er Schmerz empfindet, deſſen Schmerz wiederum die Quelle männlicher Thaten wird; es iſt das reſignierte eines Weibes. Und zuletzt doch mit all ſeiner Gemütlichkeit ein Verbrecher, aber kein Verbrecher aus Überkraft, an dem wir wenigſtens die Kraft reſpektieren müſſen, ſondern ein Verbrecher aus Schwäche, den wir nicht allein von andern, ſondern auch von ſich ſelbſt mit allen Mitteln ſtimulieren ſehen, die die ſchwächſte Kraft zur That aufſtacheln müßten, und doch umſonſt, bis er eben nicht anders kann und die Verzweiflung für den Mut einſtehen läßt, den er nicht hat. Wir wiſſen nie, wie wir mit ihm daran; ſind wir vorbereitet, den hiſtoriſchen Wallenſtein in ihm zu erwarten, ſo wird er auf einmal zum ſentimentalen Hausvater; haben wir uns daran gewöhnt und erwarten nun dieſen konſequent durchgeführt, ſo iſt er auf einmal wieder der Feldherr, einmal der Realiſt, einmal der Idealiſt, aber immer der ſchwache Charakter, der jedesmal das iſt, wozu ihn die Situation macht, der nie die Situation macht, ſondern jedesmal von der Situation gemacht wird. Je weiter in das Stück hinein, je mehr fällt der Charakter. Auch die Sprache wird immer weitſchweifiger, markloſer. Über das Gerüſt der Kompoſition iſt die Diktion wie ein weiter Prachtmantel mit Falten und unzähligen Pretioſen gebreitet, ſo daß man die Schwächen derſelben nicht gleich ſehen kann. Er bedeckt die Sprache der naiven Natur dermaßen, daß ihre Spur faſt verſchwindet. Das Schlimmſte: wir ſehen ihn kleine Künſte ausüben, die Pappenheimer zu beſchwätzen, den Max mit Sophismen zu umſpinnen zeigt er ſich bereit und geſchickt, zu einem großen Verbrechen fehlt ihm der Mut. Das nützt ihm moraliſch nichts und macht ihn äſthetiſch widerwärtig. Und nun der Max, das Kind des Krieges mit ſeinen Gardelieutenantsſentiments.

Er will von Thekla wiſſen, was er thun ſoll, und iſt doch beſonnen genug, ihr zu ſagen, wie ſie das anfangen muß, und zwar ganz ausführlich ſie auf die Klippen aufmerkſam zu machen, die ihr Urteil zu einem pathologiſchen anſtatt logiſchen machen können, trotz einem Profeſſor aus der Kantiſchen Schule. Wenn er ſo beſonnen iſt und ihr zur Beſonnenheit helfen zu können meint, was frag' er ſie? Doch nur aus moraliſcher Feigheit, die lieber einem andern gehorcht, um nur der Verantwortung überhoben zu ſein. Sie fällt das Urteil, und vollzieht er's? Nein. Wenn er einen dummen Streich machen will, was fragt er da erſt, als wär's ihm um etwas Geſcheites zu thun? Er kann weder lieben noch haſſen, weder entſchieden recht noch unrecht thun. Wenn ihm an Wallenſteins Sicherheit gelegen iſt, warum geht er nicht mit ihm und wacht ſelber über ihm? Wahrlich, das wäre noch viel ehrenvoller, als was er wirklich thut. Es iſt faſt komiſch, wenn er Butler für das verantwortlich machen will, wozu ihm ſelbſt die Kraft des Entſchluſſes fehlt. Ich weiß nicht, wie jemand das alles ohne Widerwillen leſen oder anſehn kann. Sollte man ſeinen dummen und ſchlechten Streich — bei weitem ſchlechter als Wallenſteins, um den er dieſen verläßt, da er ganz willkürlich und zwecklos iſt — für eine That der blinden Verzweiflung halten, ſo müßte man ihn wirklich in ſolchem Zuſtande ſehen. Die gereimten Verſe am Ende ſind dazu nicht hinreichend. Butler ermahnt er, dem neuen Herrn treuer zu ſein als dem alten, er giebt zu verſtehen, daß er Illo und Terzky nicht traut, und — bringt den Kaiſer um ſein beſtes Regiment, wiederum aus moraliſcher Feigheit; die ſchöne Seele kann nicht einmal einen Selbſtmord ausführen ohne ein Regiment Gehilfen; die herrlichen Küraſſiere, von denen der ſchlechteſte mehr wert iſt als dieſe, werden als Dekoration benutzt, müſſen es ſich für eine Ehre rechnen dem Schmerz einer ſchönen Seele mit zum Opfer zu fallen. Es iſt, als ob Schiller im Schickſale des Max das Goethiſche Xenion dramatiſch hätte illuſtrieren wollen von den empfindſamen Geſellen, aus denen Schurken werden. Wie ſollen wir Deutſchen zur Moral und zum rechten Verſtändnis der Geſchichte kommen, wenn das moraliſche Gefühl von unſerm Lieblingsdichter ſo verwirrt, die Geſchichte uns mit ſo falſchem Idealismus aufgeſtutzt und ſentimentaliſiert wird? Auch aus Butler wird man nicht klug. Erſt drängt er ſich um den Auftrag aus Rache. Dann ſieht er ſich als das willenloſe Werkzeug des Schickſals an, und zuletzt will er ſich doch den Lohn holen. Gordon will den Butler bewegen, die That nicht zu thun; er aber für ſeinen Teil will keine Verantwortlichkeit auf ſich laden. Überall die Scheu vor der That und vor der Verantwortung. Die Männer ſämtlich darin ſind froh, wenn ſie ihr Thun auf die Notwendigkeit ſchieben können; die beiden

einzigen, die Mut zeigen, ſind zwei Frauen. — Man merkt ganz genau die Stelle, wo der Ton und die Stimmung der altgriechiſchen Tragödie eintritt bis auf die Schlagreden, die Weitläufigkeit, die Betrachtung und das ewige Erwähnen des Schickſals. Die erſte Hälfte iſt im Shakeſpeariſchen Geiſte, mit Detail und Theaterſpiel, gedrängt, mächtig, in der Thekla ſogar Natur. Ihr ſchelmiſches Belauſchen u. ſ. w. Es ſind lebensvolle Geſtalten, die in der andern Hälfte zu deklamierenden Statuen erſtarren. — So breit Wallenſtein gehalten iſt, wird man doch nicht klug aus ihm und ſeinem Verbrechen. Er unterhandelt ſchon lange mit den Schweden und auch mit den Sachſen; wozu denn? So lange und ſo, daß ſie glauben müſſen, er hat ſie zum Narren. Was will er damit bezwecken? Meint er, er bekommt günſtigere Bedingungen, wenn ſie das glauben? Doch ſchwerlich! Und welch gewagtes Spiel aus Furcht vor Wagnis! Er muß doch immer fürchten, daß der Kaiſer dahinter kommt. Iſt's moraliſche Feigheit, will er, und hat er doch nicht den Mut, ganz zu wollen, ſo iſt er nicht der, der die Gelegenheit raſch faſſend, und unbedenklich um die Moralität der Mittel der geworden, der er iſt, der wirkliche Wallenſtein. Ein ſolcher Dualismus geht durch mehrere Schilleriſche Stücke, daß die hiſtoriſche und die poetiſche Geſtalt der Helden ſich nicht decken, ja einander geradezu widerſprechen. Wenn er die hiſtoriſche geradezu in die poetiſche verwandelt hätte, ſo möchte das gehen, aber die beiden gehen immer nebeneinander her. Es wird beſtändig von einem Verwegnen, Umgreifenden, Geiſtesgewaltigen, Großartigen geſprochen, und wir ſehen einen Menſchen, der für beides zu ſchwach, für das Böſe und Gute, einen Mann, der von ſeinen Umgebungen beſtimmt und betrogen wird, der die kleinen Ränke eines Verräters alle ſpinnt, aber nicht den Mut hat zum offnen Verrat, und dennoch ſelbſt wie ein verratner edler Menſch ſich gebärdet, der eben, weil er ſo edel und vertrauend, verraten worden. Er, der ſich eben noch als einen ganz gemeinen Realiſten gezeigt, der die Küraſſiere, dann den Max mit Sophismen zu ſich herüber lenken wollte, der Butler auf ſo gemeine und kleine Art in ſeine Gewalt gebracht hat, er iſt nun das gerade Herz, das darum ſo leicht zu betrügen war. Wenn er das jemand weiß machen wollte, wo es ihm nützen könnte, da möchte es gehen: aber er ſagt ſich das ſelbſt. Und von dieſen eigennützigen Lockruten ſpricht er dann wie von den uneigennützigſten Wohlthaten: „Ich habe auf Dank ja nie gerechnet.“ Er ſpricht wie ein Philoſoph und Chriſt, ohne Galle, der nicht auf Dank gerechnet, der die Untreue, an ihm begangen, noch entſchuldigt, der Blut ſchonen will. Er iſt nicht mehr und weniger als ein Hamlet, der — Gott weiß, wie das möglich war — früher einmal ein Coriolan oder dergleichen

gewesen, und der nun den Macbeth spielen will, aber nicht den wilden Schotten, sondern einen für die deutschen Damen, ein Löwe wie Schnock, der seine Zuschauer immer gutmütig beruhigt. Es ist der brave, unendlich gebildete, humane und philosophische Schiller, der immer sein Gesicht aus der Wallensteinshaut, die er umgebunden, herausstreckt, damit man nicht mit dem wirklichen eisernen Helden des dreißigjährigen Krieges zu thun zu haben und deshalb sich fürchten zu müssen glauben darf. Das Ganze eine Apotheose der Schwächlichkeit, die weder gut noch schlimm sein kann und froh ist, wenn sie muß. — Die Stimmung der letzten Akte (der Tragödie) ist meisterhaft angeschlagen und festgehalten. Durch das Ganze herrscht bis auf die Längen und das unnütze Arbeiten an falscher Rührung ein wahrhaft dramatisches Leben; das Historische ist so meisterhaft gehandhabt, daß es das tiefste Interesse erregt. Das Ganze würde vollkommen sein, wenn uns nicht taschenspielerisch die beiden Wallensteine, der historische und poetische, beständig ausgetauscht würden, und durch das ganze letzte Stück eine gewisse sieche Empfindsamkeit hindurch kränkelte, die mit dem Boden desselben im schroffsten Widerspruche steht. Der Sentimentalität seiner Zeit hat der Dichter die Vollkommenheit seines Werkes opfern müssen. Keine Figur hat den Mut, auf sich selbst zu stehen; man könnte glauben, Schiller habe in dem Drama den Satz ausführen wollen: Die Not ist die Mutter aller Thaten und das einzige Gesetz der Helden. Alle entschuldigen sich, sowie sie etwas unternehmen wollen, bei dem sentimentalen Publikum; sie seien eigentlich alle gute Leute, aber die Not zwinge sie; sie seien die willenlosen Schergen des Schicksals, eines Bösewichts, der alles Schöne und Gute hasse und verderbe. —

Am besten gelingt Schiller die Würde der Repräsentation und hie und da ein leidenschaftlicher Affekt mit lakonischem Ausdruck, der wirkliche Strom der Leidenschaft und der Affekte wird rhetorisch oder konventionell-lyrisch. Das Schwächste ist die Charakteristik.

Das historische Detail ist nur in der Breite so möglich, in der das Ganze gehalten ist, auch das dramatische. Eigentlich inneres individuelles Leben ist nicht vorhanden, und wo es doch da, ist's nicht wahr; die Situation macht alles. Wallenstein ist in allem seinen Thun willkürlich, er hat keinen Kern; er ist bloß der zufällige Träger der Situationen, er ist, wie ihn der Dichter im Momente braucht. Die Betrunkenheit Illos ist auch durch gar nichts motiviert; der Dichter hat sich ihn betrinken lassen, nur damit er seinen Plan ausplaudere. Bei der großen Breite könnte der psychologische wie pragmatische Zusammenhang vollständig klar gemacht sein, aber es liegt im Interesse des Dichters, denselben, wo er vorhanden, lieber zu verschleiern als zu enthüllen. — Die sich

liebenden Kinder feindlicher Väter als Episode ohne Notwendigkeit für das Ganze sind aus der tragédie classique.

Schillers Wallenstein.

— Ich kenne keine poetische, namentlich keine dramatische Gestalt, die in ihrem Entwurfe so zufällig, so krankhaft individuell, in ihrer Ausführung so unwahr wäre, als Schillers Wallenstein; keine, die mit ihren eignen Voraussetzungen so im Streite läge, keine, die sich molluskenhafter der Willkür des Dichters fügte. Keine aber auch, in welcher diese Unwahrheit und innere Haltlosigkeit mit größerm Geschicke versteckt wäre. Hinter zwei Decken; erstlich des Kostümes — Fürst, Feldherr, des Gebietens gewohnt —, dann unter den reichsten Falten einer weiten, prächtigen Diktion. Jenes Kostüm ist in der That vollendet; der Heeresfürst, der Befehle gewohnte, reißt zur größten Bewunderung hin, aber der Wallenstein, der Mensch selbst, der eigentliche dramatische Charakter, der in diesem Kostüme stecken soll? Unter allen seinen Motiven ist nur eins wahr, die äußere Notwendigkeit; alle andern sind geradezu unbegreiflich, und stets Handlung und Wort im direkten Widerspruche. In den Reden zuweilen ein Macbeth, ein Coriolan, im Handeln oder vielmehr im Nichthandeln ein Hamlet. Die Handlung ist die des Hamlet: ein Mensch, der etwas thun soll und nicht kann, und endlich zur Strafe gedrängt wird, es zu thun. Hier wie dort sehen wir einen Menschen, in dem ein Gedanke vergebens ringt, aus eigner Kraft zur That zu werden. Die einzelnen Anstrengungen dazu werden allmählich zu einer äußern Macht, die ihn zuletzt zwingt. So der vorgegebne Wahnsinn Hamlets, der den König erst aufmerksam macht, die Probe mit dem Schauspiele, die den König überzeugt von dem, was Hamlet will, und eine Intrigue hervorbringt, die endlich den Hamlet zum Handeln nötigt, wo es seinen eignen Untergang hervorbringt. Dort Wallenstein, der mit den Schweden unterhandelt wegen Verrates. Man kommt dahinter, eine Intrigue gegen ihn zwingt ihn zu dem, was er aus alleinigem eignen Antriebe nicht zu thun im stande ist, aber auch erst dann, wo es mißglücken muß. Die Ähnlichkeit geht weiter. Hier spielt Wallenstein in seiner geträumten Überlegenheit mit den andern Figuren, wie dort Hamlet. Hier der Rechenmeister, der sein eigen Leben hineingerechnet, dort der Feuerwerker, der mit seinem eignen Pulver auffliegt. Wie ist Hamlet ein solcher geworden? Ein geborner Fürst und das theoretische Studieren; dazu körperliche Einflüsse, Fettleibigkeit. Aber wie Wallenstein? Wie mußte der Mensch beschaffen sein, der in unruhigen Zeiten in so schwindelnder Schnelle vom gemeinen Edelmanne zum Reichsfürsten aufstieg, zu

solcher Macht und Ansehen anwuchs, daß sein eigner Kaiser vor ihm zitterte? Man sollte meinen, es müsse ein Mensch gewesen sein von raschestem Entschlusse, ein Mensch, der die Gelegenheit beim Stirnhaar zu erfassen wußte, ein Mensch von kühn umgreifender Gemütsart, unbedenklich in den Mitteln, nie irrend in seinem Urteile über Menschen, und wenn ja, eher aus zu schlechter als aus zu guter Meinung. Beides sagt auch der Wallenstein Schillers von sich aus, „denn selbst den Fürstenmantel, den ich trage, dank ich Verdiensten, die Verbrechen sind." So spricht er von sich, und wie ist er in seinem Handeln? Hier ist er Posas Bruder, sein Handeln der reine Gegensatz seines Redens. Wahrlich, dieser Wallenstein wäre einfacher Edelmann geblieben, und dem Kaiser wäre es nie eingefallen, vor ihm zu zittern. In allem ist er das Gegenteil von dem, für was er selbst sich hält, er hält sich für kühn umgreifend und ist bloß zu kleinen Ränken fähig, nicht zu einer entschiedenen That; er hält sich allen überlegen und ist der Spielball aller. Wo er uns überzeugen sollte durch wirkliche That, da verweist er uns auf die Geschichte. Da können wir lesen, was er war und was er geworden; wie das geschehen, wie das möglich war, das mache der Leser mit sich selbst aus. Aber es ist ja auch Schiller nur zuweilen, wenn es ihm einfällt, mit dem historischen Wallenstein ernst, eigentlich hat er ja im Sinne, uns die ideale Gestalt zu zeigen, die das Resultat seiner tragischen Studien war, die Gestalt, über die der Affekt keine Macht hat. — Wozu die Astrologie? Ist es dieser Aberglaube, der erklären soll, wie aus dem historischen Wallenstein ein Hamlet geworden? Nein. Er ist Hamlet von Haus aus, und die Astrologie giebt seiner natürlichen praktischen Schwäche nur den Vorwand, mit dem er sich bei sich selbst entschuldigt; hier muß der Aberglaube thun, was dort der Zweifel, wenn Hamlet sich sagt: Der Geist kann ein Versucher aus der Hölle gewesen sein; denn als alle Zeichen stimmen, worauf er vergeblich gewartet, handelt er denn nun? Nein; er sucht nach neuen Vorwänden, nicht handeln zu müssen. Ich kann mir denken, wie Shakespeare diese Schwäche Wallensteins behandelt haben würde, jedenfalls symbolisch; so daß seine Leidenschaft die dunkeln Orakel der Sterne nach seinem Bedürfnisse und so, selbst unbewußt, gezwungen hätte, zu reden, was er wollte. Es wäre ein interessanter Versuch, das Emporkommen des Schillerischen Wallensteins nach seiner Natur nachträglich zu motivieren, aber eine mühselige Arbeit. Welche ungeheuern Maschinen müßten angewendet werden, den retardierenden Charakter durch die Gewalt der Umstände zu Handlungen zu zwingen, die ihn vom gemeinen Edelmann sozusagen wider seinen Willen bis zum Reichsfürsten und Kaiser neben dem Kaiser hinaufhöben. —

Aber hat er seine vor dem Stücke liegende Vergangenheit vergessen, so vergißt er im Stücke selbst immer wieder, wer er eigentlich ist. Was berechtigt ihn denn, zu sagen: „Dein falsches Herz hat über mein gerades gesiegt?“ Im ganzen Stücke haben wir nichts von dieser Geradheit seines Herzens gesehen; wir haben gesehen, daß sein Herz nicht die Macht hat, ihn zu einem einzigen geraden Schritte zu treiben, im Gegenteil. Seine Zweideutigkeit, in der er gegen den Kaiser und gegen die Schweden zugleich falsch ist, haben wir kennen gelernt, auch allerlei kleine Dinge, die nicht nach Geradheit aussehen. Daß er seine Briefe von Illo und Terzky schreiben läßt und diese so in die Schlinge schiebt, aus der er seinen eignen Kopf zieht; sein Benehmen in der Sache mit der Klausel, dann gegen Butler sind wahrlich keine Belege für seine Herzensgeradheit. Mir war's immer komisch, wenn ich an die Stelle kam: „Ich hab auf Dank ja nie gerechnet.“ Wie? Kommt er sich selbst auf einmal als ein uneigennütziger Wohlthäter vor, oder will er's dem Publikum weismachen, er sei ein solcher gewesen? Nun wahrlich, er kennt das deutsche Publikum besser als sich selbst. Wie geht diese Furcht, dies Hamletische Fliehen vor der That und der Verantwortung durch das ganze Stück und alle Personen! So möchte Gordon den Wallenstein gerettet wissen, aber als Butler die Verantwortung auf ihn wälzen will, wie schiebt er sich diese vom Halse! Dieser Gordon ist ein widerliches Geschöpf der Sentimentalität, das dem historischen Boden eben so sehr widerspricht, wie alle Charaktere im Stücke, es sind Schauspieler unsrer Zeit, die sich ein äußerlich täuschendes treues Kostüm jener wilden unbedenklichen Zeit umgeworfen haben. Wallensteins Harnisch verwandelt sich oft in den Schlafrock eines deutschen Professors, er scheint oft wie ein Isländischer Hofrat, der die fixe Idee hat, der Feldherr dieses Namens im dreißigjährigen Kriege gewesen zu sein. Im fünften Akte verwandelt sich sein Kostüm in ein antik-griechisches. Wahrlich, der reale Wallenstein, und auch ein Shakespearischer poetischer hätte nicht jenen Mantel idealistischer Resignation umgenommen; er hätte jedenfalls getobt, wenigstens innerlich, und wenn er eine Rolle spielen wollte, gewiß eine andre gespielt, als die eines sentimentalen Sokrates. Aber es war dem Dichter ja um eine Gestalt zu thun, die das Resultat seiner tragischen Studien illustrieren sollte. So haben wir denn in seinem Wallenstein ein Bild, wie es ein Landschafter machen würde, der verschiedne Gesichtspunkte in einem vereinigen wollte. Wie breit ist die Rolle des Wallenstein angelegt, und doch bleibt er uns unverständlich. Shakespeare weiß mit wenig starken Strichen ein unendlich klares Bild zu geben, selbst sein Hamlet ist ein Wunder von Bestimmtheit gegen diesen Wallenstein. Wie kommt das aber?

Weil Wallenstein ein geistreicher Mann ist, der über so viel andres wunderbar schön und geistreich sprechen muß und daher wenig Raum übrig behält, um das zu sagen, was er uns eigentlich sagen müßte. Und dann, weil dieser weite, darüber gemalte Mantel die inkonsequente Zeichnung verbirgt. So knapp ausgeführt, wie die Shakespearischen Helden, würde die Unwahrheit und Inkonsequenz des Charakters allen denen ins Gesicht schlagen, die jetzt den Wald vor Bäumen, den Menschen vor seinem Redeschmucke nicht sehen. Goethe hat Schwächlinge, aber er giebt sie für nichts andres aus, er macht sie höchstens liebenswürdig, aber hier sollen wir Schwächlinge bewundern; Schiller bietet alle Kraft seines großen Genius auf, sie als Helden erscheinen zu lassen. Ein Held hat Intentionen, er reflektiert nicht; wenn er es thut, so ist es darüber, wie er seine Intentionen verwirklichen kann. Wallenstein hat keine Intentionen, ihn treibt nicht eine Leidenschaft, eine Absicht vorwärts, er weiß nicht, was er will. Bei einem Helden ist der Verdienst im Dienste einer Intention, er will etwas; bei Wallenstein ist es umgekehrt, andre reden ihm zu, er selbst will nicht. Die Schillerischen Charaktere sind eher das Gegenteil der Shakespearischen. Shakespeare würde aus dem Wallenstein dessen eignes Ideal gemacht haben, während die Idealität, die der Schillerische hat, diesem von außen und widersprechend aufgeladen ist. Shakespeare und nach ihm Goethe konstruieren den Charakter aus seiner Schuld, d. h. sie richten diesen so ein, daß die Schuld sich ohne weitres aus dieser seiner Anlage erklären läßt. Von dieser Charakteranlage aus idealisiert nun Shakespeare den Charakter, so daß eben dasselbe, was ihn schuldig werden läßt, unsern Anteil an ihm erregt, zunächst die Kraft, schuldig werden zu können. Er verfährt mit seinen Helden aus Novelle oder Geschichte wie Tizian, Rembrandt, Rafael mit dem Originale, das sie porträtieren; er macht eine Totalität aus ihnen, d. h. er idealisiert sie durch Steigerung des Wesentlichen, durch Fallenlassen des Unwesentlichen, durch Hervorheben des Zusammenhanges; er macht sie gleichsam sich selber ähnlicher. Dagegen hat Schiller sich das absolute Ideal des Menschen konstruiert; wenn er einen Helden idealisiert, so heißt das: er mischt Züge, die seinem Originale eigentümlich sind, mit Zügen jenes allgemeinen Ideals; er verfährt, wie ein Maler thun würde, der etwa die Venus von Milo in das Porträt einer beliebigen Dame hineinmalen wollte, gleichgültig, ob diese Züge nun einander widersprechen oder nicht. Es lag für einen Shakespeare nahe genug, was Wallenstein für den Kaiser gethan, Dienste, die, wie der Schillerische sagt, Verbrechen waren, und den Undank des Kaisers, als er ihn zu Regensburg den Fürsten opferte, die eben um jener Dienste willen ihn haßten, zu Motiven Wallensteins zu

machen. Schiller ſtellt den Wallenſtein ſo dar, wie ihm eine ſolche Schuld eben am fernſten liegen mußte. Was man von dem hiſtoriſchen Wallenſtein weiß, wäre in eines Shakeſpeares Hand zu einem grandioſen Bilde geworden. Der Schilleriſche, ein Zungenheld, wie das deutſche Publikum ſie gerne hat, ſpricht Dinge, die meiſt wundervoll ſchön ſind, wenn man ſie ſich von Schiller ſelbſt geſprochen denkt, und die ihm nicht leicht ein andrer nachſprechen wird; das meiſte aber davon iſt in Wallenſteins Munde unwahr, wie die ganze Geſtalt. Das Idealiſieren beſteht darin, eine Geſtalt durch Erhöhung zum Ideale ihrer ſelbſt zu machen; nicht darin, ſo viel als möglich Sentimentalität in einen gegebnen Charakter hineinzutragen, unbekümmert darum, daß die Geſtalt dadurch aufgehoben wird. Ein ſentimentaler Wallenſtein iſt gar kein Wallenſtein mehr. Goethe maskiert die Schwäche nicht, Schiller aber giebt ihr einen blendenden Anſchein von Kraft. Das äſthetiſche Urteil darf nicht vom ſittlichen getrennt werden, wonach wir beſtochen werden, in der Poeſie ein Thun zu bewundern, das uns im wirklichen Leben mit Widerwillen erfüllt. So ſchlecht die Wirklichkeit ſein möge, es iſt mehr wahre Poeſie darin, als in der idealen Verklärung der Schwäche, als in einer idealen Schattenwelt. Shakeſpeare würde uns auch für das Bild des wirklichen Wallenſtein intereſſiert haben, aber ohne zweideutiges Werben um unſre Liebe für ihn, und das iſt's, was ich an Shakeſpeare ſittlich finde, denn dem Schlechten ſoll unſre Liebe nicht gewonnen, unſer Gefühl für das Gute und Schlechte ſoll nicht durch das Schöne verwirrt werden. — Nach Schillers Vorgange iſt es faſt unmöglich geworden, das Schlimme anders in der Tragödie zu bringen, als unter dem glänzenden Firnis des Schönen und Liebenswerten. Und unter Schillers Stücken wiederum iſt das Gift am feinſten und ſublimierteſten eben im Wallenſtein. — Weit entfernt, daß Schiller eine unſittliche Abſicht gehabt hätte, er war ein ſo ſtreng ſittliches Gemüt, daß ihm das Schöne immer, ohne daß er es weiß, ins Gute übergeht. Was ihn perſönlich entſchuldigt, das iſt eben in ſeinem Wallenſtein das Gefährliche, daß, wo er uns bloß äſthetiſch für das Schlimme intereſſieren will, er uns zugleich moraliſch dafür gewinnt; das Publikum hat dieſe Gutherzigkeit inſtinktmäßig herausgefühlt, und ſolche Gutherzigkeit am unrechten Flecke will es nun in der Tragödie, und wenn der Dichter auch grundſätzlich dieſem Motive des Beifalls aus dem Wege geht, ſo kommt es gar nicht auf den wahren Grund, ſondern meint, der Dichter habe gewollt, was ihm, dem Publikum, an Schiller ſo gefällt, aber er habe es nicht gekonnt. —

Konſequenz der Charakterſchilderung.

(Mit Bezug auf Wallenſtein.)

Wie bei Schiller meiſtenteils das, was von der Vorgeſchichte ſeiner Helden geſagt wird, mit ihrem Weſen ſelbſt im Widerſpruche ſteht, ſo iſt es auch mit den Thathandlungen ſelbſt. Jedes Handeln hat ſeine gewiſſe Weiſe, Handeln in Verzweiflung, Handeln in Ruhe; eine That der Schwäche unterſcheidet ſich von ihrem Gegenteile in der Erſcheinung des Handelns. Schiller, der dem Schönen, wo er kann, nicht allein die Sympathie der Zuſchauer oder Leſer, ſondern auch deren Billigung und Bewundrung zu gewinnen ſtrebt, welche dem Guten gehört, verwiſcht dieſe Merkmale oft abſichtlich. So führen Max und Thekla den Selbſtmord aus wie eine verdienſtliche Handlung, wie etwas Großes, Edles. Man ſehe daneben ihre Vorbilder Romeo und Julia, zwei Kinder der Leidenſchaft, die im ganzen Stücke nichts von der Freiheit der Vernunft zeigen. Hätten ſie geiſtige Freiheit, die überlegne Reflexion, die Schiller ſeiner Thekla in den Mund legt, ſie würden nicht ſterben. Kann es einen Selbſtmord aus Kraft geben? Ich glaube, nein. Schiller hat in Theklas einen ſolchen geſchildert. Wenn ſie wirklich das „ſtarke Mädchen“ iſt, ſo iſt der Selbſtmord ein Schimpf für ſie, nicht bloß ein Fehler, wie er an der ſchwachen Julia natürlich und darum ſo weit zu entſchuldigen iſt, daß wir ſie bemitleiden. Aber Shakeſpeare will auch nur ſo viel Sympathie für ſie von uns, daß wir nicht darüber die Mißbilligung ihres Thuns vergeſſen, nur ſo viel, als in der echten tragiſchen Stimmung enthalten ſein darf. Im Wallenſtein iſt die Liebe das Berechtigte, Gott und die Welt gegen ſie im Unrechte; kein Wunder, wenn leidenſchaftliche Jugend von dem Lehrer der Vernunft zu dem flieht, der ihr ſagt, die Leidenſchaft ſei das Rechte. Eine That der Verzweiflung wird nicht reflektierend beſchloſſen, ſonſt iſt ſie nicht Affekt, ſondern Wahnſinn. Ein Menſch, der eine Untreue begehen will, wird nicht einen andern verantwortlich machen wollen, keine zu begehen, und doch iſt Maxens Veruntreuung des beſten Regiments des Kaiſers um nichts mehr wert als Butlers Handeln; dieſes hat ſogar noch die Kraft voraus. Wie? er thut's in der Beſinnungsloſigkeit? Nein; er ſpricht wie ein Redner, der Bewundrung und Mitleid ernten will; nicht in Verzweiflung, der das Urteil der Welt gleichgültig iſt, ja die nicht daran denkt. Wäre er ohne Beſinnung, alſo auch ohne Gewiſſen, wie könnte er das Gewiſſen eines andern ſchärfen wollen? Es iſt eben nicht Max, ſondern Schiller, der da ſpricht. Freilich iſt es bloß die Leidenſchaft des Dichters, überall glänzend zu erſcheinen und Bewundrung zu erregen, und ſo betrachtet iſt es unſchädlich;

aber so sieht es keiner unter unsern Jünglingen an; sie nehmen nur das moralische Urteil heraus, das der Dichter zwischen den Zeilen auszusprechen scheint. —

Maria Stuart.

Ich lese jetzt die Maria Stuart; ich bewundre die Vollständigkeit der Exposition der Situation. Freilich hat man mehr den Eindruck, als habe man die Staatsschriften pro und contra sämtlich durchgelesen und die wesentlichen Punkte behalten, das Unwesentliche wiederum vergessen, man hat den Eindruck, ein geist- und inhaltreiches Plaidoyer angehört zu haben, aber durchaus nicht den Eindruck, Menschen im natürlich-unbelauschten Thun und Lassen wahrgenommen und mit ihnen gelebt zu haben. Man hat ein Leben anklagen und verteidigen, stellenweise wenigstens entschuldigen hören, aber man weiß von alledem nichts, als was man andre nachträglich darüber sagen hörte, und zwar Leute, die man parteiisch sieht; an Gründen pro und contra fehlt es nicht, aber an der Sache selbst; das Leben selbst haben wir nicht miterlebt. Der erste Akt ist an sich ein rednerisches Kunstwerk; es werden Gefühle, es werden Begehren in uns geweckt, aber nicht wie sie die Poesie, wie sie die poetische, sondern wie sie die rhetorische Darstellung eines Vorganges wirkt. Das historisch-politische Raisonnement, welches das Verhältnis von allen Seiten beleuchtet, ist zwar verschiednen Personen in den Mund gelegt, aber eben gelegt, es geht nicht unmittelbar hervor. Überall bewußte absichtliche Kunst, aber nicht bloß des Dichters, sondern auch der Personen; ein völliger Mangel an dramatischer Unmittelbarkeit. Den Leuten ist mehr darum zu thun, ihre Rednerkunst zu zeigen und ihre persönliche Würde zur Darstellung zu bringen, als dem Dichter, uns Menschen zu zeigen. Da ist überall Draperie und Attitüde, aber nirgends eine Spur von unbelauschter Natur. Die Nebenpersonen, Paulet, Mortimer, sind detaillierter aufgeführt als die Hauptrolle. Jene sind uns motiviert, wir verstehen sie, aber die Königin ist ein Gegebnes; es ist lediglich uns überlassen, was wir von ihrer Vergangenheit und Gegenwart sehen, uns zurecht zu legen und zu reimen; denn was sie selbst und die Kennedy sagt, reicht nicht hin, Klarheit zu schaffen. Die Partien, in welchen eigentlich das poetische und psychologische Interesse liegt, werden mit ungenügenden Andeutungen zurückgeschoben. Die Helden dieses Stückes sind der protestantisch-englische und der katholische Standpunkt, nicht Maria; diese ist bloß das Objekt des Kampfes. — Das Ganze ist eine Hofintrigue; die Situation thut alles, die Leute handeln, wie es der Situation dient; von Charakteristik ist also wenig die Rede. Die Intrigue ist zu breit behandelt, sie beeinträchtigt die Hauptsache.

Shakespeare pflegt dergleichen bloß anzudeuten, um seine große sympathische Spannung nicht von kleinen Verstandesspannungen kreuzen und aufheben zu lassen. Elisabeth ist aufgeopfert (sie ist ein Scheusal, aber ohne durch eine gewisse Größe ihre Abscheulichkeit zu bezahlen). Marias Charakter das Schwächste im ganzen Stücke. Merkwürdig ist die Ähnlichkeit der Scribeschen historischen Lustspiele in der Technik mit der Maria Stuart. Die Hauptsache, wie immer ein Intrigant den andern überlistet. Abgesehen davon, daß die Technik keine tragische ist, so ist sie doch sehr zu loben. Zweierlei könnte man hier lernen, erstlich das Motivieren der Entschlüsse und Handlungen, wenn Schiller nicht bloß aus der Situation motivierte; dann, soviel Stoff in so kleinen Raum zu zwingen, wenn der Stoff zu seinem Rechte käme und die Idealität und Einheit der Komposition in der Weise, wie man sie bei ihm lernen kann, gewahrt würde. Das eine drängt sich auf, daß Reichtum des Stoffes und die französische Form sich nicht vertragen. Das ganze Stück spielt zwischen der Fällung und Vollziehung des Todesurteiles. Ganz wie bei Scribe, dessen Muster Schiller, wenn nicht Corneille das Muster beider ist, wie man nicht die ganzen Intriguen, sondern nur ihre Resultate kennen lernt. Das Interesse haftet hauptsächlich auf der Kunst der Intrigue und der Kunst der Rede, ganz altfranzösisch. Nicht wie bei Shakespeare ist das ganze Interesse auf Teilnahme am Schicksale, d. h. an der Schuld und dem daraus hervorgehenden Leiden des Helden gebaut, sondern es springt von Maria zu Elisabeth, von da auf Mortimer, Lester. Die Scenen sind pathetische Ausmalungen der Situation und Intrigantenscenen. Es geschieht im ganzen Stücke nichts, was die Katastrophe verursachte, denn das Todesurteil ist bereits vor dem Stücke gefällt, und wenn Elisabeth mit der Vollstreckung zögert, so ist das bloß Heuchelei, und es braucht nichts von alledem, was im Stücke geschieht, um sie zur Vollstreckung zu bewegen. Davon erhält freilich das Stück einen Eindruck von Notwendigkeit in der Hauptsache, wenn auch der Vorgang selber nun wie Spiegelfechterei, wie bloße Ausfüllung erscheint; aber dadurch wird es um nichts tragischer, denn alles ist äußerlich, und wenn Maria sich in ihr Los als ein verdientes ergiebt, so ist auch das von außen hereingezogen. Wollte man sagen, sie bereite im Stücke durch Beleidigung der Elisabeth sich ihren Tod, so wäre das unwahr; denn sie mußte auch ohne diese sterben, und ein andres Betragen konnte sie nicht retten. Insofern erinnert die Maria an Lessings Emilia; denn wie dort der Prinz, ist hier die Elisabeth eigentlich die tragische Heldin, wenn eine im Stücke ist; denn sie hat die Schuld und Strafe, welche daraus folgt, innerhalb des Stückes selbst; und wie dort ist es nicht der Held, dem unsre Teilnahme gewonnen wird, sondern das Objekt der Schuld;

hier Maria, dort Emilia und ihr Vater. Nun hat Schiller auch noch, was er aus dem „Fust von Stromberg“ gelernt, hier angewendet, nämlich die Kunst der Beglaubigung des Vorganges durch massenhaft eingewirkte historische Data, Erwähnungen von Gesetzen, historischen Rückblicken u. dergl., die zur Katastrophe nichts beitragen, wie z. B. die französische Werbung. Aus all den Handlungen hebt sich kein zusammenhängender Kern, aus all den bewegten Figuren kein bedeutender Charakter hervor, und die Monotonie der Sprache, die gleichmäßig über das Ganze verbreitete Würde und rhetorische Kunst bietet ebensowenig dem Gefühle und der Phantasie eine Handhabe; es fehlt an der Idee, die das Stück zu einem Ganzen machte. Man könnte ganz gut von da, wo Maria erfährt, daß ihr Urteil gefällt sei, bis zur Vollendung und nach dieser alles streichen, ohne daß etwas Wesentliches fehlte. Schiller hat eben la longue carrière de cinque actes ausgefüllt, was auch Voltaire mit dem Hervorbringen eines Dramas synonym gehalten zu haben scheint; die Kritik der Rhodogune von Lessing scheint der Hauptsache nach auch auf die Maria Stuart zu passen, und Lessing hätte sie ein Werk des Witzes nennen müssen. Hier paßt noch ohngefähr der Charakterzug, daß die Personen alle geistesgegenwärtige und vollendete Meister der Redekunst sind, denn sie sind Staatsmänner und Redner von Profession; aber im Wallenstein — die wilde Soldateska des dreißigjährigen Krieges? In der Regel sind Soldaten keine Kunstredner. — Interessant ist noch die Führung der sich kreuzenden Intriguen. Keine einzige wird dramatisch verfolgt, wie z. B. mit Jagos geschieht, vom Anfang bis zum Ende. Man sieht z. B. nicht, daß der angefangene Brief gefunden wird, noch weniger erfährt man vorher, daß er geschrieben wurde; man erfährt nicht eher davon, als wo Lester etwas dagegen braucht, um den Verdacht von sich zu scheuchen. Ganz wie bei Scribe; man denke an Bolingbroke und die Herzogin Marlborough. Dadurch erhält das Stück, so lebendig es ist, in seiner Struktur den epischen Charakter. Nämlich Maria ist nicht die eigentliche Heldin des Dramas, sondern ihre Rettung ist das epische Objekt eines epischen Kampfes. Sie ist eine Art Helena der Iliade, für und gegen welche kämpfend eine Anzahl Helden, bald dieser, bald jener in den Vordergrund tritt und seine Gestalt zeigt ihre vorteilhaften und angenehmen Seiten. Eine Ilias am Hofe. Als Tragödie müßte das Stück zum Kern einen Zusammenhang von Schuld und Leiden innerhalb einer und derselben Leidenschaft einer und derselben Person haben; aber es stellt bloß einen äußerlichen (d. h. epischen) Kampf dar, den Kampf der verbündeten Mächte Fanatismus und Liebe (in der Person Mortimers und seiner Genossen) gegen religiös-politischen und aus Eifersucht stammenden

Todeshaß, das Bündnis jener Mächte mit feigem Ehrgeiz, dem die Wagekraft fehlt, und der, um sich zu retten, die Verbündeten verrät um die Rettung der Maria. Oder der Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus, der ein dramatischer und tragischer werden könnte — wenn in Eine Brust verlegt —, aber da er ein äußerlicher bleibt, nur ein epischer heißen darf.

Das ganze Stück hat zum Gehalt das Pro und Contra, die Erörterung der Gründe für und gegen den Tod der Maria, sowohl die rechtlichen als die staatsklugen. Man hat zuletzt nur dies Verhältnis im Sinne, die Menschen als solche werden oder bleiben uns gleichgültig; man hat die Empfindung, als seien die Menschen bloß Schachfiguren der historischen Mächte, Spielzeug für Wesen ohne Gestalt; es ist eine Welt, insofern der homerischen ähnlich, daß, was an den Menschen wirkt, als Gabe oder Fügung kämpfender Götter erscheint, darin von der homerischen unterschieden, daß diese Götter nicht, wie in dieser sinnlich-anschauliche, künstlerisch-idealisierte Menschenbilder, sondern gestaltlose, abstrakte Begriffe sind. Man könnte auch versucht werden, den Mortimer für den — epischen — Helden des Stückes anzusehen, insofern dies eigentlich nichts behandelt, als den vergeblichen Versuch, die zum Tode verurteilte Maria zu retten. Ebenso Lester. Durch die einheitliche Form ist alle Architektonik, alle Perspektive der einzelnen Handlungsanteile unmöglich gemacht. Man hat dadurch den Eindruck von einem bunten Gewirre von Zufälligkeiten, während die Unwesentlichkeit alles dieses, da Marias Schicksal schon im Anfange entschieden ist, wiederum einen Eindruck von Notwendigkeit macht. Es ist nicht Eine Handlung, nicht Ein Interesse, an Einen Grundgedanken geknüpft, auf den sich alles bezöge, nicht Ein Bild von einem und demselben Standpunkte aufgefaßt, sondern bald von diesem, bald von dem, mit einem Worte, es fehlt die höhere Idealität. Es sind mehrere ideale Zusammenhänge, die sich nur zufällig berühren. Der Hauptgrund, warum die Maria nicht mehr recht gefallen will, ist wohl der, daß man an keiner Gestalt darin ein rechtes Interesse nehmen kann, weil dies für zuviel Personen zugleich in Anspruch genommen wird; die Intrigue ist wiederum nicht so gefaßt, daß sie — was eine Intrigue wohl kann — in den Vorgrund unsers Interesses treten könnte; dem Verstandesinteresse sind die einzelnen rührenden Scenen hinderlich, und diese, die am Ende doch noch am meisten wirken, werden von dem halbgeweckten Verstandesinteresse beeinträchtigt. Die Handlung ist so reich, als nur irgend ein Stück in einheitlicher — französischer — Form erlaubt, aber dieser Reichtum ist nirgends so zu einer Einheit gebunden, daß ein Eindruck möglich wäre: eine Menge kleiner Eindrücke, es zerstört einer den andern; einen Eindruck des Ganzen,

einen geschlossenen ganzen Eindruck macht es nicht, weil die Idealität fehlt. Der Haupteindruck ist, daß der Dichter der Tragödie ein geistvoller, im besten Sinne, einer der größten Künstler der Rede ist, solange die Erde besteht. Der Glanz und die Klugheit der Mittel, und damit die Absicht tritt aber stets über den Zweck, die Darstellung, hinaus; was der Dichter uns darstellt, ist durchgängig die eigne Größe. Die Gestalten sind unvermögend, uns von dem Dichter selbst abzuziehen; er hat sich nicht über sie vergessen, und so kann auch der Leser oder Zuschauer ihn nicht über den Personen vergessen. Der Eindruck eines Shakespearischen Gedichtes ist der andre Pol; in ihm verschwindet der Dichter gänzlich hinter seinen Gestalten. Auch bei Homer. —

— Man möchte die naiven Dichter Sachdichter, die sentimentalen Ichdichter nennen; der Gegensatz ist nicht wie Sache und Geist — wie Schiller selbst und nach ihm Gervinus u. s. w. annehmen, sondern wie Geist der Sache und Geist des Dichters. Der naive Dichter, wie Shakespeare, giebt den Geist der Sache, der sentimentale, wie Schiller, giebt den eignen Geist; der eine verherrlicht seine Objekte, der andre sich selbst. — Wahr ist es, die ganze Behandlung ist eine äußerliche; sehen wir nun bei Goethe, daß dieser über dem innern Leben den Reichtum der äußern Welt liegen läßt, wie Schiller umgekehrt, so werden wir von beiden, als von Fragmenten des Dramatikers zu dem Ganzen getrieben, zu Shakespeare. Jul. Schmidt hat ganz recht, daß Schiller das Drama zu sehr veräußerlicht habe; der Tasso giebt den treffenden Beleg, daß Goethe das Drama zu sehr verinnerlichte. Auf der einen Seite viel Leib, aber nicht von einer Seele durchdrungen, auf der andern viel Seele, aber fast ohne Körper; auf der einen fast nackte Historie, auf der andern fast nackte Psychologie und Tragik. Zwischen diesen beiden Extremen geht der richtige Weg; eine Geschichte, so reich und drastisch wie Schillers, dabei nur der äußere Leib einer innern Entwicklung wie Goethes; das Muster, wie das zu machen, besitzen wir in Shakespeare.

— Der Hauptunterschied zwischen Shakespeare und Schiller ist dieser, daß bei jenem die innere Entwicklung die Hauptsache ist, und die äußerliche Tragödie, d. h. die Handlung, die Begebenheit als notwendige Folge und zugleich als symbolische Veräußerung der innern Entwicklung erscheint, während bei Schiller das Gegenteil davon stattfindet. Bei Schiller sind die historischen Mächte, ist die äußere Thatsache die Hauptsache; diese sind die handelnden Personen, der Held ist leidend; und zwar leidet er nicht die Folgen seiner eignen Handlungen, die sich rächend gegen ihn wenden, sondern er leidet ohne Schuld; das Schicksal ist Zufall; die Fügung, das Göttliche ist eine dumpf-grausame Naturkraft, die eine Schadenfreude hat, das Schöne in den Staub zu treten, das Erhabene zu erniedrigen. Der Zufall tritt in das Innere,

die äußere Handlung ist notwendig. So sind nun seine Helden auch dramatisch übel daran, da andre die ganze Handlung an sich reißen; sie haben weiter nichts zu thun, als ihre Würde zu bewahren. Dadurch sind sie zwar die Helden, aber nicht die Hauptpersonen der Handlung. Die Maria Stuart steht sozusagen ganz außerhalb dem eigentlichen Kampfe; sie ist nicht sowohl ein Subjekt, als ein Objekt; nicht sowohl Kämpferin, als Gegenstand des Kampfes. Die einzige Scene, in welcher sie in die Handlung gemischt wird, stimmt nicht mit ihren übrigen; man weiß nicht, wie sie dazu kommt, eben jetzt, wo ihr ganzes Schicksal daran hängt, die Selbstbeherrschung zu verlieren, die, nach ihren übrigen Scenen zu urteilen, ihr eigentlicher Charakter ist. So muß das Innere seiner Helden sich ganz nach dem Äußerlichen richten; es muß so sein, wie es eben die Handlung braucht, die äußerliche Fügung des Thatsächlichen; es ist im eigentlichen Sinne das Nebensächliche. Es kann keine seltsamere Verkennung der Absicht der Tragödie geben. Ja die Maria Stuart wäre die einzige Person, die ohne Beschädigung des Ganzen wegbleiben könnte. Neben soviel andern Erzählungen könnte auch der geringe Anteil, den sie an dem Mechanismus der Handlung hat, erzählt werden. Dadurch, daß Schiller sich in dieser Hinsicht von Shakespeare entfernt, nähert er sich den Griechen nicht um einen Schritt; im Gegenteile sind sich hier Shakespeare und besonders Sophokles weit ähnlicher, als Schiller dem letztern erscheint. Denn der Streit um Recht und Unrecht trifft bei den Griechen immer mehr die Helden selbst, und ihr Thun ist mehr ein psychologisch-ethisches, als ein historisch-politisches Raisonnement, und der Held ist nicht ein bloßes Objekt der kämpfenden, außer ihm wirkenden Mächte. Hier steht Schiller ganz in Corneilles Spur; bei den Griechen entschuldigen und rechtfertigen sich die Helden mit Maximen, auch bei Shakespeare, aber sie handeln nicht aus Maximen — sondern aus Leidenschaft. —

Die Braut von Messina.

Auch in der Braut von Messina ist dieses willkürliche Durcheinanderwerfen der verschiedensten Vorstellungsarten, diese willkürliche Verwischung aller Dichtarten. Neben der raffiniertesten Rhetorik völlig unvermittelt die gesuchteste altgriechische Simplizität und Kindlichkeit, die durch diese Willkür preziös und widerlich wird. Ein Aufeinanderpacken der Effekte aller möglichen Dichtarten aller Zeiten, von welchen jeder, losgeschnitten von seiner natürlichen Wurzel, herausgerissen aus seiner natürlichen Atmosphäre, wie eine künstlich belebte Leiche erscheint. Von Zeichnung keine Spur, das Kolorit wie durch farbiges Glas geworfene bunte Scheine. Nirgend eine Spur von der Notwendigkeit, die der Beredtheit der Leidenschaft und des

Affektes zu Grunde liegt, bloß ein willkürliches Spielen mit dichterischen und schauspielerischen Tönen und Effekten. Mir war, als sähe ich dem Meere zu; dies endlose Schaukeln, nirgends ein Festes, machte mir zuletzt bei der Aufführung die Empfindung, als wäre auch die Erde unter meinen Füßen nicht mehr fest. Dazu das ebenso willkürliche Herumfahren der Sprechenden im ganzen Umfange ihres Organs, in verzweifelter Bemühung, in das unwahre Dichterwerk Wärme, Wahrheit und Leben hineinzubringen. — Sehr interessant ist eine Vergleichung der Braut mit der Antigone. Zwei heterogenere Erscheinungen sind nicht zu denken, als dies alte und dies neue Stück. Die Antigone erscheint uns erst als etwas gänzlich Fremdes, aber wir werden bald heimisch; sie ist uns ein Mensch aus einem fremden Weltteile, ihr Kostüm, ihre Sitten, ihr Glauben und Denken sind uns fremd, aber sie sind untereinander und mit ihr einstimmig; wir achten die fremde Erscheinung als etwas notwendig in sich selbst Beschlossenes, als etwas in sich Wahres, was die Braut von Messina aber nicht ist. Vor diesem Stücke wird uns die Ähnlichkeit zwischen den Griechen und Shakespeare erst recht klar. Die Braut steht den Griechen ebenso fremd gegenüber als dem Shakespeare. —

Sophokles, Shakespeare und Schiller.

Wenn Sophokles' Produktion einer schlanken Palme, Shakespeares einer knorrigen Eiche gleicht, ist Schillers Produktion ein Christbaum. Da hängen die Sentenzen lose, um leicht heruntergenommen zu werden, die Früchte wachsen nicht am Stiele ihrer realen Bedingungen, sondern hängen am Faden der Willkür; man kann sie da herunternehmen und dort an einen andern Zweig hängen, ohne weder dem Baume noch den Früchten zu schaden. Er nimmt aus Shakespeares oder der alten Griechen Garten Senker, entfernt die Wurzeln und pflanzt sie so in den seinen. Aus Ungeduld, daß der Baum so lange mit den Früchten zaudert, hängt er welche von andern Bäumen genommen daran; um die gesunde Röte der Frucht zu ersetzen und zu überbieten, vergoldet er sie. —

Über ältere und neuere Dramen.

Kritiken und Aphorismen.

Antike Tragödie.

— Aristoteles sagt: „Die Stücke der Neuern sind ohne Charakter." Gut; von den ältern läßt sich das gewiß nicht sagen. Im Äschylos vergleiche man den Charakter des Prometheus und sage

mir, wo im ganzen Shakeſpeare das Stück, in welchem der Charakter des Helden und das Ausleben desſelben ſo über die Handlung als ſolche hinauswächſt. Man wird ein ſolches vergeblich ſuchen. Und ſo ſteht es mit den meiſten und gerade den angeſehenſten Tragödien der drei großen Griechen. —

Die Elektra des Sophokles.

Welch wunderbare Geſtalt die Elektra des Sophokles; wie wunderbar alle Schwäche und alle Stärke des Geſchlechtes in der Geſtalt; Haß aus Liebe, wodurch auch der Haß ſchön und weiblich wird. Wie ſchön, daß ſie nicht ſelbſt handeln muß; das kommt dem Manne zu. Wie ganz anders hier, als ſo oft bei Schiller und andern Neuern, wo die Geſchlechter ihren Charakter vertauſchen. Wie iſt die Thekla Mann neben dieſer Elektra, trotzdem, daß die Situation hier unendlich gewaltſamer iſt. In jener Rede der Antigone läge der Schlüſſel zum idealen Weſen des Weibes, wenn ſie hieße: Nur mit zu lieben, mit zu haſſen bin ich da, oder zu lieben und mit zu haſſen bin ich da, d. h. aus Liebe mit zu haſſen; im Haſſe der bloße Gefährte, im Lieben aber die erſte. Die Schwäche, wo es dem Gewaltſamern gilt, dem Wehethun, dieſe Mannesſchwäche iſt des Weibes Stärke. Chryſothemis würde auch ſtärker haſſen, ſo ſtark wie Elektra, wenn ſie ſo ſtarker Liebe fähig wäre, wie es Elektra iſt. Es wäre gewiß intereſſant, wenn Sophokles uns auch eine Erkennungsſcene zwiſchen Chryſothemis und Oreſt gegeben hätte; wir würden ſie auch da weniger leidenſchaftlich geſehen haben; gewiß hätte ſie in dem Maße der Schweſterfreude, deſſen ſie fähig, die Gefahr nicht vergeſſen, und ſie würde den Oreſt gewarnt haben, wenn es nötig geweſen wäre; aber ihr gegenüber hätte Oreſt die Stärke behalten, ſeine Maske fortzuſpielen; wo nicht, ſo würde ſie gewarnt haben über Not, weil ſie die eigne Gefahr nicht vergeſſen hätte. Die Wirkung des Stückes iſt wunderbar kalkuliert. Wie hat Sophokles den Zuſchauer all das wünſchen gemacht, was vorgeht, wie einheitlich iſt die Stimmung! Für die Klytämneſtra und den Aigiſth iſt durchaus nicht die mindeſte Sympathie erregt, ſo daß etwas davon dem Nemeſisgefühle in die Quere käme. Freilich macht dieſe Art der Behandlung, die ſich auf Darſtellung der Kataſtrophe einſchränkt, die Stimmungseinheit viel leichter; und doch hat ſie keine von den drei Tragödien des Sophokles aus dem Labdakidenmythus. Auch die Ähnlichkeit der Dialogführung in der Scene Oreſts und Elektras mit den Werbeſcenen im Richard III. fiel mir auf. — Die Elektra hat bereits etwas von Shakeſpeare; dieſe Auslebeſcenen, die nicht unumgänglich zum Mechanismus der Handlung, aber zur Poeſie des Charakters weſentlich ſind — wie eben die Erkennungs-

ſcene —, ſind ganz im Geiſte Shakeſpeares. Wir mußten ſehen, wie dieſe Elektra liebt, um die Schönheit ihres Haſſes zu verſtehen; ſonſt war dieſer Haß unſchön, und unſre Teilnahme löſte ſich von ihr ſelbſt los. Shakeſpeare und Sophokles ſind wirklich Zwillingsbrüder; Shakeſpeare unterſcheidet der unendlich weitere und tiefere Kreis der Erfahrungen von Sophokles, er vereinigt die Naivität der alten Welt mit dem geiſtigen Reichtum der modernen; daß er trotzdem der einfältigen Natur ſo nahe blieb wie Sophokles, das iſt bei ihm ein größres Lob. Nach der Erkennungsſcene ſteht Elektra erſt als geſchloſſener Charakter vor uns, und zugleich ſehen wir doch, daß dieſer kein abſtraktes Geſpenſt iſt; ſie hat nun einen Kern, der iſt: Energie, mächtige Leidenſchaftlichkeit; aber ſie iſt nun auch nicht eine perſonifizierte Leidenſchaft: „Haß“. Sie iſt der Liebe ſo zugänglich als dem Haſſe; ja was mehr iſt, und worin eben die ideale Schönheit liegt: ſie würde nicht ſo gewaltig haſſen, wenn ſie nicht ſo gewaltig liebte. Denn ihr Haß entſpringt aus der Liebe zu ihrem gemordeten und nach dem Tode noch von ſeinen Mördern verhöhnten Vater und dem dadurch verbannten und beraubten Bruder. Daß ſie der eignen Leiden mit gedenkt, das macht ſie nur menſchlicher; aber man thue die Erkennungsſcene weg, und dieſes Gefühl der eignen Leiden wird vorſchreien, und die ideale Weiblichkeit, das, was die Freud- und Leidhelferin, die Liebes- und Haßgeſellin — wie in dem altteſtamentlichen: Ich will ihm eine „Gehilfin“ machen — charakteriſiert, dieſe ideale Weiblichkeit wird verloren gehen, wir werden zu ſehr die unverſöhnlich ihr perſönliches Leid hegende, die Rachſüchtige ſehen, die im blinden Affekte immer noch mehr Kränkung ſich zuzieht. —

Emilia Galotti von Leſſing.

Das Mißlichſte iſt, daß der Prinz die Schuld hat, und die Galottis das Leiden. Darum wirkt das Ganze nicht tragiſch. Das Stück iſt nun keine Tragödie, ſondern eine ſogenannte Rettungskomödie dem Sinne nach. Ein Böſewicht ſtellt der Unſchuld eines Mädchens nach, aber dieſe bedrohte Unſchuld wird gerettet — freilich durch den Tod; dieſer aber iſt kein tragiſcher. — Das Bewundernswürdigſte, wie die Notwendigkeit, dem Odoardo den Dolch in die Hand zu ſpielen, wenn er ihn braucht, auch um der Steigerung von Odoardos Leidenſchaft willen, den Dichter zu einer Schöpfung gebracht, wie die der Orſina; wie dieſe ganze lebensvolle Figur ihre Entſtehung einem bloßen Behelfe dankt, wie dies durch ihre Erwähnung im erſten Aufzug und ihr Auftreten im vierten ſo verſchleiert iſt, daß ſie ſo ganz wie um ihrer ſelbſt willen zu exiſtieren ſcheint. — Wie geſchickt Leſſing der Notwendigkeit des Erzählens

ausweicht, die Hebbel aufsucht! Wie er lieber die Umstände so rückt und erfindet, damit die Leute, was sie wissen müssen, um das Ganze der Handlung als notwendig möglich zu machen, durch Kombination erfahren. Dieser Kunstgriff erspart nicht allein, daß erzählt wird, und noch dazu erzählt wird, was der Zuschauer schon weiß oder selbst gesehen hat; jene Umstände bereichern auch das Detail der Gesamthandlung, und die Kombination wird selbst zu einer Art Handlung und giebt nicht allein dem Kombinierenden Gelegenheit zu Theaterspiel, sondern auch den Gegnern. — Läßt er erzählen, so geschieht's nur, wenn die Erzählung durch den Affekt des Erzählers und die nachhaltende Spannung des Hörers immer ununterbrochen, wiederum zu Handlung und Theaterspiel Anlaß giebt. — Bewundernswürdig, wie Lessing den Appiani, Conti, die Orsina und ihre Scenen in Charakter und Situation so bedeutend zu machen wußte, daß man ihnen nicht ansieht, daß sie bloße Behelfe sind zur Steigerung und zum Maße von des Prinzen Leidenschaft. — Man nehme die Orsina heraus und sehe, wie die Masse des Stückes zusammenschmilzt. Wie künstlich und geschickt hat er sie mit dem Ganzen zusammengenietet und geschmolzen! — Wie trefflich ist die That vorbereitet! — Jeder Entschluß, jede That in einem Trauerspiele, und je näher und von je mehr Einfluß auf die Katastrophe, muß so sein, wie ein unbefangener Zuschauer nach Maßgabe von Charakter und Situation sie erwartet. — — Es ist getriebene Arbeit, ein kleines Korn Metall ist durch wunderbare Kunst zu einem großen und reichen Werke auseinander getrieben, dessen Wert eben fast bloß in dieser Kunst besteht. Shakespeares Werke sind dagegen massiv. — Auch bei Shakespeare sind, wie hier die der Orsina, diejenigen Scenen, die den wenigsten Handlungsinhalt haben, die reichsten oft an theatralisch-mimisch-charakteristisch-poetischem Gehalt — Scenen, die ganz fehlen konnten; denn Odoardo konnte von der Claudia alles erfahren, und ein Dolch war ja wohl auch zu bekommen.

Emilia Galotti noch einmal.

Lessings Emilia hat bereits viel Shakespearisches, z. B. die meisterhafte Emancipation vom Katechismus im Dialoge, das Freimachen der Figuren, das Beginnen vom Anfange bis zum wirklichen Ende; nur schade, daß die Tragik durch die Verteilung von Schuld und Strafe einerseits und von Leiden und Sympathie des Zuschauers andrerseits, welches alles zusammen an die Gestalt des Helden gebunden sein mußte, geschwächt ist. Die innere Technik ist shakespearisch, die äußre französisch. Diese letztre hat viele kleine Behelfe eingeschmuggelt. Sehr richtig hat Lessing für diese Weise

einen einfachsten Stoff gewählt. Im Kerne des Stückes, im eigentlich tragischen Nexus sind nur die drei Personen, der Prinz, Emilia Galotti und etwa noch Appiani. Alles andre ist Detail. —

Zu Emilia Galotti.

Lessing in der Emilia hat den Verstand zum Medium zwischen dem Dichter und Zuschauer gemacht, d. h. bei ihm herrscht die Maschine, der pragmatische Nexus über den idealen; er hat mehr den psychologischen als den ethischen Gehalt entfaltet; nicht das Gewissen, sondern der Bereich der berechnenden Leidenschaft, der handelnden Affekte, ist der innere, der eigentliche Schauplatz des Vorganges. Bei Shakespeare dagegen ist die eigentliche Bühne das Gewissen des Helden, der Grund der Aktion des Gewissens Leiden. Der Verstand, die Berechnung liegt bei ihm außerhalb des Helden und ist nur als Betrachtung und Intrigue Mitspieler und Mitsprecher; aber auch nirgends der Initiator; erst die Leidenschaft und ethische Verfassung des Helden giebt ihm Zweck und Anlaß. Bei ihm die Entfaltung der Leidenschaft und ihres Gedankens, des Affektes und seines Gedankens die Scene. — Für die erste Thatsache, die Initiative, den Anstoß des Ganzen wird der Dichter meist einen Vorschuß von Glauben sich ausbitten müssen. Von da an muß er bezahlen. — Bei Lessing ist die Kunst der Exposition wunderbar, denn bei ihm ist das Erregende jederzeit in die Exposition gelegt, diese aber mit wunderbarer dialogischer Kunst ausgeführt. — Fällt der pragmatische Nexus mit dem idealen zusammen, ist die ganze Fabel dargestellter, geschlossener Gehalt, dann hat auch jede Scene ihre Wirkung, nirgend ist sie ein Stück bloßer Maschine. — Man glaubt nicht, wie viel Handlung und Vorgang sich durch geschickte Anordnung in den Raum eines Bühnenstückes unterbringen läßt beim Scheine des Sichgehenlassens, der eben nur dialogischer Natur ist. —

Über Lessing.

Bei Gelegenheit der Minna von Barnhelm, die ich in diesen Tagen wieder las, habe ich Lessing von neuem bewundert. Die Sage, er sei kein Dichter, sollte doch wirklich einmal in ihr Nichts zurückgehen. Ein einfachstes Samenkorn von Stoff so auszuschwellen, daß man beständig interessiert wird, ist wahrlich nicht Sache des Verstandes allein. Dieser hat allerdings sein Mögliches gethan. Der Eindruck des Ganzen wird durch den Eindruck jedes Einzelnen weise unterstützt, nie gestört oder in der Richtung verschoben. Interessant war mir es auch, hier das erste deutsche Stück zu betrachten, welches den Shakespeare bewußt und unmittelbar sich zum

Muſter nahm, ich meine nicht den Shakeſpeare, der noch in den engliſchen Stücken zu Leſſings Zeit zu erkennen iſt und ſolchergeſtalt mittelbar auf unſer deutſches Drama eingewirkt hat. Minna und Franziska ſind Porzia und Neriſſa; auch der Ring im Kaufmann hat hier herübergewirkt. Der Dialog erinnert ſehr an Shakeſpeare; doch wüßte ich unter allen deutſchen Nachfolgern Shakeſpeares keinen, ſelbſt Goethe nicht, noch weniger Schiller, der ſich „an dieſem fremden Feuer ſo beſcheiden gewärmt hätte“, als Leſſing; keinen, der originaler ihm gegenüberſtände und dabei die Haupteigenſchaft Shakeſpeares, die Geſchloſſenheit und Architektonik, wenn auch nur im Kleinen, aufwieſe.

Die naiven Frauen Goethes.

Goethe hat ſich in ſeinen naiven Frauen die Natur wohl zu paſſiv gedacht; überhaupt von der Natur nur die ſtillere, paſſive Seite reproduziert; es ſcheint faſt, als habe er unter Natur eben nur das Pflanzenmäßige, will ſagen, das ſtille Wachſen verſtanden, das in ſich Geſchmiegte, Gebundene. Der Inſtinkt der Sinnpflanze, deren berührter Zweig ſich ſchamhaft ſenkt, war ſeiner eignen Natur verwandt; für den Inſtinkt des Kindes und Naturmenſchen, der geſchlagen oder auch nur berührt ſchlägt, hatte er keinen Sinn. Seine Natur war doch nur eine halbe; im Shakeſpeare, auch im Sophokles (Antigone) haben wir eine ganze. Shakeſpeares Frauen haben dieſelbe Naturbeſchloſſenheit und Ganzheit wie bei Goethe bei weit reicherm Gehalte. Goethe ſtellt ſein eignes Verhältnis zur Natur ſehr ſchön und treffend im Fauſt dar. Der Erdgeiſt, die ganze Natur erſchreckt ihn, zu der bloß leidenden Seite der Natur, zu Gretchen zieht es ihn hin. Shakeſpeare dagegen flutet, flammt und ſtürmt mit dem Erdgeiſte und denkt mit ſeinen paſſiven Geſtalten, z. B. mit Heinrich VI. u. ſ. w. ihre paſſiven Gedanken. Wer das Muſter der Gretchen recht benutzen will, der muß bedenken, daß der Typus der weiblichen Natur darin zu abſtrakt gefaßt iſt; als wenn das Weib eben *nur* und nichts als die *paſſive* Seite der Natur darſtellte; — ich möchte wohl daneben den Mannestypus ſehen, der, ebenſo abſtrakt gefaßt, ohne alle Empfindung als ein abſoluter Handler erſcheinen müßte. Der Unterſchied der Geſchlechter iſt eben nur ein relativer. Es kann ein Weib voll Heroismus ſein und dennoch naiv erſcheinen: Antigone. — Die Hauptſache iſt eben nur, daß die Natur in ihr heroiſch, und daß dieſer Heroismus ein weibliches Äußere tragen muß; d. h. ſie muß aus dem unmittelbaren Gefühle heraushandeln. Der Inſtinkt, das Weſen ſelbſt durchbricht das Weſenfremde, die Reflexion, und ſetzt ſich in der Antigone ihr zum Trotze durch. — Das Rechte iſt, daß man Ideale darſtellt, die

aus ihrer Natur heraus, nicht mit Bewußtsein, am wenigsten mit Selbstbespiegelung ideal sind. Das schließt schon das Hohle, Preziöse u. s. w. aus. Ein Beispiel eben die Antigone, die durchaus ein naives Ideal ist und darum weder dem Kunstideale noch der Naturwahrheit widerspricht. —

Gretchen im Faust.

Am Faust ist so recht zu sehen, welchen poetischen Vorteil das Schlanke und Primitive giebt. Gretchen könnte uns nicht so als das Bürgermädchen und als das Weib selbst erscheinen, wenn wir mehr von ihr wüßten. Die Mächte, die sie beleidigt, sind unsern Sinnen gar nicht und selbst der Phantasie nur wie ein bloßer leichter Schemen hingestellt; ihre Mutter sehen wir gar nicht, wir hören bloß von ihrer Strenge und Frömmigkeit, und sehr vorübergehend, nur andeutend reden. Wir sehen sie selber nicht in ihrer eigentlichen Umgebung, wodurch sie uns schon zu individuell würde; nicht einmal, daß sie einen Bruder hat, wissen wir im Anfange. Wir sehen bloß das Weib und das Motiv der Liebe, allerallgemeinste, primitivste Motive. — Merkwürdig, daß beide, Goethe und Shakespeare, bei gleich idealer Behandlung, auf entgegengesetztem Wege gehend, das ähnliche erreichen, Goethe durch Zusammendrängen, Shakespeare durch Ausdehnung der Gestalten diese von der gemeinen Wirklichkeit isolierend. Beiden ist es mehr um den Gehalt ihrer Darstellungen zu thun, d. h. um Darstellung des Gehaltes ihrer Geschichten. Beide haben das Primitive und Schlanke, das Wunderbare, die kurzen Scenen, den reichen Wechsel, die Mischung des Heitern und Ernsten, die verschwindende Kausalität, wodurch es scheint, als habe die Phantasie allein alles geordnet, die ideale Behandlung von Zeit und Ort, das Erheben des Dialoges über die gemeine Wirklichkeit, das Ausklingen der Stimmung und das Abschließen der einzelnen Scenenstimmungen gegeneinander, das poetische Sichgehenlassen des Gehaltes bei völlig versteckter Maschine, das Vorherrschen des Zuständlichen, auch des Leidens über das Handeln gemein. Shakespeares wahre Größe wird durch diese Vergleichung erst recht sichtbar. Goethe erreicht die ideale Wirkung dadurch, daß er das Schreckliche bloß andeutet und aus der mildernden Entfernung der Vergangenheit volksliedartig herüberklingen läßt, Shakespeare aber weiß die sinnliche Gegenwart des Schrecklichen zu idealisieren. Goethe vermeidet das sittliche Urteil um der Wirkung willen, Shakespeare bedarf dieses Kunstgriffes nicht. Selbst der Teufel muß ein im Grunde eigentlich guter Kerl bei Goethe werden. Shakespeare blendet seinem Edmund, Goneril, Regan nicht das mindeste davon an; aber weder die Schönheit dieser Gestalten noch

die sittliche Wirkung des Stückes leiden darunter. Es ist erstaunlich, welche Idealität Shakespeares Talent besaß.

H. von Kleist.

Was H. v. Kleists Erfolg bei dem großen Publikum hindert, ist: 1. Daß er alles auf die Spitze treibt, nicht Maß zu halten weiß; dadurch bekommen seine Fabeln etwas Raffiniertes, Überspanntes, Absichtliches, z. B. die grelle Symmetrie in der Katastrophe der Schroffensteiner u. s. w. 2. Daß er seine Probleme mehr mit und für den Verstand einrichtet, den Shakespeare stets bloß kontrollieren und sozusagen negativ zu Grunde liegen läßt. Dadurch wirkt Kleist nicht als Totalität und darum auch nicht auf die Totalität. Seine Führung hat etwas Spitzfindiges; er trägt seine Geschichte vor wie ein Kriminalist, bei dem der Scharfsinn der psychologischen Motivierung die Hauptsache, der aber gemütlich an den Geschichten selbst ohne Teilnahme ist. So sucht er auch durch das Rätsel, in welches er seine Fabeln verwandelt, mehr den Verstand zu spannen. Der Gott bleibt bei ihm in den Wolken, und dadurch entsteht sein Tragisches; dies ist bei ihm eben, daß die Menschen leiden und handeln, sie wissen nicht warum und wozu. In der Aufschrift an jenem Hause, die ihm so wohl gefiel, liegt seine tragische Formel: „Ich komme, ich weiß nicht von wo, ich bin, ich weiß nicht was — ich fahre, ich weiß nicht wohin — mich wundert's, daß ich so fröhlich bin." — 3. In seiner Sprache, die das direkte Gegenteil von Shakespeares, in dessen Leidenschaftsausbrüchen große Gedanken als Glieder des Naturlautes mit dahin fluten, während bei Kleist, was vom Naturlaute darin, als Musik des Gedankens. Wenn uns bei Shakespeare die Leidenschaft geistreich erscheint, so zeigt sich uns bei Kleist der Verstand als Leidenschaft. Alles das läßt sich darin zusammenfassen, daß bei Kleist, wie bei Lessing, der Verstand das Medium der Darstellung, nicht bloß der Disponent; während bei Shakespeare das Medium die Phantasie und unmittelbares Gefühl ist. Daher fehlt es Kleist an der Beredtheit der Leidenschaft. Er ist Goethe und Schiller zu weit ausgewichen. Wie er selbst Verstand sein und Leidenschaft darstellen sollte, wie Shakespeare, ist er Leidenschaft und stellt Verstand dar. —

Hebbel (Maria Magdalene).

Die Maria Magdalene Hebbels, in mancher Hinsicht sehr lobenswert, leidet daran, daß die Kälte des rechnenden Dichters, dem die Persönlichkeiten nur Zahlen waren, auf seine Personen überging. Schiller giebt seinen Personen gern von seiner Wärme, Hebbel von seiner Kälte.

Der Dichter ſchließe menſchlich mit dem Todesurteile, damit iſt das Reich des Tragiſchen aus; die vergeblichen Windungen und Krümmungen des gewiſſen Opfers ſind nicht mehr tragiſch, ſind gräßlich und paſſen nicht für die edelſte Gattung der Poeſie, ſondern ſind für die Leierorgel der Bänkelſänger. Der Dichter iſt der Richter, nicht der Henker.

Julia von Hebbel.

Das Epiſche überwiegt durch das Ganze das Dramatiſche. Die Charaktere exponieren ſich mehr durch Erzählung als durch Handlung, meiſt durch charakteriſtiſche Anekdoten von ihnen ſelbſt, die ſie ſogar ſich ſelbſt erzählen. Von einer Steigerung iſt nicht die Rede. Auch die Motive zu ihren Handlungen werden erzählt, und zwar möglichſt individualiſiert. — In der Behandlung iſt nichts ausgeſpart, kein Anwachſen, keine Unterordnung; Großes und Kleines tritt mit demſelben Anſpruch auf, kein Ruhepunkt, kein Anhalten, keine Beſchleunigung. Wie eine Lavaflut ſchwerfällig unter der im Laufe zu Schlackenmaſſen gerinnenden Decke wälzt ſich das Stück fort; immer gerinnt die Handlung unterwegs zur Erzählung. — Bei Hebbel wie bei Rich. Wagner leidet der dramatiſche Fluß unter der Abſicht, in jeder Rede, ja in jedem Worte bedeutend zu ſein. — Bei Shakeſpeare haben die Charaktere ihre Ruhepunkte, ihr Eigentlichſtes zeigt ſich nur, wenn es herausgefordert wird durch die Situation; Hebbels Charaktere ſind Tag und Nacht in ihrer vollen Wappenzier; jede ſeiner Perſonen iſt beſtändig auf der Jagd nach den eignen charakteriſtiſchen Zügen. — Der Charakter iſt in jedem bis zur Monomanie geſteigert. Sie wiſſen alle, daß ſie Originale ſind, und möchten beileibe nicht anders erſcheinen. Daher kein Zug bei Hebbel wie bei Shakeſpeare und in der Natur meiſtenteils, wodurch ein Charakter ſich ohne, ja wohl wider Wiſſen und Willen verriete, keiner, in dem eine Figur die andre charakteriſieren will und ſich dadurch ſelber charakteriſiert, ohne es zu denken. Die Charaktere ſind durchaus bloß mit ihrer Lokalfarbe gemalt; kein Reflex; ſie gehen nebeneinander, ohne ſich durch Berührung gegenſeitig zu modifizieren, wie z. B. der Ruhige den Hitzigen noch hitziger macht; der Hitzige den Ruhigen noch ruhiger; ſie ſprechen überhaupt nicht miteinander; es fehlt der eigentlich dramatiſche Dialog. So verſchieden die Züge der einzelnen Charaktere, ſo gleich iſt die Art, wie ſie ſie auskramen in Erzählung gelegentlich ihnen einfallender Dinge, die ſie gethan oder geſagt; das Haſchen nach auffallenden Bildern iſt allen gemein. — Die Ökonomie iſt nach altgriechiſchem Muſter; das Stück gleicht in dieſer Hinſicht einem Euripideiſchen, bis auf die Erzählung am Ende, und wirklich

hat es keinen Schluß und könnte auch keinen andern haben, als einen Euripideiſchen, etwa, daß nun die Oreade, die Nachbarin des Bertramiſchen Schloſſes, in einem Epiloge den Ausgang Bertrams und der Liebenden prophetiſch vorausnehmend, erzählte. — Hebbel hat die drei unvereinbarſten Dinge in ſeinem Drama vereinigen wollen: modernſten Stoff, Shakeſpeariſche Charakteriſtik und antike Form; größte Konzentration der Handlung bei ausgeführteſter Charakteriſtik. Die Bilder ſelbſt ſind meiſt von einer unnachahmlichen Größe und Schönheit. — So lange die Charaktere ſich epiſch rüſten, d. i. einen Charakterzug nach dem andern anlegen in einem Geſpräche, das mehr eine Erzählung iſt, in der ſich mehrere ablöſen, indem ſie thun, als ſprächen ſie miteinander, iſt alles herrlich; ſowie es zu eigentlicher Handlung, zu wahrhaft dramatiſchem Dialog kommen ſoll, wird es abſurd; ſo z. B. die Scene Julias mit Pietro, dann der ganze dritte Akt. Iſt das eine Schwäche ſeines Talents, die zu verſtecken er dieſe Form gewählt hat? Und verſicht er dieſe Form als die rechte, um jene Schwäche zu einer Stärke zu machen? — Überhaupt ſind die Hebbeliſchen Figuren, weil ſie nicht Naturvermögen, wie die Shakeſpeares, ſondern Denkarten darſtellen, Lebensanſchauungen — epiſcher Art, weil ſeine Probleme mehr kulturhiſtoriſche als pſychologiſche ſind. Die Leidenſchaft iſt an ſich theatraliſch und dramatiſch, theatraliſch durch ihre Energie, dramatiſch, weil ſie eine Entwicklung hat, tragiſch, weil ſie ſich ein Schickſal bereitet, das des Menſchen eignes iſt, während das Schickſal bei Hebbel mehr ein Ergebnis der Zeit iſt, in der ſeine Menſchen leben, als das ihres eignen Thuns. Sie leiden nicht, was ihre eigne Natur, ſondern was die Denkart der Zeit ihnen auferlegt, die in ihnen handelt. In ſeiner Vorrede zu Maria Magdalene wird das klar als ſeine Meinung vom Tragiſchen, in ſeinem Worte über das Drama noch mehr. Nicht mehr die verſchiedenen Naturen, ſondern die verſchiedenen Denkarten werden in Konflikt zuſammengebracht. Dieſe Maxime wird gewiß dem Gehaltreichtum des Dramas förderlich, aber ebenſo gewiß ſeiner eigentlichen dramatiſchen Wirkung ſchädlich ſein. Der Schauſpieler wird in eine gewiſſe Willkür geraten. Ein Charakter prägt ſich theatraliſcher aus und unmittelbarer als eine Denkart. Die Geſichtspunkte ſind hier die wahren Perſonen, die Figuren bloße Träger, bloße Figuranten. Eigentliche Menſchendarſtellung würde hier nur nebenbei und von außen kommen, wenn ſie bei Shakeſpeare das Centrum, der Zweck ſeines Schaffens ſind.

Agnes Bernauerin von Hebbel.

— Das Stück, welches unter allen Hebbeliſchen den ſchwächſten Eindruck auf mich gemacht hat. Ich glaube, die ſchlimmſte Eigen-

ſchaft eines dramatiſchen Werkes iſt, wenn es kalt läßt. Dieſe beſitzt dies Stück in hohem Grade. Hebbel hat alle Mühe aufgewandt, zu zeigen, daß ſein Ernſt das Schrecklichſte glaubt thun zu müſſen, und daß er's ungern thut. Das erſte iſt ihm doch nicht ganz gelungen; wenn es ihm aber auch gelungen wäre, was wäre ihm nun damit gelungen? Iſt es die Aufgabe der Tragödie, unſerm Verſtande zu erklären, was unſerm Verſtande wehe thut, was unſrer Sinnlichkeit gleichgültig bleibt? Seine Behandlungsart fordert von unſern Kräften nur den Verſtand auf. Wir fühlen uns höchſtens geneigt, mit ſeinem Ernſt über die Verſtändigkeit ſeiner Gründe verſtändig zu disputieren. Ich denke aber, wir ſollten fühlen. Wir ſollten mit Perſonen, an denen wir das wärmſte Intereſſe nehmen müſſen, ihre Leiden leiden, ihre Hoffnungen hoffen, für ſie fürchten und zuletzt, wenn die Furcht ſich realiſiert hat, mit ſüßem Schauder die Notwendigkeit des Vernünftigen verklärend über dem Schmerze der Leichen ſchweben ſehn. Goethe hat recht, wenn er den Verſtand in die Tragödie nur in Nebenpartien entrieren laſſen will. Einige finden das Stück wenigſtens techniſch lobenswert, als ein effektvolles Theaterſtück. Ich nicht. So z. B.: Am Leben des Sohnes Wilhelm hängt die Kataſtrophe. Wenn wir das früher wüßten! Wir erfahren es nicht eher, als da der Sohn Wilhelm tot iſt.*) Wir erfahren, daß etwas geſchehen iſt, das, wenn wir ſeine Folgen hätten ahnen können, uns tragiſche Furcht erregen konnte. Warum die Sprache ſo epigrammatiſch? Wir bleiben ohnedem ſchon zu kalt. Mir wird immer deutlicher, der Epigrammatismus der Sprache ſcheint ihm das eigentlich Dramatiſche, und ihm zuliebe behandelt er die Hauptſachen als Nebenſachen. Nicht Stimmung, Situation, Charakter, nicht Leidenſchaft, nicht die Wucht des Thatſächlichen, nicht tragiſches Mitleid und Furcht iſt es, was ihm zuerſt aufgeht und ihn zum weitern reizt, ſondern epigrammatiſche Dialogfragmente. Bei Grabbe war's ein ähnliches. Der Dialog iſt um nichts dramatiſcher, als in ſeinen frühern Stücken, ſeine Perſonen ſprechen nur, um ihre dialektiſche Kunſt zu zeigen. — Hebbel nennt einmal Leſſing nüchtern; wie ſoll man ihn nennen? Er iſt heiß, wie es Schneewaſſer iſt, von dem die Kinder klagen, es brenne ſie an die Haut. — Bei Shakeſpeare iſt immer Erregung von Gefühlen die Hauptſache. Naturlaute, gegliederte. Manche Monologe ſind bei ihm nur in Worten auseinandergelegte Schmerz- oder Wutſeufzer. —

*) Das iſt durchaus unrichtig. (Anm. d. H.)

B. Epische Studien.

Episches, lyrisches und dramatisches Talent.

Die Bedingung alles poetischen Schaffens ist eine erhöhte Stimmung. Wenn der Gegenstand sich nicht völlig von der Stimmung loslösen, sie zum bloßen Hintergrunde und Beleuchtung machen kann, dann wird die Konzeption lyrisch. Der geringre Grad von Lebendigkeit der Phantasie, der ihr Gebilde unter den Bedingungen der Erinnerung darstellt, bezeichnet das epische, derjenige Grad, dem sich das eigne Gebilde in völliger Gegenwart aufdrängt, das dramatische Talent. Bei beiden letztern tritt das Gebilde als ein selbständiges Wesen aus dem Mutterschoße der Innerlichkeit heraus, wird objektiv, ein Ding, das dem Schaffenden gegenübersteht als auf sich selbst; bei der erstern bleibt es innerhalb der Subjektivität; das gedichtete Leiden und Thun fühlt der lyrische Poet als sein eignes, wenn er sich auch selbst in eine andre Persönlichkeit hineinversetzte; der epische und dramatische aber als das eines besondern, von ihm selbst unabhängigen Wesens; der letztre fühlt diese Zustände seines Geschöpfes, wenn auch als eines fremden, doch mit derselben Intensität, mit der der Lyriker das eigne fühlt. Der Lyriker schaut Zustände, der Epiker Gestalten, der Dramatiker die Zustände von Gestalten. Die extensive Seite repräsentiert der Epiker, die intensive der Lyriker; der Dramatiker beide, die eine durch die andre modifiziert. — Aus der Farbe oder Stimmung entwickelt sich zunächst die Mehrheit ihrer Faktoren in der Einheit einer menschlichen Gestalt, d. h. des Helden in seiner charakteristischen Figur — immer in dem Sinne, wie man von einer musikalischen Figur spricht —, gewissermaßen die sichtbare Veräußerlichung derselben in einer aus ihnen zusammengesetzten Gebärde. So sah ich den Erbförster zuerst — ehe ich noch von der Fabel etwas wußte — in der Gebärde, in der der Schauspieler sprechen muß: „So sollte man doch gleich die Bestien totschießen“ — „Recht muß doch Recht bleiben“ und „ich hab' unrecht.“ —

Wesen und Technik des Romans bei den Engländern.

Um das eigentliche Wesen des Romans und seine Bedingungen recht kennen zu lernen, darf man sich nicht an die Virtuosen in dem Fache wenden, sondern an die Romanschreiber zweiten Ranges und

besonders an die Engländer dieser Klasse. Jene Virtuosen biegen die Form nach ihrer Eigentümlichkeit und sind nicht selten eben da am anziehendsten, wo sie sich völlig gehen lassen. Ferner sind sie auch in der Anwendung der Kunstmittel nicht so durchsichtig; sie wissen sie so zu variieren und zu verstecken, daß man dieselben schon kennen muß, um sie in der Maske herauszufinden. Man fange daher mit einem Autor zweiten Ranges an und gehe dann weiter zu denen des ersten.

Mich dünkt, für das Studium der Technik des Romans kann es kein zweckmäßiger Muster geben als „Die alte Eichentruhe" von James. Aus diesem Roman läßt sich am leichtesten entwickeln, was der Roman verlangt.

Er verlangt erstens Ruhe, Haltung, Abweisen jeder Art Ungeduld, zweitens je größer, d. h. länger und reicher er ist, desto mehr eine gewisse Äußerlichkeit. Die kleine Novelle oder Novellette wird ohne große Innerlichkeit so wenig gedeihen, als die Ballade, das erzählende Lied. Je umfangreicher das erzählende Gedicht, je weniger ist ein auf psychologische Entwicklung gestelltes Problem durchzuführen, weil, wenn nicht der Leser, doch der Autor nicht im stande ist, sich in soviel Personen zugleich zu vertiefen und sie so vertieft auseinanderzuhalten, dann weil es etwas sehr Peinliches für beide hat, beständig das innre Auge so anzustrengen für die feinen Züge, noch mehr, wenn das Auge sich bald für die Übersicht erweitern und gleich immer wieder für das Einzelne verengern soll. Es muß durchaus ein richtiges Verhältnis bestehen zwischen der Größe des Bildes und der Größe der einzelnen Züge. Die einzelnen Glieder der einzelnen Figuren eines Freskobildes dürfen nicht Miniaturmalerei sein.

Da ein Roman von großem Umfange uns lange beschäftigt, so muß er all unsre Kräfte beschäftigen, wenn nicht Ermüdung eintreten soll. Besonders ist krankhafte Einseitigkeit zu meiden, wie z. B. bei Thackeray die stete Wehmut, wenn auch lächelnde Wehmut, mit der er seine Figuren und ihr Thun anschaut. Vielmehr muß eine kräftige heitre Gesundheit die Stimmung des Autors beherrschen, und zwar eine immer gleiche. Der Schatten muß die Figuren herausheben und die Gruppen; er darf bloß Mittel sein. Thackeray macht uns den Eindruck eines Kindes, das statt mit seinem Spielzeug zu spielen, es zerlegt und findet, daß es aus Holz oder Teig gemacht ist, und Wehmut über die Zerlegung empfindet und doch nicht Liebe und Lust genug zu den Dingen hat, um sie ganz zu lassen.

Dann muß er die Dinge kennen, die er schildert. Nur so kann er unsern Glauben wecken und erhalten und die Mittelglieder zwischen den Effektscenen hinlänglich beleben und uns interessant machen.

Der englische Romanschreiber behandelt seine Darstellung als

ein Geschäft, daher als ein Praktikus, nie als ein Dilettant. Man sieht, er schreibt nicht, um sich selbst zu vergnügen, und schlürft daher nicht bloß den Duft aus gepflückten Blüten. Er läßt das Gewächs aus seinen Keimen naturgetreu entstehen, erst bekommt es eine Wurzel, dann einen Stengel, dann Blätter, endlich eine Blüte oder mehrere. Mit einem wahren Heroismus geht er dem an sich wenig Interessierenden nicht aus dem Wege, er behandelt es mit derselben Liebe als das Interessanteste, und so nur kann der üppige Baum von Interesse erwachsen. Die Kunst des bedeutendern Autors liegt in der Gruppierung seiner Handlungs- oder vielmehr Begebenheitsstämme, in welcher er den Stamm und die Zweige der je höher gestellten Pflanze durch die Blüte der je weiter vornstehenden teilweise zu decken versteht. Höhe und Vorn und Hinten verstehe ich hier so, wie man es auf den Blumentopfstellagen sieht, die von unten und vorn nach oben und hinten aufsteigend gebaut sind. Die vorderste und unterste Pflanze ist die Vorgeschichte, deren Topf von einem Rahmen bedeckt ist, während sie selbst die Töpfe der andern verdeckt. Auch hier kann man die Methode des Taschenspielers als Muster setzen. Er sät einen Samen in einen Topf, dann nimmt er ein andres Kunststück vor, welches er vielleicht auch nicht ganz ausführt, nun zeigt er den Samen keimend, dann den Fortschritt des zweiten Stückes; er beginnt das dritte; nun zeigt er sprossende Saat u. s. w. Also a α, b α, c α. Das Thun des Romanschreibers erinnert an die ruhige Art, mit der man Arbeiter vom Fache arbeiten sieht, die sich nie übernehmen und vor Ungeduld, das Ganze fertig zu sehn, das Einzelne überhasten. Und in Wahrheit ist ein schönes Gebäude eines tüchtigen Grundes bedürftig. Der Maurer darf nicht beim Grundmauern sich übereilen, um nur bald die kühnen Zinnen und Gewölbe aufsetzen zu können. Er setzt vorsichtig und mit ruhigem Blute Stein an Stein, wählt mit Ausdauer die anpassenden Flächen aus. Er denkt nur daran, wie der Grund fest und dauerhaft zu legen sei; der Tag wird schon kommen, wo das Gebäude Gestalt erhält, die Zeit, sich an dem Werke zu freuen. Diese Kaltblütigkeit, dieses Unterordnen und Auseinanderhalten, diese vorsichtige, umsichtige Ruhe, diese Totalität, mit der er bei jedem Moment und dem, was eben nötig, mit ganzer Seele ist, diese Ausdauer, die nichts durch Übereilen verderben will und jedem Anspruch genügt, dies ruhige Abwarten, das dem Engländer eigen, macht ihn zum großen Romanschreiber wie zum großen Staatsmann. Der Engländer setzt sich einen Zweck, der zu ergreifen ist, und nur einen, diesen läßt er nicht aus dem Auge. Mit wunderbarer Selbstbeherrschung und Ausdauer geht er allen Lockungen, die ihm unterwegs aufstoßen, ungerührt vorbei; er will das, was er sich vorgesetzt, nur das, und nicht weniger, nicht mehr. Und wie ihn

die Ungeduld Phantaſie nicht von ſeinem Zwecke abbringen kann, weiß er vielmehr ſie zum Beſten ſeines klarbewußten Zweckes anzuhalten. Mit dem Zwecke will er die Mittel, und er verſäumt und verwahrloſt nicht eins davon. Die äußerſte Thätigkeit der Phantaſie, aber ſtets im Zügel eines großen Verſtandes, der ihr den Weg vorſchreibt, ſie antreibt und zurückhält, wie es ſein Zweck verlangt, charakteriſiert ſchon ihren großen Meiſter Shakeſpeare. Wir Deutſchen laſſen uns entweder von der Phantaſie fortreißen, oder wir unterdrücken ſie ganz. Von der Mitte des Weges lockt uns ein andrer Zweck. Wir werden unſers urſprünglichen Zweckes zu bald ſatt, ein andrer taucht im Glanze der Neuheit vor uns auf, wir folgen dieſem, und ein dritter wohl macht uns den zweiten gleichgültig. Und verlaſſen wir die erſten nicht ganz, ſo wollen wir nun zwei, drei Zwecke erreichen, worunter alle zwei oder drei leiden. Eine Illuſtration dazu iſt Shakeſpeare und Schiller. Der überzeugendſte Beleg, gegen ein Shakeſpeariſches Stück gehalten, der Don Carlos. Erſt war Schillern ein fürſtliches Familienſtück, Vater und Sohn Nebenbuhler bei einem Weibe, der Zweck, dann gewann es das Ideal politiſchen Freiheitsſtrebens in Poſa über ihn; ſie verknüpften ſich in einem dritten, dem Ideal aufopfernder Freundſchaft. So ſind drei Seelen hier in einem Körper, während bei den Shakeſpeariſchen Doppelhandlungen eine Seele in mehrern Körpern. Oder vielmehr eine Seele, die ſich der beiden Arme eines Körpers bedient, während dort jede Seele einen Arm oder bald die eine bald die andre ſich um ein Organ ſtreiten. So in Wallenſtein ein kühnes Umgreifen und ein ſtilles Reſignieren in einer Perſon, eine Napoleons- und eine Sokratesſeele, und zwar nicht kämpfend, worin eine Einheit geweſen wäre, ſondern abwechſelnd, ſo daß zwei ganz verſchiedene Menſchen im Wallenſtein einer nach dem andern auftritt.

Ein ſo großes Tier wie ein Roman muß notwendig ein Rückgrat haben. Im biographiſchen Roman iſt die Geſchichte des Helden dieſes Rückgrat, alle Begebenheiten beziehen ſich auf den Helden. Außerdem bildet irgend ein Äußres, ein zu erringender oder zu ſchützender Beſitz oder dergleichen das Rückgrat, und alle Perſonen wie alle Nebenbegebenheiten beziehen ſich auf dieſe Hauptbegebenheit. (Die Hinderniſſe des Beſitzes liegen meiſt in einer Vorgeſchichte.) Infolge dieſer Hauptbegebenheit, von ihr veranlaßt, zeigen die Perſonen ihr Innres in Gefühlen und Handlungen. In der „Alten Eichentruhe“ z. B. iſt das Teſtament des Sir John und das Schickſal dieſes Teſtamentes das Centrum. Im Roman iſt die Hauptſache die Geſchichte eines Dinges, hier eines Teſtamentes, die Geſchichte eines Gegenſtandes des Verlangens oder der Verabſcheuung. Schon die Ilias gehört hierher; die Helena iſt die Hauptſache, der Preis des

Kampfes, in welchem die Perſonen in Thun und Leiden ihr Weſen entfalten; nicht die Hauptperſon, denn ſie intereſſiert darin nicht als Perſon, ſondern als Sache, als Beſitz. So das goldne Vließ in den Argonauten, der Beſitz der Penelopeia in der Odyſſee. In der Aneis die Gründung Roms.

Eine Hauptkunſt des Romanſchreibers iſt ferner das Arrangement, das Verſchweigen von Dingen, die man gern wiſſen möchte, das Zeichen von Perſonen und Dingen, deren Verhältnis zum Ganzen noch unbekannt, das Abbrechen, das Verſchlingen, das Verbergen des Innern hinter Äußerm, der Abſichten der Perſonen. In den Charakteren iſt etwas Feſtes gegeben; dem Leſer macht's Freude, daß er errät, wie die Perſon in dem und dem Falle handeln wird; ebenſo in der poetiſchen Gerechtigkeit; hier iſt gewiſſermaßen der liebe Gott ſelbſt eine Perſon von Gerechtigkeitsliebe, die eine Luſt daran hat, die Ränkeſpinner in ihren eignen Netzen ſich fangen zu laſſen, und eine gewiſſe Eitelkeit, den Geheimnisvollen zu ſpielen, ſich momentan verkennen zu laſſen, um am Ende deſto impoſanter hervorzutreten und ſagen zu können: Ich bin doch ich. Daß der liebe Gott den Charakter hat, weiß der Leſer, er weiß, daß er ſo thun wird, wie er thut; ſo hat er das Vergnügen des Ahnens, des Ratens, wie der liebe Gott es machen wird, und zuletzt das Vergnügen, zu empfinden: Hab' ich nicht gewußt, daß der liebe Gott das machen wird, wenn auch nicht gleich, wie? So iſt denn am Ende der Leſer mit keiner Perſon ſo ſehr zufrieden, als mit dem lieben Gott, und es iſt wiederum recht von dem Romanſchreiber, der doch eigentlich dieſer ſein lieber Gott ſelbſt iſt, daß er den Leſer mit dieſer Empfindung entläßt. Äſthetiſch und moraliſch zweckmäßig.

In der „Alten Eichentruhe" ſind gute Elemente für ein Drama, deſſen Held aber William Haldimand werden müßte, nächſt ihm Tom Rotbeame. Die Kataſtrophe müßte gedrängter werden. Das geſtohlene Teſtament, die grauſame Vertreibung, der Haß Williams gegen Kate. Der Sohn, um den er alles thäte, müßte ſein Verderber ſcheinen und getötet werden, Kate ebenfalls. In einem Vorſpiele die Schuld, im eigentlichen Stücke die Strafe; die Furcht vor dem Herauskommen, die Furcht, ſeine Enkelin möge ſich ein Leid gethan haben, die Reue über ſein Thun an ihrer Mutter, die Nachricht, Henry ſei erſchoſſen. Neben William ſein Sohn, Graham, Porſens, Huſch, Rotbeame, Charles.

Im ganzen waltet im engliſchen Romane noch Shakeſpeares Geiſt. In dem ſittlichen Grundgedanken, der künſtlichen Verflechtung mehrerer Handlungen in eine, in der plaſtiſchen Großheit, der Charakteriſtik realiſtiſcher Ideale, der Darſtellung des Weltlaufes, der Illuſion, der Ganzheit des Lebens, in der Miſchung des Komiſchen

ſelbſt in das Ernſteſte, ohne daß es dieſem ſchadete, in dem Abwenden von aller Schwärmerei und hohler Idealität.

Die Engländer ſtudieren den Gegenſtand, den ſie behandeln, ſie machen ſich aufs genaueſte mit den Verhältniſſen bekannt, die der Stoff ihrer Erzählung, aber nur, um ihnen abzugewinnen, was von Poeſie und ſonſtigem Effekt in ihnen liegt, und um durch die Blöße, die ſie dem Verſtande des Leſers gegenüber ſich geben könnten, die Wirkung nicht ſtören zu laſſen, nicht aber, um ihn lehrend und räſonnierend abzuhandeln. Das giebt ihren Werken das Anſpruchsloſe, das ſo wohl thut.

Der Deutſche lehrt ſo gern; er kann der Verſuchung nicht widerſtehn, die Studien, die er um eines Romans willen gemacht, und ihr Ergebnis gleich mit zum beſten zu geben. Möchte er das immer, aber an einem andern Orte. Das Reinhalten der Gattung nicht allein, ſondern auch das Reinhalten der Poeſie ſelbſt von Elementen, die nicht ihr, ſondern der Publiziſtik, der Wiſſenſchaft gehören, iſt nichts Geringes.

Bei Boz iſt die Inslichtſetzung der Borniertheiten, gutmütige und bösartige, die Borniertheit der Perſonen nach Stand, Bildungsgrad, Hantierung, Alter, Affekt und Leidenſchaft die Hauptſache. So Cuttle mit dem Geld leihenden Walter vor Mr. Dombey. Dieſe nebeneinanderlaufende Entwicklung nach angenommener Art der Borniertheit und Sprache mit äußerſter Konſequenz der Phantaſie verfolgt, ſo daß ſelbſt das Phantaſtiſche eine poetiſche, innere Wahrheit behauptet, die im höchſten Grade dramatiſch wirkt, iſt's, was die Engländer auszeichnet.

Bei Boz handelt ſich's immer um die behaglichſte Ausmalung; ſeine Wirkung iſt, den Leſer mit ſeiner Behaglichkeit anzuſtecken. Selbſt das Unbehagliche an ſich weiß er ſo behaglich zu ſchildern.

Viel wirkt er mit dem Zuſammenfaſſen der dunkeln Vorſtellungen, das neben einer klaren Entwicklung des Charakters im Geſpräche hergeht oder anſtatt dieſer ſteht, in ein überraſchendes Bild. Seine Darſtellung iſt durchaus dramatiſch, ja theatraliſch, jedes Kapitel eine Scene eines Dramas; er hat ſogar Expoſitionen, die im Dialog gegeben werden, wie im konzentrierten Drama; aber wiederum der reine Gegenſatz des Dramatiſchen, indem er Handlungen giebt, zu denen der Zuſchauer die Intentionen erraten muß, wo das Intereſſe oft eben darin liegt, daß wir thun ſehn und das Warum der Handelnden nicht wiſſen.

Der Bau ſeiner Romane hat Ähnlichkeit mit Dramen. Seine Romane ſind erzählte Dramen mit Zwiſchenmuſik, d. i. erzählter. Die Ausmalungen der Stimmungen ſind wie muſikaliſche Zwiſchenſätze, bei denen man halb einſchlummert — d. h. nicht aus Lange-

welle. „Nun kam der herein und ſah ſo aus und macht' es immer o" u. ſ. w. Seine meiſten Figuren ſind verkleidete Schauſpieler. Alle haben eine treffende Maske und ſind Virtuoſen im Gebärdenſpiel. Dies iſt bei allen innerhalb ihrer Charaktergedrängtheit von wahrhaft erſtaunlicher Mannigfaltigkeit. Die Boziſchen Romane ſind wahrhafte Schauſpielerſchulen. Wahre Magazine von charakteriſtiſch-mimiſchen Momenten jeden Genres. Wenn die geärgerte Miß Nipper ihre Naſe in die Kommodenfächer rümpft u. ſ. w. Was weiß nicht Kapitän Cuttle mit ſeinem Haken anzufangen. Ein ungeheures Schauſpielertalent bricht bei jeder Gelegenheit hervor. Das Drama ſelbſt erlaubt dem Dichter nicht ſo ſchauſpieleriſch zu ſein, als der Boziſche Roman. Es kann die Dekorationen nicht ſo mitſpielen laſſen und hat nicht Zeit und Raum, die Charaktere ſo ſchauſpieleriſch ſich ausleben zu laſſen. Ja Lichtputzen, Schatten, alles muß agieren, über alle Hausgeräte kommt eine Wut zu agieren, über die Uhren, charakteriſtiſch zu ſprechen, in einer gewiſſen angenommenen Rolle zu extemporieren. In der That, alle Boziſchen Charaktere, ſo Menſchen als Dinge, ſind eigentlich Rollen, durchgeſpielte Rollen. Der Roman liegt überhaupt dem Drama näher als dem Epos.

Hier zeigt ſich ein bisher unangebautes Feld des Dramas, das Genredrama (der Erbförſter wäre dem verwandt). Es müßte aus ernſtern und komiſchern Scenen zuſammengeſetzt ſein. Sein Charakter wäre Unmittelbarkeit. Es ſtünde dem Boziſchen Roman gegenüber wie ein geſpielter Roman einem erzählten Drama. Wie dramatiſch iſt die Scene, wo Cuttle dem Walter Geld leihen hilft. Welch wundervoll dramatiſch-theatraliſcher Kontraſt dieſer Dombey und dieſer Cuttle, beide ſo borniert, und dieſe beiden Borniertheiten in des Walter Bewußtſein beiſammen ihn ängſtend. Der Boziſche Roman iſt dramatiſcher als das Drama, ja ſogar theatraliſcher (ſchauſpieleriſcher). Dann aber iſt er plötzlich Ballade, dann leis hinzitternde Muſik, dann verliert er ſich in Gedanken, die durch Thränen lächeln. Jeder Gedanke wird Gefühl, jedes Gefühl geſtikuliert. Es iſt das Shakeſpeariſche Drama, nur auf die Intereſſen unſrer Zeit angewandt und ohne die Hinderniſſe der realen Scene, ohne die Beſchränkung von Raum und Zeit; das Shakeſpeariſche Drama, ungehindert ſich all ſeinen ſchauſpieleriſchen und dichteriſchen Gelüſten hinzugeben.

Aber um dieſer Gelüſte willen opfert es zu dem, was die Zeit anders will, auch noch die Wahrheit. Die Form kann nur charakteriſtiſch belebt werden.

Das Boziſche Drama verlangt eine außerordentlich laxe Kompoſition und eine ſehr äußerliche Plaſtik. Die komiſchen Perſonen ſind auf dem Weg der Karikatur erzeugt; das charakteriſtiſche Moment ins Ungeheure vergrößert, das innerliche wie das äußerliche. Es

ſind Menſchen, wie man ſie von jeder Straße aufgreifen kann mit irgend einem Merkmal, das ſie eben nur von allen unterſcheidet, dieſes wird nun ins Ungeheure getrieben. Eine Äußerlichkeit in Geſtalt u. ſ. w., eine Gewohnheit u. ſ. w.

Woher Boz nicht leicht ſpielerig erſcheint? Weil ſeinen lächerlichſten Perſonen ihr Thun ein heiliger Ernſt iſt; wo ſie am komiſchſten erſcheinen, da iſt es ihnen am wenigſten ein Spaß, was ſie thun und wollen; dann weil dieſe ganz oder halb komiſchen Scenen mit in den Kauſalnexus eingreifen, alſo innerhalb der Spannung liegen, die eine ernſte iſt. So z. B. die Einmiſchung des Kapitän Cuttle in Walters Verhältnis zu Dombey und Florentine, ſein Beſuch bei Carker u. ſ. w.

Der Humor iſt eben die überlegene Gemütsſtimmung des Betrachters. Gervinus hat keinen Sinn dafür. Ich glaube, weil er That und Betrachtung verwechſelt. Er will ein thatkräftiges Geſchlecht. Die That geht aus Borniertheit hervor, darum fürchtet er die Einwirkung einer Darſtellungsart auf den Charakter des Volkes (Nation), in der die Einſeitigkeiten dadurch aufgehoben erſcheinen, daß ſie auf die Spitze getrieben ſind. In der Hauptſache iſt der Boziſche Roman ſatiriſch. Boz geht gegen die Verhältniſſe an.

Höchſt eigen! Vergleicht man James mit Boz, ſo findet man dieſen als Poeten und geiſtreichen Mann unendlich weit über jenem, in jeder Einzelheit unvergleichlich bedeutender; und nimmt man die Wirkung des Ganzen, ſo kehrt ſich das Verhältnis um. Wenn Boz im Dialog u. ſ. w., in der Kunſt der Stimmungen Shakeſpeare ähnlicher, ſo iſt dies im ganzen der Wirkung James.

Harte Zeiten von Dickens.

Dickens iſt wirklich ein Dichter, und ein großer. Immer Handlung und Empfindung, nie abſtrakte Reflexion. Die Phantaſie iſt die Baſis ſeiner wie aller wahren Dichtung, die übrigen Vermögen in ihrem Dienſte verwandeln ſich ganz in ſie.

Seine Figuren ſind Abſtraktionen; aber wie er den oft geringen Inhalt derſelben zu variieren weiß, erregt Bewunderung. Die meiſten haben eigentlich kein Innres, ſie ſind poetiſche Automaten, die eine gewiſſe Anzahl von Bewegungen nach dem Uhrwerke abſpielen.

Eine Hauptkunſt von ihm iſt die des Dialogs. Wunderbar, wie er den kleinſten Inhalt ausſpinnen kann in lange Geſpräche, die den Leſer nicht ermüden, im Gegenteile. Von Boz muß man ſagen, wie von Shakeſpeare, daß er nicht allein durch, ſondern auch in ſeinen Werken den Leſer unterhält. Jede Figur weiß er von der unterhaltenden Seite zu packen. Über etwas möchte man unzufrieden mit ihm ſein. Seine Werke ſind recht eigentlich Tendenzgeſchichten:

das macht ſie gewiß nur intereſſanter, aber die offene Abſicht erkältet. Er zeigt das Unrecht eines Geſetzes, das Verkehrte eines Brauches u. ſ. w. praktiſch, indem er ein Beiſpiel von den übeln Wirkungen derſelben giebt. Nun ſind aber die Figuren und die Fälle abſichtlich darauf eingerichtet, daß ſolche Wirkungen an ihnen und durch ſie entſtehen; ſie ſind mehrenteils Ausnahmen, die nichts beweiſen gegen die Regel, aus der das Geſetz oder der Brauch entſtanden. Auch ſind die Geſtalten ſelbſt, durch welche er beweiſen will, durchaus unwahr. Das giebt der Wirkung, die die Geſchichten auf den unbefangenen Leſer machen, etwas außerordentlich Unerquickliches zu. Es iſt nicht ſowohl bloß eine rhetoriſche Wirkung, d. h. eine der Rhetorik gehörige Wirkung, zu der er ſeine großen poetiſchen Anlagen mißbraucht, als geradezu Rabuliſterei. Hat nun der Autor gar recht in der Sache, d. h. kämpft er wirklich auf der gerechten Seite, ſo beſchmutzen dieſe unwürdigen Künſte in unſerm Gefühle jenes Recht; die Sache, die wir mit unrechten Mitteln verteidigen ſehen, ſcheint uns ſelber eine ungerechte zu ſein, wenigſtens fürchten wir, andre müſſen ſie dafür halten. Und im beſten Falle wird die Wirkung doch ausbleiben, die er anſtrebt. Giebt er uns einen Fall, der *gegen* eine gewiſſe Sache zu beweiſen ſcheint, ſo konnte er, fühlen wir, ebenſo leicht einen Fall geben, der *für* ſie bewies. Es wird alſo die Frage ſelbſt durch ſolche Arbeit nicht zum Abſchluſſe gebracht, ja in der That zu ihrem möglichen Abſchluſſe gar nichts beigetragen, aber wir werden vom Boden der Poeſie auf einen andern geſtellt, alle unſre Anforderungen werden verſchoben und verrückt, und wir verlieren die Behaglichkeit, auf die der Autor doch ſelbſt zugleich hinzuarbeiten ſcheint. Da er nun faſt in jedem ſeiner Werke etwas Beſtehendes angreift, und bei manchem das Recht — das ideale, denn ob es praktiſch ins Werk zu ſetzen, iſt noch eine andre Frage — ſichtlich auf ſeiner Seite iſt, ſo muß ſich ſeines Leſers, wenn er kein eigen Urteil hat oder doch kein ſo ſelbſtändiges, daß es ſolchem Sturme auf den ganzen Menſchen widerſtehen kann, notwendig das Gefühl bemächtigen, alles Beſtehende ſei nicht allein untauglich, ſondern durch und durch unſittlich und unduldbar.

Welche Kunſt der Expoſition! Es iſt, als kämen wir aus der vollen Sonne plötzlich an einen dunkeln Ort, wo wir erſt nichts gewahren als Finſternis Wir hören ſprechen, und in demſelben Maße, als unſer Auge ſich von dem plötzlichen Kontraſte erholt, wird uns die Umgebung allmählich ſichtbar; erſt ein ausgeſtreckter Finger, dann der Ärmel, auf dem dieſer Finger die Worte, die ſein, des Fingers, Beſitzer ſpricht, gleichſam unterſtreicht, dann allmählich die drei Männer, dann die Kinder.

Zu bemerken, wie immer die Züge der äußern Erſcheinung bei

jeder Rede mitspielen, so treffend auch schon die Reden an sich charakterisiert sind. So die coriolanistischen Augenbrauen der Ms. Sparsit u. s. w. Wie er dann seine Personen wie mit fixen Ideen behaftet, wie ihnen irgend ein Associationshaken gegeben wird durch die Rede eines andern, auf ihr Lieblingsthema zuzustürzen, was übrigens in der Natur begründet ist. Eine schwache Seite von Dickens ist die Schilderung des Volkes. Nie sprechen die Leute aus dem Volke ihre eigne Sprache oder denken ihre eignen Gedanken, immer nur in einer der Volkssprache angenäherten konventionellen Weise die Gedanken des Autors über das Volk; und wie man oft fürchten muß, gemachte, zum Behufe, seiner Partei zu gefallen, gemachte. Dies fällt sehr unangenehm auf. Er stellt uns die Arbeitgeber getreuer dar als die Arbeiter, und da er auch in seinen Betrachtungen die Partei der letztern nimmt, so schlägt jene Absicht, durch die Unwahrheit verstärkt, die sie sich erlaubt, um so plumper in die Augen, und man wird von solcher Rabulisterei oft wider Willen gezwungen, stellenweise Partei gegen ihn und das Volk, seine Klienten, zu nehmen. Abgesehen davon, daß uns seine dargestellten Menschen als solche so lange nicht interessieren können, als sie die Sprachröhre des Dichters sind und die eigne Existenz verlieren. Der Endeindruck ist ein durchaus unharmonischer. Entweder glauben wir ihm, daß das Volk so ideal sei, als er es darstellt, und die Gebildeten so abscheulich, und dann verlassen wir ihn mit einem Unwillen, ja Hasse gegen die Gebildeten und einem Gefühle, daß einer dieser abscheulichen Gebildeten an Gottes Stelle sitzen müsse, oder wir sind auf den Dichter ungehalten, der ein solches Gefühl hervorbringen zu wollen scheint. Wie tief steht er in diesem Stücke unter Shakespeare. Im Geiste des Romans liegt übrigens, daß die Bildungsstufen mehr die Handlungen motivieren, als der eigentliche Charakter; so ist es mehr ein Irrtum als eine Schuld des alten Tom Gradgrind, der all das Elend herbeigeführt, unter welchem er weniger leidet, als der absolute Dulder Stephen. So krank ist unsre Zeit an dieser falschen Humanität, daß man die Meinung hören kann, im Shylock sei Shakespeare über sich selbst hinausgegangen, und in diesem Ungeheuer einen solchen Dulder aufstellen sehen. Ei! wäre Shakespeare über sich hinausgegangen, er stünde vielleicht gar nicht sehr tief unter uns. Aber so leid mir der arme Shakespeare thut, er ist auch im Shylock nur das geblieben, was er in seinen übrigen Stücken auch ist!

In solchen kleinen Zügen, wie von der Mutter Bounderbys, der Sissy und ihrem Glauben an des Vaters Rückkehr, ist Dickens groß. — Jedenfalls hat er, wenn er einen Roman auszuarbeiten beginnt, den Plan in seinen Hauptumrissen im reinen, sonst könnte die Idee nicht in so feine Beziehungen auslaufen, wie z. B. das Vagabunden-

kind, das erst aus der Schule gewiesen werden soll, weil es die Phantasie in Mr. Gradgrinds verständiges Haus durch die Berührung in der Schule einschwärzt, von ihm ins Haus genommen diesem später ein Segen wird, nachdem Haus und Schule vergeblich gearbeitet, die Natur aus ihr auszutreiben, die dann den Segen bringt. Auch lohnt sich ihm, Mr. Gradgrind, selbst darin ein Handeln, das eigentlich eine Inkonsequenz in Beziehung auf seine Grundsätze.

Boz' Romane haben, wie wirkliche Aktion, so auch einen gewissen dramatischen Kern, eine Situation, in der die Keime zu vielen andern liegen, und die an sich selber schön ist. Hier die Liebe Luisens zu dem Bruder, die nur durch ihre anerzogene Isolierung begreiflich. Dann aber sind absichtlich die disparatesten Regionen, sowohl äußerlich als innerlich disparatesten, kombiniert. So greift hier eine Erziehungs-, eine politisch-moralische (die Arbeiter-)Frage und das bunte groteske Bild einer Kunstreitergesellschaft ineinander. Erst exponiert sich die pädagogische Geschichte, in die die Kunstreiter schon in Sissy hineinspielen; dann wird an die Figur Bounderbys, der Gradgrind auf den Gedanken bringt, das Mädchen auszuweisen, die Arbeitergeschichte gereiht; die Erziehungs- und die Arbeitergeschichte vereinigen sich, und die Kunstreiter spielen mehr aus der Ferne, Sissy mitten in der Geschichte mit. Eigentlich ist bloß die Arbeitergeschichte abgeschlossen am Ende des dritten Teiles. — (Das Buch hat nur drei Teile, aber ich glaube, seine zehnbändigen Romane haben auch nicht mehr Material, und dieser war mit leichter Mühe auch in zehn Teile auszuspinnen.) In der Idee gruppieren sich die Arbeiter und die Kunstreiter zusammen als Volk den Wohlhabenden und Selbstständigen gegenüber. Dann sind auch die innerlichen disparatesten Motive kombiniert, pathetische und komische.

Im Romane ist breiter Raum für die Darstellung und Ausmalung der dunkeln Vorstellungen, die Denken und Sprechen begleiten und wechselwirkend leiten. Im Romane kann die ganze psychologische Wahrheit dieser Vorgänge sich austoben. Der Einfluß der Nebenvorstellungen auf die Logik des Denkens und den Charakter des Stils, in welchem dadurch Temperament und Charakter des Denkenden und Sprechenden sich verrät ohne sein Wissen und seinen Willen. Die Art der Bilder der Phantasie, mit welchen sie Gedanken und Worte illustriert, ihre Bemühungen, adäquat zu sein, und die Wechselwirkung zwischen diesen Bemühungen der Phantasie und dem Gange und der Folge der Gedanken.

Dickens und die deutsche Dorfgeschichte.

Die zwei großen Mächte des Lebens oder vielmehr Bedingungen des Lebens sind Existenz und Bewegung. Immer erstarrt die Be-

wegung zur Exiſtenz und löſt die Exiſtenz ſich in Bewegung auf — ähnlich dem Stoffwechſel in organiſchen Körpern. Erhaltung und neue Schöpfung; das konſervative und das revolutionäre Element. Politik, Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion ſind die Schlachtfelder, wo dieſe beiden Kämpfer fechten. Wird ihnen das eine verſchloſſen, gleich ſehen wir den Kampf auf dem andern beginnen; wie verſchieden ſie hier und dort ausſehen, Jakobinermütze, Doktorhut, geiſtlich Barett, all das iſt nur Koſtüm; die Gegner bleiben immer dieſelben. Der Gegenſtand des Romanes, der Menſch unter dieſer hiſtoriſchen Mächte Einfluß, dagegen des Dramas, beſonders der Tragödie der Menſch an ſich. So iſt aller Roman im Grunde hiſtoriſch, alles Drama — wenigſtens Tragödie — anthropologiſch. Dort ſind die hiſtoriſchen Agentien, hier die pſychologiſchen die Kämpfer.

Unterhaltend muß alſo Geſchichte und Vortrag ſein; unterhaltend die Begebenheit, und unterhaltend die Figuren, unterhaltend der Figuren Dialog und Thun, unterhaltend der Autor ſelbſt. Es muß für Spannung im allgemeinen geſorgt ſein an jedem einzelnen Stellchen und zugleich für Intereſſe des Details. Die Spannung auf das, was kommen muß, muß ſich beſtändig in Intereſſe am Detail verwandeln, und wo dieſes nachläßt, wiederum jede Spannung wirken.

Dieſer Forderung nachzukommen, bedarf es des epiſchen Behagens und dramatiſchen Dranges zugleich, welcher letztre aber vollſtändig unter der Herrſchaft des Zweckes ſtehen muß. Deshalb alle Ungeduld aufgegeben; denn ſie teilt ſich ſympathetiſch dem Leſer mit. Umgekehrt wird der Vorſatz, da, wo man ſelber gern weiter möchte — wenn die Partie dem Ganzen notwendig —, im Leſer den entgegengeſetzten Wunſch, nämlich zu bleiben, hervorzubringen, wenn er energiſch iſt, rückwärts im Autor die Behaglichkeit hervorbringen helfen, die er ſich im Publikum als ſein Ziel lebhafteſt vorſtellt. Durchaus Haltung, Vermeidung des Unruhigen, Haſtigen.

Wenn es möglich, viel Geſtalten oder doch ſolche Geſtalten vorherrſchend, die der Leſer lieb gewinnen kann. Am liebſten wird er ſich mit ſolchen beſchäftigen. Von Perſonen, die uns nicht gefallen, zeige der Autor nur, was auf die Geſchichte derjenigen, die uns gefallen, Bezug hat; ſonſt zwinge er ſie und ihre übrigen Schickſale u. ſ. w. nicht auf.

Poeſie der Wirklichkeit, die nackten Stellen des Lebens überblumend, die an ſich poetiſchen nicht über die Wahrſcheinlichkeit hinausgehoben. Erſtres beſonders durch Ausmalung der Stimmungen und Beleuchtung des Gewöhnlichſten im Leben mit dem Lichte der

Idee, die aber nie ein Parteistandpunkt, sondern stets über den Parteien schwebend sein muß. Der Gott, der in den Schicksalen der Menschen sich offenbart, darf nicht schlimmer als der christliche Gott sein, nicht geradezu ungerecht, fühllos u. s. w. Die Gesichtspunkte, Ideen, Berechtigungen, oder wie man sie nennen will, aus dem Boden der Umstände gewachsen und als Leidenschaft aufgefaßt. Überall nach dem Gesetzbuche, dessen Paragraphen Sprichwörter; immer die Regel.

Nirgends eine Überlegenheit in eine Gestalt aus dem Volke verlegt; die Personen müssen ihre eignen Gedanken denken und Worte reden, nirgends Abstrakta und Sprachröhre der Intentionen des Dichters. Diese können in der erzählenden Gattung in Gestalt von Betrachtung, indirekt in der Ausmalung von Stimmungen genugsam niedergelegt werden.

Ein Mittel zur Spannung und Erweiterung der Geschichte aus der Fabel selbst: Wenn die Erzählung bald mit der, bald mit der Figur geht und so alles, wenigstens das Bedeutendste, was geschieht, erst hypothetisch und ungewiß in irgend einem falschen Lichte, wohl auch selbst falsch, vorzeigt und dann erst den betreffenden Vorgang (oder auch der Vorgang dann in eine rückschauende Erzählung gelegt) selbst erzählt. Das rangierte als Kunstmittel mit dem Kapitelverschieben. Nämlich: es geschieht etwas; dies giebt, da nur einzelnes davon bekannt wird, der Figur, der es bekannt wird, ein falsches Bild des Geschehnen (und damit dem Leser selbst), das sie martert, spannt oder zur Hoffnung bewegt, und den Leser mit, der dann mit ihr die Sache genauer untersucht und durch die Ergebnisse der Forschung bald zur Furcht, bald zur Hoffnung hingerissen wird — wenn dies Bekanntwerden einzelner Züge oder entstelltes Ganzen früher dargestellt wird, als die Handlung selbst. Oder auch, es erfährt jenes Einzelne u. s. w. einer von des Helden, also auch des Lesers Gegenpartei und wünscht, die Sache möge so sein, wie der Leser sie nicht wünscht, er freut sich bei den Ergebnissen seiner Nachforschung, die seiner Leidenschaft zusagen, wo der Leser sich ängstet und voll Ärger auf den sich Freuenden, oder umgekehrt, wo seine Freude und Hoffnung am Ärger und der Furcht des Gegners wächst. Nun muß die Darstellung immer mehr die Außenseite der Figuren geben, damit der Scharfsinn des Lesers desto mehr Raum zum Erraten erhält und die üble u. s. w. Meinung von der Person oder die Meinung, die Person könne das und das Bedrohliche — in dem wir für sie fürchten — aus irgend einem Grunde, den wir nicht wissen, gethan, sich dazu haben verleiten lassen; was alles den Leser mit dem Freunde ängstet, oder noch mehr ängstet, weil es den Feind freut.

So wird also dasjenige, was uns interessieren muß, was und wie es geschehen, erst nachher erzählt, die Furcht und Hoffnung aber,

die ſich an dies Was und Wie knüpfen muß, was natürlich dem Geſchehnen in der Zeit folgt, wird in der Erzählung vorausgenommen. Dadurch wird auch der Kreis erweitert: die Perſonen, bei denen geforſcht wird, geben Gelegenheit zu Genrebildern und Epiſoden.

Durch dieſen Kunſtgriff allein — der unzählige Modifikationen zuläßt — kann der einfache Kern mannigfach variiert und die Handlung ſcheinbar bereichert werden. Die analytiſche Methode der Darſtellung, die der ſynthetiſchen ſo gegenüberſteht wie die Spannung auf das, was bereits geſchehen, ohne daß wir es wiſſen, zu der, was geſchehen wird. Auch giebt dieſer Kunſtgriff erwünſchten Anlaß, die verſchiedenen Charakterbilder, die Geſtalten, in ſtetigerer Weiſe charakteriſtiſch ausleben zu laſſen, indem die Erzählung von Figur zu Figur wandert und eine Zeitlang mit jeder Hand in Hand geht — wobei ein Gewicht darauf fällt, welche Forſchungen die Geſtalt anſtellt, was ſie aus dem Erfahrenen folgert; ſo geht dies Forſchen wieder in ein Handeln über und tritt in die Subſtanz der Erzählung ein, was ſie thut, zu befördern oder zu vermeiden u. ſ. w., — ihren Charakter zeichnen hilft und der Divination des Leſers freihält, ſeine eigne Meinung ſich zu bilden, der durch den Wunſch, die Geſtalt werde doch ſo verfahren oder ſo u. ſ. w., in noch lebhaftere Spannung gerät, weil er fördern möchte, wo die Geſtalt retardiert, bekannt machen, wo ſie verheimlicht, verheimlichen, wo ſie bekannt macht, vorſichtig ſein, wo ſie zu unbedenklich, und umgekehrt u. ſ. w. u. ſ. w. So wäre denn die Erzählung ſtellenweiſe — ſie kann es ganz ſein — mehr eine Reihe modifizierter und entſtellter einzelner Spiegelbilder des Begebenheitskernes, die dieſer in die Seelen der Mitſpieler wirft. Wir ſehen die Sache erſt, wie ſie andern ſichtbar wird und nach ihrer Natur ihnen erſcheint, als wie ſie wirklich iſt. Der Leſer müßte ſich die Momente berichtigend nach ſeiner Meinung zuſammenſetzen. Nun kann die Begebenheit ſogar ganz aus Reihen ſolcher Spiegelbilder und durch dieſe herausgeforderten Handlungen beſtehen.

Die Dorfgeſchichte iſt wie ein einzelnes Glied des Dickensſchen Romans zu einem Ganzen geſchloſſen. Ein Charakterbild aus jener Menge herausgenommen, eine Stimmung aus jener Mannigfaltigkeit von Stimmungen, eine Reflexion aus jenem Reichtum; ſie iſt der Geiſt jenes Romans in Form der Anekdote. Die Enge, das Arme, was ſolchergeſtalt der Dorfgeſchichte Mangel gegen den Dickensſchen Roman gehalten, wurde nun in den beſſern Dorfgeſchichten durch große Innigkeit, Zuſammenhalten, ſaubre Ausführung aufzuwägen geſucht. Dazu gab die richtige Berechnung des deutſchen Geſchmackes oder auch richtiger Inſtinkt das Vorwalten der Reflexion und der Lyrik hinzu, das Vermeiden ſowohl engliſchen Sichgehenlaſſens als auch engliſcher Kühnheit in der Kombination. Es wurde

Rücksicht genommen besonders auf Bildung (nicht bei Gotthelf); das Karikierte fiel weg, mehr das Gemüt wurde beschäftigt als die Phantasie; in die Form der Anekdote nach und aus dem gewöhnlichen Leben wurde so viel deutsche Idealität gegossen, als sich damit vertragen wollte; das englische Behagen wurde in deutsches umgesetzt, aber ein Hauptteil der Wirkung blieb immer die Übertragung des Behagens und des stillen Vergnügens, mit dem der Dichter seine Gestalten anschaute, auf den Leser; daneben wandte sich der populäre Liberalismus an die politische Überzeugung des deutschen Mittelstandes. Es gälte nun, die Dorfgeschichte wiederum zum Roman zu erweitern, in welchem sie ihre Enge und Armut los würde und doch das nicht verlöre, was in ihr dem deutschen Volkscharakter angemessen war. Daraus entstünde dann nun wieder etwas dem Dickensschen Romane Ähnliches, etwas, das an Reichtum von Figuren und Handlung sich ihm näherte, aber in der Art der Komposition und Charakteristik und der Ausführung sich durch diejenigen Eigenschaften unterschiede, die in der Dorfgeschichte sich als Bedingung der deutschen Nationalität herausgestellt haben. Noch ein andrer Grund drängt zu größrer Innerlichkeit und mehr psychologischem Interesse der Komposition; es ist der, daß das deutsche Leben isolierter ist als das englische. Wir haben kein London, in welchem das Wunderbarste natürlich erscheint, weil es in Wirklichkeit so ist, keinen Verkehr mit Kolonien in allen Weltteilen, kein so großes politisches Leben; wir haben keine Flotten, und wenn wir dem Deutschen nationales Selbstgefühl geben, so fehlt dazu der Boden, aus dem es organisch hervorwüchse und berechtigt erschiene, wir müßten es denn als Ausnahme darstellen. Also der Dickenssche Roman, aber beschränkter in der Extensität und dies durch die Intensität ersetzt, die Komposition und Ausführung nicht so salopp, die Charaktere nicht so grillig oder bloß äußerlich durch karikierende Übertreibung des charakteristischen Zuges bewirkt. Mehr das Gemüt als die Phantasie beschäftigt und durchaus nicht jenes Behagen vergessen. Dazu das Mittel, das wir schon im Dickensschen Romane finden — der Humor. Zu große Breite der Darstellung zu vermeiden, wiewohl die Trockenheit der Konturen des eigentlichen Dramas nicht anzustreben ist. Nur so viel Breite, als unumgänglich notwendig, Ungeduld abzuwenden oder nicht aufkommen zu lassen; durch Anschaulichkeit und lebendige Gegenwärtigkeit und Reichtum des Details für das Einzelne interessiert, damit die Spannung ein Gegengewicht habe. Was der Dickenssche Roman von Shakespeare hat, die Beziehlichkeit der einzelnen Stämme, das Herausheben der Charaktere durch Kontrast, die Gruppierung aller Stämme solchergestalt um eine Idee oder Hauptanschauung, die innern Entwicklungen, das stete Anwachsen nach dem

Ende bis zu allgemeiner Kataſtrophe, die poetiſche oder vielmehr ſittliche Gerechtigkeit, der geſunde Boden aller pragmatiſchen Poeſie, müßte natürlich möglichſt beibehalten werden, alle moraliſche Schiefheit vermieden und in den Perſonen die Ideen in Leidenſchaft verwandelt, ſo ideal der Autor in Stimmungen und Betrachtungen ſein mag, und immer, wie auch dem Geiſte neben der Sache Rechnung getragen werde, immer darſtellend.

Eine Hauptſache iſt nun der Dialog, durch welchen kleine Schritte der Begebenheit ſich ausbreiten. Der Dialog iſt Hauptmittel zur Behaglichkeit. Ein Charaktermotiv: der Lügner aus Schönheitsſinn, ein ſich unbewußt idealiſtiſcher Dichter mit all der ſchönen Hohlheit oder hohlen Schönheit; Lügnerin aus Scham — Sinnlichkeit, die leicht aufzuregen.

Dickens Klein-Dorrit.

Der bittende Blick des ſterbenden Vaters und die ganze Natur des Haushaltes der Mrs. Clennam läßt erwarten, hier müſſe eine ergreifende Entdeckung zu machen ſein. Immer wird dieſer Ton angeſchlagen; und auch die ungeheuerlich ſchaurige Geſtalt Mr. Rigauds damit verbunden. Das Verſchwinden des Mr. Rigaud lenkt die Aufmerkſamkeit mit neuer Gewalt dahin.

Klein-Dorrit iſt, wie viele unter Dickens andern Romanen, ein komiſches Schauermärchen, nach Art der Märchen der „Tauſend und eine Nacht“. Das ſeltſamſte, die wunderlichſten Anſtrengungen der freigegebenen Phantaſie mit der gemeinſten Wirklichkeit gepaart — nur ohne Einmiſchung von eingeſtandenen Feen und Geſpenſtern. Dafür ſind die Figuren zum Teil nur Naſe, Mund oder ſonſt charakteriſtiſche Einzelzüge ins Ungeheure vergrößert und ſolchergeſtalt weniger wirkliche Menſchen, als ein ſeltſames Geſchlecht von Wechſelbälgen der Phantaſie, Molen der Phantaſie, ohne Befruchtung durch Leben; der Vorgang ſelbſt demzufolge ein wunderlicher Traum, den nachträumend oder mitträumend wir bald ſchwer und angſtvoll atmen, bald lachen und bald über unſer eignes Stöhnen oder Lachen aufwachen. Boz' Poeſie iſt eine populäre Romantik, eine Syntheſis von Tieck, Jean Paul, Hoffmann, Arnim, die Fratze Shakeſpeares in das Vaterland des ſchönen Originals zurückgekehrt, aber Fratze geblieben oder vielmehr erſt recht Fratze geworden. Jene Deutſchen haben doch noch die poetiſche Wahrheit, die ſelbſt noch im rein Phantaſtiſchen möglich iſt. Ich muß geſtehen, ſo ſehr ich an vielen Stellen des Romans gefeſſelt war, ich bin froh, nun ich ihn hinter mir habe; ich habe ungefähr die Empfindung, wie wenn ich ein Irrenhaus beſucht hätte und nun wieder heraus wäre. Welche Luft, welcher Himmel hier außen! Drin waren ſelbſt Luft und Himmel

wie Wahnsinnige. Tisch, Stuhl, Wände, Häuser, Fluß, Brücke, Kohlenfeuer u. s. w. alles lebendig, aber — wahnsinnig.

Das Raffinement, das entsetzlich Outrierte, Gequälte, dieser nüchterne Rausch, diese Formlosigkeit von Inhalt und Inhaltlosigkeit von Form, all das, was die Poesie unsrer Zeit bezeichnet, treibt mit Gewalt zurück zu Shakespeare, Plautus, Homer, der Bibel, zum Volksliede, zu vielem in Goethe und Lessing, Luther nicht zu vergessen und Schillers Lied von der Glocke. Richters Illustrationen sind eine Erquickung, Haydn, Mozart und das meiste von Beethoven machen uns gesund, so lange wir sie hören. An Freytag fühlt man beständig, daß dieser Drang in ihm ist; mich macht der Eifer, zur Gesundheit zurückzukehren, fieberhaft und ungesund, da ich den Weg nicht finde. Vielleicht trauen wir uns zu wenig zu und fürchten unnötig das Triviale zu sehr. Auch bei talentvollen Malern werde ich diesen Drang gewahr, so an Gonne.

Welch ein gespanntes Leben und Spannungsleben in diesem Roman! Es wird gespannt dadurch, daß etwas geschehen ist oder scheint unter Umständen, die uns auffordern, dies uns noch unbekannte Etwas mit uns bereits bekannten Personen zu kombinieren, z. B. in Klein-Dorrit ist Rigaud verschwunden, seit er in das Haus der Mrs. Clennam ging, nicht wieder gesehen worden; nun haben wir den Beginn dieses Besuches gesehen, wir kennen Rigaud u. s. w., es bildet sich in uns eine abstrakte Erwartung von schrecklichen Dingen, die da vorgegangen. Nun, nachdem auf abenteuerliche Weise Rigaud wieder zum Vorschein und zu Mrs. Clennam gebracht ist, beginnt eine Scenerie, der analytisch der Inhalt der ersten Spannung des Buches, die bis hierher nebenbei gehalten, aber immer wieder erneuert werden.

Neben der Figur des Forschens — in Klein-Dorrit forscht Clennam — gehen auch bloße Zustandsscenen, in denen etwas an sich Gleichgültiges vorgeht, die uns aber an die Orte bringen, mit denen die Spannung sich verbindet und durch Erweckung von Stimmung verwandte Erwartung hervorbringt oder näher bestimmend, vertiefend, diese unterhält.

Wie bei Hoffmann Gespenster, Revenanten u. s. w. als natürliche Personen, so gebärden Boz' angeblich wirkliche Menschen sich mit einer gewissen gespenstigen Mechanik; immer fallen uns bei den Mr. Merdles, Rigauds u. s. w. jene gespenstigen Automaten ein, die sich für Menschen ausgeben.

Walter Scott.

(Bezüge zu Shakeſpeare.)

Den Altertümler zu leſen begonnen. Welch meiſterhafte Scene die erſte zwiſchen Oldbuck, Lovel, dem alten Edie! Sie würde aber bei weitem nicht den Eindruck machen ohne die ausführliche Detaillierung des Altertümlers bei Lovels erſtem Beſuch, wo er die Leiden und Freuden der Altertümlerei dieſem vorſchmeckt. Etwas Ähnliches haben meine Figuren im Erbförſter, was die Lebensfülle derſelben betrifft. Dieſe ſind reines Thüringer Gewächs. Eine Erzählung mit ſolchen Figuren müßte nun aber auch in Thüringen ſpielen. Wäre ich doch auf dem Wege der Produktion wie im Erbförſter geblieben, hätte mich damit aber dem Roman zugewandt. Der Thüringerwald hat noch manchen originellen Charakter, von vielen noch die lebendige Tradition, ebenſo noch manches poetiſche Altertum von Sitte, Bräuchen und namentlich von Sagen. Eine allgemein intereſſante Geſchichte mit ſolchen Geſtalten und Sitten mit den hiſtoriſchen Agentien, auch den lebendigen, dem Hauche, den der bewegten Weltgeſchichte Räder im Drehen dahineinblaſen, eine reiche Geſchichte mit viel Handlung und Spannung, aber ſtets poetiſcher. So Charaktere, Motive, hiſtoriſche Sitten — welcher Zeit auch die Darſtellung gehöre. Ich glaube aber, dieſe poetiſche Wahrheit, die aus Übereinſtimmung alles Einzelnen entſteht, wird ein Dichter nur aus der Provinz, die ihn geboren, wo er erzogen iſt, ziehen können, denn er ſelber iſt ja ſeine eigne Norm im Charakterentwerfen. Nun iſt für die epiſche Charakteriſtik das ſo erleichternd, daß die Geſchichte mehr Begebenheit als Handlung, d. h. daß mehr das Nichtich des Helden auf ſein Ich wirkt, als umgekehrt wie im Drama, und daß nicht alle Fäden der Begebenheit vom Knäuel der bewußten Abſicht zu laufen brauchen. —

Jetzt wird mir nun erſt klar, was unſre Dorfgeſchichte iſt, nämlich der Embryo des provinziellen hiſtoriſchen Romans. Und der ſoll daraus hervorgehen, ſonſt war ſie eine taube Blüte. Nur muß man ſich über das Wort „hiſtoriſch“ hier verſtändigen. Es heißt dies weiter nichts, als daß der Roman nicht iſoliert ſein ſoll vom großen Geſchichtsleben der Welt; er ſoll auf einem wirklichen Raume in dieſer Welt und in einer wirklichen Zeit derſelben ſpielen, und das Allgemeinintereſſante der Fabel dadurch modifiziert ſein. Das Drama bedarf einer gewiſſen Abſtraktion und Iſolierung der Motive; es verlangt weit abſtrakter das allgemein Menſchliche und das Gegenwärtige (ideal), weil es keine Erläuterungen, keine Vermittlungen erlaubt; die Tragödie beſonders muß gewiſſermaßen „elementar“ ſein; der Roman aber wird der innigſten Durchdringung des all-

gemein Menschlichen durch die individuellen historischen Agentien bedürfen. Man versuche nur, etwas Erlebtes zu erzählen, so wird man nötig finden — sei es auch nur eine kleine Anekdote — zur Erklärung die Zeit, in der sich dies Erlebte zugetragen, zu markieren, wohl sogar noch die Stimmung jener Zeit, weil das zum rechten Verständnis sich notwendig erweisen wird. Manche solche Geschichten wird man sich nur an einem gewissen individuellen Orte vorgegangen erklären können; kennt der Hörer der Geschichte den Ort und was in der Weise dieses Ortes die Geschichte allein erklären kann, nicht, so wird der Erzähler wohl auch noch dieser erst gedenken und zum Behufe der leichtern Glaublichkeit andre Geschichten aus dem Orte (auch aus der Zeit vielleicht) als Pendanten bringen. Das nun ist die poetische Wahrheit des Romans, daß die einzelnen Charaktere und Motive und die einzelnen daraus resultierenden Begebenheiten (unter Einwirkung eines und desselben historischen Agens) sich zusammen verhalten, wie solche erklärende Pendanten.

Schwer ist es nun, dem Phantastischen zu entgehen, ohne die Poesie aufzugeben. Im Astrologen liegt die Poesie hauptsächlich im Harmonischen der Komposition, in der Figur der Meg, den eigentümlichen Sitten, z. B. und besonders dem patriarchalischen Verhältnisse des Gutsherrn und der Zigeuner; auch in der Liebenswürdigkeit der Charaktere; besonders des Autors selbst — im besten Sinne. Es ist doch zum großen Teile eine Kriminalgeschichte; ob das Küstenland, die See und vielleicht das uns Fremde in den Sitten, die Großartigkeit der Behandlung das Kleine, Widerliche balanciert, das sonst Kriminalgeschichten haben? Vielleicht auch der Mut und die Kraft der Menschen; da ist keine Hilflosigkeit. Das scheint einer der charakteristischen Unterschiede zwischen Boz und Scott zu sein, daß letztrer uns in einer Welt umherführt, wo kein Mensch eine andre Schuld büßt, als die er selber auf sich geladen — selbst die Armut des Ochiltree, die doch keineswegs als Elend dargestellt ist, erkennt dieser für eine selbstverschuldete —, wo der wilden Gewalt der Umstände der von ihr ergriffene gewachsen ist und nach ritterlichem Kampfe sie besiegt, während dort — bei Boz — die Hilflosigkeit des Leidenden mehr Haß erregt gegen dessen Peiniger, als Mitleid mit ihm selbst, und oft, da die Schuld auf ein Abstraktum, gewöhnlich auf die gesellschaftlichen Zustände gewälzt ist, der Haß gegen diese alles andre Interesse überwiegt. Bei Boz hat man immer die Empfindung, als wäre das Leben, wie es ist, eine Mördergrube, ein Netz des physischen und moralischen Verderbens, das vor den armen Menschenkindern sich ungesehen öffnet; bei Scott dagegen ist es ein Turnierplatz für die Tüchtigkeit. Schildert Boz eine schöne Häuslichkeit, so ist es eine bedrohte Schanze, denn das Elend ist das Positive,

Glück nur ein negativer Übergang, nur eine Lockung, ein Becher Wein für den armen Sünder auf ſeinem Gange; bei Scott aber iſt das Familienglück das Poſitive. Bei Voß iſt Menſchenglück ein ſchönes Märchen, das die Wirklichkeit, das Elend, vorüberflatternd erheitert, bei Scott das Elend eine Geſpenſterfabel, die vorübergehend ſchreckt und das Gefühl der Sicherheit des Glückes erhöhter empfinden läßt. Kurz: Scott iſt Shakeſpeares, Voß Byrons Seelenverwandter.

Scott hat die Methode: wenn er eine neue Figur entweder hat auftreten oder erwähnen laſſen, ſo ſchlägt er ſich allemal ins Mittel, uns eine hiſtoriſche und biographiſche Skizze von derſelben zu geben, ja wohl von ihrem ganzen Stamme, oder iſt's ein Stück vergangner Exiſtenz — wie Ochiltree — eine naturgeſchichtliche Notiz von der untergegangenen oder ausgeſtorbenen Tiergattung, ein hiſtoriſch-biographiſches Reſumé. Das ſind Blumenſtiele, die aus dem Kranze herausſtehen; Voß weiß dieſe Expoſitionen gewöhnlich in dramatiſcher Form zu geben. Doch z. B. bei dem Vater des Mareſhalſea wie Scott. Im Altertümler ſchildert Scott uns nach der erſten Scene zwiſchen Lovel und Oldbuck den letztern, dann den Bettler, etwas ſpäter den Ritter von Knockwinnock, ehe der perſönlich auftritt; Lovel dagegen hebt er auf, um eine Spannung daran zu knüpfen. So ſchildert er auch Zuſtände, ſowohl ſocial-hiſtoriſche, wenn ſie zur Erklärung ſeiner Geſchichte notwendig, als auch individuelle, wie z. B. das Verhältnis zwiſchen Monkbarns und Knockwinnock. Doch ſind jene Stiele mehr im Anfange ſeiner Geſchichten; z. B. die Expoſition des Ritter Arthur. Daß ſeine Vermögensumſtände im Rückgehen, das iſt dargethan ohne Einmiſchung des Autors durch einzelne Äußerungen. Ferner die Expoſition des Charakters und Verhältniſſes Hektors M'Intyre iſt ganz in der Art, wie wir ſie bei Voß finden, nur geſchickter, weniger abſichtlich gezwungen. So das Verhältnis Lovels und der Iſabella.

Der Unterſchied zwiſchen den dramatiſch-tragiſchen und Romancharakteren. Ein Hauptunterſchied: die Geſtalten des Dramas ſind anthropologiſche, die des Romans ſind Geſellſchaftstypen. Jene wollen etwas, ſie handeln, und dies Handeln Lears u. ſ. w. iſt Lear; bei dem Romancharakter tritt mehr die Exiſtenz heraus; mehr das Prinzip der alten venetianiſchen Malerſchule als Raphaels und Michelangelos, mehr der Reichtum als die Energie, die ruhigen Zuſtände die bewegten überwiegend. Wie dort (im dramatiſchen) das Elementare, ſo überwiegt hier das Abgeleitete; das Übergewicht des Äußern zeigt ſich ſchon in der Beſchaffenheit. Wir ſehen mehr, was Zeit, Sitte, Beſchäftigung, Stellung in der Geſellſchaft, was Gewohnheit, Zeitſitte an den Menſchen gethan, als dort; am Menſchen

interessiert uns mehr das Produkt als seine Produktion; mehr die Breite der Persönlichkeit gilt es zu schildern, als die Tiefe des Charakters, wir haben es mehr mit dem Bürger, dem Anhänger einer Konfession oder Partei, dem Geschäftsmann, dem Stande, der Beschäftigung, den individuellen Gewohnheiten als mit dem Menschen selbst und seinen Leidenschaften, mehr mit dem Sein als mit dem Vermögen desselben zu thun. Mehr die habituellen Züge seiner Beschäftigungen, als seine elementare Richtung kommen in Betracht. Er ist mehr ein Bewegtes als ein Bewegendes; darum das Detail vorherrschend. Mehr was die Gesellschaftsverhältnisse aus ihm gemacht und noch machen, als die Verhältnisse, die er selbst schafft; die Ruhe ist das Wesentliche, nicht die Bewegung: mehr, wie er seine Substanz äußerer Gewalt entgegen zu erhalten sucht, als wie er andre beschränken will; er ist der Holländer, der Dämme gegen das einbruchdrohende Meer schafft, um seine Tulpengärten und seine chinesisch-kleinen Lieblingsdinge zu schützen, als das Meer selbst, das einbricht und mit den Dämmen kämpfend ermattet.

Besonders zu bewundern ist an W. Scott die weise Mäßigung, die Bescheidenheit der Natur, der feine Instinkt, wie weit der Poet gehen dürfe, ohne den sichern Boden unter den Füßen zu verlieren, wieviel der und der Charakter trage, ohne unter der Last zu brechen u. s. w. Den englischen common sense repräsentiert W. Scott auf das beste. Es ist wunderbar, wie, was poetischer Schwung ist, den realen Boden nicht allein nicht verläßt, sondern vielmehr eben oft in der Energie des realistischen Details besteht; wunderbar, wie er seine Phantasie immer im engsten Zaume hat und doch zugleich sie scheint sich gehen zu lassen.

Wie einfach ist die Geschichte im ersten Bande des Altertümlers, und doch wie durch Beziehungen und Detail reich gemacht. Es ist diese ein Muster in der Gattung des Charakterromans. Im ganzen ersten Bande ist fast nur Detaillierung der Charaktere, die Handlung hauptsächlich dazu erfunden, uns diesen Monkbarns und Ochiltree bis ins kleinste hinein zu illustrieren. Welche Fülle von Detail in diesen beiden. Wie herrlich die habituellen Spuren der Kleinlichkeit, aus der Beschäftigung des Altertümlers hervorgegangen, wie kontrastiert die Geschicklichkeit, Hypothesen sich selbst als Feststehendes einzuschwatzen, mit dem scharfen, nüchternen Verstande und der Fähigkeit warm hingebenden Handelns, wenn dies herausgefordert wird; wobei der schöne, große Leib des letztern nichtsdestoweniger in der Tracht jener Kleinlichkeit erscheint. Dieser Monkbarns ist ein Meisterstück epischer Charakteristik ersten Ranges, neben dem sich nur Ochiltree behaupten kann. Der Altertümler verdient auswendig gelernt zu werden. Und dabei keine Spur von Karikatur, überall Züge, die

gleichsam zur Übertreibung einladen, überall Lockung dazu; aber Sir Walter gerät nicht mit einem Tritte aus dem Takt.

Meine Gegend enthält Stoff zu solchen Charakteren, z. B. in den Neustädtern, die um Gewinst die Strapazen der weitesten Fußreisen nicht scheuen, und nun an den Reiz des Herumtreibens gewöhnt, dies um größern Gewinn nicht aufgeben würden; die nun eigentlich eine Art bevorwandeten oder berechtigten Vagabundierens treiben und doch sich diesem keineswegs hingeben, sondern im Vagabundieren Ersparung und Gewinn zu Merkzielen nehmen, die also gewissermaßen um des Gewinnes willen vagabundieren, d. h. um eines Zweckes willen zweckwidrig verfahren. Dieser bewußte oder unbewußte, von klugen Individuen zeitweilig sich selbst eingestandene, andre Male hartnäckig geleugnete Widerspruch ist für epische Charaktere von außerordentlichem Reize. Diese Widersprüche von Einsicht und Gewohnheit u. s. w., ihr Zutagekommen im Bewußtsein des damit behafteten Individuums, hinwiederum das Hinwegräsonnieren derselben unter den Auspizien des Wunsches, der des Glaubens Vater, diese wunderbarste Mischung von wirklicher und gemachter Naivität können schon den einfachsten, alltäglichsten Charakter, wenn bloßgelegt, ergötzlich machen. Ehe nun die Handlung oder Begebenheit die Spannung straffer anzieht, kann der Vorgang teilweise dazu erfunden sein, solchen Charakter erst zu detaillieren. An dem Neustädter sind das Weitausgreifen des Bergsteigers mit gebrochenen Knieen und das Phlegma des Ganges im kleinen Äußerungen jenes Widerspruches, die Lust am Außerordentlichen, Wunderbaren mit dem Nüchternen des kleinen Geschäftsmannes zusammen, ebenso die Gutmütigkeit des Phlegmas und die Schlauheit; alle idealistischen Agentien der Gegenwart hat er aufgelesen, aber sie sind durcheinander gewirrt in einem Geiste, der, was seine Krämerei betrifft, fast mit bösartig-ungemütlichem Scharfsinn auseinander zu halten weiß. Die Tendenz zum Unbegrenzten, der Wandertrieb des Vogels ohne das mindeste künstlerische Interesse; wie der Ziemer aus Norwegen u. s. w. nach Deutschland zieht, unaufhaltsam, um rote Beeren zu fressen. Großer und kleiner Horizont zugleich. Kommt dazu noch die Schwärmerei mit dem Apostelttrieb, so kommt noch ein Rest von neuen Kontrasten dazu. Darf nicht hausieren, thut es doch, um (religiös) zu wirken; muß Ausrede haben.

Aber jede Figur, z. B. ein Landgeistlicher, ist aus den Widersprüchen der verschiednen Lebenskreise, denen er zugleich angehört, auf das interessanteste zu konstruieren. Die humanistische Bildung, die er erhielt, Reminiscenzen des Universitätslebens; zugleich ist er Gelehrter und Bauer und Beamter, zugleich ein Repräsentant Gottes und ein Untergebener des Konsistoriums; er ist der vornehmste

Honoratiore und die Respektsperson in seinem Dorfe, und in der Stadt eine fast komische Figur. Die Langeweile bringt ihn zu individuellen Gewohnheiten, das Alleinstehen in seiner Bildungssphäre begünstigt die Hypochondrie, das Alleinreden auf der Kanzel verführt zu einer unnahbaren Empfindlichkeit gegen Widerspruch, der auf seine Lieblingsneigungen, z. B. Taubenjokelei u. s. w., übergeht; das Bewußtsein der Wichtigkeit seines Berufes fließt auch in diejenigen seiner Thätigkeiten, die seinem Berufe am fernsten stehen, ein. In fortwährendem Kampfe mit dem Eigennutze und der selbstsüchtigen Härte der Bauern nimmt er von diesen an und haßt seine Feinde, die zugleich die ihm von Gott und einem hochlöblichen Konsistorium anvertrauten Schafe sind. Er betrügt in Selbstverteidigung die Betrüger und umfaßt ihre abstrakte Ganzheit doch wieder als moralische Person, als seine Gemeinde mit evangelischer Liebe. Dabei wird sein Amt ihm, da kein gesunder Mensch in steter Spannung sein kann, zum Handwerke. Genau bis nahe der Kargheit, was Amtseinkommen betrifft, will er nie Präjudiz geben, schützt immer den Nachfolger vor. — — —

Das Herz von Midlothian gelesen, das ich noch nicht kannte. Ich glaube, diese Gattung des Romans würde meinen individuellen Neigungen am meisten entgegenkommen. Es ist dies der historische Roman, von dem Vorwurfe frei, den man dem eigentlichen historischen Roman macht, daß er Erfundenes und Wahres mische, was wegen seiner äußerlichen Ähnlichkeit mit wirklicher Geschichtschreibung hier unangenehmer auffalle als bei dem geschlossneren, idealeren historischen Drama. Und selbst das historische Drama verliert durch Einmischung novellistischer Motive. Das Historische im Roman hat keine Größe.

Wenn man will, kann man auch den Barnaby Rudge hierher zählen. Die schöne Tuchhändlerin von Elie Berthet. Die Taube von Dumas.

Hier würde nur eine Situation, würden Gestalten aus der Geschichte bloß novellistisch ausgebeutet, würde das Historische bloß den Grund abgeben, auf den man das Sittengemälde trüge. Diese Gattung erlaubt stärkere Zeichnung größerer Gestalten, und selbst die kleineren der Dorfgeschichte bekommen ein Relief; sie gewinnen durch ihre Basis. Selbst die Dorfgeschichte gewinnt nur, wenn die Gestalten an starke, historische Interessen angelehnt werden. Der Autor kann mit größerer Souveränität mit seinen Gestalten verfahren; es verliert sich das Dünne, zu Innerliche, die Phantasie gewinnt neben dem Gemüte einen größeren Raum, der Dichter kann kühner sein; eine bewegtere Zeit macht interessantere Kombinationen berechtigt. Dadurch, daß der Dichter die Lebensanschauung seiner Zeit vertritt

neben der der Zeit, der ſeine Geſtalten angehören, wird's ihm leichter, objektiver zu ſein, und es wird ihm möglich, durch den Kontraſt ſeine eigene Zeit treffender zu ſchildern, als wenn er ſeine Geſchichte aus dieſer nimmt. Der Reiz des Neuen und Wunderbaren kommt hinzu. Er kann ſeine Figuren ganz fremd koſtümieren, ihr Denken und Thun u. ſ. w. aufs genaueſte individualiſieren, weil er in ſeiner eigenen Perſon jede nötige Erklärung geben kann.

Es gälte alſo den Geiſt einer Zeit zu ſchildern oder vielmehr darzuſtellen, nicht nur ihre Sitte, ſondern alles, was als geiſtiges und gemütliches Agens, als Stimmung, Sehnſucht, Streben u. ſ. w. in einer beſtimmten Zeit lag. Er dürfte durchaus nicht unſere Zeit bloß in eine ältere verkleiden, nicht was wir wünſchen, was uns drückt und namentlich nicht unſere Reflexion über die beſtimmte Zeit und ihre Geſtalten in dieſe hinübertragen. Gerade darin liegt ein epiſcher Reiz, daß man jene Geſtalten und ihr Thun, Dichten und Trachten, ihre Sympathie und Antipathie in größerer Unmittelbarkeit nachzuſchaffen ſich müht. So wird die ältere Zeit die Lehrerin der unſern.

Die Zeit der Reformation wäre die geeignetſte wegen der Maſſe, der Mannigfaltigkeit der Agentien und wegen der Stärke der Kontraſte. Das untergehende Rittertum, die wachſende Macht der Städte, Handel, der Geiſt der neueren Zeit, der in hundert verſchiedenen Geſtalten in alle Regionen des Lebens hineintritt, hier klarer über ſich, dort ſich mißverſtehend, die ungeheure Subjektivität, die ſich des Lebens bemächtigt, neue Kirche, neue Staatskunſt, neue Kriegführung u. ſ. w.

Man müßte dazu in einer Gegend leben, wo noch die Tradition jener Zeit lebendig, wo Bauart und ſonſtige Denkmäler der Kunſt und des Lebens noch möglichſt unverändert vorhanden, deren Geſchichte aus jener Zeit auch in Chroniken u. ſ. w. reichlich vorhanden. Eine ſolche wäre die fränkiſche, Nürnberg etwa. Eine Gegend, die noch hauptſächlich der deutſchen Geſchichte gehörte. Der Geiſt des Ganzen müßte der rein menſchliche, ethiſche, der Shakeſpeariſche ſein.

Es gälte die Seele einer vorübergegangenen Zeit in erfundenen Geſtalten zu verkörpern. Das Herz von Midlothian iſt ſo entſtanden.

Ein ſolcher Roman müßte den Charakter des Prinzipiellen tragen, hauptſächlich Sittenſchilderer ſein, an Traditionen anknüpfen und Geſtalten zeichnen, die mehr der mündlichen Tradition als der Geſchichte gehören. Die Lage, Wünſche, Sorgen einer Provinz in bewegter Zeit. Selbſt in Freytags Roman etwas ähnliches. Der Aufſtand in Polen.

Dazu gehörte nun, daß man die Sitten und Sittengeſchichte,

dazu den landschaftlichen Charakter einer Provinz studierte, und dazu, daß man sich in dieser Provinz aufhielte. Aber in welcher? Womöglich in einer, die noch eine gewisse Geschlossenheit und Originalität der Sitten besäße, dazu noch lebendige Volkstraditionen und einen kräftigen Menschenschlag.

Ein Stoff wäre die Demoralisierung einer Gegend durch kurz hintereinanderfolgende Huldigungseide an verschiedene Potentaten.

Wenn wir jetzt die Homerischen Epen lesen, so wirken sie durchaus als Sittenschilderungen, selbst die erzählenden Partien der Bibel. Wenn Hebbel verlangt, das Drama solle der Nachwelt geben, wie wir gedacht u. s. w., so scheint er mir die Natur des Dramas verkannt zu haben; das Drama soll geben, wie der Mensch denkt und handelt, nicht als Bürger einer gewissen Zeit, sondern eben als Mensch; darum soll sein Stoff nicht Zeitsitte, Denkart einer Zeit, sondern Leidenschaft und Natur des Menschen sein. Selbst in der Historie soll es ewig gültige Typen geben, wie z. B. Richard III.

Ein Hauptvorzug der Engländer — Shakespeares und W. Scotts — ist der, daß ihr höchster Schwung nicht vom Verstande verlassen ist. So Ochiltree, wie er eine Versorgung annehmen soll. Wie die Lust an der Unabhängigkeit, Ungebundenheit des Lebens nirgends lyrisch und sentimental wird, wohl auch rhetorisch dazu, was wir Deutsche poetisch nennen; Scotts Bettler vergißt nicht einen Augenblick, was und wie er ist. Er bleibt der alte Bettler durch das ganze Gespräch, er denkt seine eignen Gedanken und spricht seine eigne Sprache, die von Charakter und Situation, wie sie eben beide sind, und doch werden jene Ideen rege gemacht, weit sichrer und nachhaltiger, als wenn er, wie Schiller in jedem seiner Stücke pflegt, einen allgemeinen lyrisch-rhetorischen Strom quer durch sein Bild brausen ließe, der die Charaktere zerschneidet und aufhebt, wie „Eilende Wolken“ u. s. w., wo Schillers Gefühle über Marias Lage zerstörend auf die Gestalt der Maria hereinstürzen, die mit aller Besonderheit der alten Königin in Schiller ersäuft. Das die Weise der Idealisten, daß sie, wo ihre Personen fühlen und handeln sollten, ihre eignen Gefühle und Reflexionen über deren Lage geben, daß sie ihren Schaffungsprozeß geben statt des Schaffens.

Der Grund zu Scotts Richtung war im Götz gegeben, das Hervorheben des Pittoresken, der Stimmung, Zusammenstimmung von Natur, Lokal, Zeit und Vorgang. Eigentlich ist dies schon ein Ingrediens von Shakespeare. Goethe wollte den Shakespeare deutsch wiederherstellen; da seine episch-lyrische Natur das Original modifizierte, entstand der Götz, in welchem die äußere Form noch dem

Drama ähnelt. Scott brauchte nichts, als der gefundenen Materie die ihr weſentliche Form zu geben. Dazu waren ſchon Fielding und Smollet Vorarbeiter geweſen; ihre Geſchichten ſind ſchon auf geſchichtlichen Grund aufgezogen, im Tom Jones iſt der Einfall des Prätendenten, im Roderik Random die Expedition nach Carthagena — das iſt aber ſchon im Don Quixote, dem Vater des Romans — aber noch nicht nach Möglichkeit ausgebeutet. Am nächſten kommt der Weiſe Scotts Smollet; denn hier ſind wirklich die Schickſale Randoms mit der Expedition in nahen Zuſammenhang gebracht.

Beim epiſchen Charakter ſind zwei Hauptzuſtände zu merken; der große Affekt des Handelns zerſtiebt all die kleinlichen Anhängſel von habituellen Zügen, aus Stand, Beſchäftigung u. ſ. w. mechaniſch angeſchwemmt, gleichſam die Flötzen des Menſchengebirges, und die ideale ganze Menſchennatur, der menſchliche Kern macht ſich geltend. In demſelben Maße als der gewöhnliche, der Alltagszuſtand wiederum überhand nimmt, kehren jene Anhängſel wieder, machen ſich die habituellen Züge aus Beſchäftigung, engem Horizont u. ſ. w. wieder geltend, treten wieder die kleinen Bedenken ein; kurz wird der endliche Maßſtab wieder angewandt, der dem unendlichen Platz gemacht, und mißt, was nach dem unendlichen zugeſchnitten, an ſeiner Kleinlichkeit und erſchrickt über oder bereut ſelbſt das Große, Tüchtige, Hohe, was der Menſch ſelbſt gethan, oder erſtaunt wenigſtens, und ſein eigentliches Weſen, ſeine eigne nackte Geſtalt iſt dem an ſein Handwerksgewand mit allem kleinlichen Zubehör Gewöhnten ein fremdes und in ſeiner Fremdheit beängſtigendes.

Jene urſprüngliche Natur des Menſchen iſt aber eben im Drama, wenigſtens der Tragödie der gewöhnliche Zuſtand, in welchem wir den tragiſchen Helden ſehen. Das Handeln geht aus dem Inſtinkt hervor, das Urteil aus der Reflexion. Darum werden die Reſultate beider ſelten zuſammenfallen; und doch muß jedes in ſeiner Integrität bleiben; die Reflexion darf ſich nicht in das Handeln und der Inſtinkt nicht in die Betrachtung miſchen, ſonſt wird beides, die handelnde und die betrachtende Kraft, paralyſiert. Die Reflexion zerlegt, der Inſtinkt faßt zuſammen. Alle Fälle des Lebens ſind konkrete.

Der Roman muß nun erſt das Reich der Alltäglichkeit in ſeiner Unbeſtrittenheit zeigen und uns darin heimiſch machen; dann treten bewegte Verhältniſſe auf, und wir ſehen ſie ſich bilden; die hiſtoriſchen Agentien durchfluten das Stillleben, und nun beginnt der epiſche Kampf, der überall den Menſchen frei macht von der Beſchränktheit des Alltags. Der Alltag wehrt ſich und macht der Bewegung jeden Zoll ſtreitig; bis ſich die Bewegung zur Ruhe begiebt und der All-

tag ſein unbeſtritten Reich wieder antritt. Es verſteht ſich nun von ſelbſt, daß der Alltag an ſich unſre Sympathie gewinnen muß, die ſich dann in der Bewegung ſteigert und aus dem Affekte wiederum in die ſüße Befriedigung der Ruhe zurückgeht.

Dies Reich der Alltäglichkeit, das vor, neben und nach der Bewegung ſich geltend macht, das Stillleben, das ſich gegen die Bewegung zu behaupten und ſoviel von ſich zu retten und zu erhalten ſucht, als möglich, haben wir in der Dorfgeſchichte ganz prächtig. Aber ſie ſchildert mehr das Verwittern der lange ſo feſten Konventionen, was einen elegiſchen Eindruck macht, einen mehr lyriſchen. Bei W. Scott gehen ſie nicht vor unſern Augen unter; er zeigt uns eben die Feſtigkeit, die ſie hatten, er zeigt ſie lebendig, ſich ihrer Haut wehrend; oder ſie ſind vielmehr Motive, Koſtüm und Staffage, nicht die handelnden Helden ſelbſt. Er giebt uns in ihnen ein Bild aus dem kräftigen Leben eines Helden; er zeigt uns nicht deſſen Siechtum und Tod an Altersſchwäche. Die handelnden Helden ſeiner Romane ſind die ſittlichen Mächte, die Menſchen ſelbſt und ihre Leidenſchaften und Schickſale, die er nach ſittlicher Gewiſſenhaftigkeit ordnet. Es geht keine Geſtalt an den Sitten, an der Zeit zu Grunde, nur an ihrer eignen Schuld. Sie haben eine Willkür und ein Gewiſſen, ſind Menſchen, nicht Repräſentanten von Ideen. Mit einem Worte, die Sitten ſind nur als charakteriſtiſche Merkmale und als Erklärung benutzt, ebenſo wie die Eigenheiten der lokalen Scene. Es iſt jede Perſon gut oder ſchlecht in ihrem menſchlichen Kerne, nicht als Vertreter einer Zeit oder Partei: ſie ſelbſt ſind, nicht die Zeit, gut oder böſe in ihnen. Die äußern Konventionen dienen bloß zur Situation; ſie dringen nicht in den Kern der Charaktere, oder beſſer geſagt, nicht dieſe Konventionen ſind es, die in den Menſchen, aus ihnen heraus handeln. Das macht dieſe Geſtalten jeder Zeit verſtändlich. Und auch auf W. Scotts Geſtalten paßt Goethes ſchönes Wort: Die Shakeſpeariſchen Helden ſind eben Menſchen, volle, ganze Menſchen, und ſolchen Menſchen paßt denn auch das römiſche Koſtüm.

Die Spannung in der Erzählung und im Drama.

Die Erzählung (groß oder klein) muß intereſſant ſein. Was iſt das? Zu allererſt: ſie muß ſo ſein, daß wir wünſchen, ſie wäre wahr; ſie muß ſpannen, d. h. das Gemütsvermögen ſo anregen, daß leidenſchaftliche Begierden an den Verlauf der Erzählung ſich heften. Sie muß befriedigen, d. h. dieſe leidenſchaftlichen Begierden müſſen in einen harmoniſchen Zuſtand der aufnehmenden Kräfte am Ende ſich auflöſen; in ein erhöhtes Lebensgefühl, einen erhöhten Zuſtand aller Vermögen, der aber nichts leidenſchaftliches mehr hat, in ein Gleichgewicht der geſamten Kräfte. Wir bekommen zwei ſubjektive

Bedingungen: Spannung und Befriedigung, denen als objektive gegenüberſtehen: Verwicklung und Löſung.

Dieſe ſind den beiden Gattungen zugehörig, die mit Geſtalten und Bewegung zu thun haben, der dramatiſchen und der erzählenden.

Die erzählende hat ein weites Feld, denn ſie kann ſich auch der innern Struktur des Dramas bedienen, wenn auch nicht ſeiner äußern Form; dem Drama aber iſt, auch in der Kompoſition, vieles verſagt, was die Erzählung thun kann.

Im Drama iſt die Spannung an die Handlung, im Epos an die Begebenheit geknüpft. Jene iſt intenſiver, beſtimmter umgrenzt, am beſten eine Spannung unſers Mitleids durch unſre Furcht; dieſe iſt abſtrakter, weiter, mehr eine allgemeine Aufregung der Phantaſie. Dort darf kein Geheimnis ſein; hier blickt Geheimnis, Rätſel überall aus dem und in den Vorgang.

Die Spannung iſt von zweierlei Art; denn wir unterſcheiden die Spannung aus Teilnahme und die Spannung aus Neugier; die Teilnahme ſowohl als die Neugier kann einen leidenſchaftlichen Charakter erlangen. Der Roman erregt beide nebeneinander.

Die Spannung aus Teilnahme iſt die wertvollere. Sie erregt oder kann erregen die Leidenſchaften der ſympathetiſchen Art. Dann beruht ſie beſonders auf der richtigen, d. i. zweckmäßigen Kontraſtierung der Elemente, aus denen die ſympathetiſche Leidenſchaft gemiſcht iſt. Dieſe beſteht darin, daß der unangenehme Beſtandteil den angenehmen nicht überwiegt; denn ſonſt hört die Beſchäftigung mit der Dichtung auf, ein Vergnügen zu ſein, und wird eine Qual. Beſonders aber darf dieſes verkehrte Verhältnis nicht bis in die Löſung hinein und dieſe überdauern.

Dieſe Spannung aus Teilnahme kann beiden Gattungen der Poeſie angehören. Aber der dramatiſchen ſteht nicht die ganze Breite der Mittel zu Gebote, ſelbſt der eigentlich dramatiſchen und ſchauſpieleriſchen, die die Erzählung anwenden kann.

Die Erzählung kann die fremdartigſten Mittel anwenden, d. h. Mittel, die nicht in einer Situation und der Beſchaffenheit der um dieſelbe gruppierten Charaktere als mit beidem gegebene liegen. Der dramatiſchen Poeſie Weſen iſt Entwicklung; innerer pſychologiſcher Zuſammenhang. Sie kann das Zufallartige nicht gebrauchen, d. i. Motive, die außerhalb dieſes Zuſammenhanges liegen, auf ihn einwirken; ſie muß alles von dem Gegebenen aus motivieren, ſich aus ſich ſelbſt erklären. Alles Thun darin muß alſo aus einer Abſicht mittelbar oder unmittelbar hervorgehen oder aus der Modifikation einer Abſicht durch eine gegenſätzliche Abſicht. Sie muß alſo, was man Begebenheit nennt, in Handlung verwandeln, und wir müſſen die Triebfeder und ihr Produkt, die Handlung, durchſchauend mit

erleben. Die Erzählung bedarf deſſen nicht; in ihr kann das ſcheinbar innerlich Unzuſammenhängende als Wunderbares ſogar einen großen Reiz gewinnen.

Was ſie aber eben ſo nötig hat als das Drama, iſt, daß ſie eine Teilnahme für die Geſtalten erwecke. Im Drama iſt der Kampf dieſer Geſtalten mit der moraliſchen Welt, d. i. mit der bewußten, im Epos aber dehnt er ſich auch auf die natürliche aus. Bloße Naturwirkungen haben in der Erzählung ein Recht. Dort kämpft Abſicht mit Abſicht und ihren bewußten Wirkungen, hier auch mit bloßen abſichtsloſen, zufälligen Naturwirkungen. Dort kämpft der Menſch nur mit ſich und andern Menſchen, hier auch mit der Natur. Der Menſch kann hier alſo auch als bloße Natur auftreten, als abſichtsloſe, unbewußte Naturkraft. Dort, beſonders in der Tragödie, iſt der eigentliche Schauplatz das Gewiſſen, das Innere des Menſchen, hier die ganze äußere und innere Welt. Dort darf bloß das Weſentliche, das ſich immer gleich bleibt in der menſchlichen Natur, hier kann die ganze Breite der Erſcheinungen ausgebeutet werden. Dort darf die Zeit nur ideal, als Stetigkeit des Aufeinander geſetzt ſein; hier kann ſie als handelnde Perſon mit auftreten. Ähnlich iſt's mit dem Raume. Das Drama kann nicht vor- und zurückgehen in der Zeit. Die Erzählung kann, was an verſchiedenen Orten zu derſelben Zeit geſchah, nacheinander darſtellen, das nachher Geſchehene früher, als das vorher Geſchehene, und umgekehrt.

Zum Teil iſt dieſe Verſchiedenheit im Geiſte beider Gattungen, zum Teil nur in ihren äußerlichen Bedingungen gegründet. Das Geſetz der Erzählung iſt die Phantaſie in der Geſtalt der Erinnerung; als ſolche kann ſie vor und zurück und über die ganze Erde hin ſchreiten. In dieſer Hinſicht iſt das Drama realiſtiſcher in Hinſicht auf Raum und Zeit.

Darauf gründet ſich, daß die Erzählung auch der Spannung der Neugier ſich bedienen darf. Sie führt uns in gewiſſe Zeiten, die Mächte, mit denen der Menſch ſtreitet, können die bis zum Wunderlichen individuellſten Sitten, Bräuche, Einrichtungen, Meinungen, Strömungen der betreffenden und der handelnden Kräfte ſein, denn es iſt ein Unterſchied, wenn ich ſage — wie die Erzählung es thut: „ſo war es einſt“; oder wenn ich ſage — wie es das Drama nicht anders kann: „ſo iſt es“. Ein andres: „ihr müßt euch denken“, und ein andres: „ihr ſeht geſchehen“.

Der Gang der Erzählung muß entweder analytiſch oder ſynthetiſch ſein. D. h. eine Geſchichte liegt entweder ihren Hauptbedingungen nach vor dem Anfang der Erzählung oder ſo, daß in dieſer ſelbſt nur eigentlich die Löſung vorgeht, oder wir ſehen aus Gegebenem erſt die Verwicklung entſtehen und dann ſich löſen.

Beide Arten können ſich in einer dritten vereinigen. So daß die Erzählung wie eine der erſtbezeichneten Art beginnt und nachdem hierdurch eine Spannung bewirkt iſt, wie in der zweiten Gattung von vorn angefangen wird.

Als Mittel zur Spannung ſtellen ſich mannigfaltige dar. Bloße Verſchiebung der Kapitel bewirkt eine recht intrigante Situation, die uns nach zwei Seiten ſpannt.

„Wie muß das gekommen ſein?“ und: „Wie wird das werden?“ Jede Erzählung nach vorn giebt eine Erwartung nach hinten. — Es werden Erwartungen erregt.

Wir werden gewonnen, etwas leidenſchaftlich zu begehren, d. h. ein Werden; dieſes Begehren wird immer leidenſchaftlicher durch Hinderniſſe. Es werden Dinge verſchwiegen, die der Geſchichte ſpäter plötzlich eine andre Wendung geben können. Dies ſind negative Hinderniſſe. Entweder iſt das Verhältnis der Perſonen zu einander ein andres, als ſie ſelbſt glauben, oder ein andres, als der Leſer glaubt. Die ſich für Feinde halten, ſind Vater und Sohn, Bruder und Bruder u. ſ. w. Oder es herrſcht ein Mißverſtändnis. Es fehlt oft nur an einem ausgeſprochenen Worte. Alſo Erkennung oder auch Verſtändigung, die durch allerlei Umſtände verhindert werden. Oder es hält einer ſeinen Feind für einen Freund.

Wir ſehen alſo etwas herannahen, was wir leidenſchaftlich verabſcheuen; wir ſehen etwas verhindert, was wir leidenſchaftlich begehren. (Es ſei als ſchon geſchehen oder als noch zukünftig.) Dazu trägt die Teilnahme an der Perſon viel bei. Dieſe beiden Begehren wachſen durch den Kontraſt, indem wir vorübergehend die Erwartung hatten, das Verabſcheute werde abgewendet, das Erſehnte werde zu ſtande kommen. Noch leidenſchaftlicher wird die Spannung, wenn dieſe retardierenden oder beſchleunigenden Momente einen ſteigenden Klimax bilden. Am leidenſchaftlichſten durch einen Trugſchluß (Muſik). Wenn das Gefürchtete eingetroffen, das Gehoffte für immer vereitelt ſcheint.

Die Zahl der einzelnen Spannungen iſt eine ſehr große. Man hält den Helden für einen andern, oft für ſeinen Gegner, beſonders einen, der Chancen vor ihm voraus hat, als Rang, Macht, Reichtum, Ruhm u. ſ. w. Unter ſeinem wahren Namen wird er geſchildert, unter dem falſchen aber dargeſtellt. — Hat der Dichter dieſen beiden Geſtalten unſre Teilnahme gewonnen, ſo wächſt dieſe noch durch das Zuſammenfallen derſelben in eine. Oder dies Zuſammenfallen iſt am Ende und wird zu einer freudigen Überraſchung, zu einer Enttäuſchung der freudigſten Art.

Die Spannung am Anfange einer Geſchichte. Überhaupt beſteht die Spannung der Neugierde darin, daß uns ſo viel geſagt wird, daß wir gern alles wüßten, und dieſes uns ganz allmählich

zugemeſſen wird. Und wenn wir das Ganze von dem wiſſen, was uns zuerſt ſtückweiſe gezeigt wurde, wird gewöhnlich neben dieſem alten ein neues Rätſel angeknüpft. Die Spannung im Anfange beſteht darin, daß uns irgend ein Thun gezeigt wird, ohne daß wir weder die Gründe davon wüßten, noch was aus dem Thun entſtehen ſoll, den Zweck. Dabei werden wir mit Figuren bekannt. Und ſelbſt worin das Thun eigentlich beſteht, erfahren wir erſt allmählich. Ganz auf die Natur des Menſchen gegründet. Sehen wir Bewegungen eines Menſchen, die wir nicht ſogleich zu deuten wiſſen, ſo treten wir ihm näher und ſehen ihm zu, bis wir wiſſen, was er macht. Durch und bei dem Thun wird der Menſch ſelbſt uns intereſſant. Je auffallender und rätſelhafter Thun und Menſch, deſto mehr ſind wir geſpannt, zu wiſſen, was er macht, wer er iſt, was er damit will. Dann, wenn wir dies wiſſen, ob es ihm gelingen wird. Wir erfahren dabei, auf welche andre Perſon dieſes Handeln geht, und je nachdem dieſe oder jener uns ſtärker intereſſieren, parteien wir uns für jenen oder dieſe. (Überall noch hängt mir hier das Dramatiſche an. Die Leidenſchaftlichkeit der Spannung und Sympathie iſt eben das Dramatiſche und paßt nicht zur epiſchen Form.)

Wiſſen wir einmal die Abſichten, ſo entſteht die Spannung auf den Ausgang, die immer leidenſchaftlicher werden kann. Wir wünſchen etwas und fürchten etwas. Es iſt klar, daß dieſe Spannung deſto intenſiver, d. h. ſpeziell dramatiſcher werden wird, je weniger Objekte unſre Erwartung hat, alſo je nachdem kann es im Intereſſe des Erzählers liegen, mehr oder weniger Objekte der Erwartung hinzuſtellen.

Nur iſt die richtige Proportion zu berückſichtigen, daß der Hauptſtamm die leidenſchaftlichſte Spannung habe, die andern Stämme dann nach ihrer Wichtigkeit graduiert, und ſchließlich, daß die Spannungen nach dem Ende zu Klimaxe bilden.

Entweder, oder! muß die Formel ſein. Und dieſes Entweder der ſtraffe Gegenſatz des Oder. Dies gilt vom Drama, das Gegenteil davon eben iſt das Epiſche.

Daraus können mannigfaltige Kombinationen und Komplikationen entſtehen. Im Anfang können uns mehrere Thun gezeigt werden, derſelben oder verſchiedener Menſchen. Es drängt uns dann die Beziehung zu wiſſen, in welcher dieſe und ihr Thun zuſammen ſtehen.

Nun kann ein Widerſpruch entſtehen zwiſchen der Teilnahme unſers Verſtandes und unſers Herzens. Unſer Verſtand kann z. B. wünſchen, eine künſtliche, geſchickte Intrigue möge gelingen, während unſer Herz dies fürchtet. —

Es iſt alſo dreierlei zu merken.

Die Spannung des Anfangs. Wer iſt das? Was macht er?

Was will er? Warum? — Die Spannung auf den Ausgang. Wird's ihm glücken? Wünſchen wir, daß es ihm glücke, oder das Gegenteil. Dies iſt ſpeziell dramatiſch. Epiſch heißt die Frage: Wird es ihm werden? Denn er darf es eben nicht ſelber machen. Mittelbarkeit, Begebenheitlichkeit iſt der Charakter des Epos dem Drama gegenüber.

Was geſchieht? Was beſteht? Wen betrifft es? Wie iſt er? ſo daß wir ſein Glück wünſchen oder nicht? Wird, was ſich begiebt, zu ſeinem Glücke ausſchlagen? Das ſind jene Fragen ins ſpeziell Epiſche überſetzt.

Der dramatiſche Held will etwas machen. Iſt es recht? und handelt er ſo, daß ſein Machwerk geraten wird? Wünſchen wir, daß es gerate oder nicht — in Bezug auf unſre Sympathie, dort auf unſer ethiſches Gefühl.

Dagegen der epiſche Held iſt ein Lotterieſpieler; er hat ein Los; wie hat er es erhalten? wird das Los gewinnen oder nicht? gönnen wir ihm das eine oder das andre? Wird es ein andrer gewinnen, dem wir es weniger gönnen, und dergleichen mehr.

Das unterhaltende Moment muß das Spannende im Epos überwiegen; der Accent darf nicht auf dem Handeln, ſondern muß auf dem Begebenheitlichen liegen. Und ſind innere Entwicklungen vorhanden, ſo iſt die Spannungsformel nicht: Was macht er aus ſich (mit Abſicht), ſondern: Was wird aus ihm? Im Drama will der Held ſich die Welt unterwerfen und erreicht es oder nicht, er ſiegt oder geht zu Grunde; im Romane macht die Welt etwas oder nichts aus dem Helden. Nicht: was macht er aus ſich? ſondern: was wird aus ihm? was macht die Welt aus ihm?

Dort iſt der Held Macher und Produkt; hier nur Produkt. Wie Pip bei Boz Gentleman wird, das iſt echt epiſch; er wünſcht zwar leidenſchaftlich, einer zu werden; er macht aber nicht den Initiator; die Begebenheit tritt für ihn ein; er thut nicht den Schritt trotz der Welt, ſondern weil ihm die Welt den Weg bahnt und dieſen gehen heißt. —

Im Epos herrſcht die Notwendigkeit, und nicht die, welche im Menſchen ſelbſt als Leidenſchaft, als Naturbedingung ſeiner Exiſtenz liegt; dieſe iſt dramatiſch; ſondern die äußere, die Fügung der Umſtände; nicht die, welche mit der Freiheit, d. i. dem Willen des Menſchen identiſch iſt, ſondern die der äußern Welt, der Umſtände. Dort wählt Brutus die Freiheit, hier kann der Sträfling ſein Elend nicht mehr tragen.

Die Retardationen, die Hinderniſſe, die das Eintreten des Ausgangs verzögern, bald unſre Hoffnung, bald unſre Furcht ins Übergewicht ſetzend.

Erſt wird unſre Neugier geſpannt; indem dieſe befriedigt wird,

nehmen wir Partei, wird unsre Teilnahme für oder wider die Personen erregt. Dazu tragen die Gründe ihres Handelns und ihre Zwecke bei. Sowie wir diese wissen, entsteht die Spannung, wird der Zweck erreicht werden oder nicht? Wir fürchten oder hoffen. Von da an wächst unsre Furcht und Hoffnung durch die Teilnahme mit den Personen, die ihr Objekt, und wiederum wächst diese Teilnahme durch diese Furcht oder Hoffnung, die sie uns immer neu erregen, und durch die Schönheit oder Kraft, die sie in den Situationen zeigen können; durch ihr Handeln und ihr Leiden.

Nichts ist daher gefährlicher, als das Gleichgültige, sofern es nicht als retardierendes Mittel gebraucht wird.

Motive sind: Intrigue, Mißverständnis, Verkennung, Nichtkennen. Diese drei letzten können zwischen den Personen statt haben, und der Leser kann den Zusammenhang wissen; er kann aber selbst mit darin begriffen sein. Dann folgt: Überraschung.

Diese sind äußere Motive. Innere sind: Leidenschaft, Affekt. Meist kreuzen sich innere und äußere Motive. Entgegenzusetzen sind: äußere und innere (psychologische) Entwicklung.

Am besten thut man, man ordnet erst alle Motive, die wirken, den ganzen objektiven Zusammenhang nach Zeit und Kausalnexus. Also die ganze Begebenheit in ihrer objektiven Folge. Dann arrangiert man nach den Gesetzen der Spannungserweckung und Steigerung. Man verschweigt einzelne Glieder oder verstellt sie. Nimmt etwas Späteres voraus und läßt das Vorhergegangene erklärend folgen, und zwar so, daß der Erzähler selbst oder Personen der Erzählung es entweder auf einmal oder allmählich in den Fortgang des Ganzen verschlungen bringen.

Nur darf uns nichts verschwiegen bleiben, wo, was geschieht, nur, wenn wir jenes wissen, gehörig wirken kann.

Am meisten wird man gefesselt durch Intrigue, aber bei dieser Art der Spannung ist mehr der Verstand; je sinnreicher Mine und Gegenmine, je schwerer der Gegenpartei nächster Zug zu erraten, je unvermuteter, je mehr wider alle Wahrscheinlichkeitsberechnung, alle vorhergegangne Kombination der letzte Zug des Gegners ausfiel.

Es liegt auf der Hand, daß, wo unsre Sympathie durch die drastische Natur der Begebenheit stark genug angeregt wird, die Behelfe der künstlichen Spannung unnötig sind, ja sogar störend werden können. Wenn das Herz beschäftigt werden soll, ist's gut, wenn dem Verstande nicht viel zugemutet wird.

Der Hauptstamm in der Romankomposition.

Ein Romanstamm muß in seinen Begebenheiten und Hauptfiguren völlig Mittelschlag des Lebens sein, die andern Stämme, die

schon kühner emancipiert sein können in Charakteren und Begebenheiten, erscheinen episodischer, nebensächlicher. Diese beiden Sätze gelten von einem Erzählungsstamme, nun können aber zwei und mehr solcher Stämme, jeder aus einem besondern Boden aufwachsen und dann ihre Zweige zu einem verschränken, oder sie können aus einem und demselben Boden entstehen; sie können, nachdem sie ein Stamm waren, sich als dessen Zweige bald trennen bald verschränken und zuletzt wieder sozusagen zu dem einen Stamm zurückkehren. Bei Scott ist der Nebenstamm gewöhnlich die Liebesgeschichte, einmal aber auch die Darstellung des Treibens eines Junggesellen (Oldbuck) mit seinem Freunde, Hausgenossen, Gästen und Amtsunterthanen.

Es gilt also im Roman eine oder mehrere spannende und gefallende Begebenheiten zu erfinden und zu verknüpfen; bei Erfindung und Verknüpfung muß daran gedacht sein, daß Kontrast und Einstimmung eine die andere hebe. Die Verknüpfung geschieht hauptsächlich dadurch, daß ein Glied der einen Erfindung zum Motiv eines Gliedes der andern gemacht wird und beide vielleicht gegenseitig einander möglich und wahrscheinlich machen, und dadurch, daß diese verschiedenen Geschichtsstämme mehr oder weniger Personen gemein haben. Ist nun Erfindung und Verknüpfung in den Hauptlinien interessant und gefallend entworfen, dann werden die Gestalten emancipiert und ihre Verhältnisse unter und zu einander; diese und die nötigen Expositionen geben nun das Detail, dessen Arrangement keine Absicht des Autors verraten darf. Diese bilden — Personen und ihre Verhältnisse — das beharrende Element, welches dem sich verändernden als Gegengewicht gesetzt werden muß. Denn zu der Haltung, die allem Kunstwerke notwendig, gehören diese beiden Faktoren, die man nun, wie vorhin, oder auch Revolution und Reaktion, Acceleration und Retardation oder wie sonst nennen mag, die auch im Kunstwerke des Schöpfers als die zwei großen Urkräfte wirken, Anziehung, Abstoßung, Widerstand u. s. w. Wie in der Tragödie das Vorwärtsdrängen — durch welches der Held sein Schicksal weckt und dessen Schritte selbst beschleunigt, das Hineinrennen ins Verderben —, so ist im Epos das Retardierende im Übergewicht; und dies liegt in Sitte, Charakter — hauptsächlich von Seite der Gewohnheit, des Angelebten, überhaupt in Verhältnissen, die eine Festigkeit gewonnen, die so lieb oder Natur geworden, oder, da sie schon Natur sind — Anhänglichkeit an Ort, Personen, Berufe u. s. w. — daß ihre Träger sich nicht von ihnen trennen können oder wollen, so daß die bewegende Kraft Zoll für Zoll erobern muß oder sie verwittern. Auf dieser Seite ruht nun das Hauptgewicht im Roman, da sind Lebensgeleise, die nun ein Einbrechendes aus ihrer Lage rücken will; da sind Hütten, welche sich gegen den Sturm

behaupten, der den Palast beschädigt. Das Wehren des Hergebrachten, des Bestehenden. Dieses Hergebrachte, Bestehende, das den Sturm überdauert, muß unsere Sympathie gewinnen, und damit dies geschehe, uns so traulich nahe gebracht werden, daß wir selbst uns in ihm heimisch fühlen. Die Stürme werden oft in die Vergangenheit gelegt, also doppelt als vergangen dargestellt, während das Auslichtbringen des Geschehenen, das sich zu jenem verhält, wie Gegenwart zur Vergangenheit, sozusagen die einfache Vergangenheit einnimmt und das Erzählen allein Gegenwart ist.

Ein Beispiel solchen Emancipierens der Glieder der Erfindung siehe im Altertümler. Die alte Elsbeth war in der Vergangenheit eine Helferin des Betruges, ist nun in der nächsten Vergangenheit die Entdeckerin oder Angeberin und Erklärerin desselben. Wie ist es aber Walter Scott gelungen, diese bloße Hilfslinie zum Bilde für sich zu machen! Welche Gestalt! Wie interessiert sie schon an sich, ehe man noch daran denkt, sie werde auch in das innerste Triebrad der Geschichte eingreifen, und wie echt shakespearisch ist, daß man über der Bedeutung der Erscheinung vergißt, daß sie ein bloßes Mittel ist, daß die Art, wie sie das exponiert, wegen dessen Exposition die Gestalt allein vorhanden ist, uns ebensosehr künstlerisch interessiert, als der Gegenstand der Exposition selbst. Und dieser Altertümler selbst; was ist er mehr, als ein bloßes Hilfsrad im Mechanismus des Ganzen, und welch selbständiges Interesse erwirbt er sich in unserm Gemüte! Wie man von Shakespeare meint, die Handlung sei in seinen Tragödien die Nebensache, die handelnden Menschen in ihrer Besonderheit die Hauptsache, so ist es bei Scott, die Existenzen scheinen die Hauptsache, und das drehende Rad der Begebenheit diene nur, die Existenzen als solche in ein natürlich anziehendes Spiel zu setzen, nicht diese deshalb vorhanden, das Rad drehen zu helfen. Die Sache ist, daß der Autor das interessant macht, was des Interesses bedarf, und das ohnehin Interessierende ohne weitere Nachhilfe seiner eignen Kraft überläßt. Die großen Engländer (in der Poesie) gehen darin mit Tizian Hand in Hand. Aber wie ist es beim Homer? Ist es bei dem alten Epiker anders? anders in der Nibelungensage? bei den italienischen Epikern? bei Cervantes? Gewiß nicht anders als bei Shakespeare und Scott. Die Gestalten sind immer die Hauptsache. Und wirklich, eine Begebenheit, so wunderbar sie sei, wird uns nicht so auf die Dauer beschäftigen, als Menschen, die wir im Umgange lieb gewonnen. Die Wahrheit dieser Menschen gewinnt uns für das Wunderbare; sind uns die Menschen lieb, wird uns das Wunderbare, was sie betrifft, desto gläubiger finden. Ein schönes Alltagsleben, in das wir uns eingewöhnen, wird uns durch den Kontrast mit dem Wunder-

baren, welches es doch zugleich uns vermittelt, noch lieber. Daher liege das Wunder mehr in der Vergangenheit, und die natürlichen Folgen desselben werden uns detailliert. Das Wunder verliert seinen Reiz durch das Detaillieren, oder was noch schlimmer, unser Verstand will nicht darauf eingehen, und wir glauben es nicht. Der Vorgang im Romane muß dem Verstande völlig einleuchten und beständig unsre Überzeugung besitzen. Daher beschäftigt er sich bei Walter Scott stets mehr mit Personen, die man Nebenpersonen nennen möchte, mit Personen, in deren Sein und Thun, weil es ein mittlerer Durchschnitt des allgemein Menschlichen ist, wir uns ohne alle Anstrengung versetzen können. So im Altertümler mit diesem, mit Edie, Hektor, Lovel u. s. w. Wie meisterhaft ist nun das Wunder eingeführt, d. h. die Geschichte Evelinens. Erst wird unser Gemüt erregt durch den Leichenzug, die Fassung der Elsbeth in der Hütte, Steenies Begräbnis, die Phantasie in Bewegung gesetzt durch das wunderliche Benehmen der alten Elsbeth dabei; und nun kommt Lord Glenallan und die Beichte der Alten, in welcher das Wunderbare des Inhalts durch das Wunderbare der Behandlung der Exposition desselben balanciert und uns nahe gerückt, und der Verstand, soweit es zweckmäßig, verdunkelt wird. Wäre die Geschichte Evelinens als Vorgang, d. h. unmittelbar vom Autor, nicht volksballadenartig durch die gespenstige alte Frau erzählt, es würde schwer halten, das Detail derselben dem Verstande annehmlich zu erhalten, und die spezifische Wirkung des Wunderbaren, in welchem der Hauptzauber der Poesie des Romans liegt, würde sich verflüchtigen, entweder ohne Wirkung bleiben oder die unrechte Wirkung thun. So, wie es ist, erscheint auch das Schreckliche künstlerisch gedämpft.

Daraus zu lernen: Man erfinde eine wunderbare Begebenheit mit großen Leidenschaften, schrecklich und gewaltig, deren Folgen und Wirkungen aber dem mittleren Durchschnitt des Menschlichen angehören. Jene wird nun wie ein Rätsel in eine ganz natürliche Welt hineinragen. Der Vorgang selbst nun detailliert bloß die Lösung jenes Rätsels zur Zufriedenstellung des Verstandes und Gemütes. Er trägt sich unter Menschen des mittleren Durchschnitts zu, die uns zunächst um ihrer selbst willen interessieren müssen; ein Lebensbild voll Überzeugung; zuweilen wirft das Rätsel seinen seltsamen Schein, die Phantasie anregend, in den Vorgang, aber nicht eher, als bis wir für den mehr oder weniger Alltag des Vorganges gewonnen sind. Wohl zu bedenken aber, daß unsere Phantasie jederzeit schon erregt, und der nüchterne Verstand zweckmäßig verdunkelt sei. —

Deshalb erscheinen Shakespeares und Scotts Kunstwerke wie unabhängige Naturprodukte. Alles darin scheint um seiner selbst

willen vorhanden; alle Absicht ist so verborgen, daß gar keine darin zu sein scheint.

Dramatische Motive im Roman.

Die Romanspannung ist weit abstrakter als die des Dramas. Es können mehrere Dramen in einem Roman stecken, dann verlieren sie aber — und müssen es, um episch zu werden — die Unmittelbarkeit und Stärke des Konfliktes und damit die größere oder geringere durchschneidende Besonderheit der Spannung. Denn das Epos geht nicht auf die als Fortsetzung jeder Handlung dargestellten Folgen einer Handlung, sondern auf eine Begebenheit und deren relatives Ende. Was Schiller und Goethe Retardation nannten, ist nichts anderes, als die begebenheitliche Natur des Epischen, die überall die Unmittelbarkeit der Folge aufhebt: eigentlich aber ist es ein Irrtum, der daher kam, daß sie sich das Epos als ein Drama mit Retardationen vorstellten, d. h. als eine unmittelbare Folge, welche mechanisch durch „retardierende Momente" unterbrochen werden müßte. Hätten sie das Epos als Begebenheit gefaßt, wie es ist, so hätten sie kein mechanisches Mittel nötig finden müssen und können. In der Begebenheit ist das „Retardierende" schon organisch vorhanden, d. h. die Begebenheit, die Naturwirkungen drängen nicht so unmittelbar auf die Leidenschaft, weil Intensität der Spannung, und daher des Vorgangs selbst, sondern vielmehr auf die Extension der Spannung und damit des Vorgangs. Jenes mechanische Retardieren gehört richtig verstanden in das Drama, um die Spannung nicht so leidenschaftlich werden zu lassen, daß Gehalt, Poesie, klare Durchbildung durch den Kontrast langweilig, also störend und hors d'œuvre werden können. Die Alten haben solch mechanisches Retardiermittel in dem Chore — nicht jedoch, als meinte ich, das sei der ganze Zweck des Chores.

Schönheiten des Details im Roman.

Viele charakteristische Schönheiten liegen bei Walter Scott wie bei Shakespeare bloß im Detail. So die, wo der Prediger Holdenough, nachdem er dem Obersten Everard die Erscheinung des Jugendfreundes und dessen Tod, an dem sein eigner Eifer Mitursache war, erzählt, dann als er gedroht, den Pöbel gegen Heinrich Lee im Jägerhause zu Woo[illegible] zu hetzen, da ihn Everard warnend an das eben Erzählte erinnert, aufs äußerste gereizt von ihm läuft, dann zurückkehrend ihm für die bittere Arznei dankt, diese Stelle, wo fast in jeder Wendung eine charakteristische Feinheit liegt, z. B. wie er dem Obersten heißt, mit dem Handschlag der Versöhnung zu eilen, weil der „alte Mensch" in ihm diese Zögerung für sich benutzen

könnte, und wenn trotz des Vertrauens und der tiefsten Erschütterung dennoch das Bewußtsein seiner Wichtigkeit sich noch verbitternd einmischt, da es sich beleidigt glaubt. Diese Episode ist durchaus nur Detail und greift an keiner Stelle in den kausalen Nexus, hat für die Begebenheit selbst keinerlei Wichtigkeit. Der alte Prediger konnte, das war psychologisch genugsam vorbereitet, ohne Opposition die Rückkehr des Heinrich Lee in das Jägerhaus erfahren, oder er brauchte sie gar nicht in unsrer Gegenwart zu erfahren; es konnte ganz übergangen werden, ob er sie erfuhr oder nicht, da vor der Hand aus diesem Wissen gar nichts für die Geschichte wesentliches erfolgt. Aber wieviel hat durch dies Detail das Buch und der Charakter Holdenoughs an Gehalt und Interesse gewonnen. Wie kann durch solche Behandlung des Details besonders das Drama, die anderen Vorteile nicht zu rechnen, an scheinbarem Handlungsreichtum gewinnen! Shakespeare ist reich daran, z. B. Shylock, wie er erst aus Widerwillen gegen die Christen und übler Ahnung aus Träumen nicht zu Bassanios Bankett gehen will und dann durch eben jenen Widerwillen bewogen wird, es doch zu thun. Für die Charakteristik sind solche Züge des Details vom äußersten Werte; sie ersparen die Schwierigkeit, die wesentlichen Teile der Handlung so einzurichten, daß in ihnen all die einzelnen Momente des Charakters sich veräußern.

Schwächlingsgestalten.

Bei Walter Scott findet man so wenig einen Schwächling als bei Shakespeare. Ein Hauptunterschied aber ist, daß Shakespeare ethisch-psychologische und Scott historische Probleme behandelt. Das heißt, Shakespeare weiß nichts von Konventionen, die alle historischer Natur, bei Walter Scott ist die Verwicklung gewöhnlich darauf gebaut. Shakespeare ist menschlich-typisch, Scott historisch-individuell, die Humoristen sind gar gesucht und willkürlich individuell, Grilliſten. Bei Shakespeare sind die Motive aus der menschlichen Natur gegriffen und bei Scott aus den Konventionen gewisser Zeiten. Beim Lesen beider fühlt man einen sehr verschiedenen Eindruck; Shakespeare erscheint uns als ein Offenbarer der Gesetze der menschlichen Natur, Scott dagegen als ein Anekdotenerzähler zur Unterhaltung. Bei dem letztern scheint uns das psychologisch Belehrende hinzugefügt der Unterhaltung einen größern Wert zu geben, bei Shakespeare dagegen das Unterhaltende da zu sein, um uns für seine Offenbarungen zu gewinnen. Wenn Shakespeare seinen Stücken eine Art Zeitkostüm anlegt, so ist das nicht um der Verkleidung willen, sondern damit er uns seine Menschen entkleidet zeigen kann von alledem, was die Urgestalt der Natur verbirgt. Er wählt alte Zeiten,

nicht um uns ferne Konventionen zu oktroyieren, sondern um ungehindert zu sein von der Konvention einer historischen Gegenwart. Wenn Gervinus Shakespeare darum rühmt, so darf er Shakespeares Novellenquellen nicht verunglimpfen, denn sie besitzen schon das Verdienst; Shakespeare brauchte es ihnen nicht erst zu geben.

Walter Scotts Einheitlichkeit. Seine Durchschnittshelden.

W. Scott ist zwar nicht auffallend knapp, aber er unterbricht die stetige Spannung seiner Begebenheit nirgends mit einer Episode. Damit nicht die Absichtlichkeit nackt herausstehe, und da der Zweck doch zunächst Unterhaltung, so belebt er freilich und emancipiert das Einzelne bis zu einem gewissen Grade. Das ist schon durch das Gesetz des Retardierens geboten, ohne welches keine epische Handlung möglich ist. Aber er geht nie aus dem Gleise.

Der Held und dessen Geschichte ist ihm der Faden, an den er seine Scenen reiht, und zugleich der mittlere Durchschnitt, der Maßstab, der dem Leser die bedeutenderen Gestalten vermittelt. Der Held ist dem Alletage des Menschlichen nahe, das ja im Leben überhaupt die größere Masse macht. Sein Geschick beschäftigt nun die bedeutenderen Gestalten, die gewaltigen, übergewöhnlichen, ferner die humoristischen und halbkomischen Figuren, indem sie, bewußt oder auch unbewußt (ihren eignen Antrieben folgend, ohne von ihm zu wissen oder auf ihn Rücksicht zu nehmen), hindernd oder fördernd, helfend oder verfolgend, darauf wirken. Stets wird es zweckmäßig sein, im Roman das retardierende Element in den Helden zu legen, wie im Drama das entgegengesetzte zweckmäßig ist. Der Romanheld ist der Kahn, der glücklich durch die Sturmfluten kommt. Der Dramen- und besonders der Tragödienheld ist selbst eine solche Sturmflut, die sich, kämpfend, am Felsenufer der Weltordnung selbst vernichtet.

Im Robin dem Roten z. B. sind die eigentlich Handelnden der Vater des Helden, Diana, Robin, Jarvie, Vernon. Des Helden Geschichte ist nur der Weg, auf welchem wir den Hauptfiguren begegnen, und der dazu gebaut ist, uns ihnen immer wieder begegnen zu lassen. Sogar solchen Gestalten wie Morris. Man wird immer an Shakespeare erinnert; wo wir in einer Richtung gehen, meinen wir die wunderbarsten Ausbeugungen gemacht zu haben, wir meinen, wer weiß, was alles miterlebt zu haben, während wir nur die Begebenheiten des Helden miterlebten. Oft wähnen wir, der Dichter habe einen Abstecher in ganz andre Gebiete gemacht, wo er strikt auf der Straße geblieben ist. Eine Hauptabsicht war, uns den Robin zu zeigen. Nun sind alle die Effekte, dramatische und lyrisch-

maleriſche, mit einer Geſtalt nicht vorzunehmen, die wir beſtändig vor uns haben; die wunderbaren Überraſchungen, wenn die Geſtalt uns plötzlich in den Weg tritt, wo wir dies am wenigſten erwarten, die ganze Wirkung des Geheimnisvollen und Wunderbaren, welche Ingredienzien des Erhabenen ſind, fällt weg, wenn wir uns fortwährend mit deſſen Trägern beiſammen finden. So liegt nun der epiſche Reiz der allmählichen Entwicklung, der Thätigkeit, der mit der Geſtalt des Helden geht, dicht neben dem Reize des Wunderbaren, Überraſchenden, der in den eigentümlichen Charakterfiguren bald hier bald dort den ruhigen Gang der Entwicklung kreuzt. Nun hat der Held ſeine Betrachtungen anzuſtellen, ſeine Vermutungen und Meinungen von den Charakteren und Dingen, ſeine Hoffnung wie ſeine Furcht in Beziehung darauf zu entwickeln, und wir ſind ſeine Vertrauten dabei, wir identifizieren uns mit ihm, was uns leicht wird, da er in ſeinem mittlern Menſchendurchſchnitt Blut von unſerm Blute und Fleiſch von unſerm Fleiſche iſt. Zugleich kann er die Einwendungen, die ſich uns aufdrängen, gegen manches in jenen extremen Geſtalten ausſprechen als ſeine eignen und ſie für uns beantworten und entkräften. So iſt der epiſche Held zugleich der Chorus der Tragödien, die in ſein Leben hereinſpielen. Durch ihn berühren wir ſelbſt uns mit jenen extremen Figuren, thun unſre eignen Fragen in denen des Helden an ſie, ſprechen unſre eignen Empfindungen, unſre Wünſche, unſre Warnungen in den ſeinen gegen ſie aus, zeigen ihnen unſre Anerkennung, unſern Haß in dem ſeinen und reden uns ſo das Übermaß der Gefühle, welches uns ſonſt peinlich würde, vom belaſteten Herzen los. Auch ſelbſt wenn der Autor den Helden uns durch das Ganze in der dritten Perſon darſtellt, iſt es immer, als erzähle er uns in des Helden Geſchichte ſeine eigne; denn der Held bleibt unſer Auge, unſer Ohr, durch die wir die Dinge ſehen und hören. Nur hat er dann den Vorteil, den eigentlichen Haupthelden ſtellenweiſe pauſieren zu laſſen und ſo lange eine andre Geſtalt zu unſerm Medium, unſerm Auge und Ohr zu machen. Doch werden all dieſe Stellvertreter Menſchen von mittlerm Durchſchnitt ſein. Nie geht der Autor und ſeine Entwicklung des Vorgangs mit einem extremen Charakter, aus dem einfachen Grunde, weil es uns zu ſchwer würde, uns mit außerordentlichen Naturen zu identifizieren, und weil ſie ihren Reiz des Wunderbaren verlieren würden. Nie ſind wir die Begleiter einer Meg Merilis, eines Robin oder einer Helene Campbell. Im Altertümler geht die Erzählung bald mit Lovel, bald mit Oldbuck, mit Edie, ſelbſt einmal mit Douſterſwivel. Die Hauptwunder eines Buches erzählt uns der Autor nie ſelbſt; gewöhnlich läßt er dieſe von ſolchen Geſtalten erzählen, die an dem Wunder mit thätig ge-

weſen ſind, und er erklärt die Möglichkeit dieſer Thätigkeit durch die Eigentümlichkeit des Weſens, das ſie erzählt, wie z. B. die Elsbeth. Der Zuſtand, das ganze Weſen, das die Gräfin noch beſitzt und uns in ihrem Thun und Reden zeigt, muß für die Möglichkeit der Geſchichte einſtehen, die ſie uns erzählt, die Stimmung, die der Autor durch all das erregt — und nicht plötzlich, ſondern allmählich vorbereitend —, hilft dazu, indem ſie unſre Phantaſie ins Übergewicht ſetzt gegen unſern Verſtand. —

Die Romane Walter Scotts haben meiner Meinung nach darin einen großen Vorteil und einen Grund ihrer ungemeinen Popularität, daß in ihnen die Hauptarten des Romans zuſammengefaßt ſind, und zwar ſo, daß der Schöpfung die eigentümlichen Reize jeder Art zu gute kommen und die Mängel der Gattung wegfallen oder durch die Reize der andern Arten die Mängel jeder einzelnen verdeckt werden. Jede Zuſammenfaſſung mehrerer Arten müßte einen Vorteil bringen; es fragt ſich nur, in welcher Weiſe dieſe Zuſammenfaſſung ſtattzufinden hat, welche Art den Faden herzugeben hat u. ſ. w. —

Der Held iſt bei Scott gewöhnlich ein Fremdling, der in die Gegend kommt, worin die eigentümlichen Figuren, die in ſeine Geſchichte verflochten ſind oder werden, daheim ſind. Wir werden mit Gegenden u. ſ. w. bekannt, indem der Held damit bekannt wird. Dadurch wird der Sittenroman praktikabler. Er, der Held, unſer eigner Durchſchnitt, kommt aus unſern Sitten in dieſe fremden, die ihm darum auffallen müſſen, er iſt auch hier unſer Organ, er vermittelt uns mit dem Orte und deſſen Bewohnern, deſſen ganzer Eigenheit, ſeine Reflexionen darüber ſind die unſern. Iſt des Helden Vorgeſchichte uns im Anfang bekannt gemacht worden, wie im Waverley und Robin, ſo haben wir den biographiſchen Roman, deſſen Held eben nur der Held des Ganzen, des Romans überhaupt ſein kann. Der pſychologiſche Roman kann nur inſofern ſich mit dem Miſchroman vereinigen, daß ſein Held nicht der Held des Miſchromans, vielmehr iſt dieſer Held der Beobachter, er kann mit dem Träger des pſychologiſchen Problems bekannt zu werden ſuchen oder mit dem Problem ſelbſt, oder ſeine ſonſtigen Intereſſen können ihn dazu treiben, in ihm ſelbſt aber darf das Problem nicht vorgehen, ſonſt würde er ein dramatiſcher Held und gehörte nicht in den Roman. Er ſtellt die Reflexionen an u. ſ. w. und iſt auch wiederum das Organ des Leſers: er iſt immer mit uns auf einem Boden der Bildung, er ſieht die Menſchen und Dinge im ganzen mit demſelben Auge an, wie wir, er hat mit uns den gleichen Standpunkt. Eigentlich ſollte man einen andern Namen für dieſes unſer Organ haben; der eigentliche Held im Robin Roy z. B. iſt Robin. Dieſer kann

nun desto bedeutender auftreten, weil wir sein Leben nicht von Schritt zu Schritt verfolgen; wir sehen von ihm nur Momente, wo er bedeutend ist, er überrascht uns mit seiner Allgegenwart, er zeigt sich immer nur in der interessantesten Attitüde. Die Geschichte Franz Osbaldistons ist nur der Weg, der uns immer dahin führt, wo wir dem Robin in dessen Glanzpunkten begegnen. Die Geschichte des Osbaldiston ist nur der Weg, den der Autor uns um einen schönen gewaltigen Berg so herumführt, daß wir diesen, nachdem wir ihn einige Zeit aus den Augen verloren, etwa durch das Hindernis andrer kleinerer Höhen oder dichter Waldbäume um uns, immer wieder erblicken, und zwar von seinen malerischen Seiten, angenehm überrascht bald von seiner schroffen Erhabenheit, Wildheit, ja zuweilen in Furcht gesetzt, er werde ein vorgestrecktes Felsstück auf uns niederstürzen lassen, bald wieder von Seite seiner ruhigern Größe und schönern Fülle. Daher der Charakter des Pittoresken der dichterischen Thätigkeit Scotts, er zeigt uns von Menschen und Ständen, Gegenden und Sitten die pittoresken Seiten und benutzt dazu die Hilfsmittel von Wechsel, Kontrast, Überraschung, Stimmung, ganz wie es der englische Landschaftsgartenkünstler thut.

Also — eine Anzahl von bedeutenden Gestalten verschiedenster Art, die mit dem Helden in ebenso verschiedenartigen Verhältnissen schon stehen oder erst hineintreten. Dann der Held selbst, der uns weniger als bedeutende Gestalt interessiert, dessen Geschichte uns mehr anzieht, als er selbst und eben daher, weil sie nur das Mittel ist, jene Gestalten in ihren bedeutendsten Augenblicken uns immer wieder begegnen zu lassen oder sie in Thätigkeiten zu versetzen, in denen ihre sittliche Schönheit oder ihre edle und milde Größe im Guten oder Bösen sich am vorteilhaftesten zeigen kann. Dies der Hauptunterschied zwischen dem Roman- und dem Dramenhelden. Denkt man sich Lear als Roman, so würde Edgar ungefähr der Held sein müssen. Im Hamlet trifft der Dramenheld am nächsten mit dem Begriff des Romanhelden zusammen. Wollte man dagegen aus Robin dem Roten ein Drama machen, würde Robin selbst der Held sein müssen, aber die Geschichte müßte sehr verändert werden, Franz Osbaldiston ganz wegfallen. So im Waverley wäre Vich Jan Vohr der tragische Held, im Altertümler die Gräfin von Glenallan.

Selbst im Altertümler, wo der Held selbst — ausnahmsweise bei Scott — uns stellenweise aus den Augen verschwindet, ist er es, in welchen wir erst mit Oldbuck, dann mit Edie, ferner mit Arthur, Isabelle, den Fischern und endlich mit Hektor bekannt werden. Wir sehen alle diese sozusagen erst mit seinen Augen und so individuell sein Charakter, es ist doch derjenige durch den ganzen Roman,

der unserm Durchschnitt am nächsten steht, also der geschickteste ist, uns mit ihm zu identifizieren. Erst wenn durch ihn Oldbuck, Edie u. s. w. uns bekannt und nahe gebracht sind, springt die Erzählung wechselnd zu dieser über. So wie wir über des Altertümlers grilliges Kostüm hinüber sind und den Durchschnittsmenschen auch in ihm aufgefunden haben und dadurch einigermaßen in den Stand gesetzt sind, uns mit ihm zu identifizieren, wird er unser Organ; dann Edie, der ebenfalls, nachdem uns sein Sittenkostüm gewohnt worden, sich als einen Durchschnittsmenschen ausweist. Mit Sir Arthur und Hektor geht die Geschichte weniger, noch weniger mit den Glenallans und Elsbeth, weil uns diese Menschen fremder bleiben müssen.

Die Helden sind immer so gebildet, daß sie geschickt sind, das Medium zwischen uns und den auffallenden, den drastischen Gestalten des Romans zu werden. Erstlich stehen sie uns nach ihrer Charakteranlage am nächsten, das heißt sie repräsentieren am vollständigsten den mittlern Durchschnitt, dann sind sie so beschaffen, daß sie für die Art Eindrücke am meisten gestimmt und geeignet sind, die jene drastischen Figuren machen sollen; sie sind alle mehr aufnehmend als produktiv, sie sind die geschicktesten Spiegel für die Lagen und Personen, die sie reproduzieren sollen in Stimmung und Reflexion; sie sind deshalb jung, frisch, haben eine Phantasievorneigung, wie die Leser selbst, die sonst nicht zu dem Romane greifen würden, in ihnen erlebt der Leser den Roman.

Scotts „Altertümler" und „Astrolog".

Auf eine Erkennung und Wiedereinsetzung von den Eltern entrissenen Kindern kommen beide Romane hinaus. Es ist dies das Motiv schon des „Tom Jones". Wir sehen in diesen beiden Werken nur eine Erweiterung und Durchbildung der Elemente des „Tom Jones", sowohl in der Erfindung als in der Behandlung, dazu eine Konzentration in der Zeit. Hier, in Tom Jones, ist schon das Reisen des Helden, in Robin auch seine Kontrastierung mit einem komischen Charakter als Begleiter, was auf Cervantes zurückweist; dem Jones fehlt schon weder der historische Hintergrund (und zwar derselbe wie bei Scotts schottischen Romanen, eine Invasion des Prätendenten) noch die Tendenz auf Sittenschilderung (Junker Western). Der Gärtner, der Franz Osbaldistone begleitet, hat große Verwandtschaft mit Rebhuhn in seiner Indiskretion, die immer des Herren Lage verschlimmert, wo sie verbessern soll, in seiner Geschwätzigkeit; was bei Rebhuhn die schulmeisterliche Manie vom Gelehrten, ist hier die vom Presbyterianer. Eigentlich lassen sich beide auf den klassischen Sancho Pansa, als ihren Ahnherrn, Vater und Großvater zurückführen.

Nur das romantiſche, pittoreske Element der Ballade, die Ruinen u. ſ. w. fehlen dem Engländer, dafür dem Schotten die Zotenbeimiſchung, ein Mangel, durch welchen dieſer ebenſoviel gewinnt, als durch jenes Voraushaben. —

Nun iſt beſonders bemerkenswert, wie alle die Nebenfiguren in dieſen beiden Novellen (Aſtrolog und Altertümler) trotz des individuellſten Details keine eigne detaillierte Geſchichte haben — nur inſofern ihr Handeln und Leiden in des Helden Geſchichte eingreift, iſt es detailliert — mit Ausnahme Guy Manneringſ; aber ſelbſt dieſe iſt nur Mittel zum Zwecke, der in Brownſ Geſchichte liegt; und nicht zu überſehen iſt es, daß durch den kleinen Teil von ſcheinbar ſelbſtändiger Geſchichte die Erzählung etwas Stotterndes, immer von vorn Anfangendes erhalten hat.

Die Kunſt iſt alſo: eine Fabel zu entwerfen, in der alle Figuren eigentlich bloß Hilfslinien an einer geometriſchen Figur, Gerüſte an einem Baue ſind, und dann dieſe Figuren ſo auszuführen, daß ſie vollkommen ſelbſtändig und mit eignem Kerne verſehen erſcheinen und doch bei allem Reichtum ihres Details nicht aufhören, jene bloßen Hilfslinien zu ſein; wie jedes Organ möglichſt emancipiert iſt, und doch keins zu einem Nebenherzen der Geſchichte ſelbſt wird. Das iſt die epiſche Schlankheit und Geſchloſſenheit, die über der epiſchen Breite nie verloren werden darf. Die epiſche Breite gehört bloß der Ausführung, nicht der Erfindung.

Nie wendet in der Erzählung Scott ſich unmittelbar an den Leſer; wenn er z. B. uns mit einer neuen Geſtalt bekannt macht, ſo ſtellt er ſie ſozuſagen nicht unmittelbar uns, ſondern einer andern Perſon vor, die wir ſchon kennen, alſo die uns ſchon vorgeſtellt iſt. Auch große Leidenſchaften beſchreibt er weniger uns unmittelbar ſelbſt, ſondern mehr unſerm Stellvertreter, deſſen Bewunderung, Mitleid, aber auch deſſen Verwunderung, Bedenken und Wehren gegen Sympathie — wenn der Gegenſtand ihrer nicht wert — all dieſe Gefühle mit betreffenden Reflexionen für uns, das iſt an unſrer Stelle, ausſpricht. Nur wenn der Held irrt und der Autor nicht will, daß wir in dem Momente mit dem Helden irren ſollen, ſpricht er aus oder deutet er an, daß der Held wohl irren möge, oder daß er wirklich irre, wobei er den pſychologiſchen Grund davon angiebt, d. h. dieſes Irrtums. Shakeſpeare hat in jedem Stücke ſolche Vermittler, ja faſt jede Perſon, ſogar der Held ſelbſt tritt momentan auf den Standpunkt des Betrachtenden andern gegenüber; bei Scott iſt er hauptſächlich der Held, der den leidenſchaftlicheren, gewaltiger angelegten Charakteren in dieſer Weiſe gegenüberſteht, aber jede Geſtalt des Romans, die uns einmal bekannt iſt und — wohlverſtanden! — die ſich in der Faſſung befindet, in welcher der Menſch fähig iſt, zu be-

obachten, zu betrachten, zu reflektieren, versieht diese Obliegenheit, den durch Leidenschaft außer sich gesetzten Charakter für uns zu spiegeln. Deshalb sind auch seine Helden nicht von großen, mächtigen Leidenschaften, an die sie sich verlieren könnten — kurz, sie sind Durchschnittsmenschen! — In Dickens ist eine Schwenkung nach dem Drama zu; fast in jeder Scene wechselt der Faden und läßt Dickens uns mit einer andern seiner Figuren gehen. Das giebt ihm natürlicherweise manchen Vorteil, aber auch ebensoviele Nachteile; die epische Schlankheit geht dabei verloren. Scott hat in seinen Romanen naive und überlegene Gestalten, auch solche, die beides zugleich in ganz eigentümlicher Mischung sind; seine Helden stehen gewöhnlich zwischen beiden; sie haben Bildung und Lebenskenntnis, dazu vortrefflichen Menschenverstand genug, ein richtiges Urteil über Dinge und Personen zu fällen; sie haben Mut und Ehrgefühl genug, auch die Überspannung dieser Gefühle zu begreifen, wenn auch Verstand genug, zu beurteilen, wie weit diese über die richtige Mitte geht. Man könnte sagen: der Held repräsentiere das Gemeingefühl, die rechte Besonnenheit. Besonders ist dies der Fall, wo der Held selber der Erzähler ist, wie im Robin; und bei solch extremen blendenden Erscheinungen ist es doppelt nötig, daß ein richtiges sittliches Urteil Schritt vor Schritt mit der Erscheinung geht, in welcher das Schlimme so mit dem Glänzenden verwachsen ist. Dies Urteil braucht keine Reflexionen; es kann in der Wirkung der Handlungen und Reden auf die Gefühle des Helden dargestellt werden; wie in genannter Geschichte in Franz Osbaldistone neben Bewunderung und Mitleid mit Robin doch immer der Schauder vor dem Verbrecher lebendig bleibt. Wohlthätig wirkt in diesem Sinne auch der sittliche Unwillen über nicht zu rechtfertigende Handlungen, welcher zugleich der Gestalt eine Folie giebt, in der er sich trotz Gefahr Luft macht, wie im Jarvie bei Morris Tötung.

Gerade wie Shakespeare diese Schauder bei seinen ähnlichen Gestalten in uns fortwährend wachzuhalten versteht, ganz anders als Schiller und Corneille, bei denen die Gefährlichkeit blendender Laster, Verbrechen und Verirrungen von sittlicher Warnung nicht balanciert wird, so daß nur die Jugend sehr befriedigt ist: ihre eignen leidenschaftlichen Verirrungen verherrlicht, politische weltbürgerliche Schwärmerei als Gegenstand für bewundernde Nachahmung, auch den Selbstmord als eine edle, würdevolle Handlung dargestellt zu finden, ja einer selbstischen wilden Soldateska ihre Begeisterung zugewendet zu sehen.

Und reißt einmal Leidenschaft, Überspannung eines Gefühls den Helden selbst hin, so muß ihm wieder eine andre Person gegenübergestellt werden, in welcher das sittliche Urteil, der Gemeinsinn, der ruhige Verstand ihren Ausdruck finden; muß eine andre Gestalt an

dem Helden das leiſten, was der Held in der Regel an den andern Geſtalten. Und iſt der Held eben mit ſich allein, ſo muß der Autor in ſeiner Darſtellung den Mangel des perſonifizierten Maßſtabes erſetzen. Das will geſchickt gemacht ſein, damit der dramatiſche Anſtrich, der Anſchein der Objektivität der Darſtellung nicht verletzt werde.

Schwierig iſt es, ein allmähliches Werden im Romane darzuſtellen, ohne den epiſchen und objektiven Ton, die Haltung zu verlieren. Walter Scott teilt ſolche Prozeſſe in Stationen, zeigt uns die betreffende Geſtalt darin und geht zwiſchen dieſen Zeigemomenten mit andern Figuren, ſo daß ſtets die zu dem Anwachſen oder Abnehmen in dem Grade, wie die Station ſie zeigen ſoll, notwendig erforderliche Zeit dazwiſchen liegt, holt dann, ſo oft die Erzählung zu der betreffenden Geſtalt zurückkehrt, in gedrängtem Reſumé nach, was hinter den Couliſſen unterdes an ihr wuchs oder abnahm. Dieſe Stationen aber müſſen Handlungen darſtellen, Geſpräche der betreffenden Perſonen und ſonſt Thätigkeiten, damit die Stetigkeit des Verlaufes nicht innerhalb desſelben Kapitels unterbrochen wird; wie denn das Hin- und Herſpringen ohne längeres Verweilen, d. h. ſolange, daß Illuſion und Sympathie wiederum ins Spiel geſetzt werden konnte, ſein ſehr Unangenehmes hat. Solche Station muß ſtets ihre nächſte Vergangenheit und nächſte Zukunft mit ſich haben; und je weniger bloße Aufzählung dabei, deſto beſſer. Das beſte Schema: die Perſon kommt agierend, nachdem wir bei ihr wieder heimiſch geworden, kommt das Reſumé — welches immer beſſer die betreffenden Geſtalten oder andre für ſie — vielleicht im Geſpräche mit ihnen (denn je weniger der Autor in Perſon ſich darein mengt, die Illuſion momentan aufhebend, deſto beſſer!) geben; nun fährt die Perſon in ihrem Handeln fort und das Kapitel ſchließt damit, daß ſie zu einer andern Handlung ſich vorbereitet oder zu derſelben die erſten Schritte thut; die folgenden werden für den nächſten Auftritt der Perſon aufgeſpart, wo ſie dann entweder dargeſtellt oder reſümiert werden. Je erregter die betreffende Perſon, deſto ruhiger muß diejenige, die die Scene mit ihr hat, ſozuſagen im Augenblicke der Held, der Beobachter, der Warner u. ſ. w. und der Chorus werden. Wir müſſen die betreffende Perſon mehr im Spiegel ſehen als mit unmittelbar auf ſie ſelbſt gerichtetem Blicke. So auch bei Streitſcenen, wo ſich mehrere Perſonen feindlich oder doch affektvoll gegenüberſtehen, müſſen wir mehr mit ihrem Spiegel beſchäftigt werden als unmittelbar mit ihnen ſelbſt. Je weniger oft die Erzählung abbricht, deſto beſſer. Läßt ſich jenes innere Werden, von deſſen Darſtellung und der Schwierigkeit dieſer Darſtellung eben die Rede, in äußerer Handlung verkörpern, und zwar ohne daß die epiſche Haltung dabei aufgegeben werden müßte, ſo ſtelle man es immerhin ſtetig dar, ſehe aber darauf, daß das Detail intereſſant

genug wird, uns an jeden Schritt zu fesseln, und die Phantasie des Lesers nicht versucht werde, der Darstellung vorzueilen. Dann sehe man auch darauf, daß der Wechsel des Ernsten und Komischen nie zu lange unterbrochen wird. Denn das Hauptgesetz ist: wir müssen gespannt sein auf das Resultat und doch mit ganzem Behagen dem Weg dahin Schritt vor Schritt folgen. Das Ziel des Weges muß uns locken, nicht stille stehen zu bleiben, und der Weg selbst muß uns genug gefallen, um langsam gehen zu mögen.

Summa: der Charakter des Epischen ist Mittelbarkeit, Umweg, Hindurchgehen des Starken, Unmittelbaren durch das Medium, das mildernde einer dritten Person, so daß wir sozusagen es aus der andern Hand erhalten, die Urteil und Betrachtung bereits dazu gethan, oder so, daß wir den Eindruck der Anschauung unmittelbar mit dem Urteile darüber vereint erhalten — dies Urteil mag immer als das Gefühl, das sich ausspricht, ja selbst als Handlung dargestellt sein; ja dieses ist sogar das bessere. Man denkt an die Mitteilung der unmittelbaren Sinnesempfindung von Nerv zu Nerv und die Windungen der letzten, bevor sie dem Rückenmark und durch dieses erst wiederum dem Hirne mitgeteilt wird.

Also wo der Held selbst in einer Erregung oder in eine solche hineingeratend dargestellt werden muß, er also die Fassung verliert, die ihn zu unserm Medium qualifiziert, oder auch die Handlung in ihm zu innerlich wird, in solchen Kapiteln gehe die Erzählung mit einer andern Person, die die Qualifikation hat, solange seine Stelle bei uns zu vertreten. Oft wird dies Verfahren auch dadurch nötig, daß es in des Autors Interesse liegen kann, uns nicht zu sagen, was in dem Helden vorgeht, oder wenigstens die Gründe dieses Vorganges an der betreffenden Stelle uns zu verschweigen. So bei dem Ausfluge nach St. Ruth, in welchem Lovel eine pathologische Gestalt, steht Oldbuck im Vordergrunde der Erzählung; wir erfahren mehr, was in den andern in Bezug auf Lovel vorgeht, als was in ihm selbst. Dagegen, wo Oldbuck seine ganze Originalität zeigen soll — bei dem ersten Besuche Lovels —, gehen wir mit Lovel. Hier betrachten wir in Gemeinschaft mit Lovel, der eben uns näher steht und unsre Stelle vertritt, den wunderlichen Oldbuck; dann wo Oldbuck uns begreiflicher ist, betrachtet er mit uns Lovel, der nun uns fremder ist, d. h. in einem Zustande, der von dem Mittelzustande weiter abliegt. So betrachten wir den Wunderlichern (momentan Wunderlichern) jederzeit durch den eben weniger Wunderlichen, der uns durch dieses Weniger relativ im Augenblicke näher gerückt ist. Immer wird uns das relativ Fremdere durch das relativ Bekanntere vermittelt; abgesehen davon, welcher Vorteil für die feinere, tiefere Charakteristik mehrerer Figuren für den Autor in diesem Springen von einer Gestalt zur andern liegt

Bei Scott und zu ſeiner Zeit war die Liebesgeſchichte die: das eine der Liebenden hatte Geburt gegen ſich. Ungleichheit im Vermögen war nicht die Urſache, die zwei Liebende auseinander hielt; das iſt ſie jetzt erſt geworden, wo die Unebenbürtigkeit nicht mehr ſoviel zu bedeuten hat. Damals war das Vorurteil der edlern Geburt das gewöhnliche Motiv; der Reichtum konnte es, auch wenn der Adel mit Armut verknüpft war, nicht überwinden. Nun blieben zwei Wege, entweder mußte ſich am Ende herausſtellen, daß der adlige Teil in Wahrheit auch ein Bürgerkind war, aber dieſer Weg wurde nicht begangen — oder der bürgerliche wies ſich zuletzt als ebenfalls adlig, ja vielleicht in der Geburt dem andern Teile noch überlegen aus, und dann konnte der Autor abtreten, wenn der Paſtor auftrat. Jetzt, unter dem Einfluſſe der demokratiſchen Mehrzahl des Publikums, tritt der adlige Teil ſelber von ſeinem Poſtamente herab und giebt das innerlich überwundene Vorurteil faktiſch auf. — Alſo die Lovels. Es ſteht die Ungleichheit der Geburt dazwiſchen; die muß hinweggeräumt werden, damit die Liebesgeſchichte glücklich ſchließt. Vor unſerm Gefühle muß erſt die Liebe für Verſchmähung ſich auf das edelſte rächen; die Verkennung Lovels muß zu einer Art Triumph für ihn ausſchlagen. Das zweite möglich zu machen hilft Douſterſwivel, zum dritten wurde Hektor nötig. Das erſte geſchieht durch Erhellung des Verhaltes von Lovels Geburt. Der Baſtard wird zu einem großen Grafen.

Eigentlich iſt bei Scotts Fabeln die Liebesgeſchichte Hauptſache. So Bertram, Lovel, Franz Osbaldiſton. Dem Helden des Romanes iſt alſo die Leidenſchaft der Liebe als Departement überwieſen. Die Liebe iſt im Anfang eine unglückliche; hier treten allerlei Variationen über das faſt immer gleiche Motiv — Ungleichheit der Geburt, Religion, bereits getroffene Dispoſition — ein. (Ein originelles Motiv das erſt trennende, dann hinweggeräumte zwiſchen Lothario und Tereſa.)

Im Roman darf das Pathologiſche der Spannung nur ſelten und vorübergehend angewandt ſein; das meiſte muß die Freude an den darin auftretenden Menſchen thun. Vollends darf das Schickſal des Helden uns nie zu anhaltend pathologiſch beſchäftigen. Auch das hat Scott vortrefflich verſtanden und iſt auch dieſem Mangel dadurch ausgewichen, daß das Pathologiſche ſich hauptſächlich auf die Figuren beſchränkt, mit denen wir durch Vermittlung des Helden zu thun haben, mit denen wir nicht Schritt vor Schritt gehen, denen wir nur in Spatien begegnen. Schon aus der relativen Länge des Romans iſt die Regel herzuleiten; denn, was wir drei Stunden lang ertragen, dulden wir nicht die Tage lang, die die Lektüre des Romans ausfüllt. Die Regel bleibt, daß die Grundfabel des Romans nicht tragiſch ſein darf, auch kein ſpannendes pſychologiſch-patholo-

giſches Problem. Unter den in die Fabel verflochtenen großen, pathologiſchen Geſtalten dürfen welche ein tragiſches Schickſal haben; ſo hat es Mac Ivor, ſo könnte es Robin haben, ſo hat es Eveline Neville und Graf Glenallan, ſo hat es Meg Merilies. Tragiſches Schickſal darf nur mit großer, überwachſender Leidenſchaft und entſprechender Situation beiſammen ſein. So wie dies bei dem Helden der Fall iſt, ſo iſt das Drama fertig, die Tragödie oder das große Epos.

Daher muß auch der Kauſalnexus im Romane mehr verſteckt werden, die wirkliche Erſcheinung, die Exiſtenz, das Detail, der Zuſtand immer im Übergewichte ſein. Wir müſſen immer das Ziel über dem Wege vergeſſen und nur zuweilen daran erinnert werden, um es wieder ſo zu vergeſſen.

So gehen nun in ſolchem Romane, der ein vor dem Beginne liegendes Rätſel hat, zwei Vorgänge nebeneinander, ein ſynthetiſcher und ein analytiſcher; einer, dem man Schritt vor Schritt folgt, und einer, der mehr nur geahnt wird, nachdem er in ſeiner völlig rätſelhaften Einwirkung auf den andern erſt bloß unbeſtimmte aber ſcharfe Neugierde erregt. Später geht die Ahnung in immer klareres Wiſſen um die Natur des Rätſels über; die letzte Spannung iſt, ob das, was die theoretiſche Löſung des Rätſels auf die Zuſtände zu deren praktiſchen Löſung und damit der Befriedigung des Leſers möglicherweiſe wirken kann, wirklich wirkt, ob die noch übrigen letzten Bedingungen dazu ſich noch finden werden. Dabei iſt zu ſorgen, daß das Ganze möglichſt abgeſchloſſen ſei, d. h. daß die beiden Vorgänge, der ſynthetiſche und der analytiſche — wie wir ſie einmal nennen wollen —, im ſteten Kauſalverbande ſtehen. Die beſte Weiſe, in der ſie zu vereinen, iſt, daß eben der ſynthetiſche Vorgang Schritt vor Schritt ein Stück von dem Rätſel löſt; alſo daß jeder Schritt in der Begebenheit vom Anfangspunkte weiter vorwärts einen Schritt derſelben von da rückwärts aufhellt, die Geſchichte alſo zugleich vorwärts und rückwärts fortſchreitet, bis die Löſung des Rätſels am Anfange die Löſung der Verwicklung am Ende herbeiführt. Oder daß die fortſchreitende Verwicklung zugleich eine fortſchreitende Auflöſung iſt. Ähnlich wie bei einer plötzlichen Steigerung einer Eiſenbahn die von der Höhe herabfahrende Lokomotive als Vorſpann die andre nach der Höhe heraufzieht. Der Zuſammenhang der Liebesgeſchichte mit den pathologiſchen Geſtalten und den hiſtoriſchen Teilen des Romanes wird ſo hergeſtellt, daß die Liebesgeſchichte der eigentliche Faden iſt. Es iſt entweder eine Liebe, deren Entſtehung ſchon unter Hinderniſſen der Vereinigung geſchieht, oder deren Entſtehen unter Vereinigung verheißenden Umſtänden erfolgte, die aber nun Hinderniſſe findet. Alſo zwei Liebende, die ſich finden auf den Rändern einer Kluft, die bereits zwiſchen ihnen, oder zwiſchen denen eine

Kluft erst sich aufthut, da sie sich schon fanden. Diese Kluft ist entweder in Konventionen begründet, oder sie entsteht aus einer historischen Parteiung. Es ist noch ein Fall denkbar; daß diese Kluft schon vorhanden, aber nicht sichtbar, weil die Liebenden ihre wahre Lage nicht kannten. — Nun wird entweder diese Kluft geebnet, oder auch es erweist sich, daß die Kluft bloß eine scheinbare war — wie wenn einer für einen Bastard oder Unebenbürtigen gilt, und es sich nun ergiebt, daß er dieses in Wahrheit nicht ist. Die Kluft, das Hindernis entweder eine innere, psychologische, moralische oder eine äußere, historische, d. h. sie liegt entweder im Charakter oder in den Umständen.

Nach diesem Schema sind eine große Anzahl Romane gebaut. Ein Rätsel ragt aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein; die Verwicklungen der Gegenwart entwickeln sich, indem sie jenes Rätsel lösen. Der Lampenputzer, der Clennamstamm in Klein-Dorrit, das Idyll im (Immermannschen) Münchhausen, Barnaby Rudge, auch Wilhelm Meister, wiewohl hier die Entwicklung nichts mit dem Vorrätsel zu thun hat; Tom Jones u. a.

Barnaby Rudge von Dickens.

Es sind in diesem Romane eine Kriminalgeschichte, zwei Liebesgeschichten, eine Aufruhrgeschichte und zwei Familiengeschichten (Rudges und Gabriel Vardens) so verflochten, daß die eine die andere motiviert. Außerdem stecken auch noch einige bloß skizzierte Geschichten darin, z. B. die Hughs und seiner Mutter, die aber wenig zu ihrem Rechte kommt. Auch die Figuren greifen aus der einen in die andre hinüber; die meisten sind in allen diesen einzelnen Geschichten daheim, z. B. Varden, der in der Kriminalgeschichte der Repräsentant des Zuschauers und Vertraute der Rudge und der Haredale, in der einen Liebesgeschichte ein Agent, in der andern ein Vater, in der einen Familiengeschichte (Baron) ein Freund, in der andern ein Held, in der historischen der loyale Bürger.

Von den Charakteren sind einige Probleme, der politische Don Quixote Gordon; der Mörder, der der Entdeckung durch eine dunkle Gewalt, den Schwindel des Gewissens, zugedrängt wird, der er vergeblich entgegenkämpft, den die Folgen einer selbstsüchtigen That zum Ausbunde von Selbstsucht machen; Haredale, der sich dadurch, daß er einen Gedanken zum Inhalte seines Lebens macht, isoliert. Die eine Liebes- und die eine Familiengeschichte sind zugleich Besserungsgeschichten, deren eine, die historische, das korrigierende Moment bietet. Das Unglück und die Entfernung Miggs, beide durch den Aufruhr herbeigeführt, bessern die Mrs. Varden. Es sind dieselben Schauspieler, die in sieben verschiedenen Stücken auftreten, welche scenenweise ineinander geschoben sind. Auch dies ist nur eine Erweiterung

Shakespeares, der selbst schon eine Erweiterung der Alten erscheint. Wie bei Shakespeare oft zwei Handlungen einander kontrastierend und dadurch erklärend in Bezug auf Ideendarstellung zu einer vereinigt sind, so ist's hier mit sieben der Fall, von denen je zwei und zwei wie ihre Helden sich parodieren und kontrastieren. So Gordon und Barnaby, zwei Verrückte, der Mörder und Chester, zwei Selbstsüchtige, Haredale und der Schlosser, zwei Thatkräftige. Das dramatische Movens zusammengesetzt aus den Motiven aller Einzelnen. Die eine Geschichte, die Kriminalgeschichte, ist eigentlich am Anfange des Buches in ihrem Wesentlichen schon vorüber, es fehlt nur die Entdeckung des Mörders; diese Geschichte hat einen analytischen Gang, während die andern synthetisch vorschreiten. Sie giebt da schon eine Spannung, wo die andern, noch im Keime liegend, dies nicht vermögen. Sie hat mit an der Situation der einen Liebesgeschichte gebaut; sie hat das Hauptmotiv zu der Feindschaft Haredales und Chesters geliefert.

Zwei Städte von Dickens.

Der jüngere Marquis Evremond hat eine Unterthanin ihrem Manne genommen, sie gewaltsam zu seiner Maitresse gemacht und ihren Bruder, der sie rächen will, tödlich getroffen. Die Brüder Evremond nehmen vom Wege den Dr. Manette aus Beauvais in einem Wagen zu der Wahnsinnigen und dem Sterbenden mit, der dem Arzte die Geschichte erzählt. Der ältre Evremond rät dem Arzte, der Geld ausschlägt, Schweigen. Der Doktor zeigt die Geschichte in einem Briefe dem Minister an, erfährt von der Gattin des ältern Evremond, welche ihn besucht und für die jüngere Schwester jener Geschwister sorgen will, deren Namen sie nicht wissen, und die der Bruder in die Fremde in Sicherheit gebracht hat, den Namen des Marquis. Sie hat ihren Knaben bei sich und möchte durch Wohlthaten ihn dem Fluch entziehen, dessen nahe Vollziehung (le déluge) auch sie ahnt. Der Doktor wird unter dem Vorwande, zu einem Kranken gerufen zu werden, nach der Bastille gebracht, wie er sieht auf Anstiften des Marquis, der seinen Brief an den Minister hat und vor des Doktors Augen verbrennt. Nachdem er an zwanzig Jahre gesessen, wird er freigelassen, und ein früherer Diener, der Weinwirt Defarge in der Vorstadt St. Antoine, nimmt sich des Befreiten an, der wie blödsinnig ist und niemand hat, da seine junge Frau kurz nach seinem Verschwinden gestorben und seine kleine Tochter mit ihrem kleinen Vermögen nach England gekommen, wohin Mr. Lorry, ein Kommis von Tellson u. Komp., wo ihr Vermögen stand, und Freund ihres Vaters, sie im Auftrage Tellsons mitgenommen hat. Auf die Nachricht von dem Wiederfinden

Dr. Manettes ſoll dieſer durch jenen Kommis, der eben in Paris, wo eine Kommandite Tellſons, zu thun hat, mit herüber nach England gebracht werden. Unterwegs bekommt der Kommis die Weiſung, die Tochter des Doktors in Dover zu erwarten, die hier von ihm erfährt, daß ihr Vater noch lebt und daß ſie ihn abholen helfen ſoll. In Paris finden ſie den Doktor Schuhe flickend und blödſinnig durch die lange Kerkerhaft, er erkennt in Lucie halb das Dämmerbild ihrer Mutter und folgt leidend, die Schuhbank u. ſ. w. muß mit. Ungefähr im zehnten Jahre ſeiner Haft hat er die Urſache ſeines Leidens aufgeſchrieben und im Kamin verſteckt. In England unter der Pflege ſeiner Tochter und der Teilnahme des Mr. Lorry kommt der Doktor wieder zum hellen Bewußtſein, behält aber eine Gedrücktheit den Seinen gegenüber, die ihn in ſeinem elenden Zuſtande geſehen, obgleich er ſich wieder in ſein altes Geſchäft wirft und ſich eine ärztliche Praxis erwirbt. Auf der Überfahrt lernen die Manettes einen jungen Mann, Darnay, kennen und müſſen, da dieſer angeklagt iſt, als Spion im Intereſſe des ſich damals befreienden Amerika zwiſchen Frankreich und England hin und her gereiſt zu ſein, in Old-Bailey als Zeugen auftreten, wie auch der Bankbeamte Lorry muß. Bei dem Verhöre verraten ſich Lucies Gefühle für Darnay; Barſad und Dry, zwei Old-Bailey-Spione, treten als Ankläger auf. Dry will Darnay an einem Orte geſehen haben, wo ſeine Anweſenheit verdächtig; ein Advokat Sidney Carton zeigt ſich dem Publikum, und ſeine Ähnlichkeit mit dem Angeklagten wirkt zu deſſen Gunſten auf die Geſchworenen, er wird freigeſprochen. Carton iſt ein blaſierter Menſch ohne Trieb, ſich geltend zu machen, aber von edlem Kerne; Darnays Anwalt bedient ſich ſeiner großen Anlagen; er iſt deſſen „Schakal“. Carton hat ſich in Lucie verliebt, wie Darnay; dieſer frequentiert des Doktors Freundſchaft und wirbt endlich um Lucie. Darnay iſt der Sohn des ältern Evremond, der uns vorgeführten Marquiſe Kind. Als der ariſtokratiſche Tyrann, der jüngere Bruder des Marquis, der Verderber jener Frau, der als Zwillingsbruder Mitbeſitzer, nach des älteren Bruders Tode Beſitzer, von einem Manne, deſſen Kind er überfahren, in ſeinem Bette erdolcht worden, geht Charles, der nunmehrige Erbe, nach England und wird da Sprachlehrer; Gabelle, der Beamte auf ſeinen Gütern, iſt von ihm angewieſen, keine Steuern zu erheben, ſondern den gedrückten Unterthanen zu helfen wie er kann; Charles entſagt der Erbſchaft, auf der jene Flüche ruhen. — Bei der Einnahme der Baſtille ſucht und findet Defarge das Papier mit der Geſchichte des Doktors im Kamin, dadurch erfährt ſeine Frau (ein entſchiedener Charakter, ein eifriges Mitglied einer Jacquerie), die keine andre iſt, als jene in Sicherheit gebrachte Schweſter, die Geſchichte ihrer Geſchwiſter. Der Doktor,

der in Charles den jungen Evremond ahnt, nimmt ihm das Ver
sprechen ab, seinen Namen niemand im Hause zu entdecken: da
junge Paar hat kaum die Hochzeitsreise angetreten, als den Dokto
die Gemütsbewegung wieder zum blödsinnigen Schuster macht — di
Bank dazu u. s. w. hat er immer in seinem Schlafzimmer gehab
Der alte Kommis und Miß Proß, die Pflegerin Lucies, bewache
ihn und vernichten, nachdem der Doktor, wieder genesen, seinen Kinder
nachreist, mit seiner Genehmigung die gefährlichen Erinnerungs
mittel. Der Anfall wurde Lucie verschwiegen. — Die Revolutio
ist in vollem Gange, der alte Kommis muß der Bankkommandit
wegen nach Paris. Charles, den Gabelle in einem Briefe ruft, ih
durch sein Zeugnis vor dem Revolutionsgericht zu retten, da
dessen milde Aufträge ausgeführt, geht nach Paris, was die Seine
erst nach seiner Abreise durch Briefe von ihm erfahren. Sie folge
ihm. Unterdes ist das Emigrantengesetz gegeben, und Charles wir
bei seiner Ankunft in Paris in das Gefängnis La Force gebrach
Doktor Manette, der als Bastillegefangner populär ist, macht sich al
Arzt einheimisch und weiß sich so in das Vertrauen zu bringen, da
er glauben darf, Charles retten zu können, der durch ihn in de
Septembermordnacht am Leben erhalten wird. Er wächst nun i
Selbstvertrauen, jetzt nicht mehr Pflegling, sondern Halt der Seine
und bringt wirklich Charles glücklich durch das Gericht und in Fre
heit. Aber kaum befreit, wird er zum zweitenmal arretiert auf An
klage der beiden Defarges und eines dritten. Beim Gerichte bring
das Papier mit der Geschichte Dr. Manettes und seinen Flüchen a
das Haus Evremond in den Händen der Defarges alles in solch
Aufregung, daß Charles in die Conciergerie gebracht wird, um a
andern Tage zur Guillotine zu wandern. Der Doktor, der solche
gestalt wider seinen Willen des Eidams Hauptankläger geworde
fällt wiederum in seine Geisteskrankheit. Carton, der auch in Pari
erhorcht zufällig von Barsad und Dry, die jetzt Revolutionsspion
die neue Gefahr; bei Defarges sich als Stockengländer gebärden
daß Madame Defarge auch den Doktor, Lucie und das Kind unt
die Guillotine liefern will. Er kauft ein Pulver, zwingt den Barsa
mit Anklagedrohung — daß Dry noch lebe, bezeugt Mr. Crunche
Tellsons Ausläufer, der als Auferstehungsmann statt Drys Leichna
Steine u. s. w. im Sarge gefunden, wodurch Carton einen Vorte
erhält —, ihm den Zutritt bei Charles zu verschaffen, und ihm b
seinem Plane behilflich zu sein, der darin besteht, daß er kurz v
Charles Abholung zum Tode, diesen besuchen, durch Einatmenlass
des Pulvers ohnmächtig machen, die Kleider wechseln und so zu de
Kommis schaffen lassen will. Diesen hat er durch Mitteilung d
Gefahr Lucies, des Doktors u. s. w. bewogen, diese, da er zur A

reiſe bereit, mit in den Wagen zu nehmen und vor drei Uhr ihn erwartend, zur Abfahrt bereit zu ſein. Auch hat er ihm ſeinen Paß gegeben, der dann für Charles Paß gelten muß, der Doktor hat ebenfalls den ſeinigen. Der Plan gelingt, jene entfliehen mit Charles, dem Ohnmächtigen, in Cartons Kleidern, Carton wird guillotiniert ſtatt ſeiner. Mr. Cruncher und Miß Proß wollen von Notre-Dame aus ihnen nachfahren, während Cruncher den Wagen beſorgt, kommt Madame Defarge, um ihr Opfer, Lucie, nochmals zu ſehen; Miß Proß läßt ſie nicht durch eine der Thüren, ſo daß jene glauben muß — die übrigen offnen Zimmer ſind ausgeräumt und erregen den Verdacht der Flucht —, die Fliehenwollenden ſeien in jenem Zimmer. Sie will mit Gewalt hinein, ſich zu überzeugen, um im Falle der Flucht nachſetzen zu laſſen; die beiden Frauen, deren keine der andern Sprache verſteht, ringen miteinander, wie die Proß das Piſtol, das die Defarge aus dem Buſen zieht, ihr aus der Hand ſchlagen will, geht dieſes los, die Defarge iſt tödlich getroffen; die Proß ſchließt ſie ein, wirft den Schlüſſel in die Seine, findet Cruncher; ſie fliehen, und die letzte Todesgefahr Charles und der Seinen iſt abgewandt.

Dieſer Roman Dickens hat nur einen Handlungsſtamm, der zwar aus zwei Wurzeln hervorſchießt. — Der Roman überhaupt hat ſeine Einheiten, wie das Drama. Eine Anzahl von Perſonen in ihren Charakteren das Feſte; darum der bunteſte Wechſel in ihren Situationen zur Welt, zu ſich und zu einander. Ein bloßes ewiges Kommen und Gehen von Charakteren und Situationen kann nicht unterhalten; freilich bedarf der Roman des Wechſels noch mehr, denn das weit kürzere und gedrängtere Drama, aber eben der Wechſel ſetzt etwas Feſtſtehendes voraus, an dem er zur Erſcheinung kommt. So iſt es denn am vorteilhafteſten, auch für den Roman eine leicht überſehbare einfache oder Doppelgruppe von Perſonen zu haben — zur Leichtüberſeh- und Behaltbarkeit hilft zweckmäßiges Kontraſtieren in Stand, Rang, Charakter, Temperament, Geſchlecht, Alter u. ſ. w. Ein Bild zu brauchen. Wie eine kleine Reiſe in einer Gegend mit einer Anzahl leicht voneinander unterſcheidbarer Höhen. Unſer Weg, der zu dieſem Zwecke geführt wird, zeigt uns jetzt dieſe Höhe und nennt ſie uns, dann lernen wir jene kennen. Es kommen neue in unſern Geſichtskreis und bilden unter ſich und mit den früher bekannten wechſelnde Gruppen und zeigen immer neue, uns bisher ungekannte Seiten; einer und mehrere verſchwinden, wir glauben ſie nun verloren zu haben. Aber bei einer neuen Wendung des Weges überraſcht uns plötzlich ihr Wiedererſcheinen. Wir ſehen Höhen vor

uns liegen und hinter uns; am Ende des Weges sehen wir beim Rückblicke alle, die einander so ferne schienen, zusammengerückt u.s.w.

Eine kleine Anzahl immer wieder, aber in neuer Gruppierung erscheinender Figuren unter dem Einfluß einer unmerklich sich ändernden Situation. Dadurch wird immer Überraschung, Wechsel, aber nur durch die wohlbekannten alten, ein Doppelreiz, der Reiz der Neuheit und der Reiz der Gewohnheit zusammen.

Übrigens scheint der Plan bis in die kleineren Gelenke vor der Ausarbeitung fertig gewesen; nur die kleinsten ließ Boz sich selber machen. Oder sollte er Crunchers Abenteuer auf dem nächtlichen Friedhofe erst später nach der ersten Scene zwischen Barsad und Carton eingeschaltet haben? Hatte er vielleicht jenes Abenteuer erst in einer andern Verbindung mit dem Ganzen gebracht? Ich glaube nicht.

So gehören in diesem Romane die Manettes, Charles, die Madame Defarge zusammen; sie sind sozusagen das Personale der Verwicklung; Sidney Carton, Cruncher, Proß, Lorry teilen die Lösung unter sich. Es sind zwei Begebenheiten, eine vor dem Anfange des Buches liegende, eine, die während der Erzählung vorgeht. Beide sind in Wechselwirkung. Lorry ist sozusagen die Thürangel des Ganzen, ein gleich notwendiger als bescheiden zurücktretender Teil desselben. Er gehört in die beiden Begebenheiten, obgleich nicht als ein Wissender. Er ist unbedingt die gelungenste und liebenswürdigste Figur des Buches.

Wir wollen nun sehen, wie Boz die obige Geschichte arrangiert hat.

Der Einfall des Advokaten, um Lucie zu werben, ist hineingekommen, um dem Mr. Carton Gelegenheit und Raum zu geben zum Darthun seiner hoffnungslosen Blasiertheit, und ich weiß nicht, welche gleichgültige Scene beim Doktor, damit Carton der Lucie seine eigentümliche uneigennütze Liebeserklärung und dem Charles seine ebenso eigene Freundschaftserklärung zu machen, Raum hätte. Es wäre schwer, besonders die erste Erklärung bestimmter zu benennen; die Scene war um der letzten Wendung des Buches willen nötig, sie ist dialogisch vortrefflich gelungen und überhaupt die Erfindung ganz natürlich und wahrscheinlich. Nun sehe man, wie Dickens diesen eingeflickten Behelf der Scene des Advokaten mit seinem Schakal benutzt hat, diesen durch den Kontrast mit jenem zu heben, „der Mann mit Zartgefühl" den „Mann ohne Zartgefühl", indem der Advokat auch noch fertig gemalt wurde. Der Advokat gehört eben zu Cartons Zubehör.

Was man im voraus an der Geschichte tadeln kann, ist die Künstlichkeit der Verknüpfung. Wie Carton im Weinhause die beiden Spione trifft, aus ihren Gesprächen die neue Gefahr Charles und

dann bei Defarges die der übrigen Familie erfährt, das Mittel, wodurch Carton den Charles betäubt, die Art, auf welche die letzte Todesgefahr der bereits Entflohenen, beides, herbeigeführt und erledigt wird — daß die Defarge nochmals zu Lucie gehen will, die Verabredung der Proß mit Cruncher, an der Notre-Dame einzusteigen, der Umstand, daß die Defarge nicht englisch können darf, um nicht die Flucht zu erfahren, das Ringen der Frauen, das zufällige Losgehen des Pistols und zwar mit solchem Erfolge; das alles ist überaus äußerlich und künstlich, d. h. unkünstlerisch und nimmt dem wirklich Schönen und Künstlerischen im Romane seinen Wert. Die Vorgeschichte hat etwas sehr abgenutztes. Ganz besonderbarlich steht in der letzten Partie das Christentum mit der Lehre: „Es gab damals viele Frauen, auf welche die Zeit ihre entsetzlich entstellende Hand legte. Nun ja; sie hatte einen Charakter, aber nicht der Zeit zum Trotze, sondern der Zeit zu Gunsten. Die Zeit macht aus uns was sie will; unser Charakter ist kein Schutz gegen, sondern eine Handhabe für die Zeit, aus uns zu machen, was sie will. Wir machen nicht unsere Zeit, kein Einzelner macht eine künftige Zeit; weil unsere Urahnen sich einen Rausch tranken, müssen wir am Katzenjammer leiden. Unser Thun ist nicht unser, weder unser braves noch unser schlimmes; wir sind nicht Licht und haben nicht Licht, wir sind bloß der zufällige Gegenstand, an welchem ein Licht zur Erscheinung kommt. Nur unser Leiden ist unser; ein Ding, worauf bald Sonnenstrahlen bald Schatten fallen" — aber ich komme von meinem Gegenstande ab. — Es ist die Frage, ob es möglich, ein so reiches Werk, an Kontrasten und wechselndem Unterhaltungsmateriale, spannenden und packenden Situationen und zugleich an launigen Ruhepunkten, mit einer und derselben Seele so zu durchdringen, daß uns überall Notwendigkeit, überall Seele und nirgends die nackte äußerliche Technik darin begegnet. Solch ein Roman wie die „Zwei Städte" ist wie ein menschlicher Körper mit hölzernen oder metallenen Gelenken; er ist ein wirkliches Leben bis auf diese unorganischen Mechanismen. — Die Kunst des Dialogs ist nicht genug zu bewundern.

Dickens ist genötigt, da er gleich drastisch beginnt, so fortzufahren, ja noch zu steigern. Er kann daher keine bescheidenen Motive brauchen, weil die neben den drastischen durch Kontrast flau erscheinen würden. Wenn die Motive nicht an sich drastisch sind, so muß er sie steigern, soweit es nötig, sie mit dem drastischen Charakter des Ganzen in Einklang zu bringen. Desto breiter aber wird seine Welt, je mehr dann feinere Naturzüge in den Dialog eingemengt sind. Seine Welt ist eine gesteigerte wirkliche. Er nimmt seine Motive aus der Wirklichkeit, steigert sie aber so stark, daß sie Mittel-

wesen einer wirklichen und einer phantastischen Welt werden. Dieses würde auffälliger sein, wenn er nicht zugleich im ersten Anfange eines Werkes so energisch auf die Phantasie wirkte, daß wir wie geblendet oder bezaubert gern das normale Maß vergessen. Wunderbares — wenn gleich, was in der wirklichen Welt geschehen kann — geschieht, noch wunderbarer dadurch, daß es eine Zeitlang mit für uns verdecktem Zusammenhange sich weiter spinnt, und was davon uns gezeigt wird, uns immer tiefer in den Irrgarten führt, in welchem es der Phantasie so wohl ist, wie wir schon an Kindern zur Weihnachtszeit sehen können. Da geht der Vater aus, die Mutter aus, ohne zu sagen wohin, zu ungewöhnlicher Zeit und mit ungewöhnlichem Gesichte aus, denn das Geheimnis verbergen macht eben so seine Chiffernschrift als die Spannung derer, denen es verborgen wird. Wie lange währt es, bis sie wiederkommen, und nun kommen sie geheimnisvoll mit verdächtigem Gebausch in den Mänteln von weniger oder mehr entschiedener Modellierung. Es wäre schon genug, wenn sie nur etwas Neues, Unerwartetes zu sehen bekommen sollten, die kleinen Geister zusammen, aber sie sollen das Neue und Unerwartete haben. Dies ist ein Wink für den Erzähler, daß er nicht bloß die Phantasie errege, daß er wirklich etwas gebe. Dies Etwas ist, was unser Gemüt ins Interesse zieht, und zwar so fest, daß es zu einem Teile unsers innern Besitzes, sozusagen unsers Wesens wird, das, was wir als unser aus dem Buche davontragen. Das sind die liebenswürdigen Figuren und ihre Silberblicksmomente, wo der Gemütsgehalt völlig sichtbar in die ungeschickte Außenform tritt, der Geist die ungefüge Materie verklärt, wie z. B. manche Momente in dem Verhältnis Joes und Pips in „Große Erwartungen". Hier wie überall ist der Kontrast, der wunderbare Modelleur und Luftperspektiviker, thätig. Es sind da Gestalten zur bloßen Überraschung und zur Reizung der Phantasie, ferner Gestalten von und für das Gemüt, in welchen ein mächtiger Gehalt durch die Unvollkommenheiten des Mediums, in dem er erscheint, zugleich gehoben und gesänftigt, in welchen das Ferne, das Ideale uns in einer unidealen, mängelvollen, unmittelbar aus Zuthaten aus unserer täglichen Umgebung zusammen geschossenen Gestalt unmittelbar nahe tritt. Aber wie der heilige Christ, so sorgt der Romandichter auch dafür, daß sich Schärfung des Verstandes und Mehrung der Erkenntnis mit den Reizen für Phantasie und Gemüt eine. In der That ist die Hauptsache beim humoristischen Romane, daß der Erzähler bedacht sein muß, das Geistige und Ideale in die uns geläufigsten Naturzüge zu kleiden, unser Interesse beständig rege zu erhalten und, indem er auf unsern ganzen Menschen wirkt, keine einzelne Kraft in uns zu überspannen; denn jede einseitige An-

strengung stört unser Gemeingefühl und wird unbehaglich, in stärkerem Grade peinlich. Also immer muß der Autor interessieren, das Flaue darf uns nie langweilen, das Drastische uns nicht einseitig überspannen. Zunächst regt er unsere Phantasie an, damit er unsern Glauben gewinne, seine Welt uns wirklich lebendig werde. Wir wandeln auf dem Boden eines Rätsels für den Verstand und machen uns das Wandeln über dem Rätsel vorübergehend vergessen, damit es uns nicht überspanne und auch nicht abstumpfe gegen seinen Reiz. Die Formen der Zeichnung und die Tiefe und Gesättigtheit der Farben bringen die Gestalten unmittelbar an uns heran, so daß wir verkürzten Beinen, als steckten sie sich wirklich aus der Fläche heraus, ausweichen mögen, während doch ein breiter Rahmen das Bild in sich abschließt. Immer ist es Ernst, und immer doch ist es Scherz mit dieser dargestellten Welt; wenn es uns Scherz ist, so ist es den Gestalten desto heiligerer Ernst; nie darf beides zusammenfallen; das Phantastische muß fortwährend durch ein wirkliches Element balanciert werden; je mehr Freiheit, desto mehr Notwendigkeit, je phantastischer, desto wirklicher. Denn der ganze Reiz und der ganze Zauber beruht auf der steten Synthese der beiden Welten; sobald die eine heraustritt aus der Verbindung, ist der Zauber vorbei. Darin besteht hier die poetische Wahrheit.

Die Charaktere entwickeln sich (in dem Sinne des uns allmählich Bekanntwerdens) nicht sowohl durch Thathandlung, aus freien Entschlüssen hervorgegangen, und die dann in die Kausalität eingreifen, als durch Aktion. Es würde unpassend sein, wenn Lorry, Kapitän Cuttle oder Joe Gargery etwas Thätliches zum Kausalnexus beitrügen, am schlimmsten, wenn eine trügliche Katastrophe daraus erfolgte. Nur im Ganzen sind sie etwas für die Geschichte, als Freunde u. s. w., die nach ihrer Weise thatsächlich ihre Freundschaft beweisen voll heiligen Ernstes und Einfalt, aber in der Regel ohne einen eigentlichen wirklichen Einfluß auf den Gang der Begebenheit zu haben. Aus zwei Gründen, erstlich um des Ganzen willen, das nicht von solchem relativ Kleinen abhängen darf, zweitens um der Figuren selbst willen, die sonst aus der Unbefangenheit ihrer Stellung zum Ganzen heraustreten, in welcher ihre Schönheit hauptsächlich gegründet ist. Denn eben in dem Verhältnisse, daß das, was ihnen so wichtig erscheint, und in dessen Ausführung sie ihre ganze Energie legen und nachher wohl den guten Erfolg, der ganz andere Ursachen hatte, oder auch gar einen nur geträumten Erfolg mit Stolz und Genugthuung betrachten und darin sich selbst so unendlich wichtig erscheinen, also eben darin, daß, was ihnen wichtig erscheint, dem Leser so ganz anders vorkommt, liegt der Zauber dieser Gestalten vor allem andern.

Überhaupt aber stört eigentliches Thathandeln, insofern aus seinem Zusammenhange ein Schicksal wird, die Behaglichkeit des Romanes und ist seinem Wesen nicht angemessen. Alle Thathandlung muß im Romane ein weit kleineres sein und weniger bedeutendes für den Gang des Ganzen, als im Drama. Das einzelne Leben ist im Romane ein Stück Weltleben, es steht nicht so souverän da, als der Held eines Dramas, besonders einer Tragödie.

Im Romane ist das Detail die Hauptsache, da das Ganze ganz nicht zur Überschaulichkeit mit einem Blicke, zum Zusammenfassen in ein sittliches Urteil bestimmt ist. Es verhält sich zum Drama wie das verbum activum zum verbum neutrum. Daher hat im Drama die Einheit in der Mannigfaltigkeit des Charakters, im Romane die Mannigfaltigkeit in der Einheit den Accent. Im Romane ist das Ausleben der Figuren der Zweck, nicht das Handeln wie im Drama; dort ist das Handeln der Figuren Mittel zum Ausleben, hier umgekehrt ist das Ausleben nur als indirekte Motivierung des bestimmten Handelns da. Im Romane sind die Zustände, die Affekte die Hauptsache, wie im Drama die Leidenschaft die Absicht. Deshalb muß der Romancharakter individueller in Zustands-, allgemeiner in Handlungsmotiven sein, wie der Dramencharakter allgemeiner im Zuständlichen, individueller im Handeln. Der Dramenheld macht seine Geschichte, der Romanheld erlebt die seine, ja man kann sagen: den Romanhelden macht seine Geschichte. Natürlich nicht im strengsten und ausschließlichen Sinne genommen, denn auch der Dramenheld ist zugleich Produkt seiner Geschichte; da er aber auch der Produzent ist, so ist er sein eignes Produkt. Im Romane umgekehrt; hier ist der Held Produzent, insofern er Produkt ist. Hier ist das Nichtich das Bestimmende, die Form, in welcher das Ich seine endliche Gestalt gewinnt, in seinem eignen Handeln folgt er gezwungen dem Handeln der Welt, dessen Objekt er ist; in der Tragödie hilft das Nichtich dem Ich sich selbst zerstören. Ich rede hier nur von der Tragödie, indem diese eigentlich der Gegensatz des Romanes oder Epos ist. Der reine Roman — ohne Mischung mit den Elementen der Tragödie — kann und darf nicht traurig ausgehen, weil seiner Natur gemäß das Schicksal des Helden mehr zu einer Naturwirkung werden müßte als zum Austrage eines ethischen Konfliktes durch diesen selbst.

Zu dem Romane, wie ich ihn hier auf Dickens Spur konstruiert, gehört eine stetige Wachheit und Lebendigkeit der Aufmerksamkeit, eine stets feurige Phantasie, Feuer in dem Lessingschen Sinne, wo es die Lebendigkeit bedeutet, mit der alle Stücke, die den Künstler ausmachen, zusammenwirken, und eine Unermüdlichkeit, die nicht durch die Länge der betreffenden Kunstleistung überdauert und besiegt

wird. Der Künſtler darf keine Flauheit in ſich aufkommen laſſen; immer wachſam und alles zu ergreifen und energiſch zu ergreifen bereit ſein, was der Moment fordert und giebt.

Es gilt Begebenheiten, die ſtark auf die Phantaſie wirken, zu erſinnen, wobei nicht auf Einheit der Situation gedacht werden muß, wie im Drama. In dieſe Begebenheiten hinein eine Anzahl von lebensvollen Figuren zu ſtellen, unter ſich zu gruppieren, von denen einige darauf zielen, unſere Phantaſie, andre, unſer Gemüt ſowohl in Sympathie als Antipathie, andere unſern Verſtand zu intereſſieren; womöglich eine Vollſtändigkeit der Menſchheit, überlegene, naive, gute, ſchlimme, ernſte, heitere — was nicht mit dem Eindruck, den ſie uns machen ſollen, zuſammenfallen muß —, mehr oder weniger einſeitige, raſche, langſame, melancholiſche, ſanguiniſche; choleriſche, phlegmatiſche, prunkhafte, ſchlichte Bildungs- und Naturmenſchen.

Freilich iſt auch im Romane ein Kauſalnexus, aber in ganz anderer Weiſe wie im Drama. Mehr die Notwendigkeit als die Freiheit erſcheint in der Handlungsweiſe des Romanmenſchen; die Kauſalität iſt daher mehr eine Kauſalität der Situationen, als des Charakters; im Charakter handelt mehr die Natur, die allgemeine, als im Drama, wo die Einſeitigkeiten ſchärfer aufeinander ſtoßen. Der Kauſalnexus hat weit mehr einzelne und ſchwächere, an ſich unbedeutendere Glieder, die Abſicht des Einzelnen beherrſcht nicht ſo das Ganze, der Ausgang iſt mehr ein Produkt der Mannigfaltigkeit als der Einheit, die Abſichten der Einzelnen neutraliſieren ſich mehr, das Handeln des Einzelnen verſchwindet mehr gegen das Ganze, wie das einzelne Handeln gegen den Zuſtand. Das Produkt der einen Abſicht wird durch die der andern und durch gleichgültiges Thun, d. h. abſichtsloſes retardiert, und der Ausgang trägt nicht die Signatur eines Kampfesausganges, wo einer gegen alle andern und dieſe gegen jenen ſich durchſetzten und beide Parteien beſiegt ſiegend oder ſiegend beſiegt wären. Mehr dem Einanderdrängen von Eisſchollen im Eisgange vergleichbar, von welchen jede, gedrückt, Druck ausübt, und doch die Geſamtheit des Druckes und die Urſache nicht in den Eisſchollen ſelbſt, ſondern im Waſſer liegt. Am Ende iſt kein Einzelner ſchuldig im dramatiſchen Sinne, man kann die einzelne Handlung nicht nachweiſen, die Grundurſache und Haupturſache wäre, keine ethiſche Schuld, deren notwendige Folge der Ausgang wäre. Die Perſonen können wohl Schuld wirken und wirken ſie, aber für ſich, ohne daß das Ganze die Richtung davon bekäme; die Schuld der Einzelnen iſt als ſolche mehr Folge als Urſache; oder vielmehr das, was im Drama Schuld heißt, exiſtiert hier gar nicht. Die Perſonen handeln gut oder böſe, haben die Folgen davon zu tragen, aber nicht der Zuſammenhang dieſes Handelns

und Leidens ist die Hauptsache, noch prägt sie (die Schuld) sich als das Zentrum und den eigentlichen Gegenstand des Werkes aus.

Daraus folgt die Verschiedenheit des epischen und dramatischen Helden und überhaupt Charakters der Personen. Im Drama ist das Ethische die Hauptsache, das ethische Vermögen, die Thatseite die Hauptsache am Helden, weil seine Schuld und ihre Fortführung und Verstärkung durch das weitere Handeln ethischer Natur sein müssen. Im Romane ist das Handeln nicht die Hauptsache, auch nicht ein freies im dramatischen Sinne, der Accent wird deshalb beim Romanhelden, überhaupt den Romanfiguren, auf der Existenz und der Breite der Erscheinung liegen. Der Charakter ist nicht sowohl ein handelnder, also auf eine große Leidenschaft als seinen Kern gebauter, er ist mehr ein Naturwesen, ein Repräsentant der Sitte und Mode der Zeit, eines Standes, einer Bildungsstufe, ein für sich Seiendes, ein abgeschlosseneres, nicht eines, das, um sich durchzusetzen, dem Strome entgegen, sondern eines, das behaglich mit dem Strome schwimmt. Und wo es sich isoliert hat, ist es einsiedlerisch, heimlich abgeschlossen, aber mehr defensiv als offensiv und will seine Einseitigkeit nicht der Welt aufprägen. Diese Figuren sind daher mehr in sich vergnügt, selbstzufrieden, und wenn sie Leidenschaft besitzen, wie z. B. Herrschsucht, so bleiben sie damit in ihrer kleinen Welt und lassen sie mehr im kleinen und einzelnen wirken, als daß sie sie zu einer großen oder schweren That zusammenfassen; ihre Wirkung auf die Umgebung ist mehr eine schwache aber fortdauernde; dazu haben sie noch mehr gleichgroße oder weniger schwächere andre Leidenschaften, von denen eine die andere neutralisiert, oder es fehlt ihnen die Energie, dieser Leidenschaft sich völlig hinzugeben ohne Rücksicht und Besinnen.

Große Erwartungen von Dickens.

Der Totaleindruck eines Romans wie „Große Erwartungen" ist unbeschreiblich. Zu welch wunderbarem Accord das Wunderbare und Natürliche, kurz alle Gegensätze, die zugleich wirksam sind, zusammenklingen, ist nicht zu sagen. Und wie selbst das Künstliche, das einzeln auffällt, diese Totalempfindung nicht beeinträchtigt, im Gegenteil uns nicht fehlen darf. —

Die durchaus realistische Natur des Romans wird mir immer deutlicher. Sie bedarf Thatsachen, objektive, und zwar bis in die kleinste Schilderung hinein. Was im Drama nicht auffällt, im Gegenteil nötig ist, die gerade Linie wirkt im Roman so prosaisch und zweckwidrig wie in einer Landschaft eine schnurgerade Straße. Die dramatische Bewegung ist innerlicher Natur, und äußere Thatsachen haben im Drama nur insofern Gewicht, als sie Merkmale der

inneren Vorgänge und geeignet ſind, auf dieſe zurückzuwirken. Die epiſche Bewegung dagegen geht von außen nach innen; die äußere Thatſache hat einen Wert an ſich, und die inneren müſſen Mittel werden, die äußere Bewegung im Gang zu erhalten. Bei der dramatiſchen Erfindung müſſen wir von einer inneren Thatſache (Leidenſchaft, Willensentſchluß) ausgehen, und die äußeren Thatſachen müſſen — in ihrer erſten Quelle alle aus einem bewußten inneren Akte entſproſſen (d. h. abſichtlich, gewollt, gemacht) — als Motive in die innere Thatſachenreihe (Handlung) treten und zu einem innerlichen Abſchluſſe führen. Bei der epiſchen dagegen gehen wir von einer oder mehreren äußern Thatſachen aus und legen dann erſt die Seele hinein. Dort bildet die Seele ihren Körper nach ſich, hier ſchafft der Körper ſich eine Seele.

Der Einzelne iſt ein kleiner, ohnmächtiger Punkt in der Mannigfaltigkeit des Epos; im Drama dagegen iſt der Held das überwiegende Moment, wie er auch und als ſein eignes Opfer fällt. Schon die Maſſe und das Gewicht des Äußern (im Roman) muß die etwa aufgewandte Charakterkraft eines Einzelnen als einen kleinſten Punkt erſcheinen laſſen, die Summe der Möglichkeit vereinter Menſchenkräfte unſer Augenmaß erdrücken. Den Ausdruck Handlung ſollte man vom Drama nur dann brauchen, wenn von ſeinem Gegenſatz zum Epos die Rede und dieſer hervorgehoben werden ſoll. In der praktiſchen Theorie des Dramas kann nur von handelnden Menſchen(-Arten) die Rede ſein. Die dramatiſche Charakterentwicklung, d. h. Werden und (in der Tragödie) Untergang des Charakters, iſt ein Rückſchlag ſeines eigenen Weſens durch das Medium ſeines Handelns oder Unterlaſſens — denn im Drama ſteht das Unterlaſſen auch als ein Handeln da, weil das Drama ethiſcher Natur iſt. Im Epos iſt es anders. Die Verhältniſſe, ihre Entwicklung, die Hauptſache, das liegt mehr in der Situation und *den* Charakteren, die eigentliche Treiber der Handlung ſind, nicht in den Helden, die vielmehr Mittelſchlag ſind.

Zur Sache. Wie prächtig epiſch iſt die Entwicklung des Pip. Erſt ein Kind, ein völliges Kind, an dem nichts Dramatiſches, kein Leidenſchaftskeim, ſondern lediglich die epiſche Bildſamkeit erſcheint. Er lernt eine gebildetere Form, eine reichere Ausſchmückung des Lebens kennen, die Liebe beginnt und macht Eſtellas Hohn über ſeine Plumpheit unerträglich. Sein Idyllzuſtand wird ihm verleidet, aber als echt epiſcher Charakter reißt er ſich nicht aus eigner Kraft des Willens und Entſchluſſes heraus. Da kommt die Hilfe eines Unſichtbaren, er ſoll, was er wünſcht, ein Gentleman werden. Der Kontraſt macht ſeine Eitelkeit rege, und ganz der äußeren Thatſachen Spiel und der daraus hervorgehenden Stimmungen, wird er hölzern

und arrogant gegen Joe und Biddy, zeigt dem ſchlimmen Orlik ſeine Geſinnungen bei zwei Gelegenheiten. Die Meinung, ſein Los komme von Miß Havisham, unterſtützt die Liebe, im übrigen lebt er als echt epiſcher Charakter, da ihn nichts von außen in einen gewiſſen Beruf hineindrängt, in den Tag hinein und verführt auch andere dazu. Er vergißt Joe undankbarerweiſe immer mehr, ſo ſehr, daß der einfache Joe ſelbſt es fühlen muß, überläßt ſich ſeiner Liebe immer mehr, aber immer als epiſcher Charakter, d. h. ſo, daß er nicht ſelbſt thätig dabei wird. Die Nichterwiderung ſeiner Liebe macht ihn glücklich-unglücklich. Da kommt der, der ihn zum Gentleman gemacht; er erkennt den Sträfling, und der Abſcheu vor dem Geber macht ihm die Gabe abſcheulich. Er möchte davon laufen, aber echt epiſch wird der Gedanke nicht zu einem energiſchen Entſchluß; durch die Angſt und Spannung bei der Gefahr ſeines Wohlthäters, durch eine innere Änderung desſelben und den ſchlimmen Ausgang des Rettungsverſuches ſiegt die Dankbarkeit über den Widerwillen, und der edle Grund von Pips Natur tritt zu Tage, wie er, als er die Gabe bereits eingebüßt, mit Treue dem Geächteten anhängt, von ſeiner Eitelkeit kuriert (das Epiſche darin, daß die Eitelkeit in ihm durch äußere Vermittlung geweckt und ebenſo wiederum beſeitigt wird), bis zu deſſen Ende, und ihn zartfühlend in ſeiner Täuſchung läßt, Pips Gentlemantum werde ihn, die Gabe werde den Geber überleben. Nun krank infolge alles deſſen, begegnet er dem treuen, wiewohl gekränkten Joe wieder; die letzte Eitelkeit, wenn er noch welche hat, ſtraft und vernichtet die Krankheit, ſeine Liebe iſt ihm verloren; bei Joe findet er auch Biddy, auf die er noch gerechnet, verſagt; er iſt ohne Vermögen dazu. Die Welt hat ihm Hoffnungen und Laſter gegeben, ſie hat die Hoffnungen vernichtet und die Laſter wiederum getilgt — beiläufig im Grunde die Weltanſicht der griechiſchen Tragiker. — Pip erwirbt ſich Vermögen, eine Art des Handelns, die ſich mit der Natur des Epiſchen verträgt, ja recht eigentlich dieſe Natur hat, weil es ſich nicht in eine Thatſache zuſammenfaſſen kann, findet Eſtella ebenſo epiſch als er ſelbſt iſt, und ſo ſchließt ſich in einer epiſchen Heirat — d. h. nicht aus dem Zuviel einer friſchen jungen Leidenſchaft, ſie rennen nicht über alle Hinderniſſe hinweg zuſammen, ſie ſind zu einander geführt worden, und da ſie nichts mehr auseinanderzieht, bleiben ſie beiſammen und heiraten ſich — das Buch.

Das Epiſche dieſer Charakterentwicklung iſt, daß alle Impulſe von außen kommen, und zwar nicht als Rückſchlag einer Thatſache, in der der Charakter ſich mit leidenſchaftlicher Energie zuſammengefaßt hatte, dazu liegt ſie nicht einer abſtrakt geraden Linie, und die Impulſe kommen nicht von einer Seite und wirken nicht nach einer Seite.

Das „Subſtantielle“ Hegels iſt die Grundnatur des Epiſchen, das Formale des beſondern Charakters (bei ihm) das Dramatiſche. Dies hat ſich erſt in Shakeſpeare im völligen innern Gegenſatz zu dem Epiſchen herausgebildet und darin den Höhepunkt ſeiner Geſchichte erreicht; bei den Alten iſt der Unterſchied zwiſchen dem Epiſchen und Dramatiſchen mehr ein äußerlich formaler.

Der Roman „Große Erwartungen“ hat zwei Handlungsſtämme, die Geſchichte von dem Sträfling, der, deportiert, ein rechtlicher Mann wird, und den kleinen Knaben, der ſich ihm einſt in der Not auf der Flucht treu bewies, weil er ſelbſt die Gentlemen, die ſeinen Neid erregen, nicht überbieten kann, zu einem Gentleman machen will, damit der es thue. Ganz parallel wie Miß Havisham, da ſie ihr gebrochenes Herz nicht an den Männern rächen kann, die Eſtella dazu erzieht. Parallel bis in die Gelenke hinein, daß der Sträfling zuerſt nur durch Dankbarkeit bewegt wird, dann aber nach und nach auf die individuellen Gentlemansgedanken kommt und zwar durch dieſelbe Iſoliertheit — die Mutter der Grillen und Schrullen, der fixen Ideen —, die Miß Havisham aus dem Gedanken, das ihr anvertraute Kind durch ihre Erziehung vor dem Unglück, das ſie ſelber traf, zu bewahren, in jenen phantaſtiſchen Entſchluß treibt. Was dieſe Kontraſtierung zu einer im Geiſte Shakeſpeares macht, iſt die ſittliche Gerechtigkeit, die den armen Teufel von Sträfling im Tode noch glücklich ſein läßt, indem er ſein früheres Leben nun abgebüßt fühlen kann, und auch die Täuſchung läßt, daß die Folgen ſeiner Wendung zum Guten ihn überleben, was auch — echt ſhakeſpeariſch — geiſtig wahr gemacht iſt, denn Pips Veredlung geht daraus hervor, er macht ihn nicht allein zum Gentleman, ſondern zum edlen Menſchen. So iſt dieſer arme Teufel aus dem Schlamm ſeiner Kindheit heraus der Reinheit entgegengeſtiegen, während die Miß Havisham umgekehrt durch eine Leidenſchaft ſinkt; wie jener im Sterben ſchuldfrei, wirkt Reue, das gethan zu haben, was ſie nicht wieder gut zu machen glauben muß, bei der Miß Verzweiflung im Tode. An ein Kind, das eben im kritiſchen Momente in ihre Lebensſphäre hereintritt, knüpft ſich bei beiden die ethiſche Entwicklung an, die des armen Sünders zur Beſſerung, die der reichen noch Schuldloſen zur Verſchlimmerung. Der die beiden Stämme verbindet iſt Pip, der dem Sträflingsſtamm angehört.

Durch dieſe ethiſche Idealität der Kompoſition wird der Tadel der Künſtlichkeit der betreffenden Motive, beſonders Shakeſpeares Muſter gegenüber, nicht aufgehoben, aber gemildert, zumal das eine das andre natürlicher macht.

Nun ſehe man die epiſche Breite, in welche jeder dieſer Handlungsſtämme in Zweige und Laub geſchoſſen, wie dieſe Zweige emancipiert

ſind, alles das, damit das Ganze nicht im Übergewicht der Einheit über die Mannigfaltigkeit, der inneren Vorgänge über die äußeren, der Bewegung über das Zuſtändliche, der Handlung über das Begebenheitliche, des Pathologiſchen über das Pſychologiſche dramatiſch werde. Des Helden Pip innere Bewegungen haben durchaus keinen direkten Einfluß auf die Begebenheit, aber ſtets iſt das Äußere von ſichtbarem Einfluß auf ſein Inneres. Boz (Dickens) iſt Shakeſpeare in den Roman überſetzt. — Merkwürdig, wie die Fiktion, als erzähle ein Augenzeuge überall, von ſelbſt den Autor auf die epiſche Erfindung und Ausführung eines Werkes hindrängt. Man kann dies an „Große Erwartungen“ mit „Zwei Städte“ (die ſich ſchon ſehr dem Dramatiſchen nähern, beſonders in dem Entſchluſſe Cartons), an Copperfield mit andern Romanen Dickens vergleichend nachweiſen.

Eine Hauptſache, daß man ſich durch das Einzelne bei der Ausarbeitung nicht irren läßt. Einmal iſt eine gewiſſe Geduld, wohl beſſer ruhiges Blut, dann aber eine beſtändig gleiche Energie der Aufmerkſamkeit nötig. Es muß auch verhältnismäßig indifferente und daher langweilige Scenen geben, es iſt nicht anders möglich. Je weniger intereſſant ſolche Scenen durch ihren Inhalt, deſto mehr muß der Autor darauf denken, durch das Detail darin, durch Reflexionen, Ausmalungen, Stimmungen zu intereſſieren: Muſter, das Zuſammentreffen Pips und Herberts vor deſſen Stubenthüre. Überhaupt darf die Energie ſeiner Phantaſie und ſeines Geiſtes nie erſchlaffen; er muß überall intereſſieren, wo er nicht amüſieren kann. Eine zweite Klippe für die Luſt an der Arbeit ſind die häßlichen Partieen. Und gerade hier hat er jene Luſt am nötigſten. Er darf nicht das Ganze, d. h. den Glauben an das Gelingen und den Erfolg des Ganzen über der Einſicht in den Eindruck des häßlichen einzelnen verlieren, denn der Schatten, der allein geſehen mißfarbig und geſtaltlos erſcheint, iſt ſo notwendig zu dem ſchönen Eindruck des Ganzen wie die Lichtpartieen, und ohne tiefe Schatten giebt es kein hohes Licht. Daher darf er auch die Haltung des Ganzen, deſſen Charakter geſteigerte Wirklichkeit, nicht ſtören, indem er das Häßliche nur andeutet oder mildernd dämpft, denn damit dämpft er auch ſeine Lichter. Hier gilt es wacker ſein und ſich dasſelbe Feuer zu bewahren, wie bei den Lichtſcenen. Die Maſſe des Lichtes muß mit der des Schattens, die kühlen Töne müſſen mit den warmen in einem Verhältnis ſtehen, welches der beabſichtigte Eindruck des Ganzen bedingt, und beide müſſen durch die neutralen Töne verbunden und vermittelt werden. Der Held gehört der Region dieſer neutralen Töne an, ebenſo die gemütlichen Perſonen in der Regel — wie hier Pip, Joe, Biddy; die warmen Töne ſind Miß Havisham, Magwitch, Eſtella, Orlik; die kalten Jaggers, der halbe Wemmick, Pumblechook. Joe

und Biddy warm-neutral möchte man ſagen, ſie ſind das, was ein warmes Braun neben dem neutralen Braun iſt. Am ſchwierigſten ſind die Partieen der Art, wie Pips Ungemütlichkeit und Arroganz gegen Joe und Biddy, und doch gehören dieſe notwendig in den Roman, denn die meiſten nachherigen Schönheiten haben jene Partieen zur Folie, und der pſychologiſch-ethiſche Wert beruht darauf als auf ſeinem Angelpunkt. Dieſer ethiſche Angelpunkt in Pips innerer Geſchichte iſt, was man im Drama die Schuld nennt. Im Drama faßt ſich dieſe in einer entſchiedenen That zuſammen, hier im Roman iſt es ein zeitweiliger Zuſtand, aus dem eine Menge kleiner Fehler hervorgehen. Es mag etwas Langweiliges für Dickens gehabt haben, das ungemütliche Leben bei Gargerys durch die Mrs. Gargery und den faulen Peter, wie auch Pumblechook, ebenſo das ähnliche des kleinen Pip bei Miß Havisham und ähnliches durch eine ganze Anzahl von Scenen zu führen, die an ſich auf ein neues oder wachſendes Intereſſe keinen Anſpruch machen können und ſollen. Und ſollen, da ſie bloß zum Behuf der Eintiefung und zu Puffern für andere da ſind. — Wir müſſen mit Pip ſpäter den Selbſtvorwurf des Undanks gegen Joe fühlen, dazu gehört, daß deſſen Charakter und Treue gegen Pip von uns mit *erlebt* werden. Solche Charaktere aber wie Joe, die nichts blendendes haben, deren Schönheit eben ihre zwangloſe Gleichheit, die mildeſte Konſequenz ſelbſt iſt, lernen wir nicht bei einmal Sehen kennen, da ſie ſich eher verſteckt als prahlend zeigen.

Man könnte, wie Lewes thut, von einer dramatiſchen Zeit ſprechen, es wäre dies eine, die überzeugt wäre von der Freiheit des Willens, das iſt, die einen freien Willen hat, denn jenes folgt aus dieſem. Eine ſolche war wohl die ſhakeſpeariſche, wenn man nicht ſagen muß, er war ein „dramatiſcher Menſch“. Unſre Zeit iſt ſicher eine epiſche, aber in dem Sinne, in welchem der Roman das Epos iſt; es giebt dennoch auch in unſrer Zeit „dramatiſche Menſchen“, aber ſie ſind Ausnahmen. Die Zeit der antiken Welt war epiſcher Natur, denn der Menſch hatte keinen Willen, die Götter wollten in ihm. Was als dichteriſches Talent der dramatiſche Menſch, das iſt als Charakter der ethiſche, d. h. nicht etwa der ethiſch vollkommne, ſondern der ethiſch angelegte Menſch.

Wer die Sache organiſch anſieht, wird, ohne erſt die Erfahrung zu machen, überzeugt ſein, daß der epiſche Dialog ein anderer ſein müſſe als der dramatiſche, und aus der Grundverſchiedenheit der poetiſchen Arten die Unterſchiede der Arten des Dialogs beſtimmen können und zwar dem epiſchen im Gegenſatz zum dramatiſchen das Merkmal des Mittelbaren, Retardierenden geben, worin das des mehreren Details, alſo die Mannigfaltigkeit und Ausführlichkeit der

Wendungen liegt; der epiſche Dialog wird äußerlicher, objektiver ſein: der Romandialog als epiſcher Dialog unſerer Zeit gefaßt, jedoch das ſcharf charakteriſtiſche Moment des Dramatiſchen an ſich haben; er wird allmählicher ſein, mehr in ſeinen Zügen und Verſchmelzung gehalten, als in raſchem Fortſchritt, an die Stelle des intenſiven Nachdrucks wird der extenſive treten; er wird der Wirklichkeit näher liegen als der dramatiſche. Mittelbarer, weil er durch das Medium des Erzählers geht. In dem Merkmale des Mittelbaren liegen eigentlich alle andern, die Schiller und Goethe in ihrem epiſchen Merkmal des Retardierenden (eine Eigenſchaft für das Ding ſelbſt) geſetzt haben. Er wird zuſtändlicher ſein, ſich auslebender, mehr um ſeiner ſelbſt willen da zu ſein ſcheinen, wie denn der Roman das Merkmal des emancipierten Einzelnen in höherm Grade an ſich haben wird, als das Drama. Darin liegt die ſogenannte epiſche Breite.

Im Dialoge des engliſchen Romans finden wir eine große Delikateſſe der Sprechenden, ſelbſt im Affekt, eine große Höflichkeit und Förmlichkeit, die nicht allein, was ſie überhaupt ſagen will, ſondern auch die Ausdrücke, mit denen ſie es ſagen will, bevorwortet und ſozuſagen entſchuldigt. Ob das eine Nachahmung der Wirklichkeit iſt und die Engländer auch im gewöhnlichen Leben ſo verfahren, weiß ich nicht; doch wäre es ſehr natürlich, daß ſich dies aus der parlamentariſchen Etikette auf die Gebildeten und etwas ungefüge (charakteriſtiſch ungefüge) auf das Volk verpflanzt hat. Ich glaube, daß die Anreden der homeriſchen Helden ebenſo aus der öffentlichen Art, zu verhandeln, in das homeriſche Epos herübergekommen ſind. Bei Meiſtern in der Rede, im engliſchen Roman, iſt dieſe Förmlichkeit mannigfaltigſt variiert und durch Angabe andrer Motive die Einförmigkeit maskiert. Sie kontraſtiert auf das ſchönſte mit dem Inhalte, wenn eine treuherzige Natur ſie anwendet und wohl aus der Förmlichkeit wider Willen herausfällt. Ein andrer Grund als die Förmlichkeit der Höflichkeit, wiewohl oft mit dieſer vereint, iſt die Förmlichkeit des Geſchäftsmannes, z. B. des Anwaltes, der gewohnt iſt von den Gerichtsverhandlungen aus, ſtets zu reſervieren, nie ſich bloß zu geben. Ähnlich beim Diplomaten, bei allen, die gewohnt ſind, etwas zu verbergen. Dieſe Formen harmonieren beſonders mit dem Koſtüm, dem Ornat, dem ſpeziellen Berufe, der etwas ihnen Analoges iſt, z. B. beim Geiſtlichen, der überall etwas von der Kanzel, wie der Kaufmann vom Kontor oder Ladentiſch, der Lehrer vom Katheder in ſeiner Art zu konverſieren mit ſich führen wird, er müßte denn ein ſehr geriebener Geſellſchaftsmenſch ſein. So charakteriſiert ſich auch das Geſchlecht und zwar nicht allein in der Form, denn das zurückgezogenere weibliche wird nicht leicht kühne Behauptungen und dergleichen vorbringen, und thut es eine, ſo charak-

teriſiert ſie ſich dadurch als Ausnahme. Der zu befehlen gewohnte wird durch die äußerſte Höflichkeit, die er zeigen will, den Nachdruck, den jene Gewohnheit ſeiner Redeweiſe giebt, nicht ganz verſtecken können. Der Soldat ebenſowenig das kurz angebundene, das „ohne Umſchweif“ u. ſ. w. Wie oft kommen uns Nebenvorſtellungen in die Gedanken, die wir unwillkürlich ins Geſpräch hereinbringen, wenn wir nicht geniert ſind. Die typiſche Wendung „darüber fällt mir ein“. Das à propos, das im gewöhnlichen Leben ſeinem Sinne entgegen gebraucht wird. Das Korrigieren (ſich ſelbſt z. B.), der abſichtlich leichte oder ſchwere Ton, das mehrmale Anheben, das Unterbrechen, das Überſetzen des ſchon Geſagten ins deutlichere, wenn der Redner ſieht oder fürchtet, der andre faſſe ihn nicht, das Unterſtreichen. Der ſcherzhaft gewandte Nachſatz zum ernſten Vorderſatz und umgekehrt. Das ſich *in* einen Affekt hineinſprechen, das ſich *aus* einem Affekt herausſprechen oder ſprechen wollen, das in andern Ton fallen und zum gewöhnlichen Umgangston zurückkehren. Das ſich nicht gleich beſinnen können. Das Antworten auf die Einwürfe, die einem einfallen, als hätte ſie der andre vorgebracht. Das Wehren gegen eine Meinung, die wir bei dem andern mit und ohne Grund vorausſetzen. Das leiſe bei ſich, in Gedanken Fortführen eines Geſpräches, deſſen laute Fortſetzung dann einem Bache gleicht, der eine Zeitlang verdeckt gefloſſen u. ſ. w.

Eine Hauptſache, womit Dickens ſich wie Shakeſpeare von z. B. Goethe und Schiller unterſcheidet, iſt, daß ſeine Figuren nie wie ein Buch ſprechen dürfen. Es iſt wunderbar, die reiche Variation der Mittel zu ſehen, durch welche den beiden Engländern gelingt, den Dialog vom Buchartigen zu emancipieren. Ein Mittel ſchon: den Charakter präzis in der Situation zu fühlen, ihn in der augenblicklichen Umgebung zu ſehen. Ferner die mechaniſchen Mittel, das Kadenzierte zu unterbrechen, z. B. Parentheſe, Umſchreibung aus Zartgefühl, Furcht oder dergleichen, aus der Konſtruktion fallen aus irgend einem Grunde, das Vertiefen, d. h. aus dem Dialog in den Monolog fallen, das Stammeln, Stottern u. ſ. w. der Verlegenheit, die Salbung des ſich gern reden hörenden, der ſich an ſeinen rhetoriſchen Wendungen einen Schmaus giebt. —

Der neueſte Dickensſche Roman zerfällt in drei Hauptglieder; das erſte umfaßt Pips Kindheit und endet mit ſeinem Abſchied von ſeinem Geburtsort; das zweite enthält ſein Gentlemanleben, bis ſich Magwitch ihm als Stifter ſeines Glücks zu erkennen giebt; das dritte reicht bis zu Magwitchs Tode und Pips Krankheit; dann folgt noch eine Art von ſkizzierter Ergänzung.

In einer Hinſicht iſt Dickens um ein weſentliches weiter gekommen als Scott; daß er Entwicklungen giebt, d. h. pſychologiſch-ethiſche, ein

allmähliches Werden von Charakteren und Verhältnissen, während Scott nur unsre genaue Kenntnis von des Menschen Charakter u. s. w. allmählich werden läßt. Über diese Entwicklung ist ein Wort zu sagen, man darf sie allerdings nicht als ein absolutes Werden auffassen, sondern als ein Mittelding zwischen Werden und Sichtbarwerden. Die Stetigkeit verlangt, daß der Weg ein längerer scheint, als er ist, und der gesunde Menschenverstand, daß ein Ding nicht zu seinem entgegengesetzten werden kann, daß in die neu sich bildende Mischung nichts kommen kann, als was in der alten schon war; die Teile treten eben nur in ein andres Verhältnis, einer oder mehrere scheinen durch pathologische Steigerung, Schwellung an Quantität andre geworden zu sein. In der That kann bei aller Entwicklung nur das in Menschen und Dingen (Thatsachen) sichtbar werden, was in ihnen schon lag. (Die schönsten und höchsten Entwicklungen haben wir in Shakespeare; diese Menschen, Macbeth, Hamlet u. s. w., diese Thatsachen, wie Desdemonas Mord, Macbeths Sturz, das Komplott gegen Cäsar, das Königwerden Richards III. und alles derartige in Shakespeare entsteht nicht, sondern ist schon im gegebenen Grundverhältnisse vorhanden, wie der Baum und seine Zweige, Blüten, Früchte im Samen und im Boden. Es kommt nur zur Erscheinung; die Sonne lockt die Blüte heraus, aber sie ist nicht von der Sonne geschaffen, sie wird nur sichtbar, äußerlich; sie ist schon vor dem Locken der Sonne in dem Baume, sie ist schon im Samenkorn vorhanden gewesen.) Dies muß in der dramatischen Entwicklung besonders sichtbar sein, weil da die eigne Kraft des Helden mehr sichtbar werden muß. Auch im Roman darf es nicht anders scheinen, obwohl hier sichtbarlich mehr von außen der Impuls ausgeht. Der dramatische Charakter entwickelt sozusagen sich selbst, der epische wird entwickelt. Das heißt: dort kommt, was im Menschen ist, sein Inhalt mehr durch seine eigne Energie zu Tage, durch die Üppigkeit des innern Triebes; hier wird es mehr hervorgezwungen oder hervorgelockt durch die Treibhitze der äußern Atmosphäre. Der dramatische Mensch ist ethisch genommen von größerer Einseitigkeit, Entschiedenheit der Natur, ein Repräsentant der in ihm überstark vorhandenen Kraft und Neigung zu einer gewissen Leidenschaft, also ein psychologisch-ethischer Typus einer Art, der Romanheld aber ist mehr der allgemeine, der gewöhnliche Mensch in seiner Bestimmbarkeit, nach der innern ethischen Seite zu allgemeiner als der dramatische, nach der äußern aber besonderer als der dramatische.

Wir sehen in „Große Erwartungen“ einen Knaben, er ist völlig Knabe überhaupt, zeigt keine Besonderheit, und schon hier geschieht mehr mit ihm, als er selber, von der Schwester und Pumblechook eingeschüchtert und mißhandelt, geschehen macht. Die Abgeschlossen-

heit ſeiner Sphäre läßt ihn darin alles Glück meinen, das möglich; ihm öffnen die Umſtände, nicht ſein Wunſch, der ſeine bisherige Lage überflügelte, eine bisher ungekannte Sphäre; Hohn, aufgeregte Phantaſie und erſtes Liebesgefühl helfen dem Geſchmack an der Geſchloſſenheit ein Ende zu machen. Aber er handelt nicht, um aus der alten in eine neue Lage zu kommen; wieder thut das ein Äußeres für ihn. Er ſoll ein Gentleman werden. Da er meint durch Miß Havisham, hat er keinen Grund, ſich gegen die Erfüllung ſeiner Wünſche zu ſtemmen; nun beginnt der junge Menſch zu ſchwindeln, ſein Glück giebt ihm in ſeinen Augen Würde; er verſteht keine Warnung und iſt bereit, ein gemeines Motiv unterzulegen — weil er ſelbſt, ohne es recht zu wiſſen, eines gemeinen Fehlers, der Eitelkeit, teilhaftig geworden iſt. In dieſem Taumel, dem aber zu dramatiſchem Weſen wiederum Konzentration und urſprüngliche Kraft der Sinnlichkeit des Trägers fehlt, lebt er denn in den Tag hinein; er verletzt den naiv edeln Joe, die ähnliche Biddy, weil ſie ihm eine Art der Empfindung erregen, die er früher Eſtella erregte und ſympathetiſch ſich ſelbſt. Es entſchuldigt ihn dies letztere menſchlich und iſt zugleich ein echt epiſcher Zug. Nun tritt an dieſen durch Träume großer Erwartungen und vornehmen Müßiggang verweichlichten mit einer Plötzlichkeit, die ihn noch mehr in Nachteil ſetzt, die Aufklärung über die Natur des Bodens, aus dem ſeine phantaſtiſchen Erwartungen bisher luſtig wuchernd wuchſen. Nur eines deutete ſeine ſpätere Erhebung an, ſein ſchönes Handeln an Herbert, ſollte dies auch nicht aus bloß edlen Motiven hervorgegangen ſein. Der Widerſpruch gegen ſeine bisherigen Hoffnungen, denn nun löſt ſich, die Eſtella ſei ihm beſtimmt, in Dunſt auf, die Gewalt der verſchiedenſten Affekte (von denen jedoch keiner zu einem Handeln führt) überwältigt ihn. Er iſt der Gentleman des ehemaligen Sträflings, der weiß was verbrochen, dieſe ſchreckliche Abhängigkeit von einem Menſchen, den er von je verabſcheute, und dem er doch Dankbarkeit ſchuldig, erſtlich für früher und nun für die Liebe zu ihm, die ihn ſein Leben wagen läßt! Wäre er ein dramatiſcher Menſch, das eine verdunkelte ihm das andre und triebe ihn zu entſchiedenem Handeln; der epiſche Menſch kann ſich nicht entſcheiden, er hat nur einen Einfall ſtatt eines Entſchluſſes, er erwartet wiederum von außen, von den Umſtänden den Impuls. Er muß den Gefahrbedrohten retten, wobei er ſelbſt von ihm loskommen kann, ein echt epiſch kompliziertes Motiv. Er verliert ſeine Liebe, ſie wird ſeines verachteten Feindes Weib, der Schrecken perſönlicher Lebensgefahren ſtürmt zu den andern Eindrücken auf ihn ein, ſtatt der frühern gewohnten glänzenden Ausſichten ſieht er Not und Schande nahen, die kleine Eitelkeit, der gentlemänniſche halb ſittliche, halb vornehme Widerwille und Ekel des verwöhnten

Schoßkindes des Glückes vor dem Sündenbocke des Glückes tritt zurück, die Änderung im Weſen des Sträflings und die genauere Bekanntſchaft mit ſeiner Geſchichte vermindert den Abſtand; von Trotz iſt ohnehin nichts in Pip. Nun appelliert noch die Verletzung und vorausſichtliche Verurteilung des armen Teufels, die Folgen ſeiner Güte und Liebe gegen Pip an deſſen Mitleid, er hat nichts mehr zu verlieren, da er das Geld des Gefangenen nicht vor der Verhaftung desſelben an ſich genommen — der nackte Menſch zeigt ſeine angeborne Güte, er bleibt in liebender Treue bei dem leidenden armen Sünder, aus Liebe zu ihm, täuſcht ihn über das Vermögen, damit der Arme freudig ſterbe. Dieſen veredelten Standpunkt hält ſeine weitere Geſchichte feſt; er ſühnt auch ſein Unrecht gegen Joe und Biddy, in der ihm eine letzte Hoffnung entgeht, und beginnt ſich ſelbſt eine Exiſtenz zu bereiten. In alledem iſt nichts beſonderes von Charakter. Es wird nichts an ihm verändert, es wird bloß in die Erſcheinung hervorgelockt, was indifferent in ihm lag, in jedem liegt, der keine menſchliche Ausnahme. Es ſind die Eigenſchaften, die in jedem Mittelſchlagsmenſchen als Anlage vorhanden, die durch dieſe äußern Impulſe an jedem zu der entſprechenden Erſcheinung gekommen wären. Das iſt: Pip iſt ein epiſcher Menſch, ein Typus der mittelſchlägigen Menſchheit.

Dieſe Entwicklung iſt epiſch außerordentlich ſchön, ſo ferne von der kalten Seziermethode, die ſo abſtrakt iſt wie ein Rechenexempel, wo die Sache wie ein ausſchließliches Geſchäft traktiert wird, wo Schnitt um Schnitt geſchieht und das Präparat bei jedem Schnitte aufgezeigt wird in usum Delphini, und jeder Schnitt von demſelben Meſſer kommt. Wie unabſichtlich erſcheint das Ganze, wie iſt es durchwachſen mit andern Partien.

Ich möchte wohl wiſſen, was Dickens eher gekommen: der Gedanke dieſer Entwicklung oder die beiden Begebenheitsſtämme, die die Entwicklung hervorbringen. Dachte er ſich vielleicht: irgend ein Knabe verliert die Luſt an ſeiner Sphäre, er ſtrebt höher, da kommt von unſichtbarer Hand die Möglichkeit, die großen Ausſichten machen ihn ſchwindeln und über ſeine Freunde der niedern Sphäre ſich undankbar überheben; mitten in ſeinen Schwindel hinein wird er gedemütigt dadurch, daß ſeine Erhöhung von einem Verbrecher herrührt. Ich glaube aber eher, das erſte, was er hatte, war der Sträfling mit ſeinem Gelübde, vielleicht hat dies ſogar hiſtoriſchen Grund, oder iſt eine Analogie einer andern Geſchichte. Der Vorgang zwiſchen den beiden war nun das erſte, daran ſchloß ſich die Entwicklung in den Hauptumriſſen. Aber das Bedenken: wie? Wird, wenn nicht Pip, doch der Leſer erraten, wer der Wohlthäter ſei? Held und Leſer müſſen Grund haben zu meinen, es komme wo anders her. Nun geſtaltete ſich die Geſchichte der Miß Havisham

allmählich, es fand ſich hier die geeignetſte Anknüpfung für die Erweckung der Unzufriedenheit Pips mit ſeiner Lage. Mit Eſtella zugleich entſtand das Motiv der Erziehung des Mädchens zu einem Rachewerkzeug; dieſer abenteuerliche Gedanke, der zugleich ein Analogon zu dem ähnlichen Plane des Sträflings iſt, brachte die ganze abenteuerliche Geſchichte und das geſpenſtige Kerzenleben, weil ſolch abenteuerlicher Einfall und ſeine Verfolgung zum Motive eine Unnatur bedurfte, eine geiſtige Abirrung. Dieſe bedingte wiederum die Reue, die eine weitere Kontraſtierung mit der Endgeſchichte des Sträflings brachte. Das alles wirkte auf die Konzeption der innern Entwicklung in Pip. Die beiden möglichen Quellen der Erhebung Pips gaben Ausſicht auf eine ſpannende Ungewißheit. Daraus entſtanden nun Jaggers, der Mann mit der Feile, die Erben der Miß Havisham, die durch ihren Glauben, die Miß ſei die Urheberin, dieſe bewegen (um die Habſüchtigen zu ärgern), den Schein zu unterſtützen.

Durch das Ausſparen der Geſtalten, Aufſchieben der Aufklärung, Aufſchieben der Bekanntmachung mit ihrem eigentlichen Weſen, ihren etwaigen Intentionen, Zubehören, ſogar der Nennung ihres Namens und Standes, die am beſten ohne Einmiſchung des Autors aus dem Vorgange ſelbſt erfolgt, iſt der Roman, in welchem der Held ſeine eigne Geſchichte erzählt, ſehr im Vorteil. Seine Verſchweigungen ſind damit natürlich zu motivieren, daß er an keiner Stelle der Erzählung mehr weiß, als der Leſer auch. — Der Sack darf nicht eher zugebunden werden, ehe er voll iſt, erſt der volle Sack hat eine Geſtalt. So ſpringt z. B. Joes Liebenswürdigkeit nicht gleich in ſeiner erſten Scene in die Augen, eher werden wir über ihn irre geführt, wir ſehen ihn mit Pip in kindiſchem Treiben, ſehen ihn, wie er ſich von ſeiner Frau mißhandeln läßt. Später freut uns ſeine Herzlichkeit, ſeine Naivetät, ſein merkwürdiges Bewundern der Schönheit ſeiner Frau; beim Kampfe mit Orlik ſein Mut und ſeine Kraft, und erſt während Pips Krankheit erhalten wir den befriedigenden Schlüſſel für ſeine vermeinte Furcht vor ſeiner Frau. Dazu hilft noch die Reue Pips, die ihn verklärt, weil ſie ſagen darf, was ein fremder Erzähler ſeiner Geſchichte nicht ſagen dürfte. Iſt ſein Lob übertrieben — nun danach fragen wir nicht, es gefällt uns wegen des Lobenden und des Gelobten und giebt unſerer Vorſtellung von dem letztern noch mehr Wärme. Recht im gewöhnlichen Romanſtile iſt Pips Errettung aus Orliks Händen — an ſich virtuos ausgeführt. Wie außerordentlich iſt Jagger ausgeſpart, ein kaltes Rätſel. Daß er nichts von Wemmicks Schloſſe weiß, fällt auf — aber das iſt Boz' Weiſe, daß jede neu auftretende Figur wenigſtens eine Zeitlang uns ein Rätſel bleibt. — Der ſpätere Herbert entſpricht dem phantaſtiſchen Boxer nicht ganz; wahrſcheinlich hat die verwünſchte Brauerei

und die Nähe der Havishamschen Rätselwirtschaft ihren Zauber über ihn ausgegossen und ihn verseltsamt. Pumblechook, an sich ein abscheulicher Geselle, ist mit seiner angemaßten Gekränktheit eine hinreichende Strafe für die wirkliche Kränkung von Pips wahrem Wohlthäter. Es ist darin etwas Shakespearisches, daß er (Pip) was er verdient — wiewohl an einem andern — so derb hören muß, daß wir seine Partei nehmen möchten. Daß der, welcher einen so braven, edeln Menschen mit Undank belohnt, nun dieser Schuld gegen einen so abscheulichen Burschen als schuldig gilt. Zugleich wird dadurch des edeln, einfachen Joe stilles Ertragen und seine schöne Rache an Pip durch den Kontrast noch verklärt. — Estella scheint uns verzeichnet, wenn sie die wahrhaft schöne und ergreifende Erklärung Pips kalt anhört, nicht versteht und die Spinne heiratet; bei ihrem letzten Auftreten sehen wir die Natur gerächt und den Autor gerechtfertigt. Daß Miß Havisham durch das Gelingen ihrer hypochondrischen Grillen gestraft wird, ist gut gemacht und wirkt wie alles jetzt aufgezählte. Belehrend ist es, wie Dickens in den ersten Scenen des Magwitch nicht unnützerweise schon einen Zug angebracht hat, der auf seine nachherige Besserung und das, was von Pietät dann in ihm wirksam wird, hindeutete. Daß er in der dritten Scene den Jungen wie absichtlich nicht zu sehen scheint, weist auf eine mögliche spätere Wiederbegegnung, doch mit Freihaltung beider Seiten, ob in guter oder schlimmer Weise, und bildet dann einen Anhalt für die Ungewißheit, woher dem Pip das Vermögen kommt. —

Das Neue Testament, auf welches Hehler- und Diebeseide geschworen werden, gehört unter Dickens kuriose antithetische Preziosen. Ungemein geschickt sind die vielen Verständigungen des Lesers über die Geschichten der Ursache von Miß Havishams Phantasterei, der Haushälterin Mr. Jaggers, der zwei Pfundnoten u. s. w. angebracht, desgleichen die vielen innern und äußern Motive, z. B. wie Pip auf den Gedanken kommen können, den Provis durch die Kahnfahrt zu retten, denn dazu mußte er ein geschickter Fährmann sein und Herbert und Startop dazu. Den Helden sehen wir in den verschiedensten Verhältnissen zu einer großen Zahl der verschiedensten Menschen, ganz wie es Hegel und mit Recht haben will. Und welche Anzahl von dergleichen Verhältnissen überhaupt, wiewohl alle andern nur zuweilen beim Begegnen mit Pip gezeigt werden, welche Masse begebenheitlicher Thatsachen, Ausmalungen von Stimmungen und realen Vorgängen, von letztern die Kahnfahrt, ehe sie Provis aufnehmen, ein Muster. Wie sehen wir alles von den sichtbaren Dingen bis zu den dunkeln Vorstellungen in sozusagen leiblicher Gestalt vor uns. Welcher Aufwand von Witz, Scharfsinn und Tiefsinn, welche poetischen Bilder, welche Reflexionen, dargestellte und

ausgeſprochene, welch eine Welt von Phantaſie, welche Silberblicke von Gemüt! Und all das mit welcher Sicherheit und Gewandtheit einer Technik, die nicht leicht ein andrer wieder erreichen wird und auf dem Felde des Romans noch keiner erreicht hat. Jede Perſon hat wiederum eine ganze Sphäre voll charakteriſtiſchen Intereſſes um ſich, z. B. Jaggers, Wemmick.

Die innern Entwicklungen ſind am gelungenſten, wenn ſie bloß ein allmähliches Enthüllen deſſen ſind, was in dem Menſchen iſt, in den ſtärkſten Gliedern ein Erwachen deſſen, was in dem Menſchen ſchlief. Beſonders im Roman — wie ich mir merken muß, wo die Anlagen nicht ſo entſchieden und ſtark wie im Drama, in der Tragödie, in welcher die Menſchen daran untergehen ſollen. Im Roman wird eine ſchlafende Beſtie geweckt, bis ein ſchlafender Engel geweckt wird, vor deſſen Blicke ſie vergeht. Ganz vortrefflich, daß uns Dickens nicht alles, was aus Pip allmählich wird, an dem Kinde im Keim zu zeigen ſucht. —

Der Romanmenſch iſt mehr Pflanze neben dem Tragödienmenſchen; ſeine Neigungen, wenn auch vielleicht ebenſo tief, gebieten nicht über eine ſo gefährlich raſche Thatkraft. Er iſt nicht ſo einſeitig, daher iſt ſeine Kraft mehr verteilt. Er iſt mehr zähe und biegſam, er fordert den Sturm nicht nach Eichenart heraus, trifft ihn dieſer unaufgefordert, ſo biegt er ſich und ſteht wieder auf, wenn auch nicht in der alten Geſundheit, zuweilen wurzelt ihn, ſchraubt ihm gleichſam der Sturm die Wurzel tiefer und feſter in die Erde. Er faßt weit mehr Entſchlüſſe, als er ausführt, und führt manche nur halb aus.

Dramatiſch iſt der Menſch, der ſeiner Welt an Energie überlegen, ſeinen Stempel ihr aufprägt, und den nur ein Zuſammenfaſſen der Weltkräfte und nur da ſein ethiſch verkehrtes Thun, alſo er ſelbſt, ihr Bundesgenoſſe gegen ihn ſelbſt wird, überwinden kann. Er imponiert der Welt, dagegen dem Romanhelden imponiert die Welt und drückt ihm ihren Stempel auf. Jene impoſante Stellung zur, dieſes relative Verſchwinden neben der Welt iſt ein unterſcheidendes Hauptmerkmal. Und daraus ſchon folgt die Forderung einer möglichſten Mannigfaltigkeit und Breite der Welt, einer großen Zahl von Figuren, die ihm zum Teile an Kraft überlegen ſind und ihm imponieren, auch die äußere Macht der Natur, gegen die ſeine Kraft verſchwindet, während es der Dramenheld bloß mit einer moraliſchen Welt, das heißt mit Menſchen zu thun hat, die alle einzeln neben ihm entweder theoretiſch oder praktiſch verlieren. Dort herrſcht das Gefühl der Freiheit, der unzerbrechbaren Burg des Geiſtes, der ſich niemand beugt, deſſen Repräſentant phyſiſch brechen kann, aber moraliſch unzerbrechbar iſt, hier das Gefühl der Notwendigkeit, der

menſchlichen Gebundenheit, des Ergebens in die Abhängigkeit von andern Mächten, des Ergebens nicht erſt nach dem, ſondern ohne Kampf, der inſtinktmäßigen ſelbſtverſtändlichen Unterordnung von Anfang an, der der Gedanke des Trotzes gar nicht oder nur in der Verzweiflung kommt, die gar nicht weiß, daß ein ſolcher Gedanke exiſtiert. So muß aber auch die epiſche Welt dem Leſer ſo gezeigt werden, daß ihm der Gedanke, einer der ſpielenden Menſchen könne ſich aus eignem innern Antriebe gegen ſie auflehnen wollen, gar nicht oder nur als ein lächerlicher kommen kann. Während im Drama der Held ſo impoſant, die Welt im Einzelnen ihm untergeordnet dem Zuſchauer ſcheinen muß, daß nur das ethiſche Geſetz im Innern des Helden (ſei es auch nur vom Zuſchauer in deſſen Innerm vorausgeſetzt, weil der Held doch Menſch) oder das Unzweckmäßige in der Zuſammenſetzung des Charakters des Helden ein zureichend Hindernis und eine Macht erſcheint, an der des Helden Wollen ſcheitern kann. Im Schauſpiele muß der Held, nachdem er das Unſittliche in ſich ſelbſt beſiegt und ausgeſtoßen, die Welt beſiegen. Kurz, im Epos oder Roman iſt die Welt, im Drama der Held das, was imponiert. Das Drama ſteht ganz auf ethiſchem Boden, der Roman oder das Epos mehr auf dem Boden der Sitte oder des Rechtes, des geſellſchaftlichen Vertrages, im eigentlichen Epos des Naturrechtes, im Roman des poſitiven Rechtes.

Im „Don Quixote" initiiert der Held, das wäre dramatiſch, wenn nicht eben der Weltzuſtand, den er angreift, ſo überlegen, daß der bloße Gedanke ſolchen Kampfes komiſch; ja wenn dieſer Angriff in Wahrheit ein Angriff und der ganze Kampf nicht nur eine phantaſtiſche Fiktion des Don Quixote wäre. Sowie er in einen wirklichen Kampf geriete, würde der Roman zum Drama, aber eben in der Unangemeſſenheit des Helden zu ſeiner Aufgabe hebt ſich das Dramatiſche auf und ſchlägt in den Roman um, ähnlich wie die Wirklichkeit des Ernſtes, der dabei aufgeboten iſt, ins Lächerliche umſchlägt.

Was den Roman poetiſch neben dem Epos ſo ſehr zurückſetzt — oder vielmehr äſthetiſch —, iſt eben, daß er auf dem Boden des poſitiven, des Civil- und Kriminalrechts ſteht und damit an der Natur aller Nebenvorſtellungen, die dieſe beiden Inſtitutionen begleiten, an Polizei, Häſchern, Gefängnis, Zuchthaus, Schafott u. ſ. w. teilnimmt, ferner, daß das materielle Wohl im Romane von der Künſtlichkeit unſerer Verhältniſſe und damit von der ganzen Proſa der gemeinen Wirklichkeit in Beſchlag genommen wird; welche beiden Seiten er doch nicht entbehren kann, ohne das Moment des Charakteriſtiſchen einzubüßen, das der einzige Vorteil iſt, den der Roman den Vorzügen des Epos entgegenhalten kann.

Dickens Pickwickier.

Motive, die eigentlich mit dem Charakter nichts zu ſchaffen haben, wie das Vorurteil Herrn Wellers ſenior gegen die Witwen, ſpielen bei Boz eine große Rolle. Sie amüſieren deſto mehr; als liebenswürdige Schwächen ſind ſie zugleich Schmuck und Folie der ſonſtigen Tüchtigkeit. So iſt der Schäfer, auch die Mrs. Weller ganz äußerlich, ſie ſind ſozuſagen nur der Phantaſie präſentiert, und darin mag ein großer Teil ihrer angenehmen Wirkung liegen. Wären dieſe beiden Figuren dem Verſtande und Gefühle des Leſers nur um etwas näher gebracht, ſo würden ſie einen ganz andern Eindruck machen, es würde das Verkehrte uns beleidigen, ſtatt daß ſie uns, wie ſie ſind, beluſtigen. Es war in dieſes Verhältnis Mr. Wellers, ſeiner Frau und Stygginſ eine Spannung zu bringen, wenn es ernſter ergründet wurde, aber alle Figuren hätten dabei verloren. So lernen wir ſie nur beim Eſſen und Trinken und im äußern Koſtüm kennen. Daher geht es dann mit den Umkehren und Sinnesänderungen deſto leichter. Davon auch Jingle und Trotter Beiſpiele. Getrunken, gegeſſen wird denn in dem Romane ſehr viel; Boz will die Menſchheit beſonders in ihrer Liebenswürdigkeit und das Leben in ſeiner Heiterkeit zeigen, und da der Menſch am heiterſten, folglich am liebenswürdigſten beim Eſſen und Trinken zu ſein pflegt, ſo that er zweckmäßig daran. Man kann ſagen: Eſſen, Trinken, Schwatzen, Redehalten und Prügeln oder Prügelnwollen, darin beſteht hauptſächlich das Detail der Pickwickier.

Die Mühle am Floß von George Eliot.

Die Verfaſſerin dieſes Romans ſteht völlig auf demſelben Standpunkte, auf dem ich mich mit meinem „Erbförſter“ befand, auf dem des offenen Gegenſatzes gegen den Idealismus und einer liebevollſten Hingebung an die Wirklichkeit, des abſichtlichen Abweichens von der konventionellen Heerſtraße und der Überzeugung von der Gefährlichkeit des Idealismus und Hinweis, daß des Dichters und Schriftſtellers Aufgabe ſei, nicht uns verwöhnte Kinder unſerer Wünſche noch mehr zu verhätſcheln und für ein kräftiges Familien- und Staatsleben untüchtig zu machen, ſondern abzuhärten gegen die möglichen Reaktionen des Lebens, mit einem Worte: praktiſche Lebensweisheit zu lehren. Die Welt des Gedichtes ſollte die wirkliche Welt ſein, nur durchſichtiger, woran der Leſer ſeinen Lebensſinn ſchärfen, Erfahrungen machen kann, kurz eine Art Vorſchule für die Schule des wirklichen Lebens habe. Woran er lerne einen Einblick in andre Menſchen thun, ſie nicht nach Vorurteilen zu beurteilen, zu ſehen, daß, wenn ein andrer unſre Kreiſe ſtört, er es aus einem eignen

Innern heraus wirkend thut und ſich ſelbſt darin zum Zwecke hat, nicht uns, mit einem Worte die andern und ihre Motive in der Vorſtellung von uns und unſern Motiven loszulöſen, in dem Nebenmenſchen unſre eigne Schwäche zu bemitleiden, in uns ſelbſt ſie möglichſt zu tilgen, was eben nur möglich, wenn wir ſie erkannt haben. Die gefährliche Macht der Phantaſie und der Leidenſchaften zu erkennen und dadurch von ihrem Zauber frei zu werden, uns von allen erſchlaffenden Zeitmoden (wie des Jammers, daß wir das Welträtſel nicht enträtſeln können, dann daran herum reflektieren und uns abſichtlich in verzweifelte Stimmungen hineindichten) loszumachen.

Die „Mühle am Floß“ iſt durchaus nicht, was man komponiert nennt, worunter man gewöhnlich das Zuſammenbringen von an ſich ſpannenden und ungewöhnlichen Erlebniſſen zu einem in Zeit und Ort möglichſt gedrängten Ereignis und zwar in der Art verſteht, daß die Geſchichte ſelbſt durch ein ausſparendes und auf das möglichſt effektvolle Ausbringen jedes Einzelnen angelegtes Arrangement voll kleiner und größerer Kunſtgriffe, noch mehr von der Wirklichkeit und ihrem auf Effekt nicht berechneten Ganzen unterſchieden wird. Es ſind ganz gewöhnliche Menſchen, die ein ganz gewöhnliches Ereignis auf ganz gewöhnliche Weiſe erleben. Die Verfaſſerin hat ein ungewöhnliches Talent für Charakteriſtik — die aber nie eine ideale iſt —, ihre Figuren ſind lebenswahr, ohne den Mechanismus vieler der Dickensſchen, ſelbſt Mrs. Glegg iſt keine bloße Charge; ſie ſind mit den einfachſten Mitteln gemacht und haben den Reiz der niederländiſchen Genrebilder, die uns eben darum gefallen, weil ſie das Altbekannte mit der Liebe wiedergeben, die nicht ſowohl in der Treue der Nachahmung das höchſte Verdienſt ſieht, als einfach ihrer innern Nötigung folgt. Freilich gehört die Warze, die Pockengrube nicht zum Ausdruck der geiſtigen Individualität, welche das Weſen des Porträts ausmacht, aber der eine, der einen Menſchen liebt, mißt auch den Mangel nicht gerne. Der Idealiſt liebt nur ſeine idealiſierte Vorſtellung, zu welcher der wirkliche Menſch ihm Anlaß giebt in dieſem; der Realiſt liebt den Gegenſtand ſelbſt, liebt ihn mit ſeinen Mängeln und Schwächen.

Wir müſſen alles wegthun, was wie Gelehrſamkeit ausſieht, was bloß für den „Kenner“ iſt, aus den Theorien bloß das beibehalten, was durch alle Jahrhunderte thatſächlich ſich als weſentlich auswies und auch unſrer Zeit gerecht, ja eine Forderung derſelben iſt. Beſonders aber dürfen wir nichts einſchwärzen, was ſpecieller National- oder Zeitgeſchmack war, deshalb keine eigentlichen Nachahmungen aus fremdem Land oder fremder Zeit. Wir müſſen unſre Zeit ſtudieren, nicht um ihren Schwächen zu ſchmeicheln, ſondern ihre

Schwächen benutzen zum Vorteile deſſen, was ihre Stärke iſt, wenn wir es mit vorurteilsloſem Auge anſehen. Wir müſſen uns an die Wahrheit der Wirklichkeit halten, nicht an die Illuſionen, die vorausſichtlich ihrer Entlarvung entgegengehen.

Die Verfaſſerin der „Mühle am Floß“ hat ſcharfe Geiſtesaugen und hat ſie gebraucht. Der innere wie der äußere Sinn iſt trefflich bei ihr entwickelt, und ganz vorzüglich verſteht ſie ihre Reflexionen einzureihen in den Gang der Erzählung. — Zu bemerken iſt, daß in der „Mühle am Floß“ kein eigentlicher Böſewicht vorkommt. Wahr iſt es, die Eliot packt nicht ſo ſtark und raſch als Dickens, ſie geht mehr auf ruhige Wirkung, und man hat nicht ſchließlich die Empfindung, als wäre man in einem Irrenhauſe geweſen.

Goethes Werther.

— Man hat Goethen die Doppeltheit des Motives in ſeinem Werther vorgeworfen, daß dieſer ſich erſchieße aus Liebe zu Charlotten und aus gekränktem Ehrgeize. Aber eine abſolute Einheit der Motive iſt unwahrſcheinlich in allen Fällen, weil unpſychologiſch. In einem kranken Körper leiden die dem eigentlich lokalen Leiden nahen Teile mit, zuweilen ſo, daß der Ort der Krankheit ſchwer aufzufinden iſt. Der Grundzug des Werther iſt Empfindlichkeit, der einer ganzen Reihe von Goethiſchen Figuren, Taſſos, Antonios u. ſ. w. — krankhafte Reizbarkeit. Nun lebt der Menſch in einer Welt, in der von allen Seiten auf ihn gewirkt wird; es wäre wunderlich, wenn ein Reizbarer nur nach einer Seite hin reizbar wäre. Ja, um eine Reizbarkeit auszubilden, wie ſie am Werther geſchildert iſt und ſeinen Ausgang motivieren muß, ſind vorhergegangene harte Reibungen mit der Welt nötig, und einer ſolchen Natur iſt es wiederum notwendig eigen, daß in jeder neuen Verletzung die alten wieder mitaufſtehen; ja ſein ganzes inneres Leben iſt nur ein ewiges Durch- und wieder Durchfühlen der Schmerzen vom erſten bis zum letzten. Zwiſchen dieſe knüpft ſich als verbindender Faden das Aſſoziationsgeſetz der Ähnlichkeit, das keine dieſer Wunden verharſchen läßt. Alle dieſe Schmerzen fließen ineinander zu einem großen, der das ganze Gefühlsvermögen ausfüllt. Einen einzigen würde es verwinden nach dem Geſetze, daß ein oft wiederholter Eindruck ſeine Gewalt verliert; die mehreren Schmerzen halten einander nach dem Geſetze, daß der Wechſel Gefühle ſtark erhält. Aus der Entzündung des einzelnen Teiles wird eine allgemeine, und dieſe bringt Schwäche und Tod. —

Hebbels „Mutter und Kind“.

Wenn man ſich einmal — was man ſchon bei Hermann und Dorothea mußte, — hinweggeſetzt hat über den Widerſpruch des

modernſten Inhaltes mit antiker Form, findet man das Gedicht ſehr lobenswert. Es wirkt harmoniſch, da eine menſchenfreundliche Tendenz durch nur liebenswürdige Figuren zu uns ſpricht. Mit Hermann und Dorothea verglichen iſt es im Versbaue weit griechiſcher, auch die Darſtellung antik. Da er nicht mit Stimmungen malt oder muſiziert, ſondern durch treue Wiedergabe der Dinge; wie z. B. in der Schilderung des Frühlings, in welcher er weniger die deſſen Entſtehen begleitenden Gefühle, ſondern die Dinge giebt, z. B. das Weggehen der Raben und das Kommen der Schwalben, erſcheint er uns neben Goethe antiker in der Darſtellungsweiſe, aber eben dies iſt es wohl, was uns Goethe tiefer ergreifend macht: der Seelenſchmelz, die Schönheit. Iſt der Stoff pathetiſcher und darum minder epiſch erfunden als Goethes, ſo muß man bewundern, wie gleichwohl die epiſche Ruhe in der Darſtellung erreicht iſt. Die Kühle Hebbels, die in ſeinen Tragödien oft als Kälte heraustritt, oder mit den ſchroffen Gegenſätzen ſeiner Dialektik verbunden, als Abſichtlichkeit unangenehm auffällt — dieſe Kühle iſt eben dialektiſch in ihm — ſcheint ihn überhaupt mehr als epiſche Natur zu bezeichnen, die, ſobald ſie aus ſich heraus will, künſtlich und unnatürlich wird. Doch hat Hebbel es wiederum nicht unterlaſſen können, ſeinen charakteriſtiſchen Totenkopf in jedem Geſange vorzuzeigen. Sobald uns nun klar wird, daß all das Schöne des Gedichtes nur Mittel und der Totenkopf der Zweck, ſo bringt uns ſowohl die Abſicht ſelbſt, indem ſie ſich vordrängt, als auch das grinſende Antlitz dieſer beſondern Abſicht aus der Stimmung, und der erſt angenehme Eindruck wird ein ſehr unangenehm modifizierter.

Jeremias Gotthelf und Shakeſpeare.

Bei Riehl*) heißt es: „Der Quell der Poeſie, der in dem deutſchen Hauſe verborgen iſt und nur des Poeten harrt, der den Moſesſtab beſitzt, um ihn herauszuſchlagen. Dieſe einfachen und doch ſo großen Motive des deutſchen Hauſes und der Familie, das ſind die Perlen, welche wir in unſrer glänzendſten Litteraturperiode vor die Säue geworfen haben, oder wo ſie dieſe nicht mochten, kam höchſtens der hinkende Bote oder ein ähnlicher Kalendermann, um ſie aufzuheben und in ſeinen Schnappſack zu ſtecken.“ Es wäre nun leicht Stoff gefunden zu Erzählungen dieſer Art; man braucht nur die Feinde und Verderber des deutſchen Hauſes aufzuſuchen und durch die in unſrer Macht liegenden Mittel ihnen ſiegreich zu begegnen. Einen oder wohl auch gar zwei Beiträge habe ich bereits

*) H. W. Riehl, Die Familie.

geliefert, ohne daran zu denken, daß es ſolche waren: „Zwiſchen Himmel und Erde“ und „Die Heiteretei“. Die Ähnlichkeit, die Riehl zwiſchen Shakeſpeare und Jeremias Gotthelf findet, liegt darin, daß beide die Naturgeſchichte der Leidenſchaften abhandeln und darin die Mittel zeigen, welche ſie tragen, und direkt oder indirekt auf die Mittel hindeuten, welche ſie heilen können. Der große Unterſchied liegt in den verſchiedenen Horizonten beider, dort der weite von allgemein menſchlichen Typen des Staats- und des privaten Lebens in wenigſtens dem Staatsleben entlehnten Rahmen, und hier das enge ſpecifiſch ſchweizeriſche Bauernhaus.

Gottfried Kellers Romeo und Julie auf dem Dorfe.

Bei Gelegenheit von „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ manche fruchtbare Betrachtung angeſtellt, die ich leider nicht ſogleich aufgezeichnet. Nur ſo viel weiß ich noch, daß, ſo ſehr mich die Novelle beſchäftigte, und mit welcher farbigglühenden Gegenwart ſie ſich aufdrängte, ich doch den Shakeſpeariſchen Romeo nicht allein nicht darüber vergaß, vielmehr dieſen zugleich noch einmal mit durchlebte. Aber ſo, daß ich letztern ſeinerzeit immer über dem Kelleriſchen ſchweben ſah wie ein verklärtes Urbild desſelben, und wunderlicherweiſe ſo, daß in demſelben Maße, als mir der Kelleriſche gefiel und mich hinriß, in demſelben Maße doch der Shakeſpeariſche mir noch mehr gefiel als der Kelleriſche. Die Wirkung der Novelle eine ſehr ſchöne, nicht allein iſt die Kataſtrophe wahrſcheinlich und notwendig; man wünſcht auch nicht, daß die Kataſtrophe ausbliebe, daß die Geſchichte einen andern Ausgang erhielte. Man fühlt ſie als Folge von Verſchuldung, inſofern iſt ſie tragiſch und harmoniſch; was aber Shakeſpeare hier ſo hoch hebt, iſt, daß bei ihm die Liebenden ſelber ſchuldig, nicht allein Ender, auch Beginner ihres tragiſchen Schickſals ſind, und das Tragiſche bei ihm doch ſo ſüß und harmoniſch trotzdem. Es ſcheint doch keinem gelingen zu wollen, als ihm, Shakeſpeare, bei unverhüllter Schuld dieſe harmoniſche Schlußempfindung hervorzubringen. Sein Hauptmittel doch wohl die Geſchloſſenheit und Erhebung über die gemeine Wirklichkeit. Die Idealität des typiſchen, geiſtigen Gedankenſtoffes Shakeſpeares habe ich nie ſo klar empfunden und begriffen als während des Leſens der Kelleriſchen Novelle. Wie der Geiſt oder die Seele von noch Hunderten von möglichen Körpern, die alle untereinander ſich mehr unterſcheiden müßten, als jede derſelben doch jene Seele verleugnen könnte. Dieſe wären die Farben, jenes der unmodifizierte Lichtſtrahl ihnen gegenüber; dieſe die Bilder, jenes die Sache ſelbſt. Die eigentliche Natur der Poeſie habe ich nie ſo von Angeſicht geſehen, als da. Wie wenig Motivierung des Ausganges bei Shakeſpeare gegen bei Keller. Aber

eben des letztern gehäufte Motivierung hob die Einheit auf. Seine Liebenden ſterben zunächſt, weil das Elend der Armut ein Hindernis ihrer Liebesvereinigung durch die Ehe, die ſie nicht entbehren können; aber ſie ſterben eben deshalb nicht allein, weil ſie unglücklich lieben, ſondern auch weil ſie arm ſind und durch Elend moraliſch (d. h. an Lebensmut) verkommen, weil ſie ſich nicht heiraten können, weil der Burſche des Mädchens Vater um den Verſtand gebracht hat, weil die Väter dem ſchwarzen Geiger den Acker geſtohlen, weil dieſer den Kindern mit geflucht, weil ſie ſich einmal als Brautleute ausgegeben, weil ſie von Getränk und Tanz und ſinnlicher Geſchlechtsbegierde berauſcht ſind. Ihre Geſchichte iſt nur das Ende und die Erfüllung der Geſchichte ihrer Eltern, ſie ſterben durch deren Schuld. Bei Shakeſpeare würden dieſe Alten die Helden bleiben und die Kinder nur ſterben, damit ſie, die Alten, ihre Schuld büßten.

Das Hauptmotiv erſcheint doch immer die materielle Armut, und man empfindet neben Shakeſpeare ſo recht das Unpoetiſche, Unäſthetiſche dieſes Motives, obgleich es bei Keller die Wurzel von wahren Schönheiten iſt. Desgleichen die geiſtige Armut, die innere Hilfloſigkeit, welche die Schuld aufhebt und dem Leiden etwas Dumpfes, Unſchönes giebt. Dramatiſch wäre dieſer Stoff, wie er iſt, gar nicht auszuführen, da der ganze Gehalt vom Autor ſelbſt beſtritten wird. Welche Zurechnungsfähigkeit, deshalb Harmonie des Leidens, und Heiterkeit des ganzen Ausdruckes liegt in der Gedankenhaftigkeit des Shakeſpeariſchen Romeo, der Ausgeſchloſſenheit des Tieriſchen, der materiellen Begier. —

Trotz dem allen iſt die Kelleriſche Novelle ein treffliches Werk und das Werk eines wirklichen Dichters, nicht bloß der gewandten und geſchulten Bildung, ſondern einer poſitiven Naturkraft Kind. Sie iſt ſogar dramatiſch in Shakeſpeares Sinne in der allmählichen, wechſelreichen, ſchmerzwonnebehaglichen Auskoſtung einer Situation (d. h. die letzte Hälfte, wo die Kinder vortreten). Denn auch Keller gelingt es, uns von dem Wunſche, ſeine Geſchichte möge erfreulich enden, abzuhalten. In dieſer Hinſicht iſt die Novelle auch wahrhaft tragiſch. Nicht minder gleicht er auch darin Shakeſpeare, daß ſeine Geſchichte das rechte Leben in uns erſt gewinnt, nachdem wir ſie aus der Hand gelegt. Ich habe unmittelbar vorher Romane geleſen, unmittelbar nachher Novellen von Heyſe und Grimm, auch eigne Pläne derart gemacht, aber all das iſt wie bemalte Florvorhänge vor einem gemalten Kirchenfenſter, das tiefe und glühende Giorgioniſche Kolorit, die kompakte Tizianiſche Leiblichkeit der Kellerſchen Novelle ſtrahlt ſiegend durch und läßt das blaß-träumeriſche der Behänge noch aquarellhaft körperloſer erſcheinen.

Berthold Auerbachs Barfüßele.

Die Geschichte ist äußerst einfach, der große Reiz, den die Erzählung ausübt, liegt im Schmelze ihrer Gedankenhaftigkeit, ich möchte sagen in der Schönheit, der Melodie der Reflexionen. Auch recht schöne und treffende psychologische Reflexionen sind darin, aber weniger als Momente eigentlicher Charakterdarstellung in die Folge einer Entwicklung organisch eingewachsen, sondern mehr als gelegentliche Bemerkungen. Eine vorzügliche Schönheit des Werkes ist, daß die naive Materie ebenso naive Form darin gewonnen hat. Da ist keine Spur von äußerlichen Spannungskunststücken; solche hätten aber auch das Substanzhafte, das Gediegene des Ganzen gehindert; was an Auerbachs Stoffen und an seiner Darstellung schön, das verträgt sich nicht mit jener Treib- und Filigranarbeit. Darin erinnert er auch an Tizian. Ich weiß nicht, ob Kellers Leute von Seldwyla älter sind oder das Barfüßele, so viel aber scheint mir (gewiß), daß die Tanzscenen und die Brautreise in beiden Novellen wie Mutter und Tochter sich verhalten. — Ich glaube, es wäre nützlich, wenn ich mich daran gewöhnte, auch meinen psychologischen, selbst meinen technischen Reflexionen jene blühende Bildlichkeit und jenen Schmelz der Melodie zu geben. Meine bisherige Weise ist zwar eine aus Überzeugung ihrer Zweckmäßigkeit hervorgegangene, da im Technischen selbst oder vielleicht noch mehr in dem Fache der innern geistigen Technik Deutlichkeit von nöten. — Ich weiß nicht, ob ich wünschen soll, Auerbach möge des Romans mächtig werden. Jedenfalls müßte er sehr viel verlieren, was an seiner alten Weise vortrefflich ist; ob sich das in der neuen Weise bezahlte? Ich glaube kaum; in Auerbach ist dazu zu wenig vom technischen Kopfe. In seinen Novellen ist er häufig ganz vortrefflich; nicht wenige davon sind in ihrer Art Kunstwerke ersten Ranges durch Geschlossenheit, Poesie und Diskretion. Ich weiß nicht, warum man von dem großen Roman so respektvoll spricht, der doch seiner halbprosaischen Natur wegen als Kunstwerk nie dem Idyll sich vergleichen kann, der nur in einer übernatürlich begabten Hand aus einem Kunststück in ein Kunstwerk sich veredeln könnte. — Im Barfüßele ist ein ungemein einfacher Stoff mit reizendem Reflexionsdetail umgrünt. Es ist weniger Handlung und Situationen darin als Reflexionen über Momente des Handelns und von Situation, weniger eigentliche Charakterdarstellung als Reflexionen über charakteristische Momente; bei Shakespeare ist es ähnlich: weniger dargestelltes Denken, Träumen, überhaupt Ausleben der Menschen, als Reflexionen über alles das. Seine Hauptstärke ist nun, wie mannigfach er diese Reflexionen zu wenden, einzukleiden und mit dem Ganzen in Haltung zu bringen weiß. Noch ein Vor-

zug des Barfüßele iſt die ethiſche Geſundheit. In dieſer Hinſicht hat die gute deutſche Litteratur ſeit Schiller doch einen ungeheuern Fortſchritt gethan. — Es ſind Reden im Barfüßele trotz Shakeſpeare, z. B. „Ich habe meine Eltern nicht gekannt, ich kann mich ihrer nicht mehr erinnern, ich habe ſie nur lieb wie man Gott lieb hat, ohne daß man ihn je geſehen hat.“ — Die einfachen primitiven Motive, die Grundmotive aller Geſellſchaft, die wunderbare Diskretion, mit der das Lockendſte nicht bis auf die Spitze verfolgt iſt! Ein ſolch Buch kann ein Kind leſen — wenn man nicht durch die träumeriſche Ausmalung der Liebe Frühreife zu wecken fürchtet. Die einzelnen Gelenke der Kauſalität könnte man motivierter wünſchen, z. B. die ſehr plötzliche Umſtimmung des Landfriedbauers, ohne irgend einen Rückfall in ſeine Zähigkeit, und ſo noch manches andre. Da aber der Autor darin dem Wunſche des Leſers eine Konzeſſion macht, kann er erwarten, daß man ſeine Motive nicht zu ſcharf wäge. Weniger die Sprache als die Gedanken ſind ſchön, die Schönheit aber, wie bei Shakeſpeare, mehr eine geiſtige. Der Gehalt iſt derart und ſo reich, daß man nicht an die äußere Form denkt und die eigentliche Kunſtfertigkeit nicht vermißt oder beſſer geſagt: ſehr gern vermißt, lieber vermißt als findet.

Moderne Novelliſtik.

Nun habe ich ein Heer von Erzählungen geleſen, zuletzt die von Edmund Höſer. Keine Frage, daß er ein bedeutendes Talent hat. Im Anfange reizte mich manches Verwandte mit meiner Natur. Er weiß die Stimmung meiſterlich zu handhaben, viele ſeiner Figuren haben etwas Impoſantes. Es iſt aber nur von einer Art, auf den Effekt gemalt ohne pſychologiſche Solidität. Manche ſeiner Geſchichten ſind wie Hoffmanns oder Georg Dörings.*) Der Nach-Totaleindruck iſt wie bei Georg Döring: was Höſer erſtrebt, iſt doch nur ein Lieblingsmodenoveliſt zu werden. Er ſtrebt nicht nach Gleichgewogenheit des Gehalts und der äußern Wirkung; er unterhält, aber er ſcheint auch weiter nichts zu wollen, als zu unterhalten. In den Auerbachiſchen Kalendern können ſich Auerbachs Geſchichten nicht an Geſchicklichkeit und Mache mit jenen vergleichen, die Darſtellung von Leidenſchaft und Affekt iſt ihm dazu faſt durchgängig mißlungen; dennoch hat man das Gefühl, etwas daraus davongetragen zu haben. Die Nichtigkeit und Verderblichkeit jener Modenovelliſterei erfüllt den Geſättigten mit Widerwillen und Gleich-

*) Vergeſſener Erzähler der zwanziger Jahre, Verfaſſer viel beliebter „Phantaſieſtücke“, die zu Otto Ludwigs Jugenderinnerungen gehörten.

gültigkeit. Keller ragt weit darüber hervor, wie auch Auerbach. Gerade jene Geschicklichkeit und Routine empfindet man mit dem stärksten Widerwillen, jene Gewandtheit des Nichts. Die Kombinations- und Kunststückgeschicklichkeit, die Absicht, eben bloß zu unterhalten, zu spannen, all die Spekulation auf die Lesefchlingsucht, das Mühen, Seifenblasen zu machen, das dem, was im Menschen kindisch ist, zu Gefallen lebt und mit dem Größten, Schwersten, dem Edelsten ein bloßes Spiel treibt, es bald so bald so zusammenwürfelt, diese Gleichgültigkeit gegen die Heiligkeit der menschlichen Gefühle hat etwas im höchsten Grade unwürdiges. Man wird aus solchem Studium negativ zu demselben Resultat getrieben, zu dem positiv das Shakespeares führt.

Volksroman — Volkslitteratur.

Volkslitteratur, d. i. eine Litteratur ohne Exklusivität, die sich weder auf eine gewisse Bildungsstufe noch auf eine Partei (politische), eine Konfession stützt und von da aus etwa polemisch zu Werke geht. Eine Litteratur, die nicht für die Gelehrten oder Kenner vom Fache und den Kritiker, der, was nach Schiller und Goethe gekommen, nur dann gelten läßt, wenn es einem vor diesen Vorhandenen ähnlich ist. Eine Litteratur, die nicht aus Reflexion und Kritik nicht aus den ästhetischen Bedürfnissen lange gestorbener Generationen entstanden und abgeleitet ist, sondern aus denen unsrer eignen Zeit —

Möglichst vielen gefallen, möglichst wenigen mißfallen! Das zweite, in dem man, wie in gemischter, zum Teil unbekannter Gesellschaft, erstlich den Anstand beobachtet, nichts anklingen läßt, was nur von ferne zweideutig wäre, nichts, was einen gegenwärtigen möglicherweise beleidigen könnte, sei es in dem, was die Sitte ihm geheiligt, oder persönlich in Stand und Beruf, ferner: nichts, was Gelegenheit geben könnte zu unangenehmen Auseinandersetzungen oder gar zu aufregenden Debatten. Hierin fällt der Begriff des Romanschreibers wie auch in den meisten andern Hinsichten mit dem des guten Gesellschafters zusammen, und zwar des Wirtes (nicht Gastwirtes; aber auch so kann man es betrachten) selbst. Daß er unterhaltend sei, ist die Hauptforderung, die der Gast zu machen hat, auch daß er nicht bloß auf den oder den oder zwei oder drei, auf einen Bildungsgrad oder Stand Rücksicht nimmt; man erlaubt ihm, daß er jetzt mit einem Zuge sich an den Psychologen, mit einem andern an einen andern wendet, nur nie so lange oder so ausschließlich, daß die übrigen sich bevorteilt oder gelangweilt fühlen könnten; man erlaubt ihm oder wehrt ihm wenigstens nicht, wenn er belehrt, wenn er erbaut, erhebt, zu Gutem anspornt, vom Unrechten abmahnt, nur daß er all das nicht ausdrücklich und wie mit Absicht thue

und vor allem nicht vergißt, zu unterhalten. Schon Cervantes hat einen Teil seiner Gäste durch die Drastik seiner Erfindungen zu ergötzen verstanden, indem er einen andern, weniger dafür disponierten Teil durch die Feinheit der Ausführung und der charakteristischen Züge zu fesseln wußte. Es giebt ein Mittel, das Komische wie das Tragische allen gefallend zu machen, es besteht darin, daß beides nicht bloß im Äußern, in der Einkleidung liegt, sondern im Grundverhältnisse, d. h. im Gedanken. So ist das Komische bei Cervantes und Shakespeare, das Tragische bei Shakespeare, wo es nicht bloß im sogenannten äußern Schicksale oder in der Situation, sondern schon im „tragischen Charakter" liegt. Ferner darf der Autor weder durch das Schöne und das Große noch durch das Gute oder durch das Wahre allein wirken wollen, sonst verdirbt er es entweder mit den sogenannten Gemüts-, Phantasie- oder den ethisch angelegten oder den Verstandesmenschen; d. h. er darf sich keine Blöße geben durch Einseitigkeit. Da in jedem Gaste eine geistige Kraft im Übergewichte ist und beschäftigt sein will, so wird der Wirt am besten thun, wenn er möglichst alle Hauptkräfte in Bewegung setzt, zunächst die Phantasie wegen ihrer mittlern Stellung zwischen dem Herzen und Verstande und ihrer unmittelbaren Wirkung auf alle übrigen Kräfte. Aber es werden noch eigentlich persönliche Eigenschaften vom guten Wirte gefordert. Er soll nicht allein unterhalten und mit Angenehmem unterhalten, er soll auch angenehm unterhalten; seine Unterhaltung wird uns um so besser gefallen, als er selber uns gefällt. Alle wünschen sich einen liebenswürdigen Wirt; manche aber würden unzufrieden sein, wenn er so ausschließlich liebenswürdig sein wollte, daß er ihnen nicht mehr achtungswürdig vorkäme. Man verlangt vom Wirte, daß er Welt habe, so gerne man ihn erzählen hört von Individuen, die keine haben, dafür aber viel Natur und obschon ungeschliffene, doch Diamanten sind. Es mißfällt an der angenehmsten Persönlichkeit, wenn sie sich zu auffällig hervordrängt, und obschon wir ihn als Erzähler nicht kalt wünschen, so wollen wir ihn doch auch nicht vor Wärme unruhig, unstet, haltungslos, ebensowenig aber seine Kälte durch eitle Schauspielerei als Wärme aufgeputzt sehen. Er muß uns Interessantes und zwar allen Interessantes, wenigstens allen interessant vortragen können, möglichst neu im Gegenstande und in der Wendung des Vorganges, spannend geordnet, ohne die Klarheit zu verlieren. Aber das ist noch nicht genug; wir wollen, daß er den richtigen Ton treffe denn so wenig wir die ausschließliche Absicht zu belehren bei ihm voraussetzen mögen, so sehr muß er sich hüten, durch seinen Ton au eine solche Absicht schließen zu lassen. So steht's mit dem Kanzelton. Das alles sind wir gewohnt, wenn wir es bedürfen, wo ganz

anders zu ſuchen. Wie die Erzählung ſelbſt zunächſt auf die Phantaſie wirken ſoll, ſo muß auch die Sprache danach angethan ſein. Die Folge einfacher Sätze (Hauptſätze) gehört der Beſchreibung ſinnlicher Gegenſtände und hat etwas zu direkt und haſtig Fortſtrebendes, etwas Dünnes, Nacktes, Nüchternes, Deutliches, was ſich wohl im Naiven mit dem Gemüte einen kann, aber wenig geeignet iſt, die Phantaſie frei zu machen und in Bewegung zu ſetzen. Die Satzverbindungen mit limitierenden kauſalen Bindewörtern ſind die Sprache des definierenden, unterſcheidenden Verſtandes aus der Spekulation. Aber weder zu dem Gemüte noch zu dem Verſtande ſoll ein poetiſches Werk unmittelbar ſprechen; das einzige Medium, welches einem beſonders reichern Ganzen Haltung und Übereinſtimmung geben kann, iſt die Phantaſie. Wie muß man nun ſprechen oder ſchreiben, um zunächſt auf die Phantaſie zu wirken? Was in der Form erregt die Thätigkeit der Phantaſie? Deutlichkeit der Vorſtellungen? wozu das Direkte gehört? Gewiß nicht. — Wir kommen darauf zurück.

Der Verſtand geht gern in gerader Linie auf ſeinen Gegenſtand los; die Phantaſie ergötzt ſich am Wege, ſie will voraus, bleibt nach, ſchweift hüben und drüben ab; ihre Freude iſt die Freiheit, darum bindet ſie ſich nicht und liebt den Wechſel, das Mannigfaltige, das Düſter, das Verſteckte, das Wunderbare, das Dunkel, das Abgebrochene (Fragmentariſche) zieht ſie an; dann bleibt ſie ruhig ſitzen und ſpinnt ſich in die Stimmung ein, die der Gegenſtand ihr erregt. Der Verſtand geht ihr unſichtbar voran; vor der Leidenſchaft (dem leidenſchaftlichen Wunſche) fliegt ſie vorher und war ſchon hundertmal bei dem Bilde der Erfüllung, ehe die Leidenſchaft ihr Ziel einmal erreicht oder ehe ſie es verfehlt hat. In ihren Händen trägt ſie das Saitenſpiel der Gefühle und greift nach Belieben hinein. —

Den Tropen entſagt die Sprache des Epos ſchon bei Homer, dafür wendet ſie die weniger kurzatmigen Figuren ausgeführter Gleichniſſe an, welche weniger dem dramatiſchen Gange paſſen. (Ein Beleg zu meiner Meinung von der jetzigen Kennerkunſt ſind die Gleichniſſe, bei welchen der Poet aus der Konſtruktion fällt. Welche Freude, wenn z. B. in Hermann und Dorothea man an Homer erinnert wird. Denn hauptſächlich dieſe Erinnerung an Homer iſt es, die uns an dem ſchönen Gleichnis vom Wanderer und der Sonne ſo ſehr gefällt. Durch die Aſſoziation der Ideen wird uns die äſthetiſche Idee der homeriſchen und damit der ganzen griechiſchen Schönheitswelt erweckt und klingt harmoniſch in die verhältnismäßig arme des deutſchen Epos und giebt dem Eindrucke desſelben Fülle und Reichtum. Unſre große Dichterperiode hat wie Juno den Gürtel der Venus geliehen, ſie gefällt dadurch, daß ſie an anderes, an Primitives erinnert. Und wo ſie aus andern Gründen

gefällt, gehören ſie nicht der Poeſie, ſondern andern Sphären, Rhetorik u. ſ. w.)

Kurze Sätze geben dem Stile etwas Abgeriſſenes, Haſtiges, was mit der epiſchen Ruhe und dem epiſchen Behagen nicht ſtimmt. Sie haben etwas Geradliniges, Direktes, welches eher dem Weſen der Proſa, beſonders der Beſchreibung entſpricht, als der Poeſie, am wenigſten der epiſchen, deren Gang ſich an ſich ſelbſt erfreut und ſich ſelbſt genießt. Beſonders widerſprechen ſie dem Romane, der im großen und ganzen die Verſchlingung des Satzgefüges in Begebenheiten nachahmt. Im Satzgefüge und der Periode haben wir ſchon das Indirekte, Mittelbare, d. i. was man das Retardierende des Epos nennt. Die Schönheit, die in den Wendungen der einzelnen Vorgänge, in den Verſchlingungen derſelben zu einem Ganzen liegt, kann ſchon der Satzbau mit kleinem Gegenbilde ſpiegeln. Dieſelben gleichen den ſchönen geſchwungenen, geſchweiften Linien eines Skulpturwerkes, die nicht bloß in einer und derſelben ebnen Fläche liegend, fliehen und wiederkommen, zur Seite ausbeugen und nie den kürzeſten Weg nehmen. Das Täuſchen der Erwartung, indem der Romandichter uns zu den Wünſchen, die er in uns erregt, führt, aber auf einem andern und ſchönern Wege, als auf dem er uns vermuten ließ dahin geführt zu werden, iſt hier ſchon im kleinſten Mittel der Kunſt vorgebildet.

Ein Geſetz für den Epiker, nie den geraden Weg zu gehen, weder in dem Arrangement des Vorganges noch in der Ausführung, und das bis zum einzelnen Satze herab, wenn er einen längern, gewundenern, aber ſchönern und unterhaltendern Weg weiß. Doch darf er dieſen nicht bis zum Geſuchten ſuchen; die Grenze des Natürlichen in Vorgang, Erzählung und einzelnem Ausdrucke muß ſeine Grenze ſein. Auch nicht das Zuſagende immer gerade heraus zu ſagen, das heißt nicht bloß ſich verſtändlich machen, ſondern auch auf gewählte — nur nicht auf geſuchte Art. Auch Umſchreibungen helfen zur Plaſtik und Entfernung von Dünnheit und Nüchternheit und Geſchloſſenheit gegen die Wirklichkeit zu, alſo zur Behauptung eines poetiſchen Bodens. Auch die Sprache muß Wechſel haben, einen Reichtum von Wendungen, namentlich witzigen, ſcharfſinnigen, tiefſinnigen für die Erzählung haben; ſich der Figuren bedienen, welche den Ausdruck lebhaft machen (d. i. auf die Phantaſie wirken). — Grazie. — Der unſchöne Weg nur wird als langer und langweiliger empfunden. Beiwörter, oft mehrere zuſammen, machen plaſtiſch und retardieren zugleich. Auch machen ſie, wenn ſie nur charakteriſtiſch ſind, die Vorſtellungen lebhafter. Auch der Epiker, und er noch mehr als der Dramatiker, muß die Raſchheit eines Vorganges darſtellen, aber die Darſtellung ſelbſt darf nicht haſtig ſein. —

Dickens hält die Novellenform Goethes fest, den Gegensatz der Tieckischen. Oder sollte man sagen: die Hoffmannische? Wie man ein psychologisches Problem lösen könne, d. h. ganz auf dem Wege der Anschauung und Darstellung, ohne eigentlich prosaische Auseinandersetzungen, das ist an der zweiten Novelle in Mr. Humphreys Wanduhr zu ersehen. Dickens verfährt ähnlich wie Shakespeare, er faßt das Disparateste in eine ideale Komposition zusammen. In „Große Erwartungen" haben wir auf dem Schauergrunde einer Hoffmannischen Erfindung (welcher das wunderbare England auf realistischem Wege entgegenkommt) eine Erzählung, welche das Idyll, die Kriminalgeschichte, den psychologischen Roman u. s. w. in sich vereinigt. So thut er schon in der Zusammensetzung der Forderung der subjektiven Totalität genug. Hoffmann baut schon auf dem Grunde Cervantes' und der englischen Humoristen, muß aber ins Dämonische und Diabolische, Phantastische, da ihm das deutsche Leben das Wunderbare, Seltsame nicht auf realistischem Wege entgegenbringt. Dies Hoffmannische Phantastische hat nun Boz nach England zurückgeführt; das Musikalische hat er beibehalten, aber die Buntheit und das charakteristische Leben Englands zwingt ihn nicht, wenn er Wunder à la Hoffmann aussinnt, gänzlich die Realistik zu verlassen. Der Hoffmannische Grund ist für die Phantasie, das Idyll für das Gemüt, der psychologische Roman trägt dem Verstande und der Vernunft (in seiner ethischen Richtung) Rechnung, die Kriminalgeschichte thut das pathologische Element, die Spannung des Begehrungsvermögens hinzu. So wird jede Kraft beschäftigt und durch die Verschlingung ein Wechsel dieser Beschäftigungen hergestellt, der weder in die Langeweile noch in das Peinliche verfallen läßt. In jeder Region ist eine Spannung und eine Lösung (subjektiv); im ganzen, dem psychologischen Romane, ist die subjektive Spannung und Lösung mit der objektiven Verwicklung und Entwicklung eins.

Der Gegensatz von Natur und Kultur ist in den meisten Romanen, und sie danken ihm einen großen Teil ihres Reizes. Er liegt in jedem Menschenleben! jeder Mensch, der eine reichere Geschichte hat, macht den Weg von der Natur zur Kultur, und die reichste führt wieder zurück. Die mit ärmerer Geschichte können ihm nicht ganz entgehen, denn neben der Kindheit ist das einfachste bürgerliche Berufsleben ein relativer Kulturzustand. In solchem Romane liest jeder ein Analogon seiner eigenen Geschichte und fühlt sich dadurch heimisch angeweht. So wird das idyllische Element dem Kultur-, das Kulturelement dem Idyllmenschen Lust schaffen, und in dem Romane, der beides vereint, werden beide ihre Rechnung finden. Ein neuer Grund für einen Romandichter, zu dieser gemischten Gattung zu greifen. In ihr tritt uns überhaupt das volle, ganze

Bild der Wirklichkeit entgegen, umsomehr, wenn auch die beiden Seiten des Ernsten und Komischen darin zusammengefaßt sind. Beide Grundtriebe der menschlichen Natur finden ihre Befriedigung, das naive Heimatsgefühl geschlossener Zustände und der romantische Trieb in das Neue, Ferne, Unendliche, Mannigfache und Komplizierte. Die Sehnsucht daraus nach dem Einfachen, nach der Natur wird gemeiniglich nicht wirklich, sondern ideal gelöst. Mitten in der ungeheuern Bewegung des Kulturlebens strebt der Mensch, das Paradies, in welches er nicht äußerlich zurückkehren kann, in sich aufzubauen. Und ein Stück, ein Analogon von Wemmicks Schloß (aus „Große Erwartungen") hat jeder ältere Mensch wenigstens in sich selbst, eine grüne Oase, wo er zuweilen von dem Staub und Lärm des Geschäftsweges einkehrt und von da gestärkt und mit neuer Lust oder immer gebrochener und unbefriedigter wiederum in den Staub und Lärmen sich stürzt oder schleicht. Ja das Grab, den Kirchhof haben wir uns als einen solchen Ruheplatz ausgemalt, dem die Müden sehnsüchtig zulächeln, vor dem die Bewegungslustigen zurückschaudern, weil von ihm kein Rückweg ist.

In der Regel wird auf einer der beiden Seiten unsre Sympathie parteiisch wurzeln. Der Ausgang muß danach fallen; es müßte denn sein, daß der Held zuletzt beide Seiten in sich vereinte, d. h. der Kultur nicht entsagte, wenn er zur Natur zurückkehrt, oder die Natur mit hineinnähme in die Kultur. In diesem Falle würde das Ideal der ganzen Menschheitsentwicklung in der Entwicklung eines besondern Menschenlebens realisiert.

Was das Publikum jetzt eigentlich will, ist die Spannung aller Kräfte in drastischer Weise, Todesgefahr u. s. w., innerer Kampf bis zum äußersten, aber guter Ausgang, d. h. Heiraten, Reichwerden, Vornehmwerden der Helden und womöglichst Sichausweisen auch der wildesten und kältesten Bösewichter als von Hause aus oder am Ende des Buches guter Kerle.

Das romantische Behagen ist eine Hauptbedingung. — Schon früher habe ich, und zwar bei den Shakespearestudien gefunden, daß die Lust an „tragischen" Gegenständen (tragisch im weitesten Sinne) auf der Natur der Phantasie ruht, und daß wir am Schrecklichsten Vergnügen finden können, wenn wir uns bewußt sind, es sei nur ein Spiel der Phantasie damit. Eine ganze Skala gemischter Gefühle thut sich auf vom Süßwehmütigen bis zur Lust im Grausen. Der Poet darf dabei nur nicht versehen, sich immer direkt an unsre Phantasie zu wenden, alles zu thun, sie ins Spiel zu bringen und darinnen zu erhalten, nie unmittelbar an ein anderes Gemüts-

vermögen zu appellieren; alſo ſein Schauſpiel auf ein Podium zu ſtellen und es gegen die gemeine Wirklichkeit entſchieden abzugrenzen. Dazu hat er noch allerlei Mittel; er kann etwas Konventionelles anklingen laſſen, wie ſchon Hoffmann gethan, wenn er den lieben Leſer anredet, wodurch er die falſche Täuſchung verhindert. Die Kunſt iſt, auf der einen Seite die größtmöglichſte künſtleriſche Täuſchung hervorzubringen, auf der andern Seite immer vorzuſehen, daß dieſe künſtleriſche Täuſchung nicht in die falſche Illuſion übergehe, die nichts mit der Kunſt zu thun hat, ſondern der „unfreiwillige Irrtum“ iſt, daß das, was der Phantaſie zum Spiele hingereicht wird, bare, blanke Wirklichkeit ſei, wirkliche, nicht von der Kunſt frei reproduzierte. Weiß der Dichter nur immer dieſen „Irrtum“ abzuhalten, ſo iſt erſtaunlich, wie weit er gehen kann, welches Äußerſte von Folter und Grauſen der Leſer mit Behagen empfinden kann. Wir haben die beiden Kräfte der Phantaſie, die Intenſion und Extenſion, jene führt zum Naiven, dieſe zum Romantiſchen. Dieſe beiden Regionen weiß der echte Romandichter wohl auseinander zu halten, indem er das Schreckliche und mit ſtärkerer Unluſt Gemiſchte in der Region des Romantiſchen entwickelt, aber nicht in das Naive eintreten läßt. Die naiven Charaktere oder wir in ihnen vertragen nicht größere Doſen von der genannten Miſchung. Sie oder wir in ihnen haben nicht die Widerſtandskraft; im Naiven liegt eine gewiſſe Hilfloſigkeit. Wir, Hebbel, Auerbach und ich, haben dieſes kitzliche Wagſtück unternommen, das Naive ſelbſt mit den Schrecken zu miſchen; es iſt abgelaufen, wie es konnte und mußte. Ich habe im Erbförſter viel romantiſches Nebenwerk in Bewegung geſetzt, ohne die Gefahr zu beſiegen, die darin liegt, daß man die naive Geſtalt ſelbſt in unmittelbare Berührung mit dem Schrecklichen bringt. Shakeſpeare hat im Othello die Desdemona in dieſe Lage verſetzt, aber ſie dient nur als reflektierende Fläche, die den Strahl der Glut auf die Hauptperſon zurückwirft, ähnlich wie meine Marie; doch hat Desdemona eine größere Schuld, und ihr Schickſal überraſcht weniger uns, als ſie; und auch der alte Erbförſter iſt zu eng naiv, für beide einzuſtehen. Übrigens iſt es Regel bei Shakeſpeare, Naivität, d. h. die Naivität des Stilllebens, nicht mit Leidenſchaft zu paaren, außer im Komiſchen. Und ſeine Regel trifft jederzeit mit dem Geſetze der ſubjektiven Natur zuſammen. Auch Dickens folgt in der Regel dieſem Geſetze; nicht dem Kapitän Cuttle, nicht den Toms im Chuzzlewit, nicht den Joe Gargery u. ſ. w. iſt die Leidenſchaft und das Pathos zugeteilt. Und das iſt auch im Leben das Typiſche, daß der Blitz der gefährlichen Leidenſchaft nicht in die ſelbſtgenügſamen, eben in ihrer Stille und Beſcheidenheit ſchönen Wieſenblumen ſchlägt, ſondern in hohe Wipfel und Giebel.

Alſo ein Geſetz, daß man das Naive und das Romantiſche, das Idyll und das tragiſche Schickſal in den Charakteren auseinander halten ſoll. Sonſt verliert auch das Naive ſeine ſchöne Beſtimmung, uns an ihm von jenen Schrecken und Spannungen auszuruhen. Mir fällt eben aus den Maiunruhen in Dresden die Bemerkung ein, daß, während die Menſchen in Wut und Aufregung miteinander kämpften, der Vogelgeſang in den Alleen tönte. Es ſcheint, als dürfte auch der Verſtand nicht zu nah an das Schreckliche u. ſ. w. herantreten, da ſeine Stetigkeit, ſein kauſales Konſtruieren die Phantaſie lähmt.

Eigentlich iſt die Dickensſche Manier von der Hoffmanniſchen gar nicht weit unterſchieden. Die Miſchung des Wunderbaren und Alltäglichen, eine ſo innige Miſchung, daß ihre Elemente kaum zu ſcheiden ſind, von der uns ſo eigen wird, daß wir wie bezaubert nicht wiſſen, welches nun eigentlich das Wunderbare, welches das Natürliche iſt, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Das Vehikel dieſer Verbindung iſt der Humor. Man möchte den Ausdruck brauchen: humoriſtiſche Romantik oder romantiſcher Humor. Da der Humor nun ebenſo wiederum Ernſt und Spaß in ſich hat in ebenſo inniger Miſchung, als dort das Wunderbare und Alltägliche gemiſcht ſind, ſo erhalten wir ein Produkt, welches vier Gegenſätze in ſich hat und bald den einen, bald den andern der vier Faktoren herauswendet, in ſo raſchen Übergängen, daß wir nicht wiſſen, welche Farbe wir eben ſehen. Wunderbar, ernſt, alltäglich, komiſch; komiſch, ernſt, wunderbar, alltäglich. Soweit hätten beide Manieren gleiche Grundlage; der Unterſchied iſt, daß der Engländer das Wunderbare aus ſeiner Wirklichkeit greift, d. h. aus Motiven, die der Wirklichkeit entnommen, zuſammenſetzt, das wirklich Wunderbare aber in Träume verweiſt, ferner, daß der Ernſt um etwas vorwiegt. Vielleicht iſt dies durch jenes notwendig gemacht; was dort für die Phantaſie verloren geht, wird hier für das Gemüt wiederum erſetzt; was an der Spannung der Neugierde verloren geht, wird durch Spannung der Sympathie aufgewogen, wobei der Eindruck gewiß nichts verliert. Hoffmann ſpielt auch mit der Haupterwartung, d. h. ihm ſcheint am Glücklichwerden ſeiner Helden nichts gelegen; dagegen weiß Dickens durch alles humoriſtiſche Spiel mit ſeinen Perſonen ſtets eine Teilnahme an ſeinen Helden und ihrem Schickſale zu zeigen, auch unſer Gemüt für ſie zu intereſſieren, daß der Wunſch, ſie möchten glücklich werden, das erreichen, was ſie wünſchen, auf dem Grunde unſrer Seele zu mildſtark wird, um von dem tollſten Spiele der Phantaſie je gänzlich abſorbiert zu werden. Hier iſt es ihm oder ſcheint es ihm ernſt; ſeine Helden haben vorwiegend menſchlich ſchöne Seiten, und mit ihnen ſpielt er nicht auf humoriſtiſche Weiſe; das thut er

mehr mit Nebenpersonen, und auch gegen manche unter diesen ist sein Humor mild und mit dem tiefsten Gemüte vereinigt. Bei Hoffmann sind gewöhnlich die Helden Geschöpfe der freien Phantasie, und in den Nebenpersonen steht ihnen als Hindernis, welches am Ende besiegt wird, die Alltäglichkeit, die Prosa, das Spießbürger- und Pedantentum entgegen. Bei ihm ist die Wirklichkeit, d. h. der Alltag das Negative, das Positive ist die siegende oder durch den Widerstand des Alltages vertollte geniale Phantasie. Bei Dickens ist dies anders, weil er das abstrakt wunderbare, der Wirklichkeit absichtlich entgegengesetzte Element nicht hat; auch das Positive nimmt er aus der Wirklichkeit, dem Alltage, und braucht das zauberische Element der Phantasie nicht, jenes zu verdunkeln durch den Kontrast, sondern es durch Einstimmung zu verklären. Bei ihm ist die Phantasie, die freie Genialität nicht die eine feindliche Substanz dem Wirklichen überhaupt gegenüber, sondern sie ist ein Adhärens des Wirklichen; er will uns die Wirklichkeit nicht verleiden, er schmückt sie im Gegenteile phantastisch heraus. — Der andre, formelle Unterschied ist das bei weitem reichere Detail wie bei Hoffmann, und aus diesem formellen Unterschiede ließe sich energisch jener substantielle herleiten. Für ein so langes Buch ist ein bloß phantastisch willkürliches Spiel nicht von hinreichender Kraft, den Leser zu fesseln.

Also ein oder mehrere wunderbare, aber doch in der Wirklichkeit mögliche und zugleich die Sympathie erregende Verhältnisse der Wirklichkeit gemäß, d. h. mit Wahrscheinlichkeit ausführen, nachdem sie in eine Verbindung gebracht sind, die denselben Charakter trägt, d. h. einer wunderbaren Wirklichkeit. Die Ausführung hat die Aufgabe, durch wahrscheinlichste Durchführung die Wirklichkeit des Ganzen zu beglaubigen, doch so daß keine Absichtlichkeit, auf das Gemüt zu wirken, sichtbar, daß Sentimentalität vermieden wird. Das auf das Gemüt wirkende muß jederzeit als ein Naives auftreten. Ein solch Verhältnis, gleich stark auf die Phantasie als auf das Gemüt wirkend, ist das des alten Trent und seiner Enkelin Nell. Was den subjektiven Eindruck betrifft, so muß er aus der Durchdringung (gegenseitigen) des romantischen und naiven Interesses so hervorgehen, daß auch der Verstand darin beschäftigt ist.

Der Hauptunterschied zwischen Dorfgeschichte und Roman in Dickens Manier liegt darin, daß jene mehr ausschließlich durch Erweckung und Interessierung des Gefühles fürs Naive und liebevolle Detaillierung in diesem Sinne zu gefallen sucht, während Dickens Absicht, auf das Gefühl des Romantischen ebensosehr als des Naiven wirkend und jenes zum Vehikel dieses machend, nach jenem Ziele strebt. Der Grund dieses Unterschiedes liegt wesentlich wiederum in der verschiedenen Länge; weil das Naive sich leichter abnutzt als das

Romantische und die Intensität bei längerer Spannung ins Peinliche ausartet, gegen welches das Romantische das beste Specifikum ist.

Es liegt doch ein großer Zauber im Scheine der Wirklichkeit, und dieser scheint jetzt der herrschende. Es liegt wahrlich eine große Quantität Poesie auch in dem wirklichen Leben unsrer Zeit. Das große Lesepublikum weiß nichts von dem Schönen, das irgendwann, irgendwo anders war; als Stoff, z. B. im historischen Roman, nimmt es dies mit Freuden auf, aber es mag diese formalen Schönheiten nicht, wenn sie mit dem Stoffe der ihm bekannten Wirklichkeit zusammengebracht als etwas Fremdes ihm auffallen. Nicht allein die Qualität, auch die Quantität der Wirklichkeit verlangt es vom Romane. Nur in einer spannenden oder rührenden Begebenheit läßt es sich so etwas gefallen, im Komischen oder Mittlern nicht wohl.

Nichtsdestoweniger ließe sich das wahrhaft Künstlerische und diese Lust an der Wirklichkeit vereinigen; nämlich wenn man das Künstlerische auf dem Wege der scheinbarsten Wirklichkeit zu erreichen trachtete — wenigstens im Romane, meine ich, wäre es möglich. Die Wirklichkeit sieht aus, wie wenn sie eben nur als Gegensatz künstlerischer Anordnung existierte, oder umgekehrt, als wäre die Kunst die völlige Leugnung der Wirklichkeit. Das mag mit daher kommen, daß die Kunstgesetze eben zu schablonenmäßig behandelt wurden, so daß das Publikum in der Kunst als solcher zuletzt nur die Eintönigkeit, den Schlendrian, den ewig gleichen Schematismus sah. Die Aufgabe wäre also keine andere, als die Kunstgesetze, die aus dem Wesentlichen und Ewiggleichen der menschlichen Natur entwickelt sind, in ganz neuem Stoffe, auf ganz neue Weise zu realisieren. Eine alte Forderung, daß in einem Kunstwerke die Phantasie nur ihrem eignen Gesetze gefolgt zu sein scheinen müsse, während sie doch in der That durch den Verstand kontrolliert sein muß und dem ästhetischen und ethischen Sinne nicht zuwider handeln darf. Es wäre allerdings eine schwere, aber gewiß lohnende Aufgabe, einen Roman zu schreiben, der überall sich vom Schlendrian der Erfindung und Technik frei machte und doch die wesentlichen Gesetze derselben nicht verletzte. Einen Roman, dessen Absicht scheinen könnte, der Kunst in das Gesicht zu schlagen, während er nur um so genauer mit ihrem wesentlichen Gesetze in Übereinstimmung wäre.

Der größte Schwung, die ausgelassenste Freiheit der Phantasie auf Grund einer ethisch-psychologischen Einheit, dem entsprechend die möglichste Individualität eines möglichst weiten Typus. Das wäre eine Seite, die andre möglichst kein Verstoß gegen die Gesetze des wirklichen Lebens, d. h. äußerste Wahrscheinlichkeit. Das Wunderbarste völlig wahrscheinlich, das Mannigfaltigste und Wechselvollste völlig einheitlich (ideal). Also das ideale wie das reale Element,

beide in möglichster Steigerung ins möglichste Gleichgewicht gebracht. Das liegt in der specielleren Maxime ausgesprochen: ein Ziel vorher wünschbar gemacht und der Leser auch wirklich dahingeführt, aber auf ganz andern Wegen, so daß er meint, immer weiter vom Ziele abzukommen. Dies Ziel aber muß ein ethisch gerechtfertigtes sein. Immer die alte Geschichte: das Gute belohnt, das Böse bestraft, aber auf möglichst neuem Wege. — Es liegt auf der Hand, daß das Arrangement und das Detail sehr viel dazu thun können, aber es muß die Fabel schon in ihrem innersten Kern neu sein, d. h. stofflich neu.

Der Kern der Dickensschen Romane ist in der Regel ein ethisch-psychologisches Problem, auch zuweilen mehrere, die in einem Kontraste zu einander stehen. In „Große Erwartungen" entsteht aus zwei solchen ein drittes; dieses am nächsten dem Durchschnitt stehend, das, was am meisten typische Weite hat, ist vollständig detailliert, die andern mehr skizziert. Aber es ist sogar noch ein viertes da, die Entwicklung Estellas, welche aber ganz beiläufig abgehandelt wird. Im „Raritätenladen" ist der alte Trent der Träger des ethisch-psychologischen Problems. Es ist hier ein weltbekannter Typus mit den individuellsten Zügen umkleidet, durch welche er sozusagen ganz neu wird. Doch ist er dadurch vom Ethischen mehr ins Reinpsychologische gespielt, daß der Alte nicht völlig zurechnungsfähig ist. Im Lear indes ist das Verhältnis wenig anders, mehr ethisch als psychologisch ist der Macbeth gefaßt. Aber beide sind nur auf diese Weise möglich. Der Typus im Raritätenladen ist der, welcher schon im Londoner Kaufmann behandelt wurde. Wie die Leidenschaft des Spieles nur in Schlummer zu bringen, nicht auszulöschen; wie sie durch ein Wort geweckt wieder ausbricht; wie sie zu andern Lastern führt, z. B. zunächst durch Diebstahl; soweit ist dies ein ethisch-psychologischer Typus, wenn der Wille wirklich, jedoch ohne Erfolg sich gegen die Leidenschaft aufmacht. Im alten Trent aber ist die Lust zum Spiele keine aus sich selbst entstandene — wie wohl in den meisten Fällen der Wirklichkeit —, sie ist aus Liebe zur Enkelin entsprungen und findet in ihr immer neuen Anstoß und neuen Vorwand, wiewohl sie in ihrer Erscheinung selbstständig auftritt. — Auch die Überzeugung, gewinnen zu müssen, wenn man nur nachhaltige Quellen hat, daß man schon gewonnen hätte, wenn man nicht durch Mangel an dem Mittel am Verfolgen der Chancen gehindert war, ist typisch und nicht allein für die specielle Leidenschaft des Spieles, sondern für alle Leidenschaften. — Dann ist der Alte schon von der Zeit an, wo man ihn kennen lernt, halb

kindisch; vielleicht nicht bloß aus Alter, vielleicht aus Charakterschwäche überhaupt. Die Faktoren des Ethischen sind an zwei Personen verteilt; der Alte repräsentiert bloß die Leidenschaft; der Wille, die entgegenstrebende ethische Kraft ist im Kinde hypostatiert. Im Drama (ich meine in der Tragödie) müßte beides in dem Helden selber sein, z. B. der Gedanke, die Mrs. Barlay zu bestehlen, in ihm selbst entstehen, weil all das dem Helden das Imposante der Freiheit und Leidenschaft zugleich gäbe. Es ist möglich, daß es in der Natur des Epischen liegt, das Ethische solchergestalt an mehrere zu verteilen; es entspricht dem epischen Charakteristikum (dem dramatischen gegenüber) der Mittelbarkeit und der von Anfang bekannten und vom Individuum eingestandenen Überlegenheit der Welt gegen dasselbe. Gelegentlich mit auch der Forderung einer epischen Zeit, der Schiller und auch Goethe sogar auf dramatischem Boden sich willig finden ließen. Vielleicht hat die Zeit das Recht an den Autor, ich denke aber, dieser dann die Pflicht, vom Drama wegzubleiben.

Es giebt zwei Arten des poetischen Interesses, das freie und das gebundene. Bei der ersten leiht wohl der Autor auch einer oder der andern oder allen dargestellten Personen ein Etwas von der eignen Freiheit. Die Kunst, welche auf das sittliche Urteil neben dem ästhetischen basiert ist, oder der beides in eines zusammenfällt — nicht so mißzuverstehen, daß, wie bei Schiller, das Schöne an die Stelle des Guten treten soll, sondern daß im Schönen das Gute und Schlimme enthalten sein, aber nur das erste von diesen beiden, das gute Schöne als das Schöne gelte, wie bei Shakespeare —, kann die erste Art des poetischen Interesses nicht entraten, weil Freiheit ein notwendiges Moment im Sittlichen ist. Hegel scheint danach die dramatische Poesie der formalen Besonderheit und die substantielle bei Gelegenheit Shakespeares und der alten Tragiker zu unterscheiden; mich dünkt, er hätte einfacher gethan, hätte er nach der Freiheit und nach der Gebundenheit der handelnden und leidenden Personen unterschieden. Nicht wie Goethe nach der Freiheit und nach der Natur; darin ist kein Gegensatz; in der menschlichen Natur liegt auch die Freiheit. Wenn nun nach unsern Begriffen die Tragödie sittlicher Natur sein soll, so bedarf sie der Freiheit, und ihr Interesse wird jener Art sein, die ich die freie nannte. So ist sie bei Shakespeare; die alten Tragiker dagegen verhalten sich wie ihre Personen naiv zu der Sache, ihr Handeln ist gebunden, d. h. sie folgen der Leidenschaft ohne Wahl, in welcher sie noch den Gott sehen, während das Christentum Gott und den Teufel in die Wagschalen geteilt und die Freiheit der Wahl dazwischen. Man sehe Orest der Mahnung zum Muttermorde folgend, die er ohne Reflexion dem Gotte zuschreibt, dagegen Hamlet im selben Falle, wie

er zweifelt, ob die Mahnung von Gott oder von dem Teufel ausgehe, d. h. ob die Leidenschaft, die ihn treibt, eine berechtigte oder unberechtigte, d. h. ob sie keine Sünde will, wovon das klassische Altertum nichts wußte.

Zugleich giebt die Freiheit dem Helden das Imposante, welches, in seinem Sturze kolossal gesteigert, auf die ewige Gerechtigkeit übergeht. Darin das Erhebende der Tragödie — welches nichts anderes ist als das Hochgefühl der Freiheit, der Selbstbestimmung, die der Zuschauer als sein unveräußerlich Eigentum, den menschlichen Adel, dessen er teilhaft, empfindet.

Aber wir finden diese Art des freien Interesses auch im Roman, und zwar ebenso stark wie bei Shakespeare in Cervantes' „Don Quixote". Wenigstens im Verhältnis des Autors und mit ihm des Lesers, wenn auch nicht der Personen, zur Sache. Ja hier liegt der Reiz eben durchaus in dem Kontraste der ironischen Freiheit des Autors und Lesers gegen die Naivität und Gebundenheit wenigstens der zwei Hauptpersonen. Die übrigen Personen verhalten sich so frei wie Autor und Leser zu den beiden Helden, und eine Schönheit des Buches entsteht daraus, daß eine von den freien Personen in die Gebundenheit der gebundenen fällt, jene Duenna, die im vollen Ernste des Don Quixote Ritterlichkeit für ihren Dienst aufruft.

Wir haben also drei Grundverhältnisse des Interesses, insofern es in der Form der Darstellung liegt. Erstens: Autor, Publikum und Personen verhalten sich frei zum Gegenstande — die Shakespearische Tragödie. Zweitens: Autor und Publikum verhalten sich frei, die Personen naiv, gebunden zum Gegenstande — Don Quixote. Drittens: Autor (wenigstens scheinbar), Publikum und Personen verhalten sich naiv zum Gegenstande. Letzteres scheint dem modernen Bedürfnisse am meisten zu entsprechen, darum ist es die Regel in der modernen Litteratur. Ausnahmen Kapitän Marryat.

Nun entsteht eine wichtige Frage: Darf der Autor in einem und demselben Werke zwischen diesen Arten des Interesses wechseln? — Ich denke, von einer höhern Art kann er stellenweise heruntersteigen, nicht umgekehrt, weil der Gebildetere sich leichter auf den Standpunkt des weniger Gebildeten wird versetzen können, als umgekehrt. Ferner ist noch zu bemerken: Nr. 1 ist am meisten bei großen drastischen Gegenständen am Platze, in welchen das allgemeine Menschenlos in einem einzelnen Falle dargestellt wird. Nr. 2 bei kleinen, d. h. solchen, die dem Leser klein, den Personen groß erscheinen. Hier liegt die Pointe in diesem Unverhältnis von kleinen Dingen und großer Meinung davon, in welchen das allgemeine Menschenlos im einzelnen sich spiegeln soll, das Einzelne nur dazu dient. Nr. 3 bei verhältnismäßig nur kleinen Gegenständen, wie

das äußere Glück oder Unglück einer oder mehrerer einzelnen Pe sonen, in welchen nicht das allgemeine Menschenlos zur Erscheinu kommt, wo unser Interesse also nicht an Ideen anknüpft, wo d einzelne Fall einen einzelnen Fall bedeutet, und die etwaigen Ide nur unsern Anteil am einzelnen Lose hervorrufen sollen.

Es leuchtet ein, daß Nr. 1 und 2 als real-ideal die eigentlich Region der Kunst oder des Künstlerischen, der Poesie im höher geistigern Sinne beleben, dagegen Nr. 3 mehr zu naturalistische Technik führt, die allerdings in ihrer Art groß sein kann und b Dickens dies ohne Frage ist. Letztere Art ist so eigentlich der Bode der Unterhaltungslitteratur. In Nr. 1 und 2 wiegt die Form, d. l der Gedanke, in Nr. 3 der Stoff vor. Die Reflexion wird in und 2 den Stoff sich unterwerfen, ja ihn geschaffen oder doc reproduziert haben, aber ihre Spuren werden überwunden sein Das Ganze wird an sich lediglich dargestelltes Allgemeines sein; i Nr. 3 wird sie neben dem Vorgange hergehen und das dargestellt Besondere auf die Allgemeinheit beziehen.

Den Liebhabern der beiden ersten Gattungen ist es mehr um das Allgemeine der menschlichen Natur und Geschichte, um die Wahrheit des Lebens, den Liebhabern der dritten Art mehr um eine einzelne Wirklichkeit des Lebens zu thun; die ersten suchen mehr Gegenstände der Betrachtung, sie wollen ein Leben sehen, an welchem sie ihre theoretische Thätigkeit in Bewegung setzen können; die andern wollen nicht das Leben selbst, sondern ein einzelnes, und nicht als freier Beschauer, sondern als mitspielende Person mit erleben. Die ersten wollen eine künstlerische Illusion, die andern wollen eine wirkliche Täuschung; die einen wollen das Thun und Handeln der Menschheit von einem höhern Standpunkte, gleichsam mit der Teilnahme eines vom Irdischen freien, verklärten Geistes beschauen, um ihr Gefühl für das Menschliche zu stärken und zu mildern zugleich, die andern aber wollen in die Zustände des Vorganges mit hineingesetzt sein, wie es die dargestellten Menschen selber sind. Wer diese während der Lektüre auf jenen freien Standpunkt über dem dargestellten Vorgange hinaufstellte, würde sie um ihr ganzes Vergnügen bringen, während jene unter 2 momentan etwas tiefer herabsteigen können, sich vorübergehend in das Dargestellte vertiefen, sich mit den Personen identifizieren mögen, um dann den Genuß der Freiheit des Betrachters desto stärker zu haben, sich desto freier darin zu empfinden. Die Art des Interesses ad 1 erlaubt beides; jene werden die Freiheit der Personen teilen, ohne sich von der Gewalt der Situation zum leidenden Verhalten hinreißen zu lassen; diese werden sich der Gewalt der Situationen überlassen und die Freiheit der Personen vielleicht nicht einmal ahnen, noch weniger in ihrem

leidenden Verhalten durch dieselbe sich stören lassen. Bei Nr. 2 dagegen, wo jene ihre volle Rechnung finden, werden diese sich nicht heimisch finden können; die darunter, welche Sinn für das Komische haben, wird noch die Drastik des komischen Vorganges die komische Seite mit erleiden lassen, aber die ebenso ernste als komische Seite des theoretischen Vergnügens wird ihnen verschlossen bleiben. Denn für diese gilt es nur einen Ernst bei der Sache, den, der aus dem Stoffe auf ihr leidendes und handelndes Vermögen wirkt. Der Widerspruch zwischen dem Ernst der Figuren und der Nichtigkeit und Verkehrtheit der Sache, an welche dieser Ernst gewendet und verwendet wird, wird sie ärgern, alle formale Schönheit wird ihnen als Eitelkeit und Ungereimtheit erscheinen. Es müßte denn sein, daß der Leser selbst das Schicksal jener Duenna im Don Quixote teilte und so naiv wäre, den Ernst der Personen zu dem seinigen zu machen und demzufolge die Situation sich ebenso erscheinen zu lassen, als sie den Personen erscheint.

In unserer Zeit, die ganz nach drei neigt, würde die zweite Art die wenigsten Liebhaber finden. Cervantes sagt gerade heraus, daß er selbst den Don Quixote für einen Narren erkennt; der Leser kann auch nicht anders, als ihn dafür erkennen; soll er nun ein so dickes Buch durchlesen, welches von den Thaten und Meinungen eines Narren und eines Pinsels handelt? Dickens hat im „Pickwick" den alten derben Cervantes gemildert und das Interesse am Allgemeinen darin in ein Interesse am Besondern verwandelt, weder die Narrheit noch auch den romantischen Edelmut des Don Quixote hat Pickwick in dem mächtigen Grade: wir lieben den Pickwick im Pickwick, dort die Menschheit selbst im Don Quixote und Sancho Pansa, das Herrliche und das Thörichte der Menschennatur selber, nicht eines einzelnen liebenswürdigen Exemplars; dort liegt das Tragische und Komische, das Große und das Kleine, das, was wir in der Menschennatur bewundern, das, worüber wir lachen müssen, im Grundgedanken des Ganzen; im Pickwick liegt die Liebenswürdigkeit des einzelnen Originals in seinem Benehmen, das Komische des einzelnen Falles in seinen Abenteuern. Jenes ist die notwendige Geschichte des Menschen, die Weltgeschichte, darum bleibt der Konflikt und Kampf des Idealismus mit dem Realismus im Don Quixote ohne Austrag, wie in der Weltgeschichte. Sie stehen sich am Ende gegenüber noch wie im Anfang, selbst vom idealen Standpunkte gesehen; dieses ist die zufällige Geschichte eines einzelnen liebenswürdigen Originals. Jenes ist ein Werk des objektiven, dies ein Werk des subjektiven Humors. — Gleichwohl sieht man Dickens beständig an, daß er die Intention des Cervantes hat, nämlich die Intention, Humanität zu wirken, uns zu lehren, die menschliche

Thorheit als eine andre Seite des Edeln im Menschen aufzuzeigen. Aber in seinen übrigen Werken geht er noch weiter, er will auch für die Verbrecher unser Mitleid, aber er schlägt einen andern Weg ein als die Reformationszeit, die das Laster als Thorheit auffaßte, den Teufel als den Narrenkönig. Er faßt das Laster als Unglück auf, und in seinem Sinne ist es dies gewiß, ja noch mehr, das einzige wahre Unglück; aber er versteht ein unverschuldetes oder nicht genügend verschuldetes Unglück darunter. Es giebt gewiß einzelne Fälle, in denen er damit recht hat, aber eben darum sollte er dies nicht zur Allgemeinheit eines Grundsatzes erheben wollen. Die Moralität soll nicht Schaden leiden durch die Humanität, wenn diese nicht selbst zur Immoralität werden soll.

Formen der Erzählung.

Die Formen der Erzählung selbst: a) die eigentliche Erzählung; wie man im gewöhnlichen Leben zu erzählen pflegt. Man muß voraussetzen, daß der Erzähler seinen Gegenstand entweder ganz oder teilweise selbst erlebt, oder daß er ihn aus fremder Hand hat; er referiert und muß sich wohl hüten, Dinge zu detaillieren, die er weder selbst erlebt, noch von einem andern erfahren haben kann, z. B. die unbelauschten letzten Augenblicke eines Menschen und dergleichen. Hat er die Geschichte selbst erlebt, so wird er entweder selbst der Held derselben sein oder doch dem Helden direkt oder indirekt zeitweilig oder stets nahe gestanden haben, gewesen sein; d. h. entweder er selbst oder sein Gewährsmann oder seine Gewährsmänner. Der Erzähler wird sein Wissen um die Sache motivieren müssen. Er wird in der Regel in medias res anfangen, doch kann er das früher Geschehene als Erläuterung an der Stelle, die dessen bedarf, beibringen. Dabei hat er das Gesetz der Erinnerung zu seiner Regel. Also kann er, wenn es die Assoziation der Ideen erlaubt, Abstecher machen; doch müssen diese Abstecher nicht seinem Plane fremd sein, im Gegenteile müssen sie ihm dienen als Kunstmittel, wo sie dann so unabsichtlich und natürlich erscheinen können, als sie absichtlich und gemacht sind. In der Darstellung innerer Entwicklungen, allmählichen Werdens, in alledem, worin der Verstand besonders mitthätig ist, hat diese Art zu erzählen den Vorteil; aber eben wegen der ihr möglichen Stetigkeit läuft sie Gefahr, den Leser durch Spannung oder Einförmigkeit zu ermüden, d. h. peinlich oder aber langweilig zu werden.

In Hinsicht auf Unterhaltung ist b) die scenische Erzählung im Vorteile. Der so Erzählende erlebt die Geschichte und läßt sie den Leser mit erleben. Er braucht nicht zu motivieren, wie er dazu kommt, zu wissen, was er erzählt. Hier ist die Kunstmäßigkeit be-

merklicher. Er hat viele Prozeduren mit dem Dramatiker gemein, er muß seinen Vorgang in Ort und Zeit sammeln, ja er arbeitet auf eigentliche theatralische Effekte hin. Bei dem Erzählen ad a ist das Medium der Mitteilung lediglich das Ohr, hier aber wird gewissermaßen durch das Ohr dem Auge mitgeteilt; der Leser erfährt nicht abstrakt die Sache, sondern sie wird ihm vor das innere Auge gestellt. Natürlich ist es, daß diese Darstellung eine mehr äußerliche sein wird als jene. Der Erzähler bedient sich aller der mimischen Mittel, durch welche der Dramatiker seinen Vorgang vor das äußere Auge und Ohr des Zuschauers stellt, um den Leser zu einer Art Zuschauer und Zuhörer zu machen, der seine Gestalten sieht und ihre Reden hört — aber mittelst des innern Sinnes. Er bedient sich sogar der Licenzen des Dramatikers, z. B. durch die Reden der Gestalten die Vorgeschichte oder Stücke derselben exponieren zu lassen, anstatt sie selbst zu exponieren. Diese Art der Erzählung setzt die Existenz des eigentlichen Dramas voraus; Leute, die davon nichts wüßten, würden sich in dieser Art der Erzählung nicht zu orientieren wissen. Diese Art der Erzählung hat vor der eigentlichen wie vor dem eigentlichen Drama, von welchen beiden sie eine Mischgattung ist, erheblich viel voraus. Sie kann einem weit verwickelteren Plane, einer weit reicheren und mannigfaltigeren Komposition gerecht werden und bei weit größerer Länge der Ermüdung weit leichter vorbauen, als die Erzählung unter a und als das Drama. Sie kann kühner sein als beide und hat vor dem eigentlichen Drama noch das voraus, daß der Autor keine Mittelsperson und keiner äußeren Anstalten und Apparate bedarf. Er baut sich sein Theater, er malt sich seine Dekorationen, er bläst seine Blitze selbst, er ist sein eigener Theatermeister, und keine Schwierigkeit legt ihm ungefüges reales Baumaterial in den Weg, er muß kein Gewicht, keine Reibung u. s. w. von Körpern berechnen, um sie zu überwinden; er braucht keine fremden Hände zu seinem Bau; und so rasch und ungehindert er wie ein Zauberer entstehen und da sein läßt, was er will, so rasch weiß er es zu entfernen und anderm Platz zu machen. Neben ihm steht weder der Kontrolleur mit der Uhr noch der mit dem Maßstabe, er ist unumschränkter Herr über Ort und Zeit. Er schafft sich seine Schauspieler selbst, in denen nichts Selbständiges, nichts Individuelles, das der Maske und den übrigen Absichten des Dichters widerspräche, er schafft sich Schauspieler, die nur sich selbst zu spielen brauchen, und dies ihr ganzes Selbst schafft er genau ebenso, wie er es braucht. Sein Publikum kommt nicht, um sich selbst zu zeigen oder für sich seine eigene Komödie außer der seinen zu spielen, noch anzusehen, kein Opernglucker entführt ihm dessen Aufmerksamkeit, sein Publikum zerstreut sich nicht gegenseitig. Kommt ihm nicht die der

ſeinen vereinte Kraft eines großen Mitdarſtellers zu Hilfe, ſo kann ihm auch kein ſchlechter ſeine Sache verderben, und er braucht ſeinen Beifall mit keinem andern Menſchen zu teilen. Er kann, was der Gedanke kann, ſeiner Darſtellung kommt keine reale Beſchränkung in den Weg; für ſeine Scene giebt es keine phyſiſche Unmöglichkeit; er kann, was die Natur kann und was der Geiſt. Ihm ſteht eine Muſik zu Gebote, gegen welche alle reale Muſik plump und ſchwer, wie der Körper gegen die Seele gehalten u. ſ. w.

Die Erzählung nach a erzählt in der Regel die Dinge in derſelben Reihenfolge, in der ſie geſchehen ſind, zuweilen ſchaltet der Erzähler etwas Frühergeſchehenes ein, das Vorhergehende oder auch das Nächſtkommende zu erklären. Immer aber iſt es der Erzähler, der zu ſeiner Bequemlichkeit oder um des Verſtändniſſes willen dergleichen thut. Der Erzähler ſtellt ſich und ſein Erzählen zugleich mit dar; er muß zugleich ſeine Erzählung beglaubigen. Hier ein epiſches Medium, mache es ſich nun mehr oder weniger bemerklich. Bei b dagegen fällt dieſes Medium als dargeſtelltes völlig weg; b erzählt nicht nach der Reihenfolge, ſondern die Geſichtspunkte der Spannung des Effektes, der idealen Bedeutung (kontraſtierende Parodie) beſtimmen die Ordnung. b verfährt weit mehr indirekt als a; bei ſeinen Arrangements giebt der Erzähler nie einen Grund, warum in dieſer Folge? wozu dieſe Scene? woher er dies weiß und dies. Das alles bis auf die letzte Frage muß der Vorgang ſelbſt beantworten. a muß die letzte wie alle dieſe Fragen direkt erledigen, b braucht es nicht, denn hier erzählt die Geſchichte ſozuſagen ſich ſelbſt, der Gegenſtand konterfeit ſich ſelbſt wie eine Photographie. Bei a iſt die hiſtoriſche Glaublichkeit, der Kredit des Erzählers ein Hauptpunkt; ſeine Geſchichte muß überall bewieſen werden, bei b dominiert nur die äſthetiſche Zweckmäßigkeit.

Nun exiſtiert noch eine dritte Art c, welche aus der von a und b zuſammengeſetzt iſt und die Vorteile beider vereinigen kann, die pſychologiſche Entwicklung, überhaupt die ſtete Darſtellung innerer und äußerer Vorgänge, die Kauſalität des Verſtandes, die lyriſche Innigkeit des Gemüts, auch die Gedrängtheit von a mit der detaillierten Mimik, charakteriſtiſchen Ausmalung der äußeren Erſcheinung und dem erfriſchenden Springen der freien Phantaſie von b. Dieſe Art fügt den Reiz des Problematiſchen zu dem des genauen Durchſchauens von Perſonen und begebenheitlichen Zuſammenhängen, ſie miſcht nach Abſicht des Erzählers Handlung und Begebenheit, das Leben des Geiſtes und der Natur, das Subjektive und Objektive im Gehalt und in der Form, ſie erzählt eins, das andre läßt ſie den Leſer miterleben, wie es dem Zwecke dient. Erfüllt der Erzähler die ihm geſtellte Aufgabe, zu unterhalten, ſo kann er belehren, er-

heben, bewegen, bilden, bauen und zerstören, gute Triebe zu stärken, schlechte zu schwächen suchen, raten, warnen, kurz alles, was und wie er will.

C. Zum eigenen Schaffen.

Mein Verfahren beim poetischen Schaffen.

Mein Verfahren beim poetischen Schaffen ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh' ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Gebärdung für sich oder gegeneinander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder genauer ausgedrückt, wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung hab' ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz' ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte geben, so hab ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraune spielend; wie Schiller, so hab' ich ein strahlendes Karmosin; bei Shakespeare ist jede Scene eine Nüance der besondern Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung, an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stücke erfahr' ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus, schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Scenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduzieren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene nur ein toter Buchstabe. Nun geb' ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelheiten ist, oder wenn ich so sagen soll, ich

suche die Idee, die, mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Z
sammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die G
lenke der Handlung, um den Kausalnexus mir zu verdeutliche
ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge, den vollständige
Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nu
meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinkt angehör
alles Absicht und Berechnung ist, im ganzen und bis in das einzelr
Wort hinein. Da sieht es denn ohngefähr aus, wie ein Hebbelische
Stück, alles ist abstrakt ausgesprochen, jede Veränderung der Situatior
jedes Stück Charakterentwicklung gleichsam ein psychologisches Prä
parat, das Gespräch ist nicht mehr wirkliches Gespräch, sondern ein
Reihe von psychologischen und charakteristischen Zügen, pragmatischer
und höhern Motiven. Ich könnte es nun so lassen, und vor den
Verstande würde es so besser bestehn als nachher. Auch an zeit
gemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten.
Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen ist mir kein poetisches
Kunstwerk, auch die Hebbelischen Stücke kommen mir immer nur vor
wie der rohe Stoff zu einem Kunstwerk, nicht wie ein solches selbst. Es
ist noch kein Mensch geworden, es ist ein Gerippe, etwas Fleisch darum,
dem man aber die Zusammensetzung und die Natur der halbverdauten
Stoffe noch anmerkt; das Psychologische drängt sich noch als Psycho-
logisches auf, überall *sieht* man die Absicht. Nun mach' ich mich an die
Ausführung. Das Stück muß aussehen, als wäre es bloß aus dem In-
stinkt hervorgegangen. Die psychologischen Züge, alles Abstrakte wird
in Konkretes verwandelt. Die Person darf nicht mehr abstrakte Be-
merkungen über ihre Entwicklungsmomente machen, aus welchen bei
Hebbel oft der ganze Dialog besteht, z. B. wie Antonio in der „Julia"
beiseite sprechend, völlig abstrakt alle die Momente des Eindrucks von
der Erzählung von Julias Tod auf ihn ausspricht, z. B. ‚Ich
glaube, du wünschtest, sie sei aus Schmerz über dich gestorben,' und
dergleichen. Man muß an der Gebärde der Rede, wenn ich so sagen
darf, merken, was in der Person vorgeht, aber sie muß es nicht mit
dürren Worten sagen, denn wer kann in solchem Zustande solche
Bemerkungen über sich machen? Man hört dann eine Marionette
und keinen Menschen, eine Figur, die sagt, was der Dichter will,
aber nicht, was sie selbst. Es ist das freilich schwer, denn man hat
immer zwei Gedankenreihen bei dieser Umwandlung festzuhalten,
nämlich erstens die Reden, die der Person natürlich, und die einen
Inhalt und Zusammenhang für sich haben, zweitens die psychologischen
Entwicklungsmomente, die sozusagen ohne Wissen, ja oft wider den
Willen der Figur durch jene hindurchscheinen. Es ist nicht allein
technisch schwer, sondern es verlangt auch wenigstens im Anfang
einen schweren Sieg über die Eitelkeit, denn die blendenden Reihen-

faden der rohen Stoffe werden zu gebrochenen, die Einfälle verlieren das Pikante, das Raffinierte sieht aus wie das Gewöhnliche. Am schwierigsten ist dies bei leichteren psychologischen Momenten, bei den ersten Keimen innerer Zustände, die dann stetig gesteigert der Person selbst später erst klar werden, manchmal ihr gar nicht klar werden, die die Oberfläche der Rede oft nur so leicht affizieren dürfen, wie ein leises Lüftchen fast unsichtbar die Wellen kräuselt. So ist's mit dem Charakterisieren; bei Hebbel erzählen die Personen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten und wissen sich selbst etwas damit, was für ganz eigne Menschen sie sind, während meiner Meinung nach sich der Charakter einer Person ohne ihr Wissen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Personen selber ihren Charakter meist nicht kennen, und indem sie ihren vermeinten schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen, ihren wirklichen schildern müssen. Denn wem, der die Menschen und den Menschen kennt, muß nicht all dies absichtliche, abstrakte Auskramen psychologischer und charakteristischer Züge, die jedem bekannt sind, lächerlich vorkommen? Die Personen soll man für Menschen halten, sie müssen sich also doch einigermaßen als Menschen gebärden. Wenn ein Schicksal auf uns Eindruck machen soll, darf es doch kein Theaterschicksal sein. Solche Charaktere giebt es, die sich und ihre Entwicklungen stets selber beobachten. Warum soll der Dichter nicht auch einen solchen zeichnen? Er darf aber nicht vergessen, daß dieses Sichselbstbeobachten eben ein individueller Zug ist, und kein allgemeiner, den er allen Charakteren beilegen darf. Des Philosophen, des Mannes der Wissenschaft ist es, das Gesetz aus der Fülle seiner Erscheinungen herauszuschälen; des Dichters, das Gesetz wieder hinter der Erscheinung zu verbergen.*) — So dacht' ich in meiner Isolierung. Meine poetischen Menschen macht' ich, wie ich die Menschen kennen gelernt hatte, aber ich dachte wohl halb unwillkürlich nicht mehr daran, daß das Publikum ja eben aus solchen Menschen besteht, daß der beobachtende Blick, der mit Leichtigkeit durch die absichtlichen und unabsichtlichen Verkleidungen in das Innere dringt, der mehr auf die unwillkürliche Gebärde der Rede merkt, als auf ihren Wortinhalt, wie der Fechter mehr auf seines Gegners Auge, als auf seinen Arm, eine Sonntagskindergabe ist, die sich nicht anbilden, nur ausbilden läßt.

---

*) Kenner Hebbels wissen, daß die Ludwigsche Charakteristik im Ganzen nur etwa auf die „Julia" jenes Dichters paßt, daß in seinen anderen Stücken die Gestaltungskraft und die dramatische Gewalt Hebbels die von Ludwig angedeuteten Schwächen in der Regel überwinden. Anm. d. H.

Das Farben- und Formenspektrum.

— Nun ist mir das Rätsel meines frühern Schaffens psychologisch gelöst. Erst bloße Stimmung, zu der sich eine Farbe gesellte, entweder ein tiefes, mildes Goldgelb, oder ein glühendes Karmosin. In dieser Beleuchtung wurde allmählich eine Gestalt sichtbar, wenn ich nicht sagen soll eine Stellung, d. h. die Fabel erfand sich, und ihre Erfindung war nichts andres, als das Entstehen und Fertigwerden der Gestalt und Stellung. Aber diese war so sehr Hauptsache, d. h. diese genau begrenzte lebendigste Anschauung eines Menschen in einer gewissen Stellung, daß, sowie das mindeste daran unbestimmt wurde, meine Fabel und meine Intentionen sich verwirrten, und ich selber nicht mehr wußte, trotz möglichst detailliert aufgeschriebenen Planes, was ich wollte, wo dann, wenn ich mich zum Arbeiten doch zwang, die Einzelheiten für sich selbst sich ins einzelnste zaserten, und eine Menge Detail hineinschwoll in üppigster Anarchie. Jenes Farben- und Formenspektrum, welches mich, solange es in klarster Sinnlichkeit dastand, in jedem Augenblick und in den heterogensten Umgebungen und Beschäftigungen wie ein Mahner umschwebte und mein ganzes Wesen in Aufregung setzte, in einen Zustand, ähnlich dem einer Schwangern, der Geburt nahe und in der Geburtsarbeit, ein liebend Festhalten und doch Hinausdrängen des, was vom eignen Wesen sich losgelöst hat, Ding für sich geworden ist. Nun weiß ich, was jene Gestalt und ihre Gebärde war; nichts andres als der sinnlich angeschaute, tragische Widerspruch; der eine Faktor die Gestalt, die Existenz (der Grund davon), der andre die Gebärde. Der sinnlich angeschaute prägnante Moment, in welchem am schärfsten Kontraste die Einheit erscheint. Sonderbar, jetzt wo ich von dem allgemeinen ausgehe, von den Gesetzen der Gattung, wie sie mir ein sorgfältiges Studium gelehrt, folgt jene Erscheinung, jenes Spektrum der Feststellung des Planes oder dem vollständigen Entwurfe der Fabel. Mein Albrecht stellt sich mir nun als solches psychologisches oder vielmehr pathologisches Formen- und Farbenspektrum dar, als eine sanfte Existenz in gewaltsamer Gebärde (Zorn in Gestalt von Leiden), — die Agnes als sittige Gestalt in leidenschaftlicher Gebärde. Resignierter Trotz auf dem Grunde der Humanität, leidenschaftliches Bedürfnis auf dem Grunde ruhiger Schönheit. Der Erbförster, der Judah und die Lea, auch selbst die Heiteretei schwebten mir in solchen Anschauungen vor, das glühende Gefühl für Recht im Momente, wo es Unrecht thut; darin liegt alles Vorher und Nachher. Beim Anhören einer Beethovenischen Symphonie stand dies Bild plötzlich vor mir, in glühend karmosinem Lichte, wie in bengalischer Beleuchtung, eine Gestalt, die mit ihrer Gebärde im Widerspruch, ohne

daß ich noch wußte, wer die Gestalt, noch was ihr Thun sei. Das wurde mir erst allmählich klar, wie die Fabel entstand, wobei mein Wille und alle bewußte Thätigkeit sich ruhig und passiv verhielten. — Beiläufig: Mir scheint, als ob die Sinnlichkeit der Darstellung, welche die naiven Dichter, besonders Shakespeare charakterisiert, hauptsächlich Resultat der Kontrastierung sei. Von unten auf zu beginnen, von der ersten und engsten, d. h. auf dem kleinsten Raume vollzogenen Synthesis des Allgemeinen und Besondern, vom uneigentlichen Ausdrucke — so ist dieser um so sinnlicher, je größer der Kontrast zwischen Sache und Bild. Zu dem Kontrast in der Metapher ein Beispiel in Romeo: „das Grabmal, das seine Marmorkiefern öffnet, den wieder auszuspeien," der eingesargt gesehen wurde. In dem Worte Marmorkiefern ist der Kontrast zwischen Sache und Bild durch die engste äußere Vereinigung beider gesammelt. Der Kiefer, ein bewegungsfähiges, tierisches Glied, und der Marmor, die schwere tote Naturmasse. Ein anderer Kontrast, der z. B. die Volksbücher so sinnlich wirksam macht, ist der Antagonismus zwischen den hanebüchensten, drastischsten Situationen, den wunderbarsten Erfindungen und der kühlen nüchternen Darstellung in der Sprache. — Künstlerisch trefflich ist der Kontrast des wahren Verhaltes und des vermeinten im Othello. So baut sich eine in sich einheitliche Welt aus Kontrasten auf. Die Metapher ist der Baustein dazu.

Gefahren der Reflexion.

— Nun endlich kenne ich meinen Feind genau von Ansehen und Namen; er heißt: zu große und fortwährend wirkende Neigung zur Vertiefung des Verstandes. Damit hängt der Hang zusammen, Figuren und ihr Handeln, den ganzen Vorgang in Detail zu zerlegen, statt sie daraus aufzubauen. Statt die auseinandergelegten Teile nun zusammenzufassen, zerlege ich sie von neuem; nun habe ich eine Anzahl von kleinen Motiven, so groß, daß mein Überblick nicht mehr die für die Darstellung wesentlichen herausfinden kann. Der Fehler kommt daher: Meinen ersten Versuchen fehlte, daß der überblickende Verstand nicht im Gleichgewichte mit Phantasie und Empfindung stand. Dem abzuhelfen, gab ich dem Verstande wiederum durch Übung ein lähmendes Übergewicht gegen jene andern Kräfte. So verlor er die Natur des intuitiven Verstandes. Immer weiter auf dem Irrwege, der vielleicht ein notwendiger war, faßte ich als Aufgabe des Dichters, den reflektierenden Verstand zu überzeugen. Da nun doch Phantasie und Empfindung noch nicht so geschwächt waren, diese Tyrannei schweigend zu erdulden, schwollen mir meine Pläne ins maßlose an, und fühlte ich bei möglichster Kausalität bis in das kleinste hinein, je mehr der Verstand sich befriedigte, eine

Unbefriedigung des ganzen Menschen. Über dem zweck- und ziellosen Herüber und Hinüber verlor ich Hoffnung, Lust und Kraft. Es war ein ähnlicher und entgegengesetzter Irrtum wie der der sentimentalen Dichter, die ihren eignen Affekt an die Stelle des Dargestellten setzen (das Äußerste darin Tells Monolog, wo der Dichter erregt und die Person ruhig ist), die Empfindungen, die die Person haben sollte, selbst haben und dafür die Reflexionen, die der Dichter machen muß, der Person geben. So sollten meine Personen den Verstand unmittelbar orientieren, d. h. ich legte die Reihe der Ideen, die dem Vorgange zu Grunde liegen müssen, in den Vorgang selber; der Dialog bestand fast aus lauter Beziehungen auf dieselbe, der Dialog der Personen sollte zugleich eine fortwährende Verständigung zwischen dem Verstande des Dichters und dem des Zuschauers auch über die kleinsten Motive des Vorgangs, über die Intentionen des Dichters mit diesen Motiven sein; während doch hier Totalität sich an die Totalität des Zuschauers wenden soll.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.